Digitized by Google

(699)

Per. 27835 d. 29
1869

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1869.

Erster Band.

Digitized by Google

C 699.

Per. 27835 d. 29
1869

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1869.

Erster Band.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1869.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

BODLEIANA · BIBLIOTHECA ·

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1869.

Digitized by Google

Register.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

Abel, L., Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. 797.
Adolf, L., Herzensstille. 395.
Alberti, C. E. R., Heinrich Pestalozzi. 700.
Allerlei mit Krebsnasen. Aufgetischt von Prinz Carneval III. (Louis Julius.) 635.
*Ardito, P., Giulio Schanz e le sue poesie. 702.
Aristophanes, des, Werke. Uebersetzt von J. G. Droysen. Zweite Auflage. Erster Theil. 327.
Arnd's, K., Leben von ihm selbst beschrieben. 509.
Arndt, F., Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen. 653.
Arneth, A. Ritter von, Beaumarchais und Sonnenfels. 157.
Arnold, F., Poetische Schriften. 540.
Asztalos, Elise von, An die denkenden deutschen Frauen. 653.
Auf, S., Kynopädie oder der wohlerzogene Hund. 234.
Aus Hannovers Gegenwart. Eine politische Novelle von ***. 412.
Aus dem Leben eines Malers. Briefe und Aufzeichnungen eines Verstorbenen. 142.

Baader, F. von, s. Hoffmann.
Balearen, die. In Wort und Bild geschildert. Erster Band: Die alten Pityusen. 654.
Baltzer, E., Pythagoras, der Weise von Samos. 157.
Bamberger, L., Herr von Bismarck. Aus dem Französischen übertragen von K. A. 212.
*—— Dasselbe, ins Englische übersetzt von Th. Lee. 447.
Barrsch, K., s. Nibelungenlied.
Basch, S., Erinnerungen aus Mexico. 181.
Bassewitz, E., Gedichte. 395.
Bastian, A., Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit. 390.
*Bastian, A., Zeitschrift für Ethnologie und ihre Hülfswissenschaften. 191.
*Batz, K. W., Gedichte. Dritte Auflage. 351.
Barmann, R., Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII. 721.
*Bayer, J., Von Gottsched bis Schiller. Zweite Ausgabe. 702.
Beethoven's neue Briefe. Nebst einigen ungedruckten Gelegenheitscompositionen ꝛc. Herausgegeben von L. Nohl. 108.
Bech, F., s. Classiker.
Bechstein, R., s. Classiker.
Becker, A., s. Minding.
*Becker's, K. F., Weltgeschichte; herausgegeben von A. Schmidt. Dritte vermehrte Auflage der achten Ausgabe. 765.
Benedix, R., Die Mutter. 38.
*—— Die relegirten Studenten. 15.
Beneke, A., Im kleinen Ort. 285.
Berger, Marie, Einsam und arm. 205.
Bernays, M., s. Goethe.
Bernhardt, Th., Geschichte Roms von Valerian bis zu Diocletian's Tode (253—313 n. Chr.). Erste Abtheilung. 476.
Bertram, Wagien. Baltische Studien. 573.
Beskow, B. von, Die Gesundheit der Seele. In deutscher Uebersetzung von E. Prätorius. 189.
Bettziech-Beta, O., David Rizio. 101.
Bibliothek ausländischer Classiker in deutscher Uebertragung. Erster bis achtundneunzigster Band. 665.
*—— Dasselbe. Bd. 1—98. 399. Bd. 99—107. 718.
*—— der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts (Brockhaus). Siebzehnter und achtzehnter Band: Wilhelm Müller's Gedichte, herausgegeben von M. Müller. 94.
—— geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. Erster und zweiter Band. 42.
—— humoristischer Dichtungen, herausgegeben von G. Haller. Erster Band: Humoristische Dichtungen für gesellige Kreise. Aus den Quellen geschöpft von G. Haller. Erste Sammlung. — Zweiter Band: Sang und Schwank. Heitere Stücke von befreundeten Dichtern herausgegeben von O. F. Gruppe. 395. — Dritter bis fünfter Band. Zweite Auflage. 632.
*Bibliothek, pädagogische. Herausgegeben von K. Richter. 702.
*—— philosophische. Herausgegeben von J. H. von Kirchmann. Erstes bis funfzehntes Heft. 254.
*—— philosophische, oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. 63.
Bibra, E. Freih. von, Die Bronzen und Kupferlegirungen der alten und ältesten Völker. 699.
—— Graf Ellern. 756.
Bilderbuch, das, eines armen Studenten. 189.
Björnson, B., Das Fischermädchen. Erzählung aus dem norwegischen Leben. Deutsche Originalausgabe. 585.
—— Dasselbe. Deutsch von H. Helms. 585.
*Birlinger, A., So sprechen die Schwaben. 495.
Bitter, C. H., Karl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann Bach. 673.
—— Ueber Gervinus' Händel und Shakspeare. 253.
Blanckarts, M., Fürs Vaterland. 347.
—— Gedichte. 778.
Blankenburg, H., Die innern Kämpfe der nordamerikanischen Union bis zur Präsidentenwahl von 1868. 769.
*Blanschandin, ein deutsches Rittergedicht. 818.
*Blatt, das Neue. Redacteur Paul Lindau. 818.
Bloemer, F., s. Lessing.
Blomberg, H. Freih. von, Studien zur Kunstgeschichte und Aesthetik. I.: Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst. 812.
Bluntschli, J. C., Die Gründung der amerikanischen Union von 1787. 188.
—— Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt 97.
Bock, F., Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Erste Lieferung. 300.

Digitized by Google

*Bodenstedt, F., als Intendant des meininger Hoftheaters zur Disposition gestellt. 766.
*—— Gesammelte Schriften. Zwölfter Band. 351.
Böhme, E., Des Sohnes Erziehung. 554.
Böhtlingk, O., s. Sprüche.
*Bornemann, W., Plattdeutsche Gedichte. Siebente Auflage. 15.
Böttger, A., Neue Lieder und Dichtungen. 305.
Bowitsch, L., Vom Donaustrande. 155.
Bowles, S., Von Ocean zu Ocean. Nach den Reisebriefen des Verfassers frei bearbeitet von R. Schweichel. 153.
Braddon, M. E., Der gebrochene Schwur. (Lady Lisle.) Roman aus dem Englischen. 75.
—— Raubvögel. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. 441.
*Brandes, K. H., Die Wörter deutschen Stammes in der französischen Sprache. 78.
Brandrupp, A. H., Wilhelm I. Preußens Heldenkönig in Wort und Bild. 462.
Brandt. — Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinrich von Brandt. Erster Theil: Die Feldzüge in Spanien und Rußland 1808—12. Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen seines verstorbenen Vaters zusammengestellt von H. von Brandt. 247.
Bratuscheck, E., Germanische Göttersage. 414.
Brauer, E., Badische Sagenbilder in Lied und Reim. 155.
Braun, E., Jesus von Nazareth. 533.
—— J. W., Ein politischer Verbrecher. 787.
—— K., Frankfurts Schmerzensschrei und Verwandtes. 193.
—— Parlamentsbriefe. Erste Abtheilung: Friedliche Briefe über den socialen Krieg. 193.
*Braunschweig, L., Anleitung für die telegraphische Correspondenz. 415.
Briefwechsel des Grafen Montvallat oder Erinnerungen an die französische Emigration von 1792—97. Herausgegeben von W. M*. 668.
Briegleb, H. E. B., Gebrochene Fürstenherzen. 204.
Brohm, R., Sophokles' Antigone. Uebersetzt mit Erläuterungen für Nichtphilologen. 59.
Brugsch, H., Ueber Bildung und Entwickelung der Schrift. 188.
*Bruhns, K., s. Humboldt.
Brunschweiler, Joachim, oder Lehr- und Wanderjahre eines Porträtmalers am Ende des 18. und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. 669.
*Buchhandel, der deutsche, in den Jahren 1867 und 1868. 142.
*—— deutscher, und Presse und der Nachdruck deutscher Bücher in Nordamerika. 399.
Buchner, K., Novellen. 428.
Büchner, L., Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie von der Verwandlung der Arten und die erste Entstehung der Organismenwelt. 390.
*—— Aus Natur und Wissenschaft. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 765.
Bünger, R., Staat und Volksbildung in ihrer Wechselwirkung. 797.
Bunsen. — Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von F. Nippold. Erster Band: Jugendzeit und römische Wirksamkeit. 145.
*Busch, M., Bilder aus Griechenland, nach der Natur gezeichnet von A. Löffler; mit beschreibendem Text. Erste bis siebente Lieferung. 718.
Byr, R., Der Kampf ums Dasein. 609.
—— Mit eherner Stirn. 75.
—— Schlachten und Kämpfe. 585.
*Byron-Skandal in England. 622.

Candidus, K., Vermischte Gedichte. 311.
Capräz, F., Philosophisches Memoirengeplauder. 670.
Carion, F., Der alte Dessauer. 120.
—— Ein deutscher Fürst. Zweite Abtheilung des Romans: Der alte Dessauer. 381
*Carlyle's, Th., Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große. Uebersetzt von J. Neuberg. Fünfter Band. 95.
Caro, J., Lessing und Swift. 439.
*Carus, Karl Gustav; Nekrolog desselben. 638.
Cäsarenwirthschaft. Indiscretionen eines geheimen Agenten. Nach dem Französischen der „Mémoires de Griscelli, Baron de Rimini" bearbeitete autorisirte Ausgabe. 157.
Castendyck, W., Pocherze. Ein Haufwerk kleiner Gedichte. 55.
Christen, Ada, Lieder einer Verlorenen. Zweite Auflage. 295.
Christenthum und Positivismus. Aus dem Französischen. 157.
Classiker, deutsche, des Mittelalters. Begründet von F. Pfeiffer. Sechster Band: Hartmann von Aue. Herausgegeben von F. Bech. Dritter Theil: Iwein. — Siebenter Band: Gottfried's von Straßburg Tristan. Herausgegeben von R. Bechstein. Erster Theil. 489.
*—— Dasselbe. 255.
Claudius Claudianus, Dichtungen, übersetzt von G. Freih. von Wedekind. 329.
Clemen, R., Gedichte. 55.
Cobden, Richard. Sein Leben und sein Wirken. Von einem Freihändler und Friedensfreunde. 668.
Cohn, G., Die Börse und die Speculation. 188.
*Collection of British authors. Tauchnitz edition. 1000. Band. 143. — 1041. Band: Doubtful plays of W. Shakspeare. Herausgegeben von M. Moltke. 801.
*Collection of German Authors. Tauchnitz edition. Vol. XIII: Poems by F. Freiligrath edited by his daughter. 671.
Collins, W., Der Mondstein. Aus dem Englischen übersetzt von E. Lehmann. 441.
*Compendium der schönen Künste. Erster Theil. 766.
*Conrad, G., Vermischte Schriften. Zweiter Theil. 94.
Contzen, H. C. W., Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter. 698.
*Conversations-Lexikon (Brockhaus); elfte Auflage desselben. 29.
Cordenons, P., Das Problem der Luftschiffahrt. 510.
Cosack, W., Lessing's Laokoon. 439.
*Criminalgeschichten, die interessantesten, aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Eine Auswahl für das Volk aus dem Neuen Pitaval. Herausgegeben von A. Vollert. Fünfter Band. 350.
Curti, Th., Blumensträuße. 563.
Czermak, J. N., Populäre physiologische Vorträge. 689.

Davis, A. J., Der Zauberstab. Aus der achten amerikanisch-englischen Ausgabe übersetzt von G. C. Wittig und herausgegeben von A. Aksakow. 481.
Decken's, Baron K. K. von der, Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—65. Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden, Fürstin Adelheid von Pleß. Bearbeitet von O. Kersten. 636.
*Delius, N., Werke Shakspere's (englisch). Lief. 10, 11, 12. 95.
*Deutsche antike und Kaiserdramen. 733.
Devrient, E., Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. 679.
Dichter, deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Zweiter und dritter Band: Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Erster und zweiter Theil. 268.
Dichter, deutsche, des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Erster Band: Ausgewählte Dichtungen von M. Opitz. Herausgegeben von J. Tittmann. 255. 490.
Diefenbach, L., Margarethe. 75.
Diez, Katharina, Nach Mexico und zurück in die Heimat. 285.
*Diezmann, August; Nekrolog desselben. 639.
Dill, L., Paul und Therese. 134.
—— Welt und Traum. 134.
Dincklage, E. von, Hochgeboren. 755.
*Dingelstedt, F., Die Amazone; ins Englische und Holländische übersetzt; vorbereitet für das Französische und Italienische. 143.
Diron, Hepworth. 526.
—— W. H., Neu Amerika. Nach der siebenten Originalauflage aus dem Englischen von R. Oberländer. 49.
—— Seelenbräute. Uebersetzt von J. Frese. 49.
Dobbert, E., Die monumentale Darstellung der Reformation durch Rietschel und Kaulbach. 700.
Doehn, R., Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Amerika. 235.
Dombrowski, R. Ritter von. — Harmvolle Lieder und harmlose Gedanken eines Wildtödters. 562.

Digitized by Google

Dorer-Egloff, E., Gedichte. 395.
*Drama, das deutsche; die moderne und akademische Richtung in demselben. 655.
Dranmor, Requiem. 306.
Drbal, M. A., Empirische Psychologie. 414.
Dreves, L., Der Lebensretter. 380.
Dreydorff, G., Schleiermacher. Festrede. 533.
Druschinin, s. Pentameron.
*Dumas der Jüngere, A., Büßende Magdalenen. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. 702.
Dünzer, H., Aus Goethe's Freundeskreise. 65.

Ebeling, A., Regenbogen im Osten. Die Krone des Orients. Ghaselen. 565.
—— F. W., Mon Plaisir. Zweite Auflage. 205.
*Ebers, G., Eine ägyptische Königstochter. Zweite Auflage. 415.
*Eberty, F., Geschichte des preußischen Staats. Dritter und vierter Band. 350.
Ebrard, A., s. Ossian.
Echo vom Soracte. Horazische Gedichte in modernen Versmaßen bearbeitet von K. Walter. 330.
*Edelweiß. Für Frauensinn und Frauenherz. Eine Auswahl aus der neuesten deutschen Lyrik von K. Zettel. 15.
Egger, A., Schiller in Marbach. 460.
*Ehescheidungsprocesse, die interessantesten, der ältern und neuern Zeit. Nach actenmäßigen Quellen von mehrern Juristen. 702.
*Ein X für ein U machen. 750. *
Elsner, O., Bar-Gochba, der Messias. 101.
Elze, K., s. Jahrbuch.
Emerson, R. W., Die Natur. Aus dem Englischen von A. Holtermann. 669.
Emrich, Ph., Gedichte. 133.
Endemann, W., Die Entwickelung der Handelsgesellschaften. 60.
Erckmann-Chatrian, Die Blokade von Pfalzburg im Jahre 1814. Nach der dritten Ausgabe des französischen Originals. 141.
Erdensohn, K., Fritz und Fritzchen. 120.
Erdmann, Vom Vergessen. 701.
Erinnerungen eines Offiziers des kaukasischen Corps. Aus dem Russischen. 365.
Ernesti, Luise, Unauflösliche Bande. 779.
Erwin, W., Dornröschen. 395.
Ettmüller, L., Herdstadende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. 161.

Falk, Rosalie, Johannes Falk. Erinnerungsblätter aus Briefen und Tagebüchern. 460.
*Familienbibliothek. Herausgegeben von E. Wendt. (Jean Paul's „Titan", zweiter Band.) 255.
Fastenrath, J., Hesperische Blüten. 568.
—— Immortellen aus Toledo. 568.
Fastenrath, H., Klänge aus Andalusien. 38.
*Felder, der Bauer und Schriftsteller, gestorben. 367.
*Felder, Aufruf zu Gunsten der Hinterlassenen desselben. 478.
Fernow, K. L., Carstens, Leben und Werke. Herausgegeben und ergänzt von H. Riegel. 225.
Feßler, S., Die letzten Tage von Karthago. 358.
Fichte, J. H., Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik. 625.
Finsch, O., Die Papagaien. 422.
Firmenich-Richartz, J. M., s. Volksgesänge, neugriechische.
Fischer, J. G., Den deutschen Frauen. 515.
—— Kaiser Maximilian von Mexico. 83.
—— K., Geschichte der neuern Philosophie. Fünfter Band. Erste Abtheilung: Fichte und seine Vorgänger. 433.
—— Minna, Aus dem Herzen. Lieder einer Verstorbenen. 54.
Flammberg, G., Der Feilenhauer. 206.
—— Ein Leben in Liedern. 567.
Fleutje, L., Das Leben und die todte Natur. II. Das Leben und der Stoffwechsel. 189.
*Fliegende Blätter; deren Jubiläum (50. Band). 527.
Förster, E., Geschichte der italienischen Kunst. Erster Band. 550.
Fortlage, C., Acht psychologische Vorträge. 113.
Franzenshuld, E. von, Sonnenblumen. 491.
Frauenstädt, J., Blicke in die intellectuelle, physische und moralische Welt nebst Beiträgen zur Lebensphilosophie. 529.
Frerichs, J. H., Das Spiel. 797.
Friedberg, E., Aus deutschen Bußbüchern. 526.
Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Ein Charakterbild aus dem deutschen Volke und für das deutsche Volk. 189.
Friedrich, F., Ehemänner und Ehefrauen. Neue Folge. 635.
*Friederike von Sesenheim. Wahrheit und Dichtung. Treu nach Wolfgang von Goethe. Eine deutsche Liebesidylle. 63.
Friesen, H. Freih. von, Das Buch: Shakspeare von Gervinus. 657.
Freiberg, G. von, Fiamma. 357.
Frenzel, K., Neue Studien. 33.
Freybe, A., s. Klopstock.
Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Fünfte vermehrte Auflage. Zweiter Band. Erste Abtheilung: Vom Mittelalter zur Neuzeit. 166.
—— L., Bilder aus Ostpreußen. 254.
Fritzsche, G., s. Schiller-Halle.
Fuchs, K., Ungleiche Verwandte unter den Neudeutschen. 679.
Führich, J. Ritter von, Von der Kunst. Zweites Heft. 61.
Fullerton, Lady Georgiana, Ein stürmisches Leben. 491.
Fürstenberg, J. von, Dramatisches Jahrbuch auf 1867. 378.

*Gedenkbuch. Blätter zur Beherzigung und Erinnerung auf alle Tage des Jahres. 271.
*Geibel, Emanuel. 15.
—— Sophonisbe. 81.
*——; für dasselbe den Schillerpreis. 765.
*Geibel, E., Gedichte und Gedenkblätter. Fünfte Auflage. 63.
*Georg, Prinz von Preußen, Katharina Boisin. 174.
George, L., Die Logik als Wissenschaftslehre. 582.
Gerok, K., Blumen und Sterne. 56.
*Gerstäcker, Friedrich, gegen Alexander Jung. 801.
—— Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Westindien und Venezuela. 519.
Gervinus, G. G., Händel und Shakspeare. 249.
Giebel, C. G., Der Mensch. 12.
Gino, C., Südlands-Klänge. 395.
Glaser, A., Hänschen Siebenstern. Dem Holländischen des J. van Lennep nacherzählt. 120.
—— Leseabende. 204.
Glümer, Claire von, Düstre Mächte. 409.
Goedeke, K., s. Dichter, deutsche.
Goethe, J. W. von, Faust. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von M. Carriere. 451.
*—— Eine wichtige Notiz für neue Ausgaben seiner Werke. 158.
*—— und Sterne, noch einmal. 222.
Goethe's Briefe an Christian Gottlob von Voigt. Herausgegeben von O. Jahn. 65.
—— Briefe an Friedrich August Wolf. Herausgegeben von M. Bernays. 65.
*—— Werke; dritter Theil (National-Bibliothek, Hempel). 399.
*Goethe-Monument in München. 623.
Gogol, s. Pentameron.
*Goldscheider, B., Besprechung von Hamerling's „Ahasverus in Rom". 143.
Golosoff, s. Pentameron.
Gontscharow, J. A., Oblomow. Deutsch von B. Horsly. 321.
*Görlitz, Frauenrechte. 15. 174.
*Gottfried von Strasburg; Studien über denselben von Bechstein, Kurtz und Heinzel. 175.
*Göttling, Karl Wilhelm; Tod desselben. 110.
Goullon, H., Grundriß der Geisteskrankheit. 12.
Gräfin, die. Trauerspiel. 104.
Grimminger, A., Mei Derheim. 553.
Gritzner, M. E., Flüchtlingsleben. Mit einem einleitenden Kapitel von M. Hartmann. 717.
Grosse, J., Aus bewegten Tagen. 289.
—— Eine alte Liebe. 731.
—— Maria Mancini. 731.
—— Ein Revolutionär. 731.
Grothe, W., Die Kinder des Papstes. 780.
—— Glanz und Fall. 780.
Gründung und Entwickelung der breslauer Burschenschaft. Festgabe zu ihrer fünfzigjährigen Jubelfeier am 26. und 27. October 1867 den alten Herren dargebracht von der breslauer Burschenschaft. 60.
Gruppe, O. F., Leben und Werke deutscher Dichter. Vierter Band. 455.
—— s. Bibliothek humoristischer Dichtungen.
*Guerrazzi; Gesammtausgabe seiner Werke, mit einer Einleitung von F. Bessio. 399.

Gumprecht, O., Musikalische Charakterbilder. 676.
Günther, W. A., Populäre Vorträge und Abhandlungen über Rechtsmaterien. 701.
Guseck, B. von, Katharina von Schwarzburg. 381.
*Gutzkow, Karl. 671.
—— Die schöneren Stunden. 662.

Häckel, E., Ueber Arbeitstheilung in Natur- und Menschenleben. 700.
—— Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts. 188.
Hagen, C. H. Freih. vom, Die Stadt Halle, nach amtlichen Quellen historisch-topographisch-statistisch dargestellt. 77.
Hahn, W., Kurprinz Friedrich Wilhelm. 45.
Haller, G., s. Bibliothek humoristischer Dichtungen.
Halm, K., Ueber die Vossische Bearbeitung der Gedichte Hölty's. 296.
Hamerling, R., Der König von Sion. 5.
*—— Ahasver in Rom. Sechste Auflage. 718.
Hammer, P., Die Presse, eine Großmacht, oder ein Stück moderner Verfimpelung? 197.
Hanuš, J., Die gefälschten böhmischen Gedichte aus den Jahren 1816—49. 414.
Harder, Pauline von, Suum cuique. 54.
Harms, F., Abhandlungen zur systematischen Philosophie. 582.
Harrys, H., Michelangelo's und Rafael's Gedichte. 40.
Hartmann, E. von, Philosophie des Unbewußten. 113.
—— M., Die Diamanten der Baronin. 356.
—— M., s. Gritzner.
Hartsen, F. A. von, Die Methode der wissenschaftlichen Darstellung. 253.
Hase, K., Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Zweite verbesserte Auflage. 759.
Hayes, J. J., Das offene Polarmeer. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. 42.
*Hebbel's, F., und H. Laube's „Demetrius". 334.
*Hegel's, Friedrich Wilhelm, Jubiläum im nächsten Jahre. 143.
*—— Einladung dazu. 415.
Heigel, K. A., Es reguet. 285.
Heine, M., Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. 337.
*Heine's Immatriculationsprüfung. 221.
Heinsius, A., Meine Religion in ihren Grundzügen. 533.
Heinzen, K., Deutscher Radicalismus in Amerika. 300.
Held, J., Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Dritter Theil: Der verfassungsmäßige oder constitutionelle Staat. 97.
—— J. von, Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts. 97.
Helene, Aus Herz und Leben. 54.
Henne-Am Rhyn, O., Die Culturgeschichte im Lichte des Fortschritts. 698.
Henneberger, A., s. Uz.
Henoch-d'Albert, Pauline, Das Blumenmädchen. 379.
Hentl, F. Ritter von, Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler. 106.
Herbert, L., Badegeschichten. 411.
Hermanni, K., Die Schlacht von Schönbund. 741.
Herstellung, die, von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Verleger. 158.
Hertzberg, G. F., Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer. 263.
Hesekiel, G., Das Buch vom Grafen Bismarck. Erste Abtheilung. Dritte Auflage. 212.
Hessemer, F. M., Ring und Pfeil. Zweite Auflage. 741.
Heßlein's, B., Gesammelte Werke. Erster Band: Die gnädige Frau. Neunter Band: Unter dem Schleier der Nacht. 412.
*Hettner, H., Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Erster und zweiter Band. Zweite Auflage. 143.
Heuglin, Th. von, Ornithologie Nordost-Afrikas, der Nilquellen und Küstengebiete des Rothen Meers und des Somali-Landes. Erste und zweite Lieferung. 422.
—— Reise nach Abessinien, den Galaländern, Ost-Sudán und Chartúm in den Jahren 1861 und 1862. 422.
*Heyse, P., Antologia dei moderni lirici italiani. 15.
*Heyse, Paul. 15.
Hick, G., Ein Wintermärchen. 741.
Hildebrandt's, Professor E., Reise um die Erde. Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von E. Kossak. 425.
Hilgard, Die hundert Tage. 741.
Hiltl, G., Die Freier der Markgräfin. 285.
—— Das Geheimniß des Fürstenhauses. 815.
Himly, E. A. W., s. Tilt.
Hirschfeld, H., Spätes Erkennen. 205.
Höcker, G., Ein schöner Dämon. 93.
Hoffmann, F., Philosophische Schriften. 646.
*—— Philosophische Schriften. Zweiter Band. 95.
—— Die Weltalter. Lichtstrahlen aus F. von Baader's Werken. 648.
—— F. K., Grundzüge einer Geschichte des Bilderräthsels. 699.
Hoffweiler, G. F. von, Sicilien. 817.
Holtei, K. von, Briefe und Blätter von Frau Therese. 58.
*—— funfzigjähriges Jubiläum desselben. 367.
*Holtei-Straße in Breslau. 527.
Hölty, s. Halm.
Holtzendorff, F. von, Die Principien der Politik. 504.
*Homer's Werke, übersetzt von J. H. Voß. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 255.
Hopfen, H., Arge Sitten. 246.
*—— Aschenbrödel in Böhmen. 334.
Hoppensack, L. A., Therese, ein Volkslied aus dem Münsterthale des Schwarzwalds. 56.
Hoyde-Seyler, F., Ueber Spectralanalyse. 189.
Horatius Flaccus, Quintus, Die Satiren und Episteln. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von E. Munk. 186.
Horn, G., Das Halsband der Dauvets. 753.
*—— Mademoiselle Bertin. 15. 174.
—— M., Der zerrissene Dreiklang. 411.
—— Schatten und Licht. 411.
Horwicz, A., Das Gesetz der Kunst die Freiheit des Künstlers. 421.
Huber, K., Gedichte. 562.
Humbert, C., Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik. 657.
*Humboldt, A. von; eine wissenschaftliche Biographie desselben, herausgegeben von K. Bruhns. 607.
Humor, deutscher, in Poesie. Illustrirt von O. Pletsch, J. Füllhaas u. a. 235.

Jacobi's, F. H., Briefe an Friedrich Bouterwek, aus den Jahren 1800—19. Herausgegeben von W. Meyer. 296.
Jäger, J., Der menschliche Verkehr und seine Theorie. 699.
Jahn, O., Aus der Alterthumswissenschaft. 267.
—— s. Goethe.
Jäkel, J., Der Satz des zureichenden Grundes. 461.
Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. Elze. Vierter Jahrgang. 657.
Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges. Herausgegeben vom Central-Comité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der böhmischen Erz- und Riesengebirgsbewohner, unter Redaction des Comité-Mitgliedes K. von Wenhrother. Dritter Jahrgang. 301.
Jellinek, A., Studien und Skizzen. Erster Theil. Der jüdische Stamm. 61.
Jensen, W., Gedichte. 308.
—— Novellen. 141.
—— Unter heißerer Sonne. 733.
Jerwitz, W., Lieb und Leid. 311.
*Illustrirter Kalender für 1870 (Weber). 801.
Jordan, H., Die Kaiserpaläste in Rom. 188.
*Jordan's, W., Nibelungen. Zweite Auflage. 818.
Julius, L., s. Allerlei.
*Jung, Alexander. 801.

*Kalidasa's Sakuntala; bearbeitet von Freih. von Wolzogen. 174.
Kalisch, M. M., Leben und Kunst. 55.
Kanitz, E. Graf von, Ein Mahnwort zu Gunsten der Nachwelt an die historische Literatur der Gegenwart. 49.
Kanngießer, G., Die Stellung Moses Mendelssohn's in der Geschichte der Aesthetik. 437.
*Kapp, E., Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung. Neue verbesserte Auflage. 351.
Karl's XV., Königs von Schweden und Norwegen, Gedichte. Deutsch von F. L. Bömers. 283.

Kaszony, D. von, Gold und Herz oder die Schätze des Marannon. 93.
—— Vergißmeinnicht und Lilie. 585.
Kattner, E., Preußens Beruf im Osten. 209.
Kauffer, E., Jean Paul als Dichter und Prediger. 215.
Kaulich, W., Ueber die Freiheit des Menschen. 186.
Kasten, O., s. Decken.
Kessel, K. von, Petersburg und Stockholm. 381.
Ketteler, W. E. Freih. von, Die Pflichten des Adels. 510.
Kirchmann, J. H. von, Aesthetik auf realistischer Grundlage. 417.
Klapp, M., Wiener Bilder und Büsten. 574.
Klippel, G. H., Das Leben des Generals von Scharnhorst. Erster und zweiter Theil. 712.
*Klopstockiana. 589.
Klopstock's Abschiedsrede über die epische Poesie, cultur- und literargeschichtlich beleuchtet von A. Freybe. 296.
Knauth, F., Luise Henriette von Oranien, Kurfürstin von Brandenburg. 46.
Knorr, E., Der Feldzug des Jahres 1866 in Süd- und Westdeutschland. Zweiter Band, erste Lieferung. 364.
Kobell, F. von, G'schpiel. 553.
Koenig, H., Eine pyrmonter Nacheur. 730.
*—— Tod desselben. 654.
Kohler, K., Die Bibel und die Todesstrafe. 510.
Kolb, G., s. Monge.
Kossak, E., s. Hildebrandt.
Krause, R., Katharina van Löwen. 362.
Kremer, A. von, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. 237.
Kretzschmar, A., Eine Nothlüge. 93.
*Kruse, Heinrich; goldene Preismedaille für sein Drama „Die Gräfin". 765.
Kübler, L., Bilder von Rügen und Rügens Sagen. 395.
Kühns, F. J., Ueber den Ursprung und das Wesen des Feudalismus. 510.
Külb, s. Pinto.
Kunst und Leben. U. B. C. 438.
Kunth, A., Unter der Fahne des zweiten Bataillons Franz. 796.
Kuntze, J. E., Ueber die Todesstrafe. 187.
Kurz, H., Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Vierter Band. Vierte bis sechste Lieferung. 458.

Laboulaye, E., Prinz Pudel. Deutsche Ausgabe. 285. 585.
Lassota von Steblau, E., Tagebuch. Nach einer Handschrift herausgegeben und mit Einleitung und Bemerkungen begleitet von R. Schottin. 830.
Landa Sion. Auswahl der schönsten lateinischen Kirchenhymnen mit deutscher Uebersetzung von K. Simrock. Zweite Auflage. 557.
La Mara, Musikalische Studienköpfe. 677.
Langenbeck, H., König Adolf, Graf von Nassau. 347.
Laube, H., Das Burgtheater. 149.
*—— Gottsched und Gellert. 463.
*—— Heinrich; Director des leipziger Stadttheaters. 174.
*—— Fortsetzung u. Aufführung des Schiller'schen Demetrius. 174.
Laube's, H., Dramatische Werke. Zehnter Band: Der Statthalter von Bengalen. 342.
Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. 279.
Lefebure, Dr. R., Paris in Amerika. Nach der neunzehnten Auflage des französischen Originals übersetzt von H. Pemsel. Zweite Auflage. Mit einem Vorwort von E. Laboulaye. 524.
Le Grave, Agnes, Dichtungen. Erste bis dritte Sammlung. 445.
Leirner-Grünberg, Gedichte. 55.
Leutner, F., Licht und Schatten. Erstes Heft. 310.
Leo, F. A., Gedichte. 778.
—— Shakspeare's Frauen-Ideale. 657.
Leopardi's, G., Dichtungen. Deutsch von G. Brandes. 465.
Lermontoff, s. Pentameron.
*Lessing, Gotthold Ephraim. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen. Mit einer Einleitung von F. Bloemer. 766.
*Letzner, Wegweiser durch das Riesengebirge. 447.
Lewald, Fanny, Jasch. 140.
—— Sommer und Winter am Genfersee. 705.
——, s. Stahr.
Liebes-Leben Italiens. Fünfte revidirte Auflage von Fiormona, Briefe aus Italien. Durchgesehen von F. Rückert. 574.
Lieder aus der Zeit von einem heitern Beobachter. 55.
Lies und Denk. Von der Verfasserin der „Kleinigkeiten". Aus dem Englischen. Zweite Auflage. 61.
*Lindau, P., Marion. 335.
Lingg, H., Vaterländische Balladen und Gesänge. 513.
Lippe-Weißenfeld, E. Graf zur, Westpreußen unter Friedrich dem Großen. 122.
*Löffler, A., s. Busch.
—— K., Die Opfer mangelhafter Justiz. Erster und zweiter Band. 300.
Longfellow's neu ausgewählte Gedichte in freier Nachbildung von F. Marr. 284.
Loher und Maller. Ritterroman erneuert von K. Simrock. 429.
Lorber und Cypressen von 1866. Südarmee. Dem Heere und Volke Oesterreichs gewidmet. 363.
Lorm, H., Gedichte. 517.
Lösung, die, der socialen Frage durch Gewerkvereine und Arbeiterschaften. 797.
*Louvet de Couvray, Die Abenteuer des Chevalier von Faublas (neue Uebersetzung). 95.
Löwenstein, A., Humoristische Originalvorträge. 231.
*Lübben, A., Mittelniederdeutsche Gedichte aus Handschriften herausgegeben. 703.
Lüble, W., Kunsthistorische Studien. 827.
Ludwig, J., Altes und Neues. Erste Sammlung. 585.
Mahir, G., Der Tannhäuser. 376.
Marbach, H., Gedichte. 762.
—— Timoleon. 762.
Marpurg, O., Das Wissen und der religiöse Glaube. 533.
Marr, H., Im Atelier. 786.
Marr, F., Alessandro Poerio. 301.
—— K. F. H., Beiträge zur Beurtheilung von Personen, Ansichten und Thatsachen. 188.
Märzroth, Geister und Gestalten aus dem alten Wien. 285.
May, J., Cardinal und Erzbischof Albrecht II. von Mainz und Magdeburg, Administrator des Bisthums Halberstadt, Markgraf von Brandenburg, und seine Zeit. Erstes bis achtes Heft. 830.
Medicus, W., Die Naturgeschichte nach Wort und Spruch des Volks. 189.
Mechulle-Leut', die. Ein Polizeiroman. 120.
Mejer, W., s. Jacobi.
Meißner, A., Sacro Catino. 354.
Mels, A., Herzenskämpfe. 732.
*Mendelssohn-Bartholdy. — Ein Brief von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Goethe zu dessen Geburtstage den 28. August 1831, herausgegeben von Loeper. 351.
—— K., Der rastatter Gesandtenmord. 574.
—— Der rastatter Gesandtenmord und die Anekdotensammlung des Herrn Zandt sen. 699.
Merr, E., Asyl Lea-Hof. 141.
—— Ministerfieber und Schwiegersöhne. 408.
—— Nicht nach der Schablone. 408.
Meyr, M., Dramatische Werke. I. Mechthilde. II. Wer soll Minister sein? 85.
—— Gleich und Gleich. 411.
Michailoff, s. Pentameron.
Mill, J. S., Die Hörigkeit der Frau. Aus dem Englischen übersetzt von Jenny Hirsch. 650.
Milow, S., Ein Lied von der Menschheit. 294.
*Milton's poetische Werke. Uebersetzt von A. Böttger. Dritte durchgesehene Auflage. 818.
Mindermann, Marie, Sagen der alten Brema. 155.
Minding, J., Papst Sixtus der Fünfte. Für die deutsche Bühne bearbeitet von C. Rainer und A. Becker. 737.
Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preußischen Diplomaten herausgegeben durch dessen Neffen L. v. L. Erster Band. 668.
Mönckeberg, K., Hermann Samuel Reimarus und Johann Christian Edelmann. 157.
Moltke, M., s. Schiller-Halle.
Morf, H., Zur Biographie Pestalozzi's. Erster Theil. 471.
Mosenthal, S. H., Der Schulz von Altenbüren. 344.
Möser, A., Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. 293.
*—— Dasselbe. 15.
*Mühlfeld, J., 1848—1868. Zwanzig Jahre Weltgeschichte für das deutsche Volk. 447.

*Müller, A., Otto der Große. 335.
Müller, A. und K., Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der Thierwelt. 124.
—— F., Die Meistersänger von Nürnberg. Ein Versuch zur Einführung in die gleichnamige Dichtung R. Wagner's. 108.
*—— H., Moses Mendelssohn. 463.
—— K., Das Buch der Pflanzenwelt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 422.
*—— W., Ueber den Parteien. 334.
—— von Königswinter, W., Der Pilger in Italien. 311.
Munk, E., s. Horatius Flaccus.
Muschi, B., Glockentöne. 564.
Mützelburg, A., Die Millionenbraut. 780.
*Mylius, O., Das Testament von St.-Helena. Lief. 1—6. 818.

Nagel, A., Der Farbensinn. 700.
Namenlos, E., Sein und Werden im deutschen Buchhandel. 59.
*Napoleon, Kaiser, Julius Cäsar. Zweite Ausgabe. 527.
Nathusius, Johanne, Die Blumenwelt nach ihrer deutschen Namen Sinn und Deutung. 254.
Naumann, F., Literatur über Lessing's „Nathan". 439.
Nemmersdorf, F. von, Unter den Waffen. 606.
Neumann, H., Die Atheisten. 306.
Nibelungenlied, das. — Der Nibelunge liet. Herausgegeben von K. Simrock. Neunzehnte verbesserte Auflage. 486.
—— Dasselbe. Uebersetzt von K. Bartsch. 486.
Nilsson, S., Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Uebersetzt von J. Mestorf. 302.
Nippold, F., Handbuch der neuesten Kirchengeschichte seit der Restauration von 1814. Bevorwortet von R. Rothe und durch eine Charakteristik des Heimgegangenen vermehrt. Zweite revidirte Auflage. 759.
—— s. Bunsen.
Noë, H., Der Frühling von Meran. 509.
Nohl, L., Neues Skizzenbuch. Zur Kenntniß der deutschen, namentlich der münchener Musik und Opernzustände der Gegenwart. 676.
—— s. Beethoven.
Nordheim, J., Maria Stuart in Schottland. 358.
Norwalt, W., Kaiser Heinrich der Vierte. 361.

Oberleitner, K., Perikles. 360.
Oechelhäuser, W., I. Ueber eine neue Bühnenbearbeitung von König Richard III. — II. Shakspeare auf dem wiener Burgtheater. 662.
*Oelckers, Theodor; Tod desselben. 111.
Oelschläger, H., Gedichte. 129.
*Oettinger, E. M., Die Weltgeschichte in einem Brief-Couvert. 191.
Olivier, U., Der Verwaiste. Aus dem Französischen. 285.
Ossian's Fingalhal. Episches Gedicht, aus dem Gälischen metrisch und mit Beibehaltung des Reims übersetzt von A. Ebrard. 219.
Osten-Sacken-Dondangen, Th. von der, Gedichte. 55.
Otto, F., Neueste deutsche Geschichten aus dem 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 556.
—— Neuere deutsche Geschichten von der Reformation bis zum goldenen Zeitalter der deutschen Dicht- und Tonkunst. 556.
—— Luise, Der Genius des Hauses. 187.
—— Gedichte. 395.
—— Die Dioskuren. 778.
Opitz, M., s. Dichter, deutsche.
—— Th., Alexander Petöfi. 465.

Palacio, M. R. und R. M. de la Torre, Denkschrift über den Proceß des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oesterreich. Aus dem Spanischen übersetzt von E. G. Paschen. 187.
Palästina als Ziel und Boden germanischer Auswanderung und Colonisation. 670.
Pape, J., Der treue Eckart. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. 741.
*Paul, O., Handlexikon der Tonkunst. Erste Lieferung. 765.
Pauli, R., Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. 9.
—— Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen. 9.
Paulus, E., Die Photographie. 233.
Pentameron. Bilder aus Rußland und dem Kaukasus von Lermontoff, Druschinin, Golojoff, Michailoff und Gogol. 321.
Perthes, C. Th., Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Zweiter Band: Die deutschen Länder des Hauses Oesterreich von Karl VI. bis Metternich. 599.
Perty, M., Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes. 481.
Peter, K., Geschichte Roms. Dritter Band. Elftes und zwölftes Buch. 266.
Petöfi, A., s. Opitz.
Petsch, W., König Wilhelm als Soldat. 574.
Pfeiffer, F., s. Classiker.
Pfeil, C. Graf, Gedichte. 309.
Pfister, H., Das französische Heerwesen. Erste bis dritte Abtheilung. 797.
Pichler, A., In Lieb' und Haß. 776.
Pietsch, L., Aus Welt und Kunst. 225.
Pilger, E., Transatlantische Visionen. 317.
Pinoff, Minna, Die socialen Reformbestrebungen unserer Frauen. 652.
Pinto's, F. M., abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asien. Neu bearbeitet von Ph. H. Külb. 42.
*Pitaval, der Neue. Herausgegeben von A. Bollert. Neue Serie. Vierter Band. Erstes Heft. 350.
Pleß, K. von, Ernste Weisen. 135.
Plettenberg von Tiefenhausen, E. Baron, Plettenberg. Historisches Trauerspiel. 377.
Polko, Elise, Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy. 105.
Potpourri, humoristisches. Allerlei Bilder und Schilderungen aus den Straßen Berlins von G. A. B. 233.
Prätorius, E., s. Beskow.
Priem, J., Sommer- und Winterfrüchte. 579.
Prinz Carneval III., s. Allerlei.
*Prina, B., Poesie. 14.
Privatgeschichten der Weltgeschichte. Erster und zweiter Band. 188.
Prowe, L., Westpreußen in seiner geschichtlichen Stellung zu Deutschland und Polen. Zweite Auflage. 254.
Prutz, R., Buch der Liebe. 774.

Rainer, C., s. Minding.
Rank, J., Stein-Nelken. 109.
Ranke, L. von, Geschichte Wallenstein's. 545.
*—— Sämmtliche Werke. Erster bis neunter Band. 207., Zehnter bis zwölfter Band. 545. Dreizehnter und vierzehnter Band. 702.
Rasch, G., Aus meiner Festungszeit. 187.
—— Vom spanischen Revolutionsschauplatze. 705.
Rattazzi, U., Die römische Frage. 61.
Raumer, F. von, s. Taschenbuch, historisches.
Reade, Ch., Falsches Spiel. Nach dem Englischen. 441.
Redwitz, O. von, Hermann Stark. 177.
Reich, E., Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. 613.
—— Die Hygieine und ihr Studium. Einleitung. 670.
Reichenau, R., Liebesgeschichten. 413.
Reichenbach, Freih. von, Aphorismen über Sensitivität und Od. 481.
—— Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen als neuentdeckte Formen des odischen Princips in der Natur. 481.
*—— Tod desselben. 110.
Reclam, C., Der Leib des Menschen. Erste bis dritte Lieferung. 12. Vierte Lief. u. fg. 818.
Reidt, H., Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland. 315.
Reinhardt, C., Dintenklexe in Form humoristischer Skizzen. 634.
Reinicke, A., Römer und Dacier. 361.
Renan, E., Paulus. Autorisirte deutsche Ausgabe. 692.
Renouard, C., Leitfaden zur Auffassung des Wesens, der Bedeutung, der Darstellungsweise und des Studiums der Kriegsgeschichte. 796.
Reusch, Henriette, Die Errettung des Moses. 378.
—— s. Wiseman.
Richter, A., Deutsche Heldensagen des Mittelalters. 813.
Richter, K., Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution von 1789—1804. 97.
*—— O., Die religiöse Lyrik in der Blütezeit des Minnegesangs. 782.
Riedel, H., Blauveilchen aus dem Schulgärtchen. 55.

Riegel, H., Deutsche Kunststudien. 809.
Riehm, E., D. Hermann Hupfeld. 668.
Ring, M., Fürst und Musiker. 244.
Robiano, L. Gräfin von, Gustav Wasa. 93.
Robinson, F. W., Die wilde Blume, oder Recht und Unrecht. Aus dem Englischen von Helene Hardt. 441.
—— Großmutters Geld. Aus dem Englischen von Helene Hardt. 491.
Rodenberg, J., Von Gottes Gnaden. 790.
Rodoëth, O., Achmet, der Kifraucher von Constantine. 93.
Rollett, H., Offenbarungen. 307.
*Roman, der neuere deutsche, die „Revue des deux mondes" über denselben. 833.
Römer, Auguste von, Wellen und Wogen. 132.
Roquette, H. L., Bilder aus der französisch-reformirten Kirche. 511.
*Rosen, J., Kanonenfutter. 15.
Rosenkranz, K., Hegel als deutscher Nationalphilosoph. 821.
—— Hegel's Naturphilosophie und die Bearbeitung derselben durch den italienischen Philosophen A. Véra. 821.
Rosenthal-Bonin, H., Ein heiteres Buch. 788.
Roßmann, W., Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. 705.
—— Die Staufenburg. 376.
Roßmäßler, E. A., Für freie Stunden. 313.
Rott's, A., dramatische Dichtungen. 198.
Rüben, L., Cromwell. Zweite Auflage. 377.
—— Junius Brutus. 377.
—— Muhamed. 741.
Rückblick auf das Literaturjahr 1868. 1.
Rückert, E., Die Pfahlbauten und Völkerschichten Osteuropas, besonders der Donaufürstenthümer. 669.
*Rückert's, F., gesammelte poetische Werke. Erste bis vierunddreißigste Lieferung. 207. Fünfundvierzigste (Schluß-) Lieferung. 671.
*Rudolph, L., Erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken. Unter Mitwirkung von K. Goldbeck bearbeitet. Erster Band. 255.
Ruffini, G., Lavinia. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Lewald. 607.
Runeberg, J. L., Nadeschda. Aus dem Schwedischen von Selma Mohnike. 283. 741.
Runge, W., Der Bernstein in Ostpreußen. 188.
Ruß, K., In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt. Zweite Reihe. 314.
—— Waarenkunde für die Frauenwelt. Erster und zweiter Theil. 332.
Rüstow, W., Die Grenzen der Staaten. 462.
Rutenberg, A., Aesthetische Studien. 436.

*Sacher-Masoch; das „Neuyorker Belletristische Journal" über ihn. 271.
Salm-Salm, F. Prinz zu, Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuche nach Mexico. 181.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Dritte Serie. Heft 52—57, 64—66. 188. — Heft 71 und 72. 510. — Heft 73, 74, 78 und 79. 700.
*Sanders, D., Handwörterbuch der deutschen Sprache. 447.
*Sardou, V., Patrie; deutsch bearbeitet von A. Müller. 463.
*—— Seraphine. 463.
Sax, E., Die Wohnungszustände der arbeitenden Klassen und ihre Reform. 509.
Schack, A. F. von, Episoden. 291.
Schaefer, A., Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. Erster Band: Der Ursprung und die ersten Zeiten des Kriegs bis zur Schlacht bei Leuthen. 136.
*—— Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur. Zweite verbesserte Auflage. 623.
Schaible, K. H., Ueber die Todes- und Freiheitsstrafe. 253.
*Schanz, Julius. 367.
—— Lieder aus Italien. 775.
*—— Schatz der italienischen nationalen Poesie des 19. Jahrhunderts. 15.
*Schaufert, Schach dem König. 15. 174.
Schedlich, H., Frau Venus und unsere Gelehrten. Nr. 1. 632.
Schenk, R., Lose Blätter. 491.
Scherenberg, C. F., Hohenfriedberg. 593.
Scherer, W., Zur Geschichte der deutschen Sprache. 788.
*Scherr, J., Allgemeine Geschichte der Literatur. Dritte neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. 271.
Scheuermann, A., Wald- und Jagdgedichte. 565.
Scheurlin, G., Der Scharfrichter von Rothenburg. 816.
Schiller's sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Im Verein mit A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener ꝛc. von K. Goedeke. Erster bis vierter Theil. 257.
*—— Dieselben. Fünften Theils erste Hälfte und sechster Theil. 623.
*—— Dieselben. 287.
Schiller's sämmtliche Werke. Kritische Ausgabe in neun Bänden von H. Kurz. Erste bis elfte Lieferung. 257.
*—— Dasselbe. Zwölfte Lieferung. 415. Dreizehnte bis achtzehnte Lieferung. 718.
*Schiller's „Lied von der Glocke" und ein älteres elsässer Gedicht. 270.
*Schiller-Halle. Alphabetisch geordneter Gedankenschatz aus Schiller's Werken und Briefen. Im Verein mit G. Fritzsche und M. Mollke herausgegeben von M. Zille. Erste Lieferung. 801.
Schirmer, A., Die Spionin. 816.
*Schlagintweit, R. von, Poetische Bilder aus allen Theilen der Erde. 415.
*Schleicher, August; Tod desselben. 110.
Schlesinger, L., Geschichte Böhmens. Herausgegeben vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 449.
Schlieben, E., Johanna. 741.
Schmidt, Auguste, Veilchen. 585.
—— E. R., Der amerikanische Bürgerkrieg. Erste bis zwölfte Lieferung. 769.
Schneegans, L., Maria, Königin von Schottland. 101.
Schneeglöckchen. Lieder einer Verborgenen. Mit einem Vorwort von G. Knak. 54.
Schnyder von Wartensee, Gedichte. Nach dem Tode des Altmeisters gesammelt und herausgegeben von Müller von der Werra. 312.
Schönchen, L., König Ludwig I. von Baiern. 668.
Schottin, s. Lassota von Steblau.
Schrader, L., Der politische Eid. 300.
Schramm, H., Ein Pereat den Duellen. 510.
*Schriftstellertag, der Deutsche, in Weimar. 366.
Schücking, L., Schloß Dornegge oder Der Weg zum Glück. 241.
Schultes, C., Uhlenspegel II. 413.
*Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. Neunter Jahrgang. 702.
Schultze, F., Die Thierseele. 92.
—— R., Die Modenarrheiten. 700.
Schumacher, H., Ueber Johann Heinrich von Thünen's Gesetz vom naturgemäßen Arbeitslohne und die Bedeutung dieses Gesetzes für die Wirklichkeit. 509.
Schwartzkoppen, Clotilde von, Frau Holl's Brautschleier. 140.
Schwarz, K., Zur Geschichte der neuesten Theologie. Vierte, sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 759.
—— W., Aus Sommertagen. Dritte Sammlung. 285. 585.
Schweichel, R., s. Bowles.
—— Im Hochland. Dritte Sammlung. 206.
Seinecke, F., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. 574.
*Shakspeare. — The philosophy of William Shakespeare. Die Philosophie Shakspeare's in Auszügen aus seinen Dramen mit möglichst zeilenmäßiger Uebersetzung von A. Harder. 399.
*Shakspeare's, W., dramatische Werke. Herausgegeben von F. Bodenstedt. Funfzehntes bis siebzehntes Bändchen: König Heinrich der Sechste, übersetzt von O. Gildemeister, drei Theile. 255. Achtzehntes und neunzehntes Bändchen. 399. Zwanzigstes und einundzwanzigstes Bändchen: König Lear von Herwegh und Heinrich der Achte von Gildemeister. 766.
*—— Ausgewählte dramatische Werke (Volksausgabe). Herausgegeben von M. Mollke. Erste Lieferung. 801.
*—— Werke, herausgegeben von N. Delius. Dreizehnte bis sechzehnte Lieferung. 671.
Siegrist, L., Leben, Wirken und Ende weiland Sr. Excellenz des oberfürstlich Winkelkramschen Generals der Infanterie Freiherrn Leberecht vom Knopf. 634. 762.
Silbernagel, Johannes Trithemius. 348.
Silberstein, A., Der Hallodri. 285.
—— Mein Herz in Liedern. 564.
Simrock, K., s. Lauda Sion.
—— s. Loher.
Simrock, K., s. Nibelungenlied.
Skizzen aus dem Feldzuge von 1866. Zweite Auflage. 363.
Soergel, J., Cornelia, die Mutter der Gracchen. 301.
Sondershausen, K., Mahomed II. 787.
Sonnenburg, F., Erloschene Sterne. 413.
Sophie Dorothea. Trauerspiel. 375.

Sophokles. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Sechste Auflage. 327.
Souchay, E. F., Deutschland während der Reformation. 315.
Spiegelbilder der Erinnerung. Erlebtes, Erschautes, Erdachtes aus den Papieren eines Funfzigers. Vom Verfaßer der „Modernen Imperatoren". Bevorwortet von A. Meißner. 189.
*Spielberg, O., Feuilleton. Originalbeiträge der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands. 191.
Spielhagen, F., Hammer und Amboß. 385.
—— Vermischte Schriften. Erster und zweiter Band. Zweite Auflage. 33.
*Spieß, B., Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen. 287.
Spir, A., Andeutungen zu einem widerspruchslosen Denken. 186.
—— Die Wahrheit. 186.
Spiritismus, der, der Gegenwart, seine hohe Bedeutung und psychographische Begründung. Neun Episteln an einen forschenden Freund. 481.
Springer, A., Bilder aus der neuern Kunstgeschichte. 225.
—— R., Die classischen Stätten von Jena und Ilmenau. 459.
Sprüche, indische. Uebersetzt von O. Böhtlingk. In einer Blumenlese herausgegeben von seiner Schwester. 349.
*Staats-Anzeiger, preußischer; die Besondern Beilagen desselben in Vierteljahrsheften. 255.
Stahl, A., Die Tochter der Alhambra. 353.
—— Im Lande der Pharaonen. 705.
Stahr, A., Ein Stück Leben. 517.
—— Goethe's Frauengestalten. Zweite Ausgabe. 65.
—— und Fanny Lewald, Ein Winter in Rom. 705.
Stamm, F., Die Erde als Wohnort des Menschen. 301.
Statius' Werke. Im Versmaß der Urschrift übersetzt. Erste Abtheilung: Thebais, übersetzt von K. W. Bindewald. Erstes Bändchen. 328.
Steffens, A., Die Tochter des Leibeigenen. 491.
Stein, W., Us'm Neckerdhal. 553.
Stelter, K., Gedichte. 566.
Stelzmüller, A. J., Das Leben des Volks. 567.
Stern, A., Die Kaisertragödie in Mexico. 181.
—— Ueber die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Actenstücke aus der Bewegung von 1525. 315.
Sternberg. — Leben des Grafen Kaspar Sternberg, von ihm selbst beschrieben. 588.
Stettenheim, J., Berliner Wespen im Aquarium. 635.
Steub, L., Altbairische Culturbilder. 761.
—— Herbsttage in Tirol. 474.
Stolte, F., Faust. 401.
Strodtmann, A., H. Heine's Leben und Werke. Erster Band und zweiten Bandes erste Hälfte. 337.
Studentenschaft, die deutsche. Eine akademische Zeitstudie. 701.
Studien über die Betheiligung Deutsch-Oesterreichs an der Weltausstellung in Paris 1867. 60.
Sturm, J., Von der Pilgerfahrt. 566.
Sturz, J. J., Die deutsche Auswanderung und die Verschleppung deutscher Auswanderer. 670.
Sulicki, K. Marschall von, Der Siebenjährige Krieg in Pommern und in den benachbarten Marken. 139.
Swoboda, H., Nelly. — In den schwarzen Bergen. 360.

Talbot, E., Europa den Europäern. 573.
Tanhäuser, der neue. 598.
Taschenbuch, historisches. Herausgegeben von F. von Raumer. Vierte Folge. Achter und neunter Jahrgang. 805.
Taubert, E., Neue Gedichte. 38.
Temme, J. D. H., Erzählungen. Erster und zweiter Band. 203.
Tennyson, A., Königs-Idyllen. Uebersetzt von W. Scholz. 284.
Ténot, E., Paris im December 1851. Deutsch von A. Ruge. 641.
*Theater, das deutsche, in Petersburg. 318.
*Theater- und Fremdenblatt; redigirt von M. Moltke. 398.
*Thekla von Thurn und Schiller's Thekla. 239.
Thünen, Johann Heinrich von. Ein Forscherleben. 186.
Tieß, F., Heidekraut und Riedgras. 585.
Tilt, Ch., Das Boot und die Karavane. Nach der fünften Auflage aus dem Englischen übersetzt von E. A. W. Himly. 153.
Tittmann, J., s. Dichter, deutsche.
Toeppen, M., Aberglauben aus Masuren; mit einem Anhange: Masurische Sagen und Märchen. Zweite Auflage. 155.
Tolstoy, A. Graf, Der Tod Iwan's des Furchtbaren. Deutsch von Karoline von Pawloff. 321.
—— Graf, Zwölf Gedichte. Aus dem Russischen übersetzt im Versmaße des Originals von Karoline von Pawloff. 283.
Torpedos, die. Ein Vortrag, gehalten in einer militärischen Gesellschaft im Januar 1868 von einem Ingenieuroffizier. 461.
Torre, R. M. de la, s. Palacio.
Trautmann, F., Kunst und Kunstgewerbe vom frühesten Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts. 829.
Trautwein von Belle, E., Der Cardinal Richelieu. 700.
—— Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. 45.
*Trewendt's Volkskalender für 1870. 801.
Trümpelmann, A., Luther und seine Zeit. 401.
Trützschler, W. von, Darstellung der deutschen Verhältnisse 1866. 795.
Turgénjew, J., Ausgewählte Werke. Erster Band: Väter und Söhne. 321.
—— Rauch. 321.
Tyndall, J., Der Schall. Autorisirte Ausgabe herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann. 577.

Uechtritz, O. von, Die Epigonen Friedrich's und seiner Zeit. Zweite Abtheilung: Von den Karpaten zum Rhein. 285.
*Urtheile, englische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 46. 125. 190. 302. 382. 430. 478. 543. 558. 575. 687. 749. 781.
*Urtheile der „Revue des deux mondes" über deutsche Schriftsteller. 319. 833.
Uschner, K., Clemens XIV. Ein Lebens- und Charakterbild. Zweite verbesserte Auflage. 830.
—— K. N. W., Der Hagestolz. 380.
Ut't Dörp. Lustege Vertellungen. Van'n oll'n Nümärker. 207.
Uz. — Briefe von J. P. Uz an einen Freund, aus den Jahren 1753—82. Herausgegeben von A. Henneberger. 296.

Vacano, E. M., Frivolitäten. 285.
—— Von der Liebe Gnaden. 585.
Vagt, Lina, Restere der Zeit. 491.
Valladier, A., Das heutige Rom. Autorisirte Ausgabe. 705.
Varnhagen von Ense, K. A., Blätter aus der preußischen Geschichte. Dritter bis fünfter Band. 369.
*Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs u. s. w. Herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft. VI. Theil. 511.
Villari, P., Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Berduschek. 619.
Virchow, R., Ueber Hospitäler und Lazarethe. 510.
Virgil's Aeneide im Nibelungenversmaß übersetzt von M. Zille. 327.
Volksgesänge, neugriechische. Zweiter Theil. Urtext und Uebersetzung von J. M. Firmenich-Richartz. 283.
Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußischen Mainarmee im Sommer 1866 vom Berichterstatter des Daheim. Zweite und dritte Abtheilung. 794.
Vondel's, J. van den, Lucifer. Uebersetzt von M. W. Quadt. 787.
*Vorlesungen, von F. Spielhagen und A. Ruge in Berlin gehalten. 818.
Voß, R., Der Tanz und seine Geschichte. 669.

Wachler, L., Zur rechtlichen Stellung der Frauen. 651.
Wagner, A. E., Aus dem österreichischen Klosterleben. Erster Band. 301.
*—— J. M., Hoffmann von Fallersleben 1818—68. 671.
—— R., Deutsche Kunst und deutsche Politik. 149.
—— Oper und Drama. Zweite durchgesehene Auflage. 149.
*Wagner's „Rheingold"; Proben dazu. 623.
Waldmüller, Robert (E. Duboc), Baronisirt. — Passiflora. 428.
Walter, K., s. Echo.

Wartenburg, K., Eine vornehme Frau. 585.
—— Gerichtet und gerettet. 409.
Wartensleben, A. Graf, Jeruſalem. Gegenwärtiges und Vergangenes. 685.
Waſtler, J., Die Farbe als decorativer Schmuck. 61.
Weber, A., Indiſche Streifen. 669.
Weilen, J., Drahomira. 346.
Weinhold, K., Heinrich Chriſtian Boie. 494.
Weiſe, K., Familienleben in Dichtungen. 38.
Weiſer, K., Das hohe Lied meiner Liebe 310.
—— Das Mammuth. 630.
Weiß, Anna Maria, Symboliſche Bilder und Erſcheinungen von Verſtorbenen. Mit einer Vorrede verſehen von Karl Stugau (A. Schmidt auf Altenſtadt). 481.
*—— H., Coſtümkunde. Dritte und vierte Lieferung. 447.
Welfenthum, das, und ſeine Vorkämpfer. Fünfte Auflage. 211.
Wengler, E., Reiſe- und Wandermemoiren eines Buchhändlers. 158.
Weſendonck, Mathilde, Gudrun. 785.
Weſtermayer, G., Jacobus Balde, ſein Leben und ſeine Werke. 220.
Wenhrother, K. von, ſ. Jahrbuch.
Wichert, E., Ein häßlicher Menſch. 75.
*—— Ein Narr des Glücks. 334.
Widmann, J. V., Buddha. 595.
Wiener, W., Die Pfarrerstochter von Worms. 205.
Wieſer, J. E. von, Ein Meiſter des Lichtes. 359.
Wilbrandt, A., Vier Tragödien des Sophokles und Euripides. 59.
*—— Die Verlobten. 15. 174.
Wildenbruch, E. von, Die Philologen am Parnaß oder: Die Viviſectoren. 631.
Winckler, P., Daheim. 378.
Winterfeld, A. von, Modelle. 381.
Wintterlin, A., Die Bürgermeiſterin von Schorndorf. 787.
Wiſeman, N., und Henriette Reuſch, Drei kleine Dramen: Die Hirtinnen von Bethlehem, Sanct-Urſula. Das Roſenwunder. 787.
Wiſlowatoff, P. von, Jacob Wimpheling. 348.
Witte, K., Dante-Forſchungen. 695.
Wittenburg, M. von, Deutſchlands Errettung durch Oeſterreichs Erhebung und Preußens Buße. 195.
*Wochenſchrift, dramaturgiſche; herausgegeben von J. Klang und A. Silberſtein. 398.
Wolf, A., Leopold II. und Marie Chriſtine. Ihr Briefwechſel. 45.
Wolff, L., Aus der Rothenburger Chronik. 285.
—— M., Betrachtungen zur Religion und Ethik der Gegenwart. 533.
—— Die natürliche Religion in neuer Auflage. 533.
Wood, Mrs. Henry, Der rothe Hof. Aus dem Engliſchen überſetzt von J. N. Heynrichs. 441.
Wurzbach, K. von, Mozartbuch. 678.
*Wurzbach, K. von, Biographiſches Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich. Achtzehnter Theil. 94.

Yonge, Miß, Die Papiere der Familie Danvers. — Prinz und Page. Nach dem Engliſchen von E. Kolb. 75.

Zaſtrow, K., Zwei Seelen. 141.
*Zeitſchrift für Ethnologie, ſ. Baſtian.
*Zendrini, B., Enrico Heine. Il cancionero traduzione. 14.
Zettel, K., Erſte Klänge. 131.
Zeynek, G., Loſe pädagogiſche Blätter. 670.
Ziegler, K. (Carlopago), Vom Kothurn der Lyrik. 597.
*Ziel, E., Ueber die dramatiſche Expoſition. 718.
Zille, M., ſ. Schiller-Halle.
Zimmermann, W., Der Tag von Ober-Laudenbach. 189.
Zollmann, Th., Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenbarungen. 533.
Zur Frauenfrage. Von der Verfaſſerin des Album einer Frau. Ein neues Kapitel für die dritte Auflage des Album einer Frau. 652.
Zwei Erzählungen für das Volk von P. S. 1. Der Arzt. 2. Tante Veronika. 142.
Zwiſchen Thal und Gletſcher. Dramatiſche Ferien-Humoreske in Streckverſen von einem Mitglied des Baſeler Thalſohlen-Clubs. 631.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1869.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1868. Von Rudolf Gottschall. — Ein neues Epos von Robert Hamerling. Von Rudolf Gottschall. — Reinhold Pauli's Schriften zur englischen Geschichte. Von Adolf Stern. — Populäre Naturwissenschaft. Von Hermann Schauenburg. — Feuilleton. (Deutsche Lyrik in Italien; Neue Lustspiele auf den deutschen Bühnen; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rückblick auf das Literaturjahr 1868.

Soll man mit Freude oder mit Wehmuth auf die große Regsamkeit unserer belletristischen Production blicken, auf diese Lyriker, die, unerschüttert von der Gleichgültigkeit des Publikums, auf allen Zweigen des deutschen Dichterwaldes singen und ihre Empfindungen in Gesängen ausströmen, auf welche kein Ohr zu lauschen sich die Mühe nimmt; unglücklicher als der chinesische Dichter Hans Hopfen's, dem in der Einsamkeit wenigstens ein Krokodil ein geneigtes Ohr schenkt; auf diese Dramatiker, die ihre römischen Helden und deutschen Kaiser mit Fleiß und Ausdauer verarbeiten, ob auch die Bühnen sich gegen ihre Heldengestalten nach wie vor ablehnend verhalten; auf diese Romanschreiber, die einen Band nach dem andern aus ihrer Phantasie herausspinnen bis zu einer die Fächer der Leihbibliotheken erdrückenden Massenhaftigkeit? Soll man sich freuen, daß Phantasie und Gemüth in dieser Zeit der übergreifenden Lebensprosa nicht erloschen sind? Denn mindestens erfreuen sich doch die Dichter selbst an ihren Werken, und sie bilden bereits ein stattliches Publikum. Soll man wehmüthig auf die tausend getäuschten Hoffnungen blicken, die in den Bücherballen mit den heimkehrenden remittendis begraben sind, oder über eine rastlose Arbeit klagen, welche meistens nicht am sausenden Webstuhl der Zeit webt und nicht der Gottheit lebendiges Kleid wirkt?

Die Lyrik ist am unermüdlichsten; Vater Uhland würde seine Freude haben, wie der durch das ganze Land ausgestreute Samen deutscher Liederkunst in die Höhe wächst, die wenigen „stolzen Namen", an welche ja die Dichtkunst nicht gebannt ist, zeigen sich fast nur vereinzelt hier und dort in Zeitschriften oder Albums. So brachte der „Salon" mehrere treffliche Gedichte von Emanuel Geibel und Paul Heyse, auch den Sonettenkranz „Paris" vom Herausgeber d. Bl. Das Album für Ferdinand Freiligrath: „Deutsche Dichtergaben", herausgegeben von C. Schad und J. Hub, das Album „Edelweiß" von Zettel und das von A. Traeger herausgegebene Album: „Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler", von dem soeben der elfte Band erschienen ist, versammeln die hervorragenden Poeten der Neuzeit. Wie F. Steinbach's „Thalia. Taschenbuch für 1868" (neue Folge) beweist, ist auch die Aera der Taschenbücher in Deutschland noch nicht verschollen. Daß sich ältere Lieblinge des Publikums zu behaupten wissen, beweist die fünfte Auflage von Emanuel Geibel's „Gedichten und Gedenkblättern" und vor allem die fünfundzwanzigste von der „Amaranth" von Oskar von Redwitz, ein Gedicht, das, von der Kritik hundertmal todtgeschlagen, sein zähes Leben im Buchhandel und im Publikum hinlänglich an den Tag legt. Seinem Nazarenerthum gegenüber beweisen nur die stets neuen Perl- und Diamantausgaben von Bodenstedt's „Mirza-Schaffy" (dreiundzwanzigste Auflage), daß auch die lebensfreudige Muse eine nicht geringere Zahl von Jüngern zählt. Die Gesammtausgabe von Friedrich Rückert's Werken schreitet rüstig fort und überschüttet das deutsche Volk mit den Blüten aus diesem unerschöpflichen Dichterfüllhorn.

Einen zweiten Band von „Gedichten" hat Hermann Lingg veröffentlicht, einen Band, der viel Tiefsinniges und Schwunghaftes enthält. Die „Neuen Gedichte" von Gottfried Kinkel sind physiognomieloser, bieten aber auch manches Treffliche. Karl Beck's politischer Dythyrambus: „Oesterreich in zwölfter Stunde", steht zurück gegen sein gemüth- und phantasiereiches „Täubchen im Nest", während Paul Heyse's Terzinen seltene Formgewandtheit bekunden. Robert Hamerling's „Sinnen und Minnen"

zeichnet sich durch Odenschwung aus, Hans Hopfen's „Pinsel Ming's" durch krause humoristische Arabesken, „Heinrich von Schwaben", die deutsche Kaisersage von W. Hertz, durch schlicht-graziöse Fassung. Joseph Victor Scheffel hat „Lieder aus dem Engern und Weitern" unter dem Titel „Gaudeamus" herausgegeben.

Der originelle Schlachtenmaler C. F. Scherenberg hat ein Epos: „Hohenfriedberg", gedichtet, aber noch immer kein „Königgrätz". Hans Koester feiert „König Wilhelm und sein Haus" in volksthümlich schwunghaften Gedichten, Otto Gruppe hat eine neue Folge seiner „Vaterländischen Gedichte" herausgegeben, in denen auch der Krieg von 1866 besungen wird. Eine Schilderung der Schlacht von Königgrätz enthält auch Karl Cappeller's „Die Heimkehr aus dem Kriege". Hierher gehören auch H. G. Müller's „Deutsche Klänge aus den für das deutsche Vaterland so ereignißvollen Jahren 1866 und 1867"; doch trotz der verschiedenen poetischen „Lorbern und Cypressen" für alle Heereslager fehlt noch immer eine epische Darstellung des großen Kriegs, ja selbst ein größeres bedeutendes Schlachtgemälde. Ueberhaupt muß die politische Lyrik, die in einzelnen Sammlungen, wie in Ludwig Evers' „Aus vergangenen Tagen", anklingt, gegen die unsterbliche Lyrik des deutschen Gemüths zurückstehen. Dranmor's schwunghafte Nänie: „Kaiser Maximilian", ist eins der wenigen Lebenszeichen der politischen Muse. Nur der Humor wagt sich auf dies Gebiet, wie G. Schwetschke's didaktisches Epos „Bismarckias" beweist. Ein ähnliches humoristisch-didaktisches Epos ist „Kynopädie oder der wohlerzogene Hund" von Sebastian Auf.

Der große Chorus der Lieder- und Stimmungsdichter ist so vollstimmig wie je, und in allen Sammlungen überwiegt das Lied über die Ode, die Elegie, die Gedankendichtung und Schilderung. Neben ihr blüht die Ritterballade und Gespensterromanze. Für das Lied besonders veranlagt erscheint Martin Greif, mehr für schwunghaftere Dichtungen Emil Claar. Den Chorus der Liederdichter bilden außerdem: W. Jerwitz („Lieb und Leid"), K. Groote („Blumen und Sterne"), Ludwig Dill („Welt und Traum"), A. Silberstein („Mein Herz in Liedern"), W. Skett („Bunte Blätter"), F. Binhack („Reime und Träume"), T. Curti („Blumensträuße"), S. Metzner („Herzensfrühling"), A. Jaesing („Saitenklänge"), W. Cranz („Glaube, Hoffnung, Liebe in geistlichen Liedern"), O. Richter („Astern und Veilchen"), W. Erwin („Dornröschen; Sagen und Lieder"), F. Eltich („Deutsche Bäume, Blumen, Lebenszeichen"), G. von Oertzen („Im Sonnenschein und Wind"), Paul Thiemich („Mit dem Strom"), M. Kalisch („Leben und Kunst"), Flammberg („Ein Leben in Liedern"), A. Grauert („Frühlingsblüten"), Karl von Pleß („Ernste Weisen"), E. Rommel („Gedichte; Poesie und Kunst, Liebe, Glaube, Wissen, Arbeit und Vaterland"), L. Adolf („Herzensstille; Lieder und Sprüche"), L. Bassewitz, Friedrich Campmann, Karl Huber, A. Giesewell, Hermann Oelschläger, Leixner-Grünberg, B. H. W. Sperber, E. Dorer-Egloff, K. A. Woll, von Bodenhausen, Nikolaus Stieglitz, C. Funcken und ein Ungenannter, dessen Gedichte B. B. Franke herausgab. F. Arnold hat poetische Schriften in sechs Bänden erscheinen lassen, jedenfalls viel Poesie auf einmal.

Einen religiösen Zug haben die Gedichte von A. Schwartzkopff, von B. Muschi („Glockentöne"), noch mehr die von Th. Drobisch: „Für Welt und Herz." Von den Dichterinnen erwähnen wir die gemüthvolle Auguste von Römer („Wellen und Wogen"), Minna Fischer („Aus dem Herzen"), Käthe Voß („Waldblumen"), die gesinnungstüchtige Luise Otto und Adele Walden. „Madeira" von Pauline Schanz ist eine poetische Erzählung; ebenso: „Schloß Herzberg, ein Harzgedicht" von E. Helm. Einen epischen Charakter hat auch das ostpreußische Idyll: „Johanne" von Erwin Schlieben, das idyllische Epos „Paul und Therese" von Ludwig Dill, die märkische Sage „Schildhorn und Teufelssee" von Wilhelm Grothe, H. Zech's „Geschichte Walther's und seiner Else", J. Pape's „Der getreue Eckart", von dem Verfasser „ein Epos von deutscher Entzweiung und Versöhnung" in zwölf Gesängen genannt, J. Bürgener's „Saullied" in vierzehn Gesängen, F. M. Hessemer „Ring und Pfeil" in zehn Gesängen, A. Häger's Romanzen „König Richard".

Diese epischen Dichtungen werden in Schatten gestellt durch Wilhelm Jordan's „Nibelunge, erstes Lied, Sigfridsage in vierundzwanzig Gesängen", eine Neudichtung altgermanischer Sage im epischen Vers und mit Alliterationen, paradox in der Form, im Inhalt reich an großen Schönheiten. Hermann Lingg's Epos: „Die Völkerwanderung", ist nun vollendet, ein Skizzenalbum ohne epische Architektonik, oft steif und hölzern, oft schwunghaft und grandios. Die bedeutendsten Epen dieses Jahres greifen in das germanische Alterthum und die ältere deutsche Geschichte zurück und verleugnen den modernen Geist.

Die volksthümliche Dichtung schafft humoristische Bibliotheken wie die von Haller. Ihr gehören Gedichte an, wie A. J. Stelzmüller: „Das Leben des Volks", J. Ineichen „Lieder vom alten Sepp" und die Dialektgedichte: W. Stein, „Us 'm Neckarthal, Gedichte in schwäbischer Mundart"; F. von Kobell, „G'schpiel, Volksstücke und Gedichte in oberländischer Mundart"; R. Hill, „Lütte Schnurren, plattdeutsche Gedichte" und F. Zeh, „Blumen aus Rübezahl's Garten, Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart". E. Leistner hat dichterische Texte zu „Bild und Tönen" geliefert, während A. Reich in seiner „Nekropolis" Grabschriften auf lebende Personen herausgibt.

Daß die dramatische Production keineswegs erschlafft und entmuthigt ist, haben wol die 197 Lustspiele, welche sich um den wiener Preis bewarben, zur Genüge bewiesen. Zum Glück für Buchhandel, Kritik und Publikum wird wol nur eine geringe Zahl derselben die Bekanntschaft mit der Druckerschwärze machen. Das Bücherdrama blüht übrigens selbständig nach wie vor und die Zahl neuer Stücke, die auf den Bühnen Erfolg hatten, ist eine geringe.

In erster Linie stehen hier die beiden Dramen von Heinrich Laube: „Der Statthalter von Bengalen" und „Böse Zungen", welche von dem Dichter in seine dramatischen Werke aufgenommen worden sind und den zehnten und elften Band derselben bilden. Durch sichere Bühnentechnik und beziehungsreiche Stoffe sowie frischen, geistvollen Dialog behaupten sie sich auf den Bühnen.

Roderich Benedix hat ebenfalls seine Lustspiele: „Aschenbrödel", „Zwischenträgereien", „Das Muttersöhnchen", „Epigramm" in die bereits sehr umfassende Sammlung seiner Bühnenstücke (22 Bde.) eingereiht. Die Auswahl aus Kotzebue's „Dramatischen Werken" liegt in zehn Bänden abgeschlossen vor und verstattet einen Vergleich des ältern Lustspieldichters mit den Koryphäen der Gegenwart, der nicht zu seinen Ungunsten ausfällt. Von Alexander Rost's „Dramatischen Dichtungen", denen eine gewisse holzschnittartige Volksthümlichkeit nachzurühmen ist, liegen sechs Hefte vor. Von Feodor Wehl's „Lustspielen", die namentlich im Genre der Bluetten viel Verwendbares enthalten, ist der vierte Band erschienen. Joseph Weilen hat den ersten und zweiten Band seiner dramatischen Dichtungen herausgegeben, während Melchior Meyr's „Dramatische Werke" die Stücke „Mechthilde" und „Wer soll Minister sein?" enthalten. Von den andern im Druck erschienenen Bühnenstücken hat S. Mosenthal's „Der Schulz von Altenbüren" den größten Bühnenerfolg aufzuweisen. F. W. Hackländer's Lustspiel „Marionetten" vermochte nicht durchzugreifen, und des preisgekrönten Dramatikers Albert Lindner Trauerspiel „Katharina II." ist bisjetzt nur in Neuyork zur Aufführung gekommen. Spärlich sind auch bisher die Bühnenerfolge von Emanuel Geibel's „Sophonisbe", eines Stücks von edler dichterischer Haltung, aber ohne dramatische Kraft oder Consequenz.

Die andern Bücherdramen, die wir jetzt aufmarschiren lassen, haben unsers Wissens noch nicht das Licht der Lampen erblickt. Da begegnet uns ein biblisches Drama „Absalom" von W. Hosäus, ein „Bar-Kochba der Messias" von O. Elsner (ein häufig, auch von Paul Mbius bearbeiteter Stoff), ein „Perikles" von L. Oberleitner, und nur zwei deutsche Kaiser- oder Königsstücke: „König Adolf, Graf von Nassau", ein dramatisches Gedicht von H. Langenbeck, und „Kaiser Heinrich IV.", Trauerspiel von M. Norwalk. In der That wäre es ein Glück, wenn die Friedriche, Heinriche und Ottonen in unserer Dramatik ausstürben. Nach und trotz Schiller hat Wilhelm von Ising eine „Johanna d'Arc" gedichtet, L. Schneegans eine „Maria, Königin von Schottland" aus jener Jugendepoche, in welcher auch das Trauerspiel „David Rizzio" von O. Bettziech-Beta spielt. Der Reformationszeit entnimmt F. Dillenius seinen „Florian Geyer", dem Dreißigjährigen Krieg S. Matz sein historisches Trauerspiel „Tilly". Andere geschichtliche Tragödien sind: „Wlasta", dramatisches Gedicht von L. Meißner; „Georg Jenatsch", eine dramatische Bilogie von A. von Salis; „Warwick", Drama von R. Glaß; „Katharina von Loewen" und „Herzogin Johanna" von R. Krause; „Fürs Vaterland", Trauerspiel von M. Blanckarts; „Maximilian Robespierre", Trauerspiel von einem talentvollen leipziger Studenten, und das anonyme Trauerspiel „Die Gräfin". Am kühnsten in die Gegenwart greift J. G. Fischer in seinem Trauerspiel „Kaiser Maximilian von Mexico". Andere Dramen sind: G. Freimuth, „Romano", ein Trauerspiel; Mathilde Wesendonck, „Gudrun", S. Stern, „Valentin", ein bürgerliches Trauerspiel; H. Marr, „Im Atelier", dramatisches Gemälde; M. Gramming, „Heimatlos", Schauspiel; A. Calmberg: „Der Erbe des Millionärs"; Paul Lindau, „Marion".

B. Ponholzer hat eine dritte Folge seiner Volksdramen „zur Unterhaltung und Belehrung" erscheinen lassen; J. Priem: „Sommer- und Winterfrüchte", dramatische Spiele; E. J. Nerley eine witzige Literaturkomödie: „Cotta in der Unterwelt." Lustspiele wagen sich selbständig nur vereinzelt ans Licht, wie J. W. Braun's „Politischer Verbrecher". Wol aber erscheinen sie in dramatischen Sammlungen wie Bloch's „Dilettantenbühne", welche namentlich die dramatischen Confetti der berliner Volksbühnen bringt, Bloch's „Volkstheater", das auch wirksame Bühnenstücke, wie Arthur Müller's „Haberfeldtreiben", mittheilt, und Martin Perels' „Schaubühne", welche außer einer Menge einactiger Bluetten auch einige größere Dramen enthält, wie z. B. das Schauspiel „Bertha Rosa" von Fritz Zenk.

Jetzt betreten wir die fruchtbaren Gefilde der deutschen Romanliteratur; hier ist es für den gewissenhaften Feldmesser schwer, unter dieser Hypervegetation, die alles überrankt, seine Meßstangen aufzurichten. Wenn wir zunächst den historischen Roman ins Auge fassen, so ist Alterthum und Mittelalter mit Recht von ihm in diesem Jahre aufgegeben worden, während die Neuzeit und die neueste Zeit den reichlichsten Stoff für seine Erfindungen oder poetischen Compilationen geben: eine Thatsache, die durch das Wesen der Gattung hinlänglich begründet wird; denn eine eingehende Detailmalerei, wie sie der Roman verlangt, hat nur bei Culturgemälden der Gegenwart oder verwandter Zeiten Interesse.

Das Hauptwerk auf dem Gebiete des historischen Romans ist Karl Gutzkow's jetzt in fünf Bänden vollendetes Werk: „Hohenschwangau", ein geistvolles Culturgemälde des Reformationszeitalters, in einzelnen Partien von großer Meisterschaft epischer Darstellung, in andern springend, chronikartig, unklar und verworren.

Gleichzeitig wenigstens mit dem ersten Theil dieses Romans spielt das lebendige farbenbunte Werk von Leopold von Sacher-Masoch: „Der letzte König der Magyaren"; weiter zurück liegt „Gustav Wasa" von Gräfin Robiano, während der Roman von F. Lubojatzky: „Die Tochter des Eierkönigs", in Dänemark am Hofe Christian's VII. spielt. Bernd von Guseck hat einen Roman „Katharina von Schwarzburg", A. Mützelburg einen Roman „Lord Clive" erscheinen lassen, und M. A. Niendorf einen culturgeschichtlichen Roman: „Entfesselte Furien."

Luise Mühlbach schreibt rastlos fort an ihren bändereichen geschichtlichen Gemälden, die sie bald für alle Länder und Völker ausgeführt haben wird, sodaß man nach ihren Werken synchronistische Tabellen ausarbeiten kann. Von ihrem Nationalepos in Memoirenprosa: „Deutschland in Sturm und Drang", liegt jetzt in vier Bänden die dritte Abtheilung vor: „Deutschland gegen Frankreich", und ebenso die vierte Abtheilung: „Frankreich gegen Deutschland." Gleichzeitig fährt sie als romantischer Behse in ihren Hofgeschichten fort und beleuchtet jetzt den Hauptvertreter der heiligen Allianz von Petersburg aus in dem Roman: „Kaiser Alexander und sein Hof." Lucian Herbert, ebenso productiv wie Luise Mühlbach und auf demselben Gebiete, läßt von seinem politischen Roman „Nikolaus und Metternich" die dritte Abtheilung: „Nikolaus", erscheinen. Julius Bacher schildert eingehend auf

geſchichtlicher Grundlage: „Napoleon's letzte Liebe.“ Emil Brachvogel greift in die engliſche Geſchichte mit ſeinem „Blauen Cavalier“, G. Heſekiel ſchreibt eine brandenburgiſch-franzöſiſche Geſchichte: „Refugirt und emigrirt“ und eine brandenburgiſche Hofgeſchichte: „Ludovika.“ G. Hiltl einen hiſtoriſchen Roman: „Das Geheimniß des Fürſtenhauſes.“ Die jüngſte Zeit behandelt Julius Mühlfeld in ſeinem Roman: „1866“, O. von Uechtritz in der zweiten Abtheilung von „Die Epigonen Friedrich's und ſeiner Zeit“, die den Titel führt: „Von den Karpaten bis zum Rhein“; ein Lebensbild aus derſelben J. Schwarz in ſeinem „Stephan Türr“.

Neben dem Leihbibliothekenroman geht der Lieferungsroman, der nicht auf die Leihbibliothek, ſondern auf den Hauſirhandel angewieſen iſt, einher, und es iſt ein charakteriſtiſches Zeichen gerade des letzten Jahres, daß dieſer Roman in einer bisher nicht üblichen Weiſe zu überwuchern beginnt. Da bei der gleichen Phyſiognomie dieſer Romane eine eingehende Beſprechung aller nicht geboten ſcheint, ſo iſt es um ſo mehr Pflicht unſerer Revue, ſie möglichſt vollſtändig zu regiſtriren. Sie behandeln nach Ratcliffe's Vorgang mit Vorliebe die jüngſte Zeitgeſchichte. Hierher gehören: E. Kaiſer, „Der Deſerteur oder die Waffenbrüder unter Kroaten und Panduren. Hiſtoriſche Erzählung aus dem deutſchen Kriege des Jahres 1866“; F. Lubojatzky „Der Kaplan von Königgrätz, Roman aus der Neuzeit“; E. Pitawall, „Der Jäger von Königgrätz. Hiſtoriſche Erzählung aus dem Jahre 1866“; Sir John Ratcliffe, „Biarritz. Hiſtoriſch-politiſcher Roman aus der Gegenwart“; „Vor und nach Cuſtozza und Königgrätz. Hiſtoriſch-romantiſche Enthüllungen aus Oeſterreichs neueſter Geſchichte“. Etwas weiter zurück greift O. Mylius, „Das Teſtament von St.-Helena“; E. Mühlwaſſer, „Das rothe Geſpenſt der Revolution oder Cabinetspolitik und Volkswille“. Der ſociale Roman iſt in dieſen geheften, fliegenden Kapiteln vertreten durch A. Mützelburg, „Die Millionenbraut“; W. von Königsmark, „Ein neuer Don Juan oder die modernen Cavaliere in Berlin und Hamburg. Ein Sittengemälde aus der Neuzeit“; E. Pitawall: „500000 Thaler oder Fabrikarbeiter und Millionär. Roman aus unſern Tagen“ und „Der Brandſtifter, Criminalgeſchichte“. Daß die Zeiten von Fürſt in Nordhauſen und Baſſe in Quedlinburg in dieſer Form eine Wiedergeburt erleben, beweiſen Titel, wie die folgenden: C. Reinfels, „Die ſchöne Büßerin oder der Seelenverkäufer von Frankfurt. Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus den Zeiten des Femgerichts“; dann: J. Köppen, „Lucretia Borgia, die fürſtliche Giftmiſcherin“ und „Die Höllenbrüder“, „Drei Frauen oder die verhängnißvolle Leidenſchaft. Roman aus der Gegenwart vom Verfaſſer des Romans Nelly“; „Die Wahnſinnige vom rothen Sumpf oder die Tochter des Mörders“ von demſelben; G. Berthold, „Montechriſto oder die Hand des Todten“; S. Schönfeld, „Der Prophet von Berlin oder die Rächer der Todten“. Eine eigenthümliche Art des Lieferungsromans bildet die Ausdröſelung der Schiller'ſchen Tragödienſtoffe, wie: „Die Jungfrau von Orleans. Hiſtoriſch-romantiſche Geſchichte“ von St. Graf von Grabowski; „Maria Stuart. Hiſtoriſch-romantiſche Geſchichte der Zeit und des Lebens der Königin von Schottland“ und „Wilhelm Tell. Hiſtoriſch-romantiſche Geſchichte“, beide von E. Pitawall. Da dieſer Autor auch ſein romantiſches Lebensbild des unromantiſchen Königs „Friedrich der Große“ vollendet hat und uns ſo gleichzeitig mit fünf großen Lieferungsromanen in einem Jahre entgegentritt, ſo iſt wol die Annahme begründet, daß wir es hier mit einer Firma zu thun haben, welche das Geſchäft fabrikmäßig betreibt.

Auch die Hauptvertreter des exotiſchen Romans ſind rüſtig und auf dem Platze. Balduin Möllhauſen gibt zwei große und lebensvolle Gemälde: „Der Hochlandpfeifer“ und „Der Meerkönig“; F. Gerſtäcker einen Roman aus der Südſee: „Die Miſſionare“; Armand Lebensſkizzen: „Aus Armand's Frontierleben“ und einen das Exotiſche mit der jüngſten deutſchen Zeitgeſchichte verknüpfenden Roman: „In Südcarolina und auf dem Schlachtfelde von Langenſalza“; P. Margot einen Indianerroman: „Die Gefangenen der Apachen“; Heinrich Börnſtein: „Die Geheimniſſe von St.-Louis“. Intereſſante Skizzen aus dem Leben der Holländer in Oſtindien gibt die „Indiſche Bibliothek“, von welcher fünf Bände vorliegen, während ein arabiſcher Roman O. Rodoëth's: „Achmet, der Kifraucher von Konſtantine“, zur Ergänzung uns Bilder aus einem dritten Welttheil vorführt.

Den humoriſtiſchen Roman, der ſich ſchon auf dem Titel als ſolcher ankündigt, pflegt namentlich A. von Winterfeld. Es liegen von ihm drei derartige Werke vor: „Herr von Filz“, „Modelle“ und „Ein gutmüthiger Mephiſto“, außerdem „Humoresken für Sofa und Eiſenbahncoupé“. Ihm reiht ſich K. von Keſſel an mit ſeinem humoriſtiſch-ſatiriſchen Roman: „Der Diogenesclub.“

Die Mehrzahl unſerer namhaften Autoren bewegt ſich indeſſen nicht auf dieſen Gebieten, ſondern auf dem des Zeitromans, der die Probleme und Conflicte, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Gedankenkreiſe der Neuzeit beleuchtet. Hier begegnen uns die Romane der beliebteſten Erzähler: F. W. Hackländer, „Das Geheimniß der Stadt“; Karl von Holtei: „Erlebniſſe eines Livreedieners“; Edmund Hoefer, „Ein Findling“ und „Der verlorene Sohn“; Guſtav vom See, „Arnſtein“; Max Ring, „Fürſt und Statthalter“; Hans Hopfen, „Verdorben zu Paris“; A. E. Brachvogel, „Der deutſche Michael“; Levin Schücking, „Schloß Dornegge oder der Weg zum Glück“; Moritz Hartmann, „Die Diamanten der Baronin“; Julius Große, „Untreu aus Mitleid“; P. Galen, „Walram Forſt, der Demagoge“ und „Das Irrlicht von Argentières“; A. von Schönau, „Cavalier und Jüdin“. In einer neuen Auflage erſcheinen die Romane aus der Gartenlaube, E. Marlitt's „Goldelſe“ und „Das Geheimniß der alten Mamſell“, die bei der großen Maſſe des Publikums Epoche machen. Andere Romane von weiblicher Hand ſind: „Im Wellenrauſchen“, ein nachgelaſſener Roman der verſtorbenen Julie Burow; „Auf der Menſchheit Höhen“ und „Der Erbe von Grundhoff“, von Emilie Heinrichs; „Modern“ und „Fußſtapfen im Sande“, von Adelheid von Auer; „Unauflösliche Bande“ von Luiſe Erneſti; „Die Dioskuren“, von Luiſe Otto; „Streben iſt Leben“, von Amely Bölte; „Eine Welt des Glanzes“, von Luiſe Mühlbach. Hierher gehören noch: F. von Nemmersdorf, „Allein in der Welt“; E. von Waldow, „Die ſchwarze Käthe“; E. Wichert, „Ein häßlicher

Menſch"; A. Schirmer, „Verſchollen"; F. A. Niendorf, „Ein ausgeriſſenes Blatt"; E. Freiherr von Bibra, „Graf Ellern"; F. von Wickede, „Der falſche Erbe"; E. von Dinklage, „Hochgeboren"; D. von Kaszony, „Ein Roman der Zukunft"; W. Skett, „Jedem das Seine"; G. Fülleborn, „Die ſchwarze Brüderſchaft"; A. Steffens, „Die Tochter des Leibeigenen"; Auguſt Becker, „Hedwig"; G. Höcker, „Ein ſchöner Dämon"; Hugo Delbermann, „Liebe und Brot"; C. Spielmann, „Wendenburgiſche Junker, ein Familienroman"; A. Kretzſchmar, „Die Erbſchaft oder des Goldes Fluch und Segen" und „Eine Nothlüge"; W. Grothe, „Aus dem Reiche der Lampen und der Schminke" (vierter Theil), „Theolog und Komödiant, humoriſtiſch-komiſcher Roman" und „Onkel Dickchen"; E. Willkomm, „Die Welt des Scheins"; Auguſt Schrader, „Tod und Leben"; Otto Mylius, „Familiengeſchichten"; P. S. Braun, „Aus der Ehewelt"; A. Brook, „Nanna, ein Lebensbild"; Ludwig Würkert, „Marlene oder Magd und Gräfin ein Tendenzroman", und Karl Wartenburg, „Eine vornehme Frau"; Feodor Steffens, „Künſtlerſtreben und Alltagsleben"; M. Herzberg, „Myſterien des neuen Wien". Noch erwähnen wir J. von Wickede, „Aus alten Tagebüchern", und Talvj, „Funfzehn Jahre, ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert". Der vorgeſchichtliche Roman iſt diesmal nur durch ein einziges Werk, durch den gleichſam auf dem eigenen Acker gewachſenen Roman des Verfaſſers F. M. Felder: „Arm und Reich", vertreten.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Ein neues Epos von Robert Hamerling.

Der König von Sion. Epiſche Dichtung in zehn Geſängen von Robert Hamerling. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1869. 8. 1 Thlr.

Robert Hamerling, ermuthigt durch die günſtige Aufnahme, die ſein „Ahasverus in Rom" bei dem Publikum gefunden, tritt mit einer neuen epiſchen Dichtung auf, deren Held der Prophet von Münſter, der Held der Meyerbeer'ſchen Oper, Johann von Leyden, iſt.

Der Stoff iſt verlockend für eine reiche und üppige Phantaſie und überdies durchdrungen von jenen reformatoriſchen Tendenzen, welche, nicht an jenes Zeitalter gebunden, ſich vielfach in der Gegenwart von neuem ankündigten und, wie man auch über ihre praktiſche Bedeutung denken mag, doch für die poetiſche Darſtellung ſich vorzüglich eignen. Das tauſendjährige Reich des Schneiders von Münſter, in welchem die kühnſten Träume der Utopiſten, der Communismus der Güter und Weiber, zur Wirklichkeit wurden und eine ähnliche bacchantiſche Trunkenheit, Wolluſt und Grauſamkeit herrſchte, wie im goldenen Haus auf dem Palatinus und in dem Rom des Nero, verträgt eine farbenprunkende, in Glut und Blut getauchte Darſtellung, wie ſie Hamerling in ſeinem „Ahasverus in Rom" bewährt hat. Und auch für den gedankenvollen Aufſchwung, den ſeine Muſe liebt, für ihre tiefſinnigen Reflexionen und ihre bedeutſame Skepſis gibt der Stoff willkommenen Anhalt. Der Dichter ſelbſt ſagt im Vorgedicht:

Singen die ſeltſamſte will ich, die deutſamſte aller Geſchichten,
Die auf germaniſcher Erde geſchahn: ein Spiegel für jedes
Höchſte und Tiefſte des Lebens, ein Echo für jegliche Frage,
Welche die Geiſter bewegt und entflammt zu gewaltigem Ringen!
Kämpfer der Mitwelt, lauſcht dem Geſang! Es beflügelt der raſche
Fiebernde Puls ihn der Zeit und ihr anabaptiſtiſcher Herzſchlag.
Dennoch — bedenket es wohl! — die erhabene Muſe, ſie kämpft nicht,
Nein, ſie krönt und verdammt: ausſtreckt ſie zwiſchen die Kämpfer
Ihr zweiſchneidiges Schwert, das beide verwundet und richtet....

Der Grundgedanke der Dichtung iſt wol in dem „Motto" ausgeſprochen:

Groß iſt die Zeit und gewaltig; doch wehe, wenn unſere Herzen
Rein nicht ſind: wie ſollen im rieſigen Kampf wir beſtehen?

Der Held erſcheint als idealer Vorkämpfer des „ſioniſchen Gedankens" einer Wiedergeburt der Menſchheit, die nur an der Selbſtſucht und Genußgier derſelben ſcheitert; er ſelbſt nennt ſich im zehnten Geſang den ärgſten der Sünder in Sion, weil er ſtolz war und hoch über dem Schwarm ragen wollte; doch ob das Ziel auch ſchmählich verfehlt ſei — der Finger des Schwärmers hat es doch bezeichnet. Das winkende Glück, ſagt er in ſeinem Schlußmonolog, iſt unheiligen Händen entſchwunden, doch wird es einſt den Würdigen in den Schos fallen:

Alſo ruft er. Es hebt ſein Aug' in des leuchtenden Aethers
Halle noch einmal ſich. Und nun wieder in dämmernden Lüften
Flattern die weißen Gewölke, wie Züge der Geiſter: zu ſtreiten
Scheinen ſie gegeneinander mit blinkenden Schilden am Himmel,
Ueber dem Plan, wo erglänzen die Zinnen von Münſter im Frühlicht.
Und wie verzückt empor blickt Jan. „Nach gewaltigen Schlachten",
Ruft er, „kämpfen die Geiſter noch fort der Erſchlagnen im Luftraum —
Alſo berichten die Sagen: ſo wird der ſioniſche Kampf auch
Weitergekämpft noch in Lüften — ja weitergekämpft noch in großer
Geiſterſchlacht: und wer weiß, wie zuletzt noch fällt die Entſcheidung?
All dies irdiſche Lanzengeklirr und Schwertergeraſſel,
Eitel Getöſe nur iſt's; in den Wolken die Kämpfe der Geiſter,
Sie nur ſind es zuletzt, die entſcheiden der Menſchen Geſchicke!
Kämpft ihn denn aus, ihr Geiſter da oben im leuchtenden Aether,
Kämpfet ihn aus, ihr, den Kampf des ſioniſchen großen Gedankens,
Daß er leuchtend und hehr, von trübender Schlacke geläutert,
Noch obſiege dereinſt. Doch den ſterblichen Kämpfern, die todwund
Sinken mit Speer und Schild in den Staub der beſudelten Walſtatt,
Müde des Lebens, und müde des Strebens, und müde des Irrens —
Dieſen vergönnt ſei die Raſt in der heiligen Stille des Todes!" —

Welche Stellung aber nimmt der Held selbst zu den Problemen ein, die in der Bewegung der Zeit liegen, in einer Bewegung, als deren Führer er auftritt? Welches ist der „sionische große Gedanke" in seiner geläuterten Fassung? Hierauf bleibt uns der Dichter die Antwort schuldig, die Stellung des Helden zu dieser geistigen Bewegung ist eine halbe und unklare. Er erscheint von Haus aus als ein edler Träumer, der durch den „begeisterten" Propheten Matthisson bestimmt wird, sich den Scharen der Begeisterten anzuschließen; sein Streben geht nach dem Reinen und Rechten; er hat Abscheu vor dem Gemeinen, wir sehen ihn, den wandernden Schauspieler, an der Seite des Propheten, seinen Einzug in Leyden halten; bei dem Bücher-Auto da Fé vertheidigt er hierauf den Geist hellenischer Heiterkeit und Schönheit gegen finstern Zelotismus; ihn gelüstet's, in seligem Bunde „die Lust und die Tugend" vereinigt zu sehen. Als der Prophet Matthisson im Kampfe geblieben, schwingt sich Jan von Leyden auf das irrende Streitroß desselben und führt die Kämpfer Sions zum Siege. Heimkehrend wird er von einem Wahnsinnigen, Stummen, dem greisen Dusentschur als „strahlender König von Sion" begrüßt; dann verkündet er bei dem glänzenden Krönungszug als das Ziel seines Strebens, eine Stätte dem Glück unter den Menschen zu gründen und allem, was schön und edel auf Erden, ein Eden für Seel' und Leib; und dem Abgesandten des Bischofs von Münster erklärt er, daß er kämpfe für der Menschheit Recht, welches zu edlerm Dasein gereift endlich die Bande der menschlich-dumpfen Umschränkung sprengt. „Im Schwarmgeist braust das Wehen des ewigen Geistes":

O ihr Aengstlichen, welchen die neue, die hellere Leuchte
Fremd und verdächtig erscheint, wie dem nächtlichen Beller der Vollmond!
Schreckt euch der Wechsel so sehr? Ei, wechseln zu unseren Füßen
Nicht auch die Blumen? Und nicht die Gestirne zu unseren Häupten?
Nicht im Haupt die Gedanken, der Glaube, die Meinung? Was Wahrheit,
Weiß nicht einer, solang' es ein Heut' hoch gibt und ein Gestern
Und ein Morgen: die drei, sie beschämen ja ewig einander!
So viel Menschengeschlechter hinab in die Gräber gewandert,
So viel Meinungen auch und Altär' und wechselnde Götter
Sind zu ewiger Ruh' in den Grüften der Erde bestattet!
Trauriges Menschheitslos — urewiges Wanken und Schwanken —
Aber was hilft es, sich unter die Räder der Zeiten zu werfen?
Was nach Erneuerung ringt in uns, wenn erstorben das Alte,
Das ist Stimme des Geistes der Welt, tiefinnerster Antrieb,
Welcher, sich halb nur bewußt, vollzieht einen göttlichen Rathschluß,
Und den ewig vergebens bekämpft kleingeistiger Stumpfsinn!

Er verkündet, daß ein königliches Wollen in ihm lebt und entäußert sich seiner prunkenden Königszier, blos durch die Majestät seiner Erscheinung die Abgesandten zu Boden schmetternd.

Es ist eine edle Begeisterung in dem Jüngling; doch die neue Gemeinde verlangt eine praktische Begründung. Die allgemeinen Theorien von Glück, von der Schönheit und Liebe genügen nicht; sie sollen Gestalt gewinnen in festen Organisationen. Wie stellt sich der König zu diesen Fragen? Die Gütergemeinschaft wird eingeführt in Münster, aber nicht durch ihn; die Vielehe wird eingeführt, aber nicht durch ihn, der sich zunächst abwehrend gegen die weiterdrängenden Genossen verhält, später eine Vielehe zum Schein mit ausgewählten Mädchen der Stadt eingeht, ja eine dieser „Königinnen" zum Tode verurtheilt, als sie die Ehe durch Hingebung an einen frühern Geliebten bricht. Er betheiligt sich misbilligend bei den wilden, trunkenen Gelagen; er erscheint als ein Scheingeschöpf der Majorität, grausam, wo er selbst handelt, grausam aus Romantik, denn er ist ein Romantiker auf dem Thron der Wiedertäufer. Sein Herz gehört einer schönen Nonne, die er selbst in dem Kloster entdeckt; Hilla, früher von dem Bischof von Münster entehrt, tödtet sich selbst im Zelte desselben. Im Herzen Johann's von Leyden bleibt nun die schwärmerische Liebe zu dieser Heiligen, während das verführerische Zigeunermädchen, die braune Divara, das böse Princip des Helden, ihn mit ihrer Liebe zu umstricken sucht, der er lange widersteht, selbst als er sie schon zu seiner Scheinkönigin gemacht hat, bis er zuletzt im Taumel der Orgie sich ihr hingibt, später aber in der Wildniß stürzt er die mit ihm Ringende in den Abgrund. Ganz abweichend von der Geschichte, mit kaum erlaubter poetischer Licenz, läßt Hamerling seinen Helden nicht als Märtyrer der Sieger den Henkertod erleiden, sondern durch das eigene Schwert fallen.

Die Gedanken unsers Johann von Leyden sind eine dichterische Münze, die er selbst nicht in Curs zu setzen weiß; der Held hätte kühner vorgehen und die Bewegung leiten müssen, statt von ihr beherrscht zu werden; die Gütergemeinschaft, die Vielehe, die man ihm aufdrängt, hätten sein Werk sein müssen zur Verwirklichung des erträumten Gottesreichs, und dann ihren Stachel gegen ihn selbst kehren, dann an der innern Unmöglichkeit oder an der Unreife des Volks scheitern müssen. Das wäre ein größerer Irrthum, eine größere Schuld gewesen als der Stolz, der sich mit dem Königspurpur gekleidet; das hätte eine lebendigere Theilnahme geweckt, als die passive Romantik des Helden. Der Gegensatz zwischen den beiden Frauengestalten hat durchaus etwas Opernhaftes, und wenn der Fürst der Schwärmer die eine Scheinkönigin hinrichten läßt, nicht weil sie ihm, sondern weil sie ihrer frühern Liebe untreu geworden ist, so ist dies eben der Act einer Tyrannei, die schlimmer ist als alle Paragraphen der Carolina, der Tyrannei aus romantischer Schrulle.

Um den Propheten gruppiren sich seine Getreuen, die mit drastischen Zügen gezeichnet sind, greifbarer als der Traumkönig auf weißem Zelter, handfester und minder verschwommen: der wuchtige Knipperdolling, der Narr Lips van Straaten, welcher als humoristischer Chorus sich in geistvollen Betrachtungen und Bemerkungen ergeht, und der buckelige Krechting, der Thersites der Wiedertäufer, der wüste, blindlings vorwärts drängende Radicale. Der Realismus der Schilderung, der bei dem ideal beleuchteten Haupthelden nicht zur Geltung kommen konnte, vertheilt sich auf diese Männer, auf die Volksgruppen, die Volksscenen und die Lagerscenen u. s. w.

Aus dem „Ahasverus in Rom" ist die Vorliebe Hamerling's für das Absonderliche, das Prickelnde und Packende bekannt. Diese Specialität der Hamerling'schen Schilderungen tritt natürlich auch in der neuen Dichtung

glänzend hervor; die verführerische und wilde Orgie als Massentableau erklärt sich in den letzten Gesängen in Permanenz. In mystischer Beleuchtung erscheint sie in den Scenen des spukhaft düstern Popanzthurms, wo der gebrochene zitternde Greis die unheimliche Kunde des Vorgängers von Johann von Leyden, des stolzen Horkan, verkündet, der auf dem Markte von Borken nachts hingerichtet wurde: eine Kunde, die dadurch ihre prophetische Bedeutung verliert, daß der Dichter das Lebensende seines Helden abweichend von der geschichtlichen Ueberlieferung gestaltet. Dann aber folgen die von hellflackerndem Naphtha beleuchteten Scenen, denen Divara im goldflitternden Scharlachkleide präsidirt:

Des Nackens und Busens
Bernsteinfarbige Welle bestrahlt Karfunkel und Perle,
Blitzend gereiht. Wie über dem gelblichen Wachse der Kerze
Flackert die Blume des Lichts, so flammt an des bräunlichen Weibes
Leibe das Edelgestein.

Es beginnt das poetische Ballet, der verwegene Reigen der Mädchen, die dem König den goldenen Trank credenzen, der sinnbethörende Lärm der Theorben und Pauken und Cymbeln. Die keckste entreißt Jan von Leyden das welke Blümchen, das Pfand aus der Zelle der Nonne, und wirft es in Divara's Schos; sie will es nur zurückgeben um den Preis, Genossin des Throns zu sein. Das alles ist phantastisch bunt, schimmernd, bewegt.

Genialer noch ist die letzte Orgie geschildert. Das fast verhungerte Volk ist durch Entdeckungen, die Knipperdolling in verborgenen Kellern und Ställen der Häuser gemacht, auf einmal zu Speise und Trank gekommen. Da wird ein wüstes Gelag von der braunen Königin geordnet, die in krystallnen Gefäßen duftiges Naß credenzen läßt:

Aber es winkte von neuem die Königin. Siehe, da schwebten
Plötzlich herein in die Halle die reizendsten Weiber, und lächelnd
Ihnen voran ein Knäblein. Das Knäblein trug in den Händen
Schwebend die zierlichste Lampe, die hell mit rosigem Lichtschein
Glomm und alle Gestalten im prangenden Saale mit hohem,
Lieblichem Zauber umgoß. In diesem verklärenden Lichte
Schwebte die lächelnde Schar liebreizender, holder Gestalten.
Mitten ins düstere Treiben herein der sionischen Zecher
Sprang's wie ein Reigen verschollner hellenischer Göttergebilde.
Jugendlich frisch und blühend, erstrahlend in heiterer Schöne,
Schwebten sie her und hin und begannen zuerst nur bei sanftem
Flöten- und Saitengetön in Gruppen und holdem Symplegmen
Jeglichen Reiz zu entfalten. In pantomimischen Spielen
Wiegten und schmiegten sie sich als arkadische Schäfer und Jungfraun:
Neckisches Haschen und Fliehn, süßlockendes Winken und Trotzen,
Schüchternes Schmachten zuerst, dann stürmisches keckes Umwerben,
Zärtliches Tändeln, zuletzt obsiegende, feurige Liebe:
Solches erschöpften sie spielend, die lächelnden Zaubergestalten,
Wandelnd dahin in tänzelndem Schritt, dann wieder auf weichen
Teppichen ruhend, und hold sich umschlingend, wie Liebende kosen,
Traulich allein. Doch plötzlich verstummten die weichlichen Flöten
Und es erscholl, wild-lärmend, bacchantisches Rauschen und Sausen,
Cymbel und Tamburin — und empor vom Boden aus sanften
Liebesumschlingungen rissen, in stürmischer wilder Erregung,
Sich die Entflammten und drehten in rasend-beflügeltem Schwung sich.
Und hinblickt auf den Reigen, begeistert, der Männer von Sion
Trunkener Schwarm. Da erlischt die gemeine, die wüste Berauschung
Ihnen im Haupt, und zu höherer Lust aufregt sie der Zauber
Dieser berückenden Schöne. Sie selbst auch leuchten wie Götter,
Kräftig, blühend, verjüngt im Scheine der magischen Lampe.

— — — — — — — — — — — — —

Aber es warfen entflammend-verlockende, minnige Blicke
Während des Tanzes die holden, die feurigen Weibergestalten
Auf die entflammten Betrachter. Es tritt aus den Reihen der Schönen
Manche mit Lächeln heraus, um die Liebebethörten zu necken,
Und mit Gekos' und Geplauder den zärtlichsten Wink zu erwidern;
Andere werden gehascht mit Gewalt aus dem schwebenden Tanzschwarm
Bis zuletzt, wie sich löset ein Kranz, aus welchem man spielend
Blum' um Blume gezogen, sich löset der prangende Reigen.
Fröhlich wiegt auf den Knien ein reizendes Weib nun ein jeder.
Jan auch, dem Sinnenden, nähert sich schmeichelnd die Schönste der Schönen:
Aber es schreckt sie zurück das Geknurr der gewaltigen Hunde,
Die zu den Füßen des Jünglings ruhn. Doch die anderen wiegen
Lachend die Weiber im Schose, begierig nach Kuß und Umarmung.
Aber der Schalksnarr Lips, er springt wie ein Toller mit Possen
Zwischen den Paaren umher, und plötzlich, scherzend und lachend,
Stößt er, unwissend, so scheint's, und tölpisch, die magische Lampe
Dröhnend vom Tische herab —
Da starrt mit Graus und Entsetzen
Auf die Gestalt, die er glühend noch hält in umschlingenden Armen,
Jeder sionische Zecher: es grinsen die reizenden Weiber
Frech, zigeunerhaft-roh, hohläugig und runzlig und hager
Ihnen entgegen, mit welken und schwammigen Gliedern, mit gelben,
Wüsten, verbuhlten, in höhnischer Lache verzerrten Gesichtern:
Aber sie selbst auch, die Männer von Sion, entsetzen der eine
Sich vor dem anderen jetzt, denn sie blicken sich an mit den bleichen
Zügen, den hager-verfallnen, gespenstig — als jenes entstellte
Menschengebild, das aus ihnen zu formen begonnen die Wollust
Und vollendet der Hunger... So stehn sie in dumpfer Erstarrung
Schweigend: es tönt um sie nur das grelle Gelächter des Schalksnarrn
Hin durch den dampfenden Saal.

Das ist ein grandioses Gemälde von echt dichterischer Intuition. Der Wahn und die Täuschungen des Entzückens, die Hingabe an die Lust, der die Verwesung auf dem Fuße folgt, werden durch diese von dem Narren umgestürzte magische Lampe so blitzschnell ad absurdum geführt, wie dies sonst langsamer das Leben selbst zu thun pflegt. Die Ironie des Schlußtableau gipfelt darin, daß der König selber den betrunkenen Krechting mit seinem Gewand und den Insignien seiner Würde bekleidet und daher das ganze Königsspiel in Münster zuletzt zum Spott macht. Die Explosion der Pulvertonne und der Hereinbruch der Feinde geben einen dramatischen Abschluß.

Gleiches Lob wie der letzte Gesang mit seinen großartigen Schilderungen, die gleichsam von den Blitzen der hereinbrechenden Vernichtung gespenstig beleuchtet sind, verdient der erste, dessen Ouverture ebenso weihevolle wie dämonische Klänge hat. Die Scenerie des westfälischen Waldes mit seinen Nebeln und Mooren ist meisterhaft

geſchildert. Auch hier begegnen wir einem genialen Zug: der Gaukler Jan von Leyden wandert mit dem Propheten Matthiſſon im Walde umher, die Theaterkrone auf dem Haupt. Schon das iſt ironiſch bedeutſam für den Fortgang der Handlung. Der Prophet mahnt ihn, die papierne Krone fortzuwerfen und Jan ſchleudert ſie vom Rande eines Felſens in den Abgrund:

Und nun ſchritten die beiden hinunter den felſigen Abhang,
Zwiſchen Geröll und Geſtrüpp, windbrüchigen Stämmen und Farrnkraut.
Dichter umgab ſie wieder der Wald. Aufflatterten kreiſchend
Nächtliche Vögel vor ihnen. Ha, ſieh, Irrlichter im Moorgrund
Hüpfen vor ihnen einher. An felſiger Höhle vorüber
Nehmen ſie jetzo den Weg. Da bedünkt es den Jüngling, als ſäh' er
Stehn einen rieſigen Mann in der Kluft, der ein roſtiges Schwert ſchliff:
Seltſam tanzt auf der Schneide, der blanken, ein irrender Lichtſtrahl,
Der ſich verlor in die Kluft. Hinſpäht der verwunderte Jüngling,
Aber es zieht ihn fort der Prophet. Noch öfter bedünkt es
Jan, als ſäh' er verſchwimmend im Nachtgraun unter den Bäumen
Seltſame fremde Geſtalten, in Gruppen gelagert und einzeln:
Stets fortzog ihn der Greis. Und ſchauriger wurden die Pfade,
Dunkel umgab ſie. Von fern mit ſataniſch-unheimlichem Klange
Scholl Rohrdommelgeſtöhn durch die Nacht aus Sümpfen. Da that ſich
Auf das Gehölz, frei glänzte der Plan, und auf mooſigem Felsblock
Fanden ſie Divara ſitzend im Schein der Geſtirne. Sie lächelt:
Ueber dem Haupt ihr flittert und flirrt die papierene Krone,
Die in den Abgrund eben der Jüngling hatte geſchleudert
Hoch vom ragenden Fels. Und es hatte das Weib ſich mit blühnden
Tollkirſchranken umwunden die Stirn und den Leib, und ſo ſaß es
Lächelnd auf mooſigem Stein. Es befragten die Männer verwundert
Sie, wie her ſie gelangt, und woher ihr gekommen der Goldreif?
Und es berichtet das Weib, daß, während zuvor ſie der ſchönen
Mondnacht auch ſich zu freuen gedacht' am Fuße der Felswand,
Dort, wo von oben herunter der Wildbach ſtürzt in die Waldſchlucht,
Plötzlich herab in den Schos ihr die funkelnde Krone gefallen.

Alle dieſe Schilderungen ſind mehr phantaſtiſch als epiſch; doch fehlt es in der Dichtung auch nicht an einem epiſchen Zuge, an einem breiten Ausmalen der Außenwelt. Dieſen epiſchen Stil hat das Auto da Fé der Bücher im dritten Geſang, namentlich aber die Lagerſcenen im ſechsten und der Umgang des Königs von Thor zu Thor im neunten Geſang. In der Schilderung der Eß- und Trinkſcenen ſtreift die Darſtellung oft an die Grenzen der Trivialität. Auch Stellen wie die folgende fallen aus dem Ton der Dichtung heraus. Der Narr ſagt:

Die Rike, die Fike, die Mike,
Sind, wie geſagt, mir jetzo vermählt, nachdem ſie dahinſchied —
Denn, wär's früher geſchehn, ſo ſtünd' ich nimmer lebendig
Hier in des Königs Palaſt — Nun ſag' ich: gar liebliche Kinder
Sind ſie, die drei; und doch, bei Gott, ſchon gäb' ich die Rike
Für ein ſaftiges Stück einheimiſchen Schinkens; die Fike
Für einen Schluck Torgauergebräu; und böte mir einer
Jetzt mein Lieblingsgericht, Kuheuter in Brühe mit Ingwer,
Gäb' ich vielleicht auch die Mike dahin, die behäbige Blonde.

Die genrebildlichen Scenen der Vielweiberei ſind mit Humor geſchildert; doch ſinkt auch hier der Ton oft unter das Gleichmaß des Stils herab. Das Problem wird nach allen Seiten beleuchtet; die Frauen begehren das Recht, viele Männer zu freien, und zuletzt wird die vollkommenſte Weibergemeinſchaft gepredigt, aber zurückgewieſen von den Organen des Dichters mit dem Bedeuten, daß die Welt wol mit dem Harem, aber nicht mit dem Bordell beſtehen könne.

Abgeſehen von dem allzu tiefen Herabſinken ins Platte und Gemeine hat der dichteriſche Stil originalen Reiz und funkelt von Schönheiten, die indeß meiſtens durch glückliche Metaphern hervorgerufen werden; denn die breitausmalende homeriſche Vergleichung iſt ſelten; z. B.:

Vorwärts wogte die Schar. Wie ein ziehender Strom an der Mündung
Nicht ſogleich ſich verliert in dem Wellengewoge des Meeres,
Nein, beiſammen noch hält die Gewäſſer und weithin die eigne
Bahn noch wallt, durchſchneidend den ruhigen Spiegel der Meerflut:
So durchwogte der Zug das Gedränge des Markts.

Oder mit humoriſtiſcher Wendung:

Wie zwei Fuhrmannsgäule, geſpannt an den Wagen und raſtend
Still vor der Schenke, wo zecht in des Mittags Schwüle der Eigner,
Kühlung fächeln einander mit wehenden Schweifen und oft auch
Brüderlich reiben einander die bremſengeſtochenen Rücken:
So am verfahrenen Karren der ſchüchternen Kirchenverbeſſrung
Stehn auf dem ſelbigen Flecke der Martin dort und der Philipp,
Harrend des heiligen Geiſts, und begnügen ſich, einer dem andern
Brüderlich weiter zu wedeln vom Rücken die neckenden Bremſen.

Wir haben einen Haupteinwand gegen die in vieler Hinſicht geniale Dichtung bis zum Schluß aufgeſpart; er betrifft die metriſche Form derſelben. Hamerling hat den Hexameter gewählt, und wenn wir uns mit dieſem Versmaß bei deutſchen epiſchen Dichtungen überhaupt nicht befreunden können, ſo erſcheint die Wahl deſſelben als ein entſchiedener Misgriff bei einem Gedicht, das nach ſeinem ganzen Stoff keinen antiken Geiſt athmen kann, ſondern eine Reihe hochromantiſcher Gemälde in meiſt opernhafter Beleuchtung und außerdem erhellt von den frappanten Schlaglichtern einer modernen Reflexion vor uns entrollt. Da war noch der fünffüßige Jambus des „Ahasverus in Rom" vorzuziehen; vor allem aber verlangte der luxuriöſe Inhalt den Reim. Der conſervative Hexameter gibt ſich durchaus nicht zu Reformgedanken und revolutionärem Inhalt her; er verflacht ihre Prägnanz in ſeinem breiten Wogenſchlag. Die Nonnen- und Zigeunerromantik, die Geſpenſterſcene im Dom, die wilden Orgien — das nimmt ſich alles befremdlich aus in dem Versmaß Homer's; für die Welt der romantiſchen Empfindung, der ſentimentalen und dämoniſchen Liebe, die Welt einer übergreifenden Subjectivität iſt der Hexameter nicht gemacht.

Hierzu kommt, daß die Hexameter Hamerling's keineswegs tadellos ſind; es fehlt ihnen oft die Cäſur oder ſie iſt verwaſchen. Der Anfang vieler Verſe macht einen

iambiſchen Eindruck, z. B.: „Wir einen Pfaffen"; „Was ſtiert drinnen", „ſeit mir der Erſtlingsflaum", oder ſehr ſchwächliche Trochäen beginnen den Vers: „Auf ein Tiſchchen". Bisweilen häufen ſich die einſilbigen Wörter in einer den metriſchen Gang verwiſchenden Weiſe; z. B.:

Wie er iſt ſich dort in des prunkvoll weichlichen Armſtuhls
— — — — — — — — — — — —
Trifft dies neue Geſetz; ſo erlaubt, daß ich ſo wie der andere.
— — — — — — — — — — — —
Von der Gewaltthat, die du an dir — die an mir du begangen u. ſ. w.

Trotz dieſer Ausſtellungen erhebt ſich Hamerling's Dichtung durch glänzendes Colorit und geiſtvollen Gehalt bei weitem über die ephemeren Erzeugniſſe unſerer lyriſch-epiſchen Miniaturpoeſie. Rudolf Gottſchall.

Reinhold Pauli's Schriften zur engliſchen Geſchichte.

1. Simon von Montfort, Graf von Leiceſter, der Schöpfer des Hauſes der Gemeinen von Reinhold Pauli. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Geſchichte Englands ſeit den Friedensſchlüſſen von 1814 und 1815. Von Reinhold Pauli. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Geſchichte Englands hat von jeher und beſonders während des letzten Halbjahrhunderts die Theilnahme weiteſter Kreiſe gefunden und ein Lieblingsſtudium feſtländiſcher Hiſtoriker und Politiker gebildet. Seit der Drang nach conſtitutioneller Verfaſſung und Regierung die Völker des Continents erfüllte, mußten nicht nur die engliſchen Geſchichtſchreiber, die unter Vorausſetzungen forſchten und urtheilten, welche man anderwärts erſt erſehnte, erhöhte Bedeutung gewinnen, ſondern auch die continentalen Hiſtoriker gewiſſen Perioden der engliſchen Geſchichte eine außergewöhnliche Sympathie entgegenbringen. Die Darſtellung der großen engliſchen Verfaſſungskämpfe des 17. Jahrhunderts diente vielfach, ja meiſt zum Vehikel der eigenen politiſchen Wünſche und Beſtrebungen. In den Arbeiten Guizot's und anderer franzöſiſcher Doctrinäre (deren Wirkungen ſich 1830 bekanntlich bis zum Experiment einer directen Nachahmung der Revolution von 1688 verſtiegen), in den ſpäteren Schriften Dahlmann's gipfelte dieſe Auffaſſung und unmittelbare Verwerthung der engliſchen Geſchichte. Selbſt an der unerhörten Verbreitung, welches Macaulay's unſterbliches Geſchichtswerk auch bei uns gewann, hatte die feſtländiſche politiſche Gewöhnung der zwanziger bis vierziger Jahre zweifellos noch ihren guten Antheil. Neben den bedeutſamen und erſprießlichen Wirkungen, welche eben dieſe bewußte Bevorzugung der engliſchen Geſchichte haben mochte, blieben auch die bedenklichen nicht aus. Im Eifer, die Vergangenheit Englands für die politiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit auszubeuten, verwiſchten ſich die außerordentlichen Unterſchiede zwiſchen engliſchen und feſtländiſchen Verhältniſſen, wurzelte eine ganze Reihe falſcher Vorſtellungen über Urſachen und Reſultate großer geſchichtlicher Bewegungen, irriger Meinungen über die ſtaatlichen, rechtlichen und ſocialen Verhältniſſe des britiſchen Reichs. Dieſen jahrzehntelang verbreiteten und ſtellenweiſe ſehr hartnäckig feſtgehaltenen Irrthümern tritt eine Gruppe von hiſtoriſchen und hiſtoriſch-kritiſchen Schriftſtellern gegenüber, welche nicht allein mit den Thatſachen, mit der vielfach täuſchenden Außenſeite der britiſchen Geſchichte, ſondern mit deren Wachſen und Werden, mit der organiſchen Entwickelung des engliſchen Staatsweſens und der engliſchen Geſellſchaft vertraut ſind. Reinhold Pauli ſteht unter dieſen Hiſtorikern in erſter Linie. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß dieſe Schule vor allem Gewicht auf umfaſſendſte genaueſte Kenntniß der engliſchen Zuſtände von den Tagen Wilhelm's des Eroberers bis zu denen der Tudors, ja ſelbſt der angelſächſiſchen Verhältniſſe vor der Haſtingsſchlacht legt. Sie geht (mit Henry Hallam, dem Vertreter gleicher Anſchauung in England) davon aus, daß wie nirgends in Europa zwiſchen den älteſten und neueſten Ereigniſſen und Erſcheinungen dieſer Geſchichte ein Cauſalzuſammenhang beſteht, den die engliſchen Parteiſchriftſteller und, ihnen folgend, viele feſtländiſche Hiſtoriker theils außer Augen gelaſſen, theils gefliſſentlich verhüllt haben. Es iſt ganz charakteriſtiſch, daß Reinhold Pauli's jüngſte Werke eine Epiſode der älteſten und die neueſte Geſchichte Englands behandeln. Ohne äußern Zuſammenhang entbehren dieſe beiden anſcheinend heterogenen Werke keineswegs des innern Bezugs zueinander. Der erſte Verſuch zur Einfügung volksthümlicher Elemente in das durch und durch ariſtokratiſche Staatsgebäude Englands tritt uns als das Reſultat des vielbewegten wechſelvollen Lebens des Grafen Simon von Montfort entgegen. Um die Einführung neuer, volksthümlicher, im Laufe der letzten Jahrhunderte erwachſener Elemente in ein weſentlich ariſtokratiſches Staatsweſen bewegt ſich eben auch die engliſche Geſchichte der letzten Jahrzehnte, und ſo erblicken wir zwiſchen dem 13. und 19. Jahrhundert einen Zuſammenhang nicht unweſentlicher, für die ganze engliſche Geſchichte bezeichnender Art. Dieſe Stetigkeit und Conſequenz geſchichtlicher Entwickelung, die kein Feſtlandſtaat aufzuweiſen hat, iſt mit Recht die Bewunderung aller derer, für welche das geſammte Leben eines Volks mit dem Leben des Staats zuſammenfällt.

In anderer Beziehung ſind es allerdings ſehr verſchiedene Bücher, mit denen der geiſtvolle Verfaſſer zuletzt hervorgetreten. Das erſte iſt eine Monographie, die Leopold von Ranke zum 27. Februar 1867 gewidmet ward, und die auf mehr als Einem Blatte an die Weiſe des Meiſters gemahnt; eine Monographie, die mit Genuß und Verſtändniß nur von denen geleſen werden kann, welche bereits eine genauere Kenntniß der mittelalterlichen engliſchen Geſchichte beſitzen. Eine Monographie, die nicht weniger gewährt, als ſie vorausſetzt, die, auf die beſten, zum Theil erſt jüngſt veröffentlichten Documente geſtützt, mit umfaſſender Kenntniß aller Hülfsmittel und ſcharfer Kritik

Licht über sehr dunkle Partien der englischen Verfassungs- und Culturgeschichte verbreitet. Das andere Buch Pauli's ist ein Theil eines großen, im edelsten Sinne populären, für eine weite Verbreitung bestimmten und geeigneten Sammelwerks, eine Zeit darstellend, für welche eine Art Ueberfülle neben großer Ungleichheit des Materials und das unmittelbare politische Interesse der Gegenwart dem Historiker theils fördernd zu Hülfe kommen, theils die Aufgabe erschweren. Schon im ersten und noch mehr im zweiten Theile hatte der Verfasser „den Mangel eines historischen Abrisses zu empfinden, der sich hätte zu Grunde legen, an den sich, um das Bild auf einer gegebenen Unterlage auszuführen, hätte anknüpfen lassen". Der Leser der Pauli'schen Geschichte freilich empfindet von diesem Mangel nichts. Was den Historiker zwang, auf die Quellen selber, auf die Parlamentsverhandlungen, die handschriftlichen Depeschen des preußischen Gesandten von Bülow (deren Einsicht und Benutzung für sein Werk ihm gestattet ward) und anderes zurückzugehen, unter Berücksichtigung dieser und der zahllosen Einzelschriften über Einzelheiten seines Gegenstandes sich die erforderliche thatsächliche Grundlage für die charakterisirende und beurtheilende Darstellung erst zu schaffen, das erhöht ohne alle Frage den Werth des Werks. Auch die „Geschichte Englands" setzt mehr voraus, als die vorgängige Befreundung mit den England überschriebenen Abschnitten des „Conversations-Lexikon". Aber ihrem Stoff, ihrer ganzen Darstellungsweise nach wird und muß sie natürlich ein unendlich größeres Publikum haben, als das Werk über Simon von Montfort, das seiner ganzen Anlage nach nur auf einen kleinen, dafür um so theilnehmendern und dankbarern Leserkreis rechnen kann.

Reinhold Pauli leitet die letztgenannte Monographie mit einer Vorrede ein, welche schon eine Charakteristik seines Helden enthält:

> In den Tagen eines gewaltigen Umschwungs tritt in der Regel auch ein oder der andere mächtige Geist auf, schon selber das Product großer allgemeiner Erregung, der die wesentliche Tendenz, auf welche es ankommt, in sich concentrirt, der, indem er sich an die Aufgabe wagt, die noch dem Räthsel oder Glücksspiel gleicht, als Sieger oder Märtyrer aus der Entscheidung hervorgeht. Er ist um so merkwürdiger, je mehr sich an ihm das Princip der Erhaltung wohlbegründeter Zustände mit dem der Neuerung verschlingt, je weniger die landläufige Phrase, ob liberal oder conservativ, bei ihm zutrifft.

Was der Historiker hier an dem Grafen von Leicester rühmt, ist ganz allgemein auf eine Reihe großer Staatsmänner anwendbar, kann unschwer auf den jüngsten Staatsmann dieser Reihe und soll wol auch auf ihn bezogen werden. Die Monographie weist Stellen auf, welche eine solche Deutung direct unterstützen. Die Charakteristik des Grafen Simon IV. von Montfort, des Kreuzfahrers und Albigenserwürgers, der das südliche Frankreich unter seine ehernen Füße trat, verräth ein Wohlgefallen an dieser Erscheinung, welches nur in einem doch etwas bedenklichen historischen Parallelismus Erklärung zu finden scheint. Der „Nordfranzose", welcher die Südfranzosen seiner strengen Herrschaft und Zucht zu unterwerfen suchte, erregt die Sympathien unsers Historikers, Sympathien, die uns ohne diese Annahme begreiflicher bei Hurter als bei ihm erscheinen würden.

Oder läge ihm jede solche tendenziöse Beziehung fern und wäre es lediglich die Macht des biographischen Interesses, welche den apologetischen Ton auf den Vater des eigentlichen Helden der Monographie zurückerstreckt? Denn Simon Montfort, Graf von Leicester, der Begründer des erlauchten Hauses der englischen Gemeinen, war der jüngste Sohn des blutigen Siegers von Beziers und Muret, der, um 1208 und während der Kreuzzüge im Süden Frankreichs geboren, den Haupttheil seines Lebens unter seltsamen Wandlungen des Geschicks in England verbrachte. Es schwebte ein eigenes Verhängniß über der Familie Montfort. Sie war zu hoch gestiegen, um nicht nach dem Höchsten zu streben, und doch scheint ihre rasche Erhebung überall das Misgefühl erweckt zu haben, mit dem die alten, legitimen Häuser die Genossenschaft von „Emporkömmlingen" zu begrüßen pflegen. Die Macht, welche der Albigenserbesieger in der Provence begründet hatte, stand auf unsichern Füßen, zerstob mit seinem Tode; sein ältester Sohn Amaury von Montfort mußte die Provinzen, mit denen der Vater ein mächtiges Reich zwischen Loire und Pyrenäen zu gründen gemeint hatte, an die französische Krone cediren. Unter den kargen Entschädigungen, die dem Hause Montfort für diese Entsagung zutheil wurden, befand sich auch das Wiederaufleben des alten Anspruchs auf die Grafschaft Leicester, eines der größten englischen Kronlehen. Amaury, der Doppelstellung eines Vasallen der Kronen von Frankreich und England ausweichend, nahm den Anspruch für seinen jüngsten Bruder Simon auf.

Wie der junge Montfort, halb Prinz, halb Abenteurer, nach England kam, hätte niemand in ihm den künftigen Führer der nationalen Opposition geahnt. Ein Fremder, güterlos, auf Königsgunst und Hofglück gewiesen, gelang es ihm von vornherein, dasselbe in so hohem Maße zu gewinnen, daß ihm neben der Grafschaft Leicester die Liebe und die Hand der Prinzessin Eleonore, der Schwester König Heinrich's III., zutheil ward (Januar 1238). Diese Ehe erregte zugleich das Misvergnügen der einheimischen Großen und den Zorn der Kirche, zwang den Grafen (der durch seine Heirath der Schwager Kaiser Friedrich's II. und König Heinrich's von England zugleich geworden war) unmittelbar nach den Flitterwochen zu einer Dispensationsfahrt nach Rom und führte bereits im nächsten Jahre zu einer Katastrophe. König Heinrich beschuldigte den jungen Schwager, seine Schwester vor der Ehe verführt zu haben, schalt ihn einen Excommunicirten und vertrieb ihn aus London und England: alles, wie es scheint, lediglich um einer Hofpartei (Pauli bezeichnet sie als die päpstliche) zu genügen. Wenn auch die Thatsache, daß die Gemahlin Simon's von Montfort ihm in die Verbannung folgte, nicht überall als ein gültiges Zeugniß der völligen Unschuld ihres Gemahls betrachtet werden muß, so war doch König Heinrich's Auftreten in jedem Fall brutal und unwürdig und begründete ein folgenschweres Misverhältniß zwischen ihm und seinem Schwager. Zwar kam es, unter der Einwirkung des Bischofs von Lincoln und Kanzlers von Oxford, Robert Grosseteste, zu einer Aussöhnung, aber der Stachel blieb in der Seele Montfort's zurück und auch König Heinrich konnte kein volles Vertrauen zu dem Schwergekränkten

faſſen. Vielleicht aus innerſtem Bedürfniß, vielleicht um einen Rückhalt zu haben, ſchloß ſich Simon Montfort während der nächſten Jahre den einflußreichen Minoriten an, welche auf klerikaler Seite mit der nationalen Oppoſition in England gegen die ungemeſſenen Anſprüche der Hierarchie und die Nachgiebigkeit des Königs gegen dieſe Anſprüche eintraten. Dem Sohne des blutigen Vorkämpfers der Kirche ſtand die Zuſammenſchließung mit den Minoriten ſeltſam zu Geſicht; doch war es eben nicht ſeltſamer, als daß er, der Fremde, der Franzoſe, mehr und mehr das Haupt der nationalen Oppoſition wurde. Als die Lehensträger der Krone begehrten, daß „ſämmtliche königliche Burgen der Hut von Ausländern entzogen und nur an Einheimiſche verliehen, ſowie Erbtöchter ebenfalls nur mit letztern verheirathet werden ſollten", ſtand Simon Montfort mit an ihrer Spitze. Sein eigenes Recht an die Grafſchaft Leiceſter ſtammte freilich aus einer Heirath, wie ſie jetzt perhorreſcirt ward, er ſelbſt war ein Ausländer, aber ein Politiker des Mittelalters ließ ſich durch ſolchen Widerſpruch ſo wenig aufhalten, als ein Politiker der Neuzeit. Die „Proviſionen von Oxford" (1258), welche weſentlich durch Simon Montfort's Talent und Thätigkeit erreicht wurden, banden König Heinrich in demüthigender Weiſe an die Beſchlüſſe und ſtellten ihn unter die Obervormundſchaft ſeiner Barone. Dabei war aber der Graf von Leiceſter weit entfernt, nur um des Vortheils von England willen ſeinem Schwager entgegenzutreten, der Vollzug eines zwiſchen England und Frankreich endlich abgeſchloſſenen, höchſt nöthigen Friedens ward durch Anſprüche Simon Montfort's und ſeiner Gemahlin Eleonore aufgehalten und danach begann zwiſchen dem König und Leiceſter „ein gefahrvolles Doppelſpiel, indem ſie ſich einander auszuweichen und bei dem engliſchen Adel wie dem König von Frankreich den Rang abzulaufen ſuchten". Doch drängte ihn die Macht der Umſtände, ſein hochfliegender Ehrgeiz und, um gerecht zu ſein, auch ſeine reife Einſicht mehr und mehr an die Spitze der nationalen Bewegung in England. Die Unzuverläſſigkeit der großen Barone hatte er, wie die des Königs ſattſam erprobt; der kleine Adel, die Bürger, die niedern Kleriker waren für den Widerſtand gegen die Habgier und Willkür des königlichen Regiments gleich geneigt und geeignet, weſentlich im Vertrauen auf ſie griff Graf Leiſter im Frühling 1263 zum Schutze der Oxforder Proviſionen zu den Waffen gegen König Heinrich. Die Wechſelfälle des Kampfes nun zwiſchen König Heinrich und ſeinem übermächtigen Vaſallen, der zuerſt den König völlig in die Gewalt des Grafen gab, zuletzt aber dem Grafen den Untergang im Gemetzel bei Eveſham (4. Auguſt 1265) brachte, ſtellt Pauli ausführlich und eingehend dar. Zwei Momente treten aus den Wirren dieſer beiden Jahre beſonders hervor. Die Schlacht bei Lewes (14. Mai 1264) und die Berufung des erſten eigentlichen Parlaments (Anfang 1265), zu welchem die Aebte und Prioren beinahe aller Klöſter und Kapitel, je zwei Ritter für jede Grafſchaft, die Bürger der größern Städte und der fünf Häfen berufen wurden. Die Schlacht bei Lewes iſt bezeichnend für England, wir meinen 400 Jahre vorauf die Schilderung eines Kampfes zwiſchen den Cavalieren und Cromwell's Gottſeligen zu leſen; das demokratiſche Element in England weiſt ſchon in ſo früher Zeit auch den puritaniſchen Zug auf. Das Parlament, welches Leiceſter kurz vor ſeinem tragiſchen Untergange verſammelt hatte, iſt das Muſter der ſpätern geſetzgebenden Verſammlungen geworden und hat ohne Zweifel Simon Montfort den Anſpruch auf einen hervorragenden Platz in der engliſchen Verfaſſungsgeſchichte erworben, auch wenn man an der Qualification des großen Barons zum Heiligen und Märtyrer beſcheidene Zweifel hegt.

Das zweite Werk Pauli's trägt uns über Jahrhunderte hinweg, in die unmittelbarſte Vergangenheit, deren Zuſtände und handelnde Perſönlichkeiten zum guten Theil noch der Gegenwart angehören. Dieſe neuere Geſchichte Englands zerfällt dem Hiſtoriker naturgemäß in zwei Perioden, deren eine die Zeiten der Regentſchaft und Regierung Georg's IV., deren andere die Zeiten Wilhelm's IV. und die Anfänge der Regierung der Königin Victoria umfaßt. Der große Sieg in dem erſchöpfenden, an Großartigkeit und Anſpannung aller nationalen Kräfte ſeinesgleichen ſuchenden Kampfe mit Frankreich und die Zuſtände Englands im Moment dieſes Siegs bilden den Ausgangspunkt des Hiſtorikers; doch iſt er dabei genöthigt, auf die Zeiten des Kampfes ſelbſt und noch mehr auf das Jahrzehnt vor dem Kampfe zurückzugreifen. Denn die franzöſiſche Revolution und der Gegenſatz, in dem England zu derſelben trat, unterbrach die heimiſchen Beſtrebungen und Anfänge politiſcher und ſocialer Reform und trieb die geſammte Nation in einen ſtarren Conſervatismus, aus dem man ſich um ſo ſchwerer wieder herausfand, als man auf die während ſeiner Herrſchaft erlangte Weltſtellung mit Recht ſtolz war. Inzwiſchen ward bereits durch Canning's Politik wieder eine andere Bahn eröffnet, ganz abgeſehen davon, daß engliſcher Conſervatismus von dem feſtländiſchen auch in den Zeiten Londonderry's weſentlich verſchieden blieb. Andererſeits waren auch die engliſchen Whigs, die alte Freiheitspartei, dem feſtländiſchen Liberalismus nur in geringem Maße verwandt; Tories wie Whigs hofften, nur jede Partei in anderer Weiſe, dem britiſchen Reiche die inſulare Selbſtändigkeit, die ganz eigenartige Entwickelung zu bewahren, welche es ſeit Jahrhunderten aufgewieſen hatte. Der Kern aller in England ſchwebenden Fragen drängte ſich für dieſe Parteien ſtets mehr oder minder darin zuſammen, wie weit man den Kreis der Gentry, der herrſchenden bevorrechteten Klaſſe erweitern wolle. In dieſem Sinne durfte Lord Grey ſeine Reformbill als eine eminent ariſtokratiſche und conſervative Maßregel rühmen, in dieſem Sinne gaben wenigſtens die alten Whigs ſehr ungern dem Drängen der Radicalreformer nach, welche feſtländiſche Anſchauungen und Forderungen nach England übertrugen. Die Schwierigkeit für den Darſteller liegt nun, wie es ſcheint, beſonders darin, daß die ganze engliſche Geſchichte ſeit 1814 ein doppeltes Geſicht zeigt. Einmal wirken die hiſtoriſch gewordenen ſpecifiſch engliſchen politiſchen und Geſellſchaftsverhältniſſe mit ungeſchwächter Kraft fort und behaupten ihr wohlerwieſenes Recht, das andere mal iſt zahlloſen neuen Elementen und Anforderungen an den Staat gegenüber, der Einfluß der continentalen Theorien und Anſchauungen keineswegs völlig mehr abzuweiſen. Mit Aus-

nahme vielleicht der ſtarrſten Tories und der engliſchen und iriſchen Radicalreformer ſind die Beſtrebungen aller engliſchen Parteien und Politiker ſeit 1814 hiervon beeinflußt worden, und mit großer Klarheit und Sicherheit verfolgt Pauli die Wirkungen davon durch die neuere engliſche Geſetzgebung und Staatsverwaltung. Er ſucht mit jener Unparteilichkeit, die einem Fernſtehenden leichter iſt als dem am Kampfe Betheiligten, den Männern aller Parteien gerecht zu werden, wohl gemerkt: aller engliſchen Parteien. Wo er von den Irländern ſpricht, fühlt man deutlich die Einwirkung ſeiner Quellen, des altengliſchen Irenhaſſes und der orangiſtiſchen Irenverachtung heraus. Zuletzt gipfeln die härteſten Anklagen gegen dieſelben darin, daß ſie eben keine Engländer ſind und ſein können, und es ſtände einem deutſchen Hiſtoriker wohl an, dem unglücklichen Volke, das nicht ſterben kann und nicht leben ſoll, eine billigere Theilnahme zu widmen.

Die Darſtellung iſt eine ſehr anſchauliche und lebendige, was keine leichte Aufgabe für eine Geſchichte war, in welcher die parlamentariſchen Verhandlungen im Vordergrunde ſtehen. Einzelne Charakteriſtiken, zumal die gelegentlich in kurzen Zügen gegebenen, ſind von einer Meiſterſchaft, welche an Ranke erinnert. Die Porträts der Lords Grey und Durham, des Lordkanzlers Brougham, des alten Eldon und anderer ſtellen uns die Männer lebendig vor Augen. Nicht minder vortrefflich iſt die Auswahl der Belege und fremden Urtheile: der Verfaſſer, der keine achtbare Zeugenſchaft an ſich verwirft, weiſt jeder die rechte Stelle an und erreicht es dadurch in ganz beſonderer Weiſe, dem Leſer die jedesmalige öffentliche Meinung und ihre Gegenſätze klar zu machen. Auf die außerpolitiſchen, die Culturverhältniſſe, das geſellſchaftliche, kirchliche, literariſche Leben, iſt die unerläßliche Rückſicht genommen, doch vermiſſen wir eine ausführlichere Darſtellung derſelben für den Zeitraum nach 1830, welche Pauli für einen dritten Band des Werks in Ausſicht ſtellt. Die Fortſetzung dürfte ſich um ſo nöthiger erweiſen, als der zweite Band mit dem Beginn der Verwaltung Sir Robert Peel's (1841) ſchließt und beinahe alle die Fragen, welche während der Whigregierung England bewegten, ungelöſt läßt. Zwar wird auch ein folgender Theil einem ähnlichen Geſchick kaum entgehen, die Dinge ſind noch im Fluß, die politiſche Generation der vierziger und funfziger Jahre beherrſcht und bewegt das England von heute. Dennoch aber wird die Fortſetzung des trefflichen Werks höchſt willkommen ſein und die Leſer deſſelben wenigſtens bis zu dem Punkte begleiten können, wo die eigentliche, hiſtoriſch noch undarſtellbare Tagespolitik beginnt.

Möge dem Verfaſſer Muße gegönnt ſein, das Verſprechen eines dritten Bandes zu erfüllen, inzwiſchen aber das ſchon vorliegende Werk ſich der vollen und verdienten Theilnahme des gebildeten deutſchen Publikums erfreuen.

Adolf Stern.

Populäre Naturwiſſenſchaft.

1. Der Menſch. Sein Körperbau, ſeine Lebensthätigkeit und Entwickelung. Von C. G. Giebel. Mit 50 Holzſchnitten. Leipzig, O. Wigand. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Der Leib des Menſchen. Deſſen Bau und Leben. Vorträge für Gebildete von C. Reclam. Mit 15 Farbendrucktafeln und zahlreichen Holzſchnitten. Erſte bis dritte Lieferung. Stuttgart, Thienemann. 1868. Gr. 8. Jede Lieferung 6 Ngr.
3. Grundriß der Geiſteskrankheit. Unterhaltende und belehrende Mittheilungen über das Schickſal der Irren. Von H. Goullon. Sondershauſen, Enpel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Es gibt heutzutage noch Menſchen, die ſich einreden, für naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände und ihre nüchterne Betrachtung keine Befähigung, keinen Beruf, keinen innern Antrieb zu haben. Von den reinen Fachmenſchen ſehen wir dabei ab, die überhaupt, wie der Eſel in der Mühle, nur ihre nothdürftige Schuldigkeit thun, alles übrige, wie lehrreich und erſprießlich es ſei, durchaus vernachläſſigen. Wir denken an die Gebildeten, unter denen einige ſich von „naturwiſſenſchaftlicher Intelligenz" abwenden, aus keinem andern Grunde, als weil der Anfang jedes neuen Studienzweigs ſie abſchreckt, weil ſie außerdem ſich für genügend beſchäftigt wähnen, andere — und dieſe trifft entſchiedener Tadel —, weil ſie fürchten, durch die Theilnahme an ſolcherlei Forſchungen in den Fundamenten ihrer bequemen Orthodoxie erſchüttert zu werden. Dieſe letztern ſind es denn auch in der Mehrzahl, welche ſich nicht mit dem offenen Geſtändniß ihrer Unwiſſenheit begnügen, ſondern die Forſchung und ihr Recht mit kecker Stirn angreifen.

Aber es muß auch ſolche Käuze geben und ſie ſind einſtweilen unverbeſſerlich. Sie werden ausſterben, wie manche Thierſpecies, z. B. der Auerochs, faſt ſchon ausgeſtorben iſt.

Wer dagegen einmal angefangen hat, in Ferien oder freien Abendſtunden empfehlenswerthe naturwiſſenſchaftliche Bücher zur Hand zu nehmen und ihnen vor Journalen und Romanen den Vorzug zu geben, wird bald des ſüßen Kerns inne werden, der ſich unter der ſcheinbar unliebkichen und herben Hülle verbirgt, und noch manche Stunde für die Fortſetzung ſolcher Lektüre erübrigen lernen.

Er wird dann auch bald zu der Einſicht gelangen, daß die Bekanntſchaft mit der Natur, mit der Phyſik der Dinge das beſte und ſchließlich das einzige Mittel iſt, ſeinen Leib in Geſundheit und ſeine Seele in Freudigkeit zu erhalten. Iſt doch die Freudigkeit der Seele nichts anderes als ihre Geſundheit.

Indem jeder ſo in gewiſſem Sinne ſein eigener Arzt wird, erleichtert er es ſeinem Hausarzte am beſten, vor Erkrankungen ihn zu ſchützen, von Krankheiten ihn zu heilen.

Wenn wir von dieſem unzweifelhaft richtigen Geſichtspunkte einen Blick in das Stadium werfen, in welchem

sich die Medicin gegenwärtig befindet, so sehen wir uns keineswegs in ein Labyrinth von Widersprüchen versetzt, wie der Medicinalrath Kortüm zu Heiligendamm noch neuerdings in seinem „System der Medicin" (Berlin, Sacco's Nachfolger, 1868) aufgestellt hat und bewiesen zu haben glaubt. Zweck, Inhalt und Methode der Medicin scheinen uns vielmehr nie einfacher gewesen und auch so angesehen worden zu sein, als seitdem man auch ärztlicherseits offen ausspricht, daß die Medicin ein Theil der Naturwissenschaft ist. Dem widerspricht es auch keineswegs, daß es Aufgabe der Medicin in specie ist, die Anhaltspunkte zu sammeln und übersichtlich zu ordnen, welche die Ausübung des ärztlichen Berufs weiter zu erleichtern und zu sichern geeignet sind. Hat der Arzt mit Hülfe naturwissenschaftlicher Kenntnisse und ruhigem, ernstem Eifer, richtig geschult durch Lehre und Erfahrung, den Thatbestand ermittelt, welchen er in dem zu heilenden Kranken vor sich hat, so hat er sich dadurch und allein dadurch in die Lage versetzt, die Maßregeln zu ergreifen, welche die Heilung oder Genesung des Kranken am meisten begünstigen. Unsers Erachtens kann nichts plausibler sein, und wenn man auf dieser Basis sein System der Medicin aufbaut, so kann es im übrigen durchaus gleichgültig verbleiben, ob man die Medicin für die Mutter der Naturforschung halten will oder nicht. Von den Naturphilosophen, welche über Natur und Medicin in oft barockster Weise philosophirten, ohne von beiden irgend Erkleckliches zu wissen, sind wir glücklicherweise bald ganz befreit. Haben sie doch fast ebenso viel Unheil angerichtet als die Naturpfuscher, welche jetzt in Dingen der Natur und der Medicin das Wort ergreifen zu dürfen glauben.

Indem wir also frischweg den Satz, daß die Medicin ein Theil der Naturwissenschaft ist, adoptiren, begrüßen wir Werke, wie die an der Spitze dieses Aufsatzes von Giebel, Reclam und Goullon citirten, mit unverhohlener Freude und zwar als Vermittler jener Periode der Culturgeschichte, in welcher auch alles übrige Wissen und Wollen auf naturgeschichtlicher Intelligenz beruht. Es ist gewiß nicht leicht, an sich dürre Specialitäten der Medicin in fesselnder Weise zum Vortrag für Laien zu bringen, wie Giebel (Nr. 1) sich diese Aufgabe in Bezug auf menschliche Anatomie und Physiologie gestellt hat. In einer solchen Darstellung wird der Mann der Wissenschaft neuen Inhalt am wenigsten verlangen, genug, wenn das von der Wissenschaft Anerkannte sachlich richtig aufgefaßt und in möglichst anschauliche und einleuchtende Form gebracht ist. Und das ist Giebel fast überall gelungen, sodaß wir sein Buch den gebildeten Laien bestens empfehlen dürfen. Geschenkt hätten wir Giebel gern sein erstes Kapitel: „Auffassung des Organismus", in dem er gegen „die gegenwärtige materialistische Richtung auf dem Gebiete der physiologischen Forschung" polemisiren zu müssen glaubt. Weshalb immer Polemik und weshalb ein solches Werk mit Polemik beginnen? Giebel wirft den Gegnern seiner Richtung vor, sie behaupteten:

> Der menschliche Körper ist eine Maschine, ein physikalisch-chemischer Apparat; im Magen vollziehen sich keine andern Processe, als in jeder chemischen Retorte eingeleitet und ausgeführt werden können; die Pulsschläge des Herzens leitet allein mechanischer Druck und nur dieser regelt den Kreislauf des Bluts; die Nerven gleichen völlig den Leitungsdrähten des elektrischen Telegraphen; die Lunge beschränkt ihre Thätigkeit auf einen ununterbrochenen Verbrennungsproceß; die Muskeln vermitteln die verschiedenartigsten Bewegungen des Körpers und seiner Theile lediglich nach streng physikalischen Gesetzen; das Auge ist ein rein optischer, das Ohr ein blos akustischer Apparat u. s. w.

Wir hätten, offen gestanden, dem wackern Buche gern eine vortheilhaftere Einleitung gewünscht, denn der Vorwurf der „alleroberflächlichsten und leichtfertigsten Auffassung", der durch sie erhoben wird, geht einmal an keine bestimmte Adresse und verflüchtigt sich in seiner Allgemeinheit ziemlich im Blauen, sodann ist er in seinen Details keineswegs begründet. Oder gleichen die Nerven etwa nicht den Leitungsdrähten der elektrischen Telegraphie? Ist es etwa nicht vorwaltendes Princip der heutigen naturwissenschaftlichen Forschung für die im organischen Leben beobachteten Vorgänge jeder Art, den Begriff dessen, was man sonsthin äußerst bequem unter dem Titel „Lebenskraft" — Lebensthätigkeit sagt der Verfasser —, so sehr wie möglich einzuschränken und, wo nur immer es sei, lieber das dem Vorgange zum Grunde liegende physikalische oder chemische Gesetz zu ermitteln und festzustellen. Es ist keine Kunst, glücklicher Polemiker zu scheinen, wenn man die gegnerischen Thesen in absurden Formen vorträgt und sie nun in diesen willkürlichen Formen an den Pranger stellt. Aber auch darin erweist sich der Verfasser nicht sonderlich geschickt, denn wenn er, um weniger oberflächlich zu erscheinen, nun verschiedenerlei Unterschiede zwischen einer künstlichen Maschine und einem lebendigen Organismus folgen läßt, so wird kein Anhänger der verpönten sogenannten materialistischen Richtung zugeben, daß er dieselben nicht auch vorher und wol noch besser gekannt habe.

In dem „Allgemeinen Organisationsplane" kommt der Verfasser sodann auf die eigene innere Thätigkeit zu sprechen, durch welche alles Leben beständig seine eigene materielle Grundlage aufzehrt, also auf den Stoffwechsel, und hier hätte er selbst vor seinem großen Publikum wol eingehender sein dürfen. Er macht hier nur oberflächliche Andeutungen, ohne den Laien mit diesem wichtigsten aller Kapitel in der menschlichen und jeder Physiologie irgend genauer bekannt gemacht zu haben, um sich sofort zur Betrachtung der einzelnen Organe des menschlichen Körpers zu wenden und um deren Form, Structur, stoffliche Grundlage, Verbindung untereinander, allmähliche Entwickelung und Thätigkeit für sich und im Verhältniß zum ganzen Körper kennen zu lehren. Er bespricht zuerst das Hautorgan, dann das Knochengerüst, die Knorpel und Bänder, Muskeln und Nerven, recht als populärer Anatom, der bei seinen Lesern allein Liebe zu den behandelten Gegenständen, aber keine irgend weitergehenden Vorkenntnisse voraussetzt; dann kommt er auf die Verdauung, das Athmen, den Kreislauf, auf die Ernährung und Harnausscheidung zu sprechen, und gelangt erst zum Schluß, indem er die Fortpflanzung, Entwickelung, die Verschiedenheiten der Menschen und ihr geologisches Alter abhandelt, in das Gebiet der eigentlich brennenden Tagesfragen. Aber hier gibt er mehr allgemeine Einleitung als conservativer Doctrinär, der es andern überläßt, mit sachlicher Gründlichkeit alle Lücken und Mängel in den gegnerischen Systemen aufzudecken. Das ist kein Vorwurf. Sein Buch strebt kein höheres

Ziel an, als Vorbereitungsschule zu ſein, und wenn der eifrige Leſer das Buch ſchließlich unbefriedigt aus der Hand legt, ſo wird der Verfaſſer nicht Klage führen, denn er hat ſein Ziel erreicht, in dem Leſer das Bedürfniß nach weitergehender, gründlicherer Belehrung geweckt zu haben.

Hermann Schauenburg.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Feuilleton.

Deutſche Lyrik in Italien.

Von Zendrini's Ueberſetzung der Heine'ſchen Gedichte iſt eine zweite durchgeſehene und verbeſſerte Auflage erſchienen: „Enrico Heine. Il canzoniere traduzione di *Bernardino Zendrini*" (Mailand, G. Brigola). Die geiſtreiche Einleitung zeigt die Vertrautheit des italieniſchen Dichters mit deutſcher Poeſie und ſeine Begeiſterung für den genialen deutſchen Poeten, die ſich auch in dem ſchwunghaften Widmungsgedicht ausſpricht. Vergleicht er doch die erſten Geſänge Heine's mit Dantes „Vita nuova".

Heine's kecke und originale Lieder in eine correcte romaniſche Sprache zu überſetzen, iſt keine leichte Aufgabe und würde dem Ueberſetzer noch ſchwerer geworden ſein ohne die glänzende Fortbildung des Italieniſchen, welche dieſer Sprache neuerdings durch den kecken Humor Giuſeppe Giuſti's zutheil geworden iſt. Gerade durch dieſen Dichter und ſeine meiſterhaften politiſchen Satiren iſt der Geiſt kühnerer Wendungen, welche auch den Sprüngen des Gedankens gerecht werden, in die italieniſche Sprache eingeführt und der Boden urbar gemacht worden für die Aufnahme einer ſo originellen Form und Ausdrucksweiſe, wie ſie ſich in Heine's Gedichten ausprägt.

Die Ueberſetzung Zendrini's iſt eine vorzügliche, aus dem vollkommenſten Verſtändniß des Dichters hervorgegangene, und wir glauben nicht, daß eine andere Nation der italieniſchen im Beſitz einer ſo gelungenen Aneignung den Preis ſtreitig machen kann. Das Schwierigſte für den italieniſchen Dichter war offenbar die Wiedergabe jener Empfindungslaute, aus denen die anheimelnde Innigkeit des deutſchen Volksliedes ſpricht. Der Duft, der über dieſen Lakonismen des Gefühls ruht, muß in jeder Ueberſetzung etwas verwiſcht werden. Gleichwol iſt Zendrini ſehr glücklich in der Verpflanzung dieſer Liederblüten; er entblättert ſie nicht mit ungeſchickter Hand; das ganze glühende, zitternde Empfindungsleben prägt ſich auch in dieſen Gedichten aus, wie z. B. im letzten Vers des duftigen Lotosblumengedichts:

Muto ei si drizza e geme
E brilla e tutto è ardor,
E olezza e piange e freme
E spasima d'amor.

Das ſchöne Gedicht: „Du biſt wie eine Blume", iſt treffend übertragen:

Tu sei bella, o mia dolcezza,
Pura e cara come un fior;
Una mesta tenerezza
Nel mirarti mi entra ni cuor.

Sul tuo capo parmi ch' io
Le mie mani debba por,
E pregar ti serbi Iddio
Bella e pura e cara ognor.

Die wunderbare Romanze: „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten", beginnt mit den Verſen:

Quest' anima è si mesta,
Che voglia dir non so:
Sempre una fiaba in testa
D'antichi tempi io m'ho

S'abbuja e fresca è l'ôra,
E il Ren scorre e non par;
Del monte il culmin dora
Il sole, in sul calar.

La Virgine più bella
Siede la suso ognor;
Le brilla il serto ed ella
Si pettina il crin d'ôr.

Ganz vorzüglich ſind „Die Nordſeebilder" überſetzt in freien gereimten Versmaßen. Das Gedicht „Der Phönix" beginnt:

Vien un angello a vol dall' occidente
Volto a oriente,
Volto all' oriental patria odorata
D' aromi popolata,
Ove la palma mormora,
Ove il fonte ristora; ei vola e' conta |
L'augel maraviglioso.

Und das humoriſtiſche Prachtgedicht: „Im Hafen":

Beato l'uom che in porto è rientrato,
E il mar si lascia addietro le tempeste,
E caldo ora si siede e riposato
A Brema in osterie simili a queste.

Auch die Gedichte des „Salon", die „Neuen Gedichte", nicht blos das „Buch der Lieder", hat der begabte Dichter Zendrini der italieniſchen Sprache angeeignet, alles mit gleicher Trefflichkeit, wie vor ihm der Marcheſe Anſelmo Guerrieri-Gonzaga den Goethe'ſchen „Fauſt" überſetzt hat und Maffei die ſchönſten Gedichte Goethe's und Schiller's.

Auch Benedetto Prine, Rector in Bergamo, hat Gedichte herausgegeben, „Poesie di *Benedetto Prina*" (Bergamo), welche zur Hälfte Ueberſetzungen deutſcher Lyriker von Schiller und Matthiſſon bis auf die Gegenwart enthalten. Außer den beiden ebengenannten ſind vertreten: Herder, Johann Georg Jacobi, Matthiſſon, Salis, Auguſt Wilhelm Schlegel, Uhland, Rückert, Platen, Lenau, Grün, Zedlitz, Juſtinus Kerner, Seidl, Geibel. Die Auswahl iſt ganz geeignet, von der Phyſiognomie dieſer Dichter das italieniſche Publikum wenigſtens die hervorſtechenden Züge erkennen zu laſſen. Prina ſelbſt ſagt im Vorwort, er habe bei der Auswahl diejenigen Gedichte vorgezogen, welche durch die Eleganz der Form und der Bilder und durch den Adel des ſittlichen Gehalts auch den ſcrupulöſeſten Kritiker befriedigen könnten. In der Ueberſetzung habe er ſich der größtmöglichen Treue befleißigt und ſich nur da Abweichungen erlaubt, wo er auf zu gewagte, dem italieniſchen Geſchmack zu fremdartige Gedanken und Bilder geſtoßen ſei. In der That zeichnet ſich die Ueberſetzung durch große Treue aus. Von Platen ſind drei der ſchönſten und volksthümlichſten Gedichte überſetzt: „Das Grab im Buſento", „Harmoſan", „Der Pilger von St.-Juſt". Der letztere beginnt mit der Strophe:

È notte: i venti fischiano
Per la campagna morta:
O penitenti monaci,
Aprite al lasso pellegrin la porta.

Sehr hübſch iſt die Ueberſetzung von Lenau's „Poſtillon", von der die erſten Strophen lauten:

È stellato il firmamento
E al notturno venticel
Lievi nuvole d'argento
Passan rapide pel ciel.

Dorme il bosco e la contrada:
Non s' intende alcun rumor:
Batte sol su l'erma strada
De la luna lo splendor.

Friedrich Rückert's „Barbaroſſa" beginnt mit dem Vers:

I vecchio Federico,
Il fulvo imperator
In un castello antico
Vive sotterra ancor.

Am meiſten verlieren bei jeder Ueberſetzung in jede Sprache diejenigen Dichter, deren Strophen ſo kunſtvoll gebaut ſind,

daß man an ihren Marmorquadern nicht rücken und rühren darf, wie Platen. Bei der Vortrefflichkeit der Prina'schen Uebersetzungen darf man einer, in der Vorrede angekündigten vollständigern Sammlung deutscher Lieder und Balladen mit Spannung entgegensehen.

Die regen Wechselwirkungen zwischen deutscher und italienischer Literatur, den Literaturen zweier politisch wiedergeborenen Völker, gehören zu den erfreulichsten Symptomen der Gegenwart. Und dieser Verkehr gestaltet sich von Tag zu Tag lebendiger. Paul Heyse gibt eine „Antologia dei moderni lirici italiani" heraus, während umgekehrt Julius Schanz damit beschäftigt ist, einen „Schatz der italienischen nationalen Poesie des 19. Jahrhunderts" in deutscher Sprache herauszugeben. Paul Heyse, Robert Hamerling, Max Moltke, Albert Moeser, Friedrich Marx und andere Dichter werden ihn durch Uebertragungen unterstützen. In dem Register, welches die mailänder „Illustrazione" von den zur Uebersetzung vorbestimmten Dichtern bringt, befinden sich die berühmtesten Dichternamen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, auch manche in Deutschland noch unbekannte jüngere Talente.

Neue Lustspiele auf den deutschen Bühnen.

Während ein neues Trauerspiel sich kaum mehr auf die deutschen Bretter wagt, aus Furcht vor dem Publikum, das, wenn man dem geistreichen Referenten der berliner „Nationalzeitung" glauben will, dieselbe Furcht vor der Tragödie hat, fällt von Wien aus ein befruchtender Lustspielregen auf die Bühnen aus dem olympischen Gewölk, in welchem die fünf Preisrichter den Nektar und die Ambrosia von 197 Lustspielen genossen. Glänzenden Erfolg hatte das gekrönte erste Preisstück: „Schach dem König", in Wien. Es spielt in England zur Zeit König Jakob's I. und behandelt die Intriguen gegen das Verbot des Tabackrauchens, das denn schließlich auch zurückgenommen wird. Ueber dem ganzen Stücke soll gleichsam eine große Tabackswolke schweben; doch auch an herumhüpfenden Funken des Esprit soll es nicht fehlen. Der geraucht geistige Knaster soll zwar etwas derb sein, aber doch ein wohlthuendes Behagen verbreiten. In der That raucht die wiener Kritik, was sie selten thut, die Friedenspfeife zu Ehren „des großen Geistes". Sie rühmt das Talent, die Frische, den jovialen Humor des Dichters und tadelt nur mit einer gewissen Schüchternheit die mangelhafte Technik, welche auch mehrfache Aufbesserungen vor der Aufführung nöthig machte. Der Verfasser selbst, Schauffert, der als ein zurückgesetzter obscurer Poet schlafen ging und plötzlich als berühmter Mann erwachte, wurde bei der Aufführung am Burgtheater mehrfach stürmisch hervorgerufen und dann noch bei einem Festdiner von den Regisseuren und Huldinnen der Burg mit Anreden, Kränzen und Liebenswürdigkeiten überhäuft. Es ist erfreulich, wenn das deutsche Lustspiel ein neues Talent gewonnen hat; die Bühne kann es gebrauchen.

Von den Stücken, welche die Preisrichter mit zwei verschiedenen Censuren empfohlen haben, wird „Mademoiselle Bertin" von Georg Horn am berliner Hoftheater aufgeführt werden. „Frauenrechte" von Görlitz hat ein Fiasco aufzuweisen und „Die Verlobten" von Adolf Wilbrandt, welche von den Preisrichtern verleugnet werden, zwei Fiasco in Prag und Dresden und einen guten Erfolg in München.

Außerdem sind einige nicht concurrirende Lustspieldichter mit neuen Arbeiten mehr oder weniger glücklich gewesen. Das bemooste Haupt der deutschen Lustspieldichter, Roderich Benedix, griff noch einmal in das frische Burschenleben und schöpfte daraus seine „Relegirten Studenten", die in Berlin, Breslau, Weimar, Leipzig und an einigen andern Bühnen mit Erfolg in Scene gingen, ohne indessen nachhaltige Wirkung zu versprechen. Es ist etwas Frisches, Deutsches, Gesundes in dem Stück, aber auch viel Schablone und novellistische Motivirung. Julius Rosen's Schwank: „Kanonenfutter", macht ebenfalls die Runde über die Bühnen; das ganze Stück ist wie aus der Pistole geschossen; man kommt vor all den Verwechselungen nicht zu Athem, und das ist ein Vorzug des Stücks, das vor der Kritik nicht Stand hält und sich als Schwank auch die Kritik verbittet.

Notizen.

Von den „Gedichten" des talentvollen Albert Moeser ist eine zweite vermehrte Auflage (Leipzig, Matthes) erschienen; von Wilhelm Bornemann's „Plattdeutschen Gedichten" (Berlin, Decker) eine siebente mit dem Bildnisse des Verfassers ausgestattete Auflage.

„Edelweiß. Für Frauensinn und Frauenherz. Eine Auswahl aus der neuesten deutschen Lyrik von Karl Zettel. Mit 8 Tonbildern und 41 in den Text gedruckten Holzschnitten und Initialen" (Eichstädt, Krüll, 1869), ist eine geschmackvoll ausgestattete Anthologie, die sich dadurch von ähnlichen Sammlungen unterscheidet, daß sie meistens Originalgedichte der namhaftesten neuen Dichter enthält und auch manches jüngere Talent in die Literatur einführt. So mag sie den Lesern und besonders den Leserinnen Kunde von der fortdauernden Regsamkeit auf dem Gebiete der neuern Lyrik geben.

Nachdem Emanuel Geibel aufgehört, ein Pensionär des Königs von Baiern zu sein, und Paul Heyse auf seine Pension verzichtet hatte, erhielten beide Dichter eine Einladung von dem kunstsinnigen Großherzog von Sachsen-Weimar, der ihnen in der alten Musenstadt ein Asyl unter Bewilligung gleichen Gehalts anbot. Doch lehnten beide Dichter, der erste wegen Kränklichkeit, der zweite wegen seiner engen Beziehungen zu München die Einladung ab, mit dem wärmsten Dank für die Güte des fürstlichen Mäcens. Seitdem hat sich Emanuel Geibel vieler Auszeichnungen von seiner Vaterstadt Lübeck zu erfreuen gehabt. Ihm wurde das Ehrenbürgerrecht von ihr verliehen und außerdem ein großer Fackelzug gebracht. Paul Heyse, ein Kind des Glücks, soll inzwischen durch eine beträchtliche Erbschaft, die eine berliner Tante ihm hinterließ, für den Ausfall der bairischen Pension entschädigt worden sein.

Bibliographie.

Detlef, K., Bis in die Steppe. Novelle. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Devrient, E., Dramatische und dramaturgische Schriften. 10ter Bd.: Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Katharine Edward. Ein Missionsleben in Moldau, Galizien und Schlesien. Aus dem Englischen. Halle, Schwabe. 8. 27 Ngr.

Forrer, J., Appius Claudius. Trauerspiel. Winterthur, Steiner. 1868. 8. 15 Ngr.

Friederike von Sesenheim. Wahrheit und Dichtung. Treu nach Wolfg. v. Goethe. Eine deutsche Liebesidylle in 3 Büchern. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Fries, N., Unser's Herzott's Handlanger. Eine Geschichte von den kleinen Leuten im Himmelreich. Itzehoe, Russer. 8. 20 Ngr.

Weimars Gedächtnißfeier zum hundertjährigen Geburtstage Johs. Falks am 28. October 1868. Weimar, Böhlau. 1868. Gr. 8. 4 Ngr.

Goldsmith, O., Der Wanderer und das verlassene Dorf. Aus dem Englischen von Agnes v. Bohlen. Nebst einer Biographie Goldsmith's. Berlin, Gebr. Borntträger. 16. 20 Ngr.

Grosse, J., Ein Revolutionär. Novelle. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirscher's, J. B. v., nachgelassene kleinere Schriften. Mit biographischen Notizen. Herausgegeben von H. Rolfus. Freiburg im Br. Herder. 1868. Gr. 8. 28 Ngr.

Die Lösung der socialen Frage durch Gewerkvereine und Arbeitergenossenschaften. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Luthermonument zu Worms im Lichte der Wahrheit. Gedanken und Thatsachen zur Beantwortung der Frage: Kirche oder Protestantismus. Dem deutschen Volke gewidmet von einem deutschen Theologen. Mainz, Kirchheim. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Mensch, E., Joachim Chrn. Nettelbeck. Ein Lebens- und Charakterbild für Jung und Alt. Breslau, Trewendt. 1868. 8. 7½ Ngr.

Novellenstrauß. 6ter Bd.: Wildröslein von B. E. Heigel. Leipzig, Rötschke. 8. 1 Thlr.

Perthes, C. T., Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Die deutschen Länder des Hauses Oesterreich von Carl VI. bis Metternich. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Blätter aus der preußischen Geschichte. Dritter Band. (Aus dem Nachlasse des Verfassers.) Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Westphalen, Graf v., Meine Stellung zur Politik „Bismarck". Gelegentliche Kundgebungen während der Jahre 1865—1868 nebst einem Anhang erläuternder Anlagen für einen weitern Kreis aphoristisch reproducirt. 2te Aufl. Mainz, Kirchheim. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung, von Professor Dr. Karl Biedermann redigirt, ist als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ bekannt und gehört zu den angesehensten und verbreitetsten Blättern in Mitteldeutschland. Sie hat zahlreiche Originalcorrespondenzen und Depeschen, ein reichhaltiges Feuilleton und Originalmittheilungen über Handel und Industrie. Wie dem Norddeutschen Bunde, Süddeutschland und Oesterreich, so widmet sie insbesondere auch den Angelegenheiten Mitteldeutschlands und speciell Sachsens eine unausgesetzte Aufmerksamkeit und kann als hauptsächlichste Originalquelle darüber den weitesten Kreisen des In- und Auslandes empfohlen werden.

Mit dem 1. Januar 1869 beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 2⅓ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte des Zollvereins

mit besonderer Berücksichtigung der staatlichen Entwickelung Deutschlands.

Von **Hermann von Festenberg-Packisch.**

8. Geh. 2 Thlr.

Mit vorliegendem Werke beabsichtigt der Verfasser, die Kenntniß des Zollvereins und seiner innigen Beziehungen zu der nationalen Entwickelung Deutschlands einem möglichst umfassenden Leserkreise zugänglich zu machen. Er gibt deshalb nicht eine trockene Darstellung, sondern ein farbenreiches Bild dieses wichtigsten nationalen Instituts, sodaß sein Werk gleichmäßig denjenigen, welche mit der Verfassung und Geschichte des Zollvereins bereits vertraut sind, wie denen, welche diesen Fragen ferner stehen, großes Interesse gewähren wird.

In demselben Verlage erschien:

Titmar, Wilhelm. Der Deutsche Zollverein. Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende. Zweite Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Geb. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Bänden (15—20 Bogen) zum Preise von nur 10 Ngr.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur,

von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Barisch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moriz Müller, Oesterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben wurden folgende Bände (17 und 18) ausgegeben:

Wilhelm Müller's Gedichte, von Max Müller. Zwei Theile.

Die früher erschienenen Bände (1—16) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moriz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen (zwei Theile), von Hettner;
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein (zwei Theile), von Buchner.
Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley.

Jeder Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Bei Friedr. Andr. Perthes in Gotha ist soeben erschienen:

Perthes, Dr. Clemens Th., Politische Zustände und Personen in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich, von Carl IV. bis Metternich. 1 Thlr. 22 Sgr.

(Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 7. Januar 1869.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1868. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Populäre Naturwissenschaft. Von Hermann Schauenburg. (Beschluß.) — Feuilleton. (Die elfte Auflage des „Conversations-Lexikon".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rückblick auf das Literaturjahr 1868.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Die Novelle, welche eine mehr künstlerische Umgrenzung verlangt und zuläßt als der Roman, ist deshalb eine Lieblingsform jener vornehmen Talente, welche kleinere abgeschlossene Kunstwerke zu schaffen bestrebt sind, während sie auf der andern Seite als freiwüchsige Erzählungsliteratur maßlos ins Kraut schießt. Zum Hauptvertreter jener künstlerischen Richtung hat sich Paul Heyse gemacht; es folgten, wenn auch nicht mit gleicher Eleganz, Glätte und Knappheit, manche namhafte Lyriker und Romandichter seinem Vorgang. Wir nennen hier: Karl Heigel, „Es regnet"; Theodor Storm, „In Sanct Jürgen" und „Novellen"; Robert Schweichel, „Im Hochland, Novellen aus der romanischen Schweiz", dritte Sammlung; Fanny Lewald, „Villa Riunione, Erzählungen eines alten Tanzmeisters" und „Erzählungen" (III); Gustav zu Putlitz, „Die Halben"; Robert Waldmüller (E. Duboc), „Baronisirt" und „Passiflora"; W. Jensen, „Lübecker Novellen", „Westwardhome", „Die braune Erika", „Im Pfarrdorf"; Levin Schücking, „Neue Novellen"; Otto Müller, „Die zwei Krüglein"; Elise Polko, „Novellen", zehnte Folge; R. Griepenkerl, „Novellen". Die historische Novelle läßt kaum diese künstlerische Geschlossenheit und Rundung zu; doch beweisen Alfred Meißner's „Sacro Catino" und Adolf Stern's „Fräulein von Augsburg" ein glückliches Streben danach. Wir erwähnen noch auf diesem Gebiete: Luise Mühlbach, „Geschichtsbilder"; Bernd von Guseck, „Der Welfenlegionär"; H. von Weltheim, „Die Kahlen"; L. Wolff, „Aus der Rothenburger Chronik"; G. Hiltl, „Die Freier der Markgräfin"; D. Kempner, „Historische Novellen aus der neuesten Zeit"; W. Wiener, „Die Pfarrerstochter von Worms"; W. Bergmann, „Die Schlacht bei Drakenburg"; D. Holdey, „Hugo von Trymberg, der Meistersänger"; F. Tietz, „Heidekraut und Riedgras". Die Dorfgeschichte ist am bedeutsamsten vertreten durch die in zweiter Auflage erschienenen, durch einen dritten Band vermehrten „Erzählungen aus dem Ries" von Melchior Meyr. Nächstdem erwähnen wir F. Spielhagen's „Hans und Grete"; J. Schöpf, „Erzählungen aus dem tiroler Volksleben"; C. Schroeter, „Ilka, eine ungarische Dorfgeschichte"; Georg von Kunda, „Müller von Pranitz, eine märkische Dorfgeschichte". Theaternovellen veröffentlichten: M. Bermann, „Coulissengeheimnisse aus der Künstlerwelt", und C. A. Dempwolff, „Vor und hinter den Coulissen"; Künstlernovellen: C. Zastrow, „Zwei Seelen" und A. Clesinger, „Der Künstler"; criminalistische Novellen: J. D. H. Temme, „Erzählungen" (4 Bde.); G. Hirchenbach, „Das Diamantkreuz des Erdrosselten" und E. Judeich, „Erzählungen aus dem Rechtsleben". Zu den ärztlichen Novellen liefert einen neuen Beitrag E. D. Mund, „Aus Dr. Fichtner's Tagebuch, Fortsetzung der Erlebnisse eines Arztes". Wir vervollständigen das Register der Novellistik durch die Angaben der folgenden Novellen: Eulalie Merx, „Asyl Lea-Hof"; A. Glaser, „Leseabende"; F. W. Ebeling, „Mon plaisir"; Diefenbach, „Margarethe"; Marie Berger, „Einsam und arm"; Luise von François, „Ausgewählte Novellen"; Hedwig Prohl, „Stiefmütterchen"; Clotilde von Schwarzkoppen, „Frau Holle's Brautschleier"; F. Brunold, „Zwei Novellen"; T. Spitta, „Reine Herzen"; W. Schwartz, „Aus Sommertagen", dritte Sammlung; August Lewald, „Anna"; D. von Kászony, „Der Sohn des Deportirten"; Baronin Elisabeth von Grotthuß, „Erzählungen"; G. Hecker, „Eines Andern Frau"; E. M. Vacano, „Von der Liebe Gnaden"; R. Schenck, „Lose Blätter"; Emma Wackerhagen, „Auf den Wellen"; Marie Giese, „Es ist bestimmt in Gottes Rath", „Georg II. und die schöne Minette"; Carola Bill, „Passionsblumen"; Anna

Löhn, „Humoresken"; Karl von Stein, „Ebbe und Flut"; K. J. Kribitzsch, „Erzählungen, kurz und lang, für alt und jung"; E. Kulke: „Aus dem jüdischen Volksleben". H. Kletke's „Gesammelte Schriften" bringen ein neues Märchenbuch; L. Horowitz, „Alumoth. Garben auf den Gefilden des Judenthums".

Auf dem Gebiete der Novellistik ergibt sich übrigens ein außerordentliches Plus gegen die literarische Statistik des Vorjahres. Die Zunahme der Unterhaltungsblätter, deren Inhalt dann wieder in Novellensammlungen zusammengeschüttet wird, mag dies zum Theil erklären.

Was die Uebersetzungsliteratur betrifft, so schließen wir von unserer Revue zunächst die Uebersetzungen englischer, französischer und russischer Romane aus, indem es selbstverständlich ist, daß fast alle Werke der namhaftern Schriftsteller für das Bedürfniß der Leihbibliotheken übertragen werden. Die Uebersetzungen französischer Stücke, die auf unsern Bühnen eine allzu bedeutende Rolle spielen, wagen sich selten in den Buchhandel. Von Uebersetzungen aus der classischen Literatur erwähnen wir die dritte umgearbeitete Auflage von Droysen's „Aeschylus"; Zille's Uebersetzung der Virgil'schen „Aeneis" in deutschen Nibelungenstrophen; A. von Carlowitz' Uebersetzung der „Odyssee" in Reimen; H. Stadelmann's „Aus Tiber und Teos, Auswahl lyrischer Gedichte" von Horaz und Anakreon u. s. f.; die Uebersetzung der Dichtungen des C. Claudianus von G. Freiherrn von Wedekind, und die „Thebais" des Statius von Bindewald. „Die Klagelieder Jeremiä" hat W. Engelhardt von neuem übersetzt. Von Philalethes' (König Johann von Sachsen) Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" liegt die neue Volksausgabe vollendet vor.

Am eifrigsten und thätigsten sind die neuen Uebersetzer Shakspeare's. „Shakspeare's dramatische Werke und Sonette" von Dingelstedt, Jordan, Seeger liegen bereits abgeschlossen vor uns; die von Friedrich Bodenstedt in Verbindung mit O. Gildemeister, P. Heyse, H. Kurz u. a. herausgegebene Uebersetzung Shakspeare's ist bis zum vierzehnten Bändchen gediehen, während die von der Shakspeare-Gesellschaft revidirte und umgearbeitete Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung unter Redaction von Ulrici es bis zu vier Bänden gebracht hat. Ossian's episches Gedicht „Finnghal" hat A. Ebrard aus dem Gaelischen übertragen. Neu übersetzt wurde Alfred Tennyson's „Enoch Arden" von Robert Waldmüller, E. Tegnér's „Nachtmahlskinder" von L. Freytag. E. T. Eben übertrug „Vier amerikanische Gedichte" ins Deutsche, Caroline von Pawloff, die „Gedichte" des Grafen Alexis Tolstoy und sein Trauerspiel, „Der Tod Iwan's des Furchtbaren". Auch des Holländers van den Vondel's älteres Trauerspiel „Lucifer" erschien in deutscher Uebersetzung von Ferdinand Grimmelt.

Wenn wir schon bei unserm Rückblick auf die schöne Literatur, trotz des Strebens nach Vollständigkeit, hier und dort eine unbeabsichtigte Lücke gelassen haben werden, so können wir auf den mehr wissenschaftlichen Gebieten um so weniger uns von solcher Verschuldung freisprechen, als hier schon die schwankenden Grenzen des streng Fachwissenschaftlichen, das von unsern Blättern principiell ausgeschlossen ist, den Schein derselben erzeugen könnten.

Die Literaturgeschichte und Aesthetik freilich gehören noch uneingeschränkt in den Kreis unserer Zeitschrift. Wir haben einzelne größere Werke hier zu verzeichnen, die im Laufe dieses Jahres wesentlich vorgerückt sind.

Von O. F. Gruppe's „Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten", einem durch genaue Charakteristik hervorragenden Werke, erscheint der vierte Band, welcher Goethe und Schiller und damit die Höhepunkte unser classischen Literatur darstellt. Von J. G. Klein's „Geschichte des Dramas" ist die erste Hälfte des sechsten Bandes erschienen, welche sich als erste Hälfte des dritten Bandes der „Geschichte des italienischen Dramas" ankündigt. Nach Abschluß dieser Geschichte kommen wir auf das Werk zurück, welches sich immer mehr in ein umfangreiches Quellenwerk verwandelt und, was die Vereinigung gründlicher Gelehrsamkeit und geistvoller Kritik mit barocken Arabesken der Darstellung betrifft, wol als ein Unicum in unserer Literatur erscheint. Von Ludwig Uhland's „Schriften zur Geschichte und Sage" liegt der sechste und siebente Band vor. Heinrich Kurz setzt seine „Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken" in einem vierten Bande, von dem bisjetzt sechs Lieferungen vorliegen, bis zur Gegenwart fort und wahrt sich den Ruhm unparteiischer und eingehender Würdigung der Dichter und ihrer Werke in einer durch Porträts und mitgetheilte Gedichte anschaulich gehobenen Form. Von A. Dröse ist eine „Einführung in die deutsche Literatur" erschienen.

Wir reihen hier sogleich zwei größere Werke von mehr culturgeschichtlichem Inhalt an, in denen jedoch die Literaturgeschichte eine wichtige Rolle spielt. Von Moriz Carriere's Werk „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung" liegt in zwei Abtheilungen der dritte Band vor, der wie die frühern durch eine glücklich zusammenfassende Darstellung von poetischem Hauch charakterisirt wird; und J. J. Honegger gibt „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit" heraus, ein bedeutsam angelegtes Werk, dessen erster Band die Zeit des ersten Kaiserreichs enthält.

Die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" von F. A. Brockhaus, eine sich selbst erläuternde Literaturgeschichte, namentlich durch treffliche Einleitungen hervorragend, ist bis zum achtzehnten Bande erschienen. Die treffliche Hempel'sche „National-Bibliothek sämmtlicher deutschen Classiker" nimmt gleich regen Fortgang, ebenso die von Heinrich Kurz herausgegebene „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur". Die historisch-kritische Ausgabe von Schiller's „sämmtlichen Schriften", die, von Karl Goedeke besorgt, im Cotta'schen Verlag erscheint, ist bis zum vierten Bande vorgeschritten; ebenso weit die kritische Ausgabe, die Heinrich Kurz von Schiller's „Werken" veranstaltet. Die von Karl Goedeke und J. Tittmann herausgegebenen „Deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts" bewegen sich auch noch im dritten Bande auf dramatischem Gebiete, indem dieser Band, wie der zweite, Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert enthält. Eine

„Poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz", welche Musterstücke aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller von Haller bis zur Gegenwart enthält, ist von R. Weber veröffentlicht worden.

Während die Schiller-Literatur nur eine einzige Studie von A. Egger: „Schiller in Marbach", ebenso die Herder-Literatur nur die Schrift von Jegor von Sievers, „Herder in Riga", aufzuweisen hat, ist die Goethe-Literatur im Jahre 1868 sehr zahlreich vertreten. Von dem Werke Adolf Stahr's „Goethe's Frauengestalten" ist die zweite Auflage erschienen. H. Düntzer hat nicht nur Darstellungen „Aus Goethe's Freundeskreise" gegeben, sondern auch die essigsaure Literaturtragödie „Dido" von Charlotte Albertine von Stein-Kochberg veröffentlicht, welche auf die weimarischen Zustände ein ziemlich grelles Licht wirft. Der „Briefwechsel zwischen Goethe und Christian Gottlob von Voigt" ist von Otto Jahn, „Goethe's Briefe an Friedrich August Wolf" sind von Michael Bernays veröffentlicht worden; A. Diezmann hat „Goethe's Liebschaften und Liebesbriefe" nochmals illustrirt, während Robert Springer in zwei Schriften: „Weimars classische Stätten" und „Die classischen Stätten von Jena und Ilmenau" gleichsam das classische Terrain aufnimmt. Auch von andern Autoren werden Correspondenzen veröffentlicht: „Friedrich Heinrich Jacobi's Briefe an Friedrich Bouterweck"; „Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund". Kleinere literarhistorische Beiträge sind: Karl Halm, „Ueber die Vossische Bearbeitung der Gedichte Hölty's"; Albert Freybe, „Klopstock's Abschiedsrede über die epische Poesie, cultur- und literargeschichtlich betrachtet". J. P. Eckermann's „Gespräche mit Goethe" liegen in dritter, wohlfeiler Auflage vor, die zum ersten mal alle drei Bände zusammenfaßt.

Daß die Shakspeare-Literatur in Deutschland nicht darniederliegt, ist selbstverständlich; es wäre dies, wie es den Anschein hat, gleichbedeutend mit dem Untergange deutscher Nation. Von dem Eifer unserer Shakspeare-Uebersetzer haben wir schon berichtet; es ist wahrlich nicht die Schuld unsers Jahrzehnts, wenn der Spiegel deutscher Sprache das Bild des stammverwandten Germanen noch immer nicht fleckenlos wiedergibt. Von dem „Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft" liegt der dritte, von Karl Elze herausgegebene Jahrgang vor, der manchen trefflichen Artikel enthält. Zwei Studien beschäftigen sich eingehend mit Richard III.: Kuno Fischer's „Shakspeare's Charakterentwickelung Richard's III." und Oechelhäuser's „Richard III. von Shakspeare". Von B. Tschischwitz' „Shakspeare-Forschungen" sind drei Hefte erschienen, die sich durch eingehende culturgeschichtliche Detailstudien auszeichnen. Otto Devrient veröffentlicht „Zwei Shakspeare-Vorträge"; Hermann Kurz: „Shakspeare's Leben und Schaffen, Altes und Neues"; August Schwartzkopff betrachtet „Goethe's Faust, Shakspeare's Macbeth und König Lear im Lichte des Evangeliums".

Die Charakteristiken einzelner Dichter aus älterer und neuerer Zeit sind ziemlich zahlreich: O. Haupt, „Leben und dichterische Wirksamkeit des Hans Sachs"; K. Weinhold, „Heinrich Christian Boje. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert"; „Johannes Falk; Erinnerungsblätter aus Briefen und Tagebüchern"; F. W. Ebeling, „Gottfried August Bürger und Elise Hahn"; C. Beyer, „Friedrich Rückert, ein biographisches Denkmal"; F. Kern, „Friedrich Rückert's Weisheit des Brahmanen, dargestellt und beurtheilt"; August Kippenberg, „Ferdinand Freiligrath. Zum Verständniß des Dichters"; Adolf Silberstein, „Rudolf Gottschall, fünfundzwanzig Jahre einer Dichterlaufbahn. Studie zur Literatur der Gegenwart"; A. Laun, „Dichtercharaktere: Chénier, Béranger, Burns" u. s. f. Hieran schließt sich die Autobiographie von F. W. Gubitz: „Erlebnisse nach Erinnerungen und Aufzeichnungen", die auf die deutsche Literatur der Restaurationsepoche manches neue Licht wirft, und Hoffmann's von Fallersleben „Mein Leben; Aufzeichnungen und Erinnerungen", ein sechsbändiger, oft interessanter, doch zu sehr mit biographischem Kleinkram überladener Beitrag zur Literaturgeschichte der letzten Jahrzehnte; Maximilian Heine, „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie". Von A. Strodtmann's „Heine's Leben und Werke" ist die erste Hälfte des zweiten Bandes erschienen.

Literarisch-kritische Abhandlungen von Werth finden sich in Karl Frenzel's „Neuen Studien"; in Friedrich Spielhagen's „Vermischten Schriften"; in Ludwig Eckart's „Wandervorträgen aus Kunst und Geschichte" und in den drei letzten Bänden der gesammelten Werke von Friedrich Hebbel. K. H. Holtsch behandelt die „Eigenheiten des Sprachgebrauchs in unsern neuesten Dichtungen", während J. Kehrein ein „bibliographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert" herausgibt.

Die Specialforschung auf verschiedenen, mehr der Philologie angehörigen Gebieten ist nach wie vor rührig und erfolgreich. Von Jakob Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache" ist eine dritte Auflage erschienen; von F. Pfeiffer's „Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen" der zweite Theil. Wir erwähnen noch: Wilhelm Scherer, „Zur Geschichte der deutschen Sprache"; C. W. Grein, „Heliandstudien"; K. Meyer, „Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwickelung"; F. Stark, „Die Kosenamen der Germanen", und von andern Literaturgebieten: H. Kurz, „Streifzüge in Literatur und Geschichte" und A. Weber, „Indische Streifen".

In Neudichtungen älterer Werke ist Karl Simrock thätig: „Loher und Walter, Ritterroman". Seine Uebersetzung des „Nibelungenliedes" ist in einer Ausgabe mit dem danebengedruckten Urtexte erschienen. Außerdem hat Simrock unter dem Titel „Lauda Sion" eine Auswahl lateinischer Kirchenhymnen übersetzt.

Auf dem Gebiete der Aesthetik ist die hervorragendste Erscheinung „Die Geschichte der Aesthetik in Deutschland" von Hermann Lotze, der siebente Band der „Geschichte der Wissenschaften", welche durch die Historische Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird. J. H. von Kirchmann gibt eine „Aesthetik auf realistischer Grundlage" heraus, die, in der wissenschaftlichen Begründung mangelhaft, im Detail manches Lehrreiche enthält; A. Rutenberg: „Aesthetische Studien"; J. E. Wessely: „Das Grundprincip des deutschen Rhythmus auf der Höhe des 19. Jahr-

hunderts"; G. Wittmer: „Die naive Poesie in unserer Zeit". Von E. Kleinpaul's brauchbarem Schulbuche: „Poetik, die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst" ist die sechste Auflage erschienen.

Von einzelnen Gebieten der Aesthetik ist das der Musik am meisten angebaut und zwar nach den verschiedensten Richtungen hin. Von August Wilhelm Ambros' „Geschichte der Musik" liegt der dritte Band vor, welcher das Zeitalter der Renaissance bis zu Palestrina behandelt. Einen Beitrag zur „Aesthetik der Tonkunst" glaubt G. G. Gervinus in seiner Parallele: „Händel und Shakspeare", zu liefern, während C. H. Ritter gründlich „Karl Philipp Emanuel und W. Friedemann Bach" behandelt, Elise Polko in leichterer Haltung „Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy" veröffentlicht. Der geistreiche Referent der „Nationalzeitung", Otto Gumprecht, stellt seine „Musikalischen Charakterbilder" zusammen; der unermüdliche Musikograph Ludwig Nohl gibt „Neue Briefe Beethoven's" und ein „Neues Skizzenbuch" heraus. Franz Müller erläutert in gewohnter redseliger Weise den „Meistersinger von Nürnberg"; zu W. Tappert's „Musikalischen Studien" schreibt einen kritischen Essay C. Fuchs: „Ungleiche Verwandte unter den Neudeutschen." Andere musikalische Schriften sind: Louis Ehlert, „Briefe über Musik"; F. Ritter von Hertl, „Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler"; A. von Dammer, „Handbuch der Musikgeschichte"; Emil Kneschke, „Das Conservatorium der Musik in Leipzig"; Franz Hirsch, „Die Oper und der Literaturgeist"; La Mara, „Musikalische Studienköpfe"; Yourij von Arnold, „Zwanzig Operncharaktere". Der Meister der Zukunftsmusik, Richard Wagner, nimmt einen neuen reformatorischen Anlauf in seiner Schrift: „Deutsche Kunst und Politik", während Heinrich Laube in seinem Werk: „Das Burgtheater", einen bedeutenden Beitrag zur neuen deutschen Theatergeschichte geliefert hat.

Spärlicher ist die Production auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Alfred Woltmann's „Holbein und seine Zeit" liegt jetzt vollendet vor mit einem Supplement: „Verzeichniß der Werke Holbein's nebst Namen- und Sachregister"; von Hermann Riegel's „Deutschen Kunststudien" liegt das zweite Heft vor; Karl Friederichs erklärt Berlins antike Bildwerke in einer Schrift: „Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik."

Trotz der Abneigung der Zeit gegen ernstere philosophische Studien ist die Production philosophischer Werke keineswegs eine matte zu nennen; sie hat im Jahre 1868 sogar einen entschiedenen Aufschwung genommen. Die Herausgabe der „Sämmtlichen Werke Immanuel Kant's" in acht Bänden von Hartenstein beweist, daß der Eckpfeiler unserer neuen Philosophie nach wie vor in seiner stützenden und tragenden Kraft gewürdigt wird. Ueberhaupt steht die Geschichte der Philosophie in einer Zeit, die gegen neue Systeme ein unleugbares Mistrauen hegt, im Vordergrunde. Von Kuno Fischer's „Geschichte der Philosophie" ist die erste Abtheilung des fünften Bandes erschienen, welche Fichte und seine Vorgänger behandelt; von F. Ueberweg's „Grundriß der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart" in dritter Auflage der zweite Theil: „Geschichte der patristischen und scholastischen Zeit." Einzelne Monographien zur Geschichte der Philosophie, der einzelnen Denker und einzelnen Richtungen, meistens kritisch-analytischer Art, sind die folgenden: O. Caspari, „Die Irrthümer der altclassischen Philosophie in ihrer Bedeutung für das philosophische Princip"; E. Balzer, „Pythagoras, der Weise von Samos"; E. Eberhard, „Die aristotelische Definition der Seele und ihr Werth für die Gegenwart"; C. Dukes, „Philosophisches aus dem 10. Jahrhundert"; Friedrich Dieterici, „Die Logik und Psychologie der Araber im 10. Jahrhundert"; R. Avenarius, „Ueber die beiden ersten Phasen des Spinozischen Pantheismus"; S. Rubin, „Spinoza und Maimonides"; M. Dessauer, „Spinoza und Hobbes. Begründung ihrer Staats- und Religionstheorien durch ihre philosophischen Systeme"; A. von Kremer, „Geschichte der herrschenden Ideen des Islam"; Karl Rosenkranz, „Hegel's Naturphilosophie und die Bearbeitung derselben durch den italienischen Philosophen A. Vera"; E. von Hartmann, „Ueber die dialektische Methode. Historisch-kritische Untersuchungen"; C. A. Thilo, „Ueber Schopenhauer's ethischen Atheismus"; Franz Hoffmann, „Philosophische Schriften, erster Band: Die Weltalter. Lichtstrahlen aus Franz Baader's Schriften"; Alexander Jung, „Ueber Franz von Baader's Dogmatik als Reform der Societätswissenschaft und der gesellschaftlichen Zustände"; W. Schacht, „Kritisch-philosophische Aufsätze, erstes Heft: Herbart und Trendelenburg".

Selbständige Schriften von mehr systematischem oder streng metaphysischem Charakter sind: A. Stöckel, „Lehrbuch der Philosophie"; G. Hagemann, „Elemente der Philosophie, erster Band: „Logik und Noetik" und „Psychologie"; F. K. Schmid, „Entwurf eines Systems der Philosophie auf pneumatologischer Grundlage. Dritter Theil: Grundlinien der philosophischen Ethik"; F. Harms, „Abhandlungen zur systematischen Philosophie"; W. Oehlmann, „Die Erkenntnißlehre als Naturwissenschaft, eine Einleitung in die Philosophie auf der Basis der naturwissenschaftlichen Psychologie." Hier schließen sich die interessanten inhalt- und stoffreichen Schriften des berühmten Reisenden Adolf Bastian an: „Beiträge zur vergleichenden Psychologie: die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie" und „Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielarten ihrer Veränderlichkeit; Prolegomena zu einer Ethnologie der Culturvölker"; ferner: C. Fortlage, „Acht psychologische Briefe"; F. Schultze, „Die Thierseele, eine Psychologie der Thiere"; E. Olawsky, „Die Vorstellungen im Reiche des Menschen"; F. W. Preyer, „Die Grenzen des Empfindungsvermögens und des Willens"; E. Kuhn, „Der Freiheitsbegriff, ein philosophischer Versuch"; A. H. Starikoff, „Die Welt und ihre Gesetze".

Es ist interessant, wie diejenigen Probleme, welche die Kant'sche „Kritik der reinen Vernunft" in der transscendentalen Aesthetik behandelt und auf welche am eingehendsten Immanuel Fichte in seiner „Psychologie" zurückgekommen ist, die Probleme von Raum und Zeit, gerade in diesem Jahr in vielseitiger Beleuchtung in den Vordergrund treten. Selbst eine Geschichte dieser Probleme gibt J. J. Baumann in seinem Werke: „Die Lehren von Raum, Zeit und Mathematik in der neuern

Philosophie nach ihrem ganzen Einfluß dargestellt und beurtheilt", von welchem bisher der erste Band erschienen ist. Außerdem erwähnen wir: F. C. Fresenius, „Die psychologischen Grundlagen der Raumwissenschaft"; Gustav Engel, „Die Idee des Raums und der Raum"; R. Vierordt, „Der Zeitsinn nach Versuchen". Die Grenzstreitigkeiten zwischen der Religion, der speculativen Philosophie und dem Materialismus dauern fort, wie folgende Schriften beweisen: J. Frohschammer: „Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft"; W. A. Rinne, „Materialismus und ethisches Bedürfniß in ihrem Verhältniß zur Psychologie"; L. R. Landau, „Die Grenzen der menschlichen Erkenntniß und die religiöse Idee"; L. Flentje, „Das Leben und die todte Natur. Zweites Heft: Das Leben und der Stoffwechsel".

Daß dieses Jahr in seinen Annalen auch einen Philosophencongreß zu verzeichnen hat, erfahren wir aus der Programmschrift des Krauseaners H. K. von Leonhardi: „Sätze aus der theoretischen und praktischen Philosophie als Entwurf zur Besprechung auf dem für den 20. September 1868 nach Prag einberufenen Philosophencongreß."

Wo die Philosophie sich mit der Glückseligkeitsfrage zu beschäftigen anfängt, wie in den Werken von G. A. Lindner: „Das Problem des Glücks", und J. F. T. Wohlfahrt: „Glückseligkeitslehre. Ein Laienbrevier", da betritt sie die Bahnen der alten Moral- und Lebensphilosophie, welche noch häufiger in einem Meteorfall von Sentenzen niederschlägt. Hierher gehört ein sehr interessantes Werk von Karl Gutzkow: „Vom Baum der Erkenntniß"; ferner drei Hefte in Wien erschienener „Aphorismen" von einem anonymen Verfasser; Georg von Oertzen: „Aus Kämpfen des Lebens"; Hugo von Rittberg: „Späne aus epikuräischem Gedankenholze".

Auf dem Gebiete der Geschichte überwiegt das Monographische und Biographische in einer Weise, welche fast Bedenken erregen muß über die Fortschritte der geschichtschreibenden Kunst; denn Monographien und Biographien gehen oft in ein Detail, wo der kaum verarbeitete Rohstoff die Form der Darstellung sprengt.

Größere Geschichtswerke, wie die „Geschichte des 19. Jahrhunderts" von Gervinus, haben im Laufe dieses Jahres keine Förderung gefunden; nur das nachgelassene Werk von L. Häusser: „Geschichte des Zeitalters der Reformation 1517—1648", darf auf größere Bedeutung Anspruch machen. Zu H. von Sybel's: „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95" ist ein Ergänzungsheft herausgegeben worden; von Alfred von Reumont's „Geschichte der Stadt Rom" der dritte Band; von Gustav Droysen der erste Band einer Biographie „Gustav Adolf's"; F. W. T. Schliephake's „Geschichte von Nassau" ist bis zum vierten Halbband fortgeführt; die „Geschichte von Böhmen" von F. Palacky bis zum fünften Band, der das Zeitalter der Jagellonen behandelt; der erste Band von W. Ihne's „Römischer Geschichte" geht bis zum ersten Punischen Kriege. Ein interessantes Werk ist außerdem Friedrich Kapp: „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika." Beiträge zur Geschichte der neuesten Zeit lieferten: in gewohntem drastischen Stil Johannes Scherr, „Von achtundvierzig bis einundfunfzig, eine Komödie der Weltgeschichte" und „Das Trauerspiel in Mexico"; S. Basch, „Erinnerungen aus Mexico; Geschichte der letzten zehn Monate des Kaiserreichs"; Prinz zu Salm-Salm, „Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexico"; E. Arnd, „Geschichte der Jahre 1866—67; Ghillany, „Die wichtigsten politischen Urkunden aus den Jahren 1848—67"; L. Halm, „Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik 1866—67. Sammlung amtlicher Kundgebungen und halbamtlicher Aeußerungen"; Becker, „Die Reaction in Deutschland gegen die Revolution von 1848 beleuchtet in socialer, nationaler und staatlicher Beziehung". Von Friedrich von Raumer's „Historischem Taschenbuch" ist der neunte Jahrgang erschienen.

Um unsern Lesern ein Bild von der Bewegung auf dem Gebiete der Historik zu geben, auch wo dieselbe als zu specialwissenschaftlich aus dem Kreise dieser Blätter herausfällt, erwähnen wir die folgenden Monographien: W. Arnold, „Cultur und Recht der Römer"; E. Rückert, „Die Pfahlbauten und Völkergeschichten Osteuropas, besonders der Donaufürstenthümer"; J. Rubino, „Beiträge zur Vorgeschichte Italiens"; J. Schneider, „Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande; zweite Folge: der Kreis Rens unter den Römern"; P. Wislicenus, „Die Geschichte der Elbgermanen vor der Völkerwanderung"; M. F. Esselen, „Geschichte der Sigambern und der von den Römern bis zum Jahre 16 n. Chr. geführten Kriege"; F. Winter, „Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschland bis zum Auftreten der Bettelorden"; M. Haußmann, „Geschichte der päpstlichen Reservatfälle"; R. Baumann, „Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII. Erster Theil"; H. Derichsweiler, „Der Stellingabund"; K. Schottmüller, „Die Entstehung des Stammherzogthums Baiern am Ausgang der Karolingischen Periode"; B. Meyer, „Tila Kolup (der falsche Friedrich) und die Wiederkunft des echten Friedrich, Kaisers der Deutschen"; H. Zeißberg, „Die Kriege Heinrich's II. mit Herzog Boleslaw I. von Polen"; K. von Heister, „Die Gefangennehmung und die Gefangenschaft Philipp's des Großmüthigen"; O. Kohlschütter, „Venedig unter dem Herzog Peter II. Orselo"; G. M. Thomas: „Belagerung und Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1433"; R. Rödler, „Die Kaiserwahl Karl's V."; E. F. Souchay, „Deutschland während der Reformation"; M. Töppen, „Antiquarische Aufsätze zur Geschichte Preußens"; E. Wichert, „Die politischen Stände Preußens, ihre Bildung und Entwickelung bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts"; H. Weingarten, „Die Revolutionskirche Englands. Ein Beitrag zur innern Geschichte der englischen Kirchenreformation"; A. Beck, „Geschichte des gothaischen Landes. Erster Band: Geschichte der Regenten"; J. Fechs, „Die Schlacht bei Nördlingen"; J. A. E. Köhler, „Geschichte der Oberlausitz vom Jahre 1815 bis zur Gegenwart".

In besonderer Blüte steht die Pflege der deutschen Städtegeschichte. Von den „Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert" ist der sechste Band erschienen, auch unter dem Titel: „Chroniken der niedersächsischen Städte: Braunschweig, erster Band"; außerdem F. Jacobi: „Urgeschichte der Stadt und des ehemaligen Fürstenthums Ansbach"; F. Fuchs: „Geschichte der Stadt

Worms"; C. J. Schuchard: „Die Stadt Liegnitz, ein deutsches Gemeinwesen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts". Auch Geschichten der Klöster und Kreise werden geschrieben, von T. von Liebenau: „Geschichte des Klosters Königsfelden" und von H. Eckerdt: „Geschichte des Kreises Marienberg".

Zur Culturgeschichte des Alterthums steuert Otto Jahn populäre Aufsätze bei: „Aus der Alterthumswissenschaft", und J. Dümichen ein größeres Prachtwerk: „Die Flotte einer ägyptischen Königin."

Die Biographie entfaltet ein überwucherndes Leben. Von dem Altmeister derselben, Varnhagen von Ense, sind neuerdings „Blätter aus der preußischen Geschichte" veröffentlicht worden, ebenso der neunte Band der „Tagebücher". In anderer Weise von hoher Bedeutung ist das Werk „Christian Karl Josias Freiherrn von Bunsen. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold". Heinrich Kurz gibt eine Auswahl von „Napoleon's I. Correspondenz" heraus. Erinnerungen an die französische Emigration von 1792—93 enthält der „Briefwechsel des Grafen Montvallat", Memoiren zur Geschichte der neuesten Reaction die Schrift von Gustav Rasch: „Aus meiner Festungszeit." Außerdem sind „Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preußischen Diplomaten", von dessen Neffen L. von R. herausgegeben worden. Wie im übrigen die biographische Literatur Bedeutendes und Unbedeutendes ohne Unterschied behandelt, ja das letztere oft aus entlegenen Winkeln zusammenfegt, mag das folgende Register biographischer Schriften ergeben: Arnold Bodek, „Römische Kaiser in jüdischen Quellen: Marcus Aurelius Antoninus als Zeitgenosse und Freund des Rabbi Jehuda-Ha-Nasi"; A. Eichhorn, „Der ermländische Bischof Martin Kromer als Schriftsteller, Staatsmann und Kirchenfürst"; Silbernagel, „Johannes Trithemius"; Franz Palacky, „Leben des Grafen Kaspar von Sternberg, von ihm selbst beschrieben"; G. Westermayer, „Jakobus Balde, sein Leben und seine Werke. Eine literarische Skizze"; G. R. Sievers, „Das Leben des Libanius. Aus dem Nachlaß des Vaters herausgegeben von G. Sievers"; T. Lindner, „Anno der Heilige, Erzbischof von Köln"; G. Kemmler, „Heinrich Zeller. Ein schwäbisches Zeit- und Lebensbild"; Otto Jahn, „Eduard Gerhard. Ein Lebensbild"; Reitlinger, E. W. Neumann und C. Gruner, „Johannes Kepler"; „J. J. Moser. Das Leben J. J. Moser's. Aus seiner Selbstbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargestellt von A. Schmid"; „Johann Heinrich von Thümen, ein Forscherleben"; H. Franck, „Paulus von Rode, ein Beitrag zur pommerschen Reformationsgeschichte"; A. Lütolf, „Josef Eutych Kopp, als Professor, Dichter, Staatsmann und Historiker"; Hölbe, „Julius Ludwig Klee. Sein Leben, sein Charakter und seine wissenschaftliche Bedeutung"; J. Venedey, „Heinrich Friedrich Karl von Stein"; „Frau von Krüdener. Ein Zeitgemälde"; „K. Arnd's Leben, von ihm selbst beschrieben"; G. und F. Stier, „D. Rudolf Stier. Zweite Hälfte"; A. Wellmer, „Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode"; „Cäsarenwirthschaft. Indiscretionen eines geheimen Agenten"; „Spiegelbilder der Erinnerung. Erlebtes, Erschautes und Erdachtes aus den Papieren eines Funfzigers. Vom Verfasser der Modernen Imperatoren".

Auch die Militärliteratur beschäftigt sich nicht nur mit den kriegswissenschaftlichen Fragen der Gegenwart, sondern sie geht vielfach selbst auf eine weit zurückliegende Vergangenheit zurück, wie die Schrift von J. Heilmann beweist: „Kriegsgeschichte von Baiern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1506—1651", sowie die von W. Würdinger: „Kriegsgeschichte von Baiern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1347—1506." K. Graf Lippe-Weißenfeld veröffentlicht ein Stück preußischer Armeegeschichte: „Fridericus Rex und sein Heer"; E. Heusinger eine Schrift: „Zwei Kriege 1809 und 1866." Ueber den Krieg von 1866 kommen, außer den größern Veröffentlichungen des österreichischen und preußischen Generalstabes, noch immer einzelne Schriften heraus. So der zweite Band von Emil Knorr's „Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland." Von andern militärischen Werken von mehr theoretischer Haltung erwähnen wir: E. Höfler, „Zur Taktik der Gegenwart"; H. L. W., „Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen"; Karl von Elgger, „Die Kriegsfeuerwaffen der Gegenwart"; „Militärische Beobachtungen aus Frankreich im Sommer 1867"; Hermann Pfister, „Das französische Heerwesen"; L. Renouard, „Leitfaden zur Auffassung des Wesens, der Bedeutung, der Darstellungsweise und des Studiums der Kriegsgeschichte".

Die Publicistik bewegt sich nach wie vor in den zwei Hauptrichtungen, der centripetalen und centrifugalen, in Bezug auf die deutsche Einheitsfrage. Die erste Partei hat eine gewichtige Verstärkung gefunden in der Schrift von G. H. Graf zu Münster: „Der Norddeutsche Bund und dessen Uebergang zu einem deutschen Reiche"; auch ein Hauptvorkämpfer der Partei, Karl Braun, veröffentlicht wiederum eine Schrift: „Frankfurts Schmerzensschrei und Verwandtes." Die äußerste Seite der centrifugalen Politik vertritt Max von Wittenberg in der Schrift: „Deutschlands Errettung durch Oesterreichs Erhebung und Preußens Buße." Eine principielle Untersuchung gibt F. Brockhaus in der Schrift: „Das Legitimitätsprincip." Andere publicistische Schriften sind: K. C. Planck, „Süddeutschland und der deutsche Nationalstaat"; E. Kattner, „Preußens Beruf im Osten"; P. Hammer, „Die Presse eine Großmacht oder ein Stück moderner Versimpelung"; Rudolf Döhn, „Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika"; G. Kinkel, „Polens Auferstehung die Stärke Deutschlands"; „Politische Briefe über Rußland und Polen"; „Verfassungskämpfe Oesterreichs unter Beust. Von einem Norddeutschen"; „Zum Frieden zwischen Kirche und Staat in Oesterreich." Die große Zahl publicistischer Infusorien, selbständig abgedruckter Leitartikel und polemischer Flugblätter, welche den Meßkatalog anschwellen machen, kann hier natürlich nicht in Betracht kommen.

Für die socialen Fragen sucht nach einer wissenschaftlichen Grundlage auf dem Boden altgermanischer Eigenheit O. Gierke in seiner Schrift: „Das deutsche Genossenschaftsrecht. Erster Band: Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft." Von L. Richter's „Skizzen über sociales Leben" liegt das zweite und dritte Heft vor, von Johann Joseph Roßbach's „Geschichte der Gesellschaft" der erste Theil, während W. Eras den „Zwangsstaat der deutschen Socialisten" in einer Reihe volkswirthschaftlicher

Studien behandelt. Hierher gehört auch M. M. von Weber, „Aus der Welt der Arbeit". Die Geſchichte einer merkwürdigen ſocialen Bewegung in den Kreiſen des Judenthums behandelt H. Grätz: „Frank und die Frankiſten. Eine Sektengeſchichte." Culturgeſchichtliche Schriften ſind: O. Fleiſchmann, „Die großen Culturepochen der Menſchheit"; A. W. Zerboni di Sposetti, „Der Orient und ſeine culturgeſchichtliche Bedeutung"; Robert Springer, „Berlin wird Weltſtadt, ernſte und heitere Culturbilder". Manches culturgeſchichtlich Intereſſante enthalten auch die populären Vorträge und vermiſchten kleinen Schriften von J. G. Kohl: „Vom Markte und aus der Zelle." Eine theologiſche Beleuchtung der jüngſten Entwickelung der Menſchheit enthalten die Schriften von C. Hoffmann: „Fortſchritt und Rückſchritt in den zwei letzten Jahrhunderten geſchichtlich nachgewieſen. Dritter Band: Die Verſuche zum Aufbauen einer neuen Weltordnung auf dem Boden des Abfalls von 1800—66", und W. Hoffmann: „Deutſchland einſt und jetzt im Lichte des Reiches Gottes." Eine für die Culturgeſchichte wichtige Seite beleuchtet K. Löffler's Schrift: „Die Opfer mangelhafter Juſtiz"; den Revers der Cultur R. Schultze: „Die Modenarrheiten. Ein Spiegelbild der Zeiten und Sitten für das deutſche Volk."

Von den pädagogiſchen Werken iſt das bedeutendſte: Adolf Beer und Franz Honegger, „Die Fortſchritte des Unterrichtsweſens in den Culturſtaaten Europas", deſſen zwei erſte Bände ein reiches Material bieten und bereits den umfaſſenden Plan des Ganzen vorzeichnen. Wir erwähnen noch: M. von Auer, „Bilder aus dem Lehrerleben"; Jeanne Marie von Gayette-Georges, „Maximus Caſus, der Oberlehrer von Druntenhein"; Bertha von Marenholtz-Bülow, „Das Kind und ſein Weſen"; G. Zeiner, „Loſe pädagogiſche Blätter". Pädagogiſche Bilder für das weibliche Geſchlecht bietet auch Karl von Holtei: „Briefe und Blätter von Frau Thereſe."

Der rüſtige Eifer der wiſſenſchaftlichen Entdecker, ſowie die ſchriftſtelleriſche Rührigkeit der Touriſten ſorgen dafür, daß die Reiſeliteratur in fortwährendem Zunehmen begriffen iſt. H. von Schlagintweit-Sakünlünſki veröffentlicht den erſten Band einer populären deutſchen Bearbeitung ſeiner „Reiſen in Indien und Hochaſien"; Gerhard Rohlfs einen kurzen Reiſebericht über ſeine abyſſiniſche Reiſe unter dem Titel: „Im Auftrag Sr. Majeſtät des Königs von Preußen mit dem engliſchen Expeditionscorps in Abyſſinien"; außerdem das folgende Werk: „Reiſe durch Marokko, Ueberſteigung des großen Atlas"; Johann Jakob von Tſchudi den dritten und vierten Band ſeiner „Reiſen durch Südamerika"; F. W. Gerſtäcker „Neue Reiſen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Weſtindien und Venezuela". D. Heerklotz beſchreibt „Reiſe und Aufenthalt in Niederländiſch-Oſtindien"; G. Melgunoff „Das ſüdliche Ufer des Kaſpiſchen Meeres oder die Nordgrenzen Perſiens"; H. von Bär „Das neuentdeckte Wrangelsland"; R. Greif „Reiſe nach den Canariſchen Inſeln". Ein nachgelaſſenes Werk iſt das Reiſetagebuch in Briefen von Max Wichura: „Aus vier Welttheilen." Mehr im Touriſtenſtil iſt die Schrift von Guſtav Raſch: „Von der Nordſee in die Sahara." Zwei inhaltreiche Schriften ſind die des berühmten Reiſenden H. Vámbéry: „Skizzen aus Mittelaſien" und „Meine Wanderungen und Erlebniſſe in Perſien".

Einige Länder Oſteuropas, Serbien, Bosnien, Siebenbürgen, Kurland, Livland und Eſtland ſind durch Monographien dem deutſchen Leſepublikum nahe gebracht worden: F. Kanitz, „Serbien, hiſtoriſch-ethnographiſche Reiſeſtudien"; Johann Roskiewicz, „Studien über Bosnien und die Herzegowina"; J. P. Frank, „Siebenbürgens hervorragende Beſtimmung als Induſtrieland"; Julius Eckardt, „Die baltiſchen Provinzen Rußlands" und „Baltiſche und ruſſiſche Culturſtudien aus zwei Jahrhunderten"; Ludwig Brunier, „Kurland. Schilderung von Land und Leuten". Auch mehrere Inſeln ſind Gegenſtand geographiſcher Monographien geworden: A. Biermann, „Die Inſel Corſica"; Baron E. von Ranſonnet, „Ceylon. Skizzen ſeiner Bewohner, ſeines Thier- und Pflanzenlebens"; Ferdinand Gregorovius, „Die Inſel Capri", geſondert herausgegeben mit Bildern und Skizzen von K. Lindemann-Frommel. H. Meier ſchildert: „Oſtfriesland in Bildern und Skizzen."

Andere Monographien ſind: J. G. Kohl, „Geſchichte des Golfſtroms und ſeiner Erforſchung"; G. Gerland, „Ueber das Ausſterben der Naturvölker"; A. Petermann, „Die deutſche Nordpolexpedition"; B. Volz, „Die geographiſchen Entdeckungen der neueſten Zeit."

Die Reihe der Touriſten möge Maximilian I. eröffnen mit ſeinem „erſten Ausflug": „Wanderungen in Griechenland." Wir erwähnen außerdem: Ida von Düringsfeld, „Reiſeſkizzen aus Meran"; S. Neuburger, „Nordamerikaniſche Reiſeſkizzen"; J. Rodenberg, „Aus aller Herren Ländern"; Karl Frenzel, „Deutſche Fahrten"; R. Baumſtark, „Mein Ausflug nach Spanien im Frühling 1867"; J. Nordmann, „Meine Sonntage. Wanderbuch aus den Bergen des öſterreichiſchen Hochlandes"; J. K. Mayrhofer, „Ueber den Brenner. Von Innsbruck nach Botzen und in die Seitenthäler"; J. Dolder, „Pilgerreiſe nach dem Heiligen Land"; G. Kuttler, „Reiſebriefe aus Schwaben"; A. Silberſtein, „Land und Leute im Naßwalde"; H. K. Brandes, „Ausflug nach Neapel und dem Normannen-Archipel"; K. Savarin, „Von einer Reiſe nach Italien. In Briefen". Wiener Photographien enthält die Schrift: „Die Kaiſerſtadt an der Donau."

Zahlreicher ſind die Skizzenbücher aus Paris, welche zum Theil noch an die Weltausſtellung anknüpfen: R. Geißler, „Plaudereien über Paris und die Weltausſtellung"; M. Klapp, „Bilder vom Marsfelde. Blätter der Erinnerung, allen Beſuchern der Induſtrieausſtellung vom Jahre 1867 geweiht"; S. Koliſch, „Auf dem Vulkan. Pariſer Schilderungen"; Hans Wachenhuſen, „Pariſer Photographien" und „Eva in Paris; culturhiſtoriſche Skizzen".

Mittheilungen über charakteriſtiſche Sagen einzelner Gegenden enthalten die Schriften: A. Lütolf, „Sagen, Bräuche und Legenden aus den Orten: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden"; C. F. Giebelhauſen, „Der Berggeiſt. Ernſte und heitere Mittheilungen aus Mansfeld. Vor- und Neuzeit in Volksmundart".

Auch dem großen Bereich der naturwiſſenſchaft-

lichen Literatur sondern wir ab, was für das größere Publikum von Interesse ist. Da begegnen uns zunächst beliebte Volksschriftsteller wie Karl Ruß: „In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt"; „Waarenkunde"; E. A. Roßmäßler mit zwei nachgelassenen Schriften: „Für freie Stunden"; „Der Mensch im Spiegel der Natur. Ein Volksbuch"; A. E. Brehm mit der zweiten Auflage seines „Leben der Vögel", dem sich mit frömmelndem Charakter Bernhard Altum: „Der Vogel und sein Leben", anschließt. Hierher gehört auch Adolf und Karl Müller: „Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten der höhern Thierwelt." Die Polemik über den schweizer Föhn hat folgende neue Schriften hervorgerufen: H. W. Dove, „Der schweizer Fön. Nachtrag zur Eiszeit, Föhn und Scirocco", und H. Wild, „Ueber Föhn und Eiszeit". Die weitergreifende Polemik über das Princip des Darwinismus und andere die Urgeschichte der Erde betreffende Fragen können wir in folgenden Schriften verfolgen: M. Wagner, „Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen"; L. Rütinger, „Die Grenzen der Thierwelt. Eine Betrachtung zu Darwin's Lehre"; F. J. Rottels, „Herr Prof. Dr. K. Vogt als Lehrer der Urgeschichte des Menschen auf Reisen und die Mission des Materialismus"; A. Schumann, „Die Affenmenschen Vogt's"; Robert Schweigel, „Ueber den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforschung in Bezug auf die Urgeschichte des Menschen". Andere naturwissenschaftliche Monographien sind: E. F. Stamm, „Die Erde als Wohnort des Menschen"; A. Frauenholz, „Das Sonnensystem in der Vorzeit"; R. O. Meibauer, „Der Novemberschwarm der Sternschnuppen"; Heinrich Buff, „Der Entwickelungsgang der Naturwissenschaften"; G. Wieland, „Ueber Wind und Wetter"; J. Stinde, „Blicke durch das Mikroskop"; C. Bischof, „Geschichte der Schöpfung und andere naturhistorische Gegenstände"; P. Fischer, „Untersuchungen über die Gestalt der Erde"; K. von Seebach, „Ueber den Vulkan von Santorin und die Eruption von 1866"; T. W. Engelmann, „Ueber die Flimmerbewegung"; Th. Plieninger, „Gemeinfaßliche Belehrung über die Maikäfer".

Ueber den Menschen in physiologischer Hinsicht sprechen die in dieser und der vorigen Nummer besprochenen Werke von Giebel und Reclam. Ein wichtiger Beitrag zur Diätetik ist die Schrift von E. Reich: „Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursache und Verhütung." Wir erwähnen noch auf dem Gebiete der populären Medicin: H. Rohlfs, „Medicinische Reisebriefe aus England und Holland 1866—67."

Diese auf vielen, namentlich schöngeistigen Gebieten der Vollständigkeit nahekommende Uebersicht, welche auf andern wenigstens ein eingehendes Bild der literarischen Bewegung zeichnet, wird gewiß die außerordentliche Regsamkeit der Production in Deutschland ebenso außer Zweifel setzen, wie die sehr geringen Resultate, die das Literaturjahr von 1868 für die Nationalliteratur erzielt hat.

Rudolf Gottschall.

Populäre Naturwissenschaft.

(Beschluß aus Nr. 1.)

1. Der Mensch. Sein Körperbau, seine Lebensthätigkeit und Entwickelung. Von C. G. Giebel. Mit 50 Holzschnitten. Leipzig, O. Wigand. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Der Leib des Menschen. Dessen Bau und Leben. Vorträge für Gebildete von C. Reclam. Mit 15 Farbendrucktafeln und zahlreichen Holzschnitten. Erste bis dritte Lieferung. Stuttgart, Thienemann. 1868. Gr. 8. Jede Lieferung 6 Ngr.
3. Grundriß der Geisteskrankheit. Unterhaltende und belehrende Mittheilungen über das Schicksal der Irren. Von H. Goullon. Sondershausen, Eupel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die weitergehende, gründlichere Belehrung, von der wir am Schluß unsers letzten Artikels sprachen, findet der Leser in den Reclam'schen „Vorträgen für Gebildete" (Nr. 2), die fast überall in ungewöhnlich fesselnder Weise tiefer in die Materie eindringen. Wir haben aufrichtig bedauert, daß von den versprochenen zwanzig uns nur erst drei Lieferungen vorlagen und wir hier die Lektüre abbrechen mußten. Der Verfasser beginnt mit dem Stoffwechsel und erschöpft dieses interessante Thema zur Genüge, ohne irgend breit und ermüdend zu werden. So holt er nach, was Giebel verabsäumt hat, und belehrt uns, daß das Wesen der Lehre schon vor 2000 Jahren nicht unbekannt war, und daß Alfenus, ein Rechtsgelehrter aus der Zeit des Augustus (Lib. VI, „Digestorum") dasselbe schon gleichnißweise besprochen hat, indem er sagt:

So ist der Mensch derselbe, der er vor Jahren war, obgleich doch, wie die Philosophen sagen, von den kleinsten Theilen, aus denen er besteht, täglich eine nicht geringe Menge unserm Körper verloren geht und durch andere ersetzt wird, die von außen her an die verlorene Stelle treten.

Sanctorius geht noch weiter und bezeichnet schon vor 200 Jahren diese Vorgänge als den alleinigen Grund, weshalb der Mensch lebe und der Fäulniß nicht anheimfalle. Welchen Laien wird es nicht frappiren, wenn er erfährt, daß ein Mensch von 130 Pfund Gewicht täglich über 3 Pfund Speichel mit $3^2/_3$ Quentchen fester Stoffe absondert, ebenso aus der Leber täglich 3 Pfund Galle mit 4 Loth festen Stoffs und aus den zahlreichen Labdrüsen des Magens fast 13 Pfund Magensaft, eine noch größere Quantität Darmsaft in den Därmen, sodaß es richtig ist, daß der Mensch täglich den vierten Theil seines Körpergewichts an Säften in Verwendung bringt, um als Lösungsmittel der Nährstoffe, seines neuen Bildungsmaterials, zu dienen!

Aber nicht nur an solcherlei überraschenden Einzelheiten sind die Reclam'schen Vorträge reich, sie fesseln nicht nur durch manche anekdotisch eingestreute Thatsachen aus allen berührten Gebieten menschlichen Wissens; sie verdienen jedes Lob besonders durch die in natürlichster Weise angeknüpften Schlußfolgerungen und Lehren, durch den Ton, nicht der sophistischen Beredung, sondern der einfachen Darlegung, sodaß er seine Leser nicht zwingt, ihm zu

folgen, sondern es ihnen freistellt, zu dem traditionellen Aberglauben zurückzukehren, wo immer ihre Kräfte sie verlassen, mit ihrem geistreichen und begeisterten Lehrer gleichen Schritt zu halten.

In dem zweiten Vortrage belehrt uns Reclam über das Gehirn des Menschen, und auch hier weiß er das Schwierige der Lehre dem Verständniß selbst eigentlichster Laien durch die Art des Vortrags dergestalt zu erleichtern, daß kaum einer das Buch mit der Ablehnung beiseiteschieben wird, es sei ihm zu gelehrt. Was gesehen werden muß, wird durch Farbdrücke anschaulich gemacht und durch Holzschnitte erläutert. Und hat der Leser oder Hörer einige Zeit seine Aufmerksamkeit anspannen müssen, so wird er dafür gewissermaßen durch lehrreiche und passend eingeflochtene Erzählungen entschädigt und belohnt. Es sei erlaubt, eine dieser Erzählungen hier einzuschalten, da sie jedem Leser genug Stoff zum Nachdenken liefert.

Die Wissenschaft besitzt eine einzelne, aber höchst werthvolle Beobachtung eines „rumpflosen Kopfs", ebenso wie man Beobachtungen des „hirnlosen Rumpfs" besitzt. Diese Geschichte eines menschlichen Kopfs, welcher ohne Rumpf, ohne Körper geboren wurde, ist folgende. Im Jahre 1783 wurde in Bengalen, unweit Kalkutta, ein Kind geboren, welches sonst wohlgebildet war, dem aber auf seinem Kopfe ein zweiter Kopf angewachsen war, Scheitel gegen Scheitel. Dieser angewachsene Kopf hatte dieselbe Größe und bis auf die Ohren und den Unterkiefer auch die vollständige Ausbildung, wie der eigentliche Kopf des Kindes. Sein Hals endigte sich in eine abgerundete Geschwulst. Ernährt wurde der aufsitzende Kopf durch die Blutgefäße, welche vom eigentlichen Kindeskopfe zu ihm hinübergingen. Mit dem Kinde, dem er gleichsam als Schmarotzer aufsaß, zeigte er allerdings im allgemeinen eine große Sympathie. Wenn das Kind schrie, verzog er seine Gesichtszüge auf ähnliche Weise und vergoß Thränen. Wenn es die Mutterbrust säugte, drückte er durch die Bewegungen des Mundes sein Wohlbehagen aus und der Speichel floß reichlich. Wenn das Kind lächelte, nahm er daran Antheil. Diese Beobachtungen eignen sich nun keineswegs, um daraus den Beweis eines selbständigen Bewußtseins zu haben. Daß der Schmarotzerkopf durch jede gewaltsame Einwirkung sein Gesicht zum Weinen verzog, während das Kind es selbst kaum zu beachten schien, und daß ferner die Augen beider Köpfe in ihren Bewegungen nicht harmonirten, das alles konnte nur für ein selbständiges Rückenmarksleben zeugen. Allein ganz entscheidend ist die durch wiederholte Beobachtung festgestellte Thatsache: während das Kind schlief, hatte der rumpflose Kopf oft seine Augen offen; während das Kind wachte, schloß dagegen der rumpflose Kopf seine Augen zum andauernden Schlafe. Ein selbständiger Wechsel des Schlafens und Wachens aber bezeichnet eben das selbständige Bewußtsein.

Reclam theilt diese Geschichte eines Kopfs ohne Rumpf mit, um zu erweisen, daß das Bewußtsein mit dem Gehirn im lebenden Menschenkörper auf irgendeine Art verbunden ist, und gesteht, daß wir zur Zeit noch nicht wissen, auf welche. Ja, die Naturwissenschaft vermag nicht einmal den Zeitpunkt anzugeben, wann diese Verbindung anfängt und wann sie enden wird; die wahre Naturwissenschaft und ihre ehrlichen Anhänger sind eben bescheiden, und so ist es auch Reclam. Daß er aber auch zugleich schonend gegen die Zeloten ist, die bekanntlich in der Wahl ihrer Worte wenig wählerisch sind, wollen wir unsere Leser aus den Betrachtungen erkennen lassen, die er an jene Geschichte des Kopfs ohne Rumpf zu knüpfen sich genügen läßt.

Zum Unglück für die Wissenschaft starb das Kind, noch ehe weitere und umfassendere Beobachtungen an ihm gemacht werden konnten. (Es wurde, zwei Jahre alt, von einer Brillenschlange gebissen; vgl. „Philosoph. transact.", 1790, S. 296, und 1799, S. 28, beschrieben und abgebildet von Ed. Home.) Zum Glück für den rumpflosen Kopf starb er früher, ehe dieser noch ein klares Bewußtsein seiner Lage hatte gewinnen können. Wer sich in das Leben eines solchen Kopfs ohne Körper hineinzudenken vermag, der wird zugeben müssen, daß sein Schicksal das peinlichste und gräßlichste ist, welches man sich nur erdenken kann. Wol hat man recht, wenn man behauptet, Rafael würde der größte Maler geworden sein, der er war, auch wenn er ohne Hand geboren wäre; aber hätte er dann seine Kunstwerke schaffen können? Ein Mensch, welcher nur aus Kopf besteht, ohne Glieder, welcher sieht, hört und riecht, aber keine einzige Bewegung auszuführen vermag, dem zum Sprechen ebenso wol die nöthigen Sprechorgane als die Luft fehlt, und der sich daher genöthigt sieht, lediglich durch Ausdruck seiner Gesichtszüge seine Empfindungen und seinen Willen kundzugeben — mit einem Wort, ein Mensch, welcher seinen Willen hat und dem alle und jede Möglichkeit abgeschnitten ist, seinen Willen jemals zur Ausführung zu bringen, der auf die Gnade und Barmherzigkeit aller andern Menschen angewiesen ist, am meisten desjenigen, dem er gleich einer Schmarotzerpflanze aufsitzt — ein solches Individuum ist gewiß das unglücklichste der Welt. Für diejenigen, welche den philosophischen Standpunkt in übertriebener Weise festzuhalten suchen, und welche deshalb bei jeder Gelegenheit den Geist allein als werthvoll und wichtig anerkennen, gibt schon der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Existenz und ihre Qualen die schlagendste und überzeugendste Widerlegung. Sie lehrt nur den wahren Werth der realen Welt schätzen. Sie zeigt uns, wie nothwendig für unser irdisches Wohlsein das Zusammenwirken des Geistes und des Körpers ist.

Wären solche Arbeiten nicht den müßigen Spielereien zuzuschreiben, wie man sie vor zeiten in Jesuitenschulen liebte, so dürften die Anhänger aller vier Facultäten aufgefordert werden, von ihren verschiedenen Standpunkten über einen rumpflosen Menschen, resp. einen lebenden Menschen ohne Rumpf, d. h. ohne Stoffwechsel- und Bewegungsorgane, in eingehenden Betrachtungen ihren Scharfsinn zu üben. Ist er ein individuelles ego, erbberechtigt, zurechnungsfähig? wäre der Jurist zu fragen; der Theolog, wie es mit seiner unsterblichen Seele und seinen Aussichten hinsichtlich der Auferstehung des Fleisches stehe? u. s. w. Wir begnügen uns, dem Menschenkopf seine Bedeutung anzuweisen, indem wir einen Satz aus einer frühern Schrift („Exanthemation", §. 44) recapituliren:

Während im Kopfe das Gehirn als vorzugsweises Organ des Geistes (Bewußtseins) eingeschlossen ist und an ihm die vier, für den Geist wichtigsten Sinnesenergien des Sehens, Hörens, Riechens und Schmeckens ihre Organe haben, ist der Körper, äußerlich mit den Bewegungsorganen ausgerüstet und mit der Haut als fünftem Sinneswerkzeuge bekleidet, der Träger der dem Stoffwechsel dienenden Organe.

Wie ich mir das Zustandekommen des Bewußtseins im großen Gehirn und vermittels desselben denke, habe ich auch schon in einer ältern Schrift („Ophthalmiatrik", 4. Aufl., S. 146) dargelegt, indem ich von der geistigen, resp. bewußten Wahrnehmung des sinnlich Gesehenen spreche. Das sensorielle Nervenpaar, heißt es an jener Stelle, vermittelt unmittelbar und ausschließlich die Sinnesfunction des Sehens, d. h. die Fortleitung der Netzhautwahrnehmung, der physikalisch in der Stäbchenschicht entstandenen Bilder und bildlichen Eindrücke nach dem Gehirn, das die Perception auf den übrigen Nervenbahnen dem ganzen Organismus mittheilt, d. h. sie zum Gemeingut der das Individuum constituirenden Theile macht und sie

dadurch zum Bewußtsein bringt. Beiläufig und um erkennen zu lassen, wie nothwendig eine weitere, als die blos sensorielle Thätigkeit ist, um dem Gesehenen seinen richtigen Werth zu geben, sei erwähnt, daß in der Stäbchenschicht die Bilder nach physikalischen Gesetzen nicht aufrecht, sondern verkehrt erscheinen; sieht man durch ein Schweinsauge, von dem der Sehnerv scharf abgetrennt ist, von hinten, so überzeugt man sich von dieser Thatsache schnell.

Das große Gehirn ist also, indem es alle Sinneseindrücke vermittelt und zum geistigen Bewußtsein bringt, nicht blos der Träger des Menschengeistes, sondern auch wesentlich das Organ, durch dessen Besitz das Menschengeschlecht vom Thiergeschlecht sich unterscheidet. Wo es nicht vorhanden oder in seiner Entwickelung wesentlich beeinträchtigt ist, kann der menschliche Geist mit seinen charakteristischen Attributen nicht zu Stande kommen. Dies ist 1) bei den Cretinen der Fall, 2) bei den Affenmenschen (Mikrocephalen) und 3) den Affen, und über diesen Gegenstand, dem Reclam sein folgendes Kapitel: „Mensch und Affe", widmet, sei es uns unter vorsichtiger Abwägung desjenigen, was für einen größern Leserkreis von Interesse ist, erlaubt, mit einiger Ausführlichkeit zu reden.

Es ist eine alte Erfahrung, sagt Reclam, daß die Leute über nichts so eifrig streiten, als über das, was sie nicht verstehen. Deshalb verfechten gerade Laien manche Anschauungen gelehrter Naturforscher mit Leidenschaft oder leugnen sie entrüstet. Kaum verklungen ist der Streit über die Wechselbeziehung von Stoff und Kraft und schon hallt das wilde Rufen der Wortfechter von neuem über die Abstammung des Menschengeschlechts.

Ernste Gelehrte haben durch ihre Forschungen die Ueberzeugung gewonnen, daß nach den vorhandenen Resten unserer Vorfahren die Gestalt des Menschen vor Jahrtausenden eine andere gewesen als heute; sie haben es ferner für nicht unwahrscheinlich erklärt, die Urväter der Menschheit seien die gemeinsamen Stammältern zweier Linien von Nachkommen, deren eine (der Mensch) sich auf geistigem Gebiete durch Arbeit und Thatkraft weiter entwickelt habe, deren andere (der Affe) in Faulheit und Dummheit thierisch verkommen sei. Diese Ansicht ist noch nicht bewiesen, sondern vorläufig nur durch einige Beobachtungen wahrscheinlich gemacht. Zur Erklärung dieser Beobachtung blieb aber jenen Forschern ihrer Ueberzeugung nach nichts weiter übrig als die erwähnte Annahme. Nicht leichtsinnig, nicht unbedacht, sondern nach ernstlicher Erwägung und gezwungen durch die Fessel ihrer Ueberzeugung, haben sie das auch ihnen Unerwartete ausgesprochen und ihre eigenen Bedenken nicht verhehlt. Das aber genügt den Hitzköpfen, sich gedankenlos zu ereifern und wegen vermeintlicher „Abstammung des Menschen vom Affen", wovon gar nicht die Rede ist, die üblichen „größten Gefahren für Staat und Moral" vorherzusagen.

Wir wollen uns, fährt Reclam in seiner ruhig ernsten Weise fort, in keinen Meinungsaustausch einlassen. Uns scheint es würdiger, dem Leser die Thatsachen vorzuführen und dann ihm die Schlußfolgerungen anheimzustellen.

In alle Einzelheiten seiner Ausführungen können wir ihm an dieser Stelle am wenigsten folgen, aber doch genug, um erkennen zu lassen, daß schon vor langer Zeit unser Rückert recht hatte, als er sagte:

Mensch, es ist der Schöpfung Pracht,
Nicht allein für dich gemacht,
Einen Theil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.

Heine hat denselben Gedanken in noch präcisere Form gebracht und wir werden auf ihn zurückkommen, denn die Erkenntniß ist keineswegs unwichtig, daß auch in diesen, scheinbar der Poesie so entlegenen Gebieten der Forschung die Dichter mit den Denkern Hand in Hand gehen.

Zugestanden haben wir, daß durch die Entwickelung und den Besitz eines normalen Großgehirns der Mensch erst in den Besitz seines Geistes und seiner Menschenwürde gelangt; fügen wir hinzu, daß sein aufrechter Gang, die Gestalt seiner Wirbelsäule, die Form und Verwendung seiner Extremitäten auch Folgegewinste dieses Besitzes sind. Lernen wir aus der Pathologie. Wenn das Großgehirn erkrankt, erweist sich das Resultat zunächst in der intellectualen Sphäre, wo seine Rindensubstanz „durch Misbrauch und übermäßige Geistesarbeit" verändert wird und bei der Section dann dünner, blaß, verwässert erscheint, wie dies bei Hölderlin, Nikolaus Lenau, Schumann der Fall war; da war eben das Organ der Denkfähigkeit zerstört, der stolze Beruf zu den höchsten Menschenarbeiten entzogen, „an die Stelle des frühern Geistesflugs trat Mattigkeit, Unklarheit, Stumpfsinn, Blödsinn". Unser geistiges Können und Leisten ist eben abhängig von der Ausbildung und dem gesunden Zustande des Gehirns.

Ein durchaus analoges Verhalten beobachten wir, wo schon bei der ersten Entwickelung die Ausbildung des Organs der Denkthätigkeit gehemmt ist, und zwar bei zwei an sich durchaus verschiedenen menschlichen Krüppelformen, eigentlichen Thiermenschen, a) den Cretinen und b) den Affenmenschen oder Mikrocephalen. Beide Formen gehen aus dem kindischen Zustande bei Erhaltung des Lebens in den thierischen über, und wenn die erstern sich fortpflanzen könnten und die letztern zur Fortpflanzung zugelassen würden, so könnte wol schon nach einigen Generationen das Problem als gelöst betrachtet werden und ein eigentliches Thiergeschlecht menschlicher Abstammung sich rühmen.

Glücklicherweise ereignete sich stets und ereignet sich noch täglich vor unsern Augen das Entgegengesetzte. Der geistig und körperlich kräftige Mann gibt dem schönsten Weibe, und das schönste Weib dem geistig und körperlich kräftigen Manne den Vorzug, das Bedeutende zieht sich an und soll sich anziehen; und wir gehen wol nicht zu weit, wenn wir behaupten, daß zunächst in diesem Motiv der Liebe und wesentlich in keinem andern Umstande die Ursache gesucht werden muß und gefunden wird, daß das Menschengeschlecht im Durchgange von vielleicht hundert Jahrtausenden das geworden ist, was es heute ist, und scheinbar berechtigt, auf eine gewisse Gottähnlichkeit oder, was dasselbe heißt, Abstammung von Gott Anspruch zu erheben. Auch die Religionen der alten Culturvölker tragen diesen Mythus und die Lehre von wenigstens theilweiser Rückkehr zu den Vätern im Olymp vor. Nur unser Hottentotte gesteht einfältig, mit seinem Tode sei

alles aus, und das sei auch ganz gut so; mit seinen vielfach bevorzugten weißen Lehrern möge es anders sein.

Die Cretinen unterscheiden sich ihrer Entstehung nach von den Affenmenschen wesentlich dadurch, daß äußere Umstände vorzeitige Verwachsung der Schädelknochen, festen Abschluß der Schädelhöhle, Verkümmerung des Gehirns und Stehenbleiben der Geisteskräfte auf dem Kindeszustande bewirken. Vernachlässigtes, ungünstiges und unwürdiges Leben der Aeltern und Voräeltern haben wir bisjetzt als Ursachen ihrer Entstehung erkennen müssen.

Bei den Affenmenschen, die jeder Kenner sofort von den Cretinen unterscheidet, auch schon weil ihre Erscheinung und ihr Behaben ein durchaus anderes und entgegengesetztes ist, haben wir die Verkümmerung des Gehirns und seine Entwickelung zum thierischen Zustande in innern, noch erst mangelhaft ermittelten Ursachen zu suchen. Vorzeitiger Abschluß der Schädelhöhle wird nicht beobachtet, wohl aber vom dritten, vierten Monate des Uterinlebens ab eine Abweichung von dem Entwickelungsgange des normalen Menschengehirns, eine — sagen wir es offen — thierische Weiterausbildung desselben. Ueber diesen abnormen Vorgang verdanken wir Vogt die sorgfältigsten Forschungen, weshalb die Leser erlauben werden, daß ich einen Theil seiner betreffenden Mittheilungen wörtlich einschalte:

Die Gewölbtheile des Mikrocephalengehirns entwickeln sich gemäß dem Affentypus; sie erreichen nur das Volum, welches auch bei diesen erreicht wird; die Centralwindungen steigen bis zum Rande der Hemisphären herab, verbinden sich mit der Augenwindung und keilen sich zwischen die beiden Aeste der Sylvischen Spalte ein. Die Hirnwindungen bleiben einfach und erreichen höchstens den Grad der Verwickelung und Ausbildung, welchen sie bei den großen, menschenähnlichen Affen zeigen. Die hintern oder Uebergangswindungen, sowie die Hinterlappen bilden sich nach dem Typus der amerikanischen Affen u. s. w.

Man muß einmal einen Mikrocephalen gesehen haben, um von der rein thierischen Natur dieser Unglücklichen überzeugt zu sein. Eins der lehrreichsten Exemplare lebt in Godesberg bei Bonn und ist von ernsten Naturforschern schon oft sorgfältig studirt worden, ein schlankes, übrigens keineswegs unschönes Mädchen von jetzt circa 20 Jahren, das einzige Kind reputirlicher Bürger; der Vater bei gewissen Mondphasen unwirsch und wol überlaut und überlustig und in dritter Generation mit Negerblut in seinen Säften, ein kräftiger, sogar stattlicher und geschäftlich tüchtiger Mann; die Mutter, noch, den Funfzigen nahe, eine Frauenschönheit und von ungewöhnlicher geistiger Begabung und Freiheit, Reife und Breite des Urtheils. Den unglücklichen Gehirnzustand der Tochter Maria erkannte man, als das Kind das erste Lebensjahr kaum erreicht hatte. Der Schädel ist auffallend klein geblieben, das Gesicht, unverkennbar hübsch angelegt, durch die Misform des Schädelbaues und das grimassige Mienenspiel verzerrt, die Zahnreihen nach vorn ausgebogen, wenngleich nicht in hohem Grade — jede geistige Ausbildung war trotz verschiedenartiger Versuche unmöglich — corpore homo, intellectu simia. Maria B. ist stets verhältnißmäßig gesund gewesen. Ueberhaupt kannte sie alle Personen ihrer nächsten Umgebung, ohne indeß Vater und Mutter irgend besonders auszuzeichnen, vielleicht weil sie häufig auf längere Zeit von ihnen getrennt gewesen war. An eine Wärterin, die sich angelegentlich mit ihr zu beschäftigen pflegte, war sie in hohem Grade attachirt, aber auch nicht mehr wie ein Hund oder Affe, der seinen Wohlthäter kennt, auszeichnet und vertraut. So auch war dieser eine gewisse Dressur, zeitweiliger Gehorsam ihres Zöglings gelungen, Erziehung nicht. In bösen Stunden springt Maria hin und her, wie ein Affe beweglich und gewandt, zerreißt ihre Kleider, denn sie ist nicht einmal eitel und kokett, wenn sie auch über neue Schmucksachen Freude hat; auch zerbeißt sie manches, so ihre Hände und Arme, die oft von Bißwunden überdeckt waren. Irgend wohlartikulirte Worte bringt sie nicht hervor, dagegen hat sie Freude am Gesang und wiederholt manche Melodien, z. B. „Letzte Rose", selbst nach nur erst wenigem Hören, in artiger Weise fehlerlos bis zum Schluß oder doch bis zu einem Absatz, wo ihr dann wol der Fortgang der Weise angedeutet werden muß. Aber auch darin unterscheidet sie sich nicht von gelehrigen Singvögeln. So ist ihr „Affenthum" trotz der bei niedriger Stirn vorgestreckt erscheinenden Gesichtsknochen und der meist ausdruckslosen Augen „weniger in ihrer äußern Erscheinung als in ihrem Wesen" ausgesprochen, sodaß ganz die Charakteristik auf sie paßt, die Reclam gibt:

Das Benehmen und Gebaren der „Affenmenschen" rechtfertigt diese Benennung in Spiel, Zeitvertreib, Essen, körperlichem Verhalten, Nachahmungstrieb, Gedankenlosigkeit; die artikulirte Sprache fehlt, das selbstbewußte Denken fehlt, Bildungsfähigkeit, Verstand fehlen — kurz, die Mikrocephalen entbehren gerade dessen, was auf geistigem Gebiete den „Menschen" zu seinem Vortheile vom „Thiere" unterscheidet.

Auch bei den Cretinen (Idioten) fehlt jedes Aufflackern einer geistigen Regung: geistlos das Auge, ausdruckslos das ganze Gesicht, die Lippen wulstig, der Mund offen, die Zunge meist vorhängend, steter Speichelfluß, dabei Schwerfälligkeit und Trägheit bei dem einen wie bei dem andern, sodaß alle sich wie wol Geschwister gleichen, plumpe Bewegungen, gänzliches oder theilweises Unvermögen, Worte zu artikuliren. Doch gibt es bei ihnen Abstufungen des Cretinismus, sodaß man mit Recht von Halb- und Viertels-Idioten spricht. Sie sind eben thierisch verkümmerte Menschen, während den Mikrocephalen mit Recht und Fug schon 1833 die amtliche Bezeichnung „menschlicher Affenorganismen" gegeben ist.

Diesen Gegensatz muß man im Auge behalten. Affenähnliche Behendigkeit, Lust am Klettern, stete Unruhe, unstetes Blicken, Begehrlichkeit und eine gewisse Verschmitztheit wird man vergeblich bei Cretinen suchen, eher bei übrigens normalen Menschen, constant aber bei allen Mikrocephalen finden. Ein gewisses freundliches Grinsen findet sich auch wol bei Cretinen, doch ist es dumm und einfältig, was wir von dem grinsenden Lachen und Fletschen der Affenmenschen nicht wol sagen dürfen. Diese sind nicht dumm, sie sind selbstsüchtig, achten mistrauisch auf alles, was in ihrer Umgebung geschieht, sie sind „klüger wie sie aussehen", und entbehren nur eben das menschliche Organ, ihre Klugheit, ihr Verständniß zu äußern und zu zeigen. Sobald sie sich dazu anschicken, erscheint jeder Versuch thierisch, und so empfindet man ihnen gegenüber dasselbe Bedauern, wie z. B. bei klugen Hunden,

besonders wenn man sie liebgewonnen hat, Mitleid, daß sie uns wol verstehen und mit klugem Verständniß ansehen, auch manches wohldressirt und gehorsam ausführen können, aber die Grenze der Hundenatur bleibt, sobald sie sich äußern wollen, ist es nur — Bellen.

So ist und bleibt den Mikrocephalen ein für allemal die specifische Affennatur eigenthümlich, und deren Grenze überschreiten sie nicht. Durch ihre specifische Hirnentwickelung schon ante partum sind sie zu dem Affenthum prädestinirt, das sie zur Schau tragen, und so ist die Forschung berechtigt, wie sie auch bei andern Organismen den sogenannten „atavistischen Rückfall" beobachtet, ihn auch hier zu erkennen, d. h. die Wiederkehr gewisser Eigenthümlichkeiten der Vorfahren bei Enkellindern oder, wie Vogt es ausdrückt, „die atavistische Bildung, welche in den Gewölbtheilen des Gehirns auftritt und als nothwendige Folge eine Ablenkung der Entwickelung vor der Geburt nach sich zieht, die in ihren wesentlichen Eigenthümlichkeiten auf den Stamm zurückführt, von welchem aus die Menschengattung sich entwickelt hat". Niemand hat gesagt, wie die Gegner behaupten, dieser Stamm sei der uns bekannte Affe Ateles gewesen oder ein anderer Affe; aber das Gesagte und alle sehr alten Menschenreste sprechen dafür, daß es vor uralter Zeit wol Geschöpfe gegeben haben möge, von denen nach einer Seite hin die Menschenrassen und nach anderer Seite hin die Affenarten herrühren; die Menschen in ihrer edelsten, besonders der kaukasischen Rasse sich unausgesetzt mehr vervollkommnend — daher die menschliche Perfectibilität —, die Affenarten aussterbend oder ausgestorben, je ähnlicher dem Menschen, oder von Geschlecht zu Geschlecht mehr zur Bestie ausartend. Es ist sicher mehr als Zufall, daß die Gorillas und Grönländer von Jahr zu Jahr mehr aussterben; es ist immerhin von Bedeutung, daß wir alte Berichte über geschwänzte Geschöpfe haben, welche man für Menschen hielt und als solche behandelte, daß die Urgeschichte fast aller Nationen auf Riesen und den siegreichen Menschenkampf mit diesen geistig tieferstehenden Ungethümen hinweisen.

Die Frage ist aufgestellt und wird vielleicht noch lange eine offene bleiben. Es gibt eben viele Fragen, deren unzweifelhaft richtige Beantwortung für den nur mit fünf Sinnen begabten Menschen unlösbar ist.

In den angefangenen Kapiteln über Rückenmark und Nervenleben ist Reclam nicht minder lehrreich und allgemein verständlich, überall die Thatsachen einfach nüchtern vortragend und derart erläuternd, daß die Schlußfolgerungen sich wie von selbst ergeben und immer eins das andere bestätigend.

Aber wir haben uns schon zu lange durch ihn fesseln lassen und gehen zu dem nicht minder interessanten und nicht minder sorgfältig gearbeiteten Werke von Goullon (Nr. 3) über, das auch seinem Gegenstande nach an das Reclam'sche Werk unmittelbaren Anschluß hat und als dessen Fortsetzung gelten kann. Von dem Grundsatze ausgehend: „Jeder Gebildete sollte es für heilige Pflicht halten, den räthselhaften abnormen Seelenzustand, welchen man Geisteskrankheit nennt, eingehender zu prüfen und zu studiren", gibt Goullon in mehr oder weniger ausgeführten Skizzen, nur die allein wissenschaftlich interessanten Kapitel flüchtig berührend, einen ebenso übersichtlich als geistvoll verfaßten Grundriß der Geisteskrankheit, der unsers Erachtens für alle wahrhaft gebildeten Leser, auch Leserinnen, eine willkommene Gabe sein wird. So viel wir uns entsinnen, hat man bisher diese Specialität der Medicin noch nicht mit so viel Takt und Geschmack dem großen Publikum mundgerecht zu machen versucht, was das Verdienst des Verfassers offenbar steigert. Er weist in der Einleitung darauf hin, in welch erschreckender Progression die Zahl der Geisteskranken von Jahr zu Jahr zunimmt, und erachtet es weiter aus drei Gründen für nöthig, daß jeder diese Leiden kennen lerne: weil jeder der Gefahr ausgesetzt ist, geisteskrank zu werden, weil niemand den unglücklichen Geisteskranken Theilnahme, Mitleid versagen wird, weil jeder bei eingehender Beschäftigung mit den Bewohnern der Irrenhäuser und den Eigenthümlichkeiten derselben bald in ernster, bald in mehr heiterer Weise Unterhaltung und Belehrung erfährt. Dann schickt er die Lehre über Gehirn und Rückenmark voraus, weist nach, daß die Hemisphären des großen Gehirns das Denken vermitteln und bedingen, daß die graue Rindensubstanz zumeist dem Bewußtsein dient, also nicht fehlen darf, wenn der Mensch nicht zum menschenähnlichsten Affen werden soll, und erörtert dann, nachdem er die verschiedenen Ansichten der Fachmänner citirt und die Mangelhaftigkeit und das Ungenügende der speculativen Psychologie nachgewiesen hat, das Wesen, die Ursachen und den Verlauf der Geisteskrankheit. Sie ist ihm nur Eine, aber in ihren verschiedenen Stadien sehr verschiedenartig sich manifestirende. Dem Vorstadium der psychischen Gereiztheit folgt als constantes erstes Stadium die Melancholie mit den hervorstechenden Symptomen: Verfolgungswahn, Nahrungsverweigerung, Selbstmordversuch. Zweites Stadium: die Manie, der wildeste Grad: die maniakalische Verstimmung, der heftigste Grad: die furibunde Manie, die Gedankenflucht. Drittes Stadium: die Monomanie in ihren verschieden erscheinenden Formen der Monomanie des Grandeurs u. s. w. Viertes Stadium: die allgemeine Paralyse mit den Vor- und Uebergangsstadien der verschiedenen Narrheitsarten, der schwermüthigen und der heitern. Mit besonderer Vorliebe sind die Sinnestäuschungen dargestellt, Illusionen, Hallucinationen, Träume, und dann ist das kranke und gesunde Geistesleben in plausibler Weise parallelisirt und gezeigt, daß im Verlaufe seiner Entwickelung auch der gesunde Geist zuerst zur Melancholie neigt, dann zur Manie, dann zur Monomanie (Stabilität), und endlich dem Marasmus verfällt. In Bezug auf die Behandlung der Geisteskranken theilt der Verfasser die modernen, humanen Grundsätze und fordert zunächst und sofort Aenderung der Umgebung, der Beschäftigung, des Wohnortes, die heutzutage allgemein geforderte erste Bedingung der Heilung. Unterhaltend für jedermann sind diese Kapitel, weil dem Laien bei allen Leiden Heilung das einzig Wichtige erscheint. Es sei erlaubt, einen Ausspruch Esquirol's, des Begründers der wissenschaftlichen Irrenheilkunde, hervorzuheben: „Ich sah mehrere male durch die Anwendung eines bloßen Blasenpflasters auf den Arm eine flechtenartige erysipelatöse Entzündung entstehen, wodurch inveterirte Manie beseitigt

wurde", und den Irrenärzten die Frage vorzulegen, weshalb sie sich des künstlichen Exanthemas, das stets schmerz- und gefahrlos und in vielen Fällen so sicher und schnell wirkt, nicht häufiger bedienen und diese Lehre noch nicht mit mehr Gründlichkeit festgestellt haben. Hier ist noch eine Fundgrube für ungeahnte Schätze aufgeschlossen.

Nicht minder spannend für jeden wird dann über die Physiognomie der Irren und ihre Schriftsprache gehandelt und eine Sammlung literarischer Geistesproducte mitgetheilt; Verse, deren Lektüre wir gern manchen geistesgesunden Versefabrikanten empfehlen. Nachdem noch manche Vorurtheile der Laien erörtert sind, schließt der Verfasser passend sein Buch mit der Schilderung eines Ganges durch die großen Irrenhäuser von Paris.

Auf zwei Steindrucktafeln sind zehn Typen von Geisteskranken anschaulich gemacht, doch hat man ungeschickterweise die Figurenziffern einzuzeichnen vergessen, was das Verständniß lästig erschwert. Bei Moria (erworbener Blödsinn) sagt der Verfasser:

Das Individuum war zu einem bissigen, tückischen, unreinlichen Thiere geworden. Sein Gesicht verzog sich zu einem grinsenden Lächeln, er konnte niemand ins Auge sehen.

In solchen Menschenkörpern muß man die Seele beobachtet haben, ehe man die Frage beantwortet, ist der Mensch hervorgegangen aus dem Thiere, in specie aus dem Geschlecht des Affen, oder nicht. Viele Naturforscher, unter ihnen Schleiden, bejahen bekanntlich diese Frage, und, wie gesagt, sieht man den Menschen wieder in einer derartigen physischen sowol wie psychischen Verfassung, so wird man versucht, sich dieser Theorie anzuschließen. Denn dieses Gehirn und das des großen Gorillaaffen von Bartely (Westafrika) könnten in ihrer quantitativen wie qualitativen Analyse eine merkwürdige Uebereinstimmung bieten (resp. die Theile des Großhirns, welche dem Affen fehlen, sind bei dem Kranken entartet und außer Function gesetzt, wie wir erläutern). Die Frage: gibt es wirklich kein verbindendes Glied zwischen dem Menschen und der ihm am ähnlichsten Affenart? scheint mir daher nicht unbedingt verneint werden zu sollen, sondern man kann vielmehr eben den geisteskranken Menschen in Exemplaren wie das vorliegende mit Fug und Recht als einen solchen Uebergang bezeichnen.

Thomas Henry Huxley hat das Facit der bisherigen Beobachtungen also festgestellt:

Die anatomischen Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen berechtigen uns sicher zu der Ansicht, daß er eine besondere, von jener getrennte Familie bildet. Da er aber weniger von ihnen abweicht, als sie von andern Familien derselben Ordnung verschieden sind, so haben wir kein Recht, ihn zu einer besondern Ordnung zu erheben.

Wollen alle diejenigen, die grundsätzlich an der wissenschaftlichen Arbeit sich nicht betheiligen, sondern einfacher mit Worten nur fechten, die gemeinsame Abstammung zu bestreiten fortfahren, so können sie doch nimmermehr die thatsächliche Abstammung jener mikrocephalischen Maria B. und jenes mit Moria Behafteten, über den Goullon berichtet, von menschlichen Aeltern leugnen; und beide waren rein thierisch entartet. Es wäre noch manches zu sagen, aber der Raum gebietet uns Beschränkung, weshalb wir mit den versprochenen Citaten aus Heine's „Schöpfungsliedern" schließen:

I.

Im Beginn schuf Gott die Sonne —
Später schuf er wilde Bestien,
Löwen mit den grimmen Tatzen;
Nach der Löwen Ebenbilde
Schuf er hübsche kleine Katzen.
Zur Bevölkerung der Wildniß
Ward hernach der Mensch erschaffen;
Nach der Menschen holdem Bildniß
Schuf er interessante Affen.

II.

Ich hab' mir zum Ruhm und Preis erschaffen
Die Menschen, Löwen, Ochsen, Sonne;
Doch Sterne, Kälber, Katzen, Affen
Schuf ich zu meiner eignen Wonne.

Auch der Poet stimmt nicht mit dem Alten Testamente. Er scheint anzunehmen, daß das Mikrocephalengeschlecht der Affen sich von einer entarteten Seitenlinie der gänzlich culturlosen Urmenschen abgezweigt habe.

Hermann Schauenburg.

Feuilleton.

Die elfte Auflage des „Conversations-Lexikon".

Das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" ist ein so weltbekanntes und vielgebrauchtes Buch, daß über seine Bedeutung wol kaum ein Zweifel bestehen kann. Das Werk repräsentirt mit einem Worte die populäre Encyklopädie der Deutschen, welche den gebildetern Volksklassen das allgemein Wissenswerthe aus der Wissenschaft, der Kunst und dem schaffenden Zeitleben in Staat und Gesellschaft in zusammengefaßter und übersichtlicher Form zur Anschauung bringt. Diesen seinen Beruf erfüllt das Buch bereits länger als ein halbes Jahrhundert, und es hat sich im Laufe der Zeit über die ganze civilisirte Welt verbreitet. Es gibt namentlich in Deutschland kaum eine gebildete Familie, in der dasselbe nicht längst Eingang gefunden hätte und seine neuen Auflagen von Zeit zu Zeit immer wieder Eingang fänden. Staatsmänner, Beamte, Gelehrte, Geschäftsleute bedienen sich des Buchs, theils um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, theils aber auch in Fällen, wo es sich um Dinge handelt, die außerhalb ihres Berufskreises stehen.

Einen so beispiellosen Erfolg hat das „Conversations-Lexikon" seiner naturgemäßen Entwickelung und der sorgfältigen und verständigen Pflege seiner Verleger und Herausgeber zu verdanken. Seine verschiedenen Auflagen bilden eine Reihe von Neubearbeitungen, die keineswegs willkürlich unternommen, sondern einerseits durch die periodischen Fortschritte in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft und Kunst, andererseits durch den erweiterten Gesichtskreis und das gesteigerte Wissens- und Bildungsbedürfniß der Zeitgenossen hervorgerufen sind. Wer sich über den Entwickelungsgang des Werks und die Grundsätze, welche hierbei befolgt wurden, näher unterrichten will, der lese das dem letzten Bande beigegebene interessante Nachwort: „Zur Charakteristik und Geschichte des Conversations-Lexikon."

Wie die frühern, so ist auch die jüngste, erst vor kurzem vollendete elfte Auflage dem Bedürfnisse entsprungen, die großen Umwandlungen des öffentlichen Lebens und den gewaltigen Aufschwung der Wissenschaften und Künste in dem Werke aufs neue zu durchgreifender und organischer Geltung zu bringen. Insofern unterscheidet sich die neueste Auflage dem Inhalte nach wesentlich von ihren Vorgängern.

Zunächst läßt ein nur flüchtiger Blick in die Bände des regenerirten Werks die bedeutendsten Umgestaltungen und Bereicherungen auf den historischen Gebieten erkennen. In allen

Theilen der politischen wie der Culturgeschichte sind die Ergebnisse der neuesten Geschichtsforschung zur Anwendung gekommen, und ganz besonders tritt dies in der Geschichte der alten Völker hervor, über welche die moderne Alterthumskunde so vielfach ein ganz neues Licht verbreitet hat. Die reiche Ergänzung und zweckmäßige Erweiterung des historischen Stoffs zeigt sich dagegen hauptsächlich in der neuern Staatengeschichte, die bis in die jüngsten Zeitereignisse hinein fortgeführt worden ist, wie dies unter andern die Artikel Oesterreich, Preußen, Preußisch-Deutscher Krieg, Norddeutscher Bund, Schleswig-Holstein, Zollverein u. s. w. beweisen. Manche Zeitereignisse, deren Behandlung die alphabetische Folge unter dem einen Stichworte nicht mehr zuließ, haben noch im spätern Verlauf des Werks an geeigneter Stelle ihre Berücksichtigung erfahren, sodaß trotz des bewegtesten Zeitlaufs selbst in Bezug auf die Tagesgeschichte eine seltene Vollständigkeit erreicht worden.

Nicht minder offen treten die durchgreifenden Verbesserungen und der Zuwachs in den biographischen Artikeln hervor, die einen so wichtigen und interessanten Bestandtheil des Ganzen bilden. Die den ältern Zeiten angehörigen Lebensbeschreibungen sind sichtlich einer gewissenhaften Kritik unterzogen und nach den neuesten und besten historischen Hülfsmitteln umgearbeitet worden, während die große Zahl der zeitgenössischen Biographien eine nicht weniger sorgsame Behandlung und zugleich eine sehr große, dem Bedürfnisse entsprechende Erweiterung aufweist. Kaum dürfte es eine für unsere Zeit wichtige, durch Stellung, Talent, Leistung, Charakter und Schicksal ausgezeichnete Persönlichkeit geben, deren Schilderung man in dieser neuen Auflage vermissen möchte.

Die großartige Entfaltung des heutigen Weltverkehrs, die Fortschritte der geographischen Wissenschaft und damit das gesteigerte Bedürfniß aller Gebildeten nach umfassender Einsicht in die Erd- und Völkerverhältnisse haben ferner zu einer vollständigen Neubearbeitung aller geographischen Disciplinen und Gebiete geführt, die auf eine ganz besondere Beachtung Anspruch macht. Namentlich dürften dem Publikum die anschaulichen Städtebilder, die kurzgefaßten Länderbeschreibungen, die scharfen Völkercharakteristiken, die schlagenden Naturschilderungen höchst willkommen sein, die sich hier in einer Fülle und Zuverlässigkeit vorfinden, wie in keinem andern Buche.

Mit den historischen und geographischen Schilderungen vereinigen sich die werthvollsten statistischen Mittheilungen in Bezug auf Bevölkerungsverhältnisse, Staatsfinanzen, Streitkräfte, Volksbildung, Handel und Industrie, religiöse und kirchliche Zustände u. s. w., denen die neuesten Erhebungen zu Grunde liegen.

Eine gründliche Bearbeitung und zweckmäßige Erweiterungen haben auch die literaturhistorischen Gebiete erfahren, sowol in den Nationalliteraturen als in der fachwissenschaftlichen Literatur. Insbesondere ist als Verdienst hervorzuheben, daß die literarischen Erscheinungen allenthalben bis in die jüngste Zeit herab mit großem Fleiß und Geschick aufgeführt worden sind. Ueberdies wurde den literarischen Nachweisen unter den einzelnen Artikeln, zu weiterer Belehrung über den Gegenstand, eine gewiß sehr erwünschte Bereicherung zutheil.

Die Staats- und Gesellschaftswissenschaft mit ihren theoretischen und praktischen Fragen, ihren Systemen und Parteiungen, die Rechtswissenschaft mit ihrem Einflusse auf Gesetzgebung und Rechtspflege weisen allenthalben eine zeitgemäße Neubearbeitung auf, und ebenso hat die Staats- und Volkswirthschaft eine der Wissenschaft wie der Praxis angemessene Behandlung durch tüchtige Fachmänner erfahren.

Eine eigenthümliche und höchst wichtige Aufgabe des regenerirten „Conversations-Lexikon" ist es, den mächtigen Fortschritten der Naturwissenschaften zu folgen und deren tiefgreifenden Einfluß auf die Entwickelung der praktischen Lebensgebiete nachzuweisen. Wie sehr diese Bestrebungen unter Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrter und Forscher von Erfolg gewesen, zeigt die große Zahl theils umgestalteter, theils ganz neuer Artikel, welche der Zoologie, der Botanik, der Geologie, der Physik, der Chemie, der Physiologie gewidmet sind. Vieles auf diesen Gebieten, was noch in der vorigen Auflage des Werks als eine neue Errungenschaft galt, ist hier, in der elften Auflage, von der wissenschaftlichen Forschung bereits als überwundener Standpunkt bezeichnet und in die Geschichte der Wissenschaft zurückverwiesen. Auf Grundlage der modernen Naturwissenschaft sind auch die Heilkunde und die Gesundheitspflege einer gänzlich neuen Behandlung unterzogen worden. Die Gesammtheit dieser Artikel wird dem gebildeten Laien eine ebenso interessante wie praktisch-nützliche Einsicht in die menschlichen und thierischen Lebensprocesse im kranken wie im gesunden Zustande gewähren.

Den Naturwissenschaften reihen sich sodann die zahlreichen technischen Gebiete an, die Kriegskunst, das Berg- und Hüttenwesen, die Baukunst, die Schiffahrtskunde, das Transportwesen, das Maschinenwesen, die große und kleine Fabrikation und Manufactur, der Handel, die Land- und Hauswirthschaft u. s. w. Alle diese praktischen Zweige sind ohne Zweifel von ausgezeichneten Fachmännern theils verbessert, theils neu bearbeitet und gewähren eine reiche Belehrung über die technischen Fortschritte unserer Zeit.

Aber auch auf den Lebensgebieten des idealen Geistes, in Philosophie, Kunst und Religion, zeigt diese neue Auflage des „Conversations-Lexikon" eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Umgestaltung auf. In den philosophischen Wissenschaften wurde mit Erfolg die größtmögliche Klarheit und Faßlichkeit in der Begriffsentwickelung, sowie eine wahrhafte Objectivität in der Behandlung der verschiedenen Schulen und Systeme angestrebt. Die schönen Künste und Wissenschaften, Poesie, Musik, Malerei, Plastik, Architektur, wurden nach der ästhetischen, historischen und technischen Seite hin durch viele ausgezeichnete Beiträge bereichert, während manches, was der tiefern Kunstwissenschaft nicht mehr entsprach, seine Beseitigung fand. Religion und Theologie in allen ihren Zweigen haben in dem verjüngten Werke — und sicherlich zum ersten male in einer populären Encyklopädie — eine gründliche und harmonische Neubearbeitung vom Standpunkte der modernen Weltanschauung und der höhern Geistesbildung aus erfahren, und jeder Denkende wird diese ebenso geistvollen wie stoffreichen, miteinander in organischem Zusammenhange stehenden Artikel mit großer Befriedigung lesen.

Wie sehr neben dem Inhalte auch die formelle Vollendung des Werks in der neuen Auflage fortgeschritten, beweist die durchgängige Reinheit und Klarheit des Ausdrucks, die Schärfe und Prägnanz der Darstellung, die Eintheilung der Gegenstände unter die treffendsten Stichwörter, die organische Gliederung und Vertheilung des Stoffs u. s. w. Mit Umsicht ist eine dem Zwecke entsprechende Sichtung des unermeßlichen Materials durchgeführt, die das Werk vor dem Anschwellen durch unfruchtbaren, der Tendenz des Ganzen fernliegenden Stoff bewahrt und zugleich ermöglicht hat, daß den Gegenständen, welche für die allgemeine Bildung von hervorragender Bedeutung sind, eine ausführlichere Behandlung gewidmet werden konnte. Ebenso muß es als ein großer Vorzug des Werks gelten, daß jedes einzelne Wissensgebiet von einem oder mehrern bewährten Fachmännern bearbeitet worden, sodaß alle Artikel, auch die kleinsten und anscheinend geringsten, Originalarbeiten sind und das Ganze mit vollem Rechte als ein Originalwerk deutscher Wissenschaft bezeichnet werden kann. Ein dem letzten Bande beigefügtes, acht Seiten langes Namensverzeichniß macht uns mit der großen Anzahl ausgezeichneter Gelehrter und Schriftsteller, zum Theil ersten Ranges, bekannt, die dem Werke ihre Feder als Mitarbeiter gewidmet und die ernsten Bestrebungen der Verleger unterstützt haben. Es sind diese Eigenthümlichkeiten des „Conversations-Lexikon" hervorzuheben gegenüber den zahlreichen fremdländischen und einheimischen Nachbildungen, die das Publikum durch kritiklose Anhäufung zusammengerafften Materialien zu gewinnen suchen.

Je mehr der Mensch die innere und äußere Welt erobert, je unabsehbarer für den einzelnen sich der Kreis der Ideen und Thatsachen in Geist, Natur und Geschichte auseinanderlegt, je mehr der Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Stoffs den Wissensdrang weckt, desto mehr bedürfen wir eines literarischen Hülfsmittels, welches die überwältigende Fülle der Dinge

für den allgemeinen humanen Bildungszweck encyklopädisch, d. h. in planmäßiger Verkürzung, nach bestimmten Gesichtspunkten, in fester Ordnung zusammenfaßt und das Ganze in begrenztem Rahmen zur Anschauung bringt. Diese populäre Encyklopädie gewährt allerdings nicht die ausgebreitete Kenntniß und die volle Wissenschaft, aber sie gibt den ersten, mehr oder weniger summarischen Begriff der Sache, der wieder die Anregung und die Handhabe zu einem tiefern Eindringen darbietet. Auf der Aneignung solcher Bildungselemente, die über den alltäglichen Berufshorizont des einzelnen hinausliegen, beruht zum großen Theil die Ausbreitung der Intelligenz und Gesittung in unserer Zeit, die allgemeine Volksbildung, die schönste Errungenschaft des modernen Culturlebens. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon", mag auch sein bereits typischer Name nicht mehr zutreffen, mehr als ein einfaches Nachschlagebuch. Das Werk hat sich im Laufe des Jahrhunderts eine entschieden culturhistorische Bedeutung errungen, und seine Verjüngung in neuer Auflage gibt immerhin den erfreulichen Beweis, daß der Wissens- und Bildungsstoff unserer Zeit noch immer im Wachsen begriffen ist.

Bibliographie.

Becker, F., Die gegenwärtige kirchliche Lage Italiens. Ein Vortrag. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2½ Ngr.

Benfey, R., Wegweiser in die Geschichte der Philosophie. Leipzig, Mendes. 16. 15 Ngr.

Brunecke, W., Malgleben. Roman in 3 Bdn. Cassel, C. Luckhardt. 8. 4 Thlr.

Bernuhnen, eine Kunstschöpfung in Litthauen. Leipzig. 1868. Hoch 4. 10 Ngr.

Ein Blatt der Erinnerung an den verstorbenen Archidiacon Bürger in Torgau und nebst 2 Beilagen. Torgau, Jacobi. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brandt, M. G. W., Gedankenperlen zum Betrachten und Beachten. Eine Gabe für sinnige und sinnende Freunde. 4te verbesserte Aufl. Frankfurt a. M., Winter. 1868. 16. 10 Ngr.

Brückner, B., Kirche und Wissenschaft. Rede bei dem Antritt des Rectorats der Universität Leipzig. Leipzig, Hinrichs. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Chevalier, M., Die Weltindustrie in der 1ten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aus dem Französischen von J. C. Horn. Alleinberechtigte deutsche Ausgabe. Stuttgart, Krüner. Gr. 8. 2 Thlr.

Indogermanische Chrestomathie. Schriftproben und Lesestücke mit einzelnen Glossaren zu Aug. Schleichers compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen sprachen. Bearbeitet von H. Ebel, A. Leskien, J. Schmidt und A. Schleicher. Nebst zusätzen und berichtigungen zur 1ten aufl. des compendiums herausgegeben von A. Schleicher. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Denffer, A. v., Gedichte. 2te veränderte Aufl. Mitau, Besthorn. 1868. 16. 15 Ngr.

Derangelo, M., Bianca della Rocca. Historische Erzählung aus dem heutigen Rom in 8 Büchern. Berlin, Seehagen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ebel, W., Diron's und Duncker's Seelenbräute silhouettirt. Basel, Bahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Elze, K., Englischer Liederschatz aus britischen und amerikanischen Dichtern. Mit einem biographischen Verzeichniss der Verfasser. 5te verbesserte und vermehrte Aufl. Halle, Barthel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Engelien, A., und W. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Sagen, Märchen, Spiele, Sprichwörter und Gebräuche. 1ster Thl. Berlin, W. Schultze. 1868. Gr. 8. 25 Ngr.

Fabó, A., Skizzen aus der Geschichte des ungarischen Protestantismus. Pesth, Osterlamm. Gr. 8. 1 Thlr.

Fock, O., Rügen-pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. V. Reformation und Revolution. Leipzig, Veit u. Comp. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Drei Frauen oder die verhängnißvolle Leidenschaft. Roman aus der Gegenwart vom Verfasser des Romans: Nelly oder die Kettengefährten. 1ste Lief. Berlin, Allg. deutsche Verl.-Anstalt. 1868. Gr. 8. 3 Ngr.

Freimuth, W., In's Kloster. Ein Familienbild aus den Rheinlanden. Roman. Düsseldorf, Stahl. 8. 1 Thlr.

Freudevoll und leidvoll. Liebesgrüße von nah und fern. 4te Aufl. Berlin, Guttentag. 1868. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedenkbuch für's Haus. 3te Aufl. Berlin, Guttentag. 1868. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerok, K., Palmblätter. Mit Illustrationen von G. Closs, W. Gentz, J. Grunewald ꝛc. 2te Aufl. Leipzig, Volckmar. 1868. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Göhring, C., Geschichte des norddeutschen Bundes seit seiner frühesten Entwickelung und des Ministeriums Bismarck. 1ste Lief. Leipzig, K. Schäfer. Gr. 8. 5 Ngr.

Hasner, L., Blätter und Blüten aus dem Schwarzwald. Gedichte. Skizzen, Ostander. 1868. 16. 12 Ngr.

Hagemann, G., Elemente der Philosophie. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Psychologie. Ein Leitfaden. Münster, Russell. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Hagenbach, E., Christian Friedrich Schönbein. Basel, Schweighauser. 1868. Imp.-4. 22½ Ngr.

Hallwich, Reichenberg vor dreihundert Jahren. Reichenberg, Jannich. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Hamerling, R., Ahasver in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einem Epilog an die Kritiker. 4te Aufl. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 1 Thlr.

Hoffinger, Josepha v., Kronen aus Italiens Dichterwalde. Uebersetzungen. Mit einem Anhang eigener Dichtungen. Halle, Barthel. 1868. 16. 1 Thlr.

Hoffmeister, P., Hessische Volksdichtung in Sagen und Mährchen, Schwänken und Schnurren ꝛc. Marburg, Ehrhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Jäkel, J., Der Satz des zureichenden Grundes. Breslau, Maruschke u. Berendt. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jannasch, R., Die Statistik als wissenschaftliche Methodik und Zustandsdynamik. Inauguraldissertation. Basel. 1868. Gr. 4. 4 Ngr.

Polenz, G. v., Geschichte des französischen Calvinismus bis zur Nationalversammlung im Jahre 1789. Zum Theil aus handschriftlichen Quellen. 5ter Bd. Geschichte des politischen französischen Calvinismus vom Aufstand von Amboise im Jahre 1560 bis zum Gnadenedict von Nimes im Jahre 1629. 4ter und letzter Thl. vom Tode Heinrichs IV. bis zum Gnadenedict von Nimes. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Raabe, W., Der Regenbogen. Sieben Erzählungen. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schaible, K. H., Ueber die Todes- und Freiheitsstrafe, mit besonderer Rücksicht auf England. Berlin, Springer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schlagintweit, R. v., Poetische Bilder aus allen Theilen der Erde. Ausgewählte Schilderungen deutscher Dichter. Soest, Hülsemann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich Schleiermacher. Ein Preuße. Zum 21. November 1868. Berlin, v. Decker. 1868. Gr. 8. 1½ Ngr.

Schleiermacher, Monologen. Eine Neujahrsgabe. Neue Ausgabe. Berlin, G. Reimer. 1868. 16. 10 Ngr.

Schmidt, F., Volkserzählungen und Schilderungen aus dem Berliner Volksleben. 2 Bdchn. Breslau, Trewendt. 1868. 8. à 10 Ngr.

Schmidt, P., Spinoza und Schleiermacher. Die Geschicke ihrer Systeme und ihr gegenseitiges Verhältniß. Ein dogmengeschichtlicher Versuch. Berlin, G. Reimer. 1868. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schmidt, R. T., Gymnasialreden. Berlin, W. Schultze. 1868. 8. 16 Ngr.

Schmidt, W., Zur Inspirationsfrage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Senthis, E., Die wilde Rose. Eine rheinische Dorfgeschichte. Düsseldorf, Stahl. Gr. 8. 20 Ngr.

Sobotka, Drei Blätter meines Tagebuches. Eine Novellen-Trifolie aus Wien. Wien. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Spiegel, B., D. Albert Rizäus Hardenberg. Ein Theologenleben aus der Reformationszeit. Bremen, Müller. Gr. 8. 2 Thlr.

Stettenheim, J., Berliner Blaubuch aus dem Archiv der Komik. 1ster Bd. Berlin, Mecklenburg. Hoch-4. 10 Ngr.

Sturm, J., Von der Pilgerfahrt. Dichtungen. Halle, Barthel. 1868. 8. 1 Thlr.

Sutermeister, O., Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. Aarau, Sauerländer. 16. 12 Ngr.

Tappert, W., Das Verbot der Quinten-Parallelen. Eine monographische Studie. Leipzig, Matthes. 8. 12 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Luther, Gustav Adolf und Maximilian I. von Bayern. Biographische Skizzen. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 27 Ngr.

Thijm, P. A., Karl der Große und seine Zeit. Meridirte deutsche Ausgabe. Münster, Theissing. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tiey, F., Wien. Diabolische und menschliche Photographien. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1868. 8. 20 Ngr.

Trautenberger, G. G., Paulus Speratus, der Reformator in den mährischen Städten, und die evangelische Kirche in Iglau. Brünn-Iglau, Lehmann. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Trautmann, F., Kunst und Kunstgewerbe vom frühesten Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur leichten Orientirung in Fächern und Schulen, Meistern, Nachahmungen etc. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Voß, R., Der Tanz und seine Geschichte. Eine kulturhistorisch-choreographische Studie. Mit einem Lexikon der Tänze. Berlin, Seehagen. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Theodor Wachtel. Ein Künstler-Bild von J. v. Z. Hamburg, W. Oncken. 1868. Gr. 8. 3 Ngr.

Walden, B., Wiener Studien. Wien, Beck. 8. 28 Ngr.

Walesrode, L., Lose Blätter. Gesammelte Humoresken. 1stes Bdchn. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Wander, J., Die Wahnsinnige auf Aland. Novelle. Dresden, Jänicke. 1868. 8. 1 Thlr.

Weiß, A., Isabella II., Spaniens entthronte Königin oder das Ende der Tyrannei. Illustrirter historischer Roman aus Spaniens neuester Geschichte. 1ste bis 3te Lief. Berlin, Humburg. 1868. Gr. 8. à 4 Ngr.

Weißmann, C. F., Der letzte der Virtuosen. Leipzig, Kahnt. 1868. Lex.-8. 6 Ngr.

Werner, R., Das Buch von der norddeutschen Flotte. Illustrirt von W. Diez. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1868. Lex.-8. 3 Thlr.

Westphal, R., Philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Winslow, O., Der Weg zur Heimath. Drei Betrachtungen. Aus dem Englischen von Ch. S. Bremen, Müller. Gr. 16. 5 Ngr.

Winterfeld, A. v., Humoresken für Sopha und Eisenbahn-Coupé. II. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Wittenberg, M. v., Deutschlands Errettung durch Oesterreichs Erhebung und Preußens Buße. Leipzig, Roßberg. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Wolanski, v., Die Lehre von der Willensfreiheit des Menschen, vom theologischen und philosophischen Standpunkte. Münster, Theissing. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zeller, C., Die letzten Grafen Kürz, oder Christ und Mohamedaner. Historisches Charaktergemälde. Graz, Moser. 8. 16 Ngr.

Zur Säcularfeier Schleiermacher's. Berlin, Nicolai. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Wie die großen französischen und englischen Revuen bietet „Unsere Zeit" ein umfassendes Gemälde der Gegenwart, indem sie die politischen Bewegungen durch orientirende Artikel begleitet und aus den verschiedenen Gebieten des Culturlebens das Thatsächliche in sachgemäßen, übersichtlichen Darstellungen vorführt. Sie ist daher mit Recht als eine deutsche „Revue des deux mondes" bezeichnet worden.

„Unsere Zeit" ist den Journal- und Lesecirkeln als eine gediegene Zeitschrift von bleibendem Werth zu empfehlen, während sie zugleich ihrem stofflichen Inhalt nach eine Weiterführung und fortlaufende Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon bildet.

Das erste Heft des Jahrgangs 1869 ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Man abonnirt auf die beiden Zeitschriften bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Es wird um rechtzeitige Bestellung des neuen Jahrgangs ersucht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von Friedrich von Raumer.

Vierte Folge. Neunter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Das Verkehrsleben im Alterthum. Von Heinrich Stephan, königl. preuß. Geh. Oberpostrath. — II. Danzig, das nordische Venedig. Eine deutsche Städtegeschichte. Von Hans Prutz. — III. Das bürgerliche Wohnhaus in seiner geschichtlichen Wandlung. Von A. von Eye. — IV. Die beiden Foscari. (Wahrheit, nicht Dichtung.) Von Karl Hopf.

In dem vielseitig interessanten und bedeutenden Inhalt des soeben erschienenen 39. Jahrgangs dieses bekannten Sammelwerks ist dem Forscher neue und werthvolle Ausbeute, allen Freunden geschichtlicher und culturhistorischer Darstellung eine genußreiche Lektüre geboten.

Der erste bis dreißigste Jahrgang des Historischen Taschenbuch (1830—59) kosten zusammengenommen, statt 68 Thlr. 5 Ngr., im ermäßigten Preise nur 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1⅓ Thlr. Von der vierten Folge kostet jeder Jahrgang 2½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Legitimitätsprincip.

Eine staatsrechtliche Abhandlung

von

Friedrich Brockhaus.

Dr. und Privatdocent der Rechte an der Universität Jena.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das moderne Staatsrecht hat die Frage noch nicht gelöst, wodurch sich der rechtliche Bestand derjenigen unter den gegenwärtigen Dynastien erkläre, welche ihre Herrschaft im Widerspruch mit den berechtigten Ansprüchen eines andern Fürstenhauses erworben haben. Dem Versuche, auf diese in unserer Zeit so wichtige Frage eine ausreichende Antwort zu geben, ist die vorliegende Schrift gewidmet.

Soeben erschienen zwei neue Bände von

Brockhaus'

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts:

Wilhelm Müller's Gedichte. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Max Müller. Zwei Theile.

Jeder Band (15—20 Bogen) geheftet nur 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Brockhaus' „Bibliothek" bietet dem deutschen Volke die reichen Schätze der neuern deutschen Nationalliteratur in correcten, schön ausgestatteten wohlfeilen Ausgaben dar. Jedes Werk ist von einem namhaften Schriftsteller der Gegenwart herausgegeben, mit Einleitung und, wo nöthig, mit erläuternden Anmerkungen begleitet: Vorzüge, welche die Sammlung vor allen andern auszeichnen und sie, wie auch von der Kritik einstimmig anerkannt worden, zu einem wahrhaft gediegenen und werthvollen Unternehmen macht.

Die bereits erschienenen 18 Bände sind nebst einem Prospect über die ganze Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben.

Heeren und Ukert.

Geschichte der europäischen Staaten.

35. Lieferung, 1. Abtheilung.

Enthaltend: Caro, Polen. 3. Band.

Subscriptionspreis 2 Thlr. 8 Sgr.

Auch einzeln unter dem Titel zu haben:

Caro, Dr. Jacob, Prof. an der Universität Jena,

Geschichte Polens.

3. Bd. 1386—1430. 3 Thlr. — Sgr.

1.—3. Bd. 9 „ 10 „

☞ Die große Sammlung der „Geschichte der europäischen Staaten" ist hierdurch auf 70 Bände und 10 Register gewachsen und kostet im Subscriptionspreis, der zur Zeit noch gilt, 153 Thlr. 17 Sgr.

Lücken in der Reihenfolge dieser Bände vervollständige ich gern.

Gotha, im December 1868.

Friedr. Andr. Perthes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 14. Januar 1869.

Inhalt: Aesthetisch-kritische Studien. Von Rudolf Gottschall. — Lyrische Villeggiatur. Von E. Hersfurth. — Eine neue geographische Bibliothek. Von Richard Andree. — Biographisches. — Feuilleton. (Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aesthetisch-kritische Studien.

1. Neue Studien von Karl Frenzel. Berlin, Dümmler. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Vermischte Schriften von Friedrich Spielhagen. Erster und zweiter Band. Zweite Auflage. Berlin, Janke. 1868. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Zwei geistvolle Autoren geben uns in diesen Schriften eine große Zahl gedankenreicher Aufsätze. Die wissenschaftliche Aesthetik muß immer befruchtet werden durch derartige Anregungen, welche theils aus der dichterischen Praxis selbst hervorgehen, theils aus der frischen Beschäftigung mit neuen Erscheinungen der Literatur. Frenzel und Spielhagen gehören nicht zu den ästhetischen Kleinkrämern, welche nur an die großen Weltwunder verschwundener Literaturepochen ihre Maßstäbe anlegen und dann mit diesen sacrosancten Ellen der Kritik auf den poetischen Schulknaben der Gegenwart altmeisterlich herumfuchteln. Sie wissen beide, daß der Dichter wie der Kritiker der Sohn seiner Zeit sein muß, und ihre sämmtlichen Aufsätze sind, von diesem Grundtone aus gestimmt, in vollem Einklang mit der Tendenz dieser Blätter.

Karl Frenzel (Nr. 1) entwirft gleich in seinem ersten Aufsatz: „Das Moderne in der Kunst", ein Programm, das wir, soweit es allgemeine Principien aufstellt, nur vollkommen unterschreiben können. Er hebt mit Recht hervor, daß mit der Erweiterung unsers Lebens, unserer Kenntnisse und Anschauungen auch der Stoff gewachsen ist, den die Kunst schön gestalten soll; es sei natürlich, daß wir diesen neugewonnenen Stoff nach allen Seiten verarbeiten und uns zu eigen machen sollen:

> Der Spruch Schiller's: „Es soll der Sänger mit dem König gehen", hat längst seine Wahrheit verloren, wohl aber soll der Künstler seiner Zeit angehören, von ihrem Geisteswehen erfüllt sein; nur wenn er ihres Wesens Tiefe, ihre Art zur Erscheinung bringt, ist er ein Künstler. Und da ist es eben nicht gleichgültig, welchen Stoff er ergreift, nicht gleichgültig, ob er Engel oder Scenen der Französischen Revolution malt. Denn an seine Engel glauben wir nicht einmal mehr im künstlerischen Sinne, sie würden immer nur Stiefgeschwister der Rafaelischen Engel sein; in der Französischen Revolution aber steckt die Wurzel unserer Gegenwart, aus ihr sind alle Fragen, die uns bewegen, entsprungen, unsere Theilnahme an diesen Begebenheiten ist eine lebendigere als an dem Kampf der Centauren und Lapithen. Eine Kunst, die sich nicht mit dem Inhalt ihrer Zeit erfüllt, fällt ins Bodenlose.

Den Reiz, die Schönheit einer edeln Form verkennt Frenzel sowenig, daß er zugibt, in ihr liege für den Künstler die Unsterblichkeit, freilich nur in dem Falle, wenn Inhalt und Form sich decken, wenn in ihnen ein wahrhaft Neues, Ergreifendes uns geboten wird:

> Auch in unserer Zeit lebt ein heiliger, ewiger Inhalt: ihn darzustellen, ist die Aufgabe der Kunst. „Wer den Besten seiner Zeit genuggethan, der hat gelebt für alle Zeiten", das heißt doch wahrlich nicht, von der „rohen, materialistisch gesinnten Mitwelt" an eine Vergangenheit, die nicht mehr, oder an eine Zukunft, die noch nicht ist, appelliren. Fördere durch deine Arbeit das Allgemeine, diene deiner Zeit in allem Guten, Schönen und Edeln, sei, wenn du kannst, ihr Bannerträger, bereite sie vor für die Zukunft: dies ist der Ruf, der an die Künstler ergeht. Mit dem Wolkenkukuksheim der Ideale, mit der Flucht aus der Gegenwart, mit dem Weltbürgerthum, in dem für alle, nur nicht für die Deutschen Raum war, ist es hoffentlich auf immer vorbei; laßt die Todten ihre Todten begraben. Wir sind jetzt eine Nation, so wagt es auch, moderne Menschen zu sein.

Der von uns oft angetretene Beweis, daß alle großen Dichter nur wahrhaft groß geworden sind, indem sie den geistigen Inhalt ihrer Zeit zum Ausdruck brachten, wird von Frenzel in einer literargeschichtlichen Rundschau ausgeführt, in welcher auch zahlreiche Andeutungen nicht fehlen, wie oft selbst in classischen Meisterwerken, bei Shakspeare und Corneille, ein nächstes Zeitereigniß bestimmend für die Wahl des Stoffs und für die Gestaltung desselben wurde.

Wo indessen Frenzel die Nutzanwendung dieser allgemeinen Principien für unsere moderne dramatische Kunst macht, da stimmen wir ihm wol darin bei, daß wir eine Wiedergeburt der Posse für eine Nothwendigkeit halten,

und haben dies nicht nur stets theoretisch behauptet, sondern auch praktisch unsern guten Willen durch einen Versuch auf diesem Gebiete dargelegt. Wir erwähnen dies nur, weil Frenzel ausdrücklich in dem Aufsatz den unterzeichneten Referenten auffordert, eine Posse im Stil von „Troilus und Cressida" zu dichten. Wir stimmen ferner mit ihm überein, wenn er für das deutsche Lustspiel einen reichern Inhalt verlangt als die bisherigen Verwechselungen und Irrungen, die polternden Väter und naseweisen Backfische; wenn er den französischen Lustspieldichtern das Verständniß ihrer Zeit und der Gesellschaft, in der sie leben, nachrühmt. Die Versumpfung unsers Lustspiels in kleinbürgerlichen Verhältnissen ist eine Thatsache, auf die wir oft genug warnend hingewiesen haben. Wenn es so fortgeht, wird das Philisterthum aus der fortschreitenden Welt verschwunden sein, aber noch immer auf der Bühne eine Stätte finden. Dagegen sind wir mit dem Kritiker nicht ganz im Einklang, wenn er das Trauerspiel als eine „gefallene Größe" behandelt, wie dies noch deutlicher in einem neulichen Feuilletonartikel der „National-Zeitung" hervortrat. Auch in dem vorliegenden Aufsatz meint er, daß mit dem bloßen Gegensatz wider die Neigung des Publikums und die Strömung der Zeit nichts gethan sei, die Woge rolle unaufhaltsam weiter und lasse den Idealisten mit seinen Trauerspielen, seinen erhabenen Gestalten, seinen wohlklingenden Versen auf einer einsamen Klippe allein; ebenso sagt er vorher:

> Entschwindet ein Trauerspiel von Sophonisbe oder Lucretia nach der bekannten dritten Anstandsvorstellung in den Schatten der Theaterbibliothek, während ein Lustspiel immer wieder die Zuschauer herbeilockt, in die behaglichste Stimmung versetzt und ihren freudigen Zuruf erweckt, so erschallt die Klage von der Gesunkenheit der Menge, von der Erbärmlichkeit der Kritik, von dem Materialismus der Zeit. In der eigenen künstlerischen Beschränktheit, in der Thorheit, wider den Strom schwimmen und dem Allgemeinen ein ihm Fremdes, Unnatürliches aufzwingen zu wollen, sucht keiner den Grund seiner Niederlage.

Sowenig wir eine eigensinnige Auffassigkeit und schulmeisterliche Ueberhebung bei unsern Dramatikern billigen, wenn sie dem Publikum veraltete Stoffe, Formen und Gedankenkreise aufnöthigen wollen, sowenig können wir doch mit jener Hingabe an die aura popularis einverstanden sein, wie sie Frenzel predigt. Der Geschmack der großen Menge kann nie tonangebend sein, er läßt sich leiten und heben. Daß er verschlechtert werden kann, systematisch heruntergebracht durch unfähige Theaterleitungen, davon fehlt es nicht an Beweisen. Wenn die Schauspieldirectoren und die Dichter keinen Stil haben, so verfällt das Publikum einer Stillosigkeit, in der zuletzt das schlechte Gelüsten die Oberhand behält. So kann es kommen, daß Hofbühnen fast nichts als „verschämte" Possen zur Aufführung bringen, zumal wenn die Kritik applaudirt zugleich mit dem erlustigten Publikum und dagegen nach einem Trauerspiel zwei Spalten hindurch gähnt. Wir geben dem Kritiker die Römerdramen und deutschen Kaiserdramen mit Vergnügen preis, wie überhaupt alle diejenigen Tragödien, die nur akademische Formstudien sind ohne Kraft und Leidenschaft, und in denen kein der modernen Welt sympathischer Pulsschlag lebt. Doch eine von modernem Geist erfüllte Tragödie zu schaffen, wird immer die Hauptaufgabe dramatischer Dichtung bleiben, und geschieht dies mit echtem Talent, so wird sich auch das Publikum den Wirkungen derselben nicht entziehen. Und wäre dies der Fall, das Publikum von heute ist nicht das Publikum von morgen, und man braucht nicht als Platenide an die Unsterblichkeit zu appelliren, um den momentanen Erfolg an einer einzelnen Bühne keineswegs für maßgebend zu halten.

Wenn Frenzel selbst sagt: „Das kleine Publikum der ausschließlich Gebildeten, der vornehmen Gesellschaft, der studentischen Jugend, an das sich im wesentlichen die Dichtung des weimarer Kreises richtet, ist nicht mehr vorhanden", so gibt er damit zu, daß die Tragödie auch in der Blütezeit unserer classischen Literatur niemals eine nationale Wirkung ausgeübt habe. Ja er geht in diesem Zugeständniß offenbar zu weit, denn Schiller's Dramen haben in der That diese Wirkung ausgeübt; und wenn sie auch nur die Festtage der Bühne bezeichneten, wie der Dichter selbst in dem Körner'schen Briefwechsel einräumt, und in Bezug auf die Breite ihres Wirkungskreises nicht entfernt mit den Stücken Kotzebue's wetteifern konnten, so waren sie doch eine geistige Macht, welche die ganze Nation anerkannte und welche die bessern Elemente derselben in allen Kreisen zur Begeisterung hinriß. Goethe's Stücke aber zählen unter den damaligen Bühnendramen gar nicht mit.

Nun dürfen wir wol fragen, inwiefern sich nach Frenzel's eigenem, sogar zu weit gehenden Zugeständniß die Theilnahme für die Tragödie abgeschwächt hat? Haben wir nicht auf allen Repertoires die Schiller'schen Trauerspiele und zwar in weit größerer Fülle als bei Lebzeiten des Dichters? Sind nicht die Goethe'schen Trauerspiele, die zum Theil damals für unaufführbar galten, jetzt überall eingebürgert? Beherrschen nicht Shakspeare'sche Trauerspiele in einer früher nicht gekannten Weise die Bühnen? Und selbst von neuern Stücken zu sprechen, sind nicht Gutzkow's „Uriel Acosta", Laube's „Graf Essex", Brachvogel's „Narciß" und einige andere Trauerspiele so heimisch auf unsern Theatern wie die Schiller'schen Tragödien? Ist es eine Instanz gegen die Tragödie, wenn das berliner Publikum Schlemm's „Roxelane" nicht gelten läßt und Heyse's „Maria Moroni", und bei einigen Römerdramen sich kühl verhält? Dem Publikum, das noch immer Schiller'sche und Shakspeare'sche Tragödien mit größter Ausdauer besucht, darf man eine Abneigung gegen das Trauerspiel nicht aufbürden. Nicht die Dichtung hat sich von der Bühne abgewandt, wie Frenzel meint, sondern die Bühne von der Dichtung. Die Bühnenleiter suchen einer durchfallenden Posse an so und so vielen Abenden eine Stätte zu bereiten und sie mit einer gewissen Gewaltsamkeit in der Gunst des Publikums festzusetzen, während sie ein gefallendes Trauerspiel so schnell wie möglich ad acta legen. Es ist der Unglaube der Directionen an die Macht höherer Dichtung, welche viel hieran verschuldet, und die Kritik thut nicht wohl daran, denselben Unglauben zur Schau zu tragen. Noch immer ist das Theater, wie Laube mit Recht sagt, und auch die Tragödie des Schweißes der Edeln werth.

Doch können wir die kleine Dissonanz zwischen unsern Ansichten und denen des geistvollen berliner Kritikers, der mit uns unter derselben Fahne des modernen Princips

kämpft, alsbald mit einem vollen Accord abſchließen, indem wir rückhaltlos in die folgenden Worte einſtimmen: „Die Menſchen ſind nicht im Materialismus untergegangen, auch in der Gegenwart wird das Schöne eine Stätte finden, aber freilich muß es das Gewand dieſer Zeit tragen.“

Auch Spielhagen (Nr. 2) ſchließt ſich dieſem Princip an, wie überhaupt alle tüchtigen Kräfte der Gegenwart; man wird die Gegner bald zum alten Eiſen werfen können. Er ruft in ſeinem Aufſatz über Homer aus:

Was in aller Welt hindert uns, wenn nicht die beklagenswertheſte Verkennung der Grundbedingungen aller Poeſie, unſere Kraft aus dem Boden zu nehmen, aus dem ſie der alte Dichter auch nahm? Haben wir kein Vaterland ſo gut wie es die Sänger von „Ilias“ und „Odyſſee“ hatten? Haben wir keine Heimat, von der wir uns, wenn wir fern ſind, ſehnen, den Rauch aufſteigen zu ſehen? Derſelbe Goethe, deſſen „Achilleis“ ein ſo ſchwächliches Product iſt, gewann ſeine Rieſenſtärke wieder, ſobald er in „Hermann und Dorothea“ den mütterlichen Boden der Heimaterde berührte. Konnte Schiller mit Recht die Natur die unſterbliche Mutter der „Ilias“ und mit der „Ilias“ jeder echten Poeſie nennen, ſo dürfen wir wol mit nicht minderm Recht als den ſterblichen Vater echter Dichtung den Geiſt der Zeit bezeichnen, in welcher und für welche der Dichter ſchrieb. Und ſoll ja doch, wer den Beſten ſeiner Zeit genuggethan hat, für alle Zeiten gelebt haben! Aber wäre ſein Werk auch nur ſo kurzlebig, wie der Held der „Ilias“, der ja ebenfalls von einer unſterblichen Mutter geboren, aber von einem ſterblichen Vater gezeugt war — der Dichter hat kein höheres Ziel, als den Beſten ſeiner Zeit genugzuthun. Das kann er aber nicht, wenn er ſich in das allerdings ſehr bequeme Zelt excluſiven Dünkels zurückzieht und ſich die erhabene Lyrik ſeiner ſelbſtgeſchaffenen Leiden melodiſch mit der Zither begleitet, ſondern nur dadurch, daß er ſich freudig auf den Kampfplatz ſtürzt, wo die Schlachten ſeiner Zeit geſchlagen werden.

Die Anwendung auf die Bühne und das Drama macht Spielhagen nicht; beides liegt ihm ferner; daß er aber vom Weſen des Dramas die richtigſten Begriffe hat, beweiſt ſeine Charakteriſtik Goethe's als Dramatiker. Wie überhaupt in allen Aufſätzen geht Spielhagen auf die äſthetiſchen Grundbegriffe zurück, und das iſt kein geringes Verdienſt ſeiner Abhandlungen. Nach ſeiner Definition handelt es ſich in der Tragödie um eine Leidenſchaft, die ſich vor unſern Augen zur That verkörpern ſoll. Daher iſt der Grundton der Tragödie die Leidenſchaft, und der Tragiker muß ein leidenſchaftliches Herz haben. Goethe's Maxime aber, die aus der Praxis eines langen Lebens herauswuchs, war der bedeutſame Ausſpruch: „Der Handelnde hat immer unrecht, niemand hat recht als der Betrachtende.“ Wenn Spielhagen auf Grund der Goethe'ſchen Weltanſchauung und durch Analyſe der Goethe'ſchen Dramen zu beweiſen ſucht, daß Goethe in dem Gebiete der eigentlichen Tragödie Dichtern, die an Genie tief unter ihm ſtehen, die Palme laſſen muß, ſo muß man ihm ſowol im ganzen wie im einzelnen recht geben. Die Analyſe des „Egmont“, der „Natürlichen Tochter“, des „Götz“, des „Fauſt“ zeugt von einem feinen Verſtändniß des Dramatiſchen und Tragiſchen. Spielhagen meint:

Wenn dieſe Stücke auch dem objectiven Erforderniß der Ariſtoteliſchen Definition, die Nachahmung einer Handlung zu ſein, nicht entſprechen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß ſie das ſubjective Kriterium: in dem Herzen des Zuſchauers Mitleid und Furcht zu erwecken, erfüllen. Es ſcheint ſomit, daß, wie wir ſchon oben andeuteten, außer jener eigentlichen Tragik, die durchaus auf den Thaten des Menſchen beruht, eine uneigentliche, eine zweite untergeordnete Gattung zu ſtatuiren ſei, welche das Leiden der Menſchen ſich in der Art zum Vorwurf nimmt, daß ſie es weniger als die Folge ſeines Thuns, als vielmehr ſeines Seins auffaßt, welches ſich in ſeiner Beſtimmtheit zu erhalten ſtrebt und, gerade weil es etwas Beſtimmtes ſein will, nicht dauern kann, ſondern in das Allſein zurückſinken muß.

Und weiterhin heißt es:

Wie das Handeln, der bewußte Kampf, einen tragiſchen Ausgang nimmt, ſo auch, freilich in etwas anderer Weiſe, der unbewußte, nicht gewollte Kampf, in welchen das Individuum dadurch geräth, daß es ſich einfach in ſeiner Individualität zu behaupten ſucht. Dieſer Kampf iſt nun offenbar ein Schauſpiel, das ebenfalls Furcht und Mitleid in dem Herzen des Zuſchauers erweckt, und dieſer Kampf iſt das Thema ſo ziemlich aller Goethe'ſchen Trauerſpiele.

Die Wendung erſcheint neu, auch iſt die Sache jedenfalls tief gefaßt, dennoch läßt ſie ſich auf einen alten Satz des Ariſtoteles zurückführen. Der Stagirite verlangt, daß im Drama die Charaktere der Handlung wegen da ſeien und nicht die Handlung der Charaktere wegen. Bei Goethe iſt das letztere der Fall, und zwar iſt die Handlung ſelbſt oft dürftigſter Art. Goethe's Stücke ſind eben, was Tragödien niemals ſein ſollen, bloße Charaktergemälde.

Die Lyrik iſt ebenſo wenig wie das Drama die eigentliche Domäne unſerer beiden Eſſayiſten und daher auch nur ſpärlich in ihren Eſſays berückſichtigt. Gleichwol gibt Spielhagen eine treffliche Charakteriſtik der lyriſchen Dichtung in ſeiner Abhandlung über „Goethe als Lyriker“:

Was iſt es nun, was der lyriſche Dichter neben einem von einer Empfindung ganz vollen Herzen haben muß, damit er eben zum Dichter wird? Wir müſſen dies zweite Moment als die Fähigkeit bezeichnen, das unmittelbar Empfundene durch ein gewiſſes Medium ſo zu ſchauen, daß es nun etwas Mittelbares, Empfundenes und — worauf jetzt der Hauptaccent liegt — zugleich Gewußtes iſt. Sokrates pflegte zu ſagen: alle Menſchen ſeien in dem, was ſie wüßten, hinreichend beredt. Der Dichter nun iſt ein Wiſſender, ein Wiſſender deſſen, was, wie Goethe in dem herrlichen Gedicht „An den Mond“ ſagt:

... von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht —

und weil es das iſt, weil er weiß, mit vollkommener Klarheit weiß, was andern Menſchen kaum oder nur halb zum Bewußtſein kommt, deshalb vermag er in Fällen, wo andere ſtumm ſind oder verworren lallen, beredt zu ſein, mit einer Fülle des Wohllauts zu ſingen und zu ſagen, was er leidet, was ihn entzückt. Es bedarf wol kaum einer beſondern Erwähnung, daß das Medium, durch welches der Dichter nun das unmittelbar Empfundene ſchaut, kein anderes als eben die Phantaſie iſt....

Der lyriſche Dichter muß mit der größten Erregbarkeit, ja Leidenſchaftlichkeit den ſtärkſten Zug nach einer durchaus harmoniſchen Stimmung der Seele, mit der feurigſten Sinnlichkeit den Hang zu ſinniger Beſchaulichkeit verbinden; und er wird ein um ſo größerer lyriſcher Dichter ſein, je inniger ſich dieſe ſcheinbar widerſprechenden Momente in ihm durchdringen.

Mit dieſem Maßſtab gemeſſen erſcheint Goethe's Bedeutung als Lyriker in dem entſprechenden glänzenden Licht.

Außerdem charakteriſirt Spielhagen noch die beiden amerikaniſchen Lyriker Bryant und Poë, welcher letztere ebenfalls von Frenzel, wie es ſcheint auf derſelben biographiſchen Grundlage, gewürdigt wird. Die Charakteriſtik dieſes originellen, an Günther erinnernden Zerriſſenheitspoeten iſt in beiden Eſſays eine vollkommen übereinſtim-

mende und wird bei Spielhagen nur noch durch die Parallele mit dem männlich-kräftigen, in der Form durchsichtigen Bryant illustrirt.

Das Gebiet, auf welchem beide Kritiker, schon durch ihre eigene productive Thätigkeit, am meisten heimisch sind, ist das des Romans, und in der That gelten die ästhetisch werthvollsten Abhandlungen in beiden Sammlungen sowol der allgemeinen Theorie der Romandichtung als der Analyse einzelner Romanschriftsteller und Romane. Spielhagen dringt auf Objectivität im Roman; auch der Romanschriftsteller soll sein Werk zum Ausdruck der Idee machen, die er darstellen will. Er gibt zu, daß die Objectivität im Roman am schwersten zu erreichen ist, weil diese Kunstgattung am weitesten von dem Mittelpunkt der Kunst, gleichsam auf der Peripherie des Kunstgebiets liegt, da, wo sich die poetische Kraft freilich am bedeutendsten äußern kann, ja wenn das Ziel erreicht werden soll, äußern muß, aus eben diesem Grunde aber auch natürlich am schwächsten zu äußern pflegt. Mit Recht tadelt unser Autor die historischen Abhandlungen, die Moralpredigten u. s. w., die aus dem Roman nur Vehikel für alles mögliche Wissenswürdige und Nichtwissenswürdige machen, indem der Romanschriftsteller dadurch aufhöre, selbst nur der Halbbruder des Dichters zu sein, ja mit dem Dichter in irgendeiner Verwandtschaft zu stehen.

Wie weit auch der Horizont des Romans, wie groß die Fülle der verschiedensten Charaktere und Begebenheiten, überhaupt der sinnliche und geistige Reichthum des Romans sei — der Romandichter soll nicht weiter gehen als bis an die Grenze des Darstellbaren und mit seinen Lesern nur durch seine Personen verkehren. Eine Ausnahme ist allerdings für den humoristischen Roman zu plaidiren. Spielhagen charakterisirt in einem besondern, philosophisch gehaltenen Essay den „Humor als eine Uebergangsstufe", weist demselben eine Grenzstellung an zwischen Kunst und Philosophie, indem er von jener die Form, von dieser den Inhalt entlehne, jene zertrümmere, ohne diesem gerecht werden zu können. Der Goethe'sche Spruch: „Der Humor zerstört zuletzt alle Kunst", ist das Motto des ganzen Aufsatzes, der seine Belege dafür in Jean Paul, Thackeray, ja selbst in den Parabasen des Aristophanes sucht. Uns scheint es unbillig, die Schöpfungen des Humors mit dem Maßstabe des objectiven Kunstwerks zu messen — ein eigenes Reich, ein eigenes Recht! Doch es würde hier zu weit führen, das Recht des Humors und die Bedeutung seiner subjectiven Kunstwerke näher zu erörtern. Im einzelnen hat Spielhagen vielfach recht, namentlich wenn er sagt: „In welche öden Steppen der alltäglichsten Prosa führen uns selbst die gefeiertsten Humoristen, Dickens z. B. und Thackeray, auch die ältern englischen: Sterne, Smollet u. s. w. Wie oft, wie so sehr oft geht ihnen der Humor aus und — wir sitzen im Dunkeln." Das ist bei Jean Paul nicht der Fall, obwol Spielhagen ihn mit in diesen Sündenfall verwickelt. Jean Paul's Humor hat einen idealen Mittelpunkt; er geht aus seiner hohen Weltanschauung hervor. Der Humor der englischen Romanschriftsteller bleibt auf der Peripherie; er ist realistisch, eigentlich nur eine geistreiche Einkleidung der Welt- und Lebensbeobachtungen. Er fliegt nicht wie der Vogel Merops nach Jean Paul's eigenem Ausdruck in den Himmel, indem er ihm den Schwanz zukehrt; er bleibt an der Erde haften und pickt die Brotkörnerchen vor den Häusern und Scheuern der Menschen zusammen. „Es gibt für ihn keine einzelne Thorheit", sagt Jean Paul, „keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt." Für die englischen Humoristen gibt es aber einzelne Thoren, Gruppen von Thoren, wie die Pickwickier und die Snobs.

Im Grunde ist dies auch das Resultat der geistvollen Abhandlung, in welcher Spielhagen ein Porträt des englischen Humoristen Thackeray entrollt. Bei aller Betonung seiner vorzugsweise satirischen Oden, bei aller Anerkennung seiner glänzenden Vorzüge hebt er doch auch hervor, daß Thackeray von der Höhe der humoristisch-satirischen Kunst weit entfernt ist, daß seine Behandlung im ganzen eine nüchterne, weltmännische ist, ein sorgsames, ja scrupulöses Streben nach Naturwahrheit in ihr überwiegt, und daß seine Gestalten selten die typische Vollendung erreichen, die große Humoristen oder Satiriker ihren Gattungsrepräsentanten zu geben wissen. Geschichten, Conflicte, Situationen, auch die Personen wiederholen sich fortwährend bei ihm. Auch von dem Snobbismus, dem Respect vor der landläufigen englischen respectability, hat sich Thackeray in seinen spätern Werken nicht freigehalten. Spielhagen schließt eine Parallele zwischen Dickens und Thackeray mit den schönen Worten, welche die selbständige Stellung des deutschen Genius herausheben und namentlich beherzigenswerth sind für die Nachahmer von Dickens und Thackeray, unsere deutschen Roman-Engländer:

> Eins aber haben sie nicht blos unter sich, sondern mit fast der ganzen zeitgenössischen englischen schönen Literatur gemeinsam, das ist die Abneigung, sich in jene Sphären zu erheben, in welchen es dem hochstrebenden Geiste erst wohl wird: in die Sphären des philosophischen, künstlerischen, politischen Denkens. Und mit dieser Scheu vor dem Geiste und seinen Thaten kommen sie freilich auch um die interessantesten Kämpfe, Conflicte, Irrungen und Triumphe des Herzens. Die Liebe eines geistvollen, eines genialen Menschen ist, wie sie auch manchen Trübungen ausgesetzt sein mag, welche die des Alltagsmenschen nicht kennt, auf der andern Seite auch einer Glorie fähig, welche die Liebe jenes niemals umstrahlt, bietet auf jeden Fall dem Psychologen einen reichern Stoff als die eines vulgären Menschen, mag er auch äußerlich den Anstand und die Manieren eines Gentleman haben.

Die warme Charakteristik Fritz Reuter's, der wir einige nicht unwesentliche Clauseln anhängen möchten, wird den Freunden des plattdeutschen Humors und des Humoristen aus Stavenhagen willkommen sein. Ein Meisterstück eingehender Analyse aber ist die Zersetzung der „Affaire Clémenceau" des jüngern Dumas, eines Realisten von der widerwärtigsten Nüchternheit und Trockenheit, der das Unwahre und Unhaltbare seiner psychologischen Voraussetzungen nur durch die Sicherheit seiner Darstellungsweise zu verdecken weiß.

Auch Frenzel hat zwei selbständige Essays dem „historischen" und „politischen Roman" gewidmet. Die Entschiedenheit, mit welcher er sich gegen die biographischen und Memoirenromane, gegen diese ungeheuerliche Verarbeitung aller derjenigen Geschichtshelden erklärt, die es gewagt haben, nur um Haupteslänge sich über die Menge zu erheben, entspricht ganz der Haltung, welche auch

diese Blätter stets dieser Production gegenüber eingenommen haben. Nur will uns bedünken, daß die geistreiche Analyse von Flaubert's „Salammbo", dieser Ausgeburt des nacktesten Realismus und einer entarteten Genialität, nicht recht in die Charakteristik des Memoirenromans hineingehört, sondern etwas äußerlich an dieser Stelle angelöthet ist. Ebenso können wir nicht mit Frenzel übereinstimmen, wenn er die Walter Scott'sche Form des historischen Romans für veraltet erklärt und meint, daß sie durchaus nicht dem Stande unserer Geschichtswissenschaft entspreche. Frenzel meint, daß die Einfügung einer erfundenen Handlung in bestimmte geschichtliche Verhältnisse, von denen sie im Kern ihres Wesens nicht abhängig ist, eben die Walter Scott'sche Form des Romans bilde, und daß Dumas hierin einen Vorsprung habe, indem sein d'Artagnan unlöslich mit Anna von Oesterreich und Richelieu verknüpft sei, während Quentin Durward ebenso gut im Dienste Friedrich's des Rothbarts als in dem Ludwig's XI. hätte stehen können. Wenn wir die bessern Walter Scott'schen Romane uns in die Erinnerung zurückrufen, können wir in diesen Tadel nicht einstimmen; er paßt nicht auf „Waverley", „Kenilworth" und andere Meisterwerke. Daß die geschichtlichen Charakter- und Culturbilder am Faden einer freien Erfindung angereiht werden, erscheint uns gerade dem Charakter des geschichtlichen Romans gemäß, und an diese Erfindung selbst darf man wol keine andern Ansprüche machen, als daß sie dem Geist der dargestellten Zeit nicht widerspricht. Gegenüber den neuen biographisch-romantischen Verarbeitungen der Geschichte müssen gerade die Walter Scott'schen Romane als einheitliche Kunstwerke von abgeschlossener, wenn auch nicht immer wohlproportionirter Architektur und von wahrhaft epischem Geist auf das wärmste empfohlen werden.

In seiner Studie über den „Politischen Roman" meint Frenzel, daß die Aesthetik der Zukunft demselben in ihrem System einen der ersten Plätze einräumen werde:

> Nicht umsonst hat Napoleon zu Goethe gesagt, das moderne Schicksal sei die Politik. Das Ideal unserer Tage ist der freie Mensch im freien Staate; die Dichtkunst kann sich der Aufgabe, eine Darstellung dieses Ideals zu versuchen, nicht entziehen. Der Roman und die Komödie müßten aufhören oder entarten, wie sie denn in der Criminalgeschichte und in der Posse entartet sind, wenn man ihnen verbietet, den tiefern Inhalt ihrer Zeit widerzuspiegeln. Es liegt in unsern Verhältnissen, daß nicht wie in Frankreich hauptsächlich das Schauspiel, sondern der Roman zur Darstellung der politischen Gegensätze benutzt wird. Der Deutsche betreibt die Politik mit Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit; in seinen parlamentarischen Verhandlungen fehlen die Schlagworte, die dramatischen Scenen, an denen französische Versammlungen so reich sind. Mehr um ein Ausbreiten als um ein Zuspitzen der Verhältnisse ist es dem deutschen Dichter zu thun, seine Schilderung erweitert sich unter seinen Händen zu einem Culturbilde. Dies gilt von Gutzkow's, Freytag's, Auerbach's und Spielhagen's Romanen. Sie streben danach, alle Strömungen der Zeit in ihre Dichtung zu leiten, durch die Zuflüsse, die sie von allen Seiten erhält, soll sie uns gleichsam den unendlichen Strom des Daseins versinnlichen. Daß durch diese Mannichfaltigkeit vorübergehender Erscheinungen nicht die Einheit der Handlung und der Idee gestört werde, ist die erste Aufgabe des Dichters; die zweite, vielleicht noch schwerer zu erfüllen, die, daß in seiner Fabel und seinen Gestalten sich zwanglos eine Idee offenbare. Denn ein politisches Gedicht muß zunächst ein Gedicht, ein harmonisches Ganzes sein, in dem sich Inhalt und Form annähernd decken.

Von diesem Standpunkte aus kritisirt Frenzel den Spielhagen'schen Roman: „In Reih' und Glied", natürlich nicht ohne mancherlei Mängel gerade in Bezug auf die beiden ebenerwähnten Hauptpunkte an demselben herauszuheben. Wenn er indeß Spielhagen in Bezug auf die Schärfe seines politischen Gepräges über Gutzkow, Freytag und Auerbach stellt, namentlich „Reih' und Glied" wegen der Bitterkeit und Entschiedenheit des Urtheils als „den schärfsten Typus des politischen Romans" betrachtet, so scheint er uns doch zweierlei miteinander zu verwechseln. Auch der ganz specifisch-politische Roman, dessen Bedeutung wir ebenfalls hochstellen, braucht deshalb noch nicht ein entschiedener Parteiroman zu sein, der lauter rothe Atouts ausspielt; sein Werth wird um so größer sein, mit je größerer Wahrheit er jede der politischen Parteien der Gegenwart darstellt und zu Worte kommen läßt. Deshalb erscheint uns Gutzkow's Roman „Die Ritter vom Geiste" politisch bedeutsamer als „In Reih' und Glied", weil der Dichter zwar auch wie jeder echte Poet Partei ergreift für die Sache der Bildung, der Freiheit, der Humanität, aber doch statt eines brennend rothen Parteicolorits in nuancenreicher Farbengebung die zahlreichen Schattirungen der Meinungen ausführt, wie dieselben aus den verschiedenen Charakteren und Lebensstellungen, bei gleicher Grundanschauung, mit Nothwendigkeit hervorgehen. Sehr treffend ist indeß Frenzel's Bemerkung, daß eine Darstellung der unmittelbarsten Gegenwart der idealen tragischen Form widerstrebt und vielmehr für die humoristische und satirische Behandlung geeignet ist. Wie aber Spielhagen über den Humor denkt, haben wir oben gesehen.

Ebenso wie dieser Autor die „Affaire Clémenceau" des jüngern Dumas, analysirt Frenzel Victor Hugo's sociale Romane: „Les Misérables" und „Les travailleurs de la mer." Und ebenso unerbittlich, gnadenlos ist diese Analyse. Das Geschmacklose, das falsch Erhabene, bei dem die Idee nicht nur über das Bild übergreift, sondern dasselbe ganz verzehrt, mag man zugeben; man kann der Kritik fast in den meisten Einzelheiten recht geben. Doch müßte der große Zug mehr hervorgehoben werden, der selbst im Grotesken Victor Hugo's latent ist und oft imposant hervortritt. Und die Bedeutung des Ungeheuerlichen bei diesem Dichter wird noch in ein anderes Licht gerückt, wenn man Victor Hugo mit den andern französischen Dichtern und Schriftstellern vergleicht.

Die außerordentliche Gleichmäßigkeit dieses eleganten und correcten Stils, der kaum eine Unterscheidung der Autoren mehr gestattet, scheint einen Gegensatz nothwendig zu fordern: eine Originalität, die oft in das Bizarre, Barocke und Schwülstige übergeht, ein gewisses Kraftmenschenthum, welches statt der poetischen Glacéhandschuhe einmal Fausthandschuhe anzieht und mit Titanengeberden den Nipptischkram der Salons zusammenwirft. Dieser Gegensatz ist bei Victor Hugo nicht immer naiv, er ist forcirt, aber er ist vorhanden, und seine Bedeutung allein sollte vor solcher Unbilligkeit des Urtheils schützen, wie sie in Frenzel's Schlußwendung liegt: „Einmal mußte es doch gesagt werden, daß, was wir so lange für gewaltige cyklopische Mauern gehalten und staunend betrachtet haben, nur alte buntangestrichene Pappendeckel sind."

Von den übrigen Eſſays Frenzel's iſt die Darſtellung der Kaulbach'ſchen Wandgemälde im Neuen Muſeum eine glänzende Vertheidigung des genialen Meiſters gegen misgünſtige Kritik, ohne daß indeß dabei die Mängel verſchwiegen werden. Außerdem möchten wir die „Epochen der deutſchen Geſchichte" hervorheben, eine eingehende, an bedeutſamen Perſpectiven reiche culturhiſtoriſche und geſchichtsphiloſophiſche Darſtellung, deren Quinteſſenz der Autor gegen den Schluß hin mit folgenden Worten zuſammenfaßt:

Elfhundert Jahre ſucht das deutſche Volk den deutſchen Staat. Im Mittelalter wollte es ihn durch das Kaiſerthum, eine Miſchung römiſcher, germaniſcher und kirchlicher Ideen, ſchaffen, aber dieſe Gedanken ließen ſich nicht harmoniſch zu einer Einheit verſchmelzen, ſie traten gegeneinander auf und zerſprengten die nur halb fertige Form; in der Reformation verlangte der eine Theil der Nation die Aufgabe der „lateiniſchen", ultramontanen Idee, in der Kirche wie im Staate: der andere widerſtand; in der Revolution endlich beſiegte die moderne germaniſche Staatsidee das Mittelalter. Nicht erreicht iſt das Ideal, allein das Feld iſt frei geworden. Ein deutſcher Staat umfaßt weitaus die Mehrzahl der Deutſchen; in ihm gelten weder kirchliche Intereſſen, die in Rom ihren Mittelpunkt haben, noch der Anſpruch einer Weltmonarchie, wie er in der Herrſchaft der Habsburger über Deutſche, Italiener, Slawen, Magyaren doch enthalten iſt, gleichviel ob er offen eingeſtanden oder nur im geheimen genährt wird. Die Landſchaften, die jetzt noch außerhalb des neuen deutſchen Staats ſtehen, werden allmählich nach dem Geſetz der Schwerkraft in ſein Bereich gezogen werden. Weder der Widerſtand des Auslandes, noch das Sträuben der Stämme können dieſe Nothwendigkeit hindern. Die gleiche Geiſtesbildung, die Literatur, dieſelben wirthſchaftlichen Intereſſen binden ſie unlöslich; man braucht nicht die Gabe eines Propheten zu beanſpruchen, um auch die Deutſch-Oeſterreicher in nicht allzu langer Friſt mit dieſem großen Gemeinweſen wieder vereinigt zu ſehen. Seit den Tagen der Hohenſtaufen und einiger als unter ihrer Führung, betreten wir jetzt wieder als Nation die Bühne der Welt. Unſere Revolution iſt geſchloſſen, die Grundformen des neuen Staats ſind vorhanden; des Kaiſers und des Papſtes im mittelalterlichen Sinne ſind wir für immer ledig. War unſere bisherige Geſchichte „ein Suchen nach dem Staate", ſo wird unſere fernere Geſchichte die Entwickelung dieſes Staats, zur Freiheit nach innen und zur Macht nach außen, erzählen.

Auch die „Aufgaben der Geſchichtſchreibung" und „Die Briefe des Junius" ſind Studien, welche den Schüler Ranke's nicht verleugnen.

Spielhagen's Darſtellung der „Goethe-Illuſtrationen", welche den Schluß ſeines zweiten Bandes bildet, iſt ſehr lebendig und mit feinem Verſtändniß ausgeführt. Doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unſere Autoren in der Redaction ihrer geſammelten Aufſätze etwas ſorgfältiger zu Werke gehen möchten, um Wiederholungen zu vermeiden, wie ſie z. B. in dem erſten und letzten Goethe-Artikel Spielhagen's mehrfach und faſt wörtlich ſich eingeſchlichen haben. **Rudolf Gottſchall.**

Lyriſche Villeggiatur.

Wie der Städtebewohner „aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Straßen quetſchender Enge", in denen alles nach Golde drängt, aus dumpfen Hörſälen und „aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht" ſich gern hinausflüchtet in eine frei und ſchön gelegene Sommerfriſche, ſo bietet die Durchſicht lyriſcher Novitäten ein willkommenes Intermezzo für den Ernſt wiſſenſchaftlicher Studien oder praktiſcher Arbeiten. Zu einer ſolchen geiſtigen Villeggiatur iſt die Lyrik, die uns im Gewühl der Städte den Frieden der Waldeinſamkeit, in den eiſigen Stürmen des Winters die duftige Milde eines Frühlingsmorgens zurückzaubert, beſtimmt und geeignet; ihre Lieder wollen ja nichts weiter ſein als die zwiſchen den Weizenhalmen luſtig blühenden rothen und blauen Blumen. Freilich gar manche Blüte des jüngſten Liederfrühlings kann nur euphemiſtiſch als ſchönes Unkraut bezeichnet werden, und ein Ausflug in die neueſte Lyrik bietet gar oft ſtatt erquickenden Waldesdunkels mit Nachtigallengeſang nur den Staub der breiten Heerſtraße und das Klappern der Maſchinenwebſtühle. Gleicht doch ein großer Theil der neuern Lyrik frappant einem ganz modernen Induſtriezweige, der Fabrikation der Kunſtwolle: wie die abgetragenen Kleider, die verbrauchten Fetzen eines guten Stoffs zerfaſert, durcheinandergefilzt und mit großem Aufwand von Mühe und Geſchick zu neuen Zeugen verarbeitet werden, die bei dem glänzendſten Ausſehen doch keinen Werth und keine Haltbarkeit haben, ſo werden nur zu häufig die ſchönſten Dichtungen unſerer ältern und neuern Claſſiker aufgedröſelt und zerfaſert, und daraus dann mit techniſchem Geſchick neue Gedichte verfertigt, die ganz original ausſehen und trotz Miniaturausgaben mit Goldſchnitt doch nichts weiter ſind als der Shoddy und Mungo der Lyrik im Claſſikerformat.

Wenn man in die Sommerfriſche, die uns ſchon manchmal Erquickung geſpendet, wieder eingezogen iſt und um ſich ſchaut, ſo richtet ſich der Blick zunächſt auf die alten Freunde und guten Bekannten, die man hier wiederfindet, und ſo begrüßen wir bei einer Villeggiatur in der Lyrik zunächſt die Dichter, die uns ſchon von früher bekannt ſind, mit denen wir ſchon, auch in dieſen Blättern, verkehrt haben; es ſind dies:

1. Klänge aus Andaluſien. Romanzen von Johann Faſtenrath. Leipzig, E. H. Mayer. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Familienleben in Dichtungen von Karl Weiſe. Volksausgabe. Berlin, Goldſchmidt. 1867. 16. 15 Ngr.
3. Neue Gedichte von Emil Taubert. Berlin, Lüderitz. 1867. 8. 1 Thlr.
4. Die Mutter. Bilder aus dem Leben von Roderich Benedix. Leipzig, Weber. 1867. 16. 20 Ngr.

Die erſte Begrüßung gilt einem Werke, welches ſchon vor zwei Jahren erſchienen iſt und in d. Bl. bereits flüchtig erwähnt wurde, den „Klängen aus Andaluſien" von J. Faſtenrath (Nr. 1). Der vom Ende Mai 1866 datirte Epilog: „Oh, mein Deutſchland, wehe! wehe!" eine Nachahmung des berühmten Klageliedes von Perez de Hita: „Mein Alhama, wehe! wehe!" iſt aus einer Tonart geſchrieben, welche der liedeskundige Dichter einige Wochen ſpäter wol nicht angeſchlagen haben würde, und die uns jetzt etwas ſpaniſch vorkommt, während uns dagegen im Buche ſelbſt die „Klänge aus Andaluſien" faſt anheimeln.

Denn dasselbe bringt uns einen neuen „spanischen Romanzenstrauß“ und wiederum die gleiche Fülle farbenglühender Blüten mit starkem, fast berauschendem Dufte, die wir an seinem ersten in Nr. 31 d. Bl. f. 1866 besprochenen Werke rühmen mußten. Der Dichter wollte aus dem Meere der Schönheit, welches Andalusien heißt, nur einige Tropfen schöpfen, allein diese Tropfen glänzen in dem Strahl der heißen Sonne des Südens wie schimmernde Edelsteine oder doch wie Kleinode der „Imitation“. Während der erste spanische Romanzenstrauß hauptsächlich Uebersetzungen und freie Bearbeitungen spanischer Originale enthielt, tönen uns in den „Klängen aus Andalusien“ größtentheils „andalusische Lieder, die noch keines Spaniers Mund gesungen“, entgegen; von den 123 Romanzen sind über 100 ganz freie Compositionen, die aber von den Originaldichtungen kaum zu unterscheiden sind. Es ist derselbe Rhythmus, das gleiche oft etwas gespreizte Pathos des Vortrags, in welchem diese Pseudo-Andalusier sich produciren, und der Geist spanischer Romanzendichtung ist bei dem deutschen Dichter so in succum et sanguinem übergegangen, daß die Anmerkungen und Erläuterungen zu den Gedichten wieder zu neuen Romanzen sich gestalten und, wie das Vorwort sagt, gleichsam eine wilde Jagd der Gesänge über ihn gekommen zu sein scheint. Einige dieser in den Anmerkungen neu beigefügten Gedichte, z. B. „Hero und Leander“, „Yusuff darf nicht liegend sterben“, „Die Wachsmonstranz“ u. a. haben allerdings mit Spanien nichts zu thun. Andere, die ihren Stoff von dorther entnommen, sind nicht zu den Romanzen zu rechnen, z. B. das hübsche Sonett: „Auf dem protestantischen Kirchhofe zu Malaga“ und die Humoreske: „Gibraltar“ (S. 261):

In Gibraltar, im Goldorangenlande,
Was will Altengland dort mit Beefs und Steels?
Im goldnen Süden, was will frost'gen Blicks
Der Spleenbehaftete vom Themsestrande?
Verwandelt er zur Prosa dürrem Sande
Ein Eden nicht, ein Wunderreich des Glücks?
Kann denn im Himmel fließen auch der Styx?
Zerbrich, o Spanier, brich die schnöden Bande!
Aus ihrem Felsenneste treib die Schwalben,
Die sich in jedem Strich der Welt behagen;
Denn Albions Söhne auf dem Rücken tragen
Das Grau der düstern Heimat allenthalben.
Hinweg mit Luncheons, Gin und mit Pale-Ale,
Und wieder rein sei, Spanier, deine Seele!

Hierbei können freilich die Reime: Blicks und Steels weder nach Orthographie noch Aussprache als richtig gelten. Ueberhaupt ist die Strenge der mit spielender Leichtigkeit gehandhabten Form sehr gering: Metrum und Rhythmus zeigen manchmal eine doch zu gewagte Freiheit der Behandlung; Bilder und Vergleiche sind häufig nicht nur kühn, sondern auch gesucht, z. B. die Bezeichnung des Montserrat mit seinen Zacken als Riesenimmortelle, des Harun II. als „Augustulus zwischen Augusteer-Ommyaden“, die Vergleichung der Aljama Cordovas als maurischen Asceten mit der Alhambra, der Koketten, die von dem Propheten nur heuchelt, der maurischen und christlichen Kunst Spaniens mit den Dioskuren u. a. m. Freilich trägt dies alles auch nur dazu bei, den Duft dieser exotischen Blüten zu verstärken, die unser Auge erfreuen, wenngleich wir den Blumen der heimischen Flur stets den Vorzug geben werden. Als besonders gelungen möchten wir die Romanzen von der Gran Mesquita in Cordova, die Grube der Cabra, welche ein ähnliches Thema, wie Paul Heyse's „Margherita Spoletina“ behandelt, und den Romanzencyklus von Zamorra hervorheben, sowie die Uebersetzung des Liedes von der Schlacht bei Bailen (1808), in welchem ein neuerer spanischer Dichter, der Herzog von Rivas, der Begeisterung des spanischen Volks in dem Kampfe gegen die Napoleonische Zwingherrschaft einen ergreifenden Ausdruck gibt.

Sodann liegt von dem schon mehrfach, zuletzt in Nr. 35 d. Bl. f. 1865 besprochenen „Naturdichter“, dem Drechslermeister Karl Weise in Freienwalde a. O., der kürzlich auch nicht ohne Erfolg als Dramatiker debutirt hat, eine Volksausgabe des „Familienleben in Dichtungen“ (Nr. 2) vor, gewidmet dem deutschen Volke, und am Schluß noch in einem neu hinzugefügten Gedichte: „An Deutschlands Arbeiter“, dem vierten Stande, „dem Kern des Volkes“, besonders zugeeignet. Der Meister, der es sich zum Ruhme rechnet, daß seine Hand treu den Meißel führt, bewährt sich auch als Meistersänger in manchem frischen natürlichen Liede, und verdient z. B. die Schilderung der „Braut aus dem Volke“, in welche das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, verwebt ist, der treuherzige Humor im „Häuslichen Zwist und Versöhnung“ einen bessern Dichterlohn, als nach der drolligen Klage, S. 159, manchem Gelegenheitsgedichte zutheil geworden zu sein scheint. Das kleine Büchlein aus dem Volke für das Volk bekundet überall eine frische, fromme und klare Weltanschauung und auch in den nebenbei zur Sprache kommenden Fragen der Einwirkung der Gewerbefreiheit auf den Handwerkerstand ein gesundes Urtheil; freilich läuft der derbe Realismus in der Schilderung des täglichen Lebens Gefahr, bei aller Biederkeit der Gesinnung in das Triviale zu gerathen, eine Gefahr, die zu vermeiden selbst die dichterische Befähigung eines Hans Sachs nicht ausreichte; und eine solche Beimischung des Trivialen trübt auch nur zu häufig den Genuß der Dichtungen unsers neuesten Meistersängers.

Den ebenfalls früher in Nr. 31 d. Bl. f. 1866 erwähnten „Gedichten“ von Emil Taubert (erschienen 1865) und dem „Brautgeschenk“ (erschienen 1866) hat derselbe Verfasser nach Jahresfrist einen 218 Seiten starken Band „Neue Gedichte“ (Nr. 3) folgen lassen, welcher nicht blos für die Fruchtbarkeit des Autors Zeugniß ablegt, sondern auch in der Entwickelung seines dichterischen Talents einen unverkennbaren Fortschritt bekundet. Allerdings macht sich dieser Fortschritt weniger in dem bemerkbar, was in den „Neuen Gedichten“ im Vergleich mit den frühern Productionen wirklich neu erscheint, in der Gedankenlyrik und den gereimten Oden. Denn in der Gedankenlyrik sind die Gedanken häufig unklar und verworren und vermögen in dem mühseligen Ringen mit der Form nicht zu poetischer Gestaltung zu gelangen, wie eine aus dem ersten Sonettenkranz beliebig herausgezogene Blüte zeigen mag: „Sinnlichkeit und Geist“ (S. 7):

So nur durchs Auge wird die Welt Gedanke,
Nur durch des Auges heil'ge Tempelpforte
Wallt Ding um Ding zum Geist, und reift zum Worte,
Kühn bricht das Wort der Wesen starre Schranke:

Und liebend faßt es, wie in treuem Horte,
Das allgemeine Sein, was aus dem Zanke
Der Werdegärung, bindend, eine Ranke,
Sich hingeſtrömt in tauſend Einzelorte.

Anpocht die Welt ans Auge: — licht entgegen
Eilt ihr der Geiſt zu freundlichem Empfange,
Ein gaſtlich Selbſt im bunten Weſensdrange:

Schaut die Geſetze, die den Stoff bewegen,
Entdeckt den Zweck und nach bewußtem Ziele
Strebt nun das ungeberd'ge blinde Viele.

„Sunt verba et voces, praetereaque nihil.“ Die Gedichte erotiſchen Inhalts, und zu dieſen gehört die Mehrzahl aus der vorliegenden Sammlung, machen dagegen faſt durchaus einen erfreulichen Eindruck; unter denſelben befindet ſich eine Anzahl ſehr anſprechender kleiner Liebeslieder, z. B. „Glück der Sehnſucht“, „Bild im Herzen“, „Liebesboten“, „Begegnung“ und das kleine: „Einſt wie verzagt und nun wie froh! ja Gottes Liebe wollt' es ſo“, ſowie einzelne hübſche launige Schilderungen, z. B. „Liebchen am Schreibtiſch“. Der Sonettenkranz, in welchem das letzte „Meiſterſonett“ ſich aus den Anfangszeilen der erſten 14 Sonette zuſammenſetzt, legt von großer Formgewandtheit Zeugniß ab; auch iſt im ganzen die Sprache fließend und correct; doch überreich an oft ſehr gewagten Metaphern und Tropen (z. B. „Das theilnahmloſe Würfelmeer der Weſen“, S. 18) und ſtrotzt von einer Fülle von Bildern, welche die wünſchenswerthe Klarheit häufig noch vermiſſen laſſen.

Nach dem Vorbilde von Chamiſſo's „Frauenliebe und Leben“ gibt Roderich Benedix (Nr. 4) in dem kleinen, den deutſchen Frauen gewidmeten Büchlein Genrebilder aus dem Leben einer Mutter, von der erſten Ahnung des Mutterglücks, dem erſten Lächeln, dem erſten Wort und dem erſten Schritt des Kindes an bis zum erſten Enkel und bis zum Grabe mit dem Steine, „drauf ſtehet geſchrieben: ihr Leben war Lieben“. Der Schlußvers des letzten Liedes:

Und ging die Liebe gänzlich aus der Welt verloren,
Im Mutterherzen wird ſie täglich neu geboren! —

iſt der Grundgedanke, welcher ſich durch alle 16 Gedichte hindurchzieht, und wenn dieſelben auch die poetiſche Schönheit der genannten Lieder Chamiſſo's vermiſſen laſſen, ſo ſind ſie doch zum Theil recht anſprechend, nur hätte die Schilderung der Frauenvereinsthätigkeit bei armen Wöchnerinnen beſſer wegbleiben ſollen; die Beſchreibung der Vereinsdame:

Sie grüßet freundlich, tritt dann an das Bette
Und ſpricht ſo freundlich mit der armen Frau;
Fragt, was ihr fehlt, was ſie zu wünſchen hätte,
Und überzeugt von allem ſich genau —

iſt doch etwas zu proſaiſch, wenn es auch nicht beſtritten werden ſoll, daß „oft die Wohlthat wenig frommt, wenn ſie mit guter Art nicht kommt“!

Zu den alten Bekannten gehören ferner Dichtungen, die doch auch des Neuen gar viel bringen und bald überall zu den guten Freunden gerechnet werden ſollten:

5. Michelangelo's und Rafael's Gedichte von Hermann Harrys. Hannover, Rümpler. 1868. Gr. 16. 22½ Ngr.

Es iſt ein eigenthümliches Geſchick, daß als die bedeutendſte unter den lyriſchen Novitäten eine Sammlung von Gedichten aufzuführen iſt, welche ſchon über 300 Jahre alt ſind, die Gedichte von Michelangelo Buonarotti, welche zwar zum größern Theile ſchon früher bekannt und berühmt waren, welche jedoch in ihrer urſprünglichen Faſſung und ihrer Vollſtändigkeit erſt vor vier Jahren in dem Vaterlande des Dichters von dem Profeſſor Ceſare Guaſti veröffentlicht worden ſind. Die erſte Sammlung dieſer Gedichte, von denen zu Michelangelo's Lebzeiten nur einzelne Sonette und Madrigale theils handſchriftlich, theils im Druck bekannt geworden waren, gab 1623 der jüngere Michelangelo Buonarotti, der gerade vor 300 Jahren geborene Großneffe des Dichters, heraus; allein erſt jetzt, nachdem der mit Argusaugen gehütete Schatz des Nachlaſſes des großen Künſtlers von dem 1858 geſtorbenen Staatsrath Coſimo Buonarotti der Stadt Florenz legirt und, ungeachtet der im übrigen ſtreng feſtgehaltenen Bedingung der Geheimhaltung, der poetiſche Theil dieſes Nachlaſſes dem genannten Profeſſor Guaſti zu einer kritiſchen Edition der Gedichte zur Dispoſition geſtellt worden, hat ſich gezeigt, daß in jene erſte Sammlung nicht nur mehrere der ſchönſten, für die Kenntniß von Michelangelo's Charakter ſehr bedeutſamen Gedichte nicht mit aufgenommen, ſondern daß auch von dem Herausgeber ſehr erhebliche Aenderungen an dem urſprünglichen Texte vorgenommen worden ſind. Es hat ſich ergeben, daß zum dritten Theile die Verſe dieſer erſten Sammlung von dem Neffen ſtammen und fälſchlich dem Onkel aufgebürdet und daß deſſen Gedichte „mit einem Firnis aus ſpäterer Zeit überzogen worden ſind, der nicht entfernt den Werth der angeborenen rauhen Schale hat; rauh, aber um der Gedanken willen, die ſie einſchließt, doch von ſtrenger Grazie!“ Aus dem Umſtande, daß die Auslaſſungen und Abänderungen hauptſächlich Gedichte politiſchen Inhalts betroffen haben, folgert Harrys wol mit Recht, daß der jüngere Michelangelo, welcher ſeine Sammlung unter der ſcharfen Cenſur der geiſtlichen und weltlichen Obern, „con licenza dei superiori“, herausgegeben, den authentiſchen Text in ſeiner Vollſtändigkeit nicht habe bringen dürfen; und da er im übrigen nur die Stellen modificirte, welche zu Angriffen auf die Sittenreinheit und Rechtgläubigkeit ſeines Oheims hätten Veranlaſſung geben können, ſo liegt auch kein Mangel an Pietät dieſem Verfahren zu Grunde, welches mit ſolchem Geſchick ausgeübt worden, daß einzelne der berühmteſten Verſe des Michelangelo jetzt als das Eigenthum des Neffen erkannt worden ſind (z. B. im Sonett 17).

Die Gedichte des Michelangelo, welche uns jetzt wenigſtens theilweiſe als Novitäten geboten werden, ſind nicht nur ſelbſt von hohem Alter, ſondern auch der Dichter war, als er ſie ſchuf, ein Greis; mit geringen Ausnahmen ſind dieſe Sonette und Madrigale von Michelangelo Buonarotti erſt nach ſeinem ſechzigſten Lebensjahre, ein Theil derſelben erſt, als er bereits ein Achtziger war, gedichtet. In einem Briefe an Giorgio Vaſari, abgedruckt unter Nr. 72 in den von Guhl herausgegebenen Künſtlerbriefen, ſchrieb der Dichter: „Ich weiß wohl, daß Ihr mir ſagen werdet, ich ſei alt und thöricht, da ich Sonette dichten will; weil aber einige mich verſichern, ich ſei zum Kinde geworden, wollte ich thun, was meines Amtes iſt“; und ein andermal an denſelben: „Meiſter Giorgio, ich ſchicke

Euch zwei Sonette, und wenn sie gleich närrisches Zeug sind, so sollt Ihr doch wissen, wo ich mit meinen Gedanken bin; und wenn Ihr wie ich einmal achtzig Jahre zählet, dann werdet Ihr mich verstehen!" (1557.) Allein dieses närrische Zeug trägt überall den Stempel des großen Künstlergeistes, der auch, wie die zahlreichen Varianten und verschiedenartigen Bearbeitungen einzelner Gedichte zeigen, auf die künstlerische Vollendung dieser Dichtungen großen Werth legte. Dem Literarhistoriker und Philologen war schon früher die Bedeutung dieser philosophischen Dichtungen des greisen Künstlers wohl bekannt; in allen Sprachen, von dem Franzosen Lannau-Rolland, dem Engländer John Edward Taylor, dem Deutschen Dr. Wilhelm Lang besitzen wir Monographien über die Bedeutung Michelangelo's als Dichter; für die große Menge der Gebildeten in Deutschland ist ein Interesse für diese Gedichte jedoch erst durch die „Essays" von Hermann Grimm und durch dessen „Leben Michelangelo's" erweckt worden. Zu dieser berühmten Biographie des großen Künstlers bilden die von Harrys nach der authentischen Ausgabe Guasti's übertragenen Dichtungen einen vorzüglichen Commentar, welcher ebenso sehr den gediegenen, oft finstern Ernst, die herbe, fast abstoßende Strenge der in sich zurückgezogenen grübelnden Künstlernatur und die Vaterlands- und Freiheitsliebe eines glühenden Patrioten, als auch die Milde und Weichheit, die manchmal fast ins Sentimentale spielende überschwengliche Liebesfülle eines liebebedürftigen Herzens erkennen läßt. Die glühenden Liebeshymnen an die vergötterte Vittoria Colonna, welche ein ideales Freundschaftsbündniß mit dem greisen, aber in der Glut seiner Empfindungen ganz jugendlichen Künstler verband, an jene Marchese von Pescara, welche in einem ihrer Briefe an ihn mit reizender Naivetät die Bitte richtet, er möge ihr nicht so häufig Sonette schicken, da er sie sonst in der Verrichtung ihrer Morgenandacht hindern würde; dann die rührenden Klagen bei dem Tode der Geliebten, sowie die tiefe Gedankenlyrik des in ascetischer Frömmigkeit sich immer mehr von der Welt zurückziehenden Dichters, dessen religiöse Dichtungen die gleichzeitige Bewegung der Reformation in Deutschland widerspiegeln und aus dieser ihren schönsten Inhalt schöpfen, sie geben diesem Lebensbilde einen unsagbaren Reiz, der um so anziehender wirkt, als uns in Michelangelo's plastischen und malerischen Werken überall nur die strenge Größe, die ernste Gewalt und Kühnheit seiner Künstlernatur entgegentritt.

Bei dem hohen innern Werth dieser Dichtungen und bei dem allgemeinen Interesse, welches sich neuerdings durch Grimm's Werke diesem Künstler wieder zugewendet hat, kann es nur als ein glücklicher Griff bezeichnet werden, daß Hermann Harrys uns eine fast vollständige Uebertragung der Gedichte Michelangelo's nach dem authentischen Texte darbietet, um so mehr, als diese Uebertragung oder vielmehr Nachdichtung vorzüglich gelungen ist. Bei diesen Versen, „deren manche die höchsten Probleme behandeln und ihre tiefen Gedanken in die knappste, deshalb oft dunkele Fassung zwängen, deren andere spitzfindig grübeln und nach den sprödesten Vergleichen suchen", war eine wortgetreue Uebersetzung kaum möglich; dafür bietet uns Harrys eine künstlerische Reproduction dieser Dichtungen, welche unter treuer Wiedergabe des gedanklichen Inhalts den Eindruck des Originals zu erzeugen im Stande ist. Die Vorzüge dieser Nachdichtungen von Harrys treten in helles Licht, wenn man sie mit den prosaischen Wortübersetzungen, die sich in Grimm's „Essays" (S. 243, 250) mehrfach finden, und mit den früher erschienenen Uebertragungen dieser Gedichte vergleicht. In der Uebersetzung von Michelangelo's Gedichten, welche Gottlob Regis 1842 veröffentlichte, lautet z. B. das Sonett Nr. 14 (1), welches noch zu Michelangelo's Lebzeiten zu der Vorlesung des Historikers Benedetto Varchi Veranlassung gab:

Nichts kann der beste Künstler denken sich,
Das nicht in einem einz'gen Marmorsteine
Umschrieben wär', und dies ergreift alleine
Die Hand, die seinem Geist dient williglich!

Das Uebel, das ich flieh' — das Gut, das ich
Ersehn', in dir, Anmuth'ge, Hohe, Reine,
Ruht's ebenso, — zuwider nur ist meine
Kunst dem erwünschten Zweck und tödtet mich!

So hat nicht Liebe Schuld an meinen Schmerzen,
Nicht deine Schönheit, Hochmuth, große Strenge,
Nicht mein Geschick, noch Los darf ich verklagen;

Wenn du trägst Lieb' und Tod in deinem Herzen
Zugleich, und meinem schwachen Geist gelänge,
Nur Tod mir glühend draus hervorzuschlagen!

Dieser schwer verständlichen Uebersetzung stellen wir die Nachdichtung von Harrys gegenüber:

Nichts wird die Kunst des Meisters je ersinnen,
Das nicht verborgen schon im Marmor lebte,
Und keine Hand, die nicht der Geist belebte,
Erdringt, was da verschlossen liegt tiefsinnen.

So ist's mit allem Leid, dem zu entrinnen,
Mit allem Glück, das ich zu finden strebte:
Es liegt in dir, du Holde, Reizumschwebte;
Nur lernt' ich nie mein Heil dir abgewinnen.

Doch ist nicht Liebe schuld an meinem Leide,
Nicht Zauber oder Zorn in deinem Blicke,
Nicht Himmelsgunst noch widriges Geschicke.

Denn trägst du Huld und Tod im Herzen beide,
So liegt's an mir, vermöchte alles Klagen
Der Liebe nichts als Tod mir einzutragen.

Noch deutlicher tritt der Vorzug der Harrys'schen Uebertragung bei einzelnen Madrigalen hervor; z. B. übersetzt Regis den Anfang von Madrigal 4 an Vittoria Colonna:

Bald auf den rechten Fuß, bald auf den linken
Tret' ich abwechselnd zwischen Sünd' und Tugend;
Nach meinem Heile suchend
Zagt das verworrne Herz und quält mich matt,
Wie wem die Sterne sinken,
Der strauchelnd jeden Pfad verloren hat!

Bei Harrys lautet dagegen dieses Madrigal (S. 94):

Bald mich zur Rechten neigend, bald zur Linken,
Such' ich nach meinem Heil, und meine Seele
Irrt müde zwischen Tugend hin und Fehle,
Wie einer, der vom rechten Pfade weicht,
Weil ihm vom Himmel keine Sterne blinken.

Selbst im Vergleich mit den meist sehr gelungenen poetischen Uebertragungen Grimm's möchten wir der Bearbeitung von Harrys, z. B. bei Sonett 68 oder bei dem bekannten, von Harrys nach dem authentischen und dem corrumpirten Texte zweimal übersetzten Sonett auf Dante, den Vorzug zusprechen. Dies gilt jedoch nicht in demselben Maße von der Uebertragung der bekannten drei

Sonette Rafael's, die sich auf der Rückseite von Studienblättern zur Disputa und zur Schule von Athen befinden. Von diesen begeisterten Ergüssen glühender Liebesleidenschaft, den einzigen Gedichten, welche uns von Rafael überliefert sind, gibt die Uebertragung, welche in Hermann Grimm's „Neuen Essays" enthalten ist, den Eindruck des Originals noch unmittelbarer wieder als die Nachdichtung von Harrys, der auch das reizende Räthsel, welches uns diese drei Sonette an die schöne Unbekannte aufgeben, sich etwas anders als Grimm zu lösen sucht, da er das Gedicht: „Amor, tu m'invescasti con due lumi", nicht als Proömium, sondern als Exodium in diesem reizvollen Kapitel der ars amandi ansieht. Das nur als Fragment vorhandene vierte Sonett hat Harrys nicht mit übertragen. E. Hersfurth.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine neue geographische Bibliothek.

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. Erster Band: Das offene Polarmeer. Eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol. Von J. J. Hayes. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 3 Karten und 6 Illustrationen in Holzschnitt. Zweiter Band: Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asien. Neu bearbeitet von Ph. H. Külb. Jena, Costenoble. 1868. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben uns die Mühe gegeben, in den Lectionskatalogen der deutschen Universitäten diejenigen Professoren aufzusuchen, welche Vorlesungen über Geographie halten. Trotzdem dieser wichtigen, in das praktische Leben eingreifenden Wissenschaft eine größere Beachtung zutheil werden sollte, fanden wir Vorträge über Erdkunde nur auf Berlin, Göttingen, Leipzig und Jena beschränkt. Kann man also geradezu behaupten, daß die Länder- und Völkerkunde auf unsern Hochschulen vernachlässigt werde, so findet sie andererseits unter den Männern der Wissenschaft überhaupt wie unter dem großen Publikum immer eifrigere Jünger, namentlich bei uns in Deutschland. Dafür zeugen die zahlreichen geographischen Gesellschaften, die in der letzten Zeit entstanden sind, und die immer mehr Boden gewinnende hier einschlägige Literatur. Das Interesse ist einmal vorhanden und ihm muß Rechnung getragen werden. Aus diesem Grunde begrüßen wir auch das neue Unternehmen einer Verlagshandlung mit Freuden, die sich bereits um die Verbreitung hervorragender geographischer Schriften entschiedene Verdienste erworben hat. Costenoble's „Bibliothek" soll zu mäßigem Preise in hübscher Ausstattung nur vollständige ältere und neuere Reisewerke, wenn nöthig mit Karten und verbürgten Abbildungen, bringen, beruht daher wesentlich auf dem Plane, welchen G. R. Forster bereits im vorigen Jahrhundert mit vielem Glück verfolgte.

Die „Bibliothek geographischer Reisen" debutirt in der entsprechendsten Weise, indem sie, die große Tagesfrage berücksichtigend, Hayes' „Offenes Polarmeer" in den Vordergrund stellt. Durch Grönlandfahrer hatte sich die Vorstellung verbreitet, daß das Nordpolarmeer vom achtzigsten Breitengrade an mit einer festen Eisdecke überwölbt sei. Zwar gab es auch Berichte, daß der Nordpol in jenen Seen erreicht wäre, allein diese erwiesen sich als unwahr und bisjetzt gilt noch der ältere Scoresby als derjenige, welcher 1806 an Bord eines Schiffs unter 81° 12′ die größte Polhöhe erreichte. Noch weiter gelangte 1827 von Spitzbergen aus auf treibenden Eisschollen mit einem Bootschlitten Parry, nämlich bis zu 82° 43′, während auf dem Festlande ein Begleiter Kane's, Morton, am 26. Juni 1854 unter dem 81° an der westgrönländischen Küste das amerikanische Sternenbanner entfaltete. Aber auch ihm sollte der Ruhm geraubt werden, auf dem Lande am weitesten nach Norden vorgedrungen zu sein. Hayes, von dessen kühner Fahrt wir jetzt berichten wollen, gelangte im Mai 1861 auf Grinnell-Land bis 81° 35′, die deutsche Nordpolexpedition Petermann's endlich im September 1868 bis zu 81° 5′.

Hayes, ein ungemein thatkräftiger und feingebildeter Mann, hatte bereits Dr. Kane auf seiner Entdeckungsfahrt begleitet. Noch war das offene Polarmeer, an dessen Gestaden Morton gestanden haben wollte, ein Problem, und Hayes entschloß sich, dieses zu lösen, indem er durch den Smith-Sund hoch nach Norden vordrang, um schließlich mit Hundeschlitten und Booten so weit wie nur irgendmöglich zu gelangen. In einem wohlausgerüsteten kleinen Schoner, mit trefflicher Mannschaft versehen, gelangte er durch die Davisstraße nach den deutschen Niederlassungen an der Westküste Grönlands, wo er mit vieler Mühe die nöthigen Hunde sich verschaffte, um dann den Kampf mit den ungeheuern Eisfeldern zu beginnen, die in dem engen Smith-Sund sich zusammengeschoben hatten. Dieser Kampf, der unter einem vollständigen Orkane aufgenommen wurde, erwies sich als ein fruchtloser; unter gewaltigem Krachen stieß der Schoner mit den Eisschollen zusammen, die Schanzkleidung wurde eingeschlagen, der Klüverbaum weggerissen, die Segel flogen in Fetzen davon, und ohne ein Fleckchen offenes Wasser vor sich zu sehen, trieb das Wrack dahin, von den Schollen wie von einem Schraubstock umschlossen. Halb zerquetscht wird das Schiff wieder frei, muß aber, da es zu fernern Kämpfen untauglich ist, in Port Foulke an der Nordwestküste Grönlands ein Winterquartier aufsuchen.

Die Zeit des langen Zwielichts war nun eingetreten und die von aller Welt Abgeschiedenen suchten sich ihre Lage so bequem als möglich zu machen. Die Schilderungen, die Hayes von der Thätigkeit der Gesellschaft in Port Foulke entwirft, gehören zu den besten des Buchs und wir möchten sie als eine Idylle im Eise bezeichnen. Friedlich verläuft der lange Winteraufenthalt an Bord. Das Schiff ist in eine große gemeinsame Hütte umgewandelt, in der auch eine Eskimofamilie Zuflucht gefunden hat. Man feiert den Geburtstag des Kapitäns, gibt ein humoristisches Wochenblatt heraus, studirt die ganze Bibliothek durch und begeht das Weihnachtsfest wie in der lieben Heimat. Aber auch Abwechselung bringt in die

Einsamkeit, bald findet eine Bären-, bald eine Renthierjagd statt; eine Seuche rafft die meisten Hunde dahin und droht den fernern, auf dieses Transportmittel gegründeten Verlauf der Expedition zu hindern. Auch der Tod des zweiten Commandanten bringt Leidwesen unter die kleine Schar, die indessen durch eine Eskimo-Ansiedelung wieder verstärkt wird. Während dieser Zeit deckt arktische Nacht den Horizont:

Der Himmel oben und die Erde unten offenbaren nur eine endlose und unergründliche Ruhe. Nirgends um mich herum gibt es einen Beweis von Leben oder Bewegung. Das zitternde Ohr erwartet etwas, das die drückende Stille unterbricht. Aber keine Fußstapfe eines lebenden Wesens erreicht es; kein wildes Thier heult durch die Oede; kein Vogel schreit, um die Scene zu beleben; kein Baum ist vorhanden, in dessen Zweigen die Winde heulen und jammern können. Nur die Schläge meines eigenen Herzens lassen sich in dem großen leeren Raume hören, und wenn das Blut durch den empfindlichen Bau des Ohrs läuft, werde ich überwältigt wie von misklingenden Tönen. Das Schweigen hat aufgehört negativ zu sein. Es ist mit positiven Attributen ausgestattet worden. Ich scheine es zu hören, zu sehen, zu fühlen. Es steht da wie ein schreckliches Gespenst, das den Geist mit dem überwältigenden Bewußtsein allgemeinen Todes erfüllt — das Ende aller Dinge verkündet und die ewige Zukunft ansagt. Seine Gegenwart ist unerträglich. Ich springe von dem Felsen, auf dem ich saß, ich setze meine Füße schwer in den Schnee, um die schauerliche Gestalt zu verbannen — und der Ton rollt durch die Nacht und vertreibt das Hirngespinst. Ich habe auf dem Antlitz der Natur keinen Ausdruck gesehen, der so schreckensvoll war wie das Schweigen der arktischen Nacht.

Aehnliche Schilderungen der nordischen Natur finden sich zahlreich in dem vorzüglich geschriebenen Buche, und sie auch sind es, die uns, neben den wissenschaftlichen Ergebnissen, zur Lektüre desselben besonders anspornen. Durch die zahlreichen Franklin-Expeditionen war der Geschmack an Nordpolfahrten etwas abgestumpft worden, aber Hayes weiß auf jeder Seite den Leser zu fesseln und dem Leben im Eise immer neue Seiten abzugewinnen, wobei sein herzerfreuender Humor, die Mannhaftigkeit, mit der er in den größten Gefahren seinen Leuten vorangeht, uns auch seine Persönlichkeit liebgewinnen lassen.

Auf die arktische Nacht folgt die Morgendämmerung und endlich am 18. Februar 1861 kehrt das Tagesgestirn wieder, um neues Leben der erstarrten Natur einzuhauchen. Jetzt ist die Zeit zum Handeln gekommen, und mit den wenigen übriggebliebenen Hunden wird die Fahrt über den Smith-Sund nach Grinnell-Land unternommen. Dieser Zug über die entsetzlichen Eishöcker des zugefrorenen Meeres, deren Zielpunkt schließlich nur Hayes und einer seiner Begleiter erreichten, während die übrigen ermüdet und halbtodt zurückbleiben mußten, steht in der Geschichte der arktischen Reisen beispiellos da. Die gerade Entfernung von einem zum andern Lande beträgt nicht über achtzig englische Meilen und doch nahm die Reise 31 Tage in Anspruch, sodaß auf einen Tag wenig mehr als zwei Meilen kamen. Um aber die geringe Fracht, das Hundefutter u. s. w., nachzubringen, mußte diese kleine Strecke in gewundener Route oft fünfmal zurückgelegt werden, und so dehnten sich die 80 Meilen auf 500 aus — ein Umstand, der zeigt, wie schwierig das Unternehmen war, zumal wenn man sich erinnert, daß 40 Meilen auf gewöhnlicher Eisbahn in fünf Stunden zurückzulegen für ein Gespann Hunde ein Leichtes ist. Nicht fern von dem nördlichsten bisher bekannten Punkte unserer Erde, den Hayes Cap Union nannte, entfaltete er nun die amerikanische Flagge und schaute hinaus auf „das offene Polarmeer". Vor ihm lagen weite freie Wasserstellen, die, je weiter sie zurücktraten, an Dunkelheit und Größe zunahmen, bis der Gürtel des „Wasserhimmels" (der durch den Reflex auf das Vorhandensein von offenem Wasser deutende Himmel, im Gegensatz zum „Eisblink") sie alle zu einer gleichförmigen dunkelblauen Masse vermischte. Hayes führt die Gründe ausführlich an, welche ihm für das Vorhandensein des offenen Polarmeers zu sprechen scheinen, deren Aufzählung uns aber von der Richtigkeit seiner Annahme nicht zu überzeugen vermochte. Morsches Eis und Mangel an Lebensmitteln hinderten ihn am weitern Vordringen; er kehrte unter den größten Gefahren um und erreichte den eingefrorenen Schoner nach zweimonatlicher Abwesenheit wieder. Nachdem auch dieser durch das Aufgehen des Eises befreit und ausgebessert war, erreichte die Expedition, die nur zwei Mitglieder durch den Tod verlor, glücklich wieder den Hafen von Boston.

Außer der jedoch noch immer sehr fraglichen „Constatirung des offenen Polarmeers" hat Hayes noch wichtige Beiträge zur Meteorologie, Botanik und Zoologie der arktischen Gegenden als Ergebnisse seiner Reise geliefert; er hat Pendel- und Flutbeobachtungen angestellt und durch die Auffindung von Versteinerungen nachgewiesen, daß Grinnell-Land der silurischen Formation angehört. Die Ethnologie der Eskimos, die in jenen Gegenden aussterben, wurde gleichfalls bereichert und gezeigt, daß auch sie einst auf Grinnell-Land unter dem 81° hausten. Es ist dies somit der am weitesten nach Norden zu gelegene Punkt, an dem bisjetzt die Spuren menschlichen Daseins erkannt wurden. Auch die Gletscherbildung Grönlands, ihr Zusammenhang mit der Entstehung von Eisbergen, entging seinem Studium nicht, und seine Karte der bereisten Gegenden verbessert die frühern Aufnahmen Inglefield's wie Kane's, ganz abgesehen von den neuen Entdeckungen im Norden. Somit gestaltete sich Hayes' Expedition zu einer ungemein ergebnißreichen. Weitere Plane für die Zukunft, die Anlegung einer Eskimo-Colonie in Port Foulke mit Hundezüchtung und allen nothwendigen Reisevorräthen, um dann mit sicherm Rückhalt von hier aus nach dem Nordpol vordringen zu können, verhinderte der Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkriegs, abgesehen davon, daß auf dem Wege durch den Smith-Sund die Nordpolfrage kaum je gelöst werden dürfte.

Führt uns Hayes' Expedition auf diese Weise in die geographischen Bestrebungen der Gegenwart ein, so greift der zweite Band der „Bibliothek geographischer Reisen" um mehr als drei Jahrhunderte zurück. Aber auch hier ist ein Gebiet gewählt, das unser Interesse in vollem Maße in Anspruch nimmt. Die Völker des östlichen Asien, die lange Zeit hindurch gleichsam latent waren, treten jetzt wieder in Erscheinung, und ein lebhafter Handelsverkehr verbindet Europa mit China und Japan, den bis vor kurzem noch verschlossenen. Ein Zurückgehen auf deren Vergangenheit ist daher in einem Sammelwerke, welches auch ältere Reisen aufnimmt, vollkommen gerecht-

fertigt und geboten. Bürck's Ausgabe des Marco Polo, mit Zusätzen von Neumann ist in dieser Beziehung als ein Muster zu nennen, und wir hätten um der Brauchbarkeit willen gewünscht, daß die vorliegende „Abenteuerliche Reise Pinto's" nicht so nackt und ohne allen Commentar in die Welt getreten wäre. Denn was der Bearbeiter in der Vorrede und wenigen Noten anführt, muß als oft mangelhaft und ungenügend bezeichnet werden. Zum Beweise erwähnen wir nur, daß Külb den Kasuar nach Sumatra versetzt! Beim Lesen der Züge Pinto's verlieren wir den geographischen Faden oft vollständig und es ist uns beim besten Willen nicht mehr möglich, uns zu orientiren, denn die angeführten Ortsnamen sind zum Theil außerordentlich entstellt gegenüber der heutigen Benennung oder auch gänzlich unbekannt. Wer würde z. B. in Achem gleich Atschin, in Tanixumah Tanega-sima erkennen, und doch sind dies Beispiele von leichter zu entziffernden Ortsnamen. Hier tritt der Commentar in sein volles Recht, und er allein, der auch Wahrheit und Dichtung in Pinto's Reise abzuwägen hätte, würde uns das Werk genießbar machen. Wir sind auch nicht mit dem Bearbeiter der Ansicht, daß in den ostasiatischen Ländern so viele und große Veränderungen vorgefallen sind, „daß der Zustand, in welchem Pinto sie sah, nicht mehr erkannt oder auch nur geahnt werden kann". Gerade im Gegentheil: Ostasien ist wesentlich stationär geblieben und wie die Natur dort sich gleichblieb, deren „Tufane" (Teifune) Pinto sehr gut zu schildern weiß, so weicht das Leben der Völker in Japan und China, abgesehen von staatlichen Umwälzungen, auch heute nicht von jenem vor drei Jahrhunderten wesentlich ab. China ist ja gerade als das Land des Stillstandes par excellence bekannt, und die Seeräuber, mit denen Pinto seine waghalsigen Raubzüge in den ostasiatischen Gewässern unternahm, unterscheiden sich in nichts von jenen, die heute noch der Schrecken des Chinesischen Meeres sind. Verkennen läßt sich nicht, daß gerade eine Commentirung Pinto's bedeutende Schwierigkeiten darbietet und daß hier nur die Gelehrsamkeit eines Neumann oder Peschel Licht zu schaffen vermöchte.

Nach der Eroberung Malakkas durch Affonso d'Albuquerque im Jahre 1511 befolgten die dortigen portugiesischen Statthalter, um den Handel nach Osten auszudehnen, den Grundsatz, auf chinesischen und malayischen Handelsschiffen portugiesische Seeleute zur Erforschung der entferntern Hafenplätze auszusenden, ja nach einem Gesetz, welches der Statthalter Jorge de Brito 1515 gab, sollte jeder asiatische Kauffahrer, der nach Malakka kam, von einem Portugiesen befehligt werden. Die Portugiesen waren daher die ersten Europäer, welche den Osten und Südosten der Alten Welt auf dem Seewege wieder mit dem Abendlande verbanden. Es erfolgte die Entdeckung der Gewürzinseln und der chinesischen Häfen, wenn auch erst 1520 die portugiesischen Botschafter die Erlaubniß erhielten, nach Nanking und später nach Peking reisen zu dürfen. Auf dem solchergestalt vorbereiteten Boden erschien nun der Abenteurer Pinto, welcher im Rothen Meere gegen die Türken gefochten, in Mocha in der Gefangenschaft der Ungläubigen gesessen und einen Abstecher von Massaua aus nach Abyssinien gemacht hatte „zur Mutter des Erzpriesters Johannes": ein Abschnitt, der gerade heute mit erneutem Interesse gelesen werden wird. Hier trägt der Bericht den Stempel der reinsten Wahrheit und er ist auch leicht zu controliren. An andern Stellen ist dieses jedoch weniger der Fall, wenn wir auch mit dem Herausgeber der Ansicht sind, daß es Pinto nicht darum zu thun war, Lügen in Umlauf zu setzen, sondern „daß die Einzelheiten durch manche Auswüchse einer reichen Phantasie ausgeschmückt sind". Es bleibt immer noch eine Controverse, wer der Europäer war, der Japans Boden zuerst betrat. Nach Pinto's Erzählung wurde er nebst zwei Landsleuten an Bord eines chinesischen Seeräubers im Frühjahre 1545 durch den Sturm nach Tanega-sima (südlich von der großen Insel Kiu-siu) verschlagen, kam dann in das Fürstenthum Bungo und einer seiner Gefährten führte das Feuergewehr in Japan ein. Nach Galvaõ ereignet sich dieselbe Begebenheit bereits 1542; doch führen bei ihm die an die Küste Japans geworfenen drei Matrosen ganz andere Namen.

Die Reize von Pinto's Erzählungen, welche durch obige Ausstellungen keineswegs beeinträchtigt werden, bestehen jedoch in der Naivetät, mit welcher er dieselben vorträgt und in den abenteuerlichen Gefahren, welche er zu bestehen hatte. Binnen 21 Jahren wurde er dreizehnmal gefangen und siebzehnmal verkauft; so oft ihm auch das Messer an der Kehle saß, und wenn auch die meisten seiner Gefährten untergingen, verhungerten, ertranken, ermordet wurden, er selbst kam stets mit dem Leben davon. Eine der merkwürdigsten Fahrten, die er unternahm, war nach der Insel „Calemplui" zur Beraubung der chinesischen Kaisergräber, und diese mit der heutigen Erdkunde in Verbindung zu bringen, dürfte wol kaum irgendeinem Geographen möglich sein, ohne in die ärgsten Widersprüche zu gerathen. Die Plünderung der Kaisergräber gelingt indessen nur theilweise, Pinto leidet Schiffbruch, geräth in ein chinesisches Gefängniß, wird befreit und kommt zurück nach Malakka. Er sieht nun Pegu, wo gerade der Bürgerkrieg wüthet und er abermals in Sklaverei kommt. Doch sein altes Glück verläßt ihn nicht, er macht noch Handelsgeschäfte auf den Sundainseln sowie in Siam und kommt schließlich mit dem Glaubensapostel, dem heiligen Franz Xavier, nochmals nach Japan. Endlich im Jahre 1558 sah Pinto die Heimat wieder, wo er sich verheirathete und „die Schilderung der ausgestandenen Gefahren seinen Kindern als Erbschaft hinterließ, um ihnen dadurch Zuversicht auf den Beistand des Himmels einzuflößen". Als Probe der Schilderungen Pinto's, die fast auf jeder Seite zur gelehrten Kritik herausfordern, möge folgende Geschichte der Einführung des Feuergewehrs in Japan dienen:

Einer der drei Portugiesen, welcher Diego Zeimoto hieß und ein sehr guter Schütze war, ging zuweilen mit seiner Flinte auf die Jagd und schoß mehrere Enten, worüber die Japanesen, die keinen Begriff von der Einrichtung und Wirkung des Feuergewehrs hatten, so sehr erstaunt waren, daß sie die Nachricht von diesem Wunder sogleich dem Nautaquin hinterbrachten. Dieser beschied Zeimoto zu sich und gerieth über die schnelle Wirkung dieser Waffe, die ihm der Portugiese zeigte, in solche Verwunderung, daß er diesen hinter sich auf sein Pferd sitzen und durch seine Herolde vor allem Volke ausrufen ließ, daß er den Zeimoto als seinen Verwandten angenommen und daß jeder Bewohner der Insel Tanixumah ihn als solchen zu ehren

habe. Er führte ihn an der Hand in den Palaſt und ſetzte ihn an der Tafel an ſeine Seite. Zeimoto war über dieſe Aufmerkſamkeit ſo ſehr überraſcht, daß er dem Nautaquin eines Tags die Flinte als Geſchenk anbot. Dieſer nahm ſie ſehr gern an und gab dem Schützen als Gegengeſchenk 2000 Thaler. Dabei bat er ihn aber, ihn zu lehren, wie man das Pulver bereite, weil ihm ſonſt die Flinte keinen Nutzen bringen könne. Zeimoto lehrte die Japaneſen die Verfertigung des Pulvers und dieſe wußten in ihrer bekannten Kunſtfertigkeit die Flinte alsbald ſo geſchickt nachzuarbeiten, daß ſich, als wir etwa in einem halben Jahre abreiſten, mehr als 600 Feuergewehre auf der Inſel befanden und ſpäter, als mich der Vicekönig Alphonſo de Noronha im Jahre 1556 nach Japan ſandte, alle Städte dieſes Reichs reichlich mit dieſer Waffe verſehen waren und man ſie zum Gegenſtande eines lohnenden Handels gemacht hatte, denn dieſes Volk findet großen Gefallen am Kriegshandwerk und übertrifft darin alle benachbarten Völker.

Richard Andree.

Biographiſches.

1. Leopold II. und Marie Chriſtine. Ihr Briefwechſel (1781—92). Herausgegeben von Adam Wolf. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Herausgeber berichtet in einer längern Einleitung über die Briefe und deren Verfaſſer. Ich hebe folgende Stellen hervor, die zur Bekanntſchaft mit dem Buche führen mögen:

Die vorliegende Sammlung von Briefen ſtammt aus dem ſchriftlichen Nachlaſſe des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen und wird in der Bibliothek Sr. kaiſerlichen Hoheit des durchlauchtigſten Herrn Erzherzogs Albrecht in Wien aufbewahrt. Sie enthält 212 Briefe: 188 Originalbriefe Leopold's II. an ſeine Schweſter Marie Chriſtine 1781—92, 18 Briefe der Erzherzogin Marie Chriſtine an ihren Bruder Leopold, Briefe Leopold's an den Herzog Albert, an den Grafen Mercy, und drei politiſche Actenſtücke. . . .

Ich weiß wol, daß das Intereſſe dafür (für die Briefe Leopold's) nicht ſo allgemein ſein wird wie für die Briefe ſeiner Schweſter Marie Antoinette. Kaiſer Leopold ſteht dem Geiſte und dem Herzen der Geſellſchaft nicht ſo nahe als die unglückliche Königin von Frankreich. Seine Briefe enthalten keine geiſtreichen, gefühlvollen Reflexionen (weder das eine noch das andere), keine tragiſchen Schilderungen, keine pikanten Beſchreibungen von Hoffeſten und Abenteuern. Es ſind meiſt kurze, beſtimmte, trockene Geſchäftsbriefe. Sie ſtören die bekannten geſchichtlichen Anſchauungen nicht, aber ſie geben den beſtehenden Erkenntniſſen Begründung und Farbe, ſie ſpiegeln die Flut der Ereigniſſe ab, beſtimmen die Thatſachen und zeigen die Denkweiſe der handelnden Perſonen. (Alles nur in ſehr verſchwommenen Umriſſen.) Ihr Inhalt betrifft Leopold's Verwaltung in Toscana, ſein perſönliches Verhältniß zu Joſeph II. und Marie Chriſtine, ſeine Denkart gegenüber den Joſephiniſchen Reformen, ſeine Regierung in Oeſterreich, die Beziehungen zur Franzöſiſchen Revolution, die Verhandlungen mit Preußen und den Seemächten, beſonders aber die Politik Leopold's gegenüber der ſogenannten brabanter Revolution. (Das meiſte nur andeutungsweiſe.) . . .

Peter Leopold regierte von 1765—90 als Großherzog in Toscana, von 1790—92 als Souverän von Oeſterreich und deutſcher Kaiſer. Er war der zweite Sohn Maria Thereſia's und ihres Gemahls Franz Stephan, geboren am 5. Mai 1747. Kaum 19 Jahre alt, vermählte er ſich in Innsbruck 1765 am 5. Auguſt mit Marie Louiſe, der Tochter Karl's III., Königs von Spanien. . . .

Marie Chriſtine war die zweite Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia, geboren am 13. Mai 1742, ein Jahr jünger als Joſeph, fünf Jahre älter als Leopold. Sie war das Lieblingskind ihrer Mutter, in Wien erzogen und ſeit dem 8. April 1766 an den Herzog Albert von Sachſen, einen Sohn des Königs Auguſt III. von Sachſen-Polen, verheirathet. . . .

Die zahlreichen Anmerkungen werden das Verſtändniß für einzelne Namen, die in den Briefen genannt ſind, erleichtern. Der Inhalt der Briefe iſt genau nach dem franzöſiſchen Originaltexte wiedergegeben. Einzelne Fehler in der Orthographie und Interpunktion waren nicht zu vermeiden; auch muß der Herausgeber die Verantwortung für das ſchlechte Franzöſiſch und die unlogiſche Gedankenfolge namentlich in Marie Chriſtine's Briefen beſtimmt ablehnen. (Sonſt wäre auch der Herausgeber zu beklagen. Dieſem Franzöſiſch nach zu urtheilen, was für ein Deutſch müſſen die beiden fürſtlichen Geſchwiſter erſt geſchrieben haben!) Möge das Buch den Geſchichtsfreunden als ein wiſſenſchaftliches Urkundenbuch, als ein Beitrag zur Quellengeſchichte des 18. Jahrhunderts empfohlen ſein.

In dieſe Empfehlung ſtimmt Referent von Herzen ein, um ſo mehr, als das Buch ſich einer vorzüglichen Ausſtattung erfreut.

2. Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. Von E. Trauttwein von Belle. (Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Zweite Serie. Heft 26.) Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Im Gegenſatze zu dem vorigen nur für Fachmänner beſtimmten Buche rechnet dieſes auf das breiteſte, allgemeinſte Publikum. In demſelben erzählt uns E. Trauttwein von Belle die Geſchichte Wilhelm's von Oranien, des Befreiers der Niederlande — auf 32 Octavſeiten. Dieſe Kürze dürfte freilich dem Geſchichtsforſcher für Ergründung eines ſo wichtigen Gegenſtandes nicht genügen; aber es handelt ſich ja hier nur darum, dem bildungsſüchtigen Publikum Aufklärung über einen ihm ſonſt fernliegenden Gegenſtand zu verſchaffen. Welcher Widerſpruch! Was zu begreifen der Gelehrte ein jahrelanges Studium braucht, das ſoll dem im Denken ungeübten, mit der Geſchichte nur oberflächlich bekannten Laien in Zeit von einer halben Stunde klar gemacht werden. Das nennt man „Bildung verbreiten", „Wiſſenſchaft populariſiren". Handelt es ſich in der Welt, und namentlich in der Welt des Geiſtes, darum, das Gedächtniß mit Namen, Zahlen, Geſchehniſſen zu füllen? Nun, wenn das die heutige Cultur verlangt, ſo erfüllen dieſen Zweck Converſations-Lexika viel prompter.

Was die hiſtoriſchen Gegenſtände betrifft, ſo ſind derartige Umrißzeichnungen am allerwenigſten im Stande, Licht zu verbreiten und Geiſt und Gemüth zu wecken. Der ſchlechteſte hiſtoriſche Roman iſt zur Populariſirung der Geſchichte nützlicher — wenn nun einmal populariſirt werden muß. Aber nach meiner unmaßgeblichen Anſicht hängt die Bildung eines Volks von ganz andern Factoren ab als von ſolchen Werken.

3. Kurprinz Friedrich Wilhelm. Geſchichte der Kindheit des nachmaligen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm I. Von Werner Hahn. Mit dem Porträt des Kurprinzen. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 27 Ngr.

Ein Buch, welches blos aus der Geſchichte der Kindheit einer hiſtoriſchen Perſon, aus den erſten zwölf Lebensjahren den

Stoff schöpft, kann im allgemeinen ein Interesse erwarten ähnlich demjenigen, das uns — auf einem naheliegenden Gebiete, auf dem der Malerei — bei der Betrachtung der seit einiger Zeit mit Vorliebe gepflegten „Kinderstücke" fesselt. Werden Stoffe dieser Art naturgemäß, fein und sinnig ausgeführt, so verdanken wir ihnen Werke der ansprechendsten, rührendsten und heitersten Art. Die folgenden Bilder haben aber ein erhöhtes Interesse dadurch, daß sie die Kindheit einer der ausgeprägtesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte darstellen.

So der Verfasser im Vorworte. Und er hat es verstanden, das Kind, welches später Friedrich Wilhelm I., König von Preußen und Vater Friedrich's des Großen werden sollte, in seiner Entwickelung zu charakterisiren. Ueber den Ruhm des Sohnes ist das Verdienst des Vaters in Gefahr gekommen, aus dem Gedächtniß des Volks zu schwinden, und es gibt viele Leute, die sich Friedrich Wilhelm I. nur als mürrischen, grollenden Vater vorstellen. Es ist deshalb eine lohnende Aufgabe, die Individualität eines solchen höchst bedeutenden Menschen ins rechte Licht zu stellen. Gerade das preußische Herrschergeschlecht bietet solcher Persönlichkeiten eine Menge, von dem Burggrafen zu Nürnberg an fast lauter energische, begabte Männer, die zum Regieren geboren scheinen. Kein Volk in der Welt verdankt so viel, beinahe seine ganze staatliche Größe, seinen Herrschern als Preußen. Es ist daher ganz natürlich, wenn der Biograph sich mit Vorliebe diesen großen Gestalten zuwendet, in deren Persönlichkeit ein mächtig emporstrebender, in steiem Kampfe und steter Arbeit ergriffener Staat gipfelt, mit deren Persönlichkeit er verschmolzen ist. Nur muß dergleichen biographische Skizzirung mit weniger loyal phrasenhafter Oberflächlichkeit gemacht werden wie in dem folgenden uns vorliegenden Schriftchen:

4. Luise Henriette von Oranien, Kurfürstin von Brandenburg. Ein Lebensbild, zunächst für Jung und Alt im lieben Preußenlande. Von Franz Knauth. Mit dem Porträt der Kurfürstin. Halle, G. Schwabe. Gr. 16. 10 Ngr.

Sicher kann man über diese geistvolle, fromme Landesmutter, die Großmutter Friedrich Wilhelm's I., etwas geistvoller schreiben, als es der Herr Rector zu Mühlhausen in Thüringen gethan hat, wenn auch nicht frömmer. Das Buch liest sich wie ein Tractätchen. Das beigegebene Porträt auf Löschpapier wird kaum dem verwöhnten Geschmack unsers Jahrhunderts zusagen.

Ihr Vater war der Erbstatthalter der Niederlande, Prinz Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien u. s. w. Von vortrefflichem Charakter und mit seiner Gattin Amalie, geborene Gräfin von Solms-Baussels in glücklichster Ehe lebend, widmete er in Gemeinschaft mit dieser der Erziehung seiner Kinder die größte Sorgfalt. Insbesondere aber verwendeten die braven Aeltern allen Fleiß auf die Ausbildung und richtige Leitung der früh schon hervorleuchtenden hohen Herzens- und Geistesgaben ihrer erstgeborenen Tochter Luise.

In diesem Stile ist das ganze Buch geschrieben.

Feuilleton.

Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Varnhagen's von Ense „Blätter aus der preußischen Geschichte" sagt die „Saturday Review" vom 21. November: „Ist auch der Stil in diesen Blättern weniger bitter und sarkastisch, so ist doch der sie durchdringende Geist wesentlich derselbe, wie der der bereits veröffentlichten Bände einer frühern Periode. Varnhagen ist noch immer der unversöhnliche Frondeur, «der Geist, der stets verneint», wenn er von dem Hofe oder der Regierung spricht, und das thut er fast durchweg. Persönliche Unzufriedenheit, angeborene Tadelsucht und ehrliche Entrüstung vereinigten sich, diese Stimmung hervorzubringen, und es läßt sich schwer sagen, welches das vorherrschende Motiv bei ihm war. Doch abgesehen von den Motiven, Varnhagen hat doch der Menschheit ohne Zweifel einen bedeutenden Dienst durch die Genauigkeit geleistet, mit welcher er die wenig einladenden Züge eines Despotismus geschildert hat, der weder das imponirende Gewand militärischen Ruhms noch die erborgte Hülle des demokratischen Socialismus trug, sondern ungeschickt, pedantisch und ungehobelt war und nur durch die ihm zur Verfügung stehende solide Macht vor der Lächerlichkeit geschützt wurde.... Soweit das politische Leben in Frage kam, muß das Land damals einer großen Kasernenstube geglichen haben, wo von Jahr zu Jahr nichts vor sich geht als die einförmigen Exercirübungen einer mechanischen Routine. Diese Steifheit rührte jedoch nicht von den despotischen Gelüsten des Herrschers oder seiner Minister her, die, zumeist würdige und wohlgesinnte Männer, blos wegen der Tendenzen ihrer Zeit fürchterlich beängstigt waren und keine Sicherheit sahen als in einer Politik gewaltsamer Hemmung. Den wenig begabten, aber gutmeinenden König hat Varnhagen kräftig skizzirt, und das Porträt ist weniger abstoßend, als es der Künstler wahrscheinlich beabsichtigt hat. Es ist unmöglich, einen augenscheinlich so gewissenhaften König nicht zu achten. Die Einzelheiten aus den letztern Tagen des Fürsten Hardenberg sind auch interessant, und wir erfahren ziemlich viel über Wilhelm von Humboldt. In dem mit mehr als holländischer Treue ausgeführten und mehr als holländischen Stillstand entfaltenden Gemälde ist ein Zug bemerkenswerth — es ist das lebhafte Interesse an der auswärtigen Politik und das besorgte Lauern sozusagen auf irgendwelche Vorzeichen eines Sturms, welcher in die unerträgliche Schwüle der politischen Atmosphäre im Innern eine Abwechselung brächte."

Ueber H. Rohlfs' „Medicinische Reisebriefe aus England und Holland 1866 und 1867" sagt dasselbe Blatt: „Die Wirkung davon, daß «wir uns sehen, wie andere uns sehen», soll gewöhnlich unsere Demuth vermehren. Wenn aber der Leser nicht auf seiner Hut ist, so dürfte die Lektüre dieser Reisen die entgegengesetzte Wirkung haben. Wir sprechen unsern Besucher zwar von der Schmeichelei mit Vorbedacht frei; denn es leuchtet ein, daß seine Complimente aufrichtig sind. Doch wenn ein reisender Arzt, von vornherein gutmüthig, in der englischen Gesellschaft warm begrüßt, wenn er in einer Provinzialhauptstadt wie Chester zum Löwen gemacht worden ist und den Herbst in der romantischen Gegend und den stärkenden Winden eines walisischen Seebades hingebracht hat, und ist dann nach London gekommen, um hier den Winter zu verleben, und wenn man ihm freien Zutritt zu Bibliotheken und Vorlesungen, Hospitälern und Museen gewährt hat und die ausgezeichnetsten seiner Fachgenossen ihn überall begleitet und seine Fragen beantwortet haben, und wenn er überdies allwöchentlich einen Brief an eine Zeitung in der Heimat schreibt, um seine Freunde wissen zu lassen, wie gut es ihm ergeht, und wenn er zumal wünscht, auf fremdes Beispiel hinzuweisen, um dadurch Mißbräuche abgestellt zu sehen — so ist es klar, daß sein Zeugniß sehr cum grano salis aufgenommen werden muß. Sicherlich können wir nicht glauben, daß wir entweder so liebenswürdig oder so geistreich sind, wie er uns machen möchte; ja nicht einmal, daß wir so hübsch sind. Dennoch können wir uns von nun an auf Rohlfs' Autorität dabei berufen, wenn wir uns sagen, daß

Ausländer ebenso gut etwas von uns lernen können, wir wir von ihnen. Nach Rohlfs steht der ärztliche Stand in Deutschland, sowol was die Kenntnisse als auch den socialen und wirthschaftlichen Status des Durchschnittsarztes anlangt, dem in England weit nach. Wenn dem wirklich so wäre, so ist die Ursache davon wahrscheinlich die von ihm angedeutete: übermäßige Beschränkungen und Einmischung seitens der Regierung. Er ermüdet nicht im Lobe der Unabhängigkeit und der gesunden Lebenskraft des Standes in England, die er in dieser Hinsicht als Beispiel für Deutschland hinstellt. In Holland, sagt er, stehen die Sachen noch schlimmer als zu Hause. Die Arzneikunde befindet sich dort in einer Zwangsjacke, und die Folge davon ist gänzlicher Stillstand. Besonders schlecht sollen die holländischen Hospitäler sein. Wir müssen jedoch billigerweise bemerken, daß Rohlfs' Forschungen in Holland nicht unter so günstigen Verhältnissen angestellt wurden wie in England, da die holländischen Professoren meistens verreist waren. Außerdem gibt es kein Landudno *) in Holland; die Holländer machen aus ausgezeichneten Fremden nicht gleich „die Löwen des Tags" und was sich Rohlfs gar nicht erklären kann, sie möchten lieber mit Frankreich alliirt, als von Deutschland annectirt sein."

A. Bastian's neuestes Werk: „Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit", wird in folgenden Worten besprochen: „Auf Bastian trifft Goldsmith's Bemerkung über Dr. Johnson sehr gut zu, daß, wenn er ein Gespräch für kleine Fische schriebe, er sie wie Walfische reden lassen würde. Sein Geist ist in einigen Hinsichten wahrhaft elefantenartig; doch ungleich dem Elefanten findet er es viel leichter, eine Ceder zu entwurzeln, als eine Stecknadel aufzulesen. Wenn er reist, so umschifft er den Erdball; wenn er ein Buch veröffentlicht, so stöhnt die Presse unter einer Encyklopädie. Diesmal hat er es über sich vermocht, mit vielen Bedenken und vielen Entschuldigungen wegen ungebührlicher Kürze dem Publikum eine Flugschrift, wie er sie nennt, von etwas mehr als 200 Seiten kleinen Drucks und großer Gelehrsamkeit über vergleichende Ethnologie, Philologie und Psychologie zu bieten. Die Belesenheit, von der sie zeugt, ist ungeheuer; allein es findet sich keine Spur von der organisirenden Fähigkeit, welche diese Schätze gut verwerthet haben könnte. Sie bleiben eine unverdaute Masse und es ist nicht möglich, zu bestimmen, welche Ansichten sie dem Geiste des Sammlers beigebracht haben, oder welchen Gebrauch er denn eigentlich von ihnen zu machen gedenkt."

Ueber den letztveröffentlichten Theil der „Geschichte des Dramas" von Klein, das italienische Drama behandelnd, heißt es ebendaselbst: „Wie die vorangehenden Bände, gewährt auch dieser reichlichen Beweis von des Verfassers Wunderlichkeit und Kampflust, ebenso wie von seinem riesigen Fleiße. Es ist jedoch merkwürdig, daß jemand so viel über einen so uninteressanten Gegenstand zu sagen vermag, oder wenn er das Vermögen dazu hat, es der Mühe werth hält, solches daran zu vergeuden. Metastasio, Goldoni und Gozzi sind ohne Zweifel großer Beachtung werth; es muß aber ein heißhungeriger Appetit sein, der mit nichts wenigerm zufrieden sein will als mit einer Analyse aller Verwickelungen ihrer sämmtlichen Dramen. Hat Klein eine Idee davon, wie viele Bände er nach seinem jetzigen Arbeitsplane für Shakspeare nöthig haben wird?"

Auch das neueste Werk von Gervinus: „Händel und Shakspeare", findet bereits seine Beurtheilung in folgenden Worten: „Gervinus' Name ist eine hinreichende Bürgschaft für den ästhetischen Werth, wenn nicht für die kritische Unfehlbarkeit seines Werks über Händel und Shakspeare. Alles was er über solche hohe Gegenstände schreiben mag, wird gewiß lebhaft besprochen werden und einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben. Es ist indessen gänzlich außer unserer Macht, eine hinlängliche Vorstellung von einem Werke zu geben, welches, obschon der Verfasser technische Fertigkeit sich nicht zuspricht, eine gründliche Bekanntschaft mit den großen Meisterstücken der Tonkunst beim Leser voraussetzt. Wir wollen daher nur bemerken, daß Gervinus zu behaupten scheint, daß die Parallele zwischen Shakspeare und Händel vollständig sei, und dieser in der musikalischen Welt mit ebenso absoluter und ungetheilter Gewalt herrsche wie jener in der Dichtung. Infolge dessen ist er etwas geneigt dazu, Beethoven zu unterschätzen, und indem er sich erinnert, welche große Wichtigkeit die Griechen der Musik als einem sittlichen Einfluß beilegten, ermahnt er die Deutschen, sich dem Studium Händel's zu widmen, damit sie durch die reinigende Wirkung seiner Weisen für die hohe Bestimmung, zu der sie berufen zu sein scheinen, sich befähigen möchten. Diese Ansichten werden zweifelsohne bei uns gute Aufnahme finden, da wir mit Recht beanspruchen dürfen, Händel nicht nur während seiner Lebzeiten bewillkommnet und aufgemuntert, sondern auch seit seinem Tode in demselben Verhältniß zu ihm gestanden zu haben, wie die deutsche Kritik der letzten hundert Jahre zu Shakspeare. Wie sie in Deutschland werden aufgenommen werden, ist freilich eine andere Frage. Es ist selbstverständlich, wenn wir sagen, daß die Beliebtheit Händel's in England zum großen Theil von dem innigen Zusammenhange seiner Hauptwerke mit der Bibel herrührt, welche, wenn sie auch Gegenstand einer gründlichen Untersuchung für die Gelehrten in Deutschland ist, doch weit weniger einen Theil des geistigen Schatzes des Volks bildet." (?)

Schließen wir mit der kurzen Notiz, welche Hackländer's neuestem Roman: „Das Geheimniß der Stadt", gewidmet ist: „Das Geheimniß, welches den Kern dieses Romans bildet, ist eine großartige Fälschung von Banknoten. Die Erzählung ist daher ereignißreich und eine vortreffliche Probe dieser Klasse. Die Aufeinanderfolge der Begebenheiten ist mit Lebendigkeit und Geist durchgeführt; die Theilnahme des Lesers, gleich vom Anfang an mächtig angeregt, wird durchweg in Anspruch genommen; die Situationen sind stets gut ausgedacht und einige derselben auch mit sehr bedeutender Kraft ausgearbeitet."

*) So heißt das obenerwähnte walisische Seebad.

Bibliographie.

Allmers, H., Römische Schlendertage. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Barth, C. G., Die Feuertaufe. Ein Stück Leben aus den christlichen Kreisen der letzten Jahrzehnte. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 1868. 8. 8 Ngr.

Beiträge zu einer Geschichte der Freimaurerei in Oesterreich. Von W. B. Regensburg, Coppenrath. 8. 7½ Ngr.

Berger, Marie, Verschiedene Wege. Erzählung. Halle, Mühlmann. 8. 1 Thlr.

Humoristische Bombensplitter, abgefeuert aus einem Hinterlader. Gesammelt auf den verschiedenen Versuchsstationen Deutschlands. Berlin, Trothe u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.

Braddon, M. E., Raubvögel. Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. 4 Bde. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Culmann, F. W., Schlüssel zum Studium des Deutschen. Litera animi nuntia. Ein sprachwissenschaftlicher Versuch. Leipzig, F. Fleischer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Deutschland, Oesterreich und Europa. Von einem Altösterreicher. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 9 Ngr.

Dreydorff, G., Schleiermacher. Festrede zur Feier der 100sten Wiederkehr seines Geburtstags. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Friedreich, F., Poetische Pinakothek. Nürnberg, Schmidt. 8. 18 Ngr.

Georg, Großherzog von Mecklenburg. Ein Lebensbild. Von einem Mecklenburger. Neustrelitz, Barnewitz. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Gilow, C., De Hochtid. Anclam, Krüger. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — De Pulte-Abend. 1ster Thl. Anclam, Krüger. 1868. 8. 1 Thlr.

Glück, P. B., Blüthen und Perlen aus dem katholischen Leben. Regensburg, Coppenrath. 1868. 8. 15 Ngr.

Hagenburg-Hiecke, Marie, Gedichte. Neue Sammlung. Leipzig, F. Fleischer. 16. 20 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Die Erbin von Cronenstein. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hartwig, O., Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder. 2ter Bd. Cassel u. Göttingen, Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Welfische Haustraditionen und deutsche National-Interessen. Vier Episoden aus der neueren deutschen Geschichte. Leipzig, Duandt u. Händel. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herbst, Paula, Cabale und Liebe. Roman. 2 Bde. Leipzig, Mötschke. 8. 2 Thlr.

Holtzendorff, F., Die Principien der Politik. Berlin, Läderitz. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Jensen, W., Gedichte. Stuttgart, Kröner. 8. 20 Ngr.

— — Neue Novellen. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lampmann, F., Gedichte. Berlin, Schweigger. 1868. 16. 15 Ngr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Die Pflichten des Adels. Eine Stimme aus den Tagen des heil. Thomas von Aquin. Dem gesammten christlichen Adel Deutschlands gewidmet. Mainz, Kirchheim. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und **W. Häring (Willibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Volkert.**

Neue Serie. Dritter Band. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Admiral Graf Karl Vellon di Persano vor dem Gericht des italienischen Senats in Florenz. (1866—67.) — Ein Preßproceß im Königreich Sachsen aus dem Jahre 1701 fg. — Albert Trell und Katharina Petrsilka. (Raubmord. Wien. 1867.) — Das Gespenst im Kapplertthal. (Großherzogthum Baden. 1848—57.) — Die Stiftsdame Julie Ebergenyi von Telekes und der Graf Gustav Cherinsky Freiherr von Lerke. (Wien und München. Giftmord. 1867—68.) — Ein Doppelgiftmord in Livland. (1853.) — Anna Lenthold und Genossen. (Aberglaube und Betrug. Zürich. 1859—60.)

Auch dieser neue Band des bekannten Werks zeichnet sich sowol durch die interessante Auswahl der Fälle als deren klare, sachliche, für den Juristen wie für das größere Publikum gleich anziehende Darstellung aus und schließt sich damit der langen Reihe seiner Vorgänger würdig an.

Das Werk kann außer in ganzen Bänden zu 2 Thlr. auch in vierteljährlichen Heften zu 15 Ngr. bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Als neue Fortsetzung des Werks erschien soeben der 88. Theil der I. Section (A—G, herausgegeben von Hermann Brockhaus), enthaltend die Artikel: Grant—Greding. Mit diesem Theil ist die vom 79. Theile an unterbrochene alphabetische Reihenfolge der Artikel wieder aufgenommen.

Der 87. Theil, welcher die Artikel über Griechenland zum Abschluß bringt, folgt binnen kurzem.

☞ Frühern Subscribenten auf das Werk, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Blätter aus der preußischen Geschichte

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.

Dritter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

(Der erste und zweite Band haben gleichen Preis.)

Ein neuer Band dieses Werks, das gleich den berühmten „Tagebüchern" des Verfassers die wichtigsten Beiträge zur Zeitgeschichte liefert, ja fast noch größeres Interesse in Anspruch nimmt, weil es in dem darin behandelten Zeitabschnitt (1820—30) an einer unabhängigen Tagespresse fehlte und daher die Aufzeichnungen eines im Brennpunkt der Ereignisse stehenden Zeugen ungleich höhern Werth haben als in der nachfolgenden Periode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Vierte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Das bekannte Werk, welches schon bei seinem ersten Erscheinen ungewöhnliches Aufsehen erregte, wurde in dieser vierten Auflage abermals umgearbeitet und bedeutend vermehrt, sodaß dieselbe auch für die Besitzer früherer Auflagen von hohem Werthe sein wird. So ist unter anderm ein eigenes Kapitel über die neuesten Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Strauß, Schenkel, Keim u. s. w. hinzugefügt; auch die theologische Richtung des Protestanten-Vereins erhielt eine Schutzrede gegen falsche Anklagen. Wie bisher hatte der Verfasser dabei das Ziel im Auge, vorzugsweise der jüngern Generation von Theologen sowie allen Gebildeten auf dem Wege zur Wahrheit mit zuverlässigem Rath an der Seite zu stehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Thesaurus der classischen Latinität.

Ein Schulwörterbuch, mit besonderer Berücksichtigung der lateinischen Stilübungen.

Begründet von **Dr. Karl Ernst Georges.**

Fortgesetzt von **Dr. Gustav Mühlmann.**

In zwei Bänden. 8. Geh.

Erster Band. **(A—H.)** In drei Abtheilungen. 3 Thlr. 15 Ngr.

Zweiten Bandes erste Abtheilung. Erste und zweite Hälfte. **(I—koppa.)** 1 Thlr. 25 Ngr.

Dieses lateinisch-deutsche Schulwörterbuch ist bestimmt, dem Schüler nicht blos bei der Lektüre der lateinischen Classiker, sondern auch, und zwar ganz besonders, bei Abfassung eigener lateinischer Arbeiten zu dienen. An einem diesen Zweck besonders berücksichtigenden und vollkommen erfüllenden Lexikon fehlte es bisjetzt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Monographia heliceorum viventium.

Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum.

Auctore **Ludovico Pfeiffer.**

Volumen sextum.

8. Geh. 4 Thlr. 25 Ngr.

A. u. d. T.: **Monographiae heliceorum viventium supplementum tertium. Volumen secundum.**

Ein neues Supplement zu der ausgezeichneten Monographie Pfeiffer's über die Heliceen, die damit nunmehr als abgeschlossen zu betrachten ist. Band I—III (1848—53) kosten zusammen 15 Thlr.; Band IV, in zwei Theilen (1859), kostet 7 Thlr. 15 Ngr; Band V (1868) 4 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 4. — 21. Januar 1869.

Inhalt: W. Hepworth Dixon's Schriften und die ſocial-religiöſen Gemeinden. Von Rudolf Gottſchall. — Lyriſche Villeggiatur. Von E. Hersfurth. (Beſchluß.) — Vom Büchertiſch. — Feuilleton. (Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

W. Hepworth Dixon's Schriften und die ſocial-religiöſen Gemeinden.

1. Seelenbräute. Von W. Hepworth Dixon. Mit Bewilligung des Verfaſſers überſetzt von Julius Freſe. Zwei Bände. Berlin, F. Duncker. 1868. 8. 3 Thlr.
2. Neu Amerika. Von W. Hepworth Dixon. Rechtmäßige, vom Verfaſſer autoriſirte deutſche Ausgabe. Nach der ſiebenten Originalauflage aus dem Engliſchen von Richard Oberländer. Mit Illuſtrationen nach Originalphotographien. Jena, Coſtenoble. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Ein Mahnwort zu Gunſten der Nachwelt an die hiſtoriſche Literatur der Gegenwart von Ernſt Grafen von Kanitz, Verfaſſer der „Aufklärung nach Actenquellen" über den königsberger Religionsproceß. Nebſt einem Auszug aus dem Zeugenverhör von Prediger Dieſtel. Baſel, Riehm. 1868. 8. 9 Ngr.

W. Hepworth Dixon, der Redacteur des engliſchen „Athenaeum", einer Zeitſchrift, die im weſentlichen mit der unſerigen dieſelben Tendenzen verfolgt, hat, abgeſehen von der Univerſalität ſeiner Bildung, die ihn zu einer ſo vielumfaſſenden Redaction befähigt, ſich noch eine Specialität auserſehen, welcher er die eingehendſten Studien und Forſchungen widmet. Es ſind dies jene religiöſen Gemeinden und Sekten, welche auf bibliſcher Grundlage eine Umwälzung auf dem Gebiet der Sitte und Lebensordnung, namentlich was die Verhältniſſe der Geſchlechter betrifft, anſtreben. Hepworth Dixon hat ſeine Quellenſtudien nicht mit der Muße eines Gelehrten gemacht, der in ſeinem Schreibzimmer Bücher zuſammenträgt und Acten revidirt; er hat ſich nur auf eigene Anſchauung und Beobachtung verlaſſen und die beſchwerlichſten Reiſen nicht geſcheut, um die Grundlage für ſeine Werke zu gewinnen. Die Spazierfahrt nach der Stadt der „reinen Vernunft", wohin er ſich begab, um die Acten zur Geſchichte des königsberger Muckerthums zu ſammeln, wollen wir ſo hoch nicht anſchlagen, obſchon eine Reiſe nach der preußiſchen Königsſtadt, wo deutſche Bildung ſeit Jahren auf einem Iſolirſchemel ſitzt, aus der großen Tour der reiſenden Engländer herausfällt; doch Dixon hat auch den Atlantiſchen Ocean durchſchifft, um die religiös-ſocialen Sektirer Nordamerikas aus näherm Verkehr kennen zu lernen; er hat, lange vor Vollendung der Pacific-Eiſenbahn, auf beſchwerlicher mehrwöchentlicher Fahrt die Prairien zwiſchen dem Miſſouri und dem Felſengebirge durchzogen, iſt über die hohen Päſſe dieſes Alpenzugs weſtwärts gewandert, um die Mormonenrepublik am Salzſee, Brigham Young und ſeinen chriſtlichen Harem kennen zu lernen.

Dixon iſt ein Entdeckungsreiſender; aber er ſucht nicht nach neuen Thier- und Pflanzengeſchlechtern, nach neuen Bergformationen; auch bereichert er die Ethnographie nicht durch die Schilderung der Rothhäute und anderer Wilden; er wendet weder das Mikroſkop, noch das Teleſkop an. Was er mit offenem Auge beobachtet, mit offenem Sinn erfaßt: das ſind jene ſeltſamen, von religiöſer Myſtik ſchillernden Varietäten des geſellſchaftlichen Lebens, in denen, innerhalb des Chriſtenthums, neue ſittliche Formen im Widerſpruch mit den beſtehenden ſocialen Einrichtungen auftauchen. Sind dies Auswüchſe, Grillen, Sonderbarkeiten, Galläpfel, welche die Weſpe des Myſticismus durch ihren giftigen Stich in den Vegetationsformen unſers geſellſchaftlichen Lebens verurſacht? Oder kündigt ſich, in unreifer und verkehrter Lebensäußerung, ein berechtigter Reformtrieb an, der aus dieſen ſtillen, kleinen Gemeinden über den Ocean herüber noch einmal den Weg finden wird in das Herz auch unſerer Geſellſchaft? Sind es die Misgeburten und Verkruſtungen eines Curioſitätencabinets, auf welche der Autor mit ſeinem Stabe hinzeigt, oder ſind es die ſeltſam ausſehenden, aber lebensfähigen Embryonen, aus denen die Zukunft des Menſchengeſchlechts hervorgehen wird?

Hepworth Dixon antwortet nicht auf dieſe Fragen, er nimmt nicht die Miene eines Socialphiloſophen an; er ſucht keine Probleme in dieſen Erſcheinungen; ſelbſt ſeine Kritik geht nicht von allgemeinen Geſichtspunkten aus, ſondern hält ſich immer an den einzelnen Fall. Er iſt

Naturforscher, der das einzelne Object mit voller, allseitiger Klarheit beleuchtet; nur ein feines kritisches Lächeln schwebt um seine Lippen, wenn das Object allzu monströs und sonderbar erscheint; er zeigt kein sittliches Pathos, wie es einem Geschichtschreiber menschlicher Verirrungen geziemen würde; noch viel weniger ist er ein begeisterter Apostel der Neuerung; er ist der Mann der klaren Erkenntniß, der sichern Anschauung und Beobachtung, der auf die schönste Blume wie auf den häßlichsten Polypen im Spiritus mit gleichem Antheil blickt und ihre Eigenschaften mit gleicher Gemüthsruhe und wissenschaftlicher Wärme dem Publikum auseinandersetzt.

Diese Unparteilichkeit und der unerschrockene Forschungseifer, der vor keinen Beschwerden auf Meer und Land zurückbebt, um ein sociales Phänomen zu ergründen, erwecken natürlich das vollste Vertrauen der Leser, welche sicher sind, nur Thatsachen zu erfahren, wohlconstatirt durch eigene Anschauung und glaubwürdige Zeugen. Hierzu kommt, daß Hepworth Dixon, der auch für englische Leserinnen schreibt, die bedenklichsten Stoffe mit einer in der That bewundernswürdigen Decenz behandelt! Welche Abgründe muß er mit Blumen zudecken, wenn seine Berichte über die königsberger Mucker, über die amerikanischen Poly- und Pangamisten noch auf dem Lesepult einer prüden Tochter Albions eine Stätte finden sollen! Wie zarte Andeutungen, wie hülfreiche Verschleierungen muß er anwenden, um so mehr, als man bei ihm alle Geberden des Abscheus vermißt, die doch bei einer kirchlich wohldisciplinirten Tochter der englischen Hochkirche nicht ausbleiben werden, wenn ihr Blick auf diese Greuel und Scheuel einer das Christenthum compromittirenden Sektirerei fällt.

Wir sind überzeugt, daß nur ein englischer Autor diese unerschütterliche Objectivität besitzt, so abenteuerliche Erscheinungen in einer nur sachlich anziehenden Form zu schildern. Ein deutscher und französischer Schriftsteller hätte alsbald seinen Sympathien oder Antipathien einen beredsamen Ausdruck gegeben, oder, was noch wahrscheinlicher ist, den pikanten Stoff in eine so pikante Form gekleidet, daß sein Werk unschätzbar geworden wäre für alle Liebhaber seiner Cabinetstücke, aber ungenießbar für das große, profane Publikum, vielleicht sogar reif für Conflicte mit der Büchercensur der Leihbibliotheken und der Sittenpolizei.

Folgen wir unserm ebenso scharf beobachtenden wie feinfühligen Führer zunächst auf Grundlage seiner Schrift „Seelenbräute" (Nr. 1) in die Stadt der „reinen Vernunft", um dort eine Sekte ins Auge zu fassen, welche gerade in dieser Stadt als eine Anomalie erscheinen müßte, wenn hier nicht, wie in der halbnordischen Temperatur, die größte Winterkälte und Sommerhitze, so auch die größten geistigen Gegensätze friedlich beieinanderwohnten. Die Schüler Kant's und die Jünger Ebel's und Diestel's — welche Contraste! Doch vergessen wir nicht, daß neben Kant auch schon Hamann, der große „Magus aus Norden", in der Stadt des Königs Ottokar verweilte, daß schon damals eine scharfe Kritik einen geistvollen Mysticismus neben sich ertragen mußte.

Die Schilderung, die Dixon von Königsberg entwirft, hat in der That ein treues und originelles Colorit und verdient hier, soweit es die malerische Aeußerlichkeit der Stadt gilt, mitgetheilt zu werden:

Man hat Königsberg das Venedig des Nordens genannt. Das trifft nicht nur weit vom Ziel, sondern noch weiter, als solche Vergleiche gewöhnlich pflegen. Der Vergleich ist völlig falsch. Venedig ist eine Gold- und Marmorstadt, eine Stadt der Dome, Paläste, Glockenthürme, eine Stadt, warm im Ton, farbenreich, von der See bespült, brennend unter der Sonne des Südens bei Tag, glitzernd unter südlichen Sternen bei Nacht. Königsberg liegt in einem Reich von Dunst und Nebel, durch den mindestens die Hälfte des Jahres weder Sonne noch Sterne hindurchdringen. „Acht Monate Schmuz, vier Monate Mücken", das ist eine kurze Charakteristik des Klimas von Ostpreußen, die mir jemand gab, der es nur zu gut kennt. Die Stadt liegt an den Ufern eines Flusses, des Pregel, der sich in zwei Hauptarmen langsam hindurchwindet und stellenweise sumpfig verbreitert. Wo er nicht Fluß ist, ist er Teich. Ein Sechstel der ganzen Stadt innerhalb der Ringmauern ist Wasser, auf welchem fast die Hälfte des Jahres Eisstücke herumschwimmen. Es fällt viel Schnee, und die wärmere Luft von der Ostsee her schmelzt ihn zu Schlicker. „Hier bei uns", sagte mir eine befreundete Dame der Stadt, „haben wir unsere sieben Winter. Erst Regen und Hagel, dann Schnee und Schmuz, dann Schlamm und Schlicker, und so kommen wir in den eigentlich behaglichen Winter, wo das Queckſilber bis zu 40 Grad Kälte (Centigr.) sinkt; das Land wird offen und wir können vom Frischen Haff bis Pillau über das feste Eis Schlitten fahren." An klaren Wintertagen macht sich die Stadt am vortheilhaftesten. Die Straßen sind frei von Schmuz, auf den Kais ist es still, die Schiffe liegen fest im Eis. Eine hohe Lage gefrorener Schnee bedeckt den Grund, über den die Schlitten mit ihren eingemummten Kutschern und Silberglöckchen dahingleiten. Bei Nacht kommen die Sterne hervor, schwach flimmernd und frostig wie im hohen Norden. In ihrem röthlichen Lichte, und ebenso bei Mondschein, erhalten die gothischen Thürme und Spitzen der Stadt einen Anflug von Schönheit, aber die Schönheit der Licht- und Künstlerstadt im Süden ist es nicht. Königsberg ist mehr wie Rotterdam — eine Stadt der Brücken, Kanäle und Schiffe, der schmalen Gassen und Giebeldächer, aber damit ist die Aehnlichkeit auch zu Ende. Die Hauptsache an dieser Bernsteinstadt — das Ineinander von Land und Wasser, die Kais, das Schloß und der Schloßteich, die Insel, die Altstadt, die röthlichen Kirchen, die freien Plätze in der Stadt, die ungeheuern Festungswälle, die mächtigen Speicher und Wohnhäuser — all das vereinigt sich zu einem Bilde, welches im Gedächtniß des Beschauers als etwas ganz Eigenthümliches fortleben wird. Jede alte Stadt — jede Stadt, die ihre Geschichte hat — hat auch ihr eigenes Leben, ihren eigenen Charakter. In dieser königlichen und ritterlichen Stadt geben das Schloß, der Dom, die Universität — jedes in seiner Art was Gutes — ob neu oder alt — der Stadt ein Gepräge, welches keinem andern Orte zukommt.

Was Dixon über das geistige Leben Königsbergs, über die Gelehrsamkeit der Stadt, über die Bedeutung derselben als Geburtsstätte deutscher Freiheit, Einheit und Unabhängigkeit, über die politischen Schiffsleute und Sackträger sagt: das sind alles treffende Aperçus; aber das eigenthümliche geistige Leben der Stadt zur Zeit ihrer größern Bedeutung im Laufe der vierziger Jahre tritt doch aus dieser Schilderung nicht so prägnant hervor wie die äußere Physiognomie und kann unmöglich bei einem kurz dauernden Besuch ergründet werden. Die Geschichte jener Epoche ist noch immer nicht geschrieben worden, und doch war sie reich an eigenthümlichen geistigen Phänomenen. Es lagen in der Luft seltsame Spiegelungen, welche als ein Nachschimmer aus der Zeit der „Seelenbräute", aber nicht auf dunkelm mystischen Grunde, betrachtet werden können. Eine Emancipation von der

Sitte lag offenbar auch den Tendenzen der Heiligen zu Grunde, wie sehr sie auch von der Fama mochte übertrieben worden sein. Dieselbe Emancipation auf dem Boden des philosophischen Radicalismus, der jungdeutschen und junghegelschen Freigeisterei, fand später gerade in Königsberg eifrige Vorkämpfer und Anhängerinnen. Es waren begabte Jünglinge, Mädchen und Frauen, welche damals in Correspondenzen, Schriften und Gesprächen den Theorien socialer Weltverbesserung huldigten, und wenn auch die Zeit der Seraphinenküsse vorüber war, so war doch ein kühnerer Verkehr, als die Complimentirbücher des Salons gestatten, auch in diesen Kreisen an der Tagesordnung. Es waren polare Gegensätze, dieser Radicalismus und jener Mysticismus, und doch von innerer Verwandtschaft.

Für die Schilderung der Gemeinde der „Mucker" hat Dixon, wie es scheint, in Königsberg in den betreffenden Kreisen selbst eingehende Personalstudien gemacht. Für die Geschichte dieser Sekte ist das Actenstück wichtig, das Dixon zum ersten male aus den Quellen mittheilt, das Zeugniß des Professors Sachs. Er leitet die Veröffentlichung mit den folgenden Worten ein:

Drei Gründe sind es, die mich bestimmen, das Zeugniß des Professor Sachs vollständig zu veröffentlichen. Zunächst ist dies Actenstück voll interessanter und für die Geschichte der Gegenwart sehr merkwürdiger Einzelheiten, die aus persönlichen und politischen Rücksichten bisjetzt geheim gehalten sind. Zweitens ist es Gegenstand vieler Commentare seitens der Ebelianer geworden, namentlich seitens Kanitz' und Diestel's, und diese Streitschriften sind ohne die Sachs'sche Darstellung völlig unverständlich. Drittens ist es in vieler Beziehung die Grundlage meiner Erzählung, obschon ich von dem Thatsächlichen einiges und von den Ansichten manches daraus verworfen habe. Indem ich von der Erlaubniß, es zu veröffentlichen, Gebrauch mache, glaube ich, dem Interesse der Wahrheit zu dienen.

Dixon selbst gibt zu, daß es in vieler Hinsicht die Grundlage seiner Erzählung bildet. Offenbar beruhen die Hauptanklagen gegen das Muckerthum auf diesem Zeugniß; denn auch schon vor dieser Veröffentlichung nach dem Wortlaut war der Inhalt in weitern Kreisen bekannt geworden. Es kommt alles auf die Glaubwürdigkeit dieses Zeugen an. Sachs war zur Zeit, als ich in Königsberg studirte, als ein kaustischer Kopf von ebenso schlagendem wie schonungslosem Witz bekannt; das Stichwort „Mephistopheles", das ihm Dixon anheftet, war in der That für ihn gäng und gebe. Der Geheime Medicinalrath und tüchtige Mediciner zeigte einen unverhüllten Haß gegen alles Theologische, und wenn er früher eine mystische Ader besessen hatte, so war damals keine Spur mehr davon zu merken. Er war das ausgesprochene Gegentheil eines Mystikers, und es mußte als ein räthselhaftes Problem erscheinen, wie dieser, auch schon äußerlich so scharf ausgeprägte Kopf in eine derartige Strömung hineingerathen konnte. Die Wandlungen verschwommener Gemüther aus einem Extrem in das andere lassen sich erklären; aber wenn so hartgesottene Verstandesmenschen einer solchen Gefühlsüberschwenglichkeit in irgendeiner Epoche ihres Lebens huldigen, so wird man nur zu geneigt sein, an ihrer Andacht und Hingebung zu zweifeln und ihnen weltliche Motive unterzuschieben. Vielleicht mit Unrecht; aber es wird immer Bedenken erregen, wenn ein junger ehrgeiziger Doctor, der an der Universität eine höhere Stellung einnehmen wollte, sich einer Gemeinde anschließt, zu deren geistigen Leiterinnen die Tochter des Oberpräsidenten der Provinz gehört; und wenn er sich von diesen Damen „katechisiren" läßt bis aufs Blut und Sündenbekenntnisse abpressen, wie sie der andächtig-wollüstigen Romantik der „Seelenbräute" eine eigenthümliche Befriedigung gewährten, so setzte er doch vielleicht dies Märtyrerthum, das auch an und für sich einen pikanten Reiz hatte, auf das Conto seiner künftigen Beförderung und machte im stillen seine sarkastisch-cynischen Randglossen zu der Beichte, die seinen innern Menschen splitternackt vor die Augen der schönen Richterinnen stellte.

Gleichviel, welches auch die Motive waren, die den jungen Mediciner in die Sekte Ebel's führten — hierin kann kein Grund liegen, der Wahrheit seines Zeugnisses zu mistrauen. Was die Glaubwürdigkeit desselben aber ausnehmend verstärkt, das ist die Thatsache, daß dies Zeugniß sehr compromittirend für den Zeugen selbst ist, daß auch ein hoher Grad von Feindseligkeit gegen die Angeklagten eine so selbstmörderische Aussage nicht erklären würde. Das Interesse an der Wahrheit allein kann derartige Aussagen dictiren, und sollte man dies Interesse nicht bei einem reifern Gelehrten annehmen, der sich auf wissenschaftlichem Gebiete im Dienste der Wahrheit einen Namen gemacht hat? In der That trägt auch die Aussage diesen Stempel der Wahrheitsliebe, wenn gleich hier und dort eine gewisse Sophistik nicht zu verkennen ist, indem namentlich die anscheinende Rechtfertigung der Frauen gerade die schwersten Anklagen gegen dieselben enthält. So wird Frau Ida von der Gröben eine wahrhaft edle Natur genannt, die überzeugt war, ihren himmlischen Freund und Erlöser in Ebel gefunden zu haben; „unter jeder andern Bedingung müßte sie sich ja selbst als eine Prostituirte betrachten und verabscheuen". Ebel selbst wird ohne derartige Schonung behandelt; es heißt, daß, wenn Angst in seine verhärtete Seele schleiche, er dieser getäuschten Frau mit dem Bekenntnisse zu Füßen stürzen müßte, daß er ein sehr schwacher, tiefverschuldeter, unglücklicher Mensch sei, dessen drei Cardinallaster: Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen, sein Innerstes zerwühlt, daß er ein hochmüthiger, wollüstiger und verschmitzter Pfaffe sei. Bei den Frauen erkennt Sachs die edelsten Motive an; er spricht von Verirrungen, in die unedle weibliche Gemüther gar nicht gerathen können, sondern eben nur edle, hochbegabte und zur größten Selbstverleugnung durch tiefe Religiosität fähig geworden. Gleichwol seien diese Damen jede Handlung und auch die schaudererregendsten zu vollziehen geneigt gewesen, wenn Ebel sie ihnen ernstlich geboten hätte.

Abgesehen von jenen eigenthümlichen Beichten, in denen jede sinnliche Regung bekannt werden mußte und zwar in unverschleierten Wendungen, mußte aber besonders die religiöse Grundanschauung der Sekte bei den Frommen wie bei den Weltkindern großen Anstoß erregen. Der Prediger Ebel galt für eine Person der Trinität; der Heilige Geist konnte er nicht sein, denn die Gemeinde war mit dem damaligen Walten desselben unzufrieden und betete für seine Umkehr. Fräulein von Derschau hatte denn zuerst herausgefunden, daß die Person Ebel's keine andere sei als die Person Christi. Dieser Wahnsinn

wurde alsbald in ein System gebracht. Sachs berichtet hierüber:

Nackt und unumwunden wurde dies indeß nicht allen ausgesprochen, es hieß nur: Ebel sei der Repräsentant des Heiligen und Reinen im Universum, er sei der vollkommene Mensch, und zwar sei dies seine neue Natur. In diesen verhüllenden Ausdrücken jedoch liegt nicht nur jene Bestimmung, daß Ebel nämlich der zu unserer Zeit erschienene Christus sei, sondern noch mehr eingeschaltet, daß er der höher ausgebildete, vollendete Christus sei! Hiermit aber verhält es sich der Lehre nach so: der zuerst erschienene Christus sei nur zum Theil Mensch geworden, seiner Geburt nach nämlich aus der Maria, aber von keinem Menschen gezeugt; da aber der Gottessohn auch vollkommener Menschensohn werden muß, so muß ein Christus von einem Menschenpaare gezeugt werden; dieser Gezeugte aber muß, was durch die menschliche Zeugung ihm Sündhaftes an- und eingeboren ist, von sich abstreifen, und hierzu bedarf es der Hülfe, des Beistandes und der Kraft aus dem zwar nicht vollkommenen, aber gekreuzigten und versöhnenden Christus. Hat nun der neue Christus es dahin gebracht, diese seine neue Natur anzuziehen, so ist er der reine und heilige und vollkommene Mensch. Er darf aber ja nicht wieder von Anfechtungen aus der alten Natur sich bestricken lassen. Und hierüber wachten in der That mit der äußersten Sorgfalt die beiden genannten Damen über Ebel.

Lag in dieser Auffassung eine vermessene Ketzerei gegen das Dogma der Consistorialkirche, ganz abgesehen von dem Urtheil, welches der schlichte Menschenverstand über diese fixe Idee fällen mußte, so führte die Theorie von der Reinigung und Heiligung zu Verstößen gegen die herrschende Sittlichkeit, welche ganz besonders den Begriff des „Muckerthums" in der öffentlichen Meinung festgestellt haben; Ebel, der Reine und Heilige, mußte seine göttliche Natur beweisen. Da alles Uebel, nach der Grundanschauung, in die Welt gekommen war durch Verführung des weiblichen, durch einen teuflischen Einfluß des männlichen Princips, so konnte alle Rettung durch Reinigung und Heiligung des Weiblichen durch einen göttlichen männlichen Einfluß hervorgehen. Ebel selbst konnte aber nur die weiblichen Hauptnaturen reinigen. Zu diesen gehörten die Frau von der Gröben, seine Frau als Lichtnatur; Fräulein von Schröter, seine Frau als Finsternißnatur; seine angetraute Frau, welche die „Umfassung" sein sollte:

Außerdem wurden nun noch viele andere weibliche Wesen, insofern sie der bestimmten Heiligung und Reinigung bedurften, nicht abgewiesen, auch dazu angehalten, wie eben die verstorbene Gräfin von Kanitz (früher Fräulein von Derschau), Maria Consentius und nicht wenige andere. Sodann war es auch einleuchtend, wie diese Acte der Heiligung und Reinigung zu vollbringen seien: es mußte auf urwesentliche Weise, aber von dem Reinen und Heiligen und an einer nach der Reinigung und Heiligung Verlangenden geschehen. Die urwesentliche Weise aber ist die geschlechtliche, das Reinigende ist das freie und klare Bewußtsein. Die Acte mußten also geschlechtliche Beziehung haben, und es mußte dabei geredet werden; denn das ist Bewußtsein. Das Geschlechtliche aber darf nicht bis zur Zeugung getrieben werden; denn nicht diese zunächst, sondern die Uebung im Urwesentlichen auf reine und reinigende Weise war die Absicht. Also nur bis zur Zeugung hin. Sodann begriff es sich auch, daß diese Acte nur mit denjenigen Damen vorgenommen werden konnten, die nicht blos erst unterrichtet und eingeweiht waren, sondern sie mußten auch ihre Sünden und namentlich in Beziehung auf geschlechtliche Neigungen, Versuchungen u. s. w. bekannt, und auf alle Weise sich als untergeben, willig und abhängig bewiesen haben. Endlich aber war es auch einsichtlich, daß die Acte nicht mit weiblichen Personen vorgenommen werden konnten und durften, die eben in weiblicher, d. h. in geschlechtlicher Beziehung keiner Zurechtstellung bedurften, weil sie eben in geschlechtlicher Rücksicht nicht mehr Frauen waren, also weder mit alten noch mit ältlichen. Mit solchen wurde dergleichen nicht nur nicht gethan, sondern darüber gegen sie vollkommenes Geheimniß beobachtet, weil sie es nicht würden verstehen können.

Dies sind die eigentlich gravirenden Punkte der Aussage von Sachs. Es ist kaum anzunehmen, daß ein Mann wie Sachs derartige Thatsachen selbst erfunden hätte, um so weniger, als Graf Finkenstein, ein früheres Mitglied der Sekte, ebenfalls vor der Unsittlichkeit derselben warnte.

Eine directe Widerlegung dieser Punkte finden wir auch nicht in der neuen Vertheidigungsschrift vom Grafen Kanitz (Nr. 3).

Der Hauptinhalt der Schrift sind die Aussagen Diestel's, welche den Aussagen von Sachs diametral entgegenstehen. Zahlreiche Auszüge aus den Schriften Ebel's sollen die reine Gesinnung und das edle Streben dieses Geistlichen beweisen, der auf ein lebendiges Christenthum hinarbeitete, die Anklagen einer schamlosen und lüsternen Unsauberkeit werden mehrfach mit Protest zurückgewiesen. Bei jenen Schriften handelt es sich indeß um Ebel's exoterische Wirksamkeit, die Wirksamkeit eines Geistlichen, der einer großen Gemeinde vorstand. Daß er dem „lebendigen Christenthum", wie er es hier lehrte, in einem Geheimcultus noch eine ganz andere Bedeutung gegeben habe, ist damit nicht ausgeschlossen. Auch der Protest gegen die Anklagen der Unsittlichkeit erscheint als eine leere Declamation, da nirgends eine nähere Erklärung gegeben wird, durch welche Bräuche jene Anklagen entstehen konnten; denn mochten sie noch so übertrieben sein — irgendein thatsächlicher Halt mußte für dieselben vorliegen. Welche Bewandtniß hatte es mit dem Seraphinenkuß? Was war an jenen Gerüchten von der Zeugung des Messias? Welches Misverständniß oder welche absichtlichen Entstellungen walteten hier ob? Der gänzliche Mangel an jeder Aufklärung über diese wichtigen Fragen läßt Diestel's Vertheidigung vollkommen ungenügend erscheinen.

Auch die Briefe der Frauen, die bei der Sekte betheiligt waren, geben keinen Aufschluß. Daß diese Frauen strengreligiöse Gesinnung und seltene Ueberzeugungstreue besaßen: das räumt ja in seiner Anklage selbst der Professor Sachs ein, und mehr wird durch die mitgetheilten Briefe nicht bewiesen. Was der letztere von der räthfellosen Offenheit der gegenseitigen Beichte schreibt, das wird im Gegentheil bestätigt durch ein Schreiben des Fräulein Minna von Derschau, der nachherigen Gräfin Kanitz, an eine Freundin, in welcher die „willige nackte Offenheit betont wird, die gerade deshalb, weil man sie als etwas Schweres empfindet, ausgeübt werden muß". Auch ist darin gesagt, daß sich die Gleichgesinnten „offener und vertraulicher" als andere Menschen zueinander stellten. Der Eindruck dieses Schreibens ist den Aussagen von Sachs eher günstig. Die erbitterte Polemik Diestel's gegen den Grafen Finkenstein und Olshausen, frühere Mitglieder, spätere Ankläger der Sekte, zeugt von großer Schlagfertigkeit, bringt aber ebenso wenig thatsächliche Widerlegungen. So kann auch die neue Schrift des Grafen Kanitz, die im Grunde nur der Wiederabdruck

einer ältern Vertheidigung Dieſtel's von 1838 iſt, ein freiſprechendes Urtheil nicht begründen, mag man auch der ganzen Frage gegenüber eine noch ſo unabhängige Stellung einnehmen und ſelbſt über die Berechtigung eines gerichtlichen Einſchreitens, das in Nordamerika eine Unmöglichkeit geweſen wäre, Bedenken hegen. Wir bedauern das im Intereſſe des Grafen Kanitz ſelbſt, der von Sachs als ein gütiger und liebenswürdiger Herr geſchildert wird, und der es ſich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben ſcheint, die königsberger Sekte gegen ihre Ankläger zu vertheidigen.

Auch Dixon, der wenigſtens die frühern Vertheidigungsſchriften von Kanitz kannte, ſcheint auf dieſelben nur geringen Werth zu legen; denn ſeine ganze Darſtellung ſchließt ſich im weſentlichen den Ausſagen der Gegner an. Die Darſtellung ſelbſt iſt lebhaft, anregend, gewandt; ſie geht aus von neuern Unruhen vor dem kneiphöfiſchen Junkerhof, in welchem der jüngere Dieſtel die Ankunft des Heilands verkündigte, während auf der Straße die nach Seraphinenküſſen lüſternen Studenten, welche das Muckerthum verſpotteten, von den Soldaten Vogel's von Falckenſtein, des berühmten Generals, in die Enge getrieben wurden; ſie ſchildert dann Johannes Schönherr, den Paraklet aus dem Pauperhauſe, den peripatetiſchen Bußprediger, der gegen die Ehe eiferte und im Grunde der Johannes des neuen Meſſias Ebel war; dann wird uns ein Bild dieſes jedenfalls begabten Mannes ſelbſt entworfen, welchem ſich eine Gemäldegalerie ſeiner Seelenbräute anſchließt. Das Charakterbild von Ida von Gröben, der apokalyptiſchen Braut Ebel's, der Tochter des Oberpräſidenten von Auerswald und der Schweſter des liberalen Miniſters wird mit den lebhafteſten Farben entworfen; die Schilderung beginnt mit den Worten:

In der langen Reihe ſittlicher Räthſel, welche die Ebel'ſche Geſchichte bietet, iſt das Verhältniß der Gräfin Ida von der Gröben zu Ebel das größte. Allgemein wird ſie als eine Frau geſchildert, deren Charakter edler war als ihre edle Geburt. Wollten wir ſagen, ſie ſei weiſe, zärtlich und gut geweſen, ſo wären das ſo kalte Ausdrücke, daß ihre Freunde ſie kaum als zutreffend anerkennen würden. Auch wer ſie und ihr ganzes Haus haßte, geſtand ihr ſo viel Anmuth und Tugend zu, wie ſelten in einem ſterblichen Geſchöpf vereinigt ſind. Ihr Vater liebte ſie, wie er niemand ſonſt liebte. Die Familie ihres verſtorbenen Helden, um den ſie Witwe blieb, vergötterte ſie. Die beſten Familien in Oſtpreußen (und die Sitten ſind dort puritaniſch) hegten und pflegten ſie. In Königsberg nennt man ihren Namen noch heute als den einer Dame, die einſt das Licht und die Glorie der Stadt war. Die ſchärfſten Federn, die nicht Feind noch Freund ſchonten und ihre Vitrioltinte jedem ins Geſicht ſpritzten, ſcheuten davor zurück, Ida von der Gröben anzugreifen.

Ueber die Sekte, ihre innere Einrichtung, ihre Geheimlehren, den Proceß in ſeinen verſchiedenen Inſtanzen ſind Dixon's Mittheilungen von feſſelndem Inhalt; den Reinigungsproceß, den delicateſten Punkt, ſchildert er zum Theil nach den Mittheilungen eines oſtpreußiſchen Geiſtlichen in Illgen's „Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie" folgendermaßen:

Die Art, wie bei Männern und bei Frauen die Heiligung geſchah, iſt in vieler Beziehung noch ein Geheimniß. Kähler behauptete, in ſeinem theologiſchen Roman „Philagathos" habe er genauen Aufſchluß gegeben, und Sachs in ſeiner ſchon erwähnten Darſtellung ſchildert die Sache ebenfalls. Aber Kähler war kein Mitglied des innern Kreiſes, und die gehäſſigen Mittheilungen von Sachs ſind von der Gräfin Ida und vom Grafen Kanitz auf das nachdrücklichſte beſtritten worden. Gewöhnlich nimmt man an, die Art der Heiligung, die Ebel anwandte, habe in einer Reihe Lectionen über evangeliſche Freiheit beſtanden, welche den Geiſt ſeiner Jünger ſtärken ſollten gegen die Verlockungen fleiſchlicher Schönheit. So, hieß es, ſeien jüngere Mitglieder durch Lehre und Beiſpiel angehalten, ihre Freiheit zu gebrauchen, ohne ſie zu misbrauchen. In den privaten Zuſammenkünften der Gemeinde, die entweder in den Zimmern der Gräfin Ida im Schloß, oder im Hauſe der Gräfin Kanitz in der obern Stadt ſtattfanden, mußte irgendeine ſchöne Frau Arm, Fuß, Schulter entblößen, um der Verſammlung ein lebendiges Beiſpiel der Verſuchungen, die Satan dem Menſchen in den Weg legt, vor die Augen zu ſtellen. In dieſem Seelenfeuer ſollten, ſo hieß es, die Gemüther der Frommen ſich läutern und ſtählen. Wie weit dieſer Unterricht in der Kunſt des Widerſtandes gegen die Schönheit ging, weiß man nicht ganz genau; als der Skandal losbrach, hieß es allgemein, man ſei ziemlich bis zum Aeußerſten gegangen, bis der Proceß der Heiligung für vollendet gelten durfte.

Fräulein von Derſchau machte zuerſt die Entdeckung, daß Ebel des Menſchen Sohn, der Meſſias ſei, eine Entdeckung, die indeß ein Geheimniß der oberſten Grade blieb. Im Grunde vertrat die Ebel'ſche Gemeinde die freie, über die Ehe hinausgehende Liebe in myſtiſcher Form, ähnlich wie das in den verwandten Sekten in England und Nordamerika der Fall war. Es war eine geiſtliche Vielweiberei, von der man nicht beſtimmt weiß, inwieweit ſie ſich in eine fleiſchliche verwandelt hat. Wenn die Lehre von den „Seelenbräuten" in ſeraphiſchen Anhängern früherer Sekten, wie der „vom freien Geiſte", bereits ihre Vorgänger hatte, ſo weiſt auch die Reinigungstheorie der Ebel'ſchen Gemeinde auf jene Verſuchungen zurück, durch welche die Heiligen dem Teufel trotzten, indem ſie bis an die äußerſten Grenzen der Sünde gingen.

> Naked in bed, Jago, and not mean harm;
> It is hypocrisy against the devil —

ſagt Shakſpeare's Othello und kritiſirt damit die in ein Syſtem gebrachten Reinigungsacte des Muckerthums, ſoweit ſie wenigſtens in den Mittheilungen der Ankläger charakteriſirt werden.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Lyrische Villeggiatur.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Wenden wir uns nach der Begrüßung der alten Bekannten und guten Freunde zu den noch unbekannten Verfassern, und zwar zunächst zu den Damen, so begegnen wir einer großen Zurückhaltung; denn die meisten tragen eine Ganz- oder wenigstens Halbmaske, die nur für den nähern Bekannten etwas gelüftet wird: als Helene, als eine Verborgene und eine Verstorbene treten die Dichterinnen vor uns mit den Blütensträußen, die sie „aus dem Herzen und Leben" gepflückt; nur die Verfasserin der Gedichte mit dem Titel: „Suum cuique" nennt sich mit vollem Namen.

6. Aus dem Herzen. Lieder einer Verstorbenen. Aus dem Nachlasse von Minna Fischer, geb. Löber. Stuttgart, S. G. Liesching. 1868. 16. 18 Ngr.
7. Suum cuique. Gedichte von Pauline von Harder. Zum Besten unserer Invaliden von 1866. Wiesbaden, Schellenberg. 1867. 8. 20 Ngr.
8. Aus Herz und Leben. Gedichte von Helene. Berlin, v. Decker. 1867. Br. 8. 18 Ngr.
9. Schneeglöckchen. Lieder einer Verborgenen. Mit einem Vorwort von Gustav Knak. Berlin, Beck. 1868. 16. 10 Ngr.

Die werthvollste dieser vier Gedichtsammlungen sind die „Lieder einer Verstorbenen" (Nr. 6), herausgegeben aus dem Nachlasse von Minna Fischer, geborene Löber; sie kommen „aus dem Herzen" und gehen zum Herzen. Die innige Tiefe der Empfindung, die Glaubensfreudigkeit einer echt christlichen Frauenseele, welche fast aus jeder Seite des kleinen Büchleins uns entgegentritt, wirken um so ansprechender, als die Dichterin auch eine große Formgewandtheit besitzt und für jeden vollen Klang eines frommen Herzens einen melodischen Ausdruck zu finden weiß. Einzelne dieser Lieder, z. B.: „Nun kommt mit leisem Schritt die Nacht", werden sich gewiß in den Anthologien bald einen gesicherten Platz erringen. Als Probe geben wir das kleine Gedicht „Klage nicht" (S. 51):

Klagst du über Sehnsuchtsschmerzen,
Wenn du fern den Lieben bist:
Klag' nicht! Herber ist's dem Herzen,
Wenn sein Sehnen es vergißt.

Klagst du, hat der Tod entrissen
Dir, was du geliebt so sehr:
Klag' nicht! Wird es fortgerissen
Von dem Leben, schmerzt es mehr!

Klagst du, daß ein heißes Lieben
Deinem Herzen Leiden gibt:
O, wie wird es dich betrüben,
Wenn dein Herz einst nicht mehr liebt!

Die Gedichtsammlung: „Suum cuique" (Nr. 7), deren Verfasserin sich während des Feldzugs bei der Pflege der verwundeten Krieger in Böhmen hülfreich bethätigt hat, ist „zum Besten unserer Invaliden von 1866" herausgegeben. Dieselbe verdient jedoch nicht nur wegen dieses Zwecks Anerkennung, sondern auch wegen einzelner Gedichte, welche, wie z. B. der „Ausmarsch", „Was ist geschehn", von einer tiefen Empfindung ein beredtes Zeugniß ablegen; das letztgenannte Gedicht gibt der peinlichen Ungewißheit, welche Tausende von Familien nach der ersten Kunde von der großen Schlacht bis zum Eintreffen der oft sehr verspäteten Briefe ihrer Angehörigen durchlebt haben, einen erschütternden Ausdruck. Mit diesen Gedichten aus der Kriegszeit kann sich der übrige Inhalt des Büchleins allerdings nicht messen; die „Bibelgedanken" sind achtzeilige versus memoriales der biblischen Geschichte des Alten und Neuen Testaments, die wohlgemeint, aber sehr wenig poetisch sind; die Jugendgeschichte des Heilandes wird z. B. in folgenden Versen geschildert:

Unter reiner Engelsprache
Reift der Heiland sanft empor,
Gottes Wort ist seine Sache,
Die er freudig sich erkor!

Auch die Gelegenheitsgedichte, die Lieder „Von der Nummer", die Nachbildung der „Glocke", die Festprologe u. s. w. können einen mehr als ephemeren Werth nicht beanspruchen.

Ebenso tragen die im prachtvollen Festgewande vor uns tretenden Lieder: „Aus Herz und Leben" von Helene (Nr. 8), den Charakter des Dilettantenhaften sehr deutlich an sich; nicht sowol deshalb, weil sie größtentheils nur als Gelegenheitsgedichte erscheinen — denn das sind die Goethe'schen Lieder ja ebenfalls —, sondern weil in dem Aeußerlichen der Gelegenheit häufig ihr Hauptinteresse liegt und sie die subjective Empfindung zu einem allgemein gültigen Ausdruck zu bringen, die Wirklichkeit in das Reich idealer Schönheit zu erheben nicht vermögen. Dafür tritt uns aber „daheim und draußen", „in Liebe und im Leben" eine liebenswürdige Persönlichkeit entgegen, deren Gedichte, wenn auch kein hervorragendes poetisches Talent, doch einen weiten Blick über Welt und Leben, eine frische gesunde Auffassung und ein richtiges Urtheil überall erkennen lassen.

Im Gegensatz hierzu bekunden die „Lieder einer Verborgenen" (Nr. 9) zwar eine unverkennbare Begabung des dichterischen Ausdrucks, dabei aber zugleich eine gewisse Beschränktheit des Gesichtskreises und eine nicht ganz natürliche und gesunde Weltanschauung, hier und da auch mangelnde Reife des Urtheils. Diese „Schneeglöckchen", herausgegeben von dem als Dichter geistlicher Lieder und auch sonst wohlbekannten Pastor Knak in Berlin, sind gleich dem von demselben schon früher dem Publikum dargereichten Maiblumenstrauß die Lieder einer „Stillen im Lande", in ihrer sehr prononcirt frommen Richtung oft etwas süß, so „sinnig-innig', mildiglich und wonniglich", reichlich gespickt mit Bibelsprüchen, die oft mitten im Text der Gedichte citirt werden. Naturschilderungen wie: „Der Regen nach langer Dürre", deren erster Vers lautet:

Die Sonne küßt glühend der Erde Wangen:
Da haben die Blümlein getrauert;
Sie neigen das Haupt in durst'gem Verlangen:
Das hat den Schöpfer gedauert —

Gelegenheitsgedichte, wie das „Festlied zur Hochzeitsfeier eines Witwers mit einer Witwe", das „Lob des Pietismus" und „Der Kopfhänger Fröhlichkeit" wären besser ungedruckt geblieben.

Diesen „Schneeglöckchen" aus einem Pfarrgärtchen mögen die „Blauveilchen aus einem Schulgärtchen" und einige andere mehr zu dem Unkraut gehörenden Blüten und Blätter folgen:

10. Blauveilchen aus dem Schulgärtchen. Erzählende Dichtungen von H. Riedel. Saalfeld, Niese. 1867. 8. 10 Ngr.
11. Gedichte von Robert Clemen. Cincinnati (Ohio), Theobald. 1867. Gr. 16. 15 Ngr.
12. Lieder aus der Zeit von einem heitern Beobachter. Leipzig. 1868. 8. 22½ Ngr.

Die dem „Meister des heiligen Tastwerks", d. h. dem Professor der Musik G. Töpfer gewidmeten „Blauveilchen aus dem Schulgärtchen" von H. Riedel (Nr. 10) sind sehr harmlose, zum Theil aber auch geschmacklose Idyllen aus dem Leben eines Schulmeisters in fließenden, wenn auch nicht immer correcten Hexametern. Leiden und Freuden eines Elementarlehrers bilden den Inhalt dieser kleinen wohlgemeinten Erzählungen, in denen z. B. dem unverheiratheten Lehrer der Wunsch erfüllt wird, den er im Selbstgespräch bei der Erinnerung an den Besuch bei einem jüngst vermählten Collegen in folgenden Worten kundgibt (S. 20):

„Wer es doch auch so weit gebracht!" so seufzet er, „oder bis dahin
Doch zum wenigsten, daß vor die photographische Linse
Mit der Erwählten man hintritt in zärtlicher Stellung:
Sie das Köpfchen geneigt an die Wange des selig Verklärten,
Jedes die eine Hand des andern fassend, die freien
Arme um die Nacken gelegt" u. s. w.

Das Büchlein schließt mit dem für ein Schuldotationsgesetz zu berücksichtigenden Wunsche, daß der Amtsertrag dem Lehrer zu Weihnachten nicht nur den Hasenbraten, den sich eine frühere Lehrergeneration durch eine Art Jagdfrevel verschaffen mußte, sondern auch ein Glas Wein zum Festmahl gestatten möge.

Zu diesen Poesien aus dem idyllischen Leben eines deutschen Schulmeisters bilden die Gedichte eines transatlantischen Collegen, welcher an dem Kriege der Nord- und Südstaaten persönlich theilgenommen: „Gedichte" von Robert Clemen (Nr. 11), einen eigenthümlichen, allerdings nicht wohlthuenden Gegensatz. Die ernsten Gedichte der ersten Abtheilung sind durchaus unbedeutend und nur gereimte Prosa, die scherzhaften Dichtungen der zweiten zwar auch durchaus prosaisch und unbedeutend, dabei aber mit einem so forcirten Galgenhumor, einem so derben und oft frivolen Cynismus gewürzt, daß sie (z. B.: „Himmelfahrt und Höllenfahrt") im Vergleich mit den vorerwähnten „Blauveilchen" als narkotische Giftblüten erscheinen, wie sie in einem Schulgärtchen diesseit des Oceans zum Glück nicht wachsen. Proben aus diesen poetischen Ergüssen sind für d. Bl. nicht geeignet.

Daß ein ähnliches Unkraut aber auch dem deutschen Boden entsprießen kann, davon geben die „Lieder aus der Zeit von einem heitern Beobachter" (Nr. 12) ein trauriges Zeugniß, wobei es nur als ein gutes Zeichen der Zeit anzusehen sein mag, daß diese Lieder anonym erschienen sind und ebenso wenig einen Verfasser, der sich zu ihnen öffentlich bekennt, als einen Verleger gefunden haben. Die Satire dieser komischen, oft sehr schmuzigen Schilderungen in holperigen Knittelversen ist sehr schwach, die vis comica dieser „Kalauer" meist nur eine unfreiwillige, und aus dem ganzen Buche sind höchstens folgende Verse bei dem Leser ein sympathetisches Gefühl zu erregen geeignet (S. 65 fg.):

Schreibselig ist die Zeit, wie keine noch gewesen,
Was muß man Tag für Tag, was muß man alles lesen!
Welch' ungeheure Zahl von Worten läßt man drucken,
Aus deren wenigsten Verstand und Nutzen zucken; —
Allein das dümmste Zeug les' ich doch stets in Versen!

Viel werthvoller, wenngleich das Niveau der Mittelmäßigkeit nur wenig überragend, sind:

13. Gedichte von Theodor von der Osten-Sacken-Dondangen. Dresden, Burdach. 1867. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
14. Gedichte von Leixner-Grünberg. Gratz, Leuschner und Lubensky. 1868. 8. 16 Ngr.
15. Pocherze. Ein Haufwerk kleiner Gedichte gefördert von W. Castendyck. Braunschweig, Krampe. 1867. 16. 22½ Ngr.
16. Leben und Kunst. Gedichte in fünf Abtheilungen von M. M. Kalisch. Leipzig, Fritsch. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Gedichte" von T. von der Osten-Sacken-Dondangen (Nr. 13) scheinen die poetische Ausbeute eines ganzen Menschenlebens zu enthalten, denn sie erstrecken sich über einen Zeitraum von mehr als 40 Jahren; die „Badeunterhaltungen aus Franzensbad" stammen schon aus dem Jahre 1821. Allein die Beobachtung der Horazischen Regel: „Nonum prematur in annum", ist doch noch keine Garantie für den Werth eines solchen Spätlings; nicht jeder Wein wird durch das Lagern besser, und Trinken und Lieben allein macht noch nicht den Dichter, wie der Autor S. 130 annimmt. Das Motto der Sprüche:

Mehr wol hat der Tag gegeben,
Doch nicht alles blieb am Leben —

deutet zwar darauf hin, daß nur Auserlesenes dem Publikum geboten werden soll, aber bei der Auswahl hätte dann etwas strenger verfahren und manches weggelassen werden sollen, was nicht blos unbedeutend, sondern geradezu geschmacklos ist, z. B.: „Die alte Leier", „Der Hahn im Korbe". Verleugnet nun überhaupt die ganze Sammlung nicht den Charakter des Dilettantenhaften, so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß in derselben einzelne sehr ansprechende Variationen des alten Themas von Lenz und Liebe enthalten sind, z. B.: „Wie ich dich liebe", „Willkommen", „Elfenreigen" oder „Enthüllung" (S. 22):

Ach, wo soll ich Worte finden,
Daß ich schicklich alles sage,
Was ich in dem Herzen trage?
Doch du wirst es selbst ergründen,
Denn nach einer alten Sage
Sollen Flammen sich entzünden,
Wo versteckt sich Schätze finden.
Und so mag mein Auge künden,
Was ich in dem Herzen trage;
Einen Schatz von Liebe finden
Wirst du nach der alten Sage!

Eine besondere Begabung zeigt der Autor für die Spruchdichtung; das Behagen ruhiger Beschaulichkeit und ein gewisser trockener Humor, der sich auch in dem Gedicht: „Auf der Wartburg", bekundet, erinnert zuweilen an Goethe's „Zahme Xenien"; einzelne Sprüche

enthalten geradezu eine Paraphrase Goethe'scher Gedanken. Als Probe dieser Spruchweisheit diene (S. 264):

Wer rühmet sich bei seinem Thun,
Er hab' es wohl getroffen;
Wenn wir am Schluß der Tage ruhn,
War's Wünschen, Sehnen, Hoffen.

Die Sprache ist gewandt, die Form correct; einzelne gewagte Wortbildungen, z. B. „betüchtigt", werden sich jedoch wol kaum das Bürgerrecht zu erwerben im Stande sein.

Die kleine, nur drei Bogen starke Sammlung von „Jugendgedichten" von Leixner-Grünberg (Nr. 14) zeigt ein frisches Talent, dem es innige Freude bereitet, daß „manche Stund' mit ihren Gaben ihm auch ein Lied hat mitgebracht"; und gerade weil die besten dieser Lieder, z. B.: „Mutterauge", „Traum und Sein", nicht dem Kopfe, sondern dem Herzen entsprungen, nicht gemacht, sondern geworden sind, darf dem Autor, wenn er auch jetzt sich selbst noch nicht Poet nennen will, doch die Anwartschaft auf diesen Namen nicht vorenthalten werden.

Dem „Haufwerk kleiner Gedichte" unter dem Titel: „Pocherze" von W. Castendyck (Nr. 15), ist als Anhang eine Erklärung der in dem kleinen Büchlein häufig vorkommenden bergmännischen Kunstausdrücke beigefügt, und werden darin „Pocherze" als: „geringhaltige ärmere Erze, welche vor dem Verschmelzen durch Verpochen und Waschen von ihren tauben Nebenbestandtheilen getrennt werden müssen", und „Haufwerk" als: „losgearbeitete, von unreinen tauben Bestandtheilen noch nicht getrennte Erzmassen" bezeichnet. Die auch in dem Vorwort hervortretende Bescheidenheit dieser montanen Autokritik, welche nicht als unzutreffend bezeichnet werden kann, überhebt uns der allerdings nicht sehr lohnenden Mühe des „Verpochens", und wollen wir nur den „Harzer Wahlspruch" als Beweis dafür anführen, daß unter dem tauben Gestein auch einige gute reichhaltige Erzadern sich vorfinden.

Das Vorwort zu „Leben und Kunst", den „der unermüdlichen Förderin geistigen Strebens, der Baronin von Rothschild" gewidmeten Gedichten von M. M. Kalisch (Nr. 16), beginnt mit der unbestreitbaren Wahrheit, daß dichterische Erzeugnisse ihre Rechtfertigung in sich selber tragen müssen; und wenn der Verfasser trotzdem es für nothwendig erachtete, jeder einzelnen Abtheilung einen Geleitsbrief mitzugeben, so scheint ihn dabei die Besorgniß geleitet zu haben, daß diese Gedichte einer Legitimation bedürfen und ihren Weg allein zu finden nicht im Stande sein möchten. Und diese Besorgniß ist nicht ungegründet; es fehlt fast allen diesen Gedichten, trotz der Sorgsamkeit, mit welcher alle Regeln der ars poëtica beobachtet worden, doch die eigentlich poetische Kraft; nicht einer dichterischen Begeisterung, sondern einem scharfen, aber kühlen Verstande verdanken sie ihre Entstehung, sie sind — im Gegensatz zu den vorerwähnten Dichtungen Leixner's — nicht geworden, sondern gemacht und entbehren deshalb gleich dem Homunculus der Macht und schwellenden Fülle des frischen pulsirenden Lebens.

Fast ein Drittheil des Buchs nehmen unter dem Titel „Erinnerungen" Gelegenheitsgedichte ein, denen der Verfasser eine allgemeinere Form und Haltung zu geben versucht hat; allein obwol in ihnen der mythologische Apparat des ganzen Olymps sammt Laren und Penaten, Nymphen und Elfen in Bewegung gesetzt wird, und es an Allegorien (z. B. die „Industria, Integritas und Concordia als Wappenhalter") kein Mangel ist, so sind dieselben doch inhaltsleer und manchmal langweilig, wie fast alle Festgedichte, und durch umfangreiche scenische Anweisungen wirken sie fast komisch. Es lautet z. B. bei dem Festspiel zur Einweihung eines Jagdschlosses der Schluß:

Allmählich wird die Musik weicher, sie geht in erhabene, feierliche Harmonien über; das Gewölk öffnet sich und Jupiter erscheint auf hohem Wagen, umgeben von allen Göttern mit ihren verschiedenen Attributen. Sie blicken freudig auf das Gebäude hinab. Da nimmt die Musik den höchsten heiligsten Schwung; in ungemessener Höhe, unendlich über das Göttergewühl erhaben, wird ein Lichtglanz von unnennbarer Schönheit sichtbar; rings um diese Strahlenfülle zeigen sich Myriaden von Engeln, die sich liebend auf das Schloß hinunterwiegen u. s. w.

Auch der übrige Inhalt dieser Gedichtsammlung, für welche als Motto die Schlußstrophe des ersten Gedichts der zweiten Abtheilung:

Wenn nicht die Wissenschaft sich kann zur Kunst verklären,
Dann werden beide nicht ihr reichstes Gut gewähren! —

dienen kann, ist im ganzen ohne erheblichen dichterischen Werth, wenngleich einzelne fruchtbare Gedanken uns in gefälliger Form dargeboten werden. Am ansprechendsten sind die biblischen Dichtungen der vierten Abtheilung und einzelne der freien Uebersetzungen aus dem Alten Testament, in denen der Verfasser den Versuch gemacht hat, bei seinen modernen Lesern eine ähnliche Wirkung hervorzurufen, wie muthmaßlich der Urtext zur Zeit seiner Abfassung auf die Israeliten ausgeübt hat. Die Uebertragung einzelner Psalmen kann freilich den Vergleich mit der gediegenen Kraft und erhabenen Größe der Luther'schen Uebersetzung nicht aushalten; es lautet z. B. der Spruch, Psalm 90, 10: „Des Menschen Leben währet siebenzig Jahr u. s. w.", bei Kalisch (S. 158):

Die Lebenstage fliehn nach siebzig Jahren,
Nach achtzig, wenn sie überkräftig waren:
Und ach! ihr ganzer Stolz sind Qual und Mühen,
Schnell sind wir fortgerafft, und wir entfliehen!

In der letzten Abtheilung, einem Cursus der Universal-Literaturgeschichte, wird in fließenden Distichen eine im ganzen zutreffende Charakteristik der bedeutendsten Dichter aller Zeiten und Völker gegeben, wobei jedoch, wie die Beurtheilung von Catull, Dryden, Pope, Wieland, Goethe u. a. zeigt, der Maßstab mehr der Moral als der Aesthetik entnommen wird.

Zum Schluß noch zwei Stimmen von jenseit des Main, von denen die eine allerdings etwas mistönend klingt, während wir von der andern rühmen müssen: „Verba placent et vox."

17. Therese, ein Volkslied aus dem Münsterthale des Schwarzwalds in elf Gesängen von Leopold August Hoppensack. Mainz, Kupferberg. 1867. 16. 18 Ngr.
18. Blumen und Sterne. Gedichte von Karl Gerok. Leipzig, Volckmar. 1868. 16. 1 Thlr. 16 Ngr.

„Therese" von L. A. Hoppensack (Nr. 17) ist eine einfache schwarzwälder Dorfgeschichte mit dem historischen Hintergrund des badischen Aufstandes, die aber in sehr

geschmackloser Weise vorgetragen wird und kaum genießbar erscheint. Das Buch beginnt mit einer zu dem Inhalt der Dorfgeschichte durchaus nicht passenden Hymne auf Irland, die „Insula Sanctorum", welche in der Kundgebung fenischer Sympathien den Standpunkt des Verfassers, in der Ausdrucksweise seine dichterische Unbefähigung genügend kennzeichnet, wie folgende Probe erweisen mag:

Als der Menschheit Lazarus in Hadern
Liegst du jetzt vor ihre Thür gestoßen.
Und nicht Hunde sind's, die dich umwedeln,
Leckend deines kranken Leibes Blöße;
Ein Vampyr ist's, der, an deinem edeln
Blut aufsäugend seine erste Größe,
Jetzt der Fänge eingehackte Klauen
Färbt in deiner Wunden letztem Thauen!
Insula Sanctorum! Aller Armen
Aermste! Mich nur solltest du erbarmen? —
Ha, vertraue! Gottes Engel lauschen
Deines Thränenkruges Ueberrauschen,
Hoffe, ob dem Halbtod schon erlegen!
Oben schaust du bald ein Heerbewegen,
Bald wie Blitze es herniederfahren,
Und den Blutwurm an den Schlangenhaaren,
Losgerissen von des Opfers Nacken
Zum Gerichte tausendhändig packen.

Daß auch die Geschichte selbst in dem gleichen Ton geschrieben, dafür möge als Beweis die elegante Sentenz aus dem Eingang des siebenten Gesangs gelten:

Ist ein Herz sammt seinem Glück zerbrochen,
Wird es ganz von keinem Wort gesprochen;
Heilen heißt es nun und frisch erschaffen,
Dann es für ein neues Glück begeistern,
Heißt nicht bunten Kram zusammenraffen,
Ihm die Wunden damit zuzukleistern! (sic!)

Einen wohlthuenden Gegensatz hierzu bilden die in eleganter Ausstattung erschienenen, mit der Photographie des Dichters geschmückten Gedichte von Karl Gerok: „Blumen und Sterne" (Nr. 18), welche eine Fülle von Glanz und Duft, keineswegs nur Sterne vom siebenten Rang und dürftig bleiche Blumen enthalten. Es bewährt sich der Verfasser der weitbekannten „Palmblätter" auch in diesen Dichtungen, die zum Theil schon 20, ja 30 Jahre alt sind, in ihrer überwiegenden Mehrzahl aber aus den letzten Jahren stammen, als ein wirklicher Dichter, der uns die goldenen Früchte einer echten tiefen Empfindung und einer geläuterten Lebensweisheit auf der silbernen Schale einer reinen und schönen Form darbietet. Die Lieder religiösen Inhalts der ersten Abtheilung: „Aus Gottes Wort", unterscheiden sich durch den Reichthum inniger Gedanken sehr vortheilhaft von jenen versificirten Verwässerungen der Bibelsprüche, welche in weitschweifigen Paraphrasen das Gold der Heiligen Schrift in Scheidemünze auszuprägen bemüht sind; die Gedichte „Von Flur und Feld" bringen stimmungsvolle Landschaftsbilder (z. B.: „Hochsommer"); und in der letzten Abtheilung: „Von Haus und Herd", gibt der Dichter, anknüpfend an persönliche Erlebnisse, eine poetische Verklärung des Familienlebens, welche sich die Sympathie jedes Lesers erwerben wird. Wir wollen nur die Lieder: „Zu spät", „Des Kranken Liebe", „Ein Vaterherz", „Ein Mutterherz", „Mein Engel" und den Kranz von Trauersonetten auf den Tod des bei der Katastrophe der Austria verunglückten Bruders hervorheben. Die werthvollsten Gedichte bringt aber die dritte Abtheilung: „Aus Welt und Zeit"; die der deutschen Jugend zu Lust und Lehr gewidmeten Erzählungen von Kaiser Karl dem Großen, von denen die erste: „Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt", mit dem Wunsche schließt:

Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand:
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland! —

ferner die Geschichte des alten Landschaftsconsulenten Johann Jakob Moser und seine Audienz bei Herzog Karl die „Schwäbische Kunde" von Uhland, der bei dem Festmahl der Wanderversammlung der Naturforscher gegen einen ihm zugedachten Toast protestirt, und anderes: sie bekunden das anmuthige Talent eines liebenswürdigen heitern Erzählers. Daß aber seine Stimme nicht blos zum Recitativ ausreicht, sondern daß ihm die Kraft des vollen Brusttons zu Gebote steht, das lassen die „Drei Feuerzeichen aus dem Jahre 1842": „Hamburg in Flammen", „Der Tod des Herzogs von Orleans" und „Zwischen Versailles und Paris", erkennen, von denen eine Strophe aus dem ersten dieser drei Gedichte als Probe dienen mag:

Hamburg in Flammen; schon drei Tage lang
Hört man in grausem Chor die Glocken stürmen,
Bis eine um die andre still verklang,
Weil Kirch' um Kirche stürzt mit sammt den Thürmen,
Bis auf Sanct-Peters-Thurm das Glockenspiel
Noch einmal klingt, umwogt vom Feuermeere,
Eh's rasselnd in die Gluten niederfiel:
„Allein Gott in der Höh' sei Ehre!"

Dies bekunden aber vor allem die Lieder aus der jüngsten Vergangenheit, welche auf die Ereignisse des Jahres 1866 sich beziehen: „Friede", „Erntelied" und „Unterm rothen Kreuz". Verleugnen dieselben auch keineswegs den Standpunkt eines Süddeutschen, so findet doch in ihnen ein echt deutscher Patriotismus in begeisterten Worten einen erhebenden Ausdruck, und glauben wir keinen bessern Schluß finden zu können als die Mahnung (S. 201):

Friede! Friede! — Wißt's, ihr Nachbarn drüben,
Die ihr schlau nach deutscher Zwietracht schielt,
Auf die goldnen Rebenberge hüben
Bald mit Worten, bald mit Waffen zielt:
Unter uns — selbst bringen wir's ins Reine,
Wenn ein Zwist im Hause sich entspann;
Wider euch — vom Belte bis zum Rheine
Stehen wir für einen Mann! —

und den den Schluß des „Erntelied" bildenden Gebetswunsch (S. 206):

O Gott im Himmel, sieh darein,
Und gib nach trüber Zeit
Uns deiner Gnade Sonnenschein,
Und Friede nach dem Streit;
Erheb' aus langem Jammerstand,
An Kraft und Ehren reich,
Das schönste Land, mein Vaterland,
Das alte deutsche Reich!

E. Herrfurth.

Vom Büchertisch.

1. Briefe und Blätter von Frau Therese. Herausgegeben von Karl von Holtei. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Im sechsten Band seiner „Vierzig Jahre" hatte der Herausgeber bereits Auszüge aus Frau Therese's (die Briefstellerin ist Frau Therese Oeser, die Gattin des bekannten Jugendschriftstellers Christian Oeser) Briefen gebracht, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Nun erscheint nach einem mehr als doppelten nonum prematur eine ganze Sammlung von Briefen der „Frau Therese". Diese Briefsammlung verdient immerhin eine aufmerksame Beachtung von seiten des denklustigen Publikums. Selten hat sich wol eine Ausgabe von Briefen einer solchen Freiheit von Phrasen und schwülstiger Denkart erfreut, als diese Briefauszüge der geist- und gemüthvollen Verfasserin. Den ersten Theil des Buchs nimmt die Correspondenz mit Holtei ein. Manches hätte daraus ausgemerzt werden können: der alte Fehler des sonst trefflichen Mannes, sich selbst gar zu gern im Spiegel literarischer und freundschaftlicher Anerkennung zu sehen (ein Fehler, den wir auch bei der Holtei'schen Ausgabe des Tieck'schen Briefwechsels tadeln müssen), kehrt in der Redaction der Briefe von Frau Therese gar unerquicklich wieder. Nur der letzte Theil, die Schilderung des Entwickelungsgangs des Sohnes der Verfasserin wird allgemein interessant und steigert sich in den „Briefen einer Mutter an ihren Sohn" (S. 95—134) zu den Ausdrücken echter Mutterliebe und klarer Lebensweisheit. Ganz unübertrefflich sind dann die „Kapitel für junge Mütter", die aus Briefen an eine Freundin zusammengesetzt sind. Sie knüpfen an Ideen aus Jean Paul's „Levana" an, allerdings in ziemlich unabhängiger Weise von den Grundsätzen des ästhetischen Pädagogen, der sehr oft in scharfer Manier bekämpft wird. Wir möchten gerade gegenüber der Michelet'schen Art, mit unangebrachter Zartheit die Thätigkeit der Frau und Mutter zur Sonntagsarbeit der Seele zu stempeln, gegenüber jener hyperästhetischen Manier, das Wesen der Frau in Blumenduft und Nervenblüte aufzulösen, die kerngesunden Rathschläge der Frau Therese allen Frauen, denen die Mutterwürde keine Bürde ist, zur Beherzigung empfehlen. Eigenthümlich ist die Form dieser in unbefangenster Art belehrenden Briefe. Sie sind eigentlich eine Predigt über einen Spruch des Evangelisten Jean Paul zu nennen, da ein Ausspruch des Dichters jedem Brief vorgestellt wird und darüber dann im Verfolg abgehandelt wird. Nur daß hierbei ein gesunder Rationalismus die Schreiberin vor jeder starren Orthodoxie im Glauben an den Heiligen von Wunsiedel bewahrt. An ihrem eigenen Sohn zeigt die treffliche Mutter die Grundzüge echter Pädagogik. Und die Mädchen? fragt der Leser. Lassen wir die Verfasserin selbst sprechen:

Was die menschliche Entwickelung anlangt, so halte ich es bei einem wie bei dem andern; alle Eigenschaften eines Menschen sind im Weibe vorhanden und ließen sich wie bei dem andern Geschlechte entwickeln. Fragen Sie mich: ob auch die des Muthes, der Ehrbegierde und der Tapferkeit? so sage ich getrost ja; nur soll und wird ihre Bestimmung und ihr weibliches Gefühl sie jene Eigenschaften anders anwenden lehren.

Es folgt nun eine Begründung dieses Fundamentalsatzes, die wir S. 189 nachzulesen bitten. Eine starke Antipathie hat unsere Briefstellerin aber vor dem zunftmäßigen Pädagogenthum, dem sie wenig gute Früchte vindicirt. Es liegt in der Art ihrer Motivirung dieses Urtheils sicher eine tiefempfundene Wahrheit. Sie äußert sich darüber wie folgt:

Wenn ich von einem passionirten Pädagogen hörte, faßte mich immer ein Grauen. So einer will in einem fort zu thun haben, ist voll rühmlicher Arbeitslust und arbeitet den Zögling nicht selten, wenn nicht zu einem dummen, so doch zu einem unaufgelegten, empfindungsunfähigen um; weil ihm durch ewiges Vorkauen und Analysiren des Schönen, Guten und Großen, alles zusammt verekelt wird. Der Unterricht hat eifrig und frisch zu sein; die Erziehung halte sich fein unsichtbar und geheim, und der Zögling merke es nie, daß an ihm erzogen wird. Und somit wünsche ich Ihnen, theuerste Freundin, einst für Ihre Kinder einen innerlichst gebildeten, gesunden, freundlichen, ruhigen Menschen zum Erzieher, der keine andere Passion hat, als die Natur im Großen und Kleinen zu beobachten und von ihr zu lernen: daß nur durch Wahres und Natürliches auf sie wieder einzuwirken ist; daß wer mit Kunststücken an sie heranrückt oder auf der fixen Idee irgendeines Pedantismus vor ihr herumreitet, sein eigener Narr sei und nicht selten auch der Narr seines Zöglings. Nimmt er sich aber gar nicht als ein aparter Mensch, sondern geht nur recht helle, lichte Pfade voran, im Genusse des Guten, Schönen, im völligen Behagen, so folgt ihm der Jüngling, angezogen von der Macht des einfach Wahren und Natürlichen.

Prächtige Genrebilder und Reflexionen über Volksleben, Liebe, Dichtung, Religion bilden den Schluß des Buchs. Feine Beobachtungen über die Volksseele treten uns aus diesen „Blättern aus dem Tagebuch einer Frau" entgegen. „Die Juden und der Judenhaß" ist ein Kapitel schöner menschlicher Anschauung, meisterhaft geschrieben in Denkart und Darstellung. Die Aphorismen „Ueber das Wirken unsers Meisterdichters" sind, ganz entgegen der Frauenart, scharfe Aperçus über den Liebling der Frauen, Goethe, den doch diese viel weniger in seiner allgemein menschlichen Bedeutung zu würdigen pflegen als die objectivern Männer. Voll liebevollen Eingehens in die Natur des Olympiers, voll unparteiischer Anerkennung, verdienen diese Worte einer denkenden Frau nicht ungehört zu verhallen. Nur einen groben biographischen Irrthum möchten wir berichtigen: S. 238 schreibt die Verfasserin: das müßten wir wol „Friederiken und Lili'n, welche beide später aus Neigung heiratheten, selbst entscheiden lassen". Bekanntlich hat Friederike Brion alle nachmaligen Heirathsanträge entschieden mit der Aeußerung zurückgewiesen: „Wer von einem Goethe geliebt worden, könne nie wieder lieben", und ist unvermählt geblieben. Jener Schnitzer hätte also wol vom Herausgeber nicht unbemerkt bleiben sollen! Die angehängten Gedichte der würdigen Dame sind doch wol zu unbedeutend, um einen Abdruck zu rechtfertigen. Neben dem Lobe, das wir dem Herausgeber für die Veröffentlichung dieses schätzbaren Briefmaterials zollen, dürfen wir den kleinen Vorwurf nicht unterdrücken, daß er die in echt frauenhafter Weise an Fehlern reiche Interpunktion nicht auch seiner sonst sehr gewissenhaften Redaction unterworfen hat.

2. Vier Tragödien des Sophokles und Euripides. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt. Nördlingen, Beck. 1867. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die vier Tragödien, welche der gewandte Uebersetzer unserer Scene mundgerecht zu machen versucht hat, sind der „Oedipus Coloneus" und der „Philoktet" des Sophokles, sowie die „Medea" und der „Hippolyt" des Euripides. „Mit Rücksicht auf die Bühne" heißt die Etikette, die diesen Bearbeitungen angehängt ist. Gewiß mit voller Berechtigung. Niemand kann leugnen, daß jene Experimente des preußischen Königs, die der „Antigone" und dem „Oedipus Coloneus" ein musikalisches Gewand schufen, um so mit mehr Interesse vom berliner Publikum aufgenommen zu werden, vor der ästhetischen Kritik nicht haben bestehen können. Schreiber dieses war oftmals Zeuge der völligen Apathie des berliner Publikums gegenüber der Vorführung der „Antigone". Die Kritik hatte schon bald nach der Inscenirung der bedeutendsten Tragödie der thebanischen Trilogie ihr abweisendes Urtheil laut werden lassen: was man durch die Ausgrabung des antiken Dramas und durch dessen Verpflanzung auf die moderne Bühne hatte erreichen wollen, die Veranschaulichung der attischen Tragödie und ihres Schauplatzes, das löschte die Mendelssohn'sche echt moderne Composition völlig aus, und es ward so der Anstoß zu den später so beliebten Mischdramen gegeben, wo Recitation und Musik, im Rahmen der Decorations-, Maschinerie- und Tanzkunst, dem süß gekitzelten Ohr und Auge des Zuschauers eine angenehme Abwechselung, seiner Seele aber nimmer den Genuß und die Erhebung boten, welche die unentweihte Bühne gewähren soll. Von der Antigone-Sophokles-Mendelssohn ist nur ein Schritt zur Phädra-Conrad-Taubert.

Entgegen jener unkünstlerischen Modernisirung des antiken Dramas hat Adolf Wilbrandt (als Shakspeare-Uebersetzer rühmlich bekannt) auf die Aufforderung der meininger Hofbühne hin die „Antigone" und den „Oedipus auf Coloneus" übertragen. Diese Dramen sind Ende 1866 mit größtem Erfolg auf der meininger Bühne in Scene gegangen. Das Princip des Uebersetzers beruht auf einem ähnlichen Grundsatz, wie ihn Oswald Marbach in Bezug auf Shakspeare einmal ausgesprochen hat.

Gehen wir — sagt Wilbrandt — zu Shakspeare und gar zu den Spaniern zurück, so muß jedem klar werden, daß die Lebensfähigkeit dieser Dramatiker am allerwenigsten in ihrer Kunstform und am allermeisten in ihrer dichterischen Stärke beruht. Und das ist es, was ich sagen will. Eine Bühne und eine Lesewelt, die, wie die unserige, nach so Fernem zurückgreifen, weil sie zu ihrem Heil im Stande sind, die dichterische Größe trotz aller nationalen und zeitlichen Klüfte aufzufinden und gleich etwas Eigenem zu genießen, diese brauchen nur noch einen Schritt auf eben diesem Wege mehr zu thun, um auch die Antike, sobald sie ihrer abgestorbenen Theile entledigt ist, in ihrer keiner Modernität bedürfenden Ewigkeit zu empfinden. Und so kann und soll der wahre Zweck meiner Veränderungen nur ein negativer sein: das zu entfernen, was unsern festbegründeten poetischen Formen geradezu widerspricht, also die einem andern Sprachgeist angehörenden Versmaße und den mit seiner Musik und seiner Vortragsweise untrennbar verwachsenen Chor.

Diese Grundanschauung des Uebersetzers genügt wol, um seine Tendenz und die Art seiner Uebertragung erkennen zu lassen. Wilbrandt ist ein Meister der Form, das beweist er wiederum in der schönen Sprache dieser Uebertragungen, die frei von Schwulst und Ungelenkigkeit sich wie ein klarer gleichmäßiger Wellenschlag eines Meeres von Poesie und Wahrheit der Empfindung fortbewegt. Die „Medea" des Euripides dürfte sich unserer Bühne weit vor der Grillparzer'schen zur Aufführung empfehlen — die „Medea" des Hellenen ist wirklich, wie Wilbrandt richtig hervorhebt, die erste eigentliche Virtuosenrolle der Theaterliteratur; in ihrer edeln Einfachheit, in der Abwesenheit jedes sinnlichen Beiwerks, wie des Chorgesangs und Decorativelements, kann diese Tragödie wie die übrigen Wilbrandt'schen Uebertragungen dennoch ihrer Wirkung auf ein modernes Auditorium sicher sein, so sehr wir dies Vorrecht moderner Stücke für die Bühnen der Gegenwart anerkennen. Nur wäre wol mit dem Bearbeiter wegen der gläubigen Nachfolge in der Conjecturalkritik seines Vaters (Christian Wilbrandt) zu rechten. Die Unechtheit der Verse 1362—72 und 1376—1451 des „Philoktet" will uns trotz der eingehenden Darlegung Wilbrandt's nicht recht einleuchten: seine Kritik erinnert uns mitunter an Hofmann Peerlkamp's geistreich negirende Horaz-Conjecturen.

3. Sophokles' Antigone. Uebersetzt mit Erklärungen für Nichtphilologen von Rudolf Brohm. Thorn, Lambeck. 1868.

Vorliegende Uebersetzung ist, wenngleich auch die Frucht längerer Arbeit, eine Gelegenheitsschrift, die durch das dritte Säcularfest des thorner Gymnasiums, dem sie gewidmet ist, hervorgerufen wurde. Augenscheinlich hat der Uebersetzer nicht Fleiß noch Mühe gespart, um den „Nichtphilologen" das Verständniß des griechischen Tragikers zu erleichtern. Mit treuer Sorgfalt und ängstlicher Genauigkeit ist der Sinn des griechischen Originals wiedergegeben; die Trimeter sind tadellos glatt, die Chöre geschickt und mit charakteristischer Erhabenheit übertragen. Was die Uebertragung eigenthümlich macht und sie von den bisherigen Versionen im empfehlenswerther Weise unterscheidet, ist die stete Rücksichtnahme auf einen der classischen Bildung fernstehenden Leserkreis. Sehr hübsch und in instructiver Ausführlichkeit, klar und fern von Trivialität, die hier nahe lag, sind die zahlreichen Anmerkungen gehalten, die den Text ununterbrochen begleiten. So ist diese Antigone-Uebersetzung immerhin jedem, der neben der Großartigkeit des attischen Tragikers auch dessen vielfache Beziehungen auf hellenisches Volksthum und Religion kennen lernen will, zu empfehlen. Nur möchten wir den Uebersetzer auf eine auffällige Inconsequenz aufmerksam machen. Dem Leserkreis, den der Uebersetzer im Auge hat, dürften wol die griechischen Ueberschriften, als „Stasimon", „Epeisodion" u. dgl. störend und statt dessen die Verdeutschung derselben um vieles willkommener sein. Den Nichtphilologen wird das wol gleichgültig sein, was die Philologen in der Uebersetzung an das Original erinnern könnte.

4. Sein und Werden im deutschen Buchhandel. Von Ernst Namenlos. Altenburg, Pierer. 1868. 8. 18 Ngr.

In der That eine recht hübsch angelegte Satire auf die Façon des deutschen Sortimentsbuchhandels. Nur schade, daß das Werkchen Fragment geblieben ist; wie lohnend wäre nicht eine satirische Schilderung der Mache im Verlagsbuchhandel gewesen: eine Erwartung, die der

vielversprechende Titel des Schriftchens nicht erfüllt. Weshalb die Jahreszahl 1880 als Zeit der erzählten Vorgänge angegeben wird, ist uns nicht recht klar: der Zweck des Verfassers dürfte mit einem Datum aus unserm Jahrzehnt ebenso und mehr erreicht sein, als mit jenem willkürlichen Vorrücken der Scenerie um zwei Decennien. Dennoch dürfte die vorliegende Broschüre nicht blos buchhändlerische, sondern auch weitere Kreise fesseln; ein gewandter Ausdruck, neben anschaulicher Schilderung und feinem Blick für Menschen und Zustände sichert ihr die Theilnahme des gebildeten Publikums.

5. Gründung und Entwickelung der breslauer Burschenschaft. Festgabe zu ihrer funfzigjährigen Jubelfeier am 26. und 27. October 1867 den alten Herren dargebracht von der (alten) breslauer Burschenschaft. Breslau, Maruschke und Berendt. 1867. Gr. 8. 25 Ngr.

Manchen lehrreichen Wink, auch für den Culturhistoriker der ersten Decennien dieses Jahrhunderts, enthält diese Festgabe, die einen alten breslauer Burschenschafter zum Autor hat. Wer die Bedeutsamkeit der noch immer ziemlich seltenen Monographien zur Geschichte der Burschenschaft kennt, der darf auch vorliegende Gelegenheitsschrift nicht unberücksichtigt lassen. In warmer und doch gemessener Haltung empfangen wir ein klares Bild der breslauer burschenschaftlichen Bestrebungen, die freilich ziemlich weit vom burschenschaftlichen Geist anderer Hochschulen entfernt waren. Gesteht doch der Verfasser selbst ein, daß der Gesang des Arndt'schen Vaterlandsliedes einem breslauer Burschenschafter von 1819 den Ausruf entlockte: „das deutsche Vaterland geht uns eigentlich gar nichts an", und ähnliches; so war auch wol Steffens' Wort: „wenn man in Breslau eine Freiheit suche, so müßte es eine schlesische sein", genau auf den burschenschaftlichen Geist der Viadrina passend. Zu der unerschöpflichen Geschichte der Demagogenriecherei bieten die S. 90 mitgetheilten Details nicht unbedeutendes Material. Bei der Abfassung des Buchs sind die Berichte der zeitgenössischen Studirenden, als Holtei's (bekanntlich ein Antiburschenschafter), Stelzner's u. a. mit Geschick benutzt. Manches hätten wir jedoch unterdrückt, manches eingehender behandelt gewünscht. So ist die Geschichte des letzten burschenschaftlichen Decenniums, die auf kaum einer vollen Seite tractirt wird, offenbar übers Knie gebrochen: wie passend hätte sich hier an die Anfänge jenes progressistischen Treibens des zweiten Jahrzehnts anknüpfen lassen, jener Jahre, in denen die Jenenser (heute gerade die Rechte in der Burschenschaft!) „nicht einsahen, warum nicht jeder brave Jäger, Oekonom, Soldat u. s. w. auch deutscher Bursche sein und in die Burschenschaft aufgenommen werden könne"! Diese progressistische Richtung findet sich bekanntlich gerade nächst der berliner Burschenschaft zumeist in den breslauer Raczeks vertreten. Auch finden wir Franz Passow's weitgehende Wirksamkeit für das studentische Leben zu oberflächlich erwähnt; umgekehrt ist den gänzlich faden und nicht des Abdrucks werthen Stammbuchversen der alten Burschenschaft zu viel Raum (5 Seiten) gewidmet. Interessant ist Rudolf Gottschall's Aufenthalt in Breslau und die sich daranknüpfenden Ovationen und Demonstrationen geschildert; Heinrich Laube's Thätigkeit für die Studentenschaft sowie für die „Aurora", die er in seiner breslauer Zeit redigirte, hätte dagegen recht wol eine genauere Erwähnung verdient. Dem immerhin lesenswerthen und lehrreichen Werke ist die Verfassungsurkunde der breslauer Burschenschaft vom Jahre 1828—31, desgleichen die der breslauer Burschenschaft von 1848 beigefügt. Der tiefgehende Umschwung, den der Geist der deutschen Burschenschaft innerhalb jener zwanzig Jahre erfahren, spiegelt sich lebhaft in diesen Statuten ab.

6. Studien über die Betheiligung Deutsch-Oesterreichs an der Weltausstellung in Paris 1867. Mit einer Ansicht und zwei Plänen. Wien, Hilberg. 1868. 8. 24 Ngr.

Die Zeit ist längst hinter unserm Rücken, wo man behauptete, das böhmische Glas und die wiener Zündhölzchen seien die einzigen bemerkenswerthen österreichischen Industrieproducte. Vorliegende Wanderung durch die letztvergangene Weltausstellung belehrt uns eines Bessern, sie zeigt uns die österreichische, zumal die deutschösterreichische Industrie in höchst günstigem Licht. Jede Branche der österreichischen Exposition wird mit eingehender Sorgfalt einer ziemlich objectiven unparteiischen Erörterung gewürdigt. Nur in Bezug auf die Ausstellung ungarischer Producte wird der anonyme Berichterstatter, dem es um tendenziöses Hervorheben des deutschen Elements in der österreichischen Production zu thun ist, häufig ungerecht und ausfallend, wenngleich die ungarische Separationswuth immerhin eine Rüge verdient. So ist das S. 49 mitgetheilte Factum ein auffallender Beleg für dieselbe. Andererseits erkennt der Autor in unparteiischer Weise an, daß Oesterreich von der Schweiz, Belgien und andern kleinen Staaten schon übertroffen werden kann, daß Preußen im Ausstellungswesen große Fortschritte gemacht habe und Oesterreich binnen fünf Jahren hinter sich zurückließ, während es dasselbe vordem beneidete. Dennoch liefert die Besprechung des österreichischen Ausstellungskataloges eine erkleckliche Anzahl großartiger Industrieerzeugnisse; von wissenschaftlichen Nummern heben wir besonders Professor Hyrtl's zwölf anatomische Präparate hervor. Wir müssen dem Verfasser beistimmen, wenn er von diesen Präparaten behauptet, in keiner Abtheilung der pariser Weltausstellung existire in demselben Genre etwas nur annähernd so Ausgezeichnetes wie dieses Meisterwerk des Schöpfers der vergleichenden Anatomie. Die beigegebenen Ansichten und Pläne des Ausstellungsrisses sind sorgfältig und übersichtlich gefertigt.

7. Die Entwickelung der Handelsgesellschaften. Von W. Endemann. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Zweite Serie. Heft 9.) Berlin, Lüderitz. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Wir erhalten in diesem Abdruck des Endemann'schen Vortrags eine übersichtliche historische Darlegung der Genesis moderner Associationen und den Verfolg ihrer Gesetze. Nach einer, wie uns scheint, zu umfangreichen Einleitung, nimmt die Auseinandersetzung des römischen Societätswesens ein Fünftheil des Vortrags ein. Es folgt dann die Darstellung der mittelalterlichen genossenschaftlichen Ansichten. Im Gegensatz zu der Ueberschätzung des Kapitals, dessen sich die Römer schuldig gemacht, war

die mittelalterliche Denkweise bemüht, in Gesetzgebung und Wissenschaft das Kapital zu entwerthen und die Arbeit, die jene unterdrückt hatten, hoch zu erheben. Das Wucherdogma, die Abneigung des kanonischen Rechts gegen den Handelsverkehr en gros werden motivirt, wie denn die ganze Behandlung des Gegenstandes eine echt pragmatische zu nennen ist. Für das Mittelalter stellt sich unserm Autor dieses Ergebniß heraus: es gab eine Arbeitsgesellschaft, eine Gesellschaft aus Vereinigung von Arbeit und Geld, aber keine societätsmäßige Kapitalvereinigung. Es ist hier nicht Ort und Raum, dem geistvollen Verfasser in seine scharfsinnige Begründung des heutigen Gesellschaftswesens zu folgen. Jedenfalls ist der Vortrag eine treffliche kritische Darlegung der Gesellschaftswissenschaft, eine Societätsgeschichte in nuce, die jedem Gebildeten über die Theorien des modernen Geschäftslebens historischen Aufschluß gibt.

8. Die römische Frage. Rede gehalten in den Sitzungen der italienischen Deputirtenkammer am 18., 19. und 20. December 1867 von Urban Rattazzi. (Nach den stenographischen Berichten übersetzt.) Florenz, Löscher. 1868. 8. 8 Ngr.

Wir vermissen in dieser Ausgabe der epochemachenden Rede des italienischen Staatsmanns eine Einleitung, die dem Leser, selbst dem politisch orientirten, die Entwickelung der römischen Frage, zum mindesten doch ihre Erörterung in der italienischen Kammer auseinandersetzt und in die dermalige Tagesordnung des florentiner Parlaments einführt. Statt dessen wird uns nur eine nackte, nicht einmal völlig correcte Uebersetzung der Rattazzi'schen Rede geboten. Hierin hätte der florentiner Unternehmer für eine bessere Redaction sorgen können, welche die Aufsehen erregenden Worte des einflußreichen Redners jedenfalls verdient hätten.

9. Lies und denk. Von der Verfasserin der „Kleinigkeiten". Aus dem Englischen übersetzt. Zweite Stereotypauflage. Basel, Bahnmaier. 1867. 16. 18 Ngr.

Dieses kleine Werkchen richtet seine Worte an die jungen Mädchen, die aus der Pension treten. Im Stil der englischen Erbauungsschriften gibt es wolgemeinte Rathschläge für das empfängliche Alter der Uebergangszeit vom Kinde zur Jungfrau. Nur etwas hochkirchlicher Beigeschmack, der sich in Citaten des Hrn. Erzbischofs Leighton und anderer Hochkirchenmänner mehr äußert, nimmt dem Büchelchen die objective Unbefangenheit, die es nach den ersten Seiten zu verheißen scheint. Die Uebersetzung ist gewandt und flüssig, die Ausstattung geschmackvoll und elegant; irren wir nicht, so wird die kleine Schrift ihren Weg auf die Damentische finden.

10. Von der Kunst. Von Joseph Ritter von Führich. Zweites Heft. Wien, Sartori. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Schon beim Eingange dieses zweiten Heftes erfahren wir, daß alle menschliche Kunst und Wissenschaft eine Folge der Sünde, der Erbsünde ist. Hören wir eine kleine Blumenlese aus der Schrift des Hrn. Professors an: „Unsere Lebensaufgabe ist die Rettung unserer Seele aus den Finsternissen dieser Welt." „Nichts ist alberner als das heutige Geschrei nach Befreiung der Wissenschaft aus confessionellen Schranken." Chateaubriand's Wort über Goethe und Schiller: „In der Behandlung katholischer Gegenstände fanden sie ihren Genius", sowie Herder's Ausspruch: „Ohne die Päpste wäre Europa eine mongolische Wüste", werden unvermittelt vom Autor angezogen, um seinen Grundsatz von der Einheit der Kunst und des Katholicismus zu bestätigen. „Ein Evangelium der Hölle beginnt landläufig zu werden." „An die Stelle des Glaubens drängt sich ein sogenanntes Wissen" u. s. w. In diesem Ton geht es durch das ganze Buch, das nichts als eine ungeordnete, wie der Verfasser selbst einmal zugibt, aphoristische Polemik gegen den Zeitgeist, die Wissenschaft, den Aesthetiker Vischer, den Pantheismus, das Zeitungslesen und anderes mehr enthält, in dem wir jedoch vergebens nach einem kritischen Wort über das Wesen der Kunst suchen. Das mag der Autor denn auch selbst gefühlt haben, da er meint: „Nicht überrascht würden wir vom Geiste unserer Zeit (er ist im Grunde der Herren eigener Geist, «Faust» [sic!]) die Frage vernehmen, was dies alles die Kunst angehe?" So fragen wir auch mit jenem Geist, und verwahren uns energisch gegen eine Kunstbetrachtung, die gewiß vor dem Apostolischen Stuhl, nicht aber vor den Augen des urtheilenden Lesers Gnade finden wird.

11. Die Farbe als decorativer Schmuck. Zwei Vorträge gehalten im Kunstindustrie-Vereine in Gratz im Winter 1868 von Joseph Wastler. Gratz, Leuschner u. Lubensky. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Vorliegende Vorträge bieten eine erfreuliche Darstellung der ästhetischen Verwerthung der Farben und ihrer Combinationen. Folgt der Vortragende auch zum großen Theil Brücke's „Physiologie der Farben", so hat er doch mit Feinheit und Sicherheit des künstlerischen Geschmacks die Bedeutung der Farbe für Haus-, Zimmer- und monumentale Decorationen hervorgehoben. Scharfe Sonderung der Farbennuancen und Lichttöne, historischer Blick und eingehende Kenntniß der Architektonik sind die Hauptvorzüge dieses angenehmen und leicht lesbaren Werkchens. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir ihm neben Hirzel's „Toilettenchemie", Ule's „Warum und Weil" und ähnlichen Anfängen einer praktischen Hausencyklopädie einen berechtigten Platz einräumen.

12. Studien und Skizzen. Erster Theil. Der jüdische Stamm. Ethnographische Studie von A. Jellinek. Wien, Herzfeld und Bauer. 1869. 8. 24 Ngr.

Der als jüdischer Kanzelredner rühmlichst bekannte Verfasser versucht es hier, die Juden zu charakterisiren. Er will damit die schiefen und einseitigen, nur zu oft von Eingenommenheit zeugenden Urtheile, die über den jüdischen Stamm gefällt worden sind, berichtigen und auf dem Wege der Induction, d. h. durch Untersuchung der Denkungsart, der Sprache, der Religion, des Schriftthums, der Entwickelung, der Sitten und der im Sprichworte sich manifestirenden Volksweisheit ein besseres Verständniß und eine gerechtere Würdigung des „in die Entwickelung des modernen Gesellschaftslebens mit tausend Armen eingreifenden" jüdischen Stammes verbessern helfen. Bei einem solchen Unternehmen wird man wol zunächst die Frage aufwerfen müssen: Ist einer, der selbst einem bestimmten Stamm angehört, dazu befähigt und geeignet,

denſelben richtig und unparteiiſch zu beurtheilen? Und wir werden, wenn wir auch die Schwierigkeit der Selbſterkenntniß nicht leugnen wollen, die Frage bejahend beantworten, und zwar deshalb, weil wir von der Anſicht ausgehen, daß jeder einzelne, wenn er ſich nur aufmerkſam beobachtet und mit Strenge gegen ſich ſelbſt verfährt, immer noch beſſer befähigt iſt, ſich zu beurtheilen, als es ein anderer iſt. Und was vom einzelnen gilt, das gilt auch von einer Geſammtheit. Ja, es muß um ſo leichter ſein, ſeine Stammesgenoſſen zu beurtheilen, als man dabei neben der Selbſtprüfung noch den Vortheil hat, andere ſeinesgleichen und zwar mit Hülfe der aus der Selbſtanalyſe geſchöpften Erfahrung zu beobachten. Man wird demnach ſolchen Selbſtſchilderungen volles Vertrauen ſchenken können, abgeſehen freilich von dem bekannten Dilemma, wo ein Kretaner ſagt: „Alle Kretaner ſind Lügner.“ Wäre es z. B. irgendeinem Ausländer möglich geweſen, eine ſo erſchöpfende, zutreffende und glaubwürdige Schilderung der Deutſchen zu entwerfen, wie wir ſie von einem Bogumil Goltz beſitzen? Bei dieſem unübertroffenen Charakterzeichner iſt denn auch der Verfaſſer der vorliegenden „Studien“ augenſcheinlich in die Schule gegangen; ihm hat er es abgelernt, ſeine Schilderungen in lauter Gegenſätzen ſich bewegen zu laſſen, nur daß er, nach Hegel'ſcher Weiſe, für die Gegenſätze ſtets ein höheres Drittes findet, in dem ſie aufgehoben und verſöhnt ſind. Die Darſtellung iſt ſtets, wie wir es von Jellinek gewohnt ſind, in edler Sprache gehalten, und neben der Gewandtheit in der Beherrſchung der Form bekundet ſie die immenſe Beleſenheit des Verfaſſers auf den verſchiedenſten Gebieten des Wiſſens ſowie beſonders ſeine ausgebreitete Kenntniß der jüdiſchen Sage und der Spruchweisheit des Talmud und Midraſch, welchen letztern Zweig er ſelbſt durch die Herausgabe mehrerer Beiträge aus dem Mittelalter weſentlich bereichert hat. Diesmal zieht er natürlich nur ſolche Dicta herbei, welche zur Charakteriſtik des jüdiſchen Stammes dienen, und die Art, wie er ſie zu ſeinem Werke verwendet, zeugt überall von ſeinem Verſtändniß und ſcharfſinniger Auslegungsgabe. Die Charakteriſtik ſelbſt, des Herzens ſowol wie des Geiſtes, der Anlagen und Neigungen der Juden, iſt namentlich in der erſten Abtheilung des Buchs durchaus auf dem Wege der Induction erreicht worden und, wie uns däucht, faſt in allen Stücken zutreffend. Daß die Lichtſeiten des jüdiſchen Charakters dabei mehr hervortreten als die Schattenſeiten, wird nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, wer der Verfaſſer iſt: niemand aber wird ihn einer gefliſſentlichen suppressio veri zeihen können; denn ſind es auch nur leiſe Andeutungen, werden die wunden Stellen auch nur ſanft berührt, ſo wird doch nichts verſchwiegen; ja, hier und da werden die Schwächen der Stammesgenoſſen mit einer ziemlich ſpitzen Feder bloßgelegt, und beſonders jüdiſche Gemeindevorſteher müſſen recht oft die Geiſel der Satire, die der Verfaſſer mit Juvenal'ſcher Schärfe zu führen verſteht, empfinden. Augenſcheinlich ſprechen hierbei ſelbſtgemachte Erfahrungen mit. Schade, daß ihm Dryden's „Abſalom und Achitophel“ nicht bekannt zu ſein ſcheint; er hätte ſich aus dieſer biſſigen Dichtung noch manche Waffe holen und auf Rechnung des engliſchen Satirikers noch manchen Hieb verſetzen können. Die Getroffenen indeſſen werden anderer Meinung ſein und glauben, daß des Guten bereits genug geſchehen.

Wenn wir einzelne Züge aus der allgemeinen Charakteriſirung hervorheben ſollten, ſo würden wir als beſonders zutreffend den Vergleich der Juden mit den Frauen und die Betonung der teleologiſchen, d. h. der ſtets auf einen Zweck gerichteten Seite des jüdiſchen Stammes erwähnen. Wie er übrigens den Particularismus und Univerſalismus, Enthuſiasmus und Verſtandesſchärfe, Stabilität und Fortſchrittsfähigkeit, Subjectivität und objective Hingebung in ſich vereinigt; worauf es beruht, daß die Juden in der Journaliſtik, als Juriſten, Advocaten, Aerzte und Schauſpieler vorzugsweiſe ſich auszeichnen (ihre muſikaliſche Befähigung wird wahrſcheinlich im zweiten Theile zur Sprache kommen); in welchem hohen Grade der Familienſinn und das Mitgefühl beim Juden entwickelt iſt; wie er dem Optimismus huldigt; wie er bei der Betrachtung der Natur nur den ethiſchen Nutzen ins Auge faßt, den er aus ihr ziehen könne: alles dieſes möge man im Buche ſelbſt nachleſen. Beiläufig jedoch muß ich bemerken, daß, wenn Jellinek im Kapitel „Ueber den Optimismus des jüdiſchen Stammes“ die Behauptung aufſtellt, ein Jude könne unmöglich ein Jünger des peſſimiſtiſchen frankfurter Einſiedlers Schopenhauer werden, er vergißt, daß der intimſte Freund dieſes Philoſophen (Emden) ein Jude war; daß ſein Hauptapoſtel (Frauenſtädt) getaufter Jude iſt, und daß auch David Aſher, der bekanntlich ebenfalls Schopenhauerianer iſt, dem jüdiſchen Stamme angehört. Unrichtig iſt es auch, wie der Verfaſſer die Abneigung des jüdiſchen Stammes gegen die peſſimiſtiſche Welt- und Lebensanſchauung aus der „ausgeſprochenen Subjectivität“ deſſelben herleiten will, denn wer hätte wol eine ausgeſprochenere Subjectivität gehabt als gerade Schopenhauer? Und Jellinek widerſpricht ſich gleich nachher ſelbſt, wenn er Hiob's Peſſimismus, und mit Recht, als einen blos ſubjectiven, aus ſeiner perſönlichen trauer- und kummervollen Situtation hervorgegangenen erklärt. Indeſſen iſt hier der Ort nicht, dieſe Frage näher zu erörtern; auch wollen wir nicht ein Buch bemäkeln, das mit ſo viel Wärme und Begeiſterung für die gute Sache geſchrieben iſt und dem wir recht viele Leſer wünſchen, und zwar jüdiſche ſowol wie nichtjüdiſche; jene, damit ſie die nützlichen Winke, die hier und da mit eingeſtreut ſind, beherzigen und bei der Selbſtbeſpiegelung ſich beſſern; dieſe, damit ſie endlich den Juden richtiger beurtheilen und die Bedeutung des Stammes in civiliſatoriſcher Hinſicht als den Vermittler zweier Welten, des Orients und Occidents, erkennen und würdigen lernen mögen.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Sowie Karl von Holtei Jean Paul'sche Streckverse und Sentenzen in Verse brachte, so hat es ein neuerer Autor übernommen, Goethe's Liebesidylle in Sesenheim aus „Wahrheit und Dichtung" in Hexameter umzudichten. Der Titel des Werkchens ist: „Friederike von Sesenheim. Wahrheit und Dichtung. Treu nach Wolfgang von Goethe. Eine deutsche Liebesidylle in drei Büchern" (Berlin, Hofmann und Comp.). Wir geben dem Autor Recht, wenn er in der Vorrede sagt, niemand leugne es, daß Goethe sich sowol in diesem Erlebniß als in dessen Darstellung ganz in seiner ungewöhnlichen Begabung als Mensch und Dichter zeige, ferner daß eine Einzelausgabe der Erzählung wünschenswerth erscheine. Die Umdichtung in Hexameter zeichnet sich meist durch große Treue aus. Der Autor betrachtet die Arbeit ähnlich wie bildliche oder musikalische Illustration eines fremden Werks. Die Einzelausgabe wird gewiß allen willkommen sein, die Umdichtung in Hexameter nur den nicht sehr zahlreichen Freunden dieses Versmaßes. Der Autor erwähnt, daß er Goethe'sche, nicht Schulhexameter gedichtet habe. Doch sind seine Hexameter noch freier als die von Weimar und Jena, und ein neuer Manso würde ein noch schärferes Distichon gegen dieselben richten.

J. H. von Kirchmann läßt eine „Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit" erscheinen (Berlin, Heymann, 1868). Kirchmann gibt diese Schriften nicht blos heraus, wobei er die in fremder Sprache erschienenen übersetzt, er erläutert sie auch durch sachliche Erklärung. Im ersten Heft veröffentlicht er eine „Einleitung in das Studium philosophischer Werke", welche im wesentlichen die Grundzüge, also auch die Einseitigkeiten seines eigenen philosophischen Systems enthält. Das zweite Heft beginnt mit dem Abdruck von Kant's „Kritik der reinen Vernunft", während das dritte zur „Ethik" von Benedict von Spinoza überspringt. Uns erscheint bei einer philosophischen Bibliothek das verwirrende Springen von einem Denker zum andern mislich; hier sollten die Hefte sich im Zusammenhang aneinanderschließen. Von den andern Philosophen, die in dieser Bibliothek ein Unterkommen finden werden, kündet das Titelblatt noch an: Aristoteles, Plato, Baco, Locke, Hume, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, Schleiermacher. Wo bleiben die genialsten Denker der Neuzeit: Schelling, Hegel und Schopenhauer? Jedenfalls verdient das Unternehmen Förderung, da die Verbreitung philosophischer Einsichten in einer gegen die Philosophie mit Unrecht und zum Theil aus Unkenntniß vorurtheilsvollen Zeit doppelt wünschenswerth ist.

Von Emanuel Geibel's „Gedichten und Gedenkblättern" (Stuttgart, Cotta), ist die fünfte Auflage erschienen, ein sicherer Beweis dafür, daß auch diese spätern und gehaltvollern Gedichte Geibel's ein großes Publikum finden, wenn auch nicht in gleichem Maße wie seine Backfischlyrik.

Ein erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken erscheint unter Mitwirkung von Karl Goldbeck, bearbeitet von Ludwig Rudolph (Berlin, Nicolai). Das Wörterbuch enthält Sach- und Namenserklärungen im weitesten Umfang, aber auch Analysen der einzelnen Gedichte und Dramen, oft sehr eingehender Art, wie die in den vorliegenden Heften mitgetheilten Artikel: „Braut von Messina" und „Demetrius", beweisen. Bei der jetzigen großen Verbreitung der Schiller'schen Werke in allen Kreisen, auch in solchen, die von Mythologie, Alterthumswissenschaft und andern, in Schiller's Werken eine große Rolle spielenden gelehrten Disciplinen keine Ahnung haben, dürfte ein solches Unternehmen in der That eine volksthümliche Bedeutung haben; denn auch viele von denjenigen, die Schiller's Gedichte auf dem Toilettentisch oder auch im Munde führen, dürften von dem „Avernus" und „Acheron" sehr unklare Begriffe haben und aus diesem Hülfsbüchlein gelegentlich eine bequeme und nützliche Belehrung schöpfen.

Bibliographie.

Király, P. v., Betrachtungen über Socialismus und Communismus in ihrem Verhältniss zu den Grundformen des Rechts, zur politischen Oekonomie, zur socialen Praxis und zur Politik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 28 Ngr.

Kisfaludy, K. v., Irene. Trauerspiel aus dem Ungarischen übersetzt von J. Hornyánszky. Kronstadt. 1868. Gr. 8. 16 Ngr.

Knapp, G. F., Leipzigs Bevölkerung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1868. Gr. 4. 12 Ngr.

Köhler, L., Ueber das Verhältniß der Sonnenlichtstrahlen zu den Erdwärmestrahlen. Milau, Besthorn. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Kokosky, S., Die Erwerbsfähigkeit der Frauen und ihr Einfluß auf die sociale Stellung derselben. Vortrag. Königsberg, Braun u. Weber. 1868. Gr. 8. 3 Ngr.

Köstlin, O., Studien zur Naturgeschichte des Menschen und der Thiere. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 24 Ngr.

Kreuz und Schule. Ein offnes Wort über unsere Volksschule. Breslau, Korn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kreutzer, L., Die Blutigelhändler. Eine mecklenburgische Dorfgeschichte. Wismar, Hinstorff. 1868. 8. 10 Ngr.

Krüger, W., Aus dem Gefängniß in's Gefängniß. Eine Erzählung aus dem Leben. Cöln, Roemke u. Comp. 1868. 8. 1 Ngr.

Leo, F. A., Shakespeare's Frauen-Ideale. Fest-Vortrag. Halle, Barthel. 1868. 8. 10 Ngr.

Harmvolle Lieder und harmlose Gedanken eines Wildtödters. (Raoul Ritter v. Dombrowsky.) Prag, Calve. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das glückliche Loos. Eine Erzählung von der Verfasserin von „Wie Gott will". Berlin, Nauh. 1868. Gr. 8. 27 Ngr.

Maltitz, H. v., Die Politik des Herzens oder die Annectirten. Komisch-politischer Roman aus dem Winter 1866—1867. 4 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Martin, G. A., Bilder und Skizzen aus der Naturkunde. Gesammelte populäre Aufsätze. Wien, Lechner. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Martin's, H., Novellen. 5ter und 6ter Bd.: Die Hofdame. Novelle. 2 Thle. Dresden, Jacnicke. 1868. 8. 2 Thlr.

Michael, J. O., Der Kampf der christlichen und der modernen Denkweise an der Idee des Lebens beleuchtet. Drei apologetische Vorlesungen. Leipzig, Hinrichs. Br. 8. 12 Ngr.

Milow, S., Ein Lied von der Menschheit. Heidelberg, Weiß. 8. 14 Ngr.

Otto, W., Kaufmann und Aristokrat. Roman. 2 Thle. Berlin, Wegener. 8. 2 Thlr.

„Moderne Pädagogik". In Briefen. 1stes und 2tes Heft. Kritik der Kasseler Lehrerversammlung 1868. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. à 5 Ngr.

Paulus, E., Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Eine Studie. Berlin, Grote. Hoch 4. 1 Thlr.

Pfeil, C. Graf, Gedichte. Breslau, Trewendt. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Pfleiderer, O., Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte, auf Grund des gegenwärtigen Standes der philosophischen und der historischen Wissenschaft dargestellt. 1ster Bd.: Das Wesen der Religion. (Rechtsphilosophie.) Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 Thlr.

Pleß, C. v., Ernste Weisen. Dichtungen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Prinz'n, B., Vierunzwintig schöne Lere von Rob. Burns 'n denn 'n Schottländer. Noah Coarl Bartsch'n sien hochdütsch Oewersettung in 't möckelbörg'sch Plattdütsch oewerdrogen. Leipzig, Kollmann. 16. 8 Ngr.

Proschko, F. J., Ein Admiral Napoleon's. Historische Erzählung aus der französischen Kaiserzeit. Graz, Moser. 1866. 8. 6 Ngr.

— — Der Meisterschuß. Historische Erzählung aus der Zeit des oberösterreichischen Bauernkrieges. Graz, Moser. 1866. 8. 5 Ngr.

Prutz, R., Stimmen der Liebe. Gezeichnet von G. van Drage. Berlin, Korn u. Comp. 1868. Fol. 5 Thlr.

Rahn, J. R., Ravenna. Eine kunstgeschichtliche Studie. Leipzig, Seemann. Lex.-8. 20 Ngr.

Reade, C., Falsches Spiel. Roman. Nach dem Englischen. 4 Bde. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ausgewählte Schriften der Verfasserin der Familie Schönberg-Cotta. Autorisirte Uebersetzung. 6ter und 7ter Bd. — A. u. d. T.: Winfried Bertram und die Welt, in der sie lebte. 2 Bde. Basel, Schneider. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tennyson, A., Enoch Arden. Ein Gedicht. Uebersetzt von F. W. Weber. Leipzig, Naumann. Gr. 16. 10 Ngr.

Treblin, A., Zur Entwickelungsgeschichte Schleiermachers. Vortrag. Breslau, Gebhardt. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Versuch einer Geschichte von Schloß und Stadt Mansfeld. Mansfeld, Hohenstein. 8. 6 Ngr.

Voigt, Der Groß-Teppich der Universität zu Greifswald. Ein Vortrag. Stralsund, Hingst'e Nachf. Gr. 8. 5 Ngr.

Wasielewski, J. W. v., Die Violine und ihre Meister. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wood, Mrs. H., Der rothe Hof. Roman. Aus dem Englischen von J. N. Heynrichs. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wullschlägel, H. R., Draußen und daheim! Christliche Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

Zimpel, C. F., Das Hohelied Salomonis. Mit besonderer Rücksicht der gegenwärtigen Zeit, und der hohen Bedeutung von K. 6, 8., die Eine betreffend. Hamburg, W. Oncken. 8. 1868. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zöckler, O., Die Urgeschichte der Erde und des Menschen. Vorträge. Gütersloh, Bertelsmann. 1868. Gr. 8. 22½ Ngr.

Zwischen Thal und Gletscher. Dramatische Ferien-Humoreske in Streckversen von einem Mitglied des Basler-Thalsohlenclubs. Basel, Schweighauser. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit.

Nach neuen Quellen bearbeitet von

Pasquale Villari.

Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt von **Moritz Berduschek.**

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Villari's Geschichte Savonarola's hat weit über die Grenzen Italiens hinaus die günstigste Aufnahme gefunden. Die „Historische Zeitschrift" von Sybel nannte sie „das Beste, was die Geschichtschreibung in Italien seit Jahren geliefert". Durch Berduschek's Uebersetzung wird nun das Werk dem deutschen Publikum zugeführt, und gerade in einer Zeit wie die unserige, in welcher der alte Kampf zwischen Glauben und Vernunft, zwischen Kirche und Staat wieder heftig entbrannt ist, wird die Geschichte dieses Märtyrers für religiöse Freiheit, den Luther selbst als Vorläufer der Reformation bezeichnete, die Aufmerksamkeit gewiß in hohem Grade auf sich ziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Volkswirthschaft

in Lehre und Leben.

Ein Leitfaden für den Unterricht.

Von

Wilhelm Röhrich,

Director der Handelsschule zu Frankfurt a. M.

8. Geh. 1 Thlr.

Für Unterrichtszwecke wie zur Lektüre kann dieses Buch empfohlen werden. Der Stoff ist übersichtlich geordnet, die Darstellung klar und logisch. Die erste Abtheilung enthält die volkswirthschaftlichen Lehrsätze, die zweite das Wirthschaftsleben selbst. Der Entwickelung der Volkswirthschaftslehre ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, in welchem das Charakteristische der einzelnen Systeme hervorgehoben und beleuchtet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte.

1536—1567.

Von **Karl Gutzkow.**

Fünf Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr. 15 Ngr.

Dieser neueste Roman Gutzkow's findet seit seiner kürzlich erfolgten Vollendung bei dem Publikum wie bei der Kritik eine noch erhöhtere Theilnahme. Immer mehr wird anerkannt, daß er, wie die „Leipziger Zeitung" sagt, „nicht allein unter den literarischen Schöpfungen des Verfassers einen hervorragenden Platz einnimmt, sondern auch unter den Romanen der Gegenwart an innerer Vollendung in seiner Art unerreicht dastehen dürfte". Alle Freunde einer gediegenen Unterhaltungslektüre werden auf den gegenwärtigen Abschluß des Werks aufmerksam gemacht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem heiligen Lande.

Von **Constantin Tischendorf.**

Nebst fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses bekannte Reisewerk Tischendorf's vereinigt des Anziehenden vieles in sich. Das Auge des bewährten Forschers charakterisirt es nicht minder als die Gewandtheit der Darstellung. Der Verlauf der Entdeckung und Erlangung der ältesten Bibelhandschrift wird hier genau erzählt. Die damit zusammenhängenden Wanderungen nach Kairo und nach dem Sinai, nach Jerusalem, Ladakia, Smyrna, Patmos und Konstantinopel bringen ebenso lehrreiche als fesselnde Schilderungen von jenen merkwürdigen und durch unvergleichliche Erinnerungen geheiligten Stätten. Ausserdem erhält das Werk dadurch einen besondern Reiz, dass in ihm die durch interessante und seltene Erlebnisse ausgezeichneten Reiseerinnerungen (aus dem Jahre 1859) des Grossfürsten Constantin von Russland niedergelegt sind.

Nachdem bereits früher die „Revue des deux mondes" eine ausführliche, zu einer biographischen Skizze über den Verfasser erweiterte Besprechung des Werks aus der gewandten Feder St.-René Taillandier's gebracht hatte, erschien vor kurzem zu Paris eine französische Uebersetzung, deren ungenanntem Verfasser es trefflich gelungen ist, die anziehenden Darstellungen des deutschen Originals wiederzugeben. Es liegt hierin ein neuer Beweis von dem allgemeinen und nachhaltigen Interesse, welches das Tischendorf'sche Werk in Anspruch nimmt.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erdglobus.

12 Zoll Durchmesser. Mit messingenem Halbmeridian und Stundenring. Auf polirtem Fußgestell.

Preis 5 Thlr. 5 Ngr. und 17½ Ngr. für Emballage.

Inductionsglobus.

12 Zoll Durchmesser. Mit messingenem Halbmeridian und Stundenring. Auf polirtem Fußgestell.

Preis 4 Thlr. 29 Ngr. und 15 Ngr. für Emballage.

(Zur Einführung in den mathematisch-geographischen, physikalischen und astronomischen Unterricht.)

Kinderglobus.

4 Zoll Durchmesser. Auf polirtem Fuß. Mit Text.

Preis incl. Emballage 27 Ngr.

Sextant.

Zur Regulirung der Uhren nach der Sonne.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschen-Sextant.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.

Diese praktischen Unterrichtsmittel und Instrumente des Polytechnikers Brandegger in Ellwangen sind von Autoritäten wie Berghaus, Diesterweg, Jahn, Mädler, Reuschle, Schoedler u. a. warm empfohlen worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 28. Januar 1869.

Inhalt: Zur Goethe-Literatur. Von Wilhelm Buchner. — W. Hepworth Dixon's Schriften und die social-religiösen Gemeinden. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Zur neuesten Roman- und Novellenliteratur. Von Friedrich Biedermann. — Zur deutschen Städtegeschichte. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Deutschland in der französischen Sprache.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Goethe-Literatur.

1. Goethe's Briefe an Friedrich August Wolf. Herausgegeben von Michael Bernays. Berlin, G. Reimer. 1868. Lex.-8. 20 Ngr.
2. Goethe's Briefe an Christian Gottlob von Voigt. Herausgegeben von Otto Jahn. Mit Voigt's Bildniß. Leipzig, Hirzel. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Aus Goethe's Freundeskreise. Darstellungen aus dem Leben des Dichters. Von Heinrich Düntzer. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Goethe's Frauengestalten von Adolf Stahr. Zweite Ausgabe. Zwei Theile. Berlin, Guttentag. 1869. 8. 2 Thlr.

Jede neue Veröffentlichung aus Goethe's Briefwechsel erweitert und vertieft unsere Kenntniß von des wunderbaren Mannes Leben, Dichten und Arbeiten. Naturgemäß war es, daß die ersten Sammlungen mit Vorliebe Goethe den Menschen darstellten, daß seine Freundschaftsverhältnisse zu den verschiedensten Zeitgenossen darin Darlegung fanden. In den letztern Jahren ist auch eine Anzahl von Briefwechseln veröffentlicht worden, welche über Goethe's wissenschaftliche und amtliche Wirksamkeit ein helleres Licht verbreiten. Jede solche neuerscheinende Urkundensammlung zeigt uns in neuem Lichte den großartigen Geist, welcher Dichter und Denker, Kunst- und Naturforscher, Staatsdiener und Theaterleiter, gleich rastloser Schöpfer und Empfänger auf zahlreichen Gebieten geistiger Thätigkeit war. Auch diesmal liegen zwei solcher Briefwechsel vor, derjenige mit Friedrich August Wolf, dem Philologen, und der mit Christian Gottlob von Voigt, dem Staatsmann. Beide sind eingehender Betrachtung werth.

Michael Bernays (Nr. 1), den Lesern d. Bl. bereits bekannt durch seine Arbeit über die Texteskritik von Goethe's „Werther", hat sich einen Stoff gewählt, zu dessen gelungener Bewältigung der Philolog und der Kenner des Dichters sich vereinigen müssen und sich hier im Herausgeber selbst vereinigt haben. Die königliche Bibliothek zu Berlin bewahrt die Urschriften der Briefe Goethe's an F. A. Wolf, den großen Philologen, dessen „Prolegomena" die Frage nach der Entstehung der Homerischen Gesänge in ein ganz neues Licht stellten. Ein durchaus eigenthümlich schöpferischer Geist, aller Stubenphilologie entschieden abgesagter Gegner, im mündlichen Verkehr noch mehr anregend als durch das geschriebene Wort, dessen er mit meisterlicher Schärfe und Frische mächtig war — so steht Wolf als eine imponirende Gestalt an der Schwelle der neuern deutschen Philologie.

Der nähere Verkehr Goethe's mit F. A. Wolf fällt in die Jahre, in welchen des Dichters Schöpferkraft bereits nachließ und ein nach den verschiedensten Seiten hin auseinandergehendes wissenschaftliches Interesse den besten Theil seiner Kraft in Anspruch nahm. Bereits 1786 traf der siebenundzwanzigjährige Wolf zu Jena auf der Büttner'schen Bibliothek mit dem zehn Jahre ältern Goethe zusammen, doch ohne daß der Dichter dieser Begegnung dauernd gedacht hätte, da Wolf, obwol bereits Professor zu Halle, zu jener Zeit keineswegs eines über den Kreis der Fachgenossen hinausgehenden Rufs genoß.

Im Jahre 1795 erschien F. A. Wolf's durchschlagendes Werk, die „Prolegomena zum Homer". Nachdem die frühern Generationen von Gelehrten die „Ilias" und „Odyssee" bald nur einfach herausgegeben und verbessert, künstlerisch gestimmte Geister Homer als das Muster der epischen Dichtung bewundert und auch nach Art der Zeit ihn mehr oder weniger ungeschickt mit Virgil zusammengestellt oder schließlich moralischen Honigseim aus ihm gezogen hatten, trat hier ein Gelehrter auf, welcher mit allem Rüstzeug der Wissenschaft ausgestattet entwickelte, daß von einem einzelnen Dichter Homer gar nicht die Rede sein könne, sondern von einer ganzen Dichterschule der „Homeriden", und daß die unter jenem Namen überlieferten Gedichte ein weit später mit großem Geschick und Verständniß aus jenen ältern Einzelliedern hergestelltes

Kunstwerk, eine Art epischer Mosaikarbeit sei. Es war damit die folgenschwere Frage über die Entstehung des Volksepos angeregt, Homer war der einseitig exegetischen oder ästhetischen Anschauung entrückt und als Gegenstand geschichtlicher Forschung gefaßt. Es bedarf nur der Andeutung, von wie weittragender Bedeutung diese scharf eingehende Kritik Wolf's auch auf anderm Gebiete war. Was er bei Homer anregte, unternahm zwanzig Jahre darauf Lachmann für das „Nibelungenlied"; und während die homerische Frage gegenwärtig wieder still geworden ist, wogt über das mittelhochdeutsche Volksepos der Streit der Gelehrten.

Daß Wolf's „Prolegomena" die allgemeine Aufmerksamkeit nicht allein der Sprachforscher, sondern aller Verehrer des ionischen Dichters auf sich zogen, der so plötzlich zu einer Art Mythus verflüchtigt war, ist selbstverständlich; nicht weniger, daß, je künstlerischer eine Natur angelegt war, sie desto mehr instinctiv an dem einen Homer festhielt, ohne doch dem festgegliederten Lehrgebäude des Philologen gegenüber die Mittel zu gleichartiger Abwehr zu besitzen. So auch Goethe und Schiller. Ihr Verstand gab sich den Gründen Wolf's gefangen; aber als Künstler erkannten sie, daß so festgefügte Kunstwerke wie „Ilias" und „Odyssee" nicht aus einer Anzahl von Einzelliedern verschiedener Verfasser zusammengeschweißt sein können. So schwanken sie in ihrem Urtheile hin und her, ohne doch, wie es der sattelfeste Uhland für das „Nibelungenlied" that, für die Homerischen Gedichte die Vermittelung zwischen geschichtlicher Zersetzung und künstlerischer Einheit zu finden.

Ein Zusammentreffen Goethe's mit Wolf konnte nicht in einen günstigern Zeitpunkt fallen als unmittelbar nach dem Erscheinen der „Prolegomena". Im Sommer 1795 traf Goethe mit ihm zu Jena unter Wilhelm von Humboldt's Vermittelung zusammen, und der Dichter beschäftigte sich eine Weile angelegentlich mit jenem Werke, dessen straffe Beweisführung ihn mehr anzog als die gefundenen Ergebnisse; Goethe hatte sich viel zu liebevoll seit 20 Jahren mit Homer beschäftigt, fühlte viel zu sicher als Dichter, als daß er ohne weiteres sich Wolf's Ansicht angeeignet hätte; aber der Beginn einer für beide Theile fruchtbaren Verbindung war doch gegeben. Goethe übersandte dem Philologen einen Abdruck des damals vollendeten „Wilhelm Meister", und dieser seinerseits übte sicherlich durch die Anregung der Homerischen Frage auf des Dichters Uebergang zum Epos, auf die Schöpfung von „Hermann und Dorothea", mehr noch auf die unvollendete „Achilleis" Einfluß. Ein wahrhaft herzliches Verhältniß der beiden Männer entstand erst im Sommer 1802 aus längerer persönlicher Berührung, indem Goethe das neuerbaute Theater zu Lauchstädt bei Halle mit einem Festspiel eröffnete. Unter den hallescheu Gästen befand sich auch Wolf und verkehrte mit dem Dichter in anregendster Weise. Solch einen Mann näher zu haben, erachte er als unschätzbaren Gewinn, schrieb Goethe damals an Schiller. Mit diesem Zusammentreffen gestaltete sich der seit 1795 mit großen Zwischenräumen gepflogene Briefwechsel in eine stetige briefliche Verbindung um, welche durch häufige Zusammenkünfte, wozu die Nähe von Lauchstädt und Halle erwünschte Veranlassung bot, genährt ward. Wolf gab im Frühjahr 1805 einen werthvollen Beitrag zu Goethe's „Winckelmann"; bald danach, Ende Mai, kam er selbst zu einem vierzehntägigen Besuche nach Weimar, zur rechten Zeit, denn Goethe fühlte sich damals tief niedergebeugt durch Schiller's Tod, und Wolf's geistsprühendes Wesen gab dem von des Freundes Verlust schmerzlich bewegten Dichter neue Anregung und Lebenskraft, wenngleich damals bereits bei eingehender Betrachtung und Besprechung von Kunstwerken sich der Gegensatz der beiden Naturen offenbarte. Gelegentlich des erneuten Sommeraufenthalts in Lauchstädt wohnte auch Goethe, hinter einer Tapetenthür verborgen, einigen Vorträgen Wolf's bei; daran reihte sich eine an heitern Abenteuern reiche Fahrt der beiden Herren nach Helmstedt zu dem seinerzeit berühmten Physiker Beireis.

Zu diesen vergnüglichen Vorgängen des Jahres 1805 bietet das Jahr 1806 einen schroffen Gegensatz. Die Schlacht von Jena, die Ereignisse, die sich daran reihten, übten auch auf das nahe Weimar und Goethe's Haushalt den störendsten Einfluß; mehr noch auf die hallesche Hochschule, welche geschlossen ward. Gewöhnt an die belebende Lehrthätigkeit, fühlte sich Wolf höchst unglücklich, sodaß er dem Freunde sein Leid klagte. Wie der Staatsmann Antonio dem leidenschaftlich bewegten Dichter Tasso, so trat hier der ruhige Goethe dem verzagenden Wolf mit Trost zur Seite und wies ihn auf das beste Hülfsmittel in solcher Bedrängniß, auf das Bewußtsein der eigenen Kraft und auf die alles heilende Arbeit. Der Brief ist, gemüthlich wenigstens, der bedeutendste der ganzen Sammlung, und so mag er hier seinem wesentlichen Inhalte nach eine Stelle finden:

Warum kann ich nicht sogleich, verehrter Freund, da ich Ihren lieben Brief erhalte, mich wie jene Swedenborg'schen Geister, die sich manchmal die Erlaubniß ausbaten, in die Sinneswerkzeuge ihres Meisters hineinzusteigen und durch deren Vermittelung die Welt zu sehen, mich auf kurze Zeit in Ihr Wesen versenken und demselben die beruhigenden Ansichten und Gefühle mittheilen, die mir die Betrachtung Ihrer Natur einflößt. Wie glücklich sind Sie in diesem Augenblick vor Tausenden, da Sie so viel Reichthum in und bei sich selbst finden, nicht nur des Geistes und des Gemüths, sondern auch der großen Vorarbeiten zu so mancherlei Dingen, die Ihnen doch auch ganz eigen angehören. Wäre ich also auf jene magische Weise in Ihr Ich eingedrungen, so würde ich es bewegen, seine Reichthümer zu überschlagen, seine Kraft gewahr zu werden und zu irgendeinem literarischen Unternehmen, wäre es auch nur für die erste Zeit, sogleich zu greifen. Sie haben die Leichtigkeit, sich mitzutheilen, es sei mündlich oder schriftlich. Jene erste Art hatte bisher einen größern Reiz für Sie, und mit Recht. Denn bei der Gegenwirkung des Zuhörers gelangt man eher zu einer geistreichen Stimmung, als in der Gegenwart des geduldigen Papiers. Auch ist die beste Vorlesung oft ein glückliches Impromptu, eben weil der Mund kühner ist als die Feder. Aber es tritt eine andere Betrachtung ein. Die schriftliche Mittheilung hat das große Verdienst, daß sie weiter und länger wirkt als die mündliche, und daß der Leser schon mehr Schwierigkeiten findet, das Geschriebene nach seinem Modell umzubilden, als der Zuhörer das Gesagte. Da Ihnen nun jetzt, mein Wertester, die eine Art der Mittheilung, vielleicht nur auf kurze Zeit, versagt ist, warum wollen Sie nicht sogleich die andere ergreifen, zu der Sie ein ebenso großes Talent und einen beinahe reichern Stoff haben? Es ist wahr, und ich sehe es wohl ein, daß Sie in Ihrer Weise zu leben und zu wirken eine Veränderung machen mußten; allein was hat sich nicht alles verändert, und glücklich der, der, indem die Welt sich umdreht, sich auch um seine Angel drehen kann. Neue Betrachtungen

treten ein, wir leben unter neuen Bedingungen, und also ist es auch wol natürlich, daß wir uns, wenigstens einigermaßen, neu bedingen lassen. Sie sind bisher nun gewohnt, Werke herauszugeben und die strengsten Forderungen an dasjenige zu machen, was Sie dem Druck überliefern. Fassen Sie nun den Entschluß, Schriften zu schreiben, und diese werden immer noch werkhafter sein als manches andere. Warum wollen Sie nicht gleich Ihre Archäologie vornehmen und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben? Behandeln Sie ihn nachher immer wieder als Concept, geben Sie ihn nach ein paar Jahren umgeschrieben heraus. Indessen hat er gewirkt, und diese Wirkung erleichtert die Nacharbeit. Nehmen Sie, damit es Ihnen an Reiz nicht fehle, mehrere Arbeiten auf einmal vor, und lassen Sie anfangen zu drucken, ehe Sie sich noch recht entschlossen haben. Die Welt und Nachwelt kann sich alsdann Glück wünschen, daß aus dem Unheil ein solches Wohl entstanden ist. Denn es hat mich doch mehr als einmal verdrossen, wenn so köstliche Worte an den Wänden des Hörsaals verhallten. Auf diese Weise können Sie den Winter mit sich selbst bleiben, welches das Beste ist, was man jetzt thun kann. Denn wo man hinsieht und hintritt, sieht es wild und verworren aus, und das allgemeine Uebel zerspellt sich doch eigentlich nur in unzählige einzelne Märchen, deren ewige Wiederholung die Einbildungskraft mit häßlichen und unruhigen Bildern anfüllt und zuletzt selbst ein gesetztes Gemüth angreift. Haben wir ein halbes Jahr hin, so sieht man eher, was sich herstellt oder was verloren ist, ob man an seiner Stelle bleiben kann, oder ob man weiter wandern muß; und das letzte sollte man gewiß nur im äußersten Nothfall ergreifen. Denn der Boden schwankt überall, und im Sturm ist es ziemlich gleich, auf welchem Schiff der Flotte man sich befindet.

Bernays bemerkt schön und treffend:

Aus diesem Briefe tritt uns leibhaftig die Gestalt des Herrlichen entgegen, der ihn schrieb. Unter so vielfachen Zeugnissen, die sich durch das ganze lange Leben des Dichters hinziehen, mag auch dieser Brief uns beweisen, was Goethe für ein Freund war. Das Freundeswort, das er an den andern richtet, ist zugleich wirkliche Freundesthat; der Blick des Dichters, der ruhig leuchtend über allen mannichfaltigen Zuständen der Menschheit schwebt, versenkt sich zu liebevoller Betrachtung auch in das Eigenste, Besonderste des einzelnen Zustandes, und aus der tiefsten Erkenntniß entspringt das reinste Wohlwollen.

Wolf wollte ebenso wenig wie Schleiermacher der Hochschule des aus allerlei Trümmern gezimmerten Vasallenkönigreichs Westfalen seine Kraft widmen, beide fanden in den nächsten Jahren eine ihrer würdige Stellung an der neubegründeten berliner Hochschule. Es war dieses, abgesehen von der Umwandlung, die Wolf's eigenes Wesen unter den ihm nicht zusagenden Verhältnissen von Berlin erfuhr, für die Verbindung mit Goethe schon wegen der größern räumlichen Entfernung nicht förderlich. Es tritt dadurch ein Stillstand in dem geistigen Verkehr ein, welcher bereits ein Rückschritt ist; denn die Freundschaft bedeutender Menschen ruht nur auf dem Grunde gemeinsamer geistiger Arbeit. Persönliche Berührungen und briefliche Mittheilungen werden spärlicher; die Herzlichkeit des Verhältnisses auch noch im Sommer 1810 bezeugt der geistreich anmuthige Bescheid Goethe's auf ein Zettelchen, mit welchem Wolf um Beschaffung einer Wohnung in Karlsbad gebeten hatte. Goethe, augenscheinlich in rosigster Stimmung, behandelt das Zettelchen, wie der Philolog einen alten Papyrus, und macht zu jedem Absatz seine überaus liebenswürdigen Anmerkungen. Leider ist das Schriftstück zu umfänglich zur Mittheilung. Bei spätern Gelegenheiten des Zusammentreffens, welche gemeiniglich der vielreisende Wolf suchte, machte sich der Zwiespalt der beiden Naturen mehr und mehr geltend; des Philologen nicht selten schroffes und absprechendes Wesen rief im Sommer 1816 einen heftigen Auftritt hervor. Von Zeit zu Zeit trat dann wieder ein freundliches Erkennen und Anerkennen ein; dem Dichter, der so zwischen widerwilligem Abwenden und unwillkürlicher Zuneigung wechselte, blieb dagegen Wolf zu aller Zeit unverbrüchlich zugethan. Als er sich im Frühjahre 1824 auf jene Reise nach Südfrankreich begab, von der er nicht zurückkommen sollte, kehrte er zum letzten male bei Goethe ein. Die Freunde lebten zusammen wie in frühern Tagen und erneuerten die alten Geistes- und Witzgefechte, in die sich beide noch stets gern einließen. Mit Besorgniß sah Goethe den Freund von dannen ziehen, und nach wenigen Monaten traf die gefürchtete Trauerkunde ein. Am 8. August war Wolf in Marseille, der Stätte altclassischer Cultur, aus dem Leben geschieden.

Der Herausgeber hat die Briefe eingeleitet durch einen umfassenden Aufsatz, welcher das gegenseitige Verhältniß der beiden großen Männer eingehend erläutert, mit ungemeiner Kenntniß ihrer Schriften nicht allein, sondern auch der zahlreichen Briefwechsel, welche Aufschluß zu geben vermögen. So geht diese Entwickelung als fortlaufender Commentar den Briefen voraus, welche von S. 90—120 den zweiten Haupttheil des Buchs bilden; dieselben besprechen, gemeiniglich von Goethe's Hand nur mit dem Namen oder einer Schlußzeile ausgestattet, vornehmlich die Fragen wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, welche die beiden Freunde beschäftigen. Den Schluß bilden einige Aufsätze, kleine meist auf Goethe oder dessen Veröffentlichungen bezügliche Aufsätze von Wolf u. a. Wir können uns nicht versagen, zwei wenig bekannte Bruchstücke derselben herauszuheben. Das eine ist ein Gedicht des Ende 1822 eben von schwerer Krankheit erstandenen Wolf auf ein damals zu Berlin ausgestelltes Bild Goethe's; es spricht des sonst so schroffen Mannes innige Verehrung in schönster Weise aus:

Endlich schau' ich dich wieder, Götterjüngling.
Sei mir würdig gegrüßt, du Hochgeliebter,
Deß so sprechendes Bild ich stets vermißte,
Das mit Zaubergewalt um sechsunddreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurücktäuscht
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt.
Ja, bei längerm Beschauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geist so ganz wie damals,
Als zuerst ich dich sah und lieben lernte.
Nie nun rücket dies Bild von meiner Seite:
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnsucht;
Freundlich weil' es um mich mit dieser heitern
Stirn, dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu.

Und den Schluß bilde jener köstliche, 1774 geschriebene Brief Goethe's an Sophie Laroche, in welchem er eine Anweisung gibt, sich ohne Kenntniß von Wörtern und Sprachlehre in den Homer hineinzulesen; er zeichnet uns völlig den allezeit überlegenen, herrschenden, heitern Geist dieses wunderbaren jungen Dichters:

Hier ein kurzes Recipe für des werthen Baron von Hohenfeld griechisches Studium: „So du einen Homer hast, ist's gut, hast du keinen, kaufe dir den Ernestischen, da die Clarkische

wörtliche Ueberſetzung beigefügt iſt; ſodann verſchaffe dir Schauſelberg's «Clavem Homericam» und ein Spiel weiße Karten, haſt du dies beiſammen, ſo fang' an zu leſen die «Ilias», achte nicht auf Accente, ſondern lies wie die Melodei des Hexameters dahinfließt, und wie es dir ſchön klinge in der Seele; verſtehſt du's, ſo iſt alles gethan, ſo du's aber nicht verſtehſt, ſieh die Ueberſetzung an, lies die Ueberſetzung und das Original, und das Original und die Ueberſetzung, etwa ein zwanzig dreißig Verſe, bis dir ein Licht aufgeht über Conſtruction, die im Homer reinſte Bilderſtellung iſt. Sodann ergreife deinen Clavem, wo du Zeile für Zeile wirſt analyſirt finden; das Präſens und den Nominativum ſchreibe ſodann auf die Karten, ſteck' ſie in dein Souvenir und lerne davon zu Hauſe und auf dem Feld, wie einer beten möchte, dem das Herz ganz nach Gott hing, und ſo immer ein dreißig Verſe nach dem andern, und haſt du zwei drei Bücher ſo durchgearbeitet, verſprech' ich dir, ſtehſt du friſch und frank vor deinem Homer und verſtehſt ihn ohne Ueberſetzung, Schauſelberg und Karten. Probatum est." Im Ernſt, liebe Mama, warum das alles ſo und ſo, und gerad Karten ſein müſſen? Nicht unterſucht! ruft der Arzt. Warum muß das eben Neſſeltuch ſein, worin das Huhn geſtoſt wird? Sagen Sie dem hochwürdigen Schüler zum Troſte, Homer ſei der leichteſte griechiſche Autor, den man aber aus ſich ſelbſt verſtehen lernen muß.

Die hier mitgetheilten ernſten und heitern Blätter des Buchs mögen den Leſer anregen, die ganze Reihe der Briefe, zu welchen die Einleitung in ſo gelungener Weiſe den Schlüſſel bietet, eingehend zu betrachten.

Die zweite neuere Veröffentlichung aus Goethe's Briefwechſel von Otto Jahn (Nr. 2) liegt in einer Ausgabe vor uns, welche nicht allein in Format und Druck, ſondern vor allem in liebevoller Sorgfalt ähnlichen Arbeiten des hochverdienten Herausgebers gleicht.

Während Goethe's Verhältniß zu F. A. Wolf, von ſeiten des Dichters wenigſtens, mehr ein wiſſenſchaftlich angeregtes als tief innerlich freundſchaftliches genannt werden kann, läßt ſich das Verhältniß zu Voigt als ein geſchäftlich freundſchaftliches bezeichnen. Aus dem gemeinſamen und doch im Grunde tief verſchiedenen Intereſſe für das Alterthum geboren, nur durch vorübergehendes perſönliches Zuſammentreffen oder gemeinſchaftliche literariſche Arbeit genährt, zuweilen ſogar durch Wolf's heftiges und eigenwilliges Weſen geſtört, ſo gehen Goethe's Beziehungen zu Wolf durch eine Reihe von Jahren, ſchließlich ſich zerfaſernd und ohne großen Schmerz durch Wolf's Tod abgebrochen; die in Jahn's Werk abgedruckten Briefe dagegen beweiſen, daß Goethe wenigſtens ſchon ſeit 1786 mit Voigt in perſönlichem und brieflichem Verkehr ſtand, und daß dieſes Verhältniß ungetrübt alle Schwankungen des großen und kleinen Lebens am weimarer Hofe überdauerte und erſt mit Voigt's Tod endete.

Chriſtian Gottlob von Voigt ſtarb im Jahre 1819 als Miniſter deſſelben Karl Auguſt, der alle großen Männer ſeines Hofs überlebte, nur den größten nicht. Voigt's hinterlaſſene Papiere verblieben in den Händen ſeiner Witwe, deren Söhne aus erſter Ehe, die Profeſſoren Friedrich Oſann zu Gießen und Gottfried Oſann zu Würzburg, nach dem Tode der Mutter dieſelben übernahmen. Manches bedeutſame Blatt war im Laufe der Zeit der Sammlung entnommen worden und in die Hände von Liebhabern gewandert; die immer noch anſehnlichen Trümmer gedachte Friedrich Oſann zu veröffentlichen. Der Tod verhinderte ihn an der Ausführung des Vorhabens, und ſein Sohn, Advocat zu Darmſtadt, übergab 1863 den geſammten Nachlaß zur Veröffentlichung an Otto Jahn. Derſelbe hat, was aus der umfangreichen Sammlung bedeutſam erſchien, geordnet; einzelnes, was in andern Händen befindlich bereits früher veröffentlicht war oder ſich in Handſchriftenſammlungen befand, beigefügt; das Ganze mit einer Einleitung, welche das Leben Voigt's darſtellt, und mit Anmerkungen und Verweiſungen auf Goethe's Werke oder andere Briefwechſel verſehen. Manches werthvolle Blatt ſcheint hoffnungslos verloren zu ſein.

Entſtammend einer Familie, die nachweisbar ſeit der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs dem Lande Weimar treue Diener geliefert hatte, war Chriſtian Gottlob Voigt, geboren am 23. December 1743 zu Allſtedt, der Sohn des dortigen Juſtizamtmanns G. W. Voigt. Auf der nahen Kloſterſchule Roßleben erhielt er jene gründliche Kenntniß der alten Sprachen und claſſiſchen Schriften, die allezeit die feſte Grundlage einer allgemeinen Bildung bleibt; aber auch die zu jener Zeit vornehmlich gefeierten deutſchen Dichter, Haller und Klopſtock, wurden im Kreiſe der Freunde geleſen; dabei ſammelte ſchon der Knabe mit Eifer Münzen, eine Liebhaberei, welcher er lebenslang getreu blieb, und die ſpäter manchmal auch Gegenſtand des Gedankenaustauſches mit Goethe war. Auch als Student der Rechte zu Jena blieb Voigt ſprachlichen und philoſophiſchen Studien getreu, ward dann 1766 Advocat in Weimar und zugleich Hülfsarbeiter an der Bibliothek. Im Jahre 1770 ward ihm die durch des Vaters Tod erledigte Stelle des Juſtizamtmanns in Allſtedt übertragen; Voigt verheirathete ſich mit ſeiner Couſine Victoria, geborene Hufeland. Ein dreißigjähriges Eheglück ſegnete den Bund, welchem auch das Leid nicht erſpart blieb. Das erſte Söhnchen ſtarb ſchon in zartem Alter; die ſchwächliche Tochter erwuchs, verfiel aber mit der Zeit in Schwermuth und völligen Stumpfſinn; der jüngſte Sohn, ebenfalls Chriſtian Gottlob genannt, war geſund und begabt und ſtieg bis zum Geheimrath empor; als er aber im Frühjahre 1813 die Unvorſichtigkeit beging, dem weimariſchen Kanzler Müller in Zeichenſchrift über die Stärke des franzöſiſchen Heers Mittheilungen zu machen, und dieſer Brief aufgefangen wurde, ließ Napoleon den bedauernswerthen Mann nach Erfurt auf die Feſtung bringen, verurtheilte ihn zum Tode durch Erſchießen und ſchenkte ihm nur auf die Fürbitte der edeln Herzogin Luiſe Leben und Freiheit. Die Gemüthsbewegung aber hatte den rüſtigen achtunddreißigjährigen Mann ſo furchtbar zerrüttet, daß er in ein Nervenfieber verfiel und wenige Tage nach ſeiner Befreiung aus der Haft der Krankheit erlag. Es war ein furchtbarer Schlag für den greiſen Vater.

Doch dieſes im voraus. Im Jahre 1777, alſo zwei Jahre nach Goethe's Ueberſiedelung zu Karl Auguſt, ward Voigt als Regierungsrath nach Weimar berufen. Seine Arbeitsluſt und Arbeitskraft machte ihn ſeinen Vorgeſetzten raſch werth; ſein eigenthümlicher Geiſt, ſeine reiche Bildung verſchafften ihm zugleich den Zutritt in jenen wunderbaren Kreis großer Männer, welcher das kleine Ilm-Athen für alle Zeiten zu einem Glanzpunkt deutſchen

Geisteslebens erhoben hat. Er nahm theil an den verschiedenen geselligen Zusammenkünften, welche Wieland, Goethe, Bode, Bertuch, Musäus, Böttiger u. a. vereinigten; die Aufzeichnungen über Voigt's Vorträge in der von Goethe 1791 gestifteten Freitagsgesellschaft beweisen, daß er trotz seines angestrengten amtlichen Wirkens für Studien in Geschichte, Erdkunde, Mineralogie u. a. immer noch Zeit hatte. So war Voigt mit Herder, Wieland, Bode nahe bekannt. Als Schiller 1787 sich vorübergehend in Weimar aufhielt, machte er auch Voigt's Bekanntschaft und berichtet darüber an Körner:

Gestern besuchte mich Voigt. Ich glaube, du kennst ihn dem Namen nach schon. Es ist ein ganz trefflicher Mann, und was dich erfreuen kann, ich glaube, daß wir Freunde zusammen werden. Er hatte mir eine Visite heimzugeben, wo ich ihn verfehlt hatte, und wollte nur eine Viertelstunde bleiben. Aus dieser aber wurden zwei Stunden, und wir gingen sehr warm und vergnügt auseinander. Ich hatte, so lange ich hier bin, ein heftiges Bedürfniß eines vertrauten Freundes. Voigt kann dieser Freund für mich werden. Außerdem ist er einer der angesehensten Geschäftsmänner, von großen und kleinen Geistern geschätzt, mit den besten liirt, und ein Orakel für den Herzog.

Vornehmlich Voigt's Bemühung verschaffte Schiller die Anstellung in Jena; die beiden blieben lebenslang in freundschaftlicher Verbindung und auch der Witwe blieb Voigt in geschäftlichen Angelegenheiten ein allezeit bereiter thatkräftiger Helfer. „Theuerer, verehrter Freund", schreibt sie ihm 1815, „wie tief ich Ihre Güte fühle, kann ich Ihnen nicht aussprechen. Sie haben bei vielen großen wichtigen Geschäften immer mit der Liebe und Sorgfalt eines Vaters meiner gedacht. Dafür mag Ihnen mein Herz gern den herzlichsten gefühltesten Dank bewahren. Es ist auch ein Glück, Menschen, die man verehren kann, etwas danken zu dürfen und zu können."

Am spätesten scheint Voigt mit Goethe bekannt geworden zu sein, welcher den weimarischen Beamtenkreisen als Eindringling galt. Diese Stimmung hielt nicht vor, sobald Voigt mit dem Dichter näher bekannt ward. „Goethe ist wirklich ein Mann", schreibt er im März 1784 an Hufeland, „dessen Liebe kein edles Herz zu erwerben sich schämen darf. Je näher ich ihn kennen lerne, je mehr innere Güte erkenne ich in ihm." Die gemeinsame Sorge für den ilmenauer Bergbau, welchem Goethe so viel Jahre erfolgloser Arbeit widmete, scheint eingangs 1784 die beiden Männer einander zuerst genähert zu haben. Der 21. Februar 1784, an welchem Goethe und Voigt zusammen im Schlitten hinauffuhren zum Thüringerwald, um das seit langer Zeit ruhende Bergwerk aufs neue in Angriff zu nehmen, war gleichsam der Geburtstag ihrer Freundschaft. Denn Freundschaft darf man sicherlich das Verhältniß der beiden nennen. Wol konnte Voigt, ob er gleich, wie alle Weimarer, sich auch in Reimen und Oden dilettantisch versuchte, sich mit dem Dichter des „Götz" und des „Faust" nicht entfernt vergleichen; aber Goethe erkannte in ihm den starken Kern einer gründlichen vielseitigen Bildung, eines freien künstlerischen Verständnisses, eines eigenthümlich kräftigen Geistes und zugleich jener liebevollen Humanität, welche auch das Widerstrebende ausgleicht und in dem bisweilen etwas scharfkantigen Verkehr zwischen dem Dichter-Staatsmann Goethe und dem genialen Herzog Karl August gar manchmal sanft vermittelnd eintreten mußte. Verstrickt in den Wirbel der verschiedenartigsten amtlichen Thätigkeit, emsig, fleißig und doch kein eigentlicher „guter Geschäftsmann", besaß Goethe einen Schatz in Voigt's praktischem Blick, seiner jederzeit bereitwilligen unerschöpflichen Arbeitskraft, die er nicht allein ausnutzte, die er auch mit warmer Verehrung des ihm darin überlegenen, in vielseitiger wissenschaftlicher und künstlerischer Theilnahme nahestehenden Freundes belohnte.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

W. Hepworth Dixon's Schriften und die social-religiösen Gemeinden.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Hepworth Dixon's „Seelenbräute" (Nr. 1) beschränken sich nicht auf die Darstellung der königsberger Sekte. Von Königsberg aus folgen wir dem ebenso sorgfältigen wie liebenswürdigen Führer zunächst nach England zu den Lampeterbrüdern in Somersetshire, den englischen „Muckern", zu der Stätte der Liebe, der „Agapemone". Dixon entrollt vor unsern Augen die anmuthigste Idylle englischer Landschaft, in welcher sich die saubere Freistatt dieser englischen Heiligen malerisch gebettet hat. Gleich am Eingang begegnet uns Georg Robinson Thomas, der erste der zwei Gesalbten, dem gegeben ist Macht, den Menschen das Geheimniß der sieben Sterne zu erklären, die sieben goldenen Leuchter zu verwahren, dessen Name ist „die Ruthe". Im profanen Erdenleben hatte der Gesalbte früher in St.-David's-College Theologie studirt, war dann Dechant, darauf Prediger in Charlinch, später Zeuge bei Bruder Prince geworden, der Gatte von Agnes Nottidge, „Held einer niedrigen Posse, und Schuldiger in einem skandalösen Proceß". Das Hauptzimmer, in welches Dixon geführt wurde, war „die Kirche", in welcher der Gast mit zwei Flaschen Sherry und jungem Portwein tractirt wurde:

Ja, in der Kirche! Behaglich hingestreckt auf einem rothen Sofa vor einem hellen Feuer, in dem farbigen Lichte hoher, spitzbogiger Fenster mit reicher Glasmalerei, sanfte Kissen unter den Füßen, ein Billard zu meiner Rechten, rings herum Kirchengeräthe aus Eichenholz und Erz, und mir zu Häupten das heilige Symbol des Lammes und der Taube, eingefaßt und getragen von einem Gerüst mit — Billardqueues! In diesem Zimmer hatte, wie ich wußte, die große Offenbarung stattgefunden, jener mystische Ritus, durch den das Fleisch versöhnt sein soll mit Gott. Angenehm fürs Auge, behaglich fürs Gemüth war das Zimmer. Die farbigen Glasfenster schieden es vollständig von der Außenwelt und ließen nur das Himmelslicht selbst hereindringen. Ein glänzend rother, persischer Teppich bedeckte den Boden und stach prächtig ab von der dunkelbraunen

Decke aus Eichenholz. Rothe Vorhänge hingen an den Fenstern, auf deren Glas ein mystisches Symbol gemalt war: ein Lamm, ein Löwe und eine Taube. Der Löwe stand in einem Rosenbeet und trug ein Banner mit der Inschrift: „O heil'ge Liebe, sei gegrüßt!" Der Kamin war mit schöner Eichenschnitzerei im gothischen Stil eingefaßt, in welche Spiegel eingelassen waren. In einer Ecke des Zimmers stand eine Harfe, in der andern ein großes Harmonium. Auf den Tischen lagen ein paar wenig gebrauchte Bücher: Young's „Nachtgedanken", ein Album mit Bildern nach Turner, Wordsworth's „Griechenland" und zwei oder drei andere. Niedrige Bücherständer liefen an den Wänden entlang, sie enthielten religiöse Schriften. Elfenbeinbälle lagen auf dem grünen Tuch, als hätten die Schwestern eben gespielt. Das ganze Zimmer athmete eine Stille und eine Pracht, daß sich die Seele ein Gefühl von Feierlichkeit beschleichen fühlte.

Wir erhalten hierauf eine Beschreibung vom Bruder Prince, „dem Geliebten", und von den vier Damen, „Schwester Anna", einer vollblühenden Rose mit lachenden Augen, „Schwester Zoe", der blassen mit den leuchtenden Augen, dem durchgeistigten, heitern Gesicht, Schwester Sarah und Schwester Ellen. Aus der Unterredung mit den Heiligen geht hervor, daß sie die Teufelsliebe, alle Liebe, die Fleischeslust ist, verschmähen, daß sie nicht zu sterben erwarten, da sie von Gott errettet sind; denn Tod ist ein Wort, welches der Zeit angehört; sie leben aber nicht in der Zeit, sondern sie wohnen für immer in dem lebendigen Gott.

Die Lampeterbrüder bildeten vor etwa dreißig Jahren ihre Erweckergemeinde; es waren junge Männer, die in St.-David's-College zu Lampeter in der Grafschaft Cardigan gleichzeitig Theologie studirten. Ihr Lieblingsbuch war das Hohelied Salomonis; sie lasen es in dem geistigen Sinne, den ihm die Erklärer so oft zugeschrieben; es war ihnen ein meisterhaft gezeichnetes Bild jener vollen Leidenschaft, die, wenn die Zeit erfüllt ist, die wiedergeborene Seele zu Christus treibt. Sie beteten, sangen, deckten mit leidenschaftlichem Eifer, mit Stöhnen und Aechzen jede Blöße auf. Ihr Führer war schon damals Bruder Prince, der zunächst als Pfarrer in Charlinch in Bet- und Bibelstunden eine Thätigkeit als Erwecker entwickelte, welche Unruhen im Kirchspiel verursachte und seine Absetzung zur Folge hatte. Er wirkte nun zunächst in der Frauenkirche von Charlinch, dann in der Adullam-Kapelle zu Brighton, wo er die Ankunft des verheißenen Tröſters verkündete. In Brighton gewann Prince eine Jüngerschar von mehr als hundert Erweckten, und als er verkündete, das zweite Pfingsten sei gekommen, da verkauften diese Haus und Hof, um die Stätte der Liebe errichten zu können. Prince wußte drei reiche Fräulein Nottidge an seine Gemeinde zu ketten, gab sie einigen Auserwählten zu Seelenbräuten und baute von ihrem Gelde die Stätte der Liebe in Spaxton. Eine dieser Heiligen erwies sich indeß später rebellisch gegen die Befehle des Meisters; eine andere wurde von ihren Verwandten entführt und in ein Irrenhaus gebracht, doch später wieder auf das Urtheil von Sachverständigen hin aus demselben befreit.

Das große Mysterium der Sekte bestand nun darin, das Werk von Jesus zu vollenden. Jesus kam zur Welt, um die Werke des Teufels in der Seele zu zerstören; Prince ist gekommen, sie im Fleisch zu zerstören, das Fleisch zu erlösen. Prince, obwol in eigener Person dem Fleische gestorben, wollte noch einmal Fleisch auf sich nehmen im Namen und in der Kraft Gottes; dadurch werde die ganze Reihe der Lebendigen errettet werden an Leib und Seele. Zu diesem Ende bedurfte er einer Jungfrau, einer Braut des Lammes, die jung, schön und rein sein mußte. Die Tochter einer Witwe, welche sich der Gemeinde angeschlossen und dann gestorben war, wurde die auserwählte Maria für die Erlösung der Welt; daß sie es war, bezeugten Schwester Ellen, der Engel der siebenten Posaune und die zwei Gesalbten. Prince kündigte an, in der Kraft Gottes werde er eine Jungfrau, sozusagen, zum Weibe nehmen, nicht mit Fürchten und Schämen an geheimer Stelle und bei verschlossenen Thüren, sondern offen im Lichte des Tags und in Gegenwart aller Heiligen beiderlei Geschlechts. Gottes Wille sei es, daß er sie nehme und er werde niemand fragen, am wenigsten die Erwählte selbst. Also begab es sich in der üppigen Billardhalle. Einige Brüder murrten und schieden aus der Gemeinde aus; die übrigen schlossen sich in einer Hierarchie von Engeln und Erzengeln um so fester zusammen und verkündeten der ungläubigen Welt das Evangelium von der Erlösung des Fleisches. Inzwischen wohnten sie in einem stillen Garten, umgaben sich mit reizenden Weibern, aßen an prächtigen Tafeln, erklärten ihre Leidenschaften für ertödtet und spielen Billard in der frühern Kirche Seiner Ehrwürden.

Doch was sind diese beiden Spielarten der europäischen Socialmystiker gegen die zahlreichen Varietäten, welche auf amerikanischem Boden emporwachsen, wo die Wiedergeburt der Gesellschaft von allen Dächern gepredigt wird! Nicht blos große Gemeinden, selbst Staaten sind dort von den „Erweckten" begründet worden und die Lehrerinnen der Emancipation bemächtigen sich der Presse, um das Evangelium in immer weitern Kreisen zu verkünden. Der zweite Band von Dixon's „Seelenbräuten" und das ganze Werk: „Neu Amerika" (Nr. 2) handelt von diesen Bewegungen, um welche sich dort kein Consistorium und keine Staatskirche kümmert. Folgen wir unserm Autor auf seiner gefährlichen Reise zu den Mormonen mit jener „Ueberlandpost", von deren Schattenseiten er uns eine mitleiderweckende Beschreibung macht, die indeß jetzt durch die Pacific-Eisenbahn bald zu den geschichtlichen Reminiscenzen gehören wird. Wir befinden uns in kleinen Städten, bei den Hinterwäldlern von Kansas am Missouri. Die Postagenten in Leavenworth unterrichten die Reisenden über die neue Straße von St.-Louis nach Francisco, welche vom Congreß für die Ueberlandpost gewählt ist und welche die Büffel-, Elennthier- und Antilopenweiden in zwei Hälften schneidet. Die Indianer wissen wohl, daß dies der Weg für die künftige Eisenbahn ist, die sie auf ihrem Gebiet durchaus nicht dulden wollen. Daher ihre Antipathie gegen die neue Poststraße, auf welcher unsere Reisenden eine Tour von dreizehnhundert Meilen zu machen haben —

durch ein Land, welches zum größten Theil noch nicht vermessen ist, durch welches keine Heerstraße führt, in dem viele Ströme und Thäler, aber keine einzige Brücke ist; ein Land, in welchem die Hügel, Bäche und Flüsse bisjetzt noch keinen Namen haben, und in welchem die kleinen Militärposten der Vereinigten Staaten, selbst nur Corrals von Stämmen und

Brettern, zweihundert Meilen voneinander entfernt liegen. Dennoch muß eine Fahrstraße, auf welcher eine so treffliche Post wie die, welche von Neuyork nach San-Francisco, von den tausend weniger bedeutenden Städten, welche dieselbe ebenfalls unterhalten, gar nicht zu reden, ihren täglichen Lauf nimmt, mindestens von Damascus nach Banias sicher sein. Als wir aber dies oder etwas dem Aehnliches einem Freunde in Leavenworth sagten, erfuhren wir zu unserm großen Erstaunen, daß nie eine tägliche Post auf dieser Route gewesen sei, noch je ein Versuch dazu gemacht worden wäre; daß weder genug Leute, noch Maulthiere auf der Straße seien, um die tägliche Post zu befördern; daß thatsächlich nur ein Wagen, ein leerer Wagen vor uns gegangen sei; daß niemand wisse, wo dieser leere Wagen sei, oder ob er je sicher auf die andere Seite der Ebenen kommen werde. Wir sehen nach unsern Pistolen und fühlen das Haar auf unsern Köpfen; die Lage der Dinge ist zugleich tragisch und komisch, und die freundlichen Scherze unserer Freunde in Pall Mall, über die beste Art, sich über ein Scalpirmesser zu freuen, kommen immer näher und werden unangenehmer. Wir finden auch, daß wir die einzigen beiden Passagiere sind, welche sich für die Fahrt eingeschrieben haben, sodaß die Zahl der Revolver, welche ins Spiel kommen, wenn wir von den Cheyennen und Comanchen angegriffen werden, außer unserer militärischen Escorte, nur zwei zu sein scheint.

Doch weder in Wamego, wo die Eisenbahn aufhört, noch in Junction-City fand sich die militärische Escorte ein, die sich bald in eine Mythe verwandelte. In einem leichten zerbrechlichen Prairiewagen mit sehr schlechten Federn, mit Segeltuch-Rouleaux statt der Fenster, unter dicht aufgestapelten Briefsäcken und dem eigenen Gepäck mußten die Reisenden ihre Tour auf der sogenannten Ueberlandpost antreten, durch endlose, anfangs baumreiche Prairien mit ihren kleinen Sonnenblumen und winzigen Kräutern, auf einem Weg, den todte Maulthiere, Pferde und Ochsen bezeichnen, Tag und Nacht, bei Mangel an Schlaf, Nahrung und Bewegung. Die Schilderung der Prairiefahrt möge man bei Dixon selbst nachlesen; sie ist ausnehmend lebendig und anregend. Die Kapitel, welche die Rothhäute und ihre „Squaws" behandeln, werfen im voraus ein ironisches Licht auf die Salzseestadt; denn auch in den Wigwams herrscht Polygamie. In der Mitte der großen Reise nach Utah liegt Denver, die Stadt der Ebenen, eine Stadt von Wüstlingen und Spielern, sechshundert Meilen von jeder andern Stadt entfernt. Dies Pandämonium der Goldgräber hat sich jüngst etwas gebessert durch die energische Selbsthülfe eines Wachsamkeits-Comité, einer Art von geheimer Feme, das durch den Revolver und den Strick regiert und durch Gilpin, den großen Reichegründer im Westen. Die Stadt Denver besteht erst seit kurzer Zeit; sie hat indeß bereits 4000 Einwohner, ein Theater und funfzig Spielhäuser. Die Lynchjustiz, die Sheriff Wilson im Namen des Gesetzes hier ausübt, wirkt ebenfalls luftreinigend. Von Denver geht es durch die Sierra madre, die wilde Sahara des Bitter-Creek, an Fort Bridges vorbei, hinab von den Bergen, wo im tiefen Thal das erste Mormonenlager sich zeigt. Der Anblick des Salzseebassins, der sich plötzlich, als sie um eine vorspringende Bergecke ziehen, den Augen der Reisenden darbietet, ist von entzückender Schönheit:

Die Scene, welche jetzt vor uns liegt, ist, von welchem Anschauungspunkte wir sie auch nehmen mögen, eine von dem halben Dutzend reinen und vollkommenen Landschaften, welche die Erde aufzeigen kann. Es ist deshalb kein Wunder, daß der arme Auswanderer aus einem Keller in Liverpool, aus einer Höhle in Blackwall diese Gegend wie ein irdisches Paradies ansieht, da sein Anschauungsvermögen durch religiöse Glut und harte Entbehrungen aufgeregt ist. Die große Ebene zieht sich am Fuße dieser mit Schnee bedeckten Kämme der Wasatch-Gebirge weit in ungesehene Fernen nach Norden hin; die ganze Breite des Thals ist mit einem goldenen Nebel von überraschendem Glanze erfüllt, die Wirkung eines tropischen Sonnenscheins, welcher über Felder, die so dick mit Sonnenblumen bedeckt sind, wie ein englisches Feld mit Butterblumen, und über zahlreiche kleine Seen, Lachen und Ströme sich verbreitet; zur Linken starrt eine Bergkette, welche die Indianer Oquirrh nennen, in die Wolken und windet sich um den großen Salzsee. Vor uns liegt die leuchtende Stadt, das neue Jerusalem, in ihren Laubengängen und Bäumen; hinter dieser Stadt fließt der Jordan, der die frischen Wasser Utahs durch die Ebenen nach dem Salzsee führt, der das große Thal mit seinen blauen Massen verdunkelt und kühlt. Aus dem See selbst, welcher 100 Meilen breit und 150 Meilen lang ist, erheben sich zwei purpurne und gebirgige Inseln: die Antilopeninsel (jetzt Kircheninsel genannt) und die Stansburyinsel, während auf beiden Seiten und über die blauen Gewässer des Sees selbst hinaus Ketten von unregelmäßigen und malerischen Höhen liegen, die unfruchtbaren Sierras von Utah und Nevada. Die Luft ist balsamisch und rein, südländisch in ihrem Wohlgeruche, nordländisch in ihrer Frische. Kühle Winde kommen von den Wasatch-Gipfeln herab, auf denen während der ganzen Sommermonate Schneewehen und gefrorene Teiche belegen sind. So klar ist die Atmosphäre, daß der schwarze Felsen am Salzsee, welcher 25 Meilen entfernt ist, nur einige hundert Yards vor uns zu liegen scheint, und Kämme, welche 60 Meilen voneinander entfernt sind, wie die Spitzen eines einzigen Gebirgszugs erscheinen. Weiter das Thal hinab taucht der goldene Nebel alles in sein prachtvolles Licht. Die Stadt erscheint wie ein weiter Park oder Garten, in welchem man unzählige Massen dunkelgrüner Bäume und hier und da einen weißen Kiosk, eine Kapelle und ein Gerichtshaus erblickt. Darüber auf einer höher gelegenen Bank ist das Lager, ein Haufen von weißen Zelten und Hütten, von dem eine Nationalregierung argwöhnisch das Thun und Treiben der Menschen in dieser Stadt der Heiligen beobachtet. Aber das Lager selbst bringt Leben in das Gemälde, einen Strich Farbe in die gelbe, weiße und grüne Landschaft.

Das neue Jerusalem, zwischen dem Utahsee und dem Salzsee, ist oft beschrieben worden; doch ist Dixon wol der neueste Berichterstatter, der von den Fortschritten des Mormonenthums zu erzählen weiß und namentlich auch das prachtvolle neue Theater schildert, wo die Töchter des Propheten mitspielen. Dieser selbst wird uns von Dixon folgendermaßen geschildert:

Wir sahen Brigham Young zuerst in seiner Privatloge. Ein großer Kopf, ein breites, schönes Gesicht, mit blauen Augen, blondem Haar, guter Nase und lächelndem Munde; ein einfach gekleideter Mann, in schwarzem Rock und Beinkleidern, weißer Weste und Cravatte, goldenen Vorhemd- und Manschettenknöpfen; englisch gebaut und englisch aussehend — aber ein Engländer der mittlern Klassen und aus einer Provinzialstadt — so war der Prophet der Mormonen, der Papst und König, als wir ihn zuerst im Theater unter seinem Volke sahen. Eine Dame, eine seiner Frauen, welche wir später als Amalie kennen lernten, saß mit ihm in der Loge; auch sie war einfach nach englischer Mode gekleidet und sah bisweilen mit einem Opernglase auf die Zuhörer hinter ihrem Vorhange vor, wie englische Damen zu Hause zu thun gewohnt sind. Sie war schön und erschien uns ziemlich nachdenklich und poetisch.

Die Heiligen sind allmählich kriegerisch geworden; sie sind ebenso verpflichtet, auf der Parade zu erscheinen als im Tabernakel, und konnten schon, als der mexicanische Krieg ausbrach, ein treffliches Corps nach dem Kriegsschauplatze schicken:

Es ist kaum eine Redensart, zu behaupten, daß jeder männliche Erwachsene von Deseret — wie die Mormonen Utah

nennen — sich gleich bereit hält, auf eine Mission zu gehen, wie ins Feld zu ziehen. Sie rühmen sich, und ich glaube nicht ungerechtfertigterweise, daß sie in 15 Minuten 3000 Büchsen, jede Büchse unterstützt von einem Revolver, um ihre Stadthalle versammeln können. Einst, als ein falscher Alarm gegeben wurde, war diese Anzahl Leute wirklich unter Waffen.

Die Wanderung der Mormonen in das gelobte Land Deseret, die Niederlassung in Utah, das mormonische Licht, die Doctrinen der Kirche, die weltlichen und socialen Einrichtungen der Heiligen werden uns von Dixon in ansprechenden Kapiteln auseinandergesetzt; wir wollen hier nur herausheben, was sich auf die ehelichen Verhältnisse bezieht, auf jene Polygamie, die mit ihrer Dogmatik eng zusammenhängt. Dies ist der Punkt, durch welchen das Mormonenthum sich in die Kette aller andern Sekten einreiht, welche gleichmäßig eine Neugestaltung der geschlechtlichen Verhältnisse auf religiöser Grundlage anstreben.

Von den Dogmen, in denen das „Mormonische Licht" der Welt ausstrahlt, ist es namentlich das siebente, welches die Polygamie begründet: „Da der Mann zu den Göttern gehört, wird er durch die Ehe für einen himmlischen Thron wählbar; sein Haushalt von Weibern und Kindern ist sein Reich nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel." Das herrschende Princip bei den Mormonen ist das Princip der Colonisation, das sie im Jenseits wie im Diesseits zur Geltung bringen. Ohne Frage hat die Polygamie, welche die Kinderzahl gegenüber der Monogamie verdreifacht und vervierfacht, für Ansiedelungen in menschenleeren Strecken eine unleugbare praktische Bedeutung; die Pflicht der Mormonen, „fleischliche Tabernakel für die unsterblichen Geister zu versorgen", wird, auch in die Sprache der Nationalökonomie übersetzt, immer eine gewisse Geltung behalten, wo es sich um die Bevölkerung und Urbarmachung immenser Territorien handelt. Ein Feuerbach, der das Wesen des Mormonenthums analysirte, würde in den Dogmen desselben meistens eine Verklärung der Colonisation in der jenseitigen Welt finden. Ihr Himmel ist eine Colonie mit hierarchischen Abstufungen, Göttern, Engeln, Menschen, Geistern, welche an die Hierarchie in der Gemeinde selbst erinnern.

Die Polygamie kann aber weder im Osten noch im Westen zu einer ausschließlichen Pflicht gemacht werden; sie ist ein soziales Institut, welches einen gewissen Wohlstand voraussetzt. Die ärmern Mormonen begnügen sich daher meist mit Einem Weibe; die Ehe als solche gilt indeß für eine Pflicht, und der ehelose Stand wird verachtet. Schon theilt indeß in Betreff der Polygamie ein großes Schisma die Mormonen. Es handelt sich um die Frage, ob Joseph Smith, der erste große Prophet, sich bereits mehrere Frauen angesiegelt habe oder nicht. Das letzte behauptet die Familie des Propheten, während das erstere von Brigham Young behauptet wird. Im Buche Mormon läßt Joseph Gott selbst sagen, daß die Harems von David und Salomo Greuel in seinen Augen sind. Während Young in der großen Versammlung vom 29. August 1852, in welcher zweitausend Aelteste zugegen waren, das Dogma der Vielweiberei für eine Offenbarung erklärte und dieselbe annahm, protestirten die vier Söhne des Propheten Joseph und seine Witwe in Nauvoo gegen den „Betrug der Pluralität", und diese „Josephiten" trotzen dem Löwen von Utah in seiner Höhle. Brigham Young behauptet, dem Propheten Dutzende von Frauen angesiegelt zu haben; Joseph's Frau Emma erklärt die Geschichte für falsch. Keineswegs sind indeß die angesiegelten Frauen, unter denen sich auch viele ältere Damen befinden, alle Frauen in unserm Sinne des Worts; es sind oft nur geistige Königinnen und Gefährten. Werden doch in Utah die Frauen ihren Männern nicht blos auf Zeit, sondern auch für die Ewigkeit, nicht blos für die Erde, sondern auch für den Himmel angesiegelt. Ja, es kann ein Mormonenmädchen sich einem todten Mann für die Ewigkeit ansiegeln lassen, wenn der Prophet den heiligen Act vollzieht, und dann auf Erden einen Substituten erhalten, den ihr ebenfalls der Prophet ansiegelt. Ueberdies ist es Mode, daß jede fromme alte Dame in der Gemeinde, welche ihren Mann durch den Tod verloren hat, den Bischof ihres Bezirks bittet, Schritte zu thun, daß sie einem der drei Präsidenten angesiegelt werde.

Young ist natürlich ein Liebling solcher Witwen, und man sagt, daß er nie eine Reise aus dem Bienenkorbe mache, ohne aufgefordert zu werden, einem dieser armen Geschöpfe ihren Willen zu thun. Daher haben sehr viele Weiber den nominellen Rang seiner Frau, welche er fast nie gesehen und zu denen er nie in Beziehungen als Mann gestanden hat, wie wir in Europa den Ausdruck verstehen würden.

Auch in Bezug auf die Blutschande ist die Moral der Mormonen eine sehr laxe oder vielmehr, sie finden weder in der Natur noch in der Offenbarung einen Grund, warum sich Verwandte nicht heirathen sollen:

Young leugnet, daß eine Entartung aus einer Heirath zwischen Blutsverwandten entsteht. Die Heiligen gehen weit über Abraham hinaus, und ich bin geneigt zu glauben, daß sie ihren Typus häuslichen Lebens eher im Wigwam eines Indianers, als im Zelte eines Patriarchen gefunden haben. Wie der Ute, kann ein Mormone so viel Frauen haben, als er ernähren kann, wie der Mandan kann er drei oder vier Schwestern, eine Tante und ihre Nichte, eine Mutter und ihr Kind heirathen. Es würde vielleicht nicht zu viel behauptet sein, zu sagen, daß es in der mormonischen Gesetzgebung kein solches Verbrechen wie Blutschande gibt, und daß ein Mann factisch jede Frau lieben und heirathen kann, welche ihm gefallen mag.

Der Prophet selbst hat in seinen Häusern, im Bienenkorb, im Löwenhause, in der weißen Villa — ungefähr zwölf Frauen. Maria Anna Angell, seine erste Frau, ist die Königin von allen; von ihr hat er fünf Kinder, drei erwachsene Söhne und zwei Töchter. Eine der letztern ist die Schauspielerin Alice. Unter den übrigen Frauen Young's befindet sich die funfzigjährige Dichterin „Eliza Snow", wie Dixon meint, „gerade das Gegentheil von dem, was man sich unter einem Lichte des Harems denkt":

Schwester Eliza wohnt im „Löwenhause" in einem schönen Zimmer in der zweiten Etage, welches die Oquirrhberge, das Thal, den Fluß Jordan und den Salzsee übersieht, eine Aussicht für eine Dichterin, bei der Gestalt und Farbe, Himmel und Land und Wasser in endloser Pracht sich verschmelzen und ineinander aufgehen. Young's weniger ausgezeichnete Genossinnen sind: Schwester Lucie, von welcher er acht Kinder hat; Schwester Clara, von welcher er drei Kinder hat; Schwester Zina, eine Dichterin und Lehrerin (früher die Frau von Dr. Jacobs), von welcher er drei Kinder hat; Schwester Amalie, eine alte Dienerin Joseph's, von der er vier Kinder hat; Schwester Eliza (2), ein englisches Mädchen (die einzige Engländerin im Hause des Propheten), von welcher er vier oder fünf Kinder haben soll; Schwester Margarathe, von welcher er drei oder vier Kinder hat; Schwester Emiline, oft die Favoritin genannt,

von welcher er acht Kinder hat. Young sagt mir selbst, daß er nie eine Favoritin in seinem Hause gehabt habe, oder haben werde, da Begierden und Vorzüge des Fleisches keinen Theil an den Familieneinrichtungen der Heiligen haben sollen. Die Apostel sind weniger gesegnet als die Präsidenten, aber die zwölf sind alle Pluralisten. Die folgenden Zahlen wurden mir durch George A. Smith, einen Vetter des Propheten Joseph und Geschichtschreiber der Kirche, angegeben: Orson Hyde, erster Apostel, hat vier Frauen; Orson Pratt, zweiter Apostel, hat vier Frauen; John Taylor, dritter Apostel, hat sieben Frauen; Wilford Woodruff, vierter Apostel, hat drei Frauen; George A. Smith, fünfter Apostel, hat fünf Frauen; Amasa Lyman, sechster Apostel, hat vier Frauen; Ezra Benson, siebenter Apostel, hat vier Frauen; Charles Rich, achter Apostel, hat sieben Frauen; Lorenzo Snow, neunter Apostel, hat vier Frauen; Erastus Snow, zehnter Apostel, hat drei Frauen; Franklin Richards, elfter Apostel, hat vier Frauen; George Q. Cannon, zwölfter Apostel, hat drei Frauen.

Mit Ausnahme von John Taylor werden die Apostel alle für arme Leute gehalten; und am Salzsee ist es eine Schande für einen Mann, eine neue Frau zu nehmen, wenn er seine Familie nicht bequem in Wohnung, Nahrung und Kleidern erhalten kann. Manche von den reichen Kaufleuten sind von Young aufgemuntert worden, Frauen über Frauen zu nehmen. Ein alter und unternehmungslustiger Aeltester sagte zu mir gestern Abend als Antwort auf einen Scherz: „Ich werde gewiß bald wieder heirathen, denn ich beabsichtige in dieser Kirche in die Höhe zu kommen; und Sie haben genug gesehen, um zu wissen, daß niemand bei uns Aussicht hat, der nicht einen großen Haushalt führt. Um von Einfluß hier zu werden, muß es bekannt sein, daß man der Mann von drei Frauen ist."

Young selbst hat 48 Kinder am Leben. Es ist am Salzsee ganz gewöhnlich, daß ein Mann 20 Knaben und Mädchen in seinem Hause hat. Dixon erzählt:

Ein Kaufmann, bei dem wir gestern zu Tische waren, konnte uns die genaue Zahl seiner Kinder nicht angeben, bis er in einem Buche nachgeschlagen hatte, welches auf seinem Tische lag. Eine seiner Frauen, ein hübsche Engländerin, mit dem gewöhnlichen Säugling an ihrer Brust, lächelte süßen Tadel über seine Unwissenheit; aber es war so, und nur durch Zählen und Befragen konnte er uns die genaue Zahl seiner Abkömmlinge angeben. Dieser Patriarch ist 33 Jahre alt.

Es sind merkwürdige Heilige, diese Männer vom Salzsee; aber ihre Kirche hat keinen düstern Zug; zu ihren Dogmen gehört: „Gott dienen heißt das Leben genießen" und „Die neue Kirche betrachtet die Arbeit als edel". Die Mormonen sind keine Fanatiker, es sind heitere fleißige Menschen. Die Polygamie, heißt es in unsern Geschichts- und Moralphilosophien, ist nur unter dem Himmel des Orients möglich, bei despotischen Staatsformen; sie verweichlicht die Menschen und macht sie unfrei. Diese Lehrsätze werden durch die Gemeinde am Salzsee über den Haufen geworfen. Wir sehen hier Republikaner mit theokratischem Selfgovernment, die in keiner tropischen Zone leben, Männer der Arbeit und des Fleißes in einem wohlgeordneten, blühenden Gemeinwesen — und doch Vielweiberei! Die alten Schablonen werden nachgerade überall unbrauchbar. Man wende nicht ein, es handle sich nur um eine Curiosität; eine Sekte, die ein nordamerikanisches Territorium fast allein bewohnt, die nach ihren eigenen Angaben bereits 100000 Anhänger zählt, kann nicht mehr in einem Curiositätencabinet der Menschheit untergebracht werden, wie manche der kleinen Gemeinden, von denen Dixon berichtet.

Die Schattenseite der Polygamie, die geistige Herabdrückung der Frauen, bleibt auch bei den Mormonen nicht aus; sie erscheinen geistig stumpf, nur als Wirthschaftsmaschinen. Man vergleiche mit dieser Schilderung der Mormonenweiber diejenige, die unser Autor von den amerikanischen Frauen überhaupt entwirft — und man wird aus dieser Parallele manche wichtigen culturgeschichtlichen Schlüsse ziehen können.

Die Erweckungen, aus denen der Mormonismus hervorgegangen ist, haben in Amerika zu den verschiedenartigsten Gestaltungen des Glaubens und der Sitte geführt. Neben der Polygamie tritt das Cölibat in den Shakergemeinden und die Pantagamie in den Stätten der „freien Liebe" auf.

Keine anmuthigere Idylle als diejenige, welche Dixon vom Berg Libanon, der Hauptheimat und dem Mittelpunkt der Zitterer entwirft, von diesen saubern Baulichkeiten, fleißig bebauten Aeckern, den reinlichen Straßen, den prächtigen Wiesen, den Gärten mit der Obst- und Blumenzucht, der größten Scheune in Amerika, den frischen, sanftmüthigen Gesichtern der Männer und Mädchen. Die Straßen sind still, hier gibt es keine Schnapsläden, kein Bierhaus, kein Gefängniß, kein Pfandhaus; von den Dutzend Gebäuden, die um dich her sich erheben — Werkstätten, Scheunen, Tabernakel, Ställe, Kirchen, Schulen, Schlafstellen — ist nicht eins schmuzig oder lärmend; jedes Haus hat das Ansehen einer Kapelle. Außerdem ist es mit Schläuchen, Schwingen, Klappen, Zuglöchern und Abzügen versehen; die Treppe ist wie ein Trichter gebaut, die Wetterfahne dient als Exhauster, Oefen nach einem gewissen Muster erwärmen die Zimmer im Winter und haben eine besondere Vorrichtung, welche fein genug ist, um die Temperatur wochenlang auf einem und demselben Wärmegrade zu erhalten. Frische Luft ist die Arznei der Zitterer; sie beobachten die Ventilation sorgfältig und wissenschaftlich. Sie speisen stillschweigend, nach der Diät der Vegetarians. Alle sehen gesund und blühend aus mit rosigem Fleisch. Ihre Farmwirthschaft ist die beste in Amerika. Jeder von den Brüdern hat sein Gewerbe, manche haben zwei, drei bis vier. Ihre Obstgärten sind prächtig. Unter den prächtigen, in Reihen gepflanzten Aepfelbäumen bemerkte Dixon einen, der etwas außerhalb der Reihe gepflanzt war. Dieser Baum, mit einem großen, süßen Apfel, der vierzehn Tage vor den andern reif wird und den jedermann leicht erreichen kann, hat den Zweck, die Vorübergehenden an der Beschädigung der andern Bäume zu hindern. Diejenigen, die gern einen Apfel haben wollen, pflücken einen von seinen Zweigen, und lassen die andern Bäume unberührt. Dieser Apfelbaum vertritt gleichsam die Prostitution, welche die Ehen vor Schädigung schützt.

Doch was wissen die Zitterer von Prostitution oder Ehe? Es sind Mönche und Nonnen; die Ehe und Geburt existirt nicht für sie; ebensowenig allerdings der Tod, der für einen Kleiderwechsel gilt. Gegenüber diesen frommen Annahmen macht sich der letztere doch geltend, und ohne die Geburt würde die Sekte selbst bald aussterben. Sie bedarf daher stets einer heidnischen Welt, welche nicht gleichen Principien huldigt; sie kann nur ein Kreis von Auserwählten sein. Die Erzeugung ist ein Feind der Wiedergeburt, das ist eins ihrer Hauptaxiome. Mutter Anna, eine Engländerin Anna Lee, ist die Stifterin der Sekte,

eines armen Schneiders Tochter aus einem Winkelgäßchen in Manchester. An ihrer Leiche behaupteten ihre Anhänger, daß sie nicht todt sei, sondern sich nur auf kurze Zeit von der Welt zurückgezogen habe. An eine andere Auferstehung glauben sie nicht; sie befinden sich hier auf Erden im Zustand der Auferstehung. Außerdem glauben sie an Engel und Geister, nicht als ein theologisches Dogma, sondern als eine wirkliche, menschliche Thatsache. Antoinette, die Frau des Obern Friedrich, bekannte, daß sie mit Geistern frei und vertrauensvoll verkehrt; ihr sind alle Zimmer voll Seraphim und Cherubim, welche den ganzen Tag singen und beten sollen. Diese Gesänge der Engelschöre schreibt sie sogar auf. Alle Märsche und Gesänge der Zitterer sind durch Träume und Offenbarungen gelehrt. Sie legen keine Eide ab, gehorchen den Gesetzen, vermeiden den Zwiespalt, verdammen den Krieg. Zu ihren Dogmen gehören die folgenden:

Die Kirche der Zukunft ist eine amerikanische Kirche; das alte Gesetz ist abgeschafft, die neue Dispensation hat angefangen.

Der Verkehr zwischen Himmel und Erde ist wiederhergestellt. Gott ist König und Regierer.

Die Sünde Adam's ist gesühnt und der Mensch frei von allen Sünden außer seinen eigenen.

Jedes menschliche Wesen wird erlöst werden.

Die Erde ist der Himmel, jetzt befleckt und beschmutzt, aber bereit, durch Liebe und Arbeit wieder so gereinigt zu werden, wie sie früher war.

Wenn die Zitterer die äußerste Rechte der socialreligiösen Gemeinden Amerikas bilden, die Mormonen als Polygamisten etwa das Centrum einnehmen, so stehen auf der äußersten Linken die Bibelcommunisten am Oneida-Creek, mit denen sich Dixon sowol in „Neu Amerika", wie im zweiten Theil der „Seelenbräute" eingehend beschäftigt. Ihr sociales Grunddogma ist Gemeinschaft der Güter und Weiber, die Pantagamie. Und während wunderbarerweise die auf ähnlicher Grundlage ruhenden Versuche der Anhänger Owen's und Fourier's in Amerika keinen Boden gefunden haben, blühen die Gemeinden der Bibelcommunisten, wie alle andern, die auf geistlicher Erweckung beruhen: ein Beweis dafür, daß tiefgreifende sociale Neugestaltungen in Amerika noch der religiös-dogmatischen Grundlage oder vielmehr der „Offenbarung" bedürfen. In ihr findet der Trotz gegenüber den bestehenden Einrichtungen seinen festen Halt; noch wichtiger aber ist es, daß die religiöse Weihe schützt gegenüber den Gerichten und Gesetzen, welche mehrfach Rücksicht nahmen auf die Dogmen der Gemeinden und z. B. bei Erbschaftsfragen gesetzlich unehelichen Kindern aus den Kreisen der freien Liebe die Rechte ehelicher Kinder zusprachen. Das theokratische Princip ist zugleich die treibende Kraft und die Schutzmacht der socialen Reform.

In den „Seelenbräuten" erzählt uns Dixon eine kleine Novelle aus der Vergangenheit von Mary und Georg Cragin, welche später Bruder und Schwester im Herrn und eifrige Mitglieder der Bibelcommunisten wurden. Diese Novelle spielt in der Zeit des noch nicht erleuchteten Zustandes, und ihr Hauptkapitel behandelt geistliche Wahlverwandtschaft und weltlichen Ehebruch. Vater Noyes, das Haupt der Gemeinde am Oneida-Creek, ordnete damals die Wirrniß und die Ausschreitungen, obgleich er schon den Keim zu seiner neuen Theorie der Mischheirathen in sich trug. Was damals Verwirrung und Ausschreitung war, ist in der Gemeinde seit 1846 Gesetz und Regel geworden.

Das theologische Dogma der neuen „Pauliniſchen" Sekte ist die zweite Ankunft des Herrn, die etwa 70 Jahre nach Christi Geburt gesetzt wird. Da schaffte der Herr das alte Gesetz ab, schloß das Reich Adam's ab, reinigte seine Kinder von ihren Sünden und errichtete sein Reich in den Herzen aller derer, welche seine Herrschaft annehmen wollten. Zu diesen gehören die neuen Heiligen, welche alle Gesetze, das Gesetz Gottes ebenso gut wie das der Menschen, den Mäßigkeitsschwur wie das Ehegelübde verwerfen. So war Vater Noyes früher ein Mäßigkeitsverkünder gewesen; seit er „heilig" geworden, begann er ein flottes Leben. Diese Puritaner schützt der „Heilige Geist"; sie thun wozu sie Lust haben, sie können aber nur thun was gut ist; sie sind Kinder der Gnade, befreit von der Macht der Gesetze und von den Flecken der Sünde. Der Kern ihres häuslichen Systems ist die zusammengesetzte Ehe:

Vater Noyes behauptet, daß es ein Fehler sei, entweder zu sagen, daß ein Mann nur einmal in seinem Leben lieben, oder daß er nur einen Gegenstand auf einmal lieben kann. „Die Männer und Frauen finden", sagt er, „daß im allgemeinen ihre Empfänglichkeit für die Liebe nicht durch die Flitterwochen erlischt, oder durch einen Liebhaber befriedigt wird. Im Gegentheil, die geheime Geschichte des menschlichen Herzens wird die Behauptung rechtfertigen, daß es im Stande ist, verschiedene male und verschiedene Personen zu lieben. Das ist Naturgesetz." Daher ist bei der am Oneida-Bache lebenden Bibelfamilie die zusammengesetzte Ehe ihrer Mitglieder zueinander und zu allen die bemerkenswertheste Thatsache im Haushalte; ein Ritus, von dem angenommen wird, daß er beim Eintritt jedes neuen Mitgliedes in die Genossenschaft, ob Mann oder Frau, stattfindet, und welcher die ganze Körperschaft in einen Ehekreis verwandeln soll. Jeder Mann wird der Mann und Bruder jeder Frau; jede Frau die Frau und Schwester jedes Mannes. — Die Ehe selbst, als Ritus und Einrichtung, haben sie im Namen der wahren Religion für immer abgeschafft. Sie behaupten, daß eine so eigennützige und exclusive Einrichtung von allen ehrbaren Confessionen in dem Augenblicke verworfen werden wird, von welchem ab die Welt von dem falschen Glauben abkommt, daß Liebe eine sündhafte Handlung sei.

Ausschließliche und götzendienerische Ergebenheit wird überhaupt in diesen Kreisen als ungesund und schädlich betrachtet, doch bleibt jeder Frau das Recht, Aufmerksamkeiten, die ihr nicht genehm sind, abzulehnen. Im übrigen wird oft von den Vätern und Müttern Raths gepflogen über die Anordnung der Liebesverhältnisse, da man die Liebe durchaus nicht für eine unvermeidliche Schickung hält. Man hält außerdem an dem Princip der „ansteigenden Gemeinschaft" fest, d. h. man hält es für besser, wenn die jungen Leute beider Geschlechter sich in Liebe mit Personen vereinigen, welche älter als sie selbst sind. Ein anderer und, wie Dixon mittheilt, auch sonst in Amerika sehr weit verbreiteter Grundsatz der neuen Bibelordnung lautet: „Wir vermehren uns nicht mehr, als wir wünschen."

Und wie sieht es in diesem „Babel" aus? Müssen nicht alle, die außerhalb der bestehenden Einrichtungen kein Heil sehen, glauben, daß da die Welt aus den Fugen

geht? Und doch iſt dies keineswegs der Fall! Die Bibelcommuniſten ſind brave arbeitſame Leute; ihre Colonie iſt im ſchönſten Stande; das wilde Waldland iſt verſchönt wie eine reiche Domaine in Kent; wenige Plätze in Amerika können ſich an Lieblichkeit mit den Raſenplätzen und Gärten vergleichen, welche um die Heimat der Oneida-Familie belegen ſind. Alles zeugt von Geſchmack, Ruhe und Wohlhabenheit; die Familie hat im Verlauf der letzten ſieben und acht Jahre gute Geſchäfte gemacht und dafür Mühlen erbaut und das Land drainirt; überall herrſcht Frieden, Ordnung, Schönheit und materieller Wohlſtand. Sollte das nicht jenen kirchlichen und ſtaatlichen Lehrern alleinſeligmachender Doctrinen die Cirkel verwirren? Wo ſie einen Höllenbreughel hinmalen, herrſcht das ambroſiſche Licht eines Correggio.

Die freie Liebe in Amerika, die noch außerhalb des Bibelcommunismus beſteht, hat ihre Dichter, Redner und Prediger, ihre Zeitungen, Vorleſungen, gemeinſamen Ausflüge, Pickenicks und Gemeinden. Zu den Dichtern gehören Lizzin Doten, Fanny Hyzer, J. N. Harris u. a., zu den Predigerinnen Franziska Wright und Cora Hatch. Das Hauptquartier der freien Liebe iſt Neuyork, die bedeutendſten Niederlaſſungen ihrer Anhänger ſind Berlin-Heights im Staate Ohio mit einer ſtets wachſenden Bevölkerung und Modern Times auf Long-Island bei Neuyork, die Heimat der Radicalen, die behaupten, im Beſitz der poſitiven Wahrheit zu ſein, und ſo viel Weiber ſich halten, wie ſie wollen.

Weiterhin wirft Dixon in den „Seelenbräuten“ noch einen Blick auf den Yankee-Propheten, John Davis, den Vorkämpfer der großen Harmonie und des amerikaniſchen Spiritualismus, in welchem Dixon einen Schüler Swedenborg's ſieht, deſſen Anhängerzahl ſich indeß ſchon auf ſechs Millionen vermehrt hat. Wir haben das Hauptwerk dieſes Propheten bereits früher genau analyſirt (vgl. Nr. 30 d. Bl. f. 1867).

In „Neu Amerika“ entwirft Dixon noch ein geiſtreiches Rundgemälde der amerikaniſchen Zuſtände überhaupt, auf das wir unſere Leſer aufmerkſam machen. Dixon iſt ein ſcharfer Beobachter; er ſchildert ſachgetreu und lebendig; doch dürfte es ſchwer werden, aus ſeiner Darſtellung zu erſehen, wie er ſich ſelbſt zu den Bewegungen ſtellt, die er uns vorführt. Es ſchwebt ſtets ein feines ironiſches Lächeln um ſeine Lippen; man weiß nicht, gilt es den Verirrungen eines oft barocken Socialmyſticismus oder den orthodoxen Anhängern der alten Wahrheiten. Jedenfalls macht man in Neu Amerika Ernſt mit der Altfritziſchen Offenbarung, daß jeder auf ſeine Façon ſelig werden kann — und gegen die lebendige Praxis dieſes für Europa illuſoriſchen Ausſpruchs wird ſich kein humaner Denker feindlich verhalten dürfen.

Rudolf Gottſchall.

Zur neueſten Roman- und Novellenliteratur.

1. Margarethe. Novelle von L. Dieſenbach. Berlin, Janke. 1868. 8. 1 Thlr.
2. Ein häßlicher Menſch. Roman von Ernſt Wichert. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Mit eherner Stirn. Roman von Robert Byr. Vier Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
4. Der gebrochene Schwur. (Lady Lisle.) Roman aus dem Engliſchen von M. E. Braddon. Zwei Bände. Wien, Laſt. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Die Papiere der Familie Danvers. — Prinz und Page. Erzählungen von Miß Yonge. Nach dem Engliſchen von C. Kolb. Autoriſirte deutſche Uebertragung. Gotha, Schloeßmann. 1868. 8. 1 Thlr.

Lorenz Dieſenbach's „Margarethe“ (Nr. 1) iſt eines jener fein und ſauber gearbeiteten modernen Lebensbilder, wie wir ſie von der beſchaulichen Muſe dieſes geiſtvollen Novelliſten ſeit einer langen Reihe von Jahren gewohnt ſind. Das Anziehende liegt weniger in der einfachen Handlung, als in der anmuthenden Charakterzeichnung der trotz ihrer ſchlichten bürgerlichen Stellung geiſtig weit über das gewöhnliche Niveau des Frauenlebens ſich erhebenden, viel umworbenen Heldin und ihrer Umgebung, in der Einwebung anregender Zeit- und Lebensfragen, ſowie in dem immer ſeltener werdenden idealen Zug, der bei voller Berückſichtigung der realen Verhältniſſe durch die graziöſe Darſtellung geht.

Der Name Ernſt Wichert hat ſich in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch eine Reihe von ſtrebſamen Productionen im Roman und im Drama einen guten Klang erworben. Sein vorliegender neueſter Roman: „Ein häßlicher Menſch“ (Nr. 2), iſt ganz dazu angethan, denſelben noch zu verſtärken. Das Stoffliche, der Conflict eines von der Natur und infolge deſſen auch von der Geſellſchaft vernachläſſigten, immer mehr auf ſich ſelbſt zurückgedrängten und demnach in allerhand Sonderlingsſchrullen verfallenden, kindlich naiven und tief empfindſamen Menſchen mit den Anforderungen des ſocialen Lebens, verſteigt ſich zwar ebenfalls nicht über die ſchlicht bürgerlichen Verhältniſſe, wächſt aber unter der künſtleriſchen Behandlung des Dichters zu einem ergreifenden poetiſchen Agens, das unſere Empfindung mit der wärmſten Sympathie für den äußerlich ſo abſtoßenden und innerlich, in ſeiner Wahrhaftigkeit, Herzensreinheit und Gemüthstiefe doch ſo unendlich liebenswürdigen Helden erfüllt. Die wohlthuendſte Befriedigung überkommt uns, wenn wir ſchließlich dieſen ſeelenguten wunderlichen Kauz, Kanzleirath Lang, der uns ſo oft ein ironiſches Lächeln, immer aber die vollſte Theilnahme abnöthigt, in ſeinem innern Werth von einer ſchönen Seele ganz gewürdigt und von dem abſchüſſigen Wege des Menſchenhaſſes und der Lebensverachtung in das verſöhnende Aſyl treuer Liebe geleitet ſehen. Ein glücklicher Zug des Dichters iſt es, den häßlichen Sonderling durch die tröſtende Gabe eines bedeutenden muſikaliſchen Talents zu entſchädigen, das ihn nicht blos in den Momenten der Verzweiflung aufrecht erhält, ſondern auch den erſten Keim zarter Frauenneigung zu ihm erweckt. Ohne die Mitwirkung ſolchen, der Sage nach bekanntlich einſt ſelbſt wilde Thiere und Felſen rührenden Zaubers der göttlichen Muſik würden ſeine ſchönen Leſerinnen wol ſchwerlich die Möglichkeit gelten laſſen, daß

ein derartiger Ausbund von Häßlichkeit, Unbeholfenheit und Absonderlichkeit, wie der arme Adalbert Lang, welcher der Schrecken der Kinder und der Spott der Erwachsenen ist, endlich doch noch Herz und Hand eines liebenswürdigen, schönen und jugendfrischen Mädchens davonträgt. Die psychologisch wahre Durchführung dieser poetisch vertieften originellen Sonderlingsnatur durch stets anregende, bald vom Ernst, bald vom Humor des Lebens erfüllte Situationen fesselt um so mehr, je seltener in unserer alles individuelle Menschenthum mehr oder weniger zur uniformen Schablone nivellirenden Zeit wir einer solchen noch im wirklichen Leben wie in seinem Spiegel, der Dichtung, begegnen.

Einen ungleich größern Apparat an Figuren und Scenerie entwickeln die beiden folgenden Nummern 3 und 4, die der gegenwärtig so beliebten Gattung des Sensationsromans angehören, hierin nicht Unbedeutendes leisten und vorzugsweise das Bedürfniß des großen Publikums der Leihbibliotheken befriedigen dürften.

Der Titel „Mit eherner Stirn" (Nr. 3) bezeichnet treffend den Helden dieser Dichtung, den hartgesottenen materiellen Egoisten, der seinem persönlichen Wohl rücksichtslos das seiner Nebenmenschen, auch der ihm durch die engsten Bande verknüpften, opfert und, wenn es nicht anders sein kann, selbst kein Verbrechen scheut, um seiner Eigenliebe genugzuthun. Der Verfasser, Robert Byr, charakterisirt ihn, wie fast ausnahmslos seine übrigen zahlreichen Gestalten, zum Sprechen wahr und lebendig, in schärfster psychologischer Entwickelung und feinster Nuancirung. Dennoch vermag uns dieser moralisch von Stufe zu Stufe tiefer sinkende Graf Hugo von Werlach, den wir nach und nach als Verführer, Dieb, Fälscher und nahezu sogar als Mörder kennen lernen, kein rechtes und nachhaltiges Interesse einzuflößen. Er ist ein gar zu hohler und jämmerlicher, ehrloser und feiger Alltagsgesell, der uns vielmehr geradezu die tiefste Verachtung und außerdem vielleicht nur noch gründlichen Ueberdruß erweckt. Dies aber sollte der Held einer Dichtung am allerwenigsten thun, denn er gefährdet dadurch in bedenklicher Weise deren Gesammtwirkung. Schlimm genug, wenn wir im wirklichen Leben solche durch und durch verächtliche Alltagsmenschen, die der kleinlichste Egoismus zu verbrecherischen Handlungen treiben kann, zu toleriren haben: in der Dichtung muß uns selbst noch der verabscheuungswürdigste Verbrecher entweder durch seine Persönlichkeit oder durch seine Motive, wenn nicht immer gerade Mitleid, so doch jedenfalls ein lebhaftes, ein nachhaltiges Interesse abgewinnen können. Im übrigen entwickelt der Verfasser ein achtungswerthes Conceptions- und Gestaltungstalent, das sich in prägnanter Individualisirung der mannichfachen Charaktere (von denen jedoch der nach bekannter Kladderadatsch-Schablone des Baron Prudelwitz gemodelte alberne Geck Baron Griesenstein, der stereotype Dupe des Helden, an carikirter Uebertreibung leidet), sowie in sorgfältiger Motivirung, in frappanten Situationsschilderungen, warmem Colorit der Darstellung und gewandter, nicht selten in die Tiefe gehender und wichtige Lebensfragen berührender Conversation kundgibt. Mitunter, namentlich gegen die Mitte des Romans, leidet der Fluß der Handlung unter einer allzu gemächlichen Breite der Darstellungsweise, sodaß eine Reduction der vorliegenden vier Bände auf drei der Gesammtwirkung der Dichtung entschieden zum Vortheil gereicht haben würde.

Ein Vorwurf wie dieser letztere ist dem zweibändigen Braddon'schen Roman (Nr. 4), dessen englischen Originaltitel „Lady Lisle" der anonym gebliebene Uebersetzer oder wahrscheinlicher der speculative Verleger in den effectvollern „Der gebrochene Schwur" umwandelte, keineswegs zu machen. Ununterbrochen rasch und lebendig führt der Dichter die vom ersten bis zum letzten Augenblick gleichmäßig spannende und fesselnde Handlung, welche die abenteuerliche verbrecherische Unterschiebung eines falschen Prätendenten an Stelle des wahren und rechtmäßigen Erben einer reichen Lordschaft zum Thema hat; fort und bekundet in der Technik der Mache, besonders in der complicirten Verwickelung und überraschenden Lösung des Knotens, die wir fast eine raffinirte nennen möchten, unleugbare Virtuosität. Andererseits tritt freilich vor dem stofflichen und künstlerisch formalen das geistige Element allzu sehr in den Hintergrund, sodaß wir es hier mit einem Product jener entschieden materiellen Richtung zu thun haben, die in der modernen Dichtung leider immer mehr Terrain gewinnt. Während der Lektüre finden wir uns durch einen Roman wie diesen vermöge seines stofflichen Reizes und seiner künstlerischen Gestaltung unwillkürlich in hohem Grade gefesselt; nach der Lektüre aber, bei einem unbefangenen kritischen Rückblick, werden wir gewahr, daß er weder unsern Geist durch eine höhere sittliche Idee, noch unser Gemüth durch Erweckung einer tiefern edeln Regung erhoben hat.

Schildern die bisher besprochenen Nummern sämmtlich das sociale Leben der modernsten Gegenwart, so führen uns dagegen die Erzählungen der rühmlichst bekannten englischen Schriftstellerin Miß Yonge (Nr. 5) in das Cultur- und Gesellschaftsleben vergangener Jahrhunderte zurück. „Die Papiere der Familie Danvers" ist ein ungemein charakteristisches culturhistorisches Lebensbild aus den Zeiten der letzten Stuarts, Karl's II. und Jakob's II. Es trägt bis in die kleinsten Details so sehr den Stempel wirklicher Erlebnisse, daß wir fast überzeugt sind, jene fortlaufende Reihe von Familienbriefen, in und aus denen uns die Schicksale der beiden jungen Gräfinnen von St.-Giles und ihrer Männer mitgetheilt werden und die alle den bekannten eigenthümlichen Reiz von Originalcorrespondenzen tragen, entstamme in der That, wie die Erzählerin angibt, dem bestaubten Archive des alten Schlosses Ballymore an einer der romantischen irischen Küstenbuchten. Sollten jedoch diese „Papiere der Familie Danvers" von der Erzählerin interpolirt sein, so würde sie damit ihr eminentes Talent für zeit- und localgetreue Schilderung nur um so glänzender bethätigt haben. Die zweite Erzählung „Prinz und Page" ist die umfangreichere und nimmt beinahe vier Fünftel des ganzen Bandes ein. Sie bewegt sich auf historischem Grunde und führt uns als ihren Helden Eduard I. von England vor, den wir vor seiner Thronbesteigung in verschiedene romantische Beziehungen zu den Söhnen des von ihm eben Besiegten, die Krone seines Vaters, des dritten Heinrich, bis dahin so schwer bedrohenden großen Rebellen Simon von Montfort Grafen von Leicester, des bekannten Hauptes der

widerspenstigen Barone, gebracht sehen. Könnte die Charakteristik Eduard's manchem Leser vielleicht etwas zu idealisirt erscheinen, so dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß dieser edle und maßvolle, ebenso weise und gerechte wie tapfere und ritterliche Regent in der That dem Ideal eines Herrschers möglichst nahe kam. Uebrigens bleibt Eduard's Charakteristik, ebenso wie die der übrigen Hauptpersonen der Erzählung, immer eine scharf individualisirte. Das warme Colorit von Zeit und Ort entspricht überall den culturgeschichtlichen Bedingungen jener romantisch mittelalterlichen Zeitperiode, in welche der verunglückte letzte Kreuzzug fiel, dessen Schilderung einen integrirenden Theil dieser Erzählung bildet. Die Kolb'sche Uebersetzung beider Stücke, welche zugleich den siebenten Band der autorisirten deutschen Uebertragung von Miß Yonge's „Ausgewählten Erzählungen" bilden, deren erste sechs Bände „Der Erbe von Redclyffe", „Die Maßliebchenkette" (in zwei Bänden), „Prüfungen", „Die Gescheite in der Familie" und „Die Taube im Adlerhorst" enthalten, ist durchgehends eine vortreffliche, stilistisch gewandte und correcte.

Friedrich Biedermann.

Zur deutschen Städtegeschichte.

Die Stadt Halle, nach amtlichen Quellen historisch-topographisch-statistisch dargestellt von C. H. Freiherrn vom Hagen. Zugleich Ergänzung und Fortsetzung der Dreyhaupt'schen Chronik. Zwei Bände. Halle, Barthel. Gr. 8. 5 Thlr.

Die zwei stattlichen Bände, etwa 1200 Seiten stark, geben dem Fremden wie dem Einheimischen genügende Belehrung über das Werden und das Dasein einer unserer bedeutendern Mittelstädte. Zu einer eigentlichen Recension bieten sie uns wenigstens keine Veranlassung: dazu gehörte ein Detailstudium der hier in Betracht kommenden Verhältnisse, das ganz besondere Hülfsmittel und Kenntnisse voraussetzt und außerhalb des Orts selbst nicht wohl gemacht werden kann. Dagegen haben sich uns während der Lektüre des Buchs eine Reihe von Bemerkungen aufgedrängt, die wir, weil sie von allgemeinern Gesichtspunkten ausgehen, den Lesern d. Bl. und andern zur Beachtung vorlegen zu dürfen glauben.

Die hier versuchte Verbindung der Geschichte und der lebendigen Zustände der Gegenwart ist als eine glückliche und fruchtbare zu bezeichnen, welche soviel wie möglich auf Themata gleicher Art angewandt zu werden verdient. Jede andere deutsche Stadt ist in ihrer Art ebenso geeignet wie Halle zu einer solchen monographischen Behandlung, und wenn auch die meisten davon an historischer, commerzieller, industrieller und culturgeschichtlicher Wichtigkeit hinter dieser zurückstehen, so gibt es doch auch nicht wenige, die sie in einer oder mehrern oder in allen diesen Beziehungen übertreffen. Aber auch die kleinern und unbedeutendern haben in ihrem Kreise Material genug, und es fehlt nur bisjetzt an der fleißigen und geschickten Hand, es zu bearbeiten. An deutschen Städtegeschichten fehlt es ja nicht und es hat sich namentlich in dem letzten Jahrzehnt eine große Regsamkeit gezeigt, sie nach den Erfordernissen der neuern Geschichtswissenschaft zu gestalten. Auch besitzen wir eine große Anzahl statistisch-topographischer Stadt- und Ortsbeschreibungen, in denen sich die Gegenwart nach vielen Seiten hin anschaulich darstellt. Aber die Stadtgeschichten berücksichtigen nach dem bisherigen Gebrauche meist nur die sogenannte äußere, allenfalls die Verfassungsgeschichte und nur nebenbei auch die andern für die Gegenwart interessanter als alle übrigen gewordenen Entwickelungsreihen, die man kurzweg culturgeschichtlich nennen mag. Sie wenden meist auch den Blick von der Gegenwart überhaupt ab und bieten, selbst wenn sie bis zur Jetztzeit fortgeführt sind, keine genügende Vermittelung des tausendfältigen Lebens um uns herum mit dem, was durch Hülfe der Wissenschaft künstlich wieder hervorgezaubert wird. Die statistisch-topographischen Schilderungen dagegen haben nur das Bedürfniß und das Interesse des Tags im Auge, und selbst, wenn gelegentlich einmal eine Art von geschichtlicher Begründung des Vorhandenen versucht wird, so beschränkt sie sich auf einige anderswoher geholte Notizen, aus denen sich das Werden des Seienden nicht verstehen läßt. Allerdings gibt es einige Landesbeschreibungen, in denen die historische und die statistische Methode — wenn wir beide als Vergangenheit und Gegenwart einander gegenüberstellen wollen — nicht blos äußerlich, sondern von Grund aus verbunden sind, ebenso einige streng monographische Arbeiten über die Geschichte einzelner Industriezweige, des Handels, der milden Stiftungen u. s. w. innerhalb einzelner Orte, die dasselbe Princip durchgeführt haben, aber auf einen so complicirten und vielgestaltigen Organismus, wie ihn eine größere Stadt der Gegenwart bietet, ist es, soviel wir wissen, hier zum ersten mal mit Erfolg angewandt worden.

So sehr wir nun im allgemeinen mit dem Princip der Arbeit einverstanden sind und so sehr wir den Fleiß und die Umsicht, mit der das unendliche Material herbeigeschafft worden ist, anerkennen und dankbar rühmen, daß wir und wahrscheinlich jeder andere denkende Leser mit uns daraus den gründlichsten Einblick in eine wesentlich unbekannte Welt voll Leben und ernstem Gehalte gewonnen haben, so können wir uns doch im Interesse der Sache mit der Behandlung des einzelnen nicht überall einverstanden erklären. Daß manche Abschnitte etwas dürftiger, andere etwas ausführlicher gerathen sind, als es das Gesetz des strengsten Gleichgewichts erforderte, soll nicht weiter betont werden. Theils lag die Veranlassung dazu in der Beschaffenheit, in der Fülle oder der Knappheit des Materials, theils auch in der eigenthümlichen Arbeitstheilung, die im ganzen dem Buche nur vortheilhaft ist. Es sind nämlich für eine Reihe von Specialrubriken besonders sachverständige Specialisten eingetreten und der Herausgeber hat ihre monographischen Abhandlungen, wie es scheint meist in unveränderter Gestalt, am gehörigen Orte eingefügt. Wol aber dürfte die ganz unverhältnißmäßige Breite, zu welcher die Geschichte der

Verfassung und Verwaltung der Stadt von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, fast den ganzen Raum des zweiten Bandes erfüllend, angeschwollen ist, weder an sich, noch im Hinblick auf die relative Gedrängtheit, die bei der Behandlung anderer Hauptabschnitte waltet, gerechtfertigt sein. Sollte eine bloße Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte von Halle gegeben werden, so würde dazu eine auch äußerlich markirte Selbständigkeit nöthig gewesen sein; sollte aber nur das dargestellt werden, was aus diesem Kreise zum Verständniß des ganzen Complexes nöthig ist, so würde füglich der vierte Theil des Raums ausgereicht haben. Es begreift sich, wie der Verfasser gerade diese Rubrik, auf welche er durch Beruf und Studien vorzugsweise verwiesen ist, für sich selbst mit Vorliebe zu pflegen sich gedrungen fühlte; aber er hat, wie es öfters in solchem Falle geschieht, sich nicht klar gemacht, daß der Grundgedanke einer Arbeit von solchen individuellen Beziehungen unabhängig gehalten werden muß. Vieles, was der erwähnte Abschnitt darstellt, ist ohnedem schon in der allgemein einleitenden Uebersicht der Geschichte der Stadt, womit der erste Band beginnt, entweder kürzer oder ausführlicher berührt. Statt dessen hätte sich vielleicht Raum für manche gar nicht vertretene Rubriken finden lassen. Dahin rechnen wir das ganze so interessante und reiche Gebiet der Geschichte, der Sitten und des volksthümlichen Lebens der Vorzeit und die Darstellung der Trümmer davon, die sich bis zur Gegenwart erhalten haben. Wenn, wie wir hoffen, anderwärts das hier gegebene Beispiel einer wahrhaft geschichtlichen Begründung der Gegenwart Nachahmung findet, so wird diese Rubrik nicht außer Augen zu lassen sein. Wir verlangen keine antiquarischen Curiositäten, keine vollständige Sammlung aller noch cursirenden Kinderreime, Kinderspiele und Volkslieder, minutiöse Beschreibung des Todaustreibens oder der Gebräuche in den Herbergen der verschiedenen Gewerke; aber wir verlangen, daß alles, was in dieser Art charakteristisch und individuell heraustritt, auch an dem Charakterbild einer städtischen Individualität nicht vermißt werden soll.

Ist es uns erlaubt, noch mit wenigen Worten den Gesammteindruck zu schildern, den der Gegenstand des Buchs hervorbringt, so läßt sich dieser kurz dahin zusammenfassen, daß uns das Bild einer eigentlichen, auf unzerstörbaren Grundlagen ruhenden, durch ernste Geschicke großgezogenen Arbeitsstadt entgegentritt und bis ins einzelne verständlich wird. Die werthvolle Gabe der Salzquellen hat unleugbar die Entstehung der Stadt veranlaßt; ihre Ausbeute bedingte im Mittelalter und bis in die neuere Zeit das äußere Wachsthum, die innere Gestaltung und Verfassung des Orts, bis in der neuesten Zeit neben und vor dem Salze ein anderes Geschenk der Natur, die Braunkohle, die Basis der materiellen Thätigkeit zu werden begann, deren Umfang und Zukunft momentan noch nicht zu ermessen ist. Neben diesen natürlich gegebenen Grundzügen tritt dann durch die Universität und die Francke'schen Stiftungen ein man kann wol sagen im Vergleich damit zufälliges Element der culturgeschichtlichen Bedeutung herein, das mit dem erstern lange Zeit in ruhigem Nebeneinander und in unbewußtem Gegensatze dem Gesammtgepräge des Orts etwas eigenthümlich Disparates aufgedrückt hat, was neuerdings, wo die Gegensätze sich selbstbewußt mehr und mehr zu Contrasten herausbilden, immer auffälliger wird. Die äußern Geschicke haben auf Halle so schwer wie auf wenigen andern Städten gelastet, aber so furchtbar sie auch waren, sie vermochten es doch nicht, die gesunde Lebenskraft des Orts zu brechen, der eben nicht wie Dresden, Stuttgart, Darmstadt, Hannover eine künstliche, sondern eine natürliche große Stadt von jeher war und für immer zu sein berechtigt ist.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Deutschland in der französischen Sprache.

Deutsche Abstammung, deutsches Gemeinwesen, deutsche Sitte ist in den Tagen des Mittelalters, da das Germanenvolk die Souveränetät über den bekannten Erdkreis hatte, weit und weiter, als wir jetzt glauben möchten, verbreitet gewesen. Wie die Lombarden, die Spanier und andere Völker germanische Einflüsse in ihrem Volksthum nicht verleugnen können, so ist auch die französische Nation in ihrem Volkscharakter wesentlich von deutschen Elementen durchsättigt. Zumeist gibt sich das Germanenthum in der französischen Sprache kund. H. K. Brandes, den Lesern wol schon durch seine interessant beschriebenen Reiseausflüge nach Spanien u. a. m. bekannt, hat unlängst ein bemerkenswerthes Schriftchen veröffentlicht, das den interessanten Titel führt: „Die Wörter deutschen Stammes in der französischen Sprache" (Detmold, Meyer,). Es ist immerhin ein dankenswerthes, wenngleich mühevolles Unternehmen, germanische Grundformen in einer romanischen Sprache nachzuweisen. Geschieht dies nun mit solcher Treue und Sorgsamkeit, wie Brandes sie seiner Schrift zugewendet hat, so kann ihm das deutsche Lesepublikum nur Dank wissen. Culturhistorisch ist ein derartiger sprachgeschichtlicher Nachweis von hoher Bedeutung. Den Schlüssel zu der eigenthümlichen Erscheinung einer Menge germanischer Stammwörter in der Sprache der modernen Franzosen müssen wir in der Einwanderung deutscher Stämme in die gallischen Lande suchen. Deutsche Völker waren es — wir folgen hier unserm Autor —, welche den Frieden der gallischen Provinz störten, durch Einfälle und Eroberungen die Macht der Römerherrschaft schwächten und ihr endlich den Todesstoß gaben. Zuerst die Westgothen, dann die Burgunder, zuletzt die Franken, welche Beherrscher des Landes wurden und das römische Gallien in ein Frankenland, d. h. Frankreich verwandelten. Das ursprüngliche Adjectiv français, d. h. Fränkische, ward später zum Hauptwort. Es müssen sich also in der französischen Sprache nach dem historischen Gange des Volks dreierlei Elemente vorfinden lassen: celtische, lateinische und deutsche. Nach Aufzählung der hauptsächlichsten celtischen Stammwörter gibt Brandes in treuer Ausführlichkeit ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der deutschen Stämme im Französischen. Wir heben aus der reichen Zahl der angeführten Wortwurzeln nur einige Beispiele hervor, die uns von culturhistorischer Bedeutung zu sein scheinen. Sie weisen schlagend nach, wie für gewisse Provinzen des französischen Culturlebens schon in ältester Zeit die Nomenclatur, die termini technici, ihren Wortwurzeln nach aus der deutschen Sprache entlehnt wurden.

Als die germanischen Eroberer dröhnenden Schrittes durch die Loire-Ebenen zogen, gaben sie dem Waffenhandwerk der

heutigen französischen Nation Namen und Zeichen. Der Franzose hat in seiner Sprache die meisten Benennungen aus den Gebieten der Kriegs- und Waffenkunde von den Germanen herübergenommen. Bataillon (vom angelsächsischen beatau), blindes, bivouac (von Beiwacht), breche, garde, guerre, die Verben escrimer (von schirmen, italienisch schermare), garnir, heurter, tuer, sowie die Waffenbezeichnungen flèche, hallebarde, heaume, haubert, pertuisane, targe; die heraldischen Termini Blason und héraut, selbst das deutsche Wort Landwehr — findet sich mit nachweislich germanischer Etymologie in der modernen französischen Sprache. Wie im Kriegshandwerk geübt und erprobt, erwiesen sich auch schon früh die Nationen germanischer Abstammung den andern voraus im Seewesen. Die gewaltigen Seeräubereien der Normannen im Mittelalter geben davon Zeugniß: zu dieser Zeit mag die allerdings auffällige deutsche Etymologie im französischen Schiffswesen Wurzel gefaßt haben, ebendaher mögen jene den Germanen entlehnten Bezeichnungen der französischen Sprache stammen, als: avarie (von Hafen), ballast, bord (ein urgermanisches Wort, das sich in allen germanischen Sprachen findet, gothisch baurd, englisch board, niederländisch boord u. s. w.), cajute, espaure, étai, harpon, houle, mât, matelot, prame, rade, semaque, die Verba guinder, haler, hisser, touer u. a. m.; die Stämme aller dieser Bezeichnungen findet man in der Brandes'schen Schrift sorgfältig aufgeführt. Aber der dominirende Frankenstamm wußte nicht nur durch Tapferkeit seinen Nachbarn zu imponiren, er ordnete auch im Innern Gesetz und Recht und gründete ein wohlgefügtes Staatswesen. So finden sich denn für die Verwaltungsbeamten des neuen Staats die deutschen Bezeichnungen landgrave, marquis, maire (von Meier); die höfischen Chargen sénéchal (von sin, d. h. Alter, und schalh, Diener) maréchal (von mar, Pferd, Mähre, und schalh), sergent (unser Scherge, althochdeutsch: scerjo), die Hauptwörter barre, bourg, hameau, hanse, die Ausdrücke des Lehnswesens, fief (ein deutsches Wort vom gothischen faihu), félonie, vassal (vom gothischen und fränkischen vasjan), trève (vom gothischen triggva, angelsächsisch treove). Auch im Bauwesen hinterließ das städtebauende Volk dem spätern Geschlecht sprachliche Spuren. Balcon, bouge, digue, salle, seuil (die Schwelle, angelsächsisch syl, schwedisch syle), stalle; auch der unentbehrliche Factor jedes Baues, der maçon, führt einen Namen gothischen Ursprungs, denn unser „metzen" (wovon Steinmetz, Metzger u. s. w.) stammt vom gothischen maitan, althochdeutsch meizan. Auch die deutsche Vorliebe für die Thierwelt spiegelt sich in einer Menge Thiernamen deutschen Stammes in der französischen Sprache wider; bison, becassine, caille, choucas, chouant, chat, écrivisse, escarbot, gerfaut, grillon, hamster (der deutsche Hamster!), héron, hochequeue, mouette, rat, renard, tique — alle diese Thiernamen sind germanischen Stammes. Eine komische Erscheinung der französischen Sprache sind die deutschen Stämme in den meisten auf Essen und Trinken bezüglichen Wörtern. So sind deutschen Ursprungs die Wörter bière, bouteille, cruche, douve, fourrage, hanap, soupe, tonnes, rôtir (von rösten, englisch roast). Auch die Bezeichnungen der verschiedenen Arten des Schwatzens (ein Fehler, den man sonst eher geneigt ist, den Franzosen zuzuschreiben), können wir nicht ihres deutschen Stammes entkleiden, so die Verba caqueter (unser kakeln, ostpreußisch krakehlen), causer, flaboyer; auch haranguer ist ein deutsches Wort. Dagegen ist eins der idealen Culturstichwörter der Deutschen, das Wort „Minne", in vielfachen Ableitungen in das Französische übergegangen (so unter anderm im Wort mignon). Auch die Weltgegenden und eine große Menge von Personennamen führen deutsche Bezeichnungen. Kurz, zur Erwiderung neuerdings laut gewordener französischer Uebergriffe, welche ein Uebergewicht französischer Wortformen in der deutschen Sprache beweisen wollte, dürfte die Brandes'sche Schrift wesentlich beitragen.

Bibliographie.

Baudissin, Graf W., Nonneburger Mysterien. Humoristischer Roman. 3 Bde. Stuttgart, Kröner. 8. 4 Thlr.

Beck, K., „Täubchen im Nest." 1860. Elegien. Wien, Gerhard. 16. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Dichtungen. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Dürr'sche Buchh. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Braun, K., Parlaments-Briefe. 1ste Abth. Friedliche Briefe über den sozialen Krieg. Berlin, Herbig. Gr. 8. 15 Ngr.

Caro, J., Lessing und Swift. Eine Studie über „Nathan der Weise". Jena, Deistung. 8. 18 Ngr.

Caspari, O., Die psychophysische Bewegung in Rücksicht der Natur ihres Substrats. Eine kritische Untersuchung als Beitrag zur empirischen Psychologie. Leipzig, Voss. Gr. 8. 18 Ngr.

Cassel, P., Drachenkämpfe. I. Archäologische und mythologische Auslegungen. Berlin, v. Decker. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Cressieux, Gräfin, Aus dem High-life. Erinnerungen eines kleinen Fauteuil. 2 Thle. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ciwert, W., Heimatlieder. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. 1868. 16. 15 Ngr.

Ettig, F., Schilderungen, Sagen und Märchen aus der Pflanzenwelt. Gedichte. Zum Theil in 2er Aufl. Grimma, Gensel. 16. 12 Ngr.

Féval, P., Die Herzogin von Nemours. Historischer Roman. Aus dem Französischen. 3 Bde. Wien, Müller. 8. 4 Thlr.

Froelich, F., Geschichte des Graudenzer Kreises. Die allmählige Gestaltung der Grundverhältnisse und Besitzrechte, die Entstehung, Bevölkerung ꝛc. der Kreis-Ortschaften, die Entwickelung des städtischen und ländlichen Kommunalwesens, der Adelsrechte ꝛc. Aus vorhandenen Urkunden und archivalischen Nachrichten dargestellt. Graudenz, Röthe. 1868. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Frommuth, C., Gedichte. Berlin, Hanshausen. 1868. 16. 15 Ngr.

Fülborn, G., Novellen. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 25 Ngr.

Gubitz, F. W., Erlebnisse. Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen 2 Bde. Berlin, Verein-Buchh. 1868. 8. à 1 Thlr. 20 Ngr.

Günther, v. Freiberg, Fiamma. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hardt, Luxemburger Weisthümer, als nachlese zu Jacob Grimm's Weisthümern gesammelt und eingeleitet. 1ste Lief. Luxemburg, Bück. 1868. Gr. 8. 12 Ngr.

Heigel, K. T., Ein Grab im Rhein. Lebensbild. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirschfeld, H. S., Ueber die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele bei den verschiedenen Völkern. Gleiwitz, Karfunkel. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Hopfen, H., Arge Sitten. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Huber, C., Gedichte. Kempten, Kösel. 1868. 8. 20 Ngr.

König, E. A., Verschollen! Roman. Hamburg, Verlag der Roman- und Novellen-Mappe. 8. 15 Ngr.

Kugler, B., Christoph, Herzog zu Wirtemberg. 1ster Bd. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Kuppis, G., Biographie des Honvéd-Generals Moritz Perczel von Bonyhád. Nach dem Ungarischen des E. Vahot und auf Grundlage anderweitiger authentischer Daten erweitert. Pest, Lauffer. 1868. Gr. 8. 16 Ngr.

Gotthold Ephraim Lessing. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen. Mit einer Einleitung. Von F. Bloemer. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Lewald, Fanny, Sommer und Winter am Genfersee. Ein Tagebuch. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Lied und Liebe. Eine Auswahl der besten Liebesdichtungen deutscher Poesie aus alter und neuer Zeit. Leipzig, Matthes. 16. 15 Ngr.

Lindemann, W., Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2te überarbeitete und vermehrte Aufl. 1ste Lief. Freiburg im Br., Herder. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Meyer, O., Papst Gregors VII. Gesetzgebung und Bestrebungen in Betreff der Bischofswahlen. Leipzig, Priber. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Michelis, Ueber den Satz Platons: Daß, wenn es besser werden soll, entweder die Philosophen Könige oder die Könige Philosophen werden müssen. Festrede. Brannsberg, Peter. Gr. 8. 3 Ngr.

Mühlbach, Luise, Kaiser Ferdinand I. und seine Zeit. Historischer Roman. 1ste und 2te Lief. Prag, Benfinger. 1868. Gr. 8. à 4 Ngr.

Natur und Dichtung. Deutsche Lieder mit Zeichnungen von Gust. Cloß. In Holz geschnitten von Cloß und Ruff. Stuttgart, Neff. 1868. Fol. 12 Thlr. 15 Ngr.

Nitschmann, H., Album ausländischer Dichtung in 4 Büchern. England, Frankreich, Serbien, Polen. In deutscher Uebersetzung. Danzig, Bertling. 1868. Gr. 16. 1 Thlr.

Niven, W., Gedanken über das tausendjährige Reich. Aus dem Englischen von L. Rehfuess. Frankfurt a. M., Winter. 16. 7 Ngr.

Notter, F., Die zwei ersten Gesänge von Dante's Hölle. Uebersetzt und besprochen. Stuttgart, Schaber. Gr. 8. 1 Thlr.

Omptеda, F. v., Zur deutschen Geschichte in dem Jahrzehnt vor den Befreiungskriegen. II. Politischer Nachlaß des hannoverschen Staats- und Cabinets-Ministers Ludw. v. Ompteda aus den Jahren 1804 bis 1813. 1ste Abth.: Aus den Jahren 1804—1809. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Thlr.

Peter, J., Licht und Schatten oder Volksstimmen gegen den Priesterhaß in unsern Tagen. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 12 Ngr.

Pfarrius, G., Waldlieder. 3te stark vermehrte Aufl. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen Düsseldorfer Künstler von Breidenbach u. Comp. Köln, Du Mont-Schauberg. Hoch-4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pfizmaier, A., Geschichtliches über einige Seelenzustände und Leidenschaften. Wien, Gerold's Sohn. 1868. Lex.-8. 12 Ngr.

Polko, Elise, Auf dunklem Grunde. Frauengestalten aus der französischen Revolution (1793). Novelle. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Reber, J., Der Erbe Theile. Gedicht in lebenden Bildern. Regensburg, Coppenrath. 1868. 8. 3½ Ngr.

Redwitz, O. v., Hermann Stark. Deutsches Leben. 3 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 Thlr.

Rollet, H., Offenbarungen. Ghaselen-Cyklus. Wien, Gerold's Sohn. 16. 8 Ngr.

Römer, Auguste v., Wellen und Wogen. Leipzig, Matthes. 8. 22½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bibel-Lexikon.

Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder.

In Verbindung mit Dr. Bruch, Dr. Dieckel, Dr. Dillmann, Dr. Fritzsche, K. Furrer, Dr. Gaß, Dr. Graf, Lic. Hausrath, Dr. Hitzig, Dr. Holtzmann, Dr. Keim, Dr. Lipsius, Dr. Mangold, Dr. Merx, Dr. Nöldeke, Dr. Reuß, Dr. Roskoff, Dr. Schrader, Dr. E. Schwarz, Dr. A. Schweizer, Dr. Stark, Dr. Steiner und andern der namhaftesten Bibelforscher herausgegeben von

Kirchenrath Professor Dr. Daniel Schenkel.

Mit Karten und in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt

In 32 Heften oder 4 Bänden.

Preis des Heftes 10 Ngr.; des Bandes: geheftet 2 Thlr. 20 Ngr., gebunden 3 Thlr.

Erster Band: A und O — Dichtkunst. (Nebst zwei Karten.)

Schenkel's „Bibel-Lexikon", das erste deutsche Werk, welches sich die Aufgabe stellt, die Ergebnisse der Bibelforschung gleichmäßig der Geistlichkeit und der Gemeinde darzubieten, hat bereits die allgemeinste Theilnahme in den Kreisen der Gelehrten wie der Laien, sowie die lobendste Anerkennung seitens der Kritik gefunden.

Der erste Band liegt vollständig vor und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, woselbst auch Unterzeichnungen auf das Werk, in Heften oder Bänden, angenommen werden und ein Prospect gratis zu haben ist.

Ein neuer Roman von Levin Schücking.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Schloß Dornegge

oder

Der Weg zum Glück.

Roman in vier Büchern von

Levin Schücking.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Levin Schücking, der seit einer langen Reihe von Jahren einen der ersten Plätze unter den deutschen Romanschriftstellern behauptet, führt den Leser in diesem seinem neuesten Roman mitten in das moderne Leben und in die frischeste Zeitströmung. Die Gestalten desselben zeigen sich in ihrem Thun wie in ihren Seelen- und Gemüthsstimmungen als echte Kinder unserer Zeit, sodaß der Leser zu manchen unschwer die lebendigen Originale entdecken wird; ebenso sind die Motive der spannenden, rasch bewegten Handlung der unmittelbaren Gegenwart entnommen. Aus dem verwirrenden Getriebe der Erscheinungen aber schuf der Verfasser mit sicherer Hand ein künstlerisch abgerundetes Gemälde, dessen Betrachtung nur harmonische und befriedigende Eindrücke hinterläßt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Ausgewählte Romane. Zwölf Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Frauen und Räthsel. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensschilderung, Briefe und

Nachgelassene Schriften

von

Frederike Bremer.

Herausgegeben von ihrer Schwester Charlotte Ouding, geb. Bremer.

Deutsche Originalausgabe.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die frankfurter „Didaskalia" sagt über das vor kurzem gleichzeitig deutsch, schwedisch und englisch erschienene Werk: „Wenn wir diese Publication nach ihrem literarischen Werth abmessen, so ist sie unbestreitbar von zehnmal größerm Interesse als alle poetischen Arbeiten der Frederike Bremer zusammengenommen. Bei dieser Schriftstellerin ist die Persönlichkeit auf eine so harmonische Weise ausgebildet wie bei keiner unserer deutschen Schriftstellerinnen. Wer diese Briefe, diese Lebensskizze liest, der empfindet die innigste Theilnahme an der, die sie geschrieben. Bildend wird diese Lektüre namentlich auf Frauen wirken, die hier keinen Blaustrumpf vor sich sehen, sondern eine einfache, innige und mitfühlende Seele."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Zollvereins

mit besonderer Berücksichtigung der staatlichen Entwickelung Deutschlands.

Von Hermann von Festenberg-Packisch.

8. Geh. 2 Thlr.

Mit vorliegendem Werke beabsichtigt der Verfasser, die Kenntniß des Zollvereins und seiner innigen Beziehungen zu der nationalen Entwickelung Deutschlands einem möglichst umfassenden Leserkreise zugänglich zu machen. Er gibt deshalb nicht eine trockene Darstellung, sondern ein farbenreiches Bild dieses wichtigsten nationalen Instituts, sodaß sein Werk gleichmäßig denjenigen, welche mit der Verfassung und Geschichte des Zollvereins bereits vertraut sind, wie denen, welche diesen Fragen ferner stehen, großes Interesse gewähren wird.

In demselben Verlage erschien:

Tittmar, Wilhelm. Der Deutsche Zollverein. Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende. Zweite Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Geb. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kinderleben.

Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit.

Mit Illustrationen von Ludwig Richter.

8. Elegant cartonnirt 1 Thlr.

Eine reichhaltige Sammlung der besten und lieblichsten Kinderlieder, illustrirt durch die Meisterhand Ludwig Richter's, des Freundes und Lieblings der deutschen Kinderwelt, dessen sinnige, der Natur abgelauschte, in ihrer Art unerreichte Darstellungen Herz und Auge durch ihre Anmuth immer von neuem fesseln und erfreuen. Bereits in fünf Auflagen verbreitet, kann dieses anerkannt vortreffliche Kinderbuch in seiner neuen sechsten Auflage Aeltern und Erziehern mit aufrichtiger Ueberzeugung empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 4. Februar 1869.

Inhalt: Neue dramatische Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Zur Goethe-Literatur. Von Wilhelm Buchner. (Beschluß.) — Ein Beitrag zur Psychologie. Von Karl Fortlage. — Für Leseabende. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue dramatische Literatur.

1. Sophonisbe. Tragödie in fünf Aufzügen von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wiederum eine „Sophonisbe", und zwar von einem namhaften Dichter! Wird sie ein freundlicheres Geschick erleben als ihre Vorgängerinnen, deren Zahl Legion ist? „Sophonisbe" ist ein typischer Stoff für die neuere Dramatik geworden, wie nur irgendein mythischer Stoff es für das Trauerspiel der Griechen war. Und doch könnte der tragische Grundgedanke, der sich bestenfalls in die Tragödie hineinlegen läßt, auch durchaus in moderner Einkleidung, in einer Zeit, deren culturhistorischer Hintergrund, deren Kämpfe uns näher liegen, zur Geltung gebracht werden. Sollte das afrikanische Colorit so große Anziehungskraft auf die Dichter ausüben? Reiten sie sogar einmal statt des Pegasus den Numiderlöwen? Geibel's Sophonisbe ist übrigens keine antike Heldin, und insofern hat der Hintergrund des Alterthums kaum eine Berechtigung. Man wird uns entgegnen, auch Goethe's Iphigenia ist es nicht; in ihr ist aber bei aller germanischer Innigkeit, die sie beseelt, eine Einfachheit und Klarheit der Empfindung, daß die Verwandtschaft mit den edelsten Zügen des antiken Geistes unverkennbar ist. Die Sophonisbe Geibel's hingegen leidet an einer modernen Zerflossenheit, an einem prismatischen Regenbogenspiel der Empfindungen, das bei weitem mehr in die Zeiten Semilasso's als in die Zeiten Massinissa's paßt.

Gleich bei ihrem ersten Auftreten als die glückliche Gattin des Königs Syphax bekennt sie uns eine frühere Neigung zu Massinissa, der inzwischen zu den Römern übergegangen ist; doch die Haltlosigkeit seines Charakters enttäuschte sie bald. Sie reichte dem Könige die Hand:

Ein groß Geschenk ist's, Königin zu sein!

Doch quält sie eine innere Unbefriedigung:

Nur manchmal, Thamar, wenn in Frühlingsnächten
Der Halbmond wieder überm Atlas hängt,
Und mich das heiße Duften des Jasmins,
Der Löwen fern Gebrüll nicht schlafen läßt,
Dann kommt wol ein Gefühl einsamer Leere,
Ein unbezwinglich Sehnen über mich;
Dann ist es mir, als sei mein Los noch nicht
Erfüllt und plötzlich müss' ein ungeahnt
Verhängniß nahn, um Einmal diesem Herzen
Ganz, ganz genugzuthun!

Hier haben wir die unbefriedigte, die unverstandene Gattin vor uns; wir glauben sie in einem modernen Boudoir, auf elegantem Sofa sitzen zu sehen, einen halb ausgelesenen Roman in den Händen! Denn das kann wol keinen so großen Unterschied machen, ob der Gatte ein König in Numidien oder ein Bankier des crédit mobilier ist, und ob sie durch das offene Fenster die Löwen vom Atlas brüllen oder die Nachtigallen des Bois de Boulogne singen hört. Wir erinnern uns, dieselben oder ähnliche Wendungen hundertmal als Initialen jener Romankapitel gelesen zu haben, in denen der Tugend einer unbefriedigten Gattin durch irgendeinen „Löwen" aus den Champs Elysées Gefahr droht.

Doch Sophonisbe geräth in keine ehelichen Conflicte. Gleich im ersten Act erfährt sie den Tod des Gatten, und nicht lange darauf erscheint ihr Jugendgeliebter Massinissa, der mit den Römern zusammen ihren Gatten besiegt hatte. Sie legt den Bogen auf ihn an, tritt an das Geländer:

Massinissa! Gott!
(Sie kämpft einen Augenblick mit sich selbst und läßt dann den Bogen sinken.)
Umsonst: ich kann's nicht! Fort!

Wenn nun der Vorhang fällt, haben wir das Gefühl, daß die neuerwachte Liebe zu Massinissa den weitern Gang des Stücks bestimmen wird. In diesem Gefühl werden wir noch bestärkt durch Massinissa's Auftreten im zweiten Act; auch der Numider fühlt noch die alte Liebe in sich; er will von den Römern abfallen, seine Scharen zu ihr zurückführen, ein großes Reich für sie erobern,

wenn sie die Krone aus seinen Händen annehmen will. Gleich ist er bereit, sein numidisch Volk aus dem Lager ihr zuzuführen. Gibt sich Sophonisbe nun mit Begeisterung dieser Jugendliebe hin? O nein, sie ist nur bereit, sich für die Sache des Vaterlandes zu opfern; ihre Unbefriedigung bleibt dieselbe:

Ihr ew'gen Mächte, wozu treibt ihr mich!
In welchen Strudel unentrinnbar reißt
Ihr mich hinunter! Laßt mich nicht versinken!
Kann ich die einz'ge Hoffnung für mein Volk
Nur so erkaufen, o so tilgt denn hier
Auch jedes andre leise Glückverlangen,
Des Weibes letzten Anspruch tilgt hier aus,
Und fühllos wie des Tempels eh'rne Bilder
Nur euer Werkzeug laßt mich sein!

Sie folgt Massinissa in das numidische Lager. Der Abfall, zu dem beide sich rüsten, wird indeß im dritten Act durch Scipio's Erscheinen verhindert. Das heldenmüthige Auftreten des Römers, sein Edelmuth und Großmuth erobern ihr Herz. Jetzt hat sie gefunden, was sie lange gesucht hat — einen Mann:

O, wer verlieh dir, Schrecklicher, die Macht
Die mich zermalmt und mit Bewundrung füllt!
An meines Lebens Sternen werd' ich irr' —
Schont mich, ihr guten Götter! Welch ein Mann!

Die Situation des dritten Actes ist die am meisten dramatische des Stücks! Jetzt erst beginnt der tragische Conflict, der allein dem Stoffe eine dramatische Bedeutung zu geben vermag, der Conflict zwischen der Liebe zum Vaterlande und der Liebe zum Feinde desselben; denn die sentimentale Vorgeschichte wirkt nur das Interesse zersplitternd. Doch gerade hier, wo es *starker* Motive bedarf, zeigt sich die Unzulänglichkeit von Geibel's dramatischem Talent; er macht ein kleines Misverständniß zur Achse, um welche die dramatische Handlung rotirt. Wenn der Neger Batu besser gehört oder verstanden hätte, würden wir in dieser Tragödie wenigstens zu keinem tragischen Abschluß gelangen. Batu erzählt Sophonisbe, wie Scipio geprahlt habe, in Rom die Numidenkönigin im Triumph aufzuführen. Ihr gekränkter Stolz läßt sie zum Dolche greifen; Liebe verwandelt sich in Haß; doch als sie Scipio ermorden will, ersieht sie aus einem offen daliegenden Briefe des Feldherrn, daß er sie in seinem Triumphzug neben sich in aller Majestät dem Volke zeigen will als Bundesgenossin; nun ersticht sie nicht den Römer, sondern sich selbst.

Man wird zugeben, daß der kleine Incidenzfall, welchem wir die beiden letzten Acte verdanken, den Conflict keineswegs in seiner ganzen Schärfe erscheinen läßt, wenn die Heldin ihn auch in der Schlußrede dichterisch schön zum Ausdruck bringt.

Gegen die äußere dramatische Technik des Stücks lassen sich keine andern Einwendungen machen, als daß die beiden einleitenden Acte zu weit ausholend sind, indem sie den eigentlichen dramatischen Conflict noch gar nicht ahnen lassen. Der Höhenpunkt der Krisis ist richtig an den Ausgang des dritten Actes verlegt; die schwächlich motivirte Peripetie, die Umwandlung der Liebe Sophonisbens in Haß, in den vierten, die Katastrophe in den fünften Act.

Auch ist es selbstverständlich, daß die Diction eine durchweg dichterische Haltung behauptet, sich meist durch Adel, Grazie und edeln Aufschwung auszeichnet, hier und dort auch aus dem breitern Erguß sich zu dramatischen Pointen zusammenfaßt, namentlich an den Actschlüssen.

Dagegen sind die Charaktere blaß gezeichnet, selbst der Charakter der Heldin erscheint verschwommen, nur Scipio hat Halt und Würde und Thamar ein warmes, exotisches Colorit. Wie der Handlung selbst die Größe der Motive, so fehlt dem Ausdruck die Macht der Leidenschaft, das Bedeutende und Originelle. Wo es eine edle, getragene Beredsamkeit gilt, da gewinnt er Glanz und selbst dramatischen Nerv. So in den Reden Scipio's im dritten Act:

Ha, stehn die Dinge so? Wohlan! Versucht's!
Ich aber sag' euch: Nicht in euern Händen,
Nur in der Götter Händen ruht mein Los!
Heran! Hier steh' ich, einer gegen tausend,
Doch mit demantnen Schilden, Schar an Schar,
Stehn um mich her die Eide, die ihr schwurt,
Die Unsichtbaren, die den Meineid rächen!
Und so gewappnet trotz' ich euerm Grimm.
Wer tastet an das heil'ge Haupt des Feldherrn?
Wer hebt die Hand auf wider Scipio!

(Die Hauptleute lassen die Waffen sinken, stummes Spiel während der folgenden Reden.)

Sophonisbe.

Gedenkt der Heimat! In den Staub mit ihm!
Den fremden Unterdrücker schützt kein Gott!

Scipio.

Nun? Hört ihr nicht, was euch dies Weib gebeut?
Die Götter, sagt sie, wissen nichts von mir.
Was säumt ihr denn? Schreckt euch dies Schwert vielleicht,
Das euch so oft zum Sieg vorangeleuchtet?
Hier werf' ich's fort. Seht, wehrlos steh' ich da;
Ein Kind in Waffen brächte mich zu Fall,
Und ihr seid Männer, die in Scipio's Schule
Dem Tod ins Antlitz trotzen lernten. Macht
An euerm Meister nun eu'r Probestück!
Stoß' zu, Menalkar! Wohl erkenn' ich dich,
Ich riß dich weg vorm Zahn des Elefanten,
Den schon Gesunknen; — Karthalo, komm an!
Aus meinem letzten Becher tränkt' ich dich,
Da du verschmachtend lagst. — Wo bleibst du, Juba?
Drei Tage sind's, da drückt' ich dir den Kranz,
Der Tapfern Preis, aufs jugendliche Haupt. —
Ihr andern all, mit denen wie ein Bruder
Ich Glück und Noth getheilt, was zaudert ihr?
Heran! Hier öffn' ich meine Arme, taucht
Die Speere, dran ich euch den Ruhm geheftet,
Taucht sie in diese Brust und dankt mir so!

Doch wo der Affect, die Leidenschaft zum Ausbruch kommen soll, da forcirt sich der Poet selbst zu einer Gewaltsamkeit, der es an wahrer Gewaltigkeit fehlt, und verschmäht selbst die aufgebauschten Phrasen der Kraftdramatiker nicht, welche durchaus nicht in die Physiognomie seines Talents hineinpassen. Wenn im ersten Act Methumbal hereinstürzt mit den Worten:

Verrath! Verrath!
Hyänen über diese Meuterer —

so erscheint diese Kraftwendung doch als ein geschmackloses Zugeständniß an das afrikanische Colorit, als ein sonderbarer numidischer Kernfluch, der zu der maßvollen Haltung der Diction nicht passen will. Wenn Sophonisbe nach ihrer zweiten Begegnung mit Scipio ausruft:

Steht denn die Erde noch? Iſt das
Der alte Himmel droben? —

ſo macht dies durchaus den Eindruck hohler Phraſenhaftigkeit. Weiterhin heißt es:

Statt ihm den ganzen Ingrimm eines Stammes
Wie einen Blutſtrom ins Geſicht zu ſchleudern —

oder:

O brecht
Hervor, Thränen der Scham! Sprengt alle Schleuſen,
Daß ich in meinem grenzenloſen Schwall
Vergehen mag!

Man vergleiche dieſe Hyperbeln mit denen Hebbel's, und man wird den Unterſchied erkennen zwiſchen einem graziös-lyriſchen Talent, das ſich zu Kraftſprüngen des dramatiſchen Stils mühſelig anſtachelt, und zwiſchen einem Dramatiker, dem die dramatiſchen Muskeln angeboren ſind.

Hin und wieder gefällt ſich Geibel auch im epiſchen Ausmalen des Bildes:

O wär' ich dort,
Den Schritt des Kriegsgotts feurig zu beflügeln,
Mit eigner Hand im Speergewühl den Sieg
Beherzten Griffs am Stirngelock zu faſſen,
Am weithinflatternden.

Dergleichen breit bis in die langathmigen Beiwörter hinein ausgeführten Bilder ſind für das Epos geeignet, aber ſchleppend im Drama, welches die den Sinn knapp deckende und ſcharf ausprägende Metapher verlangt.

So iſt unſere Literatur wiederum um eine antike Studie reicher geworden, welche nirgends die Spuren eines edeln und feingebildeten Talents verleugnet, aber durch den fernliegenden Stoff, durch den Mangel an dramatiſcher Kraft und durch die lyriſche Verſchwommenheit im Charakter der Heldin ſich um eine dauernde Wirkung auf unſern Bühnenrepertoires bringt.

2. Kaiſer Maximilian von Mexico. Trauerſpiel in fünf Acten von J. G. Fiſcher. Stuttgart, Franckh. 1868. 16. 20 Ngr.

Mit einem kühnen Sprunge ſetzen wir aus der Welt des Alterthums in die unmittelbarſte Gegenwart! Darf ein Dichter einen gleichzeitigen Stoff behandeln? Dieſe Frage beantwortet Aeſchylus mit ſeinen „Perſern", Lope de Vega mit ſeinem Drama: „La vitoria del Marquis de Santa Cruz", und zum Theil auch Shakſpeare in ſeinem „Heinrich VIII." in bejahender Weiſe. Doch ſind die Schwierigkeiten groß bei faſt ganz gleichzeitigen Stoffen, namentlich in unſerer Zeit. Vor allen Dingen erſcheint es bedenklich, wenn die Helden des Dramas noch am Leben ſind, und mag die Anekdote, daß der Dichter Fiſcher einen ſeiner Hauptcharaktere, den Pater Fiſcher, in Stuttgart an der Table-d'hôte getroffen habe, wahr oder erfunden ſein, bezeichnend bleibt ſie immerhin für die Gefahren, welche bei derartiger Stoffwahl dem Dichter drohen und die auch unſer Poet keineswegs glücklich überwunden hat.

Denn eine weitere Schwierigkeit liegt in der taghellen Beleuchtung, welche bei den Communicationsmitteln der Gegenwart auf allen dieſen Ereigniſſen ruht, mögen ſie auch auf der andern Erdhälfte ſpielen. Man kann gegen ein Geſchichtswerk verſtoßen, aber nicht gegen beſtätigte Telegramme und Zeitungsnachrichten. Es iſt daher unmöglich für einen Dichter, die wahnſinnige Kaiſerin Charlotte nach Mexico zurückkehren zu laſſen, ſodaß ſie bei den Executionen in Queretaro gegenwärtig iſt. Dergleichen poetiſche Licenzen ſind unerlaubt, weil jedermann aus dem Publikum den wahren Sachverhalt kennt. Man ſucht hierin nur einen thatſächlichen Irrthum, eine Entſtellung der Wahrheit, keine freie Erfindung der Phantaſie. Fiſcher wollte ſich ein jedenfalls tragiſches Motiv nicht entgehen laſſen; doch über den Atlantiſchen Ocean führt man ſeine Heldinnen nicht ſo ohne weiteres ſpazieren, wenn man von jeder Zeitung Lügen geſtraft wird.

Es iſt keine Frage, daß Reteliffe, Herbert und ihre Nachfolger die Zeitereigniſſe mit lebendiger Phantaſie in ihren Romanen auszubeuten wußten, daß hier die freieſten Erfindungen anregend und nicht ſtörend ſind. Doch theils ſind für den Roman, der ein großes Perſonal beherrſcht und ſelbſterfundene Helden und Heldinnen in den Vordergrund ſtellt, die geſchichtlichen Perſönlichkeiten nur Staffage, theils macht er ſie durch anekdotiſchen Aufputz lebenswahr und intereſſant und verſetzt ſie in die breite Aeußerlichkeit farbenreich dargeſtellter Umgebungen. Der Dramatiker hat keins von dieſen Hülfsmitteln, er ſtellt den hiſtoriſchen Charakter ſelbſt in die Mitte und faßt ihn an ſeinen geiſtigen Enden, an ſeinem innerſten Lebensprincip an. Allerdings kann auch er die Handlung durch freie Erfindung ſpannend geſtalten, namentlich was die Nebenperſonen betrifft; aber den entſcheidenden geſchichtlichen und noch mehr zeitgeſchichtlichen Thatſachen gegenüber iſt ſeine Willkür aufs äußerſte beſchränkt.

Ohne Frage iſt Kaiſer Maximilian ein tragiſcher Held. Ein Fürſt von poetiſchem Gemüth, edeln Intentionen, modernen Culturidealen, der für die politiſche Wiedergeburt eines zauberiſch ſchönen Landes kämpft, hat viel Zeug zu einem dramatiſchen Helden; aber tragiſch wird er nicht allein dadurch, daß er in dieſem Kampfe untergeht; tragiſch wird er erſt, wenn die Situation ihn über ſich ſelbſt hinausreißt, ihn dazu bringt, ſein innerſtes Weſen zu verleugnen, wie in jenen deſpotiſchen Blutbefehlen gegen die Freiheitskämpfer. Dies tragiſche Motiv gibt die Geſchichte an die Hand; auch läßt es unſer Dichter keineswegs unbenutzt, er leitet zum Theil den Abfall der Mexicaner aus demſelben her.

Doch ein ſolches Motiv darf nicht gelegentlich, wie hundert andere, in die Handlung eingeſtreut, es muß ſcharf hervorgehoben, pſychologiſch begründet werden; es muß an einer jener Stellen ſtehen, wo die großen Wendepunkte oder mindeſtens Einſchnitte der Tragödie ſind. Von alledem iſt in dem Fiſcher'ſchen Stücke nichts der Fall; es wickelt ſich hier alles geſchäftsmäßig, geſprächsweiſe ab, und der Dichter geht ganz ruhig dann zu andern Gegenſtänden der Tagesordnung über. Man höre:

Bazaine.
Viel kaiſerliches Volk iſt umgekommen,
Die Union begünſtigt Juarez
Und ſechs Provinzen ſind ihm zugefallen.

Maximilian.
Sie haben mit dem Schwert mich nicht geſehn
Und meine Strenge nicht gefühlt; ſie ſollen's.

Charlotte.
Jetzt wird mich die Gefahr das Rechte lehren.

Maximilian (zum Vater).
Setzt ein Decret auf, das den Juarez
In Acht und Bann erklärt mit seinen Haufen.
Verordnet sei, die Glieder dieser Bande
Sind zu behandeln wie die Straßenräuber
Und jeder, der gefangen eingebracht wird,
Nach vierundzwanzig Stunden zu erschießen.

Charlotte (da er unterzeichnen will).
Was thust du, Maximilian?

Lopez (bei Seite).
Er spielt
Um seinen Kopf!

Prinzessin.
Nicht solche Härte, Kaiser!
Sie schlagen, nicht die Wuth der Rache stiften!

Maximilian.
Wenn sie mich fangen, thun sie mir das Gleiche.

Prinzessin.
Doch viel gewisser, wenn Ihr's ihnen thut.

Maximilian.
Drum ist es besser, dem zuvorzukommen.
(Zu Bazaine.)
Marschall, was thut ein Mann in solcher Lage?

Bazaine.
Er handelt wie ein Mann von Kraft und Willen.
(Für sich.)
So eifrig treibt er meinem Wunsche zu,
Daß ich mir jeden Antrieb sparen kann.

Die ritterliche Sühne für diesen Frevel, welcher in dem Stücke die tragische Schuld vertritt, liegt in dem heldenmüthigen Entschluß des Kaisers, bei den Seinen auszuharren im hoffnungslosen Kampfe. Diese Wendung ist von dem Dichter mit Recht an einen Actschluß gestellt und auch warm und energisch ausgesprochen; aber auch sie ist nicht genugsam vorbereitet, nicht das Resultat eines innern Kampfes, sondern nur ein rasch gefaßter Entschluß, der nur durch eine Depesche aus Europa motivirt wird.

Sagen wir's nur gerade heraus: Fischer hat den Stoff in dem Stil der Historie, der dramatischen Chronik behandelt, nirgends zur Innerlichkeit der echten Tragödie vertieft. Die bewegende Macht der Handlung ist das „Telegramm", die von außen kommende Nachricht, Meldung, Mittheilung. Der Bote der antiken Tragödie erklärt sich in Permanenz und schüttet den ganzen bekannten Inhalt der Zeitungen vor uns aus. Erst kommt der Nuntius und theilt die Wünsche des Heiligen Vaters mit; Kaiser Maximilian entfaltet indeß Hohenstaufen'schen Trotz. Dann erzählt Charlotte, wie sie dicht vor der Hauptstadt von Räubern angefallen worden sei; dann erscheint Bazaine mit einer militärischen Meldung von Juarez' Flucht über den Rio del Grande und vor den drei nordischen, den Republikanern entrissenen Provinzen; dann meldet Lopez die Eroberung von Oaxaca; hierauf folgt das Schlußtableau des ersten Actes, die Kaiserkrönung, mit Ordensvertheilungen, Ernennungen, Festreden. Im zweiten Acte sind wir bei Juarez, der einen Aufruf an die Mexicaner dictirt und in der kurzen Scene ebenfalls drei Briefe erhält, vom General Ortega, der kein Geld hat, vom Kaiser Maximilian, der ihn zum obersten Präsidenten des Gerichtshofs ernennt, und von einem L. (Lopez), der sich hier als Spion enthüllt. In ähnlicher Weise erfahren wir später die ganze Chronik der mexicanischen Geschichte, den Tod des Königs von Belgien, die Politik des nordamerikanischen Congresses, die Eroberung von Richmond. Die irrsinnige Kaiserin erzählt die Geschichte ihrer Erlebnisse in Paris und Rom; ja gegen den Schluß des vierten Actes wird uns sogar die Seeschlacht bei Lissa und die Niederlage bei Königgrätz nicht geschenkt. Maximilian erhält den Antrag, in Wien die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Es ist dies alles Weltgeschichte, die von außen her an das Stück herantritt, sich nicht von innen heraus entwickelt. Das innerste Wollen des Charakters müßte bedeutsamer hervortreten; der Romantiker auf dem Thron des Montezuma müßte uns in die geheimsten Falten seiner Seele blicken lassen und durch seine Romantik untergehen. Die Blutbefehle durfte er nicht so leichthin aus dem Aermel schütteln; er mußte sie sich abtrotzen lassen durch Motive, welche mit seiner romantischen Weltanschauung zusammenhängen. Am wenigsten aber durfte er die Hinrichtung der Generale Salazar und Arteaga selbst befehlen, ebenso leichthin; das macht den Charakter unsympathisch und, was noch schlimmer ist, unverständlich.

Die Aufnahme der ganzen politischen Chronik der Zeit in ihren Hauptzügen hat dem Dichter überdies den Raum verengt für eine freie, poetische Erfindung, welche in die Handlung eine gewisse Spannung gebracht hätte. Manches romantische Motiv gab selbst die Geschichte an die Hand; doch auch die Prinzessin Salm, Lopez, Bazaine und die Indianerin Fausta sind nirgends in einer die Theilnahme spannenden Weise eingeführt, auch nicht zu Episoden von eigenem fesselnden Reiz benutzt, die an geeigneter Stelle zur Schürzung des dramatischen Knotens mithelfen. Es fehlt überhaupt alle dramatische Technik, und, wie wir glauben, nicht aus Mangel an Talent des Dichters, sondern infolge jener falschen Theorie des Geschichtsdramas, welches die Bretter unter dem Kothurn der Wirklichkeit erdonnern läßt und nur die „Historie" und die dramatische Chronik kennt.

Ein Dichter von Fischer's kernhafter Eigenheit wird natürlich auch im einzelnen viel Treffendes bieten. Die principiellen politischen Erörterungen sind oft geistreich und schlagend in knapper Fassung. Der Charakter des Juarez ist mit einer gewissen einfachen Größe durchgeführt, namentlich in der Unterredung mit der Prinzessin Salm. Worte, wie die folgenden, haben dramatischen Nerv:

Ihr denket nicht so klein von mir,
Daß mich der Luftzug eines Worts verändre.
Mein Stolz ist größer als ihr alle seid;
Wär' ich der letzte Mann der Republik,
Ich hielte diesen letzten für den besten.

Auch in den halb irrsinnigen Reden der Charlotte ist poetische Energie:

Da kam ich in die Stadt der Todten zu —
— — — Wie heißt der Mann?
Sphynx heißt er, Sphynx vom Lande der Aegypter!
Ich bat um eine Truhe voll Dukaten,
So klein als wie der Sarg, der auf ihn wartet,
Da blinzt' das Aug' von Eis und blinzte Nein.
Ich bat um so viel Mann, als man in einer

Decembernacht erſchießt — um halb ſo viel,
Da blinzt' das Aug' von Eis und blinzte Nein!
„Madame, es thut mir leid!" und blinzte wieder
Und ging. (Lachend.) „Das war ein überwundner Standpunkt."
Doch wie er ging, am Vorhang hinter ihm
Erſchienen Männer von der Republik,
Gen'rale, Redner, Bluſen, lauter Schatten,
Die trugen Todeswunden in der Bruſt,
Und ſahn mich an und flüſterten: Auch du?

Die Bedenken, welche wir gegen die Form der dramatiſchen Geſchichtschronik, wie ſie in Fiſcher's „Maximilian" ausgeprägt iſt, äußerten, finden wir wohlbegründet in dem Vorwort, welches ein anderer Dramatiker ſeinen Schriften vorausſchickt:

3. Dramatiſche Werke von Melchior Meyr. I. Mechthilde. II. Wer ſoll Miniſter ſein? Mit einem Vorwort: Die Gefahr und das Heil des deutſchen Dramas. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die folgenden Worte Melchior Meyr's ſchließen ſich ungezwungen unſerer vorausgehenden Kritik an:

Die Gefahr der gegenwärtigen Dramatik iſt der allzu große Reſpect vor dem Stoff, vor dem hiſtoriſchen und culturhiſtoriſchen Material — die vorwiegende Hingebung an dieſes Material. Das verleitet zu dem Gedanken: man könne ſchon mit dieſem Material, in einer gewiſſen geſchickten Zubereitung, eine dramatiſche Wirkung erzielen. Allein die Folgen ſind Dramen mit viel zu viel „Staatsaction" und mit viel zu wenig innerm Leben der Menſchen. Vor der Motivirung und Klarlegung der verwickelten hiſtoriſchen Situation, vor der Schilderung der Localitäten, vor den unabweislichen Orts- und Perſonennamen kann der Dichter, dem ja die Form des Dramas ein gewiſſes Maß vorſchreibt, gar nicht dazu gelangen, dem Seelengemälde den nothwendigen Raum zu gewähren. Kommt ein ſolches Stück dann zur Aufführung, ſo wird das Publikum viel Handlung geſehen, viel Scenenwechſel begleitet, viel Getöſe vernommen haben — und doch nur ſehr wenig Poeſie und Wahrheit mit nach Hauſe bringen. Der dramatiſche Dichter wird das Publikum in der Regel gelehrt haben, was es ſchon vorher wußte — möglicherweiſe aus Becker's „Weltgeſchichte". Der Dramatiker der Gegenwart ſoll die echte und rechte Weltgeſchichte ſtudiren; er ſoll ſie gründlich ſtudiren, wie ſie ihm heute geboten wird. Aber er ſoll frei werden gegen dieſes Material, indem er ſich von ihm aus zum Geiſte — von der Geſchichte zur Philoſophie der Geſchichte erhebt!

Doch ſchüttet Melchior Meyr offenbar das Kind mit dem Bade aus, wenn er meint, es ſei ganz gleichgültig, aus welchem Zeitalter der Dramatiker ſeine Stoffe wähle, auch Sujets vom Reformationszeitalter an bis auf unſere Tage herab vermöchten keinen innigen, tiefgehenden Antheil zu erwecken. Die Wahrheit ſei, daß es auf den Stoff zunächſt überhaupt nicht ankomme.

Dies iſt wieder eine vollſtändige Einſeitigkeit. Man mag immerhin zugeben, daß die Geſchichte nur Wirkung iſt, nur die Hülle des Geiſtes, daß wir in ihr das ewige Weſen des Menſchen ſuchen. Doch auf der Bühne erſcheint dies Weſen keineswegs ohne Hülle und bleibt überhaupt als ſolches nur eine leere Abſtraction. Nicht blos Coſtüm und Decoration, auch das Fühlen und Denken der Menſchen wird durch die Zeit beſtimmt, in der ſie leben — andere Zeiten, andere Sitten, andere Götter! Wer das Weſen des Menſchen aus dieſen Hüllen herausſchälen will, der behält entweder nur einen philoſophiſchen Knochenmann oder ein nacktes Alräunchen der Phantaſie übrig. Darum ſind nur die geſchichtlichen Zeiten für die dramatiſche Poeſie geeignet, in denen ein der Gegenwart verwandter Pulsſchlag lebt.

Doch nachdem wir einige Zeit lang bei dem Aeſthetiker Melchior Meyr antichambrirt haben, wollen wir jetzt bei dem Dichter eintreten.

Das erſte Stück: „Mechthildis", iſt ein feinſinniges Seelengemälde. Gleichwol dürfte es gegen die Theorie des Autors ſprechen, welche den geſchichtlichen Hintergrund für gleichgültig erklärt. Es handelt ſich hier um keinen hiſtoriſchen Stoff — um ſo weniger iſt abzuſehen, warum das Stück in das 13. Jahrhundert verlegt iſt. Es iſt eine andere Cultur als die unſerige; weder der Zug nach dem Kloſter noch die Paukereien der Ritter ſind uns ſympathiſch; wir können uns eine edle Reſignation denken ohne Hülfe von Kloſtermauern.

Die Handlung iſt einfach. Mechthilde, eine reiche Beſitzerin, will ins Kloſter gehen; der Drang ihrer Seele geht nach dem Ewigen. Doch iſt die irdiſche Leidenſchaft ſtark in ihr; ſie weiſt den Ritter Rupert zurück, der um ihre Hand wirbt; ſie weiſt ihn zurück mit Hohn und Hochmuth und macht ihn zum Feinde. Ihn wieder auszuſöhnen ſendet ſie eine Freundin, Herlinde von Krönach, ihm nach. Inzwiſchen erſcheint auf der Burg ein tüchtiger Ritter, Baldwin von Hagenbach, der die Stätte ſeiner Jugend aufſucht. Hier hat er als Knappe gelebt, manchen tollen Streich vollbracht, mit Herlinden geſpielt. Mechthilde, dem Kloſter untreu, verliebt ſich in ihn, bietet ihm ihre Hand, die er annimmt. Gleich darauf ſieht er Herlinden wieder; die Jugendliebe erwacht in ihm; er beredet ſie zur Flucht, nachdem er den von neuem durch die Verlobung mit Baldwin beleidigten Ritter Rupert geſchlagen. Doch war der Sieg nur ein halber; die Feinde ermannen ſich, als Baldwin mit Herlinden flieht. Der alte Waffenmeiſter Konrad ſchlägt ſie von neuem und nimmt überdies die Flüchtigen gefangen, die von der tiefgekränkten Mechthilde vor ein Gericht geſtellt und zum Tode verurtheilt werden. Selbſtverſtändlich bleibt die Begnadigung nicht aus; Mechthilde ſchenkt dem Schuldigen ihre Güter und geht in das Kloſter.

Zunächſt fällt ins Auge das raſche Schwanken der Heldin, die, noch im erſten Act bereit ins Kloſter zu gehen, gleich am Anfang des zweiten Baldwin ihre Hand anbietet. Hier dürften doch die pſychologiſchen Mitteltinten fehlen. Dann aber iſt die tragiſche Steigerung der Handlung offenbar eine gekünſtelte. Für Baldwin's Flucht mit Herlinde gibt es gar kein zwingendes Motiv, er konnte gleich vor die Herrin hintreten, ſeine Liebe bekennen und das Stück zum Abſchluß bringen. Daß der Fluchtverſuch aber Todesſtrafe zur Folge haben ſollte, namentlich für Herlinden, das können wir auch bei der großen Willkür eines ſolchen „Patrimonialgerichts" doch nicht annehmen, dafür fehlt jeder rechtliche Anhalt. Davon abgeſehen, bedurfte es für den Dramatiker eine die Durchſichtigkeit trübende Häufung der Motive, um nur den Schein der Möglichkeit ſo tragiſcher Anläufe zu erzeugen.

Das Seelengemälde Mechthildens ſelbſt dagegen iſt, mit Ausnahme jenes einen erwähnten Sprungs, trefflich ausgeführt; die Leidenſchaftlichkeit des Charakters, der Kampf zwiſchen Haß und Liebe, Neigung und Entſagung wird mit poetiſcher Wärme dargeſtellt, und eine reine,

edle Sprache, die in den erſten Acten oft an Goethe's marmorglatte und marmorkalte „Natürliche Tochter" erinnert, in den letzten aber auch glühende Bewegtheit offenbart, gibt dem Werke echt künſtleriſche Haltung. Die lange Rede der Mechthilde im letzten Act, in welcher ſie ihr innerſtes Weſen enthüllt, erſcheint indeß undramatiſch. Derartige zurückgreifende Löſungen ſind mehr das Vorrecht des Novelliſten. Im Drama brauchen wir keinen derartigen nachträglichen Commentar; wir wollen die ſich ſelbſt erläuternde Leidenſchaft vor uns ſehen. Als Probe für die Vorzüge der Diction diene die folgende Stelle aus Mechthildens Selbſtbekenntniß:

O was iſt möglich, Herr, in deiner Welt!
Was kann von ſchrecklich unerhörten Dingen
Im Herzen eines Menſchen ſich begeben!
Was liegt in uns, das, nicht im Keim geahnt,
Mit einem mal zum Rieſenbild gewachſen
Graun und Entſetzen in die Seele flößt!
Die Leidenſchaft, die mir das Glück verſcheucht,
Weil ſie die Art des Weibes mir geraubt,
Sie riß das grimmſte Drangſal her zu mir.
Je heißer ich nach Liebe trachtete,
Je wilder quälte die Verachtung mich —
In jeder Faſer tobte mir das Gift.
Die Wuth der Rache machte mich zur Wölfin; —
Mehr, mehr — ſie machte mich zur Teufelin!
Im Uebermaß der Qualen gab ich mir
Die Wolluſt grauſam tilgender Gedanken,
Und gierig ſchlürft' ich dieſen Höllentrank.
Ich ſah die Feinde ſchmählich hingemordet,
Die Häupter ſchandbar von dem Rumpf getrennt —
Und meine Seele labte ſich daran!
Wenn mir die Tigerwuth ermattete,
Dann reizte mich der Böſe wieder auf,
Damit ich mich im Wahnwitz überbot —
Und endlich kam er mit dem Raub ans Ziel.

(Sie hält inne und betrachtet die Hörer.)

Ihr ſchaudert — und ihr blickt mich zweifelnd an!
Die Wahrheit ſag' ich euch; ja meine Worte,
Sie malen ſchwach den fürchterlichen Sturz,
Der ſich in meinem Innerſten vollzog.
Die Mäßigung im Laufe des Gerichts
Hatt' ich mir aufgelegt — ſie war Betrug —
Und nur mit größrer Gierde ſtürzt' ich mich
Zurück ins Meer vernichtender Gedanken.
Was iſt mein Lohn (ſo rief ich), daß ich Gott
Mit reiner Führung meines Amts gedient?
Daß ich in mildem Sinn des Rechts gewaltet
Und meiner Untergebnen Wohlſein ſchuf?
Das höchſte Glück, wonach ich lechzend rang,
Iſt mir geraubt, bleibt mir geraubt auf ewig!
Empört, verzweifelnd, rechtet' ich mit Gott;
Ich klagt' ihn grimmig an, ich bot ihm Trotz,
Das hohe Wort von ſeiner Vaterhuld
Als hohles Märchen, eitlen Trug verhöhnend!
Dem Böſen gab ich dankend mich zu eigen,
Denn er erquickte mich im tiefſten Herzen
Und er verhieß mir grenzenloſe Luſt
Zu jenem heißerſehnten Augenblick,
Wo ich die beiden Häupter fallen ſah!

(Pauſe. Die Umſtehenden drücken den Schauder ihrer Seelen aus.)

Ich war verloren, wenn's dem Feind gelang,
Nur kurze Stunden noch mich feſtzuhalten!
Allmächtiger, in Thränen dank' ich dir,
Daß deine Güte vorher mich geſucht
Und daß du furchtbar mir den Sinn geöffnet!

Im ganzen hat das Stück einen mittelalterlichen Charakter, auch in ſeinen Grundgedanken. Mechthilde will ſich im erſten Act dem Kloſter widmen; doch ſie iſt noch nicht reif dafür, ihr Sinnen und Trachten gehört noch der Welt; es iſt nur eine Grille, eine Phantaſie. Es bedarf ernſter, tiefgreifender Erlebniſſe, um die innere Reife für klöſterliche Reſignation zu gewinnen. Doch iſt es die Aufgabe eines modernen Dichters, zu zeigen, wie jemand für das Kloſter reif wird?

Das zweite Stück: „Wer ſoll Miniſter ſein?", iſt dagegen ein modernes Schauſpiel; doch auch hier iſt der ſittliche Grundgedanke derſelbe: die Selbſtbeherrſchung, ja die Reſignation. Auch die äußere Schablone iſt dieſelbe. Wie dort Mechthilde, entrollt hier der Herzog im letzten Act in langer Rede ein Gemälde der Vorgänge in ſeinem Innern, welche zu befriedigender Löſung der Wirrniſſe führen. Bei der knappen Form, welche die Kataſtrophe im fünften Act verlangt, iſt dieſe Art der Löſung durch lange zurückgreifende Entwickelungen im Drama entſchieden bedenklich, auf der Bühne verhängnißvoll. Die Handlung ſelbſt iſt einfach, zu einfach für fünf Acte. Es iſt der Goethe'ſche Ton in den Meyr'ſchen Dramen: das Seelengemälde wiegt vor; der Handlung fehlt die Bewegung in großen Linien. Ein Herzog, der bei ſonſt edler Geſinnung im Krieg mit dem Volk und den Ständen liegt, wo es die Domänenfrage betrifft, ſchwankt in der Wahl der Miniſter unter ſeinen Beamten. Der eine, Freiherr von Stolzeneck, iſt bereit, den perſönlichen Intereſſen des Fürſten zu dienen; der andere, von Stillnau, will nur die gute Sache des Landes. Eugen Graf Schwarzenberg, der perſönliche Freund des Fürſten, ein edler Ariſtokrat, iſt gleichſam das Gewiſſen deſſelben. Der Herzog entſcheidet ſich am Schluß, nachzugeben, und wählt den wackern, freiſinnigen Stillnau zum Miniſter. Dies alles bewegt ſich nun in verſtändiger Entfaltung vor unſern Augen, illuſtrirt durch epiſodiſche Figuren von gefälliger und ſcharfer Zeichnung ſowie durch eine Fülle feinſinniger Bemerkungen und Ausſprüche über wichtige Zeitfragen; aber dem Ganzen fehlt der dramatiſche Nerv, die treibende Kraft der Handlung, und ſo iſt der Geſammteindruck nur ein blaſſer.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Zur Goethe-Literatur.

(Beſchluß aus Nr. 5.)

1. Goethe's Briefe an Friedrich Auguſt Wolf. Herausgegeben von Michael Bernays. Berlin, G. Reimer. 1868. Lex.-8. 20 Ngr.
2. Goethe's Briefe an Chriſtian Gottlob von Voigt. Herausgegeben von Otto Jahn. Mit Voigt's Bildniß. Leipzig, Hirzel. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Aus Goethe's Freundeskreiſe. Darſtellungen aus dem Leben des Dichters. Von Heinrich Düntzer. Braunſchweig, Vieweg und Sohn. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Goethe's Frauengeſtalten von Adolf Stahr. Zweite Ausgabe. Zwei Theile. Berlin, Guttentag. 1869. 8. 2 Thlr.

Die erſten vorliegenden Briefe Goethe's an Voigt, welche Jahn in einer Sammlung (Nr. 2) mittheilt, ſind aus Rom und Neapel geſchrieben, eigenhändig. Auch unter den erhebenden Eindrücken der Natur und Kunſt des Südens kann der Dichter das ilmenauer Bergwerk nicht vergeſſen und erkundigt ſich eingehend nach ſeinen Fortſchritten, wie nach den dabei eintretenden Unfällen; dazwiſchen aber miſchen ſich unwillkürlich freundſchaftliche Mittheilungen über die Reiſeeindrücke. Nach der Rückkehr aus Italien, Sommer 1788, erſtreckte ſich die von Goethe und Voigt gemeinſam geübte amtliche Wirkſamkeit, abgeſehen vom ilmenauer Bergbau, auf die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Anſtalten des Landes, auf die Leitung der jenaer Hochſchule; nur die Geſchäfte des Theaters überließ Voigt ausſchließlich dem Dichter. Die von Goethe begründete Zeichenſchule zu Weimar, die Bibliothek, die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen und die Thierarzneiſchule zu Jena, die Berufung junger tüchtiger Lehrkräfte an dieſelbe, die durch Fichte's Kampf gegen die Orden veranlaßten Studentenunruhen, die „Jenaiſche Literaturzeitung", Käufe von Mineralien, Kupferſtichen, phyſikaliſchen Inſtrumenten, Münztauſch, die Waſſerbauten an Saale und Werra, Geldangelegenheiten, Anſtellungsgeſuche, Empfehlungen und unzähliges andere derart, ab und zu auch ein Wort über die Zeitereigniſſe — das ſind die Gegenſtände der bald ausführlichen, bald raſch hingeworfenen Briefe Goethe's, welche von 1796 an zum größern Theil dictirt ſind. Dazwiſchen bittet der Dichter aber auch um Beſorgung von Wildpret für die Sonntagsgeſellſchaft, von ungariſchem Wein aus dem herzoglichen Keller, erkundigt ſich nach den, wie es ſcheint bei einer Taufe zu ſpendenden Trinkgeldern u. ſ. w. O. Jahn äußert darüber in ſeinem alle dieſe Gegenſtände beleuchtenden Vorworte:

Wie während dieſer langjährigen gemeinſamen, zum Theil auf die edelſten Intereſſen gerichteten Amtsthätigkeit zwiſchen Goethe und Voigt eine wahre herzliche Freundſchaft unwandelbar beſtand, davon legen Goethe's Briefe das ſchönſte Zeugniß ab. Laſſen ſie uns in den Betrieb des Geſchäftsverkehrs blicken und die Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit erkennen, mit welcher auch das kleine Detail behandelt wird, ſo wirken ſie durch die darin herrſchende Offenheit und das volle Vertrauen ungemein wohlthuend. Niemand wird ſich dem Eindruck verſchließen, wie nicht blos durch den Actenton die eigenthümlichen Accente des Dichters und Schriftſtellers dringen, ſondern wie fortwährend die Theilnahme eines warmen Herzens an einem individuellen menſchlichen Verhältniß unwillkürlich ſich ausſpricht. Auch im Amtsgenoſſen ſieht er immer den Freund, der ſich in re incerta bewährt hat, deſſen Rath und Beiſtand er unbedenklich „in kleinen Verlegenheiten" in Anſpruch nimmt, vor ſich.

Unterdeſſen war auch Voigt, nicht ohne Goethe's Zuthun, in Amt und Würden geſtiegen; 1789 ward er Geheimer Regierungsrath, 1794 Wirklicher Geheimrath, 1807 in den Adelſtand erhoben. Das Jahr 1808 iſt im „Briefwechſel" nur mit einem Billet vertreten, deſto reichhaltiger im „Anhang". Es war jenes Jahr, in welchem Goethe, müde des ſteten Dreinredens und raſchen heftigen Eingreifens in die Theaterleitung, wie Karl Auguſt es ſich geſtattete, müde der Ränke der vom Herzog begünſtigten Sängerin Jagemann, ſein Amt niederzulegen drohte. Da war es denn Voigt's ſchwierige Aufgabe, zwiſchen den beiden Männern, deren jeder in ſeiner Weiſe ein Berechtigtes vertrat, zu vermitteln und ſo dem weimarer Theater Goethe's Leitung zu erhalten; es gelang bekanntlich noch für einige Jahre. Die von Jahn im Anhang mitgetheilten „Theateracten" geben einen vollen Einblick in die ſchlimm verfahrene Angelegenheit, ſowie in Voigt's „verſöhnende Wirkſamkeit" in derſelben.

Da Goethe's Briefe ſich, wie bereits erwähnt, im weſentlichen auf Fragen der Kunſtinſtitute und der Hochſchule beziehen, ſo gewähren ſie in Voigt's umfaſſendes und höchſt verdienſtvolles Wirken während der Kriegsjahre mit ihren gewaltigen Steuer- und Einquartierungslaſten keinen Einblick. Voigt war eine Reihe von Jahren der vorzüglichſte Rathgeber des Herzogs in Fragen der Politik und Verwaltung. Wie fern der treffliche Mann von eigenſinnigem Beamtendünkel war, zeigen einige Stellen ſeiner Briefe an den gothaiſchen Miniſter Frankenberg, die mancher Staatsmann der Gegenwart ſich zur Richtſchnur nehmen könnte. Voigt ſchreibt ihm 1809:

Meine Herren Stände treten ſehr energiſch und politiſch auf und in ſtarker Oppoſition, worüber ich mich freue. Denn mit bloßen affirmirenden Verhandlungen iſt wenig Ehre einzulegen. Hin und wider wird mir doch der Kopf warm. Wenn ich Debatten über vorgelegte Projecte gern zu ſehen erklärte, ſo zielte ich darauf, daß doch immer etwas Gutes aus verſtändiger Oppoſition zu nehmen iſt, nämlich die wahre Aufklärung und Beſtätigung. Ein dumpfes Jaſagen läßt Despotism oder Mangel an nachdrücklicher Deliberation argwöhnen. Bei uns geht es aber ganz freimüthig zu. Freilich, wenn ein Project ſo hohe Reiſe hat, daß niemand dagegen etwas aufbringen kann, ſo iſt ein Beifall durch Acclamation ſehr viel werth. Aber wie viel gibt es Dinge, die nicht zwei Seiten haben?

Stellte ſich Voigt in dieſer Weiſe den Landſtänden gegenüber, ſo war das Verhältniß zu dem Landesherrn nicht minder herzlich; auch der ſonſt raſch zufahrende Karl Auguſt wußte die ſichere Geſchäftskenntniß, den raſtloſen Fleiß, die goldene Treue des Mannes zu ſchätzen. Er ſchreibt ihm am letzten Tage des vielbewegten Jahres 1807 die ſchönen Worte: „Schlafen Sie das alte Jahr ſanfte weg und erwachen recht munter und fröhlich zum neuen. Erhalte uns der Himmel noch ein Dutzend Jahre zuſammen, egal bei den jetzigen Kräften, dann werden wir vielleicht die Wunden leidlich heilen können, die uns geſchlagen wurden, indem wir unſern Jahren-Cyklus noch vollenden mußten, ohne dem Neuen Neues beizugeſellen."

Und sofort am Neujahrstage folgt das gleichgewinnende Briefchen: „Ich wiederhole, was ich Ihnen gestern Abend, schrieb, von ganzem Herzen und füge noch den wärmsten Dank für Ihre treue Hülfe bei allen Bemühungen zum Guten und Rechten bei.“ Solche Worte sind Beweis einer durchaus freundschaftlichen dankbaren Gesinnung, und der Mann, der in dieser Weise mit einem Goethe und einem Karl August stand, muß ein Mann von gewinnender Vortrefflichkeit gewesen sein.

So stieg Voigt in Arbeit und in Ehren, aber auch schweres Leid kam mit den Jahren. Der Sohn starb 1813, die Gattin 1815; der Hochbetagte vermählte sich zum zweiten male mit einer Nichte und vertrauten Freundin der Gestorbenen und dankte ihr noch ein paar Jahre häuslichen Glücks; 1816 trat er als Präsident an die Spitze des Staatsministeriums; in demselben Jahre feierte er sein funfzigjähriges Dienstjubiläum, und auch Goethe nahm mit einem Gedichte daran theil. Nach einer kurzen Krankheit nahm der Tod ihn, ein Segenswort für seinen Fürsten auf den Lippen, am 22. März 1819 hinweg. Klar und besonnen schied er vom Leben, das man mit dem Psalmisten köstlich nennen darf, denn es war wahrlich Mühe und Arbeit gewesen. Noch zwei Tage vor seinem Ende schrieb er an Goethe und nahm von ihm Abschied; Goethe's schöne Antwort drückt das Siegel auf lange Jahre redlicher Arbeit und treuer Freundschaft. So mag sie diesen Lebensbericht schließen:

Verzeihen Sie, verehrtester Freund, wenn ich erst nach vierundzwanzig Stunden Ihre köstlichen Zeilen erwidere. Daß Sie in diesen heiligen Augenblicken von dem Freunde Ihres Lebens Abschied nehmen, ist edel und unschätzbar. Ich aber kann Sie nicht loslassen! Wenn gegenwärtige Geliebteste sich auf eine Reise vorbereiten, die sie durch einen Umweg bald wieder zu uns führen soll, so stemmen wir uns dagegen. Sollten wir im ernstesten Falle nicht auch widerspenstig sein? Lassen Sie mir also die schönste Hoffnung, bald wieder an Ihrer Seite zur Wiederherstellung Ihrer Kraft und Thätigkeit mir und uns allen Glück wünschen zu können. Jetzt und für ewig treulichst verbunden Goethe.

So schließt der länger als zweiunddreißig Jahre dauernde Briefwechsel der beiden Männer mit volltönendem harmonischem Ausklang.

Der kurze Abriß von Voigt's Leben ruht auf der umfassenden Einleitung, mit welcher der Herausgeber die Sammlung der Briefe eröffnet. Die letztere umfaßt beinahe 300 Seiten des Buchs und bringt allein die Schreiben Goethe's mit Jahn's Anmerkungen. Zwischen dem im wesentlichen Geschäftlichen wird man aber überall verstreut eine Menge von Notizen finden, welche nicht allein für die Beurtheilung des Verhältnisses der beiden Freunde, sondern auch für die Kennzeichnung jener merkwürdigen Zeit von Bedeutung sind; kaum ein glänzender Name in dem damaligen Weimar möchte hier nicht Erwähnung finden, und auch das anscheinend Unwichtige hat Werth, weil es bisweilen den milden großherzigen Sinn des als herzlos verschrienen Dichters aufs schönste offenbart. Nur um zu zeigen, daß er das Buch gewissenhaft durchgelesen, will der Berichterstatter hier zwei kleine Irrthümer des Herausgebers berichtigen. Der durch Versehen auf S. 254 gerathene Brief Nr. 112 gehört nicht, wie die Anmerkung sagt, auf S. 170, sondern S. 176, vor Nr. 49. Ebenso fällt der S. 258 mitgetheilte Brief, Nr. 117, nicht in das Jahr 1806, wie der Herausgeber vermuthet, sondern er gehört zu S. 340, d. h. in den Frühling 1815. Das beweist die in beiden Briefen vorkommende „katarrhalische Hypochondrie“, die beiden gemeinsame Beziehung auf des weimarischen Ministers Gersdorff Verhandlungen mit Hardenberg.

Schließlich hat der Herausgeber aus der reichen Fülle der Voigt'schen Papiere noch einiges als Anhang beigefügt, eine Anzahl Gedichte von Voigt, nicht eben bedeutsam; Statuten und Protokolle der Freitagsgesellschaft, an welcher Goethe und Voigt theilnahmen; eine Mittheilung über Schiller's Adelung zeigt die thätige Mitwirkung Voigt's in dieser Frage und das herzliche Verhältniß, das ihn auch mit dem andern der großen weimarer Dichter verband. Zwei lange Briefe von Fichte und Paulus geben einen anziehenden Beitrag zu der Geschichte der jenaer Studentenunruhen von 1795. Es folgen dann die früher erwähnten „Theateracten“ aus dem Spätjahr 1808; Anhang Nr. 7 bringt einige Actenstücke, welche für Karl August's Geist, seine schnellkräftige Energie, wie für seine nicht selten scharf eingreifende Regierungsweise höchst bezeichnend sind; Anhang 8 eine Anzahl interessanter Briefe Goethe's an Karl August, hauptsächlich vom Jahre 1797.

Dieses ist im wesentlichen der Inhalt des Buchs, welches zur Kenntniß jenes bedeutsamen Zeitraums unsers dichterischen Nationallebens wie zur speciellen Kenntniß von Goethe's Amtsthätigkeit werthvolle Beiträge bringt; es stellt uns zugleich in klarer Beleuchtung das Lebensbild des trefflichen Mannes hin, der nicht sowol producirend als theilnehmend zu den anziehendsten Gestalten jenes genialen Kreises gehört. Das Bildniß Voigt's ist eine schätzenswerthe Zugabe.

Es ist eine wunderliche Sache um die Freundschaften. Wer der Welt eine Weile zugesehen und mit ihr weiter gelebt hat, der hat auch ohne Zweifel eine Reihe von Verhältnissen, die in ihrem Beginn den schönern Namen der Freundschaft zu verdienen schienen, nach und nach wie ein abgetragenes oder unbequemes Kleidungsstück oder wie eins, dessen man überdrüßig geworden, beiseitegelegt, gerade wie er selbst in dieser Weise ist beiseitegelegt worden. Wenn der Mensch leiblich, wie es heißt, sich alle sieben Jahre völlig erneuert, warum soll nicht auch Geist und Gemüth in dieser Zeit sich einigermaßen wandeln? Und wenn diese Wandlung gleichzeitig sich bei zwei Menschenkindern vollzieht, die sich eine Weile nahe standen, warum es ihnen übelnehmen, wenn sie nach kürzerer oder längerer Frist erkennen, daß sie auseinandergekommen sind? Räumliche Trennung, Amt und Familie, Studium und Lebensgeschick, nach verschiedenster Richtung auseinandergehend, tragen dazu bei, diese innere Umwandlung zu unterstützen; und wenn die ehemaligen Herzensfreunde einander wiedersehen, so geschieht es oft genug, daß sie bei der ersten Fühlung erkennen, das Band, welches sie vor Jahrzehnten zusammenhielt, sei zum mindesten sehr gelockert und zu nicht viel mehr als einem gegenseitigen äußern Interessenehmen geworden. Wohl dem, der dann ohne Groll und übermäßige Ansprüche eine solche Wandlung als einen natürlichen Vorgang anerkennt und, ohne über Kälte und Freundschaftsbruch zu klagen, sich mit dem

Trümmern eines aus Alterschwäche eingestürzten Verhältnisses begnügt.

So geht es mit uns gewöhnlichen Menschen, und jedermann findet es erklärlich. Unser gesammtes Leben ist wesentlich anders als dasjenige des vorigen Jahrhunderts, welches ganz und gar in wissenschaftlichen oder künstlerischen Strebungen aufging. So tief eingehende, jahrzehntelang durchgeführte Briefwechsel über die wichtigsten geistigen Interessen, wie wir sie aus der Zeit unserer letzten Literaturblüte besitzen, werden schwerlich aus unsern Jahrzehnten den Nachlebenden geboten werden. Die Politik, welche den Geisteshelden des 18. Jahrhunderts weitab lag, hält unser ganzes Denken und Thun gefangen; das Briefschreiben ist nicht mehr ein Genuß, ein gemeinsames Eingehen in alles, was das tiefste Herz bewegt, es ist Erledigung einer Verbindlichkeit. Das Bedürfniß des Briefwechsels hielt in der classischen Zeit unsers Schriftlebens Freundschaftsbündnisse länger aufrecht als bei uns; und doch gibt es Leute, die sich gewaltig verwundern, daß die Freundschaften auch unserer großen Dichter wandelbar waren, und daß ein Brief Goethe's an Lavater und Jacobi aus der frankfurter Zeit anders klingt als einer aus den neunziger Jahren.

Keiner unserer großen Dichter hat in der allgemeinen Beurtheilung mehr unter dieser Härte der Sentimentalität gelitten als Goethe. Sehr naturgemäß; je bedeutsamer ein Geist, desto rascher bei ihm der Stoffwechsel, desto naheliegender die Vermuthung, daß, was ihm heute genügt, ihm über zehn Jahre nicht mehr genüge. Und wenn denn Goethe's Briefwechsel, diese Zeugnisse eines achtzigjährigen arbeitsvollen Lebens, uns zeigen, daß er manches Verhältniß ablegte wie einen bei zunehmendem Wachsthum unbequem gewordenen Rock, warum sollen wir uns wuudern? Gab es dafür doch ebenso viel andere, die er bis an sein oder des Freundes Ende lange Jahre hindurch mit ungetrübter Herzlichkeit wach erhielt.

Schon die Billigkeit gebietet die Annahme, daß, wenn zwei bedeutende Menschen nach längerm freundschaftlichen Verhältniß geistig auseinandergehen, die Schuld, wenn überhaupt eine solche vorhanden ist, nicht blos an dem einen liege, sondern an beiden. Mochte Goethe erkennen, daß er sich anfangs und vielleicht längere Zeit getäuscht, mochte er fühlen, daß der Freund, an welchen er sich herzlich anschloß, ihm geistig oder gemüthlich nichts mehr sein könne und eine werthlos gewordene Verbindung abbrechen, oder bildete sich nach und nach ein entschiedener Gegensatz der Denk- und Gefühlsweise — wir haben nimmermehr, wie es mannichfach geschehen, ihm allein die Verantwortung zuzuweisen, daß manche seiner Freundschaftsbande vergänglich waren, ihn der Kühle, der vornehmen selbstsüchtigen Ausnutzung, der Unzuverlässigkeit oder Untreue anzuklagen, wie es gern von den Anhängern dieser verlassenen Freunde geschieht. Der Mann, welcher die schönen Zeilen schrieb:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut —

er ist jederzeit hülfreich und gut gewesen, nachsichtig und geduldig; er wäre nie der größte Dichter seines Volks geworden ohne jene nachhaltige Wärme des Herzens, die nicht ausschließt, daß der Lavastrom nach und nach erstarrte Schollen ausstößt oder sich allmählich erkaltend mit einer harten Rinde umkrustet.

Gegenüber den mannichfachen Bemühungen, im Leben des großen Dichters solche wunde Stellen aufzusuchen, ist Heinrich Düntzer ein allezeit beredter Vertheidiger gewesen, und er ist um so mehr dazu berufen, als ihm die eingehende Kenntniß der Schriften von und über Goethe zu Gebote steht. Nachdem die früher erschienenen „Freundesbilder aus Goethe's Leben" das Verhältniß zu Lavater, Jacobi, Schiller und Knebel eingehend entwickelt haben, vereinigt der Band „Aus Goethe's Freundeskreise" (Nr. 3) eine Reihe von Ehrenrettungen des Dichters, welche seit 1854 einzeln im „Morgenblatt" und der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht wurden. Den im Eingang mehrerer Aufsätze wiederholten Grundgedanken dieser Sammlung faßt das Vorwort so zusammen:

Man hat Goethe so oft der Selbstsucht, Unreinheit und Treulosigkeit geziehen, überhaupt aller Untugenden des Charakters, die mit einer edeln und zugleich fest in sich gegründeten Seele unvereinbar sind. Daß aber gerade eine solche Seele im wahrsten Sinne des Worts unserm Dichter von der Natur verliehen war, dies wird niemand leugnen wollen, der durch genaue Kenntniß seines dichterischen und menschlichen Wirkens und Lebens zum Urtheil berechtigt ist. Den Widersachern ist es freilich um etwas ganz anderes als um die Wahrheit zu thun; sie wollen nur ihre Abneigung vor sich selbst stärken und bei andern begründen, deshalb halten sie sich an Einzelheiten, die entweder aus ihrem Zusammenhang herausgerissen und in ein falsches Licht gerückt werden oder auf irriger Ueberlieferung beruhen. Das einzige Mittel wider die noch immer schleichende Seuche gewissenloser Feindseligkeit gegen den edeln Dichter, der den Namen des Dichterfürsten gar theuer bezahlen muß, bietet sorgfältige Darlegung des wirklichen Thatbestandes. Neben seiner Liebe hat besonders sein Verhalten in der Freundschaft vielfachen Tadel bei den Gegnern und bei solchen gefunden, die, für die angeblich von Goethe ungebührlich behandelten Freunde eingenommen, aus Mangel genügender Kenntniß ihr Urtheil fällten. Man beruft sich darauf, wie viele seiner Freundschaften, selbst von der innigsten Art, sich nach längerm oder kürzerm Bestand auflöst. Als ob der Erfolg ein hinreichender Maßstab der Beurtheilung wäre! Wahre Freundschaft gehört zu den seltensten Glücksfällen des Lebens, und gerade die Edelsten sind darin oft am unglücklichsten, weil wenige fähig sind, sich hierin ganz rein zu halten, dem Herzen sein volles Recht, aber auch nicht mehr als dieses einzuräumen. Wenn so manche innige Verhältnisse Goethe's vor der Zeit brachen, so lag die Schuld nicht an ihm, nicht an seinem Mangel herzlicher Neigung, auch nicht an äußern Verhältnissen, sondern an den Freunden selbst.

Es sind also im wesentlichen Rechtfertigungen des Dichters, welche das freundschaftliche, wol auch nur wissenschaftlich oder künstlerisch theilnehmende Verhältniß Goethe's zu einer Anzahl bedeutender Männer entwickeln. Wir sehen die Bekanntschaft entstehen, die Innigkeit und Herzlichkeit des Verkehrs sich steigern und danach wieder sinken. In dieser Weise ist mehr oder minder ausführlich Goethe's Stellung zu Klopstock, Gleim, Lenz, J. H. Voß, Reinhart, Tischbein, Cornelius, S. Boisserée, Plessing, Fichte, Oken, Konstantin von Sachsen-Weimar, Franz von Dessau entwickelt. Es sind unter diesen Männern wenige, die nicht in einer oder der andern Weise sich von Goethe gekränkt, misachtet, beiseitegeschoben fühlten, und jeder hat seinen eifrigen Fürsprecher gefunden; eine genaue Prüfung dieser Anklagen wird, in welchem Sinne auch das Urtheil ausfallen mag, jedenfalls den großen Nutzen haben, die Thatsachen festzustellen.

Wer etwas eingehender sich mit Klopstock, Gleim, Lenz, Voß u. s. w. beschäftigt hat, wird es selbstverständlich finden, daß sie nicht danach geartet oder nicht bedeutend genug waren, einem Mann von Goethe's geistiger Sehweite auf die Dauer zu genügen, und wir wundern uns nur, daß dieser herrliche Mensch sich mit so krankhaften Existenzen, wie ein Lenz und Plessing waren, so lange schleppte, daß er überlebte Standpunkte der Literatur, die er längst hinter sich sah, wie diejenigen eines Gleim und Klopstock, so mild beurtheilte. Insofern wir die Vor- und Rückschritte dieser Beziehungen an der Hand eines kundigen Führers begleiten, finden wir zum wenigsten, daß, wenn eine Schuld vorlag, sie nicht allein auf Goethe's Seite lag. Kann man übrigens einem Naturproceß gegenüber eigentlich von einer Schuld sprechen?

Und das ist eben der Punkt, in welchem der Berichterstatter Düntzer's Rechtfertigung nicht völlig gutheißen kann. Wir lassen volle Gerechtigkeit seinem Bemühen widerfahren, Goethe's edles Bild hell und schön vor uns darzustellen; aber gegen die Weise dieser Rechtfertigung wird man zuweilen erhebliche Bedenken haben dürfen. Goethe ist für Düntzer ein Noli me tangere; er weist die gegen den Dichter erhobenen Anklagen mit Entrüstung zurück, und zwar nicht als mild abwägender Psycholog, sondern wie ein Advocat, der im Criminalproceß seinen Clienten dadurch zu reinigen sucht, daß er Gegner und Zeugen als schlechte Gesellen hinstellt. „Den Widersachern ist es freilich um etwas ganz anderes als um die Wahrheit zu thun", „die schleichende Seuche gewissenloser Feindseligkeit", solche Kraftstellen des Vorwortes offenbaren einen ebenso einseitigen Standpunkt, wie ihn die Ankläger Goethe's im Namen ihrer Schützlinge Klopstock, Tischbein, Lenz u. s. w. einnehmen. Und doch haben wir allen Grund, diese Ankläger Goethe's für ebenso gewissenhafte Leute zu halten wie Düntzer. In gleicher Weise werden mehrfach Goethe's Freunde beurtheilt; es werden ihnen Beweggründe untergelegt, die uns nicht völlig gerechtfertigt erscheinen. Das billige Urtheil, welches wir Goethe gegenüber verlangen, müssen wir auch den andern gewähren, auch ihnen das Recht zugestehen, sich innerlich zu wandeln oder sich von Goethe's Wesen abgestoßen zu fühlen. Dem Berichterstatter wenigstens erscheint es natürlicher, anstatt beispielsweise dem unglücklichen Lenz mit Düntzer Mangel an Wahrheit, Schauspielerei, tolle Intrigue u. s. w. zur Last zu legen, in den wunderlichen Widersprüchen seiner Briefe, in den fratzenhaften Gegensätzen seines ganzen Auftretens das Vorspiel des Wahnsinns zu sehen, welcher später über ihn kam. Sowenig man Goethe es übelnehmen darf, daß er einen Menschen von Weimar entfernte, dessen anfangs harmlose Verrücktheiten anfingen lästig zu werden, sowenig, scheint es, sollte man an die verzerrten Ausgeburten eines zerrütteten Gehirns sittliche Anforderungen stellen. Aehnlich faßt Düntzer das Verhältniß zu Tischbein auf, dessen Biograph Goethe des Bruchs der Freundschaft geziehen hat. Düntzer sucht den Dichter zu rechtfertigen, indem er, anknüpfend an ein etwas schroffes Wort desselben in einem Briefe an Herder, den Maler der Schleichwege, der Hinterlist u. s. w. beschuldigt. Uns liegt auch hier das Richtige in der Mitte. Tischbein war sicherlich kein hinterlistiger Intriguant, sondern ein wackerer ehrlicher Mensch, daher sich Goethe's herzliche Zuneigung sehr wohl erklärt. Dieser hatte den begabten Künstler dem Herzog von Gotha zur Unterstützung empfohlen, sah mit ihm die römischen Kunstschätze, und so war durch das gemeinsame Interesse die Verbindung zweier guten Menschen hergestellt, deren jeder in seiner Weise über das Maß des Gewöhnlichen sich erhob. Aber Goethe ärgerte sich, daß Tischbein das Verhältniß zum Herzog wenig berücksichtigte, daß er nach des Dichters Wort „faul und unzuverlässig" war; und wir finden es unsererseits erklärlich, daß Tischbein lieber sich um die Stelle eines Directors der Akademie von Neapel bemühte, als um die Aussicht, etwa herzoglich gothaischer Hofmaler zu werden. Es hatte im Grunde jeder von seinem Standpunkte aus recht; also wozu den einen auf Kosten des andern rechtfertigen? Wozu es Tischbein übelnehmen, ihm die Absicht der „Ausbeutung", der „Benutzung zu seinen Zwecken" unterlegen, wenn er noch nach langen Jahren ab und zu Goethe Zeichnungen und Briefe sandte und dadurch das alte Band wenigstens äußerlich zu erhalten bemüht war? Und so ist es mehr oder weniger mit den übrigen Verhältnissen Goethe's. Es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen, und ein Geist, der so viel gab, konnte auch ein Nehmen beanspruchen, ohne eigensüchtig zu erscheinen. Warum soll man es Klopstock übelnehmen, daß er nach etwas übertriebenen Berichten über das weimarer Leben es für seine Pflicht hielt, den ihm befreundeten Dichter des „Götz" väterlich zur Schonung der Gesundheit des Herzogs zu ermahnen? Warum es Goethe verdenken, daß er die überflüssige Mahnung zurückwies, wenn auch in einem, wie man gestehen muß, gegenüber dem ältern Manne, dem gefeierten Sänger des „Messias" nicht eben rücksichtsvollen Tone? Und ist es „knabenhafte Grobheit", wenn Klopstock den scharf abweisenden Brief übelnimmt und mit entrüsteten Worten allen Verkehr abbricht? Es ist gewissermaßen ein Unglück, ein großer Mann zu sein, dessen wechselnde Stimmungen, kleine Schwächen und Thorheiten aere perennius der Nachwelt überliefert bleiben, sodaß jeder Tropf sagen kann: Gottlob, der Goethe hat auch seine Schwächen gehabt, auch seine dummen Streiche gemacht! Nun ja, er hat Schwächen gehabt; aber er bleibt darum doch Goethe. Das ist des Berichterstatters Standpunkt, und er hält ihn für richtiger als denjenigen, Goethe als ein Menschenkind hinzustellen, das blos aus Bescheidenheit nicht sprach: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?

„Goethe's Tonlehre und Chr. G. Schlosser", so ist die letzte Abhandlung überschrieben, wol mehr um der Gleichartigkeit willen; der Aufsatz würde sonst besser „Goethe's Gedanken und Arbeiten über die Tonlehre" genannt worden sein. Er schließt ein Werk ab, welches, wenn auch mit etwas einseitig panegyrischer Färbung, das Verdienst hat, Goethe's Verhältniß zu einer Reihe bedeutsamer Gestalten seiner Zeit urkundlich darzulegen. Wir müssen dem Verfasser dafür dankbar sein, auch wenn wir nicht überall die Schlüsse, die er daraus zieht, unbedingt anzuerkennen geneigt sein möchten.

Unter dem Titel: „Goethe's Frauengestalten" (Nr. 4), hat Adolf Stahr eine Reihe von Aufsätzen zusammen-

geordnet, welche verschiedenen Gepräges erscheinen. Die nächste Anregung gaben wol zu dem Werke die kurzen Erläuterungen, welche der Verfasser zu Kaulbach's allbekannten Goethe-Zeichnungen verfaßte; reicher und eingehender ausgeführt, bilden sie den Grundstock vornehmlich des ersten Theils. So finden wir hier die Entwickelung der Charaktere von Werther's Lotte, Adelheid von Walldorf, Dorothea, Gretchen, Helena aus „Faust" (zweiter Theil), Iphigenie, Leonore von Este, Eugenie aus der „Natürlichen Tochter"; der zweite Theil ist der Betrachtung der Frauengestalten des „Wilhelm Meister" und der „Wahlverwandtschaften" gewidmet. Wunderlicherweise ist eine der schönsten Gestalten des Dichters, ist Klärchen nicht unter der Zahl der dargestellten Frauenbilder, während sie im Kaulbach'schen Goethe-Cyklus vertreten ist.

Kaulbach hat aber außerdem einige Blätter gezeichnet, welche zu Goethe's Dichtung eine entferntere Beziehung haben. Er leitet seinen Goethe-Cyklus durch die Illustration der „Zueignung" ein, er zeichnet uns die sesenheimer Pfarrersfamilie in idyllischer Ländlichkeit, den jungen Goethe auf dem Eise, er führt uns in einem anmuthigen Bilde zu Lili's Park. Insofern der Künstler diese Stoffe in die Reihe seiner Goethe-Bilder aufnahm, lag dem Schriftsteller die Versuchung nahe, in den Kreis seiner Betrachtung nicht nur die Frauengestalten zu ziehen, welche der Dichter geschaffen, sondern auch diejenigen, welche mit ihm in nähere Berührung getreten, in Verhältnisse, denen er in seinem Lebensbericht poetische Verklärung gegeben hat. Es kann nicht ausbleiben, daß dadurch eine gewisse Ungleichartigkeit und andererseits Unvollständigkeit der Behandlung wie des Stoffs entsteht. Wie wir dort nicht verstehen, warum Klärchen fehlt, so fragen wir hier, warum wir z. B. Charlotte von Stein nicht finden, welche doch gerade in der schöpferischen Vorbereitungszeit der edelsten Werke des Dichters Muse war, und die für Goethe unendlich größere Bedeutung hatte als jene Maximiliane Laroche, deren er beiläufig in „Dichtung und Wahrheit" gedenkt. Der Umstand, daß Maximiliane als Nebenfigur in Kaulbach's Bild von Goethe's Eislauf erscheint, Frau von Stein dagegen in der Bilderreihe keine Stelle fand, noch finden konnte, scheint bei einer Betrachtung der Frauengestalten, zu denen Goethe in nähere Beziehung trat, unerheblich.

So finden wir denn im Anschluß an Kaulbach's Zeichnungen einestheils die erwähnten Frauengestalten aus Goethe's Dichtung besprochen, anderntheils einige derjenigen, die in seinem Leben eine bedeutsame Rolle spielten; während jene Aufsätze als wirkliche Charakterschilderungen erscheinen, finden die letztern eine geschichtliche Darstellung ihres Verhältnisses zu Goethe, etwa so behandelt, wie Düntzer eine Reihe von freundschaftlichen Beziehungen des Dichters in ihrer Entstehung und Auflösung verfolgt hat. Und einmal im Eifer des Schaffens begriffen, fügte Stahr auch wol Verwandtes bei, was noch ferner steht, wie die Erläuterung der von Kaulbach illustrirten Zueignung, die ziemlich umfassende Entstehungsgeschichte des „Wilhelm Meister". Die angeknüpften Besprechungen der Kaulbach'schen Zeichnungen, welche aus der ersten Gestalt der Arbeit sich in diese neue weiter gepflanzt haben, machen einen etwas unorganischen und für manchen wol auch zu enkomiastischen Eindruck. Im zweiten Theile verschwinden sie, da der Schriftsteller in demselben sich vom Zeichner emancipirt.

Wir dürfen von einem so gründlichen Kenner des Dichters, von einem so kunstsinnigen Kenner der Dichtung erwarten, daß er Goethe's Frauengestalten in ihrer ganzen Bedeutung und Schönheit entwickeln werde. Und dieses thut Stahr. Hinweisend auf die Umwandlungen, welche der in den meisten Fällen langsam und sprungweise arbeitende Dichter im Verlauf der Zeit an seinen Werken vornahm, auf den Grundzug seiner Poesie, Selbstbefreiung zu sein, läßt der Verfasser diese edeln Gestalten an uns vorübergehen, zeigt ihre innere Entfaltung auf und gibt so dem Leser einen fortlaufenden Commentar zu der Dichtung, indem er zugleich diese belehrende Absicht unter der Hülle einer anmuthig dahinfließenden Unterhaltung verbirgt. Allerdings setzt der Genuß und das Verständniß dieser Charakterentwickelungen unbedingt voraus, daß der Leser bereits durch die Lektüre und eigenes Nachdenken mit den vom Dichter geschilderten Gestalten vertraut sei. Stahr betont diese Nothwendigkeit selbst ausdrücklich im Eingang seiner Charakteristik von Werther's Lotte, indem er sagt:

> Ich möchte den Lesern dieser Aufsätze einen Rath geben, dessen Befolgung vielleicht nirgends so ersprießlich sein dürfte, als gerade bei derjenigen Dichtung, mit deren weiblicher Hauptperson wir uns hier beschäftigen wollen. Es ist der: vor der Lektüre dieser Charakteristiken immer die betreffende Goethe'sche Dichtung selbst von Anfang bis zu Ende wieder einmal durchzulesen. Beruhige sich keiner damit, daß er ja den „Werther" kenne, daß er ihn vor so und so viel Jahren gelesen. Es ist nichts mit dem Worte von solchem „Gelesenhaben", Meisterwerken gegenüber, zu denen man nicht oft genug zurückkehren kann.

Aehnlich und dabei sehr treffend äußert er sich über die Art und Weise, in welcher die meisten, besonders sehr viele Frauen, sich mit den Werken unserer großen Dichter abfinden:

> Ihr Verhalten in Betreff des Maßes von Zeit und Fleiß, welches sie für große und edle Werke der Dichtkunst ausreichend achten, ist überhaupt ein sehr verwunderliches. Denn während sie es beispielsweise ganz natürlich und nothwendig finden, an das Verständniß und die Bewältigung einer musikalischen Composition, einer Sonate von Beethoven (und wie oft an unendlich Geringeres!) den Fleiß und die Zeit zahlloser Wiederholungen zu verwenden, erschrecken sie als über eine unerhörte Zumuthung bei dem Gedanken, ebendasselbe den Meisterwerken unserer Dichter angedeihen zu lassen. Und doch bedarf deren wahres förderndes Verständniß zweifellos eines ähnlich wiederholten ernsten Studiums, wenn wir die für unsere Geistes- und Herzensbildung aus jenen Werken zu gewinnenden, so unendlich werthvollern und höhern Vortheile uns wirklich aneignen wollen.

In dieser Anregung zum Lesen und Wiederlesen möchten wir die hauptsächliche Bedeutung des Werks finden. So feinsinnig und geschmackvoll es in den Geist von Goethe's Dichtungen einführt, so wird es doch demjenigen, der nicht mit der Dichtung selbst vertraut ist, nur den leider allzu häufig gesuchten Vortheil der oberflächlichen Aneignung eines fremden Urtheils ohne eigene Arbeit darbieten. Zu dieser eigenen Arbeit hinzuführen, die Ergebnisse langjährigen treuen Studiums in schöner Gestalt zusammengefaßt dem Leser darzubieten, ist ein Verdienst des Buchs, welches darum vornehmlich der Frauenwelt ein willkommener Führer durch Goethe's Dichtungen sein wird.

Wilhelm Buchner.

Ein Beitrag zur Psychologie.

Die Thierseele. Eine Psychologie der Thiere. Von Fritz Schultze. Leipzig, Wilfferodt. 1868. 8. 10 Ngr.

Es ist die Absicht dieser gut geschriebenen kleinen Schrift, die richtige Mittelstraße anzugeben, welche das Urtheil über die Thierseele einhalten muß, wenn es den Werth und die Fähigkeiten derselben weder unterschätzen, noch überschätzen will. Und diese Absicht wird von ihr vollkommen erreicht.

Unterschätzt wird die Thierseele dann, wenn alle Verwandtschaft zwischen ihr und der Menschenseele geleugnet und damit das Thier zu einer unbeseelten Maschine herabgesetzt wird. Zu solcher Unterschätzung ist eine häufige Neigung bei Theologen bemerkbar.

Ueberschätzt wird die Thierseele dann, wenn der specifische Artunterschied zwischen ihr und der Menschenseele zu einem bloßen quantitativen Gradunterschiede in der Entwickelung derselben Fähigkeiten herabgestimmt wird. Zu solcher Ueberschätzung ist eine häufige Neigung bei Naturforschern bemerkbar.

Die eine Annahme ist so falsch als die andere. Beide herrschen im gemeinen Leben als blind geglaubte Vorurtheile in weiten Kreisen, und zwar so, daß sobald der eine dieser Irrthümer vermieden, damit gewöhnlich sogleich in den entgegengesetzten umgesprungen wird.

Die Ursache davon ist, daß die richtige Einsicht in die Sache, welche in der Mitte liegt, schwerer zu fassen ist als die beiden Extreme. Die Extreme entstehen durch grobes und blindes Zutappen in der Erkenntniß, welches immer sein Ziel verfehlt. Die richtige Mitte wird erlangt durch feine Unterscheidungen, welche, weil sie fein sind, schwerer zu erwerben sind.

Der Verfasser setzt den Unterschied zwischen Thierseele und Menschenseele darin, daß der Mensch denkt, das Thier aber nicht, obwol Verstand ihm nicht abzusprechen sei. Dieses scheint zwar ein Widerspruch zu sein, ist es aber nicht in dem Sinne, in welchem das Wort Verstand vom Verfasser genommen wird.

Das Thier hat nämlich insofern Verstand, als es vermöge der Gedächtnißbilder die Mienen, Geberden und Worte seines Herrn u. dgl. *versteht*. Der thierische Verstand beruht auf den Wirkungen des bloßen Gedächtnisses, wogegen die menschliche Vernunft auf dem Vermögen der abgezogenen Begriffe beruht. Wie das Gedächtniß sich verhält zum Vermögen der abgezogenen Begriffe, so verhält sich die Seele der vollkommenern Thiere zur Seele des Menschen.

Die Thiere denken nicht. Der Beweis dafür ist, daß sie es nur zu einer Gliedergeberdensprache nebst Lautgeberdensprache, aber nicht zu einer Begriffssprache bringen, und infolge dessen niemals in eine weltgeschichtliche Fortentwickelung ihrer Lebensart, Sitten und Künste eintreten, wie sie dem Menschengeschlechte eben darum zukommt, weil der Mensch ein denkendes Wesen ist.

Hierin besteht der specifische Unterschied. Die Aehnlichkeit ist im sogenannten thierischen Verstande, welchen auch der Mensch mit den Thieren theilt. Derselbe ist mehr als nur sinnliche Empfindung, weniger als Begriffsbildung oder Denken. Er ist das zwischen beiden liegende Mittelglied. Der genaueste Name dafür ist Anschauungsvermögen. Dasselbe besteht in der auf die Empfindungen gerichteten und dieselben zu Anschauungsbildern verknüpfenden Aufmerksamkeit. Weil die Anschauungsbilder nach den Graden der Aufmerksamkeit, womit sie gebildet werden, im Gedächtniß haften bleiben, so lassen sich nach den Graden des Gedächtnisses bei den Thieren die Grade ihres Anschauungsvermögens oder ihrer Aufmerksamkeit abmessen und bestimmen. Die gedächtnißlosen Thiere besitzen blos Empfindungen. Die gedächtnißfähigen Thiere merken auf ihre Empfindungen. Nur allein diese wissen von ihren Empfindungen; nur diesen erscheinen dieselben, wogegen bei den gedächtnißlosen die Empfindungen zwar Bewegungen wirken, aber ohne daß sie davon wissen oder sich die Empfindungen merken, also ohne daß die Empfindungen ihnen selbst zur Erscheinung kommen. Folglich ist das Anschauungsvermögen das Vermögen, ohne welches aus bloßen sinnlichen Empfindungen noch nicht Erscheinungen werden. Keineswegs aber ist im bloßen Anschauungsvermögen auch schon das Vermögen enthalten, durch eine Vergleichung der Erscheinungen oder Anschauungsbilder untereinander Begriffe und Urtheile zu bilden. Das letztere ist menschliche Function oder Vernunft. Das verständige Handeln der begabtern Thiere geschieht nach Trieben und Gedächtnißbildern ohne alle vernünftige Ueberlegung, ohne bewußte Zwecke und Gründe.

Ein Hund z. B. machte sich es auf einem Sessel bequem. Sein Herr schlug ihn immer, so oft er auf dem Sessel lag. Mit dem sonst angenehmen Gedächtnißbilde des Sessels ist jetzt die unangenehme Erinnerung des Schlags verknüpft. Das Thier hat Erfahrung gesammelt, und handelt in Zukunft seinem Gedächtnisse nach; es legt sich nicht mehr auf den Sessel. Der Fall kann sich auch so gestalten: Nur eine bestimmte Person schlug den Hund, sobald er auf dem Sessel lag. So lange die Person nicht zugegen ist, liegt der Hund ruhig auf dem behaglichen Lager. Sowie die Person erscheint, springt er ängstlich herunter. Hier ist nichts weiter, als ein Handeln nach festen Erinnerungsbildern. Denn weshalb er nicht auf dem Sessel liegen soll, das sieht der Hund nicht ein. Er weiß nichts von der Kostbarkeit der Sammetpolster, von der für Sessel nicht passenden Unreinlichkeit seiner Pfoten. Er erfährt nur Thatsachen und Thathandlungen, wie Prügel u. dgl. Das Abrichten der Thiere beruht darauf, dem Thiere angenehme und unangenehme Erinnerungsbilder beizubringen. Und eben weil das Thier es nicht über solche einfache Erinnerungsbilder hinausbringt, so hat es ein sinnliches Gedächtniß von größerer Schärfe als der Mensch (S. 45):

> Man wundert sich, wie ein Thier in dunkler Nacht sicher den Weg nach Hause findet, den ein Mensch verfehlt. Kein Wunder! Seine Sinne übertreffen die des Menschen weithin an Feinheit und Schärfe. Der Mensch sieht wol den Weg, aber bemerkt manches einzelne nicht; anders das Thier, welches nur Einzelerscheinungen und deren Zugleich und Hintereinander bemerkt. Das Thier, wenn es nur Zeit genug hat, sieht jeden einzelnen Baum viel genauer als der Mensch, es riecht den

Weg, und empfindet ihn durch Sinne, durch welche der Mensch ihn gar nicht bemerkt, ja es wittert entfernte Merkmale und Anzeichen, die für den Menschen gar nicht mehr Merkmale sind. All dieses einzeln Empfundene und Angeschaute, all diese Einzelerscheinungen werden in der Folge, in welcher sie kommen, als eine Bilderkette im Gedächtniß aufbewahrt und gehen nicht verloren. Wird in Zukunft dieses Gedächtnißbild wieder angeregt, so steigt es in seiner ganzen minutiösen Schärfe wieder auf, und von diesem Bilde wird nun das Thier in seinem Handeln und in seinen Schritten gelenkt.

Das Gedächtniß bestimmt daher den engen Kreis, in welchen die Vervollkommnungsfähigkeit der Thiere eingeschlossen ist, im Gegensatz zum Vernunftwesen, dessen Vervollkommnungsfähigkeit ins Unendliche geht. Die Triebe des Thiers lassen es unvernünftig dieses oder jenes thun. Bekam dem Thiere dieses Handeln gut, so wird es in der Folge dasselbe wieder thun; im entgegengesetzten Falle wird es späterhin nicht in gleicher Weise verfahren; da die unangenehmen Erinnerungen dem Triebe des Wohlbefindens als Warner im Gedächtniß stehen. Bis hierher reicht der thierische Verstand und nicht weiter.

Hiermit sind die Grenzen genau abgesteckt, innerhalb deren sich alle Specialuntersuchungen über die psychischen Vorgänge bei den Verstandesthätigkeiten einzelner Thierklassen weiter zu bewegen haben, um der Wissenschaft der Zoologie nicht unbrauchbares Material, sondern wirklich fruchtbare Resultate entgegenzubringen. Diesen wünschenswerthen Zustand immer näher zu rücken, hierzu liefert einen bemerkenswerthen und für jedermann lesenswerthen Beitrag die obige kleine Schrift.

Karl Fortlage.

Für Leseabende.

1. Gustav Wasa. Historischer Roman von L. Gräfin von Robiano. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1868. 8. 3 Thlr.
2. Achmet, der Kifraucher von Constantine. Ein arabischer Roman in drei Theilen von O. Rodoëth. Breslau, Trewendt. 1868. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
3. Gold und Herz oder die Schätze des Marannon. Originalroman von Daniel von Kaszony. Zwei Bände. Leipzig, Rötschke. 1868. 8. 2 Thlr.
4. Eine Nothlüge. Originalroman von August Kretzschmar. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. 16. 3 Thlr.
5. Ein schöner Dämon. Roman von Gustav Höcker. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Sammlung Unterhaltungsschriften, welche uns heute vorliegt, ist ziemlich von gleichem Werthe: kein Werk ausgezeichnet, keins geradezu mislungen.

Die Gräfin L. von Robiano hat uns schon mit mehrern ähnlichen Romanen beschenkt, wie „Gustav Wasa" (Nr. 1) ist; sie nennt dieselben historische, würde ihre Leistungen aber genauer charakterisiren, wenn sie dieselben „biographische Romane" nennte; „romanhaft behandelte Biographien" würde freilich noch genauer sein, doch dürfte diese Charakteristik der Verfasserin schwerlich gefallen. Die Geschichte Gustav Wasa's und seine Verdienste um den Aufschwung Schwedens sind wol noch bekannter als die Geschicke Anna Boleyn's, welche die Verfasserin früher nach derselben Schablone bearbeitet hat. Es ist unverkennbar, daß sie, wenn auch nicht Quellen, doch manche Geschichtswerke über ihren Helden sorgfältig studirt, auch die Chronique scandaleuse nicht verabsäumt hat, und nun reproducirt sie die Lesefrüchte in jenem nicht ungefälligen Stile, über den wir uns schon früher mit gebührender Anerkennung ausgesprochen haben.

Nicht ungern lassen wir uns von gebildeten deutschen Autoren in das Wunderland versetzen, in dem der Roman „Achmet" von O. Rodëth (Nr. 2) spielt. Als Muster dieser Art gibt uns „Edel und Adel" von F. Volkmar eine fleißige und überall von arabischen Parfums durchhauchte Leistung, die wir ihrerzeit eingehend besprochen haben. Auch der Verfasser des Romans „Achmet" bekundet zur Genüge, daß er die Levante aus längerer persönlicher Anwesenheit kennt und daß er für mancherlei Besonderheiten ein achtsamer Beobachter gewesen ist. Im Vortrage wird er mitunter salop und beweist seinen Lesern nicht den erforderlichen Respect; zumal in den Uebergängen gefallen ihm oft Wendungen, die nur erlaubt wären, wenn er zu der heranwachsenden Jugend spräche. Dafür ist aber manches zu pikant, anderes dem jugendlichen Begriffsvermögen zu entfernt. Die Charaktere haben sämmtlich scharfe Zeichnung und unterscheiden sich dergestalt von europäischen Naturen, daß wir gern glauben, dem Haupttheile seines Werks müssen arabische Schriften zum Grunde gelegen haben, und manches ist fast wörtlich übersetzt. Der Titel ist nicht richtig gewählt, da thatsächlich Achmet mehr Nebenperson ist, wenn er auch oft den Faiseur spielt; Soliman und seine Amina sind die Hauptheldeu und fesseln unsere Aufmerksamkeit am meisten. Etwas Fesselndes hat der Roman also jedenfalls.

„Gold und Herz" von D. von Kaszony (Nr. 3) ist nicht mit Ungeschick nach dem modernen Romanrecepte angelegt, die Hebung eines Schatzes in Aussicht zu stellen, der ohne Besitzer ist, sodaß auch den Leser oder doch seinen Liebling das Los treffen kann, die reiche Beute heimzuführen. In manchen Einzelheiten ist es dem Verfasser vollständig gelungen, aus seinem nicht sehr spröden Stoffe das Mögliche zu gestalten; an andern Stellen, zumal im zweiten Bande, wo der Kampf um den spanischen Schatz geschildert wird, ist die Arbeit wol sehr über das Knie gebrochen und die Erzählung ohne die Würde und den Ernst, den wir doch zum mindesten beanspruchen dürfen. Der Hauptheld, der ein edles weibliches Herz nach obligaten Schwierigkeiten glücklich gewinnt, soll auch Besitzer des Schatzes werden, aber er — verzichtet. Uebrigens ist dieser berühmte Schatz keineswegs nach England geschafft, um dort für wohlthätige Zwecke verwaltet zu werden, sondern liegt, wie wir von zuverlässigen Peruanern erfahren haben, nach wie vor versteckt und vergraben auf dem von Lima in das Gebirge führenden Wege. Angeblich haben 25 Maulesel an ihm getragen, dann ist jede Spur von ihm verloren.

Kretzschmar („Eine Nothlüge", Nr. 4) läßt eine liebenswürdige junge Frau, deren leichtsinniger Ehemann wegen eines Todschlags flüchten muß und umgekommen zu sein scheint, ihre Ehe verschweigen und wieder unter ihrem Mädchennamen auftreten, was zu mancherlei, zum Theil interessanten Verwickelungen Anlaß gibt. Der Mann ist indeß nicht umgekommen, sondern stirbt erst, als die Heldin bereits eine zweite Ehe eingegangen ist, also gerade zu rechter Zeit, daß ihm die Klage wegen Bigamie glücklich erspart wird. Das Buch ist mit Liebe geschrieben, doch stellenweise wol etwas flüchtig, denn der Verfasser selbst würde es kaum vertheidigen wollen, daß er z. B. von „tiefaufathmendem Herzen" gesprochen hat. Ein Recensent muß auf solche lapsus calami aufmerksam machen; dafür ist er da. Uebrigens wird der Roman den Leserkreis, für den er berechnet ist, sicher in Spannung erhalten.

Gustav Höcker gehört zu denjenigen Romanschriftstellern, deren Namen bereits einen guten Klang haben. Auch sein neuestes, in kühnen Linien gezeichnetes und an bunten Farben reiches Werk, welches den Titel trägt: „Ein schöner Dämon" (Nr. 5), wird wieder dazu beitragen, ihn seinem Leserkreise von neuem zu befreunden. Er versteht es, durch Anlage, Verwickelung und Lösung, sowie durch geistvolle Darstellung die Phantasie anmuthig zu beschäftigen und den Leser von dem flüchtigen Durchblättern abzuhalten. Wollten doch alle Romanschriftsteller daran denken! Oft mag der Anlaß nahe liegen, sich in Expectorationen und Excurse, die nicht direct zur Sache gehören und die Handlung nicht fördern, zu verlieren, aber das ist nur allenfalls in Tendenzromanen statthaft, wenn diese Specialität überhaupt als zulässig Anerkennung finden darf.

Dürfen wir eins rügen, so ist es der nicht seltene Gebrauch unschöner Worte, besonders in tragischen Situationen. Und Gustav Höcker scheint ein Liebhaber zu sein von Worten, wie z. B. „verblüfft".

Feuilleton.

Notizen.

Von Constant von Wurzbach's „Biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1868) ist der achtzehnte Theil erschienen, welcher von Metastasio bis Molitor reicht. Dieser Band ist mit gleichem Fleiße gearbeitet wie alle frühern. Die genaue Genealogie der adelichen Familien, die erschöpfende Angabe der einzelnen Werke bei Künstlern und Dichtern, welcher sich ein maßvolles, wohlerwogenes, oft durch Autoritäten gestütztes Urtheil anschließt, überhaupt eine Quellenangabe, welche selbst das Feld der Tagesliteratur in seiner Breite beherrscht, findet sich auch hier wieder und legt von neuem für die Gewissenhaftigkeit des Autors, der sich ganz allein einer solchen Riesenaufgabe unterzogen hat, das beste Zeugniß ab. Besonders hervortretend ist in diesem Band die Genealogie der Metternich'schen Familie. Ueber den berühmten Staatsmann findet sich eine erschöpfende Literatur, auch Angabe seiner Hauptporträts. Von österreichischen Berühmtheiten, welche mit dem Namen Meyer behaftet sind, findet sich eine Zahl von 116 vor, welche den Namen in allen erdenklichen Varianten schreiben, um sich voneinander zu unterscheiden; es gibt Meyer, Majer, Maier, Mayer, Mayr, Mair, Meyr. Die Schriftsteller, welche Wurzbach in diesem Bande bespricht, gehören meistens den übrigen Kronländern an. Die deutschen Dichter sind nur durch Stephan von Millenkovits vertreten, der unter dem Dichternamen Stephan Milow im Jahre 1864 von Reichlin-Meldegg eingeleitete und empfohlene „Gedichte" und seitdem namentlich den größern Elegiencyklus „Auf der Scholle" veröffentlicht hat, der auch in d. Bl. mit Anerkennung besprochen wurde. Wir entnehmen dem „Biographischen Lexikon" die Data, daß Stephan von Millenkovits als Sohn eines Obersten am 9. März 1836 zu Orsova an der österreichisch-walachischen Grenze geboren ist, 1849 in die mittlerweile aufgelöste Cadettencompagnie zu Olmütz trat, von dort im Jahre 1852 zum 37. Linien-Infanterieregiment ausgemustert und gleich darauf zum Offizier befördert wurde. Nach zweijähriger Dienstzeit bei diesem Regimente wurde er dem militärisch-geographischen Institut in Wien zugetheilt, wo er, nur zeitweilig zu Vermessungsarbeiten ausgesandt, fortwährend verweilt und stufenweise zum Hauptmann und Adjutanten des Instituts avancirte.

Wurzbach's „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" erinnert uns stets lebhaft daran, daß der preußischen Monarchie ein solches Lexikon fehlt, welches von Staats wegen zu unternehmen eine würdige Aufgabe der jetzigen Regierung wäre.

Der zweite Theil der „Vermischten Schriften" von G. Conrad enthält ein dreiactiges phantastisches Trauerspiel: „Der Alexanderzug", ein vieractiges Trauerspiel „Kleopatra", ein dreiactiges Trauerspiel „Lurley" und ein fünfactiges Trauerspiel „Alexandros". Bekanntlich ist der Verfasser der Prinz Georg von Preußen, dessen „Phädra" an mehrern Theatern mit günstigem Erfolg zur Aufführung kam.

Die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" (Leipzig, Brackhaus) bringt im siebzehnten und achtzehnten Band: „Wilhelm Müller's Gedichte", herausgegeben von Max Müller, dem Sohn des Dichters, einer europäischen Berühmtheit auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft. Die Charakteristik, welche Max Müller im „Vorwort" von den Dichtungen seines Vaters entwirft, ist ebenso anmuthig in der Form, wie zutreffend im Inhalt. Der Vertheidigung der Wein- und Liebespoesie, vorausgesetzt, wie wir hinzufügen, daß dieselbe nicht vom poetischen Rahmtopf aller Zeiten abgeschöpft ist, sondern ein originelles dichterisches Gepräge hat, kann man in der hier vorgetragenen Form wohl zustimmen. Max Müller sagt:

„Man kann, glaube ich, die Freunde und Bewunderer Wilhelm Müller's in zwei Klassen theilen: die, welche sich an seinen lebensfrischen, lebensfreudigen Liedern erquicken und erfreuen, und die, welche den Adel und die Kraft seiner Gesinnung ehren, wie sie sich in den Gedichten, die er dem Freiheitskampf der Hellenen widmete, und in seinen Epigrammen aussprechen. Alle Poesie ist eben nicht für alle, noch für alle zu allen Zeiten. Es gibt Kritiker und Literarhistoriker, denen Jugendlieder, Liebeslieder, Weinlieder unausstehlich sind. Sie fragen stets: Wozu? Warum?, und sie verlangen vor allem in der Poesie nach hohen oder tiefen Gedanken. Gedankenlose Poesie ist natürlich keine Poesie; aber es gibt Gedanken, die poetisch sind, auch ohne aus den tiefsten Tiefen des Herzens oder des Geistes geschöpft zu sein, ja, die poetisch sind, weil sie so einfach, so wahr, so ungesucht sind wie die Blumen am Bach oder die Sterne am Himmel. Es gibt eine Poesie für die Alten, aber es gibt auch eine Poesie für die Jungen. Die Jugend verlangt von der Poesie Vermittelung ihrer jugendlichen Gefühle und lernt sich erst wahrhaft selbst verstehen an den Dichtern, welche für sie sprechen, sowie sie selbst sprechen möchte, wenn ihr die Natur die Melodie der Gedanken und die Harmonie der Worte verliehen hätte. Die Jugend ist und

bleibt die Majorität der Welt und wird sich das Recht dichterischer Begeisterung für junge Liebe und alten Wein von keiner finstern Stirne rauben lassen."

Wir möchten indeß doch in Müller's „Griechenliedern" die bedeutendere Leistung seines Talents sehen, schon weil sie von literargeschichtlicher Bedeutung sind und unmittelbar zu unserer neuen politischen Lyrik hinüberführen.

Von der neuen Ausgabe der „Werke Shakspere's", von Nikolaus Delius, liegen die Lieferungen 10, 11 und 12 vor, welche drei Lustspiele: „As you like it", „The taming of the shrew" und „All's well that ends well" enthalten und sich namentlich wieder durch die genaue Angabe der Quellen, aus denen Shakspeare geschöpft hat und durch Mittheilungen aus denselben ein großes Verdienst erwerben. Diese Beiträge sind höchst wichtig für die ästhetische Schätzung und die Untersuchungen über die Composition des Dichters.

Warum „Die Abenteuer des Chevalier von Faublas" von Louvet de Couvray in einer neuen Uebersetzung (Hamburg, Berendsohn) ausgegeben werden, dazu können wir keinen rechten Anlaß erblicken. Dieser Roman des berühmten Mitglieds des Nationalconvents ist von einer fast ermüdenden Schlüpfrigkeit und überladen mit Liebesabenteuern, deren Schilderung sich ganz ausschließlich an die Sinnlichkeit wendet und selbst den Schleier des ästhetischen Scheins verschmäht.

Von Thomas Carlyle's „Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große", ist in der Uebersetzung von J. Neuberg der fünfte Band erschienen (Berlin, v. Decker, 1869), welcher die Darstellung des Siebenjährigen Kriegs von seinem Beginn bis zum Jahre 1760 enthält.

Von Franz Hoffmann's „Philosophischen Schriften" ist der zweite Band erschienen (Erlangen, Deichert, 1869), der namentlich wichtige Beiträge zur Geschichte der neuen deutschen Philosophie enthält; Studien über Franz Baader natürlich in erster Linie. Doch auch der Philosophie Herbart's und Schopenhauer's sind eingehende Untersuchungen gewidmet und neben der Gotteslehre Schelling's wird auch die Gotteslehre des jüngern Fichte analysirt.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Die Dryade. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.

Arndt, Pauline, Christel. Ne Dörp- un Lewsgeschicht. Ludwigslust, Sinstorff. 1868. 8. 20 Ngr.

Arndts, Maria, Dramen für das christliche Haus. III.: Ostern in fünf Bildern. Wien, Sartori. 16. 6 Ngr.

Baumgarten, M., Schleiermacher eine ihrer Erfüllung entgegengehende Weissagung der deutschen Volkskirche. Eine Festrede. Berlin, G. Reimer. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Blankenburg, H., Die innern Kämpfe der Nordamerikanischen Union bis zur Präsidentenwahl von 1868. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Bratuscheck, E., Germanische Göttersage. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 1 Thlr.

Brinckman, J., Peter Lurenz bi Abukir. Rostock, Leopold. 1868. 16. 12½ Ngr.

Büchsenschütz, B., Traum und Traumdeutung im Alterthume. Berlin, Calvary u. Comp. 1868. 8. 20 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1869. Begründet von A. Schreiber und fortgesetzt von Hilarius. 54ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dill, L., Paul und Therese. Idyllisches Epos in 12 Gesängen. Eichstädt, Krüll. 16. 12 Ngr.

— —, Welt und Traum. Gedichte. Neue Sammlung. Eichstätt, Krüll. 1868. 16. 18 Ngr.

Ebeling, F. W., Wilhelm Ludwig Wekhrlin. Leben und Auswahl seiner Schriften. Zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Berlin, Köpen. Gr. 8. 2 Thlr.

Emrich, P., Gedichte. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ernst, Gedichte. Flensburg, Herzbruch. 8. 20 Ngr.

Gedenkbuch. Blätter zur Beherzigung und Erinnerung auf alle Tage des Jahres. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1868. Gr. 16. 1 Thlr.

Grieshinger, T., Von 1866 bis 1869. Illustrirte Geschichte der Neuzeit von den Ereignissen des Jahres 1866 bis auf unsere Tage. 1ste Lief. Stuttgart, Vogler u. Weinhauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Haltaus, C., Geschichten aus dem Leben. Dem deutschen Christenvolk erzählt. 1stes Bdchn.: Eine Dorfchronik in vier Abschnitten. Stuttgart, Belser. 8. 12 Ngr.

Hick, G., Ein Wintermärchen. Epische Dichtung nach Shakespeare's gleichnamigem Schauspiel. Köln, Du Mont-Schauberg. 16. 15 Ngr.

Holtschmidt, C. F., Ecce homo! Dramatische Dichtung. Barmen, Bädeker. 16. 15 Ngr.

Hieronymus v. Klebelsberg, k. k. Ober-Landes-Gerichts-Rath und Landeshauptmann in Tirol. Innsbruck, Wagner. 1868. 8. 5 Ngr.

Koebell, J. W., Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Vorwort von H. v. Sybel. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Koeper, H. v., Hymnen des Mittelalters. Frei nach dem Lateinischen. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, Adolf u. Comp. 16. 15 Ngr.

Möser, A., Gedichte. 2te vermehrte Aufl. Leipzig, Matthes. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neuber, C. A., Turenne als Kriegstheoretiker und Feldherr. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Olivier, L., Onkel Matthias. Novelle. Nach der 2ten Aufl. des Originals aus dem Französischen. 2 Bde. Zürich, Stanb. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Reynolds, G. W. M., Die indische Fürstin oder geheimnißvolle Verbrechen. Roman aus der Neuzeit. 1ste und 2te Lief. Berlin, Sacco Nachf. 1868. Gr. 8. à 4 Ngr.

Rosenkranz, W., Die Platonische Ideenlehre und ihre Kritik und Umgestaltung durch Aristoteles, dargestellt nach den Quellen und erläutert aus dem durch die neuere Philosophie gewonnenen Geistespunkte. Mainz, Kirchheim. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Roskowska, Marie v., Unpolitische Geschichten. 2 Bde. Berlin, F. Duncker. 1868. Gr. 16. 24 Ngr.

Taktische Rückblicke auf 1866. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Ruß, K., Natur- und Kulturbilder. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Salzbrunner, B., Das Gesetz der Freiheit. Ein Beitrag zur Reinigung der Volksreligion. Nürnberg, Schmidt. 8. 16 Ngr.

Saphir, N., Marie, die verfolgte Unschuld, oder Engel und Teufel. Historisch-romantische Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege, unter Zugrundelegung wahrer Begebenheiten. 1stes bis 6tes Heft. Berlin, Köppen. 1868. Gr. 8. à 3 Ngr.

Scheffel, J. V., Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Stuttgart, Metzler. Imp.-4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Schellenberg, E. O., Schleiermacher. Ein Lebensbild. Mannheim, Bender. 1868. Gr. 8. 4 Ngr.

Schenkel, D., Friedrich Schleiermacher. Eine akademische Rede. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1868. 16. 8 Ngr.

Schild, W., Erlebnisse eines Polizei-Beamten. 1stes Heft. Elberfeld, Loewenstein u. Comp. 1868. 8. 5 Ngr.

Schiller's Gedichte. Diamant-Ausgabe mit Illustrationen nach Bosch, Brinckmann, Liezen Mayer ꝛc. Berlin, Grote. 1868. 32. 1 Thlr.

Schleiermacher, F., Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch. (Halle 1806.) Halle, Petersen. 16. 6 Ngr.

Schnyder von Wartensee, Gedichte. Nach dem Tode des Altmeisters gesammelt und herausgegeben von Müller von der Werra. Leipzig, Weber. 16. 20 Ngr.

Schönberg, G., Die Landwirthschaft der Gegenwart und das Genossenschaftsprincip. Berlin, Wiegandt u. Hempel. 8. 5 Ngr.

Schott, O., Die sieben Worte am Kreuze in sieben Liedern. Reutlingen, Baur. 1868. Gr. 4. 13 Ngr.

Schrenck, A. v., Von der Nordmark. Fabelbuch. Leipzig, Weber. 1868. 16. 2 Thlr.

Seidel, Emilie, Friede sei mit Euch! Gedichte zum Geleit durch das Leben. Berlin, Hande u. Spener. 8. 10 Ngr.

Siegrist, L., Leben, Wirken und Ende weil. Sr. Excellenz des oberfürstlich Winkelkram'schen Generals der Infanterie Freih. Leberecht vom Knopf. Aus dem Nachlaß eines Offiziers herausgegeben. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 25 Ngr.

Stevens, A., Geschichte der bischöflichen Methodistenkirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Frei aus dem Englischen übersetzt von H. Liebhart. 1ster Bd. Die Gründung des amerikanischen Methodismus. Cincinnati und Chicago, Hitchcock u. Walden. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Stille, Hermine, Blumen der Liebe. Lyrische Dichtungen. Leipzig, Arnold. 1868. Imp.-4. 14 Thlr.

Stöckert, G., Die Admission der deutschen Reichsstände zum westfälischen Friedenscongresse. Beitrag zur Geschichte des westfälischen Friedens. Kiel, Schwers. Gr. 4. 24 Ngr.

Strauß, V. v., Die Verlorenen. Eine Erzählung. Heidelberg, C. Winter. 1868. 8. 12 Ngr.

Römische Studien. Eine Sammlung wissenschaftlicher Monographien im Gebiete der römischen Geschichte, Alterthümer und Rechtsgeschichte. In zwangloser Folge. 1ster Thl. Breslau, Hirt. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Stumm, F., Meine Erlebnisse bei der englischen Expedition in Abyssinien. Januar bis Juni 1868. Frankfurt a. M., Jügel. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Szwykowska, Hedwig v., Aus dem Herzen. Dichtungen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 15 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 9ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Thomas, Annie, Verantwortlich. Roman. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Einzige autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 3 Thlr.

Tietz, H., Joseph Jacob Flatau, genannt Flatau v. Hopfenfeld. Eine biographische Skizze. Berlin, Poppelauer. 1868. Gr. 8. 3 Ngr.

Tobler, T., Nazareth in Palästina. Nebst anhang der vierten wanderung. Berlin, G. Reimer. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Valentini, H. v., Das Verbrecherthum im preussischen Staate nebst Vorschlägen zu seiner Bekämpfung durch die Gesellschaft und durch die Reform der Strafvollstreckung. Leipzig, J. A. Barth. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wohlgemuth, A., Lessing in Camenz. Charakterbild. Schwerin, Schmale. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Zingerle, I. v., Das Urbarbuch des Klosters zu Sonnenburg. Wien, Gerold's Sohn. 1868. Lex.-8. 16 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gotthold Ephraim Lessing.

Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen.

Mit einer Einleitung.

Von **Friedrich Bloemer**, Obertribunalsrath.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung von ausgewählten, bequem und übersichtlich geordneten Stellen aus Lessing's Schriften und Briefen enthält unvergängliche Schätze von Weisheit und Lebenserfahrung für jeden Gebildeten und Bildung suchenden Sinn. Alles Confessionelle hat der Herausgeber absichtlich ausgeschlossen.

Das Werk reiht sich folgenden, unter dem gemeinsamen Titel „Lichtstrahlen" in demselben Verlage erschienenen Sammlungen an:

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier.

Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz.

Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von Horst Keferstein.

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Fünfte Auflage.

Friedrich Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Dr. Julius Frauenstädt. Zweite Auflage.

William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff.

Jedes dieser Werke kostet geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Legitimitätsprincip.

Eine staatsrechtliche Abhandlung

von

Friedrich Brockhaus,

Dr. und Privatdocent der Rechte an der Universität Jena.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das moderne Staatsrecht hat die Frage noch nicht gelöst, wodurch sich der rechtliche Bestand derjenigen unter den gegenwärtigen Dynastien erkläre, welche ihre Herrschaft im Widerspruch mit den berechtigten Ansprüchen eines andern Fürstenhauses erworben haben. Dem Versuche, auf diese in unserer Zeit so wichtige Frage eine ausreichende Antwort zu geben, ist die vorliegende Schrift gewidmet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

COURS DE DROIT NATUREL

ou de philosophie du droit,

complété, dans les principales matières, par des aperçus historiques et politiques, par

Henri Ahrens.

Sixième édition,

entièrement refondue et complétée par la théorie du droit public et du droit des gens.

2 volumes. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegende **sechste Auflage** dieses weit verbreiteten, in fast alle neuern Sprachen übersetzten Werks unterscheidet sich sehr wesentlich von den frühern Auflagen. Während diese nur die Materien des Privatrechts eingehend behandelten, hat der Verfasser, Professor der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig, vorher an den Universitäten zu Göttingen, Brüssel und Gratz, in der neuen Auflage auch das öffentliche Recht in allen wesentlichen Theilen ebenmässig bearbeitet und so das Werk zu einem zusammenhängenden System des Privat- und öffentlichen Rechts gestaltet. Auch sonst wurde der Stoff vielfach erweitert sowie durch historische und politische Zusätze vermehrt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Vierte Folge. Neunter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Das Verkehrsleben im Alterthum. Von Heinrich Stephan, königl. preuß. Geh. Oberpostrath. — II. Danzig, das nordische Venedig. Eine deutsche Städtegeschichte. Von Hans Prutz. — III. Das bürgerliche Wohnhaus in seiner geschichtlichen Wandlung. Von A. von Eye. — IV. Die beiden Foscari. (Wahrheit, nicht Dichtung.) Von Karl Hopf.

In dem vielseitig interessanten und bedeutenden Inhalt des soeben erschienenen 39. Jahrgangs dieses bekannten Sammelwerks ist dem Forscher neue und werthvolle Ausbeute, allen Freunden geschichtlicher und culturhistorischer Darstellung eine genußreiche Lektüre geboten.

Der erste bis dreißigste Jahrgang des Historischen Taschenbuch (1830—59) kosten zusammengenommen, statt 68 Thlr. 5 Ngr., im ermäßigten Preise nur 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1⅓ Thlr. Von der vierten Folge kostet jeder Jahrgang 2½ Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter aus der preußischen Geschichte

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.

Dritter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

(Der erste und zweite Band haben gleichen Preis.)

Ein neuer Band dieses Werks, das gleich den berühmten „Tagebüchern" des Verfassers die wichtigsten Beiträge zur Zeitgeschichte liefert, ja fast noch größeres Interesse in Anspruch nimmt, weil es in dem darin behandelten Zeitabschnitt (1820—30) an einer unabhängigen Tagespresse fehlte und daher die Aufzeichnungen eines im Brennpunkt der Ereignisse stehenden Zeugen ungleich höhern Werth haben als in der nachfolgenden Periode.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 7. — 11. Februar 1869.

Inhalt: Werke über Völkerrecht und Staatswiſſenſchaft. Von Aurelio Buddeus. — Neue dramatiſche Literatur. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Muſikaliſche Revue. — Novellen von Joſef Rank. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Nekrologe.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Werke über Völkerrecht und Staatswiſſenſchaft.

1. Das moderne Völkerrecht der civiliſirten Staaten als Rechtsbuch dargeſtellt von J. C. Bluntſchli. Nördlingen, Beck. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.
2. Staat und Geſellſchaft vom Standpunkte der Geſchichte der Menſchheit und des Staats; mit beſonderer Rückſicht auf die politiſch-ſocialen Fragen unſerer Zeit. Von Joſeph Held. Dritter Theil: Der verfaſſungsmäßige oder conſtitutionelle Staat. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.
3. Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts oder Inſtitutionen des öffentlichen Rechts. Von Joſeph von Held. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Staats- und Geſellſchaftsrecht der franzöſiſchen Revolution von 1789—1804. Dargeſtellt von Karl Richter. Zwei Theile. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Wir beginnen unſere ſtaats- und völkerrechtliche Revue mit den Worten einer bedeutenden Autorität auf dieſem Gebiete:

Ich erinnere hierbei nochmals, 1) daß ich kein raiſonnirtes Völkerrecht ſchreibe, welches ſich ein jeder Gelehrter nach ſeinen Begriffen und Leidenſchaften ſelbſt zu bilden pflegt, wie er will, oder wie er es am beſten zu treffen vermeint, ſondern ein Völkerrecht, wie es unter den europäiſchen Souveränen und Nationen üblich iſt. 2) Bekümmere ich mich nicht um das, was auch in Europa ſelbſt in ältern Zeiten Völkerrechtens geweſen ſein mag, ſondern was ungefähr ſeit den Zeiten der Weſtfäliſchen Friedenstractaten darin üblich iſt, als ſeit welcher Zeit Europa in vielen hierher einſchlagenden Materien eine ganz andere Art zu denken und zu handeln angenommen hat, wie von vielen ſtaatsklugen Leuten vorlängſt beobachtet worden iſt. 3) Es iſt alſo dieſes mein Völkerrecht lediglich und ganz allein auf das gegründet, was wirklich geſchehen iſt und zu geſchehen pflegt, es mag nun nach den göttlichen geſchriebenen und natürlichen auch menſchlichen Rechten recht oder unrecht ſein: denn es ſei ferne von mir, alles zu billigen, was geſchieht und ich gebe in dieſer ganzen Sache nicht ſowol einen Rechtslehrer ab, als vielmehr einen Beſchreiber deſſen, wie die europäiſchen Souveräne und Nationen miteinander umgehen und ebendeswegen, weil es unter ihnen ſo hergebracht iſt, es für recht halten und angeben u. ſ. w.

So ſchrieb im Januar 1750 Johann Jakob Moſer in dem Vorwort ſeiner „Grund-Sätze des jetzt-üblichen Europäiſchen Völker-Rechts in Friedens-Zeiten, auch anderer unter denen Europäiſchen Souverainen und Nationen zu ſolcher Zeit fürkommender willkührlicher Handlungen", welche er in Hanau „zum Gebrauch ſeiner Staats- und Cantzley-Academie entworffen". Seit dieſen 118 Jahren hat freilich auch das Völkerrecht in ſeiner Praxis gewaltige Aenderungen erfahren. Allein jene radicale Umgeſtaltung des geſammten internationalen Lebens, welche die heutige Gegenwart mit der damaligen kaum auch nur zu vergleichen geſtattet — wer findet ſie, Hand aufs Herz und von unweſentlichen Dingen abgeſehen, in den völkerrechtlichen Hand- und Lehrbüchern neuerer und ſelbſt neueſter Zeit ſo recht eigentlich verkörpert?

J. C. Bluntſchli begegnet alſo ſicherlich keinem Widerſpruche, wenn er, trotz Vattel, ſeine Darſtellung des „modernen Völkerrechts" (Nr. 1) als „Rechtsbuch" berechtigt und geboten erachtet, weil „die neuere Rechtswiſſenſchaft", was indeſſen mit der Beſchränkung auf die internationale zu verſtehen iſt, „ihre Blicke zu lange an der Vergangenheit haften laſſen und darüber die Bewegung des Lebens nach der Zukunft hin aus dem Geſicht verloren" habe. Niemand kann ſich der Wahrheit verſchließen, daß die Rechtswiſſenſchaft, indem ſie das gegenwärtige Recht als gewordenes weſentlich aus der Vergangenheit erklärt, die Erfüllung ihrer Aufgabe dadurch ergänzen muß, darzuthun, wie das gegenwärtig herrſchende Recht zugleich ein werdendes und berufen iſt, „das fortſchreitende Leben der Menſchheit zu begleiten". Denn allerdings iſt „nur das lebendige und nicht das todte Recht befähigt, mit den Völkern zu leben und fortzuſchreiten". Ganz ſicherlich muß alſo namentlich von dem „überall noch nicht zu feſtem Abſchluß gekommenen" Völkerrecht das „Recht des natürlichen Wachsthums der Völker und Staaten, das Recht der Entwickelung der Menſchheit, das Recht des fortſchreitenden Lebens" unzweideutiger und entſchiedener als bisher anerkannt und vertreten werden.

Allein eben wenn man dieser Forderung beipflichtet, wird man auf der andern Seite nicht in Abrede stellen können, daß von einem „festen Abschlusse" des Völkerrechts nach menschlichem Ermessen zu keiner Zeit, und sicherlich in der unserigen am wenigsten, die Rede sein kann. Das liegt nicht am Mangel gesetzgeberischer Organe für das Völkerrecht, sondern an der natürlichen Wesenheit des Objects, dem es gilt und durch welches es selber immer von neuem modificirt wird, am internationalen Leben. Objectiv und theoretisch läßt sich freilich auch eine völkerrechtliche Glückseligkeitslehre „fest abgeschlossen" denken, aber als Rechtsbuch kann das wissenschaftliche Völkerrecht immer blos in statistischer Natur erscheinen, als Querdurchschnitt des momentanen Stroms, als stillstehende Geschichte des unabläßig wogenden Völkerlebens. Dies anerkennt auch Bluntschli, indem er sagt: „Das Recht als ein lebendiges ist immer ein gegenwärtiges und unterscheidet sich dadurch sowol vom Rechte der Vergangenheit, das nicht mehr ist, als vom Rechte der Zukunft, das noch nicht ist." Sonach wird es die Aufgabe des Völkerrechtslehrers sein, neben der „Protokollirung" der schon früher zur Geltung gelangten Rechtssätze, die „in der Gegenwart wirksame Rechtsüberzeugung" auszusprechen. Allein im Rechtsbuche sicherlich auch nur die nicht blos für den Augenblick factisch, sondern auch gleichermaßen principiell allgemein wirksame Rechtsüberzeugung der Gegenwart, sonst tritt er auf einen Parteistandpunkt, welcher dann, ohne seine Würde und Autorität zu vergeben, auch „unreife Ideen als wirkliche Rechtssätze" verkünden könnte, was doch Bluntschli der völkerrechtlichen Wissenschaft „selbst dann nicht" gestatten will, „wenn sie ihre Verwirklichung in der Zukunft klar vorhersieht".

Es wird also auf die Entscheidung der Vorfrage ankommen: welche von dem internationalen Rechtsbuche aufgeführten Rechtsgrundsätze sind „allgemein" als wirksam und zwar als „rechtlich", nicht blos durch die momentanen politischen Constellationen „wirksam" anerkannt? Bei dem stürmisch wogenden Parteienkampf in Europa und einem factischen Zustande der völkerrechtlichen Verhältnisse, dem auch der ausgeprägteste Quietismus keine Dauer beimißt, dessen abermalige totale und gewaltsame Veränderung auch der wohlwollendste Optimismus von Monat zu Monat als Drohung anerkennt, werden nothwendig die Antworten sehr verschieden lauten, und eine halbwegs allgemeine Uebereinstimmung der Rechtsüberzeugungen wird kaum denkbar sein. Es war deshalb auch ziemlich natürlich, daß Bluntschli's Werk sofort von vielen Seiten als bloße Parteischrift angerufen wurde, welche sich das Ziel setze, die von Preußen vor, in und nach 1866 befolgte Politik in völkerrechtlichen Formeln als Erfüllung der allgemein gültigen Rechtsüberzeugungen darzustellen. Bluntschli selbst sagt allerdings: „Nachdem endlich, Gott sei Dank, jene falsche Autorität des todten (Bundes-)Rechts durch die preußischen Siege gestürzt und für die Neugestaltung Deutschlands freie Bewegung erstritten worden ist, darf auch die deutsche Wissenschaft es nicht länger versäumen, das Recht der Entwickelung wie der Völker, so der Menschheit offen zu vertreten." Auch von der Reservation des alten Moser: „Denn es sei ferne von mir, alles zu billigen, was geschieht", findet man in dem Buche, wo es sich um völkerrechtliche Formulirung der von preußischer Seite gehandhabten Praxis handelt, nur seltene Andeutungen. Indessen ist's freilich eine recht alte Beobachtung, daß Idealschilderungen von Rechtszuständen — aus denen doch die Darstellung des modernen Völkerrechts als Rechtsbuch auf den bestrittenen Gebieten nothwendig besteht — von den wirklichen Zuständen, die den Verfasser umgeben, insgemein sehr wenig abweichen. Das Bedürfniß jener politischen Partei aber, unter deren Häuptern sich Bluntschli in Deutschland hervorthut, ist durch diejenige nationale und internationale Politik, die man als die Bismarck'sche zu bezeichnen pflegt, in so ungewöhnlichem Grade befriedigt worden, daß es wol nicht zu verwundern ist, wenn ihre wissenschaftlichen Wortführer sich nicht auf einen allgemein, sondern auf jenen specifisch eklektischen Standpunkt stellen, welcher eben die überraschende Befriedigung ihres Zeitbedürfnisses mit wissenschaftlicher Wahrheit zu formuliren und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu rechtfertigen sucht. Das dabei leitende Moment erhellt aus dem Ausspruche Bluntschli's: „Das Völkerrecht ehrt die Ergebnisse der Weltgeschichte und betrachtet die Verhältnisse, welche sich als nothwendige und fortwirkende Grundlagen und Bedingungen des derzeitigen Völkerlebens manifestiren, nicht blos als zu duldende Thatsachen, sondern als geschichtliche Fortbildung des Rechts." Man könnte freilich auch diesem Ausspruche die Frage entgegenhalten: ist es schon heute entschieden, daß die von Preußen herbeigeführten Gestaltungen zu „nothwendigen und fortwirkenden Grundlagen und Bedingungen" des europäischen Völkerlebens gefestet sind? Indessen kann es unmöglich die Absicht sein, eine solche Frage an dieser Stelle zu discutiren. Dies um so weniger, je vollständiger man mit dem von Bluntschli dem Völkerrecht gesteckten Endziele übereinstimmt, wenn er sagt: „Sein flüssiger Stoff ist noch nicht, wie die andern Rechtsordnungen, zu fester abgeschlossener Form gestaltet, aber unaufhaltsam wächst es seiner Bestimmung und seinem Ende, dem humanen Weltrecht, entgegen." Denn mit dieser Voraussetzung werden selbst vorübergehende politische Schöpfungen für das sich weiter entwickelnde Völkerrecht zu mehr als einer „blos zu duldenden Thatsache".

Das Bluntschli'sche Rechtsbuch zerfällt in neun Haupttitel mit mannichfachen Unterabtheilungen. Den als Gesetzartikel formulirten Rechtsüberzeugungen sind theils erläuternde und ausführende, theils auf die Verschiedenheit zwischen theoretischer Forderung und praktischer Gewähr hinweisende Anmerkungen beigefügt. Der Ausführung über die „Begründung, Natur und Grenzen des Völkerrechts" folgt die Feststellung der „völkerrechtlichen Personen" (Staaten, Staatensysteme) und ihrer „Organe" (Staatshäupter, andere Organe des völkerrechtlichen Verkehrs, Gesandte, Agenten und Commissare, Consuln). An die Präcisirung der „Staatshoheit im Verhältniß zum Lande" (Gebietshoheit) und „im Verhältniß zu den Personen" schließt sich der Tractat über die „völkerrechtlichen Verträge", auf welche in logischer Consequenz die Bezeichnung der „Verletzungen des Völkerrechts und des Verfahrens zur Herstellung desselben" folgt. Damit sind wir vor das „Kriegsrecht" gestellt, welchem als einem der

allerstreitigsten Materien des Völkerrechts — Kriegsrecht ist ja an sich schon eine contradictio in adjecto — die eingehendste Ausführung gewährt ist, unter deren Einzelheiten, unsers Erachtens, besonders die Paragraphen und Erläuterungen über unerlaubte Kriegsmittel, Verwundete, Kriegsgefangene, das Kriegsrecht über feindliche Vermögen und den Besitz friedlicher Personen in Feindesland, sowie über Friedensschlüsse hervorragen. Ebenso finden wir in dem Schlußabschnitt über das „Recht der Neutralität" namentlich die Bemerkungen über den neutralen Handelsverkehr, Kriegscontrebande, Durchsuchungsrecht und Blokade unter den heutigen Weltverhältnissen besonders beachtenswerth. Die als Anhang beigefügten „Amerikanischen Kriegsartikel der Vereinigten Staaten von 1863" sind von Bluntschli ihrem humanen Geiste nach auch schon auf die Abschnitte über das Kriegsrecht applicirt. „Das Völkerrecht kann nur den humanen Grundsatz aussprechen im Gegensatz zu brutaler Gewaltübung; im einzelnen muß natürlich vieles der Einsicht und dem Rechtsgefühl der Commandirenden überlassen werden."

Das Bluntschli'sche Werk gibt sich als eine durch die Ereignisse von 1866 veranlaßte und beziehungsweise aus ihr herausgewachsene Arbeit. Es liegt auch in der Natur der durch jene Ereignisse zunächst bedingten unsichern Zustände und kriegsschwangern Verhältnisse, daß angesichts der noch ungelösten nationalen und etwaigen drohenden kriegerischen Verwickelungen die Wissenschaft bemüht ist, auf völkerrechtlichem Gebiet ihre Erfahrungen und Ueberzeugungen geltend zu machen, damit sie, wo der nöthigende Zwang zur Einhaltung bestimmter Gesetze fehlt, als „eine innerliche und geistige, von der Kritik jeder Zeit zu prüfende, freie Autorität" wirke. Die öffentlichen Interessen vor 1866 bewegten sich dagegen fast ausschließlich auf staatsrechtlichem Gebiet im engern Sinne. Gemeinsam war der hierhergehörigen wissenschaftlichen Literatur, wenigstens unter deutschen Verhältnissen, das Vorgefühl einer gewaltigen herannahenden Katastrophe und das Bestreben, anstatt revolutionärer oder kriegerischer Umstürze, den friedlichen Weg der organischen Reform zu ebnen. Praktisch befindet sich aber das Staatsrecht genau in derselben Lage wie das Völkerrecht: es ist ebenso wenig abgeschlossen, es hat ebenso wenig ein absolut anerkanntes Gesetz, es besitzt nirgends ein inappellables oberstes Gericht, außer für relativ höchst unwesentliche Specialitäten seiner Wirkungssphäre. Ist beim Völkerrecht die letzte entscheidende Instanz die materielle Macht, so ist es in den staatsrechtlichen Beziehungen die öffentliche Ueberzeugung, der — freilich auch viel misbrauchte und oft genug über sich selbst unklare — Geist der Zeit. Es ist gewiß vollkommen richtig, wenn gesagt wird: Die Idee selbst war und ist und bleibt ewig die Idee der Humanität. Im Verhältniß zu ihr erscheinen aber die einzelnen die Culturgeschichte beherrschenden Ideen stets nur als die einer bestimmten Zeit und ihren Völkern entsprechende Verwirklichung jener ewigen Gesammtidee. Sie wird von den allgemeinen Zuständen der Völker, und zwar wie sie durch dieselbe Idee der Vergangenheit miterzeugt sind, wesentlich bedingt, also mit den in thatsächlicher Herrschaft stehenden Zuständen nie ganz harmoniren, sondern eben durch diesen Gegensatz zur Erscheinung kommen, anfangs stets zum oppositionellen Extrem geneigt und erst allmählich sich selbst läuternd, fortherrschend oder durch Entartung zu Grunde gehend.

Die allseitige Beleuchtung, Erörterung und Entwickelung dieses Erfahrungsgrundsatzes auf staatsrechtlichem Gebiete darf man als Basis des rühmlich bekannten Werks von Joseph Held: „Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats" (Nr. 2), bezeichnen. Indem es „besondere Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit" nimmt, ist jedenfalls jede seiner Hauptabtheilungen recht wesentlich ein Ausdruck der ihre Entstehungszeit beherrschenden Interessen des öffentlichen Lebens. Der historisch-philosophische Geist wissenschaftlicher Forschung, den die ganze gewaltige Arbeit repräsentirt, darf von vornherein als Gewähr dagegen betrachtet werden, daß der ephemeren und zufälligen Erscheinung die Bedeutung weltgeschichtlich bedingender Thatsachen nicht beigemessen werde. Im Gegentheil, es gehört zu der specifischen Wesenheit dieses Werks, daß es die verschiedenartigen Erscheinungen des modernen Staats, welche man häufig a priori als essentielle Erfordernisse seiner organischen Entwickelungen hinzustellen liebt, nicht blos nach dem Werthe ihrer historischen Entstehung prüft, sondern auch nach den Analogien erörtert, welche im frühern anders entwickelten Staatswesen an ihrer Stelle standen. Es handelt sich in dem Buche nicht darum, einen festen verfassungsmäßigen Staat theoretisch zu construiren, sondern um den culturgeschichtlichen Nachweis, welche Wege die praktischen Bestrebungen unter den von der Zeit, den Umständen und den herrschenden Geistesströmungen gegebenen Verhältnissen nach diesem idealen Ziele eingeschlagen haben. Allein den subjectiven Eindruck der zeitgeschichtlichen Atmosphäre, in welcher sie erzeugt ward und erwuchs, wird auch eine derartige Arbeit nicht verleugnen können, verleugnen dürfen; sie verurtheilt sich sonst selber von vornherein zur Wirkungslosigkeit im öffentlichen Leben. In dieser Beziehung ist es gewiß nicht gleichgültig, unter welchen Zeitverhältnissen eine solche Schrift als abgeschlossenes Werk in die Oeffentlichkeit tritt. Von dem Held'schen Werk erschien jedoch der dritte Theil, welcher den Specialtitel trägt: „Der verfassungsmäßige oder constitutionelle Staat", gerade als bereits die Vorschatten des Jahres 1866, allen fühlbar, sich über das öffentliche Leben der Nation auszubreiten begannen. Nun machte es sich aber der Verfasser zur Aufgabe, „den modernen Culturstaat nicht nur zu schildern, wie er wirklich ist, sondern auch zu zeigen, warum er in seinen guten und übeln Seiten so geworden, und wie er werden muß, wenn er fortschreiten soll". Nothwendig muß also in dem ganzen Tenor des Buchs, außer seinem überreichen positiven Inhalte, den Erfahrungen und Resultaten der staatswissenschaftlichen Gelehrten- und Geistesarbeit eines ganzen Lebens, auch der Eindruck des politischen Augenblicks bemerkbar bleiben. Die Zeiten sind vorüber, da der Gelehrte es nicht blos wie ein Privilegium seiner Wissenschaft, sondern fast wie eine Pflicht derselben und ein besonderes Zeugniß ihrer Gründlichkeit oder Tiefe betrachtete, in objectiver Theilnahmlosigkeit über dem lebendigen Strome der Ereig-

nisse zu schweben. Freilich soll die Wissenschaft nicht Partei machen wollen. Aber eine feste Ueberzeugung muß sie haben und die Schwierigkeit wie die Verantwortlichkeit ihrer rein didaktischen wie ihrer ethischen Aufgabe gestaltet sich dadurch wahrlich nicht geringer. Sie arbeitet um deswillen auch nicht für die unmittelbare Gegenwart, sondern für die Zukunft. Wie sehr unser Verfasser die Wucht aller dieser Momente berücksichtigte, glauben wir am besten mit seinen eigenen Worten bezeichnen zu sollen.

Wir sind uns wol bewußt, daß ein Buch, wie das unserige, würde ihm auch die Lösung der Aufgabe am vollkommensten gelungen sein, aus sehr verschiedenen Gründen nicht sofort ins Leben dringen kann, also weder gute, noch schlechte Wirkungen in kurzer Zeit hervorzubringen vermag. Allein trotzdem schreiben wir umfangreichen, wirklich wissenschaftlich gehaltenen Büchern größere, wenngleich unendlich langsame und nur mittelbare Wirkung zu, als den Tagesblättern und Flugschriften, die allein insofern plötzlich zu wirken scheinen können, als die hier und da einen längst gesammelten, also bereits vorhandenen Brennstoff entzünden. Wir wollten ein solches langsam wirkendes Buch schreiben, ein Buch, welches von der richtigen Auffassung einer großen Idee Zeugniß gibt, indem es diese Idee nach den drei Richtungen des menschlichen Lebens, dem Herzen, dem Verstand und den physischen Lebensbestimmungen, zu erfassen sucht, um so die in dieser Ide enthaltene Wahrheit möglichst wissenschaftlich, die Wissenschaft möglichst wahr darzustellen. Wir wollten ein Buch, welches von deutscher Ehrlichkeit und deutschem Fleiß in der Erforschung und Darstellung unserer großen Zeitidee Zeugniß gibt, welches keine Mühe und Selbstüberwindung scheut, keine Täuschung über uns und den Gegenstand unserer Untersuchung zuläßt und auf diese Weise an die besten Charakterzüge aller, namentlich der deutschen Völker appellirt, zunächst jedoch nur wenige Auserwählte ergreift und von diesen aus nach und nach, vielleicht mit Vergessenheit des Autors, in immer weitere Kreise dringt.

Dem Charakter, wie dem verfügbaren Raume d. Bl. würde es kaum entsprechen und ohne ein Zurückgreifen auf die frühern Theile der Held'schen Riesenarbeit auch sehr schwer möglich sein, eine selbst nur skizzenhafte und flüchtige Uebersicht des in dem Werke massenhaft gegebenen Materials vorzulegen. Noch weniger thunlich würde ein Eingehen auf die außerordentliche Reichhaltigkeit der darangeknüpften Erörterungen erscheinen; die geistige Blüte läßt sich nicht extrahiren, wo es sich um eine mit bewundernswerther Gelehrsamkeit und ungewöhnlichster Arbeitskraft festgefügte und systematische Darstellung handelt. Auch einzelnes zum Belege bestimmter Richtungen oder zur Discussion abweichender Anschauungen herauszugreifen, würde besondere Abhandlungen erfordern. So muß man sich im wesentlichen auf die Kundgebung des Gesammteindrucks beschränken. Er ist ein gewaltiger; nicht etwa wegen des räumlichen Umfangs der Arbeit, so ungewöhnlich auch dieser, sondern wegen der weiten Umfassungskreise, welche sich der Verfasser für seine Aufgabe gezogen hat. Die Darstellung des Staats und der Gesellschaft in ihrer organischen, gegenseitig befruchtenden und gegenseitig hemmenden Wechselwirkung, und zwar nicht aus einem sozusagen localisirten Standpunkte, sondern von der allumfassenden Hochwart der Geschichte der Menschheit und des Staats aus, also zugleich aus der socialen und politischen Perspective, wobei noch die politisch-socialen Fragen unserer Gegenwart mit besonderer Rücksicht bedacht sind — scheint sie nicht beinahe die literarische Gestaltungskraft, sobald es sich um eine streng wissenschaftliche und systematische, nicht mit der freien Idee, sondern mit den nüchternen und strengen Thatsachen operirende Darstellung handelt, weit zu übersteigen? Dennoch sehen wir diese Aufgabe glänzend gelöst, soweit sie in dem uns vorliegenden Theile des Gesammtwerks den verfassungsmäßigen Staat im Auge hält. Trotz des massenhaften Materials und der tausendfachen Verschlingung der Fäden des literarischen Gewebes, wie sie den tausendfachen Beziehungen und Aeußerungen des constitutionellen Princips im lebendigen Weltleben folgen, herrscht eine Klarheit und Durchsichtigkeit der Anordnung und Ausführung, welche sich in der Gewandtheit und Glätte der Schreibweise oft bis zu ästhetischer Anmuth erhebt, ohne die strenge Würde der Wissenschaftlichkeit auch nur einen Augenblick hintanzusetzen. Von der Umschau in den social-politischen Verhältnissen unserer Zeit rücken wir fast unvermerkt zu der Ueberschau der constitutionellen Zustände vor, worauf sich die Darstellung auf die Literatur und Terminologie des Constitutionalismus concentrirt und von der Feststellung nicht blos seines staatsrechtlichen, juristischen, sondern culturlichen Begriffs und Wesens wieder in die Erörterung seiner einzelnen Erscheinungsformen und Aeußerungsmomente ausstrahlt. Seine Entstehung und sein Entwickelungsgang führt auf Gesetz und Gewohnheit, auf die Gesetzgebungsleidenschaft unserer Zeit, das Princip der Transaction, auf Pactirung und Octroyirung, auf die Bedeutung der Minoritäten und Majoritäten im verfassungsmäßigen Staatsleben, und in logischer Weiterentwickelung auf den aus all diesen Momenten und Potenzen als nothwendiges Culturergebniß resultirenden Rechtsstaat. Die Theorie vom Rechtsstaat, in ihrer modernen Form das Product der Kant'schen Philosophie, datirt mit ihrer praktischen Bethätigung in den Formen unserer Zeit von der Französischen Revolution; aber der Grundgedanke seiner Idee, nämlich verfassungsmäßige Beschränkung der Herrscherwillkür, war auch schon in den ältesten Staatsgestaltungen ausgeprägt, ja die classischen Republiken erscheinen überhaupt schon wegen ihres föderativen Charakters als eine Art von Rechtsstaaten. Das Specifische des modernen Rechtsstaats beruht jedoch darin, daß er den Charakter eines ausschließlichen Staatsprincips und Staatszwecks annimmt, kraft dessen er verlangen muß, daß jede Frage des öffentlichen Rechts nur nach ihm und seinen Consequenzen behandelt werde. Zu dem obersten Postulat, Trennung der Verwaltung von der Justiz, treten mit Ebenbürtigkeit die systematischen Bestrebungen, den Staat als Ganzes wie seine Angehörigen gegen jede Souveränetäts- oder Regierungswillkür, gegen den Polizei- oder Verwaltungsstaat sicherzustellen.

Damit gelangt auch das Held'sche Werk zur Erörterung der wesentlichen Momente, welche dieser Forderung Genüge zu leisten bestimmt sind. Es führt uns von einigen besondern Fragen des Gesetzgebungsrechts constitutioneller Staaten in ihrer Verbindung mit der Rechtsstaatstheorie zu den speciellen Verfassungsgarantien. „Minister und Ministerverantwortlichkeit", „Gleichheit der Gesetze und vor dem Gesetz", „der verfassungsmäßige Gehorsam" verhalten sich als einleitende Erörterungen zu den Fragen der individuellen Freiheit im verfassungsmäßigen Staate, unter denen selbstverständlich die Rede- und Preßfreiheit ihre

eingehendſte Würdigung findet. Dieſen Freiheiten ſtehen die Unterthanenpflichten gegenüber, obenan die Kriegsdienſt- und Steuerpflicht. Folgen wir weiter der Entwickelung des conſtitutionellen Organismus im allgemeinen, ſowie ſeiner ſpeciellen in der Zuſammenſetzung, Wahl und Competenz der Volksvertretung, ſo laſſen ſich auch einige Hauptfragen des conſtitutionellen Wahlrechts (Wahlfreiheit, Minoritätenvertretung, indirecte und directe Wahl, Wahlperiode u. ſ. w.) nicht überſehen. Selbſt das Verhältniß des Conſtitutionalismus zur deutſchen Frage insbeſondere, wie es ſich factiſch und praktiſch vor 1866 ſtellte, gewährt auf der weitumfaſſenden Grundlage des Held'ſchen Werks unter den heute ſo radical geänderten Umſtänden weit mehr als ein blos hiſtoriſch wiſſenſchaftliches Intereſſe. Am wenigſten aber möchten auf Thronen, in Ständekammern und Parteiverſammlungen die gewichtigen Lehren überſehen werden, mit denen das Held'ſche Werk durch Erörterung des Verhältniſſes der Monarchie zum Conſtitutionalismus und Nebeneinanderſtellung des deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Königthums abſchließt.

Aurelio Buddeus.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Neue dramatiſche Literatur.

(Beſchluß aus Nr. 6.)

4. Bar-Cochba, der Meſſias. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Oskar Elsner. Breslau, Heidenfeld. 1868. 16. 18 Ngr.

Bar-Cochba ſcheint ein Lieblingsſtoff neuer Dramatiker zu ſein; der ſchwunghaften Tragödie von Paul Möbius läßt Oskar Elsner ein Trauerſpiel folgen, deſſen Mittelpunkt im Grunde von demſelben Conflict gebildet wird, der auch in meiner Tragödie „Mazeppa" den Angelpunkt der Handlung ausmacht, die Hinrichtung des Vaters der Braut oder Gattin aus politiſchen Gründen. Motivirt iſt die That bei Elsner und Möbius in etwas verſchiedener Weiſe, doch die Schuld des Schwiegervaters liegt bei beiden in der Oppoſition gegen das Meſſiasthum. Die That erſcheint als ein Act ſouveräner Tyrannei oder des Fanatismus, während ich ſie im „Mazeppa" aus einer grauſamen Colliſion heraus, welche dem Helden keine Wahl läßt, entweder ſeinen Plan und ſich ſelbſt oder den Vater der Geliebten zu opfern, zu motiviren ſuchte.

Die Anlage des Elsner'ſchen „Bar-Cochba" iſt nach allen Regeln dramatiſcher Technik geſtaltet, der Höhenpunkt der Kriſis am Schluß des dritten Actes, die Verurtheilung Jochanan's und Bar-Cochba's Uſurpation, dramatiſch und theatraliſch wirkſam herausgearbeitet. Dagegen tritt das Gegenſpiel im vierten Act, namentlich in der zweiten Hälfte deſſelben, etwas matt auf und auch die Kataſtrophe im fünften tritt ohne ſpannende Hemmungen mehr in epiſcher Folge nackt und kahl zu Tage.

Die Ausführung läßt die pſychologiſche Vertiefung des Hauptcharakters, das Werden und Wachſen eines fanatiſchen Despotismus vermiſſen. Auch der innere Conflict bei der Verurtheilung Jochanan's iſt nicht mit einer Antheil heiſchenden Vertiefung dargeſtellt, während im übrigen die Steigerung der Situation und die theatraliſche Einkleidung durchaus gelungen iſt. Judith ſelbſt entzieht ſich der Verwickelung durch Selbſtmord. Ihr Schlußmonolog mag zugleich als Probe für die Diction des Dramas dienen, welche hier und dort wol zu lyriſche Klänge anſchlägt und namentlich in den Monologen den dramatiſchen Nerv oft vermiſſen läßt, im Dialog dagegen oft kernhaft und mit ſcharfem Schwerte des Pathos auftritt und ſtets eine dichteriſch edle Haltung behauptet:

Wenn ich mein junges Leben überdenke,
Regt ſich in meiner Bruſt ein tief Bedauern!
Denn ſelbſt die hellen Tage meiner Kindheit
Verdunkelt meines ſpätern Lebens Gang:
Ich fühlte Freundſchaft für ein Jünglingsherz,
Das edle Keime einzuſchließen ſchien —
Und nun als düſtrer Abgrund ſich erſchloß,
Drin zügelloſe Leidenſchaft, der Drache,
Der jedes Menſchenſein vergiftet, wohnt.
O, niemals, niemals hab' ich das geahnt! —
(Pauſe.)
Wo iſt die Roſe, die ein jeder Menſch
Von ſeinem Schickſal fordern darf hienieden?
Mir ward bisjetzt ſie nicht zutheil — ich muß
Sie ſelber pflücken — meine Roſe iſt
Der Tod!
Allein ich kann mich ihrer nicht
Erfreun als einer frei errungenen Habe —
Ich muß als Opfer auf ein Grab ſie legen,
Auf dein Grab, theurer Vater! Ob ich auch
Für meine Sünde viel erlitten habe —
Dein Schatten mahnt mich, daß es nicht genügt!
So laß die letzte Buße dich verſöhnen,
Sie iſt die beſte auch zugleich! —
(Zieht einen Dolch hervor.)
Mein Freund,
Hell iſt dein Aug' — du biſt das Werkzeug oft
Fluchwürdigen Beginnens, zeige nun,
Daß auch zu guter That du tauglich ſeiſt!
(Erſticht ſich.)
Heiliger Schatten meines Vaters, jetzt
Wardſt du verſöhnt — du zürnſt nicht mehr — ich komme!
(Stirbt.)

5. David Rizio. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von O. Bettziech-Beta. Leipzig, Lißner. 1868. 8. 15 Ngr.

6. Maria, Königin von Schottland. Drama in fünf Aufzügen von Ludwig Schneegans. Heidelberg, Weiß. 1868. 8. 28 Ngr.

Es iſt nach Schiller oft verſucht worden, die Jugendgeſchichte der Maria Stuart und ihre Liebesabenteuer in Schottland zu dramatiſiren und zu der Sühne und Buße, welche die Schiller'ſche Tragödie enthält, gleichſam die Schuld hinzuzudichten. Dies hat früher Hans Koeſter, neuerdings die unter dem Namen „Eſchenbach" ſchreibende dramatiſche Schriftſtellerin unternommen; die beiden obenſtehenden Dramen ſchließen ſich dieſen Vorgängern an; Bettziech-Beta macht nicht Maria Stuart, ſondern Rizio zum Helden des Dramas. Daß er den geſchichtlichen Rizzio nicht brauchen konnte, ſondern umgeſtaltend idealiſiren mußte, iſt leicht einzuſehen, wenn man bedenkt, wie

wenig der ältliche italieniſche Muſiker, der die Gunſt der Fürſtin zu erlangen wußte und ihrem Gemahl Darnley läſtig war, Anſpruch auf tragiſche Geltung hat. Den von der Geſchichte vorgezeichneten Linien folgt der Dichter nur in Bezug auf die Kataſtrophe; in allem Uebrigen zeigt er den Muth ſelbſtändiger Erfindung. Und in der That, wenn Schiller den buckeligen „Don Carlos" in einen herzgewinnenden erſten Liebhaber verwandeln konnte, muß es einem Dramatiker auch freiſtehen, den Sänger Rizzio, der ſich in Wahrheit nur um das ſchottiſche Kirchenlied einige Verdienſte erworben hat und durchaus kein Minneſänger war, der am blauen Bande die Zither trägt, eine ideale Geſtalt zu geben, wie man ſie bei dem Liebhaber einer jungen und ſchönen Königin vorausſetzen darf.

Die Erfindungen des Dichters beweiſen überdies, daß derſelbe wohl wußte, worauf es in der Tragödie ankommt. Auch wenn er aus Rizzio einen liebenswürdigen Minneſänger gemacht hätte, welcher die Gunſt einer ebenſo liebenswürdigen Königin erlangt und an der Feindſchaft der Neider und Mitbewerber zu Grunde geht, wäre kein eigentlich tragiſches Motiv gewonnen worden. Doch der Dichter läßt Rizzio als Sendling der Jeſuiten nach Schottland kommen, welche die Königin als ihr Werkzeug betrachten und ſie in Verwickelungen mit England zu ſtürzen ſuchen. Die Liebe zur Fürſtin macht ihn dieſer Sendung untreu, ſtürzt ihn aber ſelbſt ins Verderben. In ſolcher innern Wandlung liegt der Conflict und die tragiſche Schuld. Außerdem hat der Dichter noch eine Vorgeſchichte zu ſeiner Handlung hinzuerfunden. Rizzio iſt ein Schotte, der natürliche Sohn des Herzogs von Hamilton, eines heimlichen Jeſuiten, der Rizzio anfangs als Diener für ſeine Zwecke benutzt, den Verräther aber dann dem Untergang weiht, indeß zu ſpät erfährt, daß er ſeinen Sohn zu Grunde gerichtet hat und ſich dann durch einen Sturz aus dem Fenſter das Leben nimmt. Dieſe Erfindung gibt Veranlaſſung zu einigen dramatiſch wirkſamen Situationen, dem Wiederſehen Rizzio's und ſeiner blinden Mutter. Nur mit der äußern Führung der Intrigue hat es ſich der Dichter etwas leicht gemacht. So iſt es wol höchſt unwahrſcheinlich, daß Rizzio den ihm ſo theuern Brief der Königin fortwerfen wird, blos damit ſeine Gegner ihn finden.

Davon abgeſehen, trägt das Stück das Gepräge eines markigen Talents, welchem namentlich der Ausdruck der Leidenſchaft gelingt und welches nur größerer Klärung bedarf, um auch auf der Bühne lebensfähige Werke zu ſchaffen. Die eigentliche Ader des tragiſchen Dichters liegt aber nur in der Energie, mit welcher er die großen Affecte zum Ausdruck zu bringen vermag — noch ſo techniſch gelungene und äußerlich bühnenwirkſame Trauerſpiele, denen dieſer tragiſche Nerv fehlt, verfallen dem Platen'ſchen Ausſpruch: ſie gleichen den Schneemännern, die heute Caricaturen und morgen Waſſer ſind.

So viele Proben wir für den dramatiſchen Ausdruck der Leidenſchaft aus dieſem „Rizzio" anführen könnten, ſo würde doch bei den meiſten derſelben ein gewiſſes Zuviel zu rügen ſein, wie es aus dem verhängnißvollen Vorgang Shakſpeare's herrührt, der unſere jüngern Dramatiker ſo oft zu Geſchmackloſigkeiten verführt. Es würde ein wichtiger und lehrreicher Beitrag zur neuern deutſchen Literaturgeſchichte ſein, einmal alle die Unarten des Stils im Detail nachzuweiſen, welche die Shakſpearomanie im Gefolge hatte. Abgeſehen von den Volksſcenen, deren derbe Proſa wie faſt in allen neuen Tragödien dem britiſchen Dramatiker nachgedichtet iſt, rechnen wir hierzu Stellen wie die folgenden:

Greif' aus dem Abgrund, Krallenhand der Schmach,
Zerdrück' das letzte Leben meines Herzens!
Entfeſſelt euch, ihr grinſenden Gewalten,
Du wilde Luſt, du Herrſchgier, ekle Tücke,
Hebt mich empor bis in die drohnden Wolken
Und ſchleudert mich in dunſterfüllte Tiefen!

Oder:

Die Furcht mit rauher Fauſt erdrückt das Herz.

Oder:

Zum Felſenland der Rache durch ein Meer von Blut.

Oder:

Ha ſchnöde, ſchnöde Welt!
Erfülle dich, der bleichen Lüge Fluch,
Der Fügung Durſt zu ſtillen.

Oder:

Bleib! Die Rache herrſcht
Und das empörte Blut ſpritzt gift'gen Giſcht.
O ſchnöde Buhle, brechen will ich dich.

Ueberall hier und an hundert andern Stellen klingt uns Shakſpeare in die Ohren; es ſind die gewaltthätigen Metaphern, die auch er liebt und die ihm in ſchwachen Momenten misglücken, die ſich aber am wenigſten zur Schablone für andere eignen. Außerdem hat unſer Dichter eine nicht dem Briten abgelernte Eigenheit, durch zuſammengeſetzte Beiwörter eine gewiſſe antike Getragenheit des Ausdrucks zu erzeugen, wie z. B. in dem folgenden Monolog der Maria:

Ihr tiefen Schluchten, die der Bach durchſchäumt;
Ihr nebelangefüllten Felſenklüfte,
In denen hundertfach des Waldhorns Echo hallt;
Ihr dunkeln Moore und ihr öden Felder,
Auf deren wüſten Flächen grell der Wolken
Gewalt'ge Schatten ſchweifen; ihr ergrauten —
Ihr ſchroffen Klippen, brandungangetobt
Und ſturmumflutet haltet ihr die Wacht
An meines Reiches naßumwogter Grenze,
Und blickt mit Sehnſucht auf die grüne See!
Ihr alle ſeid mir lieb!
Und ſelbſt die Schwermuth,
Die euch in ihren Sorgenſchleier hüllt,
Ich liebe ſie!
Und du mein Volk, das breitgebrüſtete,
Das tieferathmend für die kargen Güter
Des Lebens kämpft mit jedem Element,
Ich liebe dich, ich liebe alles, alles!

Dieſe Beiwörter geben der Diction nicht nur etwas Schleppendes; ſie ſind theils gekünſtelt, wie „brandungangetobt", theils ganz unglücklich und unhaltbar gebildet, wie „naßumwogt", „breitgebrüſtet".

Man würde nach dieſen Proben den Stil des Dramas ſchwülſtig und verkünſtelt finden müſſen; doch ſind dies nur die Ausnahmen, die Auswüchſe, zu denen unſere Kraftdramatik nachſtrebende Jünger verleitet. Die ermäßigte Kraft, frei von dieſen Aufbauſchungen, zeigt ſich oft in dichteriſcher Schönheit; wie wenn Maria zu Rizzio ſagt:

Nicht nenn' mich Königin. Komm, laß uns fliehn!
O, flattern will ich wie die Nachtigall,
Die ſie im Käfig hielten lange Jahre,
Die endlich frei ward und ſich freudebebend
An kühnen Flug gewöhnt, zuerſt faſt zagend!
Das Boot ſteht ſchon bereit, uns zu empfangen;
Du ſteuerſt durch die Bucht mit kräft'ger Fauſt,
Und jenſeits treten wir ans ſichre Ufer.
Vertrauend dir im Arm haſt du die Braut,
Wir gehen Hand in Hand den ſchmalen Pfad,
Der letzte Abend funkelt durch die Wipfel,
Die über uns ſich ſchweigend ſchließen. Da
Erblicken wir ein Leuchten in der Ferne,
Wir folgen ſeinem Schein. Es iſt die Kirche,
Die ſtill und unbekannt im Thale ſteht.
Der Meßner ſegnet uns, und ich bin dein!

Oder wenn ſie an Rizzio's Leiche ſagt:

Ich will dein Weib ſein, dir die Diſtelkrone
Feſt um die Schläfe winden. —
Will mit kalter Hand,
Mit ſtarrem Auge dir zur Seite gehn,
Ein mahnendes Geſpenſt.
All' meine Menſchheit — hier liegt ſie ermordet,
All' meine Weiblichkeit — liegt hier verblutet,
All' meine Schwäche — ſeht, da liegt ſie todt.
Was du an mir noch leben laſſen haſt —
Sei dein — bei dieſem todten Haupt — zu deiner Qual!

Und weiterhin:

Und wenn du ſtirbſt, erſchöpft von meiner Rache,
An deinem öden Lager will ich ſtehn —
Und meine ſtarren Augen ſollen ſprechen,
Was hier des Nachts in Holyrood geſchehn.

Auch für theatraliſch wirkſame Gruppirung zeigt der Dichter Geſchick, wenngleich oft in den Gruppen zu viel unruhige Bewegtheit herrſcht und dieſelben bisweilen die Einheit der Situation zerſplittern.

Ludwig Schneegans macht in ſeinem Trauerſpiel (Nr. 6) Maria Stuart ſelbſt zur Heldin; doch in der That fehlt dieſer Maria Stuart alles, was die dramatiſche Heldin macht, und hierin dürfte die Achillesferſe des Stücks zu ſuchen ſein. Es bedarf der That, ſei es auch der verbrecheriſchen That, die uns in ihrer Geneſis und ihren Folgen vorgeführt wird, um unſern Antheil dem Geſchick des dramatiſchen Helden zu ſichern. Am gefährlichſten aber iſt ein Schwanken der Neigungen, welches die dramatiſche Bewegung zu ſehr ins Innere verlegt; denn das bloße Seelengemälde iſt kein Drama. Maria Stuart, die von Darnley zu Bothwell mit ihrer Liebe übergeht, erſcheint doch nur als eine wandelbare Schönheit, mag immerhin der Dichter ihre Liebesbedürftigkeit, ihr Ungenügen, ja ſelbſt ihre Berechtigung dazu uns noch ſo warm ans Herz legen. Wir ſehen immer nur einen leichtmaskirten Wechſel der Empfindungen und es iſt ja auch bei den leichteſten Kindern Eva's der Fall, daß ſie ſo raſchen Wandel mit dem Suchen nach dem Rechten entſchuldigen und daß jede ſpätere Leidenſchaft die frühere Lügen ſtraft. Solche Charaktere ſind im Leben oft angenehm, aber ſie haben kein tragiſches Vollblut.

Den entſcheidenden Mittelpunkt des Dramas bildet die Kataſtrophe jener Pulvererploſion und die Ermordung Darnley's. Wie ſtellt ſich Maria zu dieſer That? Sie kann ihre geiſtige Miturheberin ſein, ſie kann ſich gegen dieſelbe zur Wehr ſetzen, ſie kann dieſelbe blos geſchehen laſſen. Unſer Dichter macht indeß die Sache verwickelter; er begnügt ſich nicht mit einer ſo einfachen dramatiſchen Frageſtellung. Maria, ſo ſehr ſie in Bothwell's Bann iſt, weigert ſich, ihre Zuſtimmung zur Ermordung Darnley's durch die Pulvererploſion zu geben, und will bleiben. Da begibt ſich das Unerwartete, daß Darnley ſelbſt, der, man erfährt nicht wie, von den Pulvertonnen im Keller Nachricht erhalten hat, mit Feuer herabſteigt, um Bothwell und Maria Stuart in die Luft zu ſprengen und die dienſtbaren Geiſter Bothwell's zu Boden ſtößt. Einer rafft ſich indeß auf, und bringt die Kunde von Darnley's böſer Abſicht, die ohne Zweifel gelungen wäre, wenn er nicht noch vor ſeiner die höchſte Eile heiſchenden That einen langen Monolog zu halten ſich gedrungen fühlte. Nachdem Bothwell dieſe Kunde erhalten, ſtellt er Maria die Alternative: Er oder ich; ſie entſcheidet ſich bei dieſer auf ihre einfachſte Formel zurückgeführten, wahrhaft brennenden Frage für Bothwell. Der Erkorene eilt ins Gewölbe, ſticht Darnley nieder und ſchließt den Act mit den Worten an die Genoſſen:

In einer Stunde laßt die Mine ſpringen!
Ich muß nach Edinburgh, zum Maskenball.

Uns erſcheint dieſe Verwickelung etwas verkünſtelt und äußerlich nicht genugſam motivirt, der prämeditirte Mord wird jetzt in einen Act der Nothwehr verwandelt, und wenn Maria, blos um nicht ſelbſt in die Luft geſprengt zu werden, ihre Zuſtimmung zu Darnley's Ermordung gibt, ſo wird das jedermann ſehr begreiflich finden, auch entſchuldigend für die Fürſtin, aber keineswegs als eine ſtarke dramatiſche Entſcheidung. Wozu die Liebesraſerei, der Wahnſinn der Leidenſchaft, der in der Scene zwiſchen ihr und Bothwell mit dramatiſcher Energie ausgeprägt iſt? Die halbe Schuld der Heldin iſt dramatiſch bedenklicher als die ganze. Dieſelbe Abſchwächung finden wir am Schluß des erſten Actes. Die Königin in eine ernſte Liebesleidenſchaft auch zu Rizzio zu verwickeln, erſchien dem Dichter mit Recht des Guten zu viel; er läßt daher uns nicht im Unklaren, daß Rizzio nicht der Rechte iſt für das liebesbedürftige Herz der Maria, während ſie ſelbſt den Gatten hierüber im Unklaren läßt und für ſich die Freiheit von jedes Zwanges Ketten verlangt. Dieſe Unklarheit hat die Folge, daß Darnley Rizzio am Schluß des erſten Actes ermorden läßt, mag Maria dann auch rufen: er iſt mir nichts; ſie hat die ſchlimmere Folge, daß dies in der Luft ſchwebende Verhältniß keine Theilnahme einflößt und daher die Ermordung Rizzio's als Schlußtableau nur einen grellen Eindruck macht.

Ein Fehler des Stoffs iſt es, daß die Handlung im letzten Act im Sande verläuft. Hier fehlt der große Zug — Bothwell verſchwindet, nachdem die Scene zwiſchen ihm und Maria einen ſtark niederſchlagenden Eindruck machte; die Verhandlungen Maria's mit dem rebelliſchen Vaſallen haben nur etwas Demüthigendes für die Heldin, und der tragiſche Abſchluß, die Gefangenſchaft auf Schloß Lochleven, wird als ſolcher nicht empfunden, da jedermann aus der Geſchichte und aus Schiller weiß, daß noch eine ſpätere Tragödie nachfolgte. Ludwig Schneegans hat, wie wir ſchon aus dem „Triſtan" dieſes Dichters ſehen, bei allen Schwächen der Compoſition Talent für den Ausdruck der Leidenſchaft und Gefühlsinnigkeit,

ähnlich wie Bettziech-Beta, ja eine gewiſſe Energie der Charakterzeichnung tritt in dieſer „Maria“ noch deutlicher hervor als im „Triſtan“. Namentlich ſtehen ſich die Charaktere von Darnley und Bothwell, jener mit ſeiner flackernden, dieſer mit ſeiner tiefen mächtigen Leidenſchaft in ſehr glücklichem Contraſt gegenüber, und namentlich die Geſtalt des Bothwell ſpricht für das Talent des Dichters; denn ſie hat einen dämoniſchen Zug, der mit großer Prägnanz herausgearbeitet iſt. Auch die ſchlichtere zarte Lady Bothwell, Lady Locleven, die unheimliche Eule vom Inſelſchloß, der alte Graf Lennox und der theologiſche Bußprediger Knox ſind ohne großen Aufwand von Zügen doch ſcharf gezeichnet, und Wendungen wie die folgende am Schluß des vierten Actes beweiſen, daß der Autor in epigrammatiſch knapper und dramatiſch ſchlaghafter Weiſe eine Situation zuſammenzufaſſen weiß. Da ruft Maria:

Ich folg' euch nach mit zwanzigtauſend Mann.
Zittert! Wer kämpft mit euch, ihr Thoren?

Und Lennox entgegnet:

Mehr
Als zwanzigtauſend, eine blut'ge Leiche.

Dagegen muß ſich der Dichter vor einer Art von Schwulſt hüten, die man als „abſtracten Schwulſt“ bezeichnen könnte und die ſich in den Schlußverſen der folgenden Rede findet:

Wer löſt ſo leicht die Räthſel meiner Seele?
Wer von euch weiß, ob ich ihn ſelber kenne,
Den Zauberſpruch, der mir den Frühling weckt?
Und liebt' ich ihn, dürft' ein Geſetz der Erde
Dem heil'gen Aufſchwung wehren des Gemüths?
Die höchſte Rückſicht wohnt im höchſten Streben,
Und dies mein Streben nach dem höchſten Gut
Fließt aus der reinſten Quelle meines Weſens.

Der dramatiſche Höhenpunkt des Stücks iſt die Scene zwiſchen Maria und Bothwell im dritten Act. Daß die Dichtung hier einen genialen, wild-leidenſchaftlichen Zug hat, mag die folgende Probe beweiſen:

Maria (ſich niederwerfend).
Erbarm' dich! Mir im Innerſten wohnt Grauſen;
Vor einem Schreckbild ſchaudert mein Entſetzen
Zurück, vor meinem eignen Bild, vor mir,
Wenn ich jetzt ginge. Ha! es grinſt mich an
Mit ſtierem Blick — Nein! dieſe Mörderlarve
Will ich nicht tragen.
(Sie ſteht wieder auf.)

Bothwell.
Weiber lieben ja
Veränderung in Gefühlen und in Tracht.

Maria.
Dein Hohn iſt machtlos gegen mein Entſetzen.
Wer biſt du, daß du nicht vor mir erſchräkſt,
Bot' ich zu dem Beginnen dir die Hand?

Bothwell.
Sie wollen nicht?

Maria.
Das? Nie!

Bothwell.
Sie wollen nicht?

Maria.
Schleudre mich vor die Füße deiner Mörder!
Spreng' mich mit deinem Pulver in die Luft!
Ich gehe nicht.
(Bothwell ſchließt ſie wild in ſeine Arme.)
Weh mir! Du willſt mich tödten?
Wohlan! ich trotze deiner Rache.

Bothwell.
Weib,
Faſt liebt' ich deine frevelmuth'ge Liebe.

Maria.
Du liebteſt? Zück' den Dolch! Mein letzter Seufzer
Haucht noch Triumph, wenn du mich liebſt.

Bothwell.
Maria,
Ein Sturm des Wahnſinns raſt mit mir von dannen.
Die wilden Mächte meiner glühnden Bruſt
Stürzen hervor und ſchmieden meine Arme
Um deinen Leib; verzehrendes Verlangen
Preßt deines Buſens Zucken an mein Herz!
Die Lippen müſſen ineinanderſchmelzen
Wie glühendes Metall . . .

Maria.
Ha! Das — iſt Liebe . . .
(Darnley tritt von beiden unbemerkt mit gezogenem Schwert und ein Leuchter tragend aus der Seitenthür rechts.)

Bothwell.
Maria, du biſt mein: dich hat im Kuſſe
Der Sturmwind meiner Seele angehaucht.
(Darnley ab durch die Mittelthür.)
Wer unter dieſem Flammenhauch geſchaudert,
Wer in den Abgrund blickte meiner Bruſt,
Iſt ewig, unzertrennlich mir verfallen,
Und wenn die Welt aus ihren Fugen ſtürzte,
Den Bann zu löſen.

Maria (ihn umſchlungen haltend).
Ewig — unzertrennlich.

Bothwell (ſie von ſich ſtoßend).
Jetzt geh zu Darnley, und verrathe mich!

7. Die Gräfin. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Hirſ. 1868. 8. 16 Ngr.

Die Heldin dieſes Stücks iſt die Gräfin Theda von Oſtfriesland, aus dem Geſchlecht der Cirkſena, welches nicht lange vor dem Beginn des Stücks, im Laufe des 15. Jahrhunderts, die übrigen Edeln des Landes zu Vaſallen herabgedrückt hat. Eine tüchtige Regentin, welche im Land und zur See Ordnung hält, iſt ſie zugleich eine ſo ſtolze eigenwillige Frau, daß ſie zuletzt ſich aus unbeugſamem Hochmuth in eine Niobe verwandelt, welche den Untergang ihrer Kinder ſelbſt herbeiführt und durch denſelben beſtraft wird.

Eine Niobe iſt gewiß eine tragiſche Geſtalt; doch in ihrem Hochmuth muß noch eine Größe liegen, eine Art von Berechtigung, durch die er mit menſchlichen Empfindungen oder wenigſtens mit Intereſſen von Gewicht zuſammenhängt. Wir begreifen daher vollkommen, daß die „Gräfin“ ihren übermüthigen Vaſallen mit der Peitſche droht, ſo unweiblich dies ſein mag; wir begreifen auch, daß ſie einem nicht ganz ebenbürtigen Edelmann, den ſie als tüchtigen Dienſtmann zur Ausfegung der Seeräuber benutzt, nicht die Hand der einen Tochter geben will; denn die Intereſſen einer jungen Herrſcherfamilie verlangen ſcharfe Abgrenzung gegen ein früher gleichſtehendes Element.

Doch wenn sie dem ebenbürtigen Grafen von Oldenburg, dem besiegten Feind, dessen Freundschaft ihrem Lande wünschenswerth ist, die Hand der jüngern Tochter verweigert, weil sie sich darauf capricirt, daß die ältere besser für ihn paßt: so tritt hier die Caprice, der Eigensinn als entscheidendes dramatisches Motiv auf, und hier hört das tragische Interesse auf, das einen Helden selbst bis in die starrste Einseitigkeit, bis in das Verbrechen folgen kann, vorausgesetzt, daß die Energie in Verfolgung eines bestimmten Zwecks uns mit fortreißt. Hier mußte der Dichter ein mit dem Interesse der aufstrebenden Herrscherfamilie zusammenfallendes Motiv unterbreiten, wenn sich unser Antheil nicht zersplittern und abschwächen sollte. Kindermord aus einer großen Leidenschaft macht die Medea zur tragischen Heldin, doch purer Eigensinn ist ein Lustspielmotiv, und wenn die tyrannische Mutter so ihre Kinder alle zu Grunde richtet, so sind wir kaum in der Stimmung, mit dem ehrwürdigen Hero Mauritz, dem Schlußchor der Tragödie, auszurufen:

Du stehst
Auf deiner Kinder Leichen, Theda, Theda! —
Geschieht ein Wunder? Wird dein Auge naß?
Du brauchst dich dieser Thräne nicht zu schämen:
Sie söhnt dich, Schwester, mit der Menschheit aus!

Herb und schroff, wie die Fabel, ist die Behandlungsweise des Dichters, aber in dieser Weise prägt sich ein tüchtiges Talent aus. Es ist Kraft und Mark in den Gestalten, Bestimmtheit und Knappheit im Ausdruck; ein frisches, realistisches Leben entrollt sich auf der Bühne. Diese friesischen Helden, die nebenbei etwas Seeräuberei treiben, sind in ihren Gelagen und Verschwörungen mit köstlichem Humor geschildert; Gerd von der Heide ist ein solches Juwel eines Raubritters, der auch auf Frauenschönheit freibeutert. Mit noch stärkern Strichen ist Christoph von Oldenburg als ein Vollblutshumorist geschildert, der uns ohne Aufdringlichkeit an ähnliche Charaktere Shakspeare's erinnert. Auch die beiden Mädchen, die entschlossene Almuth, die zarte Gela, sind in ansprechendem Contrast nebeneinandergestellt. Die Sprache hat epigrammatische Schärfe, originelle und nicht übertriebene Bildlichkeit und treffende Localfärbung; nur die Jamben haben, durch häufige Spondeen in den letzten Füßen, etwas Choliambisches. Den kernhaften Ton des Dichters möge das folgende Seeräuberlied bezeichnen:

Zu Lande sind wir arme Leute,
Der Büttel treibt uns vor sich her;
Elende Sklaven sind wir heute,
Doch Könige morgen auf dem Meer.
Chor: Stoßet an!
Mann für Mann!
Drauf und dran!

Wenn wir auf freier Woge rollen,
Dann ist uns alles unterthan.
Uns muß die ganze Erde zollen,
Uns zinst der weite Ocean!
Chor: Stoßet an! u. s. w.

Wir kleiden uns in englisch Laken
Und schwere Seid' aus Genua.
Die Rechnung schreibt der Enterhaken,
Und wir quittiren mit Hurrah!
Chor: Stoßet an! u. s. w.

Ein kräftig Bier, will dir es schmecken?
Und mundet dir ein feur'ger Wein?
Uns müssen alle Länder decken!
Uns schenken alle Länder ein!
Chor: Stoßet an! u. s. w.

Wie lebt man lustig, ohnegleichen
Mit Störtebeker auf der See!
Wenn lustig unsre Schädel bleichen,
Thut uns schon längst kein Zahn mehr weh!
Chor: Stoßet an! u. s. w.

Alle diese Dichter, die wir jetzt die Revue passiren ließen, haben unleugbar Talent; es sind in allen diesen Dramen Situationen von dramatischer Kraft, bedeutender als vieles, was uns in beliebten Bühnenstücken vorgespielt wird. Der Reichthum deutschen Geistes spricht aus solcher Production. Gleichwol glauben wir kaum, daß eins derselben die Bretter gewinnen wird; es fehlt ihnen wenig, aber das wenige ist viel — taktvolle Beschränkung, Entgegenkommen gegen die Anforderungen der Bühne, die wol in allen äußerlich gewahrt, aber nicht in ihren wahren Wirkungen erfaßt sind, und die Wahl sympathischer oder abgeschlossener Stoffe. **Rudolf Gottschall.**

Musikalische Revue.

1. Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Künstler- und Menschenleben. Von Elise Polko. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein literarisches Weihopfer für die Manen des dahingeschiedenen Tonmeisters, in jener anmuthenden Weise dargebracht, welche den Schriften der Verfasserin eine so bedeutende Anziehungskraft auf weibliche Gemüther verschafft, gleichsam eine Art von Phantasie über die liebenswerthesten Motive des in so hellem Glanze strahlenden Lebenslaufs des Gefeierten, gewidmet der Familie Mendelssohn's. Die Verfasserin sagt im Vorwort:

Es ist das Glockengeläute der Erinnerung, das heute meine Seele durchzieht, unter dem Klingen und Singen nehme ich die Feder in die Hand, um dies kleine Buch zu schreiben. Eine Frau ist es, die hier von dem großen Hingegangenen redet, Frauenaugen und Frauenhände sind es, die zum ersten male ihn zu zeichnen versuchen. Wir sind aber und wollen keine Historienmalerinnen sein, wir sind Miniaturmalerinnen, wir wollen keine Fresken entwerfen in großem Stil, wir zeichnen meist mit Silberstift skizzenhaft oder malen auf Elfenbein, aber man ist gezwungen uns nachzurühmen, daß es uns trotzdem gelänge, die feinsten Züge eines Kopfes festzuhalten, die leisesten Schatten, die zartesten Linien wiederzugeben. Für prima gemalte Porträts in Lebensgröße hat gar manches Zimmer keinen passenden Raum; ein kleines Skizzenblatt, ein Medaillonbild findet dagegen überall sein Plätzchen, wie etwa eine Blume zwischen den Blättern eines Gebet- oder Liederbuchs, als Erinnerung an eine schöne Sommerzeit, wo sie eben blühte. Und mehr soll auch dies Buch nicht sein.

Der erste Abschnitt führt das Jugendleben Mendelssohn's vor, dessen einzelne Stationen (Moscheles in Berlin, 1824; Das Aelternhaus; Reise nach Paris, 1825; nach London, 1829; italienische Reise, 1830—32; Rück-

kehr nach Berlin) uns einen Blick in jene durch die Harmonie des Daseins beglückten Kreise thun lassen, deren Wesen der Charakter der Mendelssohn'schen Musik so sehr entspricht.

Der zweite Abschnitt geleitet den Leser nach Düsseldorf:

Einen wärmern, günstigern Boden für die rasche Entfaltung seines künstlerischen Selbst hätte Mendelssohn doch wol an keinem Orte der Welt finden können als in dem damaligen Düsseldorf. Ob wol die Zauberblüte sich so strahlend erschlossen haben würde, wenn sie hätte auf anderer Erde wachsen müssen? Diese unausgesetzte Anregung, diese Wechselwirkung, dieses innige Zusammensein mit den bedeutendsten Menschen mußten ja wie zeitigende Lichtstrahlen wirken. Aber das alte traurige Lied heißt:

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn —

Und so fand denn auch das düsseldorfer Leben Mendelssohn's seinen Abschluß viel früher, als man es erwarten durfte, in seiner Berufung nach Leipzig als Dirigent der Gewandhausconcerte. Sebastian Bach's geliebte Lindenstadt wurde die zweite Heimat seines glühendsten Bewunderers.

Man weiß, wie schnell Mendelssohn zum bevorzugten Liebling des leipziger musikalischen Publikums sich aufschwang. Frau Polko, als geborene Leipzigerin, ist eine begeisterte Interpretin dieser Zuneigung, und mit Herzenswärme folgt sie dem Meister in ihrer Darstellung nach den verschiedenen Stätten seines Ruhms, nach Düsseldorf, nach Frankfurt, nach Berlin, nach London, eine Menge hübscher Züge und anmuthiger Details mit einwebend. Besonders für London hatte Mendelssohn viel Vorliebe, wie auch den conservativen Engländern der Geist seiner Musik sehr zusagte, während ihm Paris antipathisch war. Auf der Rückkehr von Paris soll Mendelssohn einst ein kleines Abenteuer passirt sein, das wir wörtlich der Verfasserin nacherzählen, um eine Anschauung von ihrer Darstellung zu geben:

Und von Paris kam er eines Tags, um nach Aachen zu gehen, wo man ihn erwartete, als man in Herbesthal, jener kleinen Grenzstation, plötzlich nach dem Paß des Reisenden fragte. Mendelssohn hatte keinen Paß. „Ich bin Mendelssohn!" antwortete er einfach dem grimmigen Paßrevisor, der im Vollgefühl seines Rechts ihm entgegentrat. — „Mendelssohn!" wiederholte der Vollstrecker des Gesetzes, „da weiß ich ebenso wenig als vorher. Den Paß brauche ich." — „Nun, ich bin der Kapellmeister Mendelssohn oder meinetwegen General-Musikdirector des Königs von Preußen!" — „Das kann jeder sagen! Sie müssen hier bleiben!" Und da half kein Widerstreben, der Herr General-Musikdirector mußte wirklich in dem kleinen Herbesthal bleiben, und zwar an einem trüben Regentage, wie ein Augenzeuge des ganzen Vorfalls erzählt. Telegraphenstangen waren damals noch nicht aufgerichtet, und so begnügte sich Mendelssohn, einige Zeilen nach Aachen dem Eisenbahn-Zugführer mitzugeben, an einen dortigen Freund, die denselben baten, schleunigst herbeizukommen, um einen gefangenen Musikanten zu recognosciren und zu erlösen. Er schlug mittlerweile sein Quartier geduldig in dem ersten Hotel des Städtchens auf und fand daselbst ein gar melancholisches Asyl mit rothgeblumten Gardinen, nebst einem wüsten Saal voll kaltem Tabacksparfum. Staunend schauten Hausknecht und Magd auf den seinen Gast ohne Koffer, der sich so still zurückzog und nicht daran zu denken schien, das Haus durch unaufhörliches Klingeln von seinem Dasein in Kenntniß zu setzen. Bis zum nächsten Zuge war's noch lange hin. Der Regen plätscherte ununterbrochen nieder und der Marktplatz von Herbesthal sah selbst bei schönem Wetter bei weitem nicht so interessant aus wie die Linden in Berlin. So recht stillvergnügt sickerten die Tropfen durch die Blätter des alten Kastanienbaums vor dem Hause auf den Boden herab und sammelten sich zu einem dunkeln Teich, der abwechselnd für Gänse, Hunde und Kinder ein Gegenstand lebhaften Interesses wurde, indem sie in verschiedener Weise seine Tiefe zu untersuchen sich mühten; drüben vor der Schmiede stand ein lebensmüder, ausgedienter Gaul und ließ sich mit einer bewunderungswürdigen Geduld beregnen, ohne sich zu rühren. Dann und wann lief eine hochgeschürzte Magd in Holzschuhen vorüber, ein Fuhrmann im blauen Kittel schwankte daher: das war die Aussicht, deren sich der Componist des „Paulus" an jenem Tage aus dem Gasthofsfenster zu Herbesthal erfreute. Da klangen plötzlich aus geringer Entfernung die Töne eines alten Klaviers zu ihm herüber, zwar gedämpfte aber doch reine Töne, und eine liebliche Mädchenstimme setzte ein:

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort.

Wohin war der Regentag und ganz Herbesthal? Das war Sonnenschein, der jetzt hell und warm das arme Zimmer füllte! Die Fluren des Ganges breiteten sich aus, wo es, wie Heinrich Heine versichert, fromme und kluge Gazellen gibt, wo die Veilchen kichern und kosen und die Rosen sich duftende Märchen erzählen. Die kleine Sängerin ahnte freilich nicht, wer da auf den Flügeln ihres Gesangs mit auf- und davonflog. Ob sie noch lebt, ich weiß es nicht, aber ich hätte wol von ihr selber erzählen hören mögen, wie ihr zu Muthe gewesen, als der Componist des reizenden Liedes ihr darauf freundlichen Dank brachte für ihren kunstlos anmuthigen Gesang, und wie nachher seine Freunde von Aachen herüberkamen, um ihn im Triumph einzuholen und fortzuführen, und wie er sich zum Abschied noch einmal an das alte unscheinbare Klavier setzte und in Gegenwart des ganzen staunenden Hauses phantasirte über das Thema: „Auf Flügeln des Gesanges." Draußen regnete es noch immer — das blonde Wirthstöchterlein aber, das, schüchtern in eine Fensternische gedrückt, kein Auge von dem Spieler verwandte, sah in den blauen Himmel hinein, und wenn sie später, Gott weiß in welchen Sorgen und Mühen eines Alltagslebens, an jenen Tag zurückgedacht, hat sie sicherlich immer ein Stückchen leuchtenden Blaus über ihrem Haupte gesehen.

Den Beschluß macht Geibel's Gedicht auf Mendelssohn's Tod. Den Anhang bilden einige bisher ungedruckte Briefe desselben an die Maler Hildebrandt und Wilhelm von Schadow sowie an die Sängerin Sophie Schloß.

2. Gedanken über Tonkunst und Tonkünstler. Von F. Ritter von Hentl. Wien, Hilberg. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Welche Gründe den Verfasser, der unter dem Namen Friedrich Dornau einige belletristische Schriften herausgegeben hat, veranlaßt haben mögen, sich auch auf dem musikalisch-ästhetischen Felde zu versuchen, ist uns unbekannt. Indeß glaubt ja bekanntlich fast jeder literarisch oder nicht literarisch Gebildete, über Musik mitsprechen zu können. Glücklicherweise sind es nicht die Aesthetiker und musikalischen Literaten, welche die Tonkunst machen, sondern die schöpferischen Componisten. Wäre es nach den musikalischen Aesthetikern gegangen, kein Gluck, kein Mozart, kein Beethoven hätte aufzukommen vermocht. Darum ist es an und für sich auch höchst gleichgültig, was für subjective Anschauungen irgendein Kunstfreund veröffentlicht. Speciell ist übrigens vorliegende Schrift, die einer vorzüglichen äußerlichen Ausstattung sich erfreut, wider die sogenannte „neue Schule" gerichtet, gegen welche namentlich der „objective Stil" Mozart's vielfach ins Feld geführt wird. Dieser objective Stil besteht indeß im wesentlichen darin, daß Mozart's Instrumentalmusik eben ein Uebergangsstadium bildet zu den stärkern Accenten und ausgebildetern Formen seines Nachfolgers. Hätte Mozart länger gelebt, so konnte es leicht kommen, daß

dieser sein sogenannter Stil eine Physiognomie angenommen hätte, die den Aesthetikern die beliebte Ausflucht ihres alleinseligmachenden Dogmas entzog. Es versteht sich von selbst, daß eine Schrift, die blos abwehrend sich verhält und von keinen eigenen schöpferischen Ideen getragen wird, nur bereits früher tausendmal Gesagtes vorzubringen im Stande ist, mag auch die Form, in der es geschieht, wie hier, eine ganz ansprechende sein. Musikalische Kenntnisse treten darin nirgends zu Tage.

Den Inhalt bildet zuvörderst eine Einleitung, in welcher der Verfasser seiner Polemik gegen die Erzeugnisse der „neuen Schule" Raum gibt. Auf S. 6 heißt es:

Nur wenige sind im Besitze jener allgemeinen harmonischen Bildung, welche die Schönheit in ihrer hohen Selbständigkeit zu erfassen verstehen; die wenigsten suchen in der Kunst eine Erhebung über sich selbst und die sie bewegenden Leidenschaften, sondern nur eine Spiegelung des eigenen Innern und seiner augenblicklichen Bedürfnisse.

Das klingt allerdings nach etwas, bedeutet aber, auf die Musik angewandt, nichts Reelles. Von Mozart's Instrumentalcomposition wirken nur noch diejenigen Stellen, wo er tiefere Saiten anzuschlagen sich die Mühe gibt. Die Ansprüche sowol an Form wie an Inhalt haben sich in den siebzig Jahren seit Mozart's Tod gänzlich geändert. Niemand leugnet mehr den oft sehr banalen Inhalt der Mozart'schen Schablonenmusik, und Hrn. von Hentl geht es wie so manchem Musikästhetiker, der, ohne specielle Kenntnisse nur nach allgemeinen Theoremen urtheilend, Schönheit und Unbedeutendheit verwechselt:

In Uebergangsepochen, in welchen die Ausscheidung der unzeitgemäßen Anschauungen zwar bereits vollzogen, die neue Welt aber noch nicht in fester Form an das Tageslicht getreten ist, liegt die Gefahr am nächsten, daß die in der Aufregung des Uebergangsprocesses befangenen Geister den Ausdruck des Kampfes für das Höchste halten und der Willkür einer die Form verleugnenden dithyrambischen Phantasie ihre ganze Liebe entgegenbringen. In einer solchen Zeit leben wir, und in der Tonkunst treten die bemerkten Erscheinungen am grellsten zu Tage.

Um die Formen der Instrumentalmusik der „neuen Schule" kümmern wir uns allerdings blutwenig. Wir halten es mit den Formen der großen Symphonie, ohne deswegen der geringern Form der Orchesterphantasie ihre eventuelle Berechtigung irgendwie abzuerkennen. Die Instrumentalgestaltungen des vorigen Jahrhunderts sind aber blos als Ausgangspunkte zu betrachten, deren Erweiterung und Ausbildung mit dem wachsenden Inhalte gegeben war.

Nach der Einleitung folgt auf S. 11—149 eine Sammlung von elf Abhandlungen. Die erste: „Poesie in der Tonkunst", setzt den Kampf gegen die „neue Schule" fort:

Das Bedürfniß geistigen Aufschwungs ist in der Gegenwart so stark, daß darin eine Ermuthigung für zeugungsschwache Musiker liegt, die Kunst musikalischen Schaffens durch sogenannte geistige Intentionen ersetzen zu wollen. Bei der Reichhaltigkeit der aufs höchste gesteigerten musikalischen Ausdrucksmittel läßt sich um solche Erzeugnisse leicht der Nimbus einer höhern geistigen Bedeutung ausbreiten und sie musikalisch unreifen Köpfen als geniale Schöpfungen aufdrängen.... Das deutsche Volk, das allein Tondichter zu erzeugen vermochte, ist auch allein fähig, ihren innersten Werth vollkommen zu erfassen. Da jedoch das lebende Geschlecht weniger die Erhebung zu den sonnigen Höhen des Ideals, unter welchen die moralischen Gewitter als gebändigte Unholde gefesselt liegen, als die Vertiefung in die dunkeln Geheimnisse des Daseins liebt, so verfällt es auch am leichtesten der Verkennung des wahrhaft Schönen in der Kunst, und ein dem krankhaften Bedürfnisse entsprechender Gedankeninhalt, durch Programme gestützt, genügt den Anhängern dieser falschen Richtung, um Werke, die man kaum als musikalische erkennen würde, wenn sie nicht durch musikalische Mittel ausgeführt wären, mit einem Nimbus zu umgeben, zu dem die Schar geistig unmündiger Nachbeter verblüfft emporblickt. Eine solche Erscheinung war nur in Deutschland möglich; nur hier konnte Berlioz' aufgeblühte Scheingröße so willfährige Aufnahme finden, und auch die Ueberschätzung des allerdings bedeutsamern Richard Wagner war nur in Deutschland möglich u. s. w.

Der zweite kurze Aufsatz heißt: „Die Mozart'sche und die Beethoven'sche Melodie." Mozart's Melodie gleicht, nach dem Verfasser, einer Blume, Beethoven's einem niederstürzenden Katarakt u. s. w.:

Beethoven's Melodie brauchte Bette, die geeignet waren, Ströme aufzunehmen, und so lange sein Genie noch ungehemmt wirkte, hat es die Ufer mitgeschaffen, die den Strom hinderten, in das Schrankenlose hinauszudrängen. In seinen letzten Werken war dies nicht immer der Fall, und so wurde der große Meister Anlaß und Deckung für jene schwere Versündigung, die in neuester Zeit an der echten musikalischen Schönheit oft so rücksichtslos geübt wird und bis zur gänzlichen Verleugnung der Melodie führt.

Der dritte Artikel führt die Ueberschrift: „Geistliche Musik"; der vierte und bei weitem längste behandelt die „Dramatische Musik seit Gluck". Einen komischen Irrthum enthält die Angabe, daß am 18. Mai 1799 die erste Vorstellung der „Iphigenie auf Tauris" von Gluck stattgefunden hätte. Die nächsten Aufsätze sind Parallelen: „Johann Sebastian Bach und Joseph Haydn"; „Rafael und Mozart" (auch Mozart's Gestalt war einnehmend, meint der Verfasser, während das Gegentheil bekannt ist); „Händel und Beethoven"; „Mendelssohn und Schumann". Dann folgt „Schubert". Von des letztern Instrumentalcomposition hat der Verfasser einen sehr geringen Begriff: „Der große Tonlyriker, der aus seiner genialen Persönlichkeit heraus das Lied zu einer selbständigen Welt menschlichen Denkens und Fühlens gestaltet hat, konnte in den Formen der Instrumentalmusik mit all dem Zauber ausdrucksvollster Melodik, der ihm zu Gebote steht und so reich in seinen Liedern fließt, keine wahrhaft befriedigende Wirkung hervorbringen" u. s. w. Schubert's große C-dur-Symphonie scheint der Verfasser nicht zu kennen, wie überhaupt nichts in der Schrift uns die Ueberzeugung gewährt, daß Hr. von Hentl die Gegenstände, über die er schreibt, auch wirklich gehört hat.

Den Beschluß bildet: „Die Lehre vom Fortschritt in der Kunst." Man kann sich nach dem angegebenen Standpunkte des Verfassers (dem Beethoven die Formen nicht immer künstlerisch zu beherrschen und organisch zu begrenzen vermag) einen Begriff machen, was er davon denkt. Die ganze Polemik ist allerdings eigentlich nur gegen die Liszt'sche Schule gerichtet. Indeß sind, ganz abgesehen von dieser, in der Instrumentalmusik durch Vertiefung der Formen und der idealen Charakteristik noch mächtige Fortschritte nicht unmöglich, sondern nothwendig; freilich lauter Dinge, die außerhalb des Gesichtskreises unproductiver Geister liegen. „Grau ist alle Theorie" — dies Wort des großen Altmeisters sollten unsere Aesthetiker nie vergessen.

Die Schrift des Hrn. von Hentl paßt recht für ästhetisirende Damen.

3. Beethoven's neue Briefe. Nebst einigen ungedruckten Gelegenheitscompositionen und Auszügen aus seinem Tagebuch und seiner Lektüre. Herausgegeben von Ludwig Nohl. Stuttgart, Cotta. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Kein Tonsetzer hat der musikalischen Literatur so häufig zum Gegenstande für größere oder kleinere Monographien dienen müssen wie Beethoven sein Leben und seine Leistungen. Steht er doch der Neuzeit am nächsten und drängte durch seine Instrumentalschöpfungen seine Vorgänger weit in den Hintergrund. Trotzdem wüßten wir keine einzige in das einzelne eingehende kritische Würdigung von des Meisters Schaffen zu nennen, welche höhern Ansprüchen genügte. Die neuesten derartigen Versuche sind im überschwenglichen Stil gehalten und entbehren der Weihe derjenigen Erkenntniß, welche sich auf eigene originale Schaffungskraft gründet.

Eine frühere Sammlung Beethoven'scher Briefe von Ludwig Nohl haben wir bereits in d. Bl. besprochen. Ueber die gegenwärtige äußert sich der Herausgeber in seinem Vorwort folgendermaßen:

Die nachstehende neue Sammlung von Briefen und andern Schriftstücken Beethoven's ist der Hauptsache nach Resultat früherer Forschungen am Nieder- und Oberrhein und einer kürzlich ausgeführten Rundreise über Wien, Prag, Dresden nach Berlin, Leipzig, Weimar, Kassel, Frankfurt a. M. Daß derselbe für sich selbständig der Oeffentlichkeit übergeben wird, anstatt, wie sonst üblich, der ersten vor zwei Jahren erschienenen Sammlung bei Gelegenheit einer neuen Auflage einverleibt zu werden, geschieht zu dem rein praktischen Zwecke, damit die Besitzer jener Ausgabe in dem natürlichen Wunsche, eine möglichst vollständige Sammlung dieser Briefe zu haben, nicht genöthigt sind, die erste Sammlung noch einmal mitzuerwerben. Daß aber auch diese neue Sammlung ein durchaus selbständiges Interesse in Anspruch nehmen darf und mit der ersten auf völlig gleicher Höhe des Werthes steht, darüber gibt schon ein kurzer Blick auf ihren Inhalt genügenden Aufschluß.

Nohl gesteht zu, daß ein großer Theil der Briefe blos Gleichgültiges enthält und manches, was zwar nicht die Langeweile, aber das Gefühl des Un- und gar Widerwillens zu erregen vermag:

Allein es siegte die Ueberzeugung, daß der ganze Werth und die Besonderheit eines Menschen nur dann deutlich hervortreten, wenn man ihn in seinen wirklichen Verhältnissen enthüllt, daß also auch die wahre Größe eines Mannes sich erst dann darstellt, wenn man sieht, was er zu überwinden hatte, um groß zu sein, um groß zu werden.... So habe ich denn ohne jede fremde Rücksicht, ohne jeden falschen Anstand auch hier die Sache gegeben wie sie ist, im Bewußtsein, daß nur der concreteste und selbst crasseste Realismus uns die wahre Idealität, die wahre sittliche Größe begreifen lehrt. Und wer nun, ohne stets am Einzelnen und Gemeinen sich zu stoßen, die ganze Sache ins Auge faßt und den Beethoven sucht, der aus den Tiefen seiner edeln Natur heraus über jede Unbill des Lebens, über Unart und Widerwärtigkeit seiner Umgebung Herr zu werden strebt, um sich zu den höchsten Höhen der Kunst, zu den edeln Zielen unsers Geschlechts aufzuschwingen; wer in diesem Sinne, in dieser Anschauung die buntwechselnde und scheinbar unzusammenhängende Reihe der nachstehenden Briefe, unbeirrt auch von der oft wahrhaft komischen Unbehülflichkeit ihres Stils, nach ihrem eigentlichen Gehalt sich aneignet, der wird in lebhafter Erkenntniß der besondern Größe dieses Mannes gern beistimmen, daß das herrliche Wort, das Goethe von Beethoven's Geistesbruder Schiller sang:

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine! —

in gleicher Weise von Beethoven und zwar obendrein in einem ganz besondern Sinne gilt.

Die Sammlung enthält über 300 Briefe und Briefchen, bei weitem die meisten aus dem zweiten und dritten Jahrzehnt. Die größte Zahl ist an Beethoven's, Schüller, den Erzherzog Rudolf, an seinen Bruder Johann, der seine Geschäfte besorgte, an Frau Streicher, zu der er in seinen häuslichen Nöthen Zuflucht nahm, und an verschiedene Musikverleger gerichtet. Die Briefe an den Erzherzog, den er doch gegen andere beschuldigt, „ihn beinahe an den Bettelstab gebracht zu haben", athmen die größte Anhänglichkeit an den Prinzen, und legen zugleich Zeugniß ab, wie oft Beethoven die Lectionen bei demselben zu schwänzen suchte.

Der Schacher mit seinem letzten Werke an die verschiedenen sich darum bewerbenden Verleger ist seltsam genug. Fünf verschiedenen Verlegern hatte er die große Messe in D zugesagt, darunter auch Peters in Leipzig, welcher ihn indeß dadurch sehr kränkte, daß er ihm seine Bagatelle op. 126, für die Beethoven per Bogen 8 Dukaten forderte, mit der Bemerkung zurücksandte: er halte sie des Preises für unwerth und Beethoven sollte es unter seiner Würde halten, die Zeit mit solchen Kleinigkeiten, wie sie jeder machen könnte, zu verbringen.

Spaßhaft ist der Vorfall mit einem Copisten. Derselbe schickte die ihm übergebenen Noten, da er bis zur bestimmten Zeit nicht fertig zu werden im Stande sei, nebst den bereits vollendeten zurück, bedankte sich für die ihm zutheil gewordene Ehre und wollte die Aeußerungen Beethoven's gegen ihn auf Rechnung einer bloßen Gemüthsaufwallung setzen. Tröstend für ihn sei nur die feste Ueberzeugung, daß es Mozart und Haydn, falls sie bei Beethoven Copistendienste geleistet hätten, auch nicht besser gegangen wäre. Er gehöre nicht zu jenen gemeinen Copiatur-Subjecten, die selbst bei sklavischer Behandlung sich glücklich priesen, ihre Existenz behaupten zu können. Darob gerieth Beethoven in eine komische Wuth und schrieb unmittelbar unter den Brief: „Mit einem solchen Lumpenkerl, der einem das Geld abstiehlt, wird man noch Complimente machen, statt dessen zieht man ihn bei seinen eselhaften Ohren." Auf der andern Seite: „Schreib-Sudler! Dummer Kerl! Corrigiren Sie ihre durch Unwissenheit, Uebermuth, Eigendünkel und Dummheit gemachten Fehler, dies schickt sich besser, als mich belehren zu wollen; denn das ist gerade, als wenn die Sau die Minerva lehren wollte." Am Rande rechts: „Mozart und Haydn erzeigen Sie die Ehre, ihrer nicht zu erwähnen." Links: „Es war schon gestern und noch früher beschlossen, Sie nicht mehr für mich schreiben zu machen." Dann nochmals auf der ersten Seite der ganze Brief kreuzweis durchstrichen: „Dummer Kerl, eingebildeter eselhafter Kerl!"

Ein tieferes geistiges Interesse vermögen diese Briefe nicht für sich in Anspruch zu nehmen. Die Gelegenheitecompositionen: einige Kanons, die Lobkowitz-Cantate, sind unbedeutend.

4. Die Meistersänger von Nürnberg. Ein Versuch zur Einführung in die gleichnamige Dichtung Richard Wagner's. Von Franz Müller. München, Kaiser. 1868. Lex.-8. Jede Lieferung 15 Ngr.

Franz Müller ist bekanntlich officieller Commentator der Wagner'schen Operntexte und hat als solcher bereits

mehrere der vorliegenden ähnliche Schriften veröffentlicht. Die erste Lieferung derselben ist dazu bestimmt, uns auf den Boden zu führen, wo Richard Wagner's neueste Oper sich bewegt. Zuvörderst wird der Uebergang vom Minnegesang zum Meistergesang geschildert und die Natur des letztern, die Schulordnung und die Tabulatur auseinandergesetzt, wobei Wagenseil's Darstellung zur Richtschnur diente:

Die vormalige leichte und kräftige, ja kühne Beweglichkeit des Gesangs, der mit dem reichen Inhalt die Anmuth und Schönheit der Form paarte, machte der Bedächtigkeit und Schwerfälligkeit des bürgerlichen Elements, der weitere Gesichtskreis dem engern nach Inhalt und Stoff Platz. Die mit ängstlicher Pietät festgehaltene Form, welche der Hauch des Geistes nicht mehr beseelte, wurde starrer und verknöcherter und zum leeren Gefäß eines übermäßigen Pedantismus, welcher nicht wog, sondern zählte, das Maß, aber nicht mehr das Gewicht hatte. Mit dem Erstarken des Zunftwesens hob sich der Geist der Zünfte namentlich auch in dem Sinne, daß sie, an und für sich einen gemeinsamen Zweck verfolgend, ihre Mitglieder zu innigerm Zusammensein und Zusammenhalte vereinten. Diese Zünfte und Genossenschaften waren es, die sich zum Hüter und Pfleger jener Ueberlieferungen machten, das Verknüpfungsband, so lose es auch, festhielten, zu Ehren, zur Aufrechthaltung der Kunst, die sie in ihrer „ehrbaren" Weise ausübten.... So flüchteten nach des Tages Arbeit und Mühe sich die Handwerker, die höhern oder niedern, an den Busen der „heitern Kunst", der holden, der freilich nicht die alte Jugend und Wärme ausstrahlte, und nannten ihre Sangeskunst die „holdselige".... Den Vorstand der Genossenschaft oder Gesellschaft bildeten: 1) die Merker, in Nürnberg gemeiniglich vier, anderwärts meist drei an der Zahl, der älteste: der Merkmeister; 2) die Kramermeister; 3) die Büchsenmeister (Kassirer); 4) der Schlüsselmeister (Verwalter). Das wichtige Amt der Merker war, die beim Gesang begangenen Fehler sorgfältig zu notiren, zu „merken", und am Schluß ihr Urtheil über die Leistung der Sänger abzugeben. Sie waren hauptsächlich die Vertreter der Kunst, die andern die Vertreter des Geschäfts. Es lag ihnen aber auch die Wahrung der Ordnung in der Gesellschaft ob.... Das Rathhaus, auch ein Gasthaus oder die Herberge („Zeche") und die Kirche waren die Versammlungsorte.... Die Abhaltung einer Singschule lassen einige Tage vorher die Merker durch den jüngsten Meister ansagen. Kein Mitglied der Gesellschaft darf ohne Entschuldigung durch den Umsager wegbleiben.... Die öffentliche Anzeige des Singschultags geschieht mittels vier oder fünf in der Stadt öffentlich aufgehängter Tafeln, deren drei an verschiedenen Stöcken des großen Marktes, die vierte an dem äußern Thore, durch das man zu der Katharinenkirche geht, angebracht sind.... Vor der offenen Kirchthür steht ein Meistersinger mit einer Büchse, in welche die Theilnehmer nach Belieben einlegen. Von den gesammelten Gaben werden die Kosten für das aufgerichtete Gemerk bestritten und die „Gewinnungen" gewährt. Nun beginnt das „Freisingen", bei dem sich hören lassen durfte wer wollte, auch ein Fremder. Es wurde dabei aber nicht „gemerkt" und außer dem Ruhm war sonst nichts zu gewinnen. Dem Freisingen, welches mit einem von sämmtlichen Meistern gesungenen Liede geschlossen wird, folgt das Hauptsingen. In diesem wird nichts geduldet, als was aus der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments componirt ist, und muß der Singer allezeit vor dem Anfange Buch und Kapitel anzeigen, woraus sein Lied gedichtet ist.

Das Ganze eines Meistergesangs hieß Bar. „Festzuhalten ist, daß die Meistersänger ihre Gedichte stets sangen, nicht sprachen, daß bei ihnen Wort und Ton vermählt waren." (Die abgedruckten Beispiele sind höchst unerquicklich.) Wir wollen den Leser nicht mit den Details der Tabulatur behelligen; wer sich dafür interessirt, nun — der weiß es eben schon.

Die zweite Lieferung enthält den commentirten Text Richard Wagner's: „Zu der Zeit, wo das raschgehende Herz, der drängende Geist des Jünglings-Mannes, Richard Wagner strömten", beginnt der Verfasser. An solchen schwülstigen, man kann wol sagen, unverständlichen Phrasen fehlt es auch im weitern Verlaufe nicht. Den Humor Wagner's erlauben wir uns übrigens auch nach dem vorliegenden Texte zu bezweifeln. Den Inhalt desselben kennen unsere Leser aus den Berichten der Blätter zur Genüge.

Die dritte Lieferung wird die Musik abhandeln. Wir können die sich dafür Interessirenden nur einfach auf das Buch Müller's verweisen.

Novellen von Josef Rank.

Stein-Nelken. Bilder aus dem Stadt- und Volksleben von Josef Rank. Leipzig, Weber. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Gabe anmuthiger Erzählung besitzt der Verfasser in hohem Grade. Was er mittheilt, scheint großentheils ein von ihm oder Freunden Erfahrenes zu sein, aber er verbreitet darüber ein so ungewöhnliches Licht der Poesie, daß wir meistens uns erhoben fühlen und doch alles für wirklichen Vorgang nehmen können. Es sind vier Erzählungen, welche uns geboten werden. Am meisten spricht uns die erste: „Marien-Los", an. Sie erfüllt uns mit Wehmuth, sie stimmt uns elegisch; das liebliche Mädchen, welches hier einem echt modernen Verhängniß erliegt, können wir durch das ganze Buch nicht vergessen, doch auch die allbekannte Concurrenz unserer Gegenwart erscheint hier in neuer Beleuchtung und läßt uns ermessen, wie weit die Selbstsucht, der Neid, die Bosheit und Verleumdung heute reichen, selbst da, wo man scheinbar harmlos zusammenkommt, um sich in der Familie zu erholen.

Das nächste Stück „Schön-Volbihof" gefällt durch kräftige oder doch concrete Gestalten. Auch hier Concurrenz, Rivalität, neidischer Wettstreit zweier Bauerhöfe, eigenthümlich ausgeführt. Dürftige und reiche Ernte, sogar Kindersegen, ob es ein Sohn oder Tochter, veranlassen hier Misgunst. Nun aber nimmt durch Basil, dem wir schon von vornherein nicht trauen, die Sache eine Wendung, die Entsetzen hervorruft. Das Arom dieser Steinnelke wird so streng und unheimlich, daß wir den Rabenstein wittern, auf dem sie erwächst. Warum denn so weit gehen? Das heißt alle Poesie austreiben.

Die dritte Erzählung: „Die Geschwister", nimmt uns wieder für den Verfasser ein. Der unscheinbare Anfang entwickelt sich zu wohlthuenden Eindrücken. Dieser alte Kanzleirath ist ein Muster treuer Gesinnung. Er überlebt

faſt alle Genoſſen, führte aber zuletzt den Cultus heiliger Erinnerung ununterbrochen auch allein noch fort, wenn er nicht bei dieſer Gelegenheit eine Schweſter entdeckte. Es gibt eine kleine und eine große Biographie, von denen beſonders die letztere munter ſich mittheilt.

Der Abſchnitt, mit dem das Buch ſchließt: „Die Nachbarn zur Rechten und Linken", iſt gleich beim Beginne ſehr intereſſant, indem er einen Humor zu hören gibt, der köſtlich iſt, ja der uns vermuthen läßt, daß hier der edelſte Wein am Ende des Gaſtmahls ausgeſchenkt werde. Indeſſen täuſchen wir uns. Auch die weitere Gruppirung der Geſchichte iſt wahrhaft originell und ſinnig. Hier haben es Schickſal und Zufall einmal darauf abgeſehen, Familien unbeſchreiblich glücklich zu machen. Viele Leſer werden das ſo allerliebſt finden, daß ſie neue Hoffnungen auch für ſich hegen lernen. Wir danken es dem Erzähler. Nur gegen das Ende der Darſtellung verläuft ſich der Hergang etwas ſtark ins Philiſtröſe, in das bloße Behagen guter, aber gewöhnlicher Menſchen. Wir ſehen die Idealität vernachläſſigt, welcher Gefahr ſehr oft die Erzählung als ſolche ausgeſetzt iſt, während die Novelle leichter dagegen ſchützt.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Nekrologe.

Die deutſche Wiſſenſchaft hat in den letzten Monaten mehrere Verluſte erlebt, welche auch die Theilnahme in weitern Kreiſen erweckten und verdienen.

Am 6. December 1868 ſtarb in Jena **Auguſt Schleicher**, einer der hervorragendſten Nachfolger Bopp's auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft. Geboren wurde Schleicher am 19. Februar 1821 in Meiningen, von wo er indeß früh mit ſeinen Aeltern nach Sonneberg zog. Im Jahre 1835 bezog er das Gymnaſium in Koburg, 1840 die Univerſität Leipzig, von wo er 1841 nach Tübingen ging. An dieſen beiden Hochſchulen ſtudirte er Theologie, gegen ſeine Neigung, die ſchon hier der Philoſophie und Sprachwiſſenſchaft zugewendet war, zu welcher er in Bonn gänzlich überging. Hier wurde er 1846 Privatdocent für vergleichende Sprachwiſſenſchaft und ließ ſein erſtes größeres Werk: „Zur vergleichenden Sprachengeſchichte", (erſtes Heft, Bonn 1848), erſcheinen. Schon hier zeigte er den Eifer, mit welchem er ſich dem Studium der „Lautlehre" und der Lautentwickelung, einem von Bopp nicht in den Vordergrund geſtellten Zweig der Sprachkunde, widmete.

Im Jahre 1848 bereiſte Schleicher Böhmen und lernte die czechiſche Sprache, die er in Bonn übrigens zunächſt wieder beiſeiteließ, indem er ſeine Thätigkeit dem zweiten Heft ſeiner Arbeit: „Zur vergleichenden Sprachengeſchichte" (Bonn 1850) zuwendete. Doch bald ſollte ſein Beruf ihn mitten in den Bereich der ſlawiſchen Sprachen führen; er erhielt 1850 die Profeſſur der claſſiſchen Philologie in Prag und ſpäter die Profeſſur für Sanskrit und vergleichende Sprachwiſſenſchaft. Das Studium der ſlawiſchen Sprachen war ihm nun nahegelegt, er trieb es mit Hingebung, aber ſtets im Hinblick auf ſeine allgemeine, höhere Aufgabe. Die „Formenlehre der kirchenſlawiſchen Sprache, erklärend und vergleichend" (Bonn 1852) iſt von dieſem Geſichtspunkte vergleichender Sprachwiſſenſchaft aufgefaßt. Mit Eifer wandte ſich Schleicher, von der wiener Akademie unterſtützt, dem Studium einer Specialität zu, welche unter den Sprachen faſt dieſelbe Rolle ſpielt, wie der Ur in den Wäldern des Landes, wo ſie geſprochen wird und auf den Ausſterbeetat geſetzt zu werden droht: der litauiſchen Sprache, die er in Preußiſch-Litauen ſelbſt ſtudirte und in ſeinem Werk: „Handbuch der litauiſchen Sprache" (Grammatik, Leſebuch, Gloſſar; 1857), eingehend analyſirte. Sein Hauptwerk bleibt immer ſein „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermaniſchen Sprache" (2. Aufl., 1866), das wichtigſte Handbuch für alle, die ſich dieſem Studium widmen, und hervorragend durch ſtreng methodiſchen Gang der Behandlung, den er auch in zahlreichen kleinern Abhandlungen in den „Beiträgen zur vergleichenden Sprachforſchung", ſeit 1859 von ihm und Kuhn herausgegeben, bewährte.

Im Jahre 1857 legte er, infolge mehrfacher Colliſionen und aus Furcht vor einem Klima, das ihm nicht behagte, ſeine Stellung in Prag nieder und wurde in demſelben Jahre in Jena Honorarprofeſſor der deutſchen und der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft.

Schleicher war von einer ſeltenen Arbeitskraft und opferte ſeine Geſundheit, indem er ganze Nächte hindurch am Schreibpult ſtand. Wie vielſeitig ſeine Bildung war, bewies ſeine Kenntniß der Naturwiſſenſchaften, namentlich der Botanik. Bei dieſer Neigung lag es ihm von ſelbſt nahe, die Sprachwiſſenſchaft ſelbſt als einen Zweig der Naturwiſſenſchaft zu betrachten, eine Anſchauung, die viele kleinere Schriften, „Die Darwin'ſche Theorie und die Sprachwiſſenſchaft" u. a., beherrſcht.

Am 20. Januar 1869 ſtarb in Jena der Profeſſor und Bibliothekar Geheimer Hofrath Dr. **Karl Wilhelm Göttling**, das älteſte Mitglied der Univerſität, Sohn des bekannten Chemikers und Profeſſors Johann Friedrich Auguſt Göttling zu Jena, einer der namhafteſten Philologen und Alterthumsforſcher. Geboren am 19. Januar 1793 in der alten Univerſitätsſtadt, beſuchte Göttling das Gymnaſium in Weimar und widmete ſich dann mit großem Eifer in Jena dem Studium der Philoſophie. Als freiwilliger ſachſen-weimariſcher Jäger machte er den Feldzug des Jahres 1814 mit und begab ſich darauf nach Berlin, wo er ſeine Studien unter der Leitung von Böckh, Wolf und Buttmann fortſetzte. Nachdem er eine Zeit lang Lehrer in Rudolſtadt geweſen, 1819 Gymnaſialdirector in Neuwied geworden war, bevorzugte er doch die Unabhängigkeit der akademiſchen Carrière, die ihm mehr Muße für wiſſenſchaftliche Forſchungen gönnte, und nahm im Jahre 1822 eine außerordentliche Profeſſur in Jena an. Im Jahre 1832 wurde er ordentlicher Profeſſor und unterbrach ſeine ſonſt unausgeſetzte Lehrthätigkeit nur durch größere Reiſen nach Frankreich und England, Italien und Griechenland.

Das Hauptwerk Göttling's iſt die „Geſchichte der römiſchen Staatsverfaſſung bis auf Cäſar's Tod" (1840), ein gründlich eingehendes Werk voll Selbſtändigkeit des Urtheils, das aus dem Mittelpunkte römiſchen Staatslebens zahlreiche Radien nach der Peripherie zog. Außerdem hat ſich Göttling durch eine Ausgabe der „Heſiodiſchen Gedichte" (1831) und durch zahlreiche Aufſätze, die er ſelbſt noch als „Geſammelte Abhandlungen aus dem claſſiſchen Alterthume" (2 Bde., 1851—64) herausgab, als ſcharfſinniger Philolog bewährt.

Am 19. Januar 1869 ſtarb in Leipzig Freiherr **Karl von Reichenbach**, der Entdecker des „Od", jener magiſchen Naturkraft, deren Weſen und Wirkungen er zunächſt in den Briefen der augsburger „Allgemeinen Zeitung", ſpäter in mehrern ſelbſtändigen Schriften dem Skepticismus der Naturforſcher gegenüber darzulegen ſuchte. Freiherr von Reichenbach kam übrigens nicht aus den Regionen des Myſticismus herabgeſtiegen, um ſeine neueſten Entdeckungen der ungläubigen Welt zu offenbaren; er war ſelbſt ein Naturforſcher, Techniker und Induſtrieller von Bedeutung. Geboren am 12. Februar 1788 zu Stuttgart, wo ſein Vater Hofbibliothekar war, ſtudirte er in Tübingen Jurisprudenz, doch machte er das philoſophiſche Doctorexamen und zeigte eine vorherrſchende Neigung für die Naturwiſſenſchaften. Daneben machte ſich ſchon früh ein Hang

zum Abenteuerlichen und Organisatorischen geltend; er warb drei Jahre lang für einen deutschen Staat in den Südseeinseln, den er begründen wollte. Dadurch gerieth er in Conflicte mit der Napoleonischen Polizei und mußte für seine staatengründenden Phantasien auf dem Hohenasperg büßen. Nachdem er die Freiheit wieder erlangt hatte, widmete er sich den Naturwissenschaften, namentlich in ihrer Beziehung auf montane Industrie. Er gründete sich zu Villingen ein Eisenwerk und errichtete in Hausach die ersten Holzverkohlungsöfen. In Gemeinschaft mit dem Altgrafen zu Salms rief er in Mähren eine große Zahl von Eisenwerken, auch Runkelrübenzuckerfabriken ins Leben und zog sich dann, nach einem Proceß mit dem Sohn des Grafen, auf sein Schloß Reisenberg zurück, im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, das seine industrielle Thätigkeit ihm erworben hatte. Die Wissenschaft und die Technik verdanken ihm die Entdeckung des Kreosot und des Paraffin, außerdem veröffentlichte er interessante geologische Untersuchungen und eine Abhandlung über die Meteorsteine. Geringern Erfolg bei den Fachgelehrten hatte er mit der Entdeckung seiner neuen Dynamide, des Od, so großes Aufsehen auch seine „Odisch-magnetischen Briefe" (1852) erregten. Er kämpfte weiter fort in rastloser Propaganda für seine neue Entdeckung in den Schriften: „Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Od" (2 Bde., 1854), „Die Pflanzenwelt in ihren Beziehungen zur Sensitivität und zum Od" (1858), „Aphorismen über Sensitivität und Od" (1866), „Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen als neuentdeckte Formen des odischen Princips in der Natur" (1867). Alle diese Werke stießen auf vielfachen Widerspruch, doch sind die Acten über das Od, sowie über den thierischen Magnetismus noch nicht geschlossen. In hohem Alter, nachdem seine Vermögensverhältnisse sich wieder ungünstig gestaltet hatten, begab sich Freiherr von Reichenbach nach Leipzig, um die dortigen Naturforscher für seine Theorie zu gewinnen. Wie es heißt, hat die Trägerin des Ods, mit welcher er die Reise unternahm, unterwegs ihre Kraft verloren und damit verloren auch die Reichenbach'schen Lehren ihre hauptsächliche Beweiskraft. Bald darauf ereilte den greisen Naturforscher der Tod.

Auf dem Gebiete der schönen Literatur ist der Tod von Theodor Oelckers zu erwähnen, der am 20. Januar 1869 im Hospital zu Leipzig nach einem vielbewegten Leben starb. Oelckers war am 21. Juni 1816 in Leipzig geboren, kam 1837 auf die Universität, um Medicin zu studiren, doch widmete er sich seit 1839 ausschließlich der literarischen Carrière. Die Bewegungen von 1848 drängten ihn in das öffentliche Leben; er war Ausschußmitglied im Vaterlandsverein und wurde im April 1848 als Candidat zur zweiten Kammer des Landtags aufgestellt. Seine Betheiligung am Maiaufstande in Dresden 1849 brachte ihm die Verurtheilung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe, die er in Waldheim abbüßte, mitten unter Raubmördern und Mordbrennern, die ihn in der Reinigung der Kammwolle, der Beschäftigung der Zuchthaussträflinge, unterwiesen. Nie hat er ein Gesuch um Begnadigung eingereicht, doch wurde ihm dieselbe 1858 zutheil. Sein Zuchthausleben schilderte er in dem Buch: „Aus dem Gefängnißleben." Später wurde er Redacteur der „Deutschen Zeitung" in Brasilien, gab 1862 diese Stellung wieder auf, weil die Erfolge der angewendeten Kraft nicht entsprachen, redigirte dann eine Zeitung in Rostock und verbrachte die letzten Lebensjahre wieder in Leipzig. Er war einer der productivsten Schriftsteller, ohne den rechten Boden in der Literatur und bei dem Publikum zu finden. Er hat im ganzen 42 Bände verfaßt, 72 Bände übersetzt und ist als Mitarbeiter an sehr vielen Zeitschriften fortwährend thätig gewesen. Am bekanntesten sind seine Romane, mit denen er sich in die Literatur einführte: „Tolle Welt", „Freigeist", „Der ewige Jude", „Fürst und Proletarier", „Der Allerletzte", seine „Humoristischen Geschichten", die sechs Bände „Politischer Rundgemälde", seine Uebersetzungen von Shakspeare, Scott, Moore, Thiers, Bulwer, Voltaire u. a. Näherstehende rühmen seinen milden, festen und männlichen Sinn.

Bibliographie.

Becker, B., Die Allmeinde, das Grundstück zur Lösung der socialen Frage gestützt auf schweizerische Verhältnisse. Basel, Schweighauser. 8. 15 Ngr.

Bertram, Wagien. Baltische Studien und Erinnerungen. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fastenrath, J., Hesperische Blüthen. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Immortellen aus Toledo. Romanzen und Sonette. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fricke, H., Der deutsche Protestantenverein und der Berliner Kirchenstreit, nebst einer Polemik gegen Dr. Fabri über die Kirchenzucht. Quedlinburg, Ernst. 8. 10 Ngr.

Fuchs, G., Abt Heinrich II. von Admont und seine Zeit. Ein culturhistorisches Zeitgemälde aus dem Mittelalter. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 23 Ngr.

Jungmann, J., Das Gemüth, und das Gefühlsvermögen der neueren Psychologie. Innsbruck, Wagner. 1868. Gr. 8. 28 Ngr.

Kahnis, K. H. A., Rede zum Gedächtniß Schleiermacher's. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Kaulen, F., Geschichte der Vulgata. Mainz, Kirchheim. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Grimme, F. W., Schlichte Leute. Erzählungen aus dem westfälischen Volksleben. 2ter Bd. Soest, Nasse. 8. 23 Ngr.

Günther, E., Gedichte. Ulm, Stettin. 16. 18 Ngr.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 1 Thlr.

Lazarus, M., Rede auf W. Griesinger, am 17. November 1868 in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft zu Berlin gehalten. Berlin, A. Hirschwald. 8. 8 Ngr.

Linden, A., „Die Welf." Abentüer und Fahrten eines Welfenlegionärs in Afrika, Asien und am Nordpol. Plattdütsche komische Snurre in 10 Kapiteln mit Biller. Leipzig, Minde. Gr. 8. 5 Ngr.

Majmajer, Marie v., Schneeglöckchen. Wien, Klemm. 16. 26 Ngr.

Neumann, F. X., Volkswirthschaft und Heereswesen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 Ngr.

Oesterreich und Süd-Deutschland vor dem französisch-preußischen Kriege. Vom Verfasser der „göttlichen Mission Preußens". München, Lentner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Peters, H., Für Frauen. Leipzig, Prüfer. Gr. 8. 1 Thlr.

Petersen, A., Schleiermacher als Reformator der deutschen Bildung. Festrede. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfleiderer, O., Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte, auf Grund des gegenwärtigen Standes der philosophischen und der historischen Wissenschaft dargestellt. 2ter Bd.: Die Geschichte der Religion. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 Thlr.

Pocci, F., Lustiges Komödienbüchlein. 3tes Bdchn. München, Lentner. 16. 21 Ngr.

Pocci, F. G., Oboardo. Romantisches Schattenspiel. München, Ackermann. 32. 7½ Ngr.

Redslob, G. M., Die kanonischen Evangelien als geheime kanonische Gesetzgebung in Form von Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rüffer, E., Die Strategen und die Strategie der neuesten Zeit. Kriegsgeschichtliches Skizzenbuch. Prag, Satow. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rupp, T., Eddische Studien. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 16 Ngr.

Sachsengrün. Vier vaterländische Gedichte. Grimma, Gensel. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Sack, K. G., Rede zum Gedächtniß Schleiermacher's. Bonn, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheffel, J. V., Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit. 2te Aufl. Stuttgart, Meßler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Scherenberg, C. F., Hohenfriedberg. Berlin, F. Duncker. 1868. Gr. 8. 25 Ngr.

Scherr, J., Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig. Eine Komödie der Weltgeschichte. 2ter Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, O. Wigand. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schulz, H., Zu den kirchlichen Fragen der Gegenwart. Sechs Reden. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 15 Ngr.

Schumacher, H., Ueber Joh. Heinr. v. Thünen's Gesetz vom naturgemäßen Arbeitslohne und die Bedeutung dieses Gesetzes für die Wirklichkeit. Rostock, Leopold. Gr. 8. 15 Ngr.

Simon, C. W., Spurgeon, der berühmte englische Kanzelredner. Ein Vortrag. Berlin, Matthieß. 16. 2½ Ngr.

Stöckl, J. M., Vorträge über Beredsamkeit. München, Lentner. Gr. 8. 21 Ngr.

Stein, P., Aus den Tagen des ersten Napoleon. Historischer Roman. 2 Bde. Stuttgart, Krüner. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Uhlhorn, G., Das Weihnachtsfest, seine Sitten und Bräuche. Ein Vortrag. Hannover, Meyer. 16. 5 Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. (Aus dem Nachlaß.) Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Wagner, A. E., Aus dem österreichischen Klosterleben. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. 1ster Bd. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weiser, K., Das Mammuth. Satyrisches Drama mit Chören. Königsberg, Braun u. Weber. Qu. 4. 5 Ngr.

Wollheim, A. E., Das Geheimniß der alten Mamsell oder Haß und Liebe. Schauspiel in 3 Abtheilungen nebst einem Vorspiel: Die Gauklerstochter. Mit freier Benutzung des gleichnamigen Romans von E. Marlitt. Hamburg, B. S. Berendsohn. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Gold-Else oder die Egoisten. Schauspiel. Mit freier Benutzung des gleichnamigen Romans von E. Marlitt. Hamburg, B. S. Berendsohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Wörner, B., Amt und Welt. Erzählungen aus dem deutschen Dienstleben. 3ter Bd. Bamberg, Reindl. Gr. 16. 1 Thlr.

Wurzbach, C. v., Mozart-Buch. Wien, Wallishauser. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die innern Kämpfe der Nordamerikanischen Union

bis zur Präsidentenwahl von 1868.

Von **Heinrich Blankenburg.**

Mit einer Uebersichtskarte des Staatengebiets, Plänen des Kriegsschauplatzes, und der bis auf die neueste Zeit vervollständigten Verfassungsurkunde der Union.

8. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser, durch sein Werk „Der deutsche Krieg von 1866" als vorzüglicher politischer und militärischer Geschichtschreiber bekannt geworden, liefert in dem vorliegenden Werke, unter Zugrundelegung der in der Zeitschrift „Unsere Zeit" veröffentlichten Artikel über den Secessionskrieg, eine Darstellung der großen politischen Wandlungen, deren Schauplatz die Vereinigten Staaten von Amerika seit Beginn dieses Jahrzehnts bis zur unmittelbarsten Gegenwart gewesen sind. Klarheit in Vorführung des historischen Zusammenhangs, sachmännische Kenntniß in Schilderung der militärischen Operationen und Vorurtheilslosigkeit in Beurtheilung der politischen Ereignisse finden sich hier zu einem Werke vereinigt, aus dem jeder Leser in vollem Maße Verständniß und Befriedigung schöpfen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Drei Abtheilungen. Neun Bände. 8. Geh.

Die erste Abtheilung (Uebersetzung und Erklärung der Bibel) liegt in vier Bänden nunmehr vollständig vor und kann auch apart bezogen werden: geheftet 10 Thlr., gebunden 11 Thlr. 10 Ngr.

Von der zweiten Abtheilung (Bibelurkunden) sind zwei Bände erschienen (der fünfte und achte Band des ganzen Werks), während die beiden noch fehlenden Bände (der sechste und siebente) sich bereits in Bearbeitung befinden.

Der die dritte Abtheilung (Bibelgeschichte) bildende neunte Band ist vorab erschienen, und wegen seines besonders interessanten Inhalts, worunter ein „Leben Jesu", ist auch eine Separatausgabe (Preis 1 Thlr. 20 Ngr.) davon veranstaltet worden.

Von den neun Bänden von Bunsen's Bibelwerk liegen also sieben vollständig vor, während die noch fehlenden zwei Bände voraussichtlich ebenfalls bald ausgegeben werden können, womit das Werk dann ganz vollendet sein wird.

Bunsen's Bibelwerk erscheint in 18 Halbbänden oder 9 Bänden (letztere geheftet oder gebunden) und einem Bibelatlas. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Der Bogen (größtes Lexikon-Octav) wird mit 1½ Ngr. berechnet. Bisjetzt ist ausgegeben:

Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr.; zweiter Halbband 1 Thlr.; dritter Halbband 1 Thlr.; vierter Halbband, erste Hälfte 16 Ngr., zweite Hälfte 1 Thlr. 4 Ngr.; fünfter Halbband, erste Hälfte 26 Ngr., zweite Hälfte 24 Ngr.; sechster Halbband, erste Hälfte 18 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr; siebenter Halbband 26 Ngr.; achter Halband, erste Hälfte 20 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr.; neunter Halbband 1 Thlr., zehnter Halbband 1 Thlr.; achter Band (funfzehnter und sechzehnter Halbband) 2 Thlr.; neunter Band (siebzehnter und achtzehnter Halbband) 1 Thlr. 20 Ngr.; Bibelatlas 1 Thlr.

Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter Band 3 Thlr., dritter Band 3 Thlr. 6 Ngr., vierter Band 2 Thlr. 14 Ngr., fünfter Band 2 Thlr. 10 Ngr., achter Band 2 Thlr. 10 Ngr., neunter Band 2 Thlr.

Als Separatabdruck aus dem Werke erschien:

Das Neue Testament. Nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt von Christian Carl Josias Bunsen. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. 8. Geheftet 15 Ngr. Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldschnitt 1 Thlr.

Diese Ausgabe des Neuen Testaments wird nicht nur allen Freunden Bunsen's willkommen sein, sondern auch zahlreichen weitern Kreisen, welche sein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbstverständlich ist es nicht die Absicht, durch diese Ausgabe die im deutschen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'sche Uebersetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß wird sie auch neben dieser vielen willkommen sein, welche das Neue Testament in einer dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Uebersetzung lesen wollen.

Soeben erschien bei L. Matthes in Leipzig:

Gedichte von Albert Möser.

Zweite, um das Doppelte vermehrte Aufl. Eleg. geb. 1½ Thlr.

Möser's Begabung ragt um volle Kopfeslänge über die Lyrik des Tags hinaus. Sie schreitet mit beflügelter Sohle über Zeit und Welt dahin, den höchsten Aufgaben und Zielen der Dichtkunst nach. Es lebt in ihm ein hoher, reiner Geist, der Geist eines Hölderlin, eines Platen, kurz ein wirklich gottbeseelter Musengeist. Seine Sonette und Oden athmen etwas von einer höhern Weihe und überall erkennt man, daß die Hand der Muse seinen Scheitel berührt hat. In seinen Strophen offenbart sich nicht das gewöhnliche lyrische Spatzengepiepse, sondern ein Zug von unverkennbarem, echtem Pathos, eine breit und immerhin großartig angelegte Dichternatur. Nächst Hamerling ist Möser vielleicht die hoffnungsvollste poetische Kraft der Neuzeit. (Feodor Wehl.)

Aehnlich haben R. Gottschall, K. Frenzel, O. Band, O. Spielberg, A. Levysohn, H. Kurz u. a. geurtheilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gregor von Tours
und seine Zeit,

vornehmlich aus seinen Werken geschildert.

Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse von

Johann Wilhelm Loebell.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Prof. Heinrich von Sybel sagt in der Vorrede, womit er diese zweite Auflage von dem Werke seines verstorbenen Freundes begleitet: „Das treffliche Buch bedarf keiner Empfehlung — die beste Legitimation trägt das Buch in sich selbst und in dem Umstande, daß es auf dem vielbewegten literarischen Gebiet, auf dem es auftritt, mehr als zwanzig Jahre hindurch seine Stellung behauptet hat, daß es heute wie zur Zeit seiner Entstehung allgemeines Interesse erweckt und belohnt." Die von Dr. Theodor Bernhardt hinzugefügten Vermehrungen, welche die wichtigsten Ergebnisse der einschlägigen neuern Literatur enthalten, sichern dem Werke auch fernerhin einen ehrenvollen Platz in der wissenschaftlichen Welt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 18. Februar 1869.

Inhalt: Zur philosophischen Literatur Von Rudolf Gottschall. — Werke über Völkerrecht und Staatswissenschaft. Von Aurelio Buddeus. (Beschluß.) — Tendenz- und Sittenromane. Von Wilhelm Andreä. — Zur Geschichte Friedrich's des Großen. Von Hans Prutz. — Lebensschilderungen aus der höhern Thierwelt. Von Karl Ruß. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur philosophischen Literatur.

1. Philosophie des Unbewußten. Versuch einer Weltanschauung von E. von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Acht psychologische Vorträge von C. Fortlage. Jena, Manke. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Werk von E. von Hartmann: „Philosophie des Unbewußten" (Nr. 1), gehört jedenfalls zu den hervorragendsten Erscheinungen der neuern philosophischen Literatur; es ist das Erzeugniß eines originellen Denkers, das die Phraseologie und die Schablone verschmäht und ganz geeignet ist, eine Brücke zu schlagen zwischen den Naturwissenschaften und der Philosophie, welche nach dem letzten, mislungenen Versuch ihrer Vereinigung in der Naturphilosophie der Schelling'schen Schule um so weiter voneinander abgekommen sind. Getreu dem Motto des Werks: „Speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode", sucht Hartmann eine „Erkenntnißpyramide", um seinen eigenen Ausdruck für systematische Gipfelung zu gebrauchen, aufzubauen und durch die Strenge der exacten inductiven Methode zu den speculativen Principien hinüberzuführen. Er stellt diese Aufgabe als Ziel der gegenwärtigen, merklich an speculativer Erschöpfung leidenden Philosophie hin und ist bereit, sich jedem Forum, dem naturwissenschaftlichen wie dem philosophischen, zur Beurtheilung zu stellen. Er zeichnet die Vereinigung beider Wissenschaften in treffender Weise:

Wie in einem Gefäß mit geschmolzenem Schwefel krystallisiren die Gedanken sowol vom Grunde als von oben aus, und wenn nur erst die ersten am weitesten hervorragenden Nadeln sich erfaßt haben, dann wächst auch bald die ganze Masse zusammen. Wir sind an diesem Punkte in der Geschichte der Wissenschaft angelangt, wo sich schon die ersten Vorläufer begegnen, wie zwei Bergleute, die sich aus sich unterirdisch begegnenden Stollen durch die sie noch trennende Wand hindurchklopfen hören. Denn die inductive Wissenschaft hat in allen Zweigen der unorganischen und organischen Natur und auch in der des Geistes in neuester Zeit so gewaltige Fortschritte gemacht, daß derartige Versuche einen ganz andern Boden unter sich finden, als z. B. die eines Aristoteles, Paracelsus, Baco und Leibniz. Andererseits hat aber auch die alle frühern Perioden weit überflügelnde Glanzperiode der Philosophie Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts dem speculativen Geist so vielseitige Bereicherung zugeführt, daß beide Theile sich wiederum ebenbürtig gegenüberstehen.

Ferner hebt Hartmann in der Einleitung hervor, daß er die Sache an einer bisher vernachlässigten Seite anfaßt, und man wird ihm recht geben müssen, wenn er behauptet, daß das Princip des Unbewußten, welches den alle Strahlen in sich vereinigenden Brennpunkt seiner Untersuchung bildet, in dieser Allgemeinheit gefaßt, wol als ein neuer Standpunkt zu betrachten sein dürfte. Gleichwol tritt das Werk nicht mit den Prätensionen und der Aufdringlichkeit eines neuen Systems auf; es würde in einem solchen ungefähr die Stelle einnehmen, wie sie Hegel's „Phänomenologie" in dem Hegel'schen System einnimmt. In der That läßt sich das Werk Hartmann's gerade durch eine Parallele mit dem Hegel'schen vortrefflich charakterisiren, indem es zu demselben den gleichzeitig ergänzenden Gegensatz bildet; es ist eine Phänomenologie des Unbewußten. Hegel's Werk führt uns durch alle Gestalten des Bewußtseins, das Hartmann'sche durch alle Gestalten des Unbewußten.

Doch wo, wird man zunächst fragen, ist die Legitimation für das Unbewußte, das als ein Eindringling in die Philosophie erscheint, die doch nur im Lichte des Bewußtseins zu wandern pflegt? Erstreckt sich das Unbewußte nur auf die Natur, welche einzelne Philosophen eine versteinerte und gefrorene Idee nannten? Greift es auch über in das Reich des menschlichen Geistes? Welches ist der Stammbaum dieses Unbewußten?

Uns wird zunächst Schopenhauer mit seinem Gegensatz von Willen und Vorstellung einfallen; er ist jedenfalls der Philosoph des Unbewußten κατ' ἐξοχήν, denn er macht es, was Hartmann nicht thut, zum letzten Princip, und

das Bewußtsein ist ihm nur eine Art von Hülfslaterne für das Unbewußte, den Willen, damit derselbe sich in seinen höhern Erscheinungsformen besser orientiren könne. Der Wille ist ihm das Ding an sich, das Wesen der Welt, die Vorstellung nur ein — offenbar zufälliges — Hirnproduct. Hartmann kritisirt den Schopenhauer'schen Standpunkt sehr scharf, indem er sagt: „Was kann aus einem absolut unvernünftigen, dummen und blinden Princip für eine andere als eine unvernünftige und dumme Welt hervorgehen!" Trotz dieser verwerfenden principiellen Kritik erkennt indeß Hartmann Schopenhauer's Genialität vollkommen an; ja wir glauben nicht, daß ohne Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" das Licht der Welt erblickt hätte. Einzelne Abschnitte mit pessimistischer Färbung sind namentlich ganz im Schopenhauer'schen Geiste gehalten, und Hartmann selbst gibt zu, daß von den großen Philosophen Plato und Schelling, Hegel und Schopenhauer am meisten mit seinen Principien übereinstimmen. Die beiden letzten vertreten nach seiner Ansicht die einseitigen Extreme: Hegel das Logische, Schopenhauer den Willen. Es ist bekannt, daß der letztere Philosoph Hegel sowie Schelling nur „Charlatane" nannte; um so auffallender ist es, wie viel er gerade aus der Philosophie Schelling's in sein System mit hinübergenommen hat. Schon Schelling hatte, wie Hartmann mittheilt, in seiner Abhandlung „über die menschliche Freiheit", die lange vor Schopenhauer's Schriften erschien, gesagt:

Es gibt in der höchsten und letzten Instanz gar kein anderes Sein, als Wollen. Wollen ist Ursein, und auf dieses allein passen alle Prädicate desselben: Grundlosigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung. Die ganze Philosophie strebt nur dahin, diesen höchsten Ausdruck zu finden.

In seinem „Anthropologischen Schema" nennt er den Willen „die eigentlich geistige Substanz des Menschen, den Grund von allem, das ursprünglich Stofferzeugende, das Einzige im Menschen, das Ursache vom Sein ist". Aehnliche Stellen finden sich in den Schriften aus Schelling's zweiter Epoche. Auch für Hartmann erscheint Schelling als der wichtigste der obengenannten Vorgänger. Für eine Philosophie des Unbewußten müssen die Schlagwörter des Schelling'schen Systems, wie „Intuition" u. a. von ganz besonderer Bedeutung sein.

Folgen wir nun dem Gang der Untersuchungen in der „Philosophie des Unbewußten"! Zuerst stellt Hartmann die „Erscheinung des Unbewußten in der Leiblichkeit" dar, den „unbewußten Willen in den selbständigen Rückenmarks- und Ganglienfunctionen"; das Unbewußte in den Reflexbewegungen, in der Naturheilkraft, im organischen Bilden, die unbewußte Vorstellung bei Ausführung der willkürlichen Bewegung und im Instinct. Gemäß der inductiven Methode des Autors knüpfen alle diese Kapitel an die empirischen Thatsachen an, und zwar gebietet derselbe über eine Fülle Materials aus allen Bereichen der Naturwissenschaft, namentlich der Physiologie.

Was zunächst Anstoß erregen wird, ist die „unbewußte Vorstellung", während man mit dem „unbewußten Willen" aus Schopenhauer hinlänglich vertraut ist. Hartmann fühlt dies selbst und gibt zu, daß noch heute die allermeisten Gebildeten einen für närrisch halten, wenn man vom unbewußten Denken spricht, indem sie die Identität „von Vorstellen und sich einer Sache bewußt sein" für selbstverständlich halten. Hartmann nennt Leibniz den ersten Entdecker der unbewußten Vorstellungen:

Er unterscheidet daher perception, Vorstellung, und apperception, bewußte Vorstellung oder schlechthin Bewußtsein („Monadologie", §. 14), und sagt (gesperrt gedruckt): „Daraus, daß die Seele des Gedankens sich nicht bewußt sei, folge noch gar nicht, daß sie zu denken aufhöre." („Neue Versuche über den menschlichen Verstand", Buch 2, Kap. 1, §. 10.) Was Leibniz zur positiven Begründung seines neuen Begriffs beibringt, ist freilich mehr als dürftig, aber ein ungeheueres Verdienst ist es, daß er sogleich mit genialem Blick die Tragweite seiner Entdeckung übersah, daß er (§. 15) die innere dunkle Werkstätte der Gefühle, der Leidenschaften und der Handlungen, daß er die Gewohnheit und vieles andere als Wirkungen dieses Princips erkennt, wenn er dies auch nur mit wenigen Worten andeutet; daß er die unbewußten Vorstellungen für das Band erklärt, „welches jedes Wesen mit dem ganzen übrigen Universum verbindet"; daß er durch sie die prästabilirte Harmonie der Monaden untereinander erklärt, indem jede Monade als Mikrokosmos unbewußt den Makrokosmos und ihre Stelle in demselben vorstellt. Ich bekenne freudig, daß die Lektüre des Leibniz es war, was mich zuerst zu den hier niedergelegten Untersuchungen angeregt hat.

Leibniz habe indeß, meint unser Philosoph, sein Verdienst wieder beschränkt, indem er die unbewußten Vorstellungen „petites perceptions" nennt, Vorstellungen von so geringer Intensität, daß sie sich dem Bewußtsein entziehen. Kant spricht von „dunkeln" Vorstellungen und sagt in der „Anthropologie":

Daß das Feld unserer Sinnesanschauungen und Empfindungen, deren wir uns nicht bewußt sind, ob wir gleich unbezweifelt schließen können, daß wir sie haben, d. i. dunkler Vorstellungen im Menschen (und so auch in Thieren) unermeßlich sei, die klaren dagegen nur unendlich wenige Punkte derselben enthalten, die dem Bewußtsein offen liegen: daß gleichsam auf der großen Karte unsers Gemüths nur wenig Stellen illuminirt sind, kann uns Bewunderung über unser eigenes Wesen einflößen.

Schelling erwähnt eine unbewußte Thätigkeit des Ich, nennt das ewig Unbewußte die unsichtbare Wurzel, wovon alle Intelligenzen nur die Potenzen sind, doch von unbewußter Vorstellung spricht er nicht, ebenso wenig Hegel und Schopenhauer. Herbart versteht unter „bewußtlosen Vorstellungen" solche, „die im Bewußtsein sind, ohne daß man sich ihrer bewußt ist, ohne daß man dieselben als die seinigen betrachtet und an das Ich anknüpft"; auch spricht er von Vorstellungen unterhalb der Schwelle des Bewußtseins, welche ein von der Realisirung mehr oder minder entferntes Streben nach Vorstellung repräsentiren. Alle diese Begriffe, auch der Fechner'sche Begriff der unbewußten Empfindung, decken nicht den „der unbewußten Vorstellung", für welche Hartmann außer Leibniz keinen Ahnherrn aufzuweisen hat. Bei Leibniz war er aber nur eine hypothetische Hülfe für seine Monadenlehre. Die Psychologen des vorigen Jahrhunderts haben sich allerdings häufig mit demselben beschäftigt; in dem jetzigen ist er in Vergessenheit gerathen. Wir müssen bekennen, daß uns der Denker von der Nothwendigkeit der Annahme unbewußter Vorstellungen nicht überzeugt hat. Vorstellungen mögen im Bewußtsein schlummern oder verdunkelt sein, doch Vorstellungen als solche können nur im Bewußtsein gedacht werden. Auch die Instanz gegen Schopenhauer, daß dieser wunderbarerweise nicht merke, wie der unbewußte Wille eo ipso eine unbewußte

Vorstellung als Ziel, Gegenstand oder Inhalt seiner selbst voraussetze, können wir nicht gelten lassen, und wenn unser Autor im vierten Kapitel des ersten Abschnitts das weiter ausführt und meint, daß auch mit jedem wirklich vorhandenen Willen in untergeordneten Nervencentris eine Vorstellung verbunden sein müsse, und zwar je nach der Beschaffenheit des Willens eine relativ auf das Gehirn oder „absolut unbewußte", so scheint uns doch der paradoxe Begriff der unbewußten Vorstellung immer als ein ungehörig übertragener, und der Satz: „Kein Wollen ohne Vorstellung", gilt doch nur von dem bewußten Wollen. Mag immerhin der Wille durch den bestimmten Inhalt die Möglichkeit der Existenz erhalten; der bewußtlose Wille hat ihn nicht in der Form der Vorstellung. Nach Hartmann's physiologischer Beweisführung setzt jede noch so geringfügige Bewegung, sei dieselbe aus bewußter oder unbewußter Intention entsprungen, die unbewußte Vorstellung der zugehörigen centralen Nervenendigungen und den unbewußten Willen der Erregung derselben voraus. In der sonst geistreichen Beweisführung erscheint uns doch wiederum „die unbewußte Vorstellung" als eine Erschleichung, deren der unbewußte Wille nicht bedarf.

Auch in der Lehre vom Instinct, welche offenbar im Mittelpunkte einer Philosophie des „Unbewußten" steht, wird die unbewußte Zweckvorstellung bei jeder einzelnen Instinkthandlung als unentbehrliches Glied aufgestellt. Den Inhalt dieses durch eine Fülle von Beispielen höchst anregenden und interessanten Kapitels faßt der Autor in folgenden Worten zusammen:

Der Instinct ist nicht Resultat bewußter Ueberlegung, nicht bloße Folge der körperlichen Organisation, nicht Resultat eines in der Organisation des Gehirns gelegenen Mechanismus, nicht Wirkung eines dem Geiste von außen angeklebten todten, seinem innersten Wesen fremden Mechanismus, sondern selbsteigene Leistung des Individuums, aus seinem innersten Wesen und Charakter entspringend. Der Zweck, dem eine bestimmte Art von Instinkthandlungen dient, ist nicht von einem außerhalb des Individuums stehenden Geiste, etwa einer Vorsehung, ein für allemal gedacht, und nun dem Individuum die Nothwendigkeit, nach ihm zu handeln, als etwas ihm Fremdes äußerlich aufgepfropft; sondern der Zweck des Instincts wird in jedem einzelnen Falle vom Individuum unbewußt gewollt und vorgestellt, und danach unbewußt die für jeden besondern Fall geeignete Wahl der Mittel getroffen. Häufig ist die Kenntniß des Zwecks der bewußten Erkenntniß durch sinnliche Wahrnehmung gar nicht zugänglich; dann documentirt sich die Eigenthümlichkeit des Unbewußten im Hellsehen, von welchem das Bewußtsein theils nur eine verschwindend dumpfe, theils auch, namentlich beim Menschen, mehr oder minder deutliche Resonanz als Ahnung verspürt, während die Instinkthandlung selbst, die Ausführung des Mittels zum unbewußten Zweck, stets mit voller Klarheit ins Bewußtsein fällt, weil sonst die richtige Ausführung nicht möglich wäre.

Daß hier die Worte „und vorgestellt" ohne Störung des Zusammenhangs gestrichen werden können, ist einleuchtend. Hartmannd kommt noch einmal in der zweiten Hauptabtheilung: „Das Unbewußte im menschlichen Geiste", auf den Instinct zurück, wie er sich im Menschen offenbart; er spricht zunächst von den repulsiven Instincten: Todesfurcht, Scham, Ekel; dann von der Sympathie, der Mutterliebe und der Geschlechtsliebe, der er ein besonderes Kapitel widmet. Der letzte Abschnitt erinnert durchweg an Schopenhauer'sche Auseinandersetzungen, namentlich bei Beantwortung der Frage nach den Bestimmungsgründen der so eigensinnigen „geschlechtlichen Wahl" und der pessimistischen Auffassung des „Liebesdämons". Jene Frage wird, wie von Schopenhauer, dahin beantwortet, daß der natürliche Instinct der Auswahl bei der Begattung die Veredlung der Species im Auge habe. Der „Liebesdämon" aber wird in folgender Weise charakterisirt:

Sehr lange überdauert keine Liebesleidenschaft den Genuß, wenigstens nicht beim Manne, wie alle Erfahrungen zeigen, wenn sie auch zuerst noch kurze Zeit wachsen kann; denn was später noch von Liebe in diesem Sinne behauptet wird, ist meistens aus andern Rücksichten erheuchelt. Die Liebe ist ein Gewitter; sie entlädt sich nicht in einem Blitze, aber nach und nach in mehrern ihrer elektrischen Materie, und wenn sie sich entladen hat, dann kommt der kühle Wind, und der Himmel des Bewußtseins wird wieder klar und blickt staunend dem befruchtenden Regen am Boden und den abziehenden Wolken am fernen Horizonte nach. Das Ziel des Dämons ist also wirklich und wahrhaft nichts als die Geschlechtsbefriedigung an und mit diesem bestimmten Individuum, und alles, was drum und dran hängt, wie Seelenharmonie, Anbetung, Bewunderung, ist nur Maske und Blendwerk, oder es ist etwas anderes als Liebe neben der Liebe; die Probe ist einfach die, ob es spurlos verschwunden ist, wenn der kühle Wind kommt; was dann noch übrig bleibt, ist nicht Liebe gewesen, sondern Freundschaft. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß der von diesem Dämon Besessene das Ziel der Geschlechtsbefriedigung im Bewußtsein haben müsse; im Gegentheil will die höchste und reinste Liebe dieses Ziel nicht einmal eingestehen, und namentlich bei einer ersten Liebe liegt der Gedanke gewiß fern, daß dieses namenlose Sehnen blos darauf hinauslaufen sollte. Das Sehnen und Streben ist in der That ein Unendliches, aber auch ohne entschiedenen bewußten Zweck, trotzdem jedoch mit dem einzigen unbewußten Zweck der Geschlechtsverbindung. Sowie die Begattung vom Bewußtsein als der einzige Zweck der Gefühlsüberschwenglichkeit der Liebe erkannt ist, hört die Liebe als solche auf, ein gesunder Proceß zu sein; denn von diesem Augenblick an erkennt das Bewußtsein auch die Absurdität der Ungeheuerlichkeit dieses Triebes, das Misverhältniß von Mittel und Zweck in Bezug auf das Individuum, und er geht nun in die Leidenschaft mit dem Bewußtsein hinein, für sein Theil eine Dummheit zu begehen. Nur wo der Zweck der Liebe noch nicht bewußt geworden, ist die Liebe ein gesunder Proceß, ein Proceß ohne innern Widerspruch, nur da besitzt das Gefühl diejenige Unschuld, welche allein ihm den wahren Adel und Reiz verleihen kann.

Ein noch schwärzer gefärbtes Bild von der Unseligkeit des Geschlechtstriebes, von Liebe und Ehe, entwirft unser Autor in einem spätern Abschnitt: „Liebe und Hunger", in denen er mit Rembrandt'schen Farben malt. Doch es ist viel Geist in diesem düstern Gemälde. Das Illusorische des Liebesglücks ist mit schneidender Schärfe nachgewiesen. Das vernünftige Resultat, Ausrottung des Triebes, nachdem die Liebe als Uebel anerkannt worden, führt auf ein modernes Mönchthum, wie die Schopenhauer'sche Verneinung des Willens.

Bei der Lehre vom Instinct werfen wir gleich einen Blick auf die „Psychologischen Vorträge" von C. Fortlage (Nr. 2), welcher ebenfalls einen Abschnitt seines Werks diesem Thema widmet. Die Vorträge selbst sind durchaus populär, elegant und geistvoll und erreichen vollkommen ihren Zweck, eine Erregung des philosophischen Interesses überhaupt, dessen heilkräftige Bedeutung in der Vorrede mit Wärme nachgewiesen wird. Die Gedankengänge, welche Hartmann in seinem umfassenden Werke behandelt, klingen bei Fortlage namentlich in der folgenden Stelle an:

Es gibt nämlich in der menschlichen Seele eine Fülle von dunkeln Vorstellungsspielen, welche Denken zu sein scheinen,

ohne es doch schon wirklich zu sein. Die ältern Psychologen nannten sie die Thätigkeiten der Ideenassociation; die Hegel'sche Schule bezeichnet sie als ein unbewußtes Denken, Fries als den niedern Gedankenlauf, Herbart als die Vorgänge unterhalb der Schwelle des Bewußtseins. Und da wir für dieselbe Sache schon so vielerlei Ausdrücke besitzen, so schadet es wol nicht, wenn wir hier noch den neuen einer Natursprache oder eines Sprachvermögens der Instincte hinzufügen. Das Instinctleben unserer eigenen Seele ist nicht so vom Denken unterschieden, daß jenes dort aufhörte, wo dieses anfängt, sondern vielmehr so, daß das Leben der Instincte innerhalb des bewußten Denkens immer noch fortdauert und mitwirkt. Dieses ist der glückliche Umstand, durch welchen es möglich wird, diese dunkle Gegend der eigenen Seele mit künstlichen Mitteln aufzuhellen, welche sonst auch uns selbst immer ebenso dunkel bleiben würde, als sie es den Thieren fortwährend ist. In der denkenden Selbstbeobachtung werden in unserer Seele mit den höhern Processen des Denkens auch die niedern Processe der Instincte erleuchtet. Es sind dieses aber dieselben Processe, welche ebenfalls im thierischen Dasein nach denselben Gesetzen ihre Arbeiten verrichten, hier aber wie in finsterer Nacht, als das fühlende Getriebe einer Sehnsucht, in welche nie das Licht des Denkens fällt, als der Drang eines in ewigen Kreisen sich umwälzenden Verlangens, welches selbst niemals das weiß, was es will.

Fortlage sucht zu beweisen, daß aller Instinct oder Trieb durch das Verständniß einer gewissen Zeichensprache wirkt, weil jedem Triebe das Ziel, welches er entweder erreichen oder vermeiden will, in einem Bilde vorschwebt. Er unterscheidet in Beziehung auf das Verständniß dargebotener Zeichen die unmittelbaren Zeichen von den mittelbaren. Die unmittelbaren sind die bildlichen oder die Zeichen der Erinnerung; die mittelbaren sind die persönlichen oder die Zeichen der Anempfindung. Zu den Erinnerungszeichen rechnet unser Autor die Zeichen der Unlust und der Furcht, dann die der Lust und des Verlangens, und zuletzt ein vereinigtes Verständniß und Zusammenwirken beider Zeichen in den Zuständen der Gewöhnung, der Abrichtung und des Probirens. Auf den persönlichen Zeichen, den Zeichen der Anempfindung, beruhen die Nachahmungstriebe, die Geselligkeitstriebe, die Mitgefühle, das taktmäßige Handeln und die Verstellungskünste.

In ähnlicher Weise wie die Abschnitte über den Instinct ergänzen sich diejenigen, in denen Hartmann und Fortlage von dem Charakter sprechen, indem der erstere den Charakter nur nach seiner principiellen Bedeutung erwägt, der letztere die verschiedenen Formen desselben, mit lebendiger Erläuterung durch zahlreiche Beispiele, auseinandersetzt. Hartmann versenkt den Charakter gleichsam in die Tiefe des Unbewußten, sodaß das Bewußtsein selbst über seine Art und Weise nichts aussagen kann, indem wir in jedem einzelnen Falle nur das Anfangsglied, das Motiv und das Endglied, den actuellen Willen, kennen:

> Wie häufig glaubt das Bewußtsein, die Stärke aller in dem Falle betheiligten Begehrungen auf das sorgfältigste gegeneinander abgewogen und keine unberücksichtigt gelassen zu haben, und wenn es zum Handeln kommt, so sieht es zu seiner größten Ueberraschung, daß sein herausgeklügeltes Facit ganz und gar nicht stimmt, sondern plötzlich eine ganz andere Resultante als souveräner Wille hervortritt. Man erinnere sich der im vorigen Kapitel (S. 195) über unbewußten Willen gegebenen Andeutungen. Es zeigt sich also, daß es in der That nur ein sicheres Kennzeichen für den eigentlichen, wahren und endgültigen Willen gibt, das ist die That (gleichviel ob sie gelingt, oder im ersten Versuch durch äußere Umstände erstickt wird), daß aber jede andere Voraussetzung des Bewußtseins über das, was man eigentlich will, unsichere, häufig trügende Vermuthung bleibt, die keineswegs auf einer unmittelbaren Kenntniß des Bewußtseins vom Willen, sondern auf Erfahrungsanalogien und künstlichen Combinationen dieser beruht. Wie Spreu vor dem Winde zerstiebt oft der festeste Entschluß, der sicherste Vorsatz an der That, wo erst der wahre Wille aus der Nacht des Unbewußten hervortritt, während der Wille des Vorsatzes nur einseitiges Begehren, oder gar nur vom Bewußtsein vorgestellt und gar nicht vorhanden war. Tritt aber die That niemals an den Menschen heran, z. B. dadurch, daß er immer die Unmöglichkeit ihrer Ausführung im Auge hat, so erlangt er auch nie Gewißheit über das, was er eigentlich im Grunde seines Herzens will. Die sogenannte bewußte Willenswahl und ihr Schwanken ist keineswegs ein bewußtes Schwanken des Willens, sondern ein Schwanken der Erkenntniß über das richtige Verständniß der Motive und darüber, wie die Verhältnisse sich jetzt und in Zukunft dem Willen gegenüber gestalten und verhalten. Ist aber die Erkenntniß erst im Klaren, so ist es sofort auch der Wille. Z. B. das Schwanken meiner Wahl, ob ich die kluge und häßliche, oder die dumme und hübsche Schwester heirathen soll, ist kein Schwanken meines Willens, der vorläufig noch gar nicht hervortritt, sondern meines Verstandes über die Größe der in jedem Falle zu erwartenden Lust; nachdem der Verstand gewählt hat, ist erst dem Willen sein Motiv geschaffen, nämlich die Vorstellung der größern zu erwartenden Lust.

Hartmann's „Ethik", zu der er hier nur einige Umrisse gibt, würde ein von der üblichen Moralphilosophie sehr abweichendes Gesicht zur Schau tragen. Nach seiner Ansicht kann die Grundlage des Charakters wol durch Uebung und Gewohnheit (vermöge absichtlicher oder zufälliger Einseitigkeit der vor das Bewußtsein tretenden Motive) modificirt werden, aber nie durch Lehre. Wenn Hartmann aber am Schluß des Abschnitts versichert, daß trotz aller Einseitigkeit und Beschränktheit doch das Bewußtsein für diese Welt an Wichtigkeit über dem Unbewußten und deshalb das Sittliche über dem Natürlichen stehe, so widerspricht dieser Versicherung, für die allerdings in einem spätern Kapitel allerlei beweiskräftige Stützen gesucht werden, die ganze Entwickelung, welche der Autor vom Charakter gibt, indem die bewußten Einwirkungen auf das geringste Maß beschränkt und fast zur Ohnmacht verurtheilt werden. Da ist Schopenhauer consequenter, wenn er die Intelligenz nur als eine Art von Nothlaterne betrachtet, die sich der Wille, oder nach Hartmann das Unbewußte, zur Orientirung ansteckt.

Ueber die Frage, inwieweit der Mensch über seinen Charakter Gewalt habe, fällt Fortlage das folgende Urtheil:

> Seinen Charakter überspringen kann aber niemand, und gelingt es ihm auch, sich von einem dem seinigen ganz entgegengesetzten Charakter plötzlich und willkürlich etwas anzueignen, so besteht dies doch nur immer in einem Surrogat, einer Form, am häufigsten einer Fratze.
>
> Setz' die Perrüken auf von Millionen Locken,
> Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken:
> Du bleibst doch immer, der du bist.

Aber wenn der Atlantische Ocean auch nicht übersprungen werden kann wie ein Graben, so kann man ihn doch überschiffen, und obgleich man dem Columbus versicherte, daß das nicht angehe, und daß jeder, der es versuche, nothwendig umkomme, so that er es doch, und kam nicht um. In ähnlicher Art sind Umwandlungen des Charakters möglich, freilich nur innerhalb der Schranken eines gewissen gegebenen Naturells, und auch hier fordert die Ausführung immer viel Zeit, Muth, Beharrlichkeit und Arbeit. So selten aber auch die großen Umwandlungen der Charaktere gleich den großen Seereisen

wirklich gewagt und glücklich durchgeführt werden mögen, so gehen dagegen kleine Veränderungen jährlich, täglich, ja stündlich in einem jeden Charakter vor. Es geht mit den Charakteren in dieser Beziehung wie mit den Gletschern. So wie eine genaue Beobachtung gelehrt hat, daß der scheinbar unbeweglich ruhende Gletscher in einer unaufhörlichen Veränderung seiner Lage, in einer Art von fortwährender Wanderschaft begriffen ist, so ist auch der Charakter des Menschen niemals in einer vollkommenen Ruhe und Stillstand, sondern in steter unmerklicher Umwandlung begriffen. Seine Veränderung unterscheidet sich aber von der des Gletschers dadurch, daß sie nicht blos von blinden Naturgewalten abhängt wie jene, sondern daß in das Naturgesetz noch ein zweiter Factor, nämlich die freie Willkür, als eine im Augenblick zwar fast unmerkliche, aber in ihren Folgen höchst wirksame Gewalt eingreift.

Einen Triumph feiert die Theorie des „Unbewußten" dort, wo sie dasselbe im ästhetischen Urtheil und der künstlerischen Production betrachtet. Hier handelt es sich um unsterbliche Thaten des Geistes, deren Wurzel in der Region des Unbewußten liegt. Hartmann spricht hiervon zwar mit Wärme, aber doch ertheilt er diesem Abschnitt nicht die gebührende Stelle; er hätte nach unserer Ansicht den Höhenpunkt seines ganzen Systems bilden müssen. Auch einen Vorgänger, den er sonst oft citirt und der gerade in Bezug auf diese Frage seine tiefsten und glänzendsten Aussprüche gethan, erwähnt er hier zu wenig; wir meinen Schelling, der die künstlerische Begeisterung der Genies selbst in genialer Weise gezeichnet hat. Man darf mit Recht der Tageskritik und einer sehr beliebten Richtung der Literaturgeschichte zum Vorwurf machen, daß sie den Dichtern gegenüber alle möglichen ästhetischen Maßstäbe anlegt, aber gerade diesen Hauch des Unbewußten, die eigentliche dichterische Begeisterung, eine allerdings für nüchterne Maße und Gewichte imponderable Größe, zu beachten vergißt. Daher kann es nur kommen, daß die Techniker und geschickten Handwerker in Drama und Roman gegenwärtig fast den höchsten Rang in der allgemeinen Schätzung einnehmen, und daß eine Revision der Acten auf keinem Gebiet unfehlbarer von der nächsten Zukunft wird vollzogen werden als auf dem der zeitgenössischen Dichtung. Hier kann der Philosoph des „Unbewußten" bedeutsam vorarbeiten, einen Umschwung in der Schätzung durch die Consequenzen seines Princips vorbereiten. Sehr schlagende Bemerkungen enthält hierüber die folgende Auseinandersetzung Hartmann's:

Das gewöhnliche Talent, es producirt künstlerisch durch verständige Auswahl und Combination, geleitet durch sein ästhetisches Urtheil. Auf diesem Standpunkte steht der gemeine Dilettantismus und der größte Theil der Künstler von Fach; sie alle können aus sich heraus nicht begreifen, daß diese Mittel, unterstützt durch technische Routine, wohl recht Tüchtiges leisten können, aber nie etwas Großes zu erreichen, nie aus dem gebahnten Geleise der Nachahmung zu schreiten, nie ein Original zu schaffen im Stande sind; denn mit diesem Anerkenntnisse müßten sie sich ihren Beruf absprechen und ihr Leben für verfehlt erklären. Hier wird noch alles mit bewußter Wahl gemacht, es fehlt der göttliche Wahnsinn, der belebende Hauch des Unbewußten, der dem Bewußtsein als höhere unerklärliche Eingebung erscheint, die es als Thatsache erkennen muß, ohne je ihr Wie enträthseln zu können; die bewußte Combination läßt sich durch Anstrengung des bewußten Willens, durch Fleiß und Ausdauer und dadurch gewonnene Uebung mit der Zeit erzwingen, die Conception des Genies ist eine willenlose leidende Empfängniß, sie kommt ihm beim angestrengtesten Suchen gerade nicht, sondern ganz unvermuthet wie vom Himmel gefallen, auf Reisen, im Theater, im Gespräch, überall wo es sie am wenigsten erwartet und immer plötzlich und momentan; — die bewußte Combination arbeitet mühsam aus den kleinsten Details heraus und erbaut sich qualvoll zweifelnd und kopfzerbrechend unter häufigem Verwerfen und Wiederaufnahme des Einzelnen allmählich das Ganze; die geniale Conception empfängt als müheloses Geschenk der Götter das Ganze aus Einem Guß, und gerade die Details sind es, die ihm noch fehlen, schon deshalb fehlen müssen, weil bei größern Compositionen (Gruppenbildern, Dichtwerken) der Menschengeist zu eng ist, um mehr als den allgemeinsten Totaleindruck mit Einem Blicke zu überschauen; — die Combination schafft sich die Einheit des Ganzen durch mühsames Anpassen und Experimentiren im Einzelnen, und kommt deshalb trotz aller Arbeit nie mit ihr ordentlich zu Stande, sondern läßt immer in ihrem Machwerke das Conglomerat der vielen Einzelnen durcherkennen; das Genie hat vermöge der Conception aus dem Unbewußten eine in der Unentbehrlichkeit, Zweckmäßigkeit und Wechselbeziehung aller einzelnen Theile so vollkommene Einheit, daß sie sich nur mit der ebenfalls aus dem Unbewußten stammenden Einheit der Organismen in der Natur vergleichen läßt, und es hat nur die Klippe zu vermeiden, daß es diese Einheit bei der verständigen Detailausführung nicht wieder verdirbt, wie leider so oft geschieht.

Selbstverständlich ist der spätere Zusatz, daß auch das Genie ohne verständige Combination und Arbeit, ohne Energie und Fleiß kein wahres Kunstwerk zu Stande bringen kann. Wir können dem originellen Autor nicht weiter in seine „Metaphysik des Unbewußten" folgen, welche ebenfalls mehrere höchst geistvolle Abschnitte enthält, wie „Das Unbewußte und das Bewußtsein im Pflanzenreiche", der an Fechner's „Nanna" erinnert, die Kritik des Darwinismus, die Entwickelung der Individuation u. a. Nur auf einen Abschnitt müssen wir noch hinweisen: „Die Unvernunft des Wollens und das Elend des Daseins", weil er in seiner pessimistischen Färbung noch über Schopenhauer hinausgeht und eine vollständige Verödung des Lebens durch die Kritik aller „Illusionen" erzeugt, die dasselbe schmücken. Die Illusion wird in ihren drei Stadien aufgelöst: in dem ersten, wo das Glück als auf der jetzigen Entwickelungsstufe der Welt erreicht und daher dem Individuum im Leben erreichbar gedacht; in dem zweiten, in welchem das Glück als dem Individuum erreichbar in ein transscendentes Leben nach dem Tode verlegt; im dritten, wo das Glück in die Zukunft des Weltprocesses gesetzt wird. Oft hat man indeß das Gefühl, als ob das „Unbewußte" in unserm Autor die vernichtenden Batterien der logischen Schlüsse durchbreche, mit denen sein Bewußtsein alles Glück des Daseins zu Boden schmettert; so wenn er von den Genüssen der Kunst und Wissenschaft spricht, oder von dem Interesse für die Entwickelung des Ganzen, das im Herzen des Einzelnen Wurzel faßt, wenn der Einzelne sich als ein Glied des Ganzen fühlt, welches eine mehr oder minder werthvolle, nie aber ganz nutzlose Stelle im Processe des Ganzen ausfülle. Wo bleibt aber dieser Werth und Nutzen, wenn wir gleich darauf erfahren, daß dies Mitwirken im Processe des Ganzen nur das dritte Stadium der Illusion bezeichnet! In der That, kein Stückchen Land, das nicht bald wieder von der verheerenden Skepsis unsers Denkens überschwemmt wird. Seine letzten Principien, Wille und Vorstellung, tragen deutlich das Gepräge der Schopenhauer'schen Schule, von der er nur durch das Gewicht, das er mehr in seinen Behauptungen als in seinen Beweisen auf den das Bewußtsein vertre-

tenden Factor legt, abweicht. Trotz dieser Anlehnung kann man Hartmann die Originalität keineswegs absprechen; er ist einer der bedeutendsten Denker der jüngsten Zeit, scharf und schneidend, klar und präcis in der Fassung und Meister einer dialektischen Entwickelung, die sich zwar gegen das Hegel'sche Vorbild wahrt, aber doch vielfach durch dasselbe bestimmt ist.

Die Grundstimmung Fortlage's ist eine wesentlich verschiedene. Er erklärt für das dem Leben Angemessene „nicht den Trübsinn und die Finsterniß, sondern die Heiterkeit der Hoffnung und die Herzenswärme einer guten fröhlichen Zuversicht". Doch die wesentlichste principielle Verschiedenheit von Hartmann besteht darin, daß Fortlage das Bewußtsein für den Mittelpunkt, den Grund und die Wurzel der Seele erklärt, und auf die Fragen: Was war früher, das Bewußte oder das Bewußtlose? Was versteht sich von selbst, dieses oder jenes? die Antwort ertheilt. Der Augenschein lehrt uns, daß das Unbewußte das erste sei und das Bewußtsein das zweite, das Unbewußte die ewige Weltmutter und das Bewußtsein ihr Sohn. Aber der Augenschein ist oft trüglich. Derselbe lehrt es auch, daß die Sonne sich um die Erde bewege, obgleich das Gegentheil der Fall ist. Fortlage bekennt sich zum Idealismus; doch gibt er offenbar dem Princip eine stärkere religiöse Färbung, als dasselbe an und für sich und in einigen Hauptsystemen besitzt.

Als feinsinniger Psycholog bewährt sich Fortlage in allen seinen Vorträgen, wie z. B.: „Ueber die Natur der Seele", eine Abhandlung, in welcher er die Kritik und auch die geniale Erfindungsgabe auf eine erhöhte Fragethätigkeit zurückzuführen sucht, und in denjenigen, welche von dem Gedächtniß und der Einbildungskraft handeln. Fortlage befolgt im ganzen die inductive Methode und führt eine Fülle empirischer Thatsachen an, aus denen er seine psychologischen Schlüsse macht. Der letztere Aufsatz hat einen entschieden ästhetischen Werth; die geistvoll durchgeführte Unterscheidung zwischen blühender, glühender und plastischer Phantasie sollte in unsern Lehrbüchern der Poetik eine Stelle finden. Die Beispiele vom „Blinden" und „Unwillkürlichen" im Wirken der Phantasie könnte Hartmann für sich anführen; hin und wieder überschätzt Fortlage auch die Wirkungen der Phantasie, so wenn er, nach Fries' „Neue Kritik der Vernunft", als ein besonders interessantes hierhergehöriges Beispiel das folgende erwähnt:

Wir wissen sehr wohl, daß der Mond ein Himmelskörper ist, und daß er, wenn er aufgeht, unten am Horizont nicht größer ist, als wenn er hoch am Himmel steht; auch ist das Farbenbild, welches wir von ihm erhalten, unten ebenso groß als oben, wie wir finden können, wenn wir es messen; dennungeachtet aber bilden wir uns ein, ihn unten, wenn er eben erst über den Horizont heraustritt, weit größer zu sehen, als wenn er hoch am Himmel steht. Hier ist die Vorstellung von der Größe des Mondes in der Anschauung desselben eine Vorstellung der productiven Einbildungskraft.

Das ist indeß keine Vorstellung der Einbildungskraft, sondern ein nach physikalischen Gesetzen erzeugter Schein, indem der Mond bei seinem Auftauchen am Horizont durch so viel dichtere Schichten der Atmosphäre hindurch erblickt wird, als bei seinem Stand über uns. Auch wenn unser Denker von dem Phantasieleib, dem aus- und anziehbaren Gehäuse, das die Seele unabtrennbar umgibt, von dem Empfindungsleibe spricht, vermögen wir ihm nicht zu folgen, da uns dieser Phantasieleib, trotzdem daß wir die sämmtlichen Werke des jüngern Fichte durchstudirt haben, um über denselben ins Klare zu kommen, zu den unfaßbarsten Gespenstern der neuen Speculation gehört.

Rudolf Gottschall.

Werke über Völkerrecht und Staatswissenschaft.

(Beschluß aus Nr. 7.)

1. Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt von J. C. Bluntschli. Nördlingen, Beck. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.
2. Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats; mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. Von Joseph Held. Dritter Theil: Der verfassungsmäßige oder constitutionelle Staat. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.
3. Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts oder Institutionen des öffentlichen Rechts. Von Joseph von Held. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution von 1789—1804. Dargestellt von Karl Richter. Zwei Theile. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Es ist von besonderm Interesse, an das historisch-philosophische Werk des berühmten Verfassers, welches der Epoche vor 1866 angehört (Nr. 2), sofort die Anzeige von einer neuen Arbeit sehr nahe verwandten Charakters, wenn auch beschränktern Gebiets anschließen zu können, welche die mit den seitdem eingetretenen Veränderungen im deutschen Staatsleben verbundenen Erfahrungen und Beobachtungen, wennschon nicht immer genannt, in sich aufgenommen hat. Joseph von Held's „Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts oder Institutionen des öffentlichen Rechts" (Nr. 3) könnten vielleicht kurz als weitere Ausführung einiger mehr skizzirten Abhandlungen des soeben angezeigten Werks bezeichnet werden. Damit aber wäre die Reichhaltigkeit des neuen Buchs nicht entfernt erschöpft und namentlich die fruchtbringendste seiner grundlegenden Ideen ganz unberührt. Wir meinen nämlich jene, welche allerdings auch für die Erörterung der Rechtsursprünge des verfassungsmäßigen Staats in dem Werke „Staat und Gesellschaft" maßgebend, doch in den „Grundzügen" erst mit der vollen Präcision der Doctrin formulirt erscheint. Es ist die Lehre von der Doppelnatur des menschlichen Wesens in seiner Richtung auf den freiheitlichen Individualismus einerseits, und auf die gesellige Gebundenheit andererseits. Das Bedürfniß der geselligen Gebundenheit hat aber wieder zwei Grundformen seiner Wesenheit, die staatliche (politische) und die menschheitliche (internationale). Ihrem rechtlichen Inhalte nach documentiren sich diese Wesenheitsrichtungen im Privat-, Staats- und Völkerrecht. Die constitutionelle Staatsform erscheint unter diesem Gesichtspunkt als die Anerkennung der Thatsache, daß der alte Staats-

begriff, dem die Unterthanen nur als Herrschaftsobjecte in Betracht kamen, ein überwundener und auf die Gegenwart unanwendbarer ist, weil der Unterschied zwischen Regierenden und Regierten sich auf das rechtlich festgestellte verschiedene Maß der persönlichen Theilnahme aller an den Regierungsrechten beschränkt. Durch den Begriff der politischen Persönlichkeit motivirt und modificirt sich derjenige der individuellen Freiheit, wird also zu einem staatsrechtlichen Begriffe und durch die verfassungsmäßigen Garantien zu einem constitutionellen, woraus sich mit logischer Nothwendigkeit ergibt, daß diese Garantien wie in ihrer Entstehung, so auch in ihrer erweiternden oder beschränkenden Ausbildung nur gesetzmäßig begründet werden können.

Es würde jedenfalls zu weit führen, wenn diesen einleitenden Darstellungen hier weiter gefolgt würde. Man muß sich darauf beschränken, von den mehr in das Detail gehenden staatsrechtlichen Abhandlungen einige als besonders bedeutsam zu bezeichnen. So namentlich jene von dem Besitze im öffentlichen Recht, welche den Grundsatz durchführt, daß dieser Besitz kein Recht, sondern nur eine Thatsache sei, doch aber eine solche, welche, rascher als in privatrechtlichen Verhältnissen, durch den unangefochtenen Bestand zu einem Rechtsverhältniß zu werden vermag. So weiter die Abhandlungen über die Verfassungsgarantien, über das Wesen der Staatssouveränetät, über den Constitutionalismus, über das Thronfolgerecht u. s. w. Uebrigens sind auch diese Themata meistens nur nach ihren prägnantesten Hauptzügen, namentlich selten bis zu ihren letzten Consequenzen erörtert, sodaß dem folgernden und entwickelnden Studium noch ein weites Bewegungsfeld eröffnet bleibt. Darin aber beharren, trotz der verschiedenen wissenschaftlichen Verfahrungsweise, auch diese „Grundzüge" auf dem Resultat von „Staat und Gesellschaft", daß die dem Ideal des verfassungsmäßigen Rechtsstaats am meisten entsprechende Staatsform „die mit constitutionellen Formen verbundene Geblütsmonarchie" sei.

Hinsichtlich der Großartigkeit der selbstgestellten Aufgabe darf an das Held'sche Werk sicherlich die Arbeit Karl Richter's (Nr. 4) gereiht werden, welche fast in demselben Moment, wo der Abschluß von Held's „Staat und Gesellschaft" in die Oeffentlichkeit trat, durch das „Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution von 1789—1804" die erste Abtheilung der „Neuern Verfassungsgeschichte der Staaten Europas" darbot, die der Verfasser allmählich daran zu schließen beabsichtigt. Man darf es von vornherein als ein günstiges Prognostikon für die gewissenhafte und streng wissenschaftliche Gründlichkeit auffassen, mit welcher der Verfasser an sein Riesenwerk herantritt, daß er, indem er diese Geschichte des modernen öffentlichen Rechts in Frankreich veröffentlicht, gewissermaßen ein Programm gibt, von welchem er hofft, daß es gleichgesinnte Kräfte zur gemeinsamen Vollendung der projectirten europäischen Staats- und Rechtsgeschichte um ihn sammeln werde. Er sagt unter anderm mit Beziehung darauf:

Ganz abgesehen von der Art der Behandlung, liegt, wie es mir scheint, gerade in dem Material, das ich zu erschöpfen und zu bearbeiten mich bemühe, das besondere Interesse der gestellten Aufgabe. Die Gesetze müssen den Geist der Geschichte erklären. Sie allein sind im Stande, es streng und wahr zu thun, denn wie Marksteine am Wege der Zeit stehen sie doch unparteiisch und interesselos, widerstrebend dem Parteigeist zu dienen, nur geeignet, das zu sein, was sie in Wahrheit sind: starre Zeugen vom Geiste der Zeit, welche sie geschaffen. Aber gerade in dieser Sicherheit und Unparteilichkeit geben sie ein kräftiges Zeugniß von den Kämpfen, in denen mühsam aber sicher die Völker und Staaten sich emporringen.

Die culturgeschichtliche Verkettung der drei gewaltigen Ereignisse, mit denen man die Epochen der neuern Geschichte zu begrenzen pflegt: die Kreuzzüge, die Reformation, die Französische Revolution, ist als grundlegend für die Darstellung zu betrachten. Mit den Kreuzzügen war „die Materie frei geworden; die Völker der Cultur dehnten ihre Wege über sie aus"; durch die Reformation war „der Herrgott frei geworden; für das Gewissen der Menschen sollte es kein anderes Gesetz geben als den Glauben, den es freiwillig bekannte". Und mit der Französischen Revolution „beginnt ein Kampf der neuen Gedanken und Ideen, welche als letztes Ziel sich gesetzt: den rechtlichen Ausdruck zu finden, wie sich in einem Staate die Gewalt des ganzen Körpers organisiren muß, um nach unantastbarer Gerechtigkeit für eine ferne Zukunft die Grundlage von Recht und Pflicht zwischen Volk und Regierung sein zu können". Also der Beginn des Kampfes um die Verwirklichung des unantastbaren Rechtsstaats. So werden die Resultate der Französischen Revolution und ihrer Rechtsgeschichte nicht in den Grenzen Frankreichs zu betrachten sein, „sondern aus dem Boden Europas muß man ihre Bedeutung lesen, darf den unermeßlichen Werth der mit Strömen Bürgerbluts erkauften geistigen Errungenschaften nicht nach den Vortheilen und Fortschritten des einen Staats schätzen, sondern muß in Europas Culturhöhe sein Maß suchen".

Demzufolge beruht für das Richter'sche Werk zunächst der Schwerpunkt in der Lösung der Fragen, wann die Französische Revolution, abgesehen von den äußerlichen Ereignissen, „für die Rechtsgeschichte derselben begonnen hat, und wann sie als beendigt für dieselbe angesehen werden kann". Mit dieser Lösung setzen sich die zeitlichen Grenzen des Werks, welche sein Titel bezeichnet: es beginnt mit dem Bruche der neuen Zeit mit der Vergangenheit, welcher sich dadurch vollzog, daß Ludwig XVI. den Titel eines Königs von Gottes Gnaden ablegte und als König der Franzosen, als Vater des Vaterlandes, als Wiederhersteller der französischen Freiheit vom Volke begrüßt ward; es endet „in dem Augenblicke, wo das französische Volk den Rechtsbegriff, den es als die Urquelle des jahrhundertealten Elends durch eine blutige Revolution für immer vernichten wollte, als den wieder allgemein geltenden und den Staat beherrschenden Lebenssatz anerkennt, in dem Augenblicke, wo am 18. Mai 1804 das Senatus consulte organique verkündete, daß das Gouvernement der Republik einem Kaiser anvertraut wird, welcher den Titel «Napoleon von Gottes Gnaden» und durch die Constitution der Republik Kaiser der Franzosen annimmt". Und weil eben diese Periode kein dauerndes Resultat schuf, darum kann die Geschichtschreibung auch nur von einer Geschichte (sonach auch nur von einer Rechtsgeschichte) der Revolution sprechen.

Daß für letztere dieselben Perioden, die constitutionelle Monarchie, die Republik und die Herstellung des Kaiser-

reichs, wie für die politische Geschichte gelten, bedarf kaum besonderer Bemerkung. Zudem gipfelt jede dieser Perioden in einem Gesetzgebungsact, um den sich als Anhang die Vorbereitungen dafür, als Ende die Auflösung einer Gesetzgebung gruppirt. So gründete die erste Periode durch Constituirung der Assemblée constituante die constitutionelle Monarchie und endet deshalb rechtsgeschichtlich mit der Suspendirung des Königthums und Berufung der Convention, welche (21. September 1792) die Republik ausrief, nicht erst mit der Hinrichtung Ludwig's XVI. (20. Januar 1793). Die Rechtsgeschichte der republikanischen Periode, welche mit der Proclamirung des Kaiserreichs (18. März 1804) endet, hat drei Hauptmomente festzuhalten, die Constitution des Convents (24. Juni 1793), des Directoriums (5. Fructidor III) und des Consulats (22. Frimaire VIII). Die Herstellung des Kaiserreichs ist der selbstvernichtende letzte Rechtsact der Revolution, sodaß für ihre Rechtsgeschichte diese Periode mit dem Plebiscit und der Constitution des Kaiserreichs (18. Mai 1804) abschließt.

Die Darstellungsform für die Rechtsgestaltungen dieser Zeit ist offenbar wesentlich eine Zweckmäßigkeitsfrage, welche unsers Erachtens von Richter mit ebenso tiefem Verständniß als technischem Geschick gelöst wurde, sobald man seinen grundlegenden Gedanken festhält, „daß die Rechtsgeschichte der Französischen Revolution in Wahrheit der Anfang einer europäischen Rechtsgeschichte ist". Sein Werk faßt zunächst jene Grundsätze des öffentlichen Rechts, welche man recht eigentlich als Resultate der Französischen Revolution zu bezeichnen hat, in einem organischen Bilde zusammen (Thl. 1); daran reiht sich (Thl. 2) die systematische Darstellung des gesammten Verwaltungsrechts, „dessen Grundsätze heute noch ganz Frankreich beherrschen und dessen Wahrheiten und Täuschungen mit harten Händen in die Gestaltung und Entwickelung der übrigen europäischen Staaten eingegriffen haben". Der Widerspruch, welchen die oben berührte rechtsgeschichtliche Begrenzung der Revolution gegen eine derartige Ausdehnung der literarischen Behandlung zu enthalten scheint, hebt sich durch die Erwägung, daß, wenn auch die Codification des französischen Rechts und in ihr ein endgültiger Abschluß der Revolution erst außerhalb ihrer historischen Grenzen liegt, doch deren Entstehung als Gesammtresultat der geistigen Revolutionsepoche über allen Zweifel erhaben und Napoleon's Gesetzgebung das letzte, größte, wohlthuendste Werk der Revolution ist. Aus dieser Erwägung heraus hat auch die Darstellung der einzelnen Rechtsinstitute diese stets im Zusammenhange durch die drei Revolutionsepochen hindurchgeführt, sodaß die Thätigkeit der einzelnen Zeit in der Uebersichtlichkeit des Gesammtprocesses deutlich erkennbar bleibt.

Wenn wir mit diesen wenigen Bemerkungen die Anzeige eines Werks abschließen, dessen Ausführung der Großartigkeit seiner Conception bewundernswerth entspricht, so möchten wir doch nicht davon scheiden, ohne noch auf einen wichtigen Anhang desselben mindestens hingewiesen zu haben. Wir meinen damit die Abhandlungen über Frankreichs coloniale Rechtsverhältnisse, über das Völkerrecht der Französischen Revolution und über den Beamtenorganismus der französischen Verwaltung.

Nach den Leistungen, welche Richter der staatsrechtlichen Wissenschaft in diesem Werke dargebracht hat, sieht man um so gespannter auf die, wie er mittheilt, bereits vorbereitete Darstellung des österreichischen Staats- und Gesellschaftsrechts vom Wiener Frieden bis auf die Gegenwart sein.

Aurelio Buddeus.

Tendenz- und Sittenromane.

1. Hänschen Siebenstern. Dem Holländischen des J. van Lennep nacherzählt von Adolf Glaser. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.
2. Der alte Dessauer. Historischer Roman von Franz Carion. Vier Bände. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Fritz und Fritzchen. Ein kleinstaatlicher Parlamentsroman. Von Karl Erdensohn. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 3 Thlr. 7½ Ngr.
4. Die Mechulle-Leut'. Ein Polizeiroman. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Zu unserer Freude haben wir diesmal über die uns zur Beurtheilung vorliegenden vier Romane fast nur Lobenswerthes zu sagen, und es dürfte wirklich schwer fallen, irgendeinem vor den übrigen den Preis zuzuerkennen.

„Hänschen Siebenstern" von Adolf Glaser (Nr. 1) ist zugleich der Name eines Findelkindes, dessen Lebensschicksale uns von seiner Wiege bis zur Verheirathung in diesem Romane mitgetheilt werden. Die Fabel ist originell, die Erzählung interessant, hier und da sogar spannend (wenn dies überhaupt immer ein Vorzug ist), und der Gang der Begebenheiten schreitet, ohne durch Belehrung oder tiefgehende Betrachtungen aufgehalten zu werden, in ruhiger Weise fort. Wäre es ursprünglich ein deutscher Roman, so würden auch diese nicht fehlen. Sieben Studenten, die einen literarischen Club unter dem sublimen Namen „Siebengestirn" gebildet haben, befinden sich eines Abends auf dem Wohnzimmer des Studenten der Theologie Gerhard Boll. Ein von einem Jungen ihnen ins Haus gebrachtes Kästchen wird von ihnen in der Meinung, es enthalte dasselbe ein vorher bestelltes Backwerk, angenommen und geöffnet. Zum größten Erstaunen der sieben Clubgenossen befindet sich aber nicht das Backwerk, sondern ein schlafendes Kind darin. Nach vielfachen Berathungen faßt das „Siebengestirn" endlich den Entschluß, es zu adoptiren. In der festen Voraussetzung, daß es ein Knabe sei, wird es „Hans Siebenstern", aber nach der Entdeckung des Geschlechts „Hänschen" genannt, weil dieser Name auch für ein Femininum paßt. Der Medicinae Zabener trägt das Kind zu einer ihm bekannten Frau, deren Tochter Marie den Ammendienst für dasselbe übernehmen soll. Nachdem Marie später verheirathet und in eine andere Stadt übergesiedelt ist, beschließen die Pflegeväter, ihr Adoptivkind zu einer Erzieherin oder Gesellschafterin ausbilden zu lassen. Die heranwachsende Jung-

frau entwickelt sich körperlich und geistig zu ihrer Väter vollster Zufriedenheit und wird zunächst von Gerhard Boll, der mittlerweile in dem Dorfe Hartenstein von einem seiner Siebengestirngenossen, dem Grafen Louis von Eilar, eine Patronatpfarre erhalten hat, aufgenommen. Da des Grafen Stiefbruder, Moritz von Eilar, sich aber in Hänschen verliebt, wird sie als Gouvernante zu einem zweiten Adoptivvater, Zirik, geschickt, von dessen ränkesüchtiger und eifersüchtiger Frau sie aber eine so schlechte Behandlung erfährt, daß sie entflieht und Zuflucht sucht bei einer alten Dame, deren Bekanntschaft sie auf der Reise zu Zirik gemacht hatte. Das arme Hänschen ist aber jetzt arglos in ein Bordell gerathen, wo sie mit Argusaugen bewacht und eingesperrt wird. Nach mehrfachen, glücklich abgewehrten Angriffen auf ihre Tugend, gelingt es ihr endlich, mit Hülfe der sie wiedererkennenden Magd, einer Tochter ihrer Pflegemutter Marie, zu entfliehen. Jetzt von allen ihren Pflegevätern verstoßen, findet sie Aufnahme bei einer alten Dame, die sich später als ihre Mutter ausweist. Der Gemahl derselben hatte sie gegen den Willen seines Vaters geheirathet und war bald darauf gestorben. Ein alter Herr, der unter dem Namen eines seiner Güter, welches er erstanden, mit Hänschen in einem Hause wohnt, entpuppt sich als ihr Großvater, der sich sodann mit Hänschen's Mutter wieder aussöhnt. Nachdem Hänschen's Unschuld und die nähern Umstände ihres Aufenthalts im Bordell den Pflegevätern klar geworden, stellt sich der junge Graf Moritz von Eilar wieder bei ihr ein und macht sie zu seiner glücklichen Gattin.

Die Bordellscenen hätten wir gern entbehrt. Dieselben sind allerdings so behutsam wie möglich gehalten, aber dürfte man wol, eben jener Episode wegen, diesen sonst so hübschen Roman Frauen und Jungfrauen empfehlen?

In „Der alte Dessauer" von Franz Carion (Nr. 2) ist dieser nicht selbst der Held des Romans, sondern ein junger Graf und Flüchtling aus Wien, Namens Hubert von Bussy-Rabutin, der von seinem ältern Stiefbruder, welcher ihn für den untergeschobenen Sohn eines Sauhirten ausgibt, mit Hülfe der Jesuiten um sein väterliches Erbe gebracht werden soll und nach vielfachen Schicksalen, Verfolgungen aller Art und gefährlichen Abenteuern endlich nach Dessau gelangt, wo er im Soldatenrocke eines gemeinen Musketiers und unter dem Pseudonamen Philipp Gruner sich vor seinen Verfolgern sicher glaubt und auch so lange unerkannt bleibt, bis sein Patron und Gönner, Prinz Eugen, das Lügengewebe aufdeckt und ihn zurückruft. Als er eines Tags in Halle auf dem Posten steht, ergreift ihn die Verzweiflung über sein trauriges Geschick derart, daß er zum Selbstmörder werden will. Ein zufällig des Wegs kommendes junges Mädchen, Regina von Milagsheim, Gesellschaftsdame der fürstlichen Prinzessin Luise, hält ihn vom „letzten, ernsten Schritt" zurück. Beide gewinnen natürlich füreinander Interesse, dem die Liebe nicht fern ist, und werden später ungeachtet mehrfacher Hindernisse und trotz des Machtgebots des fürstlichen Despoten, welcher die Regina mit seinem Günstling, dem Franzosen Bonnifax, vermählen will, ein glückliches Ehepaar.

Die Charakteristik des alten Dessauer, seiner Anna-liese, sowie auch seines Jugendgespielen, des Feldwebels Brommer, ist als sehr gelungen zu bezeichnen, nur hätten wir das Colorit jener rohen, barbarischen Zeit im allgemeinen noch mit etwas kräftigern, derbern Pinselstrichen gern gezeichnet gesehen. Im übrigen werden die Freunde des geschichtlichen Romans dieses Werk mit Befriedigung lesen, denn es zählt zu den bessern Romanen dieser Gattung.

Hinsichtlich der Erfindung, Anlage und Entwickelung läßt „Fritz und Fritzchen" von Karl Erdensohn (Nr. 3) kaum etwas zu wünschen übrig. Auch der humoristische Inhalt wird die meisten Leser ansprechen, nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser nicht so oft die Grenzen des Decenten überschritten und in seiner Schreibweise einen weniger burschikosen Ton angeschlagen hätte. Auch war es durchaus unnöthig, daß sowol die Heldin des Romans, Fritzchen, als auch die sämmtlichen übrigen weiblichen Gestalten, die uns in dieser Erzählung vorgeführt werden, bereits gefallene oder vor den Augen der Leser fallende Mädchen und Frauen sind.

Die Parlamentsscenen in der Duodezresidenz Trallala nebst dem Leben, Treiben und Schicksalen der Hauptheldeu des Romans, der Stenographen aus Brennpunkt, durch deren Erscheinen in Trallala die sämmtlichen Bewohner dieser kleinstaatlichen Residenz im wahren Sinne des Worts in Aufruhr versetzt werden, sind vortrefflich geschildert und gleich den kleinstädtischen Honoratioren mit ihren bekannten Schwächen ohne Frage nach der Natur gezeichnet. Die interessanteste Persönlichkeit des Romans ist indessen nicht die Hauptheldin, der räthselhafte Stenograph oder richtiger die Stenographin Fritzchen, sondern die geistreiche Geliebte des Ministers Schwarzbach, die verwitwete Therese von Veilchenstrauß, die von den sittlich entrüsteten Pharisäerinnen der Stadt Trallala gleich einer Verfemten gemieden wird, obgleich keine derselben sich im Grunde genommen rühmen kann, besser oder mehr zu sein als Therese: ein gefallener Engel. Wir sind wahrlich kein Freund von einer allzu großen Prüderie, wie sie sich in unserer nüchternen Zeit sowol im socialen Leben wie auch in der Literatur immer mehr Geltung zu schaffen scheint, und die den frischen Humor und gesunden Witz gänzlich verbannen und die Wahrheit der Natur ausrotten möchte; aber hüten wir uns auch, in den Fehler der Franzosen zu verfallen!

Der anonyme Roman „Die Mechulle-Leut'" (Nr. 4) hat die Tendenz, die Verirrungen der Polizei zu geißeln und zur Reform derselben mitzuwirken. Der Verfasser sagt in der Vorrede:

> Die deutsche Polizei kann und muß etwas Besseres werden, als was sie jetzt ist: das verwahrloste Schmerzenskind der deutschen Staatsverwaltung, das ohne Wissenschaft und Lehre im deutschen Vaterlande umherirrt, in dem weiten Bereiche von der Farce bis zur Tragödie sich bewegen muß, von der zaghaften Blödigkeit bis zur brüsken Bravade hin- und hergestoßen wird und bei dieser schweren Misshandlung jeden, der ihm in den Weg kommt, auf den Fuß tritt, und dann wieder in den Bureaux wie im Zwangsarbeitshause gehalten wird, jetzt aber endlich, nachdem das Jahr 1866 gekommen, auch seiner Erlösung und seines Heils gewärtig ist zum Heil des einigen großen deutschen Volks.

Es muß in der That traurig genug mit der Polizei bestellt gewesen sein, wenn die Hauptankläger derselben

aus ihrem eigenen Schoße erstehen, und als ein solcher darf der Verfasser der „Mechulle-Leut'" auch gelten. Schon Avé-Lallemant sagt in seinem vortrefflichen Werke über das Polizeiwesen:

Die Polizei soll mit dem Volke gehen, und stolpert ins Volk hinein, und das Volk sprengt scheu auseinander vor ihr, um nicht von ihr erfaßt und erdrückt zu werden. In den verdumpften, qualmenden, stickluftigen Bureaux rauscht ein düsterer Tintenstrom. Unheimlich rasseln die Federn, wie die ängstliche Respiration des Bureaukratismus, der hier gewaltig, heimlich, still, ohne Empfindung und Theilnahme für das wundervolle, vom hellen Licht umflossene, von freier, frischer Luft umgebene, klare, köstliche Leben, den Sitz seiner absoluten Herrschaft genommen hat, ohne Seele, ohne Gemüth, ohne Liebe, ohne Glauben, ohne Freude, ohne Hoffnung!

Uns soll es freuen, wenn das Jahr 1866 einen Wendepunkt zum Bessern herbeigeführt hat, sodaß die Zeiten nun vorüber sind, in welchen man „kaum die Spitzbuben und die Polizei voneinander zu unterscheiden wußte", und daß die Polizei ihren einzig wahren Beruf, über die Sicherheit des Publikums zu wachen, erkannt hat. Der vorliegende Roman führt uns diese Behörde in den verschiedensten Functionen vor, in ihren Licht- und Schattenseiten, in ihrer segensreichen Wirksamkeit und in ihren Misbräuchen und Uebergriffen. Die „Mechulle-Leut'" sind eine gefährliche Gaunerbande, welche mit ihrem Führer, dem Tammerfriedel, der in einer Spelunke, Mechullekrug genannt, inmitten einer Heide einige Meilen von der Residenz entfernt, seinen Schlupfwinkel hat, die ganze Gegend unsicher macht, Einbrüche verübt, große und kleine Diebstähle ausführt und Wilddieberei treibt. Diesen Gaunern, die sogar in der Residenz ihre Helfershelfer haben, ist selbst das Ministerhotel nicht gefeit. Durch eine seltsame Verkettung von Zufälligkeiten kommen theils unabsichtlich, theils absichtlich die angesehensten Persönlichkeiten der Residenz mit einzelnen von ihnen in Verbindung, derart, daß der Faden der Erzählung sich von dem einsamen Studirstübchen des Oberlehrers Dr. Erwin Brauer bis zum Mechullekrug erstreckt, und Adeliche und Bürgerliche beiderlei Geschlechts und jedes Standes, Beamte und Offiziere, Industrielle und Industrieritter, die Polizei und die einzelnen Mitglieder der Gaunerbande zu einem harmonischen Ganzen umschlingt, welches uns unwillkürlich an die „Mystères de Paris" erinnert. Daß der Liebe, deren zarte Bande nicht minder Gleiches und Ungleiches umschlingen, ihr entsprechendes Feld ebenfalls mit eingeräumt wird, versteht sich von selbst. Der Verfasser hat sich leider nicht genannt, obschon er sich seines Werks nicht zu schämen brauchte. Die Schreibweise und die Charakteristik der in dem Roman auftretenden Personen zeugen von einem bereits geübten Schriftsteller, von einem klarblickenden und psychologisch gebildeten Weltmann und Menschenkenner. Wir möchten demselben anheimgeben, auch fernerhin diese Gattung von Romanen zu cultiviren. Das Einzige, was wir an diesem Polizeiromane zu tadeln haben, ist der Mangel einer Centralfigur. Das gesammte Polizeipersonal, welches allenfalls dafür gelten könnte, ersetzt dieselbe nur ungenügend. **Wilhelm Andreä.**

Zur Geschichte Friedrich's des Großen.

Westpreußen unter Friedrich dem Großen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 25 Ngr.

Trotz ihrer ungeordneten Darstellungsweise, welche zuweilen geradezu in Formlosigkeit übergeht, haben wir die obengenannte kleine Schrift nicht ohne lebhaftes Interesse und wohlthuende Befriedigung gelesen, welche letztere allerdings allein dem Stoffe und dem Helden gelten kann. Denn eine Erörterung dessen, was Friedrich der Große für Westpreußen gethan hat, ist gerade in unsern Tagen in mancher Hinsicht werthvoll und wohl geeignet, auch auf einzelne die Gegenwart erfüllende Bestrebungen ein recht grelles Streiflicht fallen zu lassen. Denn nur kurze Zeit ist ja erst verflossen, seit bei den Berathungen des Norddeutschen Reichstags über das Gebiet des neu zu bildenden Bundes die Abgeordneten polnischer Nationalität sich erhoben, um einen hochtrabenden Protest einzulegen gegen die Hineinziehung Westpreußens und Posens in diesen Verband? Auch an jenes berüchtigte Wort des „Würtembergischen Staatsanzeigers" wird man gemahnt, mit welchem derselbe bei Beginn des Kriegs von 1866 zur Rechtfertigung seines Wunsches: „Lieber französisch als preußisch", das Deutschthum Preußens auf Einen Schlag zu vernichten meinte, indem er erklärte, die Preußen seien gar keine Deutschen, sondern nur „Wenden und Obotriten". Beide, jene heißblütigen Polen sowol wie diese fanatischen Schwaben, sind der Meinung, durch eine hochtönende Phrase die mühevolle und harte, aber auch erfolgreiche und glänzend belohnte historische Arbeit von Jahrhunderten nicht geschehen machen, die großartigen Wirkungen derselben, die sie in Wirklichkeit zu vernichten unvermögend sind, wenigstens auf dem Papiere und in schönklingenden Redensarten gleich Null setzen zu können. Für denjenigen freilich, der die Verhältnisse der hierbei zunächst in Betracht kommenden Gebiete aus eigener Anschauung auch nur einigermaßen kennt, bedarf es keiner weitern Berichtigung derartiger Geschichtsfälschungen; doch ist eine Widerlegung derselben und eine Zurückführung der so zuversichtlich in die Welt posaunten Uebertreibungen für alle diejenigen wünschenswerth, welche über den wirklichen Sachverhalt nicht so genau unterrichtet sein können. Für beide aber ist es ebenso nützlich wie erfreulich, ab und zu den Blick rückwärts zu wenden und aus einer genauern Verfolgung des historischen Entwickelungsganges das heute Bestehende in seinem allmählichen Entstehen zu beobachten und so den besten Maßstab zur Beurtheilung der jetzt so eifrig angeregten Controverse zu gewinnen. Von ganz besonderm Interesse ist da aber gerade Westpreußen, und zwar nicht blos für die Geschichte Friedrich's des Großen, obgleich die westpreußischen Verhältnisse sehr entscheidend in Betracht kommen, wenn es sich um die richtige Würdigung der ersten Theilung Polens handelt, die man so gern zu einem entstellenden Brandmal auf des großen Königs Ruhm zu machen gesucht hat.

Wenn die Polen heute noch Westpreußen im Ernst als

ein polnisches Land, als ein der polnischen Nationalität widerrechtlich entrissenes Gebiet in Anspruch zu nehmen wagen, so muß man ihre Virtuosität im Vergessen oder im Fälschen der Geschichte bewundern. Es genügt, an den einstigen Glanz des Deutschen Ordens zu erinnern, um jene Behauptung in ihrer gänzlichen Grundlosigkeit hinzustellen; denn von dem heutigen Westpreußen war nur das Stück auf dem linken Ufer des untern Weichsellaufs wirklich polnisch, alles rechts von der Weichsel Gelegene haben die „Deutschen Herren zu St.-Marien" mit der Schärfe ihres ritterlichen Schwertes den heidnischen Preußen entrissen, deren sich zu erwehren die polnischen Theilfürstenthümer bisher vergeblich bemüht gewesen waren. Aber das Land im Osten der Weichsel ist nicht blos durch das Recht des Kriegs und der Eroberung ein deutsches geworden: auf den mit dem Blute deutscher Ritter und Knappen getränkten Boden entstanden deutsche Burgen, deutsche Städte begannen unter den schützenden Mauern derselben zu erblühen, während das bisher von dunkeln Wäldern und unwirthlichen Sumpfseen bedeckte Land von rastlos thätigen deutschen Bauern unter den Pflug genommen und bald zu der vielgepriesenen Kornkammer des Nordens gemacht wurde. Im 13. und 14. Jahrhundert blickte man von dem erlahmenden und unheilbar dahinsiechenden Deutschen Reiche mit Freude und auch wol mit einem gewissen Neid hinüber nach dem „Neuen Deutschland", in welchem unter dem Schutze eines weisen Regiments, getragen und gefördert von allem, was die halbtodte Zeit Frisches, Lebendiges und Anregendes hatte, in Ackerbau und Gewerbe, in Handel und Schiffahrt die deutsche Cultur ihre schönste und reichste Blüte entfaltete. Freilich nahmen auch die glänzenden Zeiten des Ordens schließlich ein Ende: neidisch blickte Polen auf das blühende Land, und nicht seine eigene Tüchtigkeit und Kraft, nur der Verfall und die Entartung der mit ihren Unterthanen tödlich verfeindeten Ordensherrschaft bahnten Polen endlich den Weg zur Eroberung des deutschen Landes Preußen. Nicht die Siege der polnischen Waffen, sondern der Verrath der Unterthanen des Ordens, die zügellose Wildheit der Söldnerbanden und ein rettungsloser finanzieller Ruin lieferten am Ende des unglückseligen Städtekriegs (1454—66) das fast in eine Einöde verwandelte Westpreußen an Polen, mit dem es zunächst nur durch eine Personalunion verbunden war. Von da an begann die polnische Wirthschaft den ohnehin so schwer geschädigten Wohlstand des einst so herrlich blühenden Landes vollends zu brechen oder doch das Wiederaufkommen desselben unmöglich zu machen; im Bewußtsein, daß der neue Besitz ein deutsches Land sei, begannen die Polen die systematische Polonisirung desselben. Nur Danzig und Thorn, welche ihre Selbständigkeit als Freie Reichsstädte behalten hatten, erwehrten sich dieses Andrangs und entwickelten im Kampfe gegen denselben, als Mittelpunkte der deutschen Cultur in den Weichselländern, gerade im 15. Jahrhundert ihre beispiellos glänzende und herrliche Blüte. Seitdem dann aber auf dem Inblinер Reichstag 1569 durch einen Gewaltstreich Westpreußen seiner bisherigen Stellung beraubt und zur polnischen Provinz herabgedrückt worden war, ging die Polonisirung doppelt rasch und gründlich vor sich. In welchem Maße das geschehen, auf eine wie tiefe Stufe das Land gegen früher dadurch herabgedrückt wurde; — wer das erkennen will, der muß einen genauern Blick thun in die aus jener frühern und dieser spätern Zeit erhaltenen statistischen Angaben, und auf allen Gebieten des Lebens wird er einen gleich schnellen Rückschritt finden, nur die Jesuitencollegien, die Kirchen- und Klosterstiftungen, die allgemeine Verflachung und Verdummung von hoch und niedrig haben in dieser Zeit Fortschritte gemacht. Wem Gelegenheit geboten ist, in die Verhältnisse Westpreußens, namentlich die der ländlichen Bevölkerung in manchen Gegenden einen genauern Blick zu thun, dem werden noch heute die Folgen jener traurigen polnischen Periode grell genug vor Augen kommen. Und was ist seit der Vereinigung Westpreußens mit dem preußischen Staate geschehen, wie Großartiges hat gleich Friedrich der Große für die Besserung der Zustände in dieser seiner letzten, unblutigen Erwerbung gethan! Auch hat diese Seite in des großen Königs Wirksamkeit bei den Biographen desselben schon ihre gebührende Würdigung gefunden, und auch aus den archivalischen Schätzen, die darüber Auskunft geben können, sind schon sehr werthvolle Mittheilungen in die Oeffentlichkeit gelangt.

In der vorliegenden kleinen Schrift des Grafen Lippe-Weißenfeld ist dies urkundliche Material bedeutend vermehrt und damit das Bild, das man sich von Friedrich's Thätigkeit für Westpreußen zu entwerfen hat, um einige werthvolle Züge bereichert und überhaupt mehr in das Einzelne ausgeführt worden. Ihren Inhalt heißen wir daher gern willkommen, desto entschiedener aber müssen wir uns gegen die Form, oder richtiger gesagt, die Formlosigkeit erklären, in welcher derselbe geboten wird. Wenn man an die Leistungen schriftstellernder Dilettanten — denn mit einem solchen haben wir es hier nach Ausweis des Titels zweifellos zu thun — namentlich bei historischen Darstellungen ohnehin schon einen etwas nachsichtigern Maßstab anlegt, so muß man doch wenigstens so viel verlangen, daß ein in die Oeffentlichkeit gesandtes Buch überhaupt in lesbarer Gestalt erscheine. Das Prädicat der Lesbarkeit aber kann man diesem Schriftchen kaum noch zuerkennen. Der Verfasser desselben hat das Glück gehabt, eine Anzahl bisher unbekannter archivalischer Quellen benutzen zu können, hat aus denselben seine Auszüge gemacht, dieselben durch handschriftliche Materialien, die ihm anderweitig zugänglich wurden, vermehrt, und sich daneben einigermaßen in der Correspondenz Friedrich's des Großen und dem bekannten Preuß'schen Urkundenwerke umgesehen. Die so entstandene Materialiensammlung hat er denn, mit einigen allgemeinen Redensarten verbrämt, mit einigen witzig sein sollenden Pointen untermischt und einzelne ihm bei anderweitiger Lektüre aufgefallene Notizen, auch wenn sie gar nicht zur Sache gehören, mit dazufügend, als ein Buch in die Welt geschickt. Ist es — wie früher einmal in d. Bl. mit Recht bemerkt wurde — schon an sich nicht zu billigen, wenn die historische Literatur die Publication von reinen Archivalien mit in ihr Gebiet zieht, so muß eine solche Veröffentlichung von urkundlichen Quellen vollends verworfen werden. Von Planmäßigkeit, von dem, was man sonst eine Disposition nennt, ist nichts vorhanden; wo ein Anlauf dazu genommen wird, ist das

Ganze nur abgerissen und notizenhaft, höchstens Gerippe, aber nicht Körper. Die kleine Schrift vermag als ein recht schlagendes Beispiel darzuthun, wie wenig die Geschichtschreibung durch Monographien gefördert werden kann, welche ihre Berechtigung einzig und allein in dem Stoffe selbst zu finden glauben. Gerade je weniger umfangreich der zu bewältigende Stoff ist, um so gründlicher und vollständiger muß er auch bewältigt werden, und zwar nicht blos in sachlicher, sondern auch in formeller Hinsicht: statt einiger an sich ganz schätzenswerther Urkundenexcerpte haben wir da das Recht, eine abgerundete, geordnete und klare Darstellung zu verlangen.

Dennoch verdient die Schrift um ihres Inhalts willen Beachtung, denn sie liefert zur Kenntniß der liebevollen Sorgfalt des großen Königs für seine Lande einen neuen Beitrag, und bringt manche Notizen, welche auch für die allgemeine Geschichte jener Zeit von Werth sind. Nach einer Einleitung, in welcher in der oben gekennzeichneten Weise die Zustände Polens, namentlich Westpreußens bis zum Jahre 1772 geschildert werden, geht der Verfasser über zu den ersten Vorbereitungen, durch welche Friedrich vorläufige Erkundigungen über das zu erwerbende Land einziehen ließ. Da ist es denn interessant zu sehen, wie bereits im October 1769 der Kammerpräsident Domhardt in Königsberg bei Gelegenheit eines Mémoire über die Lage des in polnischem Gebiete enclavirten Ermeland dem Könige den Gedanken an die Wiedervereinigung der zusammengehörigen Staaten nahe legt, mit dem Zusatz: „Vielleicht ist die jetzige Zeit dazu bequem, da Polen sich auf keine Art zu helfen weiß." Der König geht auf den Vorschlag näher ein und beauftragt den Kammerpräsidenten in tiefstem Geheimniß, genaue Erkundigungen einzuziehen über den finanziellen Ertrag, welchen die westpreußischen Gebiete zu geben vermöchten. Späterhin, als infolge der mit Rußland und Oesterreich gepflogenen Unterhandlungen die Erwerbung Westpreußens an Wahrscheinlichkeit gewinnt, läßt Friedrich bereits auf Grund der eingezogenen Erkundigungen die nöthigen Vorbereitungen treffen, um das Land, sobald der Theilungsvertrag es ihm überliefert hat, auch sofort in preußische Verwaltung zu nehmen. Und als dies dann geschehen ist, schreibt er an d'Alembert: „Man hat mir ein Stückchen Anarchie gegeben, mit dessen Umwandlung ich mich beschäftigen muß." Die Organisation des neuen Landes — das er wol sein Sibirien nannte und von dessen Bewohnern er scherzend als von seinen Irokesen redete —, leitete der schon genannte Kammerpräsident Domhardt, jedoch unter der unmittelbaren Aufsicht des Königs selbst. Kaum an einem andern Punkte kommt das persönliche Regiment, das Friedrich zu führen liebte, in seinen guten und segensreichen Wirkungen so sehr zur Geltung, wie gerade in der Verwaltung Westpreußens. Mit bewundernswürdiger Sicherheit und Schnelligkeit wurden die ganz verrotteten und zuchtlosen Zustände beseitigt, preußische Ordnung und Gewissenhaftigkeit eingeführt. Zusehends hob sich das verarmte und verkommene Land, der Ackerbau begann neu aufzuleben, Handel und Gewerbe bekamen neuen Schwung, die entvölkerten Städte füllten sich aufs neue mit thätigen Bewohnern und das flache Land wurde mit tüchtigen Colonisten namentlich aus Süddeutschland besiedelt. Freilich hat es Mühe genug gekostet, auch nur sozusagen aus dem Gröbsten herauszukommen; aber dem Eifer und der persönlichen Theilnahme des Königs, der unermüdlichen Thätigkeit Domhardt's, der Präsidenten Roden und von Brenkendorf gelang es in verhältnißmäßig kurzer Zeit, den Grund zu legen zu einem ganz neuen Aufblühen Westpreußens und zum Wiederaufleben seines zeitweise unterdrückten Deutschthums. Was durch die Erbärmlichkeit des entarteten Deutschen Ordens 1466 verloren gegangen war, was die Polen in einer echt polnischen Wirthschaft drei Jahrhunderte lang vollends zu Grunde zu richten beflissen gewesen waren, das hat Friedrich der Große wiedergewonnen, ein deutsches Land hat er für Deutschland gerettet, neu belebt und zu einer schönern Zukunft berufen!

Hans Prutz.

Lebensschilderungen aus der höhern Thierwelt.

Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der Thierwelt, von Adolf und Karl Müller. Leipzig, Spamer. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Ein sehr rühriger Verlagsbuchhändler in Leipzig erwarb eine Anzahl vortrefflicher, charakteristischer Abbildungen aus dem bekannten Werke des englischen Naturforschers J. G. Wood und beauftragte zwei Schriftsteller, den Text dazu zu schreiben. So entstehen deutsche Bücher! Mit diesem kurzen, wegwerfenden Urtheile wären wir über das vorliegende, sehr geschmackvoll ausgestattete, mit 134 Bildern geschmückte und 35 Bogen umfassende Werk fertig, wenn wir uns nicht hüten wollten, eine voreilige Meinung auszusprechen.

Die gewissenhafte Prüfung ergibt zunächst aber, daß von dem Plane des Verlegers nichts weiter als die Idee übriggeblieben. Denn auch die erwähnten Bilder haben sich nicht einmal als ausreichend erwiesen, sondern mußten durch Originalholzschnitte nach Zeichnungen von Kretschmer, Leutemann, dem einen der Herren Verfasser und andern hervorragenden Künstlern etwa um das doppelte ergänzt und vervollständigt werden. Noch viel mehr tritt uns aber der Text in durchaus unantastbarer Originalität entgegen. Denn die Verfasser haben einmal ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise der einheimischen Thierwelt zugewandt, und zweitens ganz besondern Nachdruck auf ihre eigenen, von früher Jugend her gemachten Beobachtungen und Studien des Thierlebens gelegt. Dabei sind jedoch die einschlägigen Mittheilungen aus der fremdländischen Thierwelt keineswegs ausgeschlossen, sondern nach den Angaben der bedeutendsten Forscher und Reisenden in reichlichem Maße angefügt.

Alle aufmerksam und mit Verständniß unsere Zeit und ihre eigenthümlichen Erscheinungen überblickenden Gebildeten werden es zugestehen müssen, daß in dem

immer häufigern Erscheinen solcher Schriften, welche das Leben der Thierwelt behandeln, ebenfalls ein beachtenswerthes Merkmal liege. Der denkende Zeitgenosse will sich weder mehr mit der „göttlichen Dirigirung" des Thiers, wie sie jener pietistische Vogelkundige predigt, abfinden lassen, noch mit dem bloßen Kopfzerbrechen über das „Warum denn Kerbthierplagen?" u. s. w.; er will vielmehr, in der Ueberzeugung, daß im großen geordneten Walten der Natur alle Dinge durchaus zweckmäßig eingerichtet seien, Auskunft über das Thun und Treiben aller Geschöpfe und zuverlässige Einsicht in dasselbe haben, um daraus dann die richtigen Vorstellungen von ihrem ganzen Wesen und Handeln zu gewinnen. Um diesem Bedürfniß Genüge zu leisten, streben die Verfasser des vorliegenden Buchs denn auch vornehmlich dahin, „unbeschadet der strengen Wissenschaftlichkeit", insbesondere die Aeußerungen des Seelenlebens der Thiere in scharfsinnigen Beobachtungen und interessanten Darstellungen dem Leser vorzuführen. War im ursprünglichen Plane eine vorzugsweise Berücksichtigung der Wohnungen erbauenden Kunstfertigkeit in der Thierwelt beabsichtigt, so tritt auch, besonders etwa vom zweiten Drittel des Werks an, immer mehr die Darstellung der Lebenseigenthümlichkeiten in den Vordergrund, ohne daß jedoch das erstere vernachlässigt wird.

Die Schreibweise und Darstellung der Gebrüder Müller ist aus ihren Beiträgen für Zeitschriften und dem kleinen trefflich ausgestatteten Buche „Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel" (Leipzig, Winter) bekannt. Für manchen Geschmack wird sie vielleicht zu lebhaft erscheinen; indessen müssen wir doch den größten Nachdruck darauf legen, daß sie niemals mit der Wissenschaft in Widerspruch geräth, und daß der Leser in anmuthigem Gewande, in anregender, unterhaltender Form hier nicht allein eine bedeutende Fülle wissenschaftlichen Materials findet, sondern daß diese im vollsten Sinne populären Darstellungen zugleich immer auf den neuesten Forschungsergebnissen der Naturwissenschaft fußen. Wer also leichthin diesem Buche von vornherein den wissenschaftlichen Werth absprechen wollte — wie dies ja vielfach von den „ernsten" Vertretern der Wissenschaft oder auch von Recensenten geschieht —, der würde sich einer unverantwortlichen Geringschätzung des Werthvollen schuldig machen.

Gehen wir auf den Inhalt im einzelnen ein, so müssen wir die zweckmäßige Eintheilung, einerseits nach der Oertlichkeit und Art und Weise des Lebens und andererseits nach der Form und Herstellungsweise der Wohnungen (Höhlen, Nester u. s. w.), als zweckmäßig erachten. Insbesondere interessant erscheint der allgemein gehaltene Abschnitt über das Nisten der Vögel; von besonderm Gewicht für die Auffassung des Seelenlebens der Thiere von seiten der Verfasser ist die einführende Abhandlung über „Instinct und überlegtes Handeln", in welcher wir Citate aus den Werken der großen Forscher aller Zeiten fleißig zusammengetragen finden. Der Abschnitt „Zug und Wanderung der Vögel" (aus Brehm's „Das Leben der Vögel") hätte mehr mit eigenen Beobachtungen ausgestattet sein können, da viele andere Mittheilungen bezeugen, daß die Verfasser doch zweifellos auf diesem Gebiete — über das Wanderleben der einheimischen Vogelwelt — nicht unerhebliche Erfahrungen gesammelt haben. Nach dem Gesammtergebniß einer eingehenden Prüfung wird man jedoch das Buch als eine sehr beachtenswerthe Bereicherung dieser Literatur anerkennen müssen.

Karl Kuß.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Varnhagen von Ense's «Tagebücher»", sagt die „Saturday Review", „schleppen sich langsam, doch nicht langweilig fort. Der zehnte Band enthält die Geschichte des Jahres 1853 und eines Theils von 1854, Jahre des Stillstandes in den innern Angelegenheiten Preußens, während deren sein Gewicht in dem Rathe Europas am geringsten war. Der Vergleich dieses Standes der Dinge mit dem gegenwärtigen ist interessant und im ganzen höchst befriedigend, sowol was den Fortschritt betrifft, den die einzige Großmacht nach England, von welcher die Sache der verfassungsmäßigen Freiheit viel zu erwarten hat, gemacht, als auch in Betreff der Vernichtung des Uebergewichts, welches der Kaiser von Rußland, weil er im Rufe stand, der große Erhalter der «Ordnung» zu sein, auf dem Festlande zu behaupten vermochte. Dienstbarkeit gegen Rußland war eine Hauptsache der niedrigen Stellung Preußens zur Zeit, wo Varnhagen schrieb, und seine Memoiren erinnern uns rechtzeitig daran, welches große und nothwendige Werk der Krimkrieg vollbracht hat, dessen politische Bedeutung wir in neuerer Zeit so geringschätzig haben besprechen hören. Es ist weniger patriotische Entrüstung und sarkastischer Commentar in diesem Bande als gewöhnlich: was wol zum Theil der Langweiligkeit der innern Politik und zum Theil auch der mildern Stimmung des Verfassers selbst zugeschrieben werden muß, dessen Gemüthsart mit dem vorrückenden Alter sehr zu seiner Ehre eher sanfter als erbitterter wurde. Viele Stellen, besonders die, in welchen Rahel erwähnt wird, können nur durch das deutsche Adjectiv «weich» hinlänglich bezeichnet werden. Einige der Notizen über Schriftsteller sind höchst anziehend, besonders eine über einen Besuch bei Tieck kurz vor dessen Tode." ... Zu dem von Varnhagen angeführten Urtheil Tieck's über die Gebrüder Humboldt, daß es ihnen nämlich an keinem Erforderniß zur Größe gefehlt habe und sie dennoch nicht groß gewesen wären (?), fügt der Referent hinzu: „Es liegt viel Wahres in diesem Ausspruch, wenigstens soweit Alexander von Humboldt dabei betheiligt ist." Ein Urtheil, das schon Schopenhauer gefällt hat.

Ueber G. Droysen's „Gustav Adolf", den der Verfasser bekanntlich nicht, wie es bisher geschehen, als Religionshelden, sondern vielmehr als vollendeten Staatsmann darstellt, dessen Handlungen in der Hauptsache von Staatsrücksichten bestimmt wurden, sagt die „Saturday Review": „Wie es sich auch mit der Wahrheit dieser Anschauung verhalte, jedenfalls verleiht sie einem fast erschöpften Gegenstande den Reiz der Neuheit. Gustav Adolf erscheint hier nicht mehr als der epische Held, der die ganze Handlung in Anspruch nimmt, sondern lediglich als einer der Mitwirkenden in einem äußerst verwickelten Drama, oder, wie Droysen sich ausdrückt, er wird mit Bezug auf seine Stelle in der Weltgeschichte betrachtet. Die Triebfedern der englischen, französischen, holländischen und spanischen Politik werden alle genau untersucht, und Gustav tritt

zuweilen in den Hintergrund zurück." ... Wie manchem deutschen, so ist auch dem englischen Referenten der allerdings verzeihliche Irrthum widerfahren, in Bezug auf den Verfasser den Sohn mit dem Vater zu verwechseln, wenn er sich dahin ausspricht, daß das Werk höchst interessant sei und „die ganze wohlbekannte Klarheit und Methode Droysen's" entfalte.

Gelegentlich der Besprechung der „Baltischen und russischen Culturstudien" von J. Eckardt heißt es: „Diese Gegend ist als voraussichtlicher unvermeidlicher Zankapfel zwischen Rußland und Deutschland sehr wichtig. Die Versuche des herrschenden Staats, das deutsche Element auszurotten, werden gegenwärtig von Preußen wohlweislich ignorirt; allein sobald das russische Bündniß nicht mehr unentbehrlich sein wird, dürften sie möglicherweise die Veranlassung zu einem Rassenkriege kolossaler Art werden."

„Eine Biographie Bentley's", heißt es in Bezug auf Maehly's „Richard Bentley u. s. w.", „kann zwar nicht viel Neues bieten, sollte aber der enthusiastischen Bewunderung wegen, welche der Verfasser dem Genie unsers großen classischen Philologen zollt, Engländern willkommen sein. Maehly spricht sich weniger günstig über Bentley's Charakter als Menschen aus; hingegen behandelt er seine kritischen Leistungen so recht con amore und bekundet dabei jene Sympathie, welche nur auf Gemeinschaft des Geschmacks und Gefühls beruhen kann. Seine Kenntniß der Details der literarischen Streitigkeiten, in welche Bentley verwickelt war, ist sehr genau; doch hat er dem Charakter und der Stellung der Gegner kaum hinlängliche Aufmerksamkeit geschenkt." Hierbei tadelt der Referent, daß Bentley's Anmerkungen zu den letztern, d. h. zu sämmtlichen 22 Büchern der „Ilias", seit 126 Jahren unveröffentlicht in der Bibliothek von Trinity College, Cambridge, dessen Rector oder Chef Bentley war, ruhen, und fügt hinzu: „Man behandelt diese Dinge anders in Deutschland."

Ueber „Drei Jahre in Südafrika u. s. w.", von G. Fritsch, lesen wir Folgendes: „Fritsch verdient einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Reisenden, welche in jüngster Zeit so viel zur Erweiterung unserer Bekanntschaft mit der Erde beigetragen haben. Sind auch seine Forschungen nicht von der Ausdehnung wie die Barth's und Bastian's, und bietet auch deren Gegenstand vergleichsweise weniger Neues, so hat er doch das Verdienst gleichen Fleißes und empfiehlt sich durch eine viel weniger schwerfällige Behandlungsweise und einen anziehendern Stil. Das vorliegende Werk gibt freilich nur einen unvollkommenen Begriff von dem Bereich seiner Forschungen, da er einsichtsvoll genug war, die Masse wissenschaftlicher Details, die den gewöhnlichen Leser nur verwirren können, beiseitezulassen. Seine ethnographischen Beobachtungen werden den Stoff zu einem Werke für sich bilden, und die medicinischen und zoologischen Details sind bereits in verschiedenen Fachzeitschriften erschienen. So, wie er vorliegt, ist der Band ein zwar umständlicher, aber angenehmer Bericht über verschiedene Reisen, auf denen der Verfasser den größern Theil von Cap Colony, die holländischen Freistaaten und Natal durchstreift hat. Die letztgenannte Colonie ist sein Liebling und er scheint ihr eine glänzende Zukunft zu weissagen. Es ist dies eine jener wenigen glücklichen Gegenden, welche europäischen Constitutionen und tropischen Erzeugnissen gleich günstig sind. Mangel an Arbeitskräften ist das große Hinderniß zu ihrem Wohlstande im gegenwärtigen Augenblick, und die deshalb vorgenommene Einführung von indischen Coolies verspricht eine seltsame Mischung der Rassen nach sich zu ziehen. Weniger Gnade findet Cap Colony bei dem Reisenden. Er scheint es für möglich zu halten, daß das Land allmählich zur Wüste werde. Jedenfalls sind die große Ungewißheit und die ungleiche Vertheilung des Regens bedeutende Hindernisse für den Ackerbau, und das Land ist wahrscheinlich dazu bestimmt, eine ungeheuer große Schaftrift zu werden."

Interessant ist, was der Referent über das „Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft" (dritter Jahrgang) sagt. Wir lassen seine Bemerkung hier vollständig folgen: „Die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft, der wir so viele werthvolle Erläuterungen des Dichters verdanken, hat ihren tüchtigen Vorsitzenden Friedrich Bodenstedt verloren.*) Sein Platz ist jedoch durch seinen Nachfolger, Karl Elze, gut ausgefüllt, und der dritte Jahrgang läßt keine Abnahme wahrnehmen. Ja, einer der Beiträge, die Abhandlung von W. Oechelhäuser über «Richard III.», ist vielleicht der bemerkenswertheste, den die Gesellschaft je veröffentlicht hat. Richard's Charakter ist mit seltenem Scharfsinn analysirt, und viele von dem Erklärer angeregte Punkte werden hier befriedigend erledigt. Es ist eine schreiende Sünde der Kritiker, Shakspeare alle Arten politischer und philosophischer Tendenzen, von denen er gänzlich frei war, unterzuschieben. Glücklicherweise für ihn schrieb er für ein schlichtes Publikum, für das die bloße Darstellung der Handlung, wie sie gewesen oder hätte sein können, genügte. Außer um der Königin zuweilen ein Compliment zu machen, hatte er keinen Anlaß zu politischen Anspielungen. Politische Parteiung existirte kaum zu seiner Zeit, und da die Puritaner sich fern hielten vom Theater, so war er ebenso wenig genöthigt wie geneigt, sich mit religiösen Streitigkeiten zu befassen. Eins freilich erwartete man von ihm, die Verherrlichung seines Vaterlandes, und in dieser Beziehung entsprechen seine eigenen Gefühle völlig denen der Zuschauer. Sonst ist kaum irgendeine Spur von politischer Aeußerung in seinen Dramen zu finden, es sei denn eine gutmüthige Verachtung der Unbeständigkeit des Pöbels; diese aber stammte nicht von der Theorie, sondern von der Beobachtung her. Er schilderte eben die Menschen so, wie er sie fand. Ulrici schreibt über einen Gegenstand, den Shakspeare-Erläuterer gewöhnlich vermeiden: die Mängel des Dichters nämlich. Er scheint nichts besonders Neues oder auch sehr Schreckliches entdeckt zu haben; indessen ist sein Aufsatz insofern von Nutzen, als er beweist, daß die Gesellschaft nicht blinder Bewunderung huldigt.**) Andere werthvolle Abhandlungen sind die über «Troilus and Cressida» und «Antony and Cleopatra», sowie der sehr interessante Bericht über die Shakspeare-Aufführungen zu Meiningen unter der Direction von Bodenstedt."

Von K. Fischer's Abhandlung über „Richard III." heißt es, sie zeichne sich durch Präcision, Gründlichkeit und Abwesenheit alles Phantastischen, nicht aber in gleichem Grade durch Neuheit aus.

Ueber B. Tschischwitz' „Shakspeare-Forschungen" (1—3) sagt der Referent: „Der Doctor ist zuweilen ein wenig zu geistreich; doch sind seine Bemerkungen stets der Aufmerksamkeit werth, außer wenn er sich daran versucht, Shakspeare's Text zu emendiren. Das Geschick, glücklich zu emendiren, ist eine Gabe, die zwar durchs Studium entwickelt, nie aber von demselben geschaffen werden kann."

„Es müßte interessant sein", fährt die „Saturday Review" in ihrem Ueberblick fort, „die Wirkung zu untersuchen, welche die Einführung der Eisenbahnlektüre auf den Stil der deutschen populären Literatur hat. Moritz Hartmann wenigstens scheint diese neue Art der Schriftstellerei erkannt und deren Erfordernissen sich anbequemt zu haben.***) Sein Satzbau ist gedrängt, die Ereignisse folgen rasch aufeinander, und er vermeidet die Unklarheit. Die Folge davon ist, daß seine Novelle frei von den gewöhnlichen Sünden deutscher Romane bleibt, und obschon kein Werk ersten Rangs doch ein Erfolg in ihrem Genre genannt werden muß."

Wir schließen mit der Bemerkung über T. Simon's „Aus altrömischer Zeit. Culturbilder". „Sie lesen sich", heißt es, „wie so viele Kapitel aus Bulwer's «Die letzten Tage von Pompeji», nur sehr abgeschwächt an Kraft und Glanz des Colorits, und sogar noch handgreiflicher ein künstlerisches Product neuern Gefühls."

---

*) Ulrici ist übrigens der Vorsitzende der Shakspeare-Gesellschaft, nicht Bodenstedt, der nur der frühere Redacteur des Shakspeare-Jahrbuchs war.

**) Dieser Beweis ist freilich etwas spät geliefert worden, und doch war nur erst als Zugeständniß an die auf Rümelin's Buch unleugbar eingetretene Ernüchterung bei fast allen, außer den eingefleischtesten Shakspearomanen.

***) Der Referent bezieht sich auf dessen Roman „Die Diamanten der Baronin".

Bibliographie.

Beck, C., Schleiermacher, ein deutscher Mann. Neujahrsgabe aus seinen Briefen und Schriften an das deutsche Volk. 1ste Abth.: Schleiermacher in Mitten seiner Zeit und seines Volkes. Reutlingen, Rupp. 8. 7½ Ngr.

Biarowsky, W. v., Glockenklänge. Erlangen, Deichert. 16. 10 Ngr.

Bilder aus dem Leben der Nacht im Lichte des Evangeliums, von der Verfasserin der „Maiblumen", dargereicht durch G. Knak. Berlin, Beck. Gr. 16. 8 Ngr.

Bitter, C. H., Carl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann Bach und deren Bruder. 2 Bde. Berlin, W. Müller. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

— — Ueber Gervinus' Händel und Shakespeare. Berlin, W. Müller. Gr. 8. 15 Ngr.

Bodenhausen, G. Freih. v., Gedichte. 2ter Thl. Wittenberg, Zimmermann. 8. 1 Thlr.

Brandes, F., Des Apostel Paulus Sendschreiben an die Galater. Ein Freiheitsbrief für die Christenheit. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 1 Thlr.

Broschüre der Königin Isabella II. von Spanien gegen die Urheber der spanischen Revolution, sowie gegen ihren Schwager, den Herzog von Montpensier, und die Mitglieder der Familie Orleans. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Büchsenschütz, B., Besitz und Erwerb im griechischen Alterthume. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 3 Thlr.

Bulwer, E., Lord Lytton, Der rechtmäßige Erbe. Schauspiel. Ins Deutsche übertragen von C. H. Simon. Leipzig, Weber. 8. 24 Ngr.

Busson, A., Ueber einen Plan zur Stelle Wilhelms von Holland Ottokar von Böhmen zum römischen König zu erwählen. Wien, Gerold's Sohn. 1868. Lex.-8. 4 Ngr.

Christen, Ada, Lieder einer Verlorenen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 15 Ngr.

Drossbach, M., Ueber Erkenntniss. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 10 Ngr.

Ebeling, A., Regenbogen im Osten. Die Krone des Orients. Gaselen. Aachen, Jacobi. 1868. 16. 20 Ngr.

Falkson, Göthe und Charlotte Kestner. Ein Vortrag. Königsberg, Theile. Gr. 16. 10 Ngr.

Flad, J. M., 12 Jahre in Abessinien oder Geschichte des Königs Theodoros II. und der Mission unter seiner Regierung. Basel, Spittler. 8. 9 Ngr.

Frehmann, Julie, Kritik der Schiller-, Shakespeare- und Goethe'schen Frauencharaktere. Gießen, Roth. Gr. 16. 1 Thlr.

Frommel, M., Kirche der Zukunft oder Zukunft der Kirche. Den Brüdern zum Dienst, den Gegnern zur Prüfung. Hannover, Meyer. Gr. 8. 12 Ngr.

Gauvain, H. v., Ohne Krieg zum Frieden! Erlangen, Deichert. Gr. 8. 12 Ngr.

Gedanken über den militärischen Geist. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 4 Ngr.

Geffcken, F. H., Freiherr vom Stein. Ein Vortrag. Hamburg, Nolte. 16. 7½ Ngr.

Goethe's sämmtliche lyrische, epische und dramatische Werke und seine vorzüglichen Prosaschriften. Teschen, Prochaska. Lex.-8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Wilhelm Griesinger. Biographische Skizze. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Hammer, P., Das Lied von der neuen Mode in allen Tonarten ausgepfiffen. Würzburg, Stahel. 8. 12 Ngr.

Hardung, A. V., Zur Reclamation des Düsseldorfer Bilder-Galerie-Hauptschatzes. Studien. Düsseldorf, Mischel. 8. 3 Thlr.

Hartsen, F. A. v., Grundlegung von Aesthetik, Moral und Erziehung, vom empirischen Standpunkt. Mit Rücksicht auf Herbart, H. Zimmermann, Lotze etc. Mit einem neuen Versuch Philosophie und Religion zu versöhnen. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 24 Ngr.

Hase, C. A., Sebastian Franck von Wörd, der Schwarmgeist. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hauth, M., Die Verbindung der Schule mit der Kirche. Trier, Linz. Gr. 8. 5 Ngr.

Helm, G., Olden-Barneveld. Trauerspiel. Innsbruck, Wagner. 1868. 8. 16 Ngr.

Hermann, C. F., Johann Jakob Moser, der württembergische Patriot als Gefangener auf Hohentwiel. Ein Blumenstrauß zu des Edlen Gedächtniß. Stuttgart, Grüninger. 16. 14 Ngr.

Herrmann, E., Das staatliche Veto bei Bischofswahlen nach dem Rechte der oberrheinischen Kirchenprovinz. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 28 Ngr.

Wilhelm Adolf Janicaud, ein Emigrantensohn. Aus der Dragonaden-Zeit. Basel, Spittler. 1868. 8. 1½ Ngr.

Kaufmann, A., Nachlese zu den Auszügen aus der Correspondenz des Fürsten Maximilian Karl von Löwenstein mit dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen. Wien, Gerold's Sohn. 1868. Lex.-8. 3 Ngr.

Kaulich, W., Ein Wort zur rechten Zeit. Graz, Pock. 1868. 8. 2 Ngr.

Kempner, Friederike, Nettelbeck oder Patriot und Kosmopolit. Dresden, C. Dietze. 1868. 16. 7½ Ngr.

Kleinschmidt, A., Ueber Jugendschriften. Eine pädagogische Monographie. Ohrdruff, Stadermann jun. Gr. 8. 10 Ngr.

Klopp, O., Leibniz' Plan der Gründung einer Societät der Wissenschaften in Wien. Aus dem handschriftlichen Nachlasse von Leibniz in der königl. Bibliothek zu Hannover dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. 1868. Lex.-8. 16 Ngr.

Knepler, H., Der Proceß Goldmark aktenmäßig dargestellt. Wien, Herzfeld u. Bauer. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Kowalewski, E., Der Krieg Rußlands mit der Türkei in den Jahren 1853 und 1854 und der Bruch mit den Westmächten. Mit Benutzung der Aufzeichnungen des Fürsten Gortschakoff. Aus dem Russischen von C. v. Baraun. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 3 Thlr.

Kunst und Leben. U. B. C. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Kurfürst von Hessen, seine Dynastie und seine Gegner. Vom Verfasser der „göttlichen Mission Preußens". 1stes Heft. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 6 Ngr.

Le Grave, Agnes, Frau Lee. Roman für gebildete Frauen und Jungfrauen. Berlin, Habel. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Lindgren, W. E. v., Die Grundbegriffe des Staatsrechts. Versuch einer juristischen Construction des Staats und der Staatsgewalt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr.

Literatur-Merkbüchlein. Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Literatur. 2te wesentlich vermehrte Aufl. Neudnitz, Pfeil. 16. 10 Ngr.

Marquardt, J., Alte und neue Lebensansichten. Ein Vortrag. Gotha, Thienemann. Gr. 16. 7½ Ngr.

Marx, Therese, Aus Bernh. Marx' Verhältniß zu Felix Mendelssohn-Bartholdy in Bezug auf Ed. Devrient's Darstellung berichtigt. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 6 Ngr.

Mauer, G., Sursum corda oder: Erhebet eure Herzen. Paris, Reinwald. 8. 1 Thlr.

Mücke, J. F. A., Flavius Claudius Julianus. Nach den Quellen. 2te Abth. Julian's Leben und Schriften. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Naville, E., Die Wahlreform in Europa und Amerika. Uebersetzt von H. Wille. Zürich. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Nebelscheuche. Von Maximus Casus, Oberlehrer zu Druntenheim. Erste Heliade. Berlin, Frank. Gr. 16. 5 Ngr.

Nippold, F., Kirchenpolitische Rundschau im Advent 1868. Mannheim, Bender. Gr. 8. 7½ Ngr.

Petersen, C., Ueber das Verhältniss des Broncealters zur historischen Zeit bei den Völkern des Alterthums. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 4. 8 Ngr.

Poppe, F., Am Zwischenahner See. Lieder. Oldenburg, Stalling. 16. 10 Ngr.

Proschko, J., Historische Erzählungen und Sagen aus der Steiermark. Graz, Pock. Lex.-8. 20 Ngr.

Putlitz, G. zu, Lustspiele. (Neue Folge.) 3 Bde. Berlin, Behr. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Roßbach, J. J., Geschichte der Gesellschaft. 2ter Thl. Die Mittelclassen im Orient und im Mittelalter der Völker des Occidents. Würzburg, Stuber. 8. 1 Thlr.

Scheifele, J. G. (vulgo Jörg v. Spitzispni), Gedichte. 2tes Bdchn. Mindelheim, Högendörfer. 16. 5 Ngr.

Schlesinger, L., Geschichte Böhmens. Prag. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schneiderwirth, J. H., Geschichte der Insel Rhodus nach den Quellen bearbeitet. Heiligenstadt, Dunkelberg. 1868. Gr. 8. 27 Ngr.

Schnell, F., Natur und Kultur. Ein Wort über ihr Verhältniß zu einander, besonders in erziehlicher Beziehung, nebst einigen pädagogischen Kulturgesetzen. Langensalza, Verlags-Comptoir. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schönbeck, R., Guten Morgen, Vielliebchen! Gedichte. Glatz, Hirschberg. Gr. 16. 1 Thlr.

Seckendorff, G. Graf v., Meine Erlebnisse mit dem englischen Expeditionscorps in Abessinien 1867—1868. Potsdam, Cahos. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seebach, C. v., Offenes Sendschreiben an den Archivrath Onno Klopp über die Ereignisse vor der Schlacht von Langensalza. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Seyfried, A., Altbayrische G'schichtln und G'sangln. München, Fleischmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Spielhagen, F., Die Dorfcoquette. Eine Erzählung. Schwerin, Hildebrand. 8. 1 Thlr.

Spörri, H., Zur hundertjährigen Feier der Geburt Schleiermachers. Vortrag. Hamburg, Mauke Söhne. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Steinborn, J., Was ich geliebt. Lieder. Braunschweig, J. H. Meyer. 1868. Gr. 16. 22½ Ngr.

Talbot, E., Europa den Europäern. (Deutsche Uebersetzung aus dem Französischen.) Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ueber die Verantwortlichkeit im Kriege. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 8 Ngr.

Tönot, E., Paris im December 1851. Historische Studie über den Staatsstreich. Deutsch von A. Ruge. Einzig rechtmässige Uebertragung. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr.

Uhlich, L., Die Geschichte allem Volke zugänglich. Eine Weihnachtsgabe für deutsche Arbeiter. Berlin, Rubenow. Gr. 8. 2 Ngr.

Wagner, O., Juleitha. Erzählendes Gedicht. Stuttgart, Belser. 16. 18 Ngr.

Waldmeier, T., Erlebnisse in Abessinien in den Jahren 1858—1868. Bevorwortet von L. Krapf. Basel, Spittler. 8. 11 Ngr.

Wangemann, Mateo und Sekukuni. Ein Lebensbild aus Südafrika. Berlin, Beck. Gr. 8. 15 Ngr.

Weyhe-Cimke, A. B. v., Wider den Strom. Gedichte eines Hannoveraners. 2te verbesserte und stark vermehrte Aufl. Regensburg, Manz. 8. 18 Ngr.

Winterfeld, C. v., Preußens kommandirende Generale. Lebensbilder. Potsdam, Döring. 8. 6 Ngr.

Wolff, M., Betrachtungen zur Religion und Ethik der Gegenwart. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 20 Ngr.

Würdinger, J., Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1347—1506. 2ter Bd. Kriegsgeschichte und Kriegswesen von 1353—1506. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Zachler, F., Hieronymus Savonarola, der Reformator von Florenz. Eine Lebensskizze. Breslau, Mälzer. 8. 3 Ngr.

— — Friedrich Schleiermacher. Kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens. Breslau, Mälzer. 8. 3 Ngr.

Zeitel, K., Erste Klänge. Dichtungen. Mit einem Vorwort von H. Lingg. Eichstätt, Krüll. 16. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethe's Faust.

Zwei Theile.

Mit Einleitung und Erläuterungen

herausgegeben von

Moriz Carriere.

8. Jeder Theil geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Beide Theile in Einen Band gebunden 1 Thlr.

Zum ersten mal wird dem deutschen Publikum hiermit eine correcte Ausgabe des „Faust" geboten, die zugleich einen kurzgefaßten und allgemein verständlichen Commentar enthält. Professor Carriere folgt mit seinen Erläuterungen dem Drama Scene für Scene, indem er den Geist des Gedichts aus dem Gedicht selbst erklärt und stets den innigen Zusammenhang der beiden Theile nachweist. Auch über die Bedeutung einzelner Stellen oder Worte des Textes gibt er sprachliche und sachliche Erklärungen. Diese neue Ausgabe des „Faust" tritt somit in eine längst fühlbare Lücke unserer Classikerliteratur ein.

Goethe's „Faust" bildet den 19. und 20. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Band 1—18 enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen (zwei Theile), von Hettner;
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein (zwei Theile), von Buchner;
Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte (zwei Theile), von Max Müller.

Jeder Band ist einzeln zu haben und kostet geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Funfzehn Jahre.

Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **Talvj.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von der unter dem Pseudonym Talvj bekannten Schriftstellerin Therese Robinson, geb. von Jakob, erhält die deutsche Lesewelt hiermit einen neuen fesselnden Roman. Wie in ihren frühern Werken, von denen mehrere ins Englische übersetzt wurden, bewährt die geistvolle Verfasserin auch in diesem ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens sowie ihre Kunst, das Leben in den höhern Gesellschaftskreisen mit feinem Takt und treuer Anschaulichkeit zu schildern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 3 Thlr., geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem fünften Bande liegt das grosse Reisewerk Tschudi's über Südamerika, dem allgemein eine Stelle ersten Ranges im Gebiete der Reiseliteratur zuerkannt wird, nunmehr vollständig vor. Eine erstaunliche Fülle des werthvollsten thatsächlichen Materials, die Frucht eines mehrmaligen Aufenthalts des Verfassers in Südamerika, wo er zuletzt als Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am kaiserlich brasilianischen Hofe verweilte, ward in diesen Bänden niedergelegt. Namentlich für die gegenwärtig so wichtige Colonisationsfrage gelten Tschudi's aus eigener Anschauung geschöpfte Berichte und Urtheile als epochemachend und für jeden, der ein Interesse daran hat, unentbehrlich. Und dieser reiche Inhalt wird in so gefälliger, anziehender Form dargeboten, dass die Lektüre desselben gleich viel Unterhaltung wie Belehrung gewährt.

Die zahlreichen Abbildungen, nach Originalskizzen oder Photographien gefertigt, sowie die Karten und Pläne sind aufs sorgfältigste in Holzschnitt oder Lithographie ausgeführt, sodass die Ausstattung dem hohen Werthe des Werks entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit.

Nach neuen Quellen bearbeitet von

Pasquale Villari.

Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt von **Moritz Berduschek.**

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Villari's Geschichte Savonarola's hat weit über die Grenzen Italiens hinaus die günstigste Aufnahme gefunden. Die „Historische Zeitschrift" von Sybel nannte sie „das Beste, was die Geschichtschreibung in Italien seit Jahren geliefert". Durch Berduschek's Uebersetzung wird nun das Werk dem deutschen Publikum zugeführt, und gerade in einer Zeit wie die unserige, in welcher der alte Kampf zwischen Glauben und Vernunft, zwischen Kirche und Staat wieder heftig entbrannt ist, wird die Geschichte dieses Märtyrers für religiöse Freiheit, den Luther selbst als Vorläufer der Reformation bezeichnete, die Aufmerksamkeit gewiß in hohem Grade auf sich ziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die kanonischen Evangelien

als geheime kanonische Gesetzgebung in Form von Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu dargestellt von

Dr. Gustav Moritz Redslob,

Prof. d. bibl. Philologie am akademischen Gymnasium in Hamburg.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 25. Februar 1869.

Inhalt: Neue Dichter und Dichterinnen. Von Rudolf Gottschall. — Zwei Werke über den Siebenjährigen Krieg. Von Karl Gustav von Berneck. — Erzählungen und Novellen. Von Karl Ditrogge. — Feuilleton. (Der deutsche Buchhandel in den Jahren 1867 und 1868; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dichter und Dichterinnen.

So bevölkert auch schon der deutsche Parnaß ist, so treten doch alljährlich neue Dichter auf, welche auf seinem breiten Gipfel ihr Plätzchen für sich in Anspruch nehmen. Und so unerschöpflich ist der deutsche Liedergenius, daß wir unter diesen neuen Lyrikern oft frische Talente begrüßen, daß diese homines novi sich bisweilen in recht anmuthender Weise in die Literatur einführen, daß nicht blos die gebildete Sprache für sie dichtet und denkt, sondern daß sie selbst auch irgendeine neue dichterische Physiognomie mitbringen in unser lyrisches Nationalalbum. Man mag befürchten, daß durch diese massenhaften lyrischen Niederschläge der Boden unserer Literatur zuletzt so aufgeweicht wird, daß die Späterkommenden ausgleiten müssen; doch merkt man in der That noch keine Verschlämmung unsers kastalischen Quells, wenn hin und wieder auch Schutt und Schmuz in ihn geschüttet wird.

Sehen wir uns diese neuen Dichter und Dichterinnen der allerjüngsten Zeit etwas näher an.

1. Gedichte von Hermann Oelschläger. München, Merhoff. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fließende Verse, glatte correcte Form, Grazie der Bewegung, eine vorherrschende weiche Anmuth der dichterischen Linien charakterisiren diese Gedichte. Wir würden Oelschläger zur Geibel'schen Schule rechnen, wenn nicht der Charakter seiner Liebespoesie, welche den eigentlichen Kern der Sammlung bildet, so wesentlich von der Geibel'schen verschieden wäre. Oelschläger ist kein Poet der keuschen blonden Minne, von der nur Gott im Himmel weiß; seine Liebespoesie ist erotischer Art, was man von der Geibel'schen nur sehr uneigentlich sagen kann.

Das Lied wird übrigens von dem Dichter in der Geibel'schen Art und Weise behandelt, anmuthig, geschmackvoll, aber ohne tiefere Innigkeit, ohne die volksthümlichen Lakonismen der Empfindung, ohne das halb Aufgeblätterte, Knospenhafte; es sind Gefühle, die sich klar expliciren und voll austönen, welche die musikalische Begleitung nicht verlangen und entbehren, aber doch zu vollerm Ausdruck sich ihr gern anschmiegen. Ein gewisser reflectirender Grundzug hemmt hier und dort den Hervorbruch der reinen Empfindungsblüte; sehr vieles ist hier anklingend an Bekanntes. Zu den am glücklichsten gefaßten lyrischen Perlen gehört das folgende kleine Gedicht:

Der Liebe Band.

Das ist der Liebe Band,
Das uns umflicht:
Ein Kuß, ein Druck der Hand —
Und dann Verzicht.

Ein Flammen und Erglühn
Wie Morgenpracht —
Dann plötzliches Versprühn
Und tiefe Nacht.

Ein Jauchzen himmelauf,
Dann Schmerz und Noth —
Wonne und Elend drauf
Und dann der Tod.

Sehr hübsche Lieder enthält das „Wintermärchen", wie gleich das einleitende Gedicht beweist:

Mitten in des Winters Tosen
Ist ein Frühling mir erblüht,
Daß ein Strauß von Liederrosen
Rings in holder Fülle glüht.

Was kein Lenz in seiner Schöne,
Hat die Liebe nun vollbracht,
Halbvergessne traute Töne
Klingen hell aus dunkler Nacht.

Daß zum Liede alles werde,
Gönnt ein freundliches Geschick:
Meiner Liebsten Huldgeberde
Und ihr Lächeln und ihr Blick.

Was in Freuden, was in Schmerzen
Mich bedrückt mit süßer Last,
Nehm' als Lied ich mir vom Herzen
Wie die reife Frucht vom Ast.

Blätter, Lieder, werdet Kränze,
Reich vom dunkeln Grün umlaubt,
Blüten seid zu ew'gem Lenze,
Dem kein Frost die Schönheit raubt.

Ebenso wenig wie im Liede können wir in der Ode die Stärke der Oelschläger'schen Begabung finden, so erfreulich es auch sein mag, daß eine schwunghaftere Poesie, auf deren Bedeutung wir in der „Poetik" und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit hingewiesen haben, in den Gedichtsammlungen wieder eine Stätte findet. Doch die Oden Oelschläger's, die in dem Abschnitt „Gestalten und Gesänge" enthalten und in den freien Rhythmen der Goethe'schen Hymnen gedichtet sind, erscheinen, bei allem Adel der Form, doch mehr formell nachempfunden, als durch innere Gewaltigkeit und Größe imponirend und durch ursprünglichen Schwung getragen.

Nach Goethe noch einen Prometheus-Hymnus zu dichten, erscheint immer mislich, trotz der neuen Schlußwendung:

Matt ist die Zeit,
Und das himmelentstammte
Feuer verlodert,
An dem Jahrtausende zehrten.
Und wir harren des neuen Prometheus,
Der von dem mächtigen Schicksal erkoren,
Uns die geistzündende Flamme zu neuen
An eurem ewigen Licht,
Ihr ewigen Sterne!

Auch das Titanenthum Faust's versteigt sich in der zweiten Hymne zu Hyperbeln, die gegenüber den mächtigen Anthropomorphismen im Buche Hiob und andern Büchern des Alten Testaments doch frostig und gesucht erscheinen:

Doch wär' ich du,
Wär' ich Gott,
Meinem schaffenden Finger
Entsprängen Gestalten,
Aus der Fläche meiner Hand
Wüchsen Welten,
Und der belebende Hauch meines Mundes
Bewegte harmonisch
Gestalten und Welten —

Der Hymnus: „An die Göttin des Leichtsinns", der eigentlich einen leichtgeflügelten dithyrambischen Schwung haben müßte, wird schwerfällig durch breitausgeführtes mythologisches Beiwerk. Hier hat der Ton des Dithyrambus nichts vom Champagnerrausch, wie man erwarten sollte; es ist der wenig gehobene Ton reflectirender Lebensweisheit, der in dem Gedicht herrscht:

Liebliche Göttin, sei uns willkommen!
Im scheidenden Strahle der sinkenden Sonne
Glühen die Berge,
Aber die Hallen
Leuchten von Fackeln,
Rosige Mädchen
Harren der Herrin
Und singen dein Lob.

Wer trüge des Lebens
Namenloses Elend,
Wer sein Ungemach,
Wenn du nicht mit goldnem
Gelocktertem Zügel
Uns führst auf der sanften
Bahn mäßiger Freude?

Die Goethe'schen Hymnen sind so ganz mit der graziös-tiefen Eigenthümlichkeit dieses Dichters verwachsen, daß sie jeder Nachahmung spotten. Der Odenschwung muß kühner, springender, grandioser sein; die behagliche Führung der Gedanken auf jenen gebahnten Wegen, wie sie die Reflexionsdichtung liebt, darf in der Ode nicht platzgreifen; hier soll die Phantasie mächtig erregt werden zu selbstthätigem Eingreifen, indem sie Gedankenbrücken über die Klüfte schlägt, die das dichterische Feuer gesprengt hat. Die Gedankenströmung muß wie ein unterirdischer Strom, dessen geheimnißvolles Rauschen man unter den verdeckenden riesigen Felsgestalten hervorhört, erst am Schluß wieder voll heraustreten, sodaß man dann ihren einheitlichen Zug und ihre zurückgelegte Bahn übersieht, nicht wie ein Kanal bequem durch ein gegrabenes Bette fluten. In dieser Hinsicht dürfte das „Nachtbild" Oelschläger's am meisten den Bedingungen der Ode entsprechen.

Die Originalität des Oelschläger'schen Talents finden wir nicht in Lied und Ode ausgeprägt, sondern in dem Situationsbild der elegischen Gedichte, wo sich gleichsam plastische Gemmen von höchster Anschaulichkeit und feinstem Gepräge finden. So namentlich in den Elegien: „Sommernachtsträume." Goethe's Stil klingt auch hier durch, dennoch ist die Behandlung originell. Wie anmuthig sind z. B. die folgenden Verse:

Macht dich die Liebe so kühn? Kaum kann ich dich wieder erkennen,
Die sich so still mir zuerst ach und so schüchtern genaht.
Kargtest du nicht mit dem Wort selbst auf die bescheidenste Frage?
Floh nicht verlegen dein Blick, wo ihn der meinige fand?
Kargtest du nicht mit dem Gruß, erröthend, weil ich dich grüßte,
Und unwillig zugleich, daß dich die Röthe verrieth?
Heute nun kenn' ich dich kaum: hell lacht dir das glückliche Auge,
Wie nur ein sonniger Strahl über die Ebene fliegt;
Schön wie von Küssen erblüht dir der Mund, es wirkt das Geheimniß,
Das dich so selig berauscht, reizende Wunder an dir.
Weckte die Liebe zugleich doch den Schalk, der im Busen dir ruhte,
Daß du nun, froh wie du bist, Scherz nur und Possen ersinnst.

Ebenso vortrefflich ist die neunte Elegie; das Bild, wie der Dichter zwischen zwei Schwestern in der schattigen Laube sitzt:

Schöner war jene als diese, und diese war schöner als jene,
Jede berauschte den Blick mehr, als die andre gefiel.
Wie vom heftigen Sturm getrieben ein schwankendes Fahrzeug,
Also irrte mein Herz zwischen den beiden umher.
Jede war freundlich gesinnt, doch entzückt vom Lächeln der einen
Drückt' ich der Schwester zugleich heimlich die schneeige Hand.
Zürnten die Götter darum? Fast schien's, denn ein blendender Blitz fuhr
Ueber den Himmel dahin, welcher sich plötzlich bewölkt.

Die weitere Ausführung des Bildes, die zweifelnde Doppelliebe inmitten des verhüllenden Wettergusses, ist von anmuthigster Haltung, anschaulich in graziösen Linien, kurz rühmenswerthe Situationsmalerei.

Die „Vermischten Gedichte" bringen schöne Terzinen: „Trübe Stunden", in denen sich die Gedankenketten melancholischer Weltbetrachtung sinnig ineinanderschlingen;

ein volksthümlich und wirksam componirtes Gedicht: „Hagelschlag", in welchem die künstlerische Steigerung und die knappe Form gleiches Lob verdienen; satirische Gedichte: „Der Hofbuchhandlungsaspirant", „Raubstaat" und andere, in denen das Muster von Robert Prutz unverkennbar ist, die aber zu behäbig breit, nicht schlagend genug sind; und ernstere Gedichte mit Béranger'schem Refrain, die zu den besten der Sammlung gehören, wie z. B. „Der alte Freiherr an der Wiege seines Sohnes", ein Gedicht von nervigem Schwung und einem schlagenden Refrain, wie die folgenden Strophen beweisen:

Verdammt war ich, mich noch zu fügen
Ererbten Ruhmes bitterm Zwang,
Verdammt, sinnlosen Glanz zu lügen,
Indeß die Noth mich schier verschlang.
Mag sich Baron und Graf empören —
Dich und dein Leben rett' ich mir!
Du mußt dem Volke angehören,
Der Gott des Volkes sei mit dir.

Sein ist die Zukunft! Er entzünde
Zur Freiheit dich, zur Wissenschaft,
Daß fruchtbar sich dein Stamm begründe
Auf neuem Boden, neu an Kraft.
Dort nährt aus vielen tausend Röhren
Das Sein sich, unerschöpflich schier;
Du kannst dem Volke angehören,
Der Gott des Volkes sei mit dir.

Herwegh'schen Schwung athmet das Gedicht: „Gethsemane"; die Parallele zwischen „Mentana" und „Gethsemane" ist von zündender Wirkung, mag immerhin der Dichter durch Victor Hugo's flammende Strophen zu seinem Gedicht begeistert worden sein.

Der „Brief nach Paris" ist zu breit ausgeführt. Bei aller Behäbigkeit des Conversationsstils, welche der Gattung der „Epistel" ziemt, muß sie doch nicht aus dem Hundertsten ins Tausendste springen, sich nicht in atomistische Plaudereien zersplittern, sondern alle ihre Variationen über ein einheitliches Thema abspielen.

2. Erste Klänge. Dichtungen von Karl Zettel. Mit einem Vorwort von Hermann Lingg. Eichstädt, Krüll. 1869. 16. 12 Ngr.

Nicht weniger beachtenswerth als die Gedichte von Dulschläger ist die Sammlung von Zettel, welcher Lingg ein freundliches Geleitwort mitgibt, voll Anerkennung für die „hohe Begabung und das edle Streben des Dichters".

Mit Recht erwartet man, irgendeine dem Lingg'schen Talent verwandte Ader in den Gedichten seines Schützlings aufzufinden, und wird in dieser Erwartung nicht getäuscht. Namentlich der erste Abschnitt: „Sage und Geschichte", bringt jene gedankenvoll beleuchteten Fresken der Geschichtsmalerei im Kaulbach'schen Stil, wie sie zu den hervorstechendsten Eigenheiten der Muse von Hermann Lingg gehören. Schon in dem ersten Wechselgesang der beiden Dichter spricht sich unser Poet für eine gedankenvolle, aus der Zeit herausgeborene Dichtung aus; im „Mystischen Priestergesang" wird der Sieg der guten Genien über die bösen erfleht; „Völkerende" ist eine welthistorische Nänie:

Wenn sich die Völker neigen ihrem Grab,
Durchzuckt sie noch ein wildes Leben;
Doch reicht ein Gott umsonst den Arm herab,
Zur Kraft sie wieder zu erheben.

Vergebens stürmt des Thatenmuses Macht
Durch Berge hin und Meer und Lande;
Es rüttelt nicht die blut'ge Weltenschlacht
Den Tod aus seinem ew'gen Bande.

So stürzt ein tausendjähr'ger Riesenthurm,
Und nimmermehr ersteht er wieder;
So braust des Waldes frischer Frühlingssturm
Auf eine starre Leiche nieder.

„Klageruf der Inseln" ist wie ein lyrischer Extract aus Byron's „Island", Elegie der Naturkinder über die hereinbrechende Cultur:

Weint am Tonga-Tabustrande,
Weint am reichen Meeresport!
Männer sind wir, ach der Schande,
Und der große Geist ist fort.

Römische Situationsbilder, farbenreich ausgeführt, sind: „Des Britannicus Leichenfeier", nach Tacitus, und „Boadicea", nach demselben. Diese wie „Die Gothenschlacht bei Oetting" sind ganz im Stil von Hermann Lingg gehalten. Stimmungsvoll ist das Gedicht: „Auf dem Castrum von Pfünz bei Eichstätt":

Wo die Tuba schmetternd weckte
Ehedem die Lagerreihn,
Bläst der in das Moos gestreckte
Hirte klagende Schalmein.
Zittergras und Herbstzeitlosen
Blühn um einen Weihestein,
Und ein Kranz von wilden Rosen
Rahmt der Inschrift Zeichen ein.
Sinnend sehn' ich mich an eine Föhre,
Schaue trüben Blicks zu Thale,
Wo der Rabenvögel dunkle Chöre
Kreischend ziehn im Abendstrahle;
Und es faßt mich jener Schauer
Irdischer Vergänglichkeit:
Ueber Schanze, Wall und Mauer
Hört mein Ohr den Schritt der Zeit —
Doch in ewiglichtem Scheine
Glänzt der Erdenvölker Geist;
Unzerstörbar bleibt das Eine,
Was von hier zur Gottheit weist.

Auch das Gedicht „Europa" hat stilvolle Haltung und eine gewisse grandiose Geberde:

Weh, Europa, greise Fürstin!
Schrecken dich die Blitze nicht,
Die dir um die Krone zucken
Und dein welkes Angesicht?

Originell, mit alterthümlichen Arabesken des Humors ausgestattet, auch an ähnliche Gedichte Lingg's erinnernd, ist die Magisterballade: „Aus alter Zeit."

Abgesehen von den unreinen Daktylen in den daktylischen Gedichten, ist die Form dieser Gedankenpoesien und historischen Situationsbilder rein und correct.

Die Gedichte Zettel's in den folgenden Abschnitten haben den Vorzug der Geschlossenheit; sie sind nicht gedehnt, nicht zerflossen, sondern energisch zusammengerafft, und so wirken auch mattere Ergüsse nicht geradezu ermüdend. Als gelungener erweist sich überall das Situationsbild als das eigentliche Lied, eine Species, die überhaupt nur in wenigen Exemplaren vertreten ist. Das beste Situationsbild, von warmem und doch nicht übertriebenem exotischen Colorit und sich selbst beleuchtend ohne Aufdringlichkeit der Moral, ist das folgende:

Schicksal.

Auf die Felsen, braun und nackt,
Stürzt ein Feuerkatarakt;
Sonnengluten
Ueberfluten
Dunkelsprühend das Gestein.

Durch den heißen Tropentag
Tönt der Spaten schwerer Schlag;
Sklavenlieder
Hallen nieder
Aus der Diamantenkluft.

Aber im Palaste liegt,
Leis vom Blumenduft umschmiegt,
Auf den kühlen
Seidenpfühlen
Ein geliebtes Paschakind.

Goldgestickt ein Baldachin
Schwebt zu Haupt der Schläferin;
Reich umfangen
Demantspangen
Ihren Nacken, ihren Arm.

Götter haben euch geflucht,
Arme Sklaven, in der Schlucht;
Götter lächeln,
Und sie fächeln
Kühlung einem Fürstenkind.

Ein stimmungsvolles Landschaftsbild ist:

Am See.

Sehe nicken Schilf und Weiden,
Sanft geküßt vom Abendwind;
Und es schläft der See so friedlich
Wie ein tagemüdes Kind.

Einsam fliegt der Wasservogel
Aufwärts aus dem Schilf und Rohr;
Einsam fliegen die Gedanken
In die dunkle Luft empor.

Und sie fliegen nach dem Himmel,
Zu den Sternen unbewußt —
Freundlich kehren sie dann wieder
Heimwärts in die Dichterbrust.

So geweiht vom Himmelslichte
Trag' ich sie ins stille Haus,
Binde sie mit zarten Reimen —
Und es wird ein Lied daraus.

„Abendwehmuth", „Sommermittag" haben den gleichen Hauch der Stimmung. Ein liederartiger Refrain charakterisirt „Falsche Liebe":

Kränze, Mädchen, hast du mir gewunden,
Küsse hast du, Mädchen, mir gegeben;
Ach, der Kränze Duft ist längst verschwunden,
Und von jenen Küssen — krankt mein Leben —

und: „Du mußt mein guter Engel sein!" mit dem ersten Vers:

Mir ist's, als strömte milder Segen
Aus deinen Augen mir entgegen;
Mein Denken und mein Thun wird rein:
Du mußt mein guter Engel sein.

Ferner: „Stille Liebe":

Wie in tiefen Felsenklüften
Unberührt von losen Lüften
Heimlich ruht der Edelstein —
Muß die stille Liebe sein.

3. Wellen und Wogen. Gedichte von Auguste von Römer. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 22½ Ngr.

Was diese Gedichte charakterisirt, ist die ursprüngliche Inspiration und die tiefe Innerlichkeit der Empfindung. Es sind keine gemachten Blumen, es ist kein Dilettantismus, der vieles sogar besser machen würde. Der Dichterin gelingt nicht jeder Wurf; aber wo er ihr gelingt, da weht ein Hauch origineller Frische durch das Gedicht, da verschmilzt Form und Inhalt zu einem seelenvollen Ganzen.

Die Dichterin versteht der Natur viele feine und kleine Züge abzulauschen und mit lebendiger Anschaulichkeit wiederzugeben. Sinnige Beziehungen zum Menschenleben werden herausgefühlt aus der symbolischen Sprache der Natur, die landschaftliche Beleuchtung und die Stimmung der Seele im Einklang empfunden. Die Melancholie des Herbstes ist prägnant ausgedrückt in dem folgenden Gedicht:

Herbst.

Im Hage sitzt die Nachtigall
Und singt ihr Trauerlied;
Die letzte Rose seufzt vor Weh,
Weil schon die Aster blüht.
Ich sitze am Bach und weine mich satt,
Mein Sommer will ja gehn:
Mag mit ihm das letzte Rosenblatt
Und die letzte Thräne verwehn!

Der Sonne goldne Wimper streift
Wehmüthig das Gezweig,
Ihr glühend Auge fast erstirbt
Im kalten Schattenreich!
Matt irret der Blick hinauf — hinab —
Der Tod ist allerwärts:
Die Erde wie ein großes Grab,
Und ein großes Grab dies Herz.

Heitere, lichte Naturbilder mit sinniger Wendung sehen wir ausgeprägt in den Gedichten: „Rothe Rose", „Januarveilchen", „Himmelschlößchen", „Die Distel" und vielen andern.

Dithyrambisch voll klingt die Feier des Landes „Tirol" schon in den ersten Strophen des Gedichts:

Du herrlich schönes Land Tirol,
Wie weh ist mir nach dir!
Wie pocht mein Herz so ungestüm —
Noch einmal lächle mir!
In deines Himmels Aetherblau
Der schroffe Fels sich träumend lehnt;
Auf deiner blumenduft'gen Au'
Der Hirtenbub' sich müßig dehnt:
O, führte mich des Schicksals Hand
Noch einmal ins Tirolerland!

Hier über mir die Wolke jagt,
Verfinsternd Herz und Sinn,
Tief unter deiner Berge First
Schleicht sie so kläglich hin;
Und drüber hoch in stolzem Kreis
Der Fittich deines Aars sich schwingt,
Und über blauer Gletscher Eis
Die flücht'ge Gemse tanzend springt:
Belebt ist selbst die Felsenwand
Im lieblichen Tirolerland.

Die Dichterin hat feines musikalisches Gefühl; viele ihrer volksthümlichen Liederklänge dürften sich zur Composition eignen. Gegen die Gesetze der Kunstlyrik und die Reinheit des Rhythmus ist in ihnen bisweilen verstoßen; doch die nicht scandirende und nach Hebungen messende deutsche Volkslyrik mag hier zur Entschuldigung dienen, wie in den Versen:

Ich bin zu Haus auf der hohen Alp,
Wo Menschen wenig gehn,
Die Alpenrose und Genzian
Sie haben mich groß wachsen sehn.

Die Geißen und Gemsen spielten mit mir,
Als ich noch war ein Kind.
Nun laufen sie fort ins Waldrevier —
Wie sie schüchtern geworden sind!

Das humoristische Genre, das hier und dort vertreten ist, klingt heimisirend und hält sich nicht immer von Banalität frei. Dagegen gelingen der Dichterin auch schwunghaftere Strophen der Gedankenlyrik, wie Verse des Gedichts „Einst" beweisen.

Auch das in dem Album „Edelweiß" mitgetheilte Gedicht: „Die Pyramide und der Edelstein", hat einen gewissen großen Zug, namentlich in der Schlußstrophe:

Ein Wüstenfürst im Sonnenbrand
Am Fuß der Pyramiden stand.
Da fiel ein herrlicher Edelstein
Aus seinem Ring in den Sand hinein.

Der Edelstein drauf traurig sprach:
Wie ist das Leben voll Ungemach —
Ich glänzte an schöner, edler Hand,
Nun lieg' ich verloren im Wüstensand.

Aegyptens Pyramide spricht:
Schweig! Grolle du mit dem Schicksal nicht.
Mir tausend Jahre sind wie Ein Tag,
Kaum denk' ich vergangenen Zeiten nach.

Ich sah der Pharaonen Macht —
Ich sah der Türken glänzende Pracht —
Wie das Rothe Meer die Juden verschlang —
Wie der Christen Heer nach dem Kreuze rang.

Sieh dort die Körner vom Wüstensand:
So viel sah ich Kinder aus fremdem Land!
Sie sind, wie vom Samum die Körner, verweht —
Das ist das Eine, was ewig besteht!

Nehmen wir einige hübsche Genrebilder aus dem häuslichen Leben, einige an Petöfi erinnernde Gedichte hinzu, wie „Ein Abend in der Pußta", so erhalten wir eine Summe dichterischer Leistungen, die, bei manchem Unfertigen im einzelnen, doch ein nicht nach der Schablone dichtendes, selbständiges Talent mit Glück in die Literatur einführt.

4. Gedichte von Philipp Emrich. Leipzig, O. Wigand. 1869. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Diese dickleibige Sammlung von „Gedichten" beweist, daß es sich hier nicht um erste Klänge handelt, sondern daß ein Dichter, der bereits seinen fünfundvierzigjährigen Geburtstag in einem Gedichte besingt, hier das lyrische Facit seines bisherigen Lebens zieht. In der That scheinen die Gedichte mehrern Lebensaltern anzugehören, wie man leicht aus der Ungleichheit des Tons merkt, indem einige anmuthigern Fluß und spielende Leichtigkeit haben, wie sie der Jugend eigen sind, andere eine schwerere Bewegung, wie sie bei größerer Reife des Denkens in spätern Jahren sich leicht einstellt bei der Bewältigung spröderer Gedankenstoffe. Allerdings trägt die überwiegende Mehrzahl der Gedichte dies Gepräge der Gedankenarbeit, ein Rest unbezwungener Sprödigkeit hängt der Dichtform an; oft im besten Guß und Fluß stört uns eine befremdliche Wendung, eine Blase des Stils. Da heißt es z. B. in dem Gedicht an „Paul":

Also vorwärts auf der Leiter,
Steigt sich auch die Sprosse schwer!
Jede läßt dich schauen weiter,
Oeffnet dir den Sichtkreis mehr.

Zwar du bist in kleinen Künsten
Fast ein Held, den gern man preist;
Aber lasse nicht verdünsten
In Geschicklichkeit den Geist.

Ausdrücke wie: „Sichtkreis", „in Geschicklichkeit verdünsten", sind steif und gesucht; es finden sich deren auch in einigen der bessern Gedichte.

Die Sammlung enthält folgende Abschnitte: „Spiegelungen", „Kinderstube", „Waldlieder", „Stimmen vom Meer", „Mären", „Stimmen des Volks", „Aus der Fremde", „Zeitgenossen", „Sprüchlein".

Die kraftstrotzende Originalität des Autors, die sich oft im Bizarren gefällt, schmilzt doch hier und dort in harmonischen Klängen; so in den Waldliedern, in denen frischer Balsamduft nach dem Regen, das Lied des Finken, das Spiel des Eichhorns, das Wetterrauschen, die Begegnung mit der Geliebten in anmuthiger Weise besungen werden; so in dem Lied „An die Nacht":

Komm, liebe Nacht, und hülle mich
In deinen weichen Mantel ein;
Hernieder senke rascher dich —
Voll tiefer Sehnsucht harr' ich dein!

Auch in leichtgeflügelten Versmaßen versucht sich der Dichter mit Glück, wie in dem Gedicht:

Ephemeriden.

Ueber den hellen,
Schwellenden Wellen
Tanzen die schnellen
Gaukellibellen.
Edelgesteinen
Gleichend, erscheinen
Flimmernd im Schimmer
Die Schwingen der Feinen.
Fern aus dem Thale
Summet im Strahle
Sinkender Sonnen
In Wonnen ihr Heer;
Spielet und spiegelt,
Golden besiegelt,
Sich in dem leise
Gekräuselten Meer.

Orientalische Reiseeindrücke, orientalische Lyrik und Gnomik sind unverkennbar in der Sammlung, besonders im Gedichtcyklus „Tafelrunde", welchem die Genußpoesie des Hafis und Mirza-Schaffy vorherrscht, in den etwas matten Sprüchen: „Südöstliche Weisheit", in den Gedichten: „Vom Bosporus", „Die Sultane", und namentlich in den „Mären", in denen wir auf sehr viele exotische Balladen, namentlich aus dem Lotosblumenlande, stoßen.

Die „Mären" dürften überhaupt in formeller Hinsicht die gelungensten Gedichte der Sammlung sein. So hat das „Vergessene Märchen" einen phantastischen Zug in gefälliger Sprach- und Versform; „Der Kalife" ein energisches, in kühnen Gegensätzen aufblitzendes Leben; „Das Wagenfest" einen für indische Sitte prägnant-charakteristischen Inhalt; „Der todte Hund" ist eine Legende in naturwüchsigem Hans Sachs'schen Stil. Nur „Das Kreuz am Felsen" ist mehr eine versificirte Novelle; dagegen „Die Roggenmuhme" ein treffliches Naturbild in

volksthümlichem Balladenton und fest zusammengehaltener Form, offenbar die Perle der Sammlung:

Es schläft die Luft, es weht kein Wind,
Und dennoch beugen tausend Aehren
Bald leise sich und bald geschwind,
Als ob sie freien Willens wären.

Rings ist die Flur so seltsam stumm,
Gleich einem weiten Heiligthume —
Das macht, unsichtbar schreitet um
Im Erntefeld die Roggenmuhme.

Mit schwielenharter brauner Hand
Ertheilet sie dem Korn den Segen,
Wann sich im heißen Sonnenbrand
Beginnt der Blüte Frucht zu regen.

Wo sie die Aehren rührt, da quillt
Empor die Milch der Mutter Erde
Ins Körnlein, welches freudig schwillt,
Daß es zum Brot der Menschen werde.

Und wo zu schmalen Aeckerlein
Sich theilen die besäeten Breiten,
Da weiß man doppelt sie feldein,
Feldaus der Armen Land durchschreiten.

Mein Kind, hab' du des Kornes Acht,
Zertritt es nicht ob einer Blume —
Mit ihren großen Augen wacht
Im Feld die strenge Roggenmuhme.

Auch unter den „Stimmen des Volks" finden sich Gedichte, in denen der Volkston glücklich getroffen ist, so namentlich das Gedicht: „Zur Au."

Die „Zeitgenossen" sind zum Theil literarische Silhouetten, welche aber den großen Fehler haben, daß selbst der Kenner der Literatur nur bei den wenigsten mit Bestimmtheit sagen kann, wer damit gemeint ist. Es bedürfte schärferer individueller Züge, um die bestimmten Persönlichkeiten erkennen zu lassen, und wenn die Angabe der Namen vermieden werden sollte, so mußten wenigstens einzelne Werke, wie dies nur hin und wieder geschieht, deutlich oder durch Anspielungen bezeichnet werden. Man erkennt wohl, wenn man näher hinsieht, Gustav Freytag und einige andere Autoren heraus, aber das poetische Räthselspiel ohne die gewünschte Auflösung macht im ganzen einen durchaus unbefriedigenden Eindruck. Unter den „Sprüchlein" sind einige treffende Epigramme, aber auch viele banale Sentenzen und stumpfe Pfeile. Größere Sichtung wäre hier wie überall in der Sammlung von Vortheil gewesen; das Massenhafte macht einen nur äußerlich bewältigenden Eindruck, welcher dem ästhetischen Behagen nicht zugute kommt.

5. Welt und Traum. Gedichte von Ludwig Dill. Neue Sammlung. Eichstätt, Krüll. 1868. 16. 18 Ngr.
6. Paul und Therese. Idyllisches Epos in zwölf Gesängen von Ludwig Dill. Eichstätt, Krüll. 1869. 16. 12 Ngr.

Die Gedichte von Ludwig Dill sind nach den Jahreszeiten geordnet; es folgen „Frühlingsblumen", „Sommerglut", „Herbstruhe" und „Winterabende". Dem letzten Abschnitt sind die erzählenden Gedichte eingereiht.

Wenn wir diese Gedichte mit den Zettel'schen vergleichen, die in demselben Verlag erschienen sind, so zeigt sich einerseits der Unterschied, daß in denen von Dill mehr das religiöse Gefühl, bei Zettel mehr die philosophische Weltanschauung überwiegt, andererseits, in Bezug auf die Form, daß Dill mehr zu breitern Ergüssen hinneigt, die nicht von Ueberschwenglichkeit und Zerflossenheit freizusprechen sind, während Zettel nach dem möglichst kurzen und schlagenden Ausdruck strebt. Bei Dill finden sich öfters Wendungen, denen es an Anschaulichkeit fehlt. So tritt in „Benedetto Mazello" Rosano ein, „umwogt von der Unschuld Glorienschein". Die Variationen: „Wär' ich die Sonne", „Wär' ich die Eiche", „Wär' ich die Rose", „Wär' ich das Feuer", „Wär' ich das Wasser", sind, bei prächtiger Naturlyrik, im einzelnen doch zu weit ausgeführt und ermüden; es ist eine schematische Dichtweise, welcher der Reiz des freien Wechsels fehlt.

Originell sind dagegen die „Lieder eines Todten", weil dem Todten in der Gruft darin ein Bewußtsein beigelegt wird und derselbe nicht blos von Auferstehungswonne träumt, sondern auch das Aeußerliche, Nächste, was mit ihm und mit seinem Grabe geschieht, empfindet und ausspricht: die rothen Rosen, die auf sein Grab gepflanzt sind, die öde Stille des Winters, ja selbst die Käfer und Ringelwürmer, die um seinen Sarg schleichen. Einem Ringelwurm ruft er zu:

Schling' um den Sarg dein Ringelkleid
Den Schweif zu reichen
Dem Mund, als Zeichen
Des Rings der Ewigkeit.

Uns erscheint diese zoologische Nachbarschaft der Verwesung wenig geschmackvoll. Was aber den sich schließenden Ring der Ewigkeit betrifft, so kann er nicht als Symbol jener in den Gedichten gefeierten Fortdauer gelten, die nachher Auferstehungsfreuden genießt. Denn für diese ist das Zeichen nur die ins Unendliche fortgehende gerade Linie, nicht der zusammenfassende Kreis, der als Symbol nur für die philosophisch-heidnische Ewigkeit des sich stets neu aus sich selbst erzeugenden Kosmos gelten kann.

Aehnliche Cyklen sind die „Wirthshäuser und Schilder", deren allegorische Bedeutung hin und wieder auch etwas Strohernes hat, und die Gedichte: die „Grundsteinlegung einer Kirche", in denen die Stimmung kirchlicher Architekturbilder meist glücklich getroffen ist. Sehr hübsch ist das Gedicht: „Seh' ich alte Steinmetzzeichen."

Von den Balladen erscheint uns als die beste, welche für das Talent des Dichters ein günstiges Zeugniß ablegt: „Ein Begräbniß"; hier ist Leben und buntes Colorit, mag auch einzelnes an Freiligrath anklingen. Es wird ein Hanswurst des Circus begraben; die Schilderung des Begräbnisses selbst lautet:

Heil wie findet sich zusammen
Eine seltne Karavane,
Wie sie bunter kaum nach Mekka
Wallt zu des Propheten Fahne!

Männer mit dem weißen Turban,
Wehnde Mäntel, reiche Federn,
Braungefärbte Beduinen
Mit dem Speer vom Holz der Cedern.

Hoch zu Roß, dem reichgeschirrten,
Ziehn im ernsten Leichenzuge,
Die gewohnt in der Arena
Hinzustürmen wie im Fluge.

Zwei Kamele dienen willig
Reichgeſchmücktem Todtenbette,
Und auf ſchwarzem Pferde folgt dann
Blühend ſchön die Amorette.

Doch voran der ſtolze Führer
Mit dem wallenden Federhute
Auf dem lilienweißen Hengſte,
Stammend aus arab'ſchem Blute.

Auch der Mohr des Fetiſchdienſtes,
Einſt entflohn der Wüſte Schrecken,
Folget; wie zum Todtenmarſche
Schlägt er wild die Meſſingbecken.

Von dem Kongoſluſſe nieder
Zu dem Aethiop'ſchen Meere
Fuhr auf ſchlankem Boot der Neger,
Daß europawärts er kehre.

Durch die dichtgefüllten Gaſſen
Weiterzieht die bunte Truppe
Stumm und ernſt; mit Wehmuth blicket
Nach dem Zuge manche Gruppe.

Draußen unter einer Eiche
Iſt des Todten Ruheſtätte,
Nieder laſſen ihn die Träger —
Ach, wie klagt die Amorette!

Doch am andern Tage ſchallet
Kriegsmuſik der Janitſcharen
Aus der Bude, Pferdewiehern,
Hurrahruf der Reiterſcharen!

Dill's idylliſches Epos: „Paul und Thereſe" (Nr. 6), iſt eine Dorfgeſchichte in Hexametern. Die Liebe des Knechts zur Tochter des reichen Bauern, die, anfangs hoffnungslos, durch die Intervention der Elemente, eine Ueberſchwemmung und Lebensrettung, zum Ziele führt, iſt ein Lieblingsthema der Dorfgeſchichte, und auch Charaktere wie der Bauer Andreas, der Pfarrer, die alte Barbara gehören zu dem gewöhnlichen Hofſtaat derſelben. Nur Vetter Baſtian hat einen originellern Zug. Der Unterſchied kann nur in der künſtleriſchen Behandlung liegen, und in der That enthält die Idylle nach dieſer Seite hin viel Treffliches. Namentlich ſind die Naturſchilderungen oft anmuthig und lebendig; auch die Liebesſcene zwiſchen Paul und Thereſe und das Wechſelgeſpräch der beiden erinnert an ähnliche Stellen der antiken Idyllen. Wir theilen zur Probe die Einleitung dieſes Geſanges mit:

Dort an der Eiche, die hoch aufragt am Rande des Waldecks,
Lehnte Thereſe, am Arm den roth bebänderten Strohhut.
Biſt du, o Eiche, geſetzt zum Wächter des Walds? Deine Krone,
Weit auslugend ins Land und draußen grüßend den Rheinſtrom,
Der wie ein eiſerner Held in ſchimmernder Rüſtung heranzieht,
Ueberragt um ein Großes die ſtattlichen Buchen und Tannen,
Welche den Kloſterwald, den tauſendjährigen, bilden.
Prallt an deinem gewaltigen Stamm der heulende Sturm ab,
Der aus der nördlichen Schlucht dort drüben oft brauſend heranfegt
Und im Wald ein Verheeren zu ſtiften nicht übel gewillt iſt?
Deinen erquickenden Schatten entbeutſt du heute Thereſen;
Kühlung entſtrömt deinem Dach und Friede ſäuſeln die Blätter,
Die zu tauſend der lieblichſten Kränze und Sterne ſich formen
Ueber dem ſinnenden Mädchen, das ruhig zur Wieſe hinabblickt,
Welche zu Füßen ihr warm und weich, wie ein ſammtener Teppich,
Blumendurchwirkt ſich niedwärts zieht zum lachenden Thale.

Die Hexameter beginnen bisweilen, „iambiſch" z. B.: „und fließt", „dann zieht", „wie eine" und ähnliche Füße, die wir ſchon in Hamerling's „König von Sion" tadeln mußten. Noch mehr aber wird der Bau ſehr vieler Hexameter durch die verwaſchene oder fehlende Cäſur beeinträchtigt; denn wenn dieſelbe auch im dritten Fuß fehlt, ſo muß ſie dafür im zweiten und vierten als ſich ergänzende Doppelcäſur vorhanden ſein; dieſen Anforderungen genügen Verſe nicht, wie die folgenden:

Und die keimende Gelbrüb ihr ſcharfzackiges Kraut hängt —
In gedehneter Windung nieder zum breiteren Rheinthal —
Wohlgeſetzt nach der Richtſchnur. Beſſere Sorten des Obſtes —
Ueber der öſtlichen Bergreih', ſenkt mit der Fülle des Lichts u. a.

7. Ernſte Weiſen. Dichtungen von Karl von Pleß. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 1 Thlr.

Wir haben bei dieſen Gedichten zu bedauern, daß ſie nicht einer ſorgfältigern Ueberarbeitung und Feile vor der Veröffentlichung unterzogen und der Dichter von niemand darauf aufmerkſam gemacht wurde, daß dieſe herben Apoſtrophirungen, wie er ſie ſich erlaubt, eine allzu große Uncorrectheit der dichteriſchen Form hervorrufen. Manche dieſer Gedichte haben Kern und Schwung, ſogar eine wohlthuende Originalität des Ausdrucks und würden ſich ganz ſtattlich ausnehmen, wenn ſie von den ihnen anklebenden Formmängeln gereinigt wären. Karl von Pleß apoſtrophirt aber nicht blos die e am Ende der Wörter im Singular und Plural, er apoſtrophirt auch das e in den Endungen auf „en", wie:

Auf die Bohl'n, die breiten, fußen.

In der Endung „en" bei Zeitwörtern:

Ich will ihn führ'n zu Licht und Luft.

Ebenſo die Endung „es" im Superlativ:

Du ihr ſchönſt' Symbol; —

ähnlich „komm'n" u. a.; und da ſich dieſe Härten faſt überall finden, da unreine Reime, wie „jähn" und „Feen", „Oedipe" und „Klippe", ebenfalls vielfach anzutreffen ſind, ſo gleicht die Form oft einem Stachelhemd, welches die äſthetiſche Annäherung zurückſchreckt. Dies alles iſt in einem Manuſcript ohne große Mühe zu beſeitigen, in einem gedruckten Werk, das uns als etwas Fertiges und Unabänderliches vorliegt, macht es einen unfertigen und ungenügenden Eindruck.

Wären dieſe Härten vertilgt, ſo würde manches der kräftigen vaterländiſchen Lieder nicht ohne Wirkung bleiben. Namentlich hat das „Adlerlied" eine ſolche Prägnanz des Ausdrucks, eine ſolche energiſch ſchwunghafte Rhythmik, daß die beſſern Verſe deſſelben ein Echo zu wecken verdienen:

Der du Bind' und Bande ſprengteſt,
Deinen Flug zur Wolke lenkteſt,
Starker, ſtolzer Königsaar!
Du dir ſelber dein Entketter,
Deutſchlands Hort und Deutſchlands Retter,
Grüß' dich Gott, mein Preußenaar!

Grüß' dich Gott und deine Wege,
Daß kein Pfeil dich je erflöge!
Sieh dich vor, du kühner Aar!
Was im Fluge du errungen,
Halt's umgriffen, halt's umſchlungen,
Hand am Schwert, du Siegesaar!

Ebenſo energiſch iſt der Schlußvers:

Rausche, rausche, wie sich's thürme,
Wie es wettre, wie es stürme!
Ueberm Wind ist's wieder klar!
Vor! im Zug, den du begonnen,
Vor! im Flug, du streifst die Sonnen!
Grüß' dich Gott, mein Kaiseraar!

In einzelnen Liedern, wie im „Wald", ist melodischer Klang:

Hoch über meines Hauptes Pfühl
Die Blätter wogen und wanken,
Es träumt mein Herz, es bebt mein Spiel
Von tönenden Gedanken.

Anmuthig ist das „Lied" mit Ausnahme einer unklaren Wendung in der letzten Strophe:

Es steht unter hangenden Weiden
Ein Haus von Moos und Stein,
Dort legten sie in Trümmern
Die Liebste mir hinein.

Viel Rosen blühen und ranken
Um Gitter, Thüre und Gruft;
Das sind der Liebsten Gedanken
Gewandelt in Blumenduft.

Die Rosen die flüstern leise:
O lasse dein Klagen sein,
Von deinem Sinnen das trübste,
Ich hätte vergessen dein!

Stimmungsvoll ist das Gedicht: „Nachtritt"; die „Canzone" dagegen etwas schleppend durch undichterischen Periodenbau und Einschachtelung von Relativsätzen. Der Hymnus: „Schloß Chillon", in freien Rhythmen gedichtet, ist frei von den obenerwähnten Härten, welche der Kampf mit Reim und Metrik hervorgerufen hat, und athmet schwunghafte Naturpoesie. Ueberwiegend sind die Natur-, Landschafts- und Genrebilder, meist tüchtig ausgeführt, nicht im zerflossenen Stil, sondern mit einer Anschaulichkeit und kräftiger Detailmalerei. Hier und dort findet sich eine Heine'sche Pointe, wie in dem Gedicht: „Gen Mittag", dessen Schlußverse lauten:

Lichter Schein um Thal und Höhen,
Heller Sang und frischer Duft,
Will es doch mein Herz durchwehen,
Wie als wär's mit Gräberluft.

In der Ferne im Gehege,
Wo die Flut die Räder netzt,
Eine scharfe schneid'ge Säge
Ohne Ende wankt und wetzt,

Schwirrt und sägt, als wollt' sie schneiden
Breter schier zum Riesenschrein,
Drein zu legen Hald und Heiden,
Sichel, Sang und Sonnenschein.

In den erzählenden Gedichten wechselt schottischer und polnischer Romanzenton mit spanischem Balladenton; sie haben einen oft lebhaften Gang, doch nichts, was der Zeit ins Herz greift.

Rudolf Gottschall.

Zwei Werke über den Siebenjährigen Krieg.

1. Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. Von Arnold Schaefer. Erster Band: Der Ursprung und die ersten Zeiten des Kriegs bis zur Schlacht bei Leuthen. Berlin, Herz. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Literatur des Siebenjährigen Kriegs ist in neuerer Zeit ansehnlich vermehrt worden, eine allgemeine Geschichte desselben, welche die Fülle der seit einer Reihe von Jahren veröffentlichten oder zugänglich gewordenen Materialien gründlich benutzt und gediegen verarbeitet hätte, ist erst jetzt in dem vorliegenden höchst wichtigen Werke erschienen. Eine Zeit lang hieß es, der preußische Generalstab werde eine neue Bearbeitung seines frühern Werks, deren dasselbe bei nicht abzuleugnenden Mängeln dringend bedurfte, herausgeben, sie ist aber unterblieben. Bei dem Uebelstande, daß immer verschiedene mehr oder weniger geübte Hände an ähnlichen Veröffentlichungen des Generalstabes arbeiten, können wir es nicht bedauern, daß jene neue Bearbeitung, welche doch immer nur die rein militärische und nicht die so unendlich wichtige und einflußreiche politische Seite umfaßt hätte, nicht erschienen ist. Wie hätten jüngere Offiziere, denen ausreichende Studien auf diesem Gebiete meist sehr fern gelegen haben, die Correspondenzen, Gesandtschaftsberichte, Actenstücke aus fremden Archiven u. s. w. verarbeiten können, auch wenn die ungeheuere Mühe, sie zu beschaffen und kritisch zu vergleichen, überwunden worden wäre? Lesen wir in der Vorrede Schäfer's, welche Fülle von Materialien ihm nach unermüdlichem Fleiß der Forschung zu Gebote gestanden haben, und wie klar sein Urtheil über den Werth der einzelnen ist, so werden wir sein Werk mit großer Erwartung in die Hand nehmen. Er sagt zum Schlusse des Vorworts:

Die Parallelen zu den Ereignissen der Gegenwart sind mir nicht gesucht worden, sondern ergeben sich aus der Sache von selbst. Mein erstes Bestreben ging dahin, auf Grund der mir vorliegenden reichen Materialien den handelnden Personen in beiden Lagern gerecht zu werden und meine Arbeit rein zu halten von Parteizwecken, im Dienste der Wahrheit und mit dem warmen Antheil, der Begebenheiten und Thaten gebührt, welche nach langer Frist von neuem in dem deutschen Volke das Bewußtsein der ihm innewohnenden Kraft und ein höheres Selbstgefühl erweckten.

Wir können nur sagen, daß der Verfasser diesem ersten Bestreben in seinem Werke, soweit es uns vorliegt, treu geblieben ist.

Im ersten Buche wird der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs dargestellt. Dabei mußte zurückgegangen werden auf das europäische Staatensystem vom 17. Jahrhundert bis zum Ausgange des österreichischen Erbfolgekriegs. Diese Uebersicht ist vortrefflich, es wird gezeigt, wie die leitende Macht in Europa nach der Abwehr habsburgischer Uebermacht Frankreich geworden, das nach seiner innern Umgestaltung zur absoluten Monarchie durch Unterdrückung der ständischen Gerechtsame wie der kirchlichen Freiheiten für Europa gerade so gefährlich geworden als früher Spanien, und zwar seinen bisherigen Verbündeten im Dreißigjährigen Kriege, den protestantischen Staaten nicht minder als den katholischen. Ueber die kurzsichtige Politik Oesterreichs wie der Seemächte nach dem Spanischen Erbfolgekriege urtheilt der Verfasser scharf und treffend:

Alle Erfahrungen der letzten Menschenalter schienen vergessen zu sein; um sich in der Gegenwart nicht stören zu lassen, schloß man die Augen vor der Zukunft. Gleichmüthig ließ man

ein Bollwerk des Deutschen Reichs nach dem andern fallen: Oesterreich selbst stieß Preußen aus katholischen Tendenzen zurück und verstärkte im Westen den französischen Einfluß, wie im Osten den russischen, und die Seemächte sahen darin keine Gefahr für Europa.

Ueber Friedrich's II. erste Entscheidung heißt es:

Die ganze Geschichte des preußischen Staats wies ihn darauf hin, der fremden Uebermacht in Deutschland zu wehren: so gut wie seine Vorfahren gegen Franzosen und Schweden die deutsche Ehre gewahrt hatten, war auch er entschlossen, vor allem andern seine Unabhängigkeit zu behaupten, und diese war um so mehr bedroht, je weiter Frankreich griff. Aber ebenso wenig war er gemeint, für das Erbe der Maria Theresia zu streiten, ohne zuvor mit dem wiener Hofe abgerechnet zu haben.

Die Politik Georg's II. wird sehr richtig charakterisirt. Er sah jede Machterweiterung Preußens mit Verdruß, weil in entsprechendem Verhältniß die Bedeutung seines Kurfürstenthums Hannover abnahm. „Die hannoverschen Interessen machten sich bei jeder Verwickelung seiner auswärtigen Politik in solcher Weise geltend, daß darüber in England bei allen Parteien nur Eine Stimme der Misbilligung war.“ Wir machen bei dieser Gelegenheit auf eine interessante Arbeit in der „Berliner Revue“ aufmerksam: „Die Welfen in England und Hannover“, welche von historischem Werth und reich an pikanten Mittheilungen ist.

Das zweite Kapitel des ersten Buchs betrachtet die Politik der Großmächte nach dem Aachener Frieden, der mehr den Charakter einer vorläufigen Uebereinkunft als eines schließlichen Austrags der schwebenden Streitfragen war. Maria Theresia machte auch dem englischen Gesandten die bittersten Vorwürfe darüber, und als er ihr den Glückwunsch zum Abschlusse des Friedens bringen wollte, ließ sie ihm sagen, eine Beleidbezeigung würde besser angebracht sein. In den drei folgenden Kapiteln wird der Umschwung der Politik in den Allianzen erzählt, der Ausbruch des Seekriegs zwischen England und Frankreich und der russisch-österreichische Operationsplan gegen Preußen. Der Verfasser sagt schon im Vorwort: „Bei der Beschränkung ihres Gesichtskreises konnten neuere Parteischriftsteller sich unterfangen, die gegen den preußischen Staat gesponnenen Complote rundweg abzuleugnen und Friedrich II. für die Störung des europäischen Friedens verantwortlich zu machen.“ Und doch hat sogar der Welfenhistoriograph Onno Klopp in der zweiten Auflage seines schmählichen Buchs über Friedrich II. (1867) eingestehen müssen, daß ein Offensivbündniß zwischen dem österreichischen und französischen Hofe gegen Preußen bestand. In Wien wie in Paris trägt man noch jetzt nach mehr als hundert Jahren Bedenken, den Schleier fallen zu lassen; Oesterreich hat keine einzige urkundliche Darstellung seiner Politik und Kriegführung von 1748—63 aufzuweisen. Dagegen hat die russische Regierung den Vertrag der beiden Kaiserhöfe, der bisher unbekannt war, dem Verfasser unsers Werks auf Fürsprache des preußischen auswärtigen Ministeriums (Graf Bismarck) mit großer Liberalität gewährt.

Die neuesten politischen Verhältnisse sind dazu allerdings behülflich gewesen. Für den Bruch zwischen England und Oesterreich haben dem Verfasser wichtige Quellen vorgelegen. Als Oesterreich sein Ultimatum im stolzesten Tone stellte, fragte der britische Gesandte, auf was für Grundlagen sein Monarch sich mit der Kaiserin werde verständigen können, und Kaunitz antwortete gerade heraus: „Mein Gott, wenn er den König von Preußen angreift!“ Zu diesem Knappendienst ohne jede Gegenleistung für englische Zwecke konnte sich die britische Regierung aber nicht verstehen. Jenseit des Oceans war unterdessen schon der Krieg zwischen England und Frankreich im vollen Gange, und ersteres scheute selbst vor einem Bruche des Völkerrechts nicht zurück, indem es ohne Kriegserklärung Hunderte von französischen Kauffahrern aufbringen ließ, sogar ein französisches Kriegsschiff wurde genommen, worauf endlich Frankreich Repressalien ergriff und damit im Januar 1756 die Thatsache des Kriegs anerkannte.

Ins klarste Licht gestellt lesen wir, wie günstig die allgemeine Lage von Europa für Frankreich war, das fast mit allen Mächten des Continents im besten Einvernehmen stand. Holland verlangte jetzt nur Neutralität, und der wiener Hof buhlte um die Gunst des französischen. Eine Anzahl kleiner deutscher Höfe, unter ihnen die von Köln und Pfalz, zehrten von französischem Golde; andere, wie Baiern und Sachsen, waren lüstern danach. Preußen stand mit Frankreich in Defensivallianz und erklärte sich bereit, dieses Bündniß, dessen Termin zu Ende ging, zu erneuern. Wenn Rußland seine Grenzen überschritt, kam es nur darauf an, daß die verbündeten Staaten Preußen und Schweden vereint agiren ließen und ihnen jeden möglichen Beistand gewährten. Auch Dänemark war von Frankreich abhängig, die Republik Polen in den europäischen Angelegenheiten längst nur ein leidender Theil, ihre Cooperation kam nach keiner Seite hin in Anschlag. Von den jüngern bourbonischen Häusern hatte Ludwig XV. keinen Widerstand zu fürchten. Wie günstig die Umstände lagen, wenn Frankreich auf dem Continent den Frieden erhalten wollte, welche größern Vortheile es sich aber versprechen konnte, wenn es dem Seekriege durch eine Diversion zu Lande Nachdruck gab, und wie alle diese Vortheile, deren man sich mit Thatkraft und Entschlossenheit hätte versichern können, an dem sittlichen Bankrott des Hofs und der Regierung zunichte wurden, ist in dem Werke ebenso geistvoll als überzeugend auseinandergesetzt. Die Pompadour wurde die Seele der französischen Politik; ihre Triebfedern waren dieselben, welche sie zur Meisterin in den Künsten der Maitresse gemacht hatten, ihre Selbstsucht und ihre Eitelkeit; das Staatswohl und das Glück des Volks kamen für sie nicht in Betracht. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß Maria Theresia sich durch ihren Gesandten ihr Bildniß ausbat; König Friedrich reizte sie dagegen durch seine beißenden Spötteleien, die ihr hinterbracht wurden, am tiefsten aber durch die Verachtung, mit der er, als sie ihn durch Voltaire ihrer Verehrung versichern ließ, erwidert hatte: „Ich kenne sie nicht.“ Er sollte sie kennen lernen!

Sehr treffend sagt der Verfasser von der österreichischen Politik jener Zeit:

So sehr die Kaiserin auch sich selbst beherrschen lernte, so entsprang doch ihre Staatskunst zum guten Theil aus dem Gemüth und ward von unmittelbaren Impulsen, Haß oder Vorliebe, bestimmt. Kaunitz dagegen gab keiner Leidenschaft Raum: er brachte Regel und Methode in die österreichische Politik und entwarf mit der nüchternsten Erwägung das System, auf

welchem seiner Ueberzeugung nach die Größe des Kaiserhauses beruhte. Beide waren darin einverstanden, daß der preußische Staat aufgelöst und zerstückelt werden und daß vor allem Schlesien an Oesterreich zurückfallen müsse.

Besonders verdienstvoll ist es, daß der Verfasser den Freiherrn von Knyphausen, als Vertreter Preußens in Paris bis zum Bruche und später in London, mit gebührender Anerkennung zeichnet; sein Name ist bisher in der preußischen Geschichte kaum genannt, und doch hat er dem Staate große Dienste geleistet, auch dem König immer freimüthige Rathschläge ertheilt, welche jederzeit sorgfältig erwogen und oft befolgt wurden. Mirabeau nannte ihn in den letzten Tagen Friedrich's des Großen einen homme très habile, et peut-être le seul habile de la Prusse. Wie schön ist ferner Pitt gezeichnet, der nicht blos durch den bedeutenden Inhalt seiner Reden im Parlament, sondern auch durch seinen meisterhaften Vortrag, durch den Adel seiner Haltung, die Anmuth und Würde seiner Gestalt, sein lebhaftes Geberdenspiel fesselte und Gegner durch einen Blick seiner großen feurigen Augen verstummen ließ. „Dazu endlich eine Stimme von wunderbarer Klarheit, Fülle und reicher Modulation, deren leisester Ton auf den fernsten Sitzen deutlich vernommen wurde und die in vollkräftiger Erhebung dem Klange einer Orgel vergleichbar durch die Vorsäle und Stiegen hinabdrang bis in die Halle von Westminster." Die Verhandlungen, welche zu den Verträgen von Westminster und Versailles führten und die Folgen dieser letztern bilden den Schluß des ersten Buchs. Das zweite geht vom Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs bis zum Abschluß des österreichisch-französischen Theilungsvertrags.

Im ersten Kapitel: „Schilderhebung Preußens", werden die Gründe unwiderleglich dargethan, welche Friedrich bestimmten, nach dem Grundsatze zu handeln: „Melius praevenire quam praeveniri." Zu den Berichten Knyphausen's aus Paris und seiner andern Gesandten, zu den Copien aller wichtigen Depeschen, welche aus Wien und Petersburg in Dresden eingingen (durch den bestochenen sächsischen Kanzlisten Menzel), kamen Schreiben aus Rußland an den König „im höchsten Vertrauen aus sehr guter Hand", als deren Verfasser der Großfürst Peter anzusehen ist. Sie schlugen jedes fernere Bedenken nieder. Beide Kaiserhöfe waren übereingekommen, Preußen anzugreifen; die Ausführung hatten sie aber, weil Rußland noch nicht kriegsbereit war, auf künftiges Frühjahr verschoben. „Wenn der König zauderte, bis die Heere der Oesterreicher, Russen und vielleicht auch der Franzosen, zusammenwirkten, so war Preußen unrettbar verloren, und daß die kluge Diplomatie eines Kaunitz und der glühende Haß der über drei Reiche gebietenden Frauen dem Werk der Rache freien Lauf lassen würde, ward von Tag zu Tag mehr zur Gewißheit." Jetzt, wo die Urkunden vorliegen, wird wol schwerlich noch jemand leugnen, daß der König, wenn er nicht untergehen wollte, zu den Waffen greifen mußte, und wir sind gespannt, wie Arneth, dessen gediegene Arbeiten noch nicht den Siebenjährigen Krieg berührt haben, diesen Punkt behandeln wird.

Unser Werk wendet sich nun der kriegerischen Action zu. Die Katastrophe der sächsischen Armee erfüllt uns mit Theilnahme; ihre Truppen waren brav und treu, die Offiziere, mit Ausnahme der höchstgestellten, tüchtig, ihre Disciplin ward weder durch das Verharren in thatenloser Einschließung, noch durch Entbehrungen aller Art gebrochen und selbst ihre Gegner haben ihr die wohlverdiente Anerkennung nicht versagt. Im Ministerrathe war beschlossen worden, daß August III. sich mit seinem Heer nach Böhmen (wie König Johann 1866) und von dort nach Polen begeben solle. Dieser Plan wurde aber aufgegeben und die Rettung des Heers versäumt, im festen Lager bei Pirna war weder für Geld, noch Munition, noch Lebensmittel gesorgt. Noch am 10. September hätte sich die Armee durchschlagen können; es geschah nicht, und „so ward ihr Ruin von Männern entschieden, die im üppigen Hofleben alle Spannkraft verloren hatten, die in unterthänigen Redensarten einmal über das andere erstarben, aber zu einer männlichen That unfähig waren, denen die Sorge um ihren Bauch und ihre Equipagen über die Ehre ihrer Waffen ging". Die Kriegsbegebenheiten an sich werden nicht strategisch und taktisch eingehend, sondern nur im Zusammenhang und in ihren wichtigsten Momenten dargestellt, für das Detail gibt es Werke genug. Desto trefflicher wird die weitere politische Entwickelung: die Rathlosigkeit der englischen Regierung bis zu Pitt's Ministerium, die hannoversche Staatsklugheit, welche manche Analogie bietet, und das Verfahren des Reichshofraths und des Reichstags gegen Friedrich geschildert. „Der mächtigste Reichsstand wurde durch einen Machtspruch der kaiserlichen Kanzlei verdammt, ungehört, ohne Vorwissen, Rath und Bewilligung der Kurfürsten, Fürsten und Stände, und es waren damit die Satzungen der Wahlcapitulation des Kaisers Franz und alles Rechtsherkommen einfach mit Füßen getreten." Daß die Gegner Preußens dem Verfasser darin lebhaft widersprechen und das unerhörte Verfahren von neuem zu rechtfertigen versuchen werden, steht zu erwarten: was gelten Gründe und Thatsachen im Parteistreit!

Frankreich und Oesterreich schlossen nun den Theilungsvertrag, der schon 1802 durch Koch veröffentlicht worden ist. Demnach sollte der König von Preußen „vollständig und unwiderruflich" die Herzogthümer Schlesien und Magdeburg, die Fürstenthümer Crossen und Halberstadt, das frühere schwedische Pommern, die clevesche Erbschaft und das Oberquartier von Geldern abtreten. Der frühere russische Theilungsplan hatte auch noch das Herzogthum Preußen verlangt. So weit gehen die neuesten Kartencorrectoren doch nicht: sie wollen den verhaßten Großstaat nur über die Elbe zurückwerfen, um — das Welfenreich herzustellen. Das österreichische Cabinet war damals von seinem Werke höchst befriedigt: „Kaunitz und Stahremberg (der Gesandte) hatten das diplomatische Spiel meisterlich geführt und über die französische Politik einen Sieg davongetragen, der in der Geschichte nicht seinesgleichen hat." Wir verweisen auf die Beurtheilung dieses Triumphs der österreichischen Hauspolitik, „die sich nie der Wohlfahrt des deutschen Volks feindseliger und dem Protestantismus gefährlicher gezeigt". Die Odermündungen waren den Schweden zugedacht, die überrheinischen Lande mit der Abtretung Belgiens an die Franzosen wehrlos der französischen Machtentwickelung preisgegeben. Wenn

es gelang, den protestantischen Staat von europäischer Bedeutung, den die Arbeit von vier Generationen geschaffen hatte, zu zerschlagen und an fremde oder katholische Höfe zu vertheilen, so war das nördliche Deutschland unheilbar zerrüttet und der Protestantismus auf dem Continente von der Gnade der Andersgläubigen abhängig.

Ueber kurz oder lang mußte aber der Ruin der preußischen Monarchie auch auf Oesterreich zurückwirken, dem die Hohenzollern schon oft mit ihren Waffen beigestanden hatten, und das für große Krisen des Beistandes, den ein starkes Preußen zu bieten vermochte, nicht entbehren konnte, ohne an den Rand des Verderbens geführt zu werden. Diese Ueberzeugung trug der damals sechzehnjährige Erzherzog Joseph in sich.

Der Verfasser nennt den Kampf Friedrich's gegen die Uebermacht der europäischen Cabinete einen Rettungskampf für Deutschland, der als solcher in tausend deutschen Herzen empfunden ward. „Darin lag zugleich seine Bedeutung für das europäische Völkerleben überhaupt, welche von den gleichzeitigen englischen Staatsmännern, vor allen von Pitt, vollkommen gewürdigt wurde."

Das dritte Buch enthält das Kriegsjahr 1757. Natürlich tritt hier die eigentliche Kriegsgeschichte mehr in den Vordergrund, aber die politischen Verhältnisse bilden doch in dem Werke den Schwerpunkt der Darstellung. Von großem Interesse sind die geheimen Unterhandlungen Friedrich's mit Frankreich nach der Schlacht von Kolin, welche erst durch seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, und dann durch den Grafen von Wied vermittelt wurden. Der Verfasser hat dazu aus dem fürstlich Wied'schen Archiv geschöpft. Wie weit der Oberkammerherr der Markgräfin, Mirabeau, der ermächtigt war, der Pompadour für den Frieden 500000 Thaler und mehr zu bieten, gegangen ist, wissen wir nicht; daß ihr aber dann Neuenburg und Valengin als souveräner Besitz von Neuwied aus angetragen worden, steht fest, obgleich es der Cardinal Bernis, französischer Minister, damals für eine aus Dummheit oder Bosheit erfundene Chimäre erklärte. Auch mit dem Marschall Richelieu wurden Unterhandlungen angeknüpft; alle jedoch blieben fruchtlos, da der König den Frieden nicht durch Abtretungen erkaufen wollte. Die Waffen mußten also entscheiden. Für die Darstellung des Feldzugs der Reichsarmee hat dem Verfasser Brodrück's gediegene Schrift zur Grundlage gedient. Der König sollte denn auch in die Reichsacht gethan werden; eine Citation, am kaiserlichen Hofe zur Verantwortung zu erscheinen, mußte der kaiserliche Notar Aprill zu Regensburg dem kurbrandenburgischen Gesandten, Freiherrn von Plotho, insinuiren. Hören wir von Hrn. Aprill selbst den Empfang:

Nachdem hochgedachter Freiherr mit Attention in die Citationem fiscalem eingesehen und betrachtet, sind Se. Excellenz in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, und also zwar, daß dieselbe sich nicht stille zu halten vermocht, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht, beide Arme in die Höhe haltend, gegen mich aufgefahren und in diese Formalia gegen mich ausgebrochen: „Was, du Flegel, insinuiren?" Ich antwortete hierauf: „Dieses ist mein Notariatamt, deme ich nachzukommen habe." Dessen aber ungeachtet fiel mich Er, Freiherr von Plotho, mit allem Grimme an, ergriff mich bei den vordern Theilen meines Mantels, mit Vermelden: „Willst du es zurücknehmen?" Da ich mich nun dessen geweigert, stoßte und schob er sothane Citation, nebst dem Apponendo, vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinausgedrückt, rufte er zu denen zwei vorhanden gewesenen Bedienten: „Werft ihn über den Gang hinunter!"

Plotho wurde durch diese kurze Procedur der Mann des Volks, und nicht blos in Preußen. Goethe hat uns geschildert, mit welcher Gunst er sieben Jahre später, also nach dem Frieden, vor der in Frankfurt zur Kaiserkrönung aus allen Theilen Deutschlands herbeigeströmten Menge empfangen wurde. Der Haltung des Gesandten in Regensburg gaben die Siege seines Königs recht. Mit der Darstellung der Schlacht von Roßbach und ihres Eindrucks, der Aufhebung der Convention von Kloster Zeven, dem Kriege in Schlesien und der Schlacht bei Leuthen, Friedrich's Musterschlacht, und der englisch-preußischen Verhandlungen bis zum Abschluß des Subsidienvertrags vom 11. April 1758 schließt der erste Band. Eine Reihe werthvoller Beilagen sind ihm angefügt: Verträge, Briefe, Berichte und Actenstücke.

Wir erwarten den zweiten Band eines Werks, dessen Anfang sich schon die allgemeinste Anerkennung erworben hat, mit Spannung. Oesterreichische Urkunden aus dem Archiv hat er leider nicht benutzen können, denn, wie er im Vorwort bemerkt, bis zu dieser Stunde versagt die österreichische Regierung fremden Gelehrten die Mittheilung auch der unbedeutendsten Actenstücke. Wir wissen, daß es auch Militärschriftstellern nicht anders ergangen: höfliche Antwort auf die Bitte, auch eine Zusendung, aber nicht das, was verlangt wurde.

2. Der Siebenjährige Krieg in Pommern und in den benachbarten Marken. Studie des Detachements- und des Kleinen Kriegs von Karl Marschall von Sulicki. Nebst zwei Plänen. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein Werk gleichen Inhalts ist vor mehrern Jahren in demselben Verlage erschienen und auch in Nr. 36 d. Bl. f. 1861 besprochen worden. Das vorliegende behandelt seinen Stoff noch ausführlicher bis in die taktischen Einzelheiten hinein und ist ausschließlich, wie auch sein Nebentitel bekundet, für militärische Leser bestimmt. Wir machen solche besonders auf das Buch für ihre Studien in diesem wichtigen Zweige der Kriegswissenschaft aufmerksam, können dasselbe aber hier unserm allgemeinern Leserkreise gegenüber nicht so ausführlich besprechen, wie wir in einem militärischen Fachjournal thun würden. Der berühmte Stratege des Kriegs von 1866, General von Moltke, hat dem Werke ein Vorwort geschrieben. In demselben sagt er:

Die vorliegende Schrift ist aus dem reichen Material der preußischen und schwedischen Generalstabs-Archive geschöpft. Sie hat mit gewissenhaftem Fleiß die Begebenheiten unter einem neuen Gesichtspunkte geordnet und noch Unbekanntes ans Licht gezogen. Die allgemeinen europäischen Verhältnisse sind, wo sie auf die darzustellenden Begebenheiten einwirkten, übersichtlich und in lebensvoller Schilderung zusammengefaßt und das für den besondern Zweck wichtige Detail in eingehender Weise dargelegt. Es darf daher die mühevolle und gelungene Arbeit allseitiger Beachtung empfohlen werden.

Daß eine so gewichtige Empfehlung wirksam sein wird, läßt sich erwarten; die Kritik wird sich ihr jedenfalls im allgemeinen anschließen müssen, und wenn wir hier noch einige Bemerkungen hinzufügen, so geschieht es, weil wir uns die Selbständigkeit des eigenen Urtheils gern bewahren.

Die Angabe der Schriftquellen, welche bei der Arbeit benutzt sind, sagt uns, wie gewissenhaft der Verfasser sie aufgesucht hat. In der Einleitung beweist er die Berechtigung des Siebenjährigen Kriegs in Pommern auf eine ausführlichere Darstellung, als sie ihm bisher zutheil geworden, und daß der Kleine Krieg, dessen Tummelplatz besonders jenes Kriegstheater gewesen, trotz aller Veränderungen in der Kriegführung, niemals gänzlich seine Wichtigkeit verlieren wird. Wir möchten hinzufügen, daß zwar seine Wirkungssphäre durch den jetzigen Drang der großen Waffenentscheidungen beschränkt worden, seine Wichtigkeit aber in vieler Beziehung, besonders auf die Verbindungen, durchaus nicht gesunken ist, wenn wir auch den Vorposten-, überhaupt den Sicherheitsdienst und das Nachrichtenwesen, abweichend von dem Verfasser, nicht zum Kleinen Kriege rechnen, wie wir a. a. O. wiederholt ausgeführt haben. Nach einer kurzen politischen Betrachtung geht die Einleitung an ihren Stoff und betrachtet die feindlichen Truppen, welche in Pommern und der Mark erschienen, und deren Eigenart, besonders die der schwedischen Armee, deren mangelhafte Ausrüstung und unsichere Führung die Schuld trug, daß ihre Feldzüge charakter- und ruhmlos verliefen. Ueber die preußische Armee viel zu sagen, wird mit Recht für überflüssig gehalten, nur über die leichten Truppen und die Landmiliz, eine eigenthümliche Schöpfung jenes Kriegs, lesen wir genauere Angaben. Die Einleitung schließt mit einer klaren Schilderung des Kriegsschauplatzes und seiner Vertheidigungsfähigkeit. Dann beginnt die Geschichte des Kriegs, nach den Kriegsjahren in Abschnitte getheilt. Wir haben sie mit großem Interesse aufmerksam gelesen und finden außer ihren allgemeinen schon erwähnten Vorzügen besonders die Fülle des Details für die einzelnen taktischen Unternehmungen außerordentlich dankenswerth. Dadurch werden die Studien erst fruchtbringend gemacht, und wir hoffen, daß der angestrengte Sammelfleiß des Verfassers ebenso anerkannt werden wird, als die gute Verarbeitung des Materials. Sehr zweckmäßig ist die Bezeichnung der einzelnen Actionen durch besondere Ueberschriften, um so mehr, als wir leider ein Inhaltsverzeichniß vermissen. Wir hätten dafür lieber das Subscribentenverzeichniß, das uns bei einem solchen Werke nicht an seinem Platze scheint, hinweggewünscht. Die eigenen Bemerkungen des Verfassers über strategische und taktische Verhältnisse sind ebenso treffend als lehrreich, seine Kritik der Führer und ihrer Maßregeln im einzelnen, wie der Operationen im ganzen, wenn auch nicht immer scharf genug, hebt doch das Wesentliche in gerechter Beurtheilung einleuchtend hervor. So hat das Werk das Verdienst, Helden wie Belling, Werner, Heyden, Eugen von Würtemberg u. a. mit ihren Thaten wieder in helle Erinnerung zu bringen und auch solche, welche nicht diese Bedeutung haben, an sich aber Ruhm und Ehre in Anspruch nehmen, der Vergessenheit zu entreißen. Möchte dasselbe also in der Flut der neuen Erscheinungen recht beachtet und gelesen, überhaupt unsere große Vergangenheit nicht über den jüngsten Siegen vergessen werden!

Karl Gustav von Bernek.

Erzählungen und Novellen.

1. Jasch. Von Fanny Lewald. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von L. Pietsch, geschnitten von A. von Steinbel. Berlin, Grote. 1868. Gr. 16. 1 Thlr.

Die Geschichte spielt auf einem preußischen Landgute in der Nähe von Thorn während des polnischen Aufstandes 1863 und hat zum Mittelpunkte einen jungen Polen, den unehelichen Sohn eines gänzlich heruntergekommenen und verwilderten polnischen Edelmanns, Malinko, von einem polnischen Mädchen, das früher auf dem Gute gedient. Da dieses kurz nach der Geburt zweier Knaben gestorben, hat die Gutsfrau aus Mitleid die Kinder zu sich genommen, sie aufgezogen und das eine, Jasch (Johannes), einen aufgeweckten, lebhaften Burschen, als Diener im Hause behalten, wo er Gelegenheit gefunden hat, sich zu cultiviren. Als nun der Aufstand losbricht, verschwindet er, von dem Vater, der sich sonst nicht um ihn bekümmert hat, für die polnischen Freiheitsbestrebungen gewonnen. Heimlich aber kehrt er zuweilen zurück, um seine Geliebte, Pia, zu sehen. Diese, eine Waise, ist ebenfalls von der Gutsbesitzerin aufgenommen worden, denn sie ist die natürliche Tochter des verstorbenen Bruders derselben, eines preußischen Offiziers, und einer Polin, einer Schwester des Malinko. Unter dem Einflusse des Jasch und des Alten, der sie über ihre Verhältnisse aufklärt, von heftigem polnischen Patriotismus beseelt, befindet sie sich ihrer Umgebung und den Verhältnissen gegenüber in einer peinlichen Lage. Es sammelt sich indessen in der Gegend, an der Grenze, preußisches Militär, jenseit der Weichsel fallen Kämpfe vor. Jasch, der wiederum in der Nähe des Gutes sich aufgehalten hat, ist beim Versuche, nachts über die Grenze zu gelangen, tödlich verwundet worden und wird jetzt gefangen eingebracht. Pia läßt nun mit Verachtung aller Rücksichten ihre Liebe offen hervortreten, pflegt den Unglücklichen bis zu seinem baldigen Tode und geht dann ins Kloster.

Die Geschichte ist gewandt erzählt, aber in der Composition herrscht kein rechtes Verhältniß: der größte Theil derselben ist Exposition, Darstellung früherer Begebenheiten, und gleich an diese schließt sich die tragische Katastrophe.

Manche Leser sind vielleicht so organisirt, daß sie sich an traurigen Begebenheiten erfreuen, sonst könnte man fragen: warum zur bloßen Unterhaltungslektüre so melancholische Geschichten, in denen keine versöhnende Idee wahrgenommen werden kann?

2. Frau Holl's Brautschleier. Von Clotilde von Schwartzkoppen. Potsdam, Döring. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eine recht hübsche Erzählung, welche uns ein ansprechendes Lebensbild vor die Augen führt. Die Hauptperson ist eine junge Dame (Susanne) von edelm Sinn, voll Gemüth und Geist und sprudelnder Laune, aber nicht ohne einen Anflug von Leichtsinn und Uebermuth. Sie

ist elternlos, lebt aber in den angenehmsten Verhältnissen bei einer Tante, ist verlobt mit einem bedeutenden Manne von gediegenem Charakter (Günther), den sie innig liebt, und hat Aussicht auf eine große Erbschaft. Nicht ganz ohne ihre Schuld, hauptsächlich aber infolge der Intrigue einer boshaften Person geht die Erbschaft verloren. Der Bräutigam, nicht blind für die Fehler seiner Verlobten, glaubt die Ursache derselben in der zu nachsichtigen Liebe der Tante zu finden und verlangt deren Entfernung nach ihrer Verheirathung. Verletztes Gefühl und Stolz (nach dem Verluste der Erbschaft ist sie arm) gestatten der Braut nicht, den letzten noch möglichen Weg zur Versöhnung einzuschlagen, und das Verhältniß löst sich zum tiefen Schmerz beider auf. Die Tante hat indessen, um ihrer Nichte das Leben so angenehm als möglich zu machen, ihr Vermögen zugesetzt, und Susanne entwickelt jetzt die ganze Energie ihres edeln Charakters und schafft durch Arbeit ihrer Wohlthäterin eine behagliche Existenz. Nach einigen Jahren kehrt Günther von einem diplomatischen Posten aus Brasilien zurück; die Sehnsucht zieht ihn sogleich zu der kaum noch hoffenden Susanne, und geläutert durch Schmerzen, schließen sie ihre Verbindung.

Die Erzählung ist gut angelegt, die Personen sind meistens wahr und lebendig gezeichnet. Einige Ausnahmen möchten sich finden lassen: am schwächsten ist der Charakter Günther's; im ersten Theile der Erzählung muß man an seine Liebe mehr glauben, als daß man sie sähe; seine Forderung scheint hart und schroff. Auch in der Darstellung der Susanne, so gut diese Figur im ganzen gelungen ist, tritt anfänglich die Bedeutsamkeit ihres Charakters zu wenig hervor, am wenigsten die Liebe zu ihrem Verlobten. Die weibliche Gestalt, welche schon mit 15 Jahren den boshaftesten Streich ausübt, um sich in den Besitz der Erbschaft zu bringen, erscheint nicht natürlich. Die oft vorkommenden Schilderungen der Natur, wie sie mit den Stimmungen der Personen harmonirt, sind maßvoll gehalten und von Wirkung; auch die eingestreuten verständigen, nicht zu gedehnten Reflexionen liest man gern. Die anspruchslose Erzählung kann auch der Jugend ohne Bedenken in die Hand gegeben werden.

3. Novellen von Wilhelm Jensen. Schleswig, Schulbuchhandlung. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Novellen verrathen einen talentvollen Verfasser. Die erste und zweite: „Späte Heimkehr" und „Aus Lübecks alten Tagen", letztere aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, sind mit fester Hand gezeichnet und machen auch nach ihrem Inhalte einen wohlthuenden Eindruck. Schwächer ist die dritte und längste: „Westwardhome." In humoristischem Tone handelt sie zu Anfang von dem Großvater des Helden der Geschichte, einem originellen alten Schiffskapitän, der ein abgesagter Weiberfeind ist. Grenzt die Schilderung auch zuweilen an Caricatur, so ist sie doch häufig recht ergötzlich. Dann folgt die Geschichte der Liebe des Helden, welche recht hübsche Züge enthält. Plötzlich beschließt dieser, als er schon zum Abgang zur Universität gerüstet ist, Seemann zu werden; er geht zu Schiffe, macht große Reisen, besteht nach Verlauf von vier Jahren sein Steuermannsexamen und will jetzt in die Heimat zurückkehren. Damit nun die gebührliche Verwickelung in die Geschichte gebracht werde, ändert der Vater der Geliebten des Jünglings, ein adelicher Gutsbesitzer, plötzlich seine Gesinnung: eine Wandlung, welche sehr kümmerlich motivirt ist. Nun beginnt eine wahre Robinsonade. Ein schrecklicher Schiffbruch wird geschildert, aus dem einzig unser Held das Leben rettet. Er ist indessen in die Hände von Strandräubern an der Küste von Spanien gefallen; ein wunderbares Mädchen, die Tochter eines Geächteten, welche unter ihnen lebt und bedeutenden Einfluß auf die rohen Menschen hat, beschützt ihn und macht ihm nach einiger Zeit die Flucht möglich. Er kommt zu Hause an, alle Differenzen mit der adelichen Familie sind ausgeglichen, und der Vater des Mädchens gibt zu der Heirath seine Einwilligung.

4. Die Blokade von Pfalzburg im Jahre 1814 von Erckmann-Chatrian. Nach der dritten Ausgabe des französischen Originals. Leipzig, Leiner. 1868. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein alter Jude erzählt mit großer Breite, nicht ohne Anschaulichkeit, die traurigen Zustände und Begebenheiten in Pfalzburg vor und während der Blokade der Festung durch die Verbündeten, indem er seine eigene Geschichte in den Vordergrund treten läßt. Die ganze Erzählung ist im jüdischen Colorit gehalten: „Ueberall, bei Freude und Leid, wird auf «den Ewigen» hingewiesen, wo sich Gelegenheit bot, sind Stellen aus Psalmisten und andern alttestamentlichen Dichtern citirt, das Ceremonialgesetz wird gewissenhaft beobachtet" u. s. w. Der Jude ist ein recht guter und frommer Mann; er liebt Gerechtigkeit, ist ein zärtlicher Gatte und Vater, dankbar gegen Gott und Menschen, wohlwollend, mitleidig u. s. w.; aber sein specifisch jüdischer Sinn ist ebenso stark hervorgehoben; sein Patriotismus ist ebenso zweifelhaft als sein Muth, die Rache erscheint ihm sehr schön, irdische Güter und langes Leben sind der Lohn für Frömmigkeit, die höchste Freude der Aeltern ist der sich offenbarende Verstand der Kinder, wenn sie zum Handel sich anstellig erweisen, denn gute Geschäfte zu machen ist doch zuletzt die höchste Aufgabe des Lebens. Halten denn die israelitischen Förderer solcher Schriften es für segensreich, dergleichen Nationalgebrechen, welche unter den Gebildeten ihres Volks immer mehr verschwinden, recht eigentlich zu befestigen?

5. Asyl Lea-Hof. Eine Erzählung von E. Merx. Leipzig, Grunow. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Menge der verschiedenartigsten Situationen und Charaktere ist zu dieser kleinen Erzählung zusammengetragen; uns werden idyllische Scenen, Sterbende, Begräbnisse, Spielhäuser, Raub und Mord, ein unschuldiges engelgleiches Mädchen im Gefängniß u. s. w. vorgeführt; wir finden barmherzige Bauern, fromme Prediger und Lehrer, polternde Haushälterinnen voll Gutmüthigkeit und Liebe, alte und junge Bösewichter, schlaue Polizeibeamte, reuige Sünder u. dgl. Indessen trotz aller dieser vortrefflichen Elemente ist nichts Bedeutendes entstanden, denn überall fehlt es an Wahrheit. Fast jeder Person und jeder Situation sieht man das Gemachte an; nach Natur ist allerdings gestrebt, sie ist aber selten erreicht worden.

6. Zwei Seelen. Eine Künstlernovelle von Karl Zastrow. Malchin, Wendt. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Emil Wander, der Sohn eines Landpfarrers, eine geniale Künstlernatur (er spielt auch vortrefflich Violine),

studirt erst Theologie, dann die Rechte, wird Referendar, verlobt sich heimlich mit einem höchst liebenswürdigen Landmädchen, der Tochter eines Vollhöfners in seinem Heimatdorfe, und geht den folgenden Tag, um sein Amt anzutreten, nach Berlin. Hier vergißt er bald die ihm unbedingt vertrauende Braut, und in der Liebe zu einer italienischen Opernsängerin, der Tochter eines in den politischen Wirren seines Vaterlandes untergegangenen neapolitanischen Grafen, welche als Inbegriff aller körperlichen und geistigen Reize geschildert wird, auch eine geniale Künstlernatur ist, sieht er das höchste Glück seines Lebens. Beide haben sich schnell genug verständigt; da erwacht plötzlich sein Gewissen, und er kehrt zu dem indessen in das tiefste Elend versunkenen Landmädchen zurück, heirathet sie, wird in der kurzen Ehe geläutert, findet nach dem Tode der Frau die früher Angebetete wieder und schließt nun mit der in ihre Rechte wieder eingesetzten Gräfin ein neues Bündniß.

Wer an beängstigenden, marternden Scenen Freude hat, wird bei dieser Erzählung seine Rechnung finden, denn die Farben sind bei Ausmalung derselben stark genug aufgetragen. Schwieriger möchte es sein, über die Unnatur hinwegzukommen, welche dem Leser überall entgegentritt. Freilich, wenn Excentricitäten und Extravaganzen vorkommen, wenn z. B. Wander einige Minuten nach seiner Verlobung fürchtet, seine Liebe möchte nicht lange standhalten; wenn die allgefeierte edle Italienerin, nachdem sie Wander einmal gesehen, ihm ein Zettelchen zustecken läßt, in welchem sie ihn zu sich einladet; wenn sie bei diesem ersten Besuche, ohne im Rausche der Leidenschaft zu sein, ihre Liebe eingesteht: so wird das alles auf Rechnung der „genialen Künstlernatur" gesetzt; aber auch das Auftreten und die Reden der übrigen Personen, welche nicht genial sind, stimmen oft gar schlecht mit ihrem Charakter und den Situationen, in welchen sie sich befinden, überein. „Ein weibliches Herz", sagt z. B. ein ältlicher Bauer, „kommt mir immer vor wie ein schnelles Bächlein, in welchem man trotz aller Klarheit den Grund nicht erblicken kann. Vergißmeinnicht und Mairöschen blühen genug am Uferrande, aber der Jüngling, der die kostbaren Schätze heben will und dabei sein Herz in die stürmische Flut fallen läßt, ist verloren, denn die Wellen führen es spielend mit sich fort."

Und der Sohn des Bauern, auch Landmann, sagt von seiner Jugendgespielin und Geliebten, da er merkt, daß sie Wander liebt: „Die stolze Rose ist erwacht und hat sich dem glühenden Lichte der Sonne zugewandt. Wer ist auch die treue beständige Liebe des einfachen Landmanns gegen den verzehrenden Lavastrom, der aus einem glühenden Künstlerherzen bricht?"

Das einfache Landmädchen, welches sich in Wander verliebt hat, sagt zu ihm: „Weshalb soll ich dir verschweigen, daß du mir wie ein Theil des Lebens erscheinst; daß mir ist, als wäre die Luft zum Ersticken, der Raum ein Grab, die Welt eine Wüste, wo du nicht weilst?" Und: „Mein Vertrauen hast du stets besessen; und doch, wenn ich dir auch nicht vertraute, ja wenn ich dich auch nicht einmal achten könnte, mein Herz würde doch nie aufhören dich zu lieben."

Die Unnatur tritt auch — wie schon die eben angeführten Stellen zeigen — in der Sprache hervor; die wunderlichsten Metaphern und Vergleichungen finden sich in Menge. Gleich der erste Satz des Buchs lautet: „Die Abendsonne umspielte mit ihrem rosigen Lichte die rebenbekränzten Hügel, in deren Mitte sich das Dörfchen Wildenhain mit seinen zierlichen weißen Mauern und rothen Ziegeldächern wie ein buntschimmerndes Perlengeschmeide im grünsammtenen Schmuckkästchen ausnahm."

Warum die Erzählung eine Künstlernovelle heißt, ist nicht klar; etwa deshalb, weil der Held die Violine spielt, seine Geliebte eine Opernsängerin ist und auf einigen Seiten von Musik geredet wird?

7. Aus dem Leben eines Malers. Briefe und Aufzeichnungen eines Verstorbenen. Erste Liebe. Weihnachten. Mit einem Nachworte des Herausgebers. Neudnitz, Förster. 1868. 16. 12 Ngr.

Eine kleine, einfache, naturgetreu gehaltene Erzählung, in welcher dargestellt wird, wie ein junger Künstler, um seiner ersten Liebe arg betrogen, alle Freude am Leben verliert und die Menschen flieht, viele Jahre später aber sich wieder aufrichtet an dem Beispiele einer Frau, welche in den härtesten Lebensschicksalen Muth, Liebe und Freudigkeit sich bewahrt hat.

8. Zwei Erzählungen für das Volk von P. S. 1. Der Arme. 2. Tante Veronika. Zwickau, Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften. 1867.

Beide Erzählungen, von denen die erstere einen seltsamen, bis zur Lösung recht schauerlichen Fall zum Mittelpunkte hat, sind gut gemeint, naturgetreu und halten lebendig hervortretende sittliche Tendenzen; die zweite insbesondere ist eine für die Jugend recht passende Lektüre.

Karl Ottrogge.

Feuilleton.

Der deutsche Buchhandel in den Jahren 1867 und 1868.

In dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" veröffentlicht die Hinrichs'sche Buchhandlung ihre stets willkommene „Systematische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse der Jahre 1867 und 1868", welche zu so lehrreichen Parallelen Gelegenheit gibt:

	1867	1868
1. Sammelwerke. Literaturwissenschaft . .	183	196
2. Theologie	1365	1440
3. Jurisprudenz. Politik. Statistik . . .	920	970
Latus	2468	2606

	1867	1868
Transport	2468	2606
4. Medicin. Thierheilkunde	493	525
5. Naturwissenschaft. Chemie. Pharmacie .	575	650
6. Philosophie	85	130
7a. Pädagogik. Deutsche Schulbücher. Gymnastik	932	960
7b. Jugendschriften	228	242
8. Altclassische und orientalische Sprachen. Mythologie	470	440
9. Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur .	320	320
Latus	5571	5573

	1867	1868
Transport	5571	5870
10. Geschichte. Biographien. Memoiren. Briefwechsel	648	710
11. Geographie	249	290
12. Mathematik. Astronomie	119	134
13. Kriegswissenschaft. Pferdekunde	272	281
14. Handelswissenschaft. Gewerbskunde	330	425
15. Bauwissenschaft. Maschinen- und Eisenbahnkunde. Schiffahrt	168	190
16. Forst- und Jagdwissenschaft. Bergbau- und Hüttenkunde	88	83
17. Landwirthschaft. Gartenbau	245	280
18. Schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater ꝛc.)	852	958
19. Schöne Künste (Malerei, Musik ꝛc.). Stenographie	397	437
20. Volksschriften	212	237
21. Freimaurerei	12	14
22. Vermischte Schriften	422	381
23. Slawische und ungarische Literatur	36	48
24. Karten	234	225
Summa	9855	10563

Wir ersehen aus dieser Uebersicht, daß das Jahr 1868 ein sehr gutes Bücherjahr war, wenn auch der literarische „Ausbruch" nicht gerade in zahlreichen Flaschen versandt werden konnte. Gegen das Jahr 1867 zeigt das Jahr 1868 ein Plus von 708 Werken, und zwar zeigen alle einzelnen literarischen Zweige eine aufsteigende Bewegung mit Ausnahme der altclassischen und orientalischen Sprachen, der Forst- und Jagdwissenschaft, des Bergbaus und der Hüttenkunde, der vermischten Schriften und Karten. Auf diesen Gebieten ist eine kleine Abnahme der Production sichtbar. Die schöne Literatur ist leider um mehr als 100 Werke dies Jahr im Vorsprung; wir bedauern dies wegen der vielen Nichtigkeiten, welche diese übermäßige Production zu Tage fördert. Auch die Theologie, die sich stets als die schreiblustigste Facultät behauptet, hat in diesem Jahr 75 Schriften mehr producirt als im vorigen. 1440 theologische Werke, und da spreche man noch von dem Unglauben der Zeit! Auch die Gegnerin der Theologie, die Naturwissenschaft, hat ihr geistiges Arsenal um 61 Waffenstücke vermehrt, wobei die Medicin, die Astronomie, die Landwirthschaft nicht einmal mit eingerechnet sind. Jurisprudenz, Politik und Statistik figuriren mit der stolzen Ziffer von 970 Schriften, 20 mehr als im Vorjahr; die Philosophie hat 41 Werke mehr veröffentlicht, die Pädagogik 34, die Geographie 41, die schönen Künste 40, die Landwirthschaft 35, die Kriegswissenschaft 9, die Sammelwerke und die Literatur 13.

Gegenüber diesen 10563 Werken, welche die Leselust der Deutschen befriedigen und ihren Geist bilden sollen, muß der einzelne Autor „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" dastehen. Seine Werke werden zu Atomen, zu Sandkörnchen in diesem aufgeschütteten Sandhaufen deutscher Geisteserschöpfungen.

Doch so interessant diese offene Statistik des deutschen Verlagsbuchhandels ist, noch interessanter wäre die geheime Statistik, welche unter dem Zeichen des „Krebses" abgefaßt würde und uns mittheilte, wie groß die Zahl der heimkehrenden „Buchhändlerkrebse" von jedem einzelnen dieser 10563 Werke ist, und überhaupt, welches Verhältniß zwischen „Krebsen" und „abgesetzten Exemplaren" obwaltet. Dann erst würde der Nationalökonom entscheiden können, ob das Verhältniß zwischen Production und Consumtion ein gesundes sei. Doch das Geheimniß der Makulaturböden wird stets ein unergründliches bleiben; die todtgeborenen Kinder werden schweigend begraben. Inzwischen blühen Papierfabriken und Buchdruckereien, tausend Hände finden Beschäftigung, und nach dieser Seite hin ist es gleichgültig, ob eine industrielle Bevölkerung sich von den Werken eines Cretins oder eines Genies ernährt.

Notizen.

Von der „*Tauchnitz* Collection of British authors" ist nun der tausendste Band erschienen; er enthält das Neue Testament in der autorisirten englischen Uebersetzung, mit zahlreichen Noten von Geh. Hofrath Dr. Tischendorf, welche eine Vergleichung der drei berühmtesten Bibeltexte, des Codex Sinaiticus, des Codex Vaticanus und des Codex Alexandrinus durchführen. Der Verleger, der sich um die Einbürgerung der englischen Literatur in Deutschland die größten Verdienste erworben hat, widmet diesen Band „seinen englischen und amerikanischen Autoren, den lebenden als ein Zeichen der Achtung, den todten als Tribut der Erinnerung".

Von Hermann Hettner's „Deutscher Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" erscheinen die beiden ersten Bände, noch ehe das geistreiche Werk vollendet ist, in zweiter Auflage.

Franz Dingelstedt's elegante Novelle: „Die Amazone", ist zweimal in das Englische und in das Holländische übersetzt worden, während eine französische Uebersetzung von Seinguerlet und eine italienische von Ferrari vorbereitet werden.

Das Jubiläum unsers großen Philosophen, Georg Friedrich Wilhelm Hegel, steht im nächsten Jahr bevor; leider fällt es in eine Epoche, welche dem Studium dieses Denkers abgeneigt ist; die Naturwissenschaften und der Materialismus, die Herbart'sche und Schopenhauer'sche Schule haben von den verschiedensten Seiten einen Vernichtungskrieg gegen Hegel begonnen; doch wird die Gelegenheit willkommen sein, auch wieder auf die Verdienste des großen Denkers hinzuweisen und auf die Ideen, die, aus seiner geistigen Münze hervorgegangen, mehr oder weniger Gemeingut der Nation geworden sind. Zur Feier dieses Jubiläums verspricht Karl Rosenkranz eine Darstellung „Hegel's als deutschen Classikers", welche im Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig erscheinen soll.

B. Goldscheider hat soeben im Verlage der F. Beck'schen Buchhandlung in Wien eine Besprechung von Hamerling's „Ahasverus in Rom" als selbständige Broschüre erscheinen lassen. Das sehr frisch geschriebene kleine Werk hält bei aller begeisterten Anerkennung jener genialen Dichtung auch mit dem Tadel keineswegs zurück. Namentlich wird richtig hervorgehoben, daß Ahasver, weit entfernt, das Agens in der Entwickelung zu sein, nur neben dem eigentlichen Helden herläuft. Goldscheider räth daher dem Verfasser, sein Epos „Nero" zu nennen und den Ahasver ganz herauszuwerfen. Uebrigens ist vom „Ahasverus in Rom" bereits die fünfte Auflage erschienen, während vom „König von Sion" eine fast auf jeder Seite veränderte zweite Auflage unter der Presse ist.

Bibliographie.

Carion, F., Ein deutscher Fürst. Historischer Roman. 5 Bde. Leipzig, Günther. 1868. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Clairevoie, G. de, Sack und Strick, oder das Strafgericht über Rom. Zürich, Schabelitz. 16. 5 Ngr.

Greith, C. J., Die Bedrohung der gesetzlichen Ordnung in Kirche und Staat durch die Presse radikal-sozialistischer Richtung. Zürich, Woerl. Gr. 8. 4 Ngr.

Grimme, F. W., Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. 4te, abermals bedeutend vermehrte Aufl. Mit einer Einleitung über die Eigenthümlichkeiten des sauerländischen Dialectes. Paderborn, Schöningh. 16. 13½ Ngr.

Grotthus, Baronin Elisabeth v., Die Familie Runenthal, oder die Umtriebe der geheimen Gesellschaften. Socialer Roman. Wien, Mayer u. Comp. 8. 12½ Ngr.

Helfert, J. A. Freih. v., Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. Wien, Prandel. Gr. 8. 16 Ngr.

Der Hut. Ein kulturhistorischer Essay mit Benutzung einer amerikanischen Arbeit. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 10 Ngr.

Jensen, W., Das Erbtheil des Blutes. Erzählung. Berlin, Exped. des Sonntags-Blattes. 8. 1 Thlr.

Johnson, E., Der Sensualismus des Demokritos und seiner Vorgänger mit Bezug auf verwandte Erscheinungen der neuern Philosophie. Plauen, Hohmann. 1868. 4. 15 Ngr.

Junghans, S., Gedichte. Cassel, C. Luckhardt. 16. 15 Ngr.

Kerschbaumer, A., Reisebilder aus Spanien. Mit einem Vor- und Nachwort. Wien, Mayer u. Comp. 8. 16 Ngr.

Kramer, F., Chronologische Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte. Ein Anhang zu jeder Literaturgeschichte, namentlich zu den Handbüchern von Lindemann und Brugier. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 6 Ngr.

Landau, M., Die Quellen des Decamerone. Wien, Prandel. Gr. 8. 24 Ngr.

Lehmann, G., Körperverletzungen und Tödtungen auf deutschen Eisenbahnen und die Unzulänglichkeit des Rechtsschutzes. Erlangen, Enke. Gr. 8. 16 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D. und Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

In 2 Bänden oder 16—20 Lieferungen.

8. Erste Lieferung. Subscriptionspreis jeder Lieferung 20 Ngr.

Rönne's berühmtes Werk, die erste systematische und wissenschaftliche Bearbeitung des preußischen Staatsrechts, ist bereits in zwei starken Auflagen verbreitet. Mit seltener Einmüthigkeit hat die Kritik den hohen Werth desselben anerkannt. Robert von Mohl, der Meister der deutschen Staatsrechtswissenschaft, sagte darüber in der ausburger „Allgemeinen Zeitung": „Es reiht sich dem Besten an, was die deutsche Literatur an Darstellung positiven öffentlichen Rechts besitzt." Die jetzt beginnende dritte Auflage wird mit Recht als eine vermehrte und verbesserte bezeichnet, indem der Verfasser alle die bedeutenden Aenderungen in den Organismus des Werks einfügte, welche theils durch die infolge der historischen Ereignisse des Jahres 1866 eingetretene Gebietserweiterung des preußischen Staats, theils durch die Schöpfung des Norddeutschen Bundes unter Preußens Führung bedingt wurden.

Um die weitere Verbreitung des Werks, namentlich auch in den der preußischen Monarchie einverleibten neuen Landestheilen, zu fördern, erscheint diese dritte Auflage in Lieferungen zum Subscriptionspreise von 20 Ngr. für die Lieferung von ungefähr 10 Bogen Lexikon-Octav.

Alle Buchhandlungen haben die erste Lieferung nebst einem Prospect vorräthig und nehmen Unterzeichnungen auf das Werk an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Gregor von Tours
und seine Zeit,

vornehmlich aus seinen Werken geschildert.

Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse von

Johann Wilhelm Loebell.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Prof. Heinrich von Sybel sagt in der Vorrede, womit er diese zweite Auflage von dem Werke seines verstorbenen Freundes begleitet: „Das treffliche Buch bedarf keiner Empfehlung — die beste Legitimation trägt das Buch in sich selbst und in dem Umstande, daß es auf dem vielbewegten literarischen Gebiet, auf dem es auftritt, mehr als zwanzig Jahre hindurch seine Stellung behauptet hat, daß es heute wie zur Zeit seiner Entstehung allgemeines Interesse erweckt und belohnt." Die von Dr. Theodor Bernhardt hinzugefügten Vermehrungen, welche die wichtigsten Ergebnisse der einschlägigen neuern Literatur enthalten, sichern dem Werke auch fernerhin einen ehrenvollen Platz in der wissenschaftlichen Welt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue wohlfeile Ausgabe.

8. Sieben Bände. Geh. 11 Thlr. 20 Ngr. Geb. 13 Thlr. 16 Ngr.

(Auch in 70 Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Während das „Conversations-Lexikon" vorzugsweise der allgemeinen oder theoretischen Bildung gewidmet ist, stellt sich ihm in dem „Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon" ein Werk an die Seite, welches die Resultate der angewandten Wissenschaft für die materiellen Bedürfnisse und Richtungen des Lebens zusammenfaßt, ein populäres und gemeinnütziges Handbuch für das praktische Leben. Der darin behandelte, alphabetisch geordnete Stoff gehört folgenden drei Hauptgebieten an: I. Häusliches und Familienleben (Medicin. Die Lehre von den Nahrungsmitteln, Kleidung und Wohnung. Die Arbeiten der Hausfrau. Erziehung und Unterricht); II. Geschäftliches und gesellschaftliches Leben (Handel und Verkehr. Gewerbe und Industrie. Landwirthschaft. Volkswirthschaftslehre. Rechtswissenschaft); III. Naturwissenschaften in populärer Darstellung (Physik, Chemie, Astronomie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Geologie, Anatomie, Physiologie, mathematische Geographie ꝛc.).

Die zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt sind mit künstlerischer Sorgfalt ausgeführt und so gewählt, daß sie nicht als bloßer Schmuck erscheinen, sondern eine wesentliche Ergänzung des Textes bilden.

Die neue wohlfeile Ausgabe kann auf einmal geheftet und gebunden, oder nach und nach in Heften oder Bänden bezogen werden.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wuttke, A., Prof. Dr. **Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart.** Zweite, völlig neue Bearbeitung. 2 Thlr. 5 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Vierte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Das bekannte Werk, welches schon bei seinem ersten Erscheinen ungewöhnliches Aufsehen erregte, wurde in dieser vierten Auflage abermals umgearbeitet und bedeutend vermehrt, sodaß dieselbe auch für die Besitzer früherer Auflagen von hohem Werthe sein wird. So ist unter anderm ein eigenes Kapitel über die neuesten Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Strauß, Schenkel, Keim u. s. w. hinzugefügt; auch die theologische Richtung des Protestanten-Vereins erhielt eine Schutzrede gegen falsche Anklagen. Wie bisher hatte der Verfasser dabei das Ziel im Auge, vorzugsweise der jüngern Generation von Theologen sowie allen Gebildeten auf dem Wege zur Wahrheit mit zuverlässigem Rath an der Seite zu stehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 10. — 4. März 1869.

Inhalt: Bunſen's Memoiren. Von Hermann Lücke. — Das deutſche Theater und ſeine Lehrmeiſter. Von Rudolf Gottſchall. — Aus Weſt und Oſt. Von Richard Andree. — Sagen in gebundener und ungebundener Rede. Von Eugen Labes. — Vom Büchertiſch. — Feuilleton. (Eine wichtige Notiz für neue Ausgaben von Goethe's Werken.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bunſen's Memoiren.

Chriſtian Carl Joſias Freiherr von Bunſen. Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe. Deutſche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold. Erſter Band: Jugendzeit und römiſche Wirkſamkeit. Mit einem Porträt Bunſen's nach Richmond. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Die von Profeſſor Nippold beſorgte deutſche Ausgabe der Bunſen'ſchen Memoiren, von welcher der erſte Band uns vorliegt, hat auf ein dankbares Intereſſe von ſeiten des Publikums um ſo größern Anſpruch, als darin eine nicht geringe Anzahl neuer Mittheilungen geboten wird, die den biographiſchen und zeitgeſchichtlichen Werth des Originals weſentlich erhöhen. Theils beſtehen dieſe Zuſätze in einer Reihe intereſſanter Anmerkungen, zu denen meiſt an Bunſen gerichtete Briefe (vom Freiherrn von Stein, von Niebuhr, A. von Humboldt, vom kölniſchen Erzbiſchof Spiegel, Platen, den Theologen Lücke und Rothe u. a.) das Material geliefert, theils in mehrern, dem Text eingeſchalteten Aufzeichnungen Bunſen's, welche ſeine Unterhandlungen mit der päpſtlichen Curie und den kölner Kirchenſtreit betreffen, theils endlich in einem Anhange von werthvollen Documenten über römiſche Verhältniſſe zur Zeit der Bunſen'ſchen Geſandtſchaft und über preußiſche Kirchenzuſtände.

Das biographiſche Intereſſe ſteht in dem größern Theile dieſes erſten Bandes voran. Die Verfaſſerin des Originals, die Witwe Bunſen's, die er ſelbſt kurz vor ſeinem Tode mit dem Auftrage betraute, ihr gemeinſames Leben zu ſchildern, hat durch ihre Darſtellung ſowol, wie durch die einſichtige Auswahl brieflicher Mittheilungen das Bild der bedeutenden Perſönlichkeit Bunſen's in ein lebhaftes Licht zu ſtellen gewußt. Das Intereſſante und Glänzende in der Erſcheinung dieſes Mannes lag vornehmlich in einer ſeltenen Beweglichkeit des Geiſtes, die ihn befähigte, ſich den verſchiedenartigſten Intereſſen gleich lebendig hinzugeben; wir ſehen ihn erfolgreich in den verſchiedenſten Gebieten thätig: als Sprachforſcher, als Theologen, als Kunſthiſtoriker, als Staatsmann. Bekannte er auch ſelbſt, daß die Wiſſenſchaft für ihn im Vordergrund ſtehe, ſo war er doch nichts weniger als eine eigentliche Gelehrtennatur. Denn theils wog das Bedürfniß praktiſcher Wirkſamkeit ſein wiſſenſchaftliches zum mindeſten auf, theils fehlte ihm die Neigung, ſich in das Detail einer Specialwiſſenſchaft mit Geduld zu vertiefen; ſein Blick lenkte ſich immer raſch und mit ſanguiniſcher Lebhaftigkeit auf das Allgemeine; er liebte es nicht, ſich wiſſenſchaftlich ſtreng zu beſchränken; bei ſeinen geſchichtlichen Studien war ſein Augenmerk von Anfang an auf den großen Zug der menſchlichen Geſammtentwickelung gerichtet, und, wie natürlich, gelangte er deshalb zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Wahrnehmungen häufig mehr divinatoriſch als auf dem Wege exacter Einzelforſchung. Mag man in ſolcher Thätigkeit etwas Dilettantiſches finden, ſie hat ihre Berechtigung wie ihren unverkennbaren Nutzen. Denn wenn ſie geiſtvoll genug iſt, ſo wird ſie das Mangelhafte und Unrichtige einzelner Reſultate meiſt reichlich vergüten durch glückliche Blicke in das Ganze und Große; unverwirrt von der Maſſe unendlichen Details gelangt ſie oft um ſo ſicherer zu einer Anſchauung der Totalität, indeß der Einzelforſcher, in das Detail verſenkt, leicht in Gefahr kommt, den Wald vor Bäumen nicht zu ſehen.

In der Regel pflegt ein ſolcher Dilettantismus, wenn wir das Wort auf dieſe Art der Geiſtesthätigkeit anwenden wollen, in hohem Grade anregend zu wirken. Und in der That lag Bunſen's Bedeutung, wie Schwarz in ſeiner „Geſchichte der neueſten Theologie" beſonders hervorhebt, vornehmlich in der Anregung, die auf verſchiedenen Gebieten von ihm ausging, nicht in der ſelbſtändigen und conſequenten Durchführung. Was ſeinen ſtaatsmänniſchen Beruf betrifft, ſo ſagt er ſelbſt von ſich in einem Briefe an Keſtner: „Als Staatsmann im Vaterlande am Steuer zu ſtehen, halte ich durchaus nicht für meinen Beruf; dieſer iſt meiner Anſicht nach, hoch auf dem Vor-

mast zu beobachten, was für Land, was für Wellenbrecher, was für Zeichen eines kommenden Sturms da sind, und dann dies dem weisen und praktischen Steuermann zu künden."

Für die Eigenthümlichkeit seines geistigen Naturells ist namentlich auch die Art seiner Diction bezeichnend, die, von dem Tone ruhiger Erörterung überall weit entfernt, sich gern in Metaphern ergeht und es liebt, sich einem lebhaften rhetorischen Schwung zu überlassen, oft an die Manier Herder's erinnernd, mit dessen Geistesart Bunsen überhaupt manche Verwandtschaft zeigt. Die anregende Kraft seines Wesens, unterstützt von der Schönheit seiner äußern Erscheinung, übertrug sich auf die Mittheilung im persönlichen Verkehr; die Liebenswürdigkeit seines geselligen Talents, die ihm so viele bewundernde Freunde erwarb, hat nicht wenig dazu gedient, ihm den glänzenden Weg seines Lebens zu ebnen; der Reiz seines persönlichen Umgangs war es besonders, der die geistreich bewegliche Natur Friedrich Wilhelm's IV. an ihn fesselte. Was aber mehr als dies alles den eigentlichen Werth des Mannes begründete, war die innere Tüchtigkeit seines Willens, die Beharrlichkeit, mit welcher er in allen Lagen des Lebens dem Ideale seiner Jugend treu blieb, jene geistige Ausdauer, die seiner Thätigkeit, wie verschiedene Richtungen sie auch einschlug, eine innere Consequenz verlieh. Was seine religiösen und politischen Ueberzeugungen anlangt, so waren sie von allen engherzigen Vorurtheilen frei, und es trat der Liberalismus seiner Gesinnung im Verlauf seines erfahrungsreichen Lebens immer entschiedener hervor, am entschiedensten in seiner Schrift „Die Zeichen der Zeit", die ihn bekanntlich für die protestantische Hierarchie zum Gegenstand der erbittertsten Polemik machte.

Die ersten Abschnitte der Memoiren enthalten die Jugendgeschichte Bunsen's. Er war 1791 zu Corbach im Fürstenthum Waldeck geboren. Hier lebte sein Vater, nachdem er 29 Jahre in der holländischen Armee gedient, von einem kleinen Ruhestandsgehalt und dem Abschreiben gerichtlicher Documente, ein Mann von größter Rechtschaffenheit, von streng christlichem Sinn und entschiedener Originalität des Charakters. Ueber die Zeit, wo Bunsen das Gymnasium in Corbach besuchte, enthalten die mitgetheilten Erinnerungen Schumacher's, eines seiner intimsten Jugendfreunde, interessante Bemerkungen:

Sein Betragen gegen die Lehrer war musterhaft, aber das Verhältniß zu jedem derselben, der geistige Rapport, hatte allemal eine besondere geistige Nuance, die sich unverkennbar zeichnete. Für den einen hatte er diese, für den andern jene Erweisungsart, im Tone der Stimme, im Ausdrucke des Blicks, in der vertraulichen Annäherung oder in der achtungsvollen Zurückhaltung. Was die Beziehung zu seinen Mitschülern angeht, so war er unstreitig der inoffensivste Jüngling auf der ganzen Schule; seine Vertheidigung dagegen konnte in einer fast erschrecklichen Gestalt erscheinen: Stirn, Augen, Mund, Stimme, die linke Hand (er war links) — alles war beim Angriff, wenn er einen solchen erlitt, sofort Zorn, Kampfbegier, Wehr und Waffe; sobald jedoch der Angriff abließ, war er schnell wieder versöhnt.

Im Jahre 1808 ging er auf die Universität Marburg, da er sich aber hier wenig befriedigt fand, schon im folgenden Jahre nach Göttingen. „Sein Geist breitete sich nun in freiern Bahnen aus und bemächtigte sich derselben. Die Energie seines Strebens kam in vollen Gang, ein Feuer des Denkens und Wollens schien fortwährend in ihm zu brennen, ohne aufreibend oder verzehrend für ihn zu werden." In dem Freundeskreis, in den er hier eintrat, finden wir Namen, die später einen guten Klang erworben haben: Lachmann, Brandis, Lücke, Ernst Schulze u. a. Durch eine gekrönte Preisarbeit über das athenische Erbrecht erwarb er sich von der Universität Jena die philosophische Doctorwürde. Die innern Aufregungen dieser Zeit werden durch Stellen einiger Briefe charakterisirt:

Ich habe gesehen, was der Mensch dem Studium zusetzen muß, um es im regen Leben zu erhalten, und es ist mir lieb, daß ich es weiß; denn es wird mir immer unruhiger in meinem Innern, und die Umstände scheinen bald feste Ansicht und raschen Entschluß zu hassen. Bald kommt mir vor, als sei all mein Streben thöricht und eitel, als habe ich unrecht, auf dem schwankenden und lecken Kahn der Wissenschaft durch das stürmische Leben zu segeln, oder sich mit ihr, wie mit einem schweren Stocke auf der Landreise durch dasselbe zu bewaffnen, der zwar manchen Stein wegräumen, manchen Hund todtschlagen kann, dafür aber auch uns nicht zu dem Ziele kommen läßt, um dessentwillen dies wünschenswerth ist. Dann ist mir Wirken und Streben verhaßt; in den ruhigsten Winkel des kleinsten Dorfs möchte ich fliehen, um zu finden, was mir fehlt. Wozu lernen und lehren, erhorchen und ergrübeln, was hierzu nicht frommt? Wozu gerade hier, wo man lieber zehn Leben verbüchern möchte als eins, wo die Menschen so ruhig in der Gelehrsamkeit aufgehen, als sei das ihre Wiedergeburt! In heitern Augenblicken dagegen denke ich mich männlich durchzukämpfen, den Blick vorwärts gekehrt, und das Ziel im Auge, mich und meine Zeit zu verstehen, zu erkennen, was beiden noththut, und zu leisten, was ich vermag: strenge zu sondern und abzugeben, was zu übergehen oder zu vernichten, und anzufangen von oben, in der Blüte des Lebens die des Menschengeistes zu erstreben, und dann ins Leben selbst überzugehen. Meine Ansicht unserer Gelehrsamkeit und des ganzen deutschen gelehrten Treibens berichtigte sich nicht sowol, als sie sich bestärkte. Jeder wirthschaftet geistig für sich, das Allgemeine vergessend. Die Gegenwart schreit über Mangel, während man künftigen Jahrhunderten Magazine füllt, und das in derselben Gegenwart. Es ist eine ungeheuere Kluft zwischen Nation und Gelehrsamkeit; das fühle ich. Wir vergessen um das Ferne das Nächste, um des Alten das Neue, um des Fremden das Eigene. So hat es denn Augenblicke gegeben, ja Tage und Wochen, wo ich nach nichts geseufzt als praktischer Wirksamkeit.

Schon in dieser Zeit, wie aus dem Briefe hervorgeht, welchem die letztere Stelle entnommen ist, beschäftigte sich Bunsen eifrig mit orientalischen Studien. Mit denselben im Zusammenhang stand der gleichfalls schon jetzt gefaßte Plan zu einem umfassenden Geschichtswerk, den er erst spät in seinem „Gott in der Geschichte" zur Ausführung bringen sollte. Eine Reise nach Indien im Interesse der orientalischen Studien war ein Project, mit dem er sich mehrere Jahre trug. Während seiner ersten göttinger Studienzeit war er der Lehrer des jungen Astor, eines Sohnes des bekannten amerikanischen Kaufmanns Astor, gewesen und zu demselben in ein nahes freundschaftliches Verhältniß getreten. Als dieser nach einem längern Aufenthalte in Amerika 1816 nach Europa zurückkehrte, schien es, als sollte durch ihn jener Reiseplan verwirklicht werden. Bunsen traf mit Astor in Paris zusammen, trieb hier noch mehrere Monate unter Silvestre de Sacy Arabisch und ging dann nach Italien, wohin Astor ihm vorausgereist war. Inzwischen aber hatte dieser die dringende Aufforderung, nach Amerika zurückzukehren, erhalten, und er mußte Florenz verlassen, nachdem sein Freund nur eben da angelangt war. So sah sich Bunsen plötzlich ver-

einsamt, „in einer Lage, die entmuthigend genug war, um die Energie jeder andern, weniger elastischen Natur zu erdrücken". Bald jedoch fand er eine Stütze an Niebuhr, der als Gesandter auf seinem Wege nach Rom über Florenz kam. Mit ihm und Brandis, der Niebuhr als Legationssecretär begleitete, zog Bunsen nach Rom, wo das Geschick sich vorgenommen hatte, in reichem Maße für ihn zu sorgen.

Von Niebuhr, den er als Gelehrten wie als Charakter gleich hoch verehrte, rühmte er später mit schöner Dankbarkeit: „Er hat mit seiner eigenen Ehre und mit seinem großen unbefleckten Namen für mich gleichsam vor der Welt gutgesagt, als ich meine häusliche und bürgerliche Existenz zu begründen hatte." Schon in dem ersten Jahre seines römischen Aufenthalts verheirathete sich Bunsen mit Miß Frances Waddington, der feingebildeten Tochter vermögender Aeltern. Von Frascati aus, wo die Trauung stattfand, schreibt er an seine Schwester in der ersten Begeisterung seiner Freude:

Unser erster Wunsch ist, dich zu sehen. Du mußt uns die Versicherung geben, daß wir wirklich in einer menschlichen und erlaubten natürlichen Existenz leben, denn alles ist hier so ganz idealisch; kein Getümmel des alltäglichen Lebens, Myrten ringsum, wunderschöne Zimmer, nach Osten die Olivenanhöhe mit dem stattlichen Mondragone, nach Norden die Apenninen, westlich Rom und das Meer, und dabei der ewig heitere Himmel. Ich will die Nemesis zu versöhnen suchen durch ernste Scheu, gleichgültig oder übermüthig zu werden, wenn ich bedenke, daß alles dies nur Einfassung meines Glücks ist.

Die Wohnung auf dem Capitol im Palast Caffarelli, die er bald nachher bezog, wurde ihm zur Heimat für 22 Jahre.

Als Brandis noch im Jahre 1817 Rom verließ, trat Bunsen in die Stelle desselben. Er hatte zu Anfang eine Abneigung gegen die diplomatische Laufbahn und sah diese Stelle zunächst nur als ein Mittel an, unabhängig zu werden. Seine Absicht war, wenn Niebuhr, der ihn jetzt vorzüglich an Rom fesselte, seine Stellung aufgeben würde, nach Deutschland zurückzukehren und sich ganz wieder wissenschaftlichen Studien zu widmen. Sein Haus auf dem Capitol wurde inzwischen immer mehr der Mittelpunkt eines geistreich geselligen Verkehrs; jene Künstler, aus deren Verein damals in Rom ein neuer Aufschwung der deutschen Kunst hervorging, Cornelius, Schnorr, Thorwaldsen, Overbeck u. a., gehörten zu Bunsen's nächsten Freunden und waren in seinem Hause vielgesehene Gäste. Die mitgetheilten Schilderungen von Festlichkeiten, zu denen die Anwesenheit des Kronprinzen von Baiern (des nachmaligen Königs Ludwig I.) Veranlassung gab, sind interessante und lebendige Bilder aus dem damaligen römischen Künstlerleben. Im Jahre 1822 kam König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit seinen beiden Söhnen nach Rom; er gewann Interesse für Bunsen, der ihm als Cicerone diente, und ernannte ihn zum Legationsrath. In der Abwesenheit des Gesandten wurden ihm bald darauf die Functionen eines Chargé d'Affaires übertragen. Zu seinen liturgischen Studien, die, schon früher begonnen, auch jetzt nicht ruhten, gesellten sich später ägyptologische, zu denen der Besuch Champollion's vorzüglich anregte, und gleichzeitig noch beschäftigte ihn die Theilnahme an dem von Platner begonnenen Werke der „Beschreibung der Stadt Rom", eine Arbeit, die sich durch viele Jahre seines römischen Aufenthalts hinzog.

Nach Niebuhr's Weggang 1826 zum Ministerresidenten in Rom ernannt, reiste Bunsen im folgenden Jahre auf eine Einladung des Königs nach Berlin. Von Florenz aus schreibt er an seine Frau nach Rom:

Mein erster Gang war mit Dr. N. zu den Loggie di Orcagna. Du erinnerst dich vielleicht, daß es hier war, wo ich bei meiner Ankunft im Januar 1816 die Briefe Astor's las, die mir anzeigten, daß alles zwischen uns vorbei sei. Es war hier auf den steinernen Bänken, welche längs der innern Wand der Loggie angebracht sind, wo ich mit einem Gemisch von Wehmuth, Schmerz, Unwillen und ankämpfendem Muthe aufblickte und die kalt vorüberziehende Menschenmenge ansah, und dann mich aufraffte, um einen Platz mit dem Corriere zu finden, was sich nicht sogleich machen ließ; bald nachher überwog das Gefühl, es sei besser zu bleiben, und ich entschloß mich, zu bleiben und Niebuhr's und Brandis' Ankunft abzuwarten. Hierher zog mich mein Herz bei meinem ersten Ausgange, und die Gefühle dankbarer Rührung überwältigten mich.

Die Gunstbezeigungen, die er vom König in Berlin erfuhr, waren so ungewöhnlicher Art, daß sie bei den Hofleuten allgemeines Staunen erregten, um so mehr, als Bunsen seine Meinung auch am Hofe mit großer Freimüthigkeit gegen alle selbst dort anerkannte Autoritäten aussprach. Die Verfasserin sagt:

Es war jetzt ohne Zweifel für Bunsen die Zeit jener Strömung in der Lebensfahrt des Menschen, welche, im rechten Momente der Flut benutzt, zu glücklichem Erfolge leitet, wenn man „glücklich" in dem Sinne der Befriedigung des Ehrgeizes in der Erlangung einer hohen Stellung nimmt. Die Neigungen vieler angesehener Personen neben denen des Königs waren darauf gerichtet, ihn zu jener Zeit in Berlin zurückzuhalten, und es war sein eigener Instinct, der ihn glücklicherweise erkennen ließ, daß ein längerer Aufenthalt in Berlin für die Förderung seiner Lieblingszwecke hinderlich sei, und die Aufrichtigkeit und Dringlichkeit, womit er sein Verlangen ausdrückte, nach Rom zurückzukehren und dort zu bleiben, welche ihn davor bewahrten, in eine Stellung verstrickt zu werden, welche er nicht hätte beherrschen können.

Nach Rom im Frühjahr 1828 zurückgekehrt, nahm er seine wissenschaftlichen Arbeiten neben den diplomatischen Geschäften mit erneutem Eifer auf. In seinen politischen Ansichten befreite er sich jetzt mehr und mehr von dem übermächtigen Einflusse Niebuhr's. Die Verfasserin gibt von dieser „Emancipation" sehr einsichtige Rechenschaft. Niebuhr's antirevolutionäre Gesinnungen hatten sich zuletzt zu einer Art Fanatismus gesteigert, mit welchem er mistrauisch alle Anstrengungen der Liberalgesinnten als Jacobinismus verdammte:

Die Ereignisse vom Juni 1830 kann man füglich die Todesursache Niebuhr's nennen, denn obgleich er erst im Anfange 1831 starb, so war er doch seit den pariser Wirren in einem beständigen Fieber der Aufregung, in Voraussetzung eines europäischen Kriegs, und wollte auf keine Gründe hören, welche ihn zu einer tröstlichern Anschauung der Zukunft zu führen suchten.... Bunsen sagte sich von dem ultratorystischen Glaubensbekenntniß Niebuhr's los, welches dieser im vollsten Sinne als die Fahne der Wahrheit angenommen hatte, und schloß sich dem gemäßigten Whigismus Hallam's an, als ein Gegner jedes Hindernisses, welches den Einfluß der öffentlichen Meinung in gebildeten Culturvölkern auf die Führung der Regierung beeinträchtigen könnte; er wurde aus innerster Ueberzeugung mit aller Energie seines Charakters ein Vertheidiger der vollständigen Durchführung des Repräsentativsystems.

Ein Ereigniß, von welchem die Verfasserin mit freudiger Bewegung spricht, war der Besuch des Kronprinzen

von Preußen in Rom. Schon in Berlin hatte sich derselbe Bunsen genähert. Hier, in lebendig angeregtem Verkehr, in der begeisternden Atmosphäre Roms, bei dem gemeinschaftlichen Genusse seiner Kunstschätze gewann das Verhältniß einen seltenen Grad der Intimität:

Die Briefe Bunsen's, als er den Prinzen auf dessen Rückkehr bis an die Grenze Italiens begleitete, zeigen seine lebhafte Empfindung des Genusses sowol, als der gewährten Auszeichnung; damit war zwar eine klare Einsicht verbunden, daß die Zukunft nicht nach dem Glanze und der Wärme der Gegenwart berechnet werden dürfe; doch hemmten alle solche Ueberlegungen nur wenig die berauschende Wirkung, die er damals erfuhr.

Von folgenreicher Wichtigkeit war die Gründung des Archäologischen Instituts in Rom. Der Plan zu derselben, den Bunsen schon längst gehegt, kam jetzt während der Anwesenheit des Kronprinzen und unter dessen Protectorat zur Ausführung.

Nachdem die von Bunsen nach seiner Rückkehr von Berlin über die Frage der gemischten Ehen mit der Curie geführten Unterhandlungen 1830 zu einem einstweiligen Abschluß gelangt waren, nahm im folgenden Jahre eine andere diplomatische Angelegenheit sein lebhaftestes Interesse in Anspruch. Sie bezog sich auf Reformen im Kirchenstaat. Die Chefs der römischen Gesandtschaften traten zu einer Conferenz zusammen und überreichten der päpstlichen Regierung ein von Bunsen verfaßtes Memorandum, welches die Wiederherstellung der alten municipalen Freiheiten im Kirchenstaat empfahl und auf einer gründlichen Einsicht in die Natur der römischen Verhältnisse beruhte:

Eine Zeit lang schmeichelte sich Bunsen mit der Hoffnung, die gemachten Vorschläge ins Leben geführt zu sehen. Päpstliche Decrete, welche die Empfehlungen des Memorandums verkörperten, wurden wirklich ihm und seinen Collegen, gedruckt und zur unmittelbaren Veröffentlichung bereit, vorgezeigt. Aber es wurde bald offenbar, daß geheime Einflüsse thätig waren, die hingereicht hätten, auch einen aufrichtigern guten Willen für die Sache der Reform, als der Papst je gehabt hatte, zu paralysiren. Zuletzt wurden die Regierungen benachrichtigt, daß Oesterreich gegen die Wahl der Municipalitäten durch päpstliche Unterthanen Protest eingelegt habe, mit der Erklärung, daß, wenn einmal ein solches Beispiel gegeben worden sei, sein eigenes System und seine Souveränetät in dem übrigen Italien gefährdet oder unausführbar gemacht werden würde. So wurde denn gar nichts von dem allen, was vorgeschlagen worden war, ausgeführt, nicht einmal der Reformplan für das gerichtliche Verfahren, welchen die österreichische Regierung ostensibel durch Herrn von Sebregondis vorgelegt hatte.

Das Breve des Papstes vom Jahre 1830 hatte trotz der ursprünglich daran geknüpften Hoffnungen die Frage über die gemischten Ehen zu keiner genügenden Lösung gebracht, die Schwierigkeiten hatten sogar mit jedem Jahre zugenommen, und Bunsen wurde deshalb abermals mit der Beseitigung derselben betraut. 1834 reiste er zum zweiten male nach Berlin, und es gelang ihm, nach mehrmaligen Conferenzen mit dem kölnischen Erzbischof Spiegel, eine Convention zu Stande zu bringen, nach welcher, den Grundsätzen des Breve gemäß, den katholischen Geistlichen die passive Assistenz bei der Heirath gestattet und von seiten der preußischen Regierung auffälligerweise die Aufhebung der Civilehe, die so selbstverständlich ein Sicherheitsventil für die Nichtkatholiken war, versprochen wurde. Bei seiner Rückkehr nach Rom wurde Bunsen vom Papste überaus freundlich empfangen; er konnte ihm die vorläufige Zusicherung bringen, daß alle Schwierigkeiten befriedigend gelöst werden würden; es handelte sich nur noch um die Ratification der Uebereinkunft, zu welcher das geistliche Ministerium durch eine Cabinetsordre bereits angewiesen war. Aber die Ratification blieb aus, wovon die Schuld hauptsächlich, wie es scheint, der Indolenz sowol als der Bunsen feindlichen Gesinnung des Ministeriums beizumessen ist. Im Jahre 1835 starb der Erzbischof Spiegel, dessen versöhnlicher Geist die Verhandlungen wesentlich erleichtert hatte. Es folgte ihm Droste-Vischering, ein leidenschaftlicher Katholik, der entschlossen war, auf die nicht ratificirte Convention keine Rücksicht zu nehmen. Die Aussicht auf eine friedliche Lösung der Schwierigkeiten schwand nun völlig, und im Sommer 1837 wurde Bunsen vom König aufs neue nach Berlin gerufen, um seinen Rath und Beistand bei der Verabredung entscheidender Maßregeln zu geben:

Es war zu der Streitfrage über die gemischten Ehen noch eine andere ernstliche Verwickelung hinzugetreten durch die plötzlichen Verfolgungsmaßregeln des Erzbischofs gegen eine Anzahl theologischer Lehrer an der Universität, welche ursprünglich mit voller Zustimmung Roms eingesetzt waren. Verhandlungen und Conferenzen blieben erfolglos. So befahl der König endlich, wie bekannt, den Erzbischof zu verhaften. Es ist einer von Bunsen's Unfällen gewesen, als der Anstifter dieser Verhaftung angesehen zu werden. Aber es ist gewiß, daß er den König und seine Minister auf diesem Punkte entschlossen fand. . . . . Später vertheidigte er das Verfahren in einer öffentlichen Staatsschrift, die für ihn selbst und die Zeit, in welcher sie geschrieben wurde, charakteristisch ist, da sie auf der Annahme einer engen Verbindung zwischen den beiden Kirchen in Deutschland und eines gewissen ererbten Zusammenhangs zwischen Kirche und Staat beruht. Es kann von dieser Staatsschrift gesagt werden, daß sie eine Krisis in diesen Ansichten bezeichnet. Die katholische Hierarchie arbeitete schon daran, die Auflösung jener Vereinigung zu bewirken, und es war unvermeidlich, daß der Staat seinerseits eine Trennung anstreben mußte, sobald seine Umwandlung aus der absoluten in die constitutionelle Form vollständig war. Die preußische Regierung gab zwar nach jener Krisis nicht nach, doch wurde die ganze Angelegenheit als eine Niederlage empfunden. Man fand keine Stütze in der öffentlichen Meinung. Es bestand kein Parlament, um die Sache aus der Reihe internationaler Verhandlungen herauszunehmen und durch innere Gesetzgebung zu ordnen. Im allgemeinen war die Erregung in Deutschland in dieser Periode nicht sowol die Folge von Enthusiasmus für die Kirche als von Unwillen gegen den Despotismus im Staatsleben. — Es kann wol ein tragisches Geschick genannt werden, welches Bunsen in eine seiner eigenen Natur so widersprechende Lage hineindrängte; oft hatte er sich angestrengt, sich Tadel zugezogen und es auf den Verlust hoher Gunst ankommen lassen gerade dadurch, daß er größere Freiheit für die Glieder der katholischen Kirche vertrat.

Während er gerade deshalb in Deutschland von den einen als Kryptokatholik verdächtigt, von den andern als Anhänger des Absolutismus gehaßt wurde, war seine Stellung in Rom, wo man in ihm die einzige Ursache der Verhaftung Vischering's erblickte, völlig unhaltbar geworden, und die Regierung ließ ihn zuletzt fallen, denn sie empfand, wie gesagt, den Ausgang des Conflicts, in welchem er sie vertreten hatte, als eine moralische Demüthigung, da der politische Widerwille gegen sie in Deutschland so groß war, daß man die Gefangennehmung Vischering's nur als einen Act despotischer Willkür betrachtete. Bunsen machte sich auf den Weg nach Rom, obwol ihm Metternich bei seiner Durchreise durch Wien

entschieden abrieth, seine Reise weiter fortzusetzen. Er wurde einen Augenblick schwankend, ließ sich jedoch durch den Baron Maltzahn, den preußischen Gesandten in Wien, zur Weiterreise bestimmen, indem er sich einer ähnlichen Täuschung über die Lage der Dinge hingab wie dieser. In Triest erhielt er von seinem Freunde Reumont die Nachricht, der Papst habe geschworen, ihn nicht zu empfangen. Gleichwol schiffte er sich ein und ging nach Rom. Er hoffte in der That, das Unmögliche möglich zu machen und seine Sache durchzuführen. Da es die Regierung jedoch an jeder Unterstützung fehlen ließ, sah er sich endlich zum Rücktritt von seinem Posten genöthigt. Die nachgesuchte Entlassung wurde ihm am 1. April 1838 gewährt. Bald nachher schied er von Rom, um, wie er sagte, ein anderes Capitol zu suchen.

Bis zu diesem wichtigen Abschnitt seines Lebens reicht der erste Band der Memoiren und sehen wir dem zweiten mit lebhaftem Interesse entgegen. **Hermann Lücke.**

Das deutsche Theater und seine Lehrmeister.

1. Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Von Heinrich Laube. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Weber. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Deutsche Kunst und deutsche Politik. Von Richard Wagner. Leipzig, Weber. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Oper und Drama. Von Richard Wagner. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig, Weber. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Laube und Wagner — es sind die beiden Pole unserer heutigen Dramaturgie. Jener vertritt den Realismus der Gegenwart, dieser den Idealismus der Zukunft; jener steht auf dem Boden des Dramas, dieser auf dem der Oper, doch nicht mit irgendwelcher Ausschließlichkeit, um so weniger, als seine Theorie auf eine Annexion des Dramas hinausgeht und das Kunstwerk der Zukunft der Minotaurus ist, welcher diese athenienſische Jungfrau verschlingen soll.

Das Buch von Laube (Nr. 1) ist einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte des neuen Theaters. Hervorgegangen aus einem Aufsatz über die „Geschichte des Burgtheaters" in der „Oesterreichischen Revue" und aus den Feuilletons der „Neuen Freien Presse", welche die Chronik seiner Burgtheaterleitung enthielten, kann das Werk zwar seinen journalistischen Ursprung nicht verleugnen, fällt aber doch immer bedeutend ins Gewicht, weil der Verfasser, lange Zeit hindurch der Lenker des ersten deutschen Schauspieltheaters und zugleich ein dramatischer Dichter von Ruf, wo es sich um das Theater handelt, in des Wortes verwegenster Bedeutung ein Mann bei der Spritze ist. In der That sind die Charakteristiken namhafter Schauspieler und der zeitgenössischen Dramatiker von großer Bestimmtheit und bezeichnender Schärfe und außerdem in stilistischer Hinsicht von anziehender Einkleidung. Von dem burschikosen Ton, mit welchem Laube einst sporenklirrend unter den Bannerträgern des Jungen Deutschland voranschritt, ist auch noch in dieser letzten Schrift, trotz aller Abdämpfung durch lange Jahre, eine wohlthuende Frische übriggeblieben, und die kritischen Quarten und Terzen sitzen noch ebenso gut als zur Zeit des halleschen Löwentrotzes, wo der sprottauer Theologe den Schläger an den Ufern der Saale zu führen wußte.

Immerhin ist ein solches Buch, von einem dramatischen Dichter geschrieben, als ein Zeichen der Zeit zu betrachten. Man bedenke nur, wie sich die junge Generation der dreißiger Jahre zur Bühne stellte, ehe sie dieselbe unter Gutzkow's Führung eroberte. Damals galt die Bühne nur für einen Tummelplatz der Routiniers, der theatralischen Declamatoren und Fabrikanten; wer in den Geruch eines großen Dramatikers kommen wollte, der mußte sich von den weltbedeutenden Bretern fernhalten, wo die Raupach, Auffenberg und Houwald, von der Kritik mit Steinwürfen verfolgt, eine Frau von Weißenthurn und Frau Birch-Pfeiffer in ihrer jugendlichen Sturm- und Drangperiode grassirten. Da galt Grabbe, ein für die profane Bühne unnahbarer Dichter, für ein großes Genie, neben ihm Immermann, der doch nur höchst selten einmal mit einem Stück auf irgendeine Bühne gelangte, um einen halben Erfolg oder Miserfolg davonzutragen. Wohin ist dieser Löwentrotz unserer Dramatiker gekommen?

Jetzt schreibt einer der ersten eine Kritik der dramaturgischen Production wesentlich vom Standpunkte des Theaters aus; alle jene Gesichtspunkte der sogenannten Genialität, Ursprünglichkeit einer dramatischen Dichtergröße, welche der impotenten Bühne das Gesetz dictirt, sind wie weggeblasen; die Technik, welche den Erfolg auf der Bühne sichert, erscheint als das Hauptmaß, welches an alles dramatische Schaffen angelegt wird.

Gewiß ein bedeutender Umschwung, welcher gleichzeitig auf die inzwischen von unserer Dramendichtung zurückgelegten Stadien hinweist! Der große Fortschritt besteht darin, daß sich die dramatischen Talente mit wenigen Ausnahmen der Bühne zugewendet haben, daß die Einsicht allgemein wird, das Drama gehöre auf die Bühne, oder es schwebe haltlos in der Luft, und daß die begabten Vorkämpfer des modernen Geistes zahlreiche Erfolge zu verzeichnen haben, welche sie den weltbedeutenden Bretern verdanken. Diese Einsicht allein bezeichnet einen Wendepunkt auch gegenüber unserer classischen Epoche, in welcher sie, wie Goethe's dramatische Dichtungen zur Genüge beweisen, keineswegs lebendig war, wenn auch Schiller's energischer Genius selbst mit seinen weitesten Compositionen die Bühne beherrschte.

Mag nun auch die theatralische und dramatische Technik, die ein wesentliches Element nicht nur des bühnengerechten Dramas, sondern auch des kunstgerechten Dramas überhaupt ist, jetzt allzu sehr hervorgehoben werden, gegenüber der eigentlich dichterischen Bedeutung, der Macht, Größe und Energie der Weltanschauung, der Tiefe der Charakteristik und Motivirung, dem Schwung poetischer Begeisterung und dem unsterblichen Gepräge eines wahrhaft schönen Ausdrucks, der das einmal Gesagte ein für allemal sagt: man wird auch diese Einseitigkeit nicht geringschätzen dürfen, sondern ein nothwendiges Element unserer fernern

Entwickelung darin sehen, indem das geistig Machtvolle aus diesen technischen Vorzeichnungen die Beschränkung lernt, welche den Meister macht.

Heinrich Laube ist vielleicht der erste Bühnenpraktiker in Deutschland, selbstverständlich kein Routinier, sondern ein Mann von Geist, der auch das Handwerk zur Kunst zu erheben weiß. Die Geschichte seiner Bühnenpraxis am Burgtheater ist außerordentlich lehrreich; sie zeigt uns wie keine andere die Punkte, wo im letztverflossenen Jahrzehnt die Linien der Literatur und des Theaters sich kreuzten, und indem sie die dramatische Literatur vom Standpunkte des Theaters aus mißt, übt sie ein langversäumtes Recht der Kritik und liefert einen wichtigen Beitrag zur Literaturgeschichte, welche mit falscher Vornehmheit die Theaterwirkungen dramatischer Stücke zu ignoriren pflegt.

Ehe unser dramaturgischer Cäsar, der in Wien „kam, sah und siegte", die Commentarien zu seinen eigenen Thaten schreibt, welche den Hauptinhalt des Werks bilden, gibt er uns eine Vorgeschichte des Burgtheaters, welche viel interessante Data und außerdem eine scharfe Kritik seiner „Vorgänger im Reich" enthält. Die Wiege des deutschen Schauspiels in Wien war nicht das Burgtheater, sondern eine Breterbude am Mehlmarkt; das Burgtheater wurde erst 1741 für die deutschen Komödianten erbaut. Die erste Geschichte des deutschen Schauspiels in Wien wird durch den Kampf zwischen den Hanswurstiaden und der regelmäßigen Komödie bezeichnet, deren Siege stets wieder durch französische Schauspielergesellschaften gekreuzt wurden. Den französischen Schauspielern wurde 1751 das Burgtheater eingeräumt; die deutschen spielten im Kärntnerthortheater. Im Jahre 1761 brannte das letztere ab, und nun alternirten deutsche und französische Schauspieler an der Burg. 1765 nach dem Tode des Kaisers Franz I. wurde die französische Komödie abgedankt; es blieb dem deutschen Schauspiel nur noch der Kampf mit der Burleske übrig, die es mit Hülfe einer schwunghaftern Kritik und Literatur siegreich bestand, namentlich als auch Kaiser Joseph dem Possenwesen ein Ende machte. Dem Grafen Kohary wurde die Bühnenleitung übertragen, und die Reform ging mit vollen Segeln ans Werk. Laube theilt die Hauptstellen aus dem Programm der neuen Bühnendirection mit, welche besonders beständige Abwechselung im Repertoire und als das Herrschende das „scherzhafte Lustspiel" verspricht, während sie Trauerspiele, rührende Stücke der Würze gleich sparsam mit untermengen will, um dadurch das Vergnügen des Lachens gleichsam schmackhafter zu machen. Gleichwol hatte Kohary's Theaterverwaltung kein Glück. Außer der ungünstigen Finanzlage und den Todesfällen namhafter Schauspieler trug besonders das complicirte Regierungssystem die Schuld daran. Intendanten und Directoren mit hohen und höchsten Befugnissen lähmten sich gegenseitig; es fehlte in der Leitung der eigentliche Mittelpunkt. Da fühlte Kaiser Joseph die Nothwendigkeit einer festen Organisation und ließ am 17. Februar 1776 den Schauspielern erklären, „daß er das Theater nächst der Burg zum Hof- und Nationaltheater erhebe, und daß von nun an nichts als gute regelmäßige Originale und wohlgerathene Uebersetzungen aus andern Sprachen darin aufgeführt werden sollten." Dieser 17. Februar 1776 ist der Geburtstag des Burgtheaters.

In die erste funfzehnjährige Epoche des Burgtheaters fallen die Stücke von Lessing, Iffland, den Laube vom Standpunkte des Theaters mit Wärme anerkennt, Kotzebue, dem er nur gute Laune nachrühmt, aber das Absonderliche und Possenhafte, den Mangel an innerer Wahrheit in seinen Gestalten tadelt, jedenfalls mit Unterschätzung seines großen Talents, u. a. Von Schiller sind während Lebzeiten des Dichters nur „Fiesco" und die „Jungfrau von Orleans" an der Burg aufgeführt worden. Nimmt man hierzu die auch von Laube erwähnten spöttischen und höhnischen Angriffe auf Schiller in den berliner Blättern, z. B. im „Freimüthigen" und, wie wir hinzufügen, in der Spener'schen Zeitung, in denen die Schillerschen Stücke „in einem Tone abgekanzelt und weggeworfen werden, als ob es sich um Frevelthaten handle", so erscheinen die Lorbern eines „lebenden Classikers" in Deutschland nicht allzu groß, und immer wieder drängt sich das Werden der Classicität, namentlich bei Schiller und Goethe, als ein Problem auf, das zu erklären die Literaturgeschichte stets versäumt hat. Man darf nicht vergessen, daß Schiller bei dem gleichzeitigen Publikum kaum in dem Ansehen stand wie Kotzebue, der ja auch die gelehrten, akademischen Lorbern vor ihm voraushatte. Die berliner Tagesrecensenten griffen ihn heftig an, die Romantiker degradirten den „spanischen Seneca" zu einer subalternen Stellung. Wann ist der Glaube an Schiller's Classicität sieghaft aus allen diesen Anfechtungen hervorgegangen? Selbst die chronologische Literaturgeschichtschreibung weiß hierauf keine Antwort.

Nachdem Schröder, den der Kaiser Joseph nach Wien berufen hatte, durch den fortwährenden geheimen Krieg mit dem Ausschuß des Theaters an einer fruchtbringenden Wirksamkeit gehindert worden war, wurde zu Anfang des Jahrhunderts Kotzebue zum Theatersecretär und Dramaturgen gemacht, eine Stellung, die er nicht lange behauptete, da er ebenfalls in Differenzen mit dem Ausschuß gerieth. Im Jahre 1802 trat Schreyvogel ein, der in Jena Schiller's Umgang genossen hatte, doch trat er nach zwei Jahren wieder zurück, um erst später nach längerer Zeit eine dauernde Leitung des Burgtheaters zu übernehmen. In diesem Jahrzehnt brachte das nationale Pathos gegen das Franzosenthum die Schiller'schen Tragödien in Aufnahme, wobei indeß „Cabale und Liebe" durch die Censur lächerlich verstümmelt wurde und die „Jungfrau von Orleans" sogar anfangs unter anderm Titel, als „Jeanne d'Arc" und ohne Namen des Verfassers erschien.

Mit dem Jahre 1814, mit welchem das „Nationaltheater" den Namen „Theater nächst der Burg" annahm, beginnt die dramaturgische Leitung Schreyvogel's, welcher achtzehn Jahre lang die Seele des Burgtheaters war. Grillparzer mit der „Ahnfrau", „Sappho", „Das goldene Vließ", „König Ottokar's Glück und Ende", „Treuer Diener seines Herrn", Müllner mit der „Schuld", Houwald, Raupach mit seinen ersten Tragödien, Schenk mit „Belisar", die spanischen Stücke von Calderon, die „Donna Diana", welche der Dramaturg Schreyvogel selbst unter dem Pseudonym West für das Theater übersetzt hat, bezeichnen

den Charakter der damaligen Restaurationsepoche und geben dem Burgtheater jenen spanischen Charakter und jenen, wir möchten sagen trochäischen Rhythmus, der ihm bis zu Laube's Direction geblieben ist.

Erhalten haben sich von den damals aufgeführten Originalwerken auf der Burg nur die Stücke von Grillparzer, der tüchtigsten Kraft unter den damaligen Dichtern. Wenn Laube dagegen protestirt, daß Grillparzer wegen der „Ahnfrau" in den Literaturgeschichten stets zu den „Schicksalstragöden" gerechnet werde, so ist er darin in seinem Recht. Es hat seine Nachtheile, einer solchen dichterischen Gruppe beigezählt zu werden und mit einer solchen lebenslänglichen Etikette behaftet in den Literaturgeschichten zu figuriren; diese Nachtheile werden aber wieder durch den Vortheil aufgewogen, daß ein Dichter mit einer solchen Gruppe zusammen weit eher durch die enge Pforte in den Tempel des Nachruhms eingeht und nachher dort seinen dauernden Stand behauptet. Ein Schriftsteller wie Wienbarg würde in den Literaturgeschichten längst gestrichen worden sein, wenn er nicht zum Gattungsbegriff des Jungen Deutschland gehörte und daher stets mit Gutzkow, Laube und den andern Autoren zugleich genannt würde.

Es ist eine der liebenswürdigsten Inconsequenzen Laube's, daß er, ein so eifriger Gegner des Architektur- und Kunstdramas, für Grillparzer mit der norddeutschen Kritik Lanzen bricht, während er doch mit diesem Vorkampf für den wiener Classiker die festen Grundlagen seiner dramaturgischen Aesthetik erschüttert. Denn Grillparzer hat nicht nur jenen Vorzug des lyrischen Elements, das für Laube zu den ungenießbarsten Eigenheiten eines Dramatikers gehört; seine Stücke erfüllen auch in der That vollkommen den Grundriß, den Laube von einem „Architektendrama" entwirft, und wenn wir die Grillparzer'schen nicht mit hereinrechnen dürfen, so wissen wir in der That nicht, was diese dramaturgische Kategorie zu bedeuten hat.

Laube, der später noch jedem von ihm wiederaufgenommenen Drama Grillparzer's eine liebevolle Verherrlichung widmet, sagt schon bei Besprechung der Schreyvogel'schen Epoche von diesem Dichter:

> Die deutsche Kritik hat sich kaum je eine ärgere Blöße gegeben, als in der oberflächlichen Beurtheilung Grillparzer's. Noch heute weiß sie es nicht, daß nach Goethe und Schiller keine dichterische Kraft im Drama unter uns aufgewachsen ist, welche einen classischen Platz mit so gutem Grunde einzunehmen berufen ist, als die Franz Grillparzer's. Eine Reihe von Jahren glaubte man, Heinrich von Kleist diesen nächsten Platz vorbehalten zu dürfen. Aber die Reife der Zeit ist entscheidend für classische Ansprüche, und die Erfahrungen namentlich auf der Bühne, welche ein Prüfstein des Bestandes ist, haben nicht für die Kleist'sche Reife gestimmt. Die krankhafte Ader der Absonderlichkeit, welche all' seine Stücke durchdringt, ist dem Publikum von Jahr zu Jahr sichtlicher und störender geworden. Noch in den ersten funfziger Jahren fand das „Käthchen von Heilbronn" und selbst der somnambule „Prinz von Homburg" eine leidlich theilnehmende Zuhörerschaft im Burgtheater; in den sechziger Jahren verlor selbst das „Käthchen" mehr und mehr seine Anziehungskraft, und der „Prinz von Homburg" wurde als krankhaft und unschön im Stich gelassen. Grillparzer's Stücke dagegen, nach Schreyvogel's Abgang zwei Jahrzehnte lang im Repertoire vernachlässigt, erwiesen sich sämmtlich bei ihrer Wiederaufnahme als kräftig und tüchtig. Die bekannte „herbe Frische", welche Tieck den Kleist'schen Werken als Charakteristik zutheilte bei der Herausgabe, paßt jetzt viel eher auf Grillparzer, besonders wenn man die Worte umkehrt und frische Herbheit sagt. Sie duftet stärkend aus Grillparzer's Dramen entgegen. Fein gesehene Wahrheit schlicht ausgedrückt und gesunde psychologische Entwickelung in den Charakteren würzt Grillparzer's Compositionen, welche nie ohne Genialität und doch immer einfach sind. Er wurde der neue dichterische Halt des Burgtheaters von damals bis heute.

Wir haben Grillparzer's poetisches Talent in unserer Nationalliteratur mit Wärme anerkannt und seine Dramen eingehend beachtet, während Julian Schmidt ihm nur vier Zeilen widmet und ihn dann mit einer seiner Lieblingscensuren, der poetischen Stillübung, abfertigt. Doch auch wir mußten betonen, daß Grillparzer weit davon entfernt ist, ein großer Dichter zu sein; denn dichterische Größe wird immer nur durch die Tiefe einer originellen Weltanschauung, durch die umfassende und eine Epoche beherrschende Höhe des geistigen Standpunktes erzeugt. In allen Stücken Grillparzer's herrscht kein modernes Leben, und sein geistiger Standpunkt ist, wie namentlich das Bedientenstück „Ein treuer Diener seines Herrn" beweist, ein engherziger. Laube unterscheidet mehrfach zwischen Geist und Talent; so tadelt er bei der Schauspielerin Rettich ein Ueberwiegen des erstern. Grillparzer entzieht sich vollständig derartigem Tadel, der mehr oder weniger unsere großen Autoren trifft. Er hat dichterisches Talent, aber ihm fehlt die geistige Bedeutung. Er gehört deshalb zu den Dichtern, welche die engern Stammesgenossen mit dankenswerther Pietät anerkennen mögen, aber über welche die Nation zur Tagesordnung übergeht. Offenbar ist indeß die wiener Weihrauchatmosphäre, welche den Senior der österreichischen Dichter umdampft, auch auf Laube's Urtheil nicht ohne Einfluß geblieben. Wie eifert er gegen das „Spanien" auf dem Burgtheater, und Grillparzer war doch ein echter Spanier, nicht blos in „Der Traum ein Leben", schon in der „Ahnfrau" und ihren von Anaphoren bombastisch aufgeschwellten Trochäen! Noch weiter geht Laube's Liebenswürdigkeit in der Anerkennung des Dramas: „Des Meeres und der Liebe Wellen", welches ihn „entzückt" hatte und welches er ein volles Seitenbild zu Shakspeare's „Romeo und Julie" nennt. So läßt sich Laube also doch von der Schönheit lyrischer Stellen „entzücken", denn wenn irgendein Drama, so ist dies Grillparzer'sche Stück durchweg lyrisch, fehlerhaft lyrisch, ohne jeden dramatischen Halt, in seinem Ausgang bedingt durch eine elementarische Katastrophe, die aller dramatischen Motivirung ins Gesicht schlägt. Laube fügt zwar hinzu:

> Dennoch darf man sich namentlich über dieses Stück nicht täuschen in Betreff der Theater jenseit des Erzgebirges. Dies Stück ist gründlich süddeutsch. Es setzt eine Naivetät der Sinnlichkeit voraus, welche dem deutschen Norden ziemlich fremd ist. Ein Versuch der Frau Bayer gibt dafür einen Fingerzeig. Sie hat das Stück auf dem dresdener Theater gerade so in Scene gesetzt, wie es im Burgtheater steht, und — die Aufführung ist erfolglos geblieben. Die Auffassung ist eben eine andere, das Publikum ist ein anderes gewesen.

Doch es ist nicht der Mangel an naiver Sinnlichkeit von seiten des norddeutschen Publikums, es ist der Mangel an einem dramatischen Rückgrat, der das molluskenartige Stück, außer in Wien, wo die Pietät die Zeche zahlt und die spanische Lyrik von früher her auf den Bretern willkommen war, nirgends eine Stätte finden ließ.

Doch kehren wir nach diesem kurzen vorgreifenden Excurs zur Geschichte des Burgtheaters zurück. Unter Schreyvogel's Direction kam auch 1829 der „Nibelungenhort" von Raupach zuerst zur Aufführung, der ein paar Jahrzehnte hindurch standgehalten hat. Laube rühmt die deutliche und wirksame Dramatisirung des vaterländischen Epos und den starken theatralischen Reiz, welchen die Liebesscenen zwischen Siegfried und Kriemhild in ihrer ansprechenden Naivetät boten. Hebbel spricht sich in der poetischen Widmung der „Nibelungen" sehr verächtlich über dies Vorgedicht aus; Laube scheint geneigt, demselben in vieler Hinsicht den Vorzug vor dem Hebbel'schen Drama einzuräumen.

Nach Schreyvogel's Beseitigung, welche durch den Vorgesetzten des Dramaturgen, Grafen Czernin, im Jahre 1832 ganz nach Cavaliermanier erfolgte, kam Deinhardstein ans Ruder, welcher von Laube als der bodenlose Leichtsinn, als ein behaglicher Kumpan voller Schnurren und Späße, ohne genügende Bildung und ohne einen innern Halt geschildert wird. Unter seiner Leitung kamen die Bauernfeld'schen Stücke auf und Friedrich Halm's Dramen. Bauernfeld's Fruchtbarkeit, sein Streben, die gegenwärtigen Verhältnisse zu schildern, sein Dialog, der dem Kotzebue'schen gleichgestellt wird, finden bei Laube volle Anerkennung. Die Charakteristik dieses Autors ist geistreich und zutreffend:

Es ist wahr, der Inhalt und Gang seiner Stücke hat oft etwas Wunderliches, er ist oft unfaßbar wie ein Aal, nach welchem die Hände greifen. Es fehlt fester Gang nach einem Ziel; die Dinge trödeln nicht selten nach allen Seiten, und die Absichten, welche ein Stück gezeigt, verirren sich wol zu Absonderlichkeiten. Wie schade! — ruft man — warum nicht anders?! Aber geistig beschäftigt ist man doch, und bei längerer Betrachtung dieses Autors kommt man zu dem Ergebniß: das steht nicht zu ändern; denn es liegt im eigentlichen Wesen Bauernfeld's.

Die innerliche Beschaffenheit seiner künstlerischen Natur ist kein fester Kern, sondern sie ist eine Art von Gallerte. Beweglich unter dem kleinsten Drucke, bereit in jede Form zu schlüpfen. Daher sein Bedürfniß, jedes Stück umzuarbeiten. Wenn er eins vollendet hat, da muß man sich sorgfältig hüten, ihm eine eingehende Bemerkung zu machen; sie erregt sogleich alle erfinnlichen Zweifel an seinem Werke, sie wird sogleich jener „kleinste Druck", welcher die „Gallerte" umgestaltet — er geht hinweg und arbeitet das Ganze um.

Am Ende ist etwas von diesem Wesen nothwendig für den Lustspieldichter, welcher das Vergängliche der Lebensconventionen, oder doch das Wandelbare derselben in sich tragen muß, um es leicht, behaglich, lächerlich zu gestalten, um es rasch zu gestalten, ohne den Nachdruck des ernsthaften Dramas. Ja, der ernsthafte Nachdruck schadet sogar oft in Bauernfeld's Stücken. Er entspringt eben nicht aus seinem künstlerischen Naturell, er entspringt aus seiner politischen Absicht und wirkt unharmonisch für den leichten Ton seines Kunstwerks.

Friedrich Halm dagegen wird als Vertreter der „unrealsten Phantasie" geschildert, als ein Dichter, welcher in den Geschichtskreisen von Aeneas bis Sampiero unbeachtete Gestalten suchte und die Conflicte aus dem Finger sog. „Es war gewiß", fügt Laube hinzu, „ein Zeichen von reichem Talent, daß er mit so weit abliegenden und so künstlich erdachten Themen den Beifall des Theaterpublikums errang." Laube bespricht hier zunächst „Griseldis", den „Sohn der Wildniß", den „Adepten"; später kommt er auf den „Fechter von Ravenna", „Iphigenia in Delphi" und „Begum Sumro" zu sprechen.

Es ist jedenfalls auffallend, daß Laube für Grillparzer und Friedrich Halm einen so verschiedenen Maßstab hat. Er rechnet die Halm'schen Stücke zur „Kunstpoesie" und bezeichnet sie an einer spätern Stelle als „Komödien", d. h. Stücke, welche dem Uebereinkommen über schöne Täuschung augenblicklich genügen, aber niemand ins Herz treffen, willkommene theatralische Uebungen.

Wir können von unserm Standpunkte aus die große Kluft, welche Laube und ein Theil der wiener Presse zwischen der Bedeutung Grillparzer's und Halm's aufreißt, durchaus nicht anerkennen. Beide Dichter gehören derselben Richtung an und können nur zusammen selig gesprochen und zusammen verdammt werden. Uns erscheint selbst Halm's „Iphigenia in Delphi" trotz ihrer Mängel dem Grillparzer'schen Drama: „Des Meeres und der Liebe Wellen" mehr als ebenbürtig; wir tragen kein Bedenken, einem Halm'schen „Adepten", welchem Laube Banalität im Gedankengange vorwirft, einen tiefern geistigen und modernen Inhalt zuzuschreiben, als wir in irgendeinem Grillparzer'schen Drama finden; wenn wir „Sampiero" und den „Fechter von Ravenna" mit „König Ottokar's Glück und Ende", oder gar dem „Treuen Diener seines Herrn" vergleichen, so neigt sich die Wagschale ebenfalls zu Halm's Gunsten, es ist in den beiden Dramen Halm's eine starke patriotische Ader. „Begum Sumro" behandelt einen durchaus in die Zeit eingreifenden Conflict. Dichterisches Talent besitzt Halm ebenso wie Grillparzer, mag das des letzten Dichters auch im ganzen ein energischeres Gepräge haben, während Halm weicher und schmiegsamer ist. Doch auch der Vorzug der Energie wird durch ein Charakterbild wie Halm's Caligula im „Fechter von Ravenna" wieder in Frage gestellt. Am mislichsten erscheint diese Bevorzugung Grillparzer's wo es sich um Thatsachen des äußern Erfolgs handelt. Die Erfolge der Halm'schen Stücke werden zugestanden als vorübergehend. „Repertoirestücke der Nation werden nur solche, denen die gebildeten Kreise der Nation Theilnahme zuwenden." Aber, fragen wir, sind denn etwa Grillparzer's Stücke Repertoirestücke der Nation geworden? Haben sie überhaupt in Deutschland Erfolge errungen, die sich entfernt mit den Erfolgen der Halm'schen Dramen messen können?

Auf Deinhardstein folgte Holbein (1840—185[illegible]), Laube's unmittelbarer Vorgänger. Ihm wird nachgerühmt, daß er Ordnung und Genauigkeit eingeführt habe, doch sei bei seinem äußern Formelwesen das Burgtheater verfallen. Es wurden damals Stücke von Gutzkow, Laube, Prutz, Benedix, einige der wirksamsten Dramen der Frau Birch zur Aufführung gebracht; gleichwol, meint Laube, habe das Publikum gespürt, daß die Stücke Zufallsgaben gewesen seien, eine Ernährung von gefundenen Bissen, von gefundenen Bissen, daß aber ein organischer Lebens- und Ernährungsproceß fehlte. Neu gebrachter alter Stoff habe immer wieder verrathen, daß veralteter Geschmack das Ruder führe.

Das Jahr 1848 erschütterte nun die etwas schwankenden Grundfesten des Instituts. Laube war im Juli dieses Jahres zugegen bei der Aufführung der „Karlschüler". Das Publikum wollte das Verbot des Hervorrufs der Schauspieler brechen und rief stürmisch Herrn Fichtner

hervor. Niemand wagte dem Sturm standzuhalten, da trat Laube selbst auf die Bühne und dankte in Fichtner's Namen. Damit beschwor er den Sturm und war seit diesem Augenblick designirter Candidat der Burgtheaterdirection. Inzwischen brachte Holbein alle bisher verbotenen Stücke von Hebbel, Gutzkow, Freytag u. a. in „schluderhafter Abmachung", wie ihm Laube vorwirft. Nach der Aufführung seines „Struensee", die großen Erfolg hatte, und welche Holbein nur deshalb ohne Striche gab, um Laube's Candidatur durch die revolutionären Scenen zu Fall zu bringen, erhielt der in Wien anwesende Dichter das Anstellungsdecret als Director mit allen dazugehörigen Vollmachten. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus West und Ost.

1. Von Ocean zu Ocean. Quer über das Festland der Vereinigten Staaten von Nordamerika und die Landenge von Panama. Nach den Reisebriefen von Samuel Bowles frei bearbeitet von Robert Schweichel. Leipzig, Schlicke. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
2. Das Boot und die Karavane. Eine Familienreise durch Aegypten, Palästina und Syrien. Von Charles Tilt. Nach der fünften Auflage aus dem Englischen übersetzt von E. A. W. Himly. Mit fünf Abbildungen. Leipzig, Schlicke. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Zwischen das schwere Kaliber der großen Entdeckungsreisen drängt sich in immer größerer Menge die leichtere Waare der Touristen, und ihre Anzahl wird in dem Grade zunehmen, als das Feld für größere geographische Forschungen sich von Jahr zu Jahr verengert. Wenn der Kern Afrikas erst gänzlich erschlossen, der australische Continentganz durchwandert, und der Nord- und Südpol entdeckt sein werden, dann hört die Arbeit aus dem Groben ohnehin auf und Einzelschilderungen werden überhaupt in der Reiseliteratur vorherrschen. Reisebeschreibungen aus Palästina oder Italien sollten überhaupt nicht mehr gebracht werden, falls sie diesen Ländern nicht eine besondere Seite abgewinnen oder durch besondern Reiz der Darstellung sich auszeichnen. Was die vorliegenden beiden Schriften angeht, so freuen wir uns, sie der bessern Klasse von Touristenschriften anreihen zu können, wenn auch die erstere weit bedeutender als die zweite zu nennen ist.

Die große amerikanische Weltbahn, die quer durch den Continent, Prairien und Felsengebirge durchschneidend, von San-Francisco bis Neuyork reichen wird, naht sich ihrer Vollendung, und bereits braust die Locomotive von Westen her über die Sierra-Nevada, während sie im Osten bis an den Fuß der Felsengebirge hinanreicht. Mit jeder neuen Schiene wird dort ein Stück Cultur weiter in die Prairie hineingeschoben; der Indianer, sein Wild, sie fliehen vor dem Dampfrosse, und reicher Segen wird den Ländereien entquellen, die bisher brach lagen. Wie der Strom der Auswanderung, so wird auch der Welthandel eine wesentliche Straße längs dieser neuen Bahn einschlagen, deren Route kennen zu lernen schon jetzt von dem größten Interesse ist.

Samuel Bowles ist dabei ein vortrefflicher Führer, und wenngleich ein guter Theil seiner Reisebriefe mit dem erst vor kurzem besprochenen Werke Hepworth Dixon's: „Neu-Amerika", zusammenfällt und denselben Gegenstand behandelt, so wird man sie doch stets gern lesen und sich an den geistreichen Betrachtungen wie den mitgetheilten Thatsachen erfreuen. Abgesehen von den Seitentouren nach Oregon, der Vancouver-Insel, endlich der Rückfahrt über den Isthmus von Darien, dauerte die Reise von Springfield in Illinois bis zum Goldenen Thor sieben Wochen. Es war eine ununterbrochene gerade Linie von Ost nach West, die zum größten Theil noch mit der Post (über 2000 Miles) zurückgelegt wurde. Diese Ueberland-Postlinie, welche nun bald der Eisenbahn weichen muß, ist ein Privatunternehmen, das für die Beförderung der Briefe freilich alljährlich 650000 Dollars vom Staate als Unterstützung empfängt und außerdem mit der nöthigen Militärbedeckung versehen wird, da Indianerüberfälle die Straße fortwährend unsicher machen. Längs den schon seit geraumer Zeit stehenden Telegraphenstangen führt der Weg durch die Prairie und die Felsengebirge zunächst nach der Mormonenstadt am großen Salzsee, die allerdings bald ein anderes Ansehen bekommen dürfte. Schon jetzt wohnen dort zahlreiche „Gentiles", d. h. Nicht-Mormonen, namentlich Beamte der Vereinigten Staaten, Vertreter californischer Geschäftshäuser und Kaufleute. Gefährlich für die Heiligen des Jüngsten Tags erscheinen auch die Offiziere eines benachbarten Lagers, welche auf Frauen und Fräulein der Mormonen ebenso bedenkliche Anziehungskraft besitzen wie zweierlei Tuch in Europa. Durch die Eisenbahn wird das Mormonenthum ohnehin den letzten Stoß erhalten, da seine auserlesene, gottgesegnete Heimat dann von Gentiles überströmt werden muß, das Mormonenthum indessen nur in der Isolirung gedeiht. „Sobald die Pacific-Eisenbahn gebaut und der Bergbau entwickelt ist, wird Salzsee-City nicht nur ein Handelsplatz ersten Ranges, wie St.-Louis und Chicago, sondern auch eine der schönsten Hauptstädte und zugleich Badeorte der Vereinigten Staaten werden." Bowles, der in Gesellschaft des Sprechers des amerikanischen Repräsentantenhauses reiste, fand bei den Mormonen schon aus diesem Grunde vortreffliche Aufnahme und hatte Gelegenheit, mit ihrem Präsidenten zu verkehren. Gleich Hepworth Dixon lobt er das Mormonentheater als den schönsten Musentempel in der Union, wenigstens was das Aeußere betrifft, und auch die Darsteller, welche den Tag über ihren bürgerlichen Geschäften nachgehen, verdienten alle Anerkennung. Nur vergißt der Reisende uns zu erzählen, wie sich die zahlreichen Mormonenfrauen gegenüber dem Inhalte der Stücke benahmen, der doch keineswegs mormonisch zugestutzt war und in dem die Monogamie eine bedenkliche Rolle spielt. Der „einzig Geliebte" auf einer Mormonenbühne, welch ein Widerspruch! und auf Polygamie basirte Mormonendramen existiren noch nicht. Sollte hier der beliebte Weg des Preisausschreibens nicht auch Abhülfe leisten können? Indessen Bewerber müssen sich beeilen, denn dem Mormonenthum drohen Gefahren von allen Seiten. Nicht blos von Osten her wird ihr Schlupfwinkel durch die Eisenbahn eröffnet, sondern auch von Westen, vom Stillen Ocean, ist die gold- und silbergierige

Diggerbevölkerung im Begriff über sie hereinzustürzen, um die Metallschätze ihres Landes zu heben. Ihr Staat liegt in dem großen Gebirgsbecken, welches keinen Abfluß nach dem Pacifischen Weltmeer hat, seine Flüsse versanden in der Wüste oder endigen in den salzigen Binnenseen. Da wird die eiserne Verkehrsader von doppelter Wichtigkeit; sie schafft Luft und Leben in weit höherm Grade als am Ostabhange der Felsengebirge, der ein reichgegliedertes schiffbares Flußsystem hat und schon hierdurch dem Verkehre offen steht.

Durch die silberreichen Gefilde Nevadas und über die schneeigen Gipfel der Sierra, welche diesem Staate den Namen gab, fuhr Bowles noch zu Wagen nach Californien hinüber. Dieser Weg ist nun veraltet. Seit dem 17. Juni 1868 haben die Schienen die Sierra bezwungen, und auch Amerika hat seine Alpenbahn mit riesigen Tunneln, die in einer Höhe von 7000 Fuß das Gebirge passirt. Damit ist aber für das erst zwanzig Jahre alte San-Francisco — es zählte 1867 schon 135000 Einwohner! — eine neue Periode angebrochen. Nun, seit der Dampfkreis rings um den Erdball geschlossen, eine Großthat, die auch dem großen Jahre 1866 angehört, liegt San-Francisco so recht eigentlich inmitten des Weltverkehrs, zwischen Amerika und Europa einerseits und den alten Culturländern im Osten Asiens andererseits. Mit wahrer Begeisterung würdigt Bowles den Aufschwung San-Franciscos, für den auch uns keine Perspective zu weit zu sein scheint; aber ein Lächeln überkommt uns, wenn der Amerikaner sagt:

Es gewährt in der That ein hohes Interesse, mitten in dieser Civilisation zu stehen, die erst ein halbes Menschenalter zählt; Städte zu sehen, die noch im Jahre 1850 nicht vorhanden waren und jetzt schon den Charakter des Alters und fast des Verfalls tragen; die enggebauten Straßen von San-Francisco auf- und niederzusteigen und sich zu fragen, ob diese Weltstadt mehr Aehnlichkeit mit Paris oder Neuyork, Brüssel oder Turin habe?

Das ist spread eagle und echt amerikanisch. Wenn das zwanzigjährige San-Francisco schon mit unsern tausendjährigen Städten verglichen wird, so bleiben zur Parallele für Neuyork höchstens die Pyramiden. Der geschichtliche und architektonische Hintergrund mangelt naturgemäß in allen amerikanischen Städten, und darin liegt weder ein Fehler noch ein Vorwurf. Aber hier Vergleiche ziehen zu wollen, ist einfach lächerlich.

Sehr eingehend beschäftigt sich Bowles mit den chinesischen Einwanderern in Californien, und diese Söhne des Himmlischen Reichs geben allerdings dort mehr zu denken, als man bei oberflächlicher Anschauung glauben mag. Ihre Gesammtzahl beläuft sich schon jetzt auf 60—80000, d. h. jeder siebente Mensch in Californien ist ein Chinese, und zwar ein Chinese, der auch in der neuen Heimat in allen Stücken der Alte bleibt und sich nicht assimilirt. Er arbeitet billiger und ausdauernder als der Weiße, der ihn misbraucht, ungestraft betrügt und gelegentlich tödtet. Wie es für die Chinesen kein Recht in Californien gibt, wie der Richter sie auslacht, der Staat sie besteuert, möge man bei Bowles nachlesen, der als Republikaner natürlich auf seiten der Chinesen steht. Der Chinese ist weit schlimmer daran, als der jetzt emancipirte Neger in den östlichen Staaten, und doch ist Californien ein treuer Staat, und der Mann mongolischer Abkunft steht unendlich höher als der schwarze Aethiopier. Bowles geht den Verhältnissen keineswegs auf den Grund und urtheilt sehr einseitig. Die ganze Frage hat den tiefen Kern, ob Californien ein großes angelsächsisches Culturreich im edelsten Sinne des Wortes werden, oder ob John Chinaman daraus einen Ableger des Himmlischen Reichs schaffen soll, in dem der Weiße überwuchert wird. Diese Alternative besteht, und sie ist wichtig genug, daß wir wol einen Augenblick bei ihr verweilen. Schon Julius Fröbel hat sich während seiner Anwesenheit in Amerika darüber ausgesprochen und gezeigt, daß man im Interesse der Cultur die fortdauernde Zunahme der chinesischen Einwanderung verhindern müsse, damit die jetzt in Californien lebenden Chinesen, welche ohne Frauen kommen, aussterben. Daß man zu einem solchen keineswegs demokratisch und philanthropisch klingenden Ausspruch berechtigt ist, geht aus der Wahrheit hervor, daß nicht alle Menschenrassen in ihrem Culturgange miteinander gleichen Schritt halten können; und fordert auch die Humanität, daß der Stärkere auf den Schwächern Rücksicht nehme, so legt sie selbst uns auch die Pflicht auf, diese Rücksichten nicht so weit auszudehnen, daß die Erreichung des Ziels gefährdet wird. Auch der rücksichtsloseste Anhänger philanthropischer Theorien könnte nicht wünschen, daß in Californien einmal die angelsächsische Rasse von der mongolischen überstimmt würde. Will man also den Chinesen das Stimm- und Bürgerrecht nicht geben, so tritt die zweite Frage auf, ob man es wollen kann, daß in einem republikanischen Gemeinwesen sich eine Bevölkerung von politisch unberechtigten Menschen, von Heloten oder Parias anhäufe? Wie aus allem hervorgeht, was Bowles mittheilt, sind aber die Chinesen den Weißen in Californien unmittelbar in politischer und socialer Beziehung gefährlich, gefährlich durch die Unausbleiblichkeit der Folgen, welche aus der Zulassung einer Pariaklasse hervorgehen müssen. Gleichwie das alte indische Kastenwesen durch den Rassenunterschied hervorgerufen wurde (Varna bedeutet Farbe und Kaste), so würden unter gleichen Ursachen auch in Californien die gleichen Folgen entstehen. Ganz ähnlich liegen auch die Dinge in Australien, wo die Chinesen freie Staatsbürger Ihrer britischen Majestät wurden, zum Glück aber bisher ohne Lebensgefährtinnen, also ohne weitere Aussicht auf Vermehrung als diejenige, welche die Einwanderung bedingt. Es ist eine Frage von der tiefgreifendsten Wichtigkeit, welche Verhältnisse sich durch die Berührung der mongolischen und kaukasischen Rasse in den Gestadeländern des Stillen Oceans noch ergeben werden, und allgemeine, ohne Beleg dastehende Phrasen wie diejenige „es wird aus der Mischung beider ein ganz neues Volk entstehen", helfen nicht über die Schwierigkeit hinweg.

Die Bemerkungen von Bowles über die Chinesen sind fein und schätzenswerth, wenn auch, wie gesagt, einseitig. Unbedeutend ist dagegen, was er über die eingeborenen Indianer mittheilt, die er während des kurzen Aufenthalts nur flüchtig kennen lernte. Daß unser Tourist viel über die Goldgräber und den Metallreichthum des Nordwestens spricht, daß er in das Yosemitethal ging und auch den californischen Thermen, den sogenannten Geisern — welche

sich zu jenen auf Island wie die Maus zum Elefanten verhalten — einen Besuch abstattete, versteht sich von selbst. In einem Buche, das von Californien redet, dürfen diese Schilderungen nicht fehlen. Der Gesammteindruck, den wir von dem anregenden kleinen Reisewerke empfingen, war ein vortrefflicher; die Lektüre desselben ist um so wichtiger, als sie überall dem Tagesinteresse entgegenkommt und uns einführt in eine Welt, für die jetzt eine neue Epoche beginnt. Die deutsche Bearbeitung liest sich sehr gut; wie weit sie sich dem Originale anschmiegt, können wir bei Unkenntniß desselben nicht sagen. Indessen wäre es Pflicht des Bearbeiters gewesen, Dinge, die Bowles noch im Futurum besprach, in das Präsens zu versetzen. Vieles was 1865 im Werden war, ist nun schon in jenen Gegenden „alt" geworden. So die Dampferverbindung zwischen Californien und China und gar manches andere.

Von dem aufstrebenden Westen mit seinem ruhelosen Schaffen, seiner ins Fabelhafte gesteigerten Thätigkeit haben wir den Leser an der Hand einer aus demselben Verlage hervorgegangenen Schrift (Nr. 2) nach einer Welt des Verfalls und Stillstandes, nach dem Orient zu führen. Der Gegensatz zwischen den Schriften von Bowles und Tilt kann nicht grell genug gedacht werden. Der londoner Buchhändler Tilt gibt uns eine Familienreise, die, reich an kleinern und größern Abenteuern, nur die oft betretenen Straßen des Orients entlang geht und bald mit dem Nilboot, bald mit der Karavane durch Palästina ausgeführt wurde. Der Ton des Buchs ist ein sehr wohlthuender, für jugendliche Leser und das größere Publikum berechneter. Wie der Uebersetzer in der Vorrede hervorhebt, soll das Werk dazu dienen, den Leser im Glauben an die Wahrheiten der Heiligen Schrift zu stärken. Indessen der Verfasser ist von orthodoxer Spitzfindigkeit fern, und so nehmen wir gern hier und da ein bischen Salbung mit in den Kauf. In Deutschland wird man es immerhin zu den mehr frommen Büchern rechnen dürfen; in England soll es dem Verfasser den Vorwurf des Skepticismus eingetragen haben. Wenngleich das Werkchen populär gehalten ist, so finden wir, was Palästina betrifft, überall die Resultate der neuen Kritik berücksichtigt. Die Evangelien selbst sind keine topographische Wüste, sondern Orte tauchen darin auf, von denen tausend Jahre nicht mehr die Rede gewesen. Augenscheinlich stützt sich der Verfasser bezüglich der Topographie vorzugsweise auf Robinson, und bloße Localsagen oder Mönchstraditionen verwirren ihn nicht, wie er denn z. B. den Ort des Hochzeitswunders nicht in Kefrkenna, wo die Franciscaner der Legende eine neue Kirche anweisen, sondern ganz richtig in Kana el Galil sieht. Ein Aegyptologe freilich würde manches an Tilt's Auffassungen auszusetzen haben, und es ist eine vollständige Verkennung der ägyptischen Mythologie, wenn der Verfasser sagt, daß die Ideen des alten Aegypten in Beziehung auf seine Götter niedrig und gemein gewesen seien. Gern hätten wir gesehen, daß der Uebersetzer unsern berühmten Landsmann Lepsius, der nicht erst jetzt sein großartiges Kupferwerk über Aegypten herausgibt — dasselbe war 1859 schon vollendet — gegen den durchaus ungegründeten Vorwurf des Vandalismus in Schutz genommen hätte. Dem Landsmann des Lord Elgin steht es aber schlecht an, über die Verwüstungen eines Deutschen in Aegypten zu klagen, die, bei Licht besehen, nur auf den französischen oder englischen Neid und auf Verleumdung zurückzuführen sind. Sonst sind die für das jugendliche Alter berechneten Anmerkungen des Uebersetzers als dankenswerthe Zugaben zu betrachten. Da der Inhalt des Buchs nur längst Bekanntes behandelt, so gehen wir auf denselben nicht näher ein; der Werth desselben liegt in der angenehmen Darstellung, dem leichtfaßlichen Tone und der großen Abwechselung, die vereint ein weites Publikum zu fesseln vermögen. Die wiederholten Auflagen, welche das Original und die Uebersetzung erlebten, erscheinen daher als verdiente.

Richard Andree.

Sagen in gebundener und ungebundener Rede.

1. Badische Sagenbilder in Lied und Reim. Von E. Brauer. Zweite vermehrte Auflage. Karlsruhe, Braun. 8. 25 Ngr.
2. Sagen der alten Brema, bearbeitet von Marie Mindermann. Bremen, Heyse. 8. 28 Ngr.
3. Vom Donaustrande. Märlein und Sagen von Ludwig Bowitsch. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 8. 12 Ngr.
4. Aberglauben aus Masuren; mit einem Anhange, enthaltend: Masurische Sagen und Märchen. Mitgetheilt von M. Toeppen. Zweite durch zahlreiche Zusätze und durch den Anhang erweiterte Auflage. Danzig, Bertling. Gr. 8. 24 Ngr.

Die drei ersten der angeführten Schriften sind nicht für den Forscher und Sammler bestimmt, sondern wollen alte Sagen dem Bedürfnisse der Gegenwart anpassen, und zwar hat Eduard Brauer (Nr. 1) für seinen Zweck die gebundene Rede gewählt. Wir müssen offen gestehen, daß der Verfasser dieser poetischen Bearbeitung sich eine wenig dankenswerthe Aufgabe gestellt hat. Neunundsiebzig verschiedene Sagen des badischen Landes in ebenso viel Gedichten zu behandeln, ohne daß die Poesie zum bloßen Reimwerk herabsinkt, ist kaum möglich. Doch in einzelnen Gedichten schlägt der Verfasser wirklich einen echt volksthümlichen Ton an, besonders einige humoristische Darstellungen sind ihm gelungen; die größere Zahl derselben hat jedoch nur sehr untergeordneten poetischen Werth. Wir würden es dem Verfasser mehr danken, wenn er die Sagenstoffe, die er gesammelt hat, in der ursprünglichen Form wiedergäbe, in der sie ihm überliefert worden sind, zumal ihm wirklich reiches Material zu Gebote steht. So erzählt er uns die Gründung und das Ende Allerheiligens, die Gründung von Karlsruhe und anderer Orte, und fast jeder Zeitraum der weltlichen und kirchlichen Geschichte ist durch einige Namen vertreten. So begegnen wir dem heiligen Trukpert, Hermann dem Heiligen, der heiligen Barbara u. a., während Züge aus der

Geschichte Badens von seiner Gründung bis an dieses Jahrhundert behandelt sind.

Marie Mindermann (Nr. 2) in ihren „Sagen der alten Brema" plaudert ganz allerliebst, läßt aber ihre Phantasie die vorgefundenen Sagenstoffe mit ihren Silberfäden durchweben, woraus sie auch gar kein Hehl macht, wenn sie uns im Eingange ihres Büchleins zuruft:

Was dir die Sage erzählt,
Mit der Geschichte vermählt,
Mit Phantasie im Verein —
Laß dir's willkommen sein!

In „Die Henne mit ihren Küchlein" erzählt sie uns die Gründung Bremens, welche nach der Sage durch Auffindung einer Henne mit ihren Küchlein und des wundstillenden „Brahmreises" veranlaßt worden ist. Die Schenkung der Bürgerweide ist, wie uns die gleichnamige Erzählung sagt, von der Gräfin Lesmona geschehen, welche so viel Weideplatz, als ein Mann in einer Stunde umgehen kann, den Bürgern abtritt: ein Geschenk, das sie auf die Frage ihres hämischen Schwagers, warum sie nicht lieber die Stunde auf einen ganzen Tag ausdehnen wolle, so weit ausdehnt, daß sie, was ein Mann von früh fünf bis Abend um acht umgehen könne, verspricht. Er sucht ihr Geschenk dadurch zu schmälern, daß er arglistig sich ausbittet, den Mann dazu zu stellen. Die Gewährung dieser Bitte benutzt er dazu, einen Lahmen auszusuchen, der dann aber doch ein hübsches Stück Weideraum umgeht. Daran knüpft sich eine Schilderung Bremens in der Gegenwart mit der Aussicht auf den heranwachsenden angelegten Wald, der bekanntlich gegenwärtig der Stolz jedes guten Bremensers ist. Tyll Eulenspiegel in Bremen erzählt nach dem bekannten Volksbuche, wie der Lose den Milchweibern von Bremen einen Possen gespielt.

„Hal awer" erzählt uns, anknüpfend an eine Spukgeschichte, die Schicksale zweier Brüder, von denen der eine zu hohen Ehren gekommen, seinen armen Bruder, der erst Gärtner, später Fährmann war, verleugnete, und nach der Sage wegen eines ungerechten Richterspruchs, den er gegen seinen Bruder gefällt, als Geist umgeht und noch manchmal sein unheimliches „Hal awer" („Hol' über") ruft.

In „Gerd Geeloge" erfahren wir die Geschichte eines Bettelvogtes, der sein gelbes Auge, daher der Name, von einer Gelbsucht behalten hat, in die er infolge seines durch Widersetzlichkeit gestörten Amtseifers gefallen ist. Als er wegen Ueberschreitung seiner Amtsgrenzen in das Gefängniß, die „Hurrelburg", kommt, muß er die Einwilligung zur Verheirathung seiner Tochter mit einem Schmied geben, dem er sie im Aerger nur dann zu geben versprach, wenn er in das Gefängniß käme.

Die letzte der Erzählungen: „Die sieben Faulen", erzählt uns, wie die Faulenstraße in Bremen zu ihrem Namen gekommen.

Die ganze Reihe von Erzählungen aus Bremens Sage ist recht anziehend, meist auch in einem dem Stoffe angemessenen schlichten Erzählungstone geschrieben und wird die sagenhaften Züge aus Bremens Geschichte einer kommenden Generation aufbewahren.

Wie der Rhein seine Sagen hat, so klingt auch am Ufer der Donau so mancher Klang alter Zeiten in Sagen nach. Eine Reihe derselben erzählt uns Ludwig Bowitsch in „Vom Donaustrand. Märlein und Sagen" (Nr. 3).

Neben Allbekanntem finden wir in dem zunächst wol für Kinder bestimmten Büchlein manches Neue. Die Erzählungen sind knapp und volksthümlich gehalten und werden ihre Leser besonders in der Kinderwelt finden, wie ja der Verfasser sich durch seine „Habsburg-Chronik", Legenden und andere Arbeiten Eingang in Kinderkreise verschafft hat und besonders in Oesterreich durch seine Liedersammlungen bekannt ist.

Ein Werk, das sich von den genannten Sammlungen und Bearbeitungen und Sagen nach Anlage und Ausführung bedeutend unterscheidet, ist das Werk von Toeppen (Nr. 4). Der Verfasser will ein wissenschaftliches Werk geben und hat mit Forscherfleiß und Forscherblick gesammelt, das Vorgefundene geordnet und möglichst treu überliefert.

Er gebraucht den Namen „Masuren" nicht im engern Sinne, nach dem er nur die vom Ortelsburger Kreise östlich gelegenen Kreise polnischer Bevölkerung umfaßt, sondern überhaupt als Bezeichnung für die polnischen Kreise des zum Regierungsbezirk Königsberg gehörigen Oberlandes.

Der Verfasser geht auf einige ältere, zum Theil auf die ältesten Quellen, die Chroniken Simon Grunau's und Lukas David's sowie die Schriften von Johann Melatius und Hieronymus Melatius zurück. Am sorgfältigsten ist die Schrift Pisanski's, eines geborenen Masuren, „Von einigen Ueberbleibseln des Heidenthums und Papstthums" (1756), und einiges von C. G. Hintz benutzt. Anderntheils hat ihm die mündliche Ueberlieferung von Geistlichen und Lehrern, Gutsbesitzern und Frauen in Masuren zu Gebote gestanden. Auch die Sagen sind zum Theil zum ersten mal veröffentlicht und gleich den Märchen möglichst getreu nacherzählt.

In der Einleitung verbreitet sich der Verfasser über die kirchlichen Zustände der Masuren, die manches Eigenthümliche bieten. Es zeichnet sie wahre Herzensfrömmigkeit und Empfänglichkeit für das Wort, sowie Liebe zum Gesang aus, wobei jedoch bei der im ganzen geringen Bildung der Masuren der Aberglaube weiten Spielraum hat.

Noch schreibt man vielfach äußern Gebräuchen und Opfern eine zauberische Wirkungskraft zu. So weicht ihr ganzer Gottesdienst und die Feier ihrer Feste von den Gebräuchen der andern evangelischen Christen in Preußen ab, sodaß selbst Wallfahrten und Amulete und Aehnliches bis auf den heutigen Tag zu finden sind.

In vier Hauptabschnitten handelt das Werk 1) von den dämonischen Mächten, 2) von der Zauberei und Versegnungen, 3) vom Wahrsagen und Kalender, 4) von dem Aberglauben, der sich an die Lebensverhältnisse des einzelnen von der Taufe bis zum Tode anschließt. Auch an die Arbeiten und Feste knüpft sich der Aberglaube und tritt besonders bei Hochzeit und Erntefest sowie bei Begräbnißfeierlichkeiten zu Tage. Wie das ganze Werk mit Sorgfalt und Umsicht bedeutendes Material zusammenträgt und reiche Ausbeute gewährt, so sind auch einige der im Anhange mitgetheilten Sagen und Märchen

höchst anziehend, wenn wir auch in den Märchen der Masuren merkwürdig mit den bekannten deutschen Märchen übereinstimmende Züge finden, die, wo sie nicht Nachbildungen sind, aufs neue die Thatsache bestätigen, daß in den verschiedensten Gegenden verwandte Stämme die gemeinsamen Erinnerungen in treuem Gedächtniß bewahrt, welche sie mitgebracht aus der Wiege der indogermanischen Stämme in Asien.

Eugen Kabes.

Vom Büchertisch.

1. Pythagoras, der Weise von Samos. Ein Lebensbild nach den neuesten Forschungen bearbeitet von Eduard Baltzer. Mit einer Uebersichtskarte. Nordhausen, Förstemann. 1868. Gr. 8. 25 Ngr.

So vielfach auch die Untersuchungen über die Pythagoräische Lehre Gegenstand ernster Forschung geworden sind, sowenig hat man speciell auf das in mythisches Dunkel gehüllte Leben des Philosophen Rücksicht genommen. Der als populärer Herold und Verkünder geistiger und religiöser Errungenschaften wohlbekannte Verfasser hat in seinem Lebensbilde des griechischen Denkers versucht, den Entwickelungsgang desselben in genetischer Folge zu geben. Es ist ihm gelungen, Leben und Lehre des Pythagoras einem exoterischen Leserkreise mundgerecht zu machen, wenn auch der Kenner hellenischer Philosophie scharfes Eingehen auf die charakteristischen Unterschiede der pythagoräischen Lehre von der Anschauung der Zeit- und Denkgenossen vermissen sollte. Einer der schwierigsten Abschnitte der antiken Religionsgeschichte, der von des großen Samiers Doctrin und Einfluß auf die Alte Welt, ist selbst dem gründlichsten Kenner und Förderer hellenischer Philosophie, Eduard Zeller, in manchen Stellen dunkel geblieben. Wer je des heidelberger Philosophen gedankenbewegende Vorträge über die pythagoräische Weisheit gehört, dem wird es unvergeßlich bleiben, mit wie tiefer Bescheidenheit der Meister eingestand, daß wir über die origines der mystischen Lehre „nichts wissen können"! Gleichwol hat das Baltzer'sche Buch das Verdienst der Klarheit in so hohem Grade, daß dieser Vorzug im Verein mit der bekannten ehrenwerthen Tendenz des Autors genügt, um dies „Lebensbild des Pythagoras" zu einem empfehlenswerthen Buch zu stempeln. Mit den „neuesten Forschungen" ist hauptsächlich Röth's „Geschichte der abendländischen Philosophie" gemeint, die Baltzer eingehend und doch frei benutzt hat.

2. Hermann Samuel Reimarus und Johann Christian Edelmann. Dargestellt von Karl Möncheberg. Hamburg, Nolte. 1867. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser beschreibt das Leben des vielverkannten und von den hamburger Orthodoxen verschrienen Reimarus treu und eingehend nach Familienpapieren und Briefen von Reimarus, die er in der hamburger Stadtbibliothek gefunden. Uns scheint das Strauß'sche Buch über Reimarus, das Möncheberg auch nicht mit einer Silbe erwähnt, ungleich fördernder für das Verständniß des hamburger Rationalisten, als die vorliegende Schrift, von der über zwei Drittheile Reimarus, der Rest Edelmann's Biographie gewidmet ist. Die bedeutend interessantere, religiösere und originellere Natur Edelmann's hätte wol etwas mehr Raum verdient, als die breite Erzählung der Reimarus'schen Lebensverhältnisse, unter denen die Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes mit einer Hand voll Zeilen abgefertigt wird.

3. Christenthum und Positivismus. Aus dem Französischen. Hamburg, Oncken. 16. 6 Ngr.

Ein aus dem Französischen übertragenes Schriftchen, das den Grundgedanken des Christenthums trotz Materialismus und Unglauben festen Boden erobern will. Es sind keine schlechten Waffen, nicht die alten stumpfen der Orthodoxie, mit denen der Verfasser die Ungläubigen zu überwinden sucht; eine warm gesprochene oratio pro domo, die freilich Renan und die Seinen nicht verschont, tritt das Werkchen vor uns, das uns wohlthuend berührt, weil es den Gedanken der Gegner mit Gedanken und nicht mit Zetergeschrei entgegentritt.

4. Beaumarchais und Sonnenfels. Von Alfred Ritter von Arneth. Wien, Braumüller. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Kurz nach Erscheinen der Arneth'schen Monographie brachten die Feuilletons Auszüge derselben, mit Vorliebe zumeist die Fabel, die Beaumarchais von dem Ueberfall bei Neustadt erdichtete und die durch die Aussage des Postillons Dratz ins rechte Licht gestellt wird. Durch die vorliegende Schrift, die auf zuverlässigen Quellen basirt, wird es offenbar, wie Beaumarchais' Klagen über ungerechte Behandlung von seiten des wiener Hofs unbegründet und die Folge des Abenteurerthums waren, mit dem der Franzose in Deutschland auftrat und intriguirte. Die angehängten Briefe und Belege geben beredtes Zeugniß für die Richtigkeit der Arneth'schen Behauptungen.

5. Cäsarenwirthschaft. Indiscretionen eines geheimen Agenten. Nach dem Französischen der „Mémoires de Griscelli, Baron de Rimini" bearbeitete autorisirte Ausgabe. Bern, Haller. 1868. Gr. 16. 20 Ngr.

Die Verlagshandlung hätte nicht nöthig gehabt, diesem Opus ein prunkendes Vorwort voranzuschicken. Es ist diese „Cäsarenwirthschaft" keineswegs, wie sie meint, eine Geschichte der Ereignisse der letzten Jahre, sondern vielmehr ein Pfuhl abenteuerlicher Fictionen gemeiner Art, hier und da vermengt mit einem Körnchen Wahrheit. Die Geheimnisse der Tuilerien und der italienischen Höfe hätten kaum dreister dem arglosen Publikum als „nackte Wahrheit" aufgetischt werden können, als dies hier mit französischer Gewissenlosigkeit geschieht: eine Gewissenlosigkeit, zu deren Mitschuldigen sich die deutsche Verlagshandlung macht. Wenn die „Laterne" und mit ihr die Satire des zweiten Kaiserreichs das Privilegium hat, dem Unwillen der Nation satirische Nahrung zu geben, so ist damit doch nicht die Freiheit zur Veröffentlichung derartiger Libelle proclamirt, die mit jenen Blättern, die den Ernst und die beste Gesinnung der Nation für sich haben, nicht zusammen genannt werden dürfen.

6. Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Verleger. Leipzig, Lorck. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Lange sehnlich erwartet, von berufenster Feder verfaßt, erscheint dieses treffliche Handbuch allen Autoren, Verlegern, Correctoren und solchen, die es werden wollen, zu Nutz und Frommen. Mit sorgsamer Ausführlichkeit, eingehender Anschaulichkeit und der löblichen Absicht, der Unkenntniß des Technischen, der man bei deutschen Autoren häufig begegnet, von Grund aus abzuhelfen, vereinigt das Buch in der Typenschau Vielseitigkeit des Gebotenen. Wir hoffen, daß das Lorck'sche Werk bald auf den Tischen aller für die Oeffentlichkeit Schreibenden zu finden sein werde: die glänzende Ausstattung des Handbuchs selbst ist ein gelungenes Resultat der darin enthaltenen Lehren.

7. Reise- und Wandermemoiren eines Buchhändlers. Von E. Wengler. Leipzig, Wengler. 8. 1 Thlr.

Der Autor, selbst Buchhändler, erzählt mit viel Laune sein Leben und Treiben im buchhändlerischen Verkehr. Blickt auch ein Anflug von Plattheit und allzu selbstgefälliger Trivialität oft mitten durch die Ergüsse des Humors hindurch, so sind doch Interesse für jegliche Art geistigen Lebens und ein kecker Touristenstil die Piloten, die den Leser durch die einförmigen Klippen der Gewöhnlichkeit tapfer hindurchsteuern, bis sie ihn zuletzt in einem Anhang von Gedichten landen lassen, die, immerhin Gelegenheitsdichtungen wie sie sind, doch nicht verfehlen, durch warme Empfindung und angemessene Form zu fesseln.

Feuilleton.

Eine wichtige Notiz für neue Ausgaben von Goethe's Werken.

Robert Springer in Berlin macht uns die folgende Mittheilung: Der Franzose Alfred Hédouin, Verfasser einer französischen Bearbeitung der Lewes'schen Goethe-Biographie, hat darauf aufmerksam gemacht, daß Goethe vier Seiten wörtlich aus einem Werke von Lorenz Sterne, aus dem „Koran", entlehnt habe.

Der „Koran" von Sterne ist wenig bekannt und erschien erst unter Sterne's nachgelassenen Werken im Jahre 1775, wurde aber in keine der englischen Ausgaben von Sterne's vollständigen Werken aufgenommen. In England und Frankreich wurde die Authenticität dieses Werkes von Barbey d'Aurevilly und von Fitz-Gerald bezweifelt, wogegen Chasles, Jules Janin, Balzac, Goethe und Jean Paul die Echtheit desselben anerkannt haben.

Es handelt sich in dem vorliegenden Falle um das Plagiat an einer ganzen Reihe von Aussprüchen aus Lorenz Sterne's „Koran", welche Hédouin unter Goethe's „Maximen und Reflexionen" im dritten Bande der Ausgabe von 1853 gefunden hat. Ich habe die Goethe'schen „Maximen und Reflexionen" mit einer englischen Originalausgabe des „Koran" („The Koran", Vienna 1798) verglichen und stelle die beiden Texte nachstehend nebeneinander.

Aus der Vergleichung ersieht man, daß es mit Hédouin's Behauptung seine Richtigkeit hat: jene unter Goethe's „Maximen und Reflexionen" aufgeführten Sätze gehören nicht unserm deutschen Dichter, sondern dem Verfasser des „Koran" an. Dennoch erkennt jeder Unparteiische auf den ersten Blick, daß hier kein Plagiat begangen sein kann. Was Hédouin am Schlusse seines Appendix als eine Möglichkeit vermuthet: daß nämlich jene dem „Koran" entlehnten Gedanken sich unter Goethe's nachgelassenen Papieren befunden haben und von den Herausgebern ihm als Eigenthum zugeschrieben worden seien, diese Vermuthung gestaltet sich bei uns zur Ueberzeugung, wenn wir erwägen, was Hédouin nicht gewußt hat, daß nämlich jene „Reflexionen" in der That nicht von Goethe veröffentlicht worden sind, sondern sich zuerst im neunten Bande der nachgelassenen Werke finden. Sie wurden ohne Zweifel unter Originalschriften, untermischt mit Notizen, Auszügen und Collectaneen gefunden. Freilich hätten die Herausgeber des Nachlasses, wenngleich sie den „Koran" von Sterne gar nicht oder nicht genau kannten, durch einen Fingerzeig auf die richtige Quelle geleitet werden können, denn dicht hinter den angeführten Stellen des „Koran" findet sich ein Urtheil Goethe's über Sterne's Werke, und nach wenigen eingeschobenen Maximen läßt er sich weitläufig über die Eigenheiten des englischen Humoristen aus.

Damit wäre jene Plagiatfrage zu Goethe's Gunsten entschieden. Bei neuen Ausgaben von Goethe's Werken möchte indessen die Auslassung dieser Reflexionen anzurathen sein, theils um dem englischen Autor sein Eigenthum zurückzuerstatten, theils um für die Folge zu verhüten, daß Goethe eine derartige literarische Freibeuterei zugeschoben werde.

Goethe, „Maximen und Reflexionen" („Werke", Stuttgart 1833, Band 49; 1853, Band 3).	Sterne „The Koran" (Vienna 1798, Vol. II).
Mäßigkeit und klarer Himmel sind Apollo und die Musen. (III, 231. XLIX, 119.)	I say, that spare diet and clear skies are Apollo and the Muses. (p. 179.)
Das Gesicht ist der edelste Sinn, die andern vier belehren uns nur durch die Organe des Tasts, wir hören, wir fühlen, riechen und betasten alles durch Berührung; das Gesicht aber steht unendlich höher, verfeint sich über die Materie und nähert sich den Fähigkeiten des Geistes. (S. 231. 119.)	Sight is by much the noblest of the senses. We receive our notices from the other four, through the organs of sensations only. We hear, we feel, we smell, we taste by touch. But sight rises infinitely higher. — It is refined above matter and equals the faculty of spirit. (p. 201.)
Setzten wir uns an die Stelle anderer Personen, so würden Eifersucht und Haß wegfallen, die wir so oft gegen sie empfinden; und setzten wir andere an unsere Stelle, so würde Stolz und Einbildung gar sehr abnehmen. (S. 231. 119.)	To put ourselves in other persons' places, would obviate a great deal of the jealousie and resentments we are too frequently sensible of towards them; and to put others into ours, would considerably abate the pride and haughtiness of ourselves. (p. 201.)
Nachdenken und Handeln verglich einer mit Rahel und Lea; die eine war anmuthiger, die andere fruchtbarer. (S. 232. 119.)	One of the fathers compares contemplation and action to Rachel and Leah. The first was fairest, but the latter more fruitful. (p. 198.)
Nichts im Leben, außer Gesundheit und Tugend, ist schätzenswerther als Kenntniß und Wissen; auch ist nichts so leicht zu erreichen und so wohlfeil zu erhandeln; die ganze Arbeit ist ruhig sein und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten, ohne sie auszugeben. (S. 232. 119.)	Nothing in this life, after health and virtue, is more estimable than knowledge — nor is there anything so easily attained or so cheaply purchased, the labour only sitting still, and the expense but time, which, if we do not spend, we cannot save. (p. 198.)
Könnte man Zeit wie baares Geld beiseitelegen, ohne sie zu benutzen, so wäre dies eine Art von Entschuldigung für den Müßiggang der halben Welt; aber keine völlige, denn es wäre ein Haushalt, wo man von dem Hauptstamm lebte, ohne sich um die Interessen zu bemühen. (S. 232. 119.)	If time, like money, could be laid by, while one was not using it, there might be some excuse for the idleness of half the world — but yet not a full one. For even this would be such an oeconomy, as the living on a principal sum, without making it purchase interest. (p. 198.)

Neuere Poeten thun viel Waſſer in die Tinte. (S. 232. 120.)

Unter mancherlei wunderlichen Albernheiten der Schulen kommt mir keine ſo vollkommen lächerlich vor, als der Streit über die Echtheit alter Schriften, alter Werke. Iſt es denn der Autor oder die Schrift, die wir bewundern oder tadeln? Es iſt immer nur der Autor, den wir vor uns haben; was kümmern uns die Namen, wenn wir ein Geiſteswerk auslegen? Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte leſen, die ihm zugeſchrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns, und was haben wir weiter nöthig? Und ich denke fürwahr, die Gelehrten, die in dieſer unweſentlichen Sache ſo genau zu Werke gehen, ſcheinen mir nicht weiſer zu ſein, als ein ſehr ſchönes Frauenzimmer, das mich einmal mit möglichſt ſüßem Lächeln befragte: wer denn der Autor von Shakſpeare's Schauſpielen geweſen ſei? (S. 232. 120.)

Es iſt beſſer, das geringſte Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten. (S. 233. 120.)

Muth und Beſcheidenheit ſind die unzweideutigſten Tugenden; denn die ſind von der Art, daß Heuchelei ſie nicht nachahmen kann; auch haben ſie die Eigenſchaft gemein, ſich beide durch dieſelbe Farbe auszudrücken. (S. 233. 121.)

Unter allem Diebsgeſindel ſind die Narren die ſchlimmſten: ſie rauben euch beides, Zeit und Stimmung. (S. 233. 121.)

Uns ſelbſt zu achten, leitet unſere Sittlichkeit; andere zu ſchätzen, regiert unſer Betragen. (S. 233. 121.)

Kunſt und Wiſſenſchaft ſind Worte, die man ſo oft braucht, und deren genauer Unterſchied ſelten verſtanden wird; man gebraucht oft eins für das andere. (S. 233. 121.)

Auch gefallen mir die Definitionen nicht, die man davon gibt. Verglichen fand ich irgendwo Wiſſenſchaft mit Witz, Kunſt mit Humor. Hierin find' ich mehr Einbildungskraft als Philoſophie: es gibt uns wol einen Begriff von dem Unterſchied beider, aber einen von dem Eigenthümlichen weder jeden. (S. 233. 121.)

Ich denke, Wiſſenſchaft könnte man die Kenntniß des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wiſſen; Kunſt dagegen wäre Wiſſenſchaft zur That verwendet; Wiſſenſchaft wäre Vernunft, und Kunſt ihr Mechanismus, deshalb man ſie auch praktiſche Wiſſenſchaft nennen könnte. Und ſo wäre denn endlich Wiſſenſchaft das Theorem, Kunſt das Problem. (S. 234. 121.)

Vielleicht wird man mir einwenden: man hält die Poeſie für Kunſt, und doch iſt ſie nicht mechaniſch; aber ich leugne, daß ſie eine Kunſt ſei; auch iſt ſie keine Wiſſenſchaft. Künſte und Wiſſenſchaften erreicht man durch Denken, Poeſie nicht, denn dieſe iſt Eingebung; ſie war in der Seele empfangen, als ſie ſich zuerſt regte. Man ſollte ſie weder Kunſt noch Wiſſenſchaft nennen, ſondern Genius. (S. 234. 122.)

Nichts wird leicht ganz unparteiiſch wieder dargeſtellt. Man könnte ſagen: hiervon mache der Spiegel eine Ausnahme, und doch ſehen wir unſer Angeſicht niemals ganz richtig darin; ja, der Spiegel kehrt unſere Geſtalt um, und macht unſere linke Hand zur rechten. Dies mag ein Bild ſein für alle Betrachtungen über uns ſelbſt. (S. 239. 127.)

Im Frühling und Herbſt denkt man nicht leicht ans Kaminfeuer, und doch geſchieht es, daß, wenn wir zufällig an einem vorbeigehen, wir das Gefühl, das es mittheilt, ſo angenehm finden, daß wir ihm wohl nachhängen mögen. Dies möchte mit jeder Verſuchung analog ſein. (S. 239. 128.)

The modern poets put too much water into their ink. (p. 191.)

Among the many curious impertinences of the schools, there is none that appears to me so truly ridiculous, as the strife about the authority of the works of the ancients. Is it the author or the writing, we admire or criticise? But it is still the authors we have before us, no matter for their names, when we are commenting upon any work of genius.

I do not pretend to say that we have Virgil or Homer before us, when we read those words imputed to them. But we have certainly the writers of them — which is all we need contend for. And I really think that those scholars, who affect a precision in this very immaterial matter, are not a bit wiser than a very pretty woman, who asked me once, with the sweetest smile imaginable, „Who was the author of Shakespear's plays?“ (p. 187. 188.)

It is better to do the idlest thing in the world, than to sit idle for half an hour. (p. 184.)

Courage and modesty are the most unequivocal virtues — because they are such as hypocrisy cannot imitate — and they have this property in common also, that they are both expressed by the same colour. (p. 184.)

Of all knaves, your fools are the worst — because they rob you both of your time and temper.

To have a respect for ourselves, guides our morals; and to have a deference for others governs our manners. (p. 182.)

Art and Science are words frequently made use of, but the precision of which is so rarely understood, that they are often mistaken for one another.

I don't like any of the definitions of the schools. I met with a distinction, somewhere, once, comparing science to wit and art to humour; but it has more of fancy than philosophy in it. It serves to give us, however, some idea of the difference between them, though no idea of either.

I think that science may be styled the knowledge of universals or abstract wisdom; and art is science reduced to practice — or science is reason and art the mechanism of it — and may be called practical science. Science, in fine, is the theorem, and art the problem.

I am aware that this objection will be made — that poetry is deemed an art, and yet it is not mechanical. But I deny it to be an art — neither is it a science. Arts and sciences may be taught — poetry cannot. But poetry is inspiration — it was breathed into the soul, when it first quickened, and should neither be styled art or science, but genius. (p. 171. 172.)

There it no such thing as an impartial representation. A looking-glass — one might be apt to imagine, was an exception to this proposition; and yet we never see our own faces justly in one. It gives us nothing but the translations of them. A mirror even reverses our features, and presents our left hand for our right. This is an emblem of all personal reflections. (p. 140.)

One does not require nor think of a fire, often, in spring or autumn; yet I don't know how it is, but when we have happened by chance to pass near one, the sensation it communicates is so pleasant, that we feel ourselves rather inclined to indulge it. This is analogous to temptation. (p. 142.)

Bibliographie.

Meyer, J. B., Die Gemeinſchaft der Facultäten. Rede, gehalten am 9. Januar 1869. Bonn, Marcus. 8. 5 Ngr.

Miller, A., Strabo's Quellen über Gallien und Britannien. Regensburg, Manz. 1868. 4. 7½ Ngr.

Mitterrutzner, J. C., Dr. Ign. Knoblecher, apostolischer Provikar der katholischen Mission in Central-Afrika. Brixen, Wegener. Gr. 8. 6 Ngr.

Mühlfeld, J., Bis zum Schaffot. Criminal-Novelle. Leipzig, Günther. 1868. 8. 20 Ngr.

Opitz, T., Alexander Petöfi. Bern, Haller. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oettinger, E. M., Die Weltgeschichte in einem Brief-Couvert. Historisch-geographisches Handwörterbuch, enthaltend die hervorragendsten Ereignisse und Thatsachen der Weltgeschichte geordnet nach der Reihenfolge der Städte. Leipzig, Denicke. 16. 10 Ngr.

Rathgeber, G., Ueber den Nordpol der Erde. Aus den Propyläen der Reformation der Wissenschaft des Hellenischen. Gotha, Windaus. 4. 2 Thlr.

Robinson, F. W., Die wilde Blume oder Recht und Unrecht. Roman. Aus dem Englischen von Helene Hardt. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Roquette, H. L., Bilder aus der französisch-reformirten Kirche. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 12 Ngr.

Specht, F. A. L., Geschichte der Waffen. Nachgewiesen und erläutert durch die Kulturentwickelung der Völker und Beschreibung ihrer Waffen aus allen Zeiten. 1ste Lief. Cassel, C. Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Stahl, J., Die natürliche Gotteserkenntniß aus der Lehre der Väter dargestellt. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 21 Ngr.

Von deutschen Hochschulen. Allerlei, was da ist und was da sein sollte von einem deutschen Professor. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr.

Wachler, L., Zur rechtlichen Stellung der Frauen. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Weizenähre. Drama. Von G. F. P. Wien, Mayer u. Comp. 8. 10 Ngr.

Einige Worte über den Alpenstreit von K. v. C. Wasserburg a. J., Stahl. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

König Heinrich der Sechste.

Drei Theile.

Von

William Shakespeare.

Uebersetzt von **Otto Gildemeister.**

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Die drei Theile bilden das 15. bis 17. Bändchen von:

William Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius. Mitleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

Das 1. — 14. Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.
Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz.
Viel Lärmen um Nichts. Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.
König Richard der Zweite. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Macbeth. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Heinrich der Vierte. Zwei Theile. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Romeo und Julia. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
Coriolanus. Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.
Timon von Athen. Uebersetzt von Paul Heyse.
König Heinrich der Fünfte. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Der Kaufmann von Venedig. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.

Jedes Bändchen geheftet 5 Ngr., cartonnirt 7½ Ngr.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen geheftet nur 5 Ngr., cartonnirt 7½ Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

= Zur Säcularfeier Schleiermacher's. =

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien:

Ueber die Religion.

Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern.

Von **Friedrich Schleiermacher.**

Mit Einleitung herausgegeben von D. Carl Schwarz.

8. Geheftet 10 Ngr. Gebunden 15 Ngr.

(Bildet zugleich den ersten Band der „Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts".)

Von Schleiermacher's Schriften ist keine so zur Verbreitung in den weitesten Kreisen geeignet und verdient diese in dem Maße wie die „Reden über die Religion". Sie sind sein populärstes Werk, in dem er den Grundgedanken seiner theologischen Wirksamkeit — Versöhnung der Religion mit der freien Forschung und dem Bildungsbewußtsein der Zeit — auf eine das gebildete Laienpublikum fesselnde Weise entwickelt hat. Vorliegende neue Ausgabe des Werks vereinigt schönen, correcten Druck mit sehr wohlfeilem Preise und empfiehlt sich außerdem durch die vom Ober-Consistorialrath D. Schwarz als Einleitung vorangeschickte Biographie und Charakteristik Schleiermacher's.

Friedrich Schleiermacher.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken.

Mit einer Biographie Schleiermacher's.

Von **Elisa Maier.**

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Frauenhand gewählt, bilden diese classischen Aussprüche Schleiermacher's über Freundschaft und Liebe, Selbstbildung und Thätigkeit, Ehe, Kinderzucht, Religion, Freiheit und Unsterblichkeit namentlich eine der empfehlenswerthesten Gaben für das weibliche Geschlecht. Der Werth des Buches wird noch erhöht durch die pietätvolle Schilderung von Schleiermacher's Lebensgang, welche die Herausgeberin den gewählten Stellen aus seinen Schriften vorangehen läßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die innern Kämpfe der Nordamerikanischen Union

bis zur Präsidentenwahl von 1868.

Von **Heinrich Blankenburg.**

Mit einer Uebersichtskarte des Staatengebiets, Plänen des Kriegsschauplatzes, und der bis auf die neueste Zeit vervollständigten Verfassungsurkunde der Union.

8. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser, durch sein Werk „Der deutsche Krieg von 1866" als vorzüglicher politischer und militärischer Geschichtschreiber bekannt geworden, liefert in dem vorliegenden Werke unter Zugrundelegung der in der Zeitschrift „Unsere Zeit" veröffentlichten Artikel über den Secessionskrieg, eine Darstellung der großen politischen Wandlungen, deren Schauplatz die Vereinigten Staaten von Amerika seit Beginn dieses Jahrzehnts bis zur unmittelbarsten Gegenwart gewesen sind. Klarheit in Vorführung des historischen Zusammenhangs, fachmännische Kenntniß in Schilderung der militärischen Operationen und Vorurtheilslosigkeit in Beurtheilung der politischen Ereignisse finden sich hier zu einem Werke vereinigt, aus dem jeder Leser in vollem Maße Verständniß und Befriedigung schöpfen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 11. März 1869.

Inhalt: Eine populäre deutsche Literaturgeschichte. Von Reinhold Bechstein. — Der Ergänzungsband der Freytag'schen Geschichtsbilder. Von Heinrich Rückert. — Das deutsche Theater und seine Lehrmeister. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Feuilleton. (Vom deutschen Theater; Studien über Gottfried von Strasburg.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine populäre deutsche Literaturgeschichte.

Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. Von Ludwig Ettmüller. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7 Thlr.

Mannichfach sind die Versuche, die deutsche Literaturgeschichte und namentlich auch die der ältern Zeit für einen größern Leserkreis zu bearbeiten. Nicht immer wird uns in solchen Büchern selbständige Forschung geboten, die meisten bezwecken vielmehr, die Resultate der Wissenschaft in anziehender Weise darzustellen und zum Gemeingut zu machen. Wenn nun ein wirklicher Fachmann, der sich durch tüchtige monographische Arbeiten Verdienst erworben hat, es unternimmt, das allgemeine Interesse auf unsere alte Literatur hinzulenken, so wird man von vornherein geneigt sein, ein solches Bestreben mit dem günstigsten Vorurtheile zu begrüßen. Wenigstens was das Stoffliche anlangt. Dagegen wird man auf der andern Seite mit einem gewissen Zweifel an das populär gehaltene Werk eines Gelehrten herantreten, sobald man nicht vollgültige Beweise von dem Geschmack und der Darstellungsgabe desselben besitzt. Die ziemlich weitverbreitete Meinung, daß die strenge Wissenschaftlichkeit selten mit künstlerischem Talent gepaart sei, ist bei uns in Deutschland leider nicht ganz ungegründet. Die Verbindung beider Elemente, wie wir sie so unvergleichlich bei Uhland sehen, wird eben nur ausnahmsweise angetroffen.

Als wir in Erfahrung brachten, der verdiente Ettmüller habe eine Betrachtung der altdeutschen Literatur und noch dazu in Gesprächform versucht, da war unsere Empfindung eine sehr gemischte. Offen gestanden, ihm am allerwenigsten trauten wir eine geschmackvolle Darstellung zu. So etwas muß er selbst gefühlt haben, und darum hat er die Gesprächform, ja sogar die Novellenform gewählt, um in die Eintönigkeit der Betrachtung und Mittheilung Farbe und Leben zu bringen. Aber das war, wie wir uns nach Einsicht gleich des ersten Bandes leider überzeugen mußten, höchst verfehlt. Erstens ist diese Form an sich bedenklich; ein feiner, witziger Kopf könnte sie am ersten noch beherrschen und genießbar machen. Dann aber bringt sie den Nachtheil mit sich, daß sie vom Gegenstande leicht ablenkt oder auf der andern Seite störend im Wege ist. Bei Ettmüller wird man eher geneigt sein, die Gespräche zu überschlagen, als sich von ihnen auf Kosten des literarischen Gegenstandes fesseln zu lassen. Ettmüller brauchte, um seine Gespräche in Scene zu setzen, verschiedene Personen; einige derselben, denen er mit humoristischem Aufputze aufzuhelfen suchte, sind langweilige Caricaturen. Ueberhaupt ist der Humor die schwache Seite dieser Gespräche. Die vorgebrachten Witze sind oft so schlecht, daß man sich wundern muß, wie ein verständiger Mann solche Dinge nur in den Mund nehmen, geschweige drucken lassen kann. Wir könnten noch manches über diese novellistische Einkleidung und die dialogische Form im Buche vorbringen, unterlassen es aber, weil in unsern Augen die Form immer das Nebensächliche ist.

Die Darstellung an sich zeichnet sich aus durch ihre Klarheit und Einfachheit. Ja man kann sie mitunter trocken nennen. Das Buch macht öfters den Eindruck eines Collegienhefts.

Wenn wir unsere Meinung nicht zurückhielten über die äußere Erscheinung dieser „Herbstabende und Winternächte", so haben wir hiermit so ziemlich auch unsern Tadel erschöpft. Denn inhaltlich haben wir ein vortreffliches, brauchbares und empfehlenswerthes Werk erhalten, welches sich vor vielen sogenannten populären Literaturgeschichten auszeichnet. Sein Hauptverdienst besteht in der Fülle des Stoffs, die es liefert. Eine große Anzahl Dichtungen, die wir sonst nur erwähnt und beurtheilt finden, sind hier nach ihrem Inhalte vollständig mitgetheilt, auch werden uns öfters außer der Analyse in prosaischer Form größere oder kleinere Stellen in Uebertragung gegeben, andere erhalten wir vollständig übersetzt. Ein zweiter Vorzug des Ettmüller'schen Buchs ist die für die ältere

Periode wichtige Berücksichtigung auch der nordischen und angelsächsischen Dichtungen, durch welche unsere heimische Literatur ergänzt und in helleres Licht gesetzt wird.

Eine Berichterstattung, wie ich sie von Uhland's Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Literatur versuchen konnte, verbietet die Natur des Buchs von Ettmüller. Bei den längern Mittheilungen handelt es sich nur um den Stoff und nicht um Urtheile, und Gespräche lassen sich nicht zusammenfassen. Mein Bericht wird kurz den Inhalt berühren und Irrthümer weniger hinsichtlich des Urtheils als hinsichtlich der literarischen Kenntniß zu berichtigen suchen, wobei Gelegenheit gegeben ist, hier und da etwas nachzutragen.

Die Uebersetzungen, welche Ettmüller bietet, halten sich meist treu an die Originale; im höhern, künstlerischen Sinne sind es daher keine Uebersetzungen. Bei der Schwierigkeit, Altdeutsches im heutigen Deutschen wiederzugeben, können wir diese Weise nur billigen. Die Uebertragungen der ältesten Stücke unserer Literatur werden nicht überall Beifall finden. Hier handelt es sich nämlich nicht um die Form, sondern um den Inhalt, um die bestimmte Auffassung des vorliegenden Textes. Nun sind diese Texte selbst in den Ausgaben oft so verschieden gedeutet oder auch hergestellt, daß eine einheitliche Norm gar nicht vorhanden ist, und der Uebersetzer entweder sich einem bestimmten Herausgeber anschließen oder selbst als Kritiker auftreten muß.

Der erste Band behandelt das 8. bis 12. Jahrhundert. Nach der Besprechung des ältesten Heldenliedes vom „Hildibrand und Hadubrand", dessen Uebertragung auch das jüngere Volkslied angefügt wird, folgen Gespräche über den „Heljand" und das „Muspilli". Das letztere Gedicht hält Ettmüller nach der frühern allgemeinen Ansicht für eine christliche Lehrdichtung, in welcher heidnische Vorstellungen haften geblieben seien; die hier gebotene Schilderung vom Weltende trage unverkennbare, selbst bis auf die Worte übereinstimmende Züge heidnischen Glaubens. Zarncke's Abhandlung (1866), nach welcher das „Muspilli" sich als christlich-mythologisches Gedicht erweist, scheint dem Verfasser noch nicht bekannt gewesen zu sein.

In der Betrachtung von Otfried's Evangelienbuch ist uns aufgefallen, daß Ettmüller angibt, Otfried möge um das Jahr 820 in Alamannien geboren worden sein, während Kelle es doch festgestellt hat, daß Otfried ein Franke war. Die frühere Annahme, Otfried habe seine erste Erziehung wol in Sanct-Gallen erhalten, finden wir auch bei Ettmüller. Aus Gründen hat sich aber Kelle dagegen ausgesprochen. Die Abfassungszeit des Evangelienbuchs setzt Ettmüller in runder Summe um das Jahr 870. Das stimmt eher zu Kelle's Ansicht, der mit Graff die Jahre 867 oder 868 ansetzt, während Lachmann, wenn auch zweifelnd und vorsichtig, geneigter war, sich für das Jahr 865 zu entscheiden. Die Matrone Judith, welche den Dichter zur Abfassung seines Werks veranlaßte, wird von Ettmüller ganz bestimmt als die Witwe Ludwig's des Frommen bezeichnet, während sonst über die Person dieser Frau nur Vermuthungen herrschen. Kelle sieht in ihr die Tochter Karl's des Kahlen und wird, wie er verheißen, sich über diese Frage später noch genauer äußern.

Sehr dankenswerth ist im Anschluß an das „Ludwigslied" die Mittheilung des angelsächsischen Gedichts in der „Sachsenchronik", welches den Sieg des westsächsischen Königs Aedhelstân über den nordmännischen König Anlâf (Oleifr) feiert, der in Verbindung mit dem Schottenkönig Konstantin in Northumbrien eingefallen war und bei Brûnanburg oder Brunnanburg im Jahre 938 geschlagen wurde.

Auch den „Zaubersprüchen und Segen", die sonst in den Literaturgeschichten nur kurz und beiläufig behandelt zu werden pflegen, hat Ettmüller ein Kapitel oder im Sinne des Buchs einen „Abend" gewidmet. Hier greift Ettmüller mit Recht auch in andere Literaturen hinüber und zieht auch Sprüche aus jüngerer Zeit heran. Bei Erwähnung der Walkyren und Hexen citirt er ein eigenes Buch über diesen Gegenstand, was jedermann in der Ordnung finden wird. Wenn er aber dabei bemerkt, daß diese seine Abhandlung den „genügendsten Aufschluß" gebe, so wird man sich eines sanften Lächelns kaum erwehren können. Neu und überraschend war uns die Etymologie eines Worts. In einem angelsächsischen Spruche wird, wie Ettmüller überträgt, der „Sieggott" um seine Gnade gebeten. Im folgenden Gespräch über diesen Spruch heißt es, diese Wendung sei heidnischer als sie aussieht, und es wird dann fortgefahren: „Das zur Bezeichnung Gottes gewählte Wort Sigora nämlich ist ein Beinam Wôdan's, und aus ihm ist das altnordische sira, Herr (mit Beibehaltung des alten a im Nominativ) und das französische Sire, das englische Sir hervorgegangen." Er lebte immer des Glaubens, das französische und englische Sire und Sir sei eine Nebenform von segnieur und sieur und aus dem lateinischen senior entstanden. Es wäre erwünscht, wenn Ettmüller seine beiläufig hingeworfene Ansicht genau historisch begründen wollte.

Mit einem ziemlichen Sprunge werden wir aus der ältesten Literatur auf das Gebiet der sogenannten Spielmannspoesie übergeführt. Aus der „Kaiserchronik" theilt Ettmüller das Gedicht von Adelger von Baiern mit, und dieses bildet den Uebergang zur Betrachtung eines Gedichts, welches Ettmüller ganz besonders in das Herz geschlossen zu haben scheint, des „Orendel von Trier". Er gab es heraus unter dem Titel: „Orendel und Brûne eine Rune des deutschen Heidenthums" (Zürich 1858). Aus der jungen und schlechten Ueberlieferung hat Ettmüller den Text in die alte Form zurückzuübersetzen gesucht, wobei es natürlich nicht ohne kritische Gewaltthätigkeiten abging. Seine mythische und mythologische Deutung ist von wissenschaftlicher Seite, soviel wir wissen, nicht im einzelnen widerlegt, wol aber bezweifelt worden. Hier in den literarhistorischen Gesprächen erhalten wir eine vollständige Analyse, die hervorragendsten Stellen in poetischer Uebertragung, und diese zum Theil als Probe für die metrische Gestaltung. Dann folgt eine lange, wir können sagen allzu breite Erörterung über die mythologische Bedeutung des Gedichts. Durch diese Ausführlichkeit, welche in der Ausgabe ganz gerechtfertigt erscheint, sind hier andere, viel bedeutendere Dinge leider zu kurz gekommen. Wenn wir auch eine kurze Andeutung über den mythischen Gehalt der Orendel-Sage am Platze finden, so müssen wir uns doch gegen mythologische

Abhandlungen in einem Buche erklären, welches der historischen Betrachtung der Literatur gewidmet ist. Das Gedicht ist uns, wie bemerkt, nur in einer sehr jungen Ueberlieferung bekannt, aber wenn seine Entstehung auch weit in die Vorzeit, noch ins 12. Jahrhundert zurückreicht, so ist es doch ein (cum grano salis) modernes Gedicht; sein Stoff keineswegs eine Mythe, sondern eine Legende, wie es so viele gibt, oder (richtig verstanden) eine Novelle. Dem Dichter und seinen Zuhörern ist von dem, was uns Ettmüller so ausführlich und plausibel auseinandersetzt, gar nichts mehr bewußt gewesen; ebenso wenig es für eine moderne Literaturgeschichte oder selbst für derartige „Gespräche" über neue Dichter und Dichtungen passend erscheinen will, wenn der Autor zum Beispiel bei Gelegenheit der Besprechung des Wieland'schen „Oberon" eine monographische Abschweifung über die Verbreitung und die Variationen, sowie über den mythologischen Gehalt der Oberon-Sage sich erlaubte, ebenso wenig ist dies hier gut angebracht, selbst wenn das Gedicht wie dieser „Orendel" ein deutsches ist und aus dem 12. Jahrhundert stammt.

Von „König Rother", dem lebensvollen und anmuthigen Heldengedicht des 12. Jahrhunderts, gibt uns Ettmüller einen Auszug in Prosa und nur einzelne Theile in strophischer Form. Zur Vergleichung führt der Verfasser die Gestalt der Sage an, wie sie in der nordischen Wilkina-Sage erscheint.

Als Repräsentanten des höfischen Epos in der Uebergangszeit werden uns „Tarquinius und Collatinus" aus der „Kaiserchronik", sowie des Pfaffen Lambrecht „Alexander der Große" vorgeführt, ersteres in dichterischer Form, letzteres in Prosa. Ettmüller stimmt nicht in das Lob ein, welches Gervinus dem „Alexander" ertheilte; es stehe keineswegs höher als „König Rother" und andere gute Gedichte des 12. Jahrhunderts.

Es folgt dann die Besprechung und Aufzählung der Legendendichtungen. Mitgetheilt werden aus der „Kaiserchronik" „Julianus" in Versen und „Crescentia" und „Astrolabius" in Prosa.

Ueber die lehrhaften und mystischen Gedichte, welche in dieser vorclassischen Periode zumeist in den österreichischen Ländern entstanden, wie über die Bearbeitungen der Bücher Mosis, die Gedichte von der Schöpfung, von dem König Salomo, von der Judith, vom Leben Christi und der Maria, vom Jüngsten Gericht, vom Antichrist geht Ettmüller kurz hinweg, was wir dem Charakter seines Buchs angemessen finden. Dagegen hätte Heinrich's Gedicht von der Erinnerung an den Tod mit der Einleitung vom gemeinen Leben eine etwas genauere Würdigung verdient; im höhern Grade gilt dies von dem Gedicht über das Pfaffenleben, dessen Verfasser ebenfalls höchst wahrscheinlich jener Heinrich ist. Dies Gedicht wird von Ettmüller gar nicht erwähnt; er scheint uns das Pfaffenleben und das Gedicht vom gemeinen Leben verwechselt oder für identisch gehalten zu haben. Ueber die älteste deutsche Dichterin Ava spricht Ettmüller mit Zugrundelegung der Forschungen Diemer's genauer und gibt zur Probe ein Stück aus ihrer Dichtung vom Jüngsten Gericht.

Hieran schließen sich die Gespräche über „Lieder und Sprüche", zumeist von ungenannten Dichtern. Hier wird auch der bekannte alte Spruch vom Eber, der den Speer in der Seite trägt, erwähnt, und Ettmüller möchte ihn, seiner Neigung folgend, mythisch deuten. Neuerdings ist dies kleine Gedicht ganz anders erklärt worden. Wilhelm Scherer faßt es in seiner Abhandlung (wiener „Sitzungsberichte") über Wiliram, Abt von Ebersberg, den Verfasser der Erklärung des Hohen Liedes, als Spruch eines Boten; es gehört danach zu den ältesten Zeugnissen der politisch-historischen Dichtung.

Die dem Kaiser Heinrich (VI.) beigelegten Strophen, welche in Uebersetzung mitgetheilt werden, geben dem Verfasser Gelegenheit zur Erörterung der Frage, ob der Kaiser wirklich der Verfasser sei. Wenn Ettmüller die Ansicht Haupt's anführt, der die Verfasserschaft leugnet, so hätte auch Jakob Grimm nicht vergessen werden dürfen, der an der Ueberlieferung festgehalten hat und in dem Kaiser nicht Heinrich VII., sondern Heinrich VI. erblickt. Von genannten Dichtern werden uns Lieder und Sprüche mitgetheilt vom Kürnberger, von Dietmar von Aist und vom Spervogel.

Der zweite Band umfaßt: „Erzählende Dichtungen des 13. bis 16. Jahrhunderts." Den weitaus größern Raum dieses Bandes hat der Verfasser der Heldensage, den volksthümlichen Heldengedichten gewidmet. Vor allen finden wir Mittheilung des Stofflichen, Auszüge und ausgehobene Proben in neudeutscher Uebersetzung. Die nordischen Sagengestaltungen sind öfters zur Vergleichung herbeigezogen. Das „Nibelungenlied" wird als bekannt vorausgesetzt. In der Nibelungenfrage äußert sich Ettmüller vermittelnd und versöhnlich. Dann macht er uns bekannt mit dem jüngern „Siegfriedslied" und mit dem „Rosengarten". Darauf folgen die verschiedenen Gedichte von „Dietrich" „Sigenot" „Eggen Ausfahrt", „Laurin" u. a. Das Gedicht von „Biterolf und Dietleib" wird nur kurz erwähnt; man könne von diesem verunglückten Versuche, die Art und Weise des höfischen Epos auf die deutsche Heldensage anzuwenden, füglich absehen. Mit Recht wird auch bemerkt, das Gedicht enthalte nicht echte Sage, sondern sei eine willkürliche Erfindung. Dennoch hätte sich in diesen „Gesprächen" dieses höfische Epos mit seinem Chorus deutscher Helden besonders gut zur Besprechung geeignet, eben wegen seiner verschiedenartigen Elemente. Ueber den „Biterolf" herrschen die widersprechendsten Ansichten. Ettmüller will, wie bemerkt, von einer Darlegung des Inhalts absehen, „obgleich es wol noch dem Ende des 12. Jahrhunderts angehört". Aber er sagt uns nicht, ob er den Verfasser des „Biterolf" und den der „Klage" für identisch halte. Diese Ansicht vertrat und bewies auch anscheinend Wilhelm Grimm. Die meisten sind ihm gefolgt, auch Pfeiffer hat noch in seiner scharfen Recension von Goedeke's „Mittelalter" (in den „Münchener gelehrten Anzeigen", 1853), wo Wilhelm Grimm's Meinung verworfen wurde, zugestimmt. Ganz entgegengesetzt äußerte sich unter anderm Weinhold in einem wiener Akademievortrag (1860): „Ueber den Antheil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts", über diese Frage. Er hält den „Biterolf" für bedeutend jünger als die „Klage"; er gehöre der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Uhland setzt das Gedicht allgemein in das 13. Jahrhundert und sieht in ihm eine Ueberarbeitung.

Ebenso urtheilt Karl Bartsch. Der Herausgeber des „Biterolf", O. Jänicke (1866), gibt W. Grimm's Vermuthung auf und setzt das Gedicht in den Anfang des 13. Jahrhunderts.

Ettmüller schließt hieran den „Heiligen Oswald". Dies Gedicht hätte sich besser an „Orendel" anfügen lassen. Hierauf folgt die Besprechung der „Gudrun". Von „Salmann und Morolt" ist dann eine ausführliche Analyse gegeben. Warum aber dieses Gedicht zu der deutschen Heldensage gerechnet wird, sehen wir schlechterdings nicht ein.

Unter den höfisch-ritterlichen Epen werden zuerst die Bearbeitungen der Karl-Sage behandelt, dann wendet sich Ettmüller zu Heinrich von Veldecke, dessen Werke er bekanntlich edirt hat (1852). Seit der Zeit sind auf dem Gebiete der ältern Dialekte so mannichfache Forschungen angestellt und Ergebnisse erzielt worden, daß man sich billig wundern muß, von Ettmüller noch immer zu hören, die „Eneide" sei in Thüringen in eine thüringer Mundart, „in der wir sie jetzt noch haben", umgeschrieben worden. Pfeiffer's Auseinandersetzung in seiner Recension von Haupt's und Lachmann's „Des Minnesangs Frühling" (in der „Germania") scheint Ettmüller unbekannt geblieben zu sein; dort wird erwiesen, daß sich Heinrich des niederrheinischen Dialekts bediente; auch das in Neuenburg an der Unstrut hinzugedichtete Ende trägt ebenso deutliche Kennzeichen der niederrheinischen als vollständigen Mangel aller Spuren der specifisch thüringischen Mundart an sich.

Ueber Hartmann von Aue, der zuerst die Arthur-Sage nach französischen Vorbildern einführte, sagt Ettmüller, was niemand bezweifeln und bestreiten wird, er gehöre als Dichter (d. h. erzählender Dichter) zu den drei größten und besten, deren Deutschland im 13. Jahrhundert sich erfreute, und entweder ihn oder einen seiner etwas jüngern Zeitgenossen, Wolfram von Eschenbach oder Gottfried von Strasburg, hätten sich alle andern höfischen Dichter Deutschlands zum Vorbild genommen. Wenn es aber weiterhin heißt: „Ja man kann ihn den höfischsten aller höfischen Dichter nennen, da Wolfram durch seine Art der Behandlung und Gottfried durch die Wahl seines Gegenstandes sich nicht im gleichen Grade hofgemäß erwiesen", so bekennen wir gern unsere Unfähigkeit, uns bei dem Worte: höfischst, welchen Superlativ die alte Sprache gar nicht kennt, irgendetwas denken zu können, und zugleich unsere Unkenntniß irgendeines alten Zeugnisses, auf welchem Ettmüller's Gründe und Urtheil beruhen mögen.

Hartmann's „Iwein", das reifere Gedicht, wird uns zuerst mitgetheilt, dann seine Jugendarbeit, der „Erek". Soviel wir wissen, ist die Annahme ziemlich allgemein, daß Hartmann nach dem französischen „Erek" des Chrestien de Troyes gedichtet habe; Ettmüller glaubt nach einem andern verlorenen französischen Gedicht. Bartsch hat sich in seiner Vergleichung beider Gedichte, des französischen und des deutschen („Germania", siebenter Band, 1862), vorsichtiger geäußert. Es folgen Hartmann's „Gregorius" und sein „Armer Heinrich", über den Ettmüller nicht besonders günstig urtheilt. Hartmann's kleinere Dichtungen, seine beiden „Büchlein" und seine Minnelieder werden am Schlusse nur kurz erwähnt.

Das nächste Kapitel betrachtet die Sage vom heiligen Gral und Wolfram's von Eschenbach „Parcival".

In der folgenden Analyse von „Tristan und Isolt" (nicht Isolde) Gottfried's von Strasburg übergeht Ettmüller den herrlichen Eingang von Riwalin und Blanscheflur, wahrscheinlich aus übergroßem Zartgefühl. Die beiden Fortsetzungen von Ulrich von Türheim und von Heinrich von Freiberg werden nur kurz berührt. Unter anderm sagt da Ettmüller in recht unhöfischer Weise: Rampotenis (eine bei Gottfried nicht vorkommende Figur) sei kein so gutes „Schaf" wie König Marke gewesen!

Wenn es heißt, daß wir von dem Thomas von Britannien, dem Gottfried nach seiner Angabe gefolgt ist, nicht viel mehr wissen als von Wolfram's Guiot von Provence, so mag dies nicht ganz zutreffende Urtheil entschuldigt werden, da wahrscheinlich die neuern Untersuchungen von A. Bossert (Paris 1865) Ettmüller zur Zeit der Abfassung seines Buchs noch nicht zu Gesicht gekommen waren. Dagegen verräth es doch einen wissenschaftlichen Stillstand oder eine Rücksichtslosigkeit, wenn Gottfried immer noch als Verfasser des Loblieds auf die Heilige Jungfrau angeführt wird, nachdem Pfeiffer schon im Jahre 1858 diese Autorschaft in zwingender Weise widerlegt hat.

Bei Konrad Fleck figurirt immer noch das Jahr 1230, während ebenfalls Pfeiffer die Dichterthätigkeit Konrad's um mehrere Jahre zurückdatirte, wogegen niemand bisjetzt aufgetreten ist.

Im letzten Kapitel dieses Bandes wird eine kurzgefaßte Aufzählung der übrigen Erzählungen gegeben, die Ettmüller nicht unzutreffend als „bürgerliche Epen" bezeichnet. Dahin gehören Reimchroniken, Mären (warum Mähren?) und Schwänke, allegorische Gedichte. Von Hans vom Bühel wird nur das Gedicht von den sieben Meistern erwähnt; sein zweites Gedicht von der Königstochter von Frankreich ist vor nicht langer Zeit nach den alten Drucken ebenfalls herausgegeben worden durch Merzdorf (Oldenburg 1867).

Ulrich's von Liechtenstein „Frauendienst" wird auch in dieser Nachlese kurz mit abgemacht. Ueber die „Thiersage" folgen am Schlusse einige Worte.

Der dritte Band enthält: „Die höfischen Minnesinger und Meister des 13. Jahrhunderts, das Volkslied und das Schauspiel des 14. bis 16. Jahrhunderts."

In diesem Bande treten die „Gespräche" sehr zurück zum Vortheil des Buchs. Wir erhalten hauptsächlich die Dichtungen selbst in mehr oder weniger gelungener Nachbildung.

Die „Minnesinger und Meister" nehmen den größten Theil des Buchs ein. Die biographischen Nachrichten über die Dichter werden kurz mitgetheilt; hier und da wird auch die Form der Dichtungen berührt. Auch über das Wesen und die Schwierigkeit der Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen und insbesondere aus der mittelhochdeutschen Lyrik nimmt Ettmüller Gelegenheit, sich auszusprechen. Seinem Urtheil über Simrock's Walther-Uebersetzung stimmen wir nicht bei. Uns scheint gerade diese Uebersetzung die beste Leistung Simrock's zu sein, während er sonst gar oft handwerksmäßig und schablonenhaft verfuhr und mitunter seine Vorgänger aus- und abschrieb. Nein, Simrock's Nibelungen-Uebersetzung kommt der Walther-Uebersetzung nicht gleich, und wenn Ett-

müller hinzufügt, daß sein Walther hinter seinen Uebersetzungen auch der ritterlichen Heldengedichte weit zurückstehe, so sei uns erlaubt, zu bemerken, daß Ettmüller diese letztern unmöglich gelesen, zum mindesten nicht geprüft haben kann. Ettmüller's Uebersetzungen sind, wie schon angedeutet, nicht „Uebersetzungen" im strengsten Sinne, doch können von den Minneliedern manche auf diesen Titel Anspruch machen. Mitunter läßt Ettmüller den verschiedenen Personen, denen die Rolle zugetheilt ist, die Gedichte zu übersetzen und vorzutragen, ein Compliment über ihre gelungene Leistung machen!

Der erste Dichter, den der Verfasser uns vorführt, ist Meinloh von Sevelingen; es folgen Friedrich von Husen, Albrecht von Johannesdorf, Heinrich von Morungen. Von letzterm, heißt es, wissen wir gar nichts, als daß er, wie die Sprache seiner Lieder zeigt, ein „Norddeutscher" war und noch dem 12. Jahrhundert angehörte. Ferner sagt Ettmüller von ihm, er habe in seine höfische, d. h. oberdeutsche Sprache niederdeutsche Wörter eingemischt. Das zeugt von unrichtiger Auffassung der Sprachverhältnisse. Der Morunger bedient sich der mitteldeutschen, der thüringischen Sprache, darum jene Mischung. Wahrscheinlich stammt er, was Ettmüller hätte anführen sollen, von der Burg Morungen bei Sangerhausen, und dies würde zu seiner Mundart stimmen.

Eine größere Anzahl Minnelieder werden uns von Reinmar (dem Alten, der Nachtigall von Hagenau) mitgetheilt; an sie werden auch die Gedächtnißsprüche angefügt, welche Walther von der Vogelweide seinem geschiedenen Meister trotz des gespannten Verhältnisses, das zwischen ihnen herrschte, gewidmet hat. Wie früher das „Nibelungenlied" übergangen wurde, so weist Ettmüller auch bei Walther auf die Simrock'sche Uebersetzung hin und will lieber Minnesinger vorzuführen fortfahren, die so gut wie nicht bekannt sind. Der erste dieser unbekanntern ist Otto Graf von Botenlauben, wie er bei Ettmüller heißt anstatt Graf Otto von Botenlauben. Die historischen Nachrichten über diesen Dichter, der ein Graf von Henneberg war, entnimmt Ettmüller zum Theil der alten Chronik von Spangenberg. Genaueres hätte er in Ludwig Bechstein's Monographie finden können. Den Namen „von Botenlauben" führte Otto nicht „von der wahrscheinlich von ihm erbauten Burg bei Münrstadt" (soll heißen Münnerstadt), sondern gewiß und sicher von der Burg Botenlauben bei Bad Kissingen.

Es würde für diesen Bericht zu weit führen, wollten wir alle Minnesinger und Meister namhaft machen, von denen uns Lieder und Sprüche vorgelegt werden. Mit Recht verweilt Ettmüller länger bei der Poesie Neidhart's und seiner Nachfolger. Die beiden würdigen Schüler Walther's, die Spruchdichter Reinmar von Zweter und Bruder Wernher hätten eine genauere Betrachtung verdient. Uebrigens besitzen wir, was auch Meyer in seiner Monographie über diese beiden Dichter übersah, ein literarisches Zeugniß, welches darauf hindeutet, daß Reinmar auch Lieder gedichtet hat.

Bei Erwähnung des Thüringers Christian von Luppin wird behauptet, es gebe noch jetzt im Meiningischen ein Geschlecht dieses Namens. Davon ist mir nichts bekannt.

Die Besprechung des Volksliedes ist in Ettmüller's Buche verhältnißmäßig kurz ausgefallen. Die mannichfachen Arten desselben werden in guten Beispielen vorgeführt.

Hierauf wendet sich der Verfasser zum geistlichen Schauspiel. Die Einleitung vor den ausgehobenen Proben können wir nicht anders als mager bezeichnen. Von den so interessanten ältesten Zeugnissen in lateinischer Sprache erfährt der Leser nichts, auch das von Bartsch aufs neue herausgegebene alte deutsche Passionsspiel, welches in seiner Form den Einfluß der höfischen Poesie nicht verkennen läßt und darum auch culturgeschichtlich besonders werthvoll ist, hat Ettmüller übergangen. Er springt gleich zu dem berühmten „Spiele von den zehn Jungfrauen" über. Des ersten Herausgebers, Ludwig Bechstein's, Uebersetzung ist allerdings im einzelnen nicht immer gelungen, und wenn wir in dem neuen Versuche Ettmüller's solche Stellen besser und richtiger finden, so ist dies von der Arbeit eines sprachkundigen Fachmanns nicht anders zu erwarten. Wir finden auch bisweilen da, wo der Originaltext verdorben ist, wirklich treffliche Conjecturen und Verbesserungen, aber dennoch müssen wir Ettmüller's Arbeit für eine verfehlte oder zum mindesten dem Bedürfniß nicht genügende halten, weil er den zweiten Text, den Rieger in Pfeiffer's „Germania" bereits 1865 herausgab und der, obwol jünger als der von L. Bechstein edirte, mitunter das Echte treuer bewahrt hat, gar nicht mit benutzte und heranzog. Für die Benutzung meiner Abhandlung (1866) mag es vielleicht zu spät gewesen sein.

Auf die „Zehn Jungfrauen" folgt die bruchstückweise Uebersetzung des bekannten „Redentiner Spiel", welches Ettmüller früher (1851) in idealer mittelniederdeutscher Sprache herausgab.

Daß in einem Werke wie das vorliegende nur das Beste und Schönste als Probe ausgewählt wird, ist gewiß in der Ordnung. Darum hat der Verfasser die Anfänge des weltlichen Schauspiels vor Hans Sachs, weil sie „unvollkommen und roh" seien, übersprungen. Sie werden nicht einmal charakterisirt. Unvollkommen sind diese Anfänge, das kann man zugeben; aber roh keineswegs durchaus. Es hätten sich schon Beispiele finden lassen, die unanstößig sind, wie z. B. Rosenplüt's „Des Königs von England Hochzeit".

Ettmüller entlehnt in seiner Besprechung des Hans Sachs die bekannte treffliche Charakteristik, welche Goedeke in seinem „Grundriß" von diesem „reichsten" Dichter des Reformationszeitalters gegeben hat. Vielen wird die Wahl seiner „Tragödie vom hörnen Siegfrid" als Probe willkommen sein, wie nicht minder seines Fastnachtspiels „Das Wildbad".

Wie im Fluge wird noch zuletzt der didaktischen Poesie gedacht, wie auch der Satire.

Am Schlusse werden die abendlichen Zusammenkünfte auf den nächsten Herbst vertagt, die Gesellschaft trennt sich. Das ist die im Novellenstil ausgedrückte Erklärung, daß das Werk mit dem dritten Bande vorläufig geschlossen sei. Wahrscheinlich war es auf noch weitere Theile berechnet; sonst würde der Titel vielleicht gewählt worden sein: Gespräche über „altdeutsche" Dichtungen und Dichter.

Aus unserer Besprechung stellt sich als ein Mangel

des Buchs zweierlei heraus: erstens eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Stoffeintheilung, die selbst bei der freien Form in Gesprächen zu vermeiden gewesen wäre, sodann hier und da eine Vernachlässigung neuerer Forschungen und Ergebnisse. Zu rechtfertigen ist dies auf keinen Fall, wol aber zu entschuldigen bei einem Autor, dessen Hauptarbeitsfeld nicht die deutsche Literatur, sondern die angelsächsische ist. Trotz der geäußerten Ausstellungen ist das Werk immer ein tüchtiges und brauchbares. Möge sich niemand von der verfehlten äußern Form abschrecken lassen, die Bekanntschaft mit seinem reichen und belehrenden Inhalt zu suchen. **Reinhold Bechstein.**

Der Ergänzungsband der Freytag'schen Geschichtsbilder.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Von Gustav Freytag. Fünfte vermehrte Auflage. Zweiter Band. Erste Abtheilung: Vom Mittelalter zur Neuzeit (1200—1500). Leipzig, Hirzel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Obgleich es dem Referenten zu großer Genugthuung gereicht, voraussetzen zu können, daß auch dieser Band von Freytag's deutschen Geschichtsbildern ebenso zahlreiche und eifrige Leser gefunden hat wie sein Vorgänger und seine drei Nachfolger, so erfordert es doch die Aufgabe d. Bl., welche ein möglichst vollständiges Bild der literarischen Thätigkeit geben wollen, eine so hervorragende Leistung, wenn sie auch für allgemein bekannt gelten darf, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, um so mehr, da der Inhalt dieses Bandes, wie der des ersten, durchweg aus neuen Compositionen besteht. Mit ihm ist der äußere und innere Zusammenhang für das ganze Werk hergestellt, das nunmehr in seiner letzten Bearbeitung einen die gesammte deutsche Geschichte umspannenden Rahmen bildet.

„Vom Mittelalter zur Neuzeit" ist ein sehr richtig gewählter Titel, der den Kern des Sachverhalts herausschält. Das 14. und 15. Jahrhundert mag immerhin in der gewöhnlichen Schematisirung der geschichtlichen Perioden noch dem Mittelalter zugezählt werden: für den tiefer dringenden Blick unterscheidet sich diese Zeit durch ihre wesentlichsten Charakterzüge ebenso bestimmt von dem 13. und den frühern Jahrhunderten, wie von dem 16. In der That dreht sich ihre Entwickelung darum, die echt mittelalterlichen Gestaltungen aufzulösen und durch andere zu ersetzen. Es gelingt ihr nicht ganz weder mit dem einen noch mit dem andern, und daher erklärt es sich, daß sie von ferne oder oberflächlich angesehen noch den mittelalterlichen Typus zu tragen scheint. Das Gesetz der Trägheit oder Schwerkraft schützt während zweier Jahrhunderte noch immer die innerlich ausgehöhlten Gebilde der Vergangenheit. Noch immer tummelt sich der schwergewappnete Ritter in den Turnierschranken oder auf dem Blachfeld herum, noch immer versteht es der Knecht der Knechte Gottes auf dem Stuhle Petri die Geister und die Seckel der ganzen Christenheit schrankenlos zu beherrschen und auszubeuten, und der Nachfolger Karl's des Großen hält die Ansprüche auf das dominium mundi noch für ebenso legitim und zeitgemäß wie Friedrich Barbarossa. Daß Pulver und Landsknechte die Ritter, fromme Volksprediger und gottlose Ketzer den Papst und seine Klerisei, schlaue Politiker und ehrgeizige Fürsten den Kaiser zu bloßen Phantomen gemacht hatten, mochten die Mitlebenden übersehen, aber wir Spätern haben das Recht und die Pflicht es zu erkennen. Andererseits aber bedurfte es doch auch noch eines großen und gewaltsamen Stoßes, um die in der Stille zur Lebensfähigkeit herangewachsenen Neugebilde als die von nun an legitimen Beherrscher der deutschen Entwickelung durchzusetzen. Die Reformation auf kirchlichem Gebiete, und was sich auf politischem und socialem daranschließt, gehört deshalb als natürlicher Abschluß ebenso zu dem 14. und 15. Jahrhundert, wie von ihr als Anfang der Neuzeit alle weitere Geschichte bis auf diesen Tag entspringt.

Die einzige dem eigentlichen Mittelalter angehörige Gestaltung, welche noch in dieser Periode ihre volle Lebenskraft bewahrt oder vielmehr erst jetzt den Höhepunkt ihrer Kraft erreicht hatte, ist das Bürgerthum innerhalb der städtischen Wohnsitze und Verfassungen. Während des eigentlichen Mittelalters aus unscheinbaren Anfängen herausgewachsen, gelangt es in jener ältern Zeit allmählich zwar zum Bewußtsein seiner Kräfte und seiner Aufgaben, aber es begnügt sich doch immer mit einer untergeordneten Stellung im Vergleich mit dem Ritterthum, dem Feudalstaate und der Hierarchie. Im 14. und 15. Jahrhundert hat sich das vollständig verändert. Der Bürger glaubt zwar noch an die legitimen Rechte und Vorrechte der einst über ihm stehenden geistlichen und weltlichen Herren; aber er handelt so, als wären sie gar nicht vorhanden, ohne sein Gewissen durch diesen Zwiespalt zwischen überkommenen Formeln und unmittelbarem Instincte beschwert zu empfinden. Daraus stammt das wesentlich bürgerlich-städtische Gepräge dieser beiden Jahrhunderte. Keine andere Zeit ist so ausschließlich von ein und demselben Typus eingenommen wie diese. Denn selbst in der echt mittelalterlichen Periode schwankt die Wagschale zwischen der weltlichen und geistlichen Aristokratie und neigt sich nicht dauernd oder für längere Zeit nur auf die eine Seite. In den Jahrhunderten nach der Reformation ist zwar bis auf diesen Tag der Erbe des städtischen Bürgerthums, der gebildete Mittelstand, tonangebend geblieben, aber es ist doch nur sein Erbe und nicht dieses selbst. Denn wie jedermann weiß, hat sich unser neuerer Mittelstand auch noch ganz andere Elemente zu amalgamiren gewußt und ist demzufolge auch zu einem ganz andern Inhalt gelangt, als der seines leiblichen Erzeugers war.

Demgemäß ist auch der innerste Grundzug jener Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit ein durch und durch prosaisch nüchterner. Keine Zeit vorher noch nachher ist so völlig von jedem idealern Inhalte frei, wenigstens so weit er von den tonangebenden Individuen selbst empfunden wird; denn wenn man aus der weltgeschichtlichen Perspective die Summe des Thuns der

Zeit zieht, dann fehlt es auch hier so wenig wie irgendwo an einem hinlänglichen Ergebniß idealer Errungenschaften oder eines bedeutenden Fortschritts auf geistigem und sittlichem Gebiete, den die Menschheit im ganzen gemacht hat. Eine charakteristische Folge aber der prosaischen Grundstimmung der wirklichen Menschen ist die Macht der traditionellen Phantome der Vergangenheit, die ihre Phantasie und ihr Gemüth noch um so kräftiger beherrschen mußten, je weniger sie selbst sich zu einer ernsten und gründlichen Auseinandersetzung mit den höhern Mächten des menschlichen Daseins berufen fühlten. So konnten dieselben Menschen innerhalb eines gewissen Kreises ganz und gar den gesunden Menschenverstand als ihren allein berechtigten Gebieter anerkennen und dicht daneben sich an allen Excessen der regellosen Phantasie einer frühern Periode, womöglich noch mit gesteigertem Behagen erfreuen. Dieselbe Zeit, welche den hartgesottenen Kaufmann und Seefahrer, den zunftmäßigen Handwerksmann mit seinem Brotneid und seiner zähen Selbstgefälligkeit zu classischen Typen entwickelte, erzeugte auch die extravagantesten Figuren des abenteuernden Ritterthums, des corruptesten Wunderglaubens und einen in phantastische Nebel abstruser Mystik sich verhimmelnden Supranaturalismus. Niemals stießen die schroffsten Gegensätze so unmittelbar aneinander wie in dieser Zeit, uns mit unserer methodischen Art, die Welt und das Leben zu erfassen und zu behandeln, ganz unbegreiflich, damals nur im Gefühle als solche empfunden, aber erst spät und mit schwer sich lösender Zunge als unvereinbar ausgesprochen. Es wird als das Verdienst der damals modernen, nach Deutschland aus Italien herübergeführten Wissenschaft gelten müssen, daß die Zeit sich endlich des tiefen Risses bewußt wurde, den sie bis dahin durch mittelalterliches Schnörkelwerk überdeckt hatte. Die Studien des classischen Alterthums, der Naturwissenschaften und der Geschichte konnten einstweilen auf deutschem Boden noch wenig bleibende Erfolge erzielen, und was die Humanisten, die Physiker und Historiker jener Periode geschaffen haben, gilt uns nicht einmal als der Lebenskeim, aus welchem die moderne Wissenschaft, wie wir sie verstehen und treiben, hervorgewachsen ist. Aber als Kritik des angeblich noch zu Recht Bestehenden im Felde des Geistes, der Scholastik, wie man es mit einem Schlagworte nennen mag, hat diese neue Wissenschaft ihren Beruf genugsam erfüllt. Es kam zunächst darauf an, ideale Interessen einem Zeitgeist wieder zuzuführen, der aus phantastischem Selbstbetrug und hoffärtigem Indifferentismus gegen alle höhern Güter zusammengesetzt war, und diese Aufgabe erfüllten die Männer, welche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in immer dichter sich schließenden Reihen für Wahrheit und Recht, Licht und Vernunft, so gut sie es verstanden, gegen den Eigennutz und die Trägheit der Zeit kämpften. Das sittliche Pathos, durch das die Reformation möglich wurde und das in der Reformation einen erhabensten Ausdruck im Laufe der bisherigen Lebensgeschichte unserer Nation gefunden hat, ist das Werk der neuen Wissenschaft. Der eigentliche Zeitgeist des 14. und 15. Jahrhunderts wußte nichts davon. Es hat vielleicht überhaupt keine Periode der Geschichte gegeben, in welcher diese größte und berechtigtste Macht des menschlichen Daseins gehemmter gewesen wäre.

Wir haben hiermit die wesentlichsten Züge des abstracten Gehalts dieser Periode zu geben versucht; der Geschichtschreiber oder Schilderer hat den lohnendern Beruf, den trockenen Kern mit einer saftigen und duftigen Fleischhülle zu umkleiden, auch hier mit gewohnter Meisterschaft geübt. Wir wissen wol, daß er unsers Lobes nicht bedarf; aber es ist unsere eigene Freude, auszusprechen, daß alle Anforderungen, welche die strenge Wissenschaft in Hinsicht der Gründlichkeit und Sicherheit des Quellenstudiums, oder der gebildetste Geschmack in Hinsicht auf die Vollendung der Form in der Darstellung erheben kann, auch hier sich befriedigt sehen werden, wo es theilweise sehr schwer gewesen ist, ihnen zu genügen. Denn wenn auch der Umfang der vorhandenen Geschichtsdenkmäler und die Ergiebigkeit der mittelbaren und unmittelbaren Quellen im allgemeinen in dem Maße wächst, als man näher an die Gegenwart rückt, so ist doch für die Zugänglichkeit dieser Quellen noch sehr wenig vorgearbeitet, und jedenfalls mußten sie, um für die Zwecke dieser Darstellung nutzbar zu werden, auf eine oft sehr mühselige Art aufgesucht werden. Ein wahres Muster solchen unendlich fleißigen Zusammentragens einzelner Tropfen und solchen Ausspürens der unscheinbarsten Rinnsale bietet insbesondere das vierte Bild dieses Bandes: „Auf den Straßen einer Stadt um 1300." Bis ins einzelne quellenmäßig oder urkundlich gewährleistet entfaltet sich vor dem Blicke des Lesers ein so lebens- und charaktervolles Gebilde, wie es sonst nur als freie Schöpfung der Phantasie etwa in einem historischen Roman dem Talente eines vorzüglich begabten Dichters zu entstammen pflegt. Von weniger unmittelbar fesselnder Kraft, aber von derselben Solidität der Forschung und Feinheit der Composition sind die folgenden drei Abschnitte, welche die deutsche Colonisation des Ostens und Nordens in drei äußerlich gesonderten, aber innerlich fest verbundenen Gemälden entrollen. Diese größten Thaten jener Zeit traten bisjetzt noch aus Gründen, die wir hier nicht weiter entwickeln wollen, lange nicht in ihrer ganzen weltgeschichtlichen Bedeutung heraus. Die gewöhnliche Geschichtschreibung der deutschen Vergangenheit pflegt sie nur gelegentlich zu berühren, und selbst unsere wenigen gebildeten Kenner der vaterländischen Geschichte sind meist nur dürftig darüber unterrichtet. Es gehört nach unserer Ansicht zu den größten Verdiensten dieser „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", daß sie jener fruchtbarsten Thätigkeit unsers Volks in den vergangenen Jahrhunderten liebevoll nachgehen und sie in lebhaften Farben und ansprechender Einzelausführung darstellen. Die Colonisation in Schlesien mit ihren friedlichen und geräuschlosen Anfängen und ihrem dauerhaft gesunden Fortschritte, das Waffengeklirr und die herbe Großartigkeit des gewaltsam durchgreifenden Deutschen Ordens in Preußen, die ebenso nüchterne und planvolle, wie kühne und großartige Thätigkeit unserer Seestädte, der Hansen des Mittelalters, stellen drei selbständige Strömungen dar, die nach einem und demselben Ziele strebten. Ihre Erfolge, wenn auch im Wesen eins, sind doch durch die verschiedenartigsten Mittel und durch das Aufgebot gerade der Kräfte erreicht worden, die nach der Individualität des besondern Falles und der Zustände jedesmal die zweckmäßigsten waren. Es zeigt sich hierin

ein bewunderungswürdiger Instinct des Volksgeistes, der gerade in dieser Zeit da, wo er durch den Schutt der darübergelagerten geschichtlichen Reste sich gehemmt sieht, also in Deutschland selbst, so viel Unfertiges zeigt und, wenigstens nach unserm heutigen Urtheil, die Ziele, die ihn die Vernunft der Dinge gesteckt hatte, so wenig zu erfassen befähigt scheint. Es ist, als wenn der freie Raum und die freie Luft der Fremde dazu gehörte, um ihn von all den verkehrten Schrullen der heimatlichen Scholle zu befreien. Wo dies geschah, war er von jeher zu den erstaunlichsten Leistungen befähigt.

Nebenbei dürfte auch der eigentliche gelehrte Kenner und Forscher in unserer ältern Geschichte hier, auf einem Gebiete, das er nur ausnahmsweise zu betreten pflegt, manches Neue und Lehrreiche als Ergebniß mühsamer und sinniger Specialstudien finden. Freitag bemerkt mit vollem Rechte, daß wir z. B. von dem Seewesen unserer Ahnen, jahrhundertelang dem großartigsten und gehobensten der ganzen Welt, weniger wüßten, als es sich geziemt. Er hat durch Hervorziehung und Verwerthung vieler unbekannter Thatsachen, die sich auf Schiffsbau und Nautik beziehen, diese Lücke in unserm Wissen nach Kräften auszufüllen gesucht, und wie wir ihm dafür als für eine directe Bereicherung unserer Kenntnisse dankbar sind, so werden es gewiß auch manche andere sein. Auch steht zu hoffen, daß die auf eine so eindringliche und glänzende Art gegebene Anregung nicht ohne nachhaltige Wirkung sein werde. Namentlich unsere an der See oder in dem großen deutschen Colonisationsgebiete im Osten heimischen Historiker dürften eine solche Mahnung nicht unbeachtet an sich vorübergehen lassen. Die Gegenwart, die unser Volk mit aller Macht wieder hinaus auf die See drängt, bedarf eines solchen lehrreichen und erhebenden Spiegels der Vergangenheit, und wer in dieser Art seine Gelehrsamkeit, seinen Fleiß und seine Darstellungskraft verwendet, hat ebenso unmittelbar seiner Nation einen praktischen Dienst erwiesen als der, welcher ihr neue Handelsgebiete über See auffindet oder neue Constructionen gewappneter Schiffe ersinnt.

Heinrich Rückert.

Das deutsche Theater und seine Lehrmeister.

(Beschluß aus Nr. 10.)

1. Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Von Heinrich Laube. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Weber. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Deutsche Kunst und deutsche Politik. Von Richard Wagner. Leipzig, Weber. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Oper und Drama. Von Richard Wagner. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig, Weber. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Darstellung, welche Laube (Nr. 1) von seiner eigenen Theaterleitung gibt, hat den Charakter einer Jahreschronik; es werden für jedes Jahr die wichtigsten Ereignisse, die neuaufgeführten oder wiederaufgenommenen Stücke, das Engagement neuer Darsteller, das Ausscheiden der ältern gewissenhaft aufgezeichnet. Doch ist Laube dabei weit entfernt von trockenem Chronikenstil. Die lebensvolle Charakteristik der Dichter und Darsteller gibt seinem Werk einen über das Thatsächliche hinausreichenden Werth. Ohne eine Lessing'sche Dramaturgie zu sein, ohne streng theoretische Erörterungen, denen sie geflissentlich aus dem Wege geht, ist diese Burgtheater-Chronik eine reife Frucht vom grünen Lebensbaum und wird der Folgezeit ein im wesentlichen getreues Bild des deutschen Theaters vom Jahre 1850—67, der siebzehnjährigen Frist des Laube'schen Regiments am Burgtheater, entwerfen.

Die Principien seiner Theaterleitung verdienen unbedingte Anerkennung. Er erstrebte in erster Linie ein volles Repertoire, ausgestattet mit allem, was die deutsche Literatur seit einem Jahrhundert Classisches oder doch Lebensvolles für die Bühne geschaffen, was Shakspeare uns Deutschen hinterlassen, was von den romanischen Völkern unserer Denk- und Sinnesweise angeeignet werden kann. Er erkannte mit Recht, daß ein Theater heutigentags nicht mehr vom Bureau aus dirigirt, daß die wichtigste Arbeit der Direction auf der Scene geleistet werden, daß ein artistischer Director absolut selbst Dramatiker sein muß. Die fruchtbringende Wirksamkeit Laube's bei den Lese- und Theaterproben ist selbst von seinen Gegnern anerkannt worden. Hebbel, der sonst nicht zu Laube's Verehrern gehörte, sagte uns einmal, daß Laube auf den Proben stets eine schöpferische Phantasie entfalte.

Ueber die Principien, die er bei Feststellung des Repertoire befolgt hat, erhalten wir Aufschluß durch die Wahl und Kritik der aufgeführten Stücke. Sie stimmen im ganzen überein mit denen, die wir stets in Betreff der modernen Dramatik und der modernen Literatur aufgestellt haben. Wenn Laube im einzelnen Fall davon abwich, so machte er in der Regel nur dem specifischen wiener Geschmack Zugeständnisse. Er erkennt in der spanischen Dramatik die uns fremde Gedankenwelt:

Wozu in eine Welt zurückgreifen, welche für den Inhalt unserer Kunst religiös wie politisch überlebt ist? Wozu Stücke neu in Scene setzen, die uns durch ihren Inhalt — mit wenigen Ausnahmen — fremdartig anmuthen?

Bei Gelegenheit des „Stern von Sevilla" sagt Laube:

Hier entwickelten sich die Uebelstände einer uns weit abliegenden socialen Welt geradezu schreiend. Wie oft hatte ich das Stück vorgelesen, und meine Zuhörer hatten sich erbaut gezeigt! Ja, Vorlesen und Spielen sind sehr verschiedene Dinge! Beim Vorlesen sind wir gebildete Leute, welche sich wohlerzogen in eine fremde Welt versetzen lassen; dem Spielen auf der Bühne gegenüber sind wir nichts als gegenwärtige Menschen, welche den Standpunkt der heutigen Welt vertreten, nichts weiter; ein Theil des Publikums, abhängig vom Nachbar. Wie gut wir auch wissen mögen: was da oben vorgeht, ist ganz richtig, so waren die Dinge in jener Zeit — nichts da! Die Stimmung des ganzen Publikums überwältigt uns in der ersten Scene, und wir stimmen bei, wenn das Publikum sagt: Das paßt nicht mehr! Kurz, ein Theaterstück muß der brutalen Gegenwart Stich halten, denn das Publikum ist keine gewählte Gesellschaft, es ist nur der grobe lebendige Ausdruck der Gegenwart. — Ah, dann wären ja historische Stücke überhaupt nicht möglich! — O, doch! Sie müssen nur in einem Geiste geschrieben sein, den wir ohne Gelehrsamkeit verstehen. Specialhistorische Studien müssen nicht nöthig sein. Das Fremde, in einem uns

fremden Geiste hingestellt, eine für uns spanische Welt — das wird schweigend abgelehnt oder gar verspottet. Im Theater meint die Gegenwart immer allein recht zu haben.

Dasselbe Princip spricht sich in Laube's Beurtheilung der „Architekturstücke" aus, jener akademischen Schuldramen, wie wir sie stets bezeichnet haben. Die „Klytämnestra" von Tempeltey, die „Sophonisbe" von Hersch, die mit Mann und Maus zu Grunde ging, werden uns als Proben derselben vorgeführt:

Zum Vorlesen sind diese dramatischen „Architekturen" am besten geeignet. Man kennt den Riß, man kennt die Bausteine, man folgt dem Aufbau mit Leichtigkeit, und die sogenannte „schöne Sprache" thut das übrige. Unter „schöner Sprache" hatte sich in unsere poetische Dramatik ein hohles Versewesen eingeschlichen, welches abgenutzte Gedanken anspruchsvoll vorträgt und durchschnittlich des eigenen Tons und Charakters entbehrt — eine poetische Jahrmarktswaare für die nur äußerlich theilnehmende Partie des Publikums. Dieser verschwommene Geschmack ist in den letzten zehn Jahren allmählich außer Credit gekommen im Burgtheater.

In Bezug auf die „schöne Sprache" muß man indeß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Der ἡδυσμενος λογος des Aristoteles hat für alle Zeiten sein gutes Recht. Kein großer Dichter und Dramatiker ohne „schöne Sprache"; nur muß sie eben wahrhaft schön sein, das heißt einen begeisterten, aus innerster Seele herausgeborenen Schwung athmen, der mit der ganzen Ursprünglichkeit des Dichters eng verwachsen ist. Was man aber für gewöhnlich unterschiedslos „schöne Sprache" nennt, das ist nur ein ausgewaschenes Kleid mit den classischen Mustern, das ist nur eben die gebildete Sprache, die für den Dichter dichtet und denkt, die nur den negativen Reiz der Correctheit hat und deshalb ohne Verdienst und Bedeutung ist. Doch man darf das Talent nicht mit dem Dilettantismus zugleich über Bord werfen. Jedenfalls ist ein Stück mit schöner Sprache immer noch einem Stück ohne dieselbe vorzuziehen, wie man von einem in Versen geschriebenen Drama verlangen muß, daß diese Verse gut sind und nicht ein metrisches Hackbret. Die Sprache ist ja eins der höchsten Lebensorgane des Dichters, und es ist ein Unterschied, ob man durch Lungen oder durch Kiemen athmet. Was wäre Schiller ohne seine „schöne Sprache"? Aus ihr gerade spricht sein Genius.

Gegen misbräuchliche Stichwörter, durch welche alles in einen Topf geworfen wird, muß die Kritik unnachsichtlich sein, weil die wohlfeile ästhetische Tagesweisheit von ihnen zehrt und sich mit ihnen ein Ansehen gibt.

Doch müssen wir auch hier eine principielle Abweichung von Laube und der realistischen Schule betonen, welche im Drama auf das Knappe, Kurze, nur theatralisch Nothwendige dringt, alle Lyrik verurtheilt, allem Geistreichen abhold ist, das nach einer über die Theaterform hinausgehenden Selbständigkeit ringt. Bei aller Anerkennung der geschlossenen und unzerbrechlichen dramatischen Technik halten wir doch den Geist in aller Dichtung für das erste, das ἐν καὶ πᾶν, das Lebenbringende, namentlich aber den dichterischen Geist. Die Leidenschaft soll sich im Drama mit aller Tiefe, die Liebe mit allem lyrischen Zauber aussprechen, sonst erhalten wir flache Alltagsarbeit, welche der Beherrschung dramatischer Technik wohlfeile Erfolge verdankt, aber verloren geht mit der kurzen Epoche, welche dem äußerlichen Geschick Beifall spendet. Nicht nur Shakspeare's Dramen, auch die Dramen Schiller's, die doch für die moderne Bühne bestimmt waren, greifen nach jeder Seite weit über das technisch Nöthige, das theatralisch Knappe hinaus und verstoßen schon in ihrem äußerlichen Umfang gegen die Anforderungen der Bühne. Welche Fülle der Lyrik in den Monologen der „Jungfrau von Orleans", der „Maria Stuart" — wer wollte sie missen? Sie klingt in allen Herzen wieder und macht einen wesentlichen Theil von Schiller's Dichtergröße aus, ja selbst von seinen Bühnenwirkungen muß viel auf ihre Rechnung gesetzt werden. Welche Weite der Composition im „Don Carlos", welche epische Breite im „Tell"! Der Bühnentechniker, der streng auf seinem Schein besteht, müßte diese Stücke überhaupt von der Bühne zurückweisen. Wer weiß, was ihnen heutigentags begegnen würde, wenn sie zum ersten male an die Pforten unserer Intendanzen anklopften. Und doch ist es der über die strenge dramatische Form übergreifende, freilich sie auch durchdringende Dichtergenius, der sie zu den strahlenden Gipfelpunkten unserer Theaterrepertoires gemacht hat.

Laube's Begeisterung für Schiller und Grillparzer beweist allerdings, daß er seine für den Alltagsgebrauch gemachten Maßstäbe in die Tasche steckt, wenn ihm bedeutende dichterische Gestalten entgegentreten; aber die Rangordnung, die er von den Poeten der Gegenwart entwirft, würde doch wesentlich verändert werden, wenn er sie je nach der Annäherung an diese gefeierten Vorbilder und nicht blos nach ihrer Bühnengemäßheit messen wollte.

Mit voller und freudiger Zustimmung begrüßt Laube einige der neuern Dichter und einzelne ihrer Werke, so namentlich die beiden Lustspiele, die er für die besten neuern hält, Freytag's „Journalisten" und Hackländer's „Geheimen Agenten". Gerade dieser warme Antheil für die gleichzeitige Production, die Freude an jedem Gelungenen, das der Bühne zugute kommt, ist einer der liebenswürdigsten Züge des Werks und spricht für die echte und lautere Hingebung Laube's an die Interessen unsers Theaters. Von den „Journalisten" sagte er:

Was ich immer gewünscht, lag vor mir. Unser heutiges Leben da angefaßt, wo es geistige Bedeutung hat, also in höherm Sinne und doch in leichter Form, in der heiter wohlthuenden Form des ehrlichen deutschen Lustspiels. Wahrheit, volle Möglichkeit des Vorgangs, reizend gehoben durch feinen Humor — Katzenhumor, wie Gutzkow ärgerlich von Freytag sagt —, populär gehalten durch starke Züge und kräftige Charaktere à la Piepenbrink — das war ein Fest für mich, diese erste Lektüre! Da war ja der Weg, da war ja das erreichte Ziel! Wir können also doch Stücke schreiben, wir können Lustspiele schreiben ohne Uebertreibung und Forcirtheit, das deutsche Theater kann also noch bestehen und gedeihen, es braucht nicht zu sterben!

In der Anerkennung dieses Lustspiels sind wir mit Laube einig. Doch geht seine Sympathie für Freytag wol zu weit, wenn er „Die Fabier" dieses Autors von den „Architekturstücken", seiner Lieblingskategorie, ausnimmt und die milde schöne Führung, den mäßigen, oft schönen Ausdruck des Stücks rühmt, ohne hinzuzufügen, daß demselben, bei einer oft mehr antiquarischen als antiken Einfachheit, alle tragische Größe und Leidenschaft fehlt, daß der frostige Ausdruck ebenso oft ins Forcirte fällt, und daß es in der That, wenngleich nach einer mehr realistischen Schablone gedichtet, alle Ansprüche eines Architekturstücks

vollständig erfüllt. Einen gleichen warmen Antheil widmet Laube den Dramen Otto Ludwig's, die er an der Burg mit Erfolg inscenirt und erhalten hat. Treffend hebt er die Nachwehen der romantischen Schule als dasjenige Element heraus, welches diesen Dichter in seinen Productionen beeinträchtigt hat, auch tadelt er den Schlußact des „Erbförster", in welchem Stücke er eine „kranke" und eine „gesunde Seele" mit Recht unterscheidet. Wir haben an diesem, durch Zufallsschläge zur Tragödie niedergeregneten Lustspiel nie Gefallen finden können, sowenig wir die Züge charakteristischer Kraft verkennen, die sich in demselben finden. Die Stillosigkeit des Ganzen und der mörderische Unsinn des Schlußacts wirken geradezu abschreckend. Auch die „Makkabäer" überschätzt Laube, obgleich dies Trauerspiel besser ist als der „Erbförster", die Composition in Fresken ohne dramatischen Gang, ohne Einheit des Helden und ein Stil, der bei aller dramatischen Kraft ebenso oft in die gesuchte Kraftphrase übergeht, hierzu der fernliegende Stoff weihen dies Stück der bekannten „literarhistorischen Vergessenheit". Gleichwol halten wir die Förderung, welche Laube diesem wacker strebenden Dichter zutheil werden ließ, für eins seiner Hauptverdienste um die neuere dramatische Dichtkunst. Leider wurde Ludwig durch seinen Tod gehindert, die Hoffnungen zu erfüllen, die sich an sein Talent knüpften; die Feindseligkeit gegen Schiller, die aus den Papieren seines Nachlasses zugleich mit einer blinden Shakspearomanie spricht, lassen freilich bezweifeln, daß er den rechten Weg zu einer wahrhaft nationalen Wirkung gefunden hätte; es waren dies die traurigen Ueberlieferungen der romantischen Schule, welche auch Hebbel zu so erfolglosen tieckisirenden Dichtungen anregte, wie „Rubin" und „Diamant", und auch diesen Dichter auf Abwege führte.

Bei der hohen Schätzung Ludwig's erscheint die Schätzung Hebbel's von seiten unsers Autors wieder zu gering; denn Ludwig gehörte zur Hebbel'schen Schule, und Hebbel war ihm an genialer Tiefe und dramatischem Compositionstalent bei weitem überlegen. Es ist hier ein ähnliches Verhältniß wie bei Friedrich Halm und Grillparzer, man vermißt die Gleichartigkeit des angelegten Maßstabes. Wenn Laube den Dichter der „Nibelungen" einen dichtenden Denker nennt, so stimmt er fast wörtlich mit der Charakteristik desselben in unserer „Nationalliteratur" überein: „Hebbel ist ein großer dramatischer Denker. Um ein großer dramatischer Dichter zu sein, fehlt ihm wenig, aber dies Wenige ist viel — das Maß und der Zauber der Schönheit." Wenn wir nun aber von Laube erfahren wollen, welches denn die Bedeutung des dichtenden Denkers, welches seine dramatischen Probleme, welches die Eigenthümlichkeit seiner dramatisirten Gedankengänge und seines originellen Kraftstils sind — so läßt uns freilich sein Werk im Stich. Doch nicht mit Unrecht wird er auf den Titel verweisen, er schreibt eben eine Geschichte des Burgtheaters und keine Literaturgeschichte, und der Maßstab seiner Beurtheilung ist der theatralische. Und wenn er in zahlreichen Excursen auf die geistige und literarische Bedeutung anderer Dichter eingeht, so ist dies ein Recht freier geistiger Bewegung, aus welchem ihm noch keine Pflichten erwachsen.

Interessant ist es immerhin, wie er die Hebbel'schen Werke vom Standpunkt der Bühne aus beurtheilt. Er nennt es einen Act der Selbstverleugnung und der Billigkeit, den er sich auferlegte, indem er ein Stück von Hebbel in Scene setzte. Er habe weder damals noch früher oder später Hebbel für einen Theaterdichter gehalten. Doch um den Vorwurf zu entkräften, daß er einen lebenden Dichter von der Bühne ausschließe, gab er die Hebbel'sche „Genoveva", und zwar aus Censurrücksichten als „Magellone". „Als Theaterdirector muß man der Belehrung zugänglich sein, wie ein Minister" — ist die goldene Maxime, die er bei dieser Veranlassung ausspricht und die man in Brillantschrift den deutschen Intendanten über ihre Directionstische hängen sollte. Doch wie fiel die Belehrung aus:

> Diese erste Inscenesetzung eines Hebbel'schen Stücks wurde für mich eine aufklärende Offenbarung über seine Schöpfungsart. Ich erkannte zum ersten male deutlich, daß seine Stücke aus einem tiefen Grunde der Scene fremd sind, daß Hebbel — wie ich neulich von Gervinus gesagt — gar keine plastische Phantasie besitzt, daß er beim Empfangen und Niederschreiben seiner Stücke den Vorgang in diesen Stücken gar nicht gesehen hat in seiner Einbildungskraft. Es ist aber unerlaßlich, daß der dramatische Dichter seine Vorgänge im Geiste sieht, sonst werden sie eben nicht Schauspiele. Hebbel's Stücke sind zusammengedacht, sie sind von einem begabten, dichtenden Denker niedergeschrieben, nicht aber von einem Dichter, der ein Künstler ist. Das war eine Pein, als ich das Stück vor der ersten Probe las, zum ersten male daraufhin las, daß es als die Gestalt an mir vorüberschreite, welche ich ihm auf der Scene geben wollte! Das war eine Pein! Es entstand keine Gestalt; die einzelnen Theile bröckelten auseinander; unsicher wie nie ging ich an die Aufgabe. Bei der Vorstellung des Abends wurde mir das alles sonnenklar. Geist, Geist, aber keine Gestalt! Darum nehmen sich die Sachen so unvollständig aus auf der Scene: sie sind gar nicht für die Scene entstanden. Das ihm wohlwollende Publikum geht bereitwillig an die geistigen Strahlen und weiß sich nicht zu erklären, warum sein Antheil so rettungslos ermattet. Warum? Die Kunst lebt nicht vom Geiste allein, sie braucht einen wohlgefügten Körper zur Vergeistigung. Das Stück erhielt sich denn nicht, und was schlimmer: ich war für immer abgeschreckt von diesem dramatischen Dichter, weil ich zu gut wußte, daß ohne plastische Phantasie kein Dichter der Erde auf der Scene besteht.

Lebendig und auch die geistige Richtung und Bedeutung treffend ist die Charakteristik anderer Autoren, namentlich die von Paul Heyse und Emil Brachvogel. Den erstern vergleicht Laube mit Giulio Romano, dem Schüler Rafael's, und meint nur, daß in seiner Thätigkeit für die Bühne ihm die vorherrschende Anmuth und Feinfühligkeit seiner Natur einigen Abbruch thue; er besitze alle feinern Reize der poetischen Bildung, ihm fehle nur die letzte Gewalt einer starken Natur. Ebenso glücklich und schlagend ist die Charakteristik Brachvogel's:

> „Narciß" trägt Züge starken Talents, geistiger Roheit und doch auch geistigen Bedürfnisses, welches in die Tiefe will, aber von der Phrase aufgehalten wird. Brachvogel ist eine blutvolle schlesische Natur, ganz im Gegensatze zu Hebbel und Immermann ohne Spur gelehrter Erziehung, im Stil oft voll Bombast und Schwulst, im Ziel dagegen oft hell und schneidend auf modern-sociale Ideen losgehend — ein begabter Naturalist.

Ueber die eigentlichen Bühnenschriftsteller, wie Benedix und Frau Birch-Pfeiffer, fällt Laube ein wohlwollendes Urtheil, welches wieder beweist, daß er die Ansprüche des „literarischen Theaters" keineswegs mit denen der

praktischen Bühne unterschiedslos zusammenwirft. So sagt er von Benedix:

Roderich Benedix ist sehr schätzbar für die Theaterdirectionen. Er gewährt ihnen alljährlich Lebensmittel; man nennt sie Hausmannskost. Leider ist er eben deshalb von geringerer Bedeutung geworden für das literarische Theater, denn er producirt zu leicht und zu rasch, und seine Stücke schlagen keine tiefern Wurzeln. Sein Erfindungstalent ist ein in Deutschland seltenes und sollte uns zu einer redlichen Aufmerksamkeit für ihn verpflichten. Gewohnheit, wie das Bedürfniß des Erwerbs verleiten und nöthigen ihn zur Hast; vielleicht um dieser Hast willen sind seine zahlreichen Arbeiten selten frei von Banalität. Vielleicht! Denn es gibt freilich schöpferische Naturen, die nur dann schöpferisch sind, wenn sie sich beeilen können. Benedix zum Beispiel ist sehr schwer dahin zu bringen, daß er Aenderungen an seinen Stücken vornehme. Leicht empfangen, leicht geboren, sind ihm seine Kinder auch fertig, wenn sie da sind; er ist immer schon inmitten einer neuen Geburt, wenn man ihm über sein letztes Kind Betrachtungen aufnöthigen will.

Laube erkennt es an, daß Benedix stets innerliche Aufgaben bearbeitet hat und von aller äußerlichen Koketterie frei ist. Weit zurückhaltender ist er in Anerkennung der Verdienste, die sich Frau Birch um unsere Bühne erworben hat.

Zu den interessantesten Partien des Werks gehören diejenigen, in denen sich Laube über seine Inscenirung Shakspeare'scher Dramen ausspricht. Shakspeare vom Standpunkt des deutschen Theaters beurtheilt — das ist jedenfalls wichtiger und berechtigter, als das deutsche Theater vom Standpunkt Shakspeare's beurtheilt. Wir stimmen Laube vollkommen in seiner Würdigung des großen britischen Dichters bei, die durchaus die Gesichtspunkte unserer Zeit wahrt. Laube selbst hat sich durch Inscenirung seiner Hauptdramen, namentlich der drei großen Römerdramen und vieler Historien um die Einbürgerung Shakspeare's auf deutscher Bühne unleugbare Verdienste erworben. Der Erfolg von „Richard III." war bei der ersten Aufführung fast in Frage gestellt, ebenso errang „Richard II." keinen rechten Succeß. Laube schiebt das auf die Formlosigkeit der Historien; doch während „Richard III.", das Lieblingsstück der deutschen Commentatoren und der englischen und deutschen Schauspieler, in seinem Gang und der abrupten Motivirung gerade vorzugsweise an die dramatische Chronik erinnert und nur durch die starken Züge im Charakter des Helden auf der Bühne zur Wirkung kommt, erscheint uns „Richard II." als das am besten componirte englische Geschichtsdrama Shakspeare's, und nur ein gewisser lyrischer Zug in der meist passiven Haltung des Helden, dem die hervorstechende Prägnanz fehlt, beeinträchtigt den Bühnenerfolg. Mit Recht stellt Laube von den Römerstücken „Coriolanus" am höchsten; seine Kritik des „Julius Cäsar" ist durchaus geistvoll und treffend.

Ein anderer wichtiger Punkt ist Laube's Rechtfertigung in Betreff der zahlreichen französischen Stücke, die er während seiner Directionsführung zur Darstellung brachte. Nach dieser Seite hin sind ihm die lebhaftesten Vorwürfe gemacht worden. In der That ist das von ihm selbst mitgetheilte Register der französischen Stücke ein sehr reichhaltiges; alle diese Stücke sind, wie Laube sagt, unverwüstliche Repertoirestücke geworden. Laube betont in seiner Rechtfertigung vor allen Dingen das moderne Interesse der französischen Stücke, das Interesse, „welches im Reiz der Gegenwart liegt":

Und gerade dies wird von deutscher Theaterkritik am vielfachsten verkannt. Sie behandelt geringschätzig, was sich auf der Bühne mit der Gegenwart beschäftigt, und verliert dadurch die wichtigste Gelegenheit, dem Theater zu nützen. Brutus ist ihr interessanter als Doctor Fischer. Auf dem Theater und beim Theaterpublikum ist's umgekehrt. Ein Theater hat die größte Macht darin, daß es die Gegenwart ansprechend darstellt. Dadurch gewinnt es das größte Publikum, dadurch nöthigt es seine Schauspieler zur Wahrheit und sein Publikum zur Würdigung wahrhaftigen Spiels. Denn bei den Stoffen der Gegenwart sind alle Zuschauer bis auf einen gewissen Grad urtheilsfähig: ob das, was dargestellt wird und wie es dargestellt wird, richtig und treffend sei. Und von der Gegenwart ausgehend, führt ein Theater in richtiger Folge und aufsteigender Reihe sein Publikum und seine Schauspieler natürlich und gesund zu fernerliegenden Aufgaben wie zu höherliegenden Aufgaben. Ein so herangebildetes Publikum und so heraufgezogene Schauspieler gehen an ein historisches Schauspiel einfach und ehrlich. Da ist ein verbildetes Pathos und ein verkünstelter Stil nicht mehr möglich, da erfolgt die nothwendige Steigerung des Vortrags und Stils in organischer Weise, sie erfolgt unserm Bildungsstandpunkte angemessen, und das ganze Theater bewahrt sich den Ton der Wahrhaftigkeit, mit diesem Tone aber die einzig treffende und dauernde Macht. Auf den deutschen Theatern hat man seit Jahrzehnten den umgekehrten Weg verfolgt, und gerade dadurch hat man das deutsche Theater gefährlich beschädigt....

Um die Franzosen ist es uns nicht zu thun, sondern um das Schauspiel der Gegenwart. Gelingt es deutschen Dramatikern, wie zum Beispiel Freytag, Hackländer und einigen andern, so ist uns das hoch willkommen, zehnmal willkommener als das Stück eines Fremden, denn die heimatliche Seele steht uns ja zehnmal näher, und bei Franzosen haben wir ja immer ein Quantum fremdartigen Elements auszugäten.

Ohne Frage hat der Stil des Conversationsstücks an der Burg durch die französischen Stücke eine bedeutende Schulung erhalten zu Gunsten auch des deutschen Conversationsstücks. Auch wurde in der Auswahl der Dramen eine gewisse Vorsicht behauptet, indem Laube Stücke wie die „Camelliendame" des jüngern Dumas, „Demi-monde", Girardin's „Supplice d'une femme" nicht zur Aufführung brachte. Die feinern Stücke von Augier haben ohne Frage großen Werth, und diejenigen von Sardou nähern sich vielfach dem deutschen Lustspiel. Ferner wurden alle diese Stücke bearbeitet und eingerichtet, um sie auf deutscher Bühne aufführen zu können.

Gleichwol ist die Bevorzugung der französischen Stücke nicht fortzuleugnen und wird immer solange beschämende Nebengedanken erwecken, solange die französischen Bühnen sich nicht dazu entschließen, auch der neuern deutschen Production auf ihrem Theater gerecht zu werden, und durch diesen Wechseltausch die dramaturgische Ebenbürtigkeit anerkennen. Ebenso unverkennbar ist die Bevorzugung des Conversationsstücks, das, weil es von modernem Geist getragen ist, wol vor all der ritterthümlichen Romantik, vor all den Römer- und Kaiserstücken den Vorzug verdient, aber doch gegen die moderne Tragödie zurückstehen muß und überhaupt durch Entwöhnung des großen Stils und dichterischen Schwungs den ganzen Stand der Bühne auf ein niedrigeres Niveau herabzuschrauben droht.

Noch haben wir jene geistreichen und brillanten Partien des Werks nicht erwähnt, welche die Charakteristik der Darsteller und Darstellerinnen enthalten. Hier herrscht

die frischeste Anschaulichkeit, die lebendigste Schilderung der Individualitäten; der Dramaturg verwandelt sich fast in den Dramatiker, welcher uns festgegründete Charaktere vorführt. Dabei ergeben sich von selbst die wichtigsten dramaturgischen Resultate. Mit welcher warmen Hingebung sind die Porträts einer Luise Neumann, einer Marie Baier, eines Fichtner, Sonnenthal, Lewinsky, Beckmann entworfen! Wie ist der Geist und die Tüchtigkeit einer Frau Rettich anerkannt, bei scharfer Betonung der Schranken ihres Talents. Die ältern Mitglieder: Löwe, Anschütz, Wilhelmi, La Roche, sind mit dem offenbaren Streben nach Unparteilichkeit gewürdigt, wenn man auch den Mangel an Sympathie vielfach herausfühlt, der noch merklicher in der Beurtheilung des Gabillon'schen Ehepaars und in der Charakteristik Dawison's hervortritt, die, scharf und pikant, doch auf eine Unterschätzung dieses Darstellers hinausläuft.

Wir haben im einzelnen manche Abweichung von den Laube'schen Anschauungen hervorheben müssen. Um so wärmer erkennen wir die Vorzüge seines Werks an, welches in Stil und Fassung durchaus bestimmt und prägnant, frisch und geistreich, einen für Kunst- und Literaturgeschichte gleich wichtigen Inhalt behandelt.

Der Schrift Richard Wagner's: „Deutsche Kunst und Politik" (Nr. 2), können wir nicht die gleiche Prägnanz der Fassung nachrühmen. Wagner's Stil hat hier, wie auch in seinem in neuer Auflage erschienenen Hauptwerke: „Oper und Drama" (Nr. 3), etwas Verwickeltes, Schwieriges; er denkt gleichsam in Fugengängen, und es ist schwer, den durchgängigen Faden seiner Gedankenverbindungen zu verfolgen bei den vielen Ausweichungen und Ineinanderschachtelungen seiner geistigen Compositionsweise.

Gleichwol weht ein Hauch warmer Begeisterung für die echte Kunst durch das Werk, und auch der in principieller Hinsicht Andersgesinnte erfreut sich an dem reformatorischen Eifer, mit welchem der Künstler der Kunst, der gemeinsam verehrten, Altäre baut. So schwarz die Farben sind, mit denen Wagner den Verfall des Theaters malt, so übertrieben sein Pessimismus: so bereitwillig wird man ihm zustimmen, wenn er in diesem Institut den Keim und Kern aller national-poetischen und nationalsittlichen Geistesbildung erblickt und behauptet, daß kein anderer Kunstzweig je zu wahrer Blüte und volksbildender Wirksamkeit gelangen kann, ehe nicht dem Theater sein allmächtiger Antheil hieran vollständig zuerkannt und zugesichert ist. Volle Zustimmung verdient auch Wagner's Bestimmung des Idealismus und Realismus und seine Begeisterung für Schiller und Goethe:

So entstanden, in unmittelbarster bildender Wechselbeziehung zu dem Theater, diese hehren Dramen, die, wie jedes von ihnen vom „Wallenstein" bis zum „Tell" eine Eroberung auf dem Gebiete des unbekannten Ideals bezeichnete, nun als die Säulen der einzigen wahrhaften Ruhmeshalle des deutschen Geistes dastehen. Und dies ward mit dem Theater vollbracht. Ohne große Genies in ihren Reihen auftauchen zu sehen, war die ganze Körperschaft der Schauspieler jetzt vom Geiste des Ideals angehaucht, und ihr Erfolg zeigte sich in der gewaltigen Sympathie, welche alle Gebildete jener Zeit, die Jugend, das Volk für das Theater ergriff, da diesen nun der Geist ihrer großen Dichter fast sinnfällig verständlich aufging, und sie selbst, eben durch das Theater, zu Theilhabern ihrer großen, menschenadelnden Ideen machte.

Nur mit der Geringschätzung der „Literaturpoeten" und „Literaturdramatiker" können wir diese Begeisterung nicht in Einklang bringen. Schiller und Goethe waren jedenfalls echte „Literaturpoeten" und „Literaturdramatiker" im Wagner'schen Sinn und würden sich vor der Zumuthung, etwas anderes, etwa Mitarbeiter am musikalischen Kunstwerk der Zukunft zu sein, entschieden bekreuzigt haben.

Von der modernen deutschen Dichtung hat Wagner eine sehr geringschätzige Ansicht; er macht dem König Maximilian die Förderung der schöngeistigen und poetischen Literatur zum Vorwurf; hier sei der Miserfolg seiner großherzigen Bemühungen am ersichtlichsten hervorgetreten:

Beklagenswerther edler Fürst, der hier etwas beschützen, fördern zu können, zu müssen glaubte! Was konnte sein großherziger Wille anders, als eben die endlich eingetretene Impotenz der deutschen poetischen Literatur aufdecken?

Wir vermissen die Consequenz in diesen Anschauungen. Der Autor macht mit der Literatur der Gegenwart tabula rasa, weil sie ihm das Terrain für seine Neubauten verengt; die Vergangenheit läßt er bestehen, als bequemer und minder hemmend. Doch wenn er nicht die großen wie die kleinen Literaturpoeten über den Haufen wirft, wird er seine Theorien nicht zur Geltung bringen können; die großen mit ihren unvergänglichen Vorbildern stehen ihm noch mehr im Wege. Daß wir über die Bedeutung der modernen Poesie, ihre vielsagenden Anfänge, ihre zum Theil tüchtigen Leistungen ganz entgegengesetzter Ansicht sind, bedarf nicht erst der Erwähnung. Doch meinen wir, Richard Wagner könne nur die realistische Richtung verurtheilen, insoweit sie sich in der Dichtweise und auf der Bühne der Gegenwart breit macht; den an Schiller anknüpfenden Idealismus müsse er gelten lassen. Doch gerade diese von König Maximilian begünstigte Richtung wird ja in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle nachgewiesen.

Wenn wir nun mit Richard Wagner auf den Trümmern deutscher Kunst sitzen, so müssen wir natürlich fragen, wie denn der Neubau herrlich und würdig aufzuführen ist. Wagner bespricht zu diesem Zweck die Kunst in ihren Beziehungen zur Schule, zur Kirche und zum Staate. Den Staat will Wagner nicht unmittelbar für die Kunst in Anspruch nehmen; er ist ihm nur der Vertreter der absoluten Zweckmäßigkeit. Das deutsche Königthum dagegen als ideale Krönung des sich vorbereitenden neuen Aufbaues eines wirklichen Volksstaatswesens ist zur Pflege der Kunst berufen; seine wahre Bedeutung drückt sich in dem der Krone allein zustehenden Rechte der Begnadigung aus. Ein Zweckmäßigkeitsmotiv leitet den König bei seinen Gnadenacten. Doch es bleibt „unausgesprochen", weil es unaussprechlich ist, und läßt sich nur in seinem Werke der Gnade erkennen,

wie die Motive des idealistisch gestaltenden Künstlers nicht minder aus einem Zweckmäßigkeitsgesetz entspringen, das sich aber gleichmäßig nicht aussprechen, sondern nur aus dem geschaffenen Kunstwerke erkennen läßt.

Das Recht der Gnade ist der Typus jeder normalen Wirksamkeit des Königs im Staate. Es liegt auch der Verleihung eines Ordens zu Grunde. Diese Orden sollen indeß nicht nur in einer symbolischen Decoration, sondern

in wirklich activen Körperschaften bestehen, in Ordensgemeinschaften, deren Großmeister der König ist. Er ernennt alle diejenigen, die in ihren Leistungen und Leistungsfähigkeiten das allgemein gesetzliche Maß der für den Nützlichkeitszweck zu stellenden Anforderungen überschreiten, somit von selbst in die Sphäre der Gnade, d. h. der activen Freiheit treten, in einem edeln und wahrhaftigen Sinne zu seinen Pairs. Dies ist die höhere Gemeinschaft zwischen dem König und dem Künstler. Nach einigen Bemerkungen über Adel, Hoftheater, die in ihrer bisherigen Leitung zum Verfall der dramatischen Kunst geführt haben, kommt Wagner denn bei seiner eigentlichen Fragestellung an: Auf welche Weise ist eine Veredlung des allgemeinen Geschmacks an theatralischen Vorstellungen, wie sie im Sinne der dem Theater zugewendeten königlichen Gnade liegen muß, zu erreichen? Und darauf lautet die Antwort: Offenbar nur durch Veredlung des Charakters der theatralischen Vorstellungen, durch die Macht des genügend sich wiederholenden Beispiels von der Wirkung in jeder Hinsicht vortrefflicher Leistungen.

Zu diesem ist auf dem Wege des täglichen Verkehrs zwischen Theater und Publikum, namentlich auf der Basis der Erwerbsinteressen, unmöglich zu gelangen, mindestens nicht bei den gegebenen deutschen Theaterverhältnissen im allgemeinen. Dieses Beispiel kann nur auf einem von den Bedürfnissen und Rücksichtigungen des alltäglichen Theaterverkehrs gänzlich eximirten Boden gegeben werden, auf dem Boden, welcher nur in der Sphäre der in einem großen Sinne von uns gedeuteten königlichen Gnade liegen kann. Bedingung hierfür ist die Außeralltäglichkeit in allem und jedem, wie sie in erster Linie nur durch größere Seltenheit gewährleistet werden kann.

Dazu genügen keine sogenannten Mustervorstellungen, sondern es werden folgende charakteristische Merkmale von solchen königlichen Aufführungen verlangt:

In ihnen würden ein für allemal nur solche dramatische Werke zur Darstellung gelangen, welche die vollendete Ausbildung eines bisher gänzlich mangelnden deutschen Stils auf dem Gebiete des lebendigen Dramas wirklich ermöglichen: unter diesem Stil verstehen wir die vollkommen erreichte und zum Gesetz erhobene Uebereinstimmung der theatralischen Darstellung mit dem dargestellten wahrhaft deutschen Dichterwerke. Durch die zweckmäßigste Verwendung der vorhandenen, zerstreuten und hierzu versammelten mimischen Talente, von der Darstellung vorhandener wahrhaft deutscher Werke ausgehend, würde zur Veranlassung neuer, für die gleiche Stilbewährung geeigneter Werke fortgeschritten werden. Die gewerbliche Tendenz im Verkehr zwischen Publikum und Theater wäre hier vollständig aufgehoben: der Zuschauer würde nicht mehr von dem Bedürfnisse der Zerstreuung nach der Tagesanspannung, sondern dem der Sammlung nach der Zerstreuung eines selten wiederkehrenden Festtags geleitet in den von seinem gewohnten allabendlichen Zufluchtsort für theatralische Unterhaltung abgelegenen, eigens nur dem Zwecke dieser außerordentlichen, eximirten Aufführungen sich erschließenden, besondern Kunstbau eintreten, um hier seiner höchsten Zwecke willen die Mühe des Lebens in einem edelsten Sinne zu vergessen.

In einem kurzen Ueberblick am Schlusse wird noch ausgesprochen, daß Preußen seinen deutschen Beruf dadurch zu erfüllen sucht, indem es die höchsten Nützlichkeitszwecke verfolgt, daß Baiern aber neben Preußen einen höchsten Beruf zu erfüllen hat, indem es das freie Walten der Gnade, in dem früher erwähnten Sinne, der Krone sichert und dem deutschen Geist, der nur in dem idealen Aufschwunge der großen Schöpfer der deutschen Wiedergeburt des vorigen Jahrhunderts (also der Literaturpoeten) nachweisbar ist, im deutschen Staatswesen die volle entsprechende Grundlage gibt.

Durch diese Wendung am Schluß wird der ganze Standpunkt der Schrift auf einmal aufgeklärt, sie ist ein „Mémoire", eine bairische Staatsschrift, gerichtet an den kunstsinnigen König von Baiern, um ihm die Begründung eines außerordentlichen Theaters zu besondern künstlerischen Festgenüssen zu empfehlen. Man wird die Appellation an den Kunstsinn eines Monarchen zur Pflege idealer Kunstrichtungen immerhin gutheißen können, so gerechte Zweifel man auch daran hegen mag, ob große Kunstleistungen sich nur durch königliche Gnade erziehen lassen, ob dies überhaupt der Weg ist, auf welchem der deutschen Kunst, der nach Schiller „keines Mediceers Güte" gelächelt hat, die höchsten Ziele erreichbar sind. Doch wichtiger noch ist, was diese Staatsschrift verschweigt, als was sie ausspricht. Denn die nächste Frage ist doch, was soll in diesem außerordentlichen Kunsttempel und mit diesen außerordentlichen Kunstmitteln zur Aufführung kommen?

Und die Antwort ist selbstverständlich, wenn man den Gedankengängen der Schrift aufmerksam gefolgt ist: — das Kunstwerk der Zukunft. Die Literaturpoesie der Gegenwart liegt ja im tiefsten Verfall; diesen jämmerlichen Epigonen müssen die Pforten eines prächtigen Kunsttempels verschlossen bleiben. Und jene „großen Geister", denen Richard Wagner so warme Begeisterung widmet, waren sie nicht auch Literaturpoeten und verstoßen sie nicht gegen das große Axiom der Wagner'schen Zukunftsdramatik, wie es uns auch in dem bekannten neu aufgelegten Werk: „Oper und Drama" (Nr. 3), mit Flammenschrift verkündigt wird: „Was nicht werth ist, gesungen zu werden, ist auch nicht der Dichtung werth." Nun, so mache man die Probe und singe den „Carlos", den „Wallenstein", alle die genialen, gedankenreichen Dichtungen der großen Meister, und man wird sich bald überzeugen, daß diese Poesie der Vergangenheit angehört, durchaus nicht den Ansprüchen der Poesie der Zukunft entspricht und daher auch in dem außerordentlichen Theater keine Stätte finden kann. Die Begeisterung Wagner's für Schiller erscheint daher als eine liebenswürdige Inconsequenz.

Wir bestreiten dem Kunstwerk der Zukunft nicht die Berechtigung, sondern nur die ausschließliche Berechtigung. Als reformirte Oper hat es hohe Verdienste, es sucht für diese Kunstgattung und die Mischung ihrer Elemente die rechte Mitte; ja es läßt sich auch ein musikalisches Drama denken, in welchem Mythus und Wunder, die Motive der Richard Wagner'schen Kunstromantik, durch den Verein von Musik und Dichtkunst künstlerische Darstellung finden. Doch als absolutes, alle andern Gattungen verschlingendes Drama erscheint es als eine Misgeburt einseitiger Poetik. Das Drama wendet sich keineswegs blos an das Gefühl. Wagner kennt nur eine Gefühlspoesie, weil sich nur diese in Musik setzen läßt. Ganz consequent verurtheilt er die Poesie der Anschauung, die epische Poesie, die für ihn nicht existirt. Die Poesie der Reflexion, des Geistes, der Phantasie, die mit selbständiger Freiheit hinübergreift, aber den bloßen Gefühlsausdruck oder das Gefühl nur in die latente Wärme der Darstellung bannt, mit der sich keine calorische Maschine der Musik heizen und bewegen läßt, ist ihm unbequem. Und doch ist das echte Drama ein

großes Lebensbild, in welchem auch Verstandeselemente, Geist, Witz, Kritik und Satire, lauter für die Musik unfaßbare Imponderabilien, berechtigt sind neben dem Gefühl, abgesehen davon, daß der Ausdruck der dramatischen Leidenschaft und des dramatischen Affects in der Darstellung der Oper durch die musikalische Form nicht gehoben, sondern geschädigt wird, indem das Mienen- und Geberdenspiel, in die Breite gezogen, an Wahrheit und Energie verliert. Das moderne Drama, Träger des Geistes der Gegenwart, würde aber im Kunstwerk der Zukunft rückfällig werden müssen, um der überwundenen Romantik zu fröhnen. Wagner schreibt vom Standpunkte des Musikers aus: alles, was die Poesie vor der Musik voraushat, soll sie darangeben; ja ihre eigene Musik selbst ist ihm unbequem, deshalb ist er höchst consequent ein Vertreter des Stabreims und ein Gegner des Reims. Möge der geniale Componist seine Theorie auf eine Reform der Oper beschränken, dann wird sie der Anerkennung gewiß sein.

Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Schauffert's Preislustspiel: „Schach dem König", macht die Runde über die deutschen Bühnen. In München und Dresden hat es nicht dasselbe Glück gemacht wie in Wien. Die Kritik wendet sich gegen die unerquickliche Handlung der ersten beiden Acte, die fast nur aus einem shakspearisirenden Dialog besteht, und gegen die mangelhafte Technik im Aufbau des Stücks. Das Talent des Verfassers für komische Situationsmalerei prägt sich am schärfsten im dritten Acte aus, die Verlockung des Königs, dieses theoretischen Gegners des bösen Krautes, zum Genuß desselben ist ein glücklicher Griff der Lustspielkomik. Doch die übrige Behandlung macht wieder mistrauisch gegen ein Vermögen schöpferischer Komik, dem oft lange Zeit hindurch die glücklichen Griffe ausbleiben.

Ein von der wiener Preiscommission empfohlenes Lustspiel: „Mademoiselle Bertin", von Georg Horn, machte am Sylvesterabend des vergangenen Jahres am berliner Hoftheater ein glänzendes Fiasco und konnte mit genauer Noth zu Ende gespielt werden. Die Kritik rühmt dem Stück einen feinen und geistreichen Dialog und glückliche Einzelheiten nach, während die am Hofe Ludwig's XVI. spielende Handlung in keiner Hinsicht das Interesse zu fesseln vermag. Die Art und Weise, in welcher das Theaterpublikum gegen die Novität protestirte, war eine so ungewöhnliche, daß die Intendanz es für nöthig hielt, in einer öffentlichen Ansprache das Publikum zu ersuchen, es möge sein Misfallen am Stück nicht die Schauspieler entgelten lassen und mit den Aeußerungen desselben bis nach den Actschlüssen warten.

Nicht viel besser erging es einem andern, von den Preisrichtern empfohlenen Lustspiel: „Die Verlobten", von Adolf Wilbrandt, in Prag und Dresden, während auch die „Frauenrechte" von Görlitz in Breslau Fiasco machten, in Berlin am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aber eine freundliche Aufnahme fanden.

Geringen Trost für den Misserfolg des Horn'schen Lustspiels gewährte das Criminaldrama: „Katharina Boisin", vom Prinzen Georg von Preußen, welches neuerdings am berliner Hoftheater zur Aufführung kam. Der bisher für antike Stoffe begeisterte Dichter hat sich nun ein der Zeit näherliegendes Thema gewählt, doch die Mielichkeit desselben, trotz einzelner drastischer Situationen, nicht zu überwinden vermocht. Die Stimmung des Assisensaals muß von der Bühne fern gehalten werden.

In Schwerin hat der Intendant Freih. von Wolzogen den Versuch gemacht, Kalidasa's „Sakuntala" auf den deutschen Bühnen einzubürgern, und in der That hat der altindische Dramatiker in Schwerin und Breslau einen ganz anständigen Erfolg errungen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man die unvergänglichen Schönheiten dieses indischen Dramas, den lyrischen Zauber, die Zartheit und Süße, den lieblichen Schmelz der Situationen rühmen; die Distichen unsers großen Dichters machen jedes derartige Lob überflüssig. Gleichwol bleibt die Aufführung der „Sakuntala" auf unsern Bühnen ein Experiment wie die Aufführung der „Antigone", und wenn einzelne Kritiker behaupten, daß uns das indische Drama geistesverwandter sei als die antike Tragödie, so kann diese Behauptung doch nur von jenen seelischen Stimmungen, von jenem innigen Naturgefühl gelten, welches der indische Dichter mit uns gemein hat, während dasselbe dem griechischen Alterthum ferner lag. Was aber die Motive der Handlung betrifft, so wird uns die That einer Antigone, der Act schwesterlicher Pietät, selbst die wildleidenschaftliche That der Medea bei weitem verständlicher sein, als die Triebfedern, welche die Handlung des indischen Dramas in Bewegung setzen oder vielmehr die Situationsbilder desselben aneinanderheften. Diese Triebfedern hängen zum Theil mit dem äußerlichsten Ceremoniell des indischen Glaubens zusammen, und der Fluch des Brahmanenpriesters wird uns stets als absurd und gänzlich ungeeignet erscheinen, in die Handlung einzugreifen. Die indische Romantik, das exotische Colorit wird auch auf den Bretern der Gegenwart nicht des decorativen Reizes entbehren; doch wird das ganze Drama mehr den Charakter des Opernhaften tragen; für eine Oper sind die Grundlagen desselben, noch mehr aber sein romantisches Beiwerk vorzüglich geeignet.

Heinrich Laube hat die Direction des leipziger Stadttheaters seit dem 1. Februar übernommen und die neue Aera eröffnet durch eine Aufführung des Schiller'schen Demetrius-Fragments mit einer von ihm selbst verfaßten Fortsetzung, welche durch die Sicherheit technischen Aufbaues, durch dramatisch wirksame Situationen und durch eine keck zugreifende Charakteristik sich auf der Bühne bewährte. Der Schiller'schen Skizze verdankt sie drei der bedeutendsten Scenen: die Begegnung mit der Mutter, die nach der Schiller'schen Anlage nur ein von dem Despoten, der bereits von seiner Unechtheit überzeugt ist, geschickt inscenirtes Schauspiel sein sollte, bei Laube aber noch den an seine legitime Abkunft glaubenden Jüngling mit der zweifelnden Mutter zusammenführt; die Enthüllungsscene, welche den siegesfreudigen Thronprätendenten aus allen Himmeln seiner Legitimität stürzt, und die Schlußscene, in welcher die Mutter mit einem Schwur auf das von dem Popen vorgehaltene Kreuz den Bastardsohn des Zaren Iwan verleugnet; denn zu einem solchen macht ihn Laube, wie dies schon Hebbel in seinem „Demetrius" gethan hat.

Gänzlich abweichend ist die Laube'sche Bearbeitung von dem Schiller'schen Plan, was den Charakter und das Benehmen des Helden nach der Enthüllung seiner wahren Vergangenheit betrifft. Sowol der Demetrius von Laube wie der von Schiller stürzen zwar mit gezücktem Dolch auf den Erzähler los, der das Fundament ihres Lebens erschüttert hat. Doch während der Held Schiller's mit düsterer Energie auch als der unechte Demetrius das kühnbegonnene Werk nicht aufgibt, sondern zum Ziel zu führen sucht und nur innerlich durch die verhängnißvolle Kunde aus einem edeln Jüngling in einen düstern Tyrannen verwandelt wird, eine jener innern Peripetien, die dem äußern Glücksumschlag folgen und uns erst die geheimen Tiefen des Tragischen erschließen, hat der Demetrius Laube's kein anderes Streben, als die Wahrheit zu erforschen, um dann vom Schauplatz abzutreten; er macht dem fehlenden äußern Beruf gegenüber nicht die innere Mission seines Genius

geltend, sondern stellt seine ganze Existenz auf das schwächliche Legitimitätsprincip. Ein edler Jüngling von einer Rechtlichkeit, die im bürgerlichen Leben hochachtbar ist, erhebt er sich weder zur Größe eines historischen, noch zu der eines tragischen Helden; wir zollen ihm unsere Sympathie mit dem Bedauern, daß er in so kläglicher Weise verhindert wird, das zu sein, was er sein will und auch sein muß, wenn er auf die Berechtigung Anspruch machen soll, in einem fünfactigen Trauerspiel unsere Theilnahme festzuhalten; denn eine wegen mangelhafter Legitimation verfehlte Carrière ist wol traurig, aber nicht tragisch zu nennen.

Daß sich bei jeder Fortsetzung des „Demetrius" zwischen dem geistigen und sprachlichen Gepräge Schiller's und seiner Nachfolger eine große Kluft aufthun muß, ist selbstverständlich, auch wäre eine schwächliche Stilcopie noch schlimmer als eine gänzlich abweichende Stilfärbung. Nach Schiller's schwunghaftem Idealismus will der oft derbe Realismus Laube's nicht munden, bis man sich allmählich an den niedrigern geistigen Temperaturgrad gewöhnt hat.

Studien über Gottfried von Strasburg.

Gegenüber den mannichfachen Bemühungen, welche die germanistische Philologie von Anfang an Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach zuwandte, ist Gottfried von Strasburg etwas stiefmütterlich behandelt worden, wenn auch verschiedene Ausgaben seines „Tristan" vorliegen, und wenn auch sein Sprachgebrauch in grammatischen und lexikalischen Werken Darstellung und Verwerthung fand. Die Gründe dieser auffälligen Erscheinung sind verschiedener Art; hauptsächlich ist die Geringschätzung dieses unvergleichlichen Dichters zurückzuführen auf die Auffassung Lachmann's, Gottfried habe gegen die Gesetze der höfischen Verskunst gesündigt. Was eine frühere Zeit versäumte, das scheint neuerdings eifrig nachgeholt zu werden. Franz Pfeiffer war es, der aufs neue die Aufmerksamkeit auf Gottfried hinlenkte und ihn und seine Dichtersprache zu vertheidigen suchte. In einem prachtvollen Aufsatze (1863) wies er unwiderleglich nach, daß Gottfried der Verfasser des ihm zugeschriebenen Lobgesanges auf die heilige Jungfrau und eines Gedichts von der Armuth unmöglich sein könne (vgl. Nr. 50 d. Bl. f. 1868). Im Jahre 1865 wurde dann die Frage nach der Quelle des Gottfried'schen „Tristan" durch A. Bossert der Entscheidung näher gebracht (vgl. Nr. 4 d. Bl. f. 1868).

Belangreich in anderer Richtung sind die Forschungen, welche Hermann Kurtz, der verdienstvolle Uebersetzer und Fortsetzer des „Tristan", über des Dichters Biographie anstellte. In einem Aufsatze „Zum Leben Gottfried's von Strasburg" im Feuilleton der Wochenausgabe der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (zweiter Jahrgang, 1868, Nr. 23—25, 35) tritt er der herrschenden Ansicht vom Bürgerthume Gottfried's entgegen. Er gehöre vielmehr einem Adelsgeschlechte „von Strasburg" an, das schon vor dem 13. Jahrhundert in Strasburg ansässig gewesen sei. Gottfried ist jener Godefredus Notularius de Argentina, also Stadtschreiber von Strasburger, der in einer Urkunde des Königs Philipp vom 18. Juni als Zeuge vorkommt, auf welche zuerst von E. H. Meyer in seiner Schrift „Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe" (Bremen 1863) aufmerksam gemacht wurde. Wahrscheinlich ist Gottfried im Jahre 1216 nicht mehr am Leben gewesen. Den Gönner Dietrich, welchem der „Tristan" gewidmet ist, findet Kurtz in einer dem Geschlechte Gottfried's verwandten burggräflichen Familie von Strasburg. Eine zweite an den „Tristan" anknüpfende Studie hat Kurtz ebenfalls in der Wochenausgabe der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (zweiter Jahrgang, 1868, Nr. 31—33) niedergelegt; sie betitelt sich: „Gottfried von Strasburg und das Gottesurtheil seiner Zeit". Diese beiden Arbeiten von Kurtz, und namentlich die wichtigere erste, konnte Reinhold Bechstein in seiner Einleitung zu seiner neuen Tristan-Ausgabe, deren erster Theil (als siebenter Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters") vor kurzem ausgegeben wurde, noch berücksichtigen und verwerthen.

Bechstein's Einleitung ist, wie es dem Charakter dieser Sammlung angemessen erscheint, populär gehalten. Ueber sein kritisches Verfahren gedenkt er in der Zeitschrift „Germania" das Nähere beizubringen. Ferner lesen wir in der Einleitung Bechstein's, daß er die wissenschaftliche Darlegung der Metrik Gottfried's sich an einem andern Orte vorbehält.

Ein schätzenswerther Beitrag zur Gottfried- und Tristan-Literatur ist ein Aufsatz: „Ueber Gottfried von Strasburg", von Richard Heinzel im siebenten und achten Hefte des Jahrgangs 1868 der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien". Heinzel gibt hier eine sehr ansprechende Charakteristik Gottfried's. Auch er fußt auf jenem urkundlichen Nachweise Meyer's. Den Aufsatz von Kurtz hat Heinzel nicht gekannt, und so erscheint bei ihm Gottfried noch als Bürgerlicher. Bewährt sich jene Annahme von Gottfried's Adel, dann fallen natürlich alle Schlüsse, welche Heinzel aus seinem Bürgerthume zieht, zu Boden, zum mindesten bedürfen sie der Modification. Auch metrische und kritische Verhältnisse werden in Heinzel's Aufsatze berührt. Das dem Gottfried in zwei Handschriften zugeschriebene Minnelied, an dessen Echtheit Bechstein nicht zweifelt, wird von Heinzel gleich dem Lobgesange und dem Liede von der Armuth zu den untergeschobenen Gedichten gezählt.

Schließlich gedenken wir einer fleißigen und beachtenswerthen kleinen Schrift, welche sich hauptsächlich mit der Classification der Tristan-Handschriften und mit der Kritik des Textes beschäftigt. Sie betitelt sich: „Kritische Beiträge zu Gottfried's von Strasburg Tristan. Inauguraldissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde in Göttingen von Theodor von Hagen" (Mühlhausen 1868). Ohne Zweifel wird Reinhold Bechstein sowol mit von Hagen wie mit Heinzel hinsichtlich der kritischen und metrischen Fragen in Discussion treten müssen, da seine Textherstellung und Erklärung öfters von der Auffassung dieser beiden Forscher abweicht.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Die Dryade. Ein Abenteuer. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Aufsess, Freih. von und zu, Das germanische Museum und seine nationalen Ziele. Denkschrift zur Erläuterung des dem norddeutschen Bundesrath vorliegenden Haupt'schen Gutachtens über dieses Museum. Lindau, Stettner. Gr. 8. 4 Ngr.

Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. 1ster Bd. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 1.: Das erste Mittagessen. Lustspiel von C. Görlitz. Berlin, Lassar. Qu. 4. 20 Ngr.

Bunz, G., Die Stiftskirche zu St. Georg in Tübingen. Tübingen, Ostander. Gr. 8. 20 Ngr.

Detlef, K., Unlösliche Bande. Novelle. Stuttgart, E. Hallberger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 15ter Bd.: Ausgewählte Dichtungen von Martin Opitz. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Franz, O., Gajus Gracchus. Trauerspiel. Berlin, Heimann. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Judas Ischarioth. Trauerspiel. Berlin, Heimann. Gr. 8. 15 Ngr.

Katholisch und Ultramontan. Zur Orientirung. Von einem entschiedenen Katholiken und eifrigen Patrioten. Juli 1868. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Leopardi's, G., Dichtungen. Deutsch von G. Brandes. Mit einer Einleitung über das Leben und Wirken des Dichters. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Meis, A., Erlebtes und Erdachtes. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Menzel, W., Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Ende des lombardischen Krieges bis zum Anfang des deutschen Kriegs. (1860—1866.) In 2 Bdn. 1ste Lief. Stuttgart, Krabbe. 8. 6 Ngr.

Müller, H., Katharina von Bora als Nonne, Ehefrau und Witwe. Vortrag. Hannover, Meyer. Gr. 16. 6 Ngr.

Dr. Friedrich Ortloff, wirklicher Geheimerath und Praesident des Gesammt-Oberappellationsgerichts zu Jena. Nekrolog. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 2 Ngr.

Pfarrius, G., Natur und Menschenleben. Sechs Novellen. Düsseldorf, Budich. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Pierson, W., Elektron oder über die Vorfahren, die Verwandtschaft und den Namen der alten Preussen. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des Landes Preussen. Berlin, Peiser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Raabe, A., Erforschung des ursprünglichsten elementarsten tiefsten Verständnisses der alten Sprachen. Grundlegung. Berlin, academische Buchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr.

Rocholl, R., Johann Georg Hamann. Ein Vortrag. Hannover, Meyer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart.
Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Inhalt des fünften Heftes: **Pierre Antoine Berryer, französischer Advocat und Staatsmann.** Eine Charakterskizze von Eduard Kolloff. — **Die mystisch-socialen Gemeinden der Gegenwart.** Ein Essay von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. — **Die südafrikanische Goldregion und die Transvaal-Republik.** — **Chronik der Gegenwart:** Nekrologe: Friedrich Gottlieb Welcker; Franz Pfeiffer; August Schleicher; Heinrich Gottlob Christian Haale. — Theatralische Revue: Heinrich Laube als leipziger Stadttheaterdirector; Laube's Fortsetzung des Schiller'schen „Demetrius"; Robert Byr's „Lady Gloster"; Gustav von Meyern's „Cavaliere"; „Marie Roland" von Eschenbach und Goethe's „Stella" in Weimar; Schauffert's Preislustspiel „Schach dem Könige"; Georg Horn's „Mademoiselle Bertin"; andere neue Lustspiele; deutsche Stücke und Schauspieler im Auslande; neue Dramen der pariser Saison.

Wie die großen französischen und englischen Revuen bietet „Unsere Zeit" ein umfassendes Gemälde der Gegenwart, indem sie die politischen Bewegungen durch orientirende Artikel begleitet und aus den verschiedenen Gebieten des Culturlebens das Thatsächliche in sachgemäßen, übersichtlichen Darstellungen vorführt. Sie ist daher mit Recht als eine deutsche „Revue des deux Mondes" bezeichnet worden.

„Unsere Zeit" ist den Journal- und Lesecirkeln als eine gediegene Zeitschrift von bleibendem Werth zu empfehlen, während sie zugleich ihrem stofflichen Inhalt nach eine Weiterführung und fortlaufende Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon bildet.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Zollvereins
mit besonderer Berücksichtigung der staatlichen Entwickelung Deutschlands.
Von Hermann von Festenberg-Packisch.

8. Geh. 2 Thlr.

Mit vorliegendem Werke beabsichtigt der Verfasser, die Kenntniß des Zollvereins und seiner innigen Beziehungen zu der nationalen Entwickelung Deutschlands einem möglichst umfassenden Leserkreise zugänglich zu machen. Er gibt deshalb nicht eine trockene Darstellung, sondern ein farbenreiches Bild dieses wichtigsten nationalen Instituts, sodaß sein Werk gleichmäßig denjenigen, welche mit der Verfassung und Geschichte des Zollvereins bereits vertraut sind, wie denen, welche diesen Fragen ferner stehen, großes Interesse gewähren wird.

In demselben Verlage erschien:

Ditmar, Wilhelm. Der Deutsche Zollverein. Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende. Zweite Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Geb. 5 Thlr.

Halle im **Pfeffer'schen Verlage** sind soeben erschienen:

Das Leiden
im Lichte des Evangeliums.
Von
E. v. Pressensé,
Dr. theol. und Pastor in Paris.
Autorisirte deutsche Ausgabe.
Vom
Superintendenten **Fabarius.**
Auch unter dem Titel:
Evangelische Studien. I.
Preis ⅓ Thlr.

Ueber Erkenntniss
von
Maximilian Drossbach.
Preis ⅓ Thlr.

Grundlegung
von
Aesthetik, Moral und Erziehung
vom empirischen Standpunkt.
Mit Rücksicht auf Herbart, R. Zimmermann, Lotze, J. H. von Fichte, Fechner, L. Büchner und Trendelenburg.
Mit einem neuen Versuche,
Philosophie und Religion zu versöhnen.
Von
F. A. v. Hartsen.
Preis ⅓ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter aus der preußischen Geschichte
von
K. A. Varnhagen von Ense.
Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.
Dritter Band. 8. Geh. 3 Thlr.
(Der erste und zweite Band haben gleichen Preis.)

Ein neuer Band dieses Werks, das gleich den berühmten „Tagebüchern" des Verfassers die wichtigsten Beiträge zur Zeitgeschichte liefert, ja fast noch größeres Interesse in Anspruch nimmt, weil es in dem darin behandelten Zeitabschnitt (1820—30) an einer unabhängigen Tagespresse fehlte und daher die Aufzeichnungen eines im Brennpunkt der Ereignisse stehenden Zeugen ungleich höhern Werth haben als in der nachfolgenden Periode.

Bei **H. F. Münster** in Verona ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Catalogo
di Scienze e lettere italiane.
350 S. 8. Preis 15 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 18. März 1869.

Inhalt: Ein Roman von Oskar von Redwitz. Von Rudolf Gottschall. — Das Trauerspiel in Mexico. Von Richard Andree. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Roman von Oskar von Redwitz.

Hermann Stark. Deutsches Leben von Oskar von Redwitz. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.

Dem Dichter der „Amaranth", dieses unsaglich gezierten, weihrauchduftigen Wald- und Liebesgedichts, in moderner Romanprosa zu begegnen, wird nicht ohne pikantes Interesse sein. Ist es noch der alte katholische Minnesänger, der dem Drachen der Freigeisterei den Kopf zertritt? Haben wir es nur mit einem Prosaabklatsch jener poetischen Jugendsünde zu thun, die unsers Wissens in mehr als zwanzig Auflagen zu Nutz und Frommen der Gläubigen wiederholt worden ist?

Oskar von Redwitz hat eine Entwickelung durchgemacht, nach welcher er uns gereifter entgegentritt; er hat sich seine ultramontanen Hörner abgelaufen. Wir können den Gang dieser Entwickelung auf dem Gebiet des Dramas verfolgen. Seine „Sigelinde" war noch eine stark nach katholischem Ritus gedichtete Tragödie; in der „Philippine Welser" schmeckte das süßliche Liebeselement der „Amaranth" oft nicht angenehm vor; aber der „Zunftmeister von Nürnberg" und „Der Doge von Venedig" hatten eine männlichere Haltung, einen dramatischen Conflict von strengerm Gepräge; die confessionelle Färbung trat nur noch in einigen schüchtern aufgesetzten Lichtern hervor.

Dasselbe gilt von dem neuen Roman dieses Autors. Nicht als ob die Frömmigkeit in demselben eine untergeordnete Rolle spielte; sie nimmt ein sehr breites Gebiet ein, und namentlich die Frauen beten häufiger und gehen mehr in die Kirche, als dies in modernen Romanen üblich ist; ja einzelne dieser Ausführungen, namentlich wenn es sich um die Gemüthsstimmungen der abergläubischen alten Dorothea handelt, zeigen eine Weitschweifigkeit, welche bei anders gearteten Menschen nothwendig Langeweile hervorrufen muß; aber diese Frömmigkeit ist in confessioneller Hinsicht neutral, sie tritt nicht mehr mit bekehrungswüthigem Glaubenseifer auf; sie wendet sich nicht mehr polemisch gegen die Ketzer, sucht sie nicht mit Stumpf und Stiel auszurotten; sie bleibt eine private Herzensangelegenheit und zeigt sich gelegentlich tolerant und versöhnlich. Auch der ceremonielle Glanz des katholischen Ritus wird nicht zu prunkendem Farbenauftrag verwendet; der Klerus spielt gar keine Rolle in dem dickleibigen Roman, obschon der Held und die Seinen der katholischen Confession angehören.

Eine zweite Frage ist, wie eine vorzugsweise lyrische Begabung sich mit dem epischen Stil des Romans zurechtgefunden hat? In Wahrheit hat sich Redwitz zu diesem Stil erst im dritten Bande seines Werks hindurchgearbeitet, während in den beiden ersten eine dithyrambische Lyrik mit oft ermüdender Breite überwiegt. Dies lyrische Element fehlt freilich auch im letzten Bande nicht, das ganze Werk schwimmt gleichsam in einem Aether der Empfindung; aber in dem letzten Drittheil der Erzählung wird doch die Handlung spannender, die Ereignisse drängen sich, die Entwickelung des Helden macht rascher mehrere entschiedene Phasen durch, sodaß wir nicht mehr in einem Meer aufgelöster Lyrik umherplätschern, sondern auf dem festen Boden einer epischen Handlung uns fortbewegen.

Wir finden oft in Erstlingswerken oder in den ersten Versuchen namhafter Schriftsteller in einer neuen Gattung, daß dieselben sich erst allmählich in den Stil hineinarbeiten, der für diese Gattung unerlaßlich ist. Der Roman von Redwitz ist ein schlagendes Beispiel dafür; erst der letzte Band genügt den wesentlichsten Ansprüchen epischer Darstellung. Unter dem Suchen, Experimentiren leidet indeß die Symmetrie des Ganzen, welche nur dadurch hergestellt werden könnte, daß die beiden ersten Bände in einen einzigen verschmolzen würden. Und in der That enthalten sie, neben ihren großen Schönheiten, so viel Weitschweifiges, ja Triviales, namentlich in dem Familienbriefwechsel und in den Herzensergüssen, in denen der übervolle Becher des Gefühls immer bis auf die Nagel-

probe geleert wird, daß ein solcher revolutionärer Umguß dem ganzen Werke nur vortheilhaft sein würde.

Es gibt eine epische Breite der Darstellung, welche in der Ausmalung des Details, in der Schilderung der Außenwelt zu weit geht; aber es gibt auch eine lyrische Breite, welche für die Ausströmungen des Gefühls kein Maß kennt und sich durch diese zu weit getriebene Redseligkeit um die Wirkungen bringt, welche gerade in dem gehaltenen Ausdruck der Empfindung, in jener Reserve liegt, die noch viel zurückbehält und errathen läßt.

Wer überhaupt in dem Werke von Redwitz Spannung, Ueberraschungen und eine abenteuerliche Verknüpfung der Ereignisse erwartet, alles, worin der eigentliche Reiz des Romanhaften liegt, der würde sich enttäuscht finden; der Autor bezeichnet sein Werk auch gar nicht als Roman, sondern als „Deutsches Leben"; es ist eine Biographie, an deren fortgehendem Faden Lebensbilder gereiht sind, mit dem Anspruch, was kernhaft und eigenthümlich in der Gestaltung gerade unsers deutschen socialen Lebens ist, zur Anschauung zu bringen. Und der Held dieser Biographie, den wir von seiner Wiege an, durch seine Schul- und Universitätsjahre bis zu seiner selbständigen Bewährung verfolgen, erlebt nichts Außerordentliches. Wir sehen ihn, wie er schon als Knabe Führer der Genossen ist, auf der Schule einem boshaften Lehrer ein glänzendes Paroli bietet, auf der Universität einen Commilitonen, der seinen Vater beleidigt, niederduellirt, als Beamter in untergeordneten Verhältnissen Geduld und Ausdauer zeigt, als Advocat einen schwierigen Proceß durch seine glänzende Beredsamkeit gewinnt, Herz und Hand eines liebenswürdigen Mädchens erobert, und wenn wir die verschiedenen Examina und die Hochzeit glücklich überstanden haben, sind wir bereits am Schluß des zweiten Bandes angekommen. Noch immer ist der Charakter des Helden so vollkommen tadel- und schattenlos, daß uns angst wird, mehr einen musterhaften Tugendspiegel für die Nacheiferung, als einen lebenswahren Charakter uns vorgeführt zu sehen. Der Verfasser scheint selbst das gleiche Gefühl am Schlusse des zweiten Bandes gehabt zu haben; er beginnt mit dem dritten seinen Helden durch eine Leidenschaft, die allerdings zu den edelsten gehört, durch den Ehrgeiz, etwas von der ganz geraden Bahn abzulenken. Stark zieht nach der Hauptstadt, beginnt eine Rolle als Politiker zu spielen, macht dabei ein glänzendes Haus, vernachlässigt über diesen Bestrebungen sein häusliches Glück, erwirbt dann mit der Unterstützung eines befreundeten Bankiers ein Rittergut, wo seinem Stolz indeß von den benachbarten Adelichen manche Demüthigung zutheil wird, während die leidenschaftliche Hast seiner Bewirthschaftung ihn zu einer unbilligen, wenn auch nie vom Recht abweichenden Behandlung seiner Untergebenen und des Volks verleitet. Das Fallissement des Bankiers hat die Folge, daß auch Hermann sich auf seinem Rittersitz nicht behaupten kann: die gerechte Strafe seines Ehrgeizes und seiner Ueberhebungen. Buße dafür thut er in der untergeordneten Stellung eines geschäftlichen Correspondenten bei einem Fabrikherrn, bis die Wiederaufnahme der Advocatur in der Geburtsstadt und ein späteres Auftreten als gefeierter Volksvertreter seinem Leben wieder eine harmonische Gestalt schaffen, nachdem sich die Liebe und Energie seiner Gattin im Unglück doppelt bewährt und ihm für die Freuden des häuslichen Herdes wieder die vollste Empfänglichkeit zurückgegeben hat.

Gewiß, mit einfachern Mitteln läßt sich kaum die Handlung eines Romans in Scene setzen; und wenn wir dennoch im ganzen derselben mit lebhaftem Interesse folgen und durch viele einzelne Schilderungen sympathisch berührt werden, so ist das Talent des Autors und seine Gabe, dem Alltäglichen eine tiefere Bedeutung zu verleihen, gewiß nicht geringzuachten. Redwitz besitzt etwas von jenem Siderismus, welcher die verborgenen Quelladern des deutschen Gemüths aufzuspüren weiß, und seine poetische Wünschelruthe übt einen unleugbaren Zauber aus. Es ist die Wärme seiner Empfindung, welche durch seinen ganzen Stil pulsirt, das Feuer seiner Lyrik, was uns unwillkürlich gefangen nimmt, wenn wir uns auch hier und dort gegen die Ueberschwenglichkeit seiner Darstellung zur Wehr setzen. Das Gemachte und Forcirte, das uns in der „Amaranth" und den ersten Dramen kalt erkältend berührte, hat hier einer so frischen Unmittelbarkeit Platz gemacht, daß wir uns auch einmal das Triviale, Unbedeutende bei so lebendigem Vortrag gefallen lassen. Selbst wo seine Muse den Altenweiberstrumpf strickt, was in den ersten Bänden öfters vorkommt, drücken wir wenigstens ein Auge zu und erquicken uns dann wieder an den gelungenern Stellen.

Die Idylle einer kleinen Reichsstadt mit großen geschichtlichen Erinnerungen und einer bedeutungslosen Gegenwart tritt uns, bei der Schilderung der Kindheit und Jugend des Helden, anheimelnd entgegen. Ein biographischer Roman, der freilich nicht den Anforderungen der Kunst entspricht, da wir nur einen Ausschnitt des Lebens, nicht den ganzen langgezogenen Faden desselben auseinandergezwirnt sehen wollen, nimmt das Recht für sich in Anspruch, uns an die Wiege des Helden zu führen. Ja noch weiter, ähnlich wie im „Romantischen Oedipus" von Platen Jocaste den zweiten Act mit den Worten beginnt:

Hat man alles vorbereitet für die nahe Niederkunft?

Biographen fangen einmal ab ovo an, so auch humoristische Romandichter. Die Schilderung der Kindheit und Jugend von Hermann Stark hat viel Anmuthendes: der „blondlockige, frischwangige deutsche Kernbube" treibt sein Wesen im Barbarossathurm, wo er Räuber spielt und Dohlennester ausnimmt. Diese Schilderungen erinnern an Achim von Arnim's „Kronenwächter"; es ist ein ganz ähnlicher Ton darin angeschlagen. Die Glanzpartie des ersten Bandes bildet die Schilderung der Studentenzeit; sie geht zwar oft allzu sehr ins Breite, den „Landesvater" zum Beispiel so in extenso ausgemalt zu sehen, kann für alle Kenner dieser akademischen Ceremonie nur einen ermüdenden Eindruck machen. In den meisten dargestellten Genrebildern des studentischen Lebens herrscht aber ein so frischer Pulsschlag, daß man ganz in das jugendliche Behagen zurückversetzt wird. Redwitz hat zwar durchaus keinen Humor, weder denjenigen, der sich resolut mit den Dingen einläßt und übermüthig kecke Purzelbäume schlägt noch den andern, der mit seiner Ueberlegenheit die Erscheinungen an uns vorüberführt, wie ein komisches Schattenspiel an der Wand, und uns zu einem ironischen Lächeln über dieselben anregt; ihm ist es Ernst mit allem

was er schildert, heiliger Ernst; er ist mit ganzer Seele dabei; doch gerade dadurch reißt er oft den Leser mit fort. Sehen wir näher hin, so ist der Inhalt dieses so farbenreichen Studentenlebens keineswegs der weitreichend ideale, wie ihn etwa die Burschenschaften in ihr Programm aufgenommen hatten; es ist das lustige Leben der landsmannschaftlichen Corps, Kneiperei und Paukerei, Stiftungsfest und Comitat, was uns mit großem Aufwand des Colorits und der Begeisterung vorgeführt wird. Doch weiß der Dichter die Charaktere der jungen Welt scharf voneinander abzuheben; der hämische Volkmann, der später dazu verurtheilt ist, einen gesinnungslosen Publicisten gemeinsten Schlags zu repräsentiren, und der sanfte, maßvolle Theodor sind gleichsam das feindliche und freundliche, das böse und gute Princip des Helden, und die Pietät für den Vater, für den er sich schlägt, ist ein Motiv, welches der Handlung nicht nur Interesse verleiht, sondern auch eine warme Beleuchtung über dieselbe ausgießt. Ueberhaupt ist Stark der Vater, der kleine schüchterne Advocat, der mit einem so energischen und unternehmungslustigen Sohn beglückt wird, eine der glücklichsten Conceptionen des Autors, und man wird nicht ohne Heiterkeit und Rührung seine Betheiligung an dem Stiftungsfest lesen.

Die erste Hälfte des zweiten Bandes hat die meisten ermüdenden Längen. Die engherzige bureaukratische Schule, die der Held durchzumachen hat, wird uns mit ihren trockenen Details zu weitschweifig geschildert. Gerade hier vermißt man den Humor, der auch ein solches mit Actenstaub bedecktes Stilleben durch seine heitern Perspectiven und Contraste interessant zu machen weiß. Und wenn man von Shakspeare's Mercutio sagte, der Dichter habe diesen Humoristen so früh „todtgemacht", weil er sonst ihn todtgemacht hätte, so darf man es ebenso als ein Glück preisen, daß Redwitz seine alte Dorothea „todtmacht", ehe sie den Leser todtmacht. Gewiß sind treue Dienstboten selten und verdienen die Prämien der Gesindebesserungsvereine; aber dem Geschwätz eines bigoten, abergläubigen und langweiligen alten Weibes wollen wir in einem Dichtwerk nicht seitenlang zuhören, blos weil dasselbe ein treuer und guter Dienstbote ist. Es ist schön von Hermann, daß er am Bett der kranken Dorothea die Nächte durchwacht; aber der patriarchalische Geist, der in der Stark'schen Familie herrscht, die Humanität des Helden und die Treue der Dienstmagd — das alles ließ sich mit wenigen Zügen wirksamer und schlagender vorführen als mit dieser endlosen Geschwätzigkeit, die uns zuletzt gleichgültig macht gegen alles und nur das Ende herbeisehnen läßt.

Die zweite Hälfte des zweiten Bandes behandelt ein deutsches Liebesleben; hier schwelgt der Dichter in Natur- und Liebeslyrik, deren voller Dithyrambus durch seine Saiten braust; man darf wohl sagen, daß diese Lyrik gediegener ist als die Liederchen der „Amaranth" und die unwahre Liebespoesie in den „Gedichten". Die Grundlage des Criminalprocesses, durch dessen siegreiche Durchführung Hermann in nähere Beziehung zu der Geliebten kommt, ist geschickt erfunden, die Begegnung im Walde ein gelungenes dichterisches Situationsbild, der Heidehof mit den zwei verschiedenen Landschaften, welche die Aussicht von ihm beherrscht, eine anmuthende Idylle. Auf die Lyrik des nachfolgenden Gedichts, in welchem Hermann seine Liebe erklärt, ist die weitere Handlung gewissermaßen aufgebaut; der Dichter benutzt die Strophen desselben als Refrains für seine spätern Romankapitel:

Was uns die Meereswogen sagen? —
Merk' auf, mein Kind, uns sagt ihr Mund:
Gar endlos tief ist unser Grund,
Darüber wir den Schiffer tragen;
Doch eurer Liebe süßes Meer,
Drauf euer Herz hinausgezogen,
Ist endlos wie der Sterne Heer. —
Das sagen uns die Meereswogen.

Was uns die Meereswogen sagen? —
Die Ströme haben nimmer Ruh';
Die Sehnsucht treibt sie all' uns zu
Seit ihres Rinnens ersten Tagen:
So wird von eurer Liebe Geist
Jedwedes Denken aufgesogen,
Daß alles in euch Liebe heißt. —
Das sagen uns die Meereswogen.

Was uns die Meereswogen sagen? —
Wir stürmen oft gar wild einher,
Das Wetter grollt um uns gar schwer,
Und schäumend wir zum Himmel schlagen;
Doch eurer Liebe klare Flut
Umsonnt nur lichter Himmelsbogen;
Nur Gottes Friede darauf ruht. —
Das sagen uns die Meereswogen.

Was uns die Meereswogen sagen? —
Gar manch ein Schiff treibt steuerlos
Vorm Untergang in unserm Schos,
Zerbrochen seine Maste ragen;
Doch eures Glückes sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt eure Treue als Pilot. —
Das sagen uns die Meereswogen.

Was uns die Meereswogen sagen? —
O merke wohl den Schluß, mein Kind!
So lange wir mit günst'gem Wind
Ein Schiff zum Strande noch getragen,
Sind in der ew'gen Liebe Port
Zwei Herzen treuer nicht gezogen,
Durch Liebe selig hier und dort. —
Das sagen uns die Meereswogen.

Eine treffliche Gestalt ist der alte Schäfer mit seinem, der Jetztzeit, ihrem Industrie- und Maschinenwesen feindlichen Pathos. Es gab eine Zeit, wo die Muse von Redwitz sich mit diesem Schäfer identificirt und wie er auf einsamer Heide mit geballten Fäusten den Fluch herabgerufen hätte auf diese neue Zeit, mit der Warnung für das jüngere Geschlecht:

Siehst du, Fritzel, den Rauch da drüben zum Himmel steigen? Betracht' ihn gut! — Das ist das Menschenleben. So kommt es und so geht es hin. 's ist alles Rauch! — Und wenn du alt würdest hundert Jahre und noch viel mehr — zuletzt war es doch nur ein Augenblick, der kam und ging wie ein Schatten an der Wand. — 's ist alles Rauch! — Schau her, mein Bube, auf diesen Hügel! — Die Leute sagen, daß drinnen vor mehr als tausend Jahren alte Helden begraben wurden. Wer waren sie? — Wie hießen sie, was thaten sie? — Dahin, dahin! — Wie die tausend Jahre. — 's ist alles Rauch. — Und die da drüben in der alten Ritterburg gehaust? — In Asche, wie ihr Schloß in Trümmern! — 's ist alles Rauch. — Und ich sage dir jetzt: fängst du nur erst damit an, nach Menschenglück zu jagen, so bist nicht du der Jäger und nicht das

Glück dein Wild, sondern umgekehrt. Und so oft du meinst, nun habest du das Glück erjagt, so ist dir's unter den Händen vergangen. 's ist alles Rauch! — Und so geht's fort und immer fort. Das gehetzte Wild bist immer nur du selber, bis dich am Ende der große, wilde Jäger erlegt, dem noch keiner entronnen — der allgewaltige Tod. 's ist alles Rauch! — Drum, mein Enkelkind, beschwör' ich dich jetzt: bleib daheim und nähre dich redlich und es wird dir wohlergehen, wie deinem Vater. Bleib arm und einfältig und du wirst reich werden an Frieden und Weisheit! Bleib in deiner Niedrigkeit und dein höchster Gott wird dich zu sich erhöhen. Verachte den Rauch der Erde, der kommt und vergeht, und dir wird leuchten das Licht Gottes, das ewig brennt auf Erden und im Himmel. Und alles andere ist Rauch. — Doch gehst du hinaus in die weite Welt, willst du mithelfen an diesen Maschinen, an diesem Handwerkszeug des bösen Feindes, so prophezei' ich dir: es wird dir ergehen wie einst dem großen Kaiser. So wird es auch bei dir dann heißen: die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und es bekommt nie genug. — Auch deine Habgier und dein Uebermuth werden dich zuletzt in ein Rußland treiben. Und wie die große Armee darin gefroren und gehungert, so wird es auch dir ergehen. Dein Herz wird hungern an Glück und Frieden, so viel auch die Welt ihm bieten wird von ihrer Speise, die immer ärgern Hunger schafft; und dein Herz wird frieren, so viel es auch an den Menschen sich wärmen will, weil es nicht beschienen wird vom Auge Gottes. Und wann dein letzter Tag herangekommen, dann wirst du zu spät gedenken der Worte: O Eitelkeit, und nichts als Eitelkeit, außer Gott zu lieben und ihm zu dienen. — Alles andere ist Rauch — und nichts als Rauch! Nun wißt ihr, wie ich's meine. Behüt' euch Gott!

Doch wenn uns der Dichter auch zeigt, wie sein Held eine Zeit lang dieser rastlosen wilden Jagd zum Opfer fällt, so läßt er doch keineswegs die Prophezeiung des greisen Schäfers an seinem Enkelkind in Erfüllung gehen. Im Gegentheil, der kleine Fritz wird ein tüchtiger Maschinenbauer und Industrieller und bleibt dabei ein braver Mann, der seine Wohlthäter nicht vergißt. Redwitz nimmt keineswegs die Positur eines Wüstenheiligen ein, der den Antichrist in diesen praktischen Bestrebungen verdammt; er macht der Tüchtigkeit derselben rückhaltlose Zugeständnisse: eine Thatsache, die wir als einen Fortschritt des Dichters und der Zeit zugleich registriren.

Doch seine Ghismonde muß er haben, sie führt in diesem Stücke den Namen Melanie und ist die Gattin eines jüdischen Finanzbarons. Ghismonde-Melanie ist die Frau des Bankiers Goldhelm, eine elegante Mode- und Salondame, welche ihren Gatten nach Kräften plündert, ihre älteste Tochter zu derselben Welteitelkeit erzieht, ein kleines Verhältniß nebenbei mit einem Offizier unterhält, worüber der Autor indeß sehr zart und schonend hinweggeht, und den besten Freund und Rathgeber ihres Gatten, den alten Salomon, in dessen Abwesenheit mishandelt und aus dem Hause jagt. Ghismonde konnte die neuen Philosophen noch nicht lesen; das hat Melanie vor ihr voraus, obgleich wir von dieser Liebhaberei etwas spät unterrichtet werden. Es geschieht dies erst kurz vor ihrem Selbstmord; denn als das Haus Goldhelm bankrott wird, will Melanie nicht ihres Hauses Schmach überleben. In einem Badeort an der Nordsee, wo sie mit ihrer Tochter sich aufhält und einen großen Kreis um sich versammelt, der ihrem Gold und Glanz huldigt, erfährt sie die Schreckenskunde, und ist rasch entschlossen, nicht zu dem verarmten Gatten zurückzukehren. Bei Sturm und Unwetter bewegt sie den alten Schiffer Paulsen, trotz seines Sträubens, sie und ihre Tochter in das Meer hinauszufahren. Die Katastrophe wird uns von Redwitz lebendig geschildert; wir theilen diese Schilderung mit als Probe der farbenprächtigen und leidenschaftlich bewegten Darstellungsweise, zu welcher sich der Autor an vielen Stellen im dritten Bande aufschwingt:

Mutter und Tochter traten auf den ins Meer hineinragenden Steindamm und stiegen über ein paar schwanke Bretter zur Schaluppe hinan. Der alte Paulsen folgte rasch, zog die Planken aufs Verdeck, und mit langem Haken stieß sein Enkelsohn das Boot vom Lande. Nicht ein Vaterunser lang, da schoß es mit bis fast zum Zerreißen angeschwelltem Segel hinaus in die sich immer höher hebende Flut. Das Wetter kam mit Macht einher. Obgleich die Sonne noch immer nicht untergegangen war, legte sich jetzt schon unheimliche Nacht über die sturmbrütenden Wogen. Schon zerrissen ferne Blitze die schwarze Wolkenwand in phantastisch zackigen Windungen. Das ferne Rollen des Donners spielte mit dem Rauschen der Wellen eine gar ergreifende Weise. Schon hob der Sturmwind an, mit noch erst gedämpfter Stimme als gespenstiger Sänger an dem schauerlichen Concert der grollenden Natur sich zu betheiligen. Schon wurden die Wogen danach lüstern, den grausenhaft wilden Tanz zu beginnen und dann bis zur Raserei darin sich auszutoben. „Nun, Frau Baronin, ist's Ihnen noch immer nicht wild genug?" schrie der alte Friese, durch Wind und Flut sich mühsam mit ihr verständlich machend. „Jetzt aber umkehren! Es ist die höchste Zeit; sonst genad' uns Gott! Denn der Sturm bricht los." — „Den will ich ja eben", rief die Baronin in sinnloser Erregtheit. „Darum vorwärts! Nur noch fünf Minuten! Und fünf Thaler Trinkgeld! Wenn ich's wage, müßtet ihr euch doch vor mir schämen, euch zu fürchten. Vorwärts, Alter!" Jetzt trat sie an den Mast und hielt ihn krampfhaft umklammert. Von Todesangst durchschauert schmiegte sich die Tochter an die Schulter der Mutter. Hei, wie ihre lichten Kleider im dunkeln Sturme flogen! Wie zwei Geister waren sie zu schauen. „Melanie, jetzt mach' dich bereit! unsere Stunde ist da", rief die unglückselige Frau mit vor Angst erstickter Stimme. Und das junge Leben schrie aus dem zusammengeschnürten Herzen der Tochter heraus: „Mutter, o Mutter! sieh nur die gräßlichen Blitze, und horch, wie der Donner grollt! Ach, kehren wir um! Morgen, o lieber morgen!" — „Sei nicht feig, Melanie! Dank' vielmehr der ewigen Natur, daß sie's uns so leicht machen will. Oder willst du ohne mich wieder heimkehren in Elend und Schande, in ein armes, verachtetes Judenhaus? So laß mich allein vollenden! Ich weiche nicht zurück." — „Nein, Mutter, nein, verlaß mich nicht! Ich will ja mit dir gehen." Und sie umschlang sie mit bebendem Arm. Sogleich aber rief ihr einstiger Kinderglaube wieder: „Aber Mutter, Mutter! Wenn's doch einen Gott da droben gäbe, einen barmherzigen Gott und allheiligen Richter?" — „Es gibt keinen, sag' ich dir. Sieh hin: Meer und Wolken, Blitz und Donner, das ist Gott, das ewige All! Und nun komm mit mir, oder bleib zurück! Aber ich muß gehen." Und jetzt noch ein furchtbarer, Kopf und Herz umnachtender Augenblick! Eine haushohe Woge stürmte heran, von feurigen Blitzen umflammt. „Jesus Maria!" schrie's durch den Sturmwind aus der Tochter Mund. Noch flatterten die sturmzerzausten, hellen Gewänder. Und sie stürzten hinunter ins tobende, schäumende Grab; von der „Aurora" — in die Nacht des Todes... Dann noch ein betäubender Donnerschlag. Der alte Seemann schrie dazwischen: „Gott sei ihnen gnädig!" und schlug die Hände vors Gesicht, sein Boot dem Sturm überlassend. Seinen Enkelsohn hatte der Schrecken zu Boden geworfen. Und eine wilde Woge nach der andern wälzte die beiden unheiligen Opfer von sich ab, hinaus in immer tiefere See.

Eine andere, dem Untergang geweihte Persönlichkeit des Romans ist der Journalist Volkmann, welcher die studentische Feindschaft gegen den Helden sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Bei der Schilderung dieser literarischen „Kellerratte" schwebte dem Autor wol das Bild

Marat's vor, obgleich Volkmann nur ein Demokrat außer Diensten und ein eifriger Vorkämpfer der hochconservativen Partei ist. Damit aber dem journalistischen Nachtstück die schwersten Schlagschatten nicht fehlen, wird Volkmann noch von seinem Factotum, dem buckeligen Corrector, „übertenfelt". Das Ende dieses Journalismus im Souterrain ist ein tragisches; Volkmann endet selbstmörderisch durch den Strick, nachdem er sich vorher Wechselfälschungen hat zu Schulden kommen lassen. Eine Figur, die für das Talent des Autors zur Charakterzeichnung noch ein schlagenderes Zeugniß ablegt, ist der alte Salomon, der Jude im Hinterhause des Barons Goldhelm, der geheimnißvolle Magier, der als Rathgeber des Barons seinen Unternehmungen Glück und Gedeihen bringt und, als er, durch die Baronin beleidigt, dem Bankherrn seine Inspirationen entzieht, das über das Haus hereinbrechende Verderben selbst herbeizubeschwören scheint. Am Schluß aber führt er den Baron über den Ocean und gründet ihm mit seinen eigenen Ersparnissen in Amerika ein neues Haus. Bei diesem „Salomon" wie bei dem „alten Schäfer" ist in der Zeichnung ein idealer Schwung der Linien unverkennbar, und daß der Dichter der „Amaranth" dem Judenthum einen so würdigen Vertreter gibt, zeugt für eine Toleranz, welche mit dem die Brandfackeln schwingenden Fanatismus der Jugenddichtung in erfreulichem Widerspruch steht.

Auch das politische Glaubensbekenntniß des Dichters ist keineswegs ein reactionäres oder feudales. Sein Held Hermann Stark ist ein Vertreter der Verfassungstreue gegenüber einem Ministerium, das dem Scheinconstitutionalismus huldigt, und wenn Redwitz auch darstellt, wie der eifrige Volksvertreter in Verirrung und Verwirrung geräth durch seinen Eifer, so soll hierin kein Verdammungsurtheil dieser Bestrebungen liegen, sondern nur die Leidenschaftlichkeit des Ehrgeizes verurtheilt werden, der ein harmonisches Familienglück zerrüttet. Denn am Schluß des Werks, nachdem der Held so viele bittere Erfahrungen durchgemacht hat, erscheint er wieder als verfassungstreuer Volksvertreter, diesmal aber bleibt sein öffentliches Wirken frei von den krankhaften Verirrungen des Ehrgeizes und im Einklang mit seinem Familienleben, das er früher theils vernachlässigt, theils mit falschem, prunkenden Glanz überladen hatte.

In der Begegnung mit dem Fürsten erscheint Stark als uneigennütziger Marquis Posa, warmer Vertreter der Volksrechte und geht ziemlich verschwenderisch mit den „Feuerflocken Wahrheit" um, die er in die Seele des Fürsten wirft. Hören wir seine dithyrambische Verherrlichung des constitutionellen Regiments:

„So ist die Verfassung für die fürstliche Herrschaft ein Zügel geworden, aber ein Zügel, der nicht Gefahr läuft, zu zerreißen, und daran bei allem Bewußtsein seiner Freiheit dennoch sich das Volk willig führen läßt. So hat die Verfassung um die Rechte des Monarchen einen unüberschreitbaren Wall gezogen, aber auch eine starke Schutzmauer für die Sicherheit seines Throns. So hat sie des Fürsten Herrscherwillen eingeschränkt, aber auch in gleichem Maße die Last der Verantwortung ihm abgenommen. Sie hat das Volk erhöht, und darum auch seinen Fürsten nicht erniedrigt. Die knechtische Furcht hat sie gemindert, aber die freie, selbstbewußte Liebe vermehrt. Ein Friedensschluß ist sie geworden zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen Fürst und Volk, und des Vaterlandes freiheitliche Entwickelung, seine Bildung und sein Wohlstand soll aus diesem Frieden als gesegnete Frucht in alle Zeiten reifen." — „Aber, mein gnädigster Herr und Herzog", fuhr Hermann Stark jetzt mit schärferer Betonung fort, „ehrlich, von beiden Theilen grundehrlich, müssen die Bedingungen dieses Friedensschlusses gehalten werden. Und wer Euerer Hoheit den schlimmen Rath ertheilt, das nicht zu thun, der ist, wie ich das schon vorhin ausgesprochen, seines herzoglichen Herrn schlimmster und gefährlichster Feind. Denn dieser wirft des Mistrauens tödliche Krankheit in das gesunde Leben der Volkskraft und verzehrenden Kampfes Fackelbrand zwischen den Thron und das Zelt des Bürgerthums, darin die Bundeslade seiner beschworenen Rechte steht. Und was, Euere Hoheit! ich bitte das gnädigst zu bedenken, was kann der Ausgang solchen Kampfes sein? Ich müßte der Wahrheit geradezu ins Antlitz schlagen, wollte ich etwas anderes als das eine sagen: der Fürst wird unterliegen."

Als bürgerlicher Schloßherr wird Hermann von dem benachbarten Junkerthum zum Theil mit Verachtung behandelt; auch hier nimmt der Dichter die Partei seines Helden, wenn er auch scharf die Ueberreizung und übertriebene Selbstgewißheit geißelt, mit welcher Stark seine Güter als „Bauerndoctor" nach unerhörter theoretischer Schablone bewirthschaftet.

Redwitz hat sich von der äußersten Rechten zurückgezogen und der politischen und religiösen Mittelpartei angeschlossen; er ist liberal und tolerant geworden, gewiß zum Entsetzen eines Victor von Strauß, der in pietistisch-reactionärer Novellistik macht.

Das ist das tendenziöse Facit seines neuen Romans, der nur hin und wieder von Bigoterie angekränkelt ist, im ganzen aber einen gesunden Geist athmet, und wenngleich er nicht das „deutsche Leben" in seiner Tiefe erschöpft, doch mit Wärme und Begeisterung einige der liebenswürdigsten Seiten desselben erfaßt und darstellt.

Rudolf Gottschall.

Das Trauerspiel in Mexico.

1. Erinnerungen aus Mexico. Geschichte der letzten zehn Monate des Kaiserreichs von S. Basch. Zwei Bände. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexico. Von Felix Prinz zu Salm-Salm. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Prinzessin Agnes zu Salm-Salm. Mit den Stahlstichporträts des Kaisers Maximilian, der Generale Miramon und Mejia, des Prinzen und der Prinzessin Salm, einem Plane von Queretaro, dem Gefängniß- und dem Hinrichtungsplatze des Kaisers in Holzschnitt. Zwei Bände. Stuttgart, Kröner. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Die Kaisertragödie in Mexico. Ein zeitgeschichtlicher Versuch von Adolf Stern. Dresden, Heinsius. 1867—68. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Das Material zur Geschichte Mexicos im letzten Jahrzehnt hat sich gehäuft und trotzdem dürfen wir sagen, daß noch sehr wesentliche Theile derselben ans Licht treten müssen, ehe ein Historiker es unternehmen kann, die ganze Entwickelung des Kaiserreichs darzustellen. Den dortigen Verhältnissen gegenüber wird die europäische Schablone

einfach bankrott. Wir können nicht mexicanische Geschichte schreiben, wie etwa diejenige eines europäischen Staats, da vor allem das ethnographische Element dort zu beachten ist. Hier muß namentlich berücksichtigt werden, wie die ganze Bodengestaltung des Landes und seine Natur auf die Spanier umändernd und zersetzend wirkte, wie die Rassenelemente sich gegeneinander verhalten und Indianer und Weiße sich zueinander stellen. Es ist ja bekannt, wie die Farbigen und Mischlinge an Zahl immer mehr zunehmen, während die Weißen von reinem Blut sich numerisch verringern. Auf die 8,200000 Einwohner, welche nach Orozco y Berra Mexico besitzt, entfällt kaum eine Million europäischer Abkunft. Wir haben es hier also mit einem Reiche zu thun, in welchem die Indianer in europäische staatliche Verhältnisse ganz ihrem Wesen zuwider hineingepreßt wurden, und darin liegt nicht der am wenigsten schwerwiegende Grund für die chronisch gewordene Anarchie Mexicos. Man hat zum Vergleich auf die monarchischen Verhältnisse Brasiliens hingewiesen und damit das Kaiserreich in Mexico rechtfertigen wollen, indessen dieser Vergleich hinkt. Brasilien hat keine seßhaften Indianer, welche in die staatlichen Beziehungen eingreifen; die dortigen Jäger- und Fischernomaden gehen schnell ihrem Untergang entgegen. Der Creole dominirt, und im Süden hat sich der Kern einer deutschen Einwanderung herauskrystallisirt, dem dort die Zukunft gehört.

Noch fehlen so ziemlich alle Quellen, welche das Verhalten der Republikaner während der Regierung des Kaisers Maximilian vom eigenen Standpunkt beleuchten, und diese müssen jedenfalls auch gehört werden, wenn an die Abfassung einer vollständigen Geschichte gedacht werden soll. Wir erkennen sie nur im Lichte der Feinde, die allerdings den edlern Standpunkt vertreten. Gegen Phrasen wie: „der Lincoln Mexicos", mit welcher der Indianer Juarez glorificirt werden sollte, muß man jedoch von vornherein protestiren. Ein brauner Autochthone und der Anglo-Amerikaner auf dem Präsidentenstuhle im Weißen Hause sind himmelweit voneinander unterschieden. Die französische Regierung hat ihren Standpunkt noch nicht gewahrt, und sie that wohl daran, zu schweigen. Hätte doch auch Graf Keratry keinen unnützen Staub aufgewirbelt! Die Documente, welche er in seiner bekannten Schrift mittheilt, sind höchst dankenswerth, wenn auch, wo es gerade paßt, nicht vollständig. Seine Vertheidigung des Marschalls Bazaine dagegen muß als gründlich mislungen betrachtet werden. Die Flecken, welche auf ihm haften, wäscht auch die Bemerkung nicht ab, daß er als getreues Werkzeug seines Herrn und Meisters gewirkt.

Am reichsten fließen die Quellen über den unglücklichen Kaiser Maximilian, und sie haben wahrlich auch das Licht nicht zu scheuen. Ueber die Fehler, welche er begangen, ist genug geschrieben worden, und auch das menschliche Mitgefühl über sein tragisches Ende hat sich laut und oft genug manifestirt; wir lassen daher dieses beiseite und besprechen an der Hand des verlaßlichsten Führers nur diejenigen Momente aus der letzten Zeit seiner Regierung, die bisher weniger bekannt wurden oder zur Charakteristik des Herrschers beitragen. Basch's Werk: „Erinnerungen aus Mexico" (Nr. 1), wird hier für alle Zeiten eine der vornehmsten Quellen bleiben, aus welcher der Geschichtschreiber zu schöpfen hat. Wir sprechen zunächst unsere volle Anerkennung dem ehrenhaften Verfasser aus, der unter den größten Gefahren und Mühseligkeiten fast als die einzige treue Seele bis zum letzten Augenblick neben seinem verrathenen Herrn aushielt und ihm eine rührende Anhänglichkeit bewahrte. Wie sehr stechen doch die wenigen Europäer gegen die Kläglichkeit der mexicanischen Umgebung Maximilian's ab! Daß in edler Absicht der Kaiser sich dem verkommenen Volke ganz hingab, „daß jeder Blutstropfen in ihm mexicanisch geworden", war sein Fehler. Es erging ihm wie Antäus, der erstickt wurde, als er die mütterliche Erde nicht mehr unter den Füßen hatte. Ein Deutscher kann nie ein Mexicaner werden.

Basch's Werk gibt keine vollständige Geschichte des mexicanischen Kaiserreichs; er schildert nur, was er selbst während der letzten Monate in der Umgebung des Monarchen, der ihn unausgesetzt mit seinem Vertrauen beehrte, sah und hörte. Er gibt eine Geschichte Maximilian's von der Reise desselben nach Orizaba im October 1866 bis zu dessen Tode im Juni 1867. Das Vorrücken der Republikaner, der angesagte Rückzug der Franzosen, endlich das jammervolle Schicksal der Kaiserin, welches Maximilian unter Thränen seinem treuen Leibarzt gleich nach Empfang der Unglücksdepesche mittheilte, hatten die feste Absicht in ihm gezeitigt, abzudanken. Unter Husarenbegleitung reist der Kaiser der Küste entgegen, die Privatverhältnisse waren geordnet. „Ich will nicht mehr, daß meinethalben Blut im Lande vergossen werde, was soll ich thun?" fragt er schmerzlich bewegt auf der Reise. Schon jetzt begannen die Machinationen des schlecht beleumundeten Paters Fischer, der als eine Art böser Geist sich an die Fersen Maximilian's heftete und, wie Basch freimüthig dem Kaiser bemerkte, „die Vortheile seiner (der klerikalen) Partei immer höher stellte als die speciellen Interessen der Majestät". Er war es auch, der im Verein mit Bazaine die Abdankung des Ministeriums verhinderte, um so die Reise des Kaisers nach Europa zu hintertreiben. Er verhalf, im Verein mit Marquez und Miramon, der conservativ-geistlichen Partei zu neuem Einfluß, durch seinen Mund wurden die Lügen von unerschöpflichen Hülfsquellen dem Kaiser bestätigt. Maximilian hat diesen, mit einer elenden Vergangenheit behafteten Menschen jedoch noch vor seinem Tode erkannt. Im Gefängniß zu Queretaro sagte der Kaiser zu Basch: „Pater Fischer hat mich mit dem Concordat betrogen und belogen."

Vor seiner beabsichtigten Abdankung widerrief Maximilian das oft erwähnte Blutdecret, über dessen Erlaß er sich in eigenhändigen Aufzeichnungen zu rechtfertigen suchte. Daß er es jedoch mit der Ausführung desselben einst sehr scharf genommen hatte, geht aus dem Nachwort der Keratry'schen Schrift hervor. Es bedurfte immerhin langer Anstrengungen, um Maximilian zum Bleiben zu bewegen. „Er sah ein, daß diesem Lande noch lange nicht zu helfen sei; in seinem Innern hatte er Mexico bereits aufgegeben, nicht gewillt, noch länger der Vasall Frankreichs zu bleiben." Wenn die Ausführung seiner Absicht schließlich doch unterblieb, ist die Ursache lediglich in den Bemühungen Pater Fischer's und seiner Verbündeten zu suchen. Auch die offenen Verhandlungen Napoleon's mit der Union über Herstellung der mexicanischen

Republik thaten ihre Wirkung. Maximilian wollte nicht im Train der Franzosen abziehen. Der Kaiser glaubte dem Finanzminister Campos, „daß mit Beginn des neuen Jahres kein Deficit mehr erfolgen solle", und trat die Rückreise nach Mexico an. Der von ihm beabsichtigte Congreß, dem er das Urtheil über seine Krone anheimstellen wollte, kam nicht zu Stande, und Maximilian, allein auf sich und die zweifelhaften Elemente der conservativen Partei angewiesen, nahm den Kampf abermals auf.

Die nun folgende Neubildung der nationalen Armee, die fast ohne Hülfsmittel aus der Erde gestampft wurde, beweist, daß Maximilian organisatorisches Talent besaß. Wol blieben freiwillig noch viele Oesterreicher und Franzosen bei ihm zurück, das Gros bestand aber aus jungen mexicanischen Truppen, die auch nach echt mexicanischer Weise mittels der „Leva" rekrutirt wurden.

Die Truppen werden gepreßt. Die gepreßten Soldaten sperrt man, denn sonst würden sie bestimmt durchgehen, in Kasernen ein. Den Offizieren wird eine Gage versprochen, von der sie monatlich kaum die Hälfte erhalten, und was die Uniformirung betrifft, so bereitet man sich ihrethalben keine Schwierigkeiten, denn die Armee wird nicht zur Parade abgerichtet, sondern gleich auf den Kriegsfuß gesetzt; bei dem milden Klima Mexicos kann ja im Nothfall eine Truppe auch ohne Uniform ins Feld ziehen.

Alles, was die Conservativen dem Kaiser zum Feldzug bieten konnten, waren 50000 Pesos. Aber sie waren voller Siegesbewußtsein, die Minister (!) prophezeiten baldigen Erfolg, da ein Kabbalist herausgefunden habe, daß die fünf M: Maximilian, Marquez, Miramon, Mejia und Mendez dem Feinde sicher den Garaus bereiten würden. Nach Osten hin zogen die Franzosen ab, nicht ohne noch vorher Acte der rohesten Willkür und schmutzigsten Habsucht zu begehen — Bazaine verkaufte Dinge, die ihm nicht gehörten —, nach Westen, Queretaro zu, zog Maximilian an der Spitze der „nationalen Armee", des nationalen Princips halber und mit Zurücklassung der treuen Oesterreicher, denen die Bewachung der Hauptstadt überlassen blieb.

Auf jenem Zuge nach der Unglücksstatt begleiteten nur Basch und zwei europäische Diener den Kaiser. Von Hofstaat und dergleichen war keine Rede mehr; Maximilian lebte hinfort wie der einfachste Soldat, dessen Beschwerden er theilte. In seinem Innern stiegen aber wieder Hoffnungen auf, er glaubte abermals an seine Mission, wie dies deutlich aus einem geretteten Fragment seines Tagebuchs hervorgeht, das auf dem Marsche nach Queretaro niedergeschrieben wurde. Er spricht dort von dem berühmten Baume, unter welchem in der „Nacht der Trübsal" Ferdinand Cortez saß, als er vorübergehend aus Mexico hinausgedrängt wurde.

Es war das einzige mal in seiner an Wagnissen und Gefahren so reichen Laufbahn, daß seine heroische Seele von Trauer und Schwäche ergriffen wurde. Mir ist dieser Moment in der Geschichte des großen Eroberers immer ungemein interessant gewesen, denn er lehrt uns, wie in so vielen historischen Beispielen, daß die stärksten und dominirendsten Naturen, die sonst unfest und zähe sind, einzelne Momente haben, wo sie sich von ihrem Stern verlassen glauben und in die vollkommenste Prostration verfallen. Kommt in solchen Momenten keine heilsame Reaction, so hat der Mann abgewirthschaftet, und der Stern ist wirklich für immer untergegangen. Friedrich der Große hatte in der ersten schlesischen Campagne auch solch einen Augenblick, in welchem ihn seine Generale von der feigen Flucht zurückhalten mußten. Den Stern Cortez' verdunkelte nur für einen kurzen Augenblick eine vorübergehende Wolke, kräftiger als je erhob er sich aus seinem Schmerz, eroberte seine Stellung in Mexico wieder und vollendete glücklich sein kühnes Werk.

Mit solchen Gedanken beschäftigt zog Maximilian am 19. Februar 1867 in Queretaro ein. Die Schilderung der Belagerung dieser Stadt und die darauffolgenden Ereignisse, über welche zahlreiche Fabeln umliefen, sind unbedingt der wichtigste Theil in Basch's Buche. Die Bürger, welche gut kaiserlich gesinnt waren, erhielten die ganze Armee durch Zwangsanleihen, Kopf-, Fenster- und Balconsteuern. Denn von seiten des Ministeriums ward Maximilian bald ganz im Stiche gelassen, und später hinderten die Republikaner jede Communication. Wie niederträchtig jene kaiserlichen Minister gegen ihren Herrn verfuhren, möge man daraus erkennen, daß sie nicht einmal dessen wenige in der Hauptstadt zurückgelassene Diener besoldeten und die noch übrigen österreichischen Truppen, statt sie nach Queretaro zu senden, zum eigenen Schutze bei sich behielten. „Ohne Fischer im Secretariat, Scheffer im Palaste, und Khevenhüller und Hammerstein in der Kaserne wäre die ganze Butike (d. h. die Regierung in der Hauptstadt) in den ersten 24 Stunden zusammengebrochen." So schreibt der Kaiser selbst, und wo er oder die Europäer nicht waren, da hatten die Nichtswürdigkeit und der Verrath die Herrschaft. Wer weniger vertraut mit mexicanischen Verhältnissen ist, dürfte vielleicht Basch's Urtheil über die höhern Offiziere, Beamten u. s. w., namentlich der Republikaner, etwas zu hart finden. Allein den Thatsachen gegenüber hat er recht, wenn er ausruft: „So sind sie alle ohne Unterschied der Partei: eine heuchlerische, heimtückische, giftige Brut." Marquez selbst, der mit 1100 Reitern aus Queretaro fortgeschickt wurde, verrieth den Kaiser, indem er nicht, wie ihm aufgetragen, mit den Truppen der Hauptstadt zum Entsatz heranrückte, sondern fern blieb. Er lebt heute noch, während die Tapfern und Edeln untergehen mußten. In Queretaro herrschte bald Mangel am Nothwendigsten. Man suchte die Geschosse des Feindes auf und sandte sie ihm aus den eigenen Geschützen zurück, goß Granaten aus dem Metall der Kirchenglocken und Flintenkugeln aus dem Blei des Theaterdachs. Schon Mitte April war man auf Pferdefleisch angewiesen, die projectirten Ausfälle, um sich durchzuschlagen, mislangen. Nun wurde die bis dahin tapfere Besatzung demoralisirt, und die Desertion nahm im größten Maßstabe überhand. „Zur Aufopferung ist kein Mexicaner fähig; wer ihm den meisten materiellen Vortheil bietet, dem gehört seine Gesinnung und seine Thätigkeit."

Auf dem schwarzen Hintergrunde hebt sich um so leuchtender das Bild des Kaisers ab, und wenn wir sehen, wie er hier alle seine glänzenden Eigenschaften entfaltet und schließlich heldenmüthig untergeht, dann schweigen alle Vorwürfe, die man ob mancher Illusionen und Misgriffe ihm zu machen geneigt sein kann. Eine solche Figur hat Mexico seit den Tagen der Conquistadoren nicht gekannt, und wenn auch der Unabhängigkeitskampf einzelne große Charaktere gebar, sie reichen nicht an Maximilian heran. Im einfachen blauen Waffenrocke, ohne alle Abzeichen, schläft er, nur in eine Decke gehüllt, mitten zwischen den Soldaten unter freiem Himmel; er geht nachts die Linien

ab und ißt schlechter als der gemeine Mann. Um den Truppen mit gutem Beispiel voranzuleuchten, steht er mitten im dichtesten Kugelregen, die Granaten schlagen neben ihm ein, sodaß der Indianer Mejia sich veranlaßt sieht, den höchst charakteristischen, ganz das Wesen der Mexicaner bezeichnenden Ausspruch zu thun: „Sie müssen sich schützen, Majestät; denn wenn Ihnen etwas geschieht, wird jeder von uns Generalen Präsident werden wollen." Obgleich der Kaiser zum ersten male als activer Feldherr in Queretaro auftrat, fühlte er sich doch schnell der Lage gewachsen und betrieb seine Aufgabe, wie er sich ausdrückt, „mit wahrer Passion". So wird er der Abgott der Truppen, die ihre Generale veranlassen, ihm die Tapferkeitsmedaille im Namen der Armee an die Brust zu heften.

Die Schilderung des Verraths, die Gefangenschaft und der Proceß des Kaisers müssen bei Basch im Zusammmenhange nachgelesen werden. Hier gipfelt sich die ganze Geschichte des Kaiserreichs, um zum tragischen Schluß zu gelangen. Eine Analyse vertragen diese Abschnitte nicht. Wir weisen aber dringend auf deren Lektüre hin, schon um deswillen, weil es Pflicht ist, die irregeleitete öffentliche Meinung hier zu corrigiren und die noch immer spukenden Fabelgeschichten französischer und amerikanischer Blätter zu bannen. Einige bezeichnende Einzelheiten wollen wir indeß noch hervorheben. Der Verräther Lopez war factisch Adjutant des Kaisers und in jeder Hinsicht dessen erklärter Liebling. Am Abend vor dem Verrath hatte ihn Maximilian noch eigenhändig mit der Tapferkeitsmedaille geziert und ihm aufgetragen, er möge ihn, den Kaiser, falls er beim Durchbruch durch die Feinde verwundet würde und in Gefangenschaft zu fallen drohe, sogleich erschießen. Vor andern Mexicanern zeichnete Lopez sich seltsamerweise durch blaue Augen und blonde Haare aus. Gegen Basch hatte er sich während der Belagerung einmal geäußert, daß er am liebsten ganz fern von Mexico leben möchte, „das ihn mit seinen Schuften und seiner Canaille drücke".

Die Gefangenschaft des Kaisers war keine ganz schlechte, aber doch eine seiner unwürdige. Wie ein Menagerietier wurde „Maximilian von Habsburg" von den republikanischen Offizieren angestaunt; und machten sie auch hinter seinem Rücken erbärmliche Bemerkungen, so wagten sie ihn Angesicht gegen Angesicht doch nur mit Vuestra Majestad oder Señor Emperador anzureden. Und unter diesen Offizieren befanden sich auch Amerikaner, Schweizer und — ein Gagern! Weder für Kleidung noch Nahrung der Gefangenen sorgten die Gewalthaber, und da man ihnen zunächst alles Kostbare gestohlen hatte, so waren sie auf Hülfe von außen angewiesen. Maximilian wurde der Sicherheit halber bald in dieses, bald in jenes Gefängniß geschleppt. Einmal mußte er in der moderigen Todtengruft des Kapuzinerklosters neben einem Sarge schlafen. Die Vertheidiger waren vortrefflich gewählt, und obgleich der Gesinnung nach Republikaner, setzten sie doch alles daran, um von dem aus „unreifen Buben" bestehenden Kriegsgerichte die Freisprechung oder Abwendung des Todesurtheils zu erlangen. Die in lithographischer Nachbildung dem Buche beigegebene, vom Kaiser selbst niedergeschriebene Grundlage zur Vertheidigung ist, so kurz sie auch erscheint, ein Meisterstück von Klarheit, das auf zwei Seiten alle wesentlichen Momente seiner Regierungsgeschichte enthält. Basch's Benehmen während der ganzen Gefangenschaft gegen seinen unglücklichen Herrn ist ein geradezu rührendes, aufopferndes. Ohne alle Prätensionen, mit der größten Bescheidenheit, manchmal allzu sehr zurückhaltend schildert er seine Thätigkeit, und sein Werk wird immerdar ein ehrendes Zeugniß für ihn wie den Kaiser bleiben.

Sei es nun, daß Basch über einige heikle Punkte absichtlich stillschweigend hinwegging, oder daß er weniger genaue Kenntniß von den Verhandlungen hatte, die während der Gefangenschaft Maximilian's mit den Gesandten der europäischen Mächte, namentlich dem österreichischen und belgischen, gepflogen wurden, hier ist eine Lücke, und eine sehr wesentliche in seinem Buche, die indeß durch das Werk des Prinzen Salm-Salm: „Queretaro" (Nr. 2) vollständig ausgeglichen wird. In diesem deutschen Fürsten liegt ein Stück mittelalterlicher Landsknechtnatur. Er hat unter Preußens Fahnen gefochten, stand dann im Dienste der nordamerikanischen Republik als Brigadegeneral gegen die Südstaaten im Felde und bot, als dort der Frieden hergestellt war, dem Kaiser Maximilian seinen Degen an. Und er wußte ihn vortrefflich zu gebrauchen, diesen Degen. Ritterlich und treu steht er dem Landsmann bis zum letzten Augenblick zur Seite, er weiß seine Liebe und Achtung zu gewinnen, die er verdiente, und erhielt schließlich den ehrenden Auftrag: eine geschichtliche Darstellung der Regierung Maximilian's und der vorbereitenden Periode zu schreiben. Allein bisjetzt konnte der Prinz nicht in den Besitz aller nothwendigen Documente gelangen, über deren Verbleib noch ein Dunkel herrscht. Vielleicht sind sie im Besitz des Papstes, der Königin von England oder in Miramar. Da entschloß er sich denn, wenigstens seine persönlichen Erlebnisse ans Licht treten zu lassen. So entstand sein Buch „Queretaro", das, in frisch soldatischer Weise geschrieben, frei und geradezu alle Dinge ohne Winkelzüge beim wahren Namen nennend, als wesentliche Ergänzung neben Basch's Werk dasteht. Noch ist ein ganz besonders romantischer Schein durch die Abenteuer der Prinzessin Salm über dieses Buch ausgegossen. Die kühne Amerikanerin mit der männlichen Energie, die ihr Leben mehr als einmal in die Schanze schlägt, um im letzten Augenblicke den Kaiser zu retten, die keine Mühen und Aufopferungen scheut, bald bei Juarez ist, bald die republikanischen Offiziere bestürmt und, nur von ihrem Kammermädchen begleitet, frei und ungehindert durch das mit Räuberbanden erfüllte Land zieht, ist eine Figur, wie wir sie sonst nur in Romanen finden, die im erquicklichen Gegensatze zu der Zaghaftigkeit der meisten europäischen Gesandten steht.

Salm's Buch wird auch dadurch wichtig, daß es uns kurze Charakteristiken aller handelnden Personen bringt. Keiner wird übergangen und alle scheinen uns gerecht beurtheilt. Ueber manchen mag dieser und jener Leser enttäuscht werden, und auch Miramon, der an des Kaisers Seite erschossen wurde, verliert viel von seiner Glorie. Wer die mexicanische Geschichte verfolgt hatte, wußte freilich, daß dieser General einst die Kassen des britischen Consulats in der Hauptstadt Mexico ausgeräumt hatte, und daß andere erbauliche Dinge mehr von ihm zu

erzählen sind. Sein Verhalten während der Belagerung von Queretaro wird von Salm auf das härteste verurtheilt:

Früher war Marquez, nun war Miramon des Kaisers böser Geist. Der erste ist ein Verräther, darüber herrscht kein Zweifel; der letztere büßte mit dem Tode, und solange wir nicht Beweise für das Gegentheil haben, wollen wir annehmen, daß Miramon vielleicht persönlich ehrgeizige Absichten hatte, aber sich mehr durch seine Illusionen täuschen und durch seinen Leichtsinn hinreißen ließ, als daß er den Kaiser täuschen und absichtlich zu verderblichen Handlungen veranlassen wollte.

Anständig überhaupt erscheinen nur wenige Mexicaner in der Umgebung des Kaisers, so General Castillo und der Indianer Mejia. Wir finden viel Uebereinstimmendes in den Urtheilen Basch's und Salm's, und auch in ihrer Verdammung der Franzosen begegnen sie sich. Durch die Weigerung des Kaisers Maximilian, eine Ehrlosigkeit zu begehen, war Napoleon, nach seiner Ansicht, aller contractlichen Verpflichtungen ledig, und der Kaiser wurde geopfert und schließlich gemordet nicht sowol wegen seiner eigenen Handlungen, sondern hauptsächlich für diejenigen, welche die Franzosen unter der Autorität ihres Kaisers begangen und wodurch sie den Haß der rohen und blutdürstigen Mexicaner auf das tiefste erregt hatten. „Juarez vollzog freilich den physischen Mord, aber den moralischen beging der Kaiser Napoleon." Wie der Herr, so der Knecht, paßte hier vortrefflich. Wie steht nicht dieser Bazaine da! Und seine Truppen, die halbgeschlagen abziehen, benahmen sich gleich ihm. „Auf, gegen diese Preußen, wir wollen Berlin mit dem Bajonnet stürmen!" Das sind die letzten Worte, die Salm von ihnen hört.

Selbstverständlich gehen wir nicht auf den ganzen Inhalt des höchst interessanten Buchs ein. Der Gang der Belagerung wird ähnlich wie bei Basch erzählt, natürlich mehr vom militärischen Gesichtspunkte, mit besserer Erläuterung der Motive der einzelnen Handlungen, was durch die Stellung Salm's bedingt wird. Aber eine wichtige Episode, die bei Basch nur kurz angedeutet ist, müssen wir hier ausführlicher wiedergeben. Wir meinen den mislungenen Fluchtversuch Maximilian's, der von Salm und seiner Gemahlin in Scene gesetzt wurde und an dem unerklärlichen Benehmen des österreichischen Gesandten Lago scheiterte. Unter der ganzen europäischen Diplomatie, die in Mexico am Hofe des unglücklichen Fürsten versammelt war, zwingt uns überhaupt nur der preußische Gesandte von Magnus Achtung ab, und nur er allein bemühte sich persönlich, um den Kaiser zu retten. Der französische Geschäftsträger dagegen hatte es nicht einmal der Mühe werth gefunden, sich nach Queretaro zu begeben.

Salm hatte die republikanischen Obersten Palacios und Villanueva, jeden für 100000 Dollars, gewonnen, damit sie dem Kaiser zur Flucht verhelfen sollten. Für diese, welche nach mexicanischer Weise nichts Unehrenhaftes in dem Antrag erblickten, die gern das Geschäft machten, handelte es sich einzig um Sicherstellung der Summen. Es waren Wechsel auf die kaiserliche Familie in Wien ausgestellt, welche Baron Lago unterzeichnen sollte. Allein „der gute Baron gehörte", so schreibt die Prinzessin, „zu dem sehr verbreiteten nicht-indianischen Stamme der Hasenfüße". Lago hatte die Wechsel auf des Kaisers Wunsch unterzeichnet und mitgenommen, um sie auch von den andern diplomatischen Bevollmächtigten unterschreiben zu lassen; die Prinzessin Salm sollte sie dann den bestochenen Offizieren einhändigen und demjenigen, der den Kaiser entführen sollte, den Siegelring desselben als Erkennungszeichen übergeben. Was geschah nun, nachdem alles vortrefflich eingeleitet und das Gelingen der Flucht nicht zu bezweifeln stand?

Der Kaiser sandte Dr. Basch an den würdigen Vertreter Oesterreichs, um die beiden Wechsel mit der Unterschrift des Gesandten versehen abzuholen. Als er ins Zimmer trat und sagte, was er wolle, rannte Herr von Lago, Geschäftsträger Sr. k. k. Majestät des Kaisers von Oesterreich, verzweiflungsvoll und sich die Haare raufend im Zimmer umher und schrie: „Das können wir nicht thun (nämlich mitunterzeichnen), wir kommen an den Galgen!" Die andern Herren waren ruhiger und ersuchten den Doctor, dem Kaiser vorzustellen, wenn es den beiden Obersten Ernst sei, sie sich schon mit seiner Unterschrift allein begnügen würden. Baron Lago hatte seine Unterschrift mit der Schere von den Wechseln abgeschnitten, und so brachte sie der Doctor dem Kaiser zurück und theilte demselben die Antwort der Gesandten, die Verzweiflung Lago's und seine Angst vor dem Hängen mit. Was wird sein, entgegnete der Kaiser, wenn man ihn hängt? Die Welt verliert an ihm nicht viel!

Auffallenderweise erwähnt Basch in seinem Werke diesen höchst wichtigen Vorgang nicht mit einer Silbe.

Ebenso scharf wie der Prinz äußert sich auch die Prinzessin Salm. Sie erzählt, daß der belgische Geschäftsträger Hoorieks (Salm schreibt stets Hoorieks) gegen den feindlichen General Escobedo Ausdrücke von Maximilian gebraucht habe, die gleichbedeutend mit „dummer Kerl" waren, und gesagt habe, die liberale Regierung sei vollkommen in ihrem Rechte, ihn zu erschießen! Sie beruft sich auf Escobedo und seine Stabsoffiziere.

Es war in der That seltsam — äußert sich die Prinzessin, die wie ein Mann schreibt —, am Ende jedes Worts dieser Herren (der Gesandten) hing eine Goldunze — aber an ihren Fingerspitzen nicht ein armseliger Dollar! Es ist wohl begreiflich, daß ich ungeduldig und empört werde, wenn ich daran denke, daß dieser jämmerliche Geiz der Gesandten den Kaiser umbrachte!

Und die Folge solches Benehmens? Die bestochenen Obersten hatten die nur vom Kaiser unterschriebenen Wechsel nicht annehmen wollen, da die Weigerung der Gesandten, ihre Namen darunterzusetzen, nur zu deutlich beweise, daß eine Honorirung derselben sehr zweifelhaft sei. Nun rührte sich das republikanische Gewissen wieder: der eine verrieth den Plan an Escobedo; Prinz Salm wurde in festen Gewahrsam gebracht, seine Frau per Schub vor die Stadt transportirt, und die Gesandten mußten schleunig Queretaro verlassen.

Jetzt war keine Hülfe mehr möglich, und Maximilian wurde wenige Tage nach diesem mißglückten Fluchtversuche erschossen. Die pöbelhaften Vorgänge, welche bei der Einbalsamirung der Leiche stattfanden, das über alle Maßen rohe Benehmen der mexicanischen Aerzte und Offiziere hierbei, von denen einer sagte: „Es ist mir eine Wollust, meine Hände in dem Blute eines Kaisers waschen zu können!" während ein anderer, auf die Eingeweide zeigend, diese den Hunden vorgeworfen haben wollte, finden wir gleichfalls bei Basch nicht mit einer Silbe erwähnt, wenngleich dieser, nach Salm's Zeugniß, dabei zugegen war. Einer der Aerzte wollte sogar Handel mit den

Reliquien des Kaisers treiben, wurde jedoch gerichtlich dafür belangt, daß er Dinge verkaufen wollte, die ihm nicht gehörten.

Das Tagebuch der Prinzessin enthält viele pikante Einzelheiten, die gute Beiträge zur Charakteristik der jetzt in Mexico herrschenden Partei sind. Den Schluß bildet die Erzählung der Gefangenschaft Salm's, seine Befreiung und der Nachweis, daß Lopez, welcher sich als unschuldig hinstellen wollte, ohne allen Zweifel der Verräther Queretaros war. Salm meint jedoch, er habe nicht beabsichtigt, Maximilian selbst hinzuopfern.

Salm und Basch haben uns nur den Schluß der Tragödie erzählt, und wir verlangen nach Darstellungen der ganzen Geschichte des zweiten Kaiserreichs in Mexico. Wir haben oben gezeigt, daß jetzt die Acten noch nicht spruchreif sind, daß noch wesentliches Material dazu fehlt. Jedoch bei dem Interesse, welches die Invasion der Franzosen und die dreijährige Regierung Maximilian's erregen mußten, war es natürlich, daß man demselben durch zusammenfassende Arbeiten entgegenkam. Eine solche ist Adolf Stern's „Kaisertragödie in Mexico" (Nr. 3). Basch's und Salm's Werke konnten darin nicht benutzt werden, von wichtigen andern Quellen vermissen wir in der fleißigen Arbeit jedoch keine. Freilich sind auch ganz bekannte Zeitungsberichte hier manchmal einfach aneinandergereiht und auch die Aufsätze in „Unsere Zeit" („Mexico als Kaiserreich"), also eine secundäre Quelle, ausgiebig benutzt. Daß durch Basch's und Salm's Bücher manche Ereignisse jetzt in anderm Lichte erscheinen oder bisher ungenügend bekannte Thatsachen aufgehellt, falsche Erzählungen richtiggestellt werden, die bei Stern noch in der alten Auffassung erscheinen, können wir diesem nicht als Fehler anrechnen. Wer im Zusammenhange die letzten sechs Jahre mexicanischer Geschichte klar und kurz an sich vorübergehen lassen will, ohne gerade tiefer auf deren Studium einzugehen, dem empfehlen wir Stern's Schrift.

Richard Andree.

Vom Büchertisch.

1. Die Satiren und Episteln des Quintus Horatius Flaccus. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard Munk. Berlin, Dümmler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein neuer Beitrag zu den zahlreichen Productionen der deutschen Uebersetzerkunst, und zwar der philologischen Klasse. Horaz und immer wieder Horaz, daneben auch ein wenig Ovid, der noch immer seines deutschen Uebersetzungsmeisters harrt, vielleicht auch Juvenal, das ist die meist beliebte Auswahl, die die Uebersetzer aus der römischen Literatur treffen. Die vorliegende Uebersetzung ist zunächst für solche Leser bestimmt, „denen das Original entweder gar nicht oder nur schwer zugänglich ist, und die dennoch sich eine Kenntniß des geistreichsten und originellsten (?) römischen Dichters in den Gattungen, die noch heute ein allgemeineres Interesse zu erregen im Stande sind, erwerben wollen". Diesem Zwecke hat der Uebersetzer nach allen Seiten hin, zumeist nach der metrischen Glätte hin entsprochen. Die Anmerkungen bieten viel Instructives, erinnern nur mitunter an die Art gymnasialer Interpreten, selbstverständliche Constructions- und Gedankengangserklärungen schonungslos breit zu treten: eine Manier, über der oft die Tractirung der Realien vergessen wird. Gerade für den Leserkreis, für den der Uebersetzer gearbeitet, hätten wir, nächst Vermeidung jenes Misstandes, eine Einführung in die Welt des Dichters durch eine populäre Biographie des Horaz nothwendig erachtet. Daß dies unterblieben, ist ein wesentlicher Mangel der sonst wohlgelungenen Uebersetzung.

2. Johann Heinrich von Thünen. Ein Forscherleben. Rostock, Leopold. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

H. Schumacher in Zarchlin hat es unternommen, uns eine Lebensbeschreibung des verdienten Nationalökonomen von Thünen zu liefern. Die eigene Gedankenarbeit des Biographen nimmt nur einen verschwindend kleinen Platz ein, der größere Raum des Buchs wird durch den Abdruck eines reichhaltigen Briefwechsels zwischen von Thünen und seinen Freunden ausgefüllt. Neben sehr vielem Ueberflüssigen und Trivialen, was in der uns vorliegenden Form unmöglich für die Publikation geeignet sein kann, begegnen wir in diesem Forscherleben tüchtigster Denkart und gesundem politischen und wirthschaftlichen Sinn. Thünen verdient als Persönlichkeit wie als landwirthschaftlicher und nationalökonomischer Schriftsteller wol eine Stelle im „Conversations-Lexikon", in welchem wir ihn bisjetzt vergeblich gesucht haben. Der Autor des „Isolirten Staates und seiner Gesetze" ist unbestreitbar eine Autorität im Gebiet der rationellen Landwirthschaft, wenn auch die Perthes'sche Verlagshandlung, die Thünen für sein preiswürdiges Werk Bücher im Preise von 75 Thaler als Honorar zahlte (wie S. 51 nachzulesen), anderer Ansicht sein sollte. Für den Leser dieser Biographie würden Thünen's Ansichten über Fragen der Land- und Volkswirthschaft vom lehrreichsten Interesse sein; wir hoffen, daß eine gleiche Theilnahme das Publikum der Meinungsreinheit und Tüchtigkeit des Wesens zuwenden wird, von der das Leben dieses durchaus edeln und großherzigen Mannes Kunde gibt.

3. Die Wahrheit von A. Spir. Leipzig, Förster und Findel. 1867. Gr. 8. 21 Ngr.
4. Andeutungen zu einem widerspruchslosen Denken. Von A. Spir. Leipzig, Förster und Findel. 1868. Gr. 8. 4 Ngr.
5. Ueber die Freiheit des Menschen. Ein Beitrag zur Moralphilosophie von Wilhelm Kaulich. Prag, Lehmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Wenn die Philosophie die Aufgabe hat, das richtige Verständniß des menschlichen Lebens und seines Zwecks zu vermitteln, wenn sie das Selbst-, Welt- und Gottesbewußtsein des Menschen zur vollendeten Klarheit erheben und zum Abschlusse bringen soll, so haben die Empiriker in der philosophischen Wissenschaft recht, die an der leitenden Hand der Erfahrung die Höhen der Erkenntniß erklimmen. Nicht nur jener Erfahrung, die auf den

Gebiet der sinnlichen Natur, im Reiche der Zahl, des Maßes und Gewichts, der Kunst und der Industrie für maßgebend gilt, sondern auch der Erfahrung des sittlichen und religiösen Bewußtseins, an welche die wissenschaftliche Forschung ebenso anknüpfen kann. Eben diesen Standpunkt vertritt Kaulich, ein Privatdocent der prager Universität; „nicht ein hohles leeres Schattenbild, projicirt durch die Laterna-magica der menschlichen Vernunft", will er begreifen, „sondern die Welt in ihrer Wirklichkeit". Anders stellt sich Herrn Spir (wol ein Pseudonym?) die Aufgabe der Philosophie dar; dieselbe soll ihm nicht das Räthsel des Daseins lösen. Ein Gemisch von Kantianismus und Identitätsphilosophie, sind die Grundzüge seiner Anschauung weniger klar, als man nach der immerhin folgerechten Auseinandersetzung des Autors erwarten sollte. Höchst seltsam klingt das Bekenntniß des Verfassers, er sehe wohl ein, daß andere Menschen besser zu philosophischen Explicationen befähigt sein mögen als er. „Ich weiß bis zu dieser Stunde noch nicht" — so bescheiden ist Spir —, „ob es in der Welt eine einzige lebende Seele gibt, welche verstanden hätte, was ich in jenem Werke sagen wollte." Schade, daß Spir dieses Geständniß nicht früher macht, als bis auf Seite 27 seiner „Andeutungen"; er hätte uns die sehr mühsame Lektüre seines Werks sparen können, mühsam, weil unsere Hoffnung, irgendeinmal aus dem Meer des Abstracten auf eine Insel des Concreten in Form ethischer Deductionen zu gerathen, schmählich getäuscht worden ist. Wenn es in der grauen Theoriewüste der Metaphysik eine saftige farbenfrische Oase, einen grünen Zweig vom Baum der Erkenntniß gibt, so ist dies die metaphysische Ethik: gerade dies fruchtbare Feld hat sich Spir völlig entgehen lassen.

Das Kaulich'sche Buch von der „Freiheit" ist, wie es um eine bedeutende Stufe höher steht als die „Wahrheit" Spir's, viel reichhaltiger gefaßt als die Schriften des Autors der „Andeutungen". Neben Materialismus und Pantheismus wird der mechanisch-psychologische Determinismus, der Kant'sche Erklärungsversuch der menschlichen Wahlfreiheit, die Entwickelung der Freiheit im empirischen Menschen ausführlich besprochen. Gedämpft wird der gute Eindruck der Kaulich'schen Schrift jedoch durch einen allzu großen Eklekticismus, der einen nachtheiligen Einfluß auf die selbständige Denkart des Verfassers übt. Bemerkenswerth ist das Festhalten des Autors an dem Dogma des persönlichen Bewußtseins nach dem Tode, das auf S. 103 fg. in warmer Weise für den philosophischen Standpunkt gerettet wird.

6. Denkschrift über den Proceß des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oesterreich von Mariano Riva Palacio und Rafael Martinez de la Torre. Aus dem Spanischen übersetzt von C. G. Paschen. Hamburg, O. Meißner. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Kritik hat nur wenig Worte für die actenmäßigen Abdrücke der Vertheidigungsverhandlungen des unglücklichen Fürsten. Die energische und geschickte Vertheidigung Palacio's und de la Torre's verdient wol eine genaue Lektüre in der gelungenen Paschen'schen Uebersetzung. Das kleinliche Sträuben der mexicanischen Regierung in Betreff der Auslieferung von Maximilian's Leiche, den eifrigen Notenwechsel der europäischen Geschäftsträger mit den mexicanischen Ministern in dieser Angelegenheit kann man, Telegramm an Telegramm, hier des Nähern verfolgen. Nur hätten wir einen passendern Abschluß des Werks gewünscht: die Ausfolgung der Leiche und die damit verbundenen Feierlichkeiten hätten sehr wohl eine Schilderung des Uebersetzers verdient, wenn derselbe den Ausgang des Monats September 1867, in dessen Mitte die Verfasser ihre Denkschrift schließen, abgewartet hätte. Sie enthält thatsächliche Ergänzungen zu den oben in dieser Nummer besprochenen Schriften.

7. Ueber die Todesstrafe. Beibehaltung der Abschaffung derselben? Ein Beitrag zur Beleuchtung dieser Frage. Von Johannes Emil Kuntze. Zum Besten der Hinterlassenen verunglückter Bergleute. Leipzig, Hinrichs. 1868. 8. 10 Ngr.

Eine gewandt geschriebene Vertheidigung der Todesstrafe, mit starken Seitenhieben gegen die Doctrinäre, wenn auch oft mit haltlosen Behauptungen und heimlichem Liebäugeln mit der Orthodoxie. Gottes Wort, von dem die Obrigkeit ihr Schwert zu Lehen trägt, ist dem Autor der oberste Appellhof in seiner Sache. Die Statistik, die der Verfasser sehr oberflächlich anzieht, trotzdem er sie als Beweismittel für seine Behauptung von der Nothwendigkeit der Todesstrafe gebrauchen will, ist gerade im gegnerischen Lager höchst willkommen: ein Umstand, den der Autor völlig übersehen hat. Würtemberg und Rußland, die einzigen statistischen Belege, die er für seine Anschauung beibringt, können doch unmöglich allein maßgebend sein.

8. Aus meiner Festungszeit. Ein Beitrag zur Geschichte der preußischen Reaction von Gustav Rasch. Wien, Hartleben. 1868. 8. 24 Ngr.

Der wohlbekannte Verfasser hat nunmehr seine, wenn wir nicht irren, in der „Gartenlaube" zerstreuten Aufsätze über seine Festungshaft in ein interessant geschriebenes Buch gesammelt. Das Publikum ist seit Fritz Reuter's „Ut mine Festungstid" gewöhnt, einer geschmackvollen und nicht zu breitspurigen Behandlung dieser Gattung von Memoiren der Staatsgefangenen Geschmack abzugewinnen. Die Rasch'schen Schilderungen, lebhaft und mit frischer Feder geschrieben, wie sie sind, werden nicht verfehlen, ihrem Genre einen zahlreichen Leserkreis zuzuführen.

9. Der Genius des Hauses. Eine Gabe für Mädchen und Frauen. Von Luise Otto. Wien, Hartleben. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Vorliegende Schrift bildet den vierten Band der „Deutschen Frauenwelt", einer Art Encyklopädie für Frauen, deren erste drei Bände: „Diätetik für Frauen", „Das Kind", „Chemie der Hauswirthschaft", bereits früher erschienen sind. Im „Genius des Hauses" erhalten wir eine Art Psychologie der Frau in der Michelet'schen Manier, wenn auch mit weniger Genie und künstlerischem Blick als die Aperçus des geistreichen Franzosen. In vierzehn Kapiteln werden die socialen wie die seelischen Fragen, die das Weib bewegen, in der lebhaften, zuweilen jedoch emphatischen und excentrischen Art der Verfasserin abgehandelt. Indessen können wir versichern, daß jene Auswüchse des Stils in der pädagogisch und ästhetisch anregenden Schrift der begabten Verfasserin nur selten den Genuß trüben, den freie Ge-

müther bei der Lektüre des „Genius des Hauses" empfinden werden.

10. Privatgeschichten der Weltgeschichte. Erster Band: Geschichte mediatisirter deutscher Fürstenhäuser. Zweiter Band: Merkwürdige und geheimnißvolle Frauen. Leipzig, Matthes. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Kaum hatten wir den „Genius des Hauses" aus der Hand gelegt und waren an die Lektüre der „Privatgeschichten" gegangen, als deren Bearbeiterin sich Luise Otto nennt, so wurden wir unangenehm enttäuscht. Nichts als ein Auszug aus Behse, aus den archivalischen Funden und Curiositäten des Geheimrath Weber in Dresden, hauptsächlich aber ein getreuer Abklatsch von Bülau's „Geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen" ist diese ziemlich unbehülfliche Compilation. Die, wie wir glaubten, längst überwundene fraubasenhafte historische Geschwätzigkeit macht sich in platter Weise in diesen Privatgeschichten breit, die weder Scherr'schen Witz und Cynismus, noch Behse'sche Correctheit und Schärfe der Anschauung besitzen. Das Werkchen wimmelt von Unrichtigkeiten, von deren großer Menge wir nur ein paar der derbsten citiren: am 25. October 1717 wird die Gemahlin Alexei's mit demselben vermählt, und am 13. Juli 1714 von der Tochter Natalie entbunden; Bülau, dem die Verfasserin das meiste verdankt, wird consequent „von Bülau" genannt; der preußische Kreis Schleiden liegt im Regierungsbezirk Koblenz — und ähnliche, oft noch gröbere Ungenauigkeiten mehr, die bei einer, wenn auch populären Geschichtsdarstellung zum mindesten stark befremden müssen.

11. Beiträge zur Beurtheilung von Personen, Ansichten und Thatsachen von K. F. H. Marx. Göttingen, Dieterich. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Die medicinische Welt wird nicht umhin können, die vorliegenden Erinnerungen, Ermunterungen, Mahnungen, die größtentheils aus Beispielen entnommen sind, einer eingehenden Aufmerksamkeit zu würdigen. Die besondere Rücksichtnahme auf Aerzte und deren Wirkungskreis leitet den Verfasser auf allen Gebieten des medicinischen Lebens; eine Art Lebensphilosophie der Medicin in nuce bietet er uns in seinem Buch dar. Eine gewisse Schwerfälligkeit, oft Dunkelheit des Stils wird man sich gewöhnen müssen bei der Lektüre zu übersehen, bei der man die folgenden Kapitel recht beachten möge: „Die politische Stellung der Aerzte", „Sorgfalt im Ausdruck" (gegen die ärztlichen Schriftsteller gerichtet, die genug gethan zu haben glauben, wenn sie deutlich schreiben und jede Eleganz der Darstellung für überflüssig halten), „Aufgaben für Schreiblustige", „Philosophie als Medicin der Seele", und andere mehr.

12. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Dritte Serie. Berlin, Lüderitz. 1868. Gr. 8. In Heften zu 5 Ngr.

Von diesem bekannten Sammelwerke liegen uns wieder einige interessante Hefte vor:

Heft 52 und 53: Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts. Zwei Vorträge von Ernst Haeckel.

Selten wird dem denkenden Leser eine so im besten Sinne populäre Darstellung der Entwickelung des Menschengeschlechts geboten, als in diesen beiden Vorträgen des rühmlich bekannten Autors der „Generellen Morphologie". Die großartigen Gesetze Lamarck's und Darwin's werden hier in anschaulichster Explication in ihrer genetischen Entwickelung klargemacht und das anthropocentrische System dem wissenschaftlichen Bewußtsein entfremdet. Die systematische Uebersicht des menschlichen Stammbaums spiegelt sich nicht nur im Schema des Anhangs, sondern gibt den Vorträgen durchweg einen ebenso logischen wie gemeinverständlichen Charakter.

Heft 54: Die Gründung der amerikanischen Union von 1787. Von J. C. Bluntschli.

Eine eingehende Auseinandersetzung der leitenden Grundsätze, unter deren Einfluß der amerikanische Staatenbund sich seine Grundgesetze schuf, liegt in Bluntschli's Vortrag uns vor. Die stark accentuirte Mitwirkung des Majoritätsprincips bei dem Unionswerk läßt sich auch aus vorliegender Darstellung herauserkennen.

Heft 55 und 56: Der Bernstein in Ostpreußen. Von Wilhelm Runge.

Diese genetische Entwickelungsgeschichte der Bernsteintheorien, wie die anschauliche Schilderung der Bernsteingewinnung, welche durch Holzschnitte unterstützt wird, ist von eingehender Fachkenntniß dictirt und liefert interessante Aufschlüsse über die neuerdings bedeutend geförderte Bernsteinindustrie.

Heft 57: Die Börse und die Speculation. Von Gustav Cohn.

Wenngleich wir nicht verkennen, wie schwierig gerade die populäre Darstellung der Börsenbewegung ist, so scheint uns doch der Verfasser mitunter jenen mit Unrecht populär genannten Standpunkt einzunehmen, der zu wenig bei seinen Lesern voraussetzt und deshalb in ewigem Schaukeln zwischen erkünstelter Naivetät und dem Hervorsuchen historischer Curiositäten sich befindet. Der Laie kann aus einer derartigen Behandlung der Speculationsgeschichte nicht allzu viel Belehrung schöpfen.

Heft 64: Ueber Bildung und Entwickelung der Schrift. Von Heinrich Brugsch.

Der berühmte Aegyptologe hat mit großer Klarheit und sichtlicher Wärme für seinen Gegenstand das älteste aller Culturthemen behandelt. Jene concinne Art der Auseinandersetzung, die man ungerechterweise oft für den alleinigen Vorzug der exacten Wissenschaft hält, zeigt sich hier auch in einem Zweige der Philologie, der dem Autor des Vortrags so reiche Früchte zu verdanken hat. Die beigegebene Tafel, welche die ältesten Lettern, als ägyptische, phönizische und griechische, miteinander vergleicht, wird durch den anziehenden Text aufs anschaulichste interpretirt.

Heft 65: Die Kaiserpaläste in Rom. Von H. Jordan.

Im December 1867 ist dieser Vortrag in Königsberg gehalten worden; der Verfasser gesellt sich als jüngst Eingetretener zu jenem königsberger Triumvirat, Lehrs, Friedländer und Jordan, welches die Culturgeschichte der Antike über die Grammatik setzt. Aus solchem Einfluß und solcher Gesinnung heraus ist die vorliegende Schilderung der römischen Cäsarenpaläste erwachsen; der Vortragende folgt den Ausgrabungen Pietro Rosa's als belehrender Cicerone, wie er denn selbst zu zweien malen ein aufmerksamer Zeuge derselben gewesen ist. Das größere Publikum, das durch die archäologische Richtung der neuern Philologie immer mehr Interesse an antiken Culturzuständen nimmt, wird den vorliegenden kleinen Zuwachs zu

seinem Bilde von Alt-Rom mit aufrichtiger Theilnahme begrüßen.

Heft 66: Ueber Spectralanalyse. Von F. Hoppe-Seyler.

Eine klare Entwickelung der Kirchhoff-Bunsen'schen Entdeckung, die bekanntlich nicht nur der Wissenschaft, sondern auch den verschiedensten praktischen Gebieten neue Wege eröffnet hat. Der Bunsen'sche Gasbrenner wird des Nähern beschrieben, desgleichen die „eleganten" (ein Lieblingswort der Mathematiker) Versuche, durch die Kirchhoff die Uebereinstimmung des von einem Körper ausgestrahlten und des von ihm absorbirten Lichts nachwies.

13. Das Leben und die todte Natur. II. Das Leben und der Stoffwechsel. Nicht Streit-, sondern Beherzigungsschrift für An- und Nachbeter von Liebig und Moleschott. Von Ludwig Flentje. Göttingen, Wigand. 1868. 8. 10 Ngr.

Dieser zweite Theil von Flentje's Schrift reiht sich, wie schon der Titel andeutet, jenen zahlreichen Polemiken gegen den Materialismus an, für welche die Kritik kein Wort übrighat, da sie nicht entgegnen, sondern schelten wollen. Jede solcher „Beherzigungsschriften" zeigt uns, wie weit ihre Art von der streng wissenschaftlichen und sachlichen Polemik, die Lange's „Geschichte des Materialismus" athmet, verschieden ist. Die Schultz-Schultzenstein'sche Verjüngungstheorie findet allerdings an Flentje, der den Namen seines Meisters fast auf jeder Seite unnützlich führt, einen kühnen Kämpen.

14. Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Ein Charakterbild aus dem deutschen Volke und für das deutsche Volk. Wittenberg, Koelling. 1868. Br. 8. 15 Ngr.

Gewiß ist gegenwärtig ein populäres Lebensbild eines Reformationsanregers an der Zeit; erscheint es doch zu derselben Zeit, in der zu Worms das Standbild der Reformatoren enthüllt ward. In einfachstem und darum schwer zu treffendem Volkston erzählt das Werkchen das segensreiche Wirken des glaubensstarken Fürsten, allerdings mit jener streng religiösen Beimischung, die den Früchten der wittenberger Luft (der Pseudonymus datirt sein Vorwort von Annaburg) eigen zu sein pflegen.

15. Die Gesundheit der Seele von Bernhard von Beskow. In deutscher Uebersetzung von Eduard Prätorius. Frankfurt a. M., Boselli. 1868. 16. 10 Ngr.

Wir hegen durchaus keinen Zweifel an der Gesundheit der Seele von Bernhard von Beskow, wenigstens hat der talent- und geschmackvolle Schwede stets eine gesunde Seele gezeigt. Dennoch hätte der Uebersetzer durch eine Interpunktion der lächerlichen Zweideutigkeit abhelfen können. Die biographische Vorbemerkung ist wörtlich der elften Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" entnommen, was wir selbst in dem Falle nicht gutheißen können, wenn, wie wir annehmen wollen, der Uebersetzer zugleich der Verfasser jenes Artikels sein sollte. Uebrigens ist diese schwedische Diätetik der Seele (wol die letzte Arbeit des Dichters) in dem bekannten Genre der schwedischen Moralphilosophie gehalten, das uns wenigstens stets an die Moral des 18. Jahrhunderts erinnert. So sind nächst den Anschauungen des Werkchens auch die Citate meist jener Literaturperiode entnommen. Das Beskow'sche Schriftchen gemahnt uns auffallend an Garve's Manier und versetzt uns in eine Welt des verständigen Denkens, der die Feuchtersleben'sche „Diätetik" zum mindesten den Vorzug der ethischen Anschauung Spinoza's und der Modernen entgegensetzen kann.

16. Die Naturgeschichte nach Wort und Spruch des Volks. Von Wilhelm Medicus. Nördlingen, Beck. 1867. Gr. 8. 25 Ngr.

Das ist ein Buch, an dem Jakob Grimm seine Freude gehabt hätte, so kernig und volksweisheitsvoll tritt uns das Werk zu Gesicht! Sind es auch nur 15 Kapitel aus dem Thierreich, die uns je eine Species durch den an sie geknüpften Spruchreichthum des Volks illustriren, so hat der Verfasser doch die germanische Volksseele in ihrer eigenthümlichen Freundschaft mit der Thierwelt belauscht und eine Fülle der mannichfaltigsten Citate belegt jenes Verhältniß des Deutschen zu Haus- und Waldthieren auf die interessanteste Art. Jedes Gebiet des geistigen Lebens muß seine Abgesandten hergeben, um in schlagendem Sprichwort, dichterischem oder historischem Citat zur Charakterschilderung des betreffenden Thiers beizutragen. Zu Rotter's „Thiersymbolik des Mittelalters" dürfte für die Neuzeit sich die Schrift von Medicus als reichhaltige und vielseitige Ergänzung und Erweiterung gesellen.

17. Der Tag von Ober-Laudenbach. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolutionsjahre 1848—49 von W. Zimmermann. Manheim, Schneider. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Leiter der bewaffneten Volksversammlung von Ober-Laudenbach (24. Mai 1849) veröffentlicht hierdurch von Paris aus eine ausführliche Darlegung des Sachverhalts jenes denkwürdigen Tags. In ruhiger und jeder Gehässigkeit barer Tonart ziehen die Ereignisse vor und nach Schluß des hessischen Landtags an uns vorüber und zeigen uns, wie der Tod des Civilcommissars Prinz ohne Vorbedacht durch Provocation von feindlicher Seite her herbeigeführt sei. Manche irrige Ansicht über das Verhalten der Parteien an jenem verhängnißvollen Maitage wird durch die vorliegende Schrift berichtigt werden.

18. Das Bilderbuch eines armen Studenten. Berlin, A. Duncker. 1867. Gr. 16. 15 Ngr.

Alle märchenfrohen Gemüther, die sich noch an kecken Spielen poetischer Phantasie erfreuen, werden mit Vergnügen dies Bilderbuch durchblättern. In Stil und Manier der Charakteristik stark an Andersen erinnernd — und das ist die gute Seite des Buchs —, tändelt es auch oft zu viel und wiegt sich selbstgefällig im beliebten Walderzählerton — und das ist die schlechte Seite. Immerhin aber erfreuen wir uns an dem kleinen poetischen Schmetterling ein Weilchen, bis er davonfliegt zu den großen Kindern, für welche die Poesie noch immer vorzugsweise in Blumen, Lenz und Liebe wohnt.

19. Spiegelbilder der Erinnerung. Erlebtes, Erschautes, Erdachtes aus den Papieren eines Funfzigers. Vom Verfasser der „Modernen Imperatoren". Bevorwortet von Alfred Meißner. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr.

Lose novellistische Fragmente und feuilletonistische Streifzüge eines vielbewegten Geistes treten hier mit der naiven Frage an uns heran, ob sie uns genug interessiren dürften, ob wir den Beziehungen des Autors zu höchstgestellten Persönlichkeiten, auch wenn er anonym bleibt, Glauben schenken wollen. Denn bunt genug ist die Reihe der

flüchtigen Federzeichnungen, die uns ein feuilletonistisches und ethnographisches Talent vorführen, dem wir, wie wir glauben, schon einmal begegnet sind, irren wir nicht, in der „Kölnischen Zeitung" oder der „Neuen Freien Presse". Allein wir halten es mit dem bevor- und befürwortenden Dichter für nebensächlich, welches Antlitz sich hinter der Maske der Anonymität verbirgt: wir erfreuen uns an der trefflichen Schilderung ungarischer Zustände und Menschen in der „Geschichte eines Stiefgroßvaters", an den wohlgetroffenen Schattenrissen der Frauenwelt in England, Frankreich und Deutschland (ein Aufsatz, dem wir nur erhebliche Kürzungen und Vermeidung von Wiederholungen empfehlen müssen) und sind erstaunt, aber höchlich interessirt durch die anziehende und elegante Schilderung persönlicher Erlebnisse des Autors mit Napoleon III. und Maximilian von Mexico. Die Wasserfarbenskizze „Alsma", wie das mislungene Lustspiel „Der Anraucher", hätten einer Umarbeitung bedurft, ehe sie dem Publikum übergeben wurden: statt der Lustspielform im „Anraucher" wäre wol eine kurze Erzählung wie die vom „Briefläufer" ein passenderes Gewand für die Monomanie des braven Bürgermeisters gewesen. Wenn aber erlaubt ist, was gefällt, so werden die „Spiegelbilder" ihren Weg zum deutschen Lesepublikum schnell finden: dem Verleger aber sei bei einer etwaigen zweiten Auflage dringend empfohlen, in der Correctur auf größere Genauigkeit zu halten.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Ein Werk dieser Art", sagt die „Sarturday Review" vom 20. Februar über E. M. Oettinger's „Moniteur des Dates", „würde unschätzbar sein, wenn der Verfasser nicht allein große Gelehrsamkeit und Ausdauer, sondern auch viel Urtheil und kritisches Talent dazu brächte. Oettinger scheint es jedoch an letztern Eigenschaften etwas zu fehlen. Sein Plan ist sowol zu eng als auch zu weit. Die Angaben der Geburt, der Verheirathung und des Todestags der geschichtlichen Persönlichkeiten sind annehmbar, soweit sie gehen, allein sie gehen eben nicht weit. Wenn er bei Napoleon Bonaparte ankommt, gesteht der Verfasser selbst die Unzulänglichkeit seines Systems thatsächlich ein. Sein Muth geht ihm hier aus; er kann sich nicht mit der bloßen Auskunft begnügen, daß der große Corsicaner geboren ward, sich verheirathete und starb, und so berichtet er mit Hintansetzung seines eigenen Princips die Daten der Hauptbegebenheiten seines Lebens. Das hätte aber überall geschehen sollen, und um Raum dazu zu gewinnen, hätten eine Masse unbedeutender Namen, die nur das Werk beschweren, geopfert werden sollen.... Oettinger scheint sich auch unter der Täuschung zu befinden, daß jeder englische Pair ipso facto ein Staatsmann sei; denn sein Werk enthält viele Namen, die man weit besser in Newmarket*) als in Sanct-Stephens**) kennt. Was er ausläßt, ist zuweilen ebenso überraschend wie das, was er angibt: so z. B. gereicht es ihm zur Ehre, daß er Mr. Daniel Wakefield, den Kanzleihof-Advocaten, entdeckt hat; wie aber der Fleiß, welcher Daniel aufgestöbert, hat verfehlen können, dem Edward Gibbon Wakefield auf die Spur zu kommen, ist schwer zu begreifen. Ein Werk dieser Art kann aber kaum von einem einzigen Manne oder auch von einem Comité von Schriftstellern derselben Nation befriedigend vollendet werden. Man kann nicht erwarten, daß Ausländer eine so genaue und erschöpfende Kenntniß der Geschichte und Literatur anderer Völker besitzen. Ein spanischer Mitarbeiter würde Oettinger vor dem Irrthum geschützt haben, den heiligen Franz Borgia zu einem Italiener zu machen; ein englischer College würde ihm gesagt haben, daß Robert und Elizabeth Browning Dichter seien, und die Bezeichnung «Schriftsteller» ebenso wenig auf sie passe wie auf Tennyson, dessen Heirath, beiläufig erwähnt, seiner Forschung entgangen ist, und der daher in diesen Blättern nicht mehr hervorragt als der bescheidenste Sohn Apollo's. Im ganzen also müssen wir diesen riesigen und in vielen Hinsichten verdienstlichen Band eher als das Skelet zu einem künftigen Gebäude, denn als selbst ein Gebäude betrachten."

Ueber Perthes' „Politische Zustände und Personen in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich von Karl VI. bis Metternich" sagt dasselbe Blatt: „Oesterreich ist gegenwärtig aus der Mode in Deutschland; es ist der Sündenbock, auf den die Sünden der Nation geworfen werden. Die Deutschen sind natürlicherweise abgeneigt, ihre lange Uneinigkeit und verhältnißmäßige Ohnmacht Mängeln im Volkscharakter beizulegen, und so finden sie leicht eine scheinbare und viel angenehmere Erklärung bald in der blinden Frömmelei, bald in der selbstsüchtigen Politik des Staats, der so lange danach strebte, die Nation zu leiten. Unter diesen Umständen ist es überraschend, irgendeine Geschichte des geschmähten Staats, besonders eine von einem Professor im preußischen Gebiete geschriebene zu finden, die ihm so günstig ist, wie das nachgelassene Werk des Professor Perthes. Die Erklärung wird wol in des Verfassers persönlichen oder politischen Neigungen zu suchen sein. Wie dem auch sein mag, seine Unparteilichkeit artet sogar in übertriebene Nachsicht aus. Obschon selbst Protestant, ist er doch bereit, jenes Bündniß mit dem römischen Hofe zu vertheidigen, dem Oesterreich den größern Theil seiner Misgeschicke verdankt und das seine Staatsmänner jetzt so gern auflösen möchten. Das Werk ist indessen gefällig geschrieben, bekundet Geschick in der Anordnung und Abkürzung und enthält viele interessante Skizzen berühmter Männer, besonders eine von Gentz. Es ist zwar unvollendet, reicht aber doch bis auf Napoleon's Zeit herab."

L. Geiger's verdienstvolles Werk über „Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft" wird, befremdlich genug, mit folgenden wenigen Worten abgethan: „Der Ursprung der Sprache ist ein dunkler Gegenstand, und in den Händen Geiger's verliert er nichts von seiner Dunkelheit. Wenn seine Ansichten richtig sind, sich aber nicht zugleich in einer verständlichern und populärern Form darstellen lassen, so kann man nur sagen, daß dieser Theil der Wahrheit vielen in unserm Zeitalter unzugänglich bleiben wird. Wenn der Verfasser Allgemeinheiten verläßt und zur Region der Thatsachen hinabsteigt, wird sein Stil klar genug und sein Stoff unterhaltend."

Noch schlechter aber kommt Köstlin's „Aesthetik" weg, über welche die „Saturday Review" ganz ironisch wird. „Bei Köstlin", sagt sie, „kann man sich nicht über die undurchdringliche Dunkelheit, der man bei Schriftstellern über Aesthetik so häufig begegnet, beklagen. Nichts kann einfacher und entschiedener sein als seine Ansichten: er ist vollkommen davon überzeugt, daß ein schönes Gesicht besser ist als ein häßliches, und ist sich des Unterschieds zwischen einer Oper und einer Pantomime klar bewußt. Die Jugend an der Universität zu Tübingen wird keine ästhetischen Ketzereien von ihrem Lehrer lernen; ob sie aber etwas anderes lernen wird, als die Kunst, Gemeinplätze in prunkhaften Wortschwall zu kleiden, ist freilich eine andere Frage."

„Burckhardt's Werk: «Die Cultur der Renaissance in Italien»", lesen wir weiter, „würde eine sehr ausführliche Besprechung fordern, wenn es gänzlich neu wäre. Doch wenn auch nur eine neue Auflage, so verdient es doch, daß man auf

*) Wo bekanntlich das berühmte Pferderennen stattfindet.
**) Bezeichnung fürs Parlament.

dasselbe als auf eine Fundgrube von Belehrung über diese so vielfach fälschlich dargestellte Zeit menschlicher Entwickelung hinweise. Puritanische Unduldsamkeit hat unter verschiedenen Formen und verschiedenen Weisen die Heiligthümer der Renaissance ebenso gründlich entweiht wie die Dome des Mittelalters. Das gewissenhafte Streben nach absoluter Vollkommenheit, welches in allen Kunst- und Geistesschöpfungen jener Zeit klar hervortritt, ist fortwährend als Beschränktheit, Dünkel und Sinnlichkeit dargestellt worden. Burckhardt hat das Verdienst, den romantischen Charakter der Periode hervorzuheben. Er betont nicht nur ihre Kraft und Verfeinerung, sondern auch ihre echte Einfachheit, die sich auf eine Weise kundgibt, wie sie sich nach der Natur der Dinge nie wiederholen kann. Die alte Welt kann keine zweite Auferstehung erleben; nie wieder kann die Menschheit von solchem Staunen und solcher Bewunderung erfüllt werden, wie sie damals alle Klassen der Gesellschaft durchdrang und wovon der Verfasser viele höchst anziehende und sogar rührende Beispiele anführt. Die ritterliche Gesinnung des Mittelalters war noch nicht erloschen; sie wurde nur auf eine andere Klasse von Gegenständen übertragen, und ohne dieses Einströmen von Ideen würde Europa ebenso dem Stillstande verfallen sein wie der Orient. So weist der Verfasser z. B. nach, wie das schwermüthige Gefühl, welches die Betrachtung der bis dahin ungewürdigten antiken Ruinen hervorrief, zum wichtigen Factor in dem modernen Gefühl für die Landschaft wurde. Burckhardt versteht sich übrigens auf die Anhäufung seines Materials besser als auf dessen Anordnung; dennoch aber ist sein Werk eine mit malerischen Zügen und Anekdoten gemischte Schatzkammer von Belehrung."

„Naumann's «Die Naturwissenschaften und der Materialismus» geht dahin, zu beweisen, daß dieser keine Stütze an jenen habe. Der Verfasser wählt sich zu diesem Behufe ein einzelnes Werk als Vertreter der materialistischen Schule aus und widerlegt es Paragraph für Paragraph. Seine Wahl ist auf Büchner's «Kraft und Stoff» gefallen. Die Materialisten sind zu bereit gewesen, dieses oberflächliche und anmaßende Buch anzupreisen, als daß sie ein Recht hätten, sich über Naumann's Erstwahl oder über die einem dünkelhaften Halbwissen beigebrachte Züchtigung zu beschweren. Man hätte indessen um Naumann's willen selbst wünschen können, er hätte sich einen bedeutendern Gegner gewählt, oder daß er wenigstens das Beispiel seines Gegners benutzt und sich wie er gedrängter gefaßt hätte. Jener hat Zeit und Raum auf seiner Seite, und wir fürchten, diese letztern werden trotz aller Beweisgründe Naumann's den Sieg davontragen."

Notizen.

Otto Spielberg in Altona veröffentlicht ein „Feuilleton; Originalbeiträge der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands", welches nur Manuscript für Zeitungen und Journale enthält und unterhaltende, noch nirgends verwerthete Originalbeiträge bringt. Sein Zweck ist, den Klagen der großen Zeitschriften über unerlaubten Nachdruck ein Ende zu machen und den kleinen Zeitungen eine Quelle zu eröffnen, durch die sie billig rechtmäßiges Eigenthum erlangen können. Durch ein Abonnement auf das „Feuilleton" erwirbt jedes Preßorgan das Recht, Beiträge daraus nach Belieben abdrucken zu dürfen. Die Auflage des „Feuilleton" ist natürlich sehr gering, um den Werth der Originalarbeiten nicht abzuschwächen. Jeden zweiten Abonnenten in einer Stadt (also jeden Concurrenten) hat der Herausgeber gestrichen. Unsers Wissens ist bisher der Gedanke, den Zeitungen und Journalen eine derartige permanente Quelle zu eröffnen, noch nicht zur Ausführung gekommen.

Der berühmte und hochgebildete Reisende Adolf Bastian kündigt eine „Zeitschrift für Ethnologie und ihre Hülfswissenschaften als Lehre vom Menschen in seinen Beziehungen zur Natur und zur Geschichte" an, die er in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Hartmann im Verlag von Wiegandt und Hempel in Berlin herausgeben wird. Es erscheinen jährlich sechs Hefte mit lithographirten Tafeln. Der Inhalt verspricht, nach dem Programm, ein reichhaltiger zu werden, indem die Ethnologie in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung, die Anthropologie, Paläontologie, das Linguistische, die vergleichende Psychologie und alle andern feinsten Verzweigungen der ethnologischen Stammwissenschaft Beachtung finden sollen. Nach den bisherigen bekannten Leistungen der Herausgeber ist Treffliches zu erwarten.

Eduard Maria Oettinger, der bekannte Herausgeber des „Moniteur des Dates", hat ein Schriftchen veröffentlicht, das von neuem den unermüdlichen, fleißigen Sammler bekundet und den Titel trägt: „Die Weltgeschichte in einem Brief-Couvert" (Leipzig, Denicke). Es ist ein Heft von 77 Seiten kleinen Drucks, welches auf dem Titel als ein „historisch-geographisches Handwörterbuch der hervorragendsten Ereignisse und Thatsachen der Weltgeschichte, geordnet nach der Reihenfolge der Städte" bezeichnet ist. Diese Reihenfolge ist die alphabetische. Was das Büchlein gibt, ist nun freilich noch nicht die Weltgeschichte; auch sagt der Herausgeber in dem kurzen Vorwort: „Wir geben den Kern der Weltgeschichte." Diesen Kern erblickt er wol in den Kriegen und Friedensschlüssen, da diese Facta in weitaus überwiegender Anzahl verzeichnet sind.

Bibliographie.

Aus dem Leben eines Gletscherführers. Blätter der Erinnerung an Cyprian Grandichler, genannt „Cyprer", Berg- und Gletscherführer zu Vent im Oetzthal. München, Lindauer. 8. 7½ Ngr.

Brandt, M. G. W., Liebesgänge. Ein Buch für Haus und Leben. 1ster Thl. Berlin, Beck. 8. 16 Ngr.

Der Floh. 1ster Jahrgang. 1869. 52 Nummern. Wien, Deutsch'sche Buchdruckerei. Fol. Vierteljährlich 24 Ngr.

Galante Geschichten. 1stes bis 4tes Heft. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 5 Ngr.

Hamerling, R., Ahasver in Rom. Eine Dichtung in sechs Gesängen. Mit einem Epilog an die Kritiker. 5te Aufl. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 1 Thlr.

Helfferich, A., Der altroemische Kalender. Anhang: Altitalische Texte in der Uebersetzung. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 24 Ngr.

Hellenbach, Baron L., Ursache und Wirkung des nächsten Krieges. Mit besonderer Berücksichtigung der Südslaven gegenüber Oesterreich und Russland. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hofmann, F., Die öffentlichen Schulen und das Schulgeld. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Keiffenheim, H., Die absoluten Bewegungen der Himmelskörper und die wahre Natur der Dinge. Köln, Ahn. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Klett, C., Der Lehrer ohne Stock. Gegen die körperliche Strafe in der Schule. Stuttgart, Aue. Gr. 8. 8 Ngr.

Kopp, H., Beiträge zur Geschichte der Chemie. 1stes Stück. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Krause, J. H., Die Byzantiner des Mittelalters in ihrem Staats-, Hof- und Privatleben, insbesondere vom Ende des 10. bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts nach den byzantinischen Quellen dargestellt. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 2 Thlr.

Mendelssohn-Bartholdy, K., Der Rastatter Gesandtenmord. Mit Benutzung handschriftlichen Materials aus den Archiven von Wien und Karlsruhe. Heidelberg, Bassermann. 8. 12 Ngr.

Müller, M., Gedankenmarmlinien oder: Durch Nacht zum Licht. Kein Roman, sondern eine Denkanrege. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 1 Thlr.

Nitzsch, F., Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schleiermacher's. Gießen, Heinemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Noë, H., Brennerbuch. Naturansichten und Lebensbilder aus Tirol, insbesondere aus der Umgebung der Brennerbahn. München, Lindauer. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Perty, M., Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rötscher, H. T., Entwickelung dramatischer Charaktere aus Lessing's, Schiller's und Goethe's Werken mit steter Beziehung auf ihre Darstellung. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Rüffer, C., Die Balkanhalbinsel und ihre Völker vor der Lösung der orientalischen Frage. Eine politisch-ethnographisch-militärische Stizze. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 15 Ngr.

Rundschau auf dem Gebiete der Geographie und Naturwissenschaft. Zeitschrift für Deutschlands Lehrer, herausgegeben von O. Rade und Weise. 1ster Jahrg. 1869. 24 Nummern. Camenz, Krausche. 4. Vierteljährlich 8 Ngr.

Friedrich Schleiermacher. Eine Festgabe für das deutsche Volk zum 100jährigen Geburtstage Schleiermacher's. Heidelberg, Emmerling. 1868. Gr. 8. 4 Ngr.

Spir, A., Forschung nach der Gewissheit in der Erkenntniss der Wirklichkeit. Leipzig, Förster u. Findel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolf, A., Graf Carl Chotek, geheimer Rath und Oberstburggraf von Böhmen. (1783—1868.) Ein Lebensbild. Prag, Haase Söhne. Gr. 8. 6 Ngr.

Woltersdorf, T., Schleiermachers Predigten über die augsburgische Confession. Ein Vortrag. Greifswald, Bamberg. 1868. Gr. 16. 5 Ngr.

Wuttke, A., Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Ate, völlig neue Bearbeitung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Zenker, G., Ueber das Wesen der Bildung mit besonderer Berücksichtigung der Erziehung und des Unterrichts nebst Lehrplan und Nachrichten von der Zenkerschen Unterrichts- und Erziehungsanstalt. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 16 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Als Festgeschenke zur Osterzeit empfohlen.

Illustrirte Bibel.

Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments.

Mit Holzschnitten und Originalzeichnungen von

Bendemann, Overbeck, Rethel, L. Richter, Schnorr von Carolsfeld, Steinle, Strähuber u. a.

Gr. Quart. Geh. 7½ Thlr. Geb. in Halbfranz 9½ Thlr., in Leder mit Goldschnitt 11 Thlr.

Prachtausgabe in Folio. Geh. 15 Thlr. 18 Ngr. Geb. in Leder mit Goldschnitt 20 Thlr. 18 Ngr.

Das Neue Testament einzeln. Gr. Quart. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Leder mit Goldschnitt 4 Thlr. 14 Ngr.

Diese prachtvoll mit großen Lettern gedruckte und durch die ersten Künstler Deutschlands aufs würdigste illustrirte Bibel ist in den verschiedenen Ausgaben und Einbänden besonders als Festgeschenk für Confirmanden, zu Jubiläen, Hochzeiten u. s. w. zu empfehlen; ebenso das eine Ergänzung derselben bildende Prachtwerk:

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von

Friedrich Adolf Strauß und Otto Strauß.

Mit einem Titelbild von Strähuber, 32 farbigen und 68 schwarzen Bildern nach Zeichnungen von Halbreiter, Bernaz u. a., und 3 Karten.

Quart. Geh. 9 Thlr. Geb. in Leinwand mit Goldschnitt 11⅓ Thlr., in Leder mit Goldschnitt 12⅓ Thlr.

Vorstehende Werke, in der Bibelanstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen, sind jetzt in den Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig

das erste Heft eines neuen Werks:

Politisches Handbuch.

Staats-Lexikon für das deutsche Volk.

In 2 Bänden oder 16 Heften.

Subscriptionspreis für jedes Heft (von 5 Bogen Lexikon-Octav) 10 Ngr.

Das „Politische Handbuch" hat den Zweck, als ein Staats-Lexikon für das deutsche Volk" das Wesentlichste aus den politischen und socialen Wissenschaften in gedrängter alphabetischer Form vorzuführen und durch populäre Fassung allen Volksklassen zugänglich zu machen. Es kommt somit bei der immer allgemeiner werdenden Theilnahme am öffentlichen Leben einem entschiedenen praktischen Bedürfniß entgegen und ist vorzugsweise Mitgliedern von Landes- oder Gemeindevertretungen, Beamten und überhaupt allen am öffentlichen Leben Theilnehmenden als unentbehrliches Handbuch zu empfehlen.

In allen Buchhandlungen ist das erste Heft nebst einem Prospect vorräthig und werden Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von **Franz Pfeiffer.**

Sechster und siebenter Band.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese zwei neuen Bände der von dem verstorbenen Professor Pfeiffer begründeten, allgemein bekannten und beliebten Sammlung werden den zahlreichen Freunden derselben besonders willkommen sein. Der sechste Band, das classische Epos „Iwein" enthaltend, beendet die von Fedor Bech herausgegebenen Werke Hartmann's von Aue. Der siebente Band bringt den ersten Theil der anmuthigsten Romandichtung des deutschen Mittelalters, des „Tristan" Gottfried's von Strassburg, herausgegeben von Reinhold Bechstein. Binnen kurzem wird auch der achte Band, welcher den zweiten und letzten Theil des „Tristan" enthält, zur Ausgabe gelangen.

Inhalt der bisjetzt erschienenen Bände:

Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.

Gottfried's von Strassburg Tristan. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Erster Theil.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Bei H. F. Münster in Verona ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Catalogo

di Scienze e lettere italiane.

350 S. 8. Preis 15 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensschilderung, Briefe

und

Nachgelassene Schriften

von

Frederike Bremer.

Herausgegeben von ihrer Schwester **Charlotte Quiding,** geb. Bremer.

Deutsche Originalausgabe.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses aus dem Nachlaß der Romanschriftstellerin Frederike Bremer gleichzeitig deutsch, schwedisch und englisch erschienene Werk wird sicherlich alle Freunde ihrer Schriften lebhaft interessiren.

Der erste Theil enthält die Lebensbeschreibung Frederike Bremer's aus der Feder ihrer Schwester nebst Blättern aus ihrem Tagebuch, während der zweite ihren sehr interessanten Briefwechsel und der dritte Theil bisher ungedruckte Erzählungen, Novellen und Gedichte zum ersten male veröffentlicht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 25. März 1869.

Inhalt: Schriften zur Politik und Zeitgeschichte. — Dramen von Alexander Rost. Von Feodor Wehl. — Novellen und Erzählungen. Von Emil Müller-Samswegen. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur Politik und Zeitgeschichte.

1. Frankfurts Schmerzensschrei und Verwandtes. Von Karl Braun. Leipzig, O. Wigand. 1868. 8. 15 Ngr.
2. Parlamentsbriefe von Karl Braun. Erste Abtheilung. Friedliche Briefe über den socialen Krieg. Berlin, Herbig. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Zu den schlagfertigsten Köpfen der nationalliberalen Partei des norddeutschen Parlaments gehört der Abgeordnete für Wiesbaden, Karl Braun; er besitzt Witz und Sarkasmus in hohem Grade und hat außer dieser die meisten Parlamentsdebatten oft erquicklich befruchtenden Art noch einen Fonds ursprünglicher Begeisterung für die Sache der deutschen Einheit, wie sie von seiner Partei ergriffen wird. In Betreff der auswärtigen Politik, der Annexionsfrage, der nationalen Wendung gegen das Ausland ist er ein nicht unwichtiger parlamentarischer Bundesgenosse des Grafen Bismarck, und wenn er in Bezug auf die innern Angelegenheiten oft ketzerische Meinungen hegt, so läßt er doch niemals sein liberales Credo in einer Weise explodiren, daß dadurch eine Kluft zwischen ihm und dem großen preußischen Staatsmann aufgerissen würde.

Ein so glänzender Kopf hat natürlich noch andere Versuchungen als der gemeine Dutzend-Abgeordnete, der seinen Platz ausfüllt, wie Falstaff's Rekruten ihren Graben, mindestens die Versuchung, sein Licht nicht blos in der Kammer, sondern auch in der Presse leuchten zu lassen. Der glückliche Besitzer einer so beißenden satirischen Lauge findet im Parlament nicht genugsam Gelegenheit, seinen Gegnern die Köpfe zu waschen; er muß noch die Feder zu Hülfe nehmen.

In der ersten der obigen Schriften sucht er die annectirte Freie Stadt Frankfurt über ihre verlorene Selbstherrlichkeit zu trösten. Doch ist sein Trosteswort nicht gerade milde und versöhnlich; seine Bekehrungsversuche haben etwas Gewaltsames, es sind geistige Dragonaden, die mit dem scharfen Schwert des Witzes und der Ironie ins Werk gesetzt werden.

In der zweiten Schrift behandelt er die sociale Frage, bekämpft Dühring, Carey, die halben Schutzzöllner und Lehrer der Staatshülfe und zeigt sich als liberaler Freihandelsmann vom reinsten Wasser, der namentlich für Schulze-Delitzsch eine Lanze bricht.

Ueber die Eigenthümlichkeiten seiner Darstellungsweise tappt er durchaus nicht im Dunkeln, er weiß, daß sie etwas Widerborstiges hat und schildert dieselbe in der Einleitung zu den „Parlamentsbriefen", durch ein Gleichniß, das er Plutarch entlehnt. Denn Braun hat mit den englischen Staatsmännern, welche in ihren Mußestunden die „Iliade" übersetzen, die Vorliebe für das classische Alterthum gemein; er ließ die Alten nicht hinter sich, die Schule zu hüten, sie sind ihm aus Latium treu in das Leben gefolgt. Auch seine leichtgeflügelten Flugschriften starren von Citaten und Mottos aus Horaz und Virgil, denen sich gelegentlich Shakspeare, Goethe, Heine und andere minder ehrwürdige Schriftsteller gesellen. Das Gleichniß aus Plutarch aber, das mit epischem Behagen ausgeführt ist, lautet wie folgt:

Nicht nur die alexandrinischen Zopfträger und Erb-Bestänber des genre ennuyeux, deren es im lieben deutschen Vaterlande leider immer noch so viele gibt, sondern auch manche vernünftige Menschen finden meine Schreibweise etwas zu salopburschikos und vor allem zu streitbar. Ohne damit zugeben zu wollen, daß man, um für unterrichtet zu gelten, nothwendig auch recht gründlich langweilig sein müsse, bin ich doch der Belehrung stets zugänglich und habe daher nach Kräften jenen Fehler zu verbessern gesucht. Wenn dies nicht überall gelungen, wenn hin und wieder etwa neben zahmen Stellen noch eine spitzige Stachel aus Versehen stehen geblieben ist, so mache ich Anspruch auf die Rechtswohlthat der Stachelschweine des großen Böotiers Plutarchos. Der berühmte Verfasser der Parallel-Biographien hat nämlich auch eine Reihe ebenso unterhaltender als belehrender Abhandlungen aus dem Gebiete der Ethik, Moral, Pädagogik und Naturphilosophie geschrieben, welche im Verhältniß zu jenen Biographien weit weniger bekannt sind, als sie es verdienen. In einer derselben erzählt er, wie die alten Stachelschweine ihren Jungen das Futter aus den Weinbergen holen. Sie rütteln nämlich an den Weinstöcken, daß die Trauben herunterfallen, und dann wälzen sie sich auf

denselben herum, daß sich die Trauben auf den Stacheln aufspießen. Wenn es dann ganz damit bedeckt ist, sodaß es aussieht wie wandelnde Trauben, begibt sich das würdige stachelschweinische Aelternpaar zurück in die Höhle zu den Jungen, welche sich der süßen Trauben erlaben, die auf borstigen Stacheln servirt sind. Möge man mir daher etwaige Stacheln verzeihen mit Rücksicht auf die süßen Trauben, die ja, wie mir meine Freunde aus der rheinischen Heimat schreiben, dieses Jahr einen Wein liefern, wie er seit Anno Elf nicht mehr da war.

Die Frankfurter freilich werden in der ersten Broschüre mehr die Stacheln als die Trauben merken. Die Schilderung des wiener Schützenfestes ist in einen wahren Stachelpanzer gehüllt; die Stellen aus der „Krebbelzeitung" von „Frankfurts Macht und Größe", an und für sich ein harmloser Localartikel voll gemüthlichen Humors aus dem Jahre 1861, nehmen nach dem Jahre 1866 den Charakter einer sanglant beißenden Ironie an; die Erzählungen des Freundes Max aus der frankfurter Weinstube sind auch gehörig mit Stacheln gespickt, z. B.:

Da ich vorher die „France", die „preußische Schreckenszeit in Frankfurt" von Dumas, sowie den stuttgarter „Beobachter", die „Deutsche Volkszeitung" von Hannover und die „Hessische Volkszeitung", welche Adam Trabert aus Fulda, jetzt in Kassel, herausgibt — es ist derselbe Trabert, der früher gleichzeitig mit mir in Frankfurt und damals ein eifriger Anhänger des Nationalvereins und ein Vertheidiger der preußischen Spitze war — gelesen, so erwartete ich auf Schritt und Tritt stoischen und eisernen Republikanern zu begegnen, wie sie uns Schiller in seiner „Verschwörung des Fiesco in Genua", diesem „republikanischen Trauerspiel", schon in dem Verzeichniß der Personen schildert, als da sind: erstens: „Verrina, geschworener Republikaner; Mann von 60 Jahren; schwer ernst und düster; tiefe Züge." Zweitens: „Bourgognino, Verschworener; Jüngling von 20 Jahren; edel und angenehm; stolz, rasch und natürlich." Drittens: „Sacco, Verschworener; Mann von 45 Jahren, gewöhnlicher Mensch", u. s. w. Allein ich irrte mich sehr. Ich fand keinen Verrina und keinen Bourgognino, ja nicht einmal einen Sacco, der doch nach Schiller nur ein gewöhnlicher Mensch ist. Ich fand überhaupt keine Republikaner und keine Verschworenen, sondern die lieben alten gemüthlichen Frankfurter, Bier, Wei (Wein) und Eppelwei (Apfelwein) trinkend, gern plaudernd, schimpfend, schreiend, tobend, dabei aber so durchaus ungefährlich, daß, wenn der Norddeutsche Bund keine andern Widersacher hätte als diese, jeder Pfennig seines Militärbudgets rein weggeworfenes Geld wäre.

Braun stellt den Frankfurtern die Stadt Venedig und ihren freudigen Anschluß an das neue einheitliche Italien als Muster hin; er macht sie aufmerksam auf den Sieg der Centripetalkraft über die Centrifugalkraft in der amerikanischen Union; er vertheidigt die Nationalliberalen gegen die ihnen gemachten Vorwürfe, schildert die Coalitionspartei ihrer Gegner nach ihren Elementen, macht der preußischen Bureaukratie in den neuen Landestheilen mancherlei Vorwürfe, namentlich was die Verzögerung der neuen Organisationen betrifft, durch welche der Assimilirungsproceß erschwert worden sei, und verlangt eine Reform, welche eben dadurch erreicht werden kann, daß die liberale Partei in den neuen Provinzen sich einen freien und weiten Blick bewahre, der hinausreiche über die Verstimmung des Moments und über die vormaligen Landesgrenzen. Die Quintessenz der Braun'schen Schrift liegt in den folgenden Sätzen:

Wenn Frankfurt a. M. als preußische Stadt mit den andern preußischen Städten in Reih' und Glied tritt, um in Gemeinschaft mit diesen für Selbständigkeit auf dem Gebiete der städtischen Communalverwaltung einzustehen; um eine neue gemeinsame Gesetzgebung herbeizuführen, durch welche die Städte sichergestellt werden gegen die Bevormundung und Leitung, welche gegenwärtig noch der Staatsverwaltung, namentlich dem Ministerium des Innern, dem des Cultus, den Regierungen und den Polizeipräsidenten selbst in rein städtischen Angelegenheiten nach dem Gesetz gestattet ist; um Uebergriffe abzuwehren; um zu erzielen, daß die veraltete Organisation der Kreis- und Provinzialverwaltung durch eine freiere und beweglichere, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechendere ersetzt werde; so wird der Zutritt eines so bedeutenden Bundesgenossen höchst willkommen und dem gemeinsamen Werke förderlich sein. Wenn aber Frankfurt a. M. eine jede solche Gemeinschaft zurückweist; wenn es sich in particularistischer Verblendung und Selbstüberhebung, wie man sie bisher nur bei einigen Depossedirten gekannt hat, für besser hält als alle übrigen preußischen Städte; wenn es sich isolirt von der Nation und dem modernen deutschen Staat, indem es für eine bloße Gemeinde eine Stellung und Berechtigung in Anspruch nimmt, welche unvereinbar ist mit dem heutigen Begriff der Staatsgewalt und den Interessen der Nation; wenn es ewig in die österreichisch-bundestägliche Vergangenheit zurückblickt und die deutsche Zukunft repudiirt: so darf es sich darüber nicht wundern, daß die Sympathien, die ihm die preußischen Städte und der preußische Landtag so lebhaft entgegentrugen, mit der Zeit etwas lauer werden. Auch dürfte Frankfurt, das in demselben Augenblick, wo sein Vertreter auf dem Schützenfest Preußen bei Oesterreich verklagt, und wo man in Wien frankfurter Gedichte und Flugblätter ausstreut, die besser der Stimmung und Situation des Juni 1866 als der des August 1868 entsprechen, Loyalitäts-Deputationen nach Bad Ems an den König schickt, sich daran zu erinnern haben, daß in Preußen außer der Regierung noch ein Factor der Gesetzgebung existirt, welchen man den „Landtag" nennt. Soll ich die Differenz in der Auffassung des Berufs einer deutschen Stadt, wie sie gegenwärtig zwischen Frankfurt a. M. und den übrigen preußischen Städten existirt, kurz charakterisiren, dann sage ich: letztere stehen auf dem Standpunkt des 19., Frankfurt aber steht noch auf dem des 12. oder 13. Jahrhunderts.

Braun schließt mit der Mahnung:

Immer strebe zum Ganzen; und kannst du selber kein Ganzes
Bilden, als williges Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

Der erste der Braun'schen „Parlamentsbriefe" ist gegen die bekannte Dühring-Wagener'sche Schrift gerichtet, welche in letzter Zeit so viel von sich sprechen machte: „Ueber wirthschaftliche Associationen und sociale Coalitionen." Diese Schrift erschien 1867 zuerst anonym, einige Monate später aber in zweiter Auflage mit dem Namen des Geheimraths Wagener, welchem Dühring nun vor Gericht das Recht streitig machte, sich mit fremden Federn zu schmücken. Wagener hatte diese Denkschrift Dühring's für den Minister von Bismarck bestellt, und insofern ist sie von Wichtigkeit, obgleich Braun mit Recht darauf hinweist, daß Bismarck von den Rathschlägen Dühring's keinen Gebrauch gemacht habe, wie seine Ernennung eines Delbrück und Michaelis zum Vorstand und Mitglied der obersten Bundesbehörde und die jüngst erfolgte Publication des aus der Initiative des Reichstags hervorgegangenen Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaftsgesetzes zur Genüge beweisen.

Denn die Dühring'sche Schrift bekämpft gerade in ihrer ersten Abtheilung die Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften und sucht zu beweisen, daß alle diese Vorschuß-, Consum-, Rohstoff- und Magazinvereine und Productiv-Associationen keinen Schuß Pulver werth sind. Im zweiten Theil empfiehlt sie dagegen die Coalitionen, die Arbeiter-Associationen und räth der Regierung,

diesen Coalitionen die Hand zu reichen, um dem Industrialismus den Garaus zu machen. Die Denkschrift ist, nach Braun's Urtheil, in einem kühlen, zurückhaltenden, diplomatisch zugeknöpften, ja fast vornehmen Ton abgefaßt.

Die Kritik Braun's ist scharf, schlagend und witzig; er geißelt mit seiner gewohnten satirischen Ader die Allianz des greisenhaften Pseudo-Conservativismus und des jugendlichen Hyperradicalismus; er geht gegen Dühring, Carey, Lassalle scharf ins Zeug, vertheidigt die Genossenschaften von Schulze-Delitzsch, wenn er auch ihre nur vorläufige Bedeutung anerkennt und ihren letzten Zweck darin sucht, sich überflüssig zu machen, und erklärt sich, gegenüber den Lassalle'schen Arbeiter-Associationen, für die latente Genossenschaft des Professors Huber, welche den Arbeiter an dem Fabrikationsgewinn durch Lohnerhöhung bei quantitativ und qualitativ besserer Arbeit betheiligt, während sie ihn vor dem höchst gefährlichen „Speculationsgewinn" und dem damit zusammenhängenden „Speculationsverlust" bewahrt. Bei der Besprechung des neuen, von Dühring aufgestellten Arbeiterrechts betont Braun, daß es sich nicht nur um ein „Fabrik-Arbeiterrecht", sondern auch um ein „Landwirthschafts-Arbeiterrecht" handle, und sucht der Argumentation der Gegner, indem er alle ihre Schlüsse und Beweismittel auch auf die agrarische Arbeitsbevölkerung anwendet, die Spitze abzubrechen. Das Oberaufsichtsrecht des Staats, das Dühring vertritt, dürfte indeß nicht so leicht von der Hand zu weisen sein, wie Braun es thut; das Kapital ist eine zu Excessen geneigte Großmacht, welcher gegenüber der Staat die Rechte der Arbeiter nach Kräften zu schützen hat.

Doch wo Braun's Beweisführung auch nicht überzeugend erscheint, da folgt man immerhin mit Vergnügen der glänzenden, geistsprühenden Form. Dialektische Schlangenwindungen sind nicht seine Art, während sein Gegner Dühring ein feingeschulter Denker ist, der verstrickende und schwer zerreißbare Gedankennetze zu wirken weiß. Doch Braun's funkenstiebendes Schlachtschwert schlägt im Nothfall derartige gordische Knoten mitten durch. Dabei hat er einen unverwüstlichen Humor, der seine Polemik stets frisch und genießbar erhält.

3. Deutschlands Errettung durch Oesterreichs Erhebung und Preußens Buße von Max von Wittenburg. Leipzig, Roßberg. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Max von Wittenburg tritt in dieser Schrift als einer der eifrigsten Vertreter des Föderalismus auf. Der Autor gehörte in letzter Zeit der hochconservativen Partei der preußischen Feudalen an, und seine Schrift ist insofern ein „Zeichen der Zeit", als sie der Ausdruck der Gesinnungen jenes nicht unbeträchtlichen Bruchtheils dieser Partei ist, welcher sich zu den jüngsten Thaten und Ereignissen grollend und frondirend verhält und außerdem eines publicistischen Organs beraubt ist, indem die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" das Leiborgan des Ministerpräsidenten ist, die Kreuzzeitung aber sich die Ketzereien ihres Rundschauers mehr und mehr fern zu halten sucht. Freilich, alle Consequenzen und Forderungen, welche unser Autor zieht, werden auch die Ultraconservativen kaum gelten lassen.

Der Gedankengang der originellen Schrift, welche nicht ohne philosophischen Geist abgefaßt, deshalb aber auch in ihren dialektischen Fugengängen etwas schwerfällig erscheint, ist ungefähr der folgende.

Sie beginnt mit einem Rückblick auf das Drama des Nationalitätsprincips, dessen Berechtigung als die erste und wichtigste Grundlage des menschlichen Gemeinschaftslebens unser Autor ebenfalls anerkennt. Doch zieht er die Grenzen seiner Bedeutung und Wirksamkeit enger, als es gewöhnlich geschieht. Er stellt die Freiheit höher als die Einheit, deren letztes Prototyp er in dem Stagnationsmuster des himmlischen Reichs dargestellt sieht; er meint, daß man Einheit meistens mit Einigkeit und Unabhängigkeit verwechsele:

Die Freiheit eines Volks nach außen, seine Unabhängigkeit erfordert noch nicht die Einheit, sondern nur die Einigkeit in dem Maße von einheitlicher Zusammenfassung der Kräfte, als nöthig ist, sich die Selbständigkeit andern Völkern gegenüber zu sichern und zu wahren.

Nach einer Schilderung der starren französischen Einheit, die durch den Cäsarismus erzielt worden, wird uns der Gegensatz der deutschen und französischen Nationalität vorgeführt, indem der deutsche Volksgeist stets die individuelle Freiheit und nicht die communistische Gleichheit als das höchste Gut angesehen habe. Die Geschichte des deutschen Volks sei bisher den Weg der Freiheit gegangen; es strebe nach fortschreitender Einigung im Geist, und nicht nach erzwungener Einheit in der Form. Die Verurtheilung der jüngsten historischen Vorgänge ist von diesem Standpunkt aus selbstverständlich:

Eine solche Revolution, wie sie Preußen in Deutschland gemacht hat, und wie sie noch nie in unserm Vaterlande ins Werk gesetzt worden ist, müßte schon jetzt in ihrer innern wie äußern Nothwendigkeit als ein Act der Nothwehr reinster Unschuld, klar ersichtlich aus den Acten der Staatsarchive herausgestellt, vor allen Augen dastehen, wenn man nicht der Befürchtung Raum geben sollte, daß sie sich in ihren nothwendigen Consequenzen schrecklich an den Urhebern, wie selbst an den protestlosen Duldern und schließlich sogar an dem ganzen Volk in Mitleidenschaft rächen und sühnen müsse. Man hat von preußischer Seite die Vertreibung und Außerbesitzsetzung der ältesten Fürstengeschlechter und die Einverleibung ihrer Länder in den preußischen Staat in Vergleich gestellt mit dem ähnlichen Verfahren des deutschen Kaiserthums gegen Heinrich den Löwen und Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen. Aber es springt doch schon auf den ersten Blick jedem irgend Geschichtskundigen in die Augen, daß diese Fälle gar nicht erst miteinander in Parallele zu stellen sind. Die höchste legitime Obergewalt im Deutschen Reich übte hier damals in zuständigem Recht gegen aufständische Reichsfürsten und Lehnsmannen die Execution, während Preußen jetzt, weder auf Grund eines nationalen, noch überhaupt eines Rechts, sondern nur auf Grund der Eroberungsgewalt die Depossedirung von gleichberechtigten deutschen Fürsten und die Einverleibung ihrer Länder vorgenommen hat. Und diese Fürsten und Länder standen zu Preußen nicht blos auf dem Boden des internationalen Völkerrechts, sondern trotz der allerdings factischen, aber nicht rechtlichen Auflösung des Deutschen Bundes noch immer auf dem Boden des sittlichen Rechts im Geist der deutschen Nation, und des geschichtlichen in der Continuität der Idee und Forderung der Reichsgemeinschaft aller deutschen Staaten als einer sie für immer bindenden.

Preußen habe keine nationale, es habe eine specifisch preußische und particularistische Revolution gemacht, und wie bei allen Revolutionen, sei auch bei dieser der Urheber terroristischer und schlimmer, als ein fremder Staat seinen besiegten Gegnern gegenüber verfährt, aufgetreten. Bei einer nationalen Revolution hätte Preußen im nationalen Interesse, um die süddeutschen Staaten bald mit

Norddeutschland in die engste Verbindung zu bringen, auf seine Vergrößerung durch die früher selbständig gewesenen deutschen Bundesländer verzichten müssen. Wittenburg tadelt zwar auch die Politik der Gegner Preußens vor der Katastrophe des Bürgerkriegs, die nicht in allen Beziehungen eine sittlich rechtliche und richtige, noch weniger eine kluge und besonnene gewesen sei, da sie Preußen in seinen Bestrebungen auf Gewinnung der Elbherzogthümer hätte eher unterstützen als bekämpfen müssen; doch damit will er Preußens Verfahren, dessen Schuld tiefer liege, nicht rechtfertigen; es sei der alte Friedericianische Geist europäischer Großmachtspolitik, der seit dem Jahre 1848 in Preußen gespukt habe. Diesem Friedericianismus, den Onno Klopp bereits auf seinen preußenfeindlichen Secirtisch gelegt hat, widmet Wittenburg sein nächstes Kapitel, indem er demselben den deutschen Volksgeist entgegenstellt. Diese Anklagen und Schilderungen sind bekannt. Der deutsche Geist wird mit Schwung und Begeisterung geschildert:

Er ist erwachsen auf und aus dem Grunde eines Gemüths von tiefster Innerlichkeit, das alles an die Erlösung des Selbstbewußtseins von den Abndungen des objectiven Gewissens und den Fesseln äußern Zwangs setzt, dem die freie Selbstbestimmung im Denken wie Handeln über alles geht. So ist zunächst der deutsche Geist: erfüllt von dem Streben nach Wahrheit, von Wissensdurst und Erkenntnißdrang; so ist er: getrieben nach den Tugenden der Ehrlichkeit, Redlichkeit und Rechtlichkeit zu trachten, die Ehre eines reinen und freien Gewissens am höchsten zu achten, in strengster Treue der Pflicht zu genügen, weil das Selbstgefühl nur in dem Bewußtsein, der Außenwelt genuggethan zu haben und gerecht geworden zu sein, seine Stärke und Sicherheit findet. Tritt zu diesem Triebe und Streben aus dem Verstand heraus, wie sie besonders in den norddeutschen Stämmen vorherrschen, noch jene Anlage zu genialer Natur in leicht empfänglichem Sinn und schnell bewegtem Gefühl, in lebhafter und leicht beschwingter Phantasie, wie sie unter den Süddeutschen heimisch ist, so kann der gemeinsame deutsche Geist in schwungvoller Erhebung über den egoistischen Trieb hinaus der höchsten und großartigsten Thaten des Edelmuths in Selbstverleugnung und Aufopferung sich fähig zeigen.

Der Friedericianische Geist wird ihm schroff entgegengestellt:

Diesem Geist der Freiheit, Selbständigkeit und Besonderheit im deutschen Volke, als dem Grundzuge seines Charakters, hat nun das preußische Staatswesen bisher wenig Rechnung tragen und Raum geben können. Entwickelt, wie schon bemerkt, auf einem Boden, der fremden Volksstämmen erst abgekämpft werden mußte, konnte seine Existenz auf dem Wege sowol der Colonisation, wie der Beherrschung der übriggebliebenen Eingeborenen nur durch ein allseitig strenges Regiment im herrischen Geist militärischer Disciplin erhalten und befestigt werden. Während den Zeiten der Unsicherheit aller öffentlichen Verhältnisse brachte es dann weiterhin die Natur des patriarchalischen Regiments noch mehr mit sich, daß der absolutistische Charakter der Regierung hier, wo dieselbe am ersten eine besondere Staatsidee ausprägte, das deutsche Volkswesen auch am meisten in den Hintergrund drängte und einen, obwol auf deutscher Bildung ruhenden, so doch ganz separaten Geist erzeugen mußte. Das preußische Staatswesen, noch dazu gepflanzt auf das von Natur schon zum Formalismus hinneigende norddeutsche Wesen, mußte so ein so starr mechanisches, durch gewaltsame Anstrengungen und künstliche Treibhauscultur wol gut zurechtgestutztes, aber verzopftes Gemeinwesen entwickeln, daß der deutsche Geist, voll Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit, in keinen schärfern Gegensatz gestellt werden konnte, als in dem er sich ihm gegenüber in den meisten Lebensbeziehungen fand.

Weiterhin sucht Wittenburg zu beweisen, daß Preußen nie seines Ursprungs vergessen darf; es sei nur dadurch zu seiner jetzigen Größe und Macht erstanden, daß Deutschland blos eines Gegengewichts gegen Oesterreich in politischer wie religiöser Beziehung bedurfte. Nach Erlangung dieses Gleichgewichts habe es sein äußeres Ziel erreicht. Wer aber sagt es unserm Autor, daß der sich im Gleichgewicht haltende Dualismus zweier Großstaaten das letzte Endziel deutscher Geschichte sei? Die Gefahren des preußischen Uebergewichts für Deutschland sucht uns Wittenburg nun mit schwarzsichtiger Beredsamkeit zu entwickeln. Die Umwälzung Deutschlands aus dem neutralen Friedensreich in einen parteiischen Nationalstaat drohe einen allgemeinen Umsturz aller europäischen Verhältnisse. Die kleinern europäischen Staaten, welche früher in ihrer Anlehnung an das große deutsche Friedensreich mit diesem eine fast unverletzbare Neutralität genossen, zumal die Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark müßten nun auf Grund ihrer frühern historischen Verhältnisse zum Deutschen Reich und ihrer zum Theil noch fortdauernden nationalen Verwandtschaft mit dem deutschen Volk sich doppelt beunruhigt sehen, indem sie fürchten müßten, von diesem großen Einheitskörper verschlungen zu werden; sie würden lieber eine Vereinigung mit einer fremden Macht eingehen, die weniger bedrohlich für ihre Unabhängigkeit wäre. Am unangenehmsten müsse sich Frankreich von der Vergrößerung der deutschen Kriegsmacht berührt fühlen, wie denn seine Presse, Volksvertretung und Regierung dies seither fast täglich documentirt hätten. Einen Krieg zwischen dem Norddeutschen Bunde und Frankreich hält Wittenburg für unvermeidlich und meint, daß er bei den Völkern schon als Dogma feststehe. Er thut in seinen Prophezeiungen noch ein übriges, indem er meint, daß die Chancen dieses Kriegs für Frankreich günstiger wären als für Deutschland, indem der Geist des deutschen Heers weder ein einiger noch ein starker sein könne. Für den unwahrscheinlichen Fall eines Siegs würde für Deutschland eine so starre Form militärischer Concentration nothwendig werden, daß es auf den Fortschritt in allen Culturaufgaben und auf die Weiterentwickelung der politischen Freiheit werde verzichten müssen. Der Sieg Deutschlands unter den gegebenen Formen und Zielen der deutschen Einheit wäre der Anfang des Untergangs der europäischen Cultur; ein neues römisches Weltreich stände in Aussicht. Die kahle und nackte Machtidee der rohen Naturgewalt werde durch die gothaisch-preußische liberale Einheitsidee repräsentirt. Für ein germanisches Weltreich sei nur eine Idee großartig genug, die Idee des Socialismus, wenn sie das praktische Christenthum in feste Gesellschaftsinstitutionen zu übersetzen vermöchte und verstände. Noch aber sei diese Idee nicht reif.

Das Verderben ist klar; doch woher kommt die Rettung? Die Broschüre Wittenburg's klopft an verschiedenen Thüren an. Zunächst bei den Parteien. Die Liberalen sind die Schöpfer und Agenten des Einheitsstaats, die Demokraten lassen den Boden des Gegebenen und die realen Verhältnisse zu sehr außer Acht; es bleiben nur die Conservativen, denen unser Autor eine lange Abhandlung widmet. Das Resultat derselben ist, daß die innere Auflösung der conservativen Partei in Preußen eine moralisch zu tiefgehende ist, als daß auch nach

Umgestaltung derselben auf Grund eines bestimmten Programms in nationaler Beziehung eine unabhängige und selbständige Politik an ihrer Seite noch haltbar wäre. Bei den Parteien ist kein Heil zu finden; jetzt klopft der Autor bei Süddeutschland an; doch auch hier ertönt kein Herein:

So tüchtig im ganzen in seinem innersten Kern die Masse des süddeutschen Volksmaterials ist, wie befähigt im einzelnen dessen Stämme durch ihre großen Anlagen für das blos bürgerliche Gesellschaftsleben in jeder Richtung sind, so wenig zeigen sich dieselben geeignet für die Erhebung zu einem über ihre nächste Sphäre hinausliegenden umfassenden Gemeinschaftsleben, zur staatlichen Organisation und für eine kräftige Initiative in politischen Fragen von weitgehender Bedeutung.

Wir gehen also noch ein Häuschen weiter, und da endlich finden wir Hülfe. Oesterreich ist der Erretter Deutschlands:

Hier sind in den Elementen einer großen und noch mächtigen, wenn im freien Gemeindienst volksthümlich wirkenden Aristokratie und einer festen, die große Mehrheit des Volks umfassenden und ebenfalls mächtigen, wenn ihrer socialen Unabhängigkeit entsprechend nur in Freiheit herrschenden Kirche, ferner in den gefühlsreichen und -weichen und leicht empfänglichen, und darum auch leicht leitbaren Naturen der Völker noch genug Anhaltspunkte vorhanden, um einerseits gegen das ertödtende Ehrenthum in einem vom Staat reglementirten Bildungs- und Erziehungswesen und weiter gegen das durch den bureaukratischen Schematismus und Formalismus erzeugte moderne Byzantinerthum, wie andererseits gegen den geistigen und sittlichen Bankerott im Nihilismus der reinen Verstandesaufklärung und -Herrschaft, und schließlich gegen die sociale Anarchie des Liberalismus einen kräftigen Widerstand organisiren zu können, einen so kräftigen, daß die heranwälzende neue Sündflut, wenn sie als nothwendige Reinigungsphase auch hier unvermeidlich wäre, doch wenigstens nicht plötzlich hereinbrechen könnte.

Soviel indeß auch an Oesterreich gepriesen wird, die neue Richtung, die seine Staatsmänner eingeschlagen haben, auch das Princip des Dualismus, die Gutmüthigkeit seiner leicht zu lenkenden Bevölkerungen u. s. f. — die Rettung kann von ihm doch nur unter gewissen Bedingungen ausgehen, die sich nicht so leicht erfüllen lassen, wie sie auf dem Papier stehen, ja die nach unserer Ansicht zu den conditiones impossibiles gehören, wie z. B. „wenn die Aristokratie und die katholische Kirche ihre gemeinsame Aufgabe in richtiger Stellung zum Zeitgeist durch Einlebung in die bürgerlich-politische wie in die religiöse Freiheit bald begriffen und ausführten". Die Aristokratie und die katholische Kirche würden sich einfach selbst aufgeben, wenn sie diese Bedingung erfüllten. Oesterreich hat unserm Autor zufolge noch Entwickelungen durchzumachen, um Deutschland zu retten; es kann das Werk nicht vollenden, wie es geht und steht, wie etwa die Austromanen glauben; aber ob es diese Entwickelungen durchmachen wird, das ist doch mehr als fraglich. Und was bleibt für Preußen? Demuth und Buße.

Preußen soll umkehren, unter Vorbehalt seiner Führung für den Krieg den Deutschen Bund in seinem frühern Staatenbestande constituiren mit Ausschluß von Oesterreich, aber im engen Anschluß an dasselbe durch ein Schutz- und Trutzbündniß. Doch mag der Autor immerhin den Standpunkt der „Realpolitik" den niedrigen Standpunkt heidnischen Denkens in Anbetung und Unterwerfung unter die Naturgewalten nennen — er wird die Politik der Gegenwart nicht zur Anerkennung jener „christlichen Tugenden" bewegen, welche selbst in der Politik der „allerchristlichsten Staaten" nie zur Geltung gekommen ist. Die Beweisführung Wittenburg's läuft also auf eine „utopistische" Spitze hinaus. Sollte aber Preußen selbst seine frommen Rathschläge befolgen, so wissen wir wieder nicht, wie das von Deutschland „ausgeschlossene" Oesterreich zur Errettung des erstern beitragen könnte. Doch constatiren wir mit Vergnügen, daß Wittenburg wenigstens die militärische Oberhoheit Preußens und seine Führung sämmtlicher deutscher Bundeskräfte im Krieg für unerlaßlich hält.

Die Politik, welche Wittenburg empfiehlt, ist gewiß „conservativ", während man der Blut- und Eisenpolitik Bismarck's, welche Deutschland in revolutionärer Weise umgestaltet hat, dies Prädicat versagen muß. Doch in bewegten und großen Zeiten hat der Conservativismus seine Rolle ausgespielt; wenigstens bei derjenigen Partei, welche die Initiative ergreift, wird er nicht zu suchen sein.

Wir haben den Gedankengang der Broschüre mitgetheilt, die in einzelnen Ausführungen viel Geistvolles enthält, ebenso oft aber paradoxe Seitenwege einschlägt. Unser Standpunkt ist ein entgegengesetzter; wir begreifen in den letzten großen Ereignissen einen wichtigen Fortschritt zur Durchführung der deutschen Einheit und zur Begründung deutscher Macht im Herzen Europas. Eine freiwillige Umkehr Preußens auf dieser Bahn gehört zu den frommen Wünschen, deren Erfüllung eine Unmöglichkeit ist.

4. Die Presse, eine Großmacht, oder ein Stück moderner Versimpelung? Von Philipp Hammer. Würzburg, Stahel. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Diese Schrift behandelt eine innere Angelegenheit des Katholicismus und seines geistigen Haushaltes, hat aber für Draußenstehende doch das Interesse, einen Blick in die verschiedenen Richtungen zu verstatten, die sich drinnen befehden. Nachdem unsers Wissens Lucas in seiner Schrift: „Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung" sich gegen die Presse überhaupt erklärt hat, auch gegen die gute, die katholische Presse, die er nur ein minus malum nennt, sie aber keineswegs für ein nothwendiges Uebel erklärt, tritt hier Hammer als Vermittler auf, der nicht gerade sagen will, die gute Presse sei ein minus malum, sondern nur, sie sei ein minus bonum; doch ist auch er der Ansicht, daß, wenngleich man auch einem minus bonum in der katholischen Kirche Sorgfalt zuwenden müsse, dies doch nicht in einer Weise geschehen dürfe, als ob davon das katholische Heil, die katholische Zukunft, der Fortbestand der katholischen Kirche abhänge.

„Wer Pech angreift, besudelt sich" — das ist die Theorie des Radicalismus, der die Presse, ob gut oder schlecht, ein für allemal in die Pfanne haut. Unser Autor gibt dagegen einige Vorsichtsmaßregeln an, wie man die Besudelung und Versimpelung vermeiden kann. Die Presse muß echt katholisch sein. Zum Katholischen aber gehört die doppelte Begriffsbestimmung, daß es ausgeht von der Autorität der Kirche und dieser unterstellt ist, daß es beiträgt zum Zweck der Kirche, zur Verherrlichung Gottes durch das Heil der Seelen. Diesen beiden Bedingungen muß also die Presse nachkommen, wenn sie gut katholisch sein will. Nun sind aber sehr viele Redacteure der

katholiſchen Blätter der Anſicht, daß ſie ihre Unabhängigkeit gegenüber ihrer Ueberwachung durch die Biſchöfe bewahren müßten. Das iſt eine von dem Verfaſſer widerlegte Ketzerei; ja die kirchliche Autorität beſchränkt ſich nicht blos auf Sachen der Glaubens- und Sittenlehre, ſondern auch auf politiſche und ſociale Fragen. Der neue Apoſtel Lucas ruft aus: „Volksſouveränetät, Unterricht, Legitimität, Krieg, Uſurpation, Communismus ſind im letzten Grunde durchaus religiöſe Fragen.“ Die gute, die „katholiſche“ Preſſe, „muß daher unter Mitwirkung der kirchlichen Autorität gegründet, unter kirchliche Aufſicht geſtellt werden und für den Zweck der katholiſchen Kirche arbeiten und wirken“. Der Verfaſſer macht einen Vorſchlag zur Erreichung dieſes Zwecks: das katholiſche Preßweſen müßte einer Art von Ordensgenoſſenſchaft übertragen werden, deren Glieder ſich durch eigenes Studium für die Preſſe vorbereiteten; dann wäre auch eine einheitliche Leitung der Preſſe durch die Kirche möglich. Was würde der geſtrenge Lucas zu einem ſolchen „modernen Verſimpelungsorden“ ſagen? Doch auch unſer Vertreter des Juſtemilieu lenkt bei zeiten ein; die Erweiterung, die Vergrößerung der katholiſchen Blätter mit ihren nach „Unabhängigkeit trachtenden Redacteuren“ ſcheint ihm nicht eine Aufgabe des Pfarrklerus zu ſein. „Ich ſehe wohl ein, daß es eine Lebensfrage für die Zeitungen iſt, daß ſie geleſen werden; aber ich ſehe nicht ein, daß das Zeitungsleſen eine Lebensfrage für die katholiſche Kirche iſt.“ Der Pfarrklerus hat Erfahrungen gemacht, die es nicht rathſam erſcheinen laſſen, die niedere katholiſche Geſellſchaftsſchicht mit aller Gewalt ans Leſen zu hetzen.

Da habe ich einige in meiner Pfarrei, welche vor einigen Jahren noch keine Zeitung geleſen; ein Herr Vorgänger, der es gut meinte, ermunterte ſie zu einem guten katholiſchen Blatte; ſie laſen es zwei Jahre, dann war es ihnen — zu fromm; ſie ſchafften dafür anfangs ein neutrales an, das weder kalt noch warm war; das gefiel auch nur kurze Zeit; endlich haben ſie das rechte erwiſcht, das ſagt ihnen zu, weil es jeden Tag einen ſchändlichen, von Freimaurern geſchriebenen Artikel über Papſt, Biſchöfe, Prieſter und Kirche bringt und es den „Kerlen“ tüchtig ſagt. Und nun ſuchen dieſe andere um ſich zu ſammeln und aus ihrem Blatte mitzutheilen — und der Pfarrer? — er hat ſchon gar oft gute katholiſche Zeitungen ins Haus gebracht, hineingetragen, dazu aufgefordert, ermahnt und gedroht und alle möglichen Verſuche gemacht — alles umſonſt. Und wie iſt es jenen ergangen, die kleine Pfarrbibliotheken fürs Volk angelegt? Die Jünglinge und jungen Mädchen haben eine Zeitlang die „ſchönen und frommen“ Geſchichten geleſen; als ſie aber einmal wußten, wo noch „frömmere“ zu bekommen ſind, o dann haben ſie Hauff und Heine und viele andere „fromme Dinge“ geleſen! Nun kann man es doch einem Pfarrer, der für die ihm anvertrauten Seelen vor dem Richterſtuhl Gottes ſich verantworten muß, nicht verargen, wenn er ſich für eine Sache nicht begeiſtern kann, die, an ſich vielleicht gut, — in den Händen der unerfahrenen Menge gewöhnlich einen ſchlimmen Ausgang nimmt.

Die Kirche hat indeß beſſere Auswege: Volksmiſſionen, geiſtliche Uebungen für Gymnaſiaſten, vor allem aber das Streben, „die ganze Gemeine, das ganze Volk wieder zu Einem Glauben zuſammenzurufen“; es iſt daran zu arbeiten, daß die große Wunde, welche das „ſcharfe Eiſen der Kirchenordnung“ dem deutſchen Volke geſchlagen hat, zu heilen beginnt. „Als Nation ſiechen wir wie der mit vergifteten Pfeile getroffene Philoktet an dieſer fort und fort eiternden Wunde.“ Die Arbeit dürfte nicht gerade leicht ſein, doch wollen wir dem Autor nicht auf allen dieſen Heilswegen folgen, die er einzuſchlagen räth. Uns kam es nur darauf an, der profanen Welt zu zeigen, wie ſich die Vorkämpfer des Katholicismus zur Preſſe ſtellen, die ſie als ein ganzes oder halbes Stück „moderne Verſimpelung“ betrachten. Die Broſchüre iſt geſpickt mit Citaten aus Görres, Beda Weber und — Wolfgang Menzel.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Dramen von Alexander Roſt.

Alexander Roſt's dramatiſche Dichtungen. Weimar, Panſe. 1867—68. Gr. 8. 1 Thlr. 15½ Ngr.

Alexander Roſt, ein thüringiſcher und in weitern Kreiſen im ganzen wenig bekannter Dramatiker, hat fünf von ihm verfaßte Stücke erſcheinen laſſen, die uns vollkommen geſtatten, ein Urtheil über ſein Talent und ſeine ganze Schöpfungsfähigkeit bezüglich der Bühne abzugeben.

Daß er ein Autor iſt, der glückliche Griffe zu thun und wirkſame Auftritte zu ſchaffen verſteht, liegt außer allem Zweifel. Die Mehrzahl der Stoffe, die er gewählt, ſind nicht nur voll dramatiſchen Lebens, ſondern auch in höherm Sinne tragiſch bedeutſam und zu artiſtiſcher Ausbeutung wohl geeignet. Dabei iſt ihm einzuräumen, daß er momentweiſe durch kühne, ja ſogar gewaltige Züge zu überraſchen und durch mächtigen Schwung der Sprache hinzureißen verſteht. „Das Regiment Madlo“ z. B. weiſt in ſeinem erſten Theile Stellen auf, die an Kleiſt's „Prinz von Homburg“ erinnern und in der Darſtellung vom durchgreifendſten Erfolg ſein müſſen.

Dieſes Trauerſpiel beginnt im Jahre 1642 und ſ Hans Georg von Madlo, Oberſt und Chef eines Küraſſ regiments, zum Helden, welcher noch unter Wallenſtein dient und deswegen ſowol, als weil er kein Blatt vor Mund nimmt und oft ſehr freimüthig ſpricht, zu Wi bei Hof und bei ſeinen Vorgeſetzten in der Armee ſ misliebig iſt. Der Dichter führt ihn, unwirſch über kaiſerliche Kanzleiwirthſchaft, im Geſpräch mit ſeine Freunde, Oberſtlieutenant von Katzianer, in die Sce Er ſagt:

Stellt einen Feldherrn an des Heeres Spitze,
Der auch im Felde Herr iſt, keine Puppe,
Regiert am Draht vom grünen Tiſch in Wien.
Bringt dieſer junge Prinz als neuer Chef
Vielleicht die Siege in der Taſche mit,
Wie ſeine Manifeſte?

Dieſer junge Prinz iſt Joſeph von Amalfi, ein Sp jenes Octavio Piccolomini, der Wallenſtein verrathen hat und jetzt hoch in Gnaden ſteht. Seine Verwandtſchaft ſteht natürlich mit in Gunſt und avancirt, während Mad

beſtändig übergangen, nicht vom Fleck rückt. Folgender Auftritt führt das kurz, doch draſtiſch auf:

Madlo.

Drei nagelneue Generalspatente
Sind flügg' geworden in der Kriegskanzlei.

Katzianer.

So?

Madlo (lachend).

Martiniz, der Sohn — der Eggenberg —
Und —

Katzianer (kopfſchüttelnd).

Du! Du nicht?

Madlo (auffahrend).

Herr Oberſtlieutnant!

Katzianer (indem er abgeht).

Nun,
Was fährſt du auf? Du biſt ja doch der ält'ſte
Der Oberſten im Dienſt.

Madlo.

Ja ſo. Man ſorgt
Dafür ſeit Jahren, daß ich das vergeſſe.
(Für ſich, indem er auf das Herz deutet.)
Doch hier — hier innen —

Dieſe Scene iſt vorzüglich und von köſtlicher Knappheit, weil ſie in dieſer Knappheit doch ganz die Situation erſchöpft und zugleich unſern Mann charakteriſtiſch erkennen macht.

Noch ſchärfer ſpricht er ſich in einem kurz darauffolgenden Auftritt aus, in welchem Erzherzog Leopold mit Feldmarſchall Piccolomini und Prinz Joſeph erſcheint, um das Regiment zu inſpiciren. Bei dieſer Inſpection wird Madlo ziemlich ungnädig und wegwerfend tractirt, ja muß ſogar hören, daß man ihm den Verluſt der Feſte von Eger ſchuld gibt. Darüber empört, fährt er zornig auf und ruft:

Nicht die Beſatzung ſcheltet, weil ſie ſich
Drei Tage länger hätte halten ſollen,
Denn Unausführbares kann niemand leiſten.
Dem legt's zur Laſt, Herr, der die Hülfsarmee
Befehligt hat und nicht drei Tage früher
An Ort und Stell' erſchien, wie ſich gebührte.
War es nach Raum und Zeit und Menſchenkräften
Unmöglich, dies zu thun? O nein — bequem
In kleinen Märſchen lag's in ſeiner Hand,
Auf nächſtem Weg vier, fünf, ſechs Tage früher
Am Ziel zu ſein und die bedrohte Stadt
Leicht zu erretten aus den tiefſten Nöthen.
Warum geſchah das nicht? O Gott und Vater!
Ich ſag' Euch, Herr, wir alle frugen uns
Erſtaunt, indeß wir unſre Straße zogen:
Wohin nur führt man uns? Geht denn der Weg
Nach Eger dahin oder dorthin? — Herr,
Wir ſahen einen Boten nach dem andern
Mit Staub bedeckt, auf ſchäumenden Roſſen nahn,
Durch die Colonne ſcholl der Jammerruf:
Eilt! Rettet! Unſer gutes Eger iſt
In äußerſter Bedrängniß! — Seht, Herr, wir
Sind böhm'ſche Kinder, kennen Weg und Steg —
Dort, riefen wir, dort liegt's. So weit iſt's noch.
Wir kommen noch zur guten Stunde, geht es
Grad fort. Wir reiten Tag und Nacht. Wir wagten,
Es an den Chef zu deputiren. Ich,
Ich bot mich an als wegekund'gen Führer.
Herr, was geſchah? Wie Meut'rer wurden wir
Für unſern guten Willen von der Thür
Gewieſen und — da endlich fand ſich's aus,
Da fand ſich's aus —

Piccolomini (in äußerſter Verlegenheit).

Hans Madlo!

Ottokar (entſetzt).

Vater! Vater!

Leopold (zornig).

Was fand ſich aus?

Madlo.

Die nächſte Straße führte —

Katzianer.

Faßt Euch, Herr!

Piccolomini.

Menſch, beſinne dich!

Odowalsky
(der bisher ſeine Schadenfreude durch Zeichen kundgegeben hat, reibt ſich die Hände).

Nur zu!

Madlo.

Die nächſte Straße führte durch die Güter
Des Herrn geheimen Kriegsrathspräſidenten;
Um ſeine fetten Pfründen zu verſchonen,
Damit ſie die befreundete Armee
Des kaiſerlichen Lehnsherrn nicht berühre,
Den Herrn Miniſter ſchäd'gend, mußten wir
Auf weitem Umweg irren durchs Gebirge,
In vielen Tagemärſchen Roß und Mann
Ermüdend, und inzwiſchen fiel der Schlüſſel
Von Oeſtreich in des Feindes Hand.
(Allgemeine Pauſe des Schreckens.)

Joſeph.

Das iſt
Die Sprache der Empörer und Verräther.

Piccolomini (zu Leopold).

Hört ihn nicht an. Er weiß nicht, was er ſpricht.

Madlo (in äußerſter Aufregung).

Was? Ich — Verräther? Höll' und Tod! Ich hab' Euch
Geſagt, wo die Verräther ſind. Dort ſucht ſie,
Wo ſie wie Pilze wuchern. Nicht der Kriegsmann,
Der tapfre, der im Feld ſein Blut verſpritzte,
Hat 's Kaiſerhaus, das theure Vaterland
Zum tiefen Fall gebracht — die Generale
Sind's, die's gethan, die Schranzen und die Räthe,
Die Pfaffen ſind's, die Jeſuiten, die
Mit Liſt und Trug, durch ſchmählichen Verrath
Die eignen Zwecke ſchändlich nur verfolgen.
(Allgemeine Bewegung.)

Hollabrun (ruft laut).

Der Oberſt lebe! Der Soldatenvater!

Soldaten des Regiments Madlo (tumultuariſch).

Er lebe hoch!

Odowalsky (ſchreiend).

Rebellion!

Leopold.

Hinweg!
(Zu Piccolomini).
Ihr, Herr Feldmarſchall, thut, was Euers Amts iſt.
(Er geht ab. Ihm folgen Joſeph, Altring und die Offiziere des Generalſtabes.)

Piccolomini (zu Odowalsky).

Führt ihn in Haft!
(Mit furchtbarem Ernſt zu Madlo.)
Unſeliger, was haſt du
Gethan? Den Brand haſt du ins Schiff geſchleudert

Und ſinnlos nicht bedacht, daß, wenn es ſinkt,
Die Flut auch dich, wie alle, wird begraben.
(Er geht ab.)

Katzianer.

Treib's nicht zum Aeußerſten! O widerruf',
Bekenn's, daß du gefehlt —

Ladislaw
(in heftiger Bewegung Madlo in die Arme ſtürzend).
O Vater! Vater!

Madlo.

Hier iſt mein Schwert. Da — nehmt!
(Odowalsky nimmt es.)
Ich? Widerrufen?
Um Gnade betteln? Straft mich Lügen, wenn
Ihr könnt. Nichts widerruf' ich, nichts. Ich bin
Im Recht. Und wie der Mönch in Worms, den Ihr
Verketzert und verflucht, feſthaltend treu
An ſeines Herzens tiefſter Ueberzeugung,
Einſt that vor den Gewaltigen der Erde:
So thu' auch ich. Getroſten Muthes ſag' ich:
Nehmt alles hin! Nehmt Gut, Ehr', Weib und Kind!
Ich kann nicht anders. Helfe Gott mir! Amen!

Jeder Sachverſtändige wird uns beiſtimmen, wenn wir bekennen, daß dieſe Ausführung und Gipfelung des Actes geſchickt, zweckentſprechend und imponirend iſt. Es athmet darin ein echt militäriſcher Geiſt und zugleich eine durchaus geſunde Menſchlichkeit, die ebenſo intereſſiren als zünden muß. Der Ausgang dieſes erſten Actes iſt meiſterhaft, und meiſterhaft ſchließt ſich der zweite in der Austragung des eben beregten Motivs ihm an. Madlo erhält ſein Schwert und ſeine Freiheit zurück.

Dieſe Scenen, die ebenſo menſchlich wahr als dramatiſch ergreifend ſind, ſind der Schmuck des Stücks und bekunden die Begabung des Autors, der leider im übrigen nicht künſtleriſch durchgebildet, in Studien nicht genug gereift erſcheint, um im ganzen etwas Muſtergültiges und Vollkommenes zu leiſten. Wir brauchen ohne Zweifel nur den weitern Inhalt des Trauerſpiels zu erzählen, um damit ſogleich auch die Schwächen der Arbeit dargelegt zu haben.

Die Sache iſt dieſe: Madlo hat zwei Söhne in ſeinem Regiment, Ottokar, Rittmeiſter, und Ladislaw, Cornet. Erſterer hat ſich in eine umherziehende Unbekannte, Dolores, verliebt. Die Handlung beginnt ſpannend genug damit, daß Ottokar dieſer Dolores ſein Herz zu Füßen legt und bis zu einem gewiſſen Grade auch Erwiderung ſeiner Gefühle findet. Nun entdeckt ihm Dolores, die einen Knaben mit ſich führt, daß ſie verheirathet geweſen und jetzt erſt Gewißheit über den Tod ihres erſten Gatten erhalten müſſe. Gleich in der nächſten Scene findet ſie dieſen Gatten in Prinz Joſeph von Amalfi wieder, der in Flandern ſie kennen gelernt und ſein Spiel mit ihr getrieben hat. Sein Freund Odowalsky iſt ihm dabei behülflich geweſen und hat, als Prieſter verkleidet, die Ehe geſegnet. Das erfährt jetzt Dolores alles, da Prinz Joſeph, der ſich inzwiſchen mit Thereſia Prinzeſſin von Lobkowitz verlobt hat, ſie beſchwört, von ihren Anſprüchen auf ihn abzuſtehen. Das aber will Dolores nicht, weil ihre Ehre ihr heilig. Als darauf Odowalsky und Joſeph gewaltſam auf ſie eindringen, um ſie irgendwo in der Stille als Irrſinnige unterzubringen, tritt Ottokar mit gezogenem Schwert für ſie ein.

In dieſem Augenblick erſchallt die Lärmtrommel und die feindlichen Elemente müſſen auseinander, um ſich erſt ſpäter unter den Augen des inſpicirenden Erzherzogs wiederzutreffen, wo der von uns mitgetheilte Auftritt mit dem alten Madlo ſpielt.

Im Anfang des zweiten Actes kommt Prinz Joſeph's Handel mit Dolores durch die Prinzeſſin Thereſia vor Piccolomini. Sie klagt den Verlobten an und liebt ihn dennoch. Das tritt beſonders hervor, als Piccolomini befiehlt: Joſeph ſolle Dolores heirathen und dann für ewig aus ſeinen Augen gehen. Vor dieſem Schritte erſchrickt ſie, mit ihr zugleich ſelbſtverſtändlich Prinz Joſeph, Ottokar und endlich auch der intriguante Odowalsky, der mit dieſem Ausgange der Affaire ſeinen Einfluß auf den jungen leichtſinnigen Fürſten und damit zugleich ſeine ganze Zukunft ſchwinden ſieht. Da er früher Ottokar's Vorſchlag an Dolores: mit ihm aus dem Heere in das feindliche Lager zu fliehen, belauſcht und überdies gar wohl errathen hat, daß Dolores den jungen Madlo liebt, ſo klagt er jetzt dieſen vor Piccolomini des Verraths an und fordert, ihn vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. Dolores, die erbebt und den Freund verloren ſieht, bekennt, daß Ottokar dieſen Vorſchlag nur gemacht, weil er ſie liebe und vor den tückiſchen Abſichten ihrer Verfolger habe retten wollen. Nach dieſem Bekenntniß, das dramatiſch noch bedeutſamer hätte behandelt und durch ſtärkere Affecte hervorgetrieben werden müſſen, verzichtet ſie auf Joſeph's Hand, um Ottokar zu befreien. Piccolomini, durch dieſe Wendung beglückt, verſpricht alles auszugleichen und auch dem alten Madlo das längſtverdiente Generalspatent zu beſorgen.

Die folgenden Scenen ſind die, welche wir mitgetheilt. Joſeph's und Thereſia's, ſowie Ottokar's und Dolores' Vermählung wird betrieben, dem Oberſt Madlo ſein Avancement verkündigt. In ſeiner Freude ruft letzterer ſeinen Vater, Damian Madlo, einen Hufſchmied, herbei, der im Stück eine wenig erquickliche Figur ſpielt und jedenfalls kein befriedigend geſtalteter Charakter iſt. Er warnt den Sohn vor ſeinen Gegnern, räth ihm ſogar, zu den Feinden überzugehen. Da er im Eingang des Stücks Zeuge der Begegnung von Dolores mit Joſeph geweſen, ſo plaudert er jetzt deren Verhältniß zu dem Prinzen aus. Oberſt Madlo, über die Beſchimpfung ſeiner Ehre außer ſich gebracht, verflucht den Sohn und erklärt, Dolores als ſeine Schwiegertochter nur dann anerkennen zu wollen, wenn ſein eigener Name an den Schandpfahl geheftet worden ſei.

Mit der Nachricht, daß der Schwede vor Leipzig ſtehe und das öſterreichiſche Heer zur Entſetzung dieſer Stadt aufzubrechen habe, ſchließt der zweite Act.

Der dritte Act ſpielt nun in Leipzig, in das ſich Thereſia, Dolores, kurz alle Perſonen, die wir kennen, eingeſchloſſen finden. Warum die Frauen dem Zuge ſich angeſchloſſen, wird nicht klar, wahrſcheinlich eben nur, um ſie nicht aus der Handlung fallen zu laſſen, die ſich von da ab ſehr in die Breite hin abſchwächt und zerſplittert.

Mitten im Sturm und Drang der Belagerung und Beſtürmung Leipzigs durch die Schweden findet Odowalsky Zeit, um Dolores zu werben und ſich ihr zum Werkzeug ihrer Rache anzutragen. Dolores will einen ehrlichen

Namen für ihren Sohn und nimmt deshalb den Antrag des hinterliſtigen und ausgefeimten Menſchen an. Inzwiſchen haben die Oeſterreicher Unglück und müſſen den Schweden weichen. Dem verwundeten Madlo und ſeinem Regiment wird die Hauptſchuld an der Niederlage beigemeſſen, und daß er ſelbſt Piccolomini in ſeiner Entrüſtung darüber zuruft:

Du biſt ein feiner Hofmann, biſt ein guter
Politikus und tapfrer General,
Das muß dein Feind dir laſſen, aber wiſſe:
Zum Feldherrn hat dich Gott im Zorn beſtellt —

kann natürlich ſeine Lage nur verſchlimmern.

Im vierten Act werden Madlo und ſein Regiment als infam caſſirt, die Fahnen und Schwerter werden zerbrochen, die Offiziere erſchoſſen, jeder zehnte Mann wird gehenkt, Madlo ſelbſt jedoch, auf Verwendung Piccolomini's, am Leben geſchont.

Dieſer furchtbare Auftritt iſt wirkſam behandelt; nur Madlo ſelbſt bleibt hier ohne jedes imponirende Pathos. Der Held ſteigt nicht mit dem Vorwärtsgehen des Stücks, ſondern ſinkt; er gelangt zu keiner tragiſchen Gipfelung. Seiner Verurtheilung gegenüber zeigt er ſich klein, ſtumpf, ohne allen heroiſchen Aufſchwung. Er hat nur Angſt, daß der Henker ihn berühre, und räumt ſchließlich, mürbe gemacht, ein, daß er Dolores wol zu viel gethan.

Daß dieſe Haltung des Mannes nicht zu der Anlage ſeines Charakters paßt, wird man leicht einſehen. Madlo müßte ſich hier wie ein raſender Roland geberden und jedenfalls ſein geſchenktes Leben dem Kaiſer vor die Füße werfen, verlangend, daß man ihn die Ehre der zum Henkertode Verurtheilten theilen laſſe. Jedenfalls hätte hier, wenn keine Abſchwächung ſtattfinden ſollte, etwas Außerordentliches zu geſchehen, und daß gerade dies ausbleibt, verurſacht, daß das Trauerſpiel in ſeiner eigentlichen Höhe lahm und morſch erſcheinen muß.

Daß der flüchtig gewordene und verfolgte Ottokar zum Schluß des Actes kommt, um Dolores zu fordern, da doch jetzt der Name ſeines Vaters am Schandpfahl hängt, und weil Joſeph ihm dabei in den Weg tritt, dieſen erſchießt, iſt ein wenig entſchädigender und ziemlich wirriger Ausgang des Actes, der mit dem Ausgang des ganzen Trauerſpiels gleichen Schritt hält.

Der letzte Aufzug ſpielt nämlich ſechs Jahre ſpäter und zeigt uns den ſchändlichen Odowalsky im Begriffe, Prag an die Schweden zu verrathen. Bei dieſem Verrätherſtreich benimmt er ſich ziemlich läppiſch und abgeſchmackt, plaudert ihn ſelbſt an den in Armuth und Niedrigkeit lebenden Madlo aus und verfolgt im entſcheidenden Momente, ſtatt die Schweden zu führen und zu kämpfen, Dolores, die mit Ottokar das Elend des alten Madlo theilt, in ein Nonnenkloſter, deſſen Oberin Thereſia iſt. Hier wirft er mit folgenden lächerlichen Redensarten um ſich:

Bis an das End' der Welt, bis in die Hölle
Folgt' ich dir nach, wie die Poeten ſagen,
Nur braucht's zum Glück der weiten Reiſe nicht,
Der Weg iſt kurz, das Ziel iſt bald errungen;
Doch macht' ich's lieber mit dem Teufel aus,
Als mit zwei Dutzend böſer Weiberzungen
In dem verwünſchten alten Jungfernhaus.

Als er die Prinzeſſin erkennt, ruft er:

Alle Henker!
Was ſeh' ich? Ihr — Ihr hier, Prinzeſſin? Schaut 'mal,
Iſt das jetzt Euer fürſtlich Reſidenzſchloß?
Hier ſieht's nicht eben fein und zierlich aus —
Und dies Gewand iſt wol nach neueſter
Hiſpaniſcher Façon? Kind, dieſe Mode
Gefällt mir nicht. Für unverzeihlich halt' ich's,
Der holden Venus Reize, jung und friſch,
Dem Freund des Schönen neidiſch zu verhüllen.

Als er hierauf liebestoll auf Dolores eindringt, erdolcht ihn dieſe.

Inzwiſchen haben Madlo und ſein Sohn in Prag Sturm geſchlagen, die Bewohner und die Beſatzung von Odowalsky's Verrath unterrichtet und mit dieſen die Schweden mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Piccolomini und Erzherzog Leopold erſcheinen, um den ſterbenden Madlo zu erkennen und in ſeine Ehre und ſeine Würden wieder einzuſetzen. Er ſcheidet als General von Madlo aus der Welt.

Man wird ohne Zweifel bereits aus dieſer Inhaltsangabe erkennen, daß dem Trauerſpiel ein organiſch gegliederter, vornehm gehaltener Plan gebricht. Eine banale dramatiſche Behandlung erringt den Vorrang über eine höhere Ausführung. Der Kleiſt'ſche „Prinz von Homburg" geht unter im Birch-Pfeiffer'ſchen „Graf Waltron", nur daß letzterer doch jedenfalls noch conciſer und praktiſcher gearbeitet erſcheint als „Das Regiment Madlo".

„Das Regiment Madlo" hat Anſatz und Zeug zu einem vorzüglichen Drama; leider aber reicht das Zeug nicht dazu aus, und der Anſatz verliert ſich in der Entwickelung ſo total, daß man mit einem Kunſtausdruck ſagen muß: das Stück verwirft ſich; ein Verwerfen, das ſich ſehr bedauerlicherweiſe in allen dramatiſchen Schöpfungen Roſt's wiederholt und unſere Bühne daher um eine jedenfalls von Haus aus glücklich und vielverſprechend fundirte Begabung bringt.

Aehnlich wie das vorſtehend beſprochene Stück ſind die übrigen von Roſt: „Berthold Schwarz oder: Die deutſchen Erfinder", „Kaiſer Rudolf in Worms oder: Deutſcher König und deutſche Maid", „Landgraf Friedrich mit der gebiſſenen Wange" und „Ludwig der Eiſerne oder: Das Wundermädchen aus der Ruhl".

Das zuletzt genannte ſteht ohne Zweifel dem „Regiment Madlo" im Werth am nächſten. Der erſte Act dieſes Volksſchauſpiels zeigt uns das Volk unter dem Drucke der kleinen thüringiſchen Herren, die, unter der ſorgloſen und leichtfertigen Regierung des Landgrafen keck hinweggreifend, überall die tyranniſchen Geßler ſpielen. Im zweiten Act finden wir den jungen Landgrafen, unbekümmert um die heilloſe Wirthſchaft, die in ſeinem Lande geführt wird, nachts im Mondſchein in einer romantiſchen Gegend dem edeln Weidwerk obliegen. Des Wildes mit der Armbruſt harrend, ſieht er plötzlich, ſingend und nützliche Kräuter ſammelnd, die liebliche Walpurgis, die Tochter des Waldſchmieds in der Ruhl, das ſogenannte Wundermädchen, wie eine Fee oder Elfe durch das Waſſer waten und gleich darauf den Fels erſteigen. Die ſeltſame und reizende Erſcheinung frappirt ihn ſo mächtig, daß er keinen Augenblick zögert, mit dem Mädchen Bekanntſchaft zu machen. Von ihrem eigenthümlichen und ſinnigen Weſen angelockt, folgt er bei ausbrechendem Gewitter

Walpurgis in die Hütte ihres Vaters. Hier muß er von diesem, unerkannt wie er ist, tadelnde Worte über sein Regiment und zuletzt vernehmen, wie jener beim Schmieden des glühenden Eisens unabläßig ruft: Landgraf, werde hart!

Den Schmied fragend, was das bedeute, erfährt er: wie man wünsche, ihn fest und eisern gegen seine Landvögte werden zu sehen, die seine Unterthanen drücken und schinden. Indem er sich zu erkennen gibt, verspricht er das zu thun.

Im dritten Aufzuge sind die Wirkungen dieses Vorsatzes bereits merkbar geworden. Die thüringischen Grafen und Herren haben die strenge Hand des Landgrafen bereits gefühlt und sinnen, vom Volke verhöhnt und ausgelacht, auf Rache. Dieser Rache Genüge zu thun, ergibt sich ihnen eine passende Gelegenheit. Landgraf Ludwig hat Walpurgis, die er herzlich liebgewonnen, zu traulicher Aussprache an den Ort im Walde bestellt, an dem er sie zuerst gesehen. Dieses Stelldichein wird einigen von ihnen insgeheim mitgetheilt, und sie kommen überein, den Fürsten dabei aufzuheben. Walpurgis jedoch, welche diese Absicht erräth, ruft das Volk zu Hülfe, und indeß sie selbst den Landgrafen seinen Verfolgern entführt, schlagen die Bauern die Auflaurer in die Flucht. Zum Unglück hat sich aber der Sohn eines italienischen Gastfreundes von Meinhard Vogelsang, des Waldschmieds, ein gewisser Giacomo Caldroni, in Walpurgis verliebt, und dieser versucht, von Eifersucht gestachelt, den Landgrafen, während Walpurgis denselben entführt, mit einem vergifteten Dolche zu tödten. Doch Walpurgis saugt das Gift aus der Wunde und rettet so den Geliebten zum zweiten mal.

Diese zweite Rettung läßt Ludwig jedoch geheimhalten und statt dessen im Lande die Kunde verbreiten: er sei dem Mordversuche erlegen und solle bestattet werden. Augenblicklich raffen seine Gegner triumphirend sich auf und kommen, um an seiner Leiche ihre alte Gewaltherrschaft wieder aufzurichten. Nachdem Ludwig sich nun selbst von ihrer Schändlichkeit hinreichend überzeugt hat, erhebt er sich, um sie gefangen nehmen und zur Bestrafung abführen zu lassen. Walpurgis aber gelobt er feierlich zu seiner Gemahlin zu machen.

Dies sind die Vorgänge des vierten Actes. Im fünften ist der Landgraf eben im Begriffe, die nichtsnutzigen Vögte an den Pflug spannen zu lassen, wie sie es mit Leuten aus dem Volk gethan, als urplötzlich die Nachricht zu ihm dringt, daß seine Unterthanen, die in Walpurgis eine Hexe sehen, welche es ihrem Landesherrn mit Zaubertränken angethan, sich zusammenrotten, diese zu steinigen oder zu verbrennen. Augenblicklich macht sich Ludwig auf den Weg, kommt indeß zu spät, da Walpurgis bereits Gift genommen, um den Martern zu entgehen und zugleich den Geliebten aus jedem Kampf mit sich und dem Vorurtheil der Welt zu reißen.

Dies Stück ist etwas geschlossener in der Ausführung als „Das Regiment Mablo", aber dafür weniger charakteristisch und großartig in Vorwurf und Inhalt.

„Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange" liefert in seinem Landgraf Albrecht ein Stück deutschen Lear's, d. h. es wird uns ein Fürst gezeigt, der zu Liebe eines Sohnes zweiter Ehe die beiden Söhne erster Ehe verstößt und mishandelt und schließlich von jenem den schreiendsten Undank erleben muß. Die Durchführung des Ganzen ist indeß zu wenig grandios und mächtig, um durchweg Spannung und Interesse einzuflößen. Wirksame Scenen sind indeß auch hier.

Dasselbe gilt von „Berthold Schwarz", in welchem romantischen Volksschauspiel Berthold Schwarz, der Entdecker des Schießpulvers, und Johannes Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, in ein sehr willkürliches und phantastisches dramatisches Gewebe zusammengewürfelt worden sind. Man glaubt sich fast in eine Schöpfung Alexander Dumas' und die Welt des Cagliostro versetzt, die jener französische Autor ähnlich, doch viel pikanter und fesselnder für seine Zwecke auszubeuten verstanden.

„Kaiser Rudolf in Worms oder: Der deutsche König und die deutsche Maid" ist ganz im gleichen Zuschnitt gehalten.

Der erste zum deutschen Kaiser erwählte Habsburger hat bekanntlich die Wegelagerei und das Raubritterthum in Deutschland bekämpft und vernichtet. Darauf fußend, baut unser Autor sein Volksstück und zwar derart auf, daß er Rudolf auf seinem Zuge auch nach Worms kommen läßt, in dessen Umgegend Junker Seyfried von Hornberg und Graf Walther von Rheinfels das adeliche Buschlepperhandwerk noch aus dem Vollen treiben. Ihnen gilt besonders des Kaisers Ritt in diese Gegend, die er von ihren Gewaltthaten reinigen will.

Gleich die erste Scene des Stücks führt den aus seiner zerstörten Raubburg flüchtenden Grafen Walther zu Junker Seyfried, beide, auf die gute und alte Zeit schwörend, vereinigen sich zum Sturze Rudolf's. Graf Walther kennt den Waffenschmied Justus Mengersen in Worms und beschließt, sich verkleidet zu diesem zu begeben und bei passender Gelegenheit den Kaiser zu ermorden. Vergeblich warnt ihn seine Frau: er eilt mit seinen schwarzen Planen von dannen, indeß Junker Seyfried die trauernd zurückbleibende Gräfin in seinem noch unangegriffenen Schlosse beherbergt.

Der leutselige Habsburger kommt indeß unerkannt mit seinem Rath Waldstetten nach Worms, wo er zuerst auf Armgart, die Tochter Mengersen's, trifft, die ihren Geliebten Wolfram, einen ehrsamen Zimmerer, erwartet, dem sie ihr Vater, Rathsherr zu Worms, also ein Patricier, nicht zum Weibe geben will, weil er nur zum kleinen Bürgerthum gehört. Rudolf plaudert gemüthlich mit dem naivheitern Mädchen, das ihm die Geschichte von Worms und dann mit Hülfe ihres Geliebten auch ihre eigene erzählt. Der Kaiser, der sich für einen hamburger Kaufmann ausgibt, vertröstet die Liebenden und namentlich auch auf den Kaiser.

Im zweiten Act weilt Graf Walther, als Mönch verkleidet, bei Mengersen, zu dem nun auch, noch immer als hamburger Kaufmann, der Kaiser kommt, der gutmüthig mit Armgart's kleinem Bruder spielt und, weil er ungeschickt dabei einen Tisch umstößt, von der herbeieilenden Armgart hart ausgescholten wird. Dies Ausschelten steigert sich bei ihr, als sie Graf Walther gewahrt und fürchtet, daß dieser ausspionirt und dem Kaiser verrathen werden könnte. Sie zieht dabei selbst tüchtig auf den Kaiser los, den ihr Walther inzwischen natürlich nach seinen Anschauungen ziemlich schwarz und als Tyrannen

geschildert hat. Walther war nahe daran, den Kaiser zu erkennen, aber durch den eben geschilderten Vorgang wird er irregemacht und Rudolf gerettet.

Dieser interessante und spannende Auftritt hätte ohne Zweifel in rechter Behandlung ein Hauptmoment des Stücks werden müssen, während Rost ihn ganz untergeordnet und im Bau des Schauspiels ziemlich nichtssagend verschwinden läßt.

Er legt den Schwerpunkt dieses Aufzugs lediglich in das schließliche Erkanntwerden des Kaisers, der lachend abgeht, indeß Armgart und das ganze Haus von Mengersen darüber außer sich gerathen. Namentlich ist es die erstere, die in Verzweiflung ausbricht und wie sinnlos abstürzt, sodaß sie im nächsten Act in Nacht und Gewitter von den Ihren gesucht werden muß.

Dieser dritte Act ist wirrig und schwach construirt. Mitten durch kaiserliche Vorposten um Worms herum suchen sich Mengersen, dessen Schwager Gottschalk, Wolfram und Armgart, die nur davongelaufen, weil sie meint, der Kaiser werde sie wegen ihres losen Mäulchens verhaften lassen. Mengersen bekennt in seiner Angst seinem Schwager den Mordanschlag Graf Walther's und dieses Bekenntniß erlauscht der Feldhauptmann von Winkried, der es selbstverständlich sogleich Rudolf von Habsburg mittheilt, ohne daß er freilich den entwischten Mengersen oder dessen Haus nennen kann. Noch berathend darüber, wie es möglich sei, den Schlupfwinkel des Attentäters zu erfahren und sich des letztern zu bemächtigen, wünscht man Armgart herbei, damit sie Auskunft gebe. Nach dem guten alten Sprichwort, daß der Wolf kommt gerannt, sowie man ihn nur nennt, erscheint nun auch wirklich Armgart, und ruft zunächst unser Erstaunen darüber hervor, daß sie nach der kaiserlichen Entpuppungsscene im zweiten Act jetzt im dritten noch einmal erstaunt im Kaiser den hamburger Kaufmann wiedererkennt.

Um den Vater, den sie irrthümlich verhaftet meint, zu retten, kommt sie, dem Kaiser alles zu gestehen und um Gnade zu bitten. Man beauftragt nun den Feldhauptmann, den Grafen Walther von Rheinfels im Hause des Waffenschmieds aufzuheben, und obschon man zugleich Armgart die Versicherung gibt, daß ihr Vater geschont bleiben soll, stürzt sie doch wieder einmal ab, um diesen zu warnen und zu verbergen, da den Versprechungen der großen Herren nicht zu trauen sei.

Im vierten Acte ist Hornberg's Feste erstürmt und dieser selbst sterbend. Der Kaiser kommt, um die Witwe des Grafen Rheinfels zu trösten, indem er freilich zugleich betheuert, daß dem Rechte sein Lauf gelassen werden müsse und Gnade nicht mitsprechen dürfe.

Der gute habsburger Kaiser hat seine eigenen Plane: er erscheint nämlich am Ende des Actes selbst, um Rheinfels, der nun mit Armgart und Mengersen, die man trotz alledem doch auch verhaftet hat, in einem Gefängnisse sitzt, entschlüpfen zu lassen.

Im letzten Act sehen wir den Kaiser in großer Gala im Rathssaale der Stadt Worms, er scherzt und schäkert mit Armgart und fordert sie endlich auf, sich eine Gnade auszubitten. Schnell gefaßt, fordert sie: „Freiheit und gleiches Recht für alle Bürger", wohl wissend, was sie damit thut, denn wenn die Zunftvorrechte fallen, muß selbstverständlich der unzünftige Wolfram ihr ebenbürtig werden und der Grund wegfallen, der ihren Vater bestimmte, ihm ihre Hand zu versagen.

Ihre Bitte wird gewährt und der Kaiser segnet selbst den Bund, sodaß das Ganze mit allgemeiner Zufriedenheit schließt.

Auch dieses Volksschauspiel hat viele hübsche und wirksame Momente, läßt aber gleichfalls künstlerische Durchführung und gute und zureichende Motivirung der volksthümlichen, doch zugleich etwas trivialen Handlung vermissen.

Feodor Wehl.

Novellen und Erzählungen.

Die uns vorliegenden belletristischen Werke sind von sehr verschiedenem Werthe, jedoch überwiegt das Gute oder Gutgemeinte in erfreulicher Weise. Als Sammelwerke bieten einzelne nur den Wiederabdruck von Novellen und Erzählungen, welche zuvor schon in Zeitungen oder Zeitschriften veröffentlicht waren. Wie sehr sich in der Journalbelletristik das literarische Handwerk auf Kosten der Poesie und Kunst breitzumachen pflegt, das ist in d. Bl. oft genug betont worden. Als die echtesten Pfleglinge dieser Belletristik charakterisiren sich die Erzählungen von Temme, wie sie uns in zwei Bänden vorliegen:

1. Erzählungen von J. D. H. Temme. Erster und zweiter Band. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1868. 8. Jeder Band 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mit welchem Pinsel und aus welchem Farbentopfe Temme malt, das ist sattsam bekannt. Was nützte es, wollten wir das oft Gesagte wiederholen; er ist literarisch zu alt, um den Mahnungen der Kritik zugänglich sein zu können. Die beiden Bände enthalten drei Geschichten, eine längere, zwei kürzere; alle drei stehen stark auf criminalistischem Grunde. Unter den beiden kürzern geben wir dem „Testamente des Verrückten" den Vorzug. Anfangs etwas langathmig gehalten, fesselt sie durch die Einfachheit der ganzen Anlage und den ethischen Gehalt des Schlusses — der Verfasser erzählt da frisch und munter aus seinen eigenen Erlebnissen heraus —; während wir uns bei der andern „Ein Verfolgter", auf dem Boden höchst verzwickter Verhältnisse stehend, mit Spielern, Räubern und Mördern der gemeinsten Art abgeben müssen. Noch weniger aber vermögen wir uns mit der längern, den ganzen ersten Band füllenden Geschichte „Der Student" zu befreunden. Sie besticht freilich durch die treue Localschilderung des berliner Schlosses, der Hausvogtei, verschiedener Straßen, Plätze und Diebsspelunken; auch wollen wir die geistige und körperliche Verkommenheit des Titelhelden keineswegs als Object der Darstellung verwerfen; das Leben in einer großen Stadt, mit dem Auge des Realisten betrachtet, macht sich anders, als es der

Idealist an seinem Schreibtische träumt; aber die Verkommenheit bedarf denn doch einer bei weitem feinern Motivirung, und die Fuselatmosphäre, in welcher wir auszuhalten die Hälfte des Buchs gezwungen werden, einer größern Reinigung, wenn sie uns nicht anwidern soll. Ein gebildeter Jüngling, den unglückliche Liebe treibt, sich selbst aufzugeben, hat freilich so gut in Berlin wie anderwärts Raum; daß aber ein verkommenes Genie, wenn es wie dieser Student durch Vermögen vor Nahrungssorgen vollständig gesichert ist, selbst äußerlich dem Bummler gleichen sollte, ist undenkbar. Die Geschichte spielt Anno 1822; schon damals wird in der werdenden Weltstadt der Cynismus Orgien der schlimmsten Art gefeiert haben; daß aber ein Jüngling, mag er durch die unglückliche Jugendliebe an seinem bessern Theile noch so viel eingebüßt haben, nachträglich durch eine zweite Liebe, obenein durch die Liebe eines jungfräulich reinen Mädchens nicht im mindesten sollte gehoben werden können, ist geradezu widerwärtig; daß endlich dieses reine Mädchen bei ihren fast allabendlichen Besuchen von Tanzlocalen der niedrigsten Art, von Verbrecherbutiken und Diebsspelunken an der jungfräulichen Reinheit nicht im entferntesten Schaden leiden sollte, ist allerwenigstens — sehr naiv.

2. Leseabende. Von Adolf Glaser. Vier Bände. Braunschweig, Westermann. 8. 4 Thlr.

Die vier Bände enthalten eine ziemlich große Anzahl größerer und kleinerer Geschichten, darunter einige, welche der Verfasser als „nacherzählt" oder „nach einem vorhandenen Motiv" bezeichnet. Einige sind in größerm Rahmen angelegt, andere aber mehr Skizzen als nach allen Seiten hin abgeschlossene Bilder. Das Talent des Verfassers scheint der historischen Erzählung näher als der Gesellschaftsnovelle zu stehen. Bei jener pflegt schon einfach der Stoff und die Anordnung desselben zu wirken, bei dieser aber zumeist die Darstellung und die feine Ausführung des Ganzen. An der Darstellungsweise des Verfassers hätten wir da und dort auszusetzen, machten wir für ihn nicht geltend, daß bei diesen gewiß zu verschiedenen Zeiten und in sehr verschiedenen Stimmungen geschriebenen Geschichten eine Gleichmäßigkeit in der Darstellungsweise schwer zu erzielen sein möchte. Geschichten wie „Das Kirchweihfest", „Kopf oder Schrift", „Eine Verschmähte", „Die Pflegemutter" würden durch eine Ueberarbeitung unstreitig gewinnen; die kleinern Sachen, die Sagen, desgleichen die Genrebilder: „Der Unverbesserliche", „Hinter dem Vorhang", „Des Malers Dankopfer", „Ein ungesprochenes Wort", fesseln durch ungesuchten Humor, wie namentlich das erstere oder rühren wie die letztern durch den elegischen, hier und da sogar tragischen Ton. Als bedeutenden Erzähler zeigt sich der Verfasser in den beiden größern Geschichten: „Geistiger Adel" und „Der Kunstreiter". Aber auch diese beiden reichen nicht an die auf historischem Boden stehenden Novellen hinan. Unter den drei historischen Novellen: „Der Rubrikator", „Paolo Cosentis" und „Graf Balduin", wieder nimmt die letztere den ersten Platz ein, zumeist durch den gewaltigen Ernst der Thatsachen und die unerbittliche Tragik des historischen Hintergrundes, nicht weniger aber auch durch die Zeichnung der verschiedensten Charaktere: ein Verdienst, welches dem Verfasser allein angehört. Auch „Paolo Cosentis" müßte nicht allein erschütternd, sondern erhebend wirken, wäre der Titelheld etwas mehr Charakter und etwas weniger eine jener sich selbst vergötternden Operngrößen des vorigen Jahrhunderts. Unwillkürlich mischt sich in die Geschichte die Reflexion des Lesers, indem er auf den Bühnen der Gegenwart Paolo Cosentis nicht allein sucht, sondern auch findet, und diese Reflexion hindert den ungetrübten Genuß.

Noch bleibt uns ein Wort über die Skizze „Osarsiph". Glaser berichtet von einem Freunde, einem deutschen Gelehrten, welcher in Kairo die Bekanntschaft der berühmten Rachel machte, als sich diese dort zur Stärkung ihrer Gesundheit aufhielt. Beide fühlten sich geistig zueinander hingezogen, und der gegenseitige Austausch der Gedanken förderte die Skizze einer Tragödie ans Licht, in welcher der Rachel die Rolle der Jochebed, der Mutter des Moses (hinter dem „Osarsiph" steckt eben niemand anders als Moses), bestimmt war. Berufsgeschäfte des Gelehrten und der bald darauf erfolgende Tod der Rachel drängten diese Skizze, welche als solche natürlich keinerlei Vermuthung über den dramatischen Werth der beabsichtigten Tragödie zuläßt, in den Hintergrund. Nach Glaser's Angabe wäre die Skizze nur Skizze geblieben. Uns ist aber, als wäre vor einiger Zeit eine Tragödie des Namens wirklich erschienen. *)

3. Gebrochene Fürstenherzen. Zwei Novellen aus dem Süden. Der deutschen Nation gewidmet von H. C. B. Briegleb. Leipzig, Leiner. 1868. 8. 20 Ngr.

Hören wir nur den Titel der erstern dieser Novellen: „Die Fürstin Frapoli und der Brigantenchef Caprera", so fühlen wir schon die Schauer der Romantik, wie sie aus der unglücklichen Liebe einer Fürstentochter zu einem Banditen, aus raubmörderischen Ueberfällen und den unvermeidlichen Schußkatastrophen mit Pulver und Blei von selbst hervorgehen. Auf norddeutschem Boden ist diese Sorte von Romantik so gut wie ausgestorben. Damit soll aber gar nicht gesagt sein, daß selbst ein ganz nüchterner norddeutscher Kritiker den Schauern jener Romantik unzugänglich sei. Wenigstens nicht, wenn wie hier überall die maßhaltende Hand des Novelliſten und das unverkennbare Geschick bei Gruppirung der an sich schon crassen Gegensätze ersichtlich ist. Jedenfalls ein Verdienst des Verfassers, daß wir dem Haupthelden, anstatt durch die Knalleffecte abgestoßen zu werden, Mitleiden zuwenden müssen. Auch die zweite Novelle: „Fürstin Giulia Riccasoli und Graf Armando L.", zeugt für den redlichen Willen des Verfassers. Er stellte sich in diese eine schwierigere Aufgabe als in der erstern; dort hatte er mehr nackte Thatsachen zu gruppiren, hier sollte er die Handlungen der Helden psychologisch begründen. Das ist ihm wenigstens nicht im Charakter des Grafen Armando überzeugend gelungen. Einzelnes in der Art der Darstellung könnte uns bestimmen, hinter dem Verfasser eine weibliche Feder zu vermuthen; wir würden sie bitten, etwas knapper zu erzählen. Vorübergehend weisen wir noch auf die Prätension des Titelblattes: „Der deutsche

*) Diese in der „Deutschen Schaubühne" von Martin Perels abgedruckte Tragödie hat einen leipziger Autor zum Verfasser und ist in d. B. (Nr. 36 f. 1867) günstig besprochen worden. D. Red.

Nation gewidmet", hin. Als ob nicht jedes deutsche Buch der deutschen Nation gewidmet wäre! Und dann fragen wir schließlich: weshalb stehen am Ende der einen wie der andern Erzählung die Worte: „Alles zur größern Ehre Gottes"? Sind die Worte ironisch oder ernst gemeint?

4. Spätes Erkennen. Novelle von Herm. Hirschfeld. Bremen, Kühtmann und Comp. 1868. 8. 24 Ngr.

Absichtlich scheint es auf dem Titelblatte zweifelhaft gelassen zu sein, ob der Verfasser ein Hermann oder eine Hermine? Wir entscheiden uns für letztere und können auch der jugendlichen Autorin gratuliren, wenn wir über verschiedene Unklarheiten dieses novellistischen Versuchs hinwegsehen. Eine Novelle, ganz in Briefform gehalten, ist ein mislich Ding, um so mislicher, als schon ein großer Grad von Raffinement dazu gehört, um, wie es die Heldin der Novelle fortlaufend thut, die eigenen Verirrungen derartig mit Behagen an eine Freundin zu übermitteln. Aber die ganze Novelle war nur in Briefform möglich, für diesen richtigen Blick müssen wir Hirschfeld unsere Anerkennung aussprechen. In anderer Form würde das 166 Seiten fassende Buch auf ein Minimum zusammenschrumpfen. Eine adeliche junge Dame heirathet einen ältern General. Sie glaubt ihn zu lieben, verwechselt aber Liebe mit Achtung. Von wirklicher Leidenschaft wird sie später für den Adjutanten ihres Mannes erfaßt. Der General trennt sich von ihr; jedoch nachdem sich der junge Adjutant mit einer andern verheirathet hat, findet volle Aussöhnung zwischen den beiden statt. Dies die Grundlage der Novelle; warum sollte der einfache Stoff nicht wirksam sein? Nur müßten wir eine psychologischere Vertiefung der beiden Männercharaktere verlangen. Der Adjutant möchte allenfalls passiren, aber der General ist, wie er sich gibt, geradezu undenkbar. Nur in einem jugendlichen Gehirn kann ein solcher General wie dieser Baldern existiren, nur ein weibliches Gemüth mag sich einen Helden so ausmalen. Im übrigen spricht der sittliche Kern der Novelle für die löbliche Anschauung des Verfassers oder — der Verfasserin.

5. Einsam und arm. Erzählung von Marie Berger. Halle, Mühlmann. 1868. 8. 1 Thlr.

Die Erzählung gehört zu den bessern Producten des novellistischen Genre. Zwar könnten wir an dem über Gebühr ernsten Ausgang derselben und auch an einzelnen Ausführungen Anstoß nehmen; allein die ganze Grundstimmung des Buchs harmonirt mit dem ernsten Ausgang, andererseits bekundet die Verfasserin ein so gereiftes Talent, daß wir ihr auch da folgen, wo wir einzelnes anders wünschten. Vorzugsweise der deutschen Mädchenwelt gewidmet wird das Buch auch Männerherzen befriedigen, welche eine schlichte Handlung und eine natürliche Darstellung pikanten Situationen und im Uebermaß geistreichen Bemerkungen vorziehen. Im Gegensatz zu der Hirschfeld'schen Novelle zeigt sich hier in der Charakteristik der Männer wie der Frauen eine sichere Hand, von den beiden Stiefschwestern, deren eine das „Einsam und arm" gleichsam als Motto mit sich durchs Leben trägt, bis zu den beiden Brüdern in dem englischen vornehmen Hause. Gerade da, wo sich in der Erzählung die romantischen Elemente mehr und mehr geltend machen, widersteht die Verfasserin der Versuchung, auf den bloßen Effect hinzuarbeiten; sie beutet die Situationen zwar in jeder Weise aus, sie verliert aber nie die Wahrscheinlichkeit aus dem Gesicht, sei es, daß sie wirklich Erlebtes reproducirte, oder ihren Blick für das Echte und Rechte so schärfte, um durch die Versuchung vom Pfade des Künstlerischen nicht abgelenkt zu werden. Den über Gebühr ernsten Ausgang der Geschichte betonten wir schon oben; es liegt für den Tod der Heldin eigentlich kein maßgebendes Motiv vor, denn die anfänglich für eine Trennung der beiden Geliebten sprechende Nothwendigkeit ließe sich leicht durch einige andere Farbenstriche beseitigen, und das Ganze gelangte zu einem auch äußerlich befriedigendern Abschluß, welcher unserer Meinung nach vollauf berechtigt wäre. Der Verfasserin beliebte es anders, sie wollte die Resignation als einen Grundzug im Wesen ihrer Heldin festhalten und mag damit auch ihrerseits den Zweck der Erzählung, die Widmung an die deutsche Mädchenwelt, erfüllen.

6. Mon Plaisir. Aus dem Leben eines deutschen Fürsten. Von Friedrich W. Ebeling. Zweite Auflage. Leipzig, Purfürst. 1868. 8. 1 Thlr.

Gleich als fühlte sich der Verfasser hinsichtlich des Novellengenre, dem sein „Mon Plaisir" angehört, nicht ganz sicher, legt er im Vorwort eine Lanze gegen die Kritik ein. Er sagt:

> Das vorliegende kleine Buch mag Zeugniß davon ablegen, daß die Neigung zu jener literarischen Thätigkeit, welche jüngst ein Berufskritiker in vollständigstem Verkennen derselben als eine untergeordnete hinzustellen suchte, deren Werke aber in ihrer Echtheit und Vollkommenheit immer lediglich die Resultate der höchsten Bildung und einer Kunst sind, die keine andere über sich zu erkennen nöthig hat; ich sage, daß die Neigung zur Romandichtung, der Halbschwester der Geschichtschreibung, der ich seit nahezu funfzehn Jahren fremd gewesen, in mir unerloschen geblieben.

Obgleich wir den Hieb auf den Berufskritiker auf uns nicht zu beziehen brauchen, halten wir doch auch ein Wort gegen die Romandichtung, welche sich wie hier auf „Wahrheit und Dichtung" nach des Verfassers eigenem Geständniß stützt, vollständig am Platze, wenn die Wahrheit in nichts weiter als Anekdotenhaftem und in einer Persiflirung der historischen Persönlichkeiten besteht. Da uns die Schwächen der deutschen Kleinstaaterei jetzt ziemlich beseitigt scheinen, so sind wir nicht ganz damit einverstanden, wenn sie von Novellisten noch zum Objecte ihres Humors genommen wird, so viele Seiten sie auch im einzelnen demselben darbietet. In Betreff dessen, was Wahrheit und Dichtung in den Schicksalen seines Helden, des namenlosen Jünglings, ist, fehlt uns jeder sichere Maßstab; ebenso lassen wir es dahingestellt, ob der Verfasser durch den Erfolg seines Werks in seinen Erwartungen befriedigt wird; wir geben zu, daß sich das Buch recht interessant liest. Auf wen endlich dieses „Mon Plaisir" gemünzt ist? Das verrathen wir nicht, noch weniger, wo die Residenz Löwenstadt liegt.

7. Die Pfarrerstochter von Worms. Eine Geschichte aus den Schreckenstagen der Stadt Worms. Von Wilhelm Wiener. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Geschichte spielt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Sie ist als einfache Geschichte etwas zu weit-

schichtig gehalten und als Roman nicht groß genug angelegt. Zum Mittelpunkt machte der Verfasser die „Pfarrerstochter von Worms", Namens Amalie Textor; davon abgesehen, daß sich diese „liebliche Erscheinung", von welcher die Geschichte bisjetzt noch keine Kunde gegeben, in welcher sich aber nach des Autors eigenen Worten die „schöne harmonische Vereinigung von Religion und Poesie" vorfindet, mehr zum Mittelpunkt eines epischen Gedichts eignen möchte, hat der Autor versäumt, sie als die wirkliche Heldin der Geschichte hinzustellen und dann die Thatsachen so zu gruppiren, daß jene in der That als Hauptträgerin des Ganzen erscheint. Das Interesse des Lesers wird gewiß mehr an dem Gatten der Pfarrerstochter, an dem Dr. Wandesleben, als an der „lieblichen Erscheinung" hängen. Mit großem Fleiß hat der Verfasser die localen Schilderungen ausgeführt; uns stört in seinen Ausführungen und Auslassungen nur durchgehends eine zu moderne Auffassung, wir wollen nicht sagen ein zu moderner Ton; wir glauben eine Geschichte aus unsern Tagen oder wenigstens aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, nicht aber aus den Tagen eines Ludwig XIV. zu hören. Alles in allem ist die Geschichte geschrieben, wie sie ein für das Schöne begeisterter Landpfarrer, in welchem sich wohlthuende Milde mit Wärme des Gefühls und patriotischer Hingabe paart, nur immer schreiben mag. Zunächst an die Bewohner der Rheinpfalz gerichtet, wird sie vorzugsweise am Ort der Nibelungen mit höchstem Interesse gelesen und ihrem Werthe nach gewürdigt werden.

8. Der Feilenhauer. Eine Erzählung von Gottfried Flammberg. Frankfurt a. M., Winter. 8. 2 Thlr.

Wir sind Flammberg schon früher mit zwei Dramen, einer Tragödie: „Duplessis-Mornay" und einer Trilogie: „Rudolf von der Pfalz", begegnet. Beide Werke, obgleich im gewöhnlichen Sinne nicht dramatisch-bühnenmäßig, flößten uns ebenso sehr für das Talent des Autors wie für seinen Charakter Achtung ein. Derselbe Charakter macht uns zu unserer Freude auch diese Erzählung lieb und werth. Wie dort so auch hier ein hoher sittlicher Ernst, welcher den nur nach Unterhaltung und Zerstreuung lechzenden Leser allerdings sehr wenig anmuthen mag. Zu einem Leihbibliotheksromane ist vorliegende Erzählung darum kaum geschaffen; dafür wird sie aber von der kleinen Gemeinde der „Stillen im Lande" um so eifriger gelesen werden. Bescheidenerweise nennt der Verfasser sein Werk nur Erzählung, obschon es im Buche stellenweis nicht nur sehr romanhaft zugeht, sondern sich auch in ihm die eigentlichen Romaneigenschaften geltend machen; er wollte damit den Charakter seines Werks jedenfalls umgrenzen. Nicht allein die Liebe, mit der der Verfasser seiner Aufgabe nachkommt, die Treue, mit welcher er die einzelnen Personen, große wie kleine, gute wie böse, charakteristisch durchführt; nicht allein die Kunst der Spannung, die Vertheilung von Licht und Schatten über die verschiedenen Gesellschaftskreise und die Bezüge auf die große Zeit der Befreiungskriege, von welchen uns zum Schluß ein Localstückchen geboten wird, verleihen der Erzählung den Reiz einer sinnigen Unterhaltung; in fast noch höherm Grade thun das die eingestreuten landschaftlichen Schilderungen des Fleckchens Erde, das da inmitten Deutschlands, um Baireuth herum, liegt. Einigermaßen enttäuscht sind wir nur durch den Titelhelden. Der ist nämlich ein ganz anderer, als er im ersten Kapitel erscheint. Der Verfasser zeigt uns da als Helden einen Sohn und erzählt hinterdrein fast das ganze Buch hindurch von dem Vater dieses Sohnes. Dies rächt sich in etwas am Schluß des Buchs; wir fühlen uns über diesen Sohn enttäuscht und möchten die Schuld der Enttäuschung dem Verfasser aufbürden. Er gibt die ganze Erzählung nicht als gedichtet, sondern nur als nacherzählt; nun steht er, wie er im Anfang mit seinem Ich hervortrat, am Schluß nur als Referent da und muß über verschiedene Personen in aller Kürze noch dies und das mittheilen, damit die Geschichte nach allen Seiten hin doch zu einem gewissen Abschluß gelangt.

9. Im Hochland. Novellen aus der romanischen Schweiz von Robert Schweichel. Dritte Sammlung. Berlin, Lüderitz. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir stehen nicht an, unter den uns vorliegenden Büchern dieses als das bedeutendste hervorzuheben. Ein relatives Lob zunächst, das aber durch den wirklichen Werth des Buchs zu einem absoluten sich erweitert. Der Verfasser zeigt in den drei Novellen dieser dritten Sammlung ein großes schönes Erzählertalent, er versteht trefflich zu componiren und eine so schlichte und dabei sachgemäße Sprache zu führen, daß wir kaum die Selbstkritik spüren, welche er anwandte, um aus jeder seiner Novellen ein wirkliches Kunstwerk zu machen. Wie bei Flammberg fesseln auch bei Schweichel die landschaftlichen Schilderungen, nur daß dieser noch höher hinaufzusteigen und uns entzückendere Aussichten zu bieten versteht. Die drei Novellen sind sämmtlich Dorfgeschichten; aber zu ihrem Vortheile ohne jenen literarischen Beigeschmack, welcher das speciellere Genre der Dorfgeschichten nahezu widerwärtig macht. Dazu mag das landschaftliche Colorit fördernd beitragen, wie denn auch nur Gebirgsbewohner ihrem ganzen mehr poetischen Treiben und Thun nach die Scylla der Nüchternheit einerseits und die Charybdis der Gespreiztheit andererseits richtig vermeiden können; wenn wir indeß in diesen Geschichten andern Landleuten begegnen als in vielen unsern Dorfgeschichten, so ist das nicht zum kleinsten Theil specielles Verdienst des Dichters.

Die Novellen spielen, wie schon der Titel sagt, in der romanischen Schweiz. Ein gewaltiger Hintergrund, gebildet durch Bergesriesen; da, wo Felsen starren und Abgründe gähnen, kann es unter den Menschen nicht eben salonmäßig zugehen. Der Dichter führt uns theilweise sehr starre Charaktere vor; aber gerade je mehr Leidenschaften er zu bewältigen hat, desto mehr zeigt er sich Herr der Verhältnisse, desto tiefer erfaßt er die Charaktere mit voller psychologischer Kraft, desto gewisser bändigt er die trotzigsten Naturen. Die gleiche Sorgfalt verwendet er auf die Haupt- wie auf die Nebenpersonen, seine Menschen bleiben immer wahre, ganze Menschen, mag er z. B., wie in der zweiten Geschichte in der Charakteristik des vom Vater ausgestoßenen, in der Fremde sehr heruntergekommenen jüngern Sohnes, noch so drastische Mittel nicht verschmähen. In der ersten Novelle: „Heimatlos", bilden zwei sich erst abstoßende, ja beinahe sich hassende, später aber von reinster Liebe zueinander entbrennende Kindernaturen; in der zweiten: „Die Rose von

Lavauché", die eifersüchtige Leidenschaft eines armen Gebirgsführers für die Frau des glücklichern Jugendfreundes den Angelpunkt; jene schließt versöhnlich, diese nicht ohne einige recht grelle Accorde. In der dritten: „Brigitte", behandelt der Verfasser das Thema der — Bigamie. Hier dürfen wir einen Tadel nicht zurückhalten, er betrifft die männliche Hauptfigur, den Lambert. Es berührt immer peinlich, einen für Recht und Gerechtigkeit in den Kampf ziehenden Mann zu sehen, der sich bei erster bester Gelegenheit leichtsinnigerweise mit dem Strafgesetzbuch in Conflict bringt. Daß sich dieser Lambert geradezu leichtfertig in die Doppelehe stürzt, muß der Verfasser selbst stillschweigend eingestehen. Unser Gefühl hätte nur in dem Tode dieses Schuldigen eine Sühne für das angestiftete Unheil gefunden; dem Verfasser beliebte anders, er löste den Knoten, indem er die erste Gattin des Lambert den Tod freiwillig suchen läßt.

Schließlich ein derbes Wort an den anonymen Verfasser des

10. Ut't Dörp. Lustege Vertellungen. Van'n oll'n Nümärker. Jena, Costenoble. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfasser gibt sich als ein jetzt in Amerika seßhafter neumärkischer Landpastorsohn. Drüben muß ihm wol die richtige Perspective für deutsche Poesie abhanden gekommen sein, das machen wir für sein Buch als Entschuldigung geltend. „Lustege Vertellungen", ja wol — Schnurren, nichts als Schnurren, darunter einige wie „Van'n merkwör'gen Kohdeew ut Aserka", „Pommer", „De olle Gronerten ähre Bichte", welche sich als Episoden in einem größern Werke ganz gut lesen ließen, hier aber als in sich geschlossene Geschichten nur einen gemischten Eindruck hinterlassen. Selbst den alten abgestandenen „Mosje Schwarzsauer" tischt uns der Autor als neuestes Gericht auf; was wunder, daß wir über solche Schnurren nicht lachen können. Es mögen ja gute ehrliche Kerle sein, alle diese Helden der Schnurren, was sollen denn aber diese neumärkischen „Krischane" in der Literatur? wenn Goethe über den seligen Schmidt von Werneuchen zornvoll entbrannte: in diesem Buche kommen wir vom „Mist" nicht mehr herunter. Es ist ein Auswuchs der norddeutschen realistischen Richtung, bei welcher Plattheiten die Stelle der poetischen Wahrheit vertreten. Und welche Plattheiten bieten einzelne der Schnurren! Es ist um Natürlichkeit wol etwas Schönes; so weit haben wir uns aber der Prüderie noch nicht entschlagen, um nicht Bauern mit ordinärem Thun und ordinären Anschauungen, wenn sie sich vierschrötig in die Gesellschaft der Gebildeten eindrängen, dahin zu verweisen, wohin sie gehören — in den Stall. Gewisse Ausdrücke in den Mund zu nehmen, verbietet mit Recht der Anstand. Der anonyme Verfasser setzt sich über diesen Anstand lachend hinweg. Er nimmt nicht nur Wörter in den Mund, sondern erzählt auch Geschichten (man lese: „Wat mal 'n Kröer passeert is"), welche selbst in der ausgelassensten Männergesellschaft anstößig gefunden werden würden.

Emil Müller-Hamswegen.

Feuilleton.

Notizen.

Von der Ausgabe von Friedrich Rückert's „Gesammelten poetischen Werken" (Frankfurt a. M., Sauerländer) liegen jetzt 34 Lieferungen vor. Das fünfte Buch: „Wanderung", bringt uns in seinem zweiten Theil „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande" und das „Chinesische Liederbuch", eine vortreffliche deutsche Aneignung des „Schiking", welche der Autor bekanntlich nicht nach dem Original, sondern nach einer lateinischen Uebersetzung gedichtet hat. Die praktische Lebensweisheit aus dem Reich der Mitte und seine nirgends überschäumende, in geradlinigen Kanälen regelrecht flutende Lyrik werden hier in das Reservoir unserer Literatur mit technischer Meisterschaft hinübergeleitet. Das sechste Buch: „Pantheon", bringt uns in reicher Fülle die didaktische Poesie des unerschöpflichen Spruchdichters. Die „Zahmen Xenien" ziehen in endlosen Reihen aufmarschirt, und dahinter folgt die „Weisheit des Brahmanen", jener Sprudelquell von Sentenzen, welchem die abendländische Literatur nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat. Die zwei ersten Abschnitte des „Pantheon" bringen: „Kritik" und „Selbstschau"; es sind theils Kritiken der Kritik, theils literarhistorische Bausteine und kritische Selbstspiegelungen. Auch die zweite Abtheilung: „Dramatische Gedichte", eine zweifelhafte Domaine Rückert'scher Begabung, ist bereits in diesen Lieferungen eröffnet und durch die Dramen „Saul und David" und „Herodes der Große" vertreten.

Ebenso rüstig schreitet die neue Ausgabe von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" (Leipzig, Duncker und Humblot) fort, welche uns ein Gesammtbild von den feinsinnigen Leistungen unsers gefeiertsten Historikers vorführen wird. Die sechs ersten Bände enthalten: „Die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation." Der siebente Band bringt neue, bisher nicht veröffentlichte Arbeiten, auf welche wir noch näher zurückkommen werden. Unter der Ueberschrift: „Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Krieg", enthält er eine Darstellung jener von der Geschichtschreibung etwas vernachlässigten und doch so wichtigen Epoche, welche durch die Regierungen Ferdinand's I., Maximilian's II. und Rudolf's II. bezeichnet wird. Der achte und neunte Band bringt die ersten Bände der „Französischen Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert". Wir wünschen dem Unternehmen den besten Fortgang und der elegant ausgestatteten Gesammtausgabe dieser geschichtlichen Meisterwerke die wärmste Theilnahme des Publikums.

Bibliographie.

Fichte, I. H., Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Klippel, G. H., Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt. 1ster Thl. 1stes und 2tes Buch. 1755 bis 1793. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mechthild von Magdeburg, Offenbarungen oder das fließende Licht der Gottheit aus der einzigen Handschrift des Stiftes Einsiedeln herausgegeben von Gall Morel. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schack, A. F. v., Episoden. Erzählende Dichtungen. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr.

Scheibert, C. G., Die Confessionalität der höhern Schulen. Ein Beitrag zur Schul-Pädagogik. Stettin, v. der Nahmer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Steub, L., Altbayerische Culturbilder. Leipzig, Keil. 8. 1 Thlr.

Stimmen aus der Berliner Lehrerwelt. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Redigirt von R. Schubert. 1stes Heft. Confessionslose Schule. Berlin, Geelhaar. Gr. 8. 2½ Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Blätter aus der preußischen Geschichte. (Aus dem Nachlasse des Verf.) 4ter und 5ter Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Wilbrandt, A., Novellen. Berlin, Hertz. 8. 2 Thlr.

Wolzogen, A. Freih. v., Sakuntala. Schauspiel, frei nach Kalidasa's altindischem Drama. Schwerin, Stiller. 8. 20 Ngr.

Wormstall, J., Die Herkunft der Franken von Troja. Zur Lösung eines ethnographischen Problems. Münster, Russell. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung. A. Charisius in Berlin.

Aufforderung zum Abonnement auf die neue IV. Serie der

Sammlung gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rudolf Virchow und Franz v. Holtzendorff.

IV. Serie. Jahrgang 1869. Im Abonnement **jedes Heft nur 5 Sgr.**

Nachdem nunmehr die dritte Serie dieser mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Vorträge mit dem 72. Hefte vollendet ist, bringt die Verlagshandlung zur Kenntniß, daß die **vierte Serie** (Jahrgang 1869) **in 24 Heften à 5 Sgr.**, zunächst die nachfolgenden werthvollen Abhandlungen enthalten wird:

Prof. Dr. Albrecht Nagel: Der Farbensinn. Mit 1 Holzschnitt.
Dr. Eduard Dobbert: Die monumentale Darstellung der Reformation durch Rietschel und Kaulbach.
Dr. H. Töpfer: Das mechanische Wärmeäquivalent, seine Resultate und Consequenzen.
Dr. A. v. Lasaulx: Der Streit über die Entstehung des Basaltes.
Dr. Karl Braun (Wiesbaden): Der Weinbau im Rheingau.
Prof. Dr. Henke: Johann Huß und die Synode von Constanz.
Prof. Dr. Ernst Haeckel: Ueber Arbeitstheilung in Natur- u. Menschenleben. Mit 1 Titelbild in Kupferstich und 18 Holzschnitten.
Schulrath C. E. R. Alberti: Heinrich Pestalozzi.
Prof. Dr. de Bary: Ueber Schimmel und Hefe.
Prof. Dr. Maurenbrecher: Don Carlos von Spanien.
Prof. Dr. Otto Ribbeck: Die Tragödien des Sophokles.
Prof. Dr. Alex. Braun: Die Eiszeit der Erde.
Prof. Dr. Nippold: Die Stellung Aegyptens in der Culturgeschichte.
Prof. Dr. Jul. Kühn: Ueber Pflanzen-Epidemien. Mit Holzschnitten.
Prof. Dr. Hübler: Die ökumenischen Concile.
Prof. Dr. Virchow: Menschen- und Affenschädel.
Dr. Lammers: Die Geschichte des Freihandels.
Prof. Dr. Ferd. Römer: Die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde.
Dr. Erdmannsdörffer: Cromwell und die englische Revolution.
Director O. Settegast: Aufgaben und Leistungen der modernen Thierzucht.
Prof. Dr. Fr. von Holtzendorff: Englands Presse.

Die soeben erschienenen letzten Hefte der dritten Serie sind:

64. H. Brugsch: Bildung und Entwicklung der Schrift. Mit 1 lith. Tafel. 7½ Sgr.
65. H. Jordan: Die Kaiserpaläste in Rom. 6 Sgr.
66. F. Hoppe-Seyler: Ueber Spectral-Analyse. Mit 1 Tafel in Farbendruck. 12 Sgr.
67. R. D. Meibauer: Die Sternwarte zu Greenwich. 6 Sgr.
68. H. R. Goeppert: Die Riesen des Pflanzenreiches. 6 Sgr.
69. u. 70. Wilh. Koner: Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. 12 Sgr.
71. F. J. Kühns: Ueber den Ursprung und das Wesen des Feudalismus. 7½ Sgr.
72. Rud. Virchow: Ueber Hospitäler u. Lazarethe. 6 Sgr.

Subscriptionspreis für die IV. Serie (**Heft 73—96** umfassend) **4 Thlr.**

Jede Buchhandlung nimmt Abonnements an und hält Vorrath.

Im Verlage von Eduard Hapnel in Leipzig erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte
der
Komischen Literatur
in Deutschland.
Von **F. W. Ebeling.**
1869. Gr 8. 3 Bände. 10 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die kanonischen Evangelien
als geheime kanonische Gesetzgebung in Form von Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu dargestellt von
Dr. **Gustav Moritz Redslob,**
Prof. d. bibl. Philologie am akademischen Gymnasium in Hamburg.
8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die innern Kämpfe der Nordamerikanischen Union
bis zur Präsidentenwahl von 1868.
Von **Heinrich Blankenburg.**

Mit einer Uebersichtskarte des Staatengebiets, Plänen des Kriegsschauplatzes, und der bis auf die neueste Zeit vervollständigten Verfassungsurkunde der Union.

8. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser, durch sein Werk „Der deutsche Krieg von 1866" als vorzüglicher politischer und militärischer Geschichtschreiber bekannt geworden, liefert in dem vorliegenden Werke, unter Zugrundelegung der in der Zeitschrift „Unsere Zeit" veröffentlichten Artikel über den Secessionskrieg, eine Darstellung der großen politischen Wandlungen, deren Schauplatz die Vereinigten Staaten von Amerika seit Beginn dieses Jahrzehnts bis zur unmittelbarsten Gegenwart gewesen sind. Klarheit in Vorführung des historischen Zusammenhangs, fachmännische Kenntniß in Schilderung der militärischen Operationen und Vorurtheilslosigkeit in Beurtheilung der politischen Ereignisse finden sich hier zu einem Werke vereinigt, aus dem jeder Leser in vollem Maße Verständniß und Befriedigung schöpfen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1869.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Schriften zur Politik und Zeitgeschichte. (Beschluß.) — Zur Charakteristik Jean Paul's. Von Emil Feuerlein. — Ossian in neuer Uebersetzung. Von David Asher. — Jacobus Balde. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Heine's Immatriculationsprüfung; Noch einmal Goethe und Sterne.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur Politik und Zeitgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 13.)

5. Preußens Beruf im Osten. Von Edwart Kattner. Berlin, Heidemann und Comp. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir waren stets der Ansicht, daß die Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich, welche zu nähren man namentlich an der Seine so eifrig beflissen ist, zu den fables convenues gehört, die unser Jahrhundert von seiner Wiege an begleiten, daß im Gegentheil diese beiden Nationen durch ihre Verbrüderung die höchsten Ziele moderner Cultur zu erreichen im Stande sind. Dagegen glaubten wir stets, daß Deutschland nach Osten hin noch große Aufgaben zu erfüllen habe und sowol einen Wall gegen das überflutende Slawenthum, namentlich gegen die russische Uebermacht, deren endlichen Sieg die berliner Philosophen schon in ein System brachten, bilden, als überhaupt Vermittler und Träger höherer und freierer Geistescultur in den nur schwach vom Dämmerschein geistigen Lichts beleuchteten Einöden des europäischen Ostens werden müsse.

Der Verfasser der obigen Schrift theilt unsere Ansichten. So sehr sich dieselbe vielfach auf dem Boden der Conjecturalpolitik bewegt, so enthält sie doch auch eine Fülle sehr beachtenswerthen Materials, historischer und statistischer Mittheilungen, und die Richtung, nach welcher hin sie ihre Conjecturen ausgesponnen hat, erscheint wenigstens als die wünschenswerthe für eine Fortentwickelung preußischer Machtpolitik und germanischer Culturmission.

Kattner ist der Ansicht, daß die preußisch-russische Allianz wesentlich gelockert ist und an ihre Stelle in Petersburg mehr die Sympathien für eine französisch-russische Allianz getreten sind. Die letztere Conjunctur hält er für eine glückliche, da sie die ganze Energie des preußisch-deutschen Geistes wach rufen und ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich, eine Einigung Centraleuropas zur Folge haben müsse. Schweden, Italien und die Türkei würden diesem Bündniß beitreten. Das siegreiche Preußen aber müsse den Russen in erster Linie Congreßpolen, in zweiter die Ostseeprovinzen aberobern. Den Beruf Preußens zur Annexion dieser beiden Länder im Fall eines Kriegs mit Rußland sucht Kattner nun in seiner Schrift zu rechtfertigen.

Eine Annexion der Ostseeprovinzen wird, einmal den Sieg über Rußland angenommen, durchaus einleuchtend erscheinen; die jüngsten Russificirungsversuche haben die Theilnahme der Deutschen wieder den stammesverwandten Brüdern diesseit und jenseit der Düna zugewendet und als frommer Wunsch dürfte die Zurückgewinnung jener durch das deutsche Schwert einst eroberten Länder auf allgemeine Sympathien rechnen. Befremdlich aber muß es erscheinen, daß Kattner die Eroberung von Congreßpolen in erster Linie befürwortet; er meint, daß unter den Bedingungen eines preußisch-russischen Bündnisses auch diejenige war, daß Preußen das Königreich Polen bis an die Weichsel mit Warschau und das frühere Gubernium Plotzk jenseit des Stroms erhalten solle. Kattner verkennt den großen Werth nicht, den die polnischen Provinzen diesseit der Weichsel an und für sich für Preußen haben:

> Sie sind für dasselbe weitaus der werthvollste Theil des Landes: hier hat der preußische Scepter größtentheils schon geherrscht und lebt noch in guter Erinnerung; hier wohnt fast der ganze deutsche Bestandtheil der Bevölkerung des Königreichs, gegen 300000 Seelen, dichter beisammen, während in den ausgeschlossenen frühern Gubernien Lublin und Augustowo nicht viel über 30000 Deutsche zu finden sind. Durch beide Umstände ist einer erneuten preußischen Herrschaft die Bahn geebnet. Die

Gesammtbevölkerung, etwa 3½ Millionen Seelen, ist hier ebenfalls die dichteste; sie ist ferner die gewerbfleißigste, wohlhabendste und also die steuerkräftigste des Königreichs. Die Güte des Bodens ist zwar nur im Gubernium Radom hervorstechend, während im größten übrigen Theile des Gebiets der lose Sand vorherrscht; doch liegen darin die größten werthvollen Wälder und fast der ganze Schatz von Mineralien, besonders von Steinkohlen- und Eisenerzlagern. Die tief ausgebuchtete Ostgrenze Preußens würde sehr günstig ausgerundet werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kräfte und die Macht Preußens durch die Wiederbesitznahme dieser Provinzen an und für sich eine sehr bedeutende Steigerung erfahren würden.

Doch meint er, daß dieser Gewinn als Frucht einer preußisch-russischen Allianz unter den voraussichtlich gestellten Bedingungen durch die Einbuße überwogen werde. Anders, wenn ganz Congreßpolen als die Frucht eines Kriegs gegen Rußland dem preußischen Staat zufiele. Durch eine genaue statistische Untersuchung sucht Kattner den Werth Congreßpolens für Preußen zu bestimmen, sowie er schon vorher durch ähnliche Angaben die russischen Ostseeprovinzen charakterisirt und in ihrer wirthschaftlichen und politischen Bedeutung gewürdigt hatte. Das Recht Preußens auf dieselben wird von Kattner in folgender Weise begründet:

Diejenigen Provinzen Rußlands, auf deren Erwerbung Preußen sein Augenmerk richten muß und auf welche es ein Anrecht hat, sind vorzugsweise das vom Wiener Congreß als besonderes Königreich mit Rußland verbundene Polen und die deutschen Ostseeprovinzen. Beide Gebiete haben schon früher unter deutscher, namentlich preußischer Herrschaft gestanden, in beiden ist das deutsche Element noch jetzt herrschend oder doch stark und einflußreich, in beiden würden die Preußen als Befreier empfangen werden. Die deutsche Herrschaft ist in den beiden Gebieten zu verschiedener Zeit und unter verschiedenen Umständen ausgeübt worden. Estland, Livland und Kurland haben am Ende des Mittelalters unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, dessen Hauptsitz in Preußen war, und dann nacheinander unter polnischer, schwedischer und russischer Oberhoheit gestanden, aber ihren deutschen Charakter, wenn auch unter schweren Anfechtungen, bewahrt. Sie sind mit Rußland nur durch Personalunion verbunden; aber ihre Selbständigkeit wird nicht geachtet, sondern langsam untergraben. Der neueste Schritt vorwärts ist die Erklärung des Russischen zur Geschäftssprache in den Provinzen. Ein etwas entfernteres Anrecht hat das deutsche Volk auf Polnisch-Livland und auf Samogitien, welche beiden Gebiete zur Verbindung und Abrundung der Ostseeprovinzen gleichfalls von Preußen erworben werden müßten. Polnisch-Livland, bestehend aus den Kreisen Rositten (Reschitza), Lutzen (Liuzin), Dünaburg und Drissa im Gubernium Witepsk, muß zu den Ostseeprovinzen nicht allein deswegen gerechnet werden, weil es ebenfalls zu dem alten Ordenslande gehört hat und erst 1629 davon getrennt wurde, indem Gustav Adolf nicht auch von hier die Polen zu verjagen vermochte, sondern auch weil es die gleiche Hauptbevölkerung, nämlich von Letten, besitzt, wie das angrenzende Kurland und Livland, während das übrige Gubernium Witepsk von Russen bewohnt ist; ferner weil ein großer Theil des Grundbesitzes sich dort in deutschen Händen befindet, und auch in den Städten, besonders Dünaburg, viel deutsch gesprochen wird, vorzüglich aber, weil es mit einer scharfen Ecke einen langen schmalen Streifen Kurlands von Livland trennt, und darin die Festung Dünaburg liegt, welche nicht in Rußlands Händen bleiben dürfte. Samogitien oder Schamaiten, d. h. Niederlitauen, fällt ungefähr mit dem Gubernium Kauen oder Kowno zusammen. Der Deutsche Orden besaß es größtentheils von 1379 bis 1411, d. i. bis zum ersten Thorner Frieden, welcher nach der furchtbaren Niederlage von Tannenberg geschlossen wurde. Damals verlor der Orden außer Samogitien noch das Land Dobrin, südlich von der Drewenz. Zur Verbindung Ostpreußens mit Kurland ist das Gubernium Kauen unentbehrlich.

Das Resultat seiner historisch-statistischen Untersuchungen ist nun das folgende:

Wir haben gefunden, daß das Congreßkönigreich Polen für Rußland nur in finanzieller Beziehung einen erheblichen Werth hat, daß derselbe aber durch die Opfer, welche die periodischen Aufstände der Polen dem Reiche kosten, wieder aufgewogen wird, daß es ihm deshalb mehr eine Last ist und daß sein Besitz von ihm mehr wie ein Punkt der Staatsehre, denn als ein Gegenstand von wirklichem Werth vertheidigt werden würde, daß es dagegen für Preußen entschieden ein solcher ist. Ferner habe ich zu zeigen gesucht, daß der Besitz der deutschen Ostseeprovinzen für Preußen in strategischer Beziehung eher ein Nachtheil als ein Vortheil, dagegen in finanzieller Beziehung von erheblicher, in politischer von sehr bedeutender Wichtigkeit wäre und daß dieselben für Rußland strategisch und politisch von unermeßlichem, finanziell von sehr bedeutendem Werthe sind. Es würde dieselben deshalb mit Aufbietung seiner letzten Kräfte vertheidigen. Daraus scheint mir für Preußen zu folgen, daß es sich zunächst die leichtere Aufgabe, die Besitzergreifung Polens, stellen müsse, die schwierigere, die Erwerbung der Ostseeprovinzen, aber nicht aus dem Auge verlieren dürfe.

Preußen soll ein national-polnisches Königreich herstellen, und dasselbe durch Personalunion mit sich verbinden. Kattner will der polnischen Nationalität und Sprache dabei die größte Freiheit der Entwickelung lassen; die polnische Sprache solle die erste Landessprache, polnische Wissenschaft und Schriftthum gefördert werden, gute Schulen, Förderung des Bürgerthums, politische Freiheit, landwirthschaftliche Cultur durch Trockenlegung der Sümpfe, Anlegung von Kanälen, Ansiedelungen durch deutsche Auswanderer u. s. w. sollen die Großthaten der preußischen Regierung in Congreßpolen sein. Wir nehmen von diesen liberalen Zugeständnissen Kattner's um so mehr Act, als derselbe früher nicht zu den Polenfreunden, sondern zu den eifrigsten Gegnern der Polen gehörte. Auch ist er weit davon entfernt, Posen und Westpreußen etwa diesem preußischen Königreich Polen zuertheilen zu wollen; diese Provinzen bleiben bei Preußen und müssen gänzlich germanisirt werden. Auch was Preußen den Ostseeprovinzen zu bieten hat, die künftige Regierungsschablone in diesen Ländern, wird von Kattner auf das genaueste vorgezeichnet. Diese Politik der Zukunft mag auf solider Grundlage ruhen und als hypothetische Realpolitik allen Thatsachen Rechnung tragen; ihre Verwirklichung liegt doch in weiter Ferne und das Arsenal der geschichtlichen Möglichkeiten enthält doch eine Fülle gänzlich verschiedener Combinationen, welche keine geringere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Die Stimmung der Polen, welche den Preußen noch feindlicher ist als den Russen, wird von dem Verfasser selbst erwähnt, aber doch nicht nach Gebühr hervorgehoben, inwieweit sie seiner „Karte der Zukunft" entgegen ist.

Das Verdienst der Schrift besteht darin, nicht nur die Lage unserer östlichen Nachbarländer nach zuverlässigen Quellenangaben aufzuhellen, sondern auch den Blick der Staatsmänner und der Nation auf Aufgaben hinzuwenden, welche des neuerstarkten europäischen Mittelreichs würdig sind. Der Nothruf unserer deutschen Brüder am Ostseestrande dürfte nicht gänzlich ungehört verklingen, solange in Berlin eine Politik am Ruder ist, welche die Rechte der Deutschen in allen Ländern und Zonen zu schützen durch ihre achtunggebietende Stellung die Kraft besitzt. Die Colonisation des Ostens ist aber seit den

Zeiten der Askanier Preußens Beruf und die Grundlage seiner Macht geworden.

6. Das Welfenthum und seine Vorkämpfer. Fünfte Auflage. Potsdam, Döring. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser dieser Broschüre ist ein warmer Anwalt der preußischen Sache; die Broschüre richtet sich vor allem gegen „die unsaubern Polterer von Hietzing, die ihre Botschaften, ihre Broschüren, ihre Falschwerbereien ausgehen lassen in das treue, ehrenfeste, hannoversche Volk"; sie kritisirt den Welfenstaat nach seiner ganzen geschichtlichen Vergangenheit. Nach seinen geographischen Verhältnissen sei Hannover vor der Annexion ein unfertiger Staat gewesen:

In dieser seiner Unfertigkeit war Hannover gefährlich und schädlich den Interessen der gesammten Nation. Wie unzuverlässig wäre, selbst in einem nationalen, populären Kriege, die stets ungerüstete und rückständige und doch ohne Zweifel selbständig zu sein begehrende „Armee" dieses „Reichs" gewesen? Und eine wie wichtige Position hatte sie zu vertheidigen, an den Flußmündungen, an der Nordseeküste! Ueberall aber fanden sich die kleinstaatlichen Lücken, durch die ein behender Feind einbrechen konnte. Für den friedlichen Verkehr dagegen, welche Schwierigkeiten für neue Bahnlinien, wenn sie die unvermeidliche Welfenresidenz nicht berühren wollten! Welche Schwierigkeiten für die Flußschiffahrt, für die Fahrwasserregulirung, besonders an der Elbe! Und schließlich ein wie langes Sträuben gegen den Zollverein, den man noch 1865 wieder durch das Kokettiren mit Oesterreich in seiner Existenz zu erschüttern versuchte, und den man dem Volke, das freilich bis zum Eintritt in denselben fast fabrik- und industrielos war, so lange als entbehrlich dargestellt hatte! Und das alles zu Gunsten einer erträumten, dynastisch-territorialen Einheit und Selbständigkeit, die bei unbefangener Betrachtung der Dinge doch nirgends vorhanden war!

Die historischen Beziehungen, die zwischen Preußen und Hannover in frühern Zeiten bestanden, werden hierauf eingehend untersucht; sie werfen manche interessante Reflexe auf die Gegenwart. Der erste glänzende Vertreter der Welfenmacht war Heinrich der Löwe; schon damals bestand Feindschaft und Nebenbuhlerschaft zwischen ihr und dem vom alten Herzogthum Sachsen abgezweigten, zur Selbständigkeit und Macht sich erhebenden jungen brandenburgischen Staate:

Albrecht der Bär, der Askanier, auf dessen Haus durch seine Mutter Eilike die eine Hälfte der Billingischen Erbgüter gekommen, während die andere durch Eilike's Schwester Wulfhild an die Welfen übergegangen war, bezeichnet gleichsam den zweiten Strom altsächsischer Staatsentwickelung, der nach Osten hin sich wendet, um hier immer breiter und mächtiger anzuwachsen. Zwar Albrecht, obgleich ein tüchtiger Mann, ist an Größe schwerlich mit Heinrich dem Löwen zu vergleichen: von der Uebermacht desselben gedrückt, steht er naturgemäß auf der hohenstaufischen Seite, ähnlich wie neuerdings Hannover aus Furcht vor Preußen bei den Habsburgern; aber er ist, abgesehen von seiner Parteistellung, ein Realpolitiker wie der Welf, ein Colonisator, ein Städte- und Ländergründer. Wägen wir beide Persönlichkeiten gegeneinander, so fällt der Ausschlag zu Gunsten des Welfen; wägen wir ihre beiden Häuser nach ihnen, so neigt er sich noch viel mehr zu Gunsten der Askanier, der Nachkommen Albrecht's des Bären.

Die Geschichte der Welfen wird von da an rein dynastisch und territorial, unerquicklich durch rein genealogische Verzweigungen, Theilungsvergleiche und Theilungsfehden; kein Fürst welfischen Namens spielt mehr eine hervorragende Rolle. Die Askanier aber sind Culturträger durch Schwert und Colonisation in die Kiefernwälder der Mark, über die Oder, Warthe und Netze hinauf, in die Lausitzen hinein; und als Brandenburg durch die darauffolgenden Wittelsbacher und Lützelburger in ein Chaos gestürzt wird, nimmt der Deutsche Orden in Preußen das Werk der Askanier auf; und als er erliegt, kommen die Hohenzollern nach Brandenburg, um das verlorene Land für Deutschland zu bewahren und so auch später Preußen vor völliger Bewältigung durch Polen zu retten. Hier wendet sich unser Autor gegen einen welfisch-ultramontanen Pamphletisten, der die Reformation Herzog Albrecht's und seine Säcularisation als Kirchenraub beschimpft:

Das eben charakterisirt die Hohenzollerngeschichte, daß sie verrottete Ordnungen kraft des heiligen Geistes der fortschreitenden Weltgeschichte zu brechen weiß, wenn ihre Zeit gekommen. Wäre hier mit dem Ordensstaat nicht aufgeräumt, wie in unsern Tagen mit dem Welfenthum: nimmer wäre hier 1813 der erste Aufruf der Begeisterung zur Befreiung Deutschlands erklungen, das Vaterland Herder's und Kant's wäre längst in Polackenthum verkommen gewesen!

Wir theilen diese durchaus geschichtsphilosophische Anschauung. Auch weiterhin findet sich in der Darlegung der historischen Entwickelung manche feine Bemerkung. Von dem norddeutschen protestantischen Staat, den der Große Kurfürst begründet, heißt es, daß er, durch die Provinz Preußen an die äußerste Nordostecke, durch Kleve an die äußerste Westseite Deutschlands gleichsam auf die Vorwacht gestellt, durch Brandenburg, Magdeburg, Halberstadt, Minden dagegen im Herzen Deutschlands wurzelnd, schon mit seinen ersten bedeutsamen Umrissen den künftigen Norddeutschen Bund in seiner Ausdehnung von Westen nach Osten umschrieben habe. Auch habe derselbe, als der Hort religiöser Freiheit, von Anbeginn an einen allgemeinern Stempel als ein Particularstaat getragen. Ganz anders verhielt es sich mit dem Welfenstaat, den um die gleiche Zeit Georg von Lüneburg begründete, ein Fürst, dem nur dynastische Ziele vorschwebten und dem es gelang, dem hannoverschen Erbstaat eine feste Geschlossenheit zu geben. Gleichzeitig als das brandenburgische Land den preußischen Königsnamen erhielt, erhob Georg's Sohn, Ernst August, sein Land zur Kurwürde. So blieb der Doppelgänger hinter Preußen immer um einen Schritt zurück.

An Eifersüchteleien zwischen den beiden Staaten fehlte es nicht, trotz der Verwandtschaft, in welche Preußen und Hannover durch Vermählung der geistreichen Sophie Charlotte mit dem König Friedrich I. geriethen. Die Intriguen ließen nach, als Hannover zum Nebenland der englischen Könige wurde. Damals im Siebenjährigen Kriege, wo indeß die englische Politik sich mancher Perfidie schuldig machte, wie später bei Belle-Alliance, kämpften die Hannoveraner an der Seite der Preußen. In die Zwischenzeit fallen die Besitznahme Hannovers durch Preußen 1801 und die Annexion von 1806, deren vorübergehende Dauer zu den Haupttrostgründen der welfischen Dynastie und ihrer Anhänger gehört. Die jüngste Geschichte Hannovers wird uns zugleich mit einem wenig geschmeichelten Charaktergemälde des letzten Königs in einem sich selbst erläuternden Zusammenhange dargestellt. Daß Hannover an dem Egoismus seiner Dynastie zu Grunde gegangen ist, welcher in entscheidender Stunde zu einer verkehrten Wahl schritt, ist wol zweifellos. Der Autor

meist der Dynastie ihre innern Sünden nach, den Verfassungsbruch Ernst August's von 1837, den Verfassungsbruch König Georg's von 1855:

Kommen nicht die widerrechtliche Ausscheidung des Dominialbesitzes vom Vermögen des Landes und alle jene frivolen Künste der Herren Borries und Wermuth auf ähnliche Rechnung? Und hatte nicht Preußen eine ganz aparte Abrechnung noch zu halten wegen des Bruchs des Dreikönigsbündnisses? Wo bleibt da die hochgepriesene politische Integrität? Das letzte Gesetz heißt dort der Egoismus der Dynastie, in dessen Namen noch heute die armen Thoren bewaffnet und physisch sowol als moralisch zu Grunde gerichtet werden, die, den Aufreizungen von Hietzing folgend, die hannoversche Legion in der Ferne gebildet haben; der Egoismus der Dynastie heißt der Götze, dem dieser Staat gedient, welcher in Wahrheit kein Staat war; der Egoismus der Dynastie der böse Genius, der einer großen nationalen Entwickelung Deutschlands entgegengearbeitet, so lange er bestanden, ganze Jahrhunderte hindurch; der Egoismus der Dynastie aber auch das selbstmörderische Princip, an dem der Welfenstaat untergegangen ist, sein wohlverdientes Geschick erfüllend.

Am Schluß wendet sich der Verfasser gegen die hietzinger Intriguen, welche die „Herstellung des angestammten Welfenthrons um jeden Preis" zu bewirken suchen. Diese Wiederherstellung bedeute indeß nicht nur die Auflösung des Norddeutschen Bundes, sondern auch die Auflösung Preußens; sie sei verwerflich in ihren Endzielen, aber noch ungleich mehr in ihren Mitteln. Die „Situation" in Paris, die ein glänzendes Quartier in der Rue Montmartre bewohnte, mit Kunstbronzen auf den Kaminsimsen, Teppichen u. s. w., ein Quartier, in welchem jeder Redacteur seinen Salon und sein Arbeitscabinet hatte, wo das Wort Situation in großen Buchstaben auf allen Thüren geschrieben, auf allen Möbeln eingeschnitzt, sogar mit weißen Buchstaben auf die Kohlensäcke gemalt war, ist bekanntlich mit ihrem ganzen Redactionsluxus eines schönen Tags kläglich zu Grabe gegangen, sowie die welfische Legion in Auflösung begriffen ist. Doch noch harren die Parteigänger von Hietzing auf eine, nicht löschpapierene, sondern thatsächliche „Situation", welche durch die Brandfackel eines europäischen Kriegs ihnen wieder den Weg bahne zu dem legitimen Throne; sie harren auf eine zweite Schlacht von Jena, welche den preußischen Staat daniederwirft und seinem Adler das Welfenland zum zweiten mal aus den Krallen reißt. Doch der Untergang Preußens ist der Untergang Deutschlands; wir hoffen, daß die Weltgeschichte die Wechsel auf Sicht, die in Hietzing ausgestellt werden, nicht acceptiren wird.

7. Das Buch vom Grafen Bismarck. Von George Hesekiel. In drei Abtheilungen. Erste Abtheilung mit circa 40 Illustrationen von W. Diez, C. von Grimm und L. Pietsch. Dritte unveränderte Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1869. Lex.-8. 1 Thlr.
8. Herr von Bismarck von Ludwig Bamberger. Aus dem Französischen übertragen von K. A. Von dem Verfasser durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt. Als Einleitung: Deutschland, Frankreich und die Revolution. Breslau, Günther. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine Biographie des Grafen Bismarck wird heute jedermann willkommen sein, namentlich wenn sie nicht in jener vornehmen Manier abgefaßt ist, welche nur die sogenannten Höhepunkte staatsmännischen Lebens ins Auge faßt und nur flüchtig die Alltäglichkeit und ihre kleinen Begebnisse streift. Uns aber wird ein großer Staatsmann gerade dadurch nahe gerückt, wenn wir ihn auch auf all den Wegen und Fahrten seines Lebens begleiten, die nicht direct auf seine weltgeschichtlichen Ziele losgehen. Wir wollen ihn aufwachsen sehen, mit ihm lustig, gelegentlich auch thöricht sein, uns an seiner lange Zeit andauernden und dem Schein nach hoffnungslosen Unbedeutendheit erfreuen, uns mit ihm überraschen lassen von der plötzlichen Entfaltung seines Talents, bis es eine welthistorische Stellung und Bedeutung gewinnt.

Auf diesem Weg ist ein Schriftsteller wie George Hesekiel ein willkommener Führer; als Novellist von Fach weiß er angenehm zu erzählen und hat Sinn für die Anekdote, deren Miniaturlaterne oft einen Charakter besser beleuchtet als alles Magnesialicht der vornehmen Geschichtschreibung, und wenn er auch bisweilen seine genealogischen und heraldischen Steckenpferde reitet oder gar seine tendenziösen Sprünge macht, da sieht man ihm eine Zeit lang mit Kopfschütteln zu, um nachher wieder mit vollem Behagen seiner „Geschichtsklitterung" zu folgen.

„Das Buch vom Grafen Bismarck" soll aus drei Abtheilungen bestehen, von denen die erste vorliegt. Die zweite Abtheilung soll die Lehr- und Wanderjahre: Thätigkeit im Vereinigten Landtage und Laufbahn als Gesandter in Frankfurt, Petersburg und Paris *), die dritte Abtheilung das Leben Bismarck's als Ministerpräsident und Bundeskanzler enthalten. Wir lesen zunächst die Idylle der Kindheit, die Sturm- und Drangperiode der akademischen Jahre und der nächsten Folgezeit, bis der Held in den Hafen der Ehe einläuft und sich im Vereinigten Landtag die ersten parlamentarischen Sporen verdient. Doch der Novellist führt uns nicht sogleich an die Wiege des Helden. Erst erscheint er als märkischer Tourist und macht mit uns eine Fahrt nach Schönhausen, dessen Kirche, Park und Schloß mit Schlaf- und Bibliothekzimmer wir auf das genaueste in Augenschein nehmen. Zahlreiche Bilder erläutern den Text; es fehlt auch unter ihnen nicht der Hercules von Sandstein, welcher dem Beschauer die unsagbare Seite zuwendet, und auf den der junge Otto Bismarck einst sein Jagdgewehr abschoß. Dann verwandelt sich der Tourist in den Geschichtsforscher. Altmärkische Geschichten — das ist ja für Hesekiel eine Lust! Daten aus Schloß- und Kirchenarchiven, Früchte der Stammbäume zusammenzutragen, das ist eine Lieblingsbeschäftigung unsers Autors. Deshalb ist das Kapitel: „Die alten Bismarcke", mit großem Fleiß ausgearbeitet und dem „Wappen" noch eine besondere, mit den saubersten Illustrationen geschmückte Abtheilung zugewiesen. Wir wollen aus diesen Abschnitten nur zwei Punkte zur Beachtung herauswählen. Hesekiel geräth mit dem Historiker Riedel in eine erbitterte Polemik, weil dieser es zwar für denkbar erklärt, daß das rittermäßige Geschlecht Bismarck, welches zu Anfang des 14. Jahrhunderts in der Priegnitz und im Lande Ruppin auftritt, von dem Geschlecht der Burgmannen zu Bismarck herstamme, dann aber behauptet:

Dagegen kann von den in den Städten der Mark und besonders in Stendal mit dem Namen von Bismarck auftretenden Bürgerfamilien, aus denen der Zweig entsproß, dessen Lebenskraft nicht nur die von Bismarck den höchsten Adelsgeschlechtern der Mark anreihte, sondern auch alle übrigen Familienzweige in ihrem Dasein überragt hat, nach Grundsätzen vorurtheils-

*) Soeben ist diese zweite Abtheilung erschienen, welche viele Originalbriefe Bismarck's enthält und dadurch von besonderm Interesse ist. D. Red.

freier Geschichtsforschung nur angenommen werden, daß sie von Haus aus nichts Vornehmeres waren als durch persönliche Tüchtigkeit ausgezeichnete Nachkommen schlichter Bürger des unter dem Krummstabe glücklich erblühten Städtchens Bismarck.

Hesekiel findet es „beinahe pueril", wenn man durch so seltsame Auseinandersetzungen den Bismarck'schen Geschlechtsgenossen den Charakter märkischer Junker entzogen und den Ministerpräsidenten für den Bürgerstand erobert zu haben glaubte:

Wenn nämlich seit dem 13. Jahrhundert Bismarcke zu Stendal als Bürger auftreten, so beweist das gar nichts gegen deren rittermäßige Abkunft, sondern läßt sich beinahe als ein Beweis dafür gebrauchen. Von einer ganzen Reihe von rittermäßigen Geschlechtern ist es nämlich völlig unbestritten, daß sie theilweise oder insgesammt in Städte gezogen sind und dort theil an der Stadtregierung genommen haben, die fast überall zu Anfang mehr oder minder patricisch war. So ist es auch zu Stendal mit den Bismarcken gewesen und nicht mit ihnen allein, sondern auch mit den Schadewachten und den andern altmärkischen Ritterstandsgeschlechtern, von denen Mitglieder im Regiment, namentlich der ganz aristokratisch aufgebauten Stadtgemeinde von Stendal, gesessen. Die Bismarcke gehörten dort zu der vornehmsten, vielfach bevorrechteten und herrschenden Gilde der Gewandschneider (Tuchhändler, Großhändler), weil eben jeder Bewohner einer Stadt zu einer Gilde gehören mußte. Daraus aber auf die bürgerliche Herkunft der Bismarcke zu schließen, wäre fast ebenso falsch, als wenn man dem Eisernen Herzog, dem Sieger von Waterloo, seinen Geburtsadel abstreiten wollte, weil ihn die Schneidergilde zu London, dem Ruhme huldigend, als Mitglied aufgenommen.

Uns erscheint die ganze Frage sehr unwichtig. Jedenfalls macht der Ministerpräsident auch denjenigen Ahnherren, welche zur stendaler Gewandschneidergilde gehörten, alle Ehre; denn daß er das Zuschneiden versteht, wenn es auch nicht Gewändern, sondern Ländern gilt, hat er in neuester Zeit bewiesen.

Der zweite Punkt betrifft die sogenannte „Permutation". Im Jahre 1562 traten die Bismarcke dem Kurprinzen Markgraf Hans Georg das Gut Burgstall mit den schönen dazugehörigen Waldungen ab; die Vertreter des jüngern Stamms erhielten dafür Schönhausen und Fischbeck. Diesem Vertrag von Letzlingen verdankt die Linie Bismarck-Schönhausen ihre Existenz. Doch ist nicht Schönhausen, sondern Kniephof in Pommern die Heimat der Kinderspiele des Ministers. Seine Aeltern hatten drei Rittergüter im pommerschen Kreise Naugard von einem Vetter geerbt und nahmen 1816, ein Jahr nach der Geburt des Knaben (1. April 1815), dort ihren Wohnsitz. Bismarck's Mutter war eine Bürgerliche, Luise Wilhelmine Menken, eine nachgelassene Tochter des bekannten Geheimen Cabinetsraths Anastasius Ludwig Menken, aus der rühmlich bekannten leipziger Gelehrtenfamilie dieses Namens. Für Kniephof, welches er 1838 allein übernahm, hat Bismarck bis 1868 als Vertreter des alten und befestigten Grundbesitz des Herzogthums Stettin im Herrenhause gesessen.

Mit sechs Jahren kam der Knabe in eine Pensionsanstalt in Berlin und besuchte 1827 das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, später (1830) das Gymnasium zum Grauen Kloster; dann kam er zu Director Bonnel in das Friedrichs-Werder'sche Gymnasium, das er 1832 nach abgelegtem Abiturienten-Examen verließ. Hesekiel theilt aus Bismarck's Kindheit und Jugendzeit manche pikante Anekdote mit und gibt von denselben dann die folgende allgemeine Charakteristik:

Bismarck war als Knabe und Jüngling für gewöhnlich nicht gerade sehr lebhaft, er hatte vielmehr etwas Ruhiges und Beobachtendes in seinem Wesen, was sich besonders auch in den „blanken" Augen, wie sie sehr passend einst von einer Dame bezeichnet wurden, aussprach; dazu gesellten sich bald Entschlossenheit und Ausdauer in ungewöhnlichem Maße. Er war gefällig und zuvorkommend im Umgang und galt schon frühe für einen sogenannten guten Gesellschafter, ohne daß er sich, wie das den guten Gesellschaftern sonst leicht passirt, dabei irgendetwas vergeben hätte. Er litt nie ohne strenge Rüge, daß ihm ohne Rücksicht auf Takt und Höflichkeit begegnet wurde. Seine geistigen Fähigkeiten stellten sich schon frühe als sehr bedeutend heraus; Gedächtniß und Fassungsgabe halfen ihm namentlich bei Erlernung der neuern Sprachen. Liebe zur „stummen Creatur" zeigte er schon als Kind, er wendete immer etwas auf schöne Pferde und Hunde; seine herrliche dänische Dogge, die ihm so treu war, galt lange als eine bevorzugte „Persönlichkeit" in der ganzen Umgegend von Kniephof. Reiten und Jagen waren stets seine liebste Erholung. Er ist auch immer ein unerschrockener und stattlicher Reiter gewesen, ohne gerade ein Schulreiter zu sein; dazu war er ein trefflicher Schwimmer, gewandter Fechter und Tänzer, aber eigentlichen Turnübungen abgeneigt. Die Turnerei der Plamann'schen Anstalt hatte ihm eine tiefe Abneigung dagegen eingeflößt. Als Knabe und Jüngling war er zwar schon ziemlich groß, aber schlank und mager, mächtiger und breiter entwickelte sich seine Gestalt erst später; sein Antlitz war bleich, aber er war dabei gesund und ein starker Esser von Jugend auf. Eine gewisse Trotzigkeit gab sich in fast immer liebenswürdiger Weise kund, frank und frei war sein ganzes Benehmen, doch schloß das eine gewisse Zurückhaltung gar nicht aus. So wissen wir auch nur wenige Freunde aus seiner Knaben- und Schulzeit zu nennen, eine Zeit, die doch sonst gerade an Freundschaften so fruchtbar für die meisten Menschen ist. Aber freilich die Freundschaften, die Bismarck schloß, blieben ihm für das ganze Leben.

Als Student war Bismarck in Göttingen ein flotter Bursche und sprang bei den Hannoveranern ein. Während dreier Semester hatte er glücklich 20 Duelle durchgefochten und ward nur in einem einzigen durch eine abspringende Klinge in der Backe verwundet. Collegien besuchte er weder in Göttingen, noch später in Berlin, wo er 1835 als Auscultator verwendet wurde.

Aus den Zeiten dieser Beamtenthätigkeit erzählt Hesekiel folgende Anekdote:

Der Auscultator vernimmt eines Tags einen echten Berliner zu Protokoll, der durch seine Unverschämtheit endlich die Fassung des Protokollführers so erschüttert, daß dieser aufspringt und ihm zuruft: „Herr, menagiren Sie sich oder ich werfe Sie hinaus!" Der anwesende Stadtgerichtsrath klopft dem erhitzten Auscultator freundschaftlich auf die Schulter und sagt beruhigend: „Herr Auscultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!" Die Vernehmung wird fortgesetzt, es dauert aber gar nicht lange, so springt Bismarck wieder auf und donnert: „Herr, menagiren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen!" Man möge sich das Gesicht des Herrn Stadtgerichtsraths denken!

Interessant ist seine erste Begegnung mit dem Prinzen Wilhelm, die schon in jene Zeit fällt. Damals dachte der Prinz nicht daran, daß er einst König, und der junge Auscultator noch weniger daran, daß er dieses Königs erster Rath werden würde!

Sein Freiwilligenjahr diente Bismarck bei den Gardejägern in Potsdam und Greifswald 1838 ab, nachdem er zwei Jahre vorher als Regierungsreferendar nach Aachen gekommen und dort in Beziehungen namentlich zu Engländern getreten war, die in seinem Leben große Wirrnisse hervorriefen und Nachwehen, die er noch jahrelang nachher nicht überwinden konnte. In Greifswald verfiel

er noch einmal einem wilden Studentenleben und übernahm dann die Verwaltung der pommerschen Güter, die der Vater den Söhnen auf ihr Erbtheil überließ. Hier in Kniephof, welches das Volk bald in Kneiphof umtaufte, führte er bisweilen ein wildes Leben und hieß nur „der tolle Bismarck". Hier scheint er etwas Byron'schen Weltschmerz, Sturm und Drang gleichzeitig durchgemacht zu haben; denn mit den Zechgelagen wechselten melancholische Spaziergänge und das Studium philosophischer und historischer Schriften, namentlich des Spinoza. Inzwischen trat er auch einmal wieder bei der Regierung in Potsdam ein, wo er indeß mit der Bureaukratie mißliebige Erfahrungen machte:

Ein Chef stellte sich einstmals, als habe er Bismarck's Anwesenheit vergessen, trat ans Fenster und trommelte gemüthlich auf der Scheibe; sofort begab sich Bismarck ebenfalls ans Fenster und trommelte lustig den Dessauer Marsch. Derselbe hohe Vorgesetzte war es auch wol, der Bismarck eines Tags eine Stunde antichambriren ließ und dann auf seine kurze Frage: „Was wünschen Sie?" die Antwort erhielt: „Ich war hierhergekommen, um mir einen Urlaub zu erbitten, jetzt aber bitte ich um meinen Abschied!"

Nach dem Tode des Vaters 1845 übernahm Bismarck außer Kniephof noch Schönhausen, wo er von jetzt ab seinen Wohnsitz nahm. Im Jahre 1847 vermählte er sich mit einem Fräulein von Putkammer (geb. 1824), aus welcher Ehe drei Kinder stammen.

Interessant sind die Briefe aus den Jahren 1845 und 1846, welche Hesekiel mittheilt. Es herrscht darin ein frischer, burschikoser, heinisirender Ton mit etwas märkisch-pommerscher junkerhafter Beimischung, die Genialität der wechselnden Stimmungen ist unverkennbar. Hier berichtet er von Norderney, daß er einen Seehund erschossen habe, ein so gutmüthiges Hundegesicht, mit großen, schönen Augen, daß es ihm ordentlich leidthat. Dort erzählt er von einer Ueberschwemmung, durch welche selbst die kleinsten Flüßchen gefährlich anschwollen, und erklärt, daß er stolz darauf sei, sagen zu können, daß in seinem Nebenfluß, der Hampel, ein Theerfahrer mit seinem Pferde ertrank!

Wir sind auf die Fortsetzung des Werks gespannt, dessen Bilder vortrefflich den Text erläutern. Man sieht hier auch Bismarck den Knaben mit großen hellen Augen, Bismarck den Mann in den vierziger Jahren mit einem Vollbart und dem sinnigen Gesicht des Parlamentsredners, und den jetzigen Bismarck mit dem gewaltigen Schnurrbart und der Glatze, den erobernden, weltbewegenden Staatsmann!

Eine Charakteristik dieses Staatsmanns gibt uns Ludwig Bamberger, der geistvolle Deputirte des Zollparlaments, in jenem Aufsatz, welcher aus der „Revue moderne", der am meisten vom deutschen Geist durchwehten Zeitschrift Frankreichs, übersetzt worden und mit einer Einleitung und einer Schlußabhandlung zu einem selbständigen Bändchen vereinigt, vor uns liegt. Wir constatiren zunächst mit Vergnügen die Thatsache, daß ein deutscher Autor der französischen Sprache in gleichem Maße mächtig ist, um einer der angesehensten französischen Revuen eine elegante Abhandlung einzusenden. Auch trägt diese Abhandlung in vieler Hinsicht die Signatur des französischen Geistes, und wir sind weit entfernt, dies als einen Fehler zu bezeichnen. Die französische Publicistik ist von älterer Herkunft als die deutsche und bewährt einen gewissen großen Stil in der Porträtirung der öffentlichen Charaktere. Wir erinnern nur an das Werk Cormenin's über die französischen Redner. Der Parteistandpunkt tritt dabei zurück; das Talent und die geistige Bedeutung werden anerkannt, welcher Partei sie auch angehören mögen. Diese Objectivität, die indeß weit entfernt ist von der theilnahmlosen Nüchternheit, mit welcher eine deutsche Schule der Geschichtschreibung die Silhouetten ihrer Helden zeichnet, ist selbst in der lyrischen Ueberschwenglichkeit unverkennbar, mit welcher Lamartine seine „Girondisten" feiert, welche aber den Männern des Bergs eine nicht minder schwunghafte Verherrlichung zutheil werden läßt.

Diesen „großen Stil" finden wir auch in der Bamberger'schen Skizze wieder, die kein biographisches, sondern ein politisches Charaktergemälde ist. Sie sucht aus der Persönlichkeit die Ereignisse, aus den Ereignissen die Persönlichkeit zu begreifen. Die deutsche Demokratie hatte nach 1848 große Lust, das politische Nivellement, das sie anstrebte, auch zu einem geistigen zu machen. Häufig vertrat sie die Anschauung, die Zeit der großen Männer sei vorüber; das Volk mache jetzt die Geschichte. Selbst in der Literatur und den Künsten sollte der Adel des Talents und des Genies erloschen sein. Die jüngste Zeit hat die Verkehrtheit und Unfruchtbarkeit solcher Anschauung glänzend bewiesen. Das politische Genie, das allerdings ohnmächtig ist ohne die entscheidende Stellung, während das künstlerische unabhängig von jeder Stellung seine unsterbliche Macht bewährt, hat die neueste Geschichte geschaffen; die Geschichte Frankreichs, Italiens und Deutschlands knüpft sich an die Namen Louis Napoleon, Cavour und Bismarck. Der staatsmännische Charakter des letztern bietet indeß das schwierigste Problem, indem sich das großartige Wirken desselben, gegen dessen revolutionäre Bedeutung die Jahre 1848 und 1849 verschwinden, schwer mit seiner frühern Parteistellung als fanatischer Vorkämpfer einer im Grunde engherzigen Partei und ebenso schwer mit seinem jahrelangen Auftreten gegenüber den preußischen Kammern vereinigen läßt. Hier liegt das Problem, dessen Lösung Bamberger einerseits durch Darstellung mancher Charaktereigenthümlichkeiten des Ministers, andererseits durch den Nachweis versucht, daß die politische Idee, welche zu den Ereignissen von 1866 führte, schon lange die herrschende war in dem Gedankenkreise des Ministers und seine ganze innere und äußere Politik bestimmte. Dieser Nachweis ist ein leichter, seitdem das Schreiben Bismarck's an den Minister von Schleinitz vom 12. Mai 1859 veröffentlicht worden ist: ein Schreiben, in welchem das Programm von 1866 mit unverkennbarer Klarheit vorgezeichnet ist. Schwieriger ist es, den so scharf angeschlagenen Leitton durch alle die Ausweichungen der Bismarck'schen Politik in den nächsten Jahren zu verfolgen und auch noch in der kühnsten herauszufinden, in der preußisch-österreichischen Allianz gegen Dänemark. Was hier profunde Absicht, was Improvisation und Zugeständniß an die augenblickliche Weltlage war — das zu ergründen wird auch scharfsinniger

Spürkraft, wie sie Bamberger bewährt, immer schwer bleiben. Doch wirft die geistvolle Studie manchen Lichtblick auch auf die zweifelhaftern Stadien der Bismarck'schen Politik.

Der Anhang erweitert und ergänzt den im Spätsommer 1867 entstandenen und im Februar 1868 in der „Revue moderne" abgedruckten Aufsatz durch Berücksichtigung der seitdem eingetretenen Ereignisse, die ihm indeß keineswegs einen Widerruf abzwingen. Namentlich nimmt er Rücksicht auf die Usedom'sche Note an Lamarmora, welche den Radicalismus der antiösterreichischen Tendenzen vor dem Feldzug von 1866 klar an den Tag legt und zur Genüge beweist, was auch Bamberger hervorhebt, daß die Mainlinie nicht das letzte Ziel des ursprünglichen Unternehmens war, sondern nur ein für den schlechtern Fall vorbehaltener Nothbehelf, und daß nur die Verlegenheiten an der Linie des Mincio die Verlegenheiten der Mainlinie schufen.

Zur Charakteristik Jean Paul's.

Jean Paul als Dichter und Prediger. Blüten und Perlen aus seinen Werken. Ausgewählt von Eduard Kauffer. Neudnitz, Förster. 1867. 16. 1 Thlr.

Die Bedeutung Jean Paul's immer von neuem hervorzuheben, entspricht dem Bedürfniß einer Zeit, die in ihrer Verstandesdürre wol nöthig hat, die Stimme eines Redners zu vernehmen, der alle Gemüthssaiten seines Volks anzuschlagen verstand, und gegen den übergroßen Ernst ihrer Lage den größten Genius der Komik, den Deutschland besitzt, sich vorführen zu lassen. Die Kauffer'sche Sammlung fordert dazu auf, mit Bezug auf die Charakteristik, die neuerdings Ch. Planck von der Dichtung Jean Paul's gegeben, und auf die geistvolle Besprechung, welche Vischer in d. Bl. jenem Werke zutheil werden ließ, von selbständigem Standpunkt aus noch einmal ein Charakterbild des Dichters zu entrollen.

Ein Dichter ist das, was er ist, durch seine Begabung und durch den Verlauf, den sein Leben nimmt, geworden. Zu beiden Factoren kommt noch als ein dritter die Zeit, in der er lebt, hinzu, jedoch nicht so sehr für die Dichterqualität, als für die Culturhöhe, die er mit seinen Dichtungen entweder selbst einnimmt oder doch als die der Spitzen seines Zeitalters errathen läßt. Jean Paul ist von Haus aus eine nach innen gekehrte, träumerische, trotz des Umgangsbedürfnisses mit sich selber vorherrschend zusammenlebende Natur gewesen. Er besaß ein weiches, fühliges, Liebe und Freundschaft suchendes und erwiderndes, sympathisches, leicht zu Schmerz zu rührendes und zu Mitfreude zu belebendes Herz, das „den Dichter der Armen" ankündigte. Er war ein Gemüthsmensch im vollen Sinne des Worts, in welchem Laune und Stimmung, das Verlangen nach einer Freundesbrust und der Drang, sich auf sich selbst zurückzuziehen, über die natürliche jugendliche Fröhlichkeit, den kameradschaftlichen Lebensgenuß, die Antriebe der Pflicht und des Vorgangs übergen. Er hatte demnach eine Gemüthsrichtung, die an Rousseau gemahnt, dessen treuester Jünger er unter den deutschen Dichtern und Denkern nicht zufällig geworden ist, nur daß er durch den Stand, in dem er geboren wurde, von Anfang an dazu bestimmt war, in seinem Wesen und in seiner Haltung etwas Temperirteres anzunehmen. So hatte er keine besonders kräftige Sinnlichkeit und keine starken Affecte und Leidenschaften; überhaupt waren die Willensorgane zurücktretend. Das sinnige Anschauungsvermögen war bei ihm, dem künftigen Meister in der Kleinmalerei, sehr ausgebildet. Es wohnte ihm aber nicht jenes realistisch klare Auge Goethe's, welches den Dichtungen des Meisters ihr plastisches Gewand geben sollte. Vielmehr mußte bei ihm die Anschauung, noch ehe sie ihre Beute sozusagen sich ganz zu eigen gemacht hatte, sogleich dieselbe mit der Phantasie theilen, welche ein großes Bedürfniß, damit zu spielen, in sich verspürte. Diese Phantasie fühlte sich bald so heißhungerig nach neuem und immer neuem Spielzeug, mit dem sie sich ihre Gefühle, Vergleichungen, Scherze, Witze zurechtmachte, daß sie die Wahrnehmung zu ihrem besondern Werkzeug sich bestellte. Man denke an das bekannte Wort Schiller's über Jean Paul's geistiges Seherorgan: er ist fremd wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich bereit, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, mit dem man sieht.

Jean Paul wurde ein aufmerksamer Beobachter der Außenwelt mit der ausdrücklichen Absicht, von ihr seiner Imagination zu Träumereien und Spielereien Nahrung zuführen zu lassen. Gleichfalls wurde frühe schon die Lektüre zu Gründung eines allezeit der Phantasie für ihre Unterhaltung zu Gebote stehenden Fonds benutzt und bekanntlich beides, Lesefrucht und Wahrnehmungen, pünktlich aufbewahrt. Die vorherrschende Phantasiethätigkeit markirt nun von selber als reines Beisichsein, als ein Zuhausebleiben der Seele den Unterschied zwischen ihrer Binnenwelt und der Außenwelt, wie denn auch bei Jean Paul über den entscheidenden Act seines Selbstbewußtseins, sowie über seine peinlichen Grübeleien wegen des sich von seiner eigenen Leiblichkeit abscheidenden Ichs bestimmte Data vorliegen. Damit hat aber die Seele ihr eigenes Dasein fixirt, es zu einem Gegenstand für sich gemacht, wie das ganze Material, das die Außendinge ihr liefern, zu einem Gegenstand, auf den sie ganz wie auf die andern ihr Aufmerken richtet, den sie, wie sie die andern der Beobachtung durch den äußern Sinn unterworfen hat, der Beobachtung durch den innern Sinn unterwirft. Kurz, das Ich wird sich selbst Object, das Phänomenon wird von dem Noumenon belauscht, das Gemüth beugt sich auf sich zurück (reflectirt) im Gegensatz gegen das Herausquellen und Sichherausdrängen des Gemüths in Kundgebungen, in Tönen und Thaten. Zum naiven Dichter ist damit unser Autor schon verdorben. Positiv haben wir hier die Quelle der Jean Paul'schen Reflexion über sich selber, dieses Focus für die beiden Hauptmerkmale seiner Dichtung. Das eine Merkmal, das er seiner Selbstbeschauung verdankt, ist seine Empfindseligkeit, weil nur das mit seiner eigenen Zuständlichkeit stets beschäftigte, nicht das aus ihr hinausstrebende, lebens-

lustige, thatendurstige Gemüth sein Gefühls- und Empfindungsdasein fortwährend hegt und pflegt, immer erneuert und frisch aufregt; das andere Merkmal ist seine Komik, einmal weil ohne fortgehende Selbstbeobachtung manche komische Wahrnehmungen gar nicht gemacht werden können, sodann, weil ohne die Gabe der Selbsterkenntniß sich gar nicht jene Philanthropie des Humors, der die Gemeinsamkeit aller lächerlichen Erdenschwächen einsieht, der gleich Jean Paul ausruft: „Mein Nikolaus Marggraf bin ich selbst", denken ließe, endlich, weil ohne jene Aufrichtigkeit gegen sich selber, wie sie nur durch fortwährende Selbstbeachtung gewonnen wird, die Gefühlsüberschwenglichkeit unsers Dichters sich vollends in widerlicher Weise mit absoluten Ansprüchen spreizen würde.

Es führt die Reflexion über sich selbst auf die Reflexion überhaupt. Sie ist ein wesentliches Moment, das für die Würdigung sowol des Dichters als auch des Gelehrten Jean Paul in die Wagschale zu legen ist. Man kann ohne Leichtsinn sagen: schon der eine Umstand, daß er auch nicht einmal, nicht zum wenigsten in seiner Jugend das Bedürfniß gehabt hat, ein Gedicht, ein Lied zu machen, deutet auf ein bedenkliches Ueberwiegen der Reflexion bei dem angehenden Dichter, der zeitlebens Mühe haben wird, bei seiner Erzeugung lebendiger Gestalten über die mühsame Verstandesoperation der Zusammensetzung ihrer Merkmale zur Intuition, zum Aufeinmalschauen des ganzen Phantasiebildes sich zu erheben. Es fehlt da, wo man nicht metrisch dichtet, zum voraus der unbedingte Glaube an das absolute Recht der idealen Stimmung, in der man sich befindet; es fehlt die Naivetät, die selbstbewußt und selbstgewiß singt, weil sie singen muß; es ist dem Schwunge des Gemüths zum voraus des Gedankens Blässe angekränkelt, kurz eine recht bedenkliche Verschämtheit vorhanden. Solange kein Rhythmus sich hören läßt, solange ist kein mächtiges Ergriffen- und Hingerissensein, keine frische, unmittelbare Empfindung, kein unwillkürliches Herausquellen des Gefühls zu verspüren. Und es hätte wahrlich bei dem jungen Richter, wenn ihn nicht von Haus aus Jugendlust und Jugendträume zum Singen bringen konnten, bald genug, wäre es irgend möglich gewesen, der schwere Druck des Lebens, den er ein Decennium lang tragen mußte, das facit indignatio versum veranlassen können. Zwar eine Calamität von historischer Bedeutung, wie sie Schiller unter dem Despotendruck eines Duodezfürsten dazu brachte, den Mächten der Wirklichkeit die idealen Mächte der menschlichen Uransprüche entgegenzustellen, traf Jean Paul nicht. Vielmehr bewegte sich das Ungemach, das an ihn kam, durchgängig auf dem bloßen Boden des Privatdaseins, zum voraus hindeutend auf die Mission des einstigen geistvollen Darstellers des häuslichen Lebens in seinen Nöthen und Freuden. Aber wenn die drastischen Kräfte, wenn der Affect, der Mannestrotz, das Pathos je in ihm Raum gehabt hätten, schon von seinem persönlichen Elend aus hätte sich eine von seiner wirklichen Entfaltung ziemlich verschiedene Entwickelung ergeben müssen; für die Betrachtung des öffentlichen Lebens hätte sich sein Gesichtskreis weiter als blos bis zum Sichherumnecken mit der Kleinstaaterei entwickeln, seine Feder sich schärfer als blos bis zu politischem Raisonnement, wenn dasselbe auch noch so freisinnig war, nämlich zu Liedern und Dramen zuspitzen müssen. Da zeigt sich aber eben, daß die spielende Phantasiethätigkeit im Bunde mit der Reflexion bei ihm auf Kosten des Affectlebens und der Ideenerzeugung großgezogen war. Er entledigte sich seines Schmerzes, solange nur erst der Verstand mit seinem scharfen Auge für das Zweckwidrige bei ihm rege war, in satirischen Betrachtungen, in denen es an Laune und beißendem Witz nicht, dafür aber an allen zündenden, die Zeit ergreifenden und mit sich emporhebenden Gedanken fehlte. Nachher aber, als das herangereifte ästhetische Gefühl das Sichhineinempfinden in ungestört glückliche Lebenszustände psychologisch möglich machte, versuchte er, denselben Zweck mit humoristischen Idyllen zu erreichen, einem von England aus importirten neuen Genre von Poesie. Wie ganz nur Jean-Paulisch, aber auch wie beschränktern Kunstwerths das Feld der Idylle in dieser Art von Anbau gewesen sei, erhellt aus der Vergleichung eines „Wuz", „Quintus Fixlein", „Jubelsenior" mit der „Luise" von Voß. Wird auch in der letztern zu viel gegessen und getrunken, welch ein Unterschied zwischen der objectiven Haltung des Stoffs bei Voß, zwischen seinem in das Ideal der Humanität gehobenen Pfarrhausleben und zwischen der träumerischen Genußseligkeit, unbefangenen Berufslosigkeit, phantastischen Passionenjagd der Jean Paul'schen Figuren! Gewiß, ein solches Absehen von den ernsten Lebenszwecken bezeugt am besten, daß hier nicht der Gedanke und das Gedankenbild, sondern das individuelle Gemüthsbedürfniß und die empfindungsreiche Phantasie die Situationen geschaffen haben. Aber wir wagen die kecke Frage: geht nicht diese Lyrik des träumenden, spielenden Gemüths durch diese ganze schriftstellerische Laufbahn, die, um nicht von ihren Spielen wegzukommen, alle gebundenen, den Geist in strengere Zucht nehmenden Dichtungsarten scheut und sich nur in ewigen Aufsätzen und Erzählungen gefällt?

Es ist keine Frage: die eigentliche Function dieser ganzen Muse ist der Cultus der Phantasiethätigkeit, aus welchem bei den Romantikern derjenige der Phantasterei werden sollte. Die Imagination wird von Jean Paul in alle Orte und Schlupfwinkel hinein, in die sie sich verbergen will, verfolgt. Sie wird von ihm gefeiert in dem Traumleben des Universums, der anorganischen Natur, der Pflanzen- und Thierwelt, wo sie sinnend auftritt, wo sie Sentiment und sinniges Wesen des Beschauers weckt; sie wird gefeiert in dem ganzen, großen Zufallsgebiet des Kosmos, wo sie naiv auftritt, wo der Weltwitz den Menschenwitz herausfordert. Offen aber erscheint die Phantasiethätigkeit im Menschendasein und Menschengeiste und die Verherrlichung, die sie hier von unserm Dichter erfährt, besteht darin, daß ihm die Welt mit ihren umfassenden praktischen Interessen in eine Kleinwelt zusammenschrumpft, auf deren Boden die Phantasie die einzig berechtigte Macht ist. In Wahrheit besteht aber nur innerhalb des großen Lebens jenes Kleinleben; es besteht für alle spielende träumende Thätigkeit der Menschenseele, und durch seinen Anbau eben hat Jean Paul eine Lücke ausgefüllt, welche die Dichter der großen Menschheitsinteressen zurücklassen mußten. Sein Fehler ist also nicht, daß ihm das Kleinleben etwas gilt, sondern daß es ihm alles gilt, daß es ihm das Großleben ersetzt, und sein Fehler ist nicht, da

ihm das specifische Organ für die Schilderung des Kleinlebens, die Phantasie etwas ist, sondern nur, daß sie ihm alles ist. Das sieht man an seinen Charakteren. Sie sind Phantasiemenschen in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit: sie seien nun die Glücklichen, denen ihr reges Imaginiren bei höchst bescheidenen äußern Verhältnissen das Leben verschönert, wie Wuz, Fixlein, das Personal im „Jubelsenior", Fibel; oder sie seien die Unglücklichen, die durch rücksichtslose Einführung der Romantik ins Leben, entweder wie der vom Dichter preisgegebene Roquairol im „Titan", oder des Dichters Liebling Siebenkäs, sich zu helfen wissen; sie seien satirische Kritiker des Weltlaufs, wie Fink, Leibgeber, Schoppe, die als verwöhnte Kinder des zersetzenden Gedankens mit der Weltordnung zerfallen sind, oder blasse Sehnsuchtsmenschen, die, wie Emanuel im „Hesperus", nur vom Blumenanblicken, Thränen weinen, Ewigkeitsschmachten zehren.

Ein Hauptgewicht ist darauf zu legen, daß dem thatenscheuen, aber gefühlsregen und träumereichen Wesen gerade auch die doch selbstverständlich bedeutsam gemeinten, und dazu noch auf der Scene der Erzählung selbst erzogenen Hauptheldeu angehören: der immer den Nebel seiner ersten acht unter der Erde zugebrachten Lebensjahre mit sich nachziehende Gustav in der „Unsichtbaren Loge", der alle Phasen des Phantasielebens: Gefühlsschwelgerei, Jenseitssehnsucht, ernste und tändelnde Liebe, und wenn es auf Jean Paul's Versicherungen und nicht auf seine Darstellung ankäme, auch des Witzes und Humors, durchlaufende, durch und durch unnatürliche Victor im „Hesperus", endlich der besonders zu besprechende Albano im „Titan". Es ist wahr: Jean Paul hat aus dem Bedürfniß, durch Contraste, durch Schatten und Licht zu wirken, sowie im Gefolge einer sich immer mehr ausbreitenden Menschenkenntniß und Welterfahrung auch Figuren aufgestellt, die nicht in diese Kategorie gehören, Figuren, so wohlthuend natürlich, so derben, kräftigen Schlags; so gesund nüchtern, daß man gern mit ihnen zu thun hat; man denke an seine Leute aus dem Bürgerstande überhaupt, ferner an den drolligen Eymann, an dessen Gattin, dieses gute Mutterherz, an den frischen, tüchtigen Flamin im „Hesperus", an die unvergeßliche Lenette im „Siebenkäs", an die liebenswürdigen Aeltern Gustav's; aber der pathologische Dichter, der, ohne die Abkühlung seiner ersten Begeisterung und damit Zeit und Gelegenheit zu formvollendeter Production abzuwarten, seine erste Herzenswärme, seine persönliche Sympathie und Antipathie gleich in seine Gestaltungen hineinlegte, wendete diesen Figuren seine Neigung und Rücksicht auffallend wenig zu. Es ist wahr: er hat lange, lange Jahre die Conception einer Handlung von substantiellem Inhalt mit sich herumgetragen; der Held seines „Titan", der hohe Albano, soll für den Fürstenthron, der ihm von der Vorsehung bestimmt ist, erst durch eine sorgfältige Erziehung und durch eine gründliche Lebensschule, die er durchzumachen hat, heranreifen; es liegt sogar in seinem Aufwachsen in einer ganz bürgerlichen Sphäre und besonders in seinem zäh festgehaltenen Project einer Theilnahme an dem gallischen Freiheitskampf eine Art Erfüllung eines wesentlich modernen Postulats, daß kein Haupt über einem Lande leuchten werde, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt ist; ja, es ist durch die endliche Belehnung des Helden mit Idoine, der Vertreterin der realen Lebenszwecke, durch den Untergang des weltverachtenden Schoppe und die Niederlage der praktisch selbstsüchtigen Mitspieler in dem Stück das Ringen nach der Palme eines ethisch idealen Dichtungswerks an der Seite der größten Dichterheroen, das Aufdämmern eines wirklichen Pathos constatirt. Aber dieser Lichtglanz erhellt nur Einen Moment unsers Dichters, jenen Moment, in dem er auf dem Höhepunkt seines dichterischen Selbstgefühls, des stolzen Bewußtseins: anch'io son pittore stand. Die Erfassung einer objectiven Lebensaufgabe für Held und Heldin ist bei ihm nur der Widerschein seines plötzlichen Innewerdens von seinem eigenen Dichterwerth und Bedeutung. Hiermit hat er sich selbst aber nur in Plan und Anlage des Ganzen übertroffen. In der Ausführung bleibt er seinem Cultus getreu: die Entwickelung des Helden so umfassend angelegt, wie nur diejenige im „Wilhelm Meister", ist theils nach den Phantasien des pädagogischen 18. Jahrhunderts nicht die organische der sich selbst suchenden Begabung, wie dort, sondern die mechanische der Anerziehung, theils ein fortwährendes auf gut Glück Herumtasten an der Lebensbestimmung, wobei erst da, wo es nichts mehr zu rathen gibt, das Einzige, was schließlich noch übrigbleibt, gewählt wird. Dazu kommt, daß die Heldin Idoine, an der endlich der Liebesmüde unter Anwendung aller möglichen Hebel gerathen muß, nichts weniger als in den Vordergrund seiner Neigung und derjenigen seines Dichters gestellt ist.

Die „Flegeljahre" kommen wieder von dem hohen Daseinsgehalt zu einem niederern, von dem öffentlichen zum Privatleben, von absoluten, objectiven Zwecken zu relativen, individuellen herab. Aber sie prägen, wie kein anderes Erzeugniß Jean Paul's, wenn nicht den ganzen, vollen Kunstwerth seines Dichtens, wozu das Gespinst der Erzählung mancherorten gar zu locker ist, aber doch seinen ganzen, vollen Dichtergehalt ab; sie repräsentiren in ganz einziger Weise seine specifische Stellung in der Literatur. Die „Flegeljahre", deren beide Helden, der eine wie der andere, der leichtfüßige Vult, wie der träumerische Walt, Phantasten sind und darum für den überwiegenden Phantasiecultus ihres Schöpfers in hervorstechender Weise zeugen, stellen in künstlerisch vollendeten, plastisch ausgeprägten Typen, deren der Dichter jetzt erst nach Ausgärung seines eigenen Werdeprocesses und Consolidirung seiner Entwickelung habhaft werden konnte, in Typen, ewig, unsterblich, wie die Cervantes'schen des Don Quixote und Sancho Pansa, den Conflict des Phantasielebens mit der Wirklichkeit dar. In der Verfolgung dieses Conflicts, welcher sein eigener ist, feiert der Dichter ebenso sehr sich selbst und seine Stärke, als er sich und seine Schwäche belacht; er, der Humorist, überall so stark in der Selbsterkenntniß, als schwach in der Selbstbesserung. Daß in der Verherrlichung und gutmüthigen Belachung der ebenso tiefgründigen, als praktisch unzureichenden Geistesanlage Walt's auch die bisherige Entwickelung der deutschen Nation, soweit sie dem Dichter vorschweben konnte, mitgetroffen sei, hat ja auch Planck mit vieler Wärme ausgeführt.

Mit den „Flegeljahren" ist Jean Paul von einem bisherigen Hemmschuh seines poetischen Zeugens losgekommen;

indem er, wie schon O. Spazier bemerkt hat, in diesem Werke sich selbst commentirt hat, ist er mit sich selber fertig, von der nagenden Reflexion über sich, die bis dahin der Objectivität seiner Schöpfungen hindernd gewesen war, frei geworden. Nun kann er seinen Gegenstand völlig von sich ablösen, ihn aus der Geburtsstätte der freischaffenden Phantasie in die Hand nehmen und als ein Kunstproduct, frisch und naiv, wie die Natur selber, aufstellen. Nachdem er vorher schon in glücklichen Stunden sich in einem Josuah Keudel und Rector Fälbel in diesem Genre mit Glück versucht hatte, liefert er jetzt seine komischen Originale, formvollendete Gestalten, deren Kunstwerth, wenn auch immerhin nur auf dem Schauplatze des Kleinlebens der Phantasie, den auf dem großen Schauplatze des objectiven Lebens aufgestellten Gebilden unserer Dichterheroen parallel geht. Man hat etwas Plastisches in den satten und selbstzufriedenen Genrebildern dieser letzten Periode; man hat an „Katzenberger's Badereise" ein vollendetes Kunstwerk des Dichters vor sich. Wenn man vom Standpunkte streng künstlerischer Würdigung darüber im Klaren ist, daß von Schiller's Werken „Wallenstein's Lager", von Goethe's „Hermann und Dorothea" das gelungenste, weil untadelhafteste ist, so kann es vollends für den mit der Kunstform und dem Schönheitsgefühl gewöhnlich auf etwas gespanntem Fuß lebenden Jean Paul nur eine ihm zu gönnende Genugthuung sein, daß sein Katzenberger allen Anforderungen an Gehalt, Maß, Symmetrie, Verwickelung und Entwirrung des Knotens, Gruppirung und Schattirung von Personen und Situationen entspricht, kurz in seiner Art ein Muster- und Meisterwerk ist.

Wenden wir uns nun von dem für die Würdigung Jean Paul's gewonnenen Standpunkte aus zu dem Kauffer'schen Werke. Kauffer, der uns eine zweite (inzwischen erschienene) Folge von Sammlungen: „Jean Paul als Humorist", verspricht, sucht uns durch eine kurze, gediegene Vorrede für seinen Gegenstand zu erwärmen, und gibt sodann in der für solche Arbeiten zweckmäßigsten alphabetischen Ordnung eine Zusammenstellung blumenreicher Sentenzen und geist- und gemüthvoller Excurse des Dichters über allgemeine Lebensverhältnisse und Lebenssituationen. Für eine Angabe der Stellen, aus denen die Citate genommen sind, wären die Freunde des Dichters, wenigstens bei den größern Auszügen, dem Herausgeber dankbar gewesen. Gleichfalls dürfte im Interesse des Lesers das sentimentale Genre eine etwas weniger ergiebige Vertretung bekommen haben. Jean Paul ist, worüber ihn schon Börne in Schutz nehmen mußte, überhaupt überladen, und besonders im Sentiment. Wenn man nun aber, wie sich's in unserm Buche treffen kann, eine ganze Perlenschnur derartiger Ausführungen mit ihrer ganzen Gedankentiefe, auch wol Gedankenverwickelung, mit ihrem Bilderreichthum und ihren Vergleichungen aus den allerentlegensten Gebieten ohne Unterbrechungen in die Hand bekommt, so wird man bei dem besten Willen übersättigt. Sehr leicht wäre abzuhelfen gewesen, wenn gerade die Predigereigenschaft des Dichters durch eine umfassendere Aufnahme seiner Bemerkungen über ganz concrete, greifliche Lebensfragen mehr zur Geltung gebracht worden wäre. Wie gern hätten wir, um einiges zu nennen, der ansprechenden Aufzählung der natürlichen Eigenheiten des Mannes und Weibes im Anfang der „Vorschule zur Aesthetik", der ergreifenden Rede an die Väter natürlicher Kinder im „Heimlichen Klagelied", den Gefühlen in den Sterbezimmern aus dem „Hesperus", dem Lob auf die Schulfreundschaften im „Kometen", der Reise- und Wanderlust, wie sie im „Campanerthal" gefeiert, der weiblichen Lustigkeit, wie sie dort gedeutet wird, der tief ernsten Entgegenstellung der Revolutionshelden von heute und der Freiheitsveteranen in der Art Montesquieu's und Rousseau's im „Titan", den kräftigen Stellen, in denen da und dort die Rechte der Töchter und Frauen gegen Gatten und Väter vertheidigt sind, vor allem als Gegenstück zu dem sittlich gestatteten Cölibat des Mädchens S. 126 der herrlichen Apostrophe im „Jubelsenior" an die heirathsscheuen Schönen einen Platz gegönnt! Dagegen hätten wir und mit uns wol auch andere auf die umfangreichen, dem heutigen Geschmack nicht mehr zusagenden allegorischen Erzählungen in Herder'scher Parabelmanier, „Mondfinsterniß" und „Tod eines Engels", gern Verzicht gethan. Wir würden dann wol bei diesem Zuwachs und dieser Abnahme dem ganz angemessenen Umfang, den der Verfasser eingehalten hat, ziemlich getreu bleiben.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit noch einen Blick auf das von Vischer in Nr. 38 d. Bl. f. 1868 besprochene Werk von Planck, so müssen wir bekennen, daß wir aus demselben manchen feinen Wink zum Verständniß der Jean Paul'schen Dichtungen gefunden haben. Wir theilen mit dem Verfasser auch seinen Grundgedanken, daß diese ganze Erscheinung ein Reflex, ja eine fast bewußte Interpretation der geist- und phantasievollen, aber im Leben ungewandten und thatunfähigen deutschen Nation ist, wie sie sich in unserer classischen Literaturperiode im Unterschied von der praktisch nüchternen Jetztzeit und, so Gott will, ethisch thatkräftigen Zukunft selbst kennzeichnet; wir geben ihm vollkommen die bleibende Bedeutung des Mannes als eines Gedenkzeichens an „die äußerlich noch so schwache und dürftige, aber innerlich so tiefe und reiche Jünglingskraft des deutschen Volks" zu. Aber wir glauben, daß neben dieser Gesammtanschauung seinem verdienstlichen Unternehmen, das in unserer Tagesliteratur eine hervorragende Stelle einnimmt, ein noch näheres Eingehen auf die Naturausstattung und die ganz originelle Gemüths- und Geistesrichtung unsers Dichters, sowie auf den Kunstwerth seiner Dichtwerke, wie wir es oben beispielsweise versucht haben, gut gethan hätte. Wol hat der Verfasser auf die freie, übergreifende Stellung Schiller's und Goethe's zur Misère ihrer Zeit und ihres Volks vortrefflich hingewiesen; aber der Frage über Jean Paul wird man erst dann ganz gerecht, wenn man zugleich auch sein Gebundensein durch die Schranken seiner Dichterbegabung und durch die Mängel seiner den objectiven Geist höchstens, im Vorübergehen, im „Titan" ergreifenden Lebens- und Geschichtsanschauung nachweist. Seine Dichtung konnte nur dann ein so treuer Spiegel von dem Contraste der Hoheit des deutschen Wesens mit seiner unscheinbaren Realität in der äußern Zuständlichkeit werden, weil er selber für sich in den Gegensatz seines Phantasirens mit dessen Gegenständen und Bildern, über den Gegensatz von Diesseits und Jenseits, von Erde und Himmel, von persönlicher Situation und dem künstlichen Selbstgenuß des Vor-, Mit- und Nachempfindens nicht hinaus war. Blos die Ent-

lung zu den in der Welt gegenwärtigen, ihr immanenten Ideen, statt deren er nur transscendente Begriffe ergreifen konnte, blos die Erfassung der objectiven Zwecke des Menschendaseins bewahrte die Dichterheroen vor ähnlicher Entzweiung. Unser Freund konnte nicht in der großen Welt der Wirklichkeit, sondern nur in einer beschränktern Sphäre, in die er sich zurückzog, in der Kleinwelt der Phantasie, seinen Frieden suchen. Aber sein Sichbescheiden belohnte sich; er fand, was er suchte, und er konnte Versöhnung finden, weil das Gebäude, das er den Kindern der Illusion, seinen Sonderlingen, zimmerte, die allgemeine Menschennatur, von welcher Illusion und Sonderlingswesen auch ein Stück ausmacht, anheimelte.

Emil Feuerlein.

Ossian in neuer Uebersetzung.

Ossian's Finnghal. Episches Gedicht, aus dem Gälischen metrisch und mit Beibehaltung des Reims übersetzt von August Ebrard. Nebst einem Anhang: Ueber Alter und Echtheit von Ossian's Gedichten. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 24 Ngr.

Was? Der alte Ossian, „die großartigste Fälschung des 18. Jahrhunderts", wie Talvj sich ausdrückt, wieder einmal zum Vorschein gekommen? Waren nicht die Acten über diese Dichtung, die einst ganz Europa mit sich fortgerissen, die alle Literaturen mit ihrem düster-schwärmerischen Charakter inficirte, die einen Napoleon ebenso für sich einnahm, wie sie unsere großen Dichter begeisterte, längst geschlossen? War man nicht über Macpherson und sein Machwerk längst zur Tagesordnung übergegangen, und hatte man ihn nicht nach langen und mühsamen Nachforschungen den Chattertons und Irelands an die Seite gestellt? Hat nicht noch Hettner, der neueste Historiker der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts, sich dem Verdammungsurtheil Talvj's angeschlossen und auf Grund der Untersuchungen dieser Schriftstellerin, die ihrerseits wieder auf denen irischer Gelehrten beruhen, die Macpherson'sche Dichtung als unecht erklärt? Diese Fragen drängten sich uns beim ersten Anblick des obengenannten Büchleins unwillkürlich auf, und, wir müssen es offen gestehen, wir waren über dessen Erscheinen nicht wenig befremdet. Und dies Befremden wurde nur vermehrt, als wir, im Anhang Aufschluß suchend, fanden, daß sich der neue Uebersetzer gleich am Eingang zur Unterstützung seiner Ansicht gerade auf die nämlichen irischen Forscher beruft, nach denen Talvj zuerst die Unechtheit der Macpherson'schen Schöpfung erhärtet hat; daß er es als einen „Beweis völliger Unkenntniß" ansieht, „wenn man jetzt noch, nach den ausgezeichneten Untersuchungen von Hamilton, Drummond, O'Reilly und Moore, diese Gedichte als Fabrikate dieses Mannes (Macpherson's) bezeichnet". Als wir aber weiter lasen, schwand dies Befremden allmählich; denn wir erkannten, daß Ebrard die ganze Streitfrage einer nochmaligen gründlichen Prüfung unterzogen, daß ihn namentlich seine genaue Kenntniß der gälischen Sprache zu einem andern Ergebniß geführt hat, als wozu seine Vorgänger gelangten. Demnach stellte sich die Sache jetzt so, daß es lange vor Macpherson ältere Handschriften gegeben, deren Echtheit Ebrard für erwiesen hält, daß aber Macpherson's Ossian selbst ein wenn auch nicht gefälschtes, doch in vielen Punkten verunstaltetes und verfälschtes Product wäre. Ebrard fußt nämlich auf dem bekannten, 1807 in London erschienenen, mit Macfarlan's lateinischen Interlinearversen versehenen gälischen Texte: „Dana Oisein mhic Finn", aus welchem sich's erst recht gezeigt habe, „daß Macpherson nicht fähig gewesen war, diesen Text auch nur sprachlich richtig zu übersetzen, geschweige denn solche Gedichte zu erfinden". Den sprachlichen, sachlichen und ästhetischen Misverständnissen Macpherson's sei es zuzuschreiben, meint Ebrard, wenn Ossian's Gedichte einen so nebelhaft unklaren, verwaschenen, verworrenen Eindruck machen. Im Original sei alles klar, fest, bestimmt; Nebel werden darin zwar allerdings oft erwähnt, aber sie spielen keine größere und keine andere Rolle, als sie in der Natur des schottischen Hochlandes wirklich spielen. Aber nicht blos gefehlt habe Macpherson, er habe auch gesündigt. Habe er sich auch keine Mystification im großen, so habe er sich doch Mystificationen im kleinen erlaubt. Um dem Geschmack seiner Zeit — jener hochtrabenden Klopstock'schen Periode — seinen Ossian gerecht zu machen, habe er sich erlaubt, Verse oder Zeilen hinzuzudichten, von denen in dem von seiner eigenen Hand niedergeschriebenen Original nichts zu finden sei; insbesondere habe er bei Naturschilderungen Psalmverse oder Phrasen, die er einzelnen Psalmversen nachbildete, eingeflickt und eben dadurch die Kritik wach gerufen und ihr Handhaben geliehen. Ebrard sagt in Bezug hierauf:

> Wenn nun die willkürlichen und unwillkürlichen Veränderungen, welche Macpherson mit dem Original vornahm, den stärksten Beweis enthalten, daß er diese Gedichte nicht englisch producirt und nachher betrüglicherweise ins Gälische übersetzt, sondern gälisch vorgefunden und fehlerhaft ins Englische übersetzt hat, so muß vollends jeder Zweifel schwinden, sobald constatirt ist, daß schon lange vor 1760 anderweitige schriftliche Aufzeichnungen dieser Gedichte in gälischer Sprache existirt haben.

Dies nun hält Ebrard für constatirt, gibt jedoch zu, es habe keine dieser Aufzeichnungen ihr Leben bis auf unsere Tage gefristet. Wie er seinen Glauben an die Echtheit des obenerwähnten 1807 veröffentlichten gälischen Textes rechtfertigt, möge man bei ihm selbst nachlesen: es würde den uns zugemessenen Raum überschreiten, hier die sämmtlichen Für und Wider dieser Streitfrage nochmals vorzubringen.

Was die Frage nach dem Alter dieser Gedichte betrifft, so ist Ebrard der Ansicht, daß man deren Urheber nicht später als im 13. Jahrhundert suchen dürfe. Er sagt:

> Wenn wir bedenken, daß die schriftlich vorhandenen Producte der wälischen Bardenpoesie — wie Thomas Stephens in seiner gekrönten Preisschrift über die Geschichte der wälischen Literatur erwiesen hat — bis ins 6. Jahrhundert hinaufreichen, so wird uns ein solcher terminus ad quem für Ossian nichts weniger als exorbitant erscheinen.

Nachdem er dann die innere Evidenz geprüft und nachzuweisen gesucht hat, daß die Einmischung subjectiver

Lyrik nicht gegen eine wirkliche Ossian'sche Autorschaft, die übrige stoffliche Beschaffenheit der Gedichte, die geschichtliche ebenso wie die culturhistorische, wie nicht minder das Versmaß und der innere Bau derselben entschieden für eine solche sprechen: so hält er es für bestätigt, „daß wir den Autor dieser Gedichte wirklich in einer uralten Zeit" (also etwa, wie schon die Highland Society annahm, im 3. Jahrhundert n. Chr.) zu suchen haben. Aber auch die Form anlangend, scheint es Ebrard gar nicht unmöglich, daß sie von Ossian selbst, dem Königssohne, Kämpfer und Barden, herrühren könne. Er sagt:

Wir wissen, daß es uralte gemeinsame Sitte aller celtischen Stämme war, daß die Barden das Heer in die Schlacht begleiteten, und daß jede Kriegs- und Heldenthat alsbald von diesen Barden in mehr oder minder ausführlichen Gesängen gefeiert ward. Unzweifelhaft ist dies auch bei König Fionnghal's zahlreichen Kriegsthaten geschehen. Wie begreiflich muß es da erscheinen, daß nach Fionnghal's Tode und dem Untergang seines Reichs der auf die Hebriden geflüchtete Königssohn Ossian, nun ein erblindeter Greis, jene theils von ihm selbst, theils von befreundeten Barden (wie Carul und Ullin) gesungenen Lieder in solche complexe Epopöen, wie „Carthonn", „Fionnghal" und „Tighmora", zusammenfaßte! Wie begreiflich, daß diese in sich herrlichen Gedichte, vollends als Erinnerungen an die vergangene Herrlichkeit des von 300—900 von Normannen, Picten, Britanniern und Angelsachsen schwerbedrängten Caledonierreichs, mit liebender Zähigkeit festgehalten und auf dem gewohnten Wege des Auswendiglernens von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wurden?

Und damit scheinen ihm sofort alle sprachlichen Modificationen des Urtextes erklärt, dessen Fixirung er ins 9. oder 10. Jahrhundert versetzt. Unter den Barden des Mittelalters habe auch in der That Douthal (im 10. Jahrhundert) sprachlich die meiste Aehnlichkeit mit dem uns bekannten Ossian-Texte.

Der Gründlichkeit der Untersuchung, deren Inhalt wir im Vorstehenden möglichst gedrängt wiederzugeben versucht haben, können wir unsere Anerkennung nicht vorenthalten; über ihre Ergebnisse jedoch müssen wir uns bei unserer Unkenntniß der gälischen Sprache, zumal aber bei der Schwierigkeit der Sache, des Urtheils enthalten. Bei so vielen entgegenstehenden Gründen, die uns trotz allem noch nicht ganz entkräftet zu sein scheinen, wird ein pyrrhonisches ἀπέχειν immerhin das Gerathenste sein. Mag nun aber auch Ebrard schließlich Recht behalten oder nicht, so hat er doch jedenfalls jetzt, wo die Abkömmlinge Fiann's des Fremden (das nämlich bedeutet Finnghal), oder wenigstens die nach ihm sich nennenden Fenier so viel von sich reden machen, einen günstigen Zeitpunkt gewählt, um von neuem die Aufmerksamkeit des Publikums auf das fast vergessene Epos ihres Ahnherrn hinzulenken, und da es ihm gelungen, den rauhen gälischen Urtext in fließende deutsche Verse umzugießen, so dürfte sich die einst so verherrlichte und bewunderte Dichtung von neuem viele Freunde gewinnen.

Zum Schluß können wir es uns nicht versagen, wenigstens eine ganz kleine Probe dieser neuen Uebertragung mitzutheilen. Wir wollen jedoch vorher, des Vergleichs wegen, die betreffende Stelle wörtlich aus dem Macpherson'schen Ossian verdeutschen:

„Cathba", erwiderte der Held, „fiel durch das Schwert Duchomar's bei der Eiche der geräuschvollen Ströme." Duchomar kam in Tura's Grotte; er sprach zur lieblichen Morna: „Morna, schönste der Frauen, liebliche Tochter des starkarmigen Cormak! Warum in dem Kreise von Steinen, in der Höhle des Felsens allein? Der Strom murmelt entlang. Der alte Baum stöhnt im Winde. Der See liegt unruhig vor dir; dunkel sind die Wolken des Himmels! Du aber bist Schnee auf der Heide; dein Haar ist der Nebel von Cromla; wenn er sich kräuselt auf dem Hügel, wenn er von den Strahlen des Sonnenuntergangs erglänzt! Deine Brüste sind zwei glatte Felsen, vom Branno der Ströme gesehen; deine Arme sind gleich zwei Säulen in den Hallen des großen Fingal."

Dies lautet bei Ebrard wie folgt:

Drauf jener: Unter Dubchomar's Streiche
Fiel Cahbad am brausenden Strom, bei der Eiche.
Der Schwarze trat in der Grotte Hain
Und sprach zur Sanften: „O Jungfrau rein,
Des gesegneten Cormal Tochter fein,
Sprich, warum bist du so allein,
In der Höhle des Bergs, in dem Felsgestein,
Wo dir zur Seite Ströme brausen,
Alte Bäume im Winde sausen,
Wilde Stürme den See dort erregen,
Um den Felsenscheitel sich Wolken legen?
Du aber bist wie des Berges Schnee;
Dir ringelt sich die blonde Locke
Viel schöner, als am Hügel je
Beim lichten Schein der Abendsonne
Sich kräuselt Cromla's Nebelflocke,
Und deines weichen Busens Wonne
Gleicht Brano's weißem Felsenpaar!"

Den Reim hat der Uebersetzer beibehalten zu müssen geglaubt, weil er dem Gedichte „Schwung und Frische" gibt. Nur hat er den gälischen Binnenreim, „für welchen wir kein Ohr haben", mit dem Endreim, der uns geläufiger und jedenfalls vorzuziehen ist, vertauscht. Ein gälischer Vers lautet nämlich so:

Seall air lann a's gloine beum
Fuil Cathbaid a leum gu'chul.

Das am Ende angehängte Register der Eigennamen zu „Finnghal" ist eine dankenswerthe Zugabe. Möge die Aufnahme dieses hübsch ausgestatteten Büchleins derart sein, daß sie den Uebersetzer zu einer vollständigen Uebertragung der Ossian'schen Dichtung ermuntert.

David Asher.

Jacobus Balde.

Jacobus Balde, sein Leben und seine Werke. Eine literarhistorische Skizze von Georg Westermayer. Zu Balde's zweihundertjährigem Todesgedächtniß. München, Lindauer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Am 9. August dieses Jahres sind gerade 200 Jahre seit dem Tode des Mannes verstrichen, dessen Lebensbild mancherlei traurige und einige wohlthuende Empfindungen in einem denkenden und wohlgesinnten Leser hervorzurufen geeignet ist. Statt daß wir aber hier in die nähere Analyse und Begründung dieser gemischten Stimmung eintreten, ist es zur Verständigung über den literarischen Werth des vorliegenden Buchs förderlicher, zu bemerken,

daß sein Verfasser mit lobenswerthem Eifer die großen Schwierigkeiten zu bewältigen versucht hat, die ihm der Stoff entgegenstellte. Denn so unglaublich es ist, so thatsächlich ist es doch, bisher hat noch niemand versucht, den Lebenslauf Balde's in ausführlicher und gründlicher Darstellung zu geben. Wenn man bedenkt, wie viel Zeit, Tinte und Druckerschwärze, namentlich im 17. Jahrhundert, an die vita jedes nur einigermaßen durch Amt oder Schriften über die Mittelmäßigkeit hervorragenden Mannes verschwendet zu werden pflegte, wie dies schreibseligste aller Jahrhunderte auf alle Berühmtheiten förmlich Jagd machte, um sie in biographischer Zurichtung der Mit- und Nachwelt zu präconisiren und nebenbei auch etwas von ihrem Ruhmesglanze auf den eigenen Scheitel fallen zu lassen, bleibt es geradezu unbegreiflich, daß derjenige Mann, der seinen Zeitgenossen unbestritten als der erste lateinische Dichter, folglich nach damaliger Auffassung als der erste Dichter überhaupt galt, so stiefmütterlich behandelt werden konnte.

Unsere neuern Literarhistoriker haben, wie bekannt, das 17. Jahrhundert kaum noch berührt, und Balde, den man doch kaum dem deutschen Parnaß zuzählen durfte, war begreiflich nicht der erste Gegenstand, an den man geführt wurde. Herder's feurige Präconisirung in der „Terpsichore" konnte wol momentan nicht ohne Wirkung bleiben, aber zu jener Zeit war überhaupt die Periode gründlicher literarischer Forschung noch nicht gekommen und so ist denn auch der wiedererweckte Balde sammt der „Terpsichore" vergessen worden. Von Neuern und Neuesten hat Albert Knapp die Bedeutung des Dichters in der „Christoterpe" von 1848 hervorgehoben, doch ist auch dieser warme und glänzend stilisirte Appell an das heutige Publikum wenig beachtet worden. Inzwischen hat man ihm in Neuburg an der Donau ein bescheidenes Denkmal errichtet und in der bairischen Ruhmeshalle ist auch seine Büste aufgestellt worden, ohne daß Deutschland deshalb zum Bewußtsein gekommen wäre, welchen Schatz es an den Werken des verschollenen Balde besitzt. Es versteht sich, daß alle Leute vom Fach, nicht blos diejenigen, welche sich speciell mit der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs beschäftigen, ihn kennen und nach Gebühr würdigen: wir sprechen hier nur von dem großen gebildeten Publikum, das doch sonst mehr und mehr Theilnahme für unsere ältere Literatur gewinnt. Und wenn auch das Latein Balde's und fast noch mehr sein Deutsch viele von der Lektüre abhalten mag, so ist doch schon durch Herder's und noch mehr durch Knapp's meisterhafte Uebersetzungen wenigstens für seine hauptsächlichsten Gedichte alle Schwierigkeit beseitigt.

Wir wünschen nur, daß diese literarhistorische Skizze, wie sie sich bescheiden nennt, mehr Erfolg haben möge. Sie ist mit unverkennbarer Liebe und Sorgfalt gearbeitet und entspricht in ihrer gefälligen Darstellungsweise, die nur in etwas durch rhetorische Floskeln gestört wird, den Anforderungen, die man an ein solches Buch zu stellen pflegt. Der Verfasser hat sich bemüht, die Zustände und Persönlichkeiten, die auf Balde's Leben Einfluß geübt, aus den oft sehr verborgenen Quellen der Zeitgeschichte wieder auszugraben, wobei ihm sein eigener Beruf als Geistlicher und seine Landsmannschaft als geborener Baier sehr zu statten kam. Doch bleibt auch so mancher Name, den Balde in schwungvollen Oden verherrlichte, für uns ein leerer Schall, besonders wenn es gilt, offenbare Pseudonyme, wie sie nach der Sitte der Zeit dem Dichter zu gebrauchen geboten waren, auf ihren eigentlichen Werth zurückzuführen. Dankenswerth für den Literarhistoriker ist die angehängte Uebersicht aller Einzeldrucke und Gesammtausgaben der Balde'schen Werke, woraus auch hervorgeht, daß eine neue kritische Textrevision ein dringendes Bedürfniß ist. Bisher ist außer durch die bekannte Blumenlese aus Balde, die Orelli 1805 gab, nichts dafür geschehen, während es an Uebersetzungsversuchen nicht fehlt. Auch Westermayer hat es für zweckdienlich gehalten, außer einzelnen gelegentlich eingestreuten übersetzten Belegstellen eine ziemliche Menge vollständiger Gedichte aller Art oder Bruchstücke davon in einem besondern Anhang selbst zu übertragen. Dabei sind die erläuternden Noten theilweise sehr übel weggekommen: sie enthalten manche seltsame Irrthümer über mythologische und historische Anspielungen des Originals, z. B. daß aus der Drachensaat das Cadmus Centauren entstanden, daß Thyestes von Zeus' Blitz wegen verrathenen Geheimnisses erschlagen wurde, daß der König Totila im Jahre 576 Rom eingenommen und geplündert habe, u. dgl. m. Daß Magdeburg von dem schwedischen Obersten Falkenberg an allen Ecken in Brand gesteckt worden ist, gehört freilich nicht in diese Rubrik, sondern zu den Dogmen einer eigenthümlichen Geschichtsauffassung, für die, wie für andere Dogmen, das credo quia absurdum est als Beweis gelten muß. **Heinrich Rückert.**

Feuilleton.

Heine's Immatriculationsprüfung.

In der Schrift „H. Heine's Leben und Werke. Von A. Strodtmann" (Berlin, F. Duncker, 1867) ist I, 49, Anmerkung 42 die Vermuthung ausgesprochen, daß die deutsche Prüfungsarbeit Heine's, die er bei seiner Immatriculationsprüfung 1819 zu Bonn anfertigte, nach Köln an das damals dort bestehende Consistorium abgegeben worden sei. Da nach Aufhebung des Consistoriums in Köln und Gründung des Provinzial-Schulcollegiums zu Koblenz die betreffenden Acten an diese Behörde abgegeben wurden, so stand zu erwarten, daß Heine's deutsche Prüfungsarbeit sich bei den Acten in Koblenz befinde. Bei genauer Durchsicht dieser Acten hat sich Folgendes ergeben: Unterm 5. Januar 1820 erstattet der Professor Hüllmann als Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungscommission zu Bonn Bericht an das königliche Consistorium zu Köln über die im November und December des Jahres 1819 stattgehabten Immatriculationsprüfungen und fügt diesem Berichte eine Tabelle über die Geprüften, sowie Abschriften der erlangten Prüfungszeugnisse derselben bei. In dieser Tabelle ist sub Nr. 17 aufgeführt: „Harry Heine von Düsseldorf, 19 Jahre alt, Israelit. Bis zum Jahre 1814 auf der Schule zu Düsseldorf, Zeugniß vom Director Kortüm. Als erwähltes Studium ist «Staatswirthschaft» angegeben. Das Thema zur deutschen schriftlichen Prüfungsarbeit lautete: Ueber die Gründe, worauf es bei der Entscheidung für einen bestimmten Beruf wesentlich ankommt."

Heine erlangte in der Prüfung folgendes Zeugniß: „Harry Heine, Nr. Drei. Griechisch hat er nicht gelernt. Im Lateinischen ist er von unsicherer Kenntniß und zu geringer Uebung, weshalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat. Zu einer Prüfung in der Mathematik hat er sich nicht verstanden. In der Geschichte ist er nicht ohne alle Kenntnisse. Seine deutsche Ausarbeitung, wiewol auf wunderliche Weise gefaßt, beweist ein gutes Bestreben."

Nur diejenigen Prüfungsarbeiten, deren Anfertiger das Zeugniß Nr. Eins erhalten hatten, wurden von dem Consistorium in Köln zur Vorlage eingefordert und demnächst nach genommener Einsicht an die Prüfungscommission nach Bonn zurückgesandt. Hiernach ist sicher anzunehmen, daß die deutsche Arbeit von Heine in Bonn verblieb. Findet sich dieselbe, wie Strodtmann angibt, dort nicht mehr vor, so dürfte sie wol als Makulatur eingestampft oder sonstwie vernichtet worden sein.

Noch einmal Goethe und Sterne.

Wir erhalten von Herrn von Loeper in Berlin folgende Mittheilungen über dies Thema:

In Nr. 10 d. Bl. hat R. Springer von neuem daran erinnert, daß mehrere Sätze der Goethe'schen „Maximen und Reflexionen" (Sprüche in Prosa) dem ziemlich seltenen und unbeachtet gebliebenen, angeblich von Sterne, wahrscheinlich von Griffith verfaßten, englischen Werke „The Koran" entnommen seien. Schon Marggraff hat nicht lange vor seinem Hingange die Angelegenheit in d. Bl. besprochen, ebenso Springer selbst im Jahre 1867 im „Deutschen Museum" (Nr. 690) in dem Artikel: „Ist Goethe ein Plagiator L. Sterne's?" Beide haben die Frage verneint, weil jene Sprüche erst nach Goethe's Tode im neunten Bande seiner nachgelassenen Schriften von den Herausgebern derselben, nicht von ihm selbst, publicirt seien. Dieser Grund ist jedoch nicht stichhaltig. Keineswegs sind die dem pseudo-Sterne'schen „Koran" entlehnten Gedanken, wie Springer meint, erst nach Goethe's Tode unter seinen Papieren vorgefunden worden, sondern Goethe selbst hat diese Sprüche im Jahre 1829 im Anhange des dritten Bandes der „Wanderjahre" (Band 23 der Werke) unter der Rubrik „Aus Makariens Archiv" veröffentlicht. Marggraff's und Springer's Annahme entspricht also nicht den thatsächlichen Verhältnissen und die Verantwortlichkeit für die Publication kann nicht von Goethe's Schultern auf die der Herausgeber des Nachlasses gewälzt werden. Es könnte scheinen, dadurch werde nicht viel geändert, da einer dieser Herausgeber, Eckermann, nach seiner eigenen Erzählung (II, 344) in den „Gesprächen mit Goethe", nicht dieser jene Aphorismen zusammengestellt hat, um damit den letzten Band der „Wanderjahre" zu füllen. Jedenfalls aber controlirte Goethe Eckermann's Arbeit und er muß sie nach außen vertreten.

Im allgemeinen hat aber Goethe nie den fremden Ursprung eines erheblichen Theils seiner in den „Wahlverwandtschaften", in den Anhängen des zweiten und dritten Bandes der „Wanderjahre" und namentlich der in „Kunst und Alterthum" mitgetheilten „Sprüche in Prosa" verheimlicht. Diese Rubrik wird in letzterer Zeitschrift vielmehr ausdrücklich als „Eigenes und Angeeignetes" (z. B. IV, 2, 35) bezeichnet, ähnlich wie Goethe von den gereimten Sprüchen humoristisch sagt:

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen,
Noch auf meinem eignen Mist gewachsen u. s. w.

Außerdem wird in den meisten Fällen die fremde Waare durch Anführungszeichen angedeutet. Wenn dies nicht überall geschehen ist, so trägt daran die überaus nachlässige Redaction seiner Schriften die Schuld, und die Kritik muß sich der schwierigen Aufgabe unterziehen, die fremden Bestandtheile aufzufinden und als solche nachzuweisen.

Vorzugsweise bedarf die sechste Abtheilung der „Maximen und Reflexionen", in welche ein großer Theil jenes Anhangs des dritten Bandes der „Wanderjahre" übergegangen ist, einer solchen Sichtung. Goethe liebt es, in den gereimten Sprüchen und zahmen Xenien dialogisch zu verfahren und einer fingirten oder wirklichen fremden Ansicht seine eigene gegenüberzustellen, wo dann Rede und Gegenrede als solche äußerlich bezeichnet werden müssen und es auch meistens sind. Ganz ebenso verhält er sich mehrfach in den prosaischen Sprüchen. Gleich der Anfang der sechsten Abtheilung bringt aus dem erwähnten Anhange eine Reihe fremder Sprüche, deren Diction, wenigstens von Nr. 5 an („Aber die Menschen vermögen nicht leicht aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln") das klare Gepräge der Uebersetzung aus dem Griechischen oder Lateinischen an sich trägt, während wol kein Kenner des Goethe'schen Stils aus der vollendeten Wiedergabe der Sprüche aus dem „Koran" den fremden Ursprung ahnen könnte. Vermuthlich sind alle jene Sprüche, mit denen Abtheilung 6 beginnt, von Nr. 4 an dem Plotinos entnommen. Sicher wissen wir es nur von Nr. 17 und den folgenden bis Nr. 25, deren Quelle aus dem Goethe-Zelter'schen „Briefwechsel" (Brief Nr. 72) bekannt geworden ist. *) Wenn auch hier im Anfange und zu Ende der Plotin'schen Sätze die Anführungszeichen fehlen, so ergibt der Zusammenhang klar, daß man es mit einem Allegate zu thun hat. Denn abgesehen von Sprache und Construction, zeigt der Inhalt des Spruchs: „Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit" u. s. w., daß hier Goethe wieder selbst spricht und zwar, um den „Idealisten alter Zeit", den Plotinos, zu bekämpfen. Das geschieht in den drei folgenden Sprüchen, mit welchen gewissermaßen ein Abschnitt schließt. Aehnlich ist dann die Behandlung der später folgenden Einschiebsel aus dem englischen „Koran".

Goethe führt Sterne zuerst ein mit dem Spruch: „Yorik Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn liest, fühlt sich sogleich frei" u. s. w. Und nun folgen gleichsam zur Bekräftigung des Gesagten Citate aus seinem vermeintlichen „Koran", und zwar die in dem oben citirten Artikel (vgl. Nr. 10 d. Bl.) angeführten Sprüche der Reihe nach, zunächst mit Ausnahme der beiden letzten, also schließend mit dem Worte „Genius". Der Anfang und der Schluß dieser eingeschobenen Sätze sind aber in dem gedachten ersten Druck, also von Goethe selbst, durch Anführungszeichen als fremdes Gut bezeichnet. Erst in den folgenden Ausgaben, nach seinem Tode, wurde das Anführungszeichen des Schlusses getilgt und dadurch die Meinung hervorgerufen, nur der erste Satz, der die Anführungszeichen behielt — deren er eigentlich nur eins hätte haben sollen —, sei fremden Ursprungs. In dem auf die fremden Sprüche folgenden Satze: „Auch jetzt im Augenblick sollte der Gebildete", führt Goethe wieder das Wort, um später („Wanderjahre", III, 280) mit dem Satze: „Lorenz Sterne war geboren 1713", auf denselben zurückzukommen und bei ihm bis zu Ende des Anhangs und der Abtheilung 6 zu verweilen. Hier begleitet Goethe die Sätze von Sterne: „Ich kann das Predigen nicht vertragen", „Unser Antheil an öffentlichen Angelegenheiten" und „Nichts ist höher zu schätzen", mit erläuternden oder einführenden Worten und die fremden Sätze sind von seinen eigenen durch Zeichen klar unterschieden. Dann folgt ein bisher noch nicht als solches nachgewiesenes Citat aus dem „Koran" (II, VII): „Pereant, qui ante nos nostra dixerunt", woselbst auf die Quelle mit den Worten hingewiesen wird: „So that I am sure I have reason to cry out with *Donatus* apud *Jerom*: Pereant" u. s. w. Endlich am Schluß der Abtheilung stehen drei Sprüche aus dem „Koran", welche wiederum im ersten Druck vom Jahre 1829 durch Anführungszeichen als fremdes Eigenthum charakterisirt sind, und zwar die beiden in obigem Artikel (vgl. Nr. 10 d. Bl.) zuletzt angeführten Sprüche und der Spruch: „Sei nicht ungeduldig, wenn man deinem Argumente nicht gelten läßt." Auch dieser ist dem „Koran" (S. 21, Nr. 21) entnommen, woselbst er, mit dem interessanten Hinweis auf die erste Quelle, lautet: „*Marcus Aurelius* says that he had learned from *Apollonius*, not to be impatient

*) Eine Zuschrift von Dr. Emil Brenning aus Bremen gibt uns die genauere Mittheilung, daß in der Ausgabe von Goethe's Werken von 1840 (in sechs Bänden) I, 263 die Sätze in der zweiten Spalte von da an: „Nicht an daher, zwei steinerne Massen", bis S. 264: „So konnte Plotin den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnlich Erfreuliches wahrnahm", die Uebertragung aus den „Enneaden" des Plotin sind und zwar des ersten Kapitels vom achten Buche der fünften Enneade, das die Ueberschrift hat „περὶ τοῦ νοητοῦ κάλλους" (Ausgabe von Firmin Didot, 1855, S. 70). Die Gegenüberstellung des griechischen und deutschen Textes läßt hierüber keinen Zweifel. D. Red.

when his arguments happened not to be apprehended.“ Auch die hier vorhandenen Anführungszeichen haben alle spätern Ausgaben misverstanden. Statt vor dem Satze: „Nichts wird leicht ganz unparteiisch wieder dargestellt“, das Anführungszeichen vor „Nichts“ aus dem ersten Druck allein beizubehalten, fügte man ein zweites nach „dargestellt“ hinzu, wo ein solches im ersten Druck richtig fehlt, und stellte dadurch nur die oben angeführten Worte als Citat, und den übrigen Theil des Satzes: „Man könnte sagen, hiervon mache der Spiegel eine Ausnahme“ u. s. w., sowie den folgenden Spruch fälschlich als Goethe's Gegenrede dar.

Wir fassen das Ergebniß dieser Erörterung zusammen: dem pseudo-Sterne'schen „Koran“ sind nicht nur die achtzehn von Hédouin ermittelten, in Nr. 10 d. Bl. abgedruckten, sondern noch zwei andere der Goethe'schen „Sprüche in Prosa“ entnommen. Fern davon, ein Plagiat beabsichtigt zu haben, hat Goethe selbst diese Sprüche überall als fremdes Gut bezeichnet, nur ist dies, infolge an zwei Stellen zuviel angebrachter Anführungszeichen, nicht klar erkannt worden. Die spätern Herausgeber haben dann aus Mangel an Treue gegen den ersten Druck das wahre Sachverhältniß verdunkelt. Obgleich letzteres durch Hédouin's Entdeckung seit einer Reihe von Jahren in Deutschland allgemein bekannt geworden ist, haben doch selbst die neuesten Herausgeber der Goethe'schen Werke (bei Cotta, erste Lieferung, 1868, S. 168—170) keinen einzigen der gerügten Fehler beseitigt und ebenso wenig für gut befunden, die Stellen aus Plotinos entsprechend zu bezeichnen. Selbst in dem Satze, in welchem Goethe Sterne's Geburtsjahr (1713) anführt, hat die neueste Ausgabe den Druckfehler der spätern Ausgaben (1715) aus dem ersten Druck nicht verbessert.

Da vorstehend von Sprüchen aus dem Englischen die Rede war, so können wir von den vielen Wünschen, zu denen uns die Cotta'schen Ausgaben der Goethe'schen „Gedichte“ Veranlassung geben, den einen hier nicht unterdrücken, daß das Gedicht: „Aus eines Stammbuch von 1604“, doch endlich gleichfalls als eine Übersetzung Goethe's aus dem Englischen bezeichnet und demgemäß placirt werde, wenn man den großen Namen Shakspeare hinunterzusetzen Bedenken tragen sollte.

Bibliographie.

Aeschylus' Perser erklaert von L. Schiller. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Barach, C. S., Die Wissenschaft als Freiheitsthat. Philosophische Principlehre. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Beck, C., Schleiermacher ein deutscher Mann. Neujahrs-Gabe an das deutsche Volk aus seinen Briefen und Schriften. 2te Abth. — A. u. d. T.: Schleiermacher im Kreise der Freunde und Familie aus seinem Briefwechsel dargestellt. Reutlingen, Rupp. 8. 6 Ngr.

Becker, A., Aus Stadt und Dorf. Zwei Erzählungen. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Bibliothek von Eisenbahn-Novellen. Nr. 1: Wie man regiert. Humoristische Erzählung nach thatsächlichen Vorgängen an kleinstaatlichen Höfen aus der Kriegszeit 1866 von M. M. Nienborf. Berlin, Goldschmidt. 8. 22½ Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Die Bronzen und Kupferlegirungen der alten und ältesten Völker, mit Rücksichtnahme auf jene der Neuzeit. Erlangen, Enke. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Büchner, K., Novellen. Neudnitz, Förster. 8. 1 Thlr.

Byr, R., Der Kampf um's Dasein. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr.

Conzen, P., Das Königreich Griechenland. Eine historisch-politische Skizze. Köln, Rommerskirchen. Gr. 8. 5 Ngr.

Ehrhardt, A., 81 114 oder die Entdeckung hinter der Sandcapelle. Neueste typisch-chemische Schicksals-Komödie mit Gesang. Leipzig, Expedition der Apotheker-Zeitung. Gr. 16. 10 Ngr.

Falb, R., Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulcanausbrüche. In gemeinfaßlicher Darstellung. 1ste Lief. Graz, Veck. Gr. 8. 15 Ngr.

Fallen, T. v., Aus dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Förster, E., Geschichte der italienischen Kunst. 1ster Bd. Leipzig, L. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Generale der preussischen Armee. Red. von G. v. Glasenapp. 1ste Lief. Berlin, Expedition der militärischen Blätter. 8. 10 Ngr.

Giacometti, P., Der Millionär und der Künstler. Drama aus dem Italienischen von E. Preyer. Karlsruhe, Bielefeld. 1868. Gr. 16. 20 Ngr.

Glagau, O., Littauen und die Littauer. Gesammelte Skizzen. Tilsit. 8. 1 Thlr.

Goldscheider, B., Rob. Hamerling's Ahasverus in Rom besprochen. Wien, Beck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung. 2te, durchgehends verbesserte Aufl. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 1 Thlr.

Hensel, Luise M., Lieder, herausgegeben von C. Schlüter. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heselkiel, G., Zwei Königinnen und ein Simolin. Historische Erzählung. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Die unschuldige Isabella und ihr Louis. Liebes-Abenteuer einer Bohnen-Königin. Berlin, Grothe. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kaim, J., Ein Jahrhundert der Judenemancipation und deren christliche Vertheidiger. Rückblick auf Literatur und Geschichte. Leipzig, Fritsch. Gr. 8. 1 Thlr.

Kempner, Friederike, Gegen die Einzelhaft oder das Zellengefängniß. Breslau, Heidenfeld. Gr. 8. 3 Ngr.

Kessel, C. v., Königstreu. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kluckhohn, A., Der Freiherr v. Lerchenfeld und das Unterrichtswesen in Bayern unter dem Churfürsten Maximilian Joseph. Vortrag. München, Franz. Gr. 4. 22½ Ngr.

Löhn, Anna, Der Geheimnißvolle. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Lubojatzky, F., Zu Haus und überall. 16 Lieferungen. Dresden, Münchmeyer. Gr. 4. à 3 Ngr.

Lüken, H., Die Traditionen des Menschengeschlechts oder die Uroffenbarung Gottes unter den Heiden. 2te, sehr vermehrte, mit alphabetischem Register versehene Aufl. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mühlfeld, J., 1848—1868. Zwanzig Jahre Weltgeschichte für das deutsche Volk. In 2 Bdn. 1ste Lief. Leipzig, Rötschke. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Freie Bahn. Roman. 3 Bde. Leipzig, Rötschke. 8. 3 Thlr.

Münchener Propyläen. Wochenschrift für Literatur, Theater, Musik und bildende Kunst. Red.: J. G. Grosse und F. Grandaur. 1ster Jahrgang. 1869. 52 Nummern. München, Wolf u. Sohn. Lex.-8. Halbjährlich 1 Thlr. 5 Ngr.

Mützelburg, A., Das Schloß an der Ostsee. Erzählung. Berlin, Medlenburg. 8. 25 Ngr.

Mylius, O., Die Irre von Eschenau. Aus der Zeit Herzog Karl Eugens von Württemberg. 1ste Lief. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. 8. 4 Ngr.

Nemmersdorf, F. v., Unter den Waffen. Roman in 6 Büchern. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Novellenstrauß. 7er Bd.: Schneeglöckchen von C. Jastrow. Leipzig, Rötschke. 8. 1 Thlr.

Oscar Fredrik, Prinz von Schweden, Carl der Zwölfte als König, Krieger und Mensch. Ein Lebensbild. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. J. Jonas. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Lex.-8. 20 Ngr.

Der kleine Pachtrüger. Eine Geschichte aus dem Leben und Treiben einer Seestadt. Celle, Schulze. 32. 3 Ngr.

Paul, L., Kant's Lehre vom idealen Christus. Ein Vergleich mit der Christologie der Kirche. Kiel, Schroeder u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Philippson, L., Die Entthronten. Trauerspiel. Mit einem geschichtlichen Anhang. Leipzig, Leiner. 8. 15 Ngr.

Platen, Graf A. v., Gesammelte Werke. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 21 Ngr.

Ponson du Terrail, Das Muttermal. Roman. Berlin, Medlenburg. 8. 25 Ngr.

Rittberg, H. v., Ehemannskleid und Junggesellenweh. Humoristische Skizzen und Erzählungen aus der Wirklichkeit. Berlin, Grothe. Gr. 16. 10 Ngr.

Scheurlin, G., Der Scharfrichter von Rothenburg. Chronistische Erzählung. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Schönaich, Bibel und Vernunft. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. O., Harnecker u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die holländischen Staatsschulden, ein Zeichen zur Warnung. Stade, Steudel sen. 8. 2½ Ngr.

Stahl, A., Die Tochter der Alhambra. Historischer Roman in 3 Büchern. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Lord Stiffelton's wunderbare Reiseabenteuer und Erlebnisse herausgegeben von Habakuk Besenstiel, Kammerdiener Seiner Herrlichkeit. Leipzig, Minde. Gr. 8. 5 Ngr.

Zwei Tage aus dem Leben einer Diakonissin, oder: Arbeit und Lohn. Breslau, Düsser. Gr. 16. 3 Ngr.

Trümpelmann, A., Luther und seine Zeit. Dramatische Dichtung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Virgil's Aeneide im Nibelungenversmaass übersetzt von M. Zille. Leipzig, Zille. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Vondel, J. van den, Lucifer. Trauerspiel aus dem Jahre 1654. Aus dem Holländischen übertragen durch G. H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Vogel, O., Pommernspiegel. Ut ollen Tieden. Greifswald, Scharff. Gr. 16. 10 Ngr.

Wagner, R., Das Judenthum in der Musik. Leipzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Wangemann, Ein Reise-Jahr in Süd-Afrika. Ausführliches Tagebuch über eine in den Jahren 1866 und 1867 ausgeführte Inspectionsreise durch die Missions-Stationen der Berliner Missions-Gesellschaft. Berlin, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Weise, L., Lorbeer und Rose. Vaterländische Gedichte. Berlin, Goldschmidt. 16. 10 Ngr.

Weiser, K., Das hohe Lied meiner Liebe. Erotisches Gedicht. Königsberg, Braun u. Weber. 8. 20 Ngr.

Die Weisheit der Braminen in der confessionslosen Schule. Ungehaltene Rede eines unabhängigen Freidenkers. Breslau, Gebhardt. Gr. 8. 1 Ngr.

Woher die Opposition? Ein Wort von liberaler Seite. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung,

Berlin, W. 8, Taubenstr. 29 (Fernsprecher Amt I, 9303).

Die Deutsche Allgemeine Zeitung, die bedeutendste unabhängige Tageszeitung Deutschlands, erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Volkspartei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Berliner Börsen-Zeitung,

Berlin, W. 8, Taubenstr. 29 (Fernsprecher Amt I, 9303).

Die Berliner Börsen-Zeitung, das führende Börsenorgan Deutschlands, erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Volkspartei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung,

Berlin SW. 68, Jerusalemer Straße 48/49.

Das Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Es erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Es ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Seine Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Es ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Berliner Volks-Zeitung,

Berlin SW. 68, Jerusalemer Straße 48/49.

Die Berliner Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Frankfurter Zeitung,

Frankfurt a. M., Großer Hirschgraben 21.

Die Frankfurter Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Kölnische Zeitung,

Köln, Am Hof 28.

Die Kölnische Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Münchner Neueste Nachrichten,

München, Schellingstraße 39.

Die Münchner Neueste Nachrichten ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Münchner Zeitung,

München, Schellingstraße 39.

Die Münchner Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Nürnberger Zeitung,

Nürnberg, Königstraße 39.

Die Nürnberger Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Stuttgarter Zeitung,

Stuttgart, Königstraße 39.

Die Stuttgarter Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Hamburger Nachrichten,

Hamburg, Ballindamm 39.

Die Hamburger Nachrichten ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Hamburger Zeitung,

Hamburg, Ballindamm 39.

Die Hamburger Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Leipziger Zeitung,

Leipzig, Königstraße 39.

Die Leipziger Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Dresdner Zeitung,

Dresden, Königstraße 39.

Die Dresdner Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Breslauer Zeitung,

Breslau, Königstraße 39.

Die Breslauer Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Hannoversche Zeitung,

Hannover, Königstraße 39.

Die Hannoversche Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Bremer Zeitung,

Bremen, Königstraße 39.

Die Bremer Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Kölnische Volks-Zeitung,

Köln, Am Hof 28.

Die Kölnische Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Münchner Volks-Zeitung,

München, Schellingstraße 39.

Die Münchner Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Nürnberger Volks-Zeitung,

Nürnberg, Königstraße 39.

Die Nürnberger Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Stuttgarter Volks-Zeitung,

Stuttgart, Königstraße 39.

Die Stuttgarter Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Hamburger Volks-Zeitung,

Hamburg, Ballindamm 39.

Die Hamburger Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Leipziger Volks-Zeitung,

Leipzig, Königstraße 39.

Die Leipziger Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Dresdner Volks-Zeitung,

Dresden, Königstraße 39.

Die Dresdner Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Breslauer Volks-Zeitung,

Breslau, Königstraße 39.

Die Breslauer Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Hannoversche Volks-Zeitung,

Hannover, Königstraße 39.

Die Hannoversche Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Bremer Volks-Zeitung,

Bremen, Königstraße 39.

Die Bremer Volks-Zeitung ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Deutschlands. Sie erscheint in 2 Ausgaben täglich, Morgen- und Abendausgabe, und hat eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Sie ist das Organ der Deutschen Demokratischen Partei und vertritt die Interessen der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft. Ihre Leserschaft besteht aus den Kreisen der Gebildeten, der Beamten, der Kaufmannschaft und der Industrie. Sie ist daher ein ausgezeichnetes Anzeigenorgan für alle Zweige der Industrie, des Handels und des Gewerbes.

Preis für 1 mm Zeile 1,50 Goldmark.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 15. — 8. April 1869.

Inhalt: Zur modernen Kunſtgeſchichte. Von Gottfried Kinkel. — Der Humor in der Weſtentaſche. Von Rudolf Gottſchall. — Aus Nordamerika. — Die Ideen des Islams. Von Moritz Carriere. — Feuilleton. („Thekla von Thurn" und Schiller's Thekla.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur modernen Kunſtgeſchichte.

1. Carſtens, Leben und Werke. Von K. L. Fernow. Herausgegeben und ergänzt von Hermann Riegel. Mit zwei Bildniſſen und der Handſchrift von Carſtens. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Aus Welt und Kunſt. Studien und Bilder von Ludwig Pietſch. Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 8. 3 Thlr.
3. Bilder aus der neuern Kunſtgeſchichte, von Anton Springer. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr.

Fernow's Lebensbeſchreibung des Asmus Jakob Carſtens erſchien 1806 und war längſt im Buchhandel vergriffen. Der Verfaſſer derſelben hatte erſt in Lübeck, ſpäter in Rom mehrere Jahre vertrauter Freundſchaft mit dem großen Begründer unſerer claſſiſchen deutſchen Kunſt verlebt. Die Biographie gilt mit Recht als Muſter eines Künſtlerlebens, obwol ſie in jener erſten Ausgabe ſammt der Vorrede nur 344 kleine Octavſeiten einnimmt. Was man daran tadeln könnte, wäre etwa nur, daß Fernow als Proteſtant, Kantianer und ſtarrer „Heide" gegen die in ſeiner Zeit zuerſt auftretende und hernach in Rom ſich zur Schule geſtaltende Richtung der Romantiker eine Oppoſition machte, deren Einſeitigkeit von der hiſtoriſchen Weiterentwickelung der deutſchen Kunſt ſeitdem verurtheilt iſt. Auch ſchrieb er ſein Buch zu ſehr als Philoſoph und zu wenig als Biograph. Seine Abſicht war, die Größe und Bedeutung des großen Verſtorbenen vor einer Generation geltend zu machen, die im allgemeinen von Carſtens' Werth noch keinen Begriff hatte. Kleine Einzelzüge, die das Bild des dargeſtellten Künſtlers in wärmeres Licht hätten ſetzen mögen, kümmerten ihn nicht. Zur Anſchauung Thorwaldſen's iſt uns z. B. ſo ein kleiner Zug doch unſchätzbar, daß der Schiffskapitän der däniſchen Fregatte Thetis, welche ihn 1796 nach Sicilien brachte, von ihm ſchreibt: „Wie wird es ihm gehen, er iſt ein honneter Kerl, aber ein fauler Hund, verſchläft die halbe Zeit, die andere Hälfte vertreibt er ſich rauchend und mit ſeinem Hunde ſpielend."

Aehnlich Charakteriſtiſches über Carſtens erfahren wir von Fernow ſelten. Hat ihm niemals die Gunſt einer Frau gelacht? Wie war ſein äußeres Leben in Rom, ſeine Art zu arbeiten, ſeine tägliche Gewohnheit des Daſeins? Davon erzählt uns auch der vertraute Freund ſo gut wie nichts, und um Carſtens uns recht plaſtiſch in der Phantaſie vorzuſtellen, bleibt uns kein Anhalt, als die von Fernow gezeichnete und von H. Lips geſtochene kleine Profilbüſte in einem Oval, welche dieſer neuen Ausgabe in einer Photographie nach dem Kupferſtich beigegeben iſt: die klare Stirn über der kraftvollen Naſe, das weitgeöffnete Auge, die magere Wange unter den ſtarken Augenknochen und das lange ſchlichte Haar, das über den breiten Kragen des Rocks nach Mode der franzöſiſchen Revolutionszeit herabfällt. Dazu kommt allenfalls noch die unvergleichlich klare Handſchrift des Mannes, die in einem Facſimile aus Carſtens' Reiſebericht an den Miniſter von Heinitz in Berlin (Rom, 9. Februar 1793) erſt der hier vorliegenden Riegel'ſchen Ausgabe (Nr. 1) beigefügt iſt. Das iſt eine herrliche Manneshand, jeder Buchſtabe ein Individuum und von ſeinen Nachbarn klar geſchieden, ohne doch abgeſetzt zu ſein; die Zeilen gleichweit voneinander, gleichwol aber in leichter Krümmung den Beweis liefernd, daß kein Linienblatt untergelegen hat. Je weniger alſo Fernow's Biographie naturaliſtiſch individuell iſt, deſto mehr iſt zu bedauern, daß ſie eigentlich über Carſtens unſere einzige Quelle bleibt, welche nur noch aus einzelnen Urtheilen von Zeitgenoſſen kleine Ergänzungen erhält, und daß der fleißige neue Herausgeber auch von noch lebenden Bekannten Carſtens' nichs Neues hat erfahren können. Hierdurch war alſo Riegel's Verfahren vollkommen gerechtfertigt, daß er kein neues ſelbſtändiges Werk zu ſchreiben verſuchte, weil das unmöglich wäre, ſondern einfach Fernow's Buch abdruckte und ihm in Form von Noten und Abhandlungen alles beigab, was von Berichtigungen und Ergänzungen irgend aufzufinden war. Eben hierin liegt auch unſere Berechtigung, Fernow's 60 Jahre altes Buch hier nicht zu

besprechen, denn sein Hauptinhalt ist ohnehin jedermann bekannt, weil alle neuern Kunsthistoriker ihn nur ausschreiben konnten. Wir beschränken uns daher in diesem Bericht auf die Zusätze des verdienten Herausgebers, welche übrigens das Originalwerk an Umfang übertreffen. Diese sind erstens im Eingang ein Leben Fernow's und ein Urtheil über ihn; dann die Anmerkungen zum Fernow'schen Texte, hierauf ein selbständiger Aufsatz: „Carstens' Sendung und Nachfolge", und schließlich ein doppeltes Verzeichniß seiner Werke, einmal nach der Zeit, dann nach den Orten der Aufbewahrung geordnet.

Die „Anmerkungen" enthalten einige höchst wichtige Stücke, die auf den Charakter, die Schicksale und die Werke Carstens' bedeutendes Licht werfen. Mit musterhaftem Fleiß hat Riegel namentlich Urkundliches beigebracht, vereinzelte Journalnotizen zusammengestellt und persönliche Mittheilungen von B. Genelli, Cornelius u. a. über Carstens gerettet. Wol am wichtigsten sind die Schriftstücke aus dem geheimen Staatsarchiv zu Berlin, welche Carstens' Stellung als Professor an der Kunstakademie, seine Beziehungen zu dem Minister von Heinitz und das spätere Zerwürfniß mit diesem zum ersten mal vollständig und actenmäßig klar machen. Man wird dem Herausgeber vollkommen recht geben müssen, wenn er den Minister von dem aus Fernow's Buch abgeleiteten herkömmlichen Vorwurf der Barbarei freispricht, seinen ehrlichen Eifer zur Förderung der Kunst, der ihm untergebenen Kunstschule und unsers Künstlers anerkennt und den Conflict zwischen beiden Männern auf ihre grundverschiedenen Anschauungen zurückführt: des Künstlers, der sich mit seinem idealen Streben der Menschheit angehörig fühlte, und des praktischen Staatsmannes, der jenem Urlaub und Pension erwirkt hatte, um für seine Schule und nicht für die Menschheit einen ausgezeichneten Künstler und Lehrer auszubilden. Wichtig ist ferner die aus dem Katalog der berliner Kunstausstellung von 1791 abgedruckte Beschreibung des großen Cyklus von Wandgemälden im Saale des Dorville'schen Hauses (damals von Heinitz bewohnt), welche Carstens auf Anordnung des Baumeisters Johann Christian Genelli (Vaters des berühmten Bonaventura) ausgeführt hatte. Nächst einigen noch vorhandenen Deckenmalereien im berliner Schloß war dies des Künstlers einziges Werk von monumentalem Umfang, das je zur Ausführung kam. Er stellte oben die in einzelne Abtheilungen der Wand eingeordneten Musen mit ihrer Mutter Mnemosyne und Apollo, tiefer unten aber die Lebenslust unter dem Symbol eines Tanzes des Komus dar, von da, wo der Gott sich die Sohlen bindet, bis zu dem Moment, wo er mit ausgelöschter Fackel entschläft, eine heitere Hypostase des Todesgottes. Die Beschreibung, aus der ein moderner Kunstkritiker noch viel für populäre Schilderung von Kunstausstellungen lernen könnte, ist von Genelli selbst verfaßt. Auch das Endschicksal dieses Bilderkreises hat der Herausgeber ermittelt: er ist zerstört, und zwar erst vor wenigen Jahren. Dem hohen Herrn, dem die Wohnung jetzt gehört,

gefiel die altmodische Ausstattung seines Speisesaals nicht mehr. Er ließ den Tapezierer kommen und den Saal in unschuldiges Weiß mit Goldstreifen kleiden, sodaß des guten Carstens unsterbliche Werke vernichtet wurden ... Bei dieser barbarischen That ging es so her. Der Saal hat eine Pilasterstellung, und die zwischen dieser und über dem Gebälk liegenden Flächen waren mit Leinwand bespannt, die Leinwand war mit Papier beklebt, und auf dem Papier hatte Carstens seine Malereien in Leimfarben ausgeführt. Man hätte also auf das leichteste diese bemalten Felder ausschneiden, auf Blendrahmen spannen und so bequem überall aufstellen können, aber man hatte keine Ahnung von dem Werthe dieser Schätze, und so wurden die Felder theils zerschnitten, zusammengestückt oder geflickt, und dann neu wieder aufgespannt, theils wurden sie gänzlich verworfen und durch neue Leinwand ersetzt. Dann wurde weiße Glanztapete mit Kleister aufgeklebt ... Was soll man zu diesem unglaublichen Vorfall sagen? Insofern die Betheiligten aus Unwissenheit gehandelt haben, kann man ihnen persönlich keinen Vorwurf machen... Allein wie kann man es sich erklären, daß der Name Carstens niemals in die betreffenden vornehmen Kreise gedrungen, daß niemals ein Mensch in diesen Gesellschaftssaal gekommen, der eine Ahnung vom Ursprung und Werth dieser Malereien hatte! Das flüchtigst hingeworfene Wort irgendeines Halbkundigen müßte genügt haben, um zur Vorsicht aufzufordern, aber niemals kann dort die leiseste Aeußerung dieser Art gefallen sein. Denn sonst hätte man anders gehandelt. Ist dies Zufall oder verschließt sich die hohe Aristokratie mit Vorbedacht dem Umgange von Menschen, die auf edlern Gebieten des Geistes oder der Seele etwas wissen? Ich wage dies nicht zu entscheiden.

Wiederum sehr interessant ist Carstens' bereits oben erwähnter „Reisebericht" an den Minister. Aus ihm ergibt sich, daß, wenn auch Carstens selbst aus dem Kreise der Bibel und der kirchlichen Legende fast gar keine Stoffe zum Componiren gewählt hat, er keineswegs im einseitigen Classicismus befangen war, sondern auch die mittelalterlich-christliche und die altdeutsche Kunst wohl zu schätzen wußte. Von einer Grablegung Dürer's in Nürnberg sagt er, „daß man sie mit den besten Werken Rafael's vergleichen könne". Holbein's Sachen in Basel findet er sehr schön, er sei den großen Malern Italiens sehr nahe gekommen. Filarete's noch gothisirendes Hospital in Mailand ist „von außerordentlicher, schöner Baukunst"; von Michel Angelo dagegen als Architekten denkt er gering, so sehr er ihn als Maler und Bildhauer bewundert. Beim Duca Melzi in Mailand, in den Kirchen von Florenz erkennt er die Maler vor Rafael, speciell den Masaccio und Ghirlandajo, als „große Meister" an. Endlich sind am Schluß der Anmerkungen noch die vollständig abgedruckten Urtheile und Berichte von Zeitgenossen über Carstens sehr dankenswerthe Ergänzungen der Fernow'schen Biographie. Als Zeugen werden hier Goethe, Friederike Brun, Zoega, Joseph Koch (der Landschafter), Rumohr und Platner abgehört.

Nach den Anmerkungen kommt dann der selbständige Aufsatz von Riegel über „Carstens' Sendung und Nachfolge". Die Welt, wenigstens die gebildete, hat Carstens längst eine Schätzung gewährt, die weit über die Schätzung zu Fernow's Zeit hinausgeht, und Riegel hat ein Recht, wärmer von ihm zu sprechen, als damals der persönliche Freund. Besonders wichtig erscheint uns hier aber der Nachweis zu sein, wie Carstens in den ihm folgenden Künstlern und bis auf unsere Tage nachgewirkt hat, sodaß er als der Ausgangspunkt der modernen germanischen Idealkunst erscheint. Wir sagen germanischen, nicht deutschen, um Thorwaldsen einschließen zu dürfen. Der Verfasser setzt Carstens' übrigens nie angezweifelte Einwirkung auf Thorwaldsen in volles Licht durch Vergleichung einzelner Compositionen und durch beigebrachte

Äußerungen des großen Bildhauers. Dann wird Carstens' Nachwirkung auf Eberhard Wächter, Joseph Koch, Gottlieb Schick, Peter Cornelius und Bonaventura Genelli nachgewiesen, wobei besonders der Punkt hervorzuheben, daß schon vor dem Auftreten Overbeck's in dem römischen Künstlerkreise nach Carstens' Vorgang die mittelalterliche Kunst und Poesie zu Ehren gekommen war. Uebrigens ist der Verfasser gegen Overbeck nicht ungerecht, denn

durch seine Stellung (zu den Präraffaeliten) ist er der andere Pol geworden von der Achse, um welche unsere neue Malerei sich bewegt, und er hat derselben historisch einen großen Dienst geleistet, indem er mit so bedeutendem Nachdruck auf die größte Verinnerlichung der Empfindung hinwies. Hierdurch bildet er für die Malerei eine nothwendige Ergänzung des Carstens, der vor allem auf Wahrheit, geistige Bedeutsamkeit und streng classische Form im Kunstwerk gedrungen und damit den Boden nicht nur für die Malerei, sondern fast noch mehr für die Bildhauerei geebnet hatte.

Auch Riegel's letzte Betrachtung ist schön und treffend:

Carstens war der Sohn eines bäuerlichen Müllers, Thorwaldsen's Vater war ein armer Bildschnitzer, der von Schick ein Weinwirth und Schneider, Koch selbst war in seiner Jugend Bauernbursch und Hirtenknabe gewesen, Wächter's Vater war ein armer Staatsbeamter, wenn er auch einen Geheimrathstitel führte, und der Gottfried Schadow's ein ehrsamer Schneidermeister. Overbeck, der Sohn eines reichsstädtischen Bürgermeisters, und Schinkel, der eines Predigers, waren zwar nach Wohlstand oder Erziehung zum Theil besser gestellt; der Vater des Cornelius aber war ein armer Maler, der dem Sohne nichts mitgab als die glühende Liebe zur Kunst. Rauch, der Sohn eines Kammerdieners, war selbst eine Zeit lang Kammerdiener; aber Schnorr hatte wie Cornelius wieder das Glück, der Sohn eines Künstlers zu sein. So entsprang die Kunst, wie die ganze neue Geistescultur in Deutschland überhaupt, aus dem eigentlichsten Kern des Volks, ja man könnte sagen, aus den innersten, einfachsten und gesundesten Schichten des Volks. Je höher hinauf, um so mehr hatte fast allgemein das Zopfthum Sitte und Bildung verdorben, daß ein neues Leben nur von unten aus der unverdorbenen Masse entspringen konnte. Es ließe sich dies alles noch weiter ausführen, doch genug, daß das deutsche Volk sich eben selbst seinen Werth und seine Kunst erschaffen hat.

Den Schluß des Riegel'schen Buchs bildet endlich das zweifache Verzeichniß der Werke, eins chronologisch, das andere als Register der Aufbewahrungsorte. Hierfür hat mit dem Verfasser gleichzeitig der Freiherr von Alten in Oldenburg gearbeitet, dessen Verzeichniß der Carstens'schen Werke und Entwürfe 1866 erschien. Es sind somit, unabhängig voneinander und ohne gegenseitig von ihren Arbeiten zu wissen, zwei fleißige Forscher auf Einen Gegenstand verfallen, und Riegel konnte die Alten'sche Schrift noch benutzen. Um so mehr ist uns die Vollständigkeit und Genauigkeit dieser seiner wichtigen, mühsamen und scharfsinnigen Arbeit verbürgt, die uns erst klar macht, in welch ungeheuerm Maße Carstens die eine Qualität des echten Genies, nämlich den Fleiß besaß. Im einzelnen können wir hier nicht kritisiren; um dazu berechtigt zu sein, müßte man dem Verfasser seine Arbeit nachthun und ebenso viel Sachen von Carstens selber sehen, als er gethan hat. Wir begnügen uns also zu sagen, daß Riegel's Gesammtarbeit, die Ausgabe Fernow's, seine Nachträge dazu und dieser kritische Katalog von Carstens' Werken, ein Buch darstellt, das neben desselben Verfassers „Cornelius" den wichtigsten Beiträgen, ja geradezu den Quellen zur modernen Kunstgeschichte beigezählt werden muß.

In den zwei Bändchen: „Aus Welt und Kunst", von Ludwig Pietsch (Nr. 2), redet zu uns ein norddeutscher gemüthvoller Mensch, der die Kunst herzlich liebt und im Genuß derselben durch keine philosophische Aesthetik sich stören läßt: im rechten frommen Sinne in der Kunst katholisch, weil er über der großen allgemeinen Kirche der Schönheit keinem Conventikel den Anspruch erlaubt, alleinseligmachend zu sein. Ihm sind Schmitson's realistische Steppenpferde Ungarns so werth als die ideal-antiken Kriegergruppen auf der Schloßbrücke zu Berlin, und Ingres kommt bei ihm so gut zur Schätzung als Delacroix. Wie es zu einer so angelegten Natur stimmt, berichtet er mehr als er kritisirt, und das macht dies Buch so angenehm und so lehrreich. Auch ist der Stil gut, leicht, ohne alle Affectation. Die meisten Aufsätze sind der modernen Kunst gewidmet; einige darunter, zumal der längere „Ueber die berliner Bildhauerschule", und der kürzere Nekrolog über Teutwart Schmitson, werden für den Kunsthistoriker späterer Tage geradezu als Quellen ihren Werth behalten.

Das erste Bändchen enthält pariser, das zweite berliner Studien. Das von Napoleon III. im Louvre gestiftete Musée des Souverains eröffnet die Reihe, diese „große und prächtige Reliquiensammlung (von Childerich bis auf Ludwig Philipp), in welcher auch legitimistische (und im letzten Saal bonapartistische) Gemüther volle Gelegenheit finden können zu frommer Erbauung". Dann folgen Skizzen über David und seine Schule, über Eugen Delacroix und über die Bildergalerie moderner französischer Maler im Luxembourg. Die letzte wird eingeleitet durch eine reizende Schilderung des Gartens vom Luxembourg und eine lebendige Erzählung der Schicksale und Wandlungen, welche der alte Palast der Maria von Medici erlebt hat. Die großen Maler der achtzehn Orleans'schen Jahre, sowie die jetzt lebenden Meister werden kurz, aber treu charakterisirt; doch geht der Gewinn, den wir aus dem Aufsatz mitbringen, nicht weit über das hinaus, was Julius Meyer's treffliche „Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789" uns bietet. Das Urtheil unsers Verfassers wird man fast immer gerecht und gemäßigt finden; nur Heinrich Lehmann scheint uns zu hart behandelt. Der Aufsatz ist vor der letzten pariser Weltausstellung geschrieben, und diese lieferte in den Bildern, die nicht aus dem Luxembourg kamen, neue Beweise, wie zutreffend im Buche die lebenden Künstler geschildert sind. Die pariser Studien schließen mit einer Beschreibung von Gustav Doré's Bibelillustrationen und dessen sonstigen Cyklen von Zeichnungen für den Bücherholzschnitt, auch hier von einem Urtheil begleitet, das nach beiden Seiten hin verständig ist.

Unter den berliner Skizzen des zweiten Bändchens verdient zunächst die Beschreibung des im Neuen Museum jetzt so schön und liberal zu freiestem Gebrauch eröffneten Cabinets der Kupferstiche und Handzeichnungen Erwähnung. In dieser glänzenden Sammlung schlägt man die Zahl der Blätter annähernd auf 750000 an! Ueber das Entstehen derselben bringt der Verfasser das wenige bei, was darüber bekannt ist, berichtet über die bisherige Verwaltung und gegenwärtige Einrichtung, und schildert dann

angenehm und belehrend einzelnes, was gerade in Berlin unter diesen Schätzen hervorsticht, z. B. Holbein's Zeichenbuch mit den Bildnissen seiner augsburger Jugend, die Porträts von Dürer, die vier Skizzenbücher des Paul Potter, und zuletzt einzelne der eingerahmten Handzeichnungen. Besonders interessant, weil sie ein noch ziemlich leeres, aber gar nicht unfruchtbares Feld der Kunstgeschichte einigermaßen ausfüllen, scheinen die von der preußischen Expedition nach Ostasien mitgebrachten japanesischen Bilder und Holzschnittwerke, darunter das Skizzenbuch eines in Japan berühmten einheimischen Malers, Namens Towlesky(?), dessen Porträts Pietsch mit Holbein in Vergleichung stellt:

Die Art der Zeichnung ist merkwürdig genug. Mit der für uns kaum begreiflichen Sicherheit der Hand, welche nur bei einem Volk möglich ist, das mit dem Pinsel schreiben lernt, zieht er ebenfalls mit diesem Griffel die Contouren jedes Kopfes und seiner innern Theile in nie unterbrochenem freien Fluß der Linie auf sein Reispapier hin, ohne Absetzen, ohne Ausweichungen, in der Gleichmäßigkeit einer mit Zirkel und Reißfeder geschlagenen Kreislinie oder des Contours altgriechischer Vasenbilder, und doch dabei gleichzeitig mit einer verständnißvollen Markirung auch der leisesten Schwingung der Formen, welche er umschreibt, indem es das tiefste künstlerische Eindringen in das Wesen derselben, in die innerste Construction der natürlichen Erscheinung bekundet, auch jeden Gedanken des mechanischen und äußerlichen Machens ausschließt, zu welchem sonst der Anblick solches völlig geläufigen Hinschreibens der Contouren nicht mit Unrecht veranlaßt. Dieser Umriß ist dann ganz leicht colorirt, scheinbar mit einem einzigen Farbenton ausgefüllt, und doch ist jeder dieser ganz von vorn beleuchteten schattenlosen Köpfe völlig körperlich und rund, dank einem Reichthum der subtilsten unmerklich leisen Variationen und Uebergänge vom höchsten Glanzlicht bis zum tiefern Mittelton innerhalb jener einheitlichen Gesammtfarbe, die wieder ihrerseits — die wahre Kunst des echten Coloristen — für jeden dieser mehr als hundert Köpfe eine andere und individuelle ist.

Wäre nur nicht die Rasse selbst so häßlich und zugleich so langweilig durch die Einförmigkeit ihrer Gesichtstypen! Was hier unser Verfasser über die japanesischen Skizzisten sagt, fand ich schon vor Jahren bestätigt, als ich Siebold's Museum noch in Leyden durchsah. Die Japanesen haben zwar Holzschnitt und Farbendruck, aber die zahllosen Reihenfolgen von Bildern, womit sie abwechselnd ihre Holzwände schmücken, sind keine künstlichen Vervielfältigungen. Heute hängen sie Thiere, morgen Pflanzen, übermorgen Genrescenen, komische Volksgestalten oder Illustrationen zu Romanen aus, und von diesen allen hat ein wohlhäbiges Haus ganze Serien, die man aufgerollt beisammen verwahrt. Das alles wird aus freier Hand gemalt, mit einem ganz bewunderungswürdigen Naturalismus und der erstaunlichsten Sicherheit der Technik. Dabei fiel mir besonders auf, daß die sehr ausgeführten Sachen eher handwerkliche Hände verrathen, aber die nur skizzirten Zeichnungen werden in Japan immer von den größten Künstlern gemacht.

In dieses Gebiet der Handzeichnungen schlägt auch noch der Aufsatz: „Von Berlin nach Danzig, eine Künstlerfahrt vor hundert Jahren." Er bezieht sich auf ein Album von 100 feingezeichneten Blättern, in welchen Chodowiecki die Ereignisse und Personen festhielt, die ihm auf einer Reise nach seiner alterthümlichen Heimatstadt aufstießen. Im Sommer 1773 unternahm er zu Pferde diese Reise, um Mutter und Schwester noch einmal zu sehen. Für Chodowiecki's künstlerisches Wesen ist dies Album höchst bezeichnend: „Seine Stärke beruhte immer hauptsächlich in der reinen Auffassung und Wiedergabe der simplen menschlichen Wirklichkeit, wie sie ihn gerade umgab." Nach dem Willen des Meisters ist es jetzt von der letzten Erbin und Trägerin seines Namens in die Bibliothek der berliner Kunstakademie gekommen, deren Director Chodowiecki gewesen ist. Alsdann folgen in unserm Buch die kunstgeschichtlich wichtigsten Abhandlungen über das Museum im Lagerhaus, wo die Regierung jetzt 162 Nummern von Entwürfen Rauch's aufgestellt hat, und die über die berliner Bildhauerschule, von Gottfried Schadow bis zu den jetzt erst 36 Jahre alten Reinhold Begas und Fräulein Elisabeth Ney. Die kunsthistorischen Aufsätze schließen mit dem Nekrolog auf den kraftvollen Realisten Schmitson, der 1830 in Frankfurt geboren, nach einem leidenschaftlich erregten, durch mächtiges Arbeiten zu rasch verbrauchten Leben von nur 33 Jahren schon am 2. September 1863 in Wien dahinschied.

An diese Kunstberichte reihen sich dann noch in beiden Bändchen unter dem Titel „Sommer- und Herbstfahrten" sechs Feuilletonaufsätze, die mit Kunst nicht weiter zu schaffen haben. Zwei schildern sehr lustig und anerbaulich zwei Saisons in Baden-Baden, die von 1864 und 1865 — Musik und Virtuosenthum, Demi-Monde (in Cora Pearl's Perlenhalsband „weinten die niederländischen Provinzen in ihrem Halse"), Wettrennen, Spiel, Waldpartien und was sonst zu dieser Königin aller Badestädte gehört. Zwei andere Artikel schildern den Napoleonstag in Straßburg und das leipziger Octoberfest von 1863 zur fünfzigjährigen Gedenkfeier der leipziger Schlacht; zwei letzte aber beschreiben Pilgerfahrten zu liebeheiligen Stellen aus Goethe's Leben: eine Wallfahrt nach Wetzlar zur Behausung Lotte's und nach dem benachbarten Garbenheim, und eine andere „sentimental journey" nach Friederikens Pfarrhaus in Sesenheim. Es sind, gemüthlich betrachtet, die schönsten Beiträge von allen, und durch die objective Prosa höchst anziehend, womit der Verfasser ehrlich erzählt, was er sah, was von Altem er nicht mehr vorfand, und was von Neuem an dessen Stelle getreten ist. Welcher alternde Mensch hat nicht den Schmerz erfahren, wenn ein Freund eine Geliebte der Jugend nach langen Jahren ihm wieder begegnen — wir haben uns frisch und geistlebendig erhalten, sie sind stumpf und müde geworden, und ihr Lächeln ist ohne Seele! So wehmüthig faßt uns der vom Verfasser hier mitgetheilte Brief Friederikens, die letzte Reliquie, die uns von ihr übrigbleibt, ein Brief „Rothau vom 9. Nivose des Jahres 7" datirt, auf grobem Concept-papier, an den Ankerwirth in Sesenheim gerichtet, dessen Tochter, Friederikens Pathchen, bei ihr in Rothau erzogen wurde:

Prosits Neujahr. Ihr Lieben ja gewiß muß Euch in diesem Jahre ein besonderer Segen zufließen, weil Ihr uns mit so vielen Wohlthaten im verflossenen beschenkt habt; und das muß ich Euch gestehen, daß unter allen Lieben und Guten mir doch Euer Riekchen das Liebste ist, so wir von Euch erhalten. Das ist Wahrheit von Eurer treuen und dankbaren Gevatterin Friederike Brion! P. S. Riekchens Wünsche sein groß, sein ganz Persianes (d. h. ein persisches?) Halstuch zu haben in einem Lande, wo niemand kleine trägt.

Gerade im Sommer vor dem Neujahr 1798, als

Friederike diesen demüthigen Neujahrsbrief schrieb, hatte Goethe zu Weimar seine „Dorothea" vollendet, in deren körperlichen Zügen und seelenvoller Güte Friederikens Wesen unsterblich wurde!

Wir wenden uns nunmehr zu dem dritten der uns vorliegenden Werke: „Bilder aus der neuern Kunstgeschichte", von Anton Springer. Auch hier, wie bei Pietsch, haben wir Abhandlungen über einzelne Erscheinungen oder, wie der Verfasser sie in der Vorrede nennt, Essays: ein modisches und vornehm klingendes Wort, dessen Aufnahme in unsere Sprache überflüssig war, denn vor hundert Jahren nannte man solche mehr populäre Betrachtungen über Specialitäten auf gut deutsch „Versuche", und unser jetzt bräuchliches Wort „Aufsatz" genügt vollkommen. Während aber die meisten Beiträge von Pietsch mit ihrem leichten und netten Stil eher Feuilleton-Artikel sind, spürt man bei Springer's Arbeiten, daß ihnen meist der mündliche Vortrag zu Grunde liegt. Der Verfasser besucht von Bonn aus, wo er als Professor der Kunstgeschichte sehr belebend auf seine Schüler wirkt, häufig die großen Städte des Mittel- und Niederrhein, um dort Vorlesungen vor gemischten Auditorien zu halten. Einige dieser Aufsätze sind von allem Anfang Beiträge zu Zeitschriften gewesen; die meisten sind erweiterte, auf stärkeres Beweisfundament begründete Ausarbeitungen solcher Vorträge. Dies gibt ihnen den großen Werth der Knappheit und dabei der Durchsichtigkeit, welche dem Leser das Eindringen in die Sache so leicht machen: es thut wohl, den Stil, den jetzt ein Universitätslehrer schreibt, mit dem entsetzlichen Katheder- und Buchgewächs der frühern akademischen Generationen zu vergleichen. Springer ist für sein Fach einer der geschicktesten Vermittler zwischen dem größern Publikum einerseits und der registermäßigen Behandlung Kugler's und dem philosophischen Stil Schnaase's von der andern Seite. Und diese Vermittelung der kunsthistorischen Wissenschaft an die Liebhaber thut immer mehr noth, da das schnelle Reisen, das Sehen vieler Galerien und die Verbreitung der Kunstwerke mittels der Photographie alle Tage mehr Liebhaber heranzieht. Die Gebildeten eilen dem Forscher nach, und da wir Nordländer nun einmal die Welt am häufigsten durch ein Fenster ansehen, fördert uns der Mann vielleicht am meisten, der uns durch den Rahmen eines solchen Fensters einen Ausschnitt des Gesammtgebiets in recht scharfer Abgrenzung und recht einheitlichem Lichte zeigt.

Die zehn hier zusammengestellten Abhandlungen haben lauter interessante Themata. Die erste Hälfte nimmt ihren Stoff vorherrschend aus der italienischen, die zweite aus der nordischen Kunst von Dürer bis auf unsere Tage. Jene beziehen sich im Grunde alle auf Renaissance, denn sie fangen mit dem an, was schon Vasari im tiefen Mittelalter die „Rinascita" nannte, und gehen bis zu dem späten Kampf, den in Bologna die Gothik mit der modernen Architektur gefochten hat. Der erste Aufsatz: „Das Nachleben der Antike im Mittelalter", widerlegt den landläufigen Irrthum, daß „seit der Zeit der Karolinger eine lange, tiefe Nacht alles der Menschheit verdeckt habe, was für sie Rom und Griechenland geschaffen hatten", und weist an der Fortsetzung antiker Techniken, an der Werthschätzung und Nachahmung classischer Sarkophage, Elfenbeinschnitzwerke und Gemmen, an dem Cultus des Virgil und der lateinischen Poesie der „Goliarden" den unversieglichen Einfluß der Antike auf die Cultur nach. „Die Anfänge der Renaissance in Italien" entwickeln dagegen in sehr schlagender Weise den Gedanken, daß gerade im 15. Jahrhundert von Nachahmung des Alterthums, zumal in der Plastik, nur wenig die Rede sein kann, daß erst das 16. Jahrhundert mit Bewußtsein die Antike sich zum Muster vorsetzt, aber dabei dennoch sich in seinem künstlerischen Schaffen ganz frei erhält. Nicht das antike Ideal, sondern der Realismus, die scharfe Naturauffassung und die Eroberung einer stets sich mehr vollendenden Technik, sowie das Verständniß großer Formen, charakterisiren das 15. Jahrhundert. Die freie Entfesselung der Subjectivität war das gemeinsame Ziel der Humanisten und der italienischen Künstler, die Erlösung aus der gothisch-handwerklichen Zunftmäßigkeit hier, wie dort aus dem scholastischen Dogma. Daß der Mensch „sein eigener freier Bildner sein soll", ist Pico von Mirandula's oberste Forderung, und im Streben nach universeller Bildung wenden daher die Humanisten auch der Kunst und den Künstlern ihrer Zeit gern Antheil und Förderung zu. Der Bund zwischen Künstler und Humanisten wurde leicht geschlossen, denn „auch den Künstler reizte der Ruhm übersichtlicher vielumfassender Bildung, auch sie liebten es, in ihren Werken die Tüchtigkeit ihrer individuellen Natur zu offenbaren, ihre persönliche Größe zu bekunden", und darum arbeiteten so manche derselben in allen drei bildenden Künsten zugleich, wie die Humanisten die verschiedensten Gebiete der Literatur nebeneinander anbauten. Als ein Beispiel dieser geistigen Vielseitigkeit, als glänzende Illustration dieses „persönlichen Hauchs, welcher die Renaissancekunst durchweht", wird dann im dritten Aufsatz Leon Battista Alberti geschildert, in welchem der Architekt mit dem Humanisten sogar in Einer Person sich vereinigte. Er schrieb eine lateinische Komödie, welche lange für ein Werk des classischen Alterthums galt. „Ein harmonisches Gleichgewicht der Kräfte war sein Ideal, eine ebenmäßige Entwickelung aller menschlichen Fähigkeiten sein Ziel." Seine „Essays" erstrecken sich über alle möglichen Gegenstände; im Besitz kirchlicher Pfründen schreibt er über Liebe und Ehe, zwar im Geist wohlfeiler Moralphilosophie, aber stets mit scharfer Beobachtung des Lebens. Im Bereich der Aesthetik wird dann besonders sein Buch von der Baukunst besprochen, dessen höchstes Ziel die Harmonie im Werk des Architekten, dessen Haupterfolg ist, nachgewiesen zu haben, „daß die Kunst des Baumeisters nur von einem großen und reichen Geist geübt werden kann".

Der vierte Aufsatz: „Rafael's Disputa und Schule von Athen", zeigt den Zusammenhang zwischen Humanismus und Renaissancekunst in den Wandgemälden des päpstlichen Siegelzimmers im Vatican. Während die andern von Rafael ausgemalten Säle den Triumph des speciell römischen Papstthums verkündigen, „leuchtet uns in der Schule von Athen der Widerschein der humanistischen Bildung am päpstlichen Hofe entgegen", da letzterer seit Nikolaus V. mit dem Humanismus einen engen Bund geschlossen hatte: Rafael verherrlicht in der Schule von Athen recht eigentlich die Ideale der Humanisten. Das

hauptsächlich Neue in Springer's Auffassung ist hier die Ausgleichung dessen, was wir auf der Wand wirklich sehen, mit Vasari's merkwürdiger Erklärung des Bildes, es stelle dar, „wie die Theologen die Philosophie und Astrologie mit der Theologie zu vereinigen suchen". Nachdem Springer gegen die neuern gelehrten Ausleger behauptet, daß Rafael weder in der Disputa, noch in der Schule von Athen eine genaue Geschichtsfolge der katholischen Dogmatiker noch der griechischen Philosophen habe geben wollen, erbringt er aus Zeitgenossen Rafael's den Beweis, daß man namentlich Plato einen Theologen genannt und den Ausdruck „griechische Theologie" als gleichbedeutend mit „platonischer Philosophie" gebraucht habe. Vasari (dies ist eine feine Beobachtung in der Note S. 145) steht bereits wieder außer dem humanistischen Kreise und entfernt sich namentlich in religiösen Dingen von der Auffassung der ältern Renaissance. In der Bezeichnung „Theologen" folge er nun, meint Springer, einer ihm nicht mehr ganz verständlichen Tradition, und meine unter ihnen, wenn er sie als auf der Schule von Athen vorhanden angibt, eben nur die beiden dominirenden Figuren des Plato und Aristoteles, welche die Zeit der Gegenreformation sich sogar in die Apostel Petrus und Paulus orthodoxirte.

Endlich haben wir in dieser Richtung noch den Aufsatz: „Der gothische Schneider von Bologna", dessen tragikomische Geschichte aus den Urkunden bei Gaye flüssig gemacht ist. Die grandiose Kirche San-Petronio in Bologna, ein Prachtbau der oberitalienischen Gothik, hat das seltsame Schicksal gehabt, daß nicht durch Erschlaffung, sondern vor lauter Eifer und Begeisterung sie niemals zur Vollendung kam. Lebhaft und angenehm erzählt der Verfasser, wie Architekt auf Architekt den unmöglichen Versuch macht, zwischen den gothischen Principien des halbfertigen Baues und der Renaissance-Modernität durchzusteuern, wie Geister wie Peruzzi, Giulio Romano, Vignola und Palladio dies Unmögliche versuchen, und der Kampf zwischen zwei Parteien, die eine die Vollendung im ursprünglichen Stil verlangend, die andere antikisirend, jedesmal den Fortbau einhält, bis endlich ein Schneider, Carlo Cremona, die neuen Gewölbe für zu niedrig und nicht nach der „Triangulation" gebaut findet, die Bürgerschaft aufregt und eine amtliche Einmischung von Rom her erzwingt. Dieser Kampf kommt ganz spät am Ende der Renaissancezeit, denn der Schneiderstreit fand 1587 statt, und zeigt den letzten Widerstand des gothischen Stils, an dem der Handwerkerstand festhielt, gegen die moderne Architekturschule, welche die Gelehrten und Gebildeten auf ihre Seite zog. Dabei ist merkwürdig, daß beide Theile, der Schneider wie der angestellte Architekt Terribilia, darin einig waren, gothisch müsse San-Petronio vollendet werden; nur die Regeln des gothischen Handwerks im Gewölbebau kamen zunächst in Frage. Das Ende vom Liede ist gewesen, daß der Bau dieser prachtvollen, mit dem Sanct-Peter an Größe wetteifernden Kirche nie zum Abschluß gekommen ist. Nur das Langhaus wurde fertig, die Façade blieb im Rohbau stehen, und im Jahre 1647 gab man auch die Vollendung des Innern durch Kreuzbalken, Kuppel und Chor auf und schloß das Schiff einfach durch eine kleine Altarnische ab.

Jetzt kommen Aufsätze über nordische Kunst. Ein Vortrag über den „Altdeutschen Holzschnitt und Kupferstich" liefert nach Zeugnissen aus Dürer's Jahrhundert den interessanten Beweis, daß schon damals bei uns wie in Italien jene zwei technischen Künste den eigentlichen Ruhm der deutschen Malerei begründeten. Merkwürdig ist zumal für das Kunsturtheil jener Tage die mitgetheilte Stelle aus dem Buch des würzburger Arztes Walther Rivius, daß Dürer den Apelles übertroffen habe, denn Apelles habe die Farbe zu Hülfe nehmen müssen, Dürer aber solche „in seinen Kunststucken nicht bedurft. Dann er allein mit schwarzen Linien und Strichlein alles das, so ihm vorkommen, ohne allen Behelf der Farben dermaßen lebhaft und künstlich gerissen und gestochen vor Augen gestellt, auch solche Dinge, so man vermeint unmöglich zu sein, dermaßen vorgebildet hat, daß solches also künstlicher, und wo man es mit Farben zieren wollte, ganz und gar verderben und versudeln würde". „In jenen Kunstzweigen", sagt Springer sehr richtig, „erkannte man den wahren Kern, den eigenthümlichen Ausdruck der deutschen Phantasie", und dieser Auffassung der Zeitgenossen tritt auch er bei, indem er schildernd auf die Bilderkreise Dürer's und Holbein's eingeht.

Rein kunsthistorisch betrachtet, erscheint uns der folgende Aufsatz: „Rembrandt und seine Genossen", als der schönste und gerundetste des ganzen Buchs. Der Einfluß der historischen Bedingungen, namentlich der durch den Westfälischen Frieden endlich gesicherten Lebensfreude auf das Wachsthum der holländischen Malerei, zumal des historischen Porträts, ist in unvergleichlich schöner Weise dargethan. So muß man kunstgeschichtliche Monographie schreiben, um zugleich den noch unkundigen Leser anzulocken und dem kundigen nach allen Seiten hin neue Ausblicke zu erschließen.

Bei den beiden folgenden, wieder sehr anziehenden Arbeiten über den „Rococostil" und die „Kunst während der Französischen Revolution" hält uns nur der Raum ab, ausführlicher zu berichten und bei dem zweiten dieser Artikel auch zu widersprechen. Nur wenn in dem letzten seiner Aufsätze: „Die Wege und Ziele der gegenwärtigen Kunst", der Verfasser uns auf unsere Zeit hinführt, wäre es feig, nicht unsere Meinung zu sagen. Es ist das ja für unsere Künstlerwelt die wichtigste Partie des ganzen Buchs, weil der Verfasser seine eigene Ansicht über den Gang ausspricht, den jetzt Kunstbildung und Kunst nehmen müßte. Wenn hier ein Mann von seiner Bildung irrt, so ist sein Irrthum gefährlich. Erst werden nun als Begründer der neuern Kunst Carstens, Thorwaldsen und Schinkel ausführlich in ihren Bestrebungen geschildert. Nicht an sie jedoch, wie der Verfasser auch halb bedauernd ausspricht, hat sich die Kunst der Gegenwart in ihrer weitern Entwickelung angeschlossen, sondern gerade an ihre Antagonisten, die Romantiker. Warum das? Weil die Romantiker, auf dem Mittelalter fußend, uns wieder eine Kunst schufen, die wenigstens durch die Religion noch mit dem Verständniß des Volks zusammenhing. Der Verfasser, sonst als Oesterreicher ein so höflicher Mann, wird hier anzüglich, denn er sagt wörtlich: „Der Haß gegen die sittliche, befreiende Wirkung reiner Formen, den bekannte unsaubere Geister nähren, gewinnt

dadurch eine scheinbare Berechtigung, daß man das Hereinziehen einer fremden längst vergangenen Bildung in unsere nationale Welt beklagt." Der Kern des Pudels liegt in des Verfassers Abneigung gegen die revolutionäre Geschichtsmalerei der Franzosen und die patriotische Porträtdarstellung in Ehrenstatuen ausgezeichneter Männer; in architektonischen Sachen ist er so antimodern gegenüber dem modernen Fabrik- und Profanbau, die Zustände „beklagenswerth" zu finden, wenn auf so und so viel Einwohner einer großen Stadt „jetzt viel weniger Kirchen kommen als in den Jahrhunderten des Mittelalters". Er hält also in den bildenden Künsten überall die sogenannten idealen Bestrebungen fest. Die Architektur soll sich an die Renaissance anlehnen, die Plastik „den Lebensgenuß feiern und in der Schilderung ungetrübter Schönheit sich ergehen", in der Malerei nicht „die Wichtigkeit des Gegenstandes", sondern die „formelle Vollendung" und „Formenpoesie" über den Werth des Kunstwerks entscheiden. Es ist das der alte reactionäre Standpunkt, von welchem aus die deutsche Kunst an breiter Wirkung hinter der französischen so weit zurückgeblieben ist, wie jede Kunst zurückbleiben muß, welche eine abstracte Herrlichkeit der Form anstrebt, ohne sich um die Grundrichtungen der Zeit im Volke zu kümmern. Unsere große deutsche Kunst ist durchaus unpopulär geblieben, in der Stoffwahl wie in der Behandlung. Denn der Geist, der unsere Zeit beherrscht, ist der Realismus, und selbst dies Wort einmal zu nennen, ist unser Schriftsteller zu vornehm, wenn er es doch wagt, der modernen Kunst die „Wege und Ziele" zu weisen. Auf die Gefahr hin, unter jene unliebsame Kategorie Springer's zu fallen, muß es gesagt werden, daß eine Geschichtsmalerei wie die von Paul Delaroche den richtigern Weg ging als Nibelungenfresken und Märchen von den sieben Raben, weil sie den in allen heißen Herzen und hellen Köpfen unsers Welttheils gärenden Kampf zwischen Legitimität und Volkswillen aus dem Spiegel einer nahen Vergangenheit uns zurückwarf; daß Schirmer's classisch gedachte „Quelle der Egeria" im städtischen Museum zu Leipzig mit all ihren componirten Prachtlinien ganz und gar verdämmert gegen die einfache Vedute Calame's mit den Tempeln von Pästum im Abendlicht, welche in demselben Saal zu Leipzig hängt; daß der Renaissancepalast und die antikisirende Börse unserer modernen Hauptstädte lange nicht so wichtig für den Fortschritt der Architektur sind, als die Durchbildung eines Stils für Bahnhöfe und Verkehrshallen, welche ihre Eisen- und Glasconstruction ganz ehrlich und realistisch unverhüllt zeigen von Halbsäulen- und Wandpilaster-Unnöthigkeit, und daß Rauch's Luise und Rietschel's Lessing viel befriedigender, auch sehr viel „monumentaler" wirken, als in dem Jahrhundert der gezogenen Kanonen die nackten Kriegergestalten, denen eine Nike oder Pallas oder sonstige Göttin Unterricht in dem Wurf eines kindlichen Speers gibt. Unsere Forderung, daß die Kunst mit dem eigensten Geist unserer Tage sich durchdringe, daß sie zu diesem Zweck aus den Hofkreisen der classischen Bildung herausschreite, um sich der Masse zu bemächtigen, ist eine Forderung, die nichts verlangt, als was zu allen Zeiten die Kunst gethan hat, wenn sie wirklich lebendig war und dauernd erquickliche Werke schuf. Statt dessen schließt Springer sein Buch mit der fabelhaften Phrase:

Die Wahrheit muß wieder lebendig werden (als ob Wahrheiten je stürben, oder Irrthümer, einmal todt, wieder aufleben!), daß zwischen dem technischen Material, dem Ideenkreise und dem Formengerüste ein festes Band, ein inniges Wechselverhältniß bestehe, das nicht ungestraft umgangen werden kann.

Wer als Aesthetiker den Künstler mit solchen Redensarten confus macht, der ist, ich sage es in aller Höflichkeit, ein blinder Leiter der Blinden. Mit der sehr entschlossenen Behauptung aber, daß die „reinste Form", wenn der in sie ergossene Stoff abgestanden oder zu berauschen untüchtig ist, auch keine „sittliche, befreiende Wirkung" üben kann, sondern im Gegentheil den Fortschritt unserer Welt zur Freiheit und die Erlösung der Massen von der Roheit nur verzögert, nehme ich Abschied vom Leser.

Gottfried Kinkel.

Der Humor in der Westentasche.

1. Humoristische Originalvorträge von A. Löwenstein. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Der langjährige Mitredacteur des „Kladderadatsch" und Verfasser der gemüthvollen Kinderlieder gibt hier ein Potpourri von Vorträgen in Vers und Prosa heraus, in welchem sehr verschiedene Klänge angeschlagen sind, einiges an Börne und Saphir, anderes an die neue berliner Coupletpoesie und den „Kladderadatsch" erinnert, in welchem aber doch diese Verschiedenartigkeit der Behandlung durch einen frischen Grundton voll von Prägnanz und Verve wieder ausgeglichen wird.

Die Sammlung wird eröffnet mit „Gedanken über das Denken", Prosa-Epigrammen mit mancher glücklichen Pointe:

Der Geist ist die Amme des Gedankens. Man sieht es jedem Gedanken sofort an, ob er mit guter classischer Milch genährt, oder ob er sich nur kümmerlich aufgepäppelt, respective am Lutschbeutel großgesogen hat. Gedanken von dieser Sorte sind schwächlich und nüchtern; man vermißt den Spiritus.

Die wenigsten Menschen haben eigene Gedanken. Es ist kein Artikel für sie. Sie haben's auch nicht nöthig. Solche Gedankenproletarier machen bei den Gedankenreichen, bei den Gedanken-Rothschilds eine Anleihe, was viel leichter und billiger ist als eine Geldanleihe, und was sie davon ausgeben, das geben sie für Eigenes aus, ohne sich der strafbaren Unterschlagung schuldig zu machen. Gerade die reichsten Denker halten ihr Denk-Vermögen lange verschlossen im Kasten ihres Gehirns, und in diesem festen Arnheim'schen Verschluß trägt es die besten Zinsen.

Hieran schließen sich Epigramme in Versen: „Moderne Weisheit", eine Art occidentalischer Brahmanensprüche, wie z. B.:

Nimm die Dinge, wie sie sind, und denke nicht, wie sie sein müßten,
Denn die Lust zum Denken ist die allerschlimmste von den Lüsten.

Lenke rechts und lenke links und wieder rechts die sichern Schritte,
Und wenn rechts und links nicht paßt, dann bleibt dir immer noch die Mitte.

Gehe mit dem Wind und fahre mit des Stroms bewegter Welle,
Daß kein Gegenstoß von vorwärts unversehns zurück dich schnelle.

Frag' und prüfe nie, was recht ist, weil das Prüfen immer schlecht ist,
Und am Ende ziemt's dem rechten Manne, daß ihm alles recht ist.

„Geben und Nehmen", „Lebensphilosophie" sind mehr Humoresken im Stil Saphir'scher „Blauer Blätter", „Klatschrosen und Leuchtkugeln", wie die folgende Wortwitzhetze beweist:

Der berühmte Liebig erklärt das Leben für einen Verbrennungsproceß. Diese Idee hat viel für sich. Man ist umgeben von brennenden Fragen. Man ist oft Feuer und Flamme. Man hat als Jüngling seine Flamme. Man verzehrt sich in Liebesgluten. Man geht für einen Freund ins Feuer. Man steht im Feuer mit Gott für König und Vaterland. Man wird angeräuchert. Man fürchtet sich als Gebrannter vor dem Feuer. Es wird einem eins auf den Pelz gebrannt. Man leidet alle Augenblick an einer andern Entzündung. Man versichert sich durchs ganze Leben bei den besten Feuerassecuranzen. Man ist ein Mann bei der Spritze. Man verbrennt sich die Finger, man brennt durch, man brennt ab, und schließlich heißt es: Ruhe seiner Asche und — Fortsetzung im Fegfeuer!

Auch die Tenzonen: „Kalt und Warm", „Wein und Wasser", und die Prosahumoresken: „Der Schneider", „Krankheiten der Zeit" u. a. verleugnen diesen Stil nicht, und obwol wir in ihnen durch manchen schlagenden Wortwitz frappirt und erheitert werden, namentlich in den trefflichen „Musikalischen Studien", so geben wir doch den Aufsätzen den Vorzug, in denen mehr der Bilder- und Sachwitz vorherrscht. Wir müssen zwar den Löwenstein'schen Wortspielen meist die Erfüllung der Bedingungen nachrühmen, unter denen Jean Paul die Erlaubniß dazu in der „Vorschule der Aesthetik" ertheilt. Sie sind in der Regel gefunden, nicht gemacht, und entsprechen auch der andern Anforderung des Humoristen: „Ein Wortspiel ist da erlaubt, wo es sich mit dem Sachwitz gattet und die Schar der Aehnlichkeiten verstärken hilft — oder wo überhaupt der Witz strömt mit seiner Goldauflösung und dieses Rauschgold zufällig oben schwebt, oder wenn es, wie eine Zweideutigkeit, so natürlich entfließet und sich einwebt, daß gar niemand behaupten kann, es sei da." Gleichwol ziehen wir diesen Stilübungen die freiere humoristische Studie vor, so z. B. die „Naturgeschichte des Rentiers", der zu den „Beutelthieren" gerechnet wird und dessen zweites Merkmal die Schere ist, die er, wie die Krebse, immer bei sich führt:

Der Rentier kommt als solcher kaum jemals auf die Welt. Er ist nur die höhere Entwickelungsstufe einer früher dagewesenen Existenz. Doch gibt sich die Anlage und Bestimmung zum Rentier oft schon sehr früh kund, und ist selten einer als Rentier geboren, so ist doch mancher zum Rentier geboren. Haufenweise laufen die Rentier-Embryonen in der Welt herum und nähren sich von guten Artikeln und schlucken gute Zinsen, bis sie zur vollen Selbständigkeit reif geworden, als Rentiers aus dem Brütofen der Glückssonne auskriechen, aus dem warmen Baumwollager sich erheben, aus der Seidenraupe sich entpuppen, oder das einschließende Eischalengehäuse von Eisen und Tuch und Holz und Leder als überwundenen Standpunkt durchbrechen. Seidenraupen und Garnspinnen, Goldfische und Perlhühner, Tuch-, Motten- und Pelzkäfer gelangen zu der höhern rentierischen Metamorphose, aber auch die allgemein verbreitete Species des „homo communis" von Schaf, Ochs und Esel, während von dieser Metamorphosirung fast immer ausgeschlossen bleiben die Bücherwürmer und andere Pechvögel.

Die Vorstadien der Rentier-Existenz bedingen die große Zahl von Spielarten des Rentiers, die in natura vorkommen. Durch die rentierische Haut schimmert das Blut der Kleinkrämerei und des Großhandels, der Industrie und der Fabrikation durch, und auf derselben klebt, als Denkmal und Erbtheil entschwundener Größe, das thierische Fett der Oelspeculation und die Charpietrümmer von Wolle, Baumwolle und Leinwand. Doch thut die Mannichfaltigkeit der Varietäten der Gemeinsamkeit des Charakters und der anatomischen Bildung keinen Eintrag. Der Rentier ist und bleibt durch einen mehr oder weniger vollen Beutel, durch verschiedene beschwerte Taschen, durch eine gute Portion Gräten und durch die obengenannte Schere hinlänglich gekennzeichnet. Neben diesen Organen ist seine physiologische Bestimmung, durch den stark entwickelten, ziemlich umfangreichen, sackförmigen Magen sichtlich angedeutet, der offenbar zu der Bildung seines Gehirns in einem entschiedenen Gegensatze steht.

Unter den Gedichten finden sich einige mit Herwegh'schem Schwung, wie „Frühlingsanfang", andere mit keck zugreifendem Witz, alle von politischer Färbung. Am originellsten ist die historische Sage: „Das Staatsdecoct", die in dem plauderhaften Ton der Rückert'schen Makamen abgefaßt ist. Dies „Staatsdecoct" wird von dem Mandarinen des Cultus zubereitet; infolge desselben bricht die Aera des Blödsinns an:

Die Dummheit wuchs von Tag zu Tage,
Und mit ihr verstummte jede Klage,
Jeder Kummer und jedes Leid,
Es herrschte ringsum Zufriedenheit,
Und täglich dicker wurden die Zöpfe
Am Hintertheil der dicken Köpfe,
Und täglich dicker wurde das Fell,
Ein Segensquell.
Der Sultan lenkte mit hohem Behagen
Der Regierung goldenen Wagen,
Und ließ sich von seinem ganzen Hofe sagen,
Daß alles erquicklich
Und glücklich
Und schicklich,
Und, dank dem probaten Dummheitsdecocte,
Nichts mehr schwankte, nichts mehr stockte,
Keine Seele mehr wühlte,
Jede Seele sich selig fühlte,
Und kein Bürger mehr wär' ohne Orden,
In Osten und Westen, in Süden und Norden!

Und was aus dem Staate schließlich geworden?
Wahrscheinlich hat ihn ein böser Demokrat
Verflucht;
Denn wir haben den Staat
Auf dem ganzen Globus gesucht
Und nirgend gefunden;
Er ist verschwunden.
Doch das Recept
Hat sich fortgeschleppt
Von der Zopfzeit und Kreuzzeit
In die Neuzeit,
Und lagert in den Staatsarchiven,
Ein Fideicommiß der Conservativen,
Und trägt noch heut' seine guten Früchte,
Als Panacee der Weltgeschichte.

Noch wollen wir unsern Lesern einige Blätter aus „Moritz Wolff's Nachtbuch" nicht vorenthalten:

Das Ballet ist das Grab der Sittlichkeit. Ich habe es mir aber zum Grundsatz gemacht, dieses Grab, wie das Grab meiner seligen Angelika, was meine Gattin war, jede Woche einmal zu besuchen.

Ich habe immer gefunden, daß die Menschen lieber zehnmal Champagner trinken und Austern essen, als einmal ihre Schulden bezahlen. Aus diesem Grunde tractire ich meine Freunde mehrmals mit Austern und Secten, aber borge ihnen niemals etwas.

Geld verdienen ist schwerer als Kuchen essen, es wird aber leichter vertragen.

Es geht wahrhaftig nichts über Schiller. Großartige Werke! Am Tage habe ich freilich keine Zeit zu ihm, aber abends — ich kann sagen, ich kann ohne Schiller gar nicht mehr einschlafen.

Mein Karlinchen lebt und webt in das Geschäft. Sie kennt es schon durch und durch. Man soll sagen, was eine Sache ist. Sie kennt jedes Papier. Mit englische Russen geht sie zu Bette, und mit österreichische Franzosen steht sie auf.

Die Schönheit ist das Deckblatt der Mädchen. Es kommt aber doch noch darauf an, von welchem Boden sie sind und wie sie gewickelt sind.

2. Humoristisches Potpourri. Allerlei Bilder und Schilderungen aus den Straßen Berlins von G. A. B., Verfasser von „Humoristica für Salon und Waggon", „Naturgeschichte des Menschen", „Bunt durcheinander" u. s. w. Berlin, Grothe. 1869. 8. 10 Ngr.

Dies Potpourri bringt humoristische Novelletten und Charakterbilder aus dem berliner Leben. Allerlei Typen, wie: „Der Neidhammel", „Pechvogel", werden bisweilen in etwas alltäglicher Beleuchtung abphotographirt. Keinesfalls läßt der Autor einen Schwarm blendender Witzraketen steigen, wie sein ebenbesprochener Vorgänger, er erzählt nur mit einem gewissen Behagen Anekdoten, theils selbsterfundene, theils dem Leben abgelauschte. Die modernen Hexenmeister der Reclame werden nach Gebühr gezüchtigt; wir haben derartige „Paukendoctoren" unter allen Ständen. Selbst die Begabten und Begnadeten verschmähen oft derartige Mittelchen nicht; denn es gibt zu viele Beispiele, daß das Talent verdunkelt wird durch die Talentlosigkeit, die so laut ihren Tamtam schlägt. Ja selbst die ostensible Verschmähung der Reclame kann zur Reclame werden. Davon erzählt unser Autor folgendes Geschichtchen:

Ein Schauspieler, der schon eines großen Rufs genoß, gastirte zum ersten mal in Berlin. Wie es in der Ordnung, verfügen sich die Häupter der wohlgeordneten Claque zu dem Sundermann, der höher als alle seine Vorgänger stehen soll; sie wissen ja, was es mit dem Rufe für eine Bewandniß hat, daß sie so manche Größe über die Untiefen und Sandbänke des negativen Beifalls, des Antitriumphs geleitet haben, daß viele Mimen ihrer Kunst und ihren harten Händen den bewunderten Namen verdanken, zumal wenn die unbestechliche Kritik mit ihnen Hand in Hand ging. Unser Roscius empfängt die Herren mit Liebenswürdigkeit, engagirt sie jedoch nicht. Lächelnd erklärt er ihnen, wenn sie am Tage seiner Vorstellung in den Theaterräumen nicht gesehen würden, er ihnen am folgenden das Doppelte ihrer Forderung zahlen wolle. Gegenseitige Verbeugung — gegenseitige Versicherung der Hochachtung. Nach einer Stunde weiß Berlin das Geschehene und bewundert den Mann, der die Claque verschmäht. Das muß ein Meister sein, der so zuversichtlich dasteht, und der große Mime hat das Vorurtheil für sich, hat sich ein Heer von claquirenden Bewunderern geschaffen, das ihn schon jubelnd empfängt: „Nun wird's fort. Unheil, du bist im Zuge." Dem ersten Bravo folgt sicher das zweite — man klatscht um die Wette und glaubt der Gerechtigkeit zu dienen. Marionetten, die Reclame regiert euch! Puppen, die sich selbständig meinen und doch am Drahte tanzen!

Nach einer etwas magern Omnibusstudie werden wir zu einer „ehrenwerthen Klasse von Leuten" geführt, den Spitzbuben, doch nicht blos zu jener Sorte, die in puris naturalibus herumläuft, sondern auch zu den verkappten Dieben, den literarischen Plagiatoren und ähnlichen Gesellen. Ein solcher moderner Spitzbube wird uns vorgeführt:

Besagter besitzt nämlich das eigenthümliche Talent, Dramen komischen und ernsten Inhalts aus andern gleichen Geschlechts zu verfassen, die gewöhnlich seit zwanzig Jahren vergessen sind. Den Titel geändert, die Personen mit andern Namen versehen, die Sätze, vielleicht sogar Scenen oder Acte versetzt, und die Novität ist fertig, deren eigentlicher Verfasser freilich schon längst von den Würmern gefressen ist. Dumas hat das den Deutschen gelehrt — Verbrechen aus Ehrsucht: le joueur de Manheim. Wagniß ist aber bei solchem Verfahren keineswegs; denn die Deutschen kennen den literarischen Mist aller Nationen, vieles Gute ihrer Literatur aber ist ihnen gänzlich unbekannt. Allenfalls setzt man statt der sonst so üblichen Originalarbeit: Schauspiel (oder Posse) nach einem ältern Stoffe, und kann unter solcher Aegide seine Piraterie ohne Furcht treiben. Noch weniger setzt sich der literarische Spitzbube dem Pranger aus, wenn er nur Gedanken stiehlt und ihnen dann seine Form gibt, die freilich sich oft wie ein unpassendes Kleid um einen schönen, wohlgeformten Leib ausnimmt. Zu solchen Individuen gehört auch jener Roman- und Novellenschriftsteller, dessen Aeußeres das neueste Modenjournal darstellt, dessen Haar von Rosen und Veilchen duftet, und dessen ziemlich große und grobe Hände stets von den feinsten Handschuhen bedeckt sind. Freilich so weit ist derselbe noch nie gegangen, wie sein College, der einen Roman von dem seligen Hildebrand als Originalarbeit verkauft hat, da er das langweilige Ding eigenhändig selbst abgeschrieben. Aber darauf ist es dem andern auch nicht angekommen, ein altes Drama in eine Erzählung umzugießen, deren interessanter, obgleich etwas phantastischer Stoff ungemein gelobt wurde, während man allgemein nicht begreifen konnte, wie man bei so viel Geist so liederlich zu schreiben vermöge. Jener Lyriker, dessen Umfang von einem dreifach so großen Radius wie nöthig herzurühren scheint und dessen Stimme an den von Diomed verwundeten Ares erinnert, lächelt spöttisch und erklärt, daß er solch Verfahren ganz in der Ordnung finde, da ja alles schon einmal dagewesen. Das heißt wenigstens offenherzig gesprochen und muß als ein freies Bekenntniß gelten, daß seine ziemlich häufigen Reminiscenzen nicht ohne Bewußtsein zu Tage gebracht sind. Gestohlene Sardellen in Essig und Oel aus eigener Fabrik!

„Der Bratenbarde" ist eine gelungene sociale Studie. Seit den Zeiten des seligen Horaz kann man das Genre in der Literatur selbst verfolgen, nicht blos unter den diis minimarum gentium, die daraus einen Lebensberuf machen. Es gibt noch genug feinere Arten, derartige gezähmte Talente an die modernen „Gastmähler des Trimalchio" mit heranzuziehen; das Parasitenthum ist in allen Kreisen heimisch.

Der Besuch der unbekannten Liebhaberbühne „Waterloo" macht uns mit primitiven berliner Kunstzuständen bekannt. Man hat so viel über das Unwesen der Sommertheater geschrieben; daß aber auch Liebhabertheater eine den Geschmack verderbende Wirkung ausüben können, ist fraglos, obgleich sie in vielen Städten wie die Pilze aus der Erde hervorschießen. Sogenannte Liebhabereien sind überhaupt auf dem Gebiete der Kunst gemeinschädlich; denn sie verpfuschen dieselbe.

3. Die Photographie. Humoreske in zehn Gesängen von Eduard Paulus. Stuttgart, Köhle. 1868. 16. 10 Ngr.

Die zehn Gesänge dieser Humoreske brauchen niemand Angst einzujagen; sie haben mit den Gesängen Homer's und Klopstock's in Bezug auf ihre Länge keine Aehnlichkeit. Das Ganze ist eine Nipptischstudie, welche auch

nicht einmal an die komischen Epen Boileau's, Pope's und Zachariä's erinnert. Es ist ein Scherz, eine Anekdote, deren Pointe in der Verwechselung zweier Photographien besteht. Zwei Maler werden in Italien ihrer Kleider von Räubern beraubt, ebenso ihrer Esel, die ihnen jedoch wieder nachgerennt kommen; sie lassen sich in dieser Costümlosigkeit zu den Acten photographiren; der eine sendet aus Versehen das Bild statt seiner Visitenkarte an die Geliebte in Deutschland, des Pfarrers Töchterlein. Das hindert indeß die Hochzeit nicht. Dieser Scherz ist mit allerlei anheimelnden Bildern deutscher Pastoridylle und den Arabesken italienischer Reiseskizzen, für seinen Inhalt zu luxuriös, ausgestattet. Der Stil nimmt sogar hin und wieder einen dichterischen Anlauf, wie die folgende Probe beweisen mag:

Des neuen Geistes Wiege du,
Florenz, wie herrlich liegest du,
Ein Hort der Ideale,
Im weiten Arnothale.

Wer immer tritt in dich hinein,
Dem wird die Seele kühn und rein,
Der sieht der hellsten Zeiten
Gewaltige Schatten schreiten.

So nahmest du auch Herz und Sinn
Den beiden Wandersleuten hin,
Wie trunken von Gedanken
Sie durch die Gassen schwanken.

Durch jene Gassen, krumm und eng,
Wo in erhabenem Gedräng,
Burgtrotzig, Fest' an Feste,
Aufragen die Paläste.

Auch in den Gärten Boboli
Mit Hochgenusse lungern sie,
Und schauen immer wieder
Zur Stadt entzückter nieder.

So rauschte wie mit Zauberschlag
An Paul vorüber Tag für Tag,
Doch in den Abendstunden,
Da brachen auf die Wunden.

Da starrte er so still hinaus,
Als suchte er das Giebelhaus,
Im Ohr ein halbes Klingen,
Wie Heidelerchensingen.

Und wieder sitzen sie einmal
Im letzten Abendsonnenstrahl
Auf ihres Daches Zinnen,
Der Paul in seinem Sinnen.

Er sieht nicht, wie die Wolken gehn
Und um die Domlaterne wehn,
Derweil Ser Edward's Augen
An ihren Formen saugen.

Und dieser, den es doch verdroß:
So steure lieber darauf los,
Und schreibe von Italien
Jetztunder an Amalien.

„Zu schreiben, das vermöcht' ich nie."
„So schick' deine Photographie
Und dein Visitenkärtchen",
„Thu' das, mein Eduärdchen!"

Hinunter stürzt er sich im Nu
Und bringt's der nächsten Lade zu,
Und thut beim Heimwärtsgehen
Sich stark mit Wein versehen.

Nun hat's ein anderes Gesicht:
Er ist gerettet, trinkt und spricht:
„O sieh die feinen Ränder
Der reichen Gartenländer.

„Sieh, welch ein wonnig blauer Duft,
So schön und edel abgestuft,
Bis in die Felsenschluchten
Und tiefen Oelwaldbuchten.

„Wie göttlich diese Kuppel ist,
Doch unsereins nie ganz ermißt,
Gelt Brunelleslo heißt er
Der löwenkühne Meister?" —

„Ja, Freundchen — so gefällst du mir,
So hat man seine Lust an dir,
Der Mann erschuf die ganze
Hochheilige Renaissance!"

Und tief bis in die Nacht hinein
Forttrinken sie den kühlen Wein,
Und singen frohe Lieder
Vom hohen Dache nieder.

4. Kynopädie oder der wohlerzogene Hund. Ein Lehrgedicht von Sebastian Auf. Mit 15 Illustrationen von Friedrich Lossow. Stuttgart, Cohen und Risch. 1868. Br. 8. 12½ Ngr.

Dies Gedicht ist eigentlich ein ernstgemeintes Lehrgedicht, das uns in Alexandrinern die Regeln der Hundedressur vorträgt; es vermehrt das Register der Lehrgedichte, in welchem vom Schachspiel bis zur Syphilis kaum irgendein Gegenstand fehlt, welcher je den menschlichen Geist angenehm oder unangenehm beschäftigt hat. Wenn wir indeß dies Büchlein zum „Humor in der Westentasche" rechnen, so haben wir doch unsern guten Grund dazu. Hinter den feierlichen Mienen dieses Lehrgedichts lauert eine gewisse Schalkhaftigkeit, welche sich darüber amusirt, daß sie ein solches Thema so wichtig nimmt und ihre Lehren über dasselbe in das pomphafte Gewand gemessen einherschreitender Alexandriner kleidet. Auch ist die Darstellung des misrathenen Hundes, gehoben durch die lustigen Illustrationen, nicht ohne vis comica. Am meisten aber berechtigt uns die captatio benevolentiae der Einleitung dazu, welche einen heitern Ton nicht ungeschickt anschlägt:

Ein braves Büchlein ward vor Zeiten ausgesonnen,
„Der Höflich Schüler" heißt's, das große Gunst gewonnen,
Geschrieben ist's gar klug und fein in Reim gebracht,
Doch hat's darum das Kraut bisjetzt nicht fett gemacht.
Im Gegentheil; der Mensch ist immerdar geblieben
Der rauhe Erdenkloß, nur spärlich abgerieben;
In kurzem frißt der Rost die schwache Politur
Und von der Höflichkeit verliert sich alle Spur.

Der Mensch, von Adam bis zum Zukunftsmusikanten,
Ist mit der Höflichkeit ungerne einverstanden,
Sodaß der Autor fast verschwendet sein Genie
Und seufzet: „Operam et oleum perdidi." —
Doch ich sog tapfern Muth aus diesem wackern Buche,
Auf daß ich's abermals und zwar am Hund versuche,
Ob stets auf dieser Welt bei aller Zeitlichkeit
Der gute Same wird vergeblich ausgestreut. —
Hab' unter Menschen ich schon manchen Hund gefunden,
Fand keinen Menschen ich noch jemals unter Hunden;
Ja, Neid und Dünkel ist's, daß schon der Name „Hund"
Als pöbelhafter Schimpf beschmutzt den Menschenmund:
„Der Mensch kommt auf den Hund, ist unterm Hund"; drum
schonen
Will ich das zarte Ohr mit Hundscompositionen;

Ein edles Thema ist's, was meine Feder treibt,
Sodaß dieselbe gern in Anstandsschranken bleibt.
Und dieses Thema ist dem Weisen nicht verächtlich,
Sind Hundestugenden doch immerdar beträchtlich;
Es spiegelt in dem Hund so manche Tugend sich,
Die in dem Menschenkind zum Schatten fast verblich.

Vom Argos Ithakas will ich hier gar nichts sagen,
Noch was mit Aubri's Hund sich einst hat zugetragen,
Ob der auch seinerzeit durch seiner Künste Macht
Den großen Goethe selbst zum Weichen hat gebracht,
Nicht sing' dem Barry ich, St.-Bernhards Stolz, zum Preise,
Der vierzig Menschen zog allein aus Schnee und Eise,
Nicht nenn' ich manches noch wohlmeritirte Thier;
Die Tugenden allein will laut ich nennen hier,
Die, fliehend vor der Welt selbstsüchtigem Gequäle,
Sich ein Asyl gesucht in einer Hundeseele:
Die Demuth, Dankbarkeit, die Treue, die Geduld,
Die Mäßigung im Trunk, das Tragen fremder Schuld —
Genüget dieses nicht, so hat der Hund die Plagen
Der heil'gen Hermandad stets resignirt ertragen. —
So wird gewissenhaft des Hundes Lebensgang
Nach Körper und nach Geist geschildert im Gesang,
Wie auch sein Unterricht, die Heilung der Gebreste
Verhandelt werden soll nach Kräften auf das beste. —
Nun, günst'ger Leser, und du, schöne Leserin,
Nehmt die bescheidne Schrift mit Huld und Nachsicht hin.

5. Deutscher Humor in Poesie. Illustrirt von Oskar Pletsch, J. Füllhaas u. a. Leipzig, Amelang. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Der deutsche Humor ist in der Regel so subjectiver und verduftender Art, daß sich seine Ergüsse schwer in Illustrationen festhalten lassen. Eine Auswahl aus deutschen komischen Gedichten zu diesem Zweck zu treffen, ist nicht ganz leicht; doch ein Blick auf die Bilder der vorliegenden Sammlung zeigt uns, daß sie gelungen ist; denn es sind sehr heitere und närrische Gestalten und sehr schalkhafte Arabesken, die uns in diesen sauber ausgeführten Illustrationen entgegentreten.

Freilich dürfen wir nicht glauben, unsern Classikern allzu häufig in dieser Sammlung zu begegnen; nur Goethe, der oft bei guter Laune war, auch in seinen Gedichten, tritt uns hier und dort entgegen. Unser größter Humorist, Jean Paul, ist durch seine unmetrischen Neigungen und seine Streckverse ausgeschlossen. Dagegen treten unsere ehrwürdigen Fabeldichter, Lichtwer und Gellert, der launige Langbein, in ihre altverjährten Rechte, und neben einigen im literarhistorischen Dunkel weilenden Autoren, denen einmal ein glücklicher Wurf auf dem Gebiete des Jocus gelungen, werden unsere neuen witzigen Coupletdichter Kalisch und Dohm vorgeführt. Auch einige altdeutsche Volksdichter fehlen nicht, und selbst der Dichter der „Zauberflöte" ist in das lustig ausgestattete Album aufgenommen worden.

Die Verlagshandlung sagt in der Vorrede: „Die wirklich humoristischen Gedichte sind so zerstreut, daß deren Auffinden große Mühe bereitet." Sie bittet die Leser, die sich im Besitz eines oder einiger derartiger Gedichte befindet, um gefällige Mittheilung für eine etwaige künftige Auflage. Dieser fühlbare Mangel weist indeß auch auf ein Deficit in unserm literarischen Etat hin. Der Humor ist durch den Feuilletonstil in einen Zersetzungsproceß gerathen, sodaß er sich ganz in subjectiven Ergüssen und in pikanter Prosa zu verflüchtigen droht. Die geschlossene Form des metrischen Lapidarstils ist ihm fast ganz abhanden gekommen. So erscheint es an der Zeit, wie auch der Unterzeichnete in seiner „Poetik" gethan hat, auf die komischen Dichtformen hinzuweisen, welche, wie die Epistel, die Satire u. a., geeignet sind, eine dauerndere Stätte in der Nationalliteratur zu finden, als der perlende Champagnerschaum des Feuilletonhumors, und dabei durch den echt modernen Geist verjüngt werden können. **Rudolf Gottschall.**

Aus Nordamerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Amerika mit Rücksicht auf die gegenwärtige politische Parteistellung in Deutschland. Eine politisch-historische Studie von R. Doehn. Leipzig, O. Wigand. 1868. 8. 1 Thlr.

Wenn der Einfluß, welchen der Norden Amerikas seit Ende vorigen Jahrhunderts auf Europa ausübte, auch schon längst keinem aufmerksamen Auge mehr entgangen war, so ist doch erst durch den ebenso furchtbaren wie glorreichen Kampf, welchen die Union in den letzten Jahren gegen ihre rebellischen Mitglieder zu führen hatte, die ganze, gewaltige Macht dieses Einflusses in ihr volles Licht getreten. Europa hat durch diesen Kampf zu viel geistige Anregungen empfangen und zu viel materielle Leiden infolge desselben zu tragen gehabt, als daß dasselbe von nun an nicht alles, was in den Vereinigten Staaten geschieht, mit verdoppelter Aufmerksamkeit verfolgen sollte. Um aber das, was jenseit des Oceans geschehen ist und noch geschieht, nur einigermaßen verstehen und würdigen zu können, ist eine genaue Bekanntschaft mit den Parteien, welche sich da drüben bekämpfen, unumgänglich nothwendig. Ein Werk, wie das vorliegende, welches uns in gedrängter Kürze die Entwickelung und den Stand dieser Parteien darstellt, ist deshalb geradezu ein Bedürfniß geworden. Mit trefflicher Klarheit, welche die vollständige Beherrschung des großen und oft äußerst verwickelten Materials verräth, mit streng wissenschaftlicher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, nicht weniger aber auch mit einem in den politischen Kämpfen diesseit und jenseit des Oceans*) ausgereiftem Urtheile enthüllt uns der Verfasser den Kern alles Parteiwesens in der Union seit ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag. Als dieser Kern — unter welcher Schale immer derselbe sich zu verschiedenen Zeiten auch verborgen haben mag — erscheint aber von den allerfrühesten Anfängen an die verhängnißvolle Sklavenfrage, „die stets wie ein giftiger Krebs an dem staatlichen und socialen Körper der Nation genagt hat". „Hüben wie drüben galt es und gilt es noch", wie der Verfasser an einer andern Stelle sich allgemeiner ausdrückt, „den alten Kampf siegreich zu Ende zu führen, den Kampf für Völkerfreiheit und für Herstellung allseitig rechtlicher Zustände im Volksleben gegenüber den verderb-

*) Der Verfasser lebte gegen zwölf Jahre, bis 1865, in den Vereinigten Staaten, wo er 1861, also gerade in der Zeit der gewaltigsten Wirren, die Stadt St.-Louis in der Legislatur von Missouri vertrat.

lichen Gelüsten materieller und geistiger Willkür- und Gewaltherrschaft". Das Buch weist nach, wie bereits bei der Abfassung der Unabhängigkeitserklärung 1776 die Sklavenfrage einen ernsten Streitpunkt bildet, und die Stelle in derselben, welche den afrikanischen Sklavenhandel verdammt, aus Rücksicht auf Südcarolina und Georgien gestrichen wird. Es zeigt uns ferner, wie bereits 1786 die Convention von Philadelphia Secessionsdrohungen der Südstaaten wegen derselben Frage hervorruft. Wenn in der ersten Zeit der Union die „Föderalisten" eine Verbindung mehr souveräner, unabhängiger Staaten erstreben, die „Antiföderalisten" dagegen eine straffere Union wünschen, so wurzelt der Partikularismus der erstern doch ganz deutlich nur in der Furcht, daß die Sklaverei durch den Norden angetastet werden könne. Und wenn sich auch nach der genannten Convention die Parteinamen völlig ändern und nun die Vertheidiger der neuen Constitution sich Föderalisten, ihre Gegner dagegen sich Antiföderalisten oder lieber „Republikaner" nennen, indem sie die „Freiheit" auf ihre Fahne schreiben, so stecken hinter dem Worte „Freiheit" doch sehr sichtbar nur die Wünsche der Sklavenbarone des Südens und ihrer Freunde im Norden, die Wünsche nämlich, einen Theil ihrer Mitmenschen in voller Freiheit als Lastvieh misbrauchen zu können. Und mögen in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, beim Ankauf des Louisianagebietes, die Gegner dieses Ankaufs, die Föderalisten, „auch nur dem Buchstaben nach, die Republikaner dagegen in der Sache selbst recht haben", so wird es doch allzu offenbar, daß die letztern dabei keineswegs das allgemeine Wohl, sondern auch wieder lediglich ihre particularistischen, durch die Sklaverei bedingten Interessen im Auge haben. In den Zeiten des Kriegs mit England und vor dessen Ausbruch überwiegen allerdings die äußern Fragen die innern, und bei der drohenden Gefahr nähern sich die beiden Grundparteien naturgemäß einander und ihre Grenzen scheinen sich verwischen zu wollen, doch schon 1817, als Missouri in die Union als Staat aufgenommen sein will, bricht der alte Kampf mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus. Soll Missouri Sklavenstaat sein oder nicht? das ist auch hier der Kern alles Streites. Wieder schreiben die Sklavenzüchter „Freiheit" auf ihre Fahne. „Laßt uns nicht vergessen, daß wir Gesetze machen in einem freien Lande und für ein freies Volk", ruft Walker von Nordcarolina, der Sklavenfreund, aus. „Bei den südlichen Sklavenbaronen und den Reactionshelden in Oesterreich und Frankreich hat das Wort «Freiheit» aber von jeher eine gar verschiedenartige und sonderbare Bedeutung, je nach der Zeit und den Umständen gehabt: nur die einzige Bedeutung, die ihm das Wörterbuch und der gesunde Menschenverstand verleihen, hat es bei jenen Verfechtern der Willkür und der Gewalt niemals besessen", bemerkt dazu der Verfasser.

Der Missouri-Compromiß 1820 bringt nur eine scheinbare Ruhe hervor. „Die ganze Dauer der Präsidentschaft von J. Q. Adams (1825—29) war ein fortwährender Kampf mit den Anhängern der Sklaverei." Die „National-Republikaner" stehen auf der einen, die südliche Sklavendemokratie steht auf der andern Seite. „Die Sklaverei war es, welche die demokratische Partei veranlaßte, der Politik, welche J. Q. Adams hinsichtlich des Systems der innern Verbesserungen verfolgte, ihr Veto entgegenzusetzen." Daß die Regierung der Vereinigten Staaten einst noch einmal „die Sklaverei, den Träger aller Werthe, vernichten werde", ist die Besorgniß des rebellischen Gouverneurs Troup in seiner Botschaft an die Legislatur von Georgien, als die Regierung einschreitet gegen die empörende Behandlung der Creek-Indianer. „Kapital und Baumwolle, oder das Fabrikinteresse und die auf Sklaverei basirte Plantagenwirthschaft, rangen um die Palme des Sieges" in der Frage wegen der Tariferhöhung, welche schon 1832 Südcarolina zum Rebellenstaat machte. „Der Tarif ist nur ein Vorwand; das nächste Disunionsmittel wird die Sklaven- oder Negerfrage sein", schreibt Präsident Jackson, der eigentliche Gründer der demokratischen Partei 1834 an einen Freund.

Jahr für Jahr sehen wir unter Präsident Jackson und seinen Nachfolgern die Macht dieser Demokratenpartei wachsen, die ganz das wurde, „was in absolut regierten Ländern die privilegirten aristokratischen Klassen sind", während die Beamten dieser Präsidenten „aufs Haar den bekannten preußischen Landräthen glichen", sehen sie ihre Herrschaft nach Süd und West immer weiter ausdehnen und den erbittertsten Kampf gegen den 1832 in Boston gegründeten Neuengland-Antisklaverei-Verein, gegen die so viel und so ungerecht verdammten Abolitionisten führen. Und wenn die aus den Trümmern der National-Republikaner und anderer Parteien herausgewachsene Whigpartei, welche mehr vom Geldbeutel als von der Freiheit hielt, die Sklavenfrage möglichst zu ignoriren sucht und „den Hauptnachdruck auf die Verwirklichung des sogenannten «amerikanischen Systems», auf die Banken, den Tarif und die innern Verbesserungen" legt, so werden doch durch die Bestrebungen der Partei, an deren Spitze Calhoun, „der demokratische Johannes, welcher J. Davis die Wege bahnte", steht, und der „die Sklavenfrage zum alles beherrschenden «Toss» seiner Partei macht, auch die Gegner gezwungen, dieselbe Strömung in ihrer Politik eintreten zu lassen". Und als Calhoun und Genossen schließlich so weit gehen, zu erklären, daß an dem Grundsatze, alle Menschen seien frei und gleich geboren, kein wahres Wort sei, daß Gott selbst die Sklaverei angeordnet habe u. s. w., und als dieselben aus den angeführten Gründen ungeschminkt auffordern zur Bildung eines südlichen Congresses, eines selbständigen Staats unter dem Namen „Vereinigte Südstaaten", so sehen wir gar bald die an Halbheit und principienloser Rechnungsträgerei im Bezug auf die Hauptfrage krankende Whigpartei gänzlich zerschellen und „die edlern Elemente aus den Whigs und den Demokraten sich zusammenfinden, um im Laufe der Zeit eine Macht zu werden, welche den Götzen der Sklaverei für immer zertrümmerte". Diese Macht ist aber die neue, noch jetzt bestehende „republikanische Partei", in welcher auch jene progressive Partei der seit 1848 bestehenden Freibodenmänner, welche „freier Boden, freie Rede, freie Arbeit, freie Menschen" auf ihre Fahne schrieben, aufging.

Wenn nun auch aus dem Angeführten genugsam erhellt, welcher Partei der Verfasser angehört, so kann demselben doch in keiner Weise der Vorwurf gemacht werden, daß er — und die Gefahr lag nahe —, indem er die Parteien schilderte, ein Parteibuch geschaffen habe. Wir

bemerken überall das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit, überall, namentlich auch bei Besprechung der Kämpfe gegen den Präsidenten Johnson, ein leidenschaftloses Abwägen des pro und contra, was dem Werke einen wahren und bleibenden Werth verleiht. Nur wo die Schlechtigkeit der Absichten in einer allzu empörenden Weise hervortritt, wie z. B. im Thun und Treiben des Präsidenten Buchanan, „des verrätherischen Schwächlings", welcher durch seine offene Tyrannei und Schändlichkeit selbst den Riß in der eigenen, der demokratischen Partei hervorbringt, verurtheilt der Verfasser mit dem ganzen Ausdrucke des Abscheues und der Verachtung. Nicht weniger stehen ihm aber auch Worte tiefster Empfindung da zu Gebote, wo es gilt, ergreifende Ereignisse zu schildern, wie den tragischen Tod J. Brown's oder den Mord A. Lincoln's. Die erwähnte Unparteilichkeit zeigt sich namentlich auch in den Charakterschilderungen der Präsidenten und der hervorragendsten Parteiführer. Mit wenigen aber sichern und deutlichen Strichen erhalten wir stets ein Charakterbild, das uns den ganzen Menschen mit all seinen Vorzügen und Fehlern naturwahr vor Augen bringt und Zeugniß gibt von dem schönen Streben des Verfassers, jeden Mann nach dem Boden zu beurtheilen, auf welchem derselbe erwuchs. Doch sein Talent gerade auf diesem Felde der Literatur hat ja der Verfasser längst in seinen zahlreichen Arbeiten dieser Art für die bedeutendsten Journale Deutschlands, namentlich für „Unsere Zeit" bewiesen.

Was nun schließlich die Seitenblicke betrifft, welche das Buch bei jeder passenden Gelegenheit auf die gegenwärtige Parteistellung in Deutschland wirft, so sind dieselben in der kurzen und kernigen Art des Verfassers mit ebenso viel Ruhe als Sachkenntniß ausgeführt. Vorzüglich ist es hier der Compromiß, dem der Verfasser seine Aufmerksamkeit schenkt, ja wir irren wol kaum, wenn wir es geradezu als eine Hauptabsicht des Buchs hinstellen, den Leser auf die Nutzlosigkeit und Gefahr der Compromisse, an denen die Geschichte Amerikas so reich ist und von denen ja die neueste innere Geschichte Deutschlands ebenfalls genug Beispiele bietet, hinzuweisen. „Der Schacher hört so lange nicht auf, als es etwas zu handeln gibt, und nicht allemal ist ein Compromiß in politischen Dingen das Zeichen hoher Staatsweisheit", lesen wir bei Gelegenheit des Missouri-Compromisses. An der Stelle, wo der von H. Clay 1833 zu Stande gebrachte Compromiß besprochen wird, finden wir die Aeußerung: „Wenn Principienreiterei überall lächerlich und oft verderblich ist, so hat andererseits das Aufgeben heiliger Rechte und als wahr anerkannter Grundsätze der Freiheit noch niemals dauernden Ruhm, wirkliche Ehre und thatsächlichen Vortheil gebracht." Ebenso Seite 165: „Noch niemals hat eine halbe Maßregel, wie der Compromiß von 1850 es war, eine dauernde Ausgleichung zwischen zwei sich principiell bekämpfenden Parteien zu schaffen vermocht."

Das Buch weist Seite für Seite nach, wie wahr die Worte Lincoln's waren, welcher in seiner Botschaft an den 37. Congreß den ganzen Streit zwischen dem Norden und dem Süden der Union für einen Kampf zwischen aristokratischer Anmaßung und wahrhaft demokratischer Volksfreiheit erklärt und mit prophetischer Ueberzeugung den endlichen Sieg der Freiheit verkündet. So dürfte denn das Studium dieses Buchs allen Aristokraten, damit sie sich ein Beispiel nehmen an dem Schicksal der Sklavenbarone, allen Halben und Anhängern einer Zwitterpolitik, damit sie nicht das Schicksal der Whigs und eines Douglas (S. 203—207) ereile, und endlich auch allen Kämpfern für wahrhafte Volksfreiheit, damit der Anblick des Siegs sie stärke, welchen ihre Parteigenossen da drüben endlich doch errangen, aufs wärmste zu empfehlen sein.

Die Ideen des Islams.

Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Der Gottesbegriff, die Prophetie und Staatsidee. Von Alfred von Kremer. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

„Aus der kurzen Spanne Zeit, die zu umfassen uns gestattet ist, mögen wir immer eine Ueberzeugung schöpfen, nämlich die des unwandelbaren Fortschritts der Menschheit auf der Bahn ihres geistigen Wachsthums nach den ihrem Wesen zu Grunde liegenden ewigen Gesetzen." Dieser trostreiche Satz, mit welchem der Verfasser sein Buch schließt, läßt uns sogleich erkennen, daß er, wie alle, die den Orient gründlich betrachten, von der vermeintlichen Stabilität desselben nichts mehr wissen wolle, nicht einmal bei China, geschweige bei den Indiern oder Semiten, den Juden und Phöniziern, Arabern. Das menschliche Leben duldet nirgends den Zwang unveränderlicher Formen, es erringt neue Gestaltungen, wie seine Cultur reift, und die Stufen ihres Emporgangs in Europa finden gar vielfältige Analogien im Orient. Kremer hat längere Zeit in Syrien und Aegypten gelebt, er hat die unmittelbare Anschauung der Gegenwart zusammengehalten mit den Ergebnissen der Forschung über die Vergangenheit, die Glaubensinnigkeit der Mohammedaner, die durch ihre Ergebung in den Willen Gottes erlangte Gemüthsruhe hat ihm imponirt, und von da aus ist er den Ideen nachgegangen, die ihre Geschichte beherrschen, den geistigen Kämpfen, die auch dort dem Aufblühen wie dem Sturz der Reiche zu Grunde liegen; da fand er auch dort die Ebbe und Flut im Streite der Conservativen und Liberalen, der orthodoxen und rationalistischen Richtungen wie in Europa, und sah, wie aus der Reibung dieser Gegensätze sich das Wachsthum der Menschheit ohne Sprung, aber auch ohne Erstarrung oder Rückgang entwickelt. Weltfreudigkeit und Weltentsagung, hingebender Glaube und freies Denken wechseln auch im Islam und üben ihren Einfluß aufeinander. Mohammed spricht unbedenklich von der Allmacht Gottes und predigt die Ergebung in Allah's Rathschluß, während er daran festhält, daß der Mensch seine Thaten selbst zu verantworten hat, also der Wille frei ist; aus der Allmacht Gottes folgern die einen das Dogma des Fatalismus, der Prädestination,

die andern aber erklären, daß Allah der Gerechte nur nach den Handlungen des Menschen dessen Geschick in Zeit und Ewigkeit bestimme; vom blinden Schicksal erhebt sich Gemüth und Geist zur sittlichen Weltordnung. „Gott ist uns näher als unsere Herzader", hatte schon Mohammed gesagt, weil er das Ewige in seiner Seele spürte; indeß blieb der arabischen Dogmatik Allah außerweltlich, bis die Perser Mohammedaner geworden und nun vom arischen Geist aus das Sufithum aufkam, welches den Menschen in Gott und Gott im Menschen anschaut und pantheistisch sich an das All-Eine hält. Die persischen Ideen aber werden für die türkische Literatur maßgebend, und die geistesfreie Mystik Dschelaleddin Rumi's erschafft das poetische Erbauungsbuch für die Denkenden im Orient. Da erscheinen alle positiven Religionen als Phasen im Entwickelungsgang der Menschheit und die Liebe zu Gott und den Menschen als des Gesetzes Erfüllung. *) Kremer weist nach, wie die verstandesscharfe Dogmatik und die dichterische Schwärmerei des Gefühls nicht minder als die Philosopheme das christlichen Mittelalters und der neuern Zeit ihre Analogien im Islam haben, und schließt die Darstellung der Geschichte des Gottesbegriffs mit folgenden Worten trefflich ab:

Der Mysticismus des Christenthums und des Islams berühren sich vielseitig, und vielleicht wird derselbe einst die Kluft überbrücken, die den Islam vom Christenthum und von der modernen Civilisation scheidet. Als Ausflüsse des ewigen höchsten sittlichen Princips stehen sich die Religionen untereinander um so näher, je mehr sie dem Ideal des sittlich Guten und ewig Wahren entsprechen. Indem sie dieses ahnten, haben die Motaziliten in einem Zeitalter, wo Europa in tiefster intellectueller und moralischer Verwilderung lag, für eine jener Ideen gekämpft, die, wenn sie auch wieder unterzugehen scheinen im Sturme der Zeiten, doch im stillen fortwirken und dereinst siegreich wiederkehren. An dem Tage, wo der Moslem in Gott nicht mehr blos die Allmacht, sondern auch die Gerechtigkeit, das absolute Princip des Sittengesetzes erkennt — und seine bessern Denker und Dichter lehren so seit 1000 Jahren — wird er ebenbürtig wieder eintreten in den Kreis der großen Culturvölker, wo er schon einmal, wenn auch auf kurze Zeit, die Herrschaft sich errungen hatte.

Seltsamerweise ist sich Kremer über Mohammed nicht klar geworden. Er sieht im Leben Mohammed's von Sprenger „das einzige vollkommene Bild eines Religionsstifters durch die Kritik hergestellt". Wenn Sprenger selbst den Propheten bald ein Genie, bald einen Betrüger, bald die Puppe von Abubeker und Omar heißt, so ist dies aber ein sehr unvollkommenes Schwanken. Wir verdanken Sprenger, daß er uns die arabischen Quellen aufgeschlossen, daß er mit den Aussprüchen des Koran die sie veranlassenden Ereignisse zusammengebracht; aber das Bild Mohammed's mußte erst aus diesem Material gewonnen werden. Ich habe das in dem unten erwähnten Buche versucht. Mohammed erscheint dadurch nicht als Betrüger, sondern als ein gottbegeisterter reformatorischer Geist, der unter Verfolgung und Noth, und dann in Kampf und Sieg durch die Ideen, die er verkündigt, aus den zerstreuten Stämmen der Wüstenaraber zuerst ein Volk macht und den Grund legt, daß sie für Jahrhunderte die Culturträger der Weltgeschichte werden. Er ist nicht das sittliche Ideal wie Christus; durch die weltlichen Zwecke und die Verquickung von Religion und Politik wie durch seine Vielweiberei nach dem Tod der edeln Kadidja litt er Schaden an seiner Seele; aber er that nichts, was ihm die damalige Volksmoral verargt hätte. Kremer fährt fort:

Der arabische Prophet, den an hundert Millionen Menschen noch gegenwärtig als den Gesandten Gottes, als den größten aller Propheten betrachten und mit fast abgöttischer Hingebung verehren, erscheint durch Sprenger als schwacher Mensch, von Kindheit an von nervösen Anfällen, wahrscheinlich Hysteria muscularis, im spätern Alter, infolge krankhafter maßloser Sinnlichkeit, an impotenter Satyriasis leidend.

Das ist alles. Und dieser kranke schwache Wollüstling soll vollbracht haben, was doch Kremer anderwärts von ihm rühmt, daß er durch sein Wort die Menschen sittlich erhoben und gebessert, daß er die religiösen Bedürfnisse eines großen Theils der Menschheit durch Tausende von Jahren befriedigt hat?

Wenn man die Thränen der Rührung zählen, die Seufzer tiefer Wehmuth und Sehnsucht, die Gefühle innigster Ergriffenheit messen könnte, welche Millionen Menschen an Mohammed's Grabe als Opferspenden dargebracht, so würde man staunen über die Macht einer Idee, welche von einem Menschen gepredigt die Stürme von Jahrtausenden hindurch mit ungeschwächter Kraft fortdauert und einen so erhebenden und unvergänglichen Eindruck zurücklassen konnte.

Mohammed berief sein Volk von der Vielgötterei, der Verehrung von Steinen und Sternen, zu der Erkenntniß des einen geistigen Gottes und der Ergebung in dessen heiligen Willen; er hob die Stammesfehden auf, brachte Einigung und Frieden im Innern und wandte die Kraft der von ihm geschaffenen Nation nach außen; die arabische Völkerwanderung wurde nicht verwüstend, sondern culturverbreitend, weil er ihr seine große Seele eingehaucht. Und dem indischen Kastenwesen wie dem europäischen Feudalismus stellte er die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, den theologischen Satzungen, dem scholastischen Formelkram die einfache religiöse Wahrheit gegenüber:

Ich predige Allah nach Grundsätzen der Vernunft. Er spricht das Wesen der Dinge aus und gebietet Gerechtigkeit zu üben, für die Verwandten zu sorgen, Bosheit und Unterdrückung zu meiden, Gutes zu thun gegen jedermann. Das die Wahrheit: sich in Gott zu ergeben und die Menschen zu lieben; das andere ist Sektenwahn und Beschwerung der Seele.

Wenn die Mohammedaner von der Ewigkeit des Korans reden, so haben sie längst das irdische Buch für die Abschrift des himmlischen erklärt, das heißt, sie betrachten ihn als die Verkündigung ewiger Wahrheiten, göttliche Gesetze, und die sittlichen Bestimmungen, die ich eben aus Mohammed's Mund anführte, sind derart. So lehrte die Motaziliten ausdrücklich: die Worte und Buchstaben des Korans sind etwas Vergängliches, aber der ideale Sinn der Buchstaben, der Inhalt der Worte ist für sich bestehend und unvergänglich. Zu Ende des 10. Jahrhunderts berichtet ein Spanier mit Entsetzen, wie bei den Zusammenkünften der Gelehrten in Bagdad Juden, Christen und Mohammedaner sich nicht auf ihre heiligen Schriften berufen dürften, sondern nur mit Beweisgründen der Vernunft verhandelten.

Kremer verweist auf die civilisatorische Bedeutung des Islams für den Orient. In Indien habe er dem Heidenthum mehr Abbruch gethan als die christlichen Missio-

*) Vgl. die ausführliche Darstellung und eine Blütenlese der schönsten Dichterspüche im dritten Bande meines Buchs über „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung".

nare, und die Afrikaner würden den Durchgang durch den Mohammedanismus nehmen, um in unsere europäische Cultur einzutreten. Der Islam gehe nicht seiner Auflösung, aber einer Reformation entgegen, die den ursprünglichen Kern eines das Sittengesetz verkündenden Theismus rein hervorhebe, Herzensreinheit und Nächstenliebe mit den Sufis als den Weg zum Heil bezeichne und mit ihnen in allen Religionen die Lichtstrahlen einer Sonne, in allen Propheten die Sprecher derselben Principien des Guten und Wahren erblicke. Schon werde von vielen gebildeten Mohammedanern die Polygamie verworfen; ein normales Familienleben angestrebt. Trotz elender Regierungen haben auch die Völker des Orients ein unverwüstliches Princip des Lebens und der Verjüngung sich erhalten, kraft dessen sie sich aus sich selbst umgestalten können. Auch auf politischem Gebiet entwickelt sich aus patriarchalischen Zuständen und theokratischen Anfängen die Staatsidee zu immer größerer Selbständigkeit. Kremer läßt uns auch hier in das innere Getriebe der Geschichte blicken: sie ist ein mühsamer und leidensvoller Kampf, aber dennoch ein Emporgang.

Moritz Carriere.

Feuilleton.

„Thekla von Thurn" und Schiller's Thekla.

Es gehört zu den Ueberlieferungen der Literaturgeschichte, daß Schiller einen Roman der Benedicte Naubert bei Abfassung seines „Wallenstein" für seine Thekla-Episode benutzt habe. Auch in der neuesten Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon findet sich die Angabe, daß Schiller in seinem Wallenstein manches, sogar wörtlich aus der „Thekla von Thurn" der Benedicte Naubert benutzt habe. Die Dame, welche zur Zeit unserer classischen Dichter zu den beliebtesten Romanschriftstellerinnen gehörte, wurde in Leipzig am 13. September 1756 geboren und starb daselbst am 12. Januar 1819. Sie war die Tochter des Professors der Medicin Hebenstreit und zweimal, zuletzt mit dem Kaufmann Naubert in Naumburg, verheirathet. An Productivität dürfte sie kaum hinter Luise Mühlbach zurückstehen, der sie auch in der memoirenartigen Verarbeitung des geschichtlichen Stoffs ähnlich ist. Da sie sich indeß nicht auf große Cyklen einließ, sondern meist kurzathmige Erzählungen von höchstens zwei Bänden verfaßte, so ist sie auch in dieser Hinsicht als eine Vorgängerin unserer geschichtlichen Novellisten, eines Tromlitz und Blumenhagen zu betrachten. Alle ihrer Erzählungen sind frei erfunden, ein großer Theil derselben ist der deutschen Geschichte entnommen, wie „Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz"; „Gebhard, Truchseß von Waldburg, Kurfürst von Köln"; „Hatto, Bischof von Mainz"; „Konradin von Schwaben" u. a. Am bedeutendsten sind wol ihre „Neuen Volksmärchen der Deutschen" (6 Bde.) und ihre „Alma oder ägyptische Märchen" (5 Bde.). Zu den Romanen aus deutscher Geschichte gehört nun auch ihre „Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn oder Scenen aus dem Dreißigjährigen Kriege" (2 Thle., 1788). Offenbar macht man sich von dieser Erzählung ein falsches Bild, wenn man erfährt, daß Schiller manches aus ihr für seinen „Wallenstein" benutzt habe; man glaubt, daß die Wallenstein'schen Intriguen und die Katastrophe des Helden ihren Mittelpunkt bilden. Das ist aber nicht der Fall. Die Kunst der Verfasserin besteht eben darin, die Geschicke der Heldin so zu erfinden, daß sie in alle großen Begebenheiten des Dreißigjährigen Kriegs verstrickt erscheint. Natürlich ist das nicht möglich ohne große Abenteuerlichkeit der Erfindung. Die böhmischen Unruhen, die Schlacht bei Prag, dann wieder die Schlacht bei Lützen, zuletzt Wallenstein's Fall werden in großen geschichtlichen Gemälden geschildert. Die Heldin aber muß überall dabei sein, wohl oder übel, und selbst dem schwedischen Hofe einen Besuch machen. Die Katastrophe Wallenstein's kommt erst gegen den Schluß des Romans zur Darstellung.

Selbstverständlich kann eine Heroine wie Thekla von Thurn, die auf den Schlachtfeldern zu Hause ist, nicht das Ideal der zarten Schiller'schen Thekla sein. Im Charakter ist durchaus keine Aehnlichkeit vorhanden. Die Tochter des Grafen Thurn und die Tochter Wallenstein's sind überdies in so verschiedener Lage, daß auch die Aehnlichkeit der Situation ausgeschlossen ist.

Gleichwol mag Schiller, als er die Liebesepisode zu seinem großen Geschichtsdrama dichtete, durch den Roman von Benedicte Naubert angeregt worden sein. Nicht blos der Name Thekla weist darauf hin, nicht blos ihre Beziehung zur Herzogin von Wallenstein, die in dem Roman ganz ähnlich charakterisirt ist wie in dem Schiller'schen Drama; noch mehr scheint eine Stelle des Romans den Dichter auf die Erfindung des tragischen Conflicts in seinem Max hingeführt zu haben. Mehr als die Anregung liegt freilich nicht in dem Roman, aber diese ist wol nachweisbar. Der junge Graf Eggenberg, der Sohn eines Freundes von Wallenstein, der diesen vor seinem Abfall warnt, ist der Geliebte der Thekla von Thurn, und von diesem Eggenberg heißt es: „Der Fürst von Eggenberg kannte die Neigung seines Neffen für den Herzog von Friedland; er wußte zwar, daß er zu edel war, sich mit ihm in ein Verständniß einzulassen, das den Gerechtsamen seines Herrn, des Kaisers, nachtheilig sein konnte, aber er wußte auch, daß er Wallenstein stark genug liebte, sein Leben für ihn zu wagen, wenn es aufs Aeußerste kommen und irgendetwas vorgehen sollte, dabei die Person seines Freundes in Gefahr kommen könnte." Dieser Conflict ist in dem Roman weiter nicht ausgeführt, aber es bedarf nur solcher Andeutung, um für den Dichter ein fruchtbares Motiv herzugeben; wir glauben in dieser Stelle allerdings die Keimblättchen zu finden, aus denen sich die Max-Thekla-Episode mit ihrem Stamm und ihrer Blüte entfaltet hat. Die Thekla von Benedicte Naubert trauert indeß nicht in der Kartause von Gitschin, sondern sie wird eine Fürstin Eggenberg, per tot discrimina rerum, nachdem sie alle Haupt- und Staatsactionen des Dreißigjährigen Kriegs mit durchgemacht, allerlei Verkleidungen und Abenteuer und manchen Sturm erlebt hat.

Bibliographie.

Bremer, Frederike, Die Nachbarn. Aus dem Schwedischen 7te Aufl. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Civilehe. Den Liberalen Oesterreichs gewidmet. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zwanglose Briefe eines Notars. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 8 Ngr.

Brück, H., Die Erzbischofswahl in Freiburg und die badische Regierung. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Czerwenka, B., Geschichte der evangelischen Kirche in Böhmen. Nach den Quellen bearbeitet. 1ster Bd. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Grosse, J., Aus bewegten Tagen. Neue Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr.

Grüel, E., Das Haus Morville. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Grün, A., Glückliches Wien! Die Stadt und ihre Kunstschätze. Wien, Beck. 8. 1 Thlr.

Günther, K., Die indische Cholera im Regierungsbezirke Zwickau im Jahre 1866. Auf Grund amtlicher Mittheilungen und eigener Wahrnehmungen dargestellt. Leipzig, Brockhaus. 4. 4 Thlr.

Guseck, B. v., Im Herzen von Deutschland. Historische Erzählung. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 30 Ngr.

Hagenbach, K. R., Festrede, gehalten am Vorabend der Säcularfeier von Schleiermachers Geburtstag in der Aula der Universität zu Basel. Zürich, Meyer u. Zeller. 1868. 8. 5 Ngr.

Mehr, M., Die Fortdauer nach dem Tode. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Nerger, K., Grammatik des meklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit. Laut- und Flexionslehre. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Brockhaus. 8. 28 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik.

Von

Immanuel Hermann Fichte.

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Der berühmte Philosoph bietet in diesem Werke eine Sammlung grösserer und kleinerer Abhandlungen, von denen die meisten und wichtigsten hier zum ersten mal im Druck erscheinen. Dieselben bilden jedoch kein Allerlei von Betrachtungen über verschiedene Dinge, sondern leiten alle auf eine philosophische Grundwahrheit hin, die nur von den verschiedensten Seiten beleuchtet wird.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und von der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß J. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter aus der preußischen Geschichte

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.

Fünf Bände. 8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Mit dem soeben erschienenen vierten und fünften Bande liegt dieses Werk vollständig vor. Gleich den berühmten „Tagebüchern" des Verfassers liefert dasselbe die wichtigsten Beiträge zur Zeitgeschichte und nimmt ein fast noch größeres Interesse als jene in Anspruch, weil in dem darin behandelten Zeitabschnitt (1820—31) noch keine unabhängige Tagespresse existirte, und daher die Aufzeichnungen eines im Brennpunkt der Ereignisse stehenden Zeugen ungleich höhern Werth haben als in der nachfolgenden Periode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Leben des Generals von Scharnhorst.

Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt von

Georg Heinrich Klippel.

Erster Theil.

Erstes und zweites Buch. 1755 bis 1793.

Mit einem Bildnisse Scharnhorst's. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Biographie Scharnhorst's, dieses echt deutschen Mannes, von Arndt „Der Deutschen Waffenschmied" genannt, darf gerade in unserer Zeit auf die wärmste Theilnahme rechnen. Das vorliegende Werk hat aber um so größern Werth, weil der Verfasser ein sehr reichhaltiges handschriftliches Material benutzen konnte, das den frühern Biographen Scharnhorst's verschlossen war. Es verdient nicht blos Militairs und Historikern, sondern den weitesten Kreisen des deutschen Volks empfohlen zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Vierte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Das bekannte Werk, welches schon bei seinem ersten Erscheinen ungewöhnliches Aufsehen erregte, wurde in der vierten Auflage abermals umgearbeitet und bedeutend vermehrt, sodaß dieselbe auch für die Besitzer früherer Auflagen von hohem Werthe sein wird. So ist unter anderm ein neues Kapitel über die neuesten Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Strauß, Schenkel, Keim u. s. w. hinzugefügt; auch die theologische Richtung des Protestantenvereins erhielt eine Schutzrede gegen falsche Anklagen. Stets bisher hatte der Verfasser dabei das Ziel im Auge, vorzugsweise der jüngern Generation von Theologen sowie allen Gebildeten auf dem Wege zur Wahrheit mit zuverlässigem Rath an der Seite zu stehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lucifer.

Trauerspiel von

Joost van den Vondel

aus dem Jahre 1654.

Aus dem Holländischen übertragen durch G. H. de Wilde.

8. Geh. 20 Ngr.

De Wilde, welcher durch seine gelungene Uebertragung des Trauerspiels „Gysbrecht van Aemstel" zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf van den Vondel hingelenkt hat, bietet jetzt dessen Trauerspiel „Lucifer", das von vielen als das Meisterstück des Dichters angesehen wird, in deutscher Uebersetzung

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 15. April 1869.

Inhalt: Neue Romane von Levin Schücking, Max Ring und Hans Hopfen. Von Rudolf Gottschall. — Eine militärische Biographie. Von Karl Gustav von Berneck. — Händel und Shakspeare. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane von Levin Schücking, Max Ring und Hans Hopfen.

1. Schloß Dornegge oder Der Weg zum Glück. Roman in vier Büchern von Levin Schücking. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Levin Schücking ist einer der begabtesten neuern Romandichter. Alle seine Werke athmen Geist, Grazie und Bildung, mögen sie nun auf dem Boden der „rothen Erde" spielen, der einmal die Specialität unsers Autors bildet, oder über denselben in weitere Lebenskreise hinausführen. Mit diesen Vorzügen ist es freilich bei einem Roman nicht abgethan; denn sie können sich in Reflexionen, Abhandlungen und Extrablättern verzetteln. Doch Schücking besitzt auch die für den Romandichter unerlaßliche Gabe, die Leser auf den Fortgang der Geschichte zu spannen und die Phantasie durch frappante Ereignisse lebhaft zu beschäftigen. Seine Erfindungen sind allerdings oft gewagt und gewaltsam; auch pflegt sich die Handlung nach der Katastrophe hin zu überstürzen, ein Fehler, den Schücking mit Walter Scott gemein hat. Doch woher sollen die Schriftsteller in einer bürgerlich so wohlgeordneten Welt die Abenteuer nehmen, die seit den Aethiopika des Heliodorus, seit den babylonischen Geschichten des Jamblichus, den Erotika des Achilleus Tatius das unerlaßliche Ferment der Romandichtung sind, wenn sie nicht den „Pitaval" überpitavalen und diese oder jene schauerliche Criminalgeschichte hinzuerfinden, die womöglich aber nicht von den Assisen zerpflückt wird, sondern eine gewisse vornehme Romantik für sich behauptet? So erscheint auch in dem neuesten Roman Levin Schücking's der Staatsanwalt zu wiederholten malen, doch er geht immer leer aus. Der Dichter bestraft seine Helden mit Exil und mit Gewissensbissen, aber er läßt sie nicht nach den Paragraphen des Strafgesetzbuchs zum Zuchthause verurtheilen.

Die Memoiren des Adels, z. B. des schlesischen Adels, würden allerdings noch eine Fülle von Romanstoff darbieten; es gibt dort der Fälle genug, wo es unentschieden bleibt, ob ein Zufall oder ein Verbrechen bei einem tragischen Ereigniß zu Grunde liegt, und wo aus diesem oder aus ähnlichen Gründen manches Abenteuerliche und höchst Fragwürdige die Criminaljustiz nicht behelligt. Sehen wir indeß von den grellen und gewaltsamen Wendungen in den Katastrophen des Romans ab, obgleich wir auch diese mit den ästhetischen Rechten und Pflichten der modernen Form epischer Dichtung in Einklang bringen können, so ist „Schloß Dornegge" einer der besten Romane unsers Autors, der alle Vorzüge desselben, namentlich die frische Lebendigkeit der Darstellung bei geistiger Vertiefung und glücklicher Charakteristik in hohem Grade besitzt. Von großer Anmuth ist die mehr genrebildliche Introduction, welche uns zwei episodische Figuren, den Bildhauer Ludwig und seine heidnische Göttin, die Tochter des Kunstagenten Böhmer, in einem Verkehr zeigt, den die Kunst und die Liebe gleichzeitig vergeistigen. Durch eine Hinterthür der Nachbarhäuser schlüpft das Modell von Fleisch und Blut in den Hof der Bildhauerwerkstätte, um als Undine, auf einer Sandsteinschale des Brunnens sitzend, sich von dem jungen Künstler in Thon kneten zu lassen. Die Situation, die Gespräche — das ist alles so funkelnd vom Thau frischester Naivetät, daß sich eine lebhaftere Ouverture für das Werk kaum componiren ließ.

Das reizende Idyll verschwindet freilich immer mehr, je mehr die Handlung tragische Dimensionen annimmt. Gleichwol benutzt der Dichter die Helden desselben, die überdies in die große Erbschaftsfrage, den Mittelpunkt der Handlung, mit verwickelt sind, zu einer von ihm mehrfach angewandten Compositionsweise, welche die Kritik zuerst in vielen Shakspeare'schen Dramen hervorgehoben hat. Es ist dies die Composition in concentrischen Kreisen der Handlung; zwei Begebenheiten haben denselben Mittelpunkt; es wiederholt sich dasselbe Ereigniß mit etwas andern Motiven und in anderer Beleuchtung. Diese Compositionsweise ist ganz dafür geeignet, irgendeinen Gedanken durch diese doppelte Form der Verwirklichung vielseitiger zu beleuchten. So ist unsere muntere Helene durch ihre Liebe und den hartnäckigen Widerspruch des

Vaters gezwungen, als Kammermädchen sich bei der Schloßherrin zu verdingen, welche selbst aus andern Motiven vorher als Gouvernante in den Dienst einer stolzen Gräfin trat und in allerlei verhängnißvolle Verwickelungen gerieth. Eugenie von Chevaudun, die Tochter eines Finanzbarons, ist diese Heldin des Romans; sie ist schön, geistvoll, unermeßlich reich. Es fällt den Dichtern ja so leicht, ihre Heldinnen mit glänzenden Reichthümern auszustatten und sie 56 Körbe austheilen zu lassen, wie Eugenie von sich rühmen darf. Selten aber werden diese weiblichen Monte-Christo so wahrhaft hochstrebend, sowenig vom Geiste des Mammon befangen sein wie diese edle, frei denkende und fühlende, aber noch etwas unausgegorene Natur. Der Dichter ist keineswegs der Ansicht, daß er seiner Eugenie mit den Millionen das Glück in die Wiege gelegt hat; er läßt sie erst den Weg zum Glücke suchen und macht es ihr durchaus nicht leicht, zum Ziele zu gelangen. Etwas Abenteuerliches steckt dabei in seiner Heldin — wäre sie sonst eine Romanheldin? Eugenie von Chevaudun fühlt sich bedrückt von ihrem Reichthum, wir erfahren dies aus den „Briefen an eine Freundin", welche wir, wenn auch erst im dritten Theil, nach dem Recht nachträglicher Motivirung, mit Dankmar auf der Jacht lesen. Sie schreibt:

Wenn du nicht so stolz wärest, Marie, wie du bist — wie glücklich könntest du mich machen! Ach, nimm mir meine fürchterlichen, meine entsetzlichen Schätze ab! Ich komme mir vollständig bejammernswerth darunter vor, die Paktolusflut droht mir bis an die Kehle zu steigen und mich zu ersticken. Mein Vater hat mir gesagt, daß er mir jetzt bei seiner Wiederverheirathung das Vermögen meiner Mutter auszuzahlen und einen Theil des seinigen zu verschreiben habe. Du weißt, welcher Mann er ist ... das Vermögen meiner Mutter hat er so verwaltet und „arbeiten" lassen, wie er es nennt, daß aus der bescheidenen Summe von einigen Hunderttausenden im Laufe von 25 Jahren Millionen geworden sind. Mit dem, was mir von seinem eigenen Vermögen zukommt, habe ich über mehr als 10 Millionen Francs zu verfügen. Die beruhen in seinen Banken hier und in Oesterreich, und ich kann damit machen, was ich will. Ich kann dir einen Wechsel auf 10 Millionen ausstellen, si cela vous réjouit! Mein Gott, wie gern thäte ich es — wie gern auch gäbe ich die 10 Millionen her, wenn ich meiner künftigen Stiefmutter zehn Lebensjahre mehr erkaufen könnte — ich fürchte jedoch, sie würde eine solche Verwendung eine sehr thörichte Verschwendung nennen! — Was soll ich beginnen mit all dem Golde? Ich versinke darin, ich richte einen wahren Noth- und Hülfeschrei zu dir! Ist es nicht entsetzlich? Nie mehr habe ich empfunden, wie man dazu kommen konnte, zu sagen, das Eigenthum ist Diebstahl. Sind die Millionen, welche meine Hand hält, nicht tausend Dürftigen gestohlen, nicht jedem Waisenhause, das keine Mittel hat, die hungernden Kleinen, die sich an seine Thür drängen, aufzunehmen, nicht diesem Hospital, welches kein Geld besitzt zu den noch nöthigen hundert Betten, nicht jener armen Gemeinde, die kein Schulhaus bauen kann? Und wenn man gibt, austheilt, aus vollen Händen um sich wirft — gibt man dann richtig, fördert man das Gute, läßt man Segen entstehen oder Fluch durch das Gold? Ich habe heute einem paar Nonnen, welche bei mir waren, um für die Errichtung eines neuen Pensionats zu sammeln, 10000 Francs bewilligt. Habe ich recht gehandelt? Soll ich befördern, daß man die Mädchen in den Klöstern erzieht, oder soll ich es nicht? War die Bildung, welche wir beide dort erhielten, die richtige? Kannst du es mir sagen, Marie? Unsere Erziehung, war sie nicht weniger darauf berechnet, uns etwas zu lehren, als uns zu hindern, etwas zu lernen? Ach, wir armen Mädchen! Weshalb gibt man uns eine ungeheuere Verantwortlichkeit und erzieht uns nicht zu der Unabhängigkeit im Denken und im Urtheilen und zeigt uns nicht die Welt, wie sie wirklich ist, um uns fähig zu machen, diese Verantwortlichkeit zu tragen?

Doch nicht die Wucht des Reichthums lastet auf ihr allein; sie fühlt sich auch eingeengt durch die Abhängigkeit von ihren Umgebungen:

Sieh, was mich bedrückt, schon seit langer Zeit, mich in eine innere Unruhe und Gereiztheit versetzt, das ist der tyrannische Einfluß, den der Kreis, in welchem wir leben, auf uns ausübt, während wir selbst nicht in uns die Kraft, die Mittel, die Kenntnisse haben, diesem Einflusse, der uns zu einseitigen Geschöpfen stempelt, zu widerstehen. Du kennst den Kreis, in welchem ich lebe, und die kirchliche Richtung, die ihn beherrscht. Hinter allem, was ich höre, steht immer dieselbe Moral, dieselbe Auffassung, dieselbe Beurtheilung, mag es sich um Charaktere oder Ereignisse, um wissenschaftliche Dinge, um Kunst oder um Politik handeln. Diesen Gedanken darf ich denken, und jenen darf ich nicht denken; dieses Buch muß ich sehr schön finden, denn es ist sehr gläubig und fromm, und jenes muß ich schlecht, geistlos, hohl nennen, denn es widerspricht dem, was eine devote Seele verehren muß; dieses Bild muß ich bewundern, denn es ist in dem Stile, für den wir schwärmen, gemalt, und jenes ist schlecht, geschmacklos, bornirt, denn es zeigt die Dinge so, wie sie sich vielleicht wirklich zugetragen, die Menschen, wie sie wirklich ausgesehen haben; aber so wollen wir sie ja nicht sehen! Wir wollen sie, wir wollen die Welt verhimmelt sehen; nun, ich hätte dagegen nicht so viel, wenn ich nur den Himmel und das Geistige nicht so gründlich vererdigt sehen sollte! So muß ich jedes Einzelne nach demselben Gesichtspunkte beurtheilen, jeden handelnden Charakter nach demselben Maßstabe messen lernen — und doch wird nach diesem Maßstabe oft das, was mir klein erscheint, groß, das, was mir groß erscheint, klein und verdammlich genannt — o, wie oft! Ich würde weniger davon berührt sein und mir mein unabhängiges Urtheil bewahren, meine Neigungen mit meinen Gründen für mich rechtfertigen und meinen eigenen Weg gehen — wenn ich stark genug dazu wäre! Aber das ist das Schlimme, daß ich nicht stark genug dazu bin! Hat ein junges Mädchen ein eigenes Urtheil? Hat man ihr so viel Kenntnisse beigebracht, hat man ihre Denkkraft so gestärkt, daß sie eins haben kann? Darf sie nach den Begriffen unserer Welt überhaupt eins haben? Nein, es schickt sich nicht einmal für sie! Und sieh, wenn ich die Männer, die klugen alten Damen reden höre, dann muß ich einräumen, daß die Gründe, welche sie für ihre Grundsätze entwickeln, gute sind, daß vieles so sei, wie sie sagen, daß was sie verurtheilen, in der That oft gefährlich und verdammlich, was sie glauben, in der That oft auf Beweise der Wahrheit gestützt sei. Und doch, doch fühle ich, daß die Sache auch ganz, ganz anders und just umgekehrt sein könnte, und wenn ich ihnen beigestimmt habe, dann ist mir oft zu Muthe, als ob ich einen Verrath an einer guten Sache geübt, eine böse Verleumdung von etwas, das mir auch edel und groß erscheinen könnte, unterschrieben hätte — ich möchte dann oft hinauslaufen und den ersten besten Mann, den Arbeiter in der Blouse, den Künstler, den Studenten befragen: was glaubst du, wie urtheilst du aus deinen Gedanken, aus deinen Kenntnissen, aus deinem Lebenskreise heraus, der so weit, weit verschieden ist, vom meinen? Wo liegt die Wahrheit? Sollen wir unbedingt abhängig sein und uns gefangen geben in das, was man uns lehrt, sowie alles, was mich umgibt, mir predigt — oder sollen unsere Gedanken so frei sein, wie ihr wilden Söhne einer Zeit, die sich ganz neu aufbauen will, behauptet? Sollen wir zum ewigen Dienste unter den Feststellungen früherer Jahrhunderte geborene Geschöpfe sein, oder sollen wir nach dem Wissen und der Thätigkeit streben, welche Erkenntniß und Herrschaft gibt? Wo soll der Glaube aufhören und das eigene, freie Urtheil beginnen?

Zu dieser Abhängigkeit kommt die unheimliche Leidenschaft, welche der Baron Jauffroi de Montenglaut für sie hegt. Selbst aus einer Familie der Haute-Finance ruinirt er sich um ihr seine Verachtung gegen das Geld zu zeigen, um de

Verdacht von sich abzuwenden, daß er ihre Millionen anbete. Diese Leidenschaft hat etwas Magnetisirendes, dämonisch Erstrickendes, dem sie sich mit Gewalt zu entziehen sucht; denn der Baron Jauffroi, wie sich im Verlauf der Handlung ergibt, gehört in jene stehende Romankategorie der „dämonischen Naturen"; er ist wild, leidenschaftlich, zu Attentaten geneigt; dabei Pessimist von düsterer Weltanschauung und von jener etwas mephistopheliſchen Geistreichigkeit, mit welcher die verneinenden Geister unserer Romane ausgestattet sind.

Aus allen diesen Gründen beschließt Eugenie, den Lebenskreisen, in denen sie heimisch ist, zu entfliehen und sich als Erzieherin einen beschränktern Wirkungskreis, der zugleich ihrem Herzen wohlthut, zu suchen. Durch Vermittelung des Kunstagenten Böhmer findet sie eine Stelle als Gouvernante auf Schloß Edern, wo die stolze Gräfin Wallburg-Edern sie herablassend empfängt. Hier sind wir auf einem westfälischen Schloß, und Schücking befindet sich ganz in seiner Domäne. Nicht blos das Schloß, und die Umgebung werden mit sorgfältiger Detailmalerei geschildert, auch der ganze Kreis, in den wir eingeführt werden: der schalkhafte alte Graf, der die vornehmen Ergüsse seiner Gattin mit solchem drolligen Mutterwitz unterbricht, der junge, egoistische, geldgierige Graf Boto, der schüchterne Gundobald von Burghaus, und Dankmar von Gohr, eine auffallend schöne Erscheinung, stattlich und kräftig gebaut, mit einem braungelockten, imponirenden Kopfe, der mit den Jahren in eine Aehnlichkeit mit irgendeinem classischen Heroenkopf hineinzuwachsen versprach, dessen Schwester Hermine, Edwine von Edern und die kleine Spionin Bertha, welche allmählich der Gouvernante ihre Geheimnisse ablauscht. Hierzu kommt als köstliche Episode die wandernde Besserungsanstalt des Prinzen Seraph. Prinz Günther, der nachgeborene Sohn eines mediatisirten fürstlichen Hauses, richtet seine philanthropischen Bestrebungen darauf, den Adel durch Besserung seiner verkommenen Mitglieder zu heben und führt deshalb einen Schweif derartiger Subjecte in den verschiedenen Stadien der Vervollkommnung mit sich herum.

Einer aus der Besserungsanstalt des Prinzen hilft die erste jener Katastrophen herbeiführen, durch welche „der Weg zum Glück" geht. Sie erscheint uns allerdings etwas gesucht und allzu künstlich erfunden; auch können wir nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß die Handlungsweise des Haupthelden die psychologische Nöthigung für sich hat. Graf Boto Edern interessirt sich für die schöne Gouvernante, deren großer Reichthum durch das Spionirtalent ihres Zöglings zu Tage gekommen ist, und um ihr als rettender Engel zu erscheinen und so ein Anrecht auf ihre Liebe zu gewinnen, leitet er eine etwas verwickelte Intrigue ein, indem er auf der einsamen Kapelleninsel den wüsten Prinzenzögling Beltram versteckt, dorthin die Gouvernante lockt, um, wenn Beltram ein Attentat der Leidenschaft auszuführen bereit ist, ihr plötzlich zu Hülfe zu kommen. Doch kommt ihm Dankmar hierin zuvor, der vom andern Ufer des Bachs ihren Hülferuf hört, ihre Bedrängniß sieht und auf Beltram sein Gewehr abfeuert, das ihn bedenklich verwundet. Diese Ritterlichkeit hat doch eine ebenfalls nicht unbedenkliche Seite. Wo ein Zuruf genügte, um das gleiche Ziel zu erreichen, ja, wo schon die bloße Anwesenheit eines dritten, der sich nur in irgendeiner Weise bemerklich zu machen brauchte, dem bedrohten Mädchen Schutz gewähren konnte, da wird doch kaum jemand auch in blindester Leidenschaft einen Mord auf seine Seele laden. Der Schutzengel Boto kommt natürlich zu spät; doch Dankmar muß fliehen, und das Goldkind gibt ihm ein ganzes Schiff zum Eigenthum, auf welchem er in die Welt hinausdampft.

Die zweite gewaltsame Katastrophe findet in Neapel statt. Auf dem Zauberschiff entdeckt Dankmar die zu diesem Zweck in einen Kajütenschrank hineingeheimnißten Briefe Eugeniens, welche, wie wir schon oben sahen, über ihr ganzes inneres Leben Licht verbreiten. Er hat diese Briefe gegen das Andringen des Barons Jauffroi zu vertheidigen, dessen Bekanntschaft er zufällig in Neapel gemacht hat. Der wiederhergestellte Beltram, der mit einer jungen Künstlerin Fanny in der Welt herumabenteuert, findet sich ebenfalls in Parthenope ein, und dies Kleeblatt vollbringt dann zur Nachtzeit ein Attentat auf Dankmar, wobei derselbe durch einen Dolchstich verwundet und der Briefe beraubt wird.

Die dritte Katastrophe spielt auf Schloß Dornegge, welches die Heldin des Romans an sich gekauft hat. Der Dämon Jauffroi hat sich auch hier wieder eingefunden und weiß Eugeniens Geist durch die Macht seiner Leidenschaft und den Zauber seiner Philosopheme wie mit einem magischen Bann zu umstricken. Jauffroi entpuppt sich in der einen Unterredung als der moderne Faust, der das Fritis sicut deus zum Lebensprincip gemacht hat und seine Anschauung durch die materialistischen, nihilistischen und revolutionären Elemente des Zeitgeistes unterstützt. Er ruft Eugenien zu:

„Wollen Sie wahrhaft unabhängig sein, so seien Sie es ganz, werfen Sie frei und kühn alles, alles von sich, was Ihre Welt, Ihre Umgebung, Ihre Erziehung und die ewig mythenbildende Phantastik der menschlichen Schwäche Ihnen aufgebürdet hat! Lassen Sie für sich, im eigenen Denken, aus der Tiefe des Urnichts das, was da ist, entstehen, und die Lehre, welche sich Ihnen offenbart, indem Sie dieses Entstehen verfolgen, nehmen Sie als die Ihrige an! Weiter gibt es für uns Menschen keine!" — „Und wie lautet diese Lehre?" fragte Eugenie, nachdem sie ihn lange groß und betroffen angesehen hatte. — „Ich glaube, sie lautet: wie das All sich nach seinem eigenen Gesetze gestaltet, so gestaltet sich auch die einzelne Natur nach ihrem eigenen Gesetze. Die einzelne Natur ist so berechtigt wie das All. Das treibende Princip im All, der Gott im All ist auch das treibende Princip, der Gott in uns. Keiner hat vor dem andern sein Haupt zu beugen." — „Und hat dieser Glaube auch eine Moral?" fragte Eugenie mit matter Stimme, sich abwendend. — „Ja. Seine Moral ist: Sei dir selber treu! Und sein Recht ist das Recht auf Leben." Eugenie hatte dies mit offenbaren Zeichen, daß sie davon erfaßt war, angehört. Jauffroi hatte zum ersten male die Genugthuung, zu sehen, daß sie über dem Inhalte der Unterredung völlig vergaß, daß er, der verhaßte Jauffroi, es war, der zu ihr sprach. Sie sagte jetzt mit bewegter Miene und höher gerötheten Zügen: „Wie können Sie solche Anforderungen an ein Mädchen stellen? Wie soll sie den Schöpfungsproceß verfolgen und die Gesetze des Entstehens studiren — der Dinge Urgrund, meine ich, bleibt den Gelehrtesten mit dem Schleier der Isis verhüllt: der Lebensgang des weisesten Forschers war immer doch nur ein Vorhofwallen; rechts und links an seinem Wege, in endloser Reihe, liegen die Sphinxe. Was die wenigen geschaut, die vielleicht die Schwelle des Tempels überschritten, das wissen wir nicht!" —

„Schrecken Sie davor zurück, zu lernen, zu suchen, zu forschen? Ich weiß, daß Sie es nicht thun; Sie haben viel gelernt, aber freilich nur das, was man Ihnen entgegengetragen hat, nicht das, was Ihr eigener Drang sich ausgewählt hätte, nicht das, was eine Natur wie die Ihre bedurfte. Man hat Sie genährt mit dem historischen Stoffe, man hat Ihnen gezeigt, wie die Welt so bewundernswürdig vortrefflich eingerichtet sei, wie sie ist, und hat Sie diejenigen verehren gelehrt, welche seit Jahrhunderten daran gearbeitet haben, sie so vortrefflich einzurichten oder so zu erhalten. Und das alles hat man Ihnen beigebracht mit melodramatischer Begleitung, eingehüllt in die Töne des alten Schlummerliedes vom Jenseits. Aus diesem Jenseits hat man Ihnen alles Recht und das Licht der Ideen hergeleitet, die Welt hat man Ihnen gezeigt in der Beleuchtung von oben, während sie doch nur ihr Licht erhalten kann von unten her, aus den tiefsten Gründen des Diesseits. Was lehrt die Geschichte, die man Ihnen beigebracht hat? Daß das Licht der Idee immer am meisten den beleuchtet, der am höchsten steht, den Vornehmsten. Der Papst hat recht, wenn er mit dem Kaiser ringt, der Kaiser recht, wenn er mit den Fürsten kämpft, die Fürsten recht, wenn sie mit ihren Vasallen hadern, die Vasallen recht, wenn sie die Empörungen des gemeinen Volks niedertreten. Wie vom Pol her der Golfstrom, geht von oben her durch das Meer der Menschheit der Zwang; von unten her rauschen ihm die Wogen der Freiheit entgegen. Werfen Sie den ganzen historischen Plunder von sich sammt seiner blödsinnigen Lehre, daß der Starke gut, der Schwache schlecht ist. Wer wissen, schauen will, muß die Natur studiren. Die Geister, welche dem Jahrhundert angehören, erforschen die Natur! Und von daher strömt ihnen das Licht entgegen, von unten her, aus der Tiefe dessen, was sie als die wahren Gesetze der Welt und des Daseins erkennen. Haben wir Flügel, dem Ewigen, für das wir bestimmt sein sollen, zuzufliegen? Nein. Aber wir haben Arme, Hände, unsere Stelle hier auf der Erde zu vertheidigen, die Früchte, die um uns glänzen, zu brechen und das Gestein des nächsten Felsens zu zerschlagen, um zu untersuchen, welche Naturkraft ihn gebildet hat!" — „Und wenn wir es erkannt haben, dann...?" — „Wenn wir erkannt haben, wissen wir, daß wir nicht da sind, um die Rolle von Engeln zu spielen, die von oben her an einem Faden auf die irdische Bühne niedergelassen und darüber fortgezogen werden, um dann in den Wolken wieder zu verschwinden. Wir wissen, daß wir die erdgeborenen Kinder des freien Bodens unter unsern Füßen sind, und daß wir stehen müssen auf diesen eigenen Füßen. Oder, da Sie mich doch Mephisto nannten, will ich Ihnen lieber antworten: «Eritis sicut deus», denn es liegt Wahrheit in dem Worte!"

Solche Weisheit wird bei einem geistvollen Weibe nicht ihres Eindrucks verfehlen; es kommt dazu, daß Dankmar in Neapel im Verdacht der Untreue steht und eines Verhältnisses mit jener Fanny beschuldigt wird, die sich an dem nächtlichen Attentat auf ihn betheiligt, später aber reuevoll den Verwundeten gepflegt hatte. In diese bedenkliche Schwüle der Atmosphäre bricht nun ein unverhofftes Gewitter. Graf Boto Edern hat seine Absichten auf die Hand der reichen Erbin noch nicht aufgegeben; er sucht sie eines Abends mit dem alten Böhmer zugleich auf, der seine Tochter Helene wieder aus Schloß Dornegge insgeheim entführen will. Jauffroi, der ein Gespräch der beiden belauscht, glaubt, durch ein Misverständniß, die Entführung gälte der Schloßherrin, und als er Boto im leidenschaftlichen einsamen Zwiegespräch mit Eugenien erblickt, tritt er als ihr Rächer auf; eine wilde Scene mit Boto erfolgt, der Graf fällt durch Jauffroi's Dolch. Eugenie, außer sich, willenlos, folgt dem Mörder; Boto's Wagen führt sie statt nach der Eisenbahnstation auf Schloß Edern; Jauffroi flüchtet von hier in den Wald, wird später von Dankmar gerettet, der als Lohn treuer Liebe por tot discrimina rerum am Schluß die Hand Eugeniens erhält, noch zur rechten Zeit, ehe ein Herzog von Medina-Celi die reiche Erbin annectirt.

Werden diese leidenschaftlichen Thaten und Attentate des Romans, wie es hier geschieht, rasch hintereinander erzählt, so gewinnt die Handlung einen Anflug von Schauerromantik, sodaß ein derbstoffliches Interesse in den Vordergrund zu treten scheint. Dies ist aber in dem Roman selbst nicht der Fall, wo diese Ereignisse nur die Knotenpunkte einer graziösen psychologischen Entwickelung bilden und zwar für geistig bedeutsame Charaktere, wie sie nicht auf dem Mist des alltäglichen Leihbibliothekenromans wachsen.

Eine zweite Erfindung, das Testament des alten Nesselbrook, das Baron Jauffroi auf dem Berge Athos aufgefunden und welches die Grafen Edern ihres Besitzes beraubt, dafür den schüchternen Gundobald und auch den Bildhauer mit seinem Modell glücklich macht, ist geschickt in die Haupterzählung verflochten.

Der Roman vereinigt Bildung und Geist, die sich nirgends in Extrablättern verzetteln, mit einer spannenden Handlung, die trotz einzelner, etwas auf der Spitze stehender Situationen gut erfunden ist und in lebenswarmer Darstellung vorgeführt wird; er gehört jedenfalls zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern Romanliteratur.

2. Fürst und Musiker. Zeitroman von Max Ring. Drei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Max Ring hat in dem letzten Roman: „Ein verlorenes Geschlecht", wol den Höhenpunkt seiner bisherigen literarischen Leistungen erreicht, und wenn sich sein neuestes Werk auch nicht auf der gleichen Höhe hält, so hat es doch viele Vorzüge, namentlich eine pikante Beweglichkeit, ein keckes und meist glückliches Zugreifen in der Wahl der vorzuführenden Ereignisse und eine gewandte Schürzung des Knotens mit jenem letzten Roman gemein.

Eine Vorfrage hat die Kritik freilich bei der Besprechung von „Fürst und Musiker" zu erledigen, von deren Beantwortung der Standpunkt abhängt, den sie dem Roman gegenüber einnimmt; sie betrifft das Verhältniß der Romandichtung zu bekannten zeitgeschichtlichen Charakteren und Ereignissen. Retcliffe und seine Nachfolger machen sich kein Bedenken daraus, berühmte Zeitgenossen in ihren Romanen redend und handelnd einzuführen und sie allerlei sagen und thun zu lassen, was denselben wahrscheinlich nie in den Sinn gekommen ist, was oft sehr pikant, interessant sein mag, oft der Chronique scandaleuse angehört, wogegen aber die lebenden Urbilder mit Recht protestiren dürfen. So bei lebendigem Leibe von dem Erfindungshunger der Poeten angefressen zu werden, ist immerhin kein angenehmes Los, und es ist uns noch allen in der Erinnerung, wie Alexander von Humboldt bei all seiner milden Denkungsart und den diplomatischen Zugeständnissen, welche seine Liebenswürdigkeit der ganzen literarischen Welt zu machen pflegte, sehr in Zorn gerieth über einen Roman, in welchem er selbst nebst einem „frei-erfundenen" Sohn der Held war. Nur ganz episodisch dürften solche Männer der Zeit in einem Roman verwandt werden, etwa wie Alfred Meißner in „Schwarz-

gelb" den Kaiser Napoleon III. in die Handlung eingreifen läßt.

Ein anderer Weg ist die „verschämte" Benutzung der Charaktere und Ereignisse aus der Zeit, denen nicht ihr volles Etikette angeheftet wird. So hat Ida von Düringsfeld in ihrem Roman „Die Literaten" eine Zahl namhafter deutscher Schriftsteller in Scene gesetzt, dieselben schon durch Namensanklänge ziemlich kenntlich bezeichnet, einzelne ihrer Erlebnisse benutzt, dann wieder andere hinzugedichtet, sodaß ein verwirrendes Gemisch von Wahrheit und Dichtung entstand. Auch Max Ring gehört zu den „verschämten" Benutzern der Zeitgeschichte, nur daß er durch keinen Namensanklang, keinen directen Hinweis auf Zeit und Ort die Originale seiner Charaktere bezeichnet, und daß er sich damit das Recht freier Erfindung wahrt. Aehnlich hat es ja Spielhagen in „Reih' und Glied" gemacht, indem sein Held mit Lassalle eine auffallende Familienähnlichkeit besitzt. Gleichwol bleibt auch in diesen Werken, auch in dem vorliegenden Roman eine gewisse Unbefriedigung in der Stimmung der Leser zurück. Sobald wir uns einmal auf das Errathen verlegen, bekommt der rein künstlerische Genuß einen stoffartig trüben Beigeschmack. „Hier ist der, hier ist jener gemeint", ruft der Gensdarm in uns, den ja jeder gebildete deutsche Leser in der Brust trägt und der sich über das Zusammenstimmen der Legitimationen freut u. s. w. Das ist ja die Geschichte von Lichnowsky, und das ist die Befreiung Kinkel's — das stimmt ja merkwürdig! Ob es so zugegangen sein mag? Wie viel mag davon wahr, wie viel Erfindung sein? Solche Betrachtungen geben zwar unserm Scharfsinn freien Spielraum; aber sie versetzen uns in eine Sphäre des Ungenügens, in ein Frag- und Antwortspiel, welches aus der Geschlossenheit des künstlerischen Organismus herausfällt.

Max Ring hat nun gerade die hervorstechendsten, abenteuerlichsten Ereignisse der Zeitgeschichte gewählt, welche, da sie sich in gleicher Weise nirgends wiederholen, eigentlich die Möglichkeit für die Phantasie ausschließen, dieselben anderswohin zu versetzen, als wo sie nach der Chronik der jüngsten Vergangenheit gespielt haben. Sein Held Steiner hat zwar mehr Aehnlichkeit mit Jacoby als mit Kinkel; aber die Befreiung desselben aus dem Zuchthause durch den Studenten Helwig, an und für sich ganz trefflich erzählt und eine der Glanzpartien des Romans, verstattet doch keinen andern Gedanken als den an Kinkel und seinen Befreier, den jetzigen Senator der Union. Fürst von Schwarzenfels ist, trotz des freierfundenen Liebesabenteuers, ein durchs Fenster durchgezeichnetes Portrait des Fürsten Lichnowski, dessen Ende uns auf das genaueste nach den thatsächlichen Ueberlieferungen, ebenfalls mit großer Lebendigkeit der Darstellung, ausgemalt wird. Der eigentliche Held des Romans, der Musiker Norin, ist eine Legirung von Liszt und Wagner — der Januskopf der Zukunftsmusik tritt uns in ihm entgegen. Der Hof ist so geschildert, daß wir nicht genau wissen, ob wir uns in München oder in Weimar befinden; der Autor salvirt damit zwar seine Seele; wir werden aber ein Gefühl zweckloser Beunruhigung nicht los, indem wir fortwährend hier und dort die Originale für den Roman suchen und wie durch ein neckendes Spiel der dichterischen Erfindung immer wieder in das Meer zurückgeschleudert werden, wenn wir schon festen Ankergrund gefunden zu haben glauben.

Ohne Frage dürfen Gestalten wie der Musiker Norin in einem Culturgemälde der Gegenwart nicht fehlen. Der Romandichter hat vielleicht auch die Pflicht, sich noch tiefer in die psychologischen Geheimnisse derartiger genialer Künstlernaturen, die einen Ausnahmezustand im Leben für sich in Anspruch nehmen, zu versenken, als dies von Ring geschehen ist, welcher der Genialität durch das Duell am Schluß eine zu gewaltsame Züchtigung zutheil werden läßt. Doch, meinen wir, sollten die Situationen freier erfunden sein und sich nicht an die Anekdoten aus dem Leben unserer neuern Musiker anlehnen.

Die Doppelhandlung des Romans hat ebenfalls keine gedankliche Einheit. Die politische Bewegung auf der einen, das künstlerische Leben auf der andern Seite gehen selbständig nebeneinander her; die Verknüpfungen, die in der Fabel liegen, berühren nicht den eigentlichen Grundgedanken, die Seele des Organismus. Zukunftsmusik und Zukunftspolitik sind zwei nur äußerlich verbundene Zwillingsschwestern.

Die Frauencharaktere: Livia, die interessanteste Gestalt, die schwärmerische Ada und die üppige Herzogin von Taland sind gut contrastirt, wie überhaupt die freierfundene Vorgeschichte Livia's und alle diejenigen Kapitel, in denen der Dichter ohne gegebene Urbilder seinem eigenen phantasievollen Hange folgt, sich durch Frische und Unmittelbarkeit in der Schilderung und gewandte Motivirung auszeichnen.

Als Probe für die Lebendigkeit der Darstellung theilen wir eine Episode aus der Befreiungsgeschichte Steiner's mit, die Darstellung, wie er am schwanken Seil sich aus der Dachluke des Zuchthauses herabläßt:

Es war eine dunkele Nacht, die seine Flucht begünstigte, kein Stern am Himmel, der Mond von finsterm Gewölk verborgen. In der Höhe wehte ein kalter Wind, den er kaum spürte; zu seinen Füßen lag die schlummernde Stadt mit ihren Wällen, Bastionen und Gräben. Rings umher herrschte ein tiefes Schweigen, nur aus der Ferne tönte das dumpfe Heulen eines wachsamen Hundes. Jetzt schwebte er zwischen Himmel und Erde wie ein dunkeler Nachtvogel, wie ein ruheloser Geist. Obgleich es ihm nicht an Muth gebrach und er von früher ein geübter Turner war, flog doch ein leises Zittern durch seine Glieder, unwillkürlich schlugen seine Zähne vor Frost zusammen. Auch den muthigsten Mann hätte diese eigenthümliche Lage mit Grauen erfüllt, wie er wol 80 Fuß hoch über der Erde an dem schwachen, nur dürftig befestigten Seile hing. Einen Augenblick dachte er an die Gefahr, der er preisgegeben war. Der Augenblick war eine Ewigkeit voll Höllenqualen. Mit beiden Händen klammerte er sich an das dünne Tau, welches vom Winde hin- und hergeschleudert wurde, trotzdem es Hollmann auf dem Boden und Hellwig in der Straße festzuhalten suchten. Vorsichtig gleitete Steiner an dem Strick herab, indem er von Zeit zu Zeit innehielt, theils aus Besorgniß, um zu lauschen, theils vor Schmerz, weil das scharfe Seil in das Fleisch seiner ungewohnten Hände schnitt. Immer größer wurde der Raum, der ihn von seinem Gefängniß trennte und der Freiheit näher brachte. Ein Vorsprung der Zuchthausmauer drohte ihm den Weg zu versperren, aber es gelang ihm durch eine geschickte Wendung das Hinderniß zu beseitigen, wodurch freilich das Tau bis zum Zerreißen gespannt wurde. Wieder waren einige Fuß glücklich zurückgelegt. Eine alte Pappel, die dicht an der Mauer stand, streifte mit ihren dürren, entblätterten Aesten sein Gesicht; die Nachtvögel,

welche darauf nisteten, flatterten schwirrend um sein Haupt und erhoben ein betäubendes Geschrei über den unwillkommenen Störer ihrer Ruhe. Rastlos setzte er seine lustige Reise fort. Ein Stein hatte sich, durch das Schwanken des Seiles gelockert, vom Dache losgelöst und stürzte jetzt von Absatz zu Absatz mit lautem Krachen, bis er nach langsamem Fall mit dumpfem Ton zersplittert auf dem Pflaster der Straße dröhnend niederfiel. Steiner lauschte mit bangem Gefühl dem Rollen des losgelösten Ziegels, der von Ecke zu Ecke rastlos getrieben mit allmählich abnehmender Geschwindigkeit den weiten Weg zu messen schien, den der Flüchtling noch zu vollenden hatte. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Wieder ermannte er sich, und mit frischem Muthe gleitete er an dem Seile weiter. Ein jäher Windstoß zerriß auf einen kurzen Augenblick das finstere Gewölk und der bleiche Mond beleuchtete mit seinem matten Dämmerlicht das Zuchthaus, welches mit seinen mittelalterlichen Zinnen und Thürmen, seinem grauen Dach und den schwarzen Mauern einer unheimlichen Geisterburg, dem Aufenthalt verwünschter Dämonen, gespenstischer Unholde glich.

Zu Steiner's Füßen lagen die Häuser der Stadt, deren hervorragende Schornsteine unheimliche Schatten warfen. Die alte Kirche mit dem goldenen Kreuz, umgeben von dem Kirchhof, dessen weiße Grabsteine im phantastischen Mondlicht ihm wie die zerstreuten Gebeine der Todten erschienen. Er schloß seine Augen, denn die völlige Dunkelheit war ihm noch willkommener als die zweideutige Helle, welche alle Gegenstände verzerrt und verschwimmend in der Tiefe sehen ließ. Wieder war eine Strecke zurückgelegt. Er fühlte wie das gezerrte Seil unter seiner Last bebte und einen feinen ächzenden Laut von sich gab. Schon glaubte er den eigenthümlichen Ton, der dem völligen Zerreißen voranzugehen pflegt, zu vernehmen, sodaß er sich verloren hielt, da er nach seiner Berechnung noch mindestens vierzig Fuß von seinem Ziele entfernt war. Er hatte sich jedoch geirrt. Der Laut, den er gehört, rührte nur von seinen angespannten Sehnen her, welche unter der Anstrengung zitterten. Das Herz des Flüchtlings klopfte laut und vernehmbar in seiner Brust. Weiter, immer weiter ging die unheimliche Fahrt. Seine zerschnittenen Fäuste bluteten, seine erstarrten Glieder zitterten vor Frost, seine Sinne drohten zu schwinden, aber immer wieder siegte der Muth und die Energie des willensstarken Mannes gegen diese Anwandlungen körperlicher Schwäche. Zuweilen durchzuckte ihn jedoch der schreckliche Gedanke, daß das Seil vielleicht nicht ausreichen würde. Er fühlte, wie das Tau mehr und mehr abnahm, nur noch wenige Fuß durfte er hinabrutschen und seine Flucht war gelungen und gesichert. Schon glaubte er die dunkle Gestalt des Freundes trotz der finstern Nacht, die Umrisse des ihn erwartenden Wagens zu erkennen. In seinen Händen hielt er bereits das Ende des schwankenden Seils, während seine Füße vergebens den festen Boden suchten. Nur ein kleiner Raum trennte ihn von der festen sichern Erde. Er mußte den Strick loslassen und den unsichern Sprung wagen, selbst auf die Gefahr, daß er sich beschädigte, möglicherweise seinen Tod fand. Aber die Furcht hatte ihn über die Entfernung getäuscht, die nur wenige Sparren betrug. Unbeschädigt fiel er in die geöffneten Arme des treuen Freundes, der ihn stürmisch, lautlos an das Herz drückte.

3. Arge Sitten. Roman von Hans Hopfen. Zwei Bände. Stuttgart, Kröner. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben das Talent dieses jüngern Autors stets mit Wärme anerkannt, weil es einen frischen, resoluten Zug hat, durch eine oft frappante Keckheit überrascht und doch auch wieder, wie in seinen poetischen Productionen, auf eine tüchtige ästhetische Grundlage hinweist. Diese letztere vermissen wir einigermaßen in dem vorliegenden Roman; die Composition ist zu locker, das Ganze ohne überzeugenden Abschluß, ohne Beweiskraft für irgendein moralisches oder unmoralisches Axiom. Nun erfahren wir zwar aus der Buchhändleranzeige, die dem Schluß angeheftet ist, daß, anschließend an die „Argen Sitten", ein neuer Roman unter dem Titel: „Das Mädchen von dreißig Jahren", erscheinen wird; aber da sich die „Argen Sitten" doch zunächst als ein Ganzes geben, so muß die Kritik betonen, daß sie als solches unhaltbar sind. Ein Endurtheil über die Entwickelung des Helden wird allerdings erst nach dem Erscheinen des ganzen Romans möglich sein; zunächst erscheint diese Entwickelung als eine zufällige, durch lose verknüpfte Stationen hindurchgehende. Der Held ist Dorfjunge, Matrose, Schüler eines pedantischen Lehrmeisters; er verliebt sich in ein hübsches Bürgermädchen, die von dem Vater anderweitig vergeben wird und die er selbst für treulos zu halten Veranlassung findet; er besteht mit einer Zufallsbekanntschaft in einem Heuschober ein pikantes Abenteuer, und wir nehmen von ihm Abschied als von einem Schwerverwundeten im schleswig-holsteinischen Feldzuge. Dieser Held, Vitus Weber, ist ein strammer Bursche, aus Kernholz geschnitten, flößt aber doch kein rechtes Interesse ein.

Es liegt dies in der ganzen Darstellungsweise, die nirgends zwar das auch hier unverkennbare Talent des Autors, seinen ebenso originell-kuorrigen wie in weichen Linien malenden Stil, die Gabe satirischer Arabeskenmalerei und dichterischen Tiefblick verleugnet, aber doch in eine Manier verfällt, die man als barock bezeichnen muß. Es ist ein krauser, eigenthümlicher Humor; alle diese Gestalten, der Spießbürger Pyrian, der emeritirte Gymnasialprofessor Beißerle in seiner Dachwohnung auf der „Tuberkelburg", erinnern mehr an die Bilder in den „Fliegenden Blättern" als an lebenswahre Gestalten; die Linien der Zeichnung sind zu eckig, zu scharf, zu sehr nach der Seite der Caricatur hin ausgebogen. Alles erscheint in einer „tragikomischen" Beleuchtung, wie z. B. der Unfall, der Beißerle das Leben raubt; die Stimmung der Darstellung und des Lesers bleibt eine unsichere. Es ist nicht der Humor, der die „lachende Thräne" im Wappen hat; es ist ein Lachen und Weinen kunterbunt durcheinander, wie in dem Gesicht eines flennenden Kindes, dem plötzlich etwas Komisches passirt und in welchem Lachen und Weinen kämpft.

In dieser etwas wunderlich aussehenden Welt mit ihren schiefen Gesichtern, in welcher sich auch die ernstern politischen Discussionen nicht sonderlich ausnehmen, vermag auch die mit vielen feinen und sinnigen Zügen ausgemalte Liebe von Fanny und Veit keinen ungetrübten Eindruck zu machen. Am schärfsten tritt noch die Satire gegen die verfehlten Richtungen der Pädagogik hervor. Gegen den Schluß hin beschäftigt sich die Darstellung mit einem socialen Problem, welches die Abenteurerin aus dem Heuschober mit den folgenden Abschiedsworten an den Genossen einer Liebesnacht ausspricht:

Folge nicht der frechen herrischen eigennützigen Lügenhaftigkeit deines Geschlechts, bei dem es Brauch ist, das schwächere Geschöpf, das man überlistet und, als es wehrlos geworden, beraubt hat, geringzuachten. Auch ich war einmal ein Mädchen, das bei jedem Gedanken an einen Mann die Augen niederschlug und eine stille einzige Liebe im Herzen barg. Aber der Gegenstand dieser Liebe kannte die Welt besser als ich, und da ein Zufall ähnlich wie der gestrige meinen Willen in seine Hand legte, nahm er lachend, was ich ihm weinend gab. Und als ich wiederum weinte und mich sehnte und härmte, schalt er mich ein kindisches Närrchen und erklärte mir die

Vorrechte, die Lebensanschauungen seines Standes und seines Geschlechts. Ich lache lieber als ich weine, ich bin klug und gelehrig, ich bin stolz und will keine Sklavenseele in einem Sklavenleibe tragen, dem man das Zeichen der Unterwürfigkeit aufdrückt und sie dann als untergeordnetes Wesen mishandelt oder bemitleidet. Gleiches Recht für alle! Was ihr als ein Vorrecht euers Geschlechts betrachtet, nach Neigung zu handeln, nach Gefallen zu begehren und das Genossene zu vergessen — ich nehm' es als mein Recht, was mir so gut sich eignet als euch tyrannischen Männern, und also ward ich, wie ihr's nennt, ein raisonnables Frauenzimmer. Sei raisonnabel auch du. Liebe mich ein wenig, ein ganz klein raisonnabel wenig, und wenn wir uns je im Leben, ohne uns gesucht zu haben, wieder begegnen, so wollen wir uns höflich und herzlich begrüßen wie ein Paar alter guter Freunde, die sich einmal Liebes und Gutes erwiesen haben. Für heut' aber Gott befohlen und leb' wohl! Leb' wohl!

Dies Vorrecht der Männer wird im Kopfe des Helden selbst ventilirt; aber von einer künstlerischen Gestaltung des Problems ist in dem Roman, soweit er vorliegt, nicht die Rede. Die Liebesscene im Heuschober selbst ist mit einer leichtgeschürzten Pikanterie geschildert, welcher die wenigsten deutschen Autoren der Gegenwart fähig wären und welche an die Schule neufranzösischer Schriftsteller erinnert. Die Wiederholung derartiger Situationen — wir erwähnen nur die Bibliotheksscene in dem Roman „Verdorben in Paris" — deutet indeß, bei aller Virtuosität der Schilderung, doch auf eine etwas bedenkliche Vorliebe für den Hautgout des socialen Lebens.

Rudolf Gottschall.

Eine militärische Biographie.

Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinrich von Brandt. Erster Theil: Die Feldzüge in Spanien und Rußland 1808—12. Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen seines verstorbenen Vaters zusammengestellt von Heinrich von Brandt. Berlin, Mittler und Sohn. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Der verstorbene General von Brandt gehört in die Reihe von preußischen Generalen, welche, durch Geist, umfassende Kenntnisse und eine vielseitige Bildung dazu befähigt, sich als Schriftsteller ausgezeichnet haben: eine Reihe, in welcher die Namen Scharnhorst, Rühle von Lilienstern und Clausewitz glänzen. Wie diese Männer hat auch Brandt eine reiche Kriegserfahrung schon in jungen Jahren gewonnen, abweichend von jenen aber zuerst unter Napoleon's Adlern, in Spanien und in Rußland. Ob die Tagebücher und Aufzeichnungen, nach denen der Sohn des Verstorbenen die dankenswerthe Aufgabe einer geordneten Zusammenstellung ausgeführt hat, schon in jener Jugendzeit geschrieben und später nur vervollständigt und neu redigirt, oder ob sie überhaupt erst in der Muße, nachdem General Brandt in den Ruhestand getreten war, verfaßt sind, wissen wir nicht; uns sagte der Verstorbene vor einigen Jahren, daß er an seinen Memoiren arbeite, sie würden aber erst als mémoires d'outre-tombe erscheinen, und im Texte des Werks heißt es an einer Stelle ausdrücklich: „Noch jetzt nach 50 Jahren steht es mir lebhaft vor Augen u. s. w." Mag dem sein, wie ihm wolle, so wird der Leser nirgends die Kraft der frischen Eindrücke vermissen, mit welcher die Erlebnisse, sowol persönlicher als kriegerischer Art, das fremde Land und seine Bewohner, kurz alles, was der Verfasser in den Bereich seiner Besprechung zieht, geschildert sind. Sollte er vieles wirklich erst in so viel späterer Zeit niedergeschrieben haben, so stand ihm dabei sein bekanntes staunenswerthes Gedächtniß zur Seite, das nicht so leicht das Kleinste vergaß, was es einmal aufgenommen hatte. Das Werk im ganzen, vom Standpunkt eines Beitrags zur Kriegsgeschichte aus betrachtet, hat aber an Werth ungemein gewonnen, indem sich darin auch die Ansichten des gereiften höhern Militärs über die Kriegführung jener Feldzüge, bis in die einzelnen taktischen und administrativen Details ausgesprochen haben.

General von Brandt war 1789 in Lakie, einem kleinen westpreußischen Dorfe geboren. Nach dem Wunsche seines mit Kindern reichgesegneten Vaters sollte er Jurist werden, die unglückliche Katastrophe von 1806 veranlaßte ihn aber, bei der Organisation neuer Truppentheile in eins der provisorischen Bataillone einzutreten, wo er zum Fähnrich — damals die niedrigste Offiziercharge — ernannt wurde. Nach dem Frieden und der Abtretung seines Heimatbezirks nahm er jedoch auf den Wunsch seines Vaters den Abschied und erhielt ihn mit der Bemerkung im Entlassungszeugniß: um ihn dem Dienst des neuen Landesherrn nicht zu entziehen. Das war der König von Sachsen, welchem Napoleon das neugeschaffene Großherzogthum Warschau verliehen hatte. In Warschau wurde er Davoust vorgestellt, der sich in Vorwürfen gegen die Königin Luise erging, die ihren Gemahl zum Kriege getrieben habe. Das soll er gegen alle ehemaligen preußischen Offiziere gethan haben. Zuerst wurde Brandt nicht angestellt, er versuchte also sein Heil bei Blücher und Schill. Beide konnten nichts für ihn thun, aber Blücher fertigte ihn derb und rauh ab, während Schill's Benehmen „gentlemanlike" war. Nach Polen zurückgekehrt, erhielt er unerwartet durch Davoust eine Souslieutenantstelle in der neu zu formirenden Weichsellegion, deren Depot zu Sedan in Frankreich war. Dahin ging er denn mit einem Rekrutentransport ab und von da bald zu seinem Regiment, das bei der Armee in Spanien stand. Damit beginnt nun sein Kriegsleben. Er hat vier Jahre in Spanien gekämpft, und schildert, was er erlebt und beobachtet hat, mit einer Anschaulichkeit, daß man die Gegenden des schönen Landes, die er gesehen, das Volk in seinen Eigenthümlichkeiten, die Personen, mit denen er in Berührung gekommen, beim Lesen wahrhaft plastisch vor das innere Auge treten sieht. Auch den französischen und polnischen Truppenführern, unter denen er gestanden, mit besonderer Anerkennung dem General Chlopicki, den Kameraden, mit denen er gute und böse Tage, Gefahr und Kampf getheilt, ja selbst untergeordneten Kriegern, von denen er etwas zu berichten hat, den Unteroffizieren und Soldaten der Compagnie, die er bald führte, widmet er eine klar hervortretende Kennzeichnung. Die

Belagerung von Saragossa und die Eroberung der Stadt unter furchtbaren Kämpfen, denen er beigewohnt, gibt ihm Gelegenheit zu folgender treffenden Bemerkung:

Der Ruf, den diese Belagerung erlangt, hat sich über die ganze Welt verbreitet. Aber es ist merkwürdig, daß man hierbei nur den Vertheidigern den Ruhm zuerkennt, welcher doch recht eigentlich den Angreifern gebührt; 13000 Mann — denn stärker war das Belagerungscorps nicht — hielten eine große Stadt mit einer 30000 Mann starken Garnison belagert, drangen unter den größten Beschwerden und den eigenthümlichsten Verhältnissen bis in die Mitte Saragossas vor und zwangen es zur Capitulation.

Das ist die militärische Beurtheilung; alle Sympathien der Freiheitsfreunde waren aber bei den Vertheidigern. Ueber den Guerrillakrieg, der bald in allen Provinzen einen großen Theil der französischen Streitkräfte in Athem erhielt, sagt er: „Wer die Feldzüge in Spanien nicht mitgemacht, nicht Theilnehmer oder wenigstens Augenzeuge solcher Unternehmungen gewesen, wird sich nie einen rechten Begriff davon machen können und sollte sich nie ein Urtheil darüber erlauben." Fast kein Land der Erde ist auch zum Parteigängerkriege so geeignet wie Spanien. Doch tadelt er die Maßregeln, welche die Franzosen gegen die Guerrillas befolgten.

Man hatte bei der Occupation oder vielmehr Ueberrumpelung Spaniens die Hauptsache, die Spanier selbst, vergessen. Die französische Armee war einem Schiffe zu vergleichen, das kühnen Flugs die Wellen vorn durchschneidet, hinten aber sofort wieder von ihnen umschlossen wird. In keiner Provinz war man ungeschickter zu Werke gegangen als gerade in Navarra. Die Insurrection bildete sich recht eigentlich unter den Mauern Pamplonas, und später, als sie herangewachsen, fand sich niemand, sie zu bekämpfen. Hätte man von den 70000 Mann, welche zur Besetzung der verschiedenen Etappenlinien in Spanien benutzt wurden, 15—18000 nur eine Zeit lang benutzt, um dem Spuk in Navarra gründlich ein Ende zu machen und die Insurrection an ihrem Lebensnerv anzugreifen, so hätte man sich viel Elend, Schimpf und Schande ersparen können.

Wir fügen hinzu, daß Ney mit einer großen fliegenden Colonne auf diese Weise in Mittelspanien für eine Zeit lang Ordnung geschafft.

Während die Armee in Schlachten siegte, Festungen stürmte und sich mit Ruhm bedeckte, gingen in ihrem Rücken die Erfolge immer wieder verloren. Man war immer nur Herr des Bodens, auf dem man gerade stand, und auch die Herrschaft über diese Scholle war oft eine sehr bestrittene und precäre. Der große Fehler der Spanier war dagegen deren ewiges Bataillíren, sowie sie eine gewisse Anzahl beisammen hatten, und dabei wurden sie von den tapfern, disciplinirten Franzosen fast in jedem größern Zusammentreffen geschlagen. Mina und Pereña waren die einzigen im nördlichen Spanien, die dies vermieden, sich auf den kleinen Krieg beschränkten und daher auch den besten Erfolg hatten.

In der Erzählung wechseln ernste und rein militärische mit ergötzlichen Scenen ab, wie sie das Soldatenleben mit sich bringt. Auch der Liebe wird ihr Recht. Der junge polnische Offizier hatte ein zartes Verhältniß mit einer bildschönen Nonne aus einem aufgehobenen Kloster, die er bei ihren Verwandten kennen gelernt; er schildert dasselbe so, daß man an dem liebenden Paare wahren Antheil nimmt. Natürlich wurden sie durch den Krieg getrennt, und als er später wieder an denselben Ort kam, fand er Ines nicht mehr, sie war mit ihren Verwandten fortgegangen, niemand wußte wohin, man hatte sie ohnmächtig in den Wagen tragen müssen. Brandt schreibt dann:

Später, nachdem ich ruhiger geworden, habe ich mir öfters überlegt, wohin mich dieses Verhältniß wol hätte führen können. Ich war wiederholt schon auf dem Wege gewesen, meine Pflicht einem Verhältniß aufzuopfern, das nur unsere Jugend einigermaßen entschuldigen konnte. Ein zwanzigjähriger Protestant und eine siebzehnjährige Nonne — beide Nationen angehörig, welche der Wille des gewaltigen Napoleon zum blutigen Kampfe gegeneinander in die Schranken gerufen — wie hätte das enden sollen?

Im Januar 1812 erhielten die polnischen Regimenter Befehl zum Rückmarsch nach Frankreich, um hier reorganisirt und dann zum Kriege gegen Rußland verwendet zu werden. Die Polen hätten lieber den Kampf in Spanien fortgesetzt, trotz unaufhörlicher Gefechte und Gefahren, Mühsal und Entbehrungen, trotz der „Kartätschenatmosphäre", in der sie hier vier Jahre zugebracht; sie waren der Heimat entfremdet, und der Vergleich zwischen ihr und Spanien fiel freilich zum Nachtheil der erstern aus: die elenden Quartiere, der Schmuz, die Judenwirthschaft wurden ihnen unerträglich.

Napoleon folgte seiner Armee bald nach Polen, wo er so große Hoffnungen auf Wiederherstellung des Reichs erregt und bekanntlich nicht erfüllt hatte. Der Eindruck, den er auf den hohen polnischen Adel machte, war kein günstiger: man fand, daß er schlechte Manieren habe, seine Stimme kurz und scharf, sein Ton schneidend und herrisch sei. Besonders die Damen, welchen er allerdings oft unfeine Dinge sagte, waren nicht gut auf ihn zu sprechen. Eine siebzehnjährige, etwas kolossale Gräfin Mycielcka fragte er: „Wie viel Kinder haben Sie? — „Gar keine." — „Sind Sie geschieden?" — „Ich bin gar nicht verheirathet, Sire." — „Ah, man muß nicht zu sehr wählen, Sie haben keine Zeit zu verlieren."

Die Aufzeichnungen, welche Brandt während des Feldzugs gemacht, betreffen natürlich nur das, was er selbst erlebt, gethan und gehört hat, sie sind aber bei der spätern Ausarbeitung (nach einigen vierzig Jahren, wie er sagt) mit werthvollen allgemeinen Betrachtungen versehen worden. Den Brand von Moskau hält er trotz allem, was darüber gesprochen worden, für das Werk eines Zusammenflusses von Umständen. Dann sagt er:

Eine lange noch nicht genug berücksichtigte Schattenseite, welche die Einnahme von Moskau für das Heer herbeiführte, war die Demoralisation desselben. Die große Beute, welche gemacht war, bewirkte, daß sich viele Leute von ihren Truppentheilen wegschlichen und sich unter tausend Vorspiegelungen den Detachements anschlossen, welche rückwärts entsendet wurden. Plünderungssucht entfernte gewiß ebenfalls eine große Menge Leute. Man kann die Zahl dieser isolés, wie man sie anfangs nannte, gewiß zu 6—8000 anschlagen, sie bildeten den Stamm zu jenen Unbewaffneten, die auf dem Rückzuge so anwuchsen, daß die Bewaffneten fast nur die Ausnahme bildeten.

Als Adjutantmajor, der er geworden, hörte der Verfasser mancherlei, das sonst nicht bekannt wurde. In der Umgebung Berthier's versicherte man, daß Berthier, Murat, Duroc, Daru, Narbönne, kurz alle Welt gegen den Marsch auf Moskau gewesen, daß der Kaiser sich aber von seinem Vorsatze nicht habe abbringen lassen. Bei Wiekowo wurde Brandt verwundet, lag eine Zeit lang in Moskau in einem Hospital und wurde von hier nach Smolensk transportirt; dann weiter zurück. An der Beresina begann die unglaubliche Unordnung und Auflösung der Armee, „als eine Consequenz der schenßlichen Vernachlässigung aller und jeder Disciplin", die schon früher eingerissen

war. Das Elend des weitern Rückzugs, das Brandt auf Krücken gehend theilte, ist grausig und durch manches neue entsetzliche Bild geschildert. Mit der Ankunft jenseit der Grenze schließt der erste Theil des Werks.

Die Betrachtungen über den Feldzug, welche der Verfasser macht, sind aus der eigenen Erfahrung, später gewonnener höherer Einsicht und der reichen Literatur über diesen Krieg geschöpft. General Brandt versichert, sämmtliche Werke, die in allen Sprachen darüber erschienen sind, zu kennen; wir wollen es ihm gern glauben, da wir seine rege geistige Thätigkeit bis in sein Alter gekannt haben. Er ist der Meinung, daß Napoleon in diesem Kriege das Rechte versäumt, Zeit und Raum, diese beiden so wichtigen Factoren, bei seinen vorgefaßten Ansichten außer Acht gelassen und auf keinen Rath gehört habe. Poniatowski soll ihn in Smolensk gebeten haben, mit seinem Corps nach Kiew marschiren zu dürfen, wo ihn die Bevölkerung erwarte und man neue Truppen, besonders leichte Reiterei, formiren könne; dort sei die schwache Seite Rußlands, das die Insurrectionen des Landes, mit dem er schon seit längerer Zeit in Verbindung stehe, nur mit Mühe unterdrücke. Als der Fürst dringender geworden und zuletzt kniend um die Erlaubniß zum Abmarsch gebeten, soll Napoleon zornig geworden sein und ihm gedroht haben, ihn erschießen zu lassen, wenn er gegen seinen Willen diesen Marsch antrete. Daß die Armee nicht durch Hunger und Kälte, sondern an ihrer beispiellosen Auflösung und Indisciplin, die schon seit dem Uebergang über den Niemen eingerissen, zu Grunde gegangen sei, äußert Brandt an mehr als einer Stelle, eine Meinung, die von vielen verständigen Offizieren der Armee getheilt wurde. Wir sind gespannt auf die Fortsetzung des Werks. Die Ausstattung desselben seitens der Verlagshandlung ist anständig. Bei der Correctur sind in den spanischen Worten manche Fehler, wahrscheinlich aus Unkenntniß der spanischen Sprache, stehen geblieben, sonst ist sie sehr sorgfältig.

Karl Gustav von Gerneck.

Händel und Shakspeare.

1. Händel und Shakspeare. Zur Aesthetik der Tonkunst. Von G. G. Gervinus. Leipzig, Engelmann. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Im Anfang war die That. Persönliche Geistesthaten einzelner, mit jenem elektrischen Fluidum Erfüllter, das die Seele in immer neuen Tonweisen ausströmen ließ, sind es, welche die Musik groß gemacht haben. Das Wort hat nichts geschaffen in unserer Kunst; bald hinterherhinkend, bald lästernd nebenanlaufend, verfolgte es die Spuren der schöpferischen Geister, ohne irgendeinen Einfluß auf den Entwickelungsgang der Kunst ausüben zu können. Wie viele Bücher, dünn und dick, sind von Musikästhetikern in die Welt geschickt worden, um zu Makulatur zu werden oder in den Bibliotheken zu vermodern! Ueber keine Kunst wird aber auch von Unberufenen so viel geschrieben wie über die Musik. Obgleich zufolge ihres Aufbaues, ihres idealen, aller Realität abgewendeten Wesens, Specialkenntnisse zu ihrem Verständniß erfordernd, mußte von jeher die Tonkunst als Opferlamm für die stilistischen Uebungen des Laienthums sich hergeben.

Das vorliegende, 500 Seiten starke Buch des auf einem ganz andern Geistesgebiete rühmlichst bekannten Verfassers läßt sich unter zweierlei Gesichtspunkten auffassen. Im ironischen Sinne könnte es als ein Panegyrikus auf Händel angesehen werden; um diesen auf übermenschliches Piedestal zu erhöhen, war es nothwendig, aller künstlerischen und kunstgeschichtlichen Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, das unterste zu oberst zu kehren und sämmtliche andere Tonmeister tief herabzusetzen. So betrachtet, würde man die Schrift als eine höchst gelungene, ja musterhafte gelten lassen müssen. Indeß möchte sich dergleichen Beginnen doch wohl blos für jemand schicken, dessen Name in der Musikwelt eine gewisse Anerkennung genießt, während der von Gervinus nie in ihr genannt worden ist. Als ernsthafte Meinungsäußerung dagegen angesehen, stellt das Buch nichts dar als einen Streich ins Wasser, und zwar mit einem hölzernen Schwerte geführt. Scheint Gervinus doch selbst ein Bewußtsein davon aufgedämmert zu sein, wenn er in seiner Vorrede sagt: „Den meisten Lesern wird meine Auffassung der Sache anstößig, abstoßend, seltsam und absonderlich dünken.“ Als Laie sich rühmend, meint er: „daß diese Möglichkeit und bloße Neuheit eines solchen einseitigen Standpunktes nach so vielen Jahrhunderten, ja Jahrtausenden musikalischer Praxis unstreitig doch eine unendlich größere, eine säculare Einseitigkeit von der andern Seite beweist.“ Aber hat es denn je an Laienschriftstellern über Musik gefehlt? Ist denn in dem ganzen vorliegenden Buche etwas enthalten, was nicht von dem oder jenem bereits vorgebracht worden?

Bei einem Buche wie das von Gervinus ist es nothwendig, den Grundsatz: Principiis obsta nicht aus den Augen zu lassen. Darum rufen wir ihm gleich bei seinem ersten Kapitel, welches die Musik durchaus in die Reihe der nachahmenden Künste einschachteln will, unser Halt! zu. Durch nichts hat er den Beweis zu führen vermocht, daß die reine Musik eine nachahmende Kunst sei in dem strictem Sinne, daß sie, gleich andern Künsten, ihre Stoffe aus der Natur und dem Menschenleben entnimmt. Er widerspricht sich übrigens selbst, wenn er später der Instrumentalmusik die Berechtigung der Existenz bestreitet, weil sie eines nachzuahmenden Vorbildes entbehre.

Der ganze erste Abschnitt („Zur Aesthetik der Tonkunst. Aus der Geschichte“), wo der Verfasser sich abmüht, dem Ursprunge der Musik nachzugehen, zeigt ihn auf einem Abwege, der nothwendigerweise zu: inem Misverstehen des Wesens unserer Kunst, zu einer Geringschätzung ihres Vermögens und Werthes führen muß. Gervinus bekennt sich zu der Ansicht, daß der Accent die Mutter der ganzen Musik sei. Schon der lebhaft accentuirte Vortrag des Redners stelle eine Art von Musik vor; schon innerhalb

der Sprache in den gelegentlichen Anklängen aller möglichen Tonarten, Consonanzen und Dissonanzen und in der Declamation sei ein musikalisches Naturproduct, das einfachste Vorbild künstlerischer Nachbildung für die Tonkunst von Anfang an enthalten gewesen; die Musik habe daher in ihren Leistungen nirgends ein absolut Neues weder zu erfinden noch zu erschaffen, sie habe der gesprochenen Rede nur die allverständliche Notensprache der Empfindungstöne abzulauschen, die sie dann zunächst formell nach ihren technischen Regeln und weiterhin ideal nach den Forderungen der Kunst um- und auszubilden habe. Den Einwand nun, daß die Tonkunst auf solche Weise höchstens bis zum Recitativ gelangen könne, daß die rein musikalischen Formen dagegen, der abgerundete Gesang, die eigentliche Melodie unmöglich von dem Tonfall der nüchternen Sprache abstrahirt zu denken sei, daß sie, ein Werk der freien Erfindung, durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sei von allem Sprachgesange, sucht der Verfasser mittels eines Cursus aus der Musikgeschichte zu widerlegen, welcher von den Griechen anhebt.

Griechische Musik! In Leipzig gibt es einen gelehrten Recensenten, der, selbst in seine Opernberichte Auseinandersetzungen über die Musik der Griechen verflicht. Wie es aber mit dieser sogenannten Musik eigentlich beschaffen war, das weiß niemand recht zu sagen. Die rhythmisch-declamatorische Tonkunst der Alten suchte ihr Wesen nicht in dem Reiz melodischer oder harmonischer Formen, sondern in der dramatischen Wahrheit und Feinheit geistigen Ausdrucks, meint Gervinus, und bestreitet, daß sie darum geringern Werth oder eine geringere Wirkung gehabt hätte. Wir wollen ihm von Herzen wünschen, daß er sein Leben lang nichts als griechische Musik zu hören brauche. Uns erscheint eine Musik ohne Melodie und Harmonie eben nicht als das, was wir Musik nennen. Der griechische Volkscharakter möchte überhaupt nicht den geeigneten Boden für die tiefinnerliche Tonkunst abgegeben haben. Selbst das Recitativ, welches aus dem Versuche, die griechische Musik wieder ins Leben zu erwecken, entstand, wird getragen durch die Macht der melodischen Erfindung, die Harmonie und das charakterisirende Instrumentenspiel, die ihm erst seine volle Wirkung zutheil werden lassen. Die Bewunderer griechischer Musik bilden auch das Contingent für die Anbeter der mittelalterlichen Tonkunst; und doch, worin anders liegt die Wirkung der von Gervinus in den Himmel erhobenen Palestrina'schen Gesänge als in dem eigenthümlichen mystischen Ausklingen der Harmonien, in dem Ineinanderfließen der Stimmen, während die Textesworte völlig unverständlich sind? Wo bleibt da die Theorie vom Accent?

Auf ebenso irrthümlichem Pfade wandelt Gervinus bei Besprechung des Volksliedes, von dem er meint, in den besten Volksliedern verschmelze die Schönheit der Melodie wesentlich mit der Wahrheit des Ausdrucks. Dabei läßt er aber außer Acht, daß dieselbe Volksmelodie zugleich gänzlich verschiedenen Liedern dient und hinsichtlich der Accentuirung sich keineswegs gerade nach der Bedeutung der Worte richtet. Ein großer Theil der Volkslieder scheint überhaupt ursprünglich frei, d. h. unabhängig vom später daruntergelegten Text, erfunden zu sein.

Es hängt mit Gervinus' Verneinung jeder selbständigen Geltung der Musik zusammen, mit der von ihm gepredigten Beschränktheit ihrer Aufgabe auf ausgebildete Nachahmung der Empfindungslaute, daß ihm die reine Instrumentalmusik als unberechtigt erscheint. Indeß solche seltsame Käuze hat es zu allen Zeiten gegeben, und es zeigt nur von einer seltsamen Voreingenommenheit, wenn ein Mann von Begabung, dessen Leistungsfeld auf ganz entferntem Gebiete liegt, mit solchen Schrullen die Gegenwart behelligt. Es gibt viele Menschen von großem anderweitigen, auch dichterischem Talent, welchen die innere Musik abgeht; es fällt ihnen aber nicht ein, von der Eitelkeit sich so weit hinreißen zu lassen und gerade über das zu schreiben, für das sie kein Verständniß haben. Manche werden von dem Anblick der über der Ebene aufsteigenden eisgepanzerten Alpenzinnen aufs tiefste ergriffen, während andere wieder gar keinen besondern Eindruck davon empfangen. Haben letztere aber deswegen das Recht, jene wegen ihrer Empfänglichkeit zu verhöhnen? Mit dem Verstande den Mysterien der Musik beikommen zu wollen, ist freilich eine vergebliche Mühe. Die Skeptiker haben eben keinen Zutritt zu ihrem Tempel. Selbst in den Opern Gluck's, desjenigen Tondichters, welcher Musik und Text aufs innigste miteinander zu verschmelzen suchte, ist es die Musik, die den Effect macht, die allein, auch ohne Text, die Seele des Hörers zu ergreifen vermag. Wo eine Vermählung zwischen Musik und Dichtkunst eintritt, da führt jene entschieden das Scepter und stellt die Gefährtin in den Schatten. Die zahlreichen Instrumentalarrangements beliebter Vocalwerke zeigen, wie das Publikum die Sache auffaßt. Keine Musik vermag zur Geltung zu gelangen, die nicht sich selbst genügt. Der Verfasser beantworte sich doch einmal selbst die Frage, was denn eigentlich in den Werken seines geliebten Händel den Effect hervorbringt. Doch nicht etwa der Text? In des Menschen Natur liegt der Drang, sich musikalisch zu äußern ohne alle Anlehnung an das Wort; besitzt er doch in seinem Stimmorgan das für ihn sympathischste Instrument.

Auf diesem Grunde ist auch die Instrumentalmusik aufgebaut, die erst ihren höchsten Schwung nehmen konnte, nachdem sie an der Vocalmusik ihre Vorstudien gemacht. Gervinus mag sich immer hinstellen und laut predigen, daß eine Beethoven'sche Sonate und Sinfonie ein Unsinn ist, und daß es für einen vernünftigen Menschen nicht zieme, darin einen Genuß zu suchen. Die Leute schütteln über den curiosen Menschen, welcher seine Weisheit so ungebeten zum besten gibt, die Köpfe und gehen ruhig weiter. Wenn hin und wieder in Instrumentalwerken versucht worden ist, durch Ueberschriften den Sinn des empfänglichen Hörers nach der entsprechenden Richtung hinzulenken, so darf das doch nicht dahin ausgelegt werden, daß damit die Unzulänglichkeit der reinen Instrumentalmusik an sich zugestanden worden sei. Ist es doch immer die Musik allein, welche der gestellten Aufgabe gerecht zu werden hat. Bei der jetzigen Ausbildung der großen Instrumentalmusikformen vermögen allerdings nur diejenigen größern Werke eine tiefere Wirkung auszuüben, denen eine charakteristische Beseelung innewohnt. Stücke daher, wie z. B. der erste und zweite Satz in der Eroica, die F-moll-Sonate appassionata, der zweite Satz in der C-moll- und A-dur-Sinfonie von Beethoven sprechen

so laut und eindringlich wie das ergreifendste Gedicht und bedürfen keines Commentars. Die reine Instrumentalmusik ist einmal nicht für alle geschaffen; zu ihrem Verständniß bedarf es einiger selbsteigener Uebung in der Kunst. Die Zahl der gänzlichen Laien in der Musik hat bei der immer größern Verbreitung des Musikunterrichts aber sehr abgenommen; übel angebracht ist daher, wenn Gervinus sich folgendermaßen vernehmen läßt:

In Betracht der Halbkennerschaft unserer Tage, in der kein Spielschüler mehr die strenge Schule der Alten macht (?), könnte man sogar zweifeln, ob diese heutige Zuhörerschaft den andächtigen und unbefangenen Laien der frühern Tage nur gleichzustellen ist. Wir wissen heute nicht mehr, daß es verständige Zeitgenossen von Mozart noch als einen Unfug ansahen, wenn man dem großen Publikum in Prunkconcerten dessen Quartette für Klavier- und Streichinstrumente und sein Quintett für Klavier- und Blasinstrumente vorführte, die nur von Fachgebildeten gewürdigt werden konnten, die den unerfahrenen Laien nur Räthsel bieten oder Langeweile machen, oder der Anlaß zur Erheuchelung einer affectirten Bewunderung werden mußten. Alle Instrumentalmusik hat allen Anspruch auf alle Ehrerbietung, solange sie ihre Werke für die allein würdige Zuhörerschaft der Kenner berechnet und über deren formalen Werth und constructive Tüchtigkeit die technische Kritik der Wissenschaft anruft, deren Maßstab hier allein und alles entscheidet. Sobald sie ästhetische Kunstwerke für den Genuß der Laien schaffen will (Welche Begriffsverwirrung! Die echten Kunstwerke sind es nicht blos architektonisch, sondern bergen zugleich eine seelische Bedeutung in sich), stellt sie diesen fast unvermeidlich die Zumuthung, auf alle Kritik zu verzichten. Die Instrumentalmusik der letzten Gestaltung verlor über ihrer technischen Ausbildung die natürlichen Gegenstände der natürlichen Nachahmung, soweit dies überhaupt geschehen kann, aus den Augen und rückte sie auch dem unbewaffneten Auge des Betrachters unverkennbar aus dem Gesichtskreis. Wo aber kein Naturvorbild der Nachahmung ist, da ist auch eine objective Werthschätzung, eine künstlerische Kritik nicht möglich; wo keine Vergleichung wirklicher Dinge gegeben ist, da ist auch ein Ideal nicht möglich; ohne das eine und das andere aber ist eine wahre Kunst und ein wahres Kunstwerk ebenso wenig möglich.

Wer zwingt denn aber die Laien, Aufführungen von Kammermusik beizuwohnen? Ist es überhaupt Sache der Laien, in eine Musikaufführung zu gehen, um Kritik zu üben? Dem Laien, welchem die Instrumentalmusik unverständlich, dem bleibt auch die harmonisch kunstvoller gehaltene Opernmusik als Musik selbst unzugänglich. Der wahre Grund, weswegen Gervinus der Instrumentalmusik das Recht der Existenz abspricht, besteht allerdings einfach darin, daß sein Abgott Händel in der Instrumentalmusik nichts Hervorragendes geleistet hat. Hinc illae lacrimae!

Bei einem Historiker ist es auffallend, wenn er geschichtliche Thatsachen, die jahrweit auseinanderliegen, untereinandermengt. Was soll man daher dazu sagen, wenn Gervinus meint, daß Beethoven mittels der Phantasie mit Chor und der neunten Sinfonie Abschied von der Instrumentalmusik genommen, ihr den Scheidebrief geschrieben habe? Erstere ist in dem ersten Jahrzehnt dieses Säculums, letztere 14 Jahre später geschrieben. Zwischen beiden liegt nicht nur eine lange Reihe von Instrumentalwerken, sondern der neunten Sinfonie folgten seine größten Streichquartette und der Entwurf zu einer zehnten Sinfonie.

Der Verfasser erinnert übrigens an Chamisso's „Ich bin verdrießlich, weil ich verdrießlich bin", wenn er nach Classificirung der verschiedenen Zuhörerschichten, welche sich an Instrumentalmusik erfreuen, in folgende Jeremiade ausbricht:

Die Musik hat ein natürliches Theil an blos spielender sinnlicher Ergötzlichkeit; so soll man denen, die sich dabei begnügen, nach der Mühsal ihrer Tagesarbeit dies unschädliche Erholungsmittel (an einer andern Stelle wird ja aber behauptet, daß die Instrumentalmusik eine schädliche Gefühlsdusselei u. s. w. hervorbringe!) nicht misgönnen. Nur sollen dann diese Klassen, und mit ihnen jene Duldsamen, die keinen ausschließenden Geschmack leiden mögen, und die Tonkünstler, welchen jene Stufe und Richtung der Geschmacksbildung genehmer und vortheilhafter ist, ihrerseits ebenso billig sein, auch andern ihre andern Freuden und Gedanken zu lassen; sie sollen der kleinen Gemeinde, die in der Musik, in dem Geiste des Alterthums (?) etwas Höheres sucht, nicht zumuthen, ihre Liebe zum Schönsten und Besten der Toleranz für das Mittelmäßige (kann man die Arroganz eines Laien weiter treiben?) und Gleichgültige zum Opfer zu bringen.

Aber wer in aller Welt hindert denn die kleine Gemeinde, die sich Gervinus imaginirt, dem ausschließlichen Cultus Händel's obzuliegen und alles andere zu ignoriren? Niemand stört sie und misgönnt ihr ihr absonderliches Vergnügen. Freilich das Publikum, welches bei Instrumentalconcerten die Säle zu füllen pflegt, wer wollte darauf etwas geben? Sein Beifall ist ebenso wenig werth wie sein Schweigen. Aber das ist Sache der Componisten. Ebenso wenig mögen wir die Programme der Concerte in Schutz nehmen, welche oft weit genug von künstlerischen Zwecken abliegen und in einem ewigen Kreise von Veraltetem, Ueberdrüssigem und Coterieinteressen sich bewegen. Trotz aller dieser Hindernisse kann der Gang der Instrumentalmusik zwar verzögert, aber nicht ganz aufgehalten werden.

In dem Abschnitte: „Die Tonkunst die Sprache der Gefühle", wird S. 227 von Händel gesagt: „Nicht einmal in den Ouverturen der Opern und Oratorien hat weder er noch jene ganze alte Zeit auch nur versucht, eine Grundstimmung des folgenden Gesangstücks vorzeichnend anzudeuten; wie denn auch Gluck die Ouverture einer seiner Opern beispielsweise einer andern vorsetzte." Dies könnte höchstens bei den seiner Reformperiode vorhergegangenen Opern der Fall gewesen sein, die ebenso schlecht waren wie die Händel'schen. Man kann freilich nicht verlangen, daß Gervinus wissen soll, wie Gluck, der Vater der eigentlichen Ouverture („Iphigenie in Aulis"), zugleich der erste war, welcher die Introduction in nähere charakteristische Verbindung mit der Oper brachte. Das schlechte Vorspiel zum „Orpheus" zeigt, wie übel es vorher damit stand. Desto mehr sticht dagegen die ausdrucksvolle Introduction zur „Alceste" ab, die in geeignetster Weise zu dem musikalischen Drama überleitet. In der „Iphigenie in Tauris" geht sogar die die Ruhe vor dem Sturm und darauf diesen selbst in gelungenster Weise schildernde Introduction unmittelbar in die erste Scene über. Was hat dagegen Händel zu bieten?

Wir wollen uns nicht damit aufhalten, die Fabeln, welche der Verfasser in reicher Fülle dem Leser gern aufbinden möchte, zu widerlegen. Statt dessen führen wir folgende Sätze an, in denen sich seine verschrobene Tendenz klar abspiegelt:

Ehrenwerthe Musikkenner, die inmitten der Herrlichkeit der deutschen Musikblüte am Ende des vorigen Jahrhunderts standen, haben mit eifersüchtiger Sehnsucht zurückgeblickt nach jener

Zeit um 1750, die noch von dem verwirrten Geschmack an der Komik und von der übertriebenen Virtuosität an der Instrumentik wenig verfehrt war, als auf den reizenden Ruhepunkt, auf dem man, wenn ein Stillstand in den menschlichen Dingen möglich wäre, der Tonkunst volle Rast hätte wünschen mögen. (Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven u. s. w. sind also die Verderber der Kunst und brauchten nicht zu kommen.) Auf diesem reichen Aussichtspunkte bildet für uns jener riesige „Mannberg", wie sie Händel in England nannten, selbst wieder eine Höhenwarte, die uns ermöglicht und erleichtert, das Diesseits und Jenseits des großen Ganges der neuern Musikbildung, wie in ihm vereinigt, zu überschauen. Das Trefflichste in der Zeit verdichtete sich gleichsam in dem Kerne seiner genialen Vielseitigkeit und idealen Tiefe; es war, als wollte sich die Musik in ihm zum Höchsten gipfeln und in seliger Wonne ihren Sabbat feiern. Es gibt keinen andern, der den ganzen Umkreis des Gefühlslebens so bis in seine letzten Polgrenzen umschifft und den innersten Mittelpunkt seiner fruchtbarsten Felder und seiner reichsten Minen so herrschergewaltig occupirt hätte, daß selbst die kühnsten seiner Nebenbuhler gegen diesen Weltumsegler und Eroberer nur als Küstenfahrer und Ansiedler erscheinen.

Damit Händel als der wahre musikalische Messias erscheine, wird sogar einem Gluck (der nur der Nachahmer Händel's sei!) der Anspruch als Reformator der Oper bestritten, und auch diese Errungenschaft Händel in seinen allerdings nicht für die Bühne bestimmten Musikdramen, d. h. seinen weltlichen Oratorien zugeschrieben, in denen er als der Gründer der großen dramatischen Musik erscheine. Wahrlich, es gehört eine große Portion Ernst dazu, um bei diesem tollen Zusammenwerfen zweier ganz verschiedenen Dinge nicht laut aufzulachen. Nicht das Geringste haben jene ganz außerhalb der dramatischen Action liegenden Oratorien mit der Gluck'schen Opernreform gemein, die eine ganz neue Epoche einleitet. Arie, Recitativ, Chor blieben bei Händel, wie sie früher gewesen waren, nur daß der Chor zu einer ungleich bedeutendern Rolle aufwuchs. Auch nicht die geringste Ahnung hatte Händel von der großen Schöpfung, zu welcher Gluck die Oper später umbildete. Es ist wirklich erstaunlich, welche Mühe der Verfasser sich gibt, zu jeder Art von Gefühl aus Händel's Werken ein illustrirendes Beispiel herauszufinden, ohne der Vieldeutigkeit der Musik dabei im geringsten Rechnung zu tragen. Wahrlich, er hat kein Recht, über die oft so barocken Ausleger Beethoven'scher Musik zu spotten; er treibt es nicht weniger arg. Gervinus findet natürlich an Händel alles göttlich; selbst seine Arien und seine Instrumentation sind vollendet und können allen Nachfolgenden zum Muster dienen. Das Urtheil der Welt lautet freilich vielfach anders. Was Händel's, des genialen Schöpfers des Oratoriums, Andenken lebendig erhält, sind seine Chöre, in denen er die ganze Größe seines Genius zeigt. Alles andere strotzt von den Mängeln der damaligen Zeit. In seinen verschnörkelten, dem hergebrachten Schematismus huldigenden Arien singen die entgegengesetztesten Persönlichkeiten ganz in gleicher Weise. Bei seiner immensen Fruchtbarkeit hat Händel überhaupt nicht die Zeit, so viel Federlesens mit seinen Compositionen zu machen, und Sachen hineinzulegen, die ihm seine fanatischen Verehrer durchaus imputiren wollen. Von der Oper her an gewisse Formeln gewöhnt, wendete er sie, um sich die Arbeit zu erleichtern, gern zum Gebrauch an, um so mehr, als ihm eigentliche reformatorische Zwecke in der Musik ganz fern lagen. Wenn Gervinus vom „Messias" sagt: daß damit ein Höhepunkt erstiegen war, hinter welchem die Fortsetzung der spätern Meß- und Passionscompositionen fast nur noch ein antiquarisches Interesse bieten könnte, so ist das eben eine jener exaltirten Uebertreibungen, welche das ganze Buch anfüllen. Hat er ganz Sebastian Bach, Mozart und Beethoven vergessen?

Die den Schluß des Buchs (S. 325—496) bildende Parallele zwischen Händel und Shakspeare, ein Vergleich, der gerade so paßt wie die Faust auf das Auge und zuletzt auf lauter Unähnlichkeiten hinausläuft, strotzt von den barocksten, aller Wahrheit Trotz bietenden Behauptungen. Gibt es wol etwas Willkürlicheres als die Gleichstellung Händel'scher weltlicher Oratorien mit den historisch-mythischen Dramen Shakspeare's? Auf solche Weise kann man allerdings zwischen den entgegengesetztesten Dingen Aehnlichkeiten ausfindig machen. Wir vermögen es nicht über uns zu gewinnen, unsere Leser in den Irrgängen Gervinus'scher Sophismen herumzuführen, und begnügen uns, aus der reichen Fülle von Paradoxen, welche der Verfasser in diesem Kapitel darbietet, einige zu entnehmen:

Nach unserm persönlichen Geschmack dünkt uns die gleichmäßig lärmende Begleitung heutiger Zeiten eine blos ästhetische Roheit, von der man bei Aufführung Händel'scher Werke gut thäte, mit einem Sprunge der Bescheidenheit in völlig gelehrigem Stillhalten zu der wohl durchgorenen Praxis des alten Meisters zurückzukehren. Von der intensiven Kraft dieser orchestralen Oekonomie haben wir über unserer Verwöhnung alle Begriffe verloren, wie von ihrer innern künstlerischen Bedeutung. (Also ein neuer Stahl, der die Umkehr der Kunst anempfiehlt, wie der alte Stahl die der Wissenschaft! Bekanntlich war es Gluck, welcher zuerst die Instrumente, wenn auch mehr im einzelnen, zu durchschlagendem charakteristischen Ausdruck in tief durchdachter Weise gebrauchte.) ... Händel, der Ausleger der Gefühlssprache anderer Zeiten und Völker, ist dadurch der Bahnöffner zu jener Objectivität, jener vielseitigen Empfänglichkeit und weltbürgerlichen Nachbildungsfähigkeit geworden, deren wir Deutsche uns eigentlich rühmen. Der Urlehrer ist Händel. Die Schlegel hatten sie von Goethe erlernen können, Goethe nach einer Seite von Voß, nach den verschiedensten von Herder; beide letztere hatten sie von Klopstock überkommen, und dieser hatte zu seinen christlichen und hebräischen, neu- und alttestamentlichen Bildern keine Farben so nahe liegen wie die Händel'schen. (Wo bleibt der alte Sebastian Bach?) ... Wir können in Gluck's und Mozart's Leben genau beobachten, wie sie von den Anregungen der deutschen Literatur, wie sie, der eine von Klopstock, der andere von Goethe erfaßt (?), von einem Ehrgeize ergriffen waren, sich den Leistungen der emporsteigenden Dichtung musikalisch gleichzustellen; dies rechtfertigt den stolzen Ausspruch, es sei in der ganzen Musikgeschichte kein Beispiel weiter zu finden, daß ein anderer Tonkünstler in der Bildungsgeschichte eines Volks eine ähnliche Bedeutung gehabt habe u. s. w.

Man wird an dieser kurzen Blumenlese genug haben. Schade, daß so viele Geisteskräfte auf so unfruchtbare Weise von dem Verfasser verschwendet worden sind. Die schaffenden Tondichter sind diejenigen, welche die Kunst machen, und von ihnen allen möchte wol schwerlich einer ein mehr als höchstens humoristisches Interesse an dem Gervinus'schen Buche nehmen. Es könnte aber leicht kommen, daß man in diesen Kreisen zukünftig statt des Sprichworts: „Er spricht davon wie der Blinde von der Farbe", das andere gebraucht: „Er urtheilt darüber wie Gervinus über Musik."

Der Besprechung des Gervinus'schen Buchs fügen wir gleich die Anzeige folgender Gegenschrift bei:

2. Ueber Gervinus' Händel und Shalspeare. Von C. H. Bitter. Berlin, W. Müller. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Sie basirt im wesentlichen auf Punkten, die bereits bei uns Platz gefunden haben, und ist in jener anschaulichen, klaren Weise gehalten, die alle Publicationen des Verfassers kennzeichnet. Mit Recht macht er auf jene wunderbare Aeußerung Chrysander's (dem auch das Gervinus'sche Buch gewidmet ist) in dessen Biographie Händel's aufmerksam, wo es heißt:

Wie merkwürdig! Ein junger Deutscher kommt nach Rom, und die dortigen Schäfer, denen doch allerlei Eitelkeit geläufiger war als die Wahrheit, ermunterten diesen Jüngling, durch seine Kunst den Kampf sittlicher Mächte mit den Reizen des Sinnenlebens, den Sieg der Wahrheit über eiteln Schein zu feiern. Freilich war es, wie wir wissen, seine Bestimmung, das sittlich ath- und haltlos gewordene Leben wieder geordnet hinzustellen, soweit es ästhetisch, d. h. mit den Mitteln seiner Kunst möglich war, und die großen reinen Ideen, sowie sie sich aus dem sinnlichen Zeitalter emporarbeiteten, zu fassen und zu verklären. Aber daß auch die römischen Freunde von dieser Mission etwas ahnten, schon damals (1708), das eben ist ein so merkwürdiges Zeugniß über Händel's Jugend.

Händel war zu jener Zeit 23 Jahre alt. Er war eben erst nach Rom gekommen und seine dortigen Freunde ahnten schon jene Mission, weil er ein Oratorium sittlichen Inhalts in Musik zu setzen veranlaßt wurde, dessen Dichter ein Cardinal war!

Daß die von Chrysander redigirte „Leipziger allgemeine musikalische Zeitung" wörtlich Folgendes enthält: „Wie tief Gervinus überhaupt in die Musik eingedrungen ist, davon ist das ganze Werk ein so beredter Zeuge, daß man weder es wird ignoriren, noch widerlegen können", wollen wir blos als eine höfliche Erwiderung auf die Widmung gelten lassen; sonst müßten wir unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß jemand mit solchen Ansichten die Redaction einer musikalischen Zeitung führen kann, und sei es auch nur einer so wenig verbreiteten wie die genannte.

Vom Büchertisch.

. Die Methode der wissenschaftlichen Darstellung. Einfache Regeln um den schwierigsten Gegenstand klar und erschöpfend zu behandeln. Mit besonderer Rücksicht auf die Interpunktion. Von F. A. von Hartsen. Halle, Pfeffer. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine Anleitung, dem schriftstellerischen Gedanken feste ogische Form und Klarheit zu geben, wird dem schreibustigen Deutschen gewiß willkommen sein. Um so mehr, enn diese Hodegetik sich redlich bemüht, den Bedingunen der klaren Darstellungsart nachzuforschen und sie ls Regeln zu formuliren. Doch wozu diese Präision, einem mit allen Waffen der Stilistik gerüsteten eer Armeebefehle und taktische Ordres ertheilen zu ollen, wenn man nicht selbst Feldherr auf diesem Geet ist? So fragt gewiß mancher selbstgefällige Scribent, elleicht gerade der am eifrigsten, dem die Gesetze des atzbaues und der Interpunktion drückende Fesseln sind, e er gerne löst. Ist es doch zumeist der deutsche Au r, besonders der gelehrte, der auf die Form des Ausucks viel weniger Gewicht legt als der französische id neuerdings auch der britische. Da führt denn artsen in unerbittlich logischer Consequenz, mit strengr Folgerichtigkeit den Leser zu den Grundgesetzen r schriftstellerischen Ausdrucksform hin. Des Dichters pruch: „Was wir als Schönheit hier gefunden, wird ist als Wahrheit uns entgegengehn", gilt in umgeirter Folge von der schriftlichen Production. Klarheit r Darstellung wird hier oft zu Schönheit der Form d bewahrt den Autor vor dem unerquicklichen Kleeblatt r Widersprüche, Auslassungen und unnöthigen Wiederlungen. Die philosophische Bildung Hartsen's stempelt n naturgemäß zum Methodiker auf dem Felde der ssenschaftlichen Form- und Ausdruckslehre. Die Neoyten unter den Autoren werden wohlthun, sich eine ngehende Lektüre des Werks angelegen sein zu lassen. ie Veteranen aber und die bevorzugten Lieblinge der schönen Form werden nicht vergessen, daß die Regeln um des Autors willen da sind, nicht aber der Autor um der Regeln willen!

2. Ueber die Todes- und Freiheitsstrafe, mit besonderer Rücksicht auf England, von Karl Heinrich Schaible. Berlin, Springer. 1869. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wenn die vorliegende Arbeit wirklich, wie im Vorwort zu lesen, eine einzige Vorlesung ist, die in der londoner Deutschen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst gehalten und debattirt wurde, so haben wir allen Respect vor unsern in England verweilenden Landsleuten, die einen sechs Bogen starken wissenschaftlichen Vortrag mit Ausdauer ertragen. Der Arbeit von Kuntze über die Todesstrafe gegenüber, die wir in Nr. 12 d. Bl. besprachen, ist diesmal das sehr moderne Thema von einem Laien behandelt worden, der vom Humanitätsstandpunkte ausgeht, während der leipziger Professor die juristische Auffassung in der beregten Frage vorwalten läßt. In England wird bekanntlich die Debatte über die Todesstrafe vorherrschend von Laien gehandhabt, ganz entsprechend der britischen Abneigung gegen professionelle Auffassung einer öffentlichen Angelegenheit. So kommt denn der Verfasser, nach einem historischen Rückblick auf die Strafen der Vergangenheit, auf die Strafreformbewegung zu Anfang dieses Jahrhunderts. Das Recht der Gesellschaft, einem Menschen das Leben zu nehmen, wird bestritten, die schlechten Wirkungen der Todesstrafe hervorgehoben, desgleichen werden die jetzt bestehenden Freiheitsstrafen eines schlechten Erfolgs und vielfachen Misbrauchs beschuldigt. Das lebhaft und mit einer an Beccaria erinnernden Philanthropie geschriebene Buch vermag doch nicht, ein würdiges Substitut der Todesstrafe anzugeben. Auch in diesem Mangel verleugnet es nicht die Reproduction Mittermaier'scher Doctrinen.

3. Die Blumenwelt nach ihrer deutschen Namen Sinn und Deutung in Bilder geordnet von Johanne Nathusius. Mit 28 litographirten Abbildungen. Leipzig, Arnold. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Wol verdient es das sinnige Gemüth des Deutschen, daß ihm in der Blumenwelt ein Spiegel vorgehalten wird, der Blumenwelt, der er, wie der Thierwelt, seit den Anfängen seines Stammes seine liebevollste Aufmerksamkeit zugewendet und in die er Deutung und Beziehung zu seinem eigenen Culturleben hineingetragen hat. Die Verfasserin hat ihr mühevolles sorgsames Werk in 28 Kapitel eingetheilt, und jedem eine hübsch angelegte und ausgeführte Lithographie beigegeben. Passender freilich wie anschaulicher wäre uns an dieser Stelle ein Farbenbild erschienen. Die Blumennamen sind nun nicht allein nach ihren sittengeschichtlichen, naturhistorischen und elementarischen Rubriken geordnet, sondern es ist auch für eine quellenmäßige historische und naturhistorische Beschreibung jeder Species gesorgt. Es ist rühmend hervorzuheben, daß es einer Dame, der doch gewöhnlich mittelhochdeutsche Studien fern liegen, gelungen, auch die mittelalterlichen Namen und Anschauungen von Blumen und Pflanzen dem Leser mundgerecht zu machen. Durch das ganze Unternehmen, dem wir den besten Erfolg wünschen, weht ein durchweg culturhistorischer, ästhetischer und stellenweise poetischer Geist.

4. Westpreußen in seiner geschichtlichen Stellung zu Deutschland und Polen. Von Leopold Prowe. Zweite Auflage. Thorn, Lambeck. 1868. Lex.-8. 18 Ngr.

Zur Aufklärung über den nationalen Charakter und die historischen Beziehungen der Weichselprovinz zum deutschen Stammlande wie zum slawischen Stieflande heißen wir die vorliegende Schrift willkommen. Ueber keines der preußischen Lande ist die deutsche Anschauung so vielfach irregeleitet worden als über die Heimat des Kopernicus, dessen rühmlich bekannter Biograph hier wiederum in einer zeitgemäßen Monographie die Anmaßungen des Polenthums auf deutsches Gebiet energisch zurückweist. Die Geschichte des zweiten Thorner Friedens verdient wol eine so klare Auseinandersetzung, in Bezug auf die durch denselben bedingten staatsrechtlichen Veränderungen, als sie Prowe auf S. 20—33 gibt. Sehr richtig motivirt er die Wahl des polnischen Königs zum Schirrmhern der Ordenslande an der Weichsel:

Es war nicht Stammeszuneigung, nicht Liebe zum polnischen Reiche oder zur polnischen Nationalität, welche die Preußen bestimmt hat, König Kasimir zu ihrem Schutzherrn zu erwählen. Die Preußen wollten lediglich ihrer Landesobrigkeit enthoben sein, von der sie sich gedrückt glaubten, und zu schwach, um als eigener Staat zu existiren, suchten sie Schutz bei einem größern Staate, an den sie sich anlehnen könnten.

Erst als der Adel Westpreußens zu polonisiren beginnt, als das flache Land nach und nach die polnische Auffassung von der Stellung Polens, als des Haupt- und Stammlandes, zu Preußen und dem Deutschen Orden adoptirt, da nehmen die slawischen Regenten dem deutschen Lande allmählich seine Privilegien, und die Idee der Personalunion wird zur Umwandlung Westpreußens in eine polnische Provinz gefälscht. Man kann bei Prowe das Genauere nachlesen, wie das Deutschthum in den Städten sich drei Jahrhunderte lang kraftvoll gegen jene polnische Auslegung der Verträge mit Kasimir gewehrt hat; es ist des thorner Gelehrten Verdienst, mit urkundlichen Belegen nachgewiesen zu haben, „wie nur unter schweren Kämpfen Westpreußen seines deutschen Charakters bis zu seiner Wiedervereinigung mit Ostpreußen entkleidet ist". Vor Gericht wurde nur in deutscher Sprache verhandelt, die Verhandlungen auf den Landtagen fanden gleichfalls nur in deutscher Sprache statt. Deutsche Sitte blieb herrschend und alle Culturverhältnisse wiesen entschieden polnischen Einfluß ab. Derartige Schriften, wie die vorliegende, pflegen meist nur von Männern der Zunft beachtet zu werden; wir wünschen dagegen, daß solchen Explicationen historischer Zustände, die einen lange genährten und auch jetzt noch in weitern Kreisen herrschenden Irrthum widerlegen, allseitige Theilnahme und reges Interesse entgegengebracht werde. Die wohlthuende Wärme für den Gegenstand, die durch das Werk geht, sowie die klare populäre Art der Darstellung werden nicht verfehlen, den Leser mehr als flüchtig zu fesseln.

5. Bilder aus Ostpreußen. Von L. Freytag. Berlin, Schweigger. 1868. 8. 15 Ngr.

Mit der Erwartung, landschaftliche, biographische oder sittengeschichtliche Schilderungen, wie sie der Titel verheißt, zu erhalten, nahmen wir vorliegendes Buch in die Hand. Allein schon aus dem Vorwort leuchtete uns die Absicht des Verfassers entgegen, ein Bild der ostpreußischen Hungersnoth zur Zeit des vergangenen Winters in einen novellistischen Rahmen zu kleiden. Und dieser Rahmen wird mit alten Wappenschildern umhangen, mit Tiraden gegen die bösen Demokraten, „die innern Feind des Landes", geschmückt, kurz die ganze Atmosphäre des krämer- und judenfeindlichen Standpunktes muthet uns mit hyperconservativem Modergeruch aus diesen Blättern an. Die ostpreußische Misère scheint uns doch zu ernst um als Folie für Ausfälle gegen den Gelehrtenstand, die Presse u. dgl. zu dienen. Erfindung und Aufbau der Erzählung sind schwach und interessiren nicht; selbst z Feuilletons gewisser ostpreußischer Blätter, für die, irre wir nicht, Freytag arbeitet, dürften diese langathmige Schilderungen sich nicht sonderlich eignen, überhaupt nicht fähig sein, in die Reihen der Gegner Bresche z schießen.

Feuilleton.

Notizen.

Von der von J. H. von Kirchmann herausgegebenen „Philosophischen Bibliothek" (Berlin, Heimann, 1869) liegen funfzehn Hefte vor. Kant's „Kritik der reinen Vernunft" und Spinoza's „Ethik" sind in denselben zum Abschluß gekommen; mit dem funfzehnten Heft beginnt Kant's „Kritik der praktisch Vernunft". Wie Kirchmann der ganzen Sammlung eine selbständige „Einleitung in das Studium philosophischer Werke vorausgeschickt hat, so unterbricht er auch den Fortgang der Folge unserer philosophischen Classiker durch Commenta

derselben. So enthält das zwölfte Heft: „Erläuterungen zu Kant's «Kritik der reinen Vernunft»", das dreizehnte und vierzehnte Heft „Erläuterungen zu Benedict von Spinoza's «Ethik»". Diese Commentare folgen den Werken Schritt für Schritt, Absatz für Absatz, Axiom für Axiom; doch sie sind nicht blos erläuternd, indem sie das einzelne System in seinem innern Zusammenhang darzustellen suchen oder in seiner geschichtlichen Genesis, seiner Beziehung zu den Vorgängern und Nachfolgern, sie sind wesentlich kritisch, indem sie von dem Standpunkt des Herausgebers aus, dem realistischen Standpunkt, wie ihn die „Lehre vom Wissen" kennzeichnet, die philosophischen Systeme analysiren. So werden Kant's Ausführungen über die Idealität des Raums und der Zeit, seine Grundsätze der Analytik und seine „Antinomien der Vernunft", in ihren Mängeln und Schwächen dargelegt. Kirchmann findet das unsterbliche Verdienst Kant's in der Aufstellung des großen Grundsatzes, daß das Jenseits der Wahrnehmung als unerreichbar von ihm erklärt worden: es komme nur auf eine bestimmtere und inhaltsvollere Fassung dieses Grundsatzes an, wozu er in seiner „Lehre vom Wissen" den Versuch gemacht habe. Weniger mit der Selbstproduction eigener Anschauungen versetzt erschienen uns die „Erläuterungen zu Spinoza's Ethik", in denen jedes Axiom, jede Definition einzeln erklärt und beurtheilt wird, im ganzen aber mehr aus dem innern Zusammenhang des Systems als von einem außerhalb desselben befindlichen Standpunkte aus.

Von dem „Erläuternden Wörterbuch zu Schiller's Dichterwerken", unter Mitwirkung von Karl Goldbeck bearbeitet von Ludwig Rudolf (Berlin, Nicolai), liegen jetzt sechs Lieferungen vor, womit der erste Band geschlossen ist. Die Erläuterungen einzelner Gedichte, der „Glocke", der „Huldigung der Künste", der Dramen „Jungfrau von Orleans" und „Cabale und Liebe", sind einfach und zweckentsprechend. Neu ist unter „Homer" die Darlegung Homerischer Wendungen bei Schiller und der an Homer erinnernden Situationen. Auch das Register der Schiller'schen Fremdwörter ist beachtenswerth.

Emil Wendt's „Familienbibliothek" (Zerbst, Dörffling, 1868) veröffentlicht den zweiten Band von Jean Paul's „Titan" („Die fürstlichen Geschlechter"), eine Ausgabe, welche Jean Paul durch Weglassung der am schwersten verständlichen Stellen und durch Namen- und Worterklärungen einem größern Leserkreise zugänglich machen soll. Möge der Versuch in seiner Weise dazu beitragen, das Interesse für unsern großen Humoristen wach zu halten und neu anzufachen.

Die größern Unternehmungen der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig schreiten rüstig fort. Das funfzehnte, sechzehnte und siebzehnte Bändchen der von Bodenstedt herausgegebenen Uebersetzung von „William Shakespeare's Dramatischen Werken" enthalten die drei Theile von „König Heinrich der Sechste" übersetzt von Otto Gildemeister in seiner bekannten durchlichteten und schwunghaften Weise und mit ausführlichern, hier besonders nöthigen Einleitungen versehen. Von den „Deutschen Classikern des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von Franz Pfeiffer", liegt der sechste und siebente Band vor. Der erstere enthält den „Iwein" von Hartmann von Aue; der zweite den ersten Theil von Gottfried's von Straßburg „Tristan". Die „Deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann", die sich an die „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" anschließen, bringen in ihrem ersten Bande „Ausgewählte Dichtungen von Martin Opitz".

Die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung veranstaltet eine Ausgabe von „Homer's Werken, übersetzt von Johann Heinrich Voß", in zwei Bänden, von denen der erste die „Ilias", der zweite die „Odyssee" enthält, in bequemstem Taschenformat und zu wohlfeilem Preise.

Der gutredigirte „Preußische Staats-Anzeiger" hatte schon seit 1866 den Inhalt seiner Besondern Beilagen in Bandform zusammengestellt. Jetzt erscheinen dieselben in Vierteljahrsheften (Berlin, v. Decker). Der vorliegende Jahrgang 1868 enthält geographisch-statistische Aufsätze, eine reichhaltige Zusammenstellung quellenmäßigen, publicistischen Materials, Nekrologe und eingehende Artikel über die Leistungen der bildenden Kunst. Wir bedauern, daß die schöne Literatur principiell ausgeschlossen zu sein scheint, sowie auch dem Theater nur einmal eine ausnahmsweise Berücksichtigung zutheil wird. Von größern Aufsätzen erwähnen wir: „Das Gebiet des Norddeutschen Bundes", „Das Fabrikwesen Berlins in den Jahren 1805—49", „Alterthümer und Kunstdenkmäler des erlauchten Hauses Hohenzollern", Aufsätze über die preußischen Bäder u. a. Eine große Zahl interessanter Aufsätze der letzten Jahrgänge des „Staatsanzeigers" erschien in Separatabdrücken, in der Gestalt selbständiger Broschüren, wie: „Chronologische Uebersicht der Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staats unter der Herrschaft der Hohenzollern und des Norddeutschen Bundes", „Chronik des preußischen Staats und des Norddeutschen Bundes für das Jahr 1868", „Die Kreise Preußens", „Die Hohenzollern-Standbilder in Preußen", „Literatur über das Hypothekenwesen des preußischen Staats", „Le Territoire de la Confédération Allemande du Nord. Etude géographique, traduite du Moniteur prussien" u. a.

Bibliographie.

d'Azeglio, M., Meine Erinnerungen. Autorisirte Uebersetzung. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bensey, R., Socialismus und Genossenschaft. Rede. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Ngr.

Bornemann's, W., Jagdgedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von C. Bornemann. Neue Ausgabe. Berlin, v. Decker. 8. 22½ Ngr.

Decken's, Baron C. C. v. der, Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1865. Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden, Fürstin Adelheid v. Pleß. 1ster Bd. Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1861. Bearbeitet von O. Kersten. Mit einem Vorworte von A. Petermann. Leipzig, C. F. Winter. Hoch 4. 5 Thlr. 15 Ngr.

Delff, H. K. H., Grundlehren der philosophischen Wissenschaft. Husum, Delff. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Delitzsch, F., Sehet welch ein Mensch! Ein Geschichtsgemälde. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Erlburg, L. v., Aus Herz und Welt. Novellen für den Familientisch. Ner Bd. — A. u. d. T.: Die Rechte. Führungen. Zwei Novellen für den Familientisch. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Felix, Arkolay's Appell an die Denker in den Heeren. Beiträge zu einem Gegen-Appell. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freudenthal, J., Die Flavius Josephus beigelegte Schrift über die Herrschaft der Vernunft (4tes Makkabäerbuch), eine Predigt aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, untersucht. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe's sämmtliche Gedichte. Kritische Textrevision von H. Kurz. 2 Bde. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. Br. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Gutzkow, K., Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. 9 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Robert Hamerling, seine Dichtungen und deren Beurtheilung. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Berlin, Internationale Buchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft. 2ter Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Kaftan, J., Herr Rob. v. Mohl und die Judenemancipation. Eine Erwiderung. Berlin, Späth. Gr. 8. 5 Ngr.

Klopp, O., Die Hannoveraner vor Eisenach am 24. Juni 1866. Offenes Sendschreiben als Antwort an den coburgischen Minister Hrn. v. Seebach. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 Ngr.

Koenig, H., Eine pyrmonter Nacheur. Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Friedrich Wilhelm Krummacher. Eine Selbstbiographie. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kühling's, A., Album für Liebhaber-Bühnen. Nr. 1—6. Berlin, Kühling. 16. à 7½ Ngr.

Lange, J. P., Vom Krieg und vom Sieg. Drei Vorträge. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Lebensbilder aus der christlichen Kirchengeschichte. 1ster Bd. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 20 Ngr.

Lentner, F., Licht und Schatten. Ein Liedercyklus. 1stes Heft. Wien, Gerold's Sohn. 8. 12 Ngr.

Lübke, W., Kunsthistorische Studien. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 2 Thlr.

Mels, A., Herzenskämpfe. Novellen und Skizzen. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Molitor, W., Ueber Göthe's Faust. Mainz, Kirchheim. 8. 20 Ngr.

Mühlbach, Louise, Von Solferino bis Königgrätz. Historischer Roman. 1ste Abth.: Kirchenfürsten und Weltfürsten. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Mühlfeld, J., Aus der Mappe. Skizzenbuch. Anklam, Dietze. 8. 24 Ngr.

Schulte, H. L., Luther und die Doppelehe des Landgrafen von Hessen. Paderborn, Junfermann. 8. 3 Ngr.

Taubert, E., Jugendparadies. Dichtungen für Jung und Alt. Neu-Ruppin, Petrenz. 8. 15 Ngr.

Vacano, E. M., Das Geheimniß der Frau von Nizza. Eine Geschichte aus den letzten Lebensjahren Ludwig des Vierzehnten. Jena, Costenoble. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Walther von Aquitanien. Heldengedicht in 12 Gesängen, mit Erläuterungen und Beiträgen zur Heldensage und Mythologie von F. Linnig. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Indische Cholera
im Regierungsbezirke Zwickau im Jahre 1866.

Auf Grund amtlicher Mittheilungen und eigner Wahrnehmungen dargestellt von

Dr. Rudolf Günther,

Medicinalrath, ärztlichem Mitglied bei der königl. Kreisdirection, Gerichtsarzt bei dem Appellationsgericht in Zwickau.

Mit einem Atlas,

enthaltend 1 Karte, 4 Ortspläne und 2 graphische Uebersichten.

4. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser lässt seiner im Jahre 1866 erschienenen Monographie „Die indische Cholera in Sachsen im Jahre 1865" (5 Thlr.) hier ein zweites Werk folgen, welches über das Auftreten und die Verbreitung der Choleraepidemie speciell im Regierungsbezirk Zwickau die sorgfältigsten durch Tabellen, Karten und Pläne veranschaulichten Beobachtungen vorlegt.

Prof. Pettenkofer in München sagt über die Schrift: „Ich hoffe, sie wird dazu beitragen, dass sich die Ueberzeugung immer mehr verbreiten wird, dass das Ausstreuen des Cholerakeims allein nicht genügt, um Choleraepidemien zu erzeugen, sondern dass neben der individuellen Disposition auch noch die örtliche und zeitliche hinzukommen muss. Der Choleraboden von Sachsen spricht so laut dafür, dass diese Stimme doch nicht leicht überhört werden kann."

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig ist soeben erschienen:

Unter heißerer Sonne.

Roman

von

W. Jensen.

8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Eine alte Liebe.

Novelle

von

J. Groffe.

8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr.

Vox populi.

Abenteuer einer Seelenwanderung.

Zwei Phantasiestücke

von

J. Groffe.

Ein Band. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Was ist Wahrheit?

Roman

von

A. Glaser.

Zwei Bände. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Fortdauer nach dem Tode.

Von

Melchior Meyr.

8. Geh. 20 Ngr.

Diese Schrift untersucht und charakterisirt das Wesen des menschlichen Geistes in Bekämpfung einseitig materialistischer Lehren und gibt eine Beweisführung, die sich auf allgemeine Gesetze der Natur und Lebensentwickelung und die nachgewiesenen Endzwecke der Schöpfung gründet. Die in allen Theilen klare Darstellung, indem sie jeder Parteilichkeit den Krieg macht und den Blick immer wieder auf das Ganze richtet, bringt über die Fortdauer nach dem Tode wesentlich neue Gesichtspunkte.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Erzählungen aus dem Ries. Zweite Auflage. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr. Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kinderleben.

Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit.

Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.**

8. Elegant cartonnirt 1 Thlr.

Eine reichhaltige Sammlung der besten und lieblichsten Kinderlieder, illustrirt durch die Meisterhand Ludwig Richter's, des Freundes und Lieblings der deutschen Kinderwelt, dessen sinnige, der Natur abgelauschte, in ihrer Art unerreichte Darstellungen Herz und Auge durch ihre Anmuth immer von neuem fesseln und erfreuen. Bereits in fünf Auflagen verbreitet, kann dieses anerkannt vortreffliche Kinderbuch in seiner neuen sechsten Auflage Aeltern und Erziehern mit aufrichtiger Ueberzeugung empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grammatik des meklenburgischen Dialektes

älterer und neuerer Zeit.

Laut- und Flexionslehre.

Gekrönte Preisschrift von

Karl Nerger.

8. Geh. 28 Ngr.

Vorliegende Grammatik des meklenburgischen oder plattdeutschen Dialekts, eine von der Universität Rostock gekrönte Preisschrift, bietet ein gründlich methodisches Hülfsmittel zum Studium dieser populären Mundart. Sie wird aber namentlich auch den so zahlreichen Lesern von Fritz Reuter's Schriften, durch welche der meklenburgische Dialekt weit über die Grenzen des niederdeutschen Sprachgebiets hinausgetragen worden ist, behufs Erklärung der darin vorkommenden Wortformen willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 22. April 1869.

Inhalt: Kritische Schiller-Ausgaben. Von Rudolf Gottschall. — Aus der Geschichte und Cultur des Alterthums. — Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Schiller's „Lied von der Glocke" und ein älteres elsässer Gedicht; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kritische Schiller-Ausgaben.

1. Schiller's sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Im Verein mit A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener u. s. w. von Karl Goedeke. Erster bis vierter Theil. Stuttgart, Cotta. 1868—69. Lex.-8. Jeder Theil 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Schiller's sämmtliche Werke. Kritische Ausgabe in neun Bänden von Heinrich Kurz. Erste bis elfte Lieferung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1868—69. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Noch keine Geschichte der deutschen Nationalliteratur hat uns auseinandergesetzt, in welcher Weise der Umwandlungsproceß stattgefunden hat, der Schiller und Goethe als anerkannten Dichtern zu den Classikern deutscher Nation erhob, ja was es überhaupt mit dem Begriff der Classicität eigentlich auf sich hat. Verstehen wir unter classischen Werken dauernde, monumentale Producte der Poesie, welche Jahrhunderte und Jahrtausende überleben und durch die Summe der Anerkennung von Geschlechtern zu einer alles andere überragenden Bedeutung gesteigert werden: so ist es wohl klar, daß die Werke Schiller's und Goethe's die Probe einer so langen Zeitdauer noch gar nicht überstanden haben, um mit gleichem Recht wie die Werke des Alterthums zu den classischen Werken gerechnet zu werden. Ja wir wiederholen, daß die Literaturgeschichte aller Zeiten und Völker kein zweites Beispiel einer so raschen literarischen Kanonisation, gleichsam bei noch lebendigem Leibe, aufzuweisen hat. So erfreulich eine solche begeisterte Anerkennung der Nation ist, so verhängnißvoll ist sie für die Talente und Genien der Folgezeit; denn nur die kleinmeisterliche Beschränktheit kann den unerschöpflichen Geistesquell einer Nation mit den Händen zustopfen wollen. Wer kann sagen, ob nicht gleichbedeutende Dichtergeister das von Schiller und Goethe begonnene Werk in einer reifern Zeit zur Vollendung führen werden? Dieser Behauptung tritt alsbald das Dogma entgegen, welches aus den geschichtlichen Ueberlieferungen der Nationen den Beweis einer nur einmaligen Blüte der Literatur herausdestillirt, und dann die Strophe:

> Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
> Uns ist er abgeblüht —

auf die deutsche Literatur anwendet, obgleich man nothgedrungen schon eine Vorblüte mittelhochdeutscher Dichtung einräumen muß. Es ist hier nicht am Platz, dies Dogma näher zu kritisiren und auf seinen wahren Werth zurückzuführen; nur das ist einleuchtend, daß dasselbe im Verein mit der Festsetzung einer unwandelbaren Classicität einen ertödtenden Einfluß auf den Fortgang unserer Nationalliteratur haben muß.

Denn die Bewegung derselben wird dadurch ein für allemal fixirt und die nachstrebenden Talente treten in das Licht des Epigonenthums, das, wenn es nach dem Wunsch und der Bestimmung unserer Literarhistoriker ginge, mindestens für das nächste Jahrtausend unsern Classikern die Schleppe zu tragen hätte. Solche Literarhistoriker können nur von der Pflege der Dichtkunst gänzlich abrathen, wie denn auch das Haupt der ganzen Richtung die deutsche Nation aus dem Gebiete der Literatur fort auf das Gebiet der Politik wies, wo sie allerdings in neuester Zeit Bedeutendes geleistet hat, freilich in entgegengesetzter Richtung, als jener Gelehrte die Ordre zu ertheilen geruhte. Auch die Dichter ließen sich nicht abrathen, und so bleibt jenem vereinsamten Rathgeber nichts übrig, als mit einer Zeit zu grollen, die seine Orakel so wenig beherzigt hat.

Wenn wir unter Classicität den unvorgreiflichen Richterspruch einer spätern Nachwelt verstehen, so muß man es für vorzeitig erklären, daß Schiller und Goethe bereits so früh nach ihrem Tode unter die Zahl der Classiker aufgenommen sind. Vorzeitiger war die literarische Heiligsprechung von Klopstock, Wieland und Herder; man darf sagen, daß sie bereits cassirt ist. Autoren, deren Schriften zum großen Theil nach einem Jahrhundert für die Nation ungenießbar oder bedeutungslos geworden sind, haben kein Recht auf die Auszeichnung, zu den classischen Dichtern gerechnet zu werden. Man wird ihr Talent und ihre Bedeutung für die Entwickelung der Literatur

anerkennen; aber sie in keiner andern Weise zu den Unsterblichen zählen, als etwa die Unsterblichen der französischen Akademie, von denen immer zwölf auf ein Dutzend gehen und stets drei und ein drittel Dutzend vorhanden sind.

Schiller und Goethe werden wegen der Bedeutung ihres Talents nicht dem gleichen Lose verfallen. Doch wie und seit wann wurden sie zu unsern Classikern? Ihr Genius fand bei Lebzeiten schon eine warme Anerkennung; doch auch die heftigsten Angriffe und schärfsten Kritiken blieben nicht aus. Warum hat noch niemand sich die Mühe genommen, Schiller und Goethe im Lichte der zeitgenössischen Kritik darzustellen, alles zu sammeln, was bei Lebzeiten der Dichter über sie in Zeitungen, Journalen und Schriften geurtheilt worden ist? Gewiß eine höchst mühsame Arbeit, aber nicht mühsamer als viele andere, weit unfruchtbarere Quellenstudien, die im Interesse unserer classischen Dichter gemacht worden sind. Das Resultat einer solchen Sammlung würde jedenfalls sein, daß Schiller bei Lebzeiten nicht zu den classischen Dichtern gerechnet worden ist; denn ein solcher kann unmöglich so vielfach angegriffen, ja so wegwerfend behandelt werden, wie es Schiller z. B. mit seinen Tragödien von seiten der berliner Kritik widerfuhr. Die damals sehr tonangebende romantische Schule verurtheilte ihn als einen „spanischen Seneca". In Wien hatte man, so lange der Dichter lebte, nur zwei seiner Stücke zur Aufführung gebracht, er wurde mit einem Worte von der zeitgenössischen Kritik nicht für voll angesehen. Goethe fand zwar auch heftige Gegner; doch er lebte lange genug, um eine Zeusstellung unter dem nachwachsenden Geschlechte zu behaupten, unter dem es keine hervorragenden Dichtergenien gab.

Das Dogma der Classicität Schiller's und Goethe's war als solches die Frucht des impotenten Restaurationszeitalters, wurde aber erst von der nachfolgenden Generation der Revolutionszeit seit 1830 zu einem begeisterten Cultus gemacht. Den Beweis hierfür zu führen, wäre eine Aufgabe der Literatur- und Culturgeschichte, die bisjetzt noch ihrer Lösung harrt.

Seitdem Schiller und Goethe als Classiker anerkannt sind, darf man sich nicht wundern, daß sie auch als solche behandelt werden. Pati deum ist das Los des lebenden Genius, pati commentatorem ist sein Los nach dem Tode. Man wendet nicht blos die geistreiche Exegese der Werke, man wendet den ganzen Apparat der Alterthumswissenschaft, das ganze Handwerkszeug der gelehrten Kritik auf die Dichtungen Schiller's und Goethe's an. Nachdem die altdeutsche Dichtung in gleicher Weise wie die römische und griechische Gegenstand einer scharfsinnigen Textkritik, nachdem auch Shakspeare der Mittelpunkt nicht blos kritisch-ästhetischer Untersuchungen ohne Ende, sondern auch altbritisch-antiquarischer Forschungen und einer bereits höchst voluminösen Textphilologie geworden ist, war der nächste Schritt, auch unsere berühmtesten Dichter zu einem Object philologischer Gelehrsamkeit zu machen und von ihnen gelehrte Ausgaben zu veranstalten.

Von einer solchen gelehrten Ausgabe werden sich die Laien, die ihren Schiller und Goethe „ohne Hindernisse" zu genießen pflegen, anfangs kaum einen rechten Begriff machen. Diese Ausgaben unterscheiden sich von den gewöhnlichen vorzugsweise in doppelter Hinsicht: einmal indem sie nicht blos einen geläuterten Text, sondern in den Noten auch eine Menge von Varianten mittheilen; dann indem sie Dichtungen und Stücke in weit größerer Vollständigkeit, vieles von den Poeten selbst Verworfene, die verschiedenen Bearbeitungen seiner Dramen u. s. f. aufnehmen. Sie führen uns in das Atelier des dichterischen Schaffens, machen uns zu Zeugen der Selbstkritik des Dichters und weihen uns in manche Geheimnisse der Production ein; aber sie trüben auch wieder den künstlerischen Genuß durch die gelehrte Beleuchtung, welche aufdringlich mit ihren Lichterchen alles Detail zu Ungunsten des Gesammteindrucks erhellt. Das Gewürm von Varianten, das an dem Text in die Höhe kriecht, macht auf den unbefangenen Leser einen unheimlichen Eindruck.

Eine kritische Textausgabe Schiller's war um so mehr geboten, als in der That die bisherigen Cotta'schen Ausgaben in Bezug auf wohlerwogene Correctheit des Textes viel zu wünschen übrig ließen, wie schon aus den tüchtigen Vorarbeiten Joachim Meyer's hervorgeht. Nur konnte für das Publikum ein vortrefflicher Text kritisch festgestellt werden, ohne daß demselben in den Noten der Schweiß kritischer Arbeit gleichsam zugetropft wurde. Die große Cotta'sche „historisch-kritische" Ausgabe (Nr. 1) geht aber mit der Blumenlese der Varianten so gründlich gelehrt wie möglich vor, was sich damit rechtfertigen läßt, daß hier für alle andern Schiller-Ausgaben eine breite Basis gewonnen werden soll. Namentlich ist die große Zahl orthographischer Varianten, welche die Noten so anschwellt, nur durch diese Rücksicht zu erklären, da doch den wenigsten Lesern zuzumuthen ist, daß sie durch dies Gestrüpp der Buchstabenkritik folgen. Heinrich Kurz hat in seiner Ausgabe (Nr. 2) die Variantenlese wesentlich beschränkt und nur verschiedene Lesarten in Bezug auf den Wortlaut mitgetheilt.

Karl Goedeke, der sich durch die Genauigkeit seiner literarischen Detailforschungen vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist in Verbindung mit einigen Mitarbeitern der Herausgeber der Cotta'schen „historisch-kritischen Ausgabe". Ueber die Grundsätze, die er befolgt, will er erst nach dem Abschluß derselben nähere Auskunft geben. Im Vorwort erklärt er zunächst nur, daß in dem ersten, die Jugendversuche enthaltenden Theil die durch die ganze Sammlung durchgeführte Methode noch etwas genauer ins Einzelne und Kleinste geht, als späterhin, wo uns das Werden und Wachsen des Dichters und Menschen weniger anzieht. In diesem ersten Theil, der meistens den Schüler darstellt, habe alles Einzelne nur relativen Werth als Beleg zur Geschichte von Schiller's Geist, und dabei lasse sich zwischen Wichtigem und Minderwichtigem nicht füglich unterscheiden. Es sei daher der objectiv gültige Grundsatz durchgeführt, die einzelnen Belege dieser Geschichte, soweit das bisher bekannte Material es gestattet, vollständig zu sammeln, und zwar in der Gestalt, wie sie der Zeitfolge nach erschienen, dabei aber über die von Schiller selbst oder dem ersten Herausgeber seiner Werke, seinem Freunde Körner, dem eigentlichen Schöpfer der Vulgata, getroffenen Veränderungen

vollständig Rechenschaft zu geben. Spätere Veränderungen, entweder eine Rückkehr zum Frühern oder Conjecturen, seien unberücksichtigt geblieben.

Einige Notizen über Schiller's erste größere Versuche: „Absalon" und „Moses", denen sich das von seinem Vater erwähnte Trauerspiel: „Die Christen" (aus seinem dreizehnten Lebensjahre), anschließt, eröffnen zugleich mit einem Neujahrsgedicht und lateinischen Schulversen, in welchen sich eine bemerkenswerthe andressirte Gewandtheit zeigt, den Reigen der ersten Jugenddichtungen. Das „Confirmationsgedicht", von welchem nur die Rede ist, wird nicht mitgetheilt, wohl aber das erste gedruckte Gedicht Schiller's, das im „Schwäbischen Magazin" 1776 erschien: „Der Abend", und welches der Herausgeber mit der prophetischen Bemerkung begleitet, der Verfasser werde mit der Zeit das os magna sonaturum bekommen. Das Gedicht erinnert an Klopstock im Inhalt und an Uz in der Form. Es enthält Verse, die sich sehen lassen können, wie die letzten:

Und willst du, Herr, so steht des Blutes Lauf,
So sinkt dem Adler sein Gefieder,
So weht kein West mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,
Schweigt das Gebraus empörter Meere,
Krümmt sich kein Wurm und wirbelt keine Sphäre —
O Dichter, schweig! zum Lob der kleinen Myriaden,
Die sich in diesen Meeren baden,
Und deren Sein noch Keines Aug' durchdrang,
Ist todtes Nichts dein feurigster Gesang.

Doch bald wirst du zum Thron die Purpurflügel schwingen,
Dein kühner Blick noch tiefer, tiefer dringen,
Und heller noch die Engelharfe klingen:
Dort ist nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,
Der Herr ist dort und Ewigkeit.

Die ebenfalls im „Schwäbischen Magazin" mitgetheilte Ode: „Der Eroberer", zeigt uns den Dichter ganz im Bann der Klopstock'schen Dichtweise. Die reimlosen asklepiadeischen Strophen bilden oft einen syntaktischen Bandwurm, der sich von Strophe zu Strophe schleppt, mit allerlei stilistischen Kühnheiten und Verschlingungen, welche den Periodenbau unlöslich ineinanderwickeln.

Wenn die Donnerposaun' Gottes vom Thron itzt her
Auferstehung gebot' — aufführ' im Morgenglanz
Seiner Feuer der Todte,
Dich dem Richter entgegenriß,

Ha! in wolkichter Nacht, wenn er herunterfährt,
Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus schallt,
Dich, Verruchter, zu wägen,
Zwischen Himmel und Erebus;

An der furchtbaren Wag' aller Geopferten
Seelen, Rache hineinnickend, vorübergehn,
Und die schauende Sonne
Und der Mond, und die horchende

Sphären, und der Olymp, Seraphim, Cherubim,
Erd' und Himmel hineinstürzen sich, reißen sie
In die Tiefe der Tiefen,
Wo dein Thron steigt, Eroberer!

Fast an die Parodie streift in diesen Versen die Mischung christlicher Anschauungen mit Bildern der hellenischen Mythologie. Das Ganze ist in jenem künstlich geschwollenen Stil abgefaßt, dem es an wahrer Kraft und Anschaulichkeit fehlt.

Zu Schiller's ersten dramatischen Versuchen gehören „Der Student von Nassau", ein Stück, das der junge Schiller infolge einer Zeitungsnotiz von der Selbstentleibung eines aus Nassau gebürtigen Studenten dichtete und das er selbst später eine höchst unvollkommene mislungene Jugendarbeit nannte. Ein Schauspiel: „Cosmus von Medicis, oder die Verschwörung der Pozzi gegen die Mediceer", das in Stoff und Gang an den „Julius von Tarent" von Leisewitz erinnerte, und aus dem er einzelne Bilder, Züge und Gedanken in die „Räuber" aufnahm, hat Schiller später selbst vernichtet. Die betreffenden Notizen nimmt Goedeke mit genauer Quellenangabe in seine Ausgabe auf; die Jugendfreunde von Schiller, Conz und Petersen, hatten sie in dem „Freimüthigen" (1805) und dem „Morgenblatt" (1807) mitgetheilt. Ein Vorspiel: „Der Jahrmarkt", wurde von den Zöglingen der Akademie zum Geburtstag des Herzogs aufgeführt und verrieth, nach Petersen's Mittheilung, schon den genialischen Kopf, der mit Proteus' Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß.

Auch als Hofpoet versuchte sich der junge Eleve. Der Frau Reichsgräfin von Hohenheim widmete er nicht nur Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste von seiten der Akademie, sondern dichtete auch für die École des Demoiselles, wo er als Anwalt der schüchternsten Empfindung auftritt, welche für „der Mütter Würdigste" glüht. In ähnlicher Weise verherrlicht er sie in seiner von Goedeke mitgetheilten Rede „Ueber Güte und Tugend" und in seiner zweiten Rede „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet" (1780).

Interessanter sind Schiller's wissenschaftliche Arbeiten, die Probeschrift „Philosophie der Physiologie", mit den vorausgeschickten Urtheilen der medicinischen Autoritäten und dem Urtheil des Herzogs selbst, welcher zugibt, daß der junge Mensch in dieser Schrift viel Schönes gesagt hat und besonders viel Feuer gezeigt hat, und ihm prophezeit, daß er, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, „wo inmittels sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann", er gewiß ein „recht großes Subjectum" werden kann. Herzog Karl verstand es besser, seinen Zöglingen das Horoskop zu stellen, als dies viele Pädagogen verstehen, welche oft für die wahre Begabung der Schüler kein Verständniß haben. Diese „Philosophie der Physiologie" und die bekannte Dissertation: „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", zeigen uns in Schiller einen durchaus philosophischen Kopf. Die Fragen, welche hier mit Geist und Schärfe behandelt werden, sind lange Zeit von unsern vornehmen philosophischen Systemen vernachlässigt worden, in der Gegenwart aber wieder in den Vordergrund des Interesses getreten. Die Frage über das Verhältniß von Geist und Körper ist jetzt zum Angelpunkt der philosophischen Kämpfe zwischen dem Materialismus und seinen Gegnern geworden, und man wird manche der dabei ausgegebenen Parolen hier bei Schiller in eigenthümlicher Fassung wiederfinden.

Von den außerhalb der „Anthologie" befindlichen Gedichten erwähnen wir noch zwei: die Uebersetzung aus dem ersten Buch der Aeneide: „Der Sturm auf dem Tyrrhenischen Meere", und den „Venuswagen". Die erstere wird von dem Herausgeber des „Schwäbischen Magazin" mit der treffenden Anmerkung eingeleitet:

„Probe von einem Jüngling, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer.“ In sprachlicher Hinsicht verdient diese Uebersetzung vielleicht von allen Schiller'schen Jugendgedichten den Vorzug. Wohl ist sie in metrischer Hinsicht nicht ganz correct, namentlich reich an unreinen Daktylen, auch an Versen, die einen Fuß zu wenig haben, wie:

Schleisten den Erdball und schleisten den ewigen Himmel.

Ebenso fehlen ihr nicht jene ausschweifenden Erweiterungen des Originals, welche die edle Erhabenheit Virgil's durch die Ueberschwenglichkeiten der Klopstock'schen Schule, namentlich durch maßlose Anaphoren verfälschen. Wer erkennt die Verse des Virgil:

Intonuere poli et crebris micat ignibus aestus,
Praesentemque vivis intentant omnia mortem —

in der Schiller'schen Uebersetzung wieder, die für ihren hohlen Bardenstil sogar noch eine ganze Verszeile mehr brauchte:

Himmel donnert und Himmel flammt auf im Tausendgeblitze;
Tod, Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen die Donner.

Doch abgesehen von diesen nur ausnahmsweisen Auswüchsen hat die Schiller'sche Uebertragung nicht blos Fluß und Guß, sondern auch einen würdevollen Schwung, welcher dem Original nahe kommt und seine Wirkungen durch ein jugendliches Feuer steigert; wie z. B. die folgenden Verse zeigen:

Sprach's, und hastig ins hohle Gebirg den eisernen Stachel
Niedergeschleudert, und hastig wie Heerschar hervor die Orkane
Fürchterlich aus der geborstenen Kluft, und hastig von dannen
Brausend und sausend und ungestüm hin über Thal und Gebirge
Sturm von Morgen und Abend, und Mittag, der mächtige Hagler,
Stürzen über den Pelagus her und rühren den Grund auf,
Wälzen Gebirge von Fluten hinan an die hallenden Ufer.

Schiller ist bekanntlich zu seiner Jugendliebe, der Aeneide, später zurückgekehrt und hat zwei Gesänge derselben in der Wieland'schen Oberon-Strophe übersetzt. So geläutert auch die sprachliche Behandlung in diesen Uebersetzungen erscheint gegenüber dem vielfach uncorrecten Jugendversuch, so fragt es sich doch, ob der Grundton der Virgil'schen Dichtung in dem letztern nicht besser getroffen ist.

„Der Venuswagen“ zeigt uns den jungen Pathologen, welcher der Göttin Venus von diesem Standpunkt aus die Leviten liest. Das Gedicht ist voll „Klingklang“, voll cynischer Derbheiten, wie die folgende Strophe beweist:

Klingklang! Klingklang! Schimpflich hergetragen
Von des Pöbels lärmendem Hussah,
Angejochet an den Hurenwagen,
Bring' ich sie, die Metze Cypria.

Ebenso voll politischer Keckheiten:

Wollt ihr, Herren, nicht skandalisiren,
Werft getrost den Purpur in den Koth,
Wandelt wie Fürst Jupiter auf Vieren,
So erspart ihr ein verschämtes Roth.

Nebenbei hat diese Viehmaskirung
Manchem Zeus zum Wunder angepaßt,
Heil dabei der weisen Volksregierung,
Wenn der Herrscher auf der Weide grast!

Sehr pathologisch ist die folgende Schilderung:

Manchen Greisen, an der Krücke wankend,
Schon hinunter mit erstarrtem Fuß
In den Abgrund des Avernus schwankend,
Neckte sie mit tödlich süßem Gruß.

Quälte noch die abgestumpften Nerven
Zum erstorbnen Schwung der Wollust auf,
Drängte ihn, die träge Kraft zu schärfen,
Frisch zu spornen zäher Säfte Lauf.

Seine Augen sprühn erborgte Strahlen,
Tödlich munter springt das schwere Blut,
Und die aufgejagten Muskeln prahlen
Mit des Herzens letztlichem Tribut.

Neu verjüngt, beginnt er aufzuwarmen,
All sein Wesen zuckt in Einem Sinn;
Aber husch! entspringt sie seinen Armen,
Spottet ob dem matten Kämpfer hin.

Und als Motto für Dixon's „Seelenbräute“ würde sich Verse eignen wie die folgenden:

Fromme Wuth begünstigt heiße Triebe,
Gibt dem Blute freien Schwung und Lauf —
Ach zu oft nur drückt der Gottesliebe
Aphrodite ihren Stempel auf.

Nymphomanisch schwärmet ihr Gebete
(Fragt Herrn Doctor Zimmermann),
Ihren Himmel — sagt! Was gilt die Wette? —
Malt zum Küssen euch ein Tizian!

Die „Anthologie“ von 1782 ist von Goedeke [illegible] und vollständig aufgenommen, obgleich vorzüglich nur [illegible] mit M. P. Wd. und Y. bezeichneten Gedichte der Sammlung von Schiller sind. Es ist dies die Behauptung [illegible] Verlegers, die in Bezug auf den Buchstaben P mit [illegible] sicht aufzunehmen ist. Unter den nachweislich von Schiller herrührenden Gedichten stehen aber auch die Buchstaben [illegible] v. R., Rr., W. Heinrich Kurz, der die vorher bezeichnenen Gedichte alle mittheilt, hat aus der „Anthologie“ nur die Gedichte aufgenommen, die er für Schiller's [illegible] stiges Eigenthum aus innern Gründen hält. Eine [illegible] gültige Entscheidung wird über die Frage der Autorschaft nicht gefällt werden können. Das Stilgefühl, immer [illegible] sicherste Wegweiser, kann irregehen, wo sich, wie in [illegible] „Anthologie“, eine gewisse Schreibmanier verallgemeinert [illegible]

Ueberhaupt macht sich diesen kritischen Gesammtausgaben gegenüber, ebenso wie bei der anerkennenswerthen Volksausgabe der Schiller'schen Gedichte in der Hempel'schen Bibliothek das Bedenken geltend, ob es überhaupt verstattet ist, Gedichte, welche der Dichter selbst durch seine Nichtaufnahme in eine von ihm oder unter seiner Zustimmung veranstaltete Sammlung verurtheilt hat, nachträglich doch zu veröffentlichen. Wir haben diese Frage bereits früher (in Nr. 52 d. Bl. f. 1868) besprochen und verweisen hier auf unsere dortigen Auseinandersetzungen. Bei einem Dichter wie Schiller, welcher als Liebling der Nation von ihr ganz, auch in seinen von Haus aus anhaftenden Schwächen erkannt werden will, ist jedenfalls eine Ausnahme zu gestatten, selbst wenn man als Regel die Nichtveröffentlichung der vom Dichter verworfenen Stoffe und Gedichte festhalten wollte. Denn auch die Entwickelung und selbst die Entwickelungskrankheiten eines bedeutenden Genius verdienen die allgemeine Theilnahme. Auch ist das Motiv beachtenswerth, daß der Dichter manches Gedicht aus Rücksichten, welche für die [illegible]

welt fortfallen, nicht der Oeffentlichkeit übergeben wollte oder konnte, ſowie daß ſeine Selbſtkritik vielleicht irreging.

Schiller hat in dem zweiten Theil der von ihm veranſtalteten Sammlung ſeiner „Gedichte" (1800–3) 19 aufgenommen, zu welchen Körner noch 4 andere geſellte. Eins nahm Schiller zum Theil in ſeine „Philoſophiſchen Briefe" auf. Wir ſind alſo in den Stand geſetzt, da wir auch eine große Zahl der Schiller angehörigen, aber nicht aufgenommenen Gedichte kennen, über die Selbſtkritik des Dichters zu Gericht zu ſitzen; wir werden ihr nicht unbedingt beiſtimmen, obſchon ſie im ganzen im Dienſte des guten Geſchmacks ſtand. Freilich, in den Laura-Gedichten namentlich finden ſich ſo bedeutende äſthetiſche Sünden, daß wir doch unter den fortgelaſſenen Poemen manche finden, die jenen Liebesphantaſien mindeſtens gleichſtehen, ja ſie in vieler Hinſicht übertreffen. Die kühnſte Streichung weiſt das Gedicht „Rouſſeau" in den ſpätern Ausgaben auf; der Dichter hat von 15 Strophen nur zwei, die erſte und ſiebente, ſtehen laſſen. Die andern Strophen ſind allerdings von einer koloſſalen Geſchmackloſigkeit, z. B.:

Und wer ſind ſie, die den Weiſen richten?
Geiſterſchlacken, die zur Tiefe flüchten
Vor dem Silberblicke des Genies;
Abgeſplittert von dem Schöpfungswerke,
Gegen Rieſen Rouſſeau kind'ſche Zwerge,
Denen nie Prometheus Feuer blies.

Brücken vom Inſtincte zum Gedanken
Angeflicket an der Menſchheit Schranken,
Wo ſchon gröbre Lüfte wehn;
In die Kluft der Weſen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
Und die Menſchheit anhebt abzuſtehn.

Neu und einzig — eine Irrſonne,
Standeſt du am Ufer der Garonne
Meteoriſch für Franzoſenhirn.
Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
Tollheit raſt mavortiſch in den Reichen:
Wer iſt ſchuld? — Das arme Irrgeſtirn.

In der vorletzten Strophe heißt es:

Geh', erzähl' dort in der Geiſter Kreiſe
Dieſen Traum vom Krieg der Fröſch' und Mäuſe,
Dieſes Lebens Jahrmarktsdudelei.

Dieſe Verſe ſind ganz dem geſpreizten Titanenthum der Sturm- und Drangepoche angemeſſen. Einige der Epigramme: „Spinoza", „Quirl" u. ſ. w., haben etwas ſtumpfe Spitzen und laſſen, wenn ſie Schiller angehören, den künftigen Xeniendichter nicht errathen. Nur eins iſt ſchlagend und eines Martial nicht unwürdig:

Das Muttermal.

Mann.

Sieh, Schätzchen, wie der Bub mir gleicht.
Selbſt meine Narbe von den Pocken!

Frau.

Mein Engel, das begreif' ich leicht,
Bin auch 'n mal recht an dir erſchrocken.

Die Humoreske: „Die Journaliſten und Minos", iſt ohne Frage von Schiller und läßt, ebenſo, wie „Wallenſtein's Lager", „Die Epiſtel an eine berühmte Frau" und manches andere, bedauern, daß Schiller, bei ſeiner entſchiedenen ſatiriſchen Ader und der ſchneidenden Schärfe ſeines Ausdrucks, dies Genre nicht mehr gepflegt hat. Der Inhalt der Humoreske iſt, daß die Journaliſten die Waſſer der Unterwelt, Styx und Lethe, für ihre Tintenfäſſer ausſchöpfen und dafür von Minos mit dem Verluſte ihres Daumens beſtraft werden. Dagegen ſind die von Kurz aufgenommenen Gedichte: „Bacchus im Triller" (allerdings mit W. D. unterzeichnet), und die Romanze: „Der hypochondriſche Pluto", wenn wir unſerm Stilgefühl folgen dürfen, nicht von Schiller. In Bezug auf das letztere, mit P. unterzeichnete ſtimmen wir mit Goedeke überein. Verſe wie die folgenden deuten zwar auf einen Mediciner als Autor:

Sein Vita ſedentaria
Auf ſeinem eh'rnen Seſſel
Erhitzte ſeine Poſtera,
Und hin und her und dort und da
Stach's ihn wie Salz und Neſſel;
Das heiße Wetter obendrein
Kocht ſein Geblüt zu Sulzen ein.

Zwar ward ihm mancher Sauerbronn
Vom Phlegeton geſchöpfet,
Und durch Scarification
Blutegel, Venäſection
Viel Blut ihm abgezäpfet;
Auch manch Klyſtier ward applicirt,
Auch offner Leib effectuirt.

Sein Leibarzt, ein ſtudirter Herr
Mit knotigter Perrüke,
Argumentirte ohn' Beſchwer
Aus Hippokrat und Celſus her,
Wos Ihro Gnaden püke:
„Geſtrenger Schulz im Tartarus
Sind Hämorrhoidarius!"

Doch hat der cyniſch-burleske Ton des Gedichts ein größeres Behagen, als wir in den ähnlichen Schiller'ſchen Gedichten finden; es iſt hier der Ton wie in Auerbach's Keller; die Dummheit und Sauerei als ſolche erfreuen des Menſchen Herz. „Bacchus im Triller" aber hat, nach unſerer Anſicht, eine chanſonartige Haltung, für welche wir wenigſtens in den übrigen Gedichten Schiller's keinen Pendant finden.

Das an Schubart erinnernde Gedicht: „Die ſchlimmen Monarchen", hat Schiller wol aus Rückſichten ſpäter fortgelaſſen. Das Gedicht gleicht einem mit Buckeln und Auswüchſen überſäeten Schild, aber es hat doch einen metalliſchen Vollklang. Man höre die beiden erſten Strophen:

Euern Preis erklimme meine Leier —
Erdengötter, die der ſüßen Feier
Anadyomenens ſanft nur klang;
Leiſer um das pompende Getöſe,
Schüchtern um die Purpurflammen eurer Größe
Zittert der Geſang.

Redet! Soll ich goldne Saiten ſchlagen,
Wenn, vom Jubelruf emporgetragen,
Euer Wagen durch den Walplatz rauſcht?
Wenn ihr, ſchlapp vom eiſernen Umarmen,
Schwere Panzer mit den weichen Roſenarmen
Eurer Phrynen tauſcht? —

Wenn wir das „pompende Getöſe" verbeſſern und in der zweiten Strophe ſtatt „ſchlapp" „matt" ſetzen, ſo ſind dieſe beiden Strophen tadellos. Die „Hymne an den Unendlichen" iſt Klopſtock'ſche Nachdichtung und die Phantaſie: „Die Peſt", hat nur einzelne Zeilen, die Schiller's würdig ſind:

Raserei wälzt tobend sich im Bette,
Gift'ger Nebel wallt um ausgestorbne Städte.

Im übrigen gleicht es einem ins Gelbe und Aschgraue verpinselten Bilde. Dagegen hat das Gedicht „Die Freundschaft" ohne Frage die unverkürzte Aufnahme in die Sammlung verdient; es ist bei weitem besser als die meisten Laura-Gedichte; auch das „Monument Moor's des Räubers" ist besser, wie die Schlußstrophen beweisen mögen:

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl
Lernt behutsamer spielen.
Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenroß,
Wie's am Seile des Meisters
Erd' und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,
Flammt's am kindischen Zaume
Erd' und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaeton.

Kind des himmlischen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mal meines Räubers?
War wie du glühenden, thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmlischen Genius Kind,
Aber du lächelst, und gehst —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
Moor'n, den Räuber, findest du nicht —
Steh, und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt seine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name, nicht.

Ebenso ist es nicht begreiflich, warum das Gedicht: „An die Sonne", welches das klarste und beste aller Jugendgedichte ist, nicht in die Sammlung aufgenommen wurde. In diesem Gedicht ist ein großer Zug, die Verse sind tadellos:

Aber nun schwebet sie fort im Zug der Purpurgewölke
Ueber der Könige Reich,
Ueber die unabsehbarn Wasser, über das Weltall:
Unter ihr werden zu Staub
Alle Thronen, Moder die himmelaufschimmernden Städte;
Ach! Die Erde ist selbst
Grabeshügel geworden. Sie aber bleibt in der Höhe,
Lächelt der Mörderin Zeit
Und erfüllet ihr großes Geschäft, erleuchtet die Sphären.
O, besuche noch lang,
Herrlichstes Fürbild der Edeln! mit mildem, freundlichem Blicke
Unsre Wohnung, bis einst
Vor dem Scheiten des Ewigen sinken die Sterne
Und du selbsten erbleichst.

Goedeke hat dem ersten Bande einige sehr fleißig gearbeitete Nachträge, ein Personenverzeichniß mit genauen Daten über Schiller's Jugendfreunde und andere, in dem Bande vorkommende Persönlichkeiten, sogar ein Verzeichniß der „reichen" und der „unreinen" Reime, welche letztere die Regel bilden, und ein Wortverzeichniß mit besonderer Berücksichtigung der Composita beigefügt, in welchen letztern sich die sprachbildende Kraft und das Stilgepräge der Dichter am schärfsten ausdrücken. Die Bemerkung Goedeke's, Schiller habe dieselben bei fortschreitender Kunst verworfen, aber nie ganz vermeiden können, ist uns unverständlich. Sind denn Composita ein ästhetisches Verbrechen? Dann ist Goethe im „Faust" einer der größten Sünder gegen die Reinheit der Kunst. Und was Schiller betrifft, so braucht man nur in seinem schlichtesten Gedicht aus seiner classischen Epoche, dem „Lied von der Glocke", die Composita zu zählen, um die Bemerkung Goedeke's auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Goedeke's Ausgabe befolgt streng den chronologischen Gang, ohne dabei Rücksicht auf die Dichtgattungen zu nehmen, oder poetische und Prosaschriften zu sondern. Für eine historisch-kritische Ausgabe ist dieser Gang allerdings geboten. Kurz dagegen, der eine blos kritische Ausgabe veranstaltet, sondert die Gattungen und läßt die chronologische Folge nur innerhalb derselben eintreten. So folgen auf die Gedichte der ersten Epoche bei ihm diejenigen der zweiten und dritten. Unter den Gedichten der zweiten Epoche finden sich noch manche neue, Hochzeits- und Gelegenheitsgedichte, das humoristische Wäschgedicht, und das vortreffliche Gedicht: „Die Priesterinnen der Sonne", das allerdings auch als ein Gelegenheitspoem betrachtet werden muß. Goedeke langt erst im vierten Bande seiner Ausgabe bei diesen Gedichten der „zweiten Epoche" an.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus der Geschichte und Cultur des Alterthums.

Die Unterschiede der hellenischen und römischen Nationalität treten in den Zeiten des beiderseitigen Verfalls besonders schroff hervor. Sobald die hellenische Freiheit einmal verloren war, fehlt der Nation aller politische Halt; denn sie verstand es weder mit ihren stammverwandten Obsiegern, den Macedoniern, sich würdig abzufinden, noch vermochte die zeitweilig wiedererlangte Unabhängigkeit den bürgerlichen Gemeinsinn neu zu beleben. Wir sehen seit den Tagen Alexander's des Großen die Schwächen, die sich selbst in der Blütezeit des Volks an einzelnen Erscheinungen kundgeben, in erschreckender Weise um sich greifen und das vielgespaltene Land in den politischen Ruin ziehen. Während aber die äußere Geschichte Griechenlands seit der macedonischen Zeit eine Chronik des Elends und die volkswirthschaftlichen Zustände ein Bild des Jammers sind, nehmen die Künste und Wissenschaften immer noch einen sehr ehrenwerthen Platz ein. Ganz anders in Rom. Die Republik hatte wahrlich auch viel innern Zwist gesehen, der Untergang der politischen Freiheit gab auch dem römischen Nationalwesen den Todesstoß, aber die starre und consequente Arbeit der Republikaner hatte eine Macht geschaffen, die sich weder trennen noch plötzlich umgestalten ließ. Mit den Formen des untergegangenen Freistaats mußte sich der erste Alleinherrscher abfinden, er mußte sie respectiren, und so gelang es ihm, ohne schroffe Uebergänge dem morschen Staatsbau für Jahrhunderte neue, dauerhafte Stützen zu geben. Aber das eigentliche Römerthum hatte nur Lebensfähigkeit auf freier Erde. Während die äußere Macht unter den Imperatoren steigt, die Verwaltung geordnet wird

in den Provinzen sogar ein leidlicher Wohlstand eintritt, gehen die römischen Tugenden zu Grunde, das geistige Leben wird inhaltlos, und schon ein Jahrhundert nach dem Tode des Augustus sind Wissenschaften und Künste vollkommen gesunken. Nur das praktische Bedürfniß hält die Kenntniß des Rechts auf ihrer frühern Höhe.

Diese Gegensätze prägen sich unwillkürlich dem Leser zweier Werke ein, welche die Geschichte Griechenlands und Roms zur Zeit des Verfalls behandeln. Das erste führt uns Griechenland in den Zeiten der schlimmsten Demüthigung und des darauf folgenden Stillebens vor; das zweite schildert den Anfang des römischen Imperialismus und seine demoralisirende Wirkung.

1. Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer. Nach den Quellen dargestellt von Gustav Friedrich Hertzberg. Zwei Theile. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1866—68. Gr. 8. 3 Thlr.

Nicht gerne wendet der für Hellas' Größe Begeisterte seinen Blick jenen dunkeln Zeiten zu, in welchen ein entartetes Geschlecht den Ruhm seines Vaterlandes zu Grabe trug. Es erfordert Aufopferung, die Wege zu verfolgen, auf denen eine große Nation zum Untergang ihrer Ehre und Freiheit wandelt. Daher verdient es eine dankbare Anerkennung, wenn ein Forscher sich eine solche Aufopferung auferlegt, indem er die Farben zu einem Bilde des gesunkenen Griechenthums zusammenträgt. G. F. Hertzberg hat es sich zur Aufgabe gemacht, „die Schicksale Griechenlands unter der römischen Herrschaft von dem Zeitalter des Flamininus und Philopömen bis zum Absterben des antiken Lebens auf der griechischen Halbinsel" darzustellen.

Die Einleitung schildert die Zustände, wie sie sich am Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. auf der Halbinsel gestaltet hatten, und führt den Leser durch die Wirren der römisch-ätolisch-macedonischen Kriege bis zu dem Zeitpunkte, wo die römischen Truppen Griechenland verlassen. Rom hatte das Uebergewicht der Macedonier gebrochen und die unter die Hoheit derselben gerathenen Griechenstämme bei den Isthmischen Spielen des Jahres 196 v. Chr. für frei und unabhängig erklärt. Nicht zum geringsten Theile verdankten die Hellenen den für sie so günstigen Ausgang der römischen Intervention dem wackern Titus Quinctius Flamininus. Hat man in der Proclamation der griechischen Freiheit, die durch den Mund dieses Feldherrn erfolgte, nur ein elendes Spiel gesehen, welches die Römer mit einer ohnmächtigen Nation trieben, so weist Hertzberg mit Recht darauf hin, daß Flamininus sich in seinem ganzen Verfahren als Freund der Hellenen zeigt, dem es wol Ernst mit der verkündeten Freiheit sein mochte. Freilich nicht in dem Sinne, daß etwa Rom sich allen Einflusses auf die Geschicke der Halbinsel habe begeben wollen; doch gehörte Flamininus einer politischen Richtung an, welche „die römische Machtstellung im Osten des Adriatischen Meers vorzugsweise durch die enge Verbindung der kleinen und mittlern Staaten an den Grenzen und zwischen den Gebietstheilen der östlichen Großmächte mit der italischen Weltmacht erweitern und fördern wollte". Auf die Erwerbung neuer Provinzen scheint es in der That vorderhand nicht abgesehen gewesen zu sein. Uebrigens taxirt man vielleicht die Politik Roms zu hoch, wenn man ihr in dieser Zeit die weitausgreifendsten Pläne unterlegt, wie sie erst nach Menschenaltern realisirt werden konnten; vielmehr ersieht man unschwer, daß die italische Militärmacht sich durch Verhältnisse, die sich eben ergaben, vielfach von einem Schritt zum andern ziehen läßt.

Gegenüber der griechenfreundlichen Partei eines Flamininus, der Scipionen, des Aemilius Paullus standen in Rom stolze Egoisten, die gegen die Freigebung des östlich vom Adriatischen Meer gelegenen Landes stimmten. Allerdings verdienten die Griechen schon damals wenig Achtung mehr; es war eine sittlich und materiell tiefgesunkene Nation. Sie wußte in der That von ihrer Freiheit nicht mehr den rechten Gebrauch zu machen: die nördlichen Cantone sind unfähig, eine selbständige Haltung anzunehmen; die Aetoler handeln auf eigene Faust, indem sie ihren Namen durch eine charakterlose Politik, durch grausame und räuberische Kämpfe schänden; nur im Achäischen Bunde blitzt vereinzelt noch einmal ein althellenischer Geist auf. Aber auch der tapfere Philopömen wurde der unglückseligen Verhältnisse in dem durch Fehden zerrissenen Peloponnes nicht Meister. Während sich die orientalischen Händel mehrten, wobei die Aetoler offen den asiatischen Gegnern Roms zur Seite traten, verlor Griechenland immer mehr sein Selbstbestimmungsrecht, deutlicher und härter griff der Senat in die Landesverhältnisse ein und fand hier an den Oligarchen die allerergebensten Diener. Sie verschulden nicht den geringsten Theil des Leides, welcher über ihr Vaterland nach dem Kriege der Römer mit dem macedonischen Könige Perseus hereinbrach. Kaum war die Macht dieses Fürsten in der blutigen Schlacht bei Pydna gebrochen (22. Juni 168), als eine furchtbare Verfolgung der nationalen Partei von seiten der römisch-gesinnten Oligarchie begonnen wurde. Während anderwärts offen Mord und Mishandlung wüthete, konnte man den Nationalen im Achäischen Bunde nur durch Rancune schaden. Dieselben hatten sich während des macedonischen Kriegs so vorsichtig benommen, daß ihnen kein Verrath an den römischen Interessen nachzuweisen war. Als man sie dennoch macedonischer Sympathien beschuldigte und einer ihrer Führer sich zur Rechtfertigung erbot, schleppte man tausend vornehme Achäer, welche von den Oligarchen denuncirt wurden, zur Untersuchung nach Italien. In Rom fand aber keine Untersuchung statt; die Achäer wurden in etrurischen Städten internirt, und als sie endlich nach beinahe 17 Jahren ihre Entlassung fanden, hatte Kummer, Verzweiflung und das Todesurtheil über Fluchtversuche mehr als zwei Drittheile aus der Schar hinweggerafft. Natürlich hatte Rom in den Heimkehrenden grimmige Feinde. Aber der bedeutendste unter ihnen, der Geschichtschreiber Polybius, brachte eine Bewunderung für die gewaltige Macht des römischen Staats mit; er hatte freilich in Rom leben dürfen und im Hause der edeln Aemilier mit den besten und hochsinnigsten Staatsmännern verkehrt.

Es war gerade der Haß der zurückgekehrten Verbannten, welcher unter den achäischen Eidgenossen eine böse Saat ausstreute: sie gelangte bei den beständigen Händeln zwischen dem Bunde und Sparta bald zur Reife und führte im Jahre 146 v. Chr. zum offenen Bruch mit

Rom. Der Krieg gegen die Achäer wurde rasch zu Gunsten Roms durch die Schlacht auf dem Isthmus entschieden. Die Zerstörung der blühenden Stadt Korinth machte den Anfang der über die Griechen verhängten Strafe, welche noch ungleich härter ausgefallen wäre, wenn nicht Polybius seinen Einfluß zu Gunsten des unglücklichen Volks aufgeboten hätte.

Die Selbständigkeit Griechenlands ist zu Ende. Denn wenn auch die Gemeinden eine nominelle Freiheit behielten, so traten sie doch in der That unter die Oberhoheit des in der eben eingerichteten Provinz Macedonien regierenden Statthalters. Eine vollständige Provinzialeinrichtung erhielt Griechenland erst unter Augustus, welcher mit großem organisatorischem Talent in alle Verhältnisse des gewaltigen Reichs eingriff (27 v. Chr.). Er trennte die europäischen Griechen von Macedonien, indem er das Land südlich vom Olymp unter dem vermuthlich seit 145 üblich gewordenen Namen Achaja einem besondern, durch den Senat ernannten Proconsul unterordnete.

Nach der Schlacht auf dem Isthmus beginnt für Hellas eine todte Zeit. Das politische Leben hat aufgehört; kein Wunder, daß die Landesbewohner den Geschmack an ihrer Heimat verlieren und, soweit sie nicht durch größeres Besitzthum gebunden sind, auswandern. Wie ehedem nach den Eroberungszügen Alexander's der Osten von Hellenen überschwemmt wurde, so steigt jetzt der schon eine Zeit lang wahrnehmbare Zug nach Westen in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Höhe. Namentlich waren es Handwerker, große und kleine Krämer, Künstler hoher und niedriger Sorte, welche in Italien, besonders in der Weltstadt, ihr Glück machen wollten. Lief auf diese Weise viel Gesindel mit, so kamen auch achtenswerthe Lehrer und Aerzte, welche die Bildung vertraten; verdiente auch die Masse den bald verächtlich gewordenen Deminutivnamen der „Griechlein", so war dennoch Rom von der hellenischen Verfeinerung im Laufe eines Jahrhunderts vollkommen erobert.

Das Mutterland erlebte noch eine gewaltige Zuckung, als sich die Nachrichten von den großen Erfolgen Mithridates' VI. verbreiteten. Am meisten geriethen diesmal die Athener in die Hitze; ihre Stadt wurde ein fester Stützpunkt der Asiaten. Erst eine schwierige Belagerung unter der Leitung Sulla's brachte sie zu Fall (86 v. Chr.). Die Asiaten fanden ihre Niederlage auf den so oft mit Blut getränkten Feldern von Böotien.

Noch ein halbes Jahrhundert spielt Griechenland eine Rolle in der Weltgeschichte, um dann für viele Jahrhunderte in vollständige Bedeutungslosigkeit zu versinken. Auch in den letzten 50 Jahren seiner Wichtigkeit für die Geschichte des römischen Reichs leidet das Land nur; seine Bewohner haben schon aufgehört, die Geschicke der Heimat zu lenken. Der große Kampf, welcher die römische Republik ihrem Untergange entgegenführt, wird auf griechischem und macedonischem Boden entschieden. Die seit dem Tode Alexander's durch die mannichfaltigsten Kriege heimgesuchten Länder schauen nun, wie bald nacheinander Pompejus, die Mörder Cäsar's, endlich Antonius im Bürgerkriege unterliegen. Dann gingen die südlichen Landschaften der Balkanhalbinsel zur Ruhe ein, aber ihre Ruhe war der Todesschlaf.

Hertzberg legt uns die Geschicke der Griechen vom Ende des 3. Jahrhunderts bis zur Provinzialeinrichtung unter Augustus im ersten Bande seines Werks dar. Seine Erzählung ist ausführlich und anschaulich; die Anschaulichkeit wird dadurch erhöht, daß der Verfasser an geeigneten Stellen eine Zeichnung der griechischen Culturzustände einwebt. Die Bilder sind natürlich traurig. Zeigte Hellas selbst zur Zeit seiner höchsten Blüte keinen Ueberfluß an edeln, opferfreudigen Patrioten, treten schon vor den Perserkriegen, während dieser glorreichen Kämpfe und im perikleischen Zeitalter Männer von wahrhaft erschreckender Charakterlosigkeit auf, so darf man sich nicht wundern, daß in den Zeiten des Verfalls eine große Verworfenheit allgemein einreißt. Gar manche Züge des hellenischen Lebens in seiner Gesunkenheit erinnern an die unter türkischer Herrschaft verkommenen Enkel, aber auch der heute noch den Griechen innewohnende tollkühne Muth, welcher Gefahr ebenso wenig wie verständige Ueberlegung kennt, zeigt sich in erstaunenswerther Weise. Wer von den waghalsigen Fahrten der kleinen griechischen Dampfer, eines Panhellenion und einer Enosis, von den hartnäckigen Kämpfen der Insurgenten auf Kreta hört, denkt unwillkürlich an die Zeit zurück, in welcher dieselbe Insel und die in ihrem Dienst stehenden Schiffe Gegenstand des Schreckens für die Seefahrer des Mittelländischen Meers waren. Die harten Schicksale der Heimat, der Ruin vieler Familien hatten in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr. der vorzüglich im Osten des Mittelmeers heimischen Seeräuberei viele abenteuerliche, todesverachtende Gesellen aus allen Ständen zugeführt. Es waren manche Asiaten und verfolgte Italiker unter ihnen, aber wesentlich war die nach den Mithridatischen Kriegen gewaltig gewordene Piraterie hellenisch. Ein Hauptanhaltspunkt für die Piraten war das trefflich gelegene Kreta. Nachdem ein erster Angriff der Römer gegen die Insel gründlich mißglückt war, versuchte sich Quintus Cäcilius Metellus an der Bezwingung des abenteuerlichen Inselvolks. Die kretische Feldmacht war bald geschlagen; dann entspann sich aber ein langwieriger Einzelkrieg, in welchem die Kreter sich nur nach der tapfersten Gegenwehr langsam aus ihren festen Plätzen verdrängen ließen. Sie bekundeten dabei eine Hartnäckigkeit, die nicht minder hoch anzuschlagen ist, als die Ausdauer, mit welcher die heutigen Kreter den Türken gegenüberstehen. Dazu dürfte ein wohlgeleitetes römisches Heer eine weit respectablere Macht vorgestellt haben, als — auch bei Erwägung der veränderten Verhältnisse — die gegen Kreta operirenden türkischen Mannschaften.

Als die Stürme in Griechenland ausgetobt hatten, erfolgte eine sehr langsame Restauration, welche zwar nicht zu Wohlstand führte, aber die wenigen noch vorhandenen Kräfte der Nation wieder belebte. Rom selbst machte einen Theil der früher an dem Lande begangenen Sünden wieder gut, namentlich durch die von Cäsar ausgeführte Wiederherstellung Korinths (44 v. Chr.), sowie durch die von Augustus veranstaltete Organisation und Colonisation Achajas.

Von nun an entwickelt sich in Griechenland das provinziale Stilleben mit seinen Schatten- und Lichtseiten. Zu den Lichtseiten ist namentlich die Ordnung zu zählen,

welche durch eine geregelte Amtsführung dem in unzählige Parteiungen zerrissenen Lande zutheil wurde. Fern von den Gegenden, in denen die römischen Waffen während der ersten beiden Jahrhunderte n. Chr. beschäftigt waren, bot Hellas den heimischen Bauern und Handelsleuten Ruhe zur Arbeit; der Handwerker konnte wieder ungestört seinen Beschäftigungen nachgehen, Künste und Wissenschaft wurden durch den Frieden gefördert. Aber die nationalen Interessen gingen unter in der kleinen Provinzialwirthschaft. Das Land hat keine eigene geschichtliche Bedeutung mehr, seine Betrachtung fällt der Culturgeschichte anheim.

Der zweite Band des Hertzberg'schen Werks, welcher die Geschicke Griechenlands von Augustus bis auf Septimius Severus verfolgt, ist demnach nur culturgeschichtlichen Inhalts. Einzelne Imperatoren haben immerhin ihr Auge auf Achaja gelenkt. Namentlich war es der unselige Nero, welcher die Hellenen für besonders befähigt hielt, seine musischen Kunstleistungen zu verstehen. Er durchwanderte Griechenland, um seine Talente bei Wettkämpfen auf die unwürdigste Art zur Schau zu stellen. Die servile Anerkennung und Belobung, die er fand, lohnte er durch einen Act der Dankbarkeit: er verkündigte bei den Isthmischen Spielen im Jahre 67 n. Chr., daß Achaja wieder frei und von Steuern entbunden sei. Diese Freiheit trug böse Früchte; denn in den Unruhen nach Nero's Tode erwachte die alte Parteisucht und führte zu Revolten. Vespasian hatte recht, wenn er sagte, die Hellenen verständen nicht mehr, von ihrer Freiheit einen vernünftigen Gebrauch zu machen. Er führte die alte Provinzialordnung wieder ein.

An politischen Ereignissen ist die Geschichte Achajas im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. arm. Hertzberg entschädigt dafür den Leser durch Schilderung von Begebenheiten und Persönlichkeiten culturhistorischer Bedeutung. So findet namentlich der Böoter Plutarch eine interessante Würdigung.

Das Land selbst hatte trotz der Verarmung und Entvölkerung seinen Reiz. Landschaftliche Schönheit, besonders aber die mannichfachen Ueberreste und Erinnerungsmale der frühern Blüte lockten viele Reiselustige aus Italien an. Freunde der alten Zeit fanden allerdings auch manche interessante Reliquie, die nicht geringern Wunderglauben herausforderte als die Reliquien neuerer Zeiten. Das Ei der Leda wurde sogar an mehrern Orten gezeigt. Schild und Schwert des Agamemnon und dergleichen Raritäten mehr fanden gläubige Beschauer. Aber auch Interessen höherer Art führten manchen Römer über das Adriatische Meer nach den Sitzen alter Cultur. Es hatte etwas Anregendes für den Gebildeten, an jenen Stätten zu wandeln, an denen die Heroen der griechischen Kunst ihre Meisterwerke geschaffen hatten, namentlich wenn noch ein geistiges Nachleben den Zusammenhang der Gegenwart und Vergangenheit erhielt. Dies war der Fall in Athen. Hier nahmen die Philosophie, Wissenschaften und Künste einen Aufschwung, welcher viele Römer schon seit den letzten Zeiten der Republik zu längerm oder kürzerm Aufenthalt in die ehrwürdige Stadt der Athene führte. Kein Wunder, daß der für die Hellenen von Herzen eingenommene Kaiser Hadrian gerade Athen durch Wohlthaten zu heben suchte. Er griff in die Verwaltung des attischen Staats ordnend ein und verlieh der in Armuth gesunkenen Stadt durch Errichtung von Prachtbauten und Stiftung des Nationalfestes der Panhellenen neuen Glanz.

Unter Hadrian machte auch ein attischer Privatmann großes Aufsehen. Der durch Redekunst und Reichthum namentlich in der Zeit der guten Antonine zu hohem Einfluß gelangte Herodes Atticus begann seine Laufbahn als kaiserlicher Commissar in der Provinz Asia. Nachdem er dann athenische und römische Ehrenämter bekleidet hatte, entfaltete er in seiner Heimat eine reiche Thätigkeit. Von seiner verschwenderischen Bauluft gibt das zum Andenken an seine verstorbene Gemahlin Regilla erbaute Odeon noch jetzt glänzendes Zeugniß. Herodes verwendete aber sein Vermögen nicht allein zur Verherrlichung Athens, er ließ auch andern griechischen und italischen Gemeinden seine Unterstützung zukommen. Einflußreich wirkte er als Professor der Redekunst, indem er zahlreiche Zuhörer um sich scharte, welche er wohlwollend, aber nicht ohne eingehende Zurechtweisung unterrichtete. Die hervorragende Stellung, die er einnahm, ließ ihn und seine Freigelassenen etwas hochmüthig auf den gewöhnlichen Bürger herabsehen; und so ist es gekommen, daß die ihm durch so viele Wohlthaten verpflichteten Athener allen Dank vergaßen und eine zwischen den römischen Staatsbeamten und Herodes eingetretene Spannung benutzten, um ihren „tyrannischen" Mitbürger bei dessen ehemaligem Schüler, dem Kaiser Marc Aurel, zu verklagen. Der Kaiser benahm sich sehr taktvoll gegen den heftigen Herodes, welcher, lange verstimmt, sich später auch wieder mit dem hohen Schüler aussöhnte. Das undankbare Athen aber vermied der von seiner Machtstellung gestürzte Professor; er lebte auf seinen attischen Landsitzen, wohin ihm zahlreiche Schüler nachfolgten. Um seine Vaterstadt hat er sich anscheinend noch einmal sehr verdient gemacht durch die bei der kaiserlichen Fundirung der „Universität Athen" entwickelte Thätigkeit. Seine Mitbürger haben ihm denn auch nicht über den Tod hinaus gegrollt, sondern seine Leiche, welche er selbst zu Marathon hatte begraben wissen wollen, mit Gewalt in die Stadt übergeführt.

Während die Philosophie und Beredsamkeit in Athen eine sichere auf Jahrhunderte hin wirkende Pflanzstätte fand, sank im allgemeinen die Cultur Achajas immer tiefer. Aberglaube und Entsittlichung gingen Hand in Hand. Zwar hatte sich der materielle Wohlstand des Landes im 2. Jahrhundert etwas gehoben; aber bei erträglichern äußern Zuständen hatte das griechische Leben keinen tiefern Inhalt mehr gewonnen. Ein leichter und leichtsinniger Ton herrschte unter dem unverbesserlichen Griechenvölkchen, welches nur noch Sinn für Festlichkeiten zu haben schien. Es ist ein buntes und interessantes, aber wenig erbauliches Bild, welches uns Hertzberg vom Hellenenthum der beiden ersten christlichen Jahrhunderte entwirft. Das dritte Jahrhundert wird den Verfasser in der hoffentlich bald zu erwartenden Fortsetzung seines Geschichtswerks zu ernsten und traurigen Begebenheiten führen.

2. Geschichte Roms. Von Karl Peter. Dritter Band. Elftes und zwölftes Buch: Die Geschichte der Kaiser aus dem Julisch-Claudischen Hause enthaltend. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

An der Darstellung der römischen Kaisergeschichte haben sich die bedeutendsten Köpfe versucht. Der Reiz, der so manchen ernsten Forscher einlud, die Geschicke des Römerreichs unter den zum Theil nichtswürdigen oder unfähigen Imperatoren zu verfolgen, liegt nicht in einer erhabenen Größe des Gegenstandes, welche Verstand und Gemüth auf gleiche Weise fesseln könnte; vielmehr sind es die Räthsel eigenthümlicher Charaktererscheinungen in Volk und Fürsten, die eine eingehende Betrachtung und Beurtheilung gewissermaßen herausfordern. Seit Gibbon die Geschichte der spätern Kaiser geistvoll behandelt und auf die Zustände des Reichs unter den ersten Selbstherrschern glänzende Lichtblicke geworfen hat, ist das Urtheil über die vielgeschmähte Zeit des Imperialismus mannichfach modificirt worden. In unserer Zeit, in welcher es fast Mode geworden ist, verkannte Größen hervorzusuchen, bot die Geschichte der römischen Kaiser ein sehr willkommenes Feld zu Ehrenrettungen. Denkt man auch allgemach wieder etwas ruhiger als beim ersten Auftreten eines Kämpen für Tiberius, dem der Geschichtschreiber Tacitus für alle Zeiten ein Brandmal aufgedrückt hat, so ist man doch noch nicht zu einem abgeschlossenen und unparteiischen Urtheil über mehrere Glieder der Julisch-Claudischen Regentenfamilie durchgedrungen.

K. Peter liebt es nicht, durch glänzende Lebensbilder zu blenden und zu bestechen; er hält auch in dem letzten Theile seiner Geschichte Roms den ruhigen Ton eines angenehmen Erzählers, wie in den zwei ersten Bänden, fest. Er hat sich über den Streit, welcher sich um einzelne Charaktere dreht, zu erheben gesucht, indem er ruhig die sprechenden Thatsachen abwägt und ein selbständiges Urtheil erzielt. Bei seinem Zwecke, die Geschichte Roms für jüngere Leser darzustellen, aber auch dem weitern Kreise der Gebildeten und Gelehrten eine ansprechende Erzählung und Schilderung zu bieten, hat der Verfasser den richtigen Weg eingeschlagen. Er läßt sich weder durch den leidenschaftlichen Tadel noch durch die erhitzte Rechtfertigungssucht seiner Vorgänger hinreißen.

Den Widerspruch, in welchem die Gewaltthätigkeit des Augustus vor der Besiegung des Antonius zu seiner spätern Milde steht, erklärt Peter in folgendem Gesammtbilde des Charakters.

Augustus war eine kalte, alles nach Verstandesgründen abwägende, vorsichtige, selbstsüchtige Natur, nicht ohne ein gewisses Wohlwollen, welches sogar mit der Zeit durch das Gelingen seines Werks und durch die zahlreichen Beweise von Dankbarkeit und Verehrung zu einiger Wärme gedieh, welches aber im Grunde und von Haus aus auch von jener selbstsüchtigen Art war, die sich gegen andere freundlich und gefällig erweist, um Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten zu vermeiden und ihre Zwecke desto besser zu erreichen. Dabei besaß er eine ungemeine Schärfe und Klarheit des Urtheils, die ebenso wenig von Leidenschaften getrübt, wie von strengen sittlichen Principien eingeschränkt war; er war in dieser Hinsicht das rechte Musterbild seiner principien- und ideenlosen Zeit, und daher auch berufen, sie zu beherrschen. Die einzige Ausnahme hiervon war die Leidenschaft der Herrschsucht, die den Hauptinhalt und die Haupttriebkraft seines Lebens bildete. Um die Herrschaft zu erlangen, scheute er vor der Schlacht bei Actium keine Grausamkeit, keine Gewaltthat; um sie zu behaupten, schlug er nachher sofort den Weg der Milde und des Wohlwollens ein, das eine wie das andere, weil er es für das Geeignetste zur Erreichung seines Zwecks hielt. Doch stand auch seine Herrschsucht durchaus unter der Leitung einer kalten, verständigen Berechnung und Vorsicht, sodaß er sich nie zu unüberlegten Schritten fortreißen ließ und für seine Zwecke auch die größten Opfer an Zeit und die schwersten Geduldproben nicht scheute.

Tiberius war ein finsterer Mensch. Von seinem Stiefvater gegen dessen Enkel zurückgesetzt, wider seinen Willen von der geliebten Gattin getrennt und mit Julia, der durch Sittenlosigkeit berüchtigten Tochter des Augustus, vermählt, ertrug er den Druck nicht, welcher auf ihm lastete, und entfernte sich freiwillig vom Hofe. Sieben Jahre lebte er wie ein Verbannter einsam auf der Insel Rhodus. Als der gegen ihn empörte Stiefvater ihm die Rückkehr gestattete, mußte er das Versprechen geben, sich von den öffentlichen Geschäften fern zu halten. Unterdessen riß der Tod empfindliche Lücken in die Julische Familie, und Tiberius blieb als der einzige Fähige übrig, dem Augustus die Nachfolge zuweisen konnte. Doch mußte Tiberius seinen Neffen Germanicus nach dem Willen des Augustus adoptiren und ihn so als Nachfolger annehmen, obgleich er selbst einen Sohn hatte. Unter so vielfachen bittern Erfahrungen lebte der nachmalige Kaiser bis in sein fünfundfunfzigstes Jahr. Ganz und gar verbittert bestieg er den Thron, gewiß mehr des Mitleids würdig als verabscheuenswerth. Kein Wunder, daß er nicht beliebt wurde, obgleich er lange mit Verdienst regiert und deutliche Beweise des Wohlwollens in Zeiten der Noth gegeben hat. Aber das Unglück verfolgte ihn bis zu seinem Ende. Er fiel in die Hände des unwürdigen Sejan, der ihm den Sohn raubte und sich schließlich hochverrätherischen Planen hingab. Als Tiberius die Verworfenheit dieses Günstlings durchschaute mag er ganz irre geworden sein an der Menschheit und die grausamen Verfolgungen, welche den Sturz Sejan's begleiteten, mit dem eines edeln Mannes unwürdigen Gefühl der Rache und Verachtung veranlaßt haben.

Obwol Peter sich dem ungünstigen Urtheil, welches Tacitus über den Kaiser fällt, anschließt, so gesteht er doch ein,

daß das Pathos, mit dem Tacitus die Geschichte des Tiberius erzählt, allerdings über das Maß unserer Empfindung und unsers Urtheils hinausgeht, seine Darstellung also nicht selten der Moderirung bedarf, und daß er in einer gewissen parteiischen Vorliebe für die Aristokratie befangen ist, freilich nicht für die seiner Zeit, denn wer hätte diese schärfer gegeißelt als er, wol aber für die Aristokratie, die für ihn mit der Republik, dem Gegenstand seiner Sehnsucht und seiner idealischen Vorstellungen, eng verknüpft ist.

Ferner sagt der Verfasser über Tacitus mit Recht:

Er ist nicht völlig frei von der Schwäche der historischen Kritik, an der die alten Geschichtschreiber überhaupt mehr oder weniger leiden und demnach nicht selten Dinge berichten, die unmöglich auf eine völlig zuverlässige Weise überliefert sein können, wohin wir außer manchen andern Dingen insbesondere auch die Berichte über die geheimen Lüste und Ausschweifungen des Tiberius rechnen, die nicht wol aus einer andern als der sehr trüben Quelle der Gerüchte geschöpft sein können.

Die versuchten Ehrenrettungen haben nicht vermocht, den Schatten, welcher auf dem Charakter des Tiberius

ruht, zu entfernen, aber sie haben dennoch heilsam gewirkt. Durch sie ist nicht nur eine gerechtere Beurtheilung des unglücklichen Kaisers angebahnt, sondern auch eine psychologische Erklärung der Gegensätze in seinem Leben ermöglicht worden. Es ist unbegreiflich, daß ein Mann von Verstand, Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung, Wohlwollen gegen Unglückliche, von Ernst im Privatleben als Greis zu einem solchen Scheusal ausarte, wie Tiberius in seinen letzten Lebensjahren geschildert wird. Schlägt man die absichtlichen Verdunkelungen, mit denen das Geklatsch einer verstimmten Familie und unzufriedenen Stadtbevölkerung das Bild des Mannes der Nachwelt überliefert hat, nicht allzu hoch an, so gibt es keinen sichern Beweis, daß Tiberius in einen solchen Grad von Bosheit versunken wäre, an niedrigen Handlungen Gefallen zu finden. Vielmehr erklären sich die dunkeln Seiten seines Lebens aus seinem Entwickelungsgange: er hatte in all dem Elend den Glauben an sich und die Menschheit verloren. In diesem Sinne zeichnet nun auch Peter den Charakter des Kaisers:

Unter den Vorwürfen, welche dem Tiberius zu machen sind, steht nach unserer Ansicht in erster Linie nicht seine Grausamkeit, sondern sein Mistrauen gegen sich selbst wie gegen andere und seine Menschenverachtung; dies ist die Wurzel und der Ursprung seines Seins und Handelns, woraus auch seine Grausamkeit hervorgegangen ist. Er war nicht grausam aus Leidenschaft und Blutdurst, sondern weil er in jedem Hervortreten und in jeder freiern Bewegung eines derjenigen Männer, die ihm nahe genug standen, um seine Eifersucht und Besorgniß zu erregen, eine Gefahr für seine Herrschaft fürchtete, und weil ihm sein alles Wohlwollens und aller Freundlichkeit entbehrendes Naturell kein anderes Mittel gegen diese Gefahren an die Hand gab als Härte und Grausamkeit; was auch der Grund ist, weshalb sich seine Verfolgungen fast nur auf Männer von einiger Bedeutung erstreckten. Eine unter schwerem Druck und unter Entsagung zugebrachte Jugend hatte in seinem von Natur mit der Härte und dem Stolze des Claudischen Geschlechts erfüllten Gemüthe die Zuversicht zu sich selbst und das hiermit gewöhnlich verbundene Wohlwollen gegen andere nicht zur Entwickelung gelangen lassen.

Der Charakter des bösartigen Caligula, des unfähigen Claudius und des verworfenen Nero offenbarte sich nur zu deutlich in einer Reihe von schlechten und thörichten Handlungen. Mit dem Sturze Nero's, des letzten Herrschers aus dem Julisch-Claudischen Hause, schließt Peter seine Darstellung der römischen Geschichte und Cultur. Das eigentliche Römerthum ist nach seiner Ansicht nun erloschen. Freilich treten das Germanenthum und Christenthum, welche der Verfasser als die treibenden Kräfte in der folgenden Gestaltung des römischen Reichs ansieht, nicht so bald als bestimmend auf. Die Geschicke des 2. Jahrhunderts n. Chr. werden noch nicht von diesen beiden neuen Gewalten gelenkt; vielmehr sehen wir in der innern und äußern Geschichte des Reichs nur die nothwendigen Consequenzen der unter Cäsar beginnenden und von Augustus vollendeten Umgestaltung der Republik. Es zeigen sich die Folgen der nach zwei Seiten hin wirkenden Thätigkeit des ersten Kaisers: die Errichtung eines stehenden Heeres unter dem Commando des Staatsoberhauptes verlegt den Schwerpunkt der Regierung in die Standquartiere der Soldaten, und die Zerstörung der dem bürgerlichen Beamten und den Bürgerversammlungen nöthigen Machtvollkommenheiten ertödtet Patriotismus und Achtung vor dem Gesetz. Die charakteristische Nationalität des Römers geht auf diese Weise einem Zersetzungsprocesse entgegen; ihrer wesentlichen Stützen beraubt, behauptet sie sich unter den Flaviern, Trajan, Hadrian und den Antoninen nur noch äußerlich, indem sie von den Früchten ihrer großen Machtentwickelung zehrt. Das Einwirken der Germanen und der christlichen Lehre wird erst im 3. Jahrhundert bedeutungsvoll und folgenschwer.

An die Betrachtung der Zustände, wie sie sich in Griechenland und Rom zur Zeit des Verfalls gestalteten, sei es gestattet die Erwähnung eines Buches zu knüpfen, das uns in einer Reihe verschiedener populärer Abhandlungen Bilder aus dem griechisch-römischen Alterthum und aus der Alterthumswissenschaft vorführt.

3. Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze von Otto Jahn. Mit acht Tafeln Abbildungen und einigen Holzschnitten. Bonn, Marcus. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

O. Jahn hat unter dem vorstehenden Titel dreizehn Aufsätze und Reden zusammengefaßt, welche dem größern Publikum meistens schon bekannt sind. Die Sammlung enthält nämlich zehn bereits in den beiden letzten Jahrgängen der „Grenzboten" veröffentlichte Aufsätze, von denen zwei Veränderungen und Erweiterungen erfahren haben, und drei neue Bearbeitungen von öffentlichen Vorträgen aus den Jahren 1843, 1845, 1859. Die beiden frühern Vorträge wurden gehalten und gedruckt zu Greifswald, der letztere, zu Bonn gesprochen, erschien in den „Preußischen Jahrbüchern" (Jahrg. 1859; französisch übersetzt in der „Revue germanique", Jahrg. 12, Paris 1860).

Die Sammlung wird durch einen Vortrag über „Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland" eröffnet, welcher die Geschichte dieser Studien in Italien, Frankreich, Holland, England übersichtlich darstellt und die Entwickelung, sowie den heutigen Standpunkt der Alterthumswissenschaft in unserm Vaterlande charakterisirt. Die beiden folgenden Aufsätze bieten Muster und Besprechung des antiken Romans und der Novelle: „Eine antike Dorfgeschichte" und „Novelletten aus Apulejus". An vierter Stelle steht ein Vortrag über „Die hellenische Kunst", in welchem der Verfasser den Entwickelungsgang der bildenden Kunst bei den Griechen in großen Zügen skizzirt. Dem Inhalte nach sind die folgenden sechs Aufsätze verwandt, insofern sie sämmtlich ihren Stoff der griechisch-römischen Kunstgeschichte entlehnen. „Die Restitution verlorener Kunstwerke für die Kunstgeschichte" wird ihrer Möglichkeit und Schwierigkeit nach an der Niobegruppe, der Lade des Kypselos, der Gruppe des Harmodius und Aristogiton, der jungfräulichen Athene des Phidias u. a. erläutert. Eine weitere Abhandlung bespricht „Kunst und Mode" bei Griechen und Römern. „Die Polychromie der alten Sculptur", so sehr sie auch unsern gewöhnlichen Vorstellungen von der edeln Einfachheit der antiken Plastik widerspricht, wird durch unabweisbare Belege auch für die besten Zeiten der Bildhauerkunst dargethan. Der viel besprochene „Apoll von Belvedere" findet in Vergleichung mit dem Apollo Stroganow und mit dem im Jahre 1866 von Steinhäuser gefundenen Kopfe eine Würdigung und Erklärung. Im Anschluß an

die Betrachtung der im Frühjahr 1863 zu Rom gefundenen Statue des Augustus entwirft Jahn ein Bild von der „Höfischen Kunst und Poesie unter Augustus". Endlich bespricht er den Werth der „Griechischen bemalten Vasen".

Die drei letzten Aufsätze behandeln sehr verschiedene Gegenstände. „Cyriacus von Ancona und Albrecht Dürer" ist die Ueberschrift einer Abhandlung, in welcher das Leben und die Arbeiten jenes eifrigen Wanderers und Sammlers von Alterthümern dargestellt sind. Die Zeichnungen des Cyriacus waren Albrecht Dürer durch Copien des Nürnbergers Hartman Schedel (1440—1514) bekannt geworden und hatten Einfluß auf ihn ausgeübt. Ein Zusammenhang antiker und deutscher Kunst von ganz anderer Art tritt uns in dem folgenden Aufsatz über „Goethe's Iphigenia auf Tauris und die antike Tragödie" entgegen. Am Schlusse der Sammlung steht die Erzählung vom „Bildungsgange eines deutschen Gelehrten am Ausgang des 15. Jahrhunderts". Sie ist geschöpft aus einer Handschrift der bonner Universitätsbibliothek, welche ein Reisebuch des Johannes Butzbach aus Miltenberg enthält, und bildet ein Seitenstück zu der durch Freytag in weitern Kreisen bekannt gewordenen Selbstbiographie Thomas Platter's.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Zweiter und dritter Band: Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Der erste, im Jahre 1867 erschienene Band dieser Sammlung ist in Nr. 25 d. Bl. f. 1867 besprochen und nach Gebühr gewürdigt worden. Wie die rüstig vorwärts schreitende Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters" man darf wol sagen allgemeinen Beifall gefunden und einen auch äußerlich großartigen Erfolg erzielt hat, so scheint es, als sollte auch dieses eng damit verbundene Unternehmen die ihm entgegenstehenden noch größern Schwierigkeiten durch seine eigene Güte und Kraft rascher überwinden, als es die Kenner und Pfleger unserer ältern Literatur zu hoffen wagten.

Die dramatische Poesie des 16. Jahrhunderts ist, wie allgemein bekannt, so überschwenglich reich entwickelt, daß hier mehr wie auf jedem andern Literaturgebiete eine Auswahl, der ein immerhin nur beschränkter Raum zu Gebote steht, die sorgfältigsten Erwägungen erfordert. Grundsätzlich sollen hier die Originale in ihrer unverstümmelten, unverkürzten Gestalt gegeben werden; es sind also bloße Proben und Auszüge ausgeschlossen, womit man sich anderwärts behilft und viel mit wenigem abzuthun glaubt. Glücklicherweise hat man von Anfang an von diesem Scheinbehelfe Abstand genommen. Er dient ja nur dazu, das oberflächliche und anmaßliche Dilettiren in einem Gebiete zu befördern und recht eigentlich großzuziehen. Denn wer nicht gründlich und von innen heraus sich mit unserer Literatur der Reformationszeit befreundet, wird sich von ihr so vollständig abgestoßen finden, daß er ihr so weit als möglich aus dem Wege geht. Zum Naschen und Kosten ist sie nun einmal durchaus nicht angelegt; sie verlangt einen gesunden Appetit und einen wohlconstruirten Magen. Wer beides mitbringt, wird in ihr eine nahrhafte Speise finden, die je länger je besser mundet.

Das gilt aber vor allem von dem Drama jener Zeit. Unsere anerzogenen und angelebten Ansprüche auf ästhetischen Genuß werden von den tausend und abertausend Tragödien, Komödien und Spielen bekannter und unbekannter Verfasser, gelehrter und ungelehrter, geistlicher und weltlicher, hochgeborner und plebejischer, auch nicht im geringsten befriedigt. So wenig, daß man kaum etwas Adäquates dafür aufspüren kann und zu dem Schlusse kommt, den Menschen der damaligen Zeit sei der Sinn für künstlerische Gestaltung gänzlich abgegangen. Es wird sich keine andere Periode in der modernen Bildungsgeschichte nachweisen lassen, in der die dramatischen Meisterwerke des classischen Alterthums, die römischen zunächst, aber auch bald die griechischen, die tragischen sowol wie die komischen, so ganz in Fleisch und Blut des Zeitbewußtseins übergegangen wären wie in dieser. Terenz und Plautus gehörten sozusagen zu dem täglichen Umgang jedes nur einigermaßen angeregten Kopfes, und wer wäre im 16. Jahrhundert nicht angeregt gewesen? Seneca, bald auch Euripides und theilweise selbst Sophokles stehen den Leuten dieser Epoche durchschnittlich so nahe, wie es bei uns, nachdem drei Jahrhunderte lang die classischen Studien die Grundlage unserer Bildung ausgemacht haben, nur wenigen auserwählten Kennern vergönnt zu sein pflegt, die ihr ganzes Leben diesem einen Kreise gewidmet haben. Ausdrücklich werden auch immer die classischen Vorbilder als die wahren und echten Normen des poetischen Schaffens bezeichnet, und wenn auch keiner der zeitgenössischen Autoren so anmaßend ist, daß er jene übertroffen zu haben glaubte, so merkt man doch jedem ein gewisses Selbstgefühl an, daß sich seine Leistung einigermaßen neben jenen sehen lassen dürfe. Ohne tiefgreifende culturgeschichtliche Vermittelung ist diese seltsame Erscheinung nicht zu verstehen. Denn wenn man sie als eine bloße Selbsttäuschung mit vornehmem Lächeln abfertigt, so ist damit nichts gewonnen. Wäre es der Einfall eines einzigen verschrobenen Pedanten, dann bedürfte es keiner weitern Erklärung; aber da Tausende, Schriftsteller und Publikum, so denken, da wir aus anderweitigen Gründen hinlänglich berechtigt sind, den gesunden Verstand und das richtige Urtheil der Zeit aufs höchste zu schätzen, so müssen wir uns nach einer andern Erklärung umsehen. Sie ist mit einem einzigen Worte zu geben. Der Begriff einer Kunst, die nur um ihrer selbst willen da sei, die der Schönheit allein diene, fehlte den Menschen dieser Periode gänzlich. Nicht als ob es ihnen an der Anlage dazu auch gefehlt hätte, diese war in dem Zeitalter eines Rafael und Dürer im höchsten Maße vorhanden und allgemein verbreitet. Aber der künstlerische Gestaltungstrieb sollte überall nur einem einzigen, dem höchsten

Bedürfnisse und Interesse dienen, der Durcharbeitung und Präcisirung der großen Grundsätze der Sittlichkeit. Da man diese — und zwar mit vollstem Rechte vom Standpunkt des Christenthums aus — als untrennbar verbunden mit der Religion empfand, wie sie sich in dem positiven Glauben und Kirchenthum darstellte, so ergab sich von selbst die ethisch-religiöse Tendenz jeder geistigen Production, sie mochte Namen haben wie sie wollte. Vorzugsweise aber schien das Drama dazu geeignet, weil es an derben, concreten Gestalten und in handgreiflichen, gemeinverständlichen Situationen die Gegensätze zwischen gut und böse, oder was dasselbe war, Glauben und Unglauben, am energischsten darstellte. Da die Menschen auch äußerlich ein sehr bewegtes, rühriges Leben führten, da die Oeffentlichkeit in einer Ausdehnung, von der die moderne Zeit keine Vorstellung hat, alle Verhältnisse beherrschte, so war das Drama auch von dieser Seite her vorzugsweise empfohlen. Wer den Beruf in sich fühlte, an der großen Aufgabe mitzuarbeiten, die Welt im Sinne des Glaubens oder Christi zu reformiren — und welche bessere Natur hätte damals dies Bedürfniß nicht empfunden? — griff daher am liebsten nach dieser Form, und meinte nicht blos für sich, sondern auch nach der Ansicht der großen Führer der damaligen Bewegung, z. B. wie bekannt auch nach Luther's eigenen Worten, ebenso viel zum eigenen und zum Seelenheil seiner Mitchristen gethan zu haben, als wenn er auf der Kanzel oder in der Schulstube das lautere Evangelium verkündete.

Sieht man die Sache von diesem Standpunkt an, so erhalten die ungeschlachten Erzeugnisse einer beinahe kindlichen Unkunst eine Bedeutung, die ihnen nicht blos kunstgeschichtlich, sondern auch praktisch ein Recht auf dauernde Erhaltung und Wirkung zusichert. Wird der Versuch gemacht, die unübersehbare Masse in einer Auswahl zugänglicher zu machen, so muß es der oben ausgeführte Gesichtspunkt sein, der dabei leitet. Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung ist sich dessen bewußt gewesen und seine Arbeit darf schon deshalb als sachverständig und wohlgelungen bezeichnet werden.

In dem ersten Theil der „Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert" sind sechs Stücke von sechs verschiedenen Verfassern herausgehoben, an denen sich die wichtigsten landschaftlichen und individuellen Eigenthümlichkeiten des damaligen deutschen Dramas so vollständig spiegeln, wie es nur überhaupt in einem so engen Rahmen möglich ist. Der Zukunft mag es unbenommen bleiben, als Ergänzung immer noch mehreres Verwandtes zu geben, wenn nur erst die Theilnahme und das Verständniß in einem zureichenden Leserkreise durch einen bahnbrechenden Versuch geweckt ist. Zuerst steht des Berner Nikolaus Manuel vielgenannter Fastnachtschwank „Wie auf einer Seite der Gassen, der ewig Heiland der Welt Jesus Christ, unser lieber Herr, auf einem armen Eselein geritten, auf seinem Haupt die Dornenkrone, bei ihm seine Jünger, die armen blinden lahmen, und mancherlei bresthaftigen; auf der andern Seite reitet der Papst im Harnisch und mit großem Kriegszeug", aufgeführt 1522 in des Verfassers Vaterstadt und als ein Tendenzstück ohnegleichen von ungeheuerer Wirkung, wahrscheinlich von größerer als tausend Predigten. Dann folgt des thüringischen Schulmeisters und Pfarrers Paul Rebhun „Geistlich Spiel von der gotfurchtigen und keuschen Frawen Susanne", jenes überaus merkwürdige Mittelglied zwischen dem echt volksthümlichen Element der Poesie und der gelehrten Nachahmung der antiken Formen, das von unsern Literarhistorikern seit Gervinus nach Gebühr gewürdigt zu werden pflegt, aber dennoch als fast unbekannt bezeichnet werden darf. Als drittes des fränkischen Theologen Lienhart Kulman „Geistlich Spiel von der Witfraw, die Gott wunderbarlich durch den Propheten Elisa mit dem Oel von ihrem Schuldherrn erlediget" (2 Kön. 4). Dann des Bieler Jakob Funkelin „Streit Veneris und Palladis, das ist, weltlicher Wollust und der Tugend". Darauf des Augsburger Sebastian Wild „Tragedie von dem Doctor und dem Esel" (die bekannte angeblich Aesopische Fabel), und zum Schlusse des Franken Petrus Meckel „Gespräch, darin der Satan Ankläger, Gott der Vater Richter, Christus der Mittler und Fürsprech ist", eine Nachbildung des im Mittelalter so berühmten Belial.

Der zweite Theil der „Schauspiele" enthält ein Stück von Bartholomäus Krüger und drei von Jakob Ayrer. Bartholomäus Krüger, Stadtschreiber und Organist zu Trebin in der Mark Brandenburg, Verfasser des bekannten Volksbuchs von Hans Clawert, eins der besten Nachzügler der im „Eulenspiegel" culminirenden Literaturgattung, ist auf dramatischem Gebiete durch zwei gedruckte Werke bekannt, beide 1580 erschienen. Das eine ist „Ein neues weltliches Spiel, wie die bäurischen Richter einen Landsknecht unschuldig hinrichten lassen und wie es ihnen hernach so schrecklich ergangen", nach Tittmann's Urtheil von geringerm Werthe als das zweite, neu von ihm herausgegebene: „Von dem Anfang und Ende der Welt, darin die ganze Historie unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi begriffen." Dies letztere Werk gehört, wie schon der Titel anzeigt, noch ganz der alterthümlichen und volksmäßigen Richtung des deutschen Dramas an und entfernt sich in seiner poetischen Conception und äußern Construction in keiner Art von den ältesten und durch alle Jahrhunderte bis dahin fortlebenden geistlichen Volksdramen. Der Unterschied von frühern Vorbildern ist einmal nun der selbstverständliche der veränderten Sprache, und dann der noch tiefer greifende der veränderten Auffassung in kirchlichen und religiösen Dingen. Denn es ist, wie so viele andere dramatische Erzeugnisse der damaligen Zeit, ein kräftiges Zeugniß für die gereinigte evangelische Lehre und durch und durch nicht blos von protestantischer Gesinnung erfüllt, sondern auch dazu bestimmt, dem specifisch protestantischen Bekenntniß einen lauten und weit vernehmlichen Ausdruck zu geben. Wie so viele der alten Mysterien behandelt es die Hauptthatsachen der christlichen Lehre oder der Weltgeschichte in christlicher Auffassung, und zwar nicht blos die vergangenen, sondern auch die noch der Zukunft aufbehaltenen, indem es mit dem Abfall Lucifer's beginnt und mit dem Jüngsten Gericht schließt. In fünf Acten von ungleicher Länge ereignet sich zuerst der Sturz der rebellischen Engel, dann die Schöpfung des Menschen, der von Gottes Rathschluß bestimmt ist, den von ihnen verlorenen Platz im Himmel wieder einzunehmen, darauf der Sündenfall durch die Verführung des Satans, der diesen Rathschluß vereiteln

will, die Wiederherstellung der verlorenen Menschenwelt durch Christus, die neuen Machinationen des Satans, indem er durch die Irrlehre der Werkheiligkeit den Christen das einzige Heil, auf das sie sich verlassen dürfen, den Glauben an die versöhnende Kraft des Opfertodes Christi, verdunkelt und raubt, bis durch Luther die reine Lehre des Evangeliums wiederhergestellt und von seinen Anhängern standhaft gegen die Verlockungen der römischen Priesterschaft und des Teufels selbst behauptet wird.

Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben im streng protestantischen Sinne gibt endlich das Princip für das Urtheil Gottes am Jüngsten Gericht; alle die, welche sich auf ihre Werkheiligkeit berufen, werden dem Satan überantwortet, die andern aber gerettet. Auf diese Art ist die ganze evangelische Heilslehre in correctester Weise hier verarbeitet, und schon dies allein mag dem Stücke zu einer Zeit, wo der Zuschauer im Schauspiel sich nicht blos ergötzen, sondern auch belehren wollte, großen Beifall gebracht haben. Aber es verdient auch bei uns noch mehr Beachtung, als ihm, dem fast verschollenen, bisher zutheil geworden. Denn es ist unzweifelhaft mit nicht gewöhnlichem Geschick gemacht, und wenn man auch hier, wie überall in der damaligen deutschen Poesie, kaum von einer bewußten Technik reden kann, so muß man doch anerkennen, daß ein kräftiger natürlicher Instinct den Verfasser von der ersten bis zur letzten Scene geleitet hat. Durch den einheitlichen Faden des Gedankens, der streng festgehalten wird, den Kampf und die Niederlage Satans, ist zugleich auch, anders als in den meisten Producten dieser Art, ein strenger und gleichmäßiger Fortschritt der Handlung bedingt, der ebenso sehr unvermittelte Sprünge wie das breite Auseinanderfließen der Handlung und der Rede an gewissen Lieblingsstellen vermeidet. Die Sprache ist durchweg frisch und gelenk und doch noch voll der volksthümlichen Kraft, die wir an Hans Sachs bewundern. Dieser hat hier, soviel man sieht, zwar nicht zum Vorbild gedient, wol aber ist der unmittelbare Einfluß von Luther's Diction deutlich genug. Insofern ist dies Drama auch in seinem Aeußern ein erfreuliches Zeugniß des frischen Geistes, der von dem großen Reformator in alle Theile des deutschen Wesens ausströmte, und wäre er nur überall so freudig aufgenommen und so kräftig wiedererzeugt worden wie hier, so würde sich die weitere Entwickelung nicht blos der deutschen Literatur, sondern des ganzen deutschen Volkslebens anders gestaltet haben, als es leider geschehen ist.

Im Gegensatz zu Krüger darf Ayrer als Vertreter einer andern und höhern Fassung der dramatischen Kunst gelten, aber er selbst besitzt außer diesem einen immerhin unzweifelhaften Verdienst kein anderes, das ihn nach seiner poetischen Begabung oder seinem menschlich-sittlichen Gehalt der Ehre würdig machte, neben den bessern seiner volksthümlichen Vorgänger zu stehen. Ayrer's Bedeutung liegt darin, daß er den Zug der gebildetern Kreise seiner Zeit nach einem Drama, das durch reiche Abwechslung der Begebenheiten und glänzende äußere Ausstattung die Phantasie und die Schaulust besser befriedigte als die bisherige in Form und Inhalt noch sehr einfache Bühne erkannt und es durch eine fabelhaft fingerfertige Produktivität befriedigt hat. Da wir bei anderer Gelegenheit, bei der Anzeige der neuen Ausgabe des ganzen Opus theatricum Ayrer's durch A. von Keller, in Nr. 4 d. Bl. f. 1858 ausführlich über die Stellung und Bedeutung des Dichters uns ausgesprochen haben, so können wir hier darauf verweisen. Es sei nur noch bemerkt, daß der neue Herausgeber sich nicht mit einem bloßen Wiederabdruck einiger Stücke Ayrer's begnügt hat. Er gibt sehr beachtenswerthe Untersuchungen über die Quellen des deutschen Dramatikers und namentlich über sein Verhältniß zu der englischen Bühne dieser Zeit, worüber bekanntlich, seit Ludwig Tieck in seinem „Deutschen Theater" zuerst darauf hingewiesen, die verschiedenartigsten Vermuthungen aufgestellt worden sind, die durch diese eingehenden und umsichtigen Forschungen ihren vorläufigen Abschluß gefunden haben. Es stellt sich heraus, daß Ayrer nicht blos manchen der von ihm behandelten Stoffe, sondern, was noch wichtiger ist, in allen den Zügen, welche ein Schauspieldrama oder, um uns richtiger auszudrücken, eine höhere dramatische Kunst, die technisch gebildete Dichter und Schauspieler voraussetzt, von der dilettantischen Volksbühne unterscheiden, von den Einflüssen der englischen Schauspielergesellschaften berührt und abhängig ist, welche seit dem letzten Drittheil des 16. Jahrhunderts Deutschland durchzogen. Heinrich Kurz.

Feuilleton.

Schiller's „Lied von der Glocke" und ein älteres elsässer Gedicht.

Als Pfarrer der reformirten Gemeinde zu Bischweiler im Elsaß lebte dort von 1708—26 Philipp Geisel, dessen Wirken in einer Skizze, die 1857 von Pfarrer Culmann herausgegeben wurde, aufgezeichnet worden ist. Culmann schrieb auch eine „Geschichte Bischweilers" (Strasburg, Heitz, 1826) in welche derselbe folgendes Gedicht des Pfarrers Philipp Geisel aufnahm:

Das Antimonium.

Unter vielen andern Dingen
Zeugt das Antimonium,
Welches wir anjetzt besingen,
Von des Schöpfers hohem Ruhm.

Tief verborgen in der Erden
Liegt das finstere Metall,
Muß ans Licht gezogen werden
Durch der Hacke scharfen Stahl.

Also in des Herzens Tiefen
Muß der Mensch sich selber prüfen;
Muß den innern Sinn entfalten,
Will das Leben sich gestalten.

Soll das Erz zum König werden,
Und sich der Vollendung nahn,
Kostet's Mühe und Beschwerden,
Geht ohn' heiße Glut nicht an.

Darum müssen Thränen fließen,
Um die Sünde abzubüßen;
Kreuz und Leiden macht uns rein,
Daß wir werth der Krone sein.

Daß der Fluß sich leichter mache,
Und die Masse tüchtig sei,
Mische man der spröden Sache
Etwas Salz und Eisen bei.

Lauterer Sinn und fester Glauben
Muß dem Tod die Beute rauben;
Redlich muß die Buße sein,
Soll sie uns zum Himmel weihn.

Das Gedicht hat eine unleugbare Verwandtschaft mit Schiller's „Lied von der Glocke", sowol in der Nebeneinanderstellung technischer Schilderung und ethischer Reflexion, als auch in mehrern Wendungen, von denen jede, wenn man sie einzeln betrachtet, nicht beweiskräftig genug sein würde, um eine Bekanntschaft Schiller's mit jenem Gedicht anzunehmen, deren Summe aber allerdings diese Annahme nahelegt. Die Anklänge sind zu augenfällig. Es entsteht nun die Frage: hat Schiller jenes Gedicht gekannt, oder hat vielleicht der Geschichtschreiber Bischweilers das Original durch Schiller'sche Wendungen modernisirt?

Notizen.

Ein in Hannover (Schmorl u. v. Seefeld) erschienenes Werk: „Gedenkbuch. Blätter zur Beherzigung und Erinnerung auf alle Tage des Jahres", enthält, außer einer geschmackvollen Auswahl dichterischer Sprüche für jeden Tag, eine Menge historischer und literarhistorischer Daten, von denen die Geburts- und Sterbetage neuerer Dichter mit besonderer Sorgfalt aufgezeichnet sind.

Von Johannes Scherr's „Allgemeiner Geschichte der Literatur", einem Handbuch in zwei Bänden, erscheint in acht Lieferungen eine dritte neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage (Stuttgart, Conradi). Das Buch ist weder ein trockenes, mit Daten überladenes Compendium, noch enthält es allgemeine Conструctionen auf Grundlage eines philosophischen Schematismus; es ist, wie der Verfasser in dem Vorwort selbst wünscht, ein lesbares Buch, welches in die Universalgeschichte der Literatur einführt und, soweit es der Raum verstattet, auch ein lebendiges Bild der einzelnen literarischen Erscheinungen gibt. Auch der „Bildersaal der Weltgeschichte" von Johannes Scherr erscheint in einer zweiten, umgearbeiteten, vervollständigten und bis zur Gegenwart fortgeführten Auflage. Er liefert eine anziehende „Geschichte der Poesie in Beispielen", und zwar sind die Beispiele alle in deutschen Lauten wiedergegeben.

Ueber die Werke von Sacher-Masoch gibt das „Neue Belletristische Journal" eine anerkennende Besprechung. Es rühmt unter anderm auch ein Urtheil Hamerling's über den „Don Juan von Koloman", welches die unvergleichliche Originalität dieser Production rühmt. Wir erfahren aus dieser Skizze, daß Sacher-Masoch 1836 in Lemberg geboren wurde, daß er sich dem juristischen Studium widmete und als erstes Werk eine „Geschichte Galiziens" veröffentlichte.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Südsee-Schwindel. Roman. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 3 Thlr.

Aus dem Leben eines Unbekannten. Mit einem Vorwort von F. Fabri. II. Des Amtes Würde und Bürde. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 16 Ngr.

Barre, C., Gedichte. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 16. 15 Ngr.

Belle, V. J., Die Hymnen der Missale und Breviers metrisch übertragen. Arnsberg, v. Schilgen. 8. 22½ Ngr.

Belanden, C. v., Gustav Adolph. Historischer Roman. 3ter Bd. — 1. u. d. T.: Die Pfaffengasse. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Braun, Isabella, Das Kreuz. Schaffhausen, Hurter. 16. 12 Ngr.

Politische Briefe über Russland und Polen oder wenn man will: Die polnische Frage. Von einem Polen. 2te Serie (Brief 9—16). Lemberg, Pillat. Gr. 8. 1 Thlr.

Candidus, K., Vermischte Gedichte. Leipzig, Hirzel. 8. 24 Ngr.

Chevalier, Die Elb-Armee im Feldzuge von 1866. Breslau, Max. Gr. 8. 20 Ngr.

Danger, H., Die Sage vom trojanischen Kriege in den Bearbeitungen des Mittelalters und ihren antiken Quellen. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 18 Ngr.

Eichrodt, L., Lyrische Karrikaturen. Eine Anthologie. Lahr, Schauenburg. 16. 10 Ngr.

Erwiederung auf die undeutsche Mahnung eines deutschen Offiziers (Artikel von einem süddeutschen Offizier. München, Kaiser. Gr. 8. 4 Ngr.

Fallmann, A., Beiträge zur Geschichte des Fürstenthums Lippe aus spanischen Quellen. 3tes Heft. — A. u. d. T.: Graf Simon VI. zur Lippe und seine Zeit. 1ste Periode: Von 1554—1576. Detmold, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fell, A., Zur Carlssage. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 5 Ngr.

Friedemann, C., Das Judenthum und Richard Wagner. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Glaser, A., Was ist Wahrheit? Roman in 2 Bdn. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.

Gotthelf, J., Offener Brief an den Minister v. Mühler. Leipzig, J. G. A. Fritsche. 8. 3 Ngr.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Das Gasthaus zum grünen Baum. Erzählung. Wien, Mechith.-Congr.-Buchh. 8. 12 Ngr.

Grüneisen, C., Das Christenthum als Cultus in seinem geschichtlichen Verlauf. Vortrag. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 6 Ngr.

Gutzkow, K., Die schöneren Stunden. Rückblicke. Stuttgart, C. Hallberger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagemann, H., Vernunft und Offenbarung mit Rücksicht auf die neuern kirchlichen Entscheidungen. Eine apologetische Abhandlung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 10 Ngr.

Politisches Handbuch. Staats-Lexikon für das deutsche Volk. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 10 Ngr.

Der Handel Hamburgs. Sieben Briefe an ein deutsches Zollparlaments-Mitglied. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Hock, W., Prinz Carneval. Parodistische Burleske mit Gesang und Tanz. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Hörmann, Angelika v., Grüße aus Tyrol. Gedichte. Gera, Amthor. 8. 10 Ngr.

Hoßbach, Der Pietismus in der evangelischen Kirche. Ein Vortrag. Berlin, Seelbaar. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jordanus von Osnabrück Buch über das römische Reich herausgegeben von G. Waitz. Göttingen, Dieterich. 1868. Gr. 4. 1 Thlr.

Kleinstreuber, H., Das Schloß am Meere. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Klupe, H., Geschichte der deutschen National-Literatur. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 14 Ngr.

Köpke, R., Ottonische Studien zur deutschen Geschichte im 10. Jahrhundert. II. Brotuit von Gandersheim. Zur Litteraturgeschichte des 10. Jahrhunderts. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der Kreuzzug des Herrn Dr. Onno Klopp gegen den Geist Friedrichs des Großen. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 10 Ngr.

Herr Kaplan Majunke in Breslau und der Liberalismus. Von C. Kr. Breslau, Heidenfeld. Gr. 8. 2 Ngr.

Müller, L., Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden. Mit einem Anhang: Ueber die lateinische Versification der Niederländer. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Olivier, U., Der fremde Knecht. Eine waadtländische Dorfgeschichte. Aus dem Französischen von der Uebersetzerin der „Försterstochter". Basel, Schneider. 8. 15 Ngr.

Palacky, F., Ueber die Beziehungen und das Verhältniss der Waldenser zu den ehemaligen Secten in Böhmen. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 Ngr.

Petsch, W., König Wilhelm als Soldat. Eine militärische Lebensbeschreibung dem Heere gewidmet. Berlin, Schlesier. 16. 3 Ngr.

Pichler, A., In Lieb' und Haß. Elegien und Epigramme aus den Alpen. Gera, Amthor. 8. 15 Ngr.

Preußens gerechte Sache. Ein Wort zur Verständigung von einem Süddeutschen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 9 Ngr.

Recht, F., Die Erkenntnißlehre der Schöpfung nach Grundsätzen der freien Forschung und die Bedeutung dieser Lehre für die Ausbildung des Menschen. Der Auffassung jedes Gebildeten angemessen dargestellt. 1stes Heft. Berlin, Grieben. Gr. 8. 16 Ngr.

Recht, G., Die Entwicklung der Weltgesetze. München. Lex.-8. 20 Ngr.

Roth, J., Religion und Priesterthum. Studien. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 8ter Bd. Von 1670—1699. Freiburg im Br., Herder. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Safařik, P. J., Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten. 2ter Abdruck. Prag, Tempsky. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schedlich, H., Frau Venus und unsere Gelehrten. Nr. 1. Leipzig, Jünger. 16. 5 Ngr.

Schramm, H., Ein Pereat den Duellen! Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Duells. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 10 Ngr.

Schröer, K. J., Ein Ausflug nach Gottschee. Beitrag zur Erforschung der Gottscheewer Mundart. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 20 Ngr.

Der Sohn des Verbannten, oder das Geld des Juden. Historisch-romantische Erzählung aus Europa's Gegenwart vom Verfasser von „Amerika's Kinder der Hölle" ꝛc. 1stes bis 6tes Heft. Berlin, Heidemann u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Studer, G., Ueber Eis und Schnee. Die höchsten Gipfel der Schweiz und die Geschichte ihrer Besteigung. 1ste Abth.: Berner Alpen. Bern, Dalp. 8. 1 Thlr.

Thiersch, H. W. J., Das Verbot der Ehe innerhalb der nahen Verwandtschaft, nach der heiligen Schrift und nach den Grundsätzen der christlichen Kirche dargestellt. Nördlingen, Beck. 8. 24 Ngr.

Auserlesene deutsche Volksbücher. In ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt von K. Simrock. 2 Bde. Frankfurt a. M., Winter. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herr Richard Wagner und seine neueste Schrift: „das Judenthum in der Musik." Von B. Breslau, Heidenfeld. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wieseler, F., Der Hildesheimer Silberfund. 1ste Abth. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Winterfeld, A. v., Der Winkelschreiber. Historischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Wohlmuth, L., Deutsche Treue. Dramatisches Gedicht. Aarau, Sauerländer. Gr. 16. 8 Ngr.

Wüstenfeld, F., Die Wohnsitze und Wanderungen der arabischen Stämme. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr.

Wyneken, E. F., Das Naturgesetz der Seele oder Herbart und Schopenhauer, eine Synthese. Inauguraldissertation. Hannover, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Geometrie

für Handwerker-Fortbildungsschulen, sowie zum Selbstunterrichte für Baubeflissene, Mechaniker und Techniker.

Nebst einem Anhange über das specifische Gewicht und die Festigkeit der Materialien, sowie über Maß- und Gewichtssysteme.

Von **Franz Müller,**

Director der Provinzial-Arbeitsanstalt zu Brauweiler.

Mit 98 Figuren in Holzschnitt.

Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 15 Ngr.

Je unentbehrlicher bei den großen Fortschritten in der Technik der Industrie und der Gewerbe dem Handwerker, insbesondere dem Bauhandwerker, die Aneignung genügender Kenntnisse in der Mathematik geworden ist, desto fühlbarer war der Mangel eines Lehrbuchs der Geometrie für Handwerker. Diesem ward durch das vorliegende Werk abgeholfen, welches seine Brauchbarkeit hinlänglich bewährt hat, indem bereits eine zweite Auflage davon nöthig wurde.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Baupraxis. Mit einer Tabelle über Festigkeit der Materialien und praktischen Beispielen versehen. Nebst einem Anhang: Verhältnisse, nach welchen die Materialen bei Landbauten berechnet werden. Mit 87 Figuren in Holzschnitt. Dritte Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Dieses Buch entspricht einem entschiedenen Bedürfnisse der Techniker und insbesondere der Bauhandwerker, indem es ein Mittel bietet, die in der Baupraxis vorkommenden Berechnungen auf einfache, schnelle und sichere Weise zu ermitteln. Dasselbe erfreut sich einer weiten Verbreitung.

Halle im **Pfeffer'schen Verlage** sind soeben erschienen:

Ueber Erkenntniss.

Von

Maximilian Drossbach.

Preis 10 Sgr.

Grundlegung

von

Aesthetik, Moral und Erziehung

vom empirischen Standpunkt.

Mit Rücksicht auf Herbart, R. Zimmermann, Lotze, I. H. von Fichte, Fechner, L. Büchner und Trendelenburg.

Mit einem neuen Versuche,

Philosophie und Religion zu versöhnen.

Von

F. A. v. Hartsen.

Preis 24 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Eine pyrmonter Nacheur.

Roman von

Heinrich Koenig.

8. Geh. 2 Thlr.

Mit dem vorliegenden Romane nimmt der fast achtzigjährige Dichter Abschied von dem deutschen Lesepublikum, dessen Gunst er sich während einer langen Reihe von Jahren so unvermindert zu erhalten wußte, daß mehrere seiner Romane in dritter und vierter Auflage erschienen, wie vor kurzem erst der Roman „Die hohe Braut", mit welchem Heinrich Koenig 1833 zum ersten male als Romanschriftsteller auftrat. Es ist eine einfache Familien- und Herzensgeschichte, die er hier erzählt; aber wie in allen seinen Schriften ist auch in ihr das Wehen des Zeitgeistes zu spüren, wodurch das Alltägliche in eine höhere Sphäre erhoben wird.

Das vorliegende Werk bildet zugleich den 20. Band der „Gesammelten Schriften" von **Heinrich Koenig.** Die übrigen Bände derselben enthalten:

1. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.
2.—4. **König Jérôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.
5. 6. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
7.—9. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.
10. 11. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.
12. 13. **William Shakspeare.** Ein Roman. Vierte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.
14. **Auch eine Jugend.** Erinnerungen und Bekenntnisse. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.
15. 16. **Ein Stillleben.** Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Theile. 3 Thlr. 20 Ngr.
17.—19. **Die hohe Braut.** Ein geschichtlicher Roman. Dritte Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

Soeben erschienen:

Deutscher Buchhandel und Nachdruck

in Nord-Amerika.

Zeitungs-Artikel.

Durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen von

E. Steiger in New York.

Complet erschienen in unserer *Bibliothek der deutschen Nationalliteratur:*

Goethes Werke.

Kritische Textrevision von Heinrich Kurz.

12 schöne Octavbände, geheftet 7 Thlr. 10 Sgr. — gebunden 9 Thlr.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 29. April 1869.

Inhalt: Kritische Schiller-Ausgaben. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Zur Geschichte der Aufklärung in Europa. Von Rudolf Doehn. — Poetische Uebersetzungen. — Novellen und Erzählungen. Von Rudolf Sonnenburg. — Feuilleton. (Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kritische Schiller-Ausgaben.

(Beschluß aus Nr. 17.)

1. Schiller's sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Im Verein mit A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener u. s. w. von Karl Goedeke. Erster bis vierter Theil. Stuttgart, Cotta. 1868—69. Lex.-8. Jeder Theil 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Schiller's sämmtliche Werke. Kritische Ausgabe in neun Bänden von Heinrich Kurz. Erste bis elfte Lieferung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1868—69. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Der zweite Theil von Goedeke's historisch-kritischer Schiller-Ausgabe bringt uns die doppelte Bearbeitung der „Räuber" und Schiller's Beiträge zum würtembergischen Repertorium; der dritte Theil die doppelte Redaction des „Fiesco", „Kabale und Liebe" und mehrere kleine Stücke in Vers und Prosa. Die drei Dramen sind von Vollmer herausgegeben.

In der Kurz'schen Ausgabe enthält der zweite Band (vierte, fünfte und sechste Lieferung) die drei Jugenddramen, und zwar „Die Räuber" und „Fiesco" ebenfalls in zwei Bearbeitungen.

Die doppelte Redaction der „Räuber" und des „Fiesco" verstattet uns einen interessanten Blick in das Atelier des dichterischen Schaffens; die wichtigern Varianten lehren uns auch die fleißige Detailarbeit kennen. Die Ausgabe der „Räuber", die mit dem Druckort Frankfurt und Leipzig 1781 erschien und jetzt als erste gilt, ist eigentlich schon die zweite, indem einzelne Bogen der ersten Fassung unterdrückt und durch andere ersetzt wurden, die sich durch den splendidern Druck kennzeichnen. Diese Aenderungen gingen, wie ein oder der andere erhaltene Bogen der ersten Fassung beweist, mehr aus ästhetischen als aus ethischen Gründen hervor. Anders verhält es sich mit Aenderungen, die mit dem Manuscript vor dem Abdruck vorgenommen wurden. Hier suchte der Dichter auch aus Rücksichten auf den Anstand allzu Crasses zu mildern. So berichtet Petersen: „Der Auftritt, da die Räuber mit Karl Moor ins Nonnenstift, wo Amalie war, mit Waffengewalt eindringen und der Geliebte im Gotteshause, wo die Vestalinnen beten, die Geliebte zum Eigenthum fordert, oder, im Fall der Weigerung, die Kirche auf Einen Wink zum Bordell umzuschaffen droht, war gräßlich." Der Dichter hat also schon damals nicht nur einzelne Wendungen, sondern ganze Scenen beseitigt. Die historisch-kritische Ausgabe hat nicht nur alle vorhandenen Drucke benutzt, sondern auch die von der manheimer Theaterleitung ihr mitgetheilten Theatermanuscripte der „Räuber" und des „Fiesco". Sie macht außerdem auf die Doppeldrucke aufmerksam; indem Ausgaben, welche dieselben Jahreszahlen tragen, in Einzelheiten unter sich abweichen. Die Ermittelung der Existenz solcher Doppeldrucke wird eigentlich erst durch eine kritische Ausgabe, wie die jetzige von Cotta ermöglicht.

Kurz war minder günstig gestellt, indem ihm manches, was Vollmer und Goedeke benutzen konnten, nicht zugänglich gemacht war. Doch reicht das von ihm benutzte Material für eine kritische Ausgabe, die sich an das größere Publikum wendet, zur Genüge aus. Ueber die Frage, welche Ausgabe überhaupt dem Texte zu Grunde zu legen sei, sind Goedeke und Kurz verschiedener Ansicht. Der erstere hält es für gleichgültig, ob man die erste oder letzte Ausgabe zur Grundlage nehme, nur müsse man an der einmal gewählten festhalten und den Text ausschließlich nach dieser geben. Kurz meint, mit Fug und Recht könne man nur die letzte Ausgabe zu Grunde legen, weil sich nur in dieser der Text vorfinde, den der Schriftsteller als seinen letzten Willen anerkannt wissen wolle. Er sei von der letzten Ausgabe nur dann abgegangen, wenn diese einen fehlerhaften Text gab.

Die ästhetische Kritik muß schon sehr ins Detail gehen, wenn sie aus dieser Variantenlese Vortheil ziehen soll; es ist dies mehr Sache der philologischen Kritik im engern Sinne des Worts, mit deren orthographischen und

sprachlichen Studien wir uns hier nicht zu beschäftigen haben. Wol aber ist für jene die Mittheilung der beiden Bearbeitungen der „Räuber" und des „Fiesco", die sich bei Goedeke und Kurz findet, von hohem Interesse, und die Frage, ob die ursprüngliche Fassung oder die Theatereinrichtung im allgemeinen den Vorzug verdient, oder in welchen Situationen man besser der einen oder der andern folgt, nicht zu beantworten, ohne wichtige Principien der Kunst in den Vordergrund zu stellen, und überdies von praktischer Bedeutung auch für die gegenwärtige deutsche Schaubühne.

Die „Räuber" werden auf den deutschen Bühnen in beiden Fassungen gespielt, sowol in der ursprünglichen als in der manheimer Theatereinrichtung. Doch auch bei Benutzung der erstern nimmt man in der Regel die Scene zwischen Hermann und Franz, die sich, ohne irgendwie tiefer in den Organismus des Ganzen einzugreifen, doch als bühnenwirksam erweist, aus der Theaterbearbeitung mit herüber. Eine Zeit lang wurde der ursprüngliche Text von den Bühnen nur dann benutzt, wenn ein Virtuose das Kunststück machte, Karl und Franz Moor zugleich zu spielen, wie dies Wilhelm Kunst öfter gethan hat. Die Bühneneinrichtung hat natürlich in erster Linie die unerlaßlichen Kürzungen berücksichtigt. Namentlich sind die großen Monologe von Franz ausnehmend zusammengeschmolzen. Wenn man sie vom Standpunkte des guten Geschmacks betrachtet, ist an ihnen nicht viel verloren; die Ungeheuerlichkeit und der crasse Cynismus des Ausdrucks treten in ihnen fast noch mehr hervor als in den Räuberscenen selbst. In ihrem Inhalt aber liegt eine so schneidende und vernichtende Kritik aller Illusionen des Gefühls, daß das Programm eines Materialismus, welcher das Maß des Stoffwechsels zum alleingültigen bei Beurtheilung der menschlichen Handlungen macht, nie in grandioserer Fracturschrift verkündet worden ist. Ohne Frage schwebte dem jungen Dichter „Richard III." vor; aber er hat als angehender Mediciner die Motive seines „Bösewichts" durch eine bedeutsame Skepsis erweitert, die auf physiologischer Grundlage ruht. Er betont den Naturproceß, für den es keine sittlichen Verhältnisse gibt, und so verdunsten Bruder- und Vaterliebe ohne Residuum in der chemischen Retorte seiner Sophistik. Für das Theatermaß zurechtgeschnitten, verlieren nun diese Monologe ihren großartigen Zug. Die Bühne verlangt ja Beschränkung auf das Unerlaßliche und verträgt keinen Ueberschuß von Geist, weshalb von jeher die beliebtesten Bühnenschriftsteller diejenigen gewesen sind, die jenen Artikel nicht auf Lager haben. Eine wesentliche Verbesserung für die Bühne ist ferner die Zusammenziehung der ersten und dritten Verwandlung des ersten Actes, die sich auch ohne Gewaltsamkeit durchführen ließ und den Schluß des ersten Actes wirksamer gestaltet.

Der zweite und dritte Act weisen außer Kürzungen wenig erhebliche Aenderungen auf. Im vierten und fünften dagegen hat der Dichter wesentliche Umwandlungen vorgenommen, die wir weit entfernt sind für Verbesserungen zu halten, nur die eine, bereits obenerwähnte Scene zwischen Hermann und Franz ausgenommen. Auch lag zu diesen Aenderungen keine theatralische Nöthigung vor. Blos die Scene mit Moser zu streichen, erforderte das Gesetz dramatischer Steigerung, indem dieselbe nach der grandiosen Scene mit Daniel sehr matt erscheint. Die Scene zwischen Karl und Amalie läßt in der neuen Bearbeitung die Unwahrscheinlichkeit, daß Amalie Karl nicht wiedererkennen sollte, um so schreiender hervortreten; überhaupt sind hier in den Charakter der Amalie einige Züge hineingepinselt, welche sich grotesk und unvermittelt in dieser ohnehin etwas verschwommenen Physiognomie ausnehmen. Daß alle Lieder fortgelassen sind, selbst das Lied: „Ein freies Leben führen wir", gereicht dem Stück ebenfalls nicht zum Vortheil. Die wichtigste Aenderung ist diejenige, durch welche Franz am Leben bleibt, nicht wie in dem ursprünglichen Text sich das Leben nimmt. Die Begegnung der beiden Brüder, die altbiblische Bestrafung des Franz, der in denselben Thurm gesperrt wird, in welchen er seinen Vater hinabstieß, führt zu so grellen, alles Gefühl verletzenden Situationen, daß die ursprüngliche Fassung dagegen edel und würdig erscheint. Der Charakter des Karl erhält durch dies Verfahren denselben unmenschlich-brutalen Zug, wie der des Franz. Einer crassen Effectscene zu Liebe hat der Dichter hier sein Schauspiel oder vielmehr sein Trauerspiel verballhornt. Während neue Tragöden bei Bühneneinrichtungen sehr geneigt sind, ihren Stücken den minder verhängnißvollen Titel Schauspiel oder Drama zu geben, da das Wort „Trauerspiel" einen zu abstoßenden Eindruck auf die Nerven unsers Publikums zu machen pflegt, hat Schiller im Gegentheil in seiner Bühnenbearbeitung das frühere Etikette des Stücks „Schauspiel" mit dem „Trauerspiel" vertauscht.

Unter den Aufsätzen, welche die „historisch-kritische Ausgabe" aus dem „Würtembergischen Repertorium" mittheilt, findet sich auch die oft besprochene Selbstkritik der „Räuber". Man darf den Tadel in derselben als vollberechtigt anerkennen, das literarische Porträt, das der Dichter von sich selbst entwirft, als sehr gut getroffen. Dennoch wird man derartige autokritische Studien nicht vertreten oder als Regel empfehlen dürfen; denn außer dem Tadel findet sich in denselben meistens auch ein Lob, das aus dem Munde des Autors stark nach Reclame schmeckt. Rühmt doch auch Schiller an seinem Stück, daß es an wahren, dramatischen Situationen ungemein fruchtbar sei. Jene Scene im Garten zwischen Amalie und Karl Moor, die wir als verfehlt verwerfen, nennt Schiller selbst „ein wahres Gemälde der weiblichen Natur" und ungemein treffend für die drangvolle Situation; er findet den Ausgang der Scene höchst tragisch, sowie sie überhaupt zugleich die rührendste und ergötzlichste sei. Eine sehr treffende Bemerkung, welche für die Bühnentechnik des Verfassers das beste Zeugniß ablegt, ist diejenige, daß das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt. Am Schlusse des dritten Actes, wo wir den Höhenpunkt der dramatischen Krisis suchen, finden wir die für den Fortgang der Handlung ganz gleichgültige Begegnung mit Kosinsky. Auch auf dem Schlosse des alten Moor ist derselbe Stillstand im dritten Acte. Die Scene zwischen Franz und Amalie ist eine überflüssige Wiederholung der Scene im ersten Acte. Die Analyse der Charaktere von Karl und Franz Moor hat ebenfalls viel Schlagendes. Der Dichter gibt zu, daß er in Franz den Menschen überhüpft habe. Sehr bezeichnend ist der Schluß der Kritik:

Die Sprache und der Dialog dürften sich gleicher bleiben, und im Ganzen weniger poetisch seyn. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumigte Sprache verzeihen wir nur der erhitzten Fantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt sein. Das Mädchen hat mir zuviel im Klopstock gelesen. Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespeare vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das Erhabene wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrsten fühlte, und am durchdringendsten bewegte, sprach er wie unser einer. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird ihn zu der Ode verweisen. Gewisse historische Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des teutschen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Karaktere und der Fabel modern zugeschnitten; die Zeit wurde verändert, Fabel und Karaktere blieben. So entstand ein buntfärbiges Ding, wie die Hosen des Harlequins, alle Personen sprechen um viel zu studirt, itzt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen, oder gestattet werden durften. Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet seyn. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verfasser kann vorwenden: ich habe Räuber geschildert, und Räuber bescheiden zu schildern wär ein Versehen gegen die Natur. — Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geschildert? Nun das Stück von Seiten seiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darinn (besonders wenn er sie mitbringt), Halbdenkern und ästhetischen Naulaffen darf man es kühnlich konfisziren. Endlich der Verfasser — man frägt doch gern nach dem Künstler, wenn man ein Tableau umwendet — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen seyn; daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr, seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem Wirtembergischen Grenadier-Bataillon seyn, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben.

Die Selbstkritik zeigt bereits einen so hoch über dem Werke stehenden Standpunkt, daß man schon daraus auf die bedeutende Zukunft des Dichters schließen durfte, der in so kurzer Zeit so über sich selbst hinausgegangen, sich in seinem Product so gegenständlich geworden war. Das Mißliche einer Selbstkritik empfindet man freilich hier ebenso heraus, wie in der Kritik der „Anthologie für das Jahr 1782". Zwar ist hier der gegen die ganze Anthologie gerichtete Tadel scharf genug. Schiller meint, das Buch müsse eben dick werden, und den Anthologisten kümmere es nicht, ob er unter die Narcissen und Nelken auch hier und da Stinkrose und Gänseblumen binde. „Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Uebertreibung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sei, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprallen." Doch unter diesen Wucherblumen des Tadels findet sich auch die Stinkrose des Selbstlobes. So meint der Dichter, daß die acht an Laura gerichteten Gedichte, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, sich vortheilhaft von den übrigen unterschieden, obgleich sie alle überspannt wären und eine allzu unbändige Imagination verriethen. Dann nennt er eine Menge seiner Gedichte, welche „starke, kühne und wahrhaft poetische Züge enthalten" u. s. w.

Wenn Schiller in der Bühnenbearbeitung der „Räuber" nicht glücklich war, so hat noch weniger die des „Fiesco" sich auf den Bühnen behauptet; man ist allgemein zu der ursprünglichen Form des Stücks zurückgekehrt. „Fiesco" hatte kein sonderliches Glück, Dalberg in Manheim wollte das Stück nicht geben; auch als es 1783 gedruckt war, fand es nicht seinen Beifall. Er wünschte es nochmals umgearbeitet zu sehen und Schiller entschloß sich dazu. Diese in die zweite Hälfte des Jahres 1783 fallende Umarbeitung hat sich im manheimer Theatermanuscript erhalten und wird von Goedeke zum ersten mal in der echten Gestalt, verglichen mit dem leipziger Theatermanuscript und den übrigen unzulänglichen Mittheilungen von Boas und Hoffmeister, mitgetheilt. Nach dieser Bearbeitung wurde „Fiesco" in Manheim am 11. Januar 1784 zum ersten mal dargestellt, ohne großen Erfolg, während eine andere Bühnenbearbeitung, von Plümicke, in Berlin vielen Beifall fand.

In der That ist auch die Schiller'sche Umformung nach den meisten Seiten hin eine mislungene zu nennen, abgesehen von den für das Theater nothwendigen Kürzungen und Strichen. Doch auch in Bezug auf diese muß es bedenklich erscheinen, daß der Schlußmonolog des zweiten Actes, welcher Schwung und Größe athmet, bis auf einige Stellen, die später, namentlich in der Schlußscene, wieder benutzt sind, fortgestrichen und der Monolog des dritten Actes auf ein Minimum zurückgeführt ist. Der Dichter hat hier schonungslos gegen sein eigenes Fleisch und Blut gewüthet, mit vollkommener Verkennung der eigentlichen Bedeutung seines Talents, dessen Schwerpunkt gerade in der Energie des historisch-politischen Aufschwungs, in der Herausarbeitung großer Motive und Conflicte liegt, die „den tiefsten Grund der Menschheit aufregen". Wenn Schiller dagegen im letzten Acte, außer vielen andern Scenen, wie die mit dem Mohren, namentlich die tragikomische Situation fortgelassen hat (die sich nur im leipziger Bühnenmanuscript findet), in welcher Fiesco seine in Gianettino's Mantel gehüllte Gattin Leonore unwissentlich erstieht, so wäre es Zeit, daß unsere Bühnenleitungen diesem Vorgang folgten; denn keine Scene macht so wie diese den Eindruck des Ueberflüssigen, des Unreifen und Abgeschmackten.

Außer den Strichen finden sich nun aber auch Zusätze in der neuen Bearbeitung, welche gerade eine weitere Ausführung der episodischen Handlung bringen. Die Virginia des „Fiesco", Bertha, schien, namentlich aus Rücksichten der theatralischen Decenz, von Dalberg beanstandet worden zu sein. Der Dichter sollte mildern. Durch diese Milderung aber kam in die Darstellung ein schwankender Zug. Bertha erzählt ausführlich, wie sie gewaltsam entführt worden, mit einer novellistischen Breite, die bei einer nebensächlichen Handlung übel angebracht ist. Der Orangenwald, das Marienstift, die Bande Vermummter mit Pistolen, die Einsiedelei, das Cabinet voll der schauerlichsten, frechsten Gemälde — das ist alles eine so verbrauchte Leihbibliothekenstaffage, daß die Situation dadurch weder an Spannung noch auch an Decenz gewinnt und

die lakonische Fassung des ursprünglichen Manuscripts offenbar vorzuziehen ist. Der Hauptunterschied ist, daß Bertha hier nicht entehrt wurde, „daß der allmächtige Blick der beleidigten Tugend den feigen Verführer entwaffnete". Diese an und für sich wenig wahrscheinliche Mittheilung macht Bertha spät genug, nachdem ihr Vater sie lange Zeit als eine Virginia behandelt hat, denn ihr anfänglicher Bericht ließ die Hauptsache im Unklaren. Nun bleibt aber aus der frühern Bearbeitung Verrina's furchtbare Beschwörung, die doch gegenüber einer Tochter, die mit dem blauen Auge davongekommen ist, allen Sinn verloren hat und als Uebertreibung und Schwulst erscheinen muß. Die Kerkerscenen mit dem Monolog und der Befreiung Bertha's sind schon aus den gewöhnlichen Schiller-Ausgaben bekannt. Sie geben einer Episode, die nur als ein die politische Handlung mitbestimmendes Motiv von Bedeutung ist, eine viel zu breite und späte Ausführung.

Eine andere ungünstige Erweiterung hat die Scene mit Julia im vierten Aufzug erfahren. Die Gräfin Imperiali kann sich, nachdem Fiesco die Maske abgeworfen hat, kurz fassen. In den Ergüssen der Theaterbearbeitung zeigt sie das krampfhafte Bestreben, noch einigen Antheil für sich zu erwecken. Vielleicht hatte Dalberg angedeutet, man müsse die widerwärtige Rolle in irgendeiner Weise heben; man kennt ja derartige Winke der Bühnenleitungen. So gibt Julia noch eine ganze Skizze ihres Seelenlebens:

Julia (springt vom Sessel auf, heftig). Ja! es ist dir gelungen, Verräther! Julia ist zertreten, niedergedrückt in den untersten Abgrund der Schande! Rühme dich deines Triumphs! Erzähle es unter deinen stolzesten Siegen, daß du das Herz eines Weibes brachst! (Sanfter, in Thränen geschmolzen.) Bewaffnet mit allen unwiderstehlichen Reizen der Bildung, mit jeder Majestät, jedem allmächtigen Zauber der männlichen Schöne — ein fürchterlicher Kenner aller Blößen meines Geschlechts, verfolgt dieser Falsche mich und spricht von unendlicher Liebe. Jeder seiner Tritte ist eine Eroberung, die er gleichgültig liegen läßt, zu Juliens Füßen zu seufzen. — Ich seh' den Mann voll schimmernder Hoffnungen, voll fürstlicher Ansprüche zu meiner weinenden Puppe herunterſinken. — Ich seh' ihn die Bewunderung einer erwartenden Welt, den ewigen Nachruhm an einen wollüstigen Traum der Liebe hinwegwerfen — Ich' seh um meinetwillen eine zärtliche Gattin vernachlässigt — Ich seh' ihn der Freundschaft, dem Vaterland, der ganzen Schöpfung absterben und nur für Julien leben. — Das unerhörte Opfer bezwingt meinen weiblichen Stolz. Ich fühle Schwächen gegen den schönen Verführer; Sehnsucht, ihn ewig zu fesseln, gibt mir die List ein, ihn ewig zu necken — Sehnsucht, ihn ungetheilt und allein zu besitzen, beredet mich, dieses abscheuliche Pulver zu mischen — Liebe zu ihm macht mich zur Thörin und Mörderin — Er überrascht meine Vorsicht in einer Stunde der Leidenschaft. Ich widerstehe dem liebenswürdigen Teufel nicht mehr — weinend ergeb' ich mich seiner Bestürmung — und jetzt — (niedersinkend, mit dem Ausdruck eines wüthenden Wahnsinns) jetzt —.

Damit wir uns aber ja nicht zu sehr rühren lassen, schließt sie mit einem, in der That Lohenstein'schen Schwulst:

Gott! Gott! der du der Natter den giftigen Biß und der zürnenden Fliege das Blut ihres Verfolgers zu trinken gabst — warum mußtest du mich verlassen? Höre, Gott! die Verworfene! die Zerschmetterte! die in den tiefsten Staub der Verachtung Erniedrigte! — Nur einen elenden Dolch, und behalte deine Ewigkeit, behalte dafür deinen ganzen Himmel! (Knieend, fürchterlich die Hände faltend.) Allmächtiger, deinen ganzen Himmel für einen armen verächtlichen Dolch! — (auffahrend) daß ich ihn anfalle, daß ich wollüstig zerre an seinen zuckenden Nerven, daß mein rachebrennender Gaumen in seinem Natterblut schwelge, daß ich sie aufsuche, meine verlorenen Thränen — meine verlachten Empfindungen — meine weggeworfenen Zärtlichkeiten, daß ich alle Denkmale meiner Beschämung mit zernichtender Spitze aus seinem treulosen Herzen tilge. (Pause. Sie läßt kraftlos die Arme sinken.) Ich habe nichts! nichts! — Ohnmächtig ist meine Wuth— ich bin nichts! nichts! nichts als ein wehrloses, verspottetes Weib! (Sie stürzt hinaus.)

Die zürnende Fliege, der elende Dolch, um dessentwillen Gott seinen ganzen Himmel behalten soll und der doch gewiß nicht so schwer aufzutreiben war, der rachebrennende, im Natterblut schwelgende Gaumen sind Wendungen, welche von der Geschmacklosigkeit und forcirten Leidenschaftlichkeit eines auf Bestellung sich umarbeitenden Theaterdichters ein beschämendes Zeugniß ablegen.

Noch haben wir die wichtigste Umwandlung nicht erwähnt, welche den Charakter des Helden und den Schluß des Stücks betrifft; Schiller gibt darüber in der berliner „Literatur- und Theaterzeitung" selbst Auskunft. Er räumt ein, daß er in seinem umgeformten Fiesco sich Freiheiten gegen die historische Wahrheit erlaubte, sowie gegen seine erste Darstellung. Mit der Historie getraut er sich rasch fertig zu werden, denn er sei nicht der Geschichtschreiber Fiesco's, und eine einzige große Aufwallung, die er durch eine gewagte Erdichtung in der Brust seiner Zuschauer bewirke, wiege bei ihm die strengste historische Genauigkeit auf. Der Genueser Fiesco habe zu seinem Fiesco nichts als den Namen und die Maske hergeben sollen; es sei nicht des Dichters Schuld, wenn er weniger edel dachte, wenn er unglücklicher war. Diese Rechtfertigung bezieht sich darauf, daß in der Bühnenbearbeitung Fiesco nicht wie in der Geschichte und dem ursprünglichen Stück auf den Umsturz der Republik hinarbeitet und ebenso wenig in der Verschwörung zu Grunde geht. Doch so leicht, wie es sich der Dramatiker hier zu machen sucht, kann er mit der Geschichte nicht umspringen. Ihre großen entscheidenden Daten müssen feststehen. Fiesco's Verschwörung darf so wenig glücken wie die Verschwörung Wallenstein's. Und wo bleibt in der neuen Fassung der große Kampf, die tragische Schuld des Helden? Wo bleibt die Tragödie überhaupt? Fiesco hat sich verstellt und wirft am Schluß die Maske ab. Er ist jedenfalls ein guter Republikaner, aber ein schlechter dramatischer Held. Noch schlimmer fährt Verrina, der um seine schwerwiegende That kommt und deshalb nur ein starrer Declamator bleibt. Das Attentat auf Fiesco, das er mit seinem Schwert ausübt, erscheint nicht deshalb kläglich, weil es mißglückt, sondern weil es ja nur einem Fiesco gilt, der, gleichgesinnt wie Verrina, mit dem ganzen Pomp des Herzogthums nur eine letzte Komödie vor den Genuesern aufführt. Die Scenen spielen vor dem Rathhause; Volk, Senatoren, die in feierlicher Procession auftreten und deren Führer auf einem weißen Kissen den herzoglichen Hut, Stab und Mantel trägt, begrüßen Fiesco als Herzog von Genua. Da tritt Verrina auf und hält dieselben Reden gegen den Usurpator wie in der Schlußscene der ersten Bearbeitung, ehe er ihn ins Meer stürzt. Es bedarf nur geringer Erwägung, um einzusehen, daß diese Reden in der gegenwärtigen Situation ihre ganze Bedeutung verlieren müssen. Verrina führt einen Streich nach Fiesco, dem seine letzte, noch dazu überflüssige Komödie

leicht hätte verderblich werden können; Fiesco fängt den Hieb auf, das Volk ruft: „Fürstenmord! Fürstenmord!"

Verrina (hält plötzlich ein, wirft einen Blick voll Befremdung auf Ernst auf das Volk und läßt den Arm langsam sinken). Was seh' ich? Genua, du selbst? du selbst hältst den Arm deines Retters auf? (Bitter lachend.) Rasender Thor, der du warst, Verrina! Ein Mörder wolltest du werden in deinem sechzigsten Jahre, die Freiheit dieses Volks zu vertheidigen, und vergaßest zu fragen, ob dieses Volk auch befreit sein will? — Es will nicht mehr frei sein. — Es wehrt sich um seine Ketten. — Ich bin dein Gefangener! (Er wirft ihm das Schwert vor die Füße.)

Fiesco. Weißt du, was du gethan hast, Unglücklicher?

Verrina (stolz gelassen). Ich weiß, daß ich sterben muß, Herzog. Ich weiß, daß ich der erste bin, der unter Fiesco's Regierung auf das Schaffot steigt. (Laut und feierlich zum Volk.) Der erste, Genueser, aber der letzte nicht. Ich kenne diesen Mann! Er hat eines Gottes Herz, und ihr Thoren gabt ihm die Blitze.

Das Volk (ruft mit Ungestüm, indem einige das Schwert zucken). Verräther, stirb! Majestätsverletzer!

Fiesco (winkt ihnen und tritt dann mit ruhiger Größe hervor). Wie schmeichelhaft ist mir diese Wuth, Genueser! Jetzt seid ihr da, wo euch Fiesco erwartete. Sicher und schreckenlos kann ich jetzt euern Thron besteigen, da eure Liebe zu mir auch dem allmächtigen Ruf der Freiheit nicht mehr Gehör gibt — da euer furchtbarster Sachwalter sich selbst in die Hände des Henkers liefert — da mit dem Haupt des Verrina die tausendköpfige Hyder Empörung ermordet zu meinen Füßen fällt. Jetzt, Genueser, haben Zweifel und Furcht an meinem Entschluß keinen Antheil mehr. (Er geht auf den Senator zu und nimmt ihm das Scepter ab.) Ein Diadem erkämpfen, ist groß — es wegwerfen, göttlich. Seid frei, Genueser! (Er zerbricht das Scepter und wirft die Stücke unter das Volk.) Und die monarchische Gewalt vergehe mit ihrem Zeichen.

Das Volk (stürzt auffauchzend auf die Knie). Fiesco und Freiheit!

Verrina (nähert sich Fiesco mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens). Fiesco!

Fiesco. Und mit Drohungen wolltest du mir einen Entschluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Genua Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte — aber Fiesco selbst mußte der Schöpfer sein. — (Verrina's Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit.) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?

Verrina (begeistert in seine Arme stürzend). Ewig!

Fiesco (mit großer Rührung, einen Blick auf das Volk werfend, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knien liegt). Himmlischer Anblick — belohnender als alle Kronen der Welt. — (Gegen das Volk eilend.) Steht auf, Genueser! Den Monarchen hab' ich euch geschenkt — umarmt euern glücklichsten Bürger!

Mit diesen gleichsam dramatisch inscenirten Wendungen aus dem frühern Schlußmonolog des zweiten Actes endet die Bühnenbearbeitung des „Fiesco", die man mit demselben Recht, wie Goedeke die Plümicke'sche Bühneneinrichtung, eine „Zerarbeitung" nennen könnte; denn der Dichter ist in derselben seinen besten Intentionen untreu geworden, hat allen tragischen Motiven die Spitze abgebrochen und dasjenige geschaffen, was man im schlechten Sinne des Worts eine Komödie nennt.

Der vierte Theil der historisch-kritischen Ausgabe enthält außer dem „Geisterseher" einige Gedichte aus Gohlis und Dresden, darunter vollständig die „Freigeisterei der Leidenschaft" mit jenem kecken Vers:

O zittre nicht! Du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht —

die philosophischen Briefe, den „Verbrecher aus verlorner Ehre", zwei geschichtliche Aufsätze: „Philipp II." nach Mercier und „Die Verschwörung Bodmer's", dann die Alltagsburleske: „Körner's Vormittag", offenbar nur eine stenographirte oder durchs Fenster durchgezeichnete Lebensepisode. Hier entsteht allerdings die Frage, ob man jedes verlorene Blättchen, jede beliebige Federübung eines großen Dichters für die Nachwelt conserviren soll. Arbeiten, die weder ästhetischen Werth haben, noch für die Entwickelung des Poeten bezeichnend sind, die er selbst nur aus irgendeiner Laune auf das Papier geworfen, müssen nicht gerade ans Licht gezogen werden. Sonst gerathen wir in einen Reliquiencultus, der einer geistig freien Nation unwürdig ist.

Die drei Bearbeitungen des „Don Carlos", welche Kurz in der siebenten, achten und neunten Lieferung seiner Ausgabe mittheilt, und welche den dritten Band derselben füllen, geben wiederum zu den interessantesten Untersuchungen Veranlassung. Man könnte nicht blos ein dramaturgisches Collegium, man könnte fast ein Collegium über Poetik an dieselben knüpfen.

Die ursprüngliche Bearbeitung des „Don Carlos", welche neben der Prosabearbeitung und der in die Werke aufgenommenen Einrichtung des Stücks hier zum Abdruck kommt, erschien zuerst in der „Thalia"; sie reicht bis in die Mitte des dritten Actes. Es ist die erste Hälfte des Stücks, diejenige, in welcher Carlos wirklich der Held desselben ist, bis Posa die dramatische Führung übernimmt und das dramatische Interesse auf seine Person lenkt. Schiller rechtfertigt in der Vorrede die Veröffentlichung seines Fragments mit dem Wunsch, Wahrheit darüber zu hören, ehe er die Tragödie wirklich vollendet.

Bei dem anhaltenden starren Hinsehen auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen, auch des schärfsten Beobachters, anfangen trübe zu werden, und die Objecte verwirrt durcheinander zu schwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, sich in seinen eigenen Irrgängen zu verwickeln und über der ängstlichen Farbenmischung des Details die Perspective des Ganzen zu verlieren, so ist es nöthig, daß er zuweilen aus seinen Illusionen heraustrete, daß seine Phantasie von ihrem Gegenstand erkalte und fremde Empfindung seine eigene zurechtweise. Mit den Lieblingswerken unsers Geistes ergeht es uns beinahe wie mit unsern Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken und stumpf durch Genuß. Dort wie hier sind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilsam, die erlöschende Glut des Affects wieder anzublasen. Die Flamme der Begeisterung ist keine ewige Flamme. Oft ist es nöthig, daß sie von außen her borge, und sich durch sympathetische Reibung erneuere. Wie schätzbar sind einem Dichter hier geschmackvolle fühlende Freunde, die über seine Schöpfungen wachen und das neugeborene Kind seines Genius mit liebevoller Sorgsamkeit warten und pflegen!

Schiller bekennt sich ferner in der Vorrede zu dem Wieland'schen Ausspruch: „Ein vollkommenes Drama soll in Versen geschrieben sein, oder es ist kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht concurriren." Vergleichen wir nun die ursprüngliche Bearbeitung der ersten Acte mit der spätern, so fällt vor allem ihr großer Umfang in das Auge; es herrscht darin die Redseligkeit eines durch keine Rücksicht eingeschränkten Seelenergusses. Um denselben wenigstens auf ein relatives Bühnenmaß zurückzuführen — denn das absolute hat der „Don Carlos" nie erreicht —, bedurfte es der Weglassungen und Kürzungen, ganz abgesehen von den stilistischen Verbesserungen. Der Vergleich ergibt, daß Schiller mit einer merkwürdig sichern Hand gerade alles Verfehlte, die

matten Wiederholungen, die Auswüchse des bildlichen Stils, die trivialen Wendungen, die einer gleichmäßig edeln Haltung widersprechen, beseitigt hat. Der „Don Carlos" in seiner ersten Gestalt zeigt noch vielfach deutlich den Zusammenhang mit den Jugenddramen des Dichters; er enthält noch viel Maß- und Geschmackloses, das aus dem getragenern Stil des Jambus um so befremdlicher hervortritt. Die Bearbeitung des Stücks zeigt die Schule des guten Geschmacks, die der Dichter inzwischen durchgemacht hatte und vielleicht in der Feile dieser Dichtung am erfolgreichsten durchmachte.

Zu den wichtigsten Stellen, welche Schiller in der Umarbeitung fortgelassen hat, gehört der zweite Monolog der Eboli oder vielmehr die Fortsetzung des ersten Monologs, nach der kurzen Unterbrechung durch ein Zwiegespräch mit dem Pagen. Es ist dies einer der wenigen Striche, den wir bedauern möchten. Im ersten, aufgenommenen Theil des Monologs entdeckt die Eboli, daß Carlos die Königin liebt, und beschließt sich zu rächen, indem sie dem Könige den Betrug mittheilt. Der zweite Theil bildet nun die nothwendige Ergänzung; er verstattet uns einen Einblick in den innern Umschwung im Charakter der Prinzessin, welche durch jene Entdeckung bestimmt wird, dem langen Andringen des Königs endlich ihre Tugend zu opfern:

Was
Ein Mann mir nahm, kann nur ein König mir
Ersetzen. Nur der Rausch der Größe schläfert
Die Schlangen meines Busens ein.

Der Schluß des Monologs hat einen großen Zug und trägt das volle Gepräge des schwunghaften Schiller'schen Stils:

Tugend?
Er will sie nicht, dem ich sie aufbehalten,
Dem sie allein geblüht — er will sie nicht,
Sie macht ihn ja nicht glücklich — oder frommt sie
Dem Himmel nur und nicht auch mir, und nicht
Dem Manne, dem ich mich geschenkt? Spart sie
Für jene Welt der Unschuld schöne Blume?
Wenn für die Liebe sie nicht sammelt, wem —
Wem sammelt denn die Tugend? Ist sie mehr
Als hoher Wucher mit der Liebe Freuden?
Ich werde nicht mehr lieben. Ihres Amtes
Entbind' ich sie auf immerdar. Sie fliehe
Der Hoffnung zu. Ich werde nicht mehr lieben.
(Nach einigem Stillschweigen.)
Ich fand ein Weib — ein großes Weib — nur Eines,
Und glaubte an den schönen Traum. Das Weib
War nichts als schlau! — Getrau' ich mir zu sein,
Was sie zu scheinen nur verstand? — Ich falle
Durch meine Wahl, doch wissen soll die Welt,
Daß sie gefallen ist wie ich!

Diese Wendung ist sehr bedeutsam für das Seelengemälde der Prinzessin. Was sie später dem Domingo als Motiv ihrer Sinnesänderung erklärt, daß sie bisher den König im Besitze der schönsten Königin glücklich geglaubt, die treue Gattin ihres Opfers für werth gehalten habe, jetzt aber das Gegentheil wisse: das ist mehr ein äußerer Rechtfertigungsgrund als ein inneres Motiv, abgesehen davon, daß auch diese Scenen bei den Aufführungen des Don Carlos auf unserer Bühne fortzubleiben pflegen. Die Eboli erscheint geradezu als die Geliebte des Königs in unsern Theatermanuscripten; die Liebe zu Carlos als eine Buhlerei; sie ist aber nach den Intentionen des Dichters die Leidenschaft eines noch tugendhaften Mädchens, das erst nach dieser Enttäuschung sich dem Könige hingibt. So grausam werden durch unsere Theaterpraxis die Charaktere des Dichters gefälscht.

Um im einzelnen die Feile, die Schiller dem „Carlos" angedeihen ließ, und alle rühmenswerthen Thaten des guten Geschmacks nachzuweisen, müßte man beiden Bearbeitungen Schritt für Schritt folgen. Wir haben dies gethan; doch erforderte der Vergleich allein eine große ästhetische Abhandlung, zu welcher hier der Raum fehlt. Gleich die erste Scene zwischen Domingo und Carlos zeigt große Ungleichheiten des Stils; es wurden von dem Dichter in der Umarbeitung ganze Seiten in wenige Verse zusammengedrängt. Ein Vers wie: „Die schönen Tage in Aranjuez", faßt in glücklicher Prägnanz eine ganze Reihe weitschweifiger Jamben zusammen. Gleich der Beginn der ersten Bearbeitung:

Der Erzspion verfolgt mich überall
Wie die Gerichte Gottes —

klingt „trivial"; ebenso Verse wie die folgenden:

Ist König Philipp seiner guten Laune
Schon satt, daß er die Nattern seines Sohns
Zu Gaste ruft?

Dann finden sich wieder schiefe Metaphern:

Er presse doch nur Einen Tropfen Mohn
Aus seines Peru unerschöpften Schachten.

Aus Schachten einen Tropfen Mohn pressen, ist eine ungehörige Katachrese. Weiterhin sagt Carlos zu Domingo höchst geschmacklos:

Bist du der Teufel nicht,
Den das vereinigte Geheul der Menschheit
Aus dem entweihten Orden stieß?

In der Scene zwischen dem Marquis und Carlos vermißt man in der Umarbeitung ungern die Stelle, in welcher der Marquis die geistige Bedeutung seines Freundes anerkannte:

Spricht so
Der große Mensch, vielleicht der Einz'ge, den
Die Geisterseuche seiner Zeit verschonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
Noch aufrecht stand — den gift'gen Schierlingstrank
Des Pfaffenthums, von welchem schon das zweite
Jahrtausend sich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde stieß? u. s. f.

Der Aufopferung des Knaben Carlos für den Marquis war in dem ursprünglichen Text ein anderes Motiv untergeschoben. Dort geschah es nicht, daß beim Ballspiel der Tante des Prinzen, der Königin von Böhmen, ein Federball ins Auge flog, dort war noch ein Darwin'scher Urahn der Königin der unglücklich Leidende:

Ein Zufall that, was Carlos nie gekonnt.
Einmal geschah's, bei unsern Kinderspielen,
Daß meines Vaters zahmer Pavian
Dich ärgerte, der Pavian, sein Liebling,
Den er mit eigner Hand zu füttern pflegte.
Ein Messer warfest du nach ihm, das Thier
Lief heulend zu dem König und blieb todt
Zu seinen Füßen liegen.

Die Ausmerzung des Pavians war jedenfalls durch den guten Geschmack gerechtfertigt. Eine Menge geschmackloser Metaphern sind dem klarern Stilbewußtsein auch in den folgenden Scenen zum Opfer gefallen:

Die Puppe des tyrann'schen Hofgebrauchs,
Der Eure Fürsten wie vergiftete
Taranteln hütet. —

Wie schön
Und göttlich groß, im Orient des Sohns
Noch einmal zu der Nachwelt umzukehren,
Der Sonne gleich, die in der Spiegelscheibe
Des Mondes wieder aufersteht. —

Wo hätten sie zu dieser Chiffresprache
Das schwere Alphabet gelernt? Wo sonst
Gelernt, dem Blick auf seiner stillen Fährte
Bis dahin, wo er lagert, nachzukriechen? u. a.

Die Abschlüsse einzelner Scenen haben ebenfalls durch Kürzungen gewonnen. So hatte die Scene zwischen dem König und Don Carlos im zweiten Act nach den Worten: „Mein Geschäft ist aus", anfangs noch ein kleines Nachspiel, welches damit begann, daß Philipp entrief:

Infant, dein stilles Weggehn ist nicht Demuth —

welches indeß ganz geeignet war, die Wirkung der vorangehenden Scene abzuschwächen. Im ersten Act weigerte sich anfangs die Königin, dem Auto de Fé beizuwohnen, und bei Beginn des zweiten Actes sollten wir erfahren, daß eine Ohnmacht der Königin sie genöthigt hat, die Glaubenshandlung früher zu verlassen. Dieser immerhin entsprechende Charakterzug ist mit der weitern Berücksichtigung des Auto de Fé fortgefallen.

Zu nicht minder lehrreichen Parallelen ladet die Prosabearbeitung des Don Carlos ein, die zugleich als eine Bühneneinrichtung gelten kann, da sie außerordentlich gekürzt und zusammengezogen ist. Neu ist darin besonders der Schluß. Carlos und die Königin sind vom König überrascht:

König. Was brauch' ich weitere Beweise? Man führe ihn in die Kerker des heiligen Amts. Dort werde ich mich selbst als seinen Ankläger stellen.

Alba und Feria (nähern sich Carlos).

Carlos. Eine kleine Geduld! Ich bin ohne Rettung verloren! — Ich weiß es — Blut dürsten meine Richter! meine Todfeinde werden über mich sprechen! — Und wenn die Wahrheit vom Himmel stiege, meine Unschuld zu beschwören, sie würde mich doch nicht aus ihren schrecklichen Händen reißen! — Aber hört mich, Spanier! hascht meine letzten sterbenden Worte auf! — bewahrt sie heilig und laßt sie bis in die Nachwelt hinunterschallen! Eure Königin ist unschuldig, Spanier! — Im Tode ist Wahrheit! — Ich trete vor den Richter der Welt! (Durchsticht sich mit einem Dolch und fällt Alba und Feria in die Arme.)

König (mit einem Schrei des Entsetzens). Mein Sohn! — o, mein Sohn!

Schiller hat bekanntlich den „Don Carlos" in Prosa umgeschrieben, weil die Schauspieler ein Stück in Versen damals nicht geben konnten und wollten. Der Zweck heiligte das Mittel. Diese Auflösung schwunghafter Verse in eine Bühnenprosa, welche freilich das iambische Maß wenig verleugnet, ist das Gegenbild zu Goethe's Umdichtung der Prosa seiner „Iphigenie" in den getragenen Jambenstil. Eine Prüfung dieser beiden Umarbeitungen muß auch den blindesten Realisten davon überzeugen, daß der Jambus im Trauerspiel nicht ein leerer Schmuck ist, sondern aufs innigste mit dem Adel des Ausdrucks und der ganzen stilvollen Haltung zusammenhängt. Wer freilich keine Verse machen kann, der kann auch keine lieben.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Aufklärung in Europa.

Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Von W. E. Hartpole Lecky. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Zwei Bände. Leipzig, C. F. Winter. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Der englische Titel des Werks lautet: „History of the rise and influence of the spirit of Rationalism in Europe by *W. E. H. Lecky*" (third edition, 2 vols., London 1866). Wenn der Uebersetzer das Wort „Rationalism" des englischen Titels mit „Aufklärung" statt mit „Rationalismus" wiedergab, so können wir dies einerseits nur billigen; denn, da es Lecky's Absicht war, eine Kritik des christlich-kirchlichen Lebens, wie solches sich während der letzten drei Jahrhunderte gestaltete, von einem sittlich-welthistorischen Standpunkte aus zu geben, so lag die Gefahr, namentlich für manche deutsche Leser, nicht fern, daß der Name „Rationalismus", der als Bezeichnung einer theologischen Schule eine entschieden beschränkte Bedeutung hat, dem umfassenden Inhalt des Lecky'schen Werks Eintrag thun würde. Andererseits ist allerdings nicht zu leugnen, daß sich auch das Wort „Aufklärung" durch die oft sehr nüchterne und platte Richtung von Nicolai und Consorten keinen allseitig guten Klang bewahrt hat. Der Uebersetzer rechtfertigt seine Wiedergabe des Wortes „Rationalism" durch die bekannte Definition, welche Kant dem Worte „Aufklärung" gab und die also lautet:

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursachen derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

Und in der That, Hartpole Lecky hat sich in dem in Rede stehenden Werke seines Verstandes und seines Wissens in einer Weise bedient, welche geeignet ist, das Wort „Aufklärung", allen Widersachern desselben zum Trotz, nach jeder Richtung hin zu Ehren zu bringen. Wir begrüßen Lecky's Buch mit um so größerer Freude, als gerade in der Gegenwart in verschiedenen Ländern Europas und zwar in Staaten, die sich eines besonders hohen Grades von Intelligenz und Wissenschaftlichkeit rühmen, die Orthodoxie ihr finsteres Haupt mit kaum geahnter Kraft und seltener Frechheit erhebt. Jolowicz hat sich durch die Uebersetzung des vorliegenden Buchs ein wirkliches Verdienst erworben, und wir können im Interesse aller wahren Bildung und jedes vernünftigen Fortschritts nur wünschen, daß das Werk des geistreichen Irländers in Deutschland die größte Verbreitung und die ihm gebührende Anerkennung finden möge.

Das Werk zerfällt in sechs Kapitel, denen eine passende Einleitung vorangeht. In dieser Einleitung spricht sich der Verfasser über seine Aufgabe also aus:

Im vorliegenden Werke habe ich mir die Aufgabe gestellt, die Geschichte der Aufklärung zu schreiben, worunter ich nicht irgendeine Klasse von bestimmten Behauptungen oder Widerlegungen, sondern vielmehr einen gewissen Gedankengang oder eine Urtheilsrichtung verstehe, die während der letzten drei Jahrhunderte ein entschiedenes Uebergewicht in Europa erlangt hat. Die Natur dieser Richtung wird in den folgenden Blättern im einzelnen nachgewiesen werden, wo wir ihren Einfluß auf die mannichfachen Formen der sittlichen und intellectuellen Entwickelung untersuchen. Für jetzt wird es genügen, zu sagen, daß sie bei allen Gelegenheiten die Menschen anleitet, die dogmatische Theologie den Aussprüchen der Vernunft und des Gewissens unterzuordnen und, als nothwendige Folge, ihren Einfluß aufs Leben stark zu beschränken. Sie bestimmt die Menschen, in der Geschichte alle Arten von Erscheinungen eher natürlichen als wunderbaren Ursachen beizumessen, in der Theologie die aufeinanderfolgenden Systeme als Ausdrücke der Bedürfnisse und Wünsche zu betrachten, und in der Sittenlehre nur das als Pflicht anzuerkennen, was das Gewissen als solche offenbart.

Hinsichtlich der Stellung des Einzelwillens und des Einzelurtheils in der großen Strömung der allgemeinen Ursachen weist Lecky auf den Ausspruch Locke's hin, daß wir nicht fragen müssen, ob unser Wille frei sei, sondern ob wir frei seien; denn unter Freiheit hätten wir die Kraft zu verstehen, nach unserm Willen zu handeln oder, mit andern Worten, das Bewußtsein, daß wir bei Ausführung einer bestimmten That nach Belieben einen andern Weg hätten einschlagen können. Der Kampf des Willens für ein richtiges Motiv gegen den Druck der Begierden sei eine Hauptform der Tugend, und das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Einflüsse ein Hauptmaßstab für den sittlichen Standpunkt jedes Individuums.

Männer wie Bacon, Descartes und Locke haben, wie Lecky meint, vor allen andern der Bewegung ihrer Zeit das geistige Gepräge aufgedrückt. Sie haben dem Geiste eine bestimmte Form und Färbung gegeben. Sie haben besondere Arten zu denken, neue Formen zu schließen, neue Ziele in die Forschung eingeführt. Der Anstoß, den sie der höhern Literatur gegeben, hat sich von dieser Literatur aus den Volksschriftstellern mitgetheilt, und die Einwirkung dieser großen Geistesheroen tritt sichtbar zu Tage in den Schriften der Massen, die mit ihren Werken ganz und gar unbekannt sind. Mit Recht hebt aber der Verfasser hervor, daß die philosophischen Methoden, obschon ihnen fraglos eine mächtige Kraft nicht abgesprochen werden kann, doch nur einen der vielen Einflüsse bilden, durch welche die Geistesrichtungen der menschlichen Gesellschaft bestimmt werden. Er bemerkt z. B., daß die Entdeckungen in der Naturwissenschaft, die das Gebiet des Gesetzlosen und Unbegreiflichen beschränken, dadurch, daß sie unsere Begriffe von dem Umfange des Natur- und Vernunftgesetzes erweitern und den Zusammenhang von Erscheinungen nachweisen, die früher ganz isolirt dazustehen schienen, eine Geistesrichtung heranbilden, die weit über die Grenzen der eigentlichen Naturwissenschaft hinausgeht. Die astronomische Entdeckung ferner, daß unsere Erde nicht der Mittelpunkt und die Achse des materiellen Universums, sondern ein unbeträchtlicher Planet ist, der — allem Anschein nach — eine ziemlich unbedeutende und untergeordnete Stellung einnimmt und sich mit vielen andern um eine Sonne bewegt, die selbst nur ein unendlich kleiner Punkt in der Schöpfung ist, hat bis auf den heutigen Tag einen sehr großen und lebendigen Einfluß auf die Vorstellungen und Lehren der orthodoxen Theologie. Ebenso zeigt der commercielle und municipale Geist gewisse Gedankenrichtungen, gewisse Schlußweisen, gewisse Neigungen und Abneigungen, die ihn entschieden auf reformatorische Bewegungen und Bestrebungen hintreiben. „Die Beschäftigungen fördern", sagt der Verfasser, „welche diesen Geist erzeugen, leiten die Ansichten fördern, die ihm am verwandtesten sind. Man kann unmöglich eine Eisenbahn bauen, ohne einen intellectuellen Einfluß zu üben, und es ist wahrscheinlich, daß Watt und Stephenson am Ende die Meinungen der Menschen ebenso tief wie Luther und Voltaire umgestalten werden."

Nach Lecky ist die Zahl der Personen, die eine rationelle Basis für ihren Glauben haben, wahrscheinlich unendlich klein; denn, so meint er, ungehörige Einflüsse bestimmen nicht blos die Ueberzeugungen derer, die sie prüfen, sondern sie geben gewöhnlich die herrschende Richtung den Schlüssen derer, die es thun. Es würde überaus lächerlich sein, hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß die Vernunft bei der Bildung der Meinungen nicht wesentlich betheiligt und thätig sei. Es ist noch keines Menschen Geist war jemals ganz frei von entstellenden Einflüssen; allein in dem Kampfe zwischen der Vernunft und der Leidenschaft, der zur Wahrheit führt wird — wie in dem Kampfe zwischen dem Willen und den Begierden, der zur Tugend führt — jede Anstrengung mit einem gewissen Höhengrade von Erfolg gekrönt und unzählige Stufen des Fortschritts treten zu Tage. Alles, was wir füglich folgern können, ist, daß der Prozeß des Schließens viel schwieriger ist, als man es gewöhnlich glaubt, und daß für diejenigen, welche die Ursachen der vorhandenen Meinungen erforschen wollen, das Studium der Stimmungen und Sympathien viel wichtiger ist, als das der Argumente.

Was die „Männer von Genie", die eigentlichen Heroen der Geschichte, anlangt, so erklärt Lecky, daß sie in sichtlich großer geistiger Umwälzungen „Vertreter und Schöpfer zugleich sind". In ihnen verkörpern und spiegeln sich, nach der Auffassung Buckle's und unsers Autors, die Richtungen ihrer Zeit, aber häufig modificiren sie dieselben auch wesentlich und ihre Ideen werden der Gegenstand oder die Grundlage der folgenden Entwickelung. Beide, Buckle und Lecky, stehen in dieser Hinsicht auf demselben Standpunkte, den Hegel einnahm, als er in seiner Einleitung zur „Philosophie der Geschichte" sagte: „Die geschichtlichen Menschen, die welthistorischen Individuen sind diejenigen, in deren Zwecken ein gewisses Allgemeines, ein Moment der producirenden Idee, ein Moment der nach sich selbst strebenden und treibenden Wahrheit liegt." Es ist und bleibt aber sicherlich eine der höchsten und werthvollsten Aufgaben des Geschichtschreibers, in jeder großen geschichtlichen Bewegung, die die Ueberschätzung einer Seite, den Theil aufzufinden, welcher den individuellen, und den, welcher den allgemeinen

Ursachen angehört. Hartpole Lecky ist in seinem in Rede stehenden Werke der Lösung dieser hohen Aufgabe des Historikers in nicht geringem Grade nahe gekommen.

Ueber die Methode, die der Verfasser bei der Darstellung des Einflusses des rationalistischen Geistes auf die Meinungen, welche die Menschheit bewegen und vorwärts treiben, angewendet hat, äußert er sich selbst folgendermaßen:

Ich habe erstens die Geschichte und die Ursachen von jener Abnahme des Sinnes für das Wunderbare untersucht, die ein so offenbares Ergebniß der Civilisation ist. Aber es stellt sich bald heraus, daß man diese Bewegung nicht für sich allein betrachten kann; denn die Stimmung zu Gunsten der Wunder entsteht und kann nur richtig erklärt werden aus gewissen Vorstellungen von der Natur des höchsten Wesens und von der bestehenden Regierung der Welt, welche die frühere oder, wie man sie nennen kann, die anthropomorphistische Stufe der intellectuellen Entwickelung unabänderlich begleiteten. Von der Natur dieser Stufe haben wir einen wichtigen Beweis in der Geschichte der Kunst, die damals wahrscheinlich der angemessenste Ausdruck der religiösen Vorstellungen ist, während die Geschichte von dem Eingreifen der Naturwissenschaft in unsere ersten Vorstellungen vom Weltsystem dahin führt, ihren Verfall zu erklären. In Gemeinschaft mit der intellectuellen Bewegung haben wir eine sittliche Bewegung in Betracht zu ziehen, die sie begleitete, welche die Wirkung hatte, den Einfluß der Furcht als Beweggrund der Pflicht zu verringern, die überwältigende Wichtigkeit der dogmatischen Lehre zu zerstören, und die Oberherrschaft des Gewissens einzuführen. Dieser Fortschritt schließt viele wichtige Folgen in sich; aber die merkwürdigste von allen ist die Abnahme der Verfolgung, die, wie ich zu zeigen suchte, mit einem tiefen Umschlag der theologischen Vorstellungen unlöslich verbunden ist. Ich habe schließlich neue Beweise für die Wirkungen des rationalistischen Geistes auf dem großen Felde der Politik und der Industrie zu sammeln gesucht. Erstens habe ich gezeigt, wie die Verweltlichung durch alle Gebiete des politischen Lebens ging, wie der Fortschritt der Demokratie die theologischen Tendenzen beeinflußte und von ihnen beeinflußt wurde, und wie die politischen Bestrebungen zur Bildung von Denkarten beitrugen, die den ganzen Kreis unserer Urtheile beherrschen. Zweitens habe ich den Ursprung des industriellen Geistes in Europa beschrieben, seine Collisionen mit der Kirche, die diesen sittlichen und intellectuellen Veränderungen, die er bewirkte, und die Tendenz der großen Wissenschaft der Staatswirthschaft, die ihr Ausdruck ist.

Wie bereits gesagt, zerfällt das Werk Lecky's in sechs Kapitel, die in folgender Weise auf die zwei Bände des Buchs vertheilt sind: das erste Kapitel behandelt den „Abnehmenden Sinn für das Wunderbare" in Beziehung auf Magie und Hexerei"; das zweite Kapitel handelt über denselben Gegenstand in Beziehung auf die „Wunder der Kirche"; den Gegenstand des dritten Kapitels bildet eine gründliche und tiefes, allseitiges Wissen verrathende Abhandlung über die „Aesthetische, wissenschaftliche und sittliche Entwickelung der Aufklärung"; das vierte Kapitel, welches aus zwei Theilen besteht, handelt über die „Verfolgung"; der erste Theil dieses Kapitels beschließt den ersten Band des Werks und gibt eine klare und übersichtliche Darstellung der „Ursachen der Verfolgung", während der zweite Theil den Anfang des zweiten Bandes bildet und die „Geschichte der Verfolgung" enthält. Im fünften Kapitel bespricht der Autor die „Säcularisation der Politik", um schließlich im sechsten und letzten Kapitel die „Geschichte der Industrie" im Verhältniß zur Aufklärung zu liefern.

Wir werden uns nun erlauben, den Lesern d. Bl. mit entsprechenden Bemerkungen und Zusätzen einige Proben aus den verschiedenen Kapiteln des vorliegenden Werks vorzulegen.

Im ersten Kapitel, welches eine Darstellung des Ursprungs, der mannichfachen Wandlungen, des Höhepunktes und des Verfalls des Glaubens an Magie und Hexerei enthält, schildert der Verfasser in treffender Weise den zwischen dem Christenthum und Heidenthum abgeschlossenen Compromiß, demgemäß die sonst streng verbotenen heidnischen Gebräuche noch als „magische" mit besonderm Einfluß fortexistirten:

Durch eine sonderbare, aber sehr natürliche Umwandlung ging ein großer Theil der alten heidnischen Gottesverehrung aus der Sphäre der Religion in die der Magie hinüber. Das Landvolk fuhr fort, im geheimen und in Gefahr die Bräuche seiner Vorfahren zu üben. Man sagte ihm, daß es durch diese Bräuche sich an mächtige und bösartige Geister wendete; und nach mehrern Generationen kamen die Leute dahin, zu glauben, was man ihnen sagte, ohne jedoch die Handlungen aufzugeben, welche verdammt wurden. Es ist für abergläubige Menschen in einem abergläubischen Zeitalter leichter, alle die Vorstellungen, welche mit ihren Gebräuchen verbunden sind, zu wechseln, als ihren Geist von deren Einfluß zu befreien. Religionen gehen nie wirklich unter, es sei denn durch natürlichen Verfall. In den Städten war das Heidenthum auf der Stufe der Hinfälligkeit angekommen, als das Christenthum sich erhob, und daher war in den Städten der Sieg des Christenthums rasch und entschieden; aber auf dem Lande bewahrte noch das Heidenthum seine Kraft und spottete aller Anstrengungen der Priester und Magistrate, es auszurotten. Der Einfall der Barbaren kräftigte noch mehr das heidnische Element, und schließlich wurde eine Art von friedlicher Uebereinkunft abgeschlossen. Das Heidenthum, als besonderes System, wurde vernichtet, aber seine verschiedenen Grundbestandtheile blieben in umgewandelter Form und unter neuen Namen stehen. Viele Theile des Systems wurden von dem neuen Glauben aufgenommen. Sie verschmolzen innigst mit den Lehren, mit welchen sie am meisten Aehnlichkeit hatten, gaben ihnen einen außerordentlichen Vorrang im christlichen System und machten sie besonders beliebt und einflußreich.

Vom 6. bis 12. Jahrhundert stand nach Lecky's Ausführung die Herrschaft des Aberglaubens in höchster Blüte, doch war der Glaube an Zauberei und Hexerei noch wenig unter dem Volke verbreitet. Erst seit dem 12. Jahrhundert erzeugte der Geist des Zweifels und Verzweifelns einen Terrorismus, dessen Wirkung auf den Volksglauben die Hinneigung zur Zauberei und Hexerei immer mehr und mehr steigerte. Die ersten Spuren eines rationalistischen Geistes zeigten sich ums Jahr 1563, wo der gelehrte protestantische Arzt Johann Weier sein Buch „De Praestigiis Daemonum" schrieb. Ausgebildeter trat aber der Skepticismus und Rationalismus etwa 20 Jahre später auf, und zwar — wie auch Buckle bestätigt — durch Montaigne, der nach dem Ausspruche Malebranche's zwar kein großer Denker war, aber nichtsdestoweniger einen sehr tiefen und allgemeinen Einfluß auf die Ansichten der Menschheit ausübte. Der Verfasser schildert darauf mit gründlicher Gelehrsamkeit, großer Belesenheit und in der anziehendsten und geistreichsten Weise die wohlthätigen Wirkungen der Lehren von Bacon, Descartes, Hobbes, Malebranche, Voltaire u. s. w.

In wirklich ergreifender Weise vergleicht der Autor die Leiden der kirchlichen Märtyrer und die Qualen der Opfer des Hexenglaubens. Er sagt:

Für diese Opfer gab es den wilden Fanatismus nicht, der die Seele gegen Gefahr kräftigt und den Körper gegen Qualen beinahe stählt; für sie gab es keine Zuversicht auf eine herrliche Ewigkeit, welche den Märtyrer die aufsteigende Flamme verzückt für den Wagen des Elias ansehen ließ, der die Seele gen Himmel tragen sollte. Für sie gab es weder den Trost trauernder Freunde, noch das Bewußtsein, daß ihr Andenken von der Nachwelt werde geehrt und gefeiert werden. Sie starben allein, gehaßt und unbemitleidet. Sie wurden von der ganzen Menschheit für die ärgsten Verbrecher gehalten. Ihre eigenen Verwandten schraken vor ihnen, als den Verworfenen und Verfluchten, zurück. Der Aberglaube, den sie in der Jugend eingesogen, mischte sich mit den Täuschungen des Alters und den Schrecken ihrer Lage, er überredete sie gar oft, daß sie wirklich die Leibeigenen des Satans und jetzt daran wären, ihre Qualen auf Erden für eine Seelenpein einzutauschen, die ebenso schmerzlich und dazu ewig sei. Und zu alle dem haben wir die Schrecken zu erwägen, welche der Glaube über das Volk im großen verbreitet haben muß, haben wir uns die Angst der Mutter zu malen, wie sie sich einbildet, daß es in der Macht einer von ihr beleidigten Person stände, in einem Augenblick jeden Gegenstand ihrer Liebe zu vernichten; wir haben vor allem den schauerlichen Schatten zu bemerken, welchen die Furcht vor einer Anklage auf die geschwächten Kräfte des Alters geworfen, und die Bitterkeit, mit welcher sie Verlassenheit und Einsamkeit verstärkt haben muß. Alle diese Leiden waren das Ergebniß eines einzigen Aberglaubens, welchen der Geist der Aufklärung zerstörte.

Das zweite Kapitel weist nach, daß der Wunderglaube der Kirchenväter und der mittelalterlichen Schriftsteller seit der Reformation abgenommen habe. Der Verfasser macht namentlich auf Locke's und Newton's Einfluß aufmerksam und schildert in meisterhaften Zügen die dem Wunderbaren feindlichen Tendenzen des 18. Jahrhunderts. Nachdem er die verschiedenen Entwickelungsstufen des Rationalismus in Beziehung auf das Wunderbare angegeben und die Ursachen und den Einfluß desselben auf das Christenthum treffend dargestellt, schließt er das zweite Kapitel also:

Wenn das wahres Christenthum ist, mit leidenschaftlicher Liebe in die dunkelsten Stätten des Elends und Lasters niederzusteigen und jeden Erdstrich mit dem befruchtenden Strom einer beinahe grenzenlosen Mildthätigkeit zu tränken und alle Abtheilungen der Menschheit in den Kreis eines starken und kräftigen Mitgefühls einzuschließen; wenn das wahres Christenthum ist, die Scheidewände niederzureißen oder zu schwächen, welche Klasse von Klasse, Volk von Volk getrennt hat, den Krieg seiner rauhesten Bestandtheile zu entledigen, und die Erkenntniß der wesentlichen Gleichheit und echten Brüderlichkeit über alle zufälligen Ungleichheiten zur Herrschaft zu bringen; wenn das vor allem wahres Christenthum ist, eine Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen, einen Geist der Aufrichtigkeit und Duldung gegen alle ohne Unterschied zu pflegen — wenn dies die Zeichen eines wahren und gesunden Christenthums sind, dann war es seit den Tagen der Apostel nie so lebendig wie in der Gegenwart, und der Verfall der dogmatischen Systeme und des geistlichen Einflusses war das Maß, wo nicht die Ursache seines Fortschritts.

Was das Christenthum anlangt, so kommt der Verfasser zu dem Resultate, „daß dasselbe dazu bestimmt wäre, Wohlwollen, Liebe und Mitgefühl zu erzeugen, daß dies als allgemein zugestandene Thatsache unaussprechlich sicherer, als daß irgendein besonderes Dogma ihm wesentlich sei, und daß wir daher in der Zunahme dieser sittlichen Gesinnungen den stärksten Beweis für den Sieg der Ideen seines Stifters hätten". Der Lehre von der „ausschließlichen Seligkeit" schreibt der Autor mit Recht die verderblichsten Einflüsse auf die Sittlichkeit und die Liebe zur Wahrheit zu.

Im zweiten Bande seines Werks weist der Verfasser in der überzeugendsten Weise nach, daß die Säcularisation der Politik wesentlich aus zwei Theilen bestehe: aus der Ausscheidung der theologischen Interessen aus den Motiven der Politik und aus der Substituirung eines weltlichen anstatt eines theologischen Princips als Grundlage der Autorität. Er bezeichnet mit Recht die Jesuiten als die Hauptverfechter des Tyrannenmordes, erklärt aber: „Die Freiheit und nicht die Theologie ist die Begeisterung des 19. Jahrhunderts." Im zweiten Bande heißt es:

Man hat gesagt, daß, während die englische Revolution in ihrem Schoße die Freiheit Englands trug, die französische in dem ihrigen die der ganzen Welt getragen hat; und wer die lange Reihe der bereits sich vollzogen habenden politischen Veränderungen verfolgt hat, wird diesen Ausspruch kaum als eine Hyperbel ansehen. Rings um uns her durchdringt der Geist dieser Revolution die Massen des Volks mit seiner neubelebenden Kraft. Viele alte Gewaltherrschaften sind bereits unter seiner Berührung zusammengestürzt, andere krümmen sich eben jetzt in den letzten Todeskrämpfen der Umwandlung oder in den letzten Krämpfen eines verzweifelten Widerstandes. Jede Regierungsform, bei welcher das Volk nicht thätig betheiligt ist, wird als eine vorübergehende angesehen, und jeder scharfsichtige Despot hält die Aussicht auf eine künftige Freiheit seinem Volke beständig vor Augen. Die Auferstehung der Völker ist das Wunder unsers Zeitalters.

Das letzte Kapitel seines Werks, in welchem der Autor in kurzen Zügen, aber mit tiefem Wissen und musterhafter Darstellungsweise eine Geschichte der Industrie gibt, setzt der ganzen, wahrhaft bedeutenden Arbeit die Krone auf. „Die Geschichte der Arbeit", sagt er, „steht an Wichtigkeit nur der Geschichte der Wissenschaft nach." Er geht die verschiedenen Systeme der Nationalökonomie von den Zeiten der alten Griechen und Römer bis auf die Gegenwart herab durch, erklärt die Staatswirthschaft für den intellectuellen Ausdruck der industriellen Civilisation, hebt ihren friedlichen Einfluß hervor und ihre wohlthätige Wirkung auf die Verbindung verschiedener Länder und verschiedener Menschenklassen. Zum Schluß widmet er dem Materialismus und seinen Vertretern eine kurze Besprechung, der wir indessen nicht in allen Punkten beistimmen können. Ebenso beklagen wir, daß der sonst so umsichtig verfahrende Autor den amerikanischen Verhältnissen und Ereignissen zu wenig Rechnung getragen hat.

Hartpole Lecky ist erst 30 Jahre alt; er ward in Irland 1838 geboren, studirte zu Dublin Theologie, gab aber nach dem Tode seines Vaters dies Fach als Brotstudium auf und widmete sich in glücklicher Unabhängigkeit den Wissenschaften überhaupt. Er durchreiste Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien und Italien und gab das in Rede stehende Buch heraus, das, wie der Uebersetzer richtig bemerkt, nicht nur an manchen Stellen eine Autopsie verräth, die keine Büchergelehrsamkeit hätte ersetzen können, sondern das auch durch die unbefangene Klarheit der ganzen Auffassung den wahrhaft Gelehrten, den umsichtigen Touristen und den feinen Weltmann bekundet. Lecky steht auf den Schultern Buckle's, aber er ist allseitiger, und sein Buch wird deshalb theoretisch und praktisch wirksamer sein, als das bekannte Werk seines großen Vorgängers. **Rudolf Dorhn.**

Poetische Uebersetzungen.

1. Zwölf Gedichte von Alexis Grafen Tolstoy. Aus dem Russischen übersetzt im Versmaße des Originals von Karoline von Pawloff. Dresden. 1868. 8.

Durch alle slawischen Stämme geht ein elegischer, schwermüthiger Zug, der in ihrer Lebensweise, in ihren Sitten und Gebräuchen, ganz besonders aber in ihren Liedern, mögen dies Kunst- oder Volkslieder oder auch improvisirte Gesänge sein, wie man die letztern häufig zur Erntezeit vernimmt, zum Ausdruck kommt. Der tiefste Schmerz und die höchste Lust äußern sich bei ihnen nur im Mollton. Aber nicht nur ihr Gesang, sondern auch ihre Poesie wird von jenem elegischen Tone durchzittert. Auch die uns vorliegenden „Zwölf Gedichte" machen davon keine Ausnahme. Sie würden an Nikolaus Lenau's Dichtungen erinnern, wenn sie ebenso gedankenreich und ebenso tief empfunden wären. Eine sehr hübsche Idee liegt der Romanze, den „Fünf Bruchstücken aus Johann der Damascener", zu Grunde: Der Sänger sucht Heil und Frieden im Kloster; er wird ein Mönch. Der Abt legt ihm aber die schwerste aller Prüfungen auf: dem Gesange zu entsagen. Er gehorcht, wird aber dadurch so unglücklich, daß er schließlich den Tod anruft. Da erscheint dem Abt die Himmelskönigin im Traume und spricht:

Warum bestrafst du streng und strenger?
Warum verfolgest du den Sänger?
Das Lied, das seinem Mund entquoll,
Wie eine Himmelsstimm' auf Erden
Drang's in die Herzen segenvoll u. s. w.

Die Prüfung hat nun ein Ende. Der Sänger darf seine Leier wieder ertönen lassen:

Erschalle denn, du mein Erstehungsgesang!
Die Schatten des Grabes verschwanden!
Gelöst ist der starre, vernichtende Zwang,
Das tönende Wort ist erstanden u. s. w.

Die Uebersetzung ist außerordentlich formgewandt und von Originalgedichten nicht zu unterscheiden.

2. Neugriechische Volksgesänge. Zweiter Theil. Urtext und Uebersetzung von J. M. Firmenich-Richartz. Berlin, Hertz. 1867. Lex.-8. 1 Thlr.

Die misrathenen Enkel des Homer erregen auch hier die Vermuthung, als möchten sie zum Theil wol eher von Rinaldo oder Schinderhannes abstammen. Wer die heutigen Griechen mit den Augen eines Wilhelm Müller und anderer Philhellenen ansieht, wird sich bei jedem Schritte zu näherer Bekanntschaft schmerzlich enttäuscht fühlen.

Die erste Hälfte dieses Buchs enthält „Klephtenlieder", in denen die Klephten, diese Kinder des Mondes und des Mercur, angesungen und deren Thaten gegenüber denen ihrer Concurrenten im Handwerk, der Türken und Albanesen, gepriesen werden. Die Thatsachen werden in plumper und unklarer Form erzählt, ohne allen Schmuck, aber auch ohne Patriotismus und Poesie. Die Form ist ein funfzehnsilbiger iambischer Vers, der in seiner ermüdenden Wirkung den französischen Alexandriner noch übertrifft. Es sind nicht eigentlich Lieder nach unsern Begriffen, sondern recitando vorgetragene Balladen. Die andere Hälfte enthält Lieder verschiedenen Inhalts, größtentheils Liebeslieder. Auch hier ist alles aus dem Groben gearbeitet, unmotivirt, voll von Sprüngen und ohne Pointe. Es ist hier allerdings schon etwas Poesie vorhanden, viel aber auch nicht. Es unterliegt doch wol keinem Zweifel mehr, daß die heutigen Griechen weiter nichts sind als verkommene Slawen, in denen nicht der kleinste Funken von altgriechischem Geiste mehr glimmt.

Die Uebersetzung, der das Original hinzugefügt wird, ist sehr gewissenhaft, die Sprache rein. Auch die Formen des Originals hat der Uebersetzer beibehalten. Immerhin ist es ihm nicht möglich gewesen, diesen Liedern das zu geben, wovon sie keine Spur zeigen: Rundung und poetischen Schwung. Das Werk hat lediglich philologisches Interesse und philologischen Werth.

3. Nadeschda. Neun Gesänge von J. L. Runeberg. Aus dem Schwedischen von Selma Mohnike. Leipzig, Cnobloch. 1867. Gr. 16. 12 Ngr.

Der Verfasser dieser Dichtung ist ein Finländer, der sich bereits durch die Herausgabe mehrerer poetischer Werke bei seinen schwedischen Stammgenossen einen Namen gemacht hat. Die uns vorliegende Dichtung stammt aus dem Jahre 1842, und ist ihrer Gattung nach episch. Sie hält indeß nicht im entferntesten einen Vergleich mit unsern deutschen poetischen Erzählungen, von denen wir die Adolf Böttger'schen in erster Reihe mitzählen, aus. Nadeschda, die Heldin des Gedichts, ist eine schöne, arme Leibeigene. Ihr Herr, der junge Fürst Woldmar, verliebt sich in sie und vermählt sich heimlich mit ihr. Diese Heirath zieht aber dem jungen Paare nach mehrjährigem, glücklichem Beisammensein seitens der ahnenstolzen Mutter Woldmar's, die mit einem zweiten Sohne auf einem andern entfernten Schlosse lebt, viel Unannehmlichkeiten zu. Die über diese Ehe empörte Mutter verklagt Woldmar bei der Kaiserin Katharina, die denselben nach Sibirien schickt, später aber, bei Gelegenheit eines Besuchs auf Woldmar's Gebiet, sich der verlassenen jungen Frau sammt ihren zwei Söhnen freundlich annimmt und sie mit ihrem Gemahl wieder vereinigt.

Die Uebersetzerin scheint noch eine Anfängerin in ihrer Kunst zu sein. Es fehlt der Uebertragung noch der rechte Schliff und Fluß. Durch die fast gewöhnliche Hintanstellung des Verbums und die nicht minder häufige Auslassung des Artikels wird die Uebersetzung steif, schwerfällig und hier und da selbst unklar:

Tag entflieht. — In dumpfer Stille
Beide nun das Schloß erreichen.

4. Gedichte Karl's XV., Königs von Schweden und Norwegen. Deutsch von F. L. Bömers. Minden, Köhler. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Zeit, in welcher es für ehrenvoller galt, Kunstschätze zu genießen als deren selbst zu schaffen, ist gottlob vorüber. Man schämt sich in den exclusivsten Regionen der Gesellschaft nicht nur nicht mehr, zu der Zahl der Künstler oder auch Gelehrten gezählt zu werden, sondern man geizt bereits nach dieser Ehre. Wir haben es erlebt und erleben es noch täglich, daß Grafen,

Barone und selbst gekrönte Häupter in Apollo's Lorberhaine wandeln. Der Minnegesang ist wieder ein willkommener Gast in den Palästen geworden, von wo er ausgegangen. Die Mäcenaten haben sich in Horaze verwandelt und schwingen, anstatt ihre werthe Person beräuchern zu lassen, das Rauchfaß selbst, ihre Huldigung darbringend den ewigen Schönheiten der Natur, der Kunst und Wissenschaft, dem Vaterlande und der Freiheit, der Tugend und dem Seelenfrieden, der Liebe und der Schönheit. Dem Beispiele des verstorbenen Baiernkönigs Ludwig folgten schon einige andere gekrönte und fürstliche Häupter, die, wenn auch nicht gerade dichtend, doch in anderer Weise schriftstellerisch thätig waren, wie z. B. der verstorbene Prinz-Gemahl Albert von England, seine Gemahlin Victoria, König Johann von Sachsen, der Kaiser Ludwig Napoleon und neuerdings wieder der König Karl XV. von Schweden, welcher letztere zur Verwunderung der gebildeten Welt mit einem Bändchen Gedichte vor die Oeffentlichkeit trat, ohne daß man — in Deutschland wenigstens — einen Poeten in ihm vermuthet hatte.

Es ist dies ein gutes Zeichen und cultur- und sittengeschichtlich beachtungswerth. Der königliche Dichter ist unstreitig ein dichterisches Talent, dessen Hauptstärke in der Lyrik liegt. Er ist ein begeisterter Verehrer alles Schönen und Guten, insbesondere der Natur seines herrlichen Vaterlandes, dessen waldumkränzte Berge, Fluren und Seen ihm einen reichen Stoff für seine poetischen Empfindungen darbieten. Die Schilderung von Naturscenerien ist häufig mit sinnigen Betrachtungen über die Flüchtigkeit der Zeit und ihrer Erscheinungen, sowie auch über den Wechsel des Lebens und die Flucht des Schönen durchflochten, ein Umstand, der den Gedichten einen Stempel der Melancholie aufdrückt. Ferner zieht sich der Gedanke: wie das flüchtige Leben richtig anzuwenden und die uns von demselben gebotenen höhern Genüsse zu erhaschen und festzuhalten sind, ebenfalls wie ein rother Faden durch viele seiner Dichtungen. Dieselben sind alle ohne Ausnahme keusch und rein gehalten und entbehren auch des poetischen Schwunges nicht, den wir aus einer Uebersetzung — da diese, auch wenn sie gut ist, doch unvollkommen bleibt — allerdings häufig nur herausfühlen können; nur sind sie in den Naturschilderungen nach unserm Gefühl hier und da mit allzu zarten Pinselstrichen geschaffen und deshalb etwas weichlich gerathen. Eine Schilderung der riesenhaften, großartigen Felsen- und Meernatur Schwedens hätten wir gern in etwas kräftigern Zügen gemalt gesehen. Uebrigens verdienen diese Gedichte das volle Lob des Beurtheilers, und sie werden sich auch ohne Zweifel der Theilnahme des Publikums zu erfreuen haben, für das sie überdies ja ein zwiefaches Interesse haben.

Wir bedauern, daß uns zu besserer Würdigung der Uebersetzung das Original nicht selbst zu Gebote steht. Dieselbe ist ziemlich fließend, jedoch merkt man noch an vielen Stellen, daß es eine Uebersetzung ist. Vor allem berührt die fatale Auslassung des Artikels in einigen Gedichten unangenehm. Rhythmus und Reime sind tadellos. Als Probe lassen wir das kürzeste der Gedichte hier folgen:

Der Schatten.

Im Tagesschein, selbst in des Lichtes Räumen
Der dunkle Schatten schreitet stets dahin.
Kann er nicht fliehn, kann er nicht erst noch säumen,
Bis Nacht es wird mit stillem, ernstem Sinn?
O, ich verstehe, was der Schatten meinet:
Hier ist das rechte Haus, die Heimat nicht;
Erst wenn die Seele sich vom Staube reinet,
Dann darf sie leben in dem lautern Licht.

5. Königs-Idyllen von Alfred Tennyson. Uebersetzt von Werner Scholz. Berlin, G. Reimer. 16. 25 Ngr.

Diese vier, dem verstorbenen Prinzen Albert gewidmeten Gedichte wären passender Königs-Epen betitelt worden, denn es sind dieselben durchaus epischer Natur und dem Sagenkreise der Arthur'schen Tafelrunde entnommen. Personen und Stoff liegen dem heutigen Geschlechte aber schon zu entfernt, als daß dieses ihnen noch großen Geschmack abgewinnen könnte, zumal die Gedichte — ungeachtet des berühmten Namens ihres Verfassers, des jetzigen englischen Hofpoeten — mehr gemacht als in dichterischer Begeisterung geschaffen zu sein scheinen. Einzelne Schönheiten, aus denen man Tennyson's frühere Meisterhand wieder erkennt, nehmen wir aus. Das Versmaß besteht aus fünffüßigen Jamben ohne Reim. Dem Uebersetzer wurde durch diesen letzten Umstand seine Uebertragung, die, im ganzen genommen, recht brav ist, wesentlich erleichtert.

6. Neu ausgewählte Gedichte Longfellow's in freier Nachbildung von Friedrich Marx. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. 8.

Es ist für deutsche Poeten eine dankbare Aufgabe, den Lieblingsdichter und ohne Zweifel auch den bedeutendsten Dichter des amerikanischen Volks in unsere Muttersprache zu übertragen, weil Longfellow in seinem Denken und Empfinden mehr Deutscher als Yankee ist. Dieser Umstand hat seinen Grund aber darin, daß er nicht nur zeitweilig auf deutschem Boden lebte und die persönliche Bekanntschaft mit einigen unserer hervorragendsten Dichter machte, sondern daß er auch ein genauer Kenner unserer Literatur ist, an welcher er seine poetische Kraft nährte. Es konnte demnach nicht fehlen, daß einzelne seiner Werke recht bald Uebersetzer fanden. Einer derselben ist der Oesterreicher Friedrich Marx, und wahrlich keiner von den schlechtesten! Marx ist auch als wirklicher Dichter — er gab eine lyrische Gedichtsammlung: „Gemüth und Welt", heraus, auch hat er sich schon als Dramatiker versucht — viel eher dazu berufen als mancher andere, der das Uebersetzen handwerksmäßig betreibt. Diese uns vorliegende Sammlung ausgewählter Gedichte Longfellow's zeugen von des Uebersetzers großer Formgewandtheit; allerdings sind hier und da einzelne Verse und Strophen außerordentlich frei gehalten, sodaß sie im Original kaum wieder zu erkennen sind. Eine „freie Nachbildung" war aus dem oben angeführten Grunde nach unserm Dafürhalten bei Longfellow weniger erforderlich als bei vielen andern englischen Dichtern. Doch geschieht der Uebersetzung im ganzen genommen dadurch kein Abbruch. Sie gehört zu den besten, welche uns bisher von Longfellow'schen Poesien bekannt geworden sind, und wir können sie allen Freunden der Poesie warm empfehlen. Die Auswahl ist gleichfalls eine vortreffliche.

Novellen und Erzählungen.

1. Aus Sommertagen. Novellen von Walter Schwarz. Dritte Sammlung. Berlin, R. Hoffmann. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Der Hallodri. Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von August Silberstein. Berlin, Janke. 1868. 8. 1 Thlr.
3. Der Verwaiste. Eine Dorfgeschichte. Von Urban Olivier. Aus dem Französischen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1868. 8. 1 Thlr.
4. Prinz Pudel von Eduard Laboulaye. Deutsche Ausgabe. Heidelberg, C. Winter. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Aus der Rothenburger Chronik. Zwei Erzählungen von Leonhard Wolff. Rothenburg a. T., Beck. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.
6. Es regnet. Eine münchener Geschichte von K. A. Heigel. Berlin, Lesser. 1868. 8. 10 Ngr.
7. Die Freier der Markgräfin. Historische Novelle von G. Hiltl. Berlin, Lesser. 1868. 8. 10 Ngr.
8. Geister und Gestalten aus dem alten Wien. Bilder, Geschichten und Erinnerungen von Märzroth. Wien, Prandel. 1868. 16. 16 Ngr.
9. Nach Mexico und zurück in die Heimat. Eine Erzählung nach Briefen bearbeitet von Katharina Diez. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1868. Gr. 16. 21 Ngr.
10. Im kleinen Ort. Heitere Geschichten von A. Beneke. Zwei Bände. Hannover, Brandes. 1868. 8. 2 Thlr.
11. Frivolitäten. Von E. M. Bacano. Berlin, Lassar. 1868. Br. 8. 20 Ngr.
12. Die Epigonen Friedrich's und seiner Zeit. Ein Rückblick auf Deutschlands jüngste kriegerische Vergangenheit. Zweite Abtheilung: Von den Karpaten zum Rhein. Bilder aus den Kämpfen des Jahres 1866 von Oldwig von Uechtritz. Jena, Hermsdorf. 1868. 16. 1 Thlr.

Die dritte Sammlung der Novellen von W. Schwarz: „Aus Sommertagen" (Nr. 1), enthält: „Margarethe Holm"; „Erprobt und bewährt"; „Die schöne Frau"; „Amethyst". Auf den Inhalt näher einzugehen, gestattet die Beschränktheit des Raums nicht. Es werden vorzugsweise edel angelegte weibliche Charaktere geschildert. Daß das Urtheil, welches wir über Novellen von W. Schwarz bereits in Nr. 32 d. Bl. f. 1862 ausgesprochen haben, nicht zu viel Lob enthielt, wird durch diese Novellen bestätigt. Die Auffassung und Durchführung der Charaktere beruht auf psychologischer Wahrheit und zeugt von großer Kunst und einem edeln und feingebildeten ästhetischen Sinne. Die Diction ist reich und anmuthig. In Auffassung und Form sind diese Novellen noch abgeklärter und durchgebildeter als die frühern. Wir können daher nur wiederholen, daß sie wirkliche Muster sind und auf das wärmste empfohlen werden können.

August Silberstein erzählt die Geschichte eines „Hallodri" (Nr. 2). Hallodri will so viel sagen als der Sausebraus, der Nichtvielgut, der Kerl, leicht wie der Wind, wie Seifenblase und Sommerfaden, zu heller Kurzweil — dagegen schwer wie das Blei, wenn es langes Ernsthalten gilt. Das Wort mag zuerst aus der Stadt, noch besser aus den Klöstern oder gar von den Kanzeln herab ins Volk gekommen sein, da man ihm von „Allotria" sprach, was im gelehrten Griechisch der Herren soviel wie Nebendinge, Unnützes und Leichtfertiges bedeutet. Diese Allotria hat der Volksmund frisch aufgegriffen und aus demjenigen, welcher solche treibt, ganz prächtig einen „Hallodri" gemacht. Es kommt aber darauf an, wie man es gerade ausspricht; und im Ton, in der Absicht, liegt und steckt jeweilig der Glimpf wie der Schimpf. Es reicht, mit hellem Klange, zuhöchst nach oben und mit tiefem nach dem letzten Abgrund.

Silberstein's Hallodri, welcher Holzhauer ist, würde jämmerlich untergegangen sein, wenn nicht seine Frau durch ihre aufopfernde und heldenmüthige Liebe sein rettender Engel geworden wäre. Die Schilderung der beiden Hauptcharaktere, des Hallodri und seiner Frau, ist trefflich: mit feinem psychologischen Verständniß ist alles entwickelt und zur Anschauung gebracht. Das Interesse, welches die Erzählung erregt, ist daher kein gewöhnliches und alltägliches, wie bei einem auf äußern Effect und augenblickliche Spannung berechneten Roman; der Verfasser weiß ein tiefes psychologisches Interesse für seine Charaktere zu erwecken, ein solches, von welchem Kant in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" spricht. Der Ausdruck könnte zuweilen einfacher sein, er streift hin und wieder an das Manierirte.

In der Olivier'schen „Dorfgeschichte" (Nr. 3) wird ein armer Waisenknabe aus Combe-aux-Roes im Jura durch Rechtschaffenheit, Fleiß und Ausdauer ein angesehener Mann — das ist der allgemeine und oft behandelte Inhalt. Doch ist diese Geschichte, so einfach und anspruchslos sie auch ist, mit besonderer Meisterschaft erzählt. Die Sitten des Landes und die Charaktere der Menschen sind vortrefflich geschildert. Das Ganze ist von einer edeln und wahrhaft christlichen Anschauung durchdrungen, und das Buch kann daher als anregende und im bessern Sinne unterhaltende Lektüre empfohlen werden.

„Prinz Pudel" von Laboulaye (Nr. 4) ist eine Satire auf die gegenwärtigen französischen Zustände und überhaupt auf manche Institutionen der europäischen Staaten. Der Verfasser hat ein geistreiches Werk über die „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika (1620—1789)" geschrieben und ist mit Recht für manche Institutionen dort begeistert. Der Inhalt des Romans ist kurz folgender: Dem Könige der Mückenschnapper (Gobemouches), die sich für die grande nation halten, wird ein Sohn geboren. Am Tage der Taufe erscheint die Königin der Nacht und verleiht ihm Verstand, Kraft und Schönheit. Darauf kommt die Fee des Tags und sagt, sie wolle, um ihn vor den heimtückischen Fallstricken ihrer Schwester zu schützen, ihn von seinem sechzehnten Jahre an so oft in einen Pudel verwandeln, wie es ihr belieben würde. Der Tag werde kommen, wo man ihr hierfür danken werde. Der Kronprinz wächst am Hofe heran, wo von allen Seiten darauf hingearbeitet wird, ihm falsche Begriffe von Welt und Menschen beizubringen. Nach dem sechzehnten Jahre wird er mehrere male in einen Pudel verwandelt; in dieser Gestalt kommt er in alle Schichten der Gesellschaft, lernt die Menschen und die Verhältnisse kennen und verwendet dann diese erworbenen Kenntnisse zum Besten des Volks.

Das Buch ist sehr geistreich geschrieben und gibt Stoff zum Nachdenken. Es ließen sich viele Betrachtungen daran

knüpfen, doch ist hier kein Raum dazu. Man lese das Buch! In der Uebersetzung finden sich einige starke Gallicismen.

Von den Erzählungen „Aus der Rothenburger Chronik" von L. Wolff (Nr. 5) hat die erste zum Gegenstande Heinrich Topler's Ende, welcher von 1377—1408 Mitglied des Hohen Raths der Reichsstadt Rothenburg und über die Hälfte dieser Zeit Bürgermeister gewesen ist. Seine Gegenpartei wußte es dahin zu bringen, daß er in Anklagestand versetzt und in den Kerker geworfen wurde, wo er umkam. Doch erfreuten sich seine Feinde nur eines sehr kurzen Triumphs: sie hatten sich alle zugleich ihr eigenes Grab gegraben.

Die zweite Erzählung: „Die Nordenberger", spielt in der Zeit, als Gaugraf Magingaud auf der Rothenburg residirte (770—820). Es wird erzählt, wie der Sohn eines Kürschners, Hinnek, sich im Kriege gegen die Sachsen so auszeichnet, daß er von Karl dem Großen zum Grafen von Nordenberg erhoben wird und eine natürliche Tochter desselben zur Gemahlin erhält.

Die Erzählungen bieten ein interessantes Stück mittelalterlichen Lebens und mittelalterlicher Verhältnisse. Die Darstellung ist im ganzen wohlgelungen; in einzelnen Partien könnte sie etwas weniger steif und weitschweifig sein.

Die münchener Geschichte von K. A. Heigel: „Es regnet" (Nr. 6), spielt unter dem Kurfürst Ferdinand Maria. Durch einen Italiener, Taroni, der im französischen Solde steht, soll jener dahin gebracht werden, eine Allianz mit Ludwig XIV. gegen Holland einzugehen. Taroni und die französisch gesinnte Partei am kurfürstlichen Hofe haben ihre Plane schlau angelegt, aber im entscheidenden Augenblicke macht ihnen der Himmel einen Strich durch die Rechnung, indem durch einen anhaltenden Regen alle ihre Berechnungen zu Schanden werden.

Die Geschichte ist interessant und angenehm erzählt; doch ist das Ganze leichthin und rasch gearbeitet, wie man es freilich auf diesem Gebiete heutzutage in der Regel nicht anders erwarten kann.

Der Inhalt der Hiltl'schen Novelle: „Die Freier der Markgräfin" (Nr. 7), ist der folgende: Die verwittwete Markgräfin Luise Charlotte, Schwägerin des Kurfürsten Friedrich III. von Preußen, hat zwei Bewerber: den Prinz Jakob Sobieski und den Pfalzgrafen Karl von Neuburg. Der Kurfürst will keinen von beiden, und er bemüht sich daher, ihre Plane zu vereiteln. Er beauftragt den Lieutenant von Hebenstein, alles genau zu beobachten, was von Sobieski und Karl unternommen würde, um sich der Markgräfin zu nähern. Von allen Parteien werden die schlauesten und verwegensten Intriguen angezettelt. Zuletzt trägt der Pfalzgraf den Sieg davon. Der Kurfürst ist gegen seine ursprüngliche Ansicht damit zufrieden, da auf diese Weise Sobieski, welcher ihm gegenüber allzu keck und verwegen aufgetreten ist, beschämt abziehen muß. Die Erzählung ist, wie die vorige, recht unterhaltend, doch ist sie in der Composition etwas zerstückelt und nicht recht durchgearbeitet.

Die Sammlung von Märzroth: „Geister und Gestalten aus dem alten Wien" (Nr. 8), enthält: „Der Senftenträger und der Jude"; „Das letzte Opfer der Folter"; „Eine Neujahrsgeschichte"; „Die Katzenmutter"; „Praktikant, Dichter und Läufer"; „Wiener Reminiscenzen". Das Buch ist in einem leichten und angenehmen Stil geschrieben, und bringt manches, was als schätzenswerther Beitrag zur Charakterisirung Wiens und der Wiener gelten kann.

Wenden wir uns zu der Erzählung von Katharina Diez: „Nach Mexico und zurück in die Heimat" (Nr. 9). Während der Zeit, als Mexico unter französischem Einflusse in ein Kaiserreich umgewandelt werden sollte, geht ein junger Mann mit seiner Frau nach Mexico, um auf einer Hacienda in der Nähe der Hauptstadt große Gartenanlagen auszuführen. Als bei dem Abzug der Franzosen die Stellung des Kaisers Max und der neueingewanderten Deutschen unhaltbar wird, kehrt er rasch nach Europa zurück. Das Buch ist recht gut geschrieben, was den Stil anbetrifft; aber es ist alles zu allgemein gehalten, als daß unser Interesse besonders erregt werden könnte. Die Darstellung der Charaktere, die Schilderung der Gegenden und die Erzählung der Ereignisse sind etwas steif und farblos. Es fehlt plastische Anschaulichkeit und interessantes Detail. Die Reflexionen, welche ziemlich viel Raum einnehmen, sind gut gemeint, bewegen sich aber zu sehr in dem Kreise von Gemeinplätzen.

Die beiden Bände von Beneke: „Im kleinen Ort" (Nr. 10), enthalten folgende Geschichten: „Ein Boonekamp als Eheprocurator"; „Auch ein Staatsdiener"; „Eine Entführungsgeschichte"; „Ehen werden im Himmel geschlossen"; „Die Schuld"; „Fürst und Bauer"; „Die Cigarrenversicherung". Die Geschichten sind sehr ungleich an Werth; „Fürst und Bauer" und „Ehen werden im Himmel geschlossen", sind nicht übel, wenngleich der Stil manches zu wünschen übrigläßt. Bei Beurtheilung der übrigen Geschichten können wir nur wiederholen, was wir in Nr. 12 d. Bl. f. 1865 über ein Buch desselben Verfassers („Kunterbunt. Heitere Geschichten") gesagt haben: Inhalt und Form sind platt und trivial. Einige bewegen sich in einer so niedrigen Sphäre, daß man nicht weiß, für welchen Leserkreis sie berechnet sind. Der gebildete Hausknecht und die gefühlvolle Nähterin verlangen mehr. Der Verfasser sollte sich darauf beschränken, leichte geschichtliche Stoffe zu behandeln. Wenn er ganz auf seine Phantasie angewiesen ist, geräth er auf Abwege.

Bacano's „Frivolitäten" (Nr. 11) enthalten die Memoiren eines jungen Mädchens (Frivoline), das seine Aeltern verloren hat und ohne Vermögen und Verwandte allein in der Welt dasteht. Frivoline faßt den tugendhaften Vorsatz, als Gouvernante oder selbst als Stubenmädchen oder Wirthschafterin sich ihr Brot zu verdienen. Da sieht sie durch einen Zufall einen Commis, Carlino Trulle, und verliebt sich in ihn. Er ist für sie „ein Ideal, zu dessen Beschreibung ihr die Farben, die Töne, die Worte, die Wohlgerüche fehlen". „Du Schönster, du Vollkommenster, du Messias der Schönheit! ständest du auf einem Piedestal und ich könnte zu deinen Füßen mein Leben verbringen!" so redet sie ihn im stillen an, fügt aber unmittelbar darauf hinzu: „Und dabei war er eitel wie ein Pfau. Und ungebildet wie ein Indianer. Und eingebildet auf seinen Geist wie ein Journalist. Und verliebt in sich selber wie ein Narr. Und dumm, dumm, strohdumm wie ein Ochs!" Nachdem sie sich in dies Ideal

verliebt hat, ändert sie sich plötzlich: sie wird Somnambule und umherziehende Buhldirne. Das Buch ist ein wüstes und verzerrtes Product einer krankhaften und ungebildeten Phantasie, und man begreift nicht, wie so etwas hat geschrieben werden können und was für einen Zweck der Verfasser dabei verfolgt hat.

Die zweite Abtheilung der „Epigonen Friedrich's und seiner Zeit" von Oldwig von Uechtritz (Nr. 12) leidet in noch höherm Maße an denselben Fehlern wie die erste. Der Verfasser hat gewiß die besten Absichten gehabt; auch mag es ihm nicht an Begeisterung für seinen Gegenstand fehlen. Aber er versteht ganz und gar nicht zu schreiben: die Ausdrucksweise ist bombastisch, hohl-declamatorisch, dunkel und geschmacklos. Der Periodenbau ist ein Wirrwarr von ineinander verflochtenen Sätzen, durch welches man sich nur mühsam hindurcharbeiten kann. Es werden die ganz bekannten Ereignisse von 1866 in viel zu allgemeinen und unbestimmten Umrissen erzählt, und alles mit einem pathetischen Wortgeklingel. Der Verfasser geht stets auf Stelzen und redet die unnatürlichste Sprache, die man sich denken kann.

Rudolf Sonnenburg.

Feuilleton.

Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen.

Hat das Fränkisch-Hennebergische unter den mitteldeutschen Dialekten in den letzten Zeiten bei weitem mehr, als dies z. B. bei der thüringischen Mundart der Fall ist, grammatische Bearbeitung gefunden, wie namentlich durch Georg Brückner in Meiningen und die Brüder Stertzing in Neubrunn, hat es ferner auf diesem Gebiete auch nicht ganz an dichterischer Verwerthung und an Aufzeichnung volksthümlicher Reime, Lieder und Sprüche gefehlt, so war bisher doch eine zusammenfassende Darstellung der volksthümlichen Ueberlieferungen aus dem Kreise des Fränkisch-Hennebergischen nicht geliefert worden. Ebendeshalb verdient ein solcher Versuch willkommen geheißen zu werden, auch wenn er im einzelnen nicht allen Anforderungen entsprechen sollte. Das vorliegende kleine Buch: „Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen. Gesammelt und herausgegeben von Balthasar Spieß. Mit einem Vorworte von Reinhold Bechstein" (Wien, Braumüller, 1869), wird von Bechstein allen denen zu freundlicher Beachtung und, da der Verfasser nicht Fachmann ist, auch zu nachsichtsvoller Beurtheilung empfohlen, welche an seinem Gegenstande nach irgendwelcher Richtung hin ein wissenschaftliches Interesse nehmen.

Der Inhalt des Buchs ist reich und mannichfach. Von einer grammatischen Darstellung der Mundart durfte Spieß mit Recht absehen. So beginnt er mit den Idiotismen. Dieser Theil bildet eine dankenswerthe Ergänzung zu Reinwald's noch immer unentbehrlichem hennebergischen Idiotikon. Die Sprichwörter und Redensarten (zweiter Abschnitt) sind in ziemlich reicher Anzahl vorhanden. Wie im ersten Abschnitte, so auch in diesem ließ sich der Sammler mit Recht nicht durch falsche Rücksicht bestimmen, Derbheiten des volksthümlichen Ausdrucks zu mildern oder zu tilgen. Es folgt als dritter Abschnitt „Reime und Spiele", als vierter Abschnitt „Räthsel", als fünfter Abschnitt „Bauernregeln und Wetterregeln". Der umfangreichste ist der sechste culturhistorische Abschnitt, welcher unter dem Gesammttitel „Bräuche und Volksglaube" nacheinander bespricht: 1) Geburt, Taufe, Kindheit und Jugend; 2) Trauung und Hochzeit, Häusliches Leben, Profane und kirchliche Feste; 3) Krankheit, Tod und Begräbniß. Hier hat der Verfasser nicht nur die Gegenwart und jüngste Vergangenheit berücksichtigt, sondern ist auch ältern Erinnerungen nachgegangen. Von literarhistorischem Interesse ist zugleich das mitgetheilte Weihnachtsspiel von Oberkatz. Dasselbe kannten wir bereits nach der Mittheilung Prof. Witzschel's in einem eisenacher Gymnasialprogramm von Ostern 1866 (vgl. Nr. 33 d. Bl. f. 1866). Da das Stück dem Kreise des Hennebergischen angehört, durfte es in der Sammlung von Spieß nicht ausgeschlossen werden, abgesehen davon, daß Publicationen in Schulprogrammen so gut wie nicht vorhanden sind. Den Schluß des Spieß'schen Buchs bildet eine Zusammenstellung der Namen: 1) Ortsnamen, 2) Flurnamen, 3) Taufnamen, 4) Familiennamen. Von besonderm Interesse scheinen uns hier die jüdischen Familiennamen zu sein.

Notizen.

Im Anschluß an unsere Besprechung der kritischen Schiller-Ausgaben in dieser und der vorhergehenden Nummer d. Bl. erwähnen wir, daß von Goedeke's „historisch-kritischer Ausgabe" (Stuttgart, Cotta, 1869) soeben der erste Band des fünften Theils und der sechste Theil erschienen sind. Jener enthält den von Professor Sauppe in Göttingen bearbeiteten „Don Carlos", soweit derselbe in der „Thalia" erschien. Der zweite noch nicht vorliegende Band wird die Prosabearbeitung nach einer Handschrift und die beiden Drucke von Albrecht und Boas, sowie die vollständige Tragödie nach der von Schiller selbst herrührenden Redaction bringen. Goedeke selbst hat dem ersten Theil des fünften Bandes ein mit ausnehmendem Fleiß gearbeitetes Wortverzeichniß beigefügt, welches den Vorrath der Theile 2—5 umfaßt und gelegentlich auch auf spätere Schriften und Dichtungen Schiller's Rücksicht nimmt. Der sechste Theil umfaßt die Zeit von des Dichters Eintritt in Weimar bis zu der Sicherung seiner Lage durch das Geschenk des Prinzen von Augustenburg und gibt in chronologischer Folge die kleinern Arbeiten in Versen und Prosa, die nicht in das Gebiet der strengern Geschichte und das der Kunstphilosophie gehören.

Berichtigung. Der Verfasser der „Humoristischen Originalvorträge", die in Nr. 15 d. Bl. besprochen wurden, ist nicht Rudolf Löwenstein, der Mitredacteur des „Kladderadatsch", sondern A. Löwenstein.

Bibliographie.

Bibliothek der Deutschen Nationallitteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 21ster und 22ster Band: Gedichte von Gottfried August Bürger. Neue vollständige Ausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Grosse, J., Eine alte Liebe. Erzählung. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr.

— — Vox populi. Phantasiestücke aus der Theaterwelt. — Abenteuer einer Seelenwanderung nach den Visionen eines Haschischessers. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herbert, L., Das Testament Peter's des Großen. Roman und Geschichte. 5 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Honegger, J. J., Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit. 2ter Bd. Die Zeit der Restauration. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.

Jensen, W., Unter heißerer Sonne. Novelle. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kreuser, J., Basilika. Brixen, Weger. Gr. 8. 7 Ngr.

Lenau, N., Gedichte. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 10 Ngr.

Robert von Mohl wider die Gleichstellung der Juden. Zur Kritik der neuesten Angriffe von einem getauften Juden. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Nebenius, C. F., Karl Friedrich von Baden. Aus dessen Nachlaß herausgegeben durch F. v. Weech. Karlsruhe, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Neumann, H., Die Atheisten. Canzonen allen Satzungsgläubigen mit und ohne Brevier geweiht. Breslau, Gebhardt. 16. 10 Ngr.

Neumann, N., Lochin und Gräfin oder: der Fluch eines Testaments. Nach einer wahren Begebenheit erzählt. 1ste bis 8te Lief. Berlin, Köppen. Lex.-8. à 3 Ngr.

Spielhagen, F., Hammer und Amboß. Roman in 5 Büchern. 5 Bde. Schwerin, Hildebrand. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Commentaire

sur les Éléments du droit international et sur l'Histoire des progrès du droit des gens de

Henry Wheaton.

Précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton.

Par **William Beach Lawrence,**

Ancien ministre des États-Unis d'Amérique à Londres, auteur du «Droit de visite en temps de paix» etc.

Tome second. 8. Geh. 2 Thlr.

Dem 1868 erschienenen ersten Theil dieses lang erwarteten Commentars zu den zwei bekannten, bereits in vierter Auflage vorliegenden Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton über das Völkerrecht folgt hiermit der zweite Theil. Wie in dem ersten, gibt der Verfasser auch hier nicht blos Zusätze und Erläuterungen zu jenen Werken, sondern er führt zugleich die Geschichte und die verschiedenen Materien des Völkerrechts bis auf die neueste Zeit fort.

Die beiden Werke Wheaton's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS EN EUROPE ET EN AMÉRIQUE DEPUIS LA PAIX DE WESTPHALIE JUSQU'A NOS JOURS. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Tübingen. Im Verlage der H. Laupp'schen Buchhandlung ist soeben erschienen:

Aesthetik

von

Dr. Karl Köstlin,

ordentlichem Professor an der Universität Tübingen.

Zweite Hälfte. Zweite Lieferung.

(Bogen 45 — Schluß.)

Größtes 8. Brosch. 1 Thlr. 20 Ngr., oder 2 Fl. 48 Kr.

Preis des vollständigen Werks 5 Thlr., oder 8 Fl. 24 Kr.

Das Werk, dessen Schlußlieferung hier erscheint, gibt die Aesthetik nicht nach dem Zuschnitt eines philosophischen Systems, sondern in selbständiger, aus dem Wesen der Sache geschöpfter, bei aller Wissenschaftlichkeit für jeden Gebildeten — auch für Frauen — verständlicher und ansprechender Darstellung. Der Reichthum des Inhalts, die wohlgeordnete Gliederung des Ganzen, die eingehende Behandlung des Einzelnen gewähren eine ebenso anregende wie belehrende Lektüre, und machen das Werk zur vollständigen und klaren Einführung in das Gebiet der Schönheit und Kunst vorzüglich geeignet. Namentlich die Darstellung des gesammten Kreises der Naturformen bis zum Menschen hinan und die auf dieselbe aufgebaute Entwickelung des Wesens, der treibenden Kräfte, der Gesetze und der Ziele der Kunst und ihrer einzelnen Zweige wird überall willkommen sein, und wir glauben daher das Werk den Freunden der Aesthetik aufs beste empfehlen zu können.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bunsen's Bibelwerk.

Siebenter Band.

(Dreizehnter und vierzehnter Halbband.)

Herausgegeben von **Heinrich Julius Holtzmann.**

Inhalt: Die apokryphischen Bücher.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Nachdem jetzt dieser neue Band erschienen ist, fehlt nur noch ein Band zur Vollendung des ganzen Werks.

Die erste Abtheilung von Bunsen's Bibelwerk: „Uebersetzung und Erklärung der Bibel" (in 4 Bänden), liegt vollständig vor und kann auch apart bezogen werden: geheftet 10 Thlr., gebunden 11 Thlr. 10 Ngr. Von der zweiten Abtheilung: „Bibelurkunden" (in 4 Bänden) sind drei Bände erschienen, der vierte ist unter der Presse. Die dritte Abtheilung: „Bibelgeschichte" (1 Band), und ein „Bibelatlas" sind bereits ausgegeben.

Bunsen's Bibelwerk kann in 18 Halbbänden oder 9 Bänden (letztere geheftet oder gebunden) und einem Bibelatlas nach und nach bezogen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Der Bogen (größtes Lexikon-Octav) wird mit nur 1½ Ngr. berechnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von **Karl Gutzkow.**

Dritte Auflage.

Neun Bände. 8. Geheftet 4 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 6 Thlr.

Diese neue dritte Auflage des berühmten Romans eines Culturgemäldes der Gegenwart voll umfassendster Anregung, ist durch ein interessantes neues Vorwort des Verfassers eingeleitet, worin die römische Frage in ihrem jetzigen Stande scharf und treffend beleuchtet wird.

Um das Werk in immer weitere Kreise zu verbreiten, wurde bei dieser neuen Auflage ein so wohlfeiler Preis gestellt, daß er nur noch ein Drittel des Preises der ersten Auflage beträgt. Die neue Auflage liegt bereits vollständig vor, kann aber auch nach und nach (in 9 Bänden zu je 15 Ngr.) durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Bekanntmachung.

Die Stelle des hiesigen Stadtbibliothekars ist in Folge der Pensionirung ihres letzten Inhabers vacant geworden und soll sofort wieder besetzt werden. Die damit verknüpfte Besoldung beträgt in den ersten zehn Dienstjahren jährlich Fl. 1400 und steigt nachher von 5 zu 5 Jahren dreimal um je Fl. 100 bis zum Maximum von Fl. 1700.

Qualificirte Bewerber wollen ihre Gesuche unter Angabe ihres Lebenslaufes und unter Beischluß ihrer Qualificationszeugnisse (im Original oder in beglaubigter Abschrift) bis zum 15. Mai laufenden Jahres uns zugehen lassen.

Mainz, 13. April 1869.

Großherzogl. Hess. Bürgermeisterei Mainz.

Schott.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 6. Mai 1869.

Inhalt: Revue neuer Gedichtsammlungen. Von Rudolf Gottschall. — Literarhistorische Schriften. Von Wilhelm Buchner. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue neuer Gedichtsammlungen.

1. Aus bewegten Tagen. Neue Gedichte von Julius Grosse. Stuttgart, Cotta. 1869. 8. 2 Thlr.

Das sind Gedichte mit voller und glänzender Instrumentation, in majestätischen und pomphaften lyrischen Formen, nichts Leichtgeflügeltes, Leichtgeschürztes, nirgends eine lässige, bequeme Gewandung! Alles im großen Stil, voll Grandiloquenz, mit höchstem künstlerischen Anspruch! Ein gebildeter Geist und eine unverkennbare Virtuosität der Formbeherrschung lassen diesen Anspruch zum großen Teil berechtigt erscheinen.

Gleichwol bewegt sich der Dichter nur sehr selten auf den Höhen des Odenschwungs, wozu ihn seine Begabung und sein Stil befähigten. In der Ode würden sie die am meisten zusammenstimmende Form gefunden haben, und die jetzt hier und dort zerstreute Kühnheit des Bildes und Gedankens würde ihre Strahlen in dem Brennpunkt der Ode haben sammeln können; der durchgängige Grundton der Sammlung ist der einer vornehmen Reflexion, die mit allen Lichtern geistiger und künstlerischer Verfeinerung ihre voll hervorströmenden Ergüsse schmückt. Diese Gedichte haben sammtene Glätte und sammtenen Prunk, der Dichter ladet wie ein Herold zu den pomphaften Festlichkeiten seiner Muse; nirgends eine Spur von „holdem Wahnsinn"; der Heroldstab verwandelt sich nie in den Thyrsus.

Freilich ist mit der größten Formbeherrschung nicht immer das taktvolle Stilgefühl verbunden, das mehr aus dem dichterischen Instinct hervorgeht. So erinnert es doch an die lyrische Fastnacht der romantischen Musenalmanache, wenn gleich in dem ersten Cyklus „An die Verlorene" sechs längere Gedichte in Terzinen die Sprache der Empfindung zu sprechen versuchen. Die Terzine ist ein wesentlich epischer Vers oder ein Vers für vielverschlungene Reflexionen; der dreifache Reim gibt ihm eine allzu luxuriöse Ausstattung; ihm fehlt jede Rundung und jeder Abschluß, er eignet sich nur für weit hinausgehende Gedankenreihen. Er verlockt zu Ueberladungen, zu schleppenden Wiederholungen. Wenn der Dichter z. B. sagt:

Sie sagten oft, du wärest streng und kalt,
Und deine Seele wäre zugeschlossen
Für jeder Liebe sonnige Gewalt!
Wie Amazonen auf unbänd'gen Rossen
Mit Löwentrotz hinstürmen in die Schlacht,
Noch trotzig ernst, selbst durch die Brust geschossen;
Wie auf dem Parthenon in Erzespracht
Athene blickt in blaue Meeresweiten
Und unbewegt ihr Heiligthum bewacht;
Und wie im wilden Wald zu Römerzeiten,
Dem Cäsar einst ein riesig Weib erschien,
Ihm Wehe rufend, vor dem Weiterreiten:
So bist du trotzig, amazonenkühn,
Bewegungslos und ehern gleich Athenen,
Wie Velleda's auch deine Augen glühn —

so wird doch in einem so gelehrten Bilderluxus nicht nur der Ausdruck der Empfindung erstickt, sondern auch das klare Bild für die Phantasie getrübt. Wir sehen die Geliebte als eine Amazone, als die eherne Athene des Parthenon, als eine deutsche Velleda. Wir erhalten aber dadurch ebenso wenig ein bestimmtes Bild von ihr, wie wenn uns ein Zeichner die Umrisse dieser drei Gestalten ineinanderzeichnet. An andern Stellen ist wieder der sprachliche Ausdruck so gesucht, so in neuen Wortbildungen einherstolzirend, daß man dem Dichter als Mahnung den Vers der Horaz'schen Satire zurufen möchte:

Est brevitate opus, ut currat sententia neu se
Impediat verbis lassas onerantibus aures.

So z. B. wenn es heißt:

In goldnen Lüften Pfingstgeläute scholl,
Die Menschen alle schienen götterähnlich,
Zu tiefer Rührung thaute jeder Groll,
Weltliebevoll, weltfreudig, weltversöhnlich,
Natürlich schien, was sonst ein Wunder war,
Und zum Geheimniß wurde, was gewöhnlich.

Auch müssen wir hier so kleinlich sein, den unreinen Reim „ähnlich" und „versöhnlich" zu rügen; denn wenn

ein Dichter derartige luxuriöse Reimformen wählt und dadurch den Werth zeigt, den er auf den Reim als solchen legt, so verlangen wir auch die größte Reinheit desselben; denn ein Luxus mit unreinen Reimen hat ebenso wenig Sinn, wie ein Luxus mit falschen Edelsteinen.

In dem Cyklus: „An die Verlorene" schlägt der Dichter indeß noch sehr verschiedene Tonarten an. Wir können auch dies nicht billigen; denn ein Kreis zusammengehöriger Gedichte muß auch durch die Einheit der Form verbunden sein. Diese ist durchaus nichts Zufälliges; denn sie ist zugleich Einheit des Stils und des Tons. Wenn auf diese Terzinen Distichen oder Senare folgen, wie in dem Gedicht „Götterweisheit":

Du hohe treue Seele, Aethersonnenglanz
Umschimmert jetzt mein Leben licht und weihevoll u. s. f.

so ist wenigstens derselbe pomphafte Ton gewahrt. Auch die in den Cyklus auf einmal hineingeschneiten alcäischen Strophen fallen nicht aus diesem Ton heraus:

Wie oft des Morgens lichter Gedanken voll
Am Rande gingst du, mächtig das Herz bewegt,
Nun fliehn die Jahre still vorüber,
Keine Bewegung des Meers entzückt dich.

Einen gänzlich andern Ton aber schlägt die leichtere Strophe an:

Oft wie Gudrun erschienst du mir, die hehre
Gefangne im Normannenland,
Entwürdigt und mishandelt und verkannt,
Mit nackten Füßen stieg sie zu dem Meere —

und gar die liederartigen Verse:

So sollen sich die Wege scheiden
Von heute an auf immerdar,
Nie wieder lacht der Stern uns beiden,
Der uns begleitet manches Jahr.

Die „Verlorene" ist übrigens nur eine dem Dichter Verlorene, nicht wie die Verlorene der Ada Christen (Nr. 5) auch sich und der Welt Verlorene. Der Cyklus enthält im einzelnen manches Sinnige und Formenschöne; aber doch kein Gedicht wie das folgende, welches wir als die Perle der Sammlung bezeichnen möchten, und welches bedauern läßt, daß der Dichter nicht öfter so stimmungsvoller und edelschöner Liederdichtung gehuldigt hat:

Notturno.

Wo ist das Leid vom Tag geboren,
Solang' ein Stern am Himmel glüht?
Die weite Welt liegt schlafverloren,
Und Stille athmet mein Gemüth.
Und wieder geh' ich traumumfangen
Die mondeslichten Straßen hin,
Der Nachtwind kühlt die heißen Wangen,
Die Liebe glüht in Herz und Sinn.

So tief wie nie in andern Jahren
Verschmähter Sehnsucht Gram und Treu.
Nun ist das Leid dahingefahren,
Die goldne Welt ward wieder neu.
Und wie ein Gruß von Engelzungen
Ruft's nieder aus der hohen Nacht:
Mit Stürmen hast du ausgerungen,
Dich schirmt der Liebe heilige Macht.

Von Sternen grüßen ferne Seelen
Und ihre Scheitel sind bekränzt.
Was willst die Thräne du verhehlen,
Die hell an deinen Wimpern glänzt?
O Herr der Wolken und der Winde,
Wenn du dies Wunder hast gefügt,
Laß mir den Traum in diesem Kinde,
Daß diese Seele mir nicht lügt.

Der du die Ströme lenkst und Regen
Den Auen schickst im Wetterbraus,
Gieß allen deinen Himmelssegen
Auf diese reine Seele aus! —
Verwittern sah ich Heiligthume,
Und Königsstädte sind verweht.
Um dich, du süße Mädchenblume,
Wird Gott erhören mein Gebet.

Die zweite Abtheilung: „Aus dem Hochland", enthält Naturbilder aus der Alpenwelt „Hintersee", „Am Königssee", „Achensee", „Eibsee", in denen die grandiose Alpenscenerie die getragenen, etwas voll aufblühenden Formen der Schilderung rechtfertigen mag. Weniger will uns der serbische Balladenvers, der fünffüßige Trochäus in „Die schwarze Burgel" und „Midei vom Plansee" behagen, auch einige genrebildliche Skizzen, die in so prunkhafter Einkleidung an großblumigen Kattun erinnern. Schön sind die Gedichte: „Vernarbte Namen" und:

Mittagszauber.

Lautlos schlummernder Hochwald, Mittagszauber
Ruht wie magischer Bann auf deiner Stille —
Lautlos wölbt sich der Wipfel grüner Walddom,
Golddurchwirkt von unendlichen Sonnenlichtern.
Lautlos breitet sich weit der sammtne Teppich,
Wo sonst raschelndes Laub im rauhen Wind treibt —
Heilig webst du unendlichen Frieden um mich.
Zahllos ragen, so weit das Aug' im Dickicht
Schweift, die herrlichen Stämme dunklen Urwalds,
Goldumblitzt von unendlichen Sonnenflecken,
Denn unhörbar sie kommt, unhörbar geht sie.
Tausend Lichter, als wär's ein nächtlich Christfest,
Zündet heimlich sie an auf allen Tannen.
Lautlos freut sich die helle Waldnacht lauschend,
Nur zuweilen in leisem Wildnißathmen
Tönt's wie Rauschen herauf verborgner Quellen.

Das Fragment „Der Gothenzug" ist im Freskenstil der Lingg'schen „Völkerwanderung" gedichtet und hält den Vergleich mit den gelungensten ähnlichen Schilderungen derselben aus.

Der dritte Abschnitt: „Zeitbilder" (1859 und 1864) enthält politische Lyrik mit der deutschnationalen Frontstellung gegen Kaiser Napoleon und für Schleswig-Holstein. Die Humoresken und satirischen Skizzen dieses Abschnitts behagen uns wenig; es fehlt ihnen der schlagende Witz und der geflügelte Ton. Der Humor von Grosse führt immer zu schweres Geschütz auf. Auch die politischen und socialen Genrebilder, wie z. B. „Thomas der Fährmann", erzeugen, wenn auch hier und dort in anmuthigen Umrissen gezeichnet, keine lebhaftere Theilnahme. Gelungener sind die schwunghaften Gedichte: „Ein neuer Macbeth", eine durchgeführte Allegorie, in welcher Napoleon III. als Macbeth in die Hexenküche der Politik tritt, die Vision „Anno dreitausend", welche uns Europa als eine ausgebrannte Wildniß zeigt,

Einst der Tummelplatz der Menschheitjugend,
Die versprüht in tausendjähr'gen Kriegen —

und das am meisten energische Gedicht: „Eherne Stimmen", ein Kampfruf für Schleswig-Holstein, in dem die Statuen selbst zu sprechen anfangen.

So sprechen wol die Statuen still, die erzgegossnen Männer:
Die einzigen eh'rnen Helden sind's vom Belte bis zum Brenner.

Auf, schmelzt die schnöden Statuen ein, umschmelzt sie zu Kanonen,
Wir haben keinen alten Ruhm und keine Kunst zu schonen,
Vielleicht daß bessres Lied ertönt von den metallnen Zungen,
Wenn donnernd stolz ihr Feuergruß auf unsern Feind erklungen.
Vielleicht, daß unsre Statuen so das Vaterland erretten
Vom Brandmal ewiger Schande und von neuen Sklavenketten,
Unsterblich zieht ihr Geist voran, voran in lichter Wolke,
So sollen sie die Führer sein dem deutschen Kriegervolke.

Warme Pietät athmet die Nänie auf König Max von Baiern: „Ein Königsherz."

Aus dem nächsten Abschnitt: „Junge Myrthen", haben wir das beste Gedicht: „Notturno", bereits oben mitgetheilt. Es finden sich manche liederartige Klänge darunter. Doch duldet's den Dichter nicht lange bei den leichtergeflügelten Formen; auch die jugendliche Schwärmerei der Liebe sucht bei ihm bald nach einem wuchtvollern Ausdruck. Es stellen sich Gedichte in Trimetern ein, und eins derselben: „Entscheidung", gehört ebenfalls zu den formenschönsten der Sammlung.

„Reliefs, italienische Charaktere und Figuren", enthalten mehrere von früher bekannte Gedichte. Neu ist die an Anakreon und Leopold Schefer erinnernde Gemme: „Amor als Fährmann" und das Gedicht „Stiebende Asche" in großen, mit regelmäßiger Architektonik aufgebauten Strophen und dem Refrain „Stiebende Asche". Der Inhalt ist ein Extract aus Bulwer's Roman „Die letzten Tage von Pompeji" und dem „Euphorion" des Gregorovius.

Sinnige Melancholie athmen die letzten Terzinen: „Tagebuchblätter"; Betrachtungen über die Aufgabe des Lebens, die entflohene Jugend, die verlorene Freundschaft, das Glück, die Gerechtigkeit lösen sich ab in diesen in Guirlanden verschlungenen Reimstrophen, die für solche weit ausholende und weit sich fortspinnende Reflexionspoesie ganz geeignet scheinen. Auch hier findet sich indeß bisweilen ein unreiner Reim, wie „Städte" und „mähte".

Der durchgängige Adel der Form, der Empfindungen und Gedanken in den Gedichten von Julius Grosse zeigt den neuem das erfreuliche Streben unserer Lyrik nach künstlerischen Zielen, aus der heimisirenden Saloperie heraus, und läßt diese Gabe des talentvollen Dichters, wenn ihr auch tiefere Originalität fehlt, doch als eine willkommene begrüßen.

2. Episoden. Erzählende Dichtungen von Adolf Friedrich von Schack. Berlin, Hertz. 1869. 8. 1 Thlr.

Gleichen Formenadel wie die vorhergehende Sammlung athmen diese poetischen Erzählungen von Friedrich von Schack, welche sich den früher von uns besprochenen Gedichten desselben (vgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1867) würdig anschließen. Der Weltwanderer, dessen vorzügliche Aneignungen persischer, indischer und spanischer Dichtungen unsere Literatur bereichert haben, verleugnet auch hier nicht einen kosmopolitischen Zug. Er führt uns nach Venedig und Konstantinopel, nach Damascus, in das alte Hellas, in die Märchenwelt; doch es ist nicht ein Durcheinanderflimmern verschiedener Lichter, welches nur einen verwirrenden Eindruck hervorbringen würde; überall ist der durch das Talent des Autors angestimmte und festgehaltene Grundton unverkennbar.

Als die beste dieser Episoden erscheint uns „Giorgione". Es ist in derselben venetianisches Colorit; die Schilderung des Lebens erinnert selbst an Gemälde der venetianischen Meister. Wer wird nicht an Paolo Veronese's heitere Hochzeitbilder gemahnt, wenn er die Beschreibung der Hochzeit liest, welche Sebastian und Angela feiern?

O Frühling, senktest du dich je zuvor
So zauberisch im Abendpurpurflor
Hernieder auf die Königin der Meere,
Wie heut, da zu des jungen Paares Ehre
In Festesschmuck Giorgione's Villa prangt?
Mit blassem Scheine ob den Gärten hangt
Die Mondesampel schon; allein noch sprüht
Vom Horizont empor bis zum Zenith
Der Spätrothglanz, und durch den Himmel ist
Ein ros'ger Schimmer, klar wie Amethist,
Ergossen, der durch duft'ge Nebelschleier
Auf Meer und Inseln hinströmt. Von der Feier
Im Marcusdome drängen sich die Gäste
Durchs Villenthor heran zum Hochzeitfeste.
Entlang den Laubengang, wo nur verirrte
Lichtstrahlen dringen durch das Grün der Myrthe,
Hinauf die Treppe, über Marmorfliesen
Wogt's in die Halle, wo bis zu den Friesen
Empor Giovanni's heitre Arabesken
Sich schlängeln und Giorgione's Götter-Fresken
(Wer weiß gleich ihm in Farbenglut zu malen?)
Glorreich hernieder von den Wänden strahlen. —

Sieh da, der Meister selbst! An seinem Arm
Führt er die Neuvermählten durch den Schwarm
Der Grüßenden dahin, und, aus der Halle
Ihm folgend, in den Garten treten alle,
Wo Marmorbilder aus Granatenbüschen
Die weißen Glieder heben und dazwischen
Im Abendschein der Strahl des Springquells blinkt,
Der bald aufsteigt, bald in das Becken sinkt.
Auf Goldsandpfaden am Lagunenbett,
Das in der Wogen tiefem Violett
Die ersten Sterne spiegelt, durch die Gänge
Hochwipfliger Cypressen wogt die Menge
In langen Reihn; o welche Festgenossen!
Hat je ein Gartenraum mehr Ruhm umschlossen?

Doch nicht blos die in hellen, frischen Farben prangenden Schilderungen, auch die eigentliche, der Dichtung zu Grunde liegende Novelle hat einen anmuthenden Reiz. Giorgione, der Meister, sieht sich getäuscht, indem sein Lieblingsschüler Sebastian von dem Mädchen geliebt wird, dem er selbst sein Lebensglück anvertrauen will. Die Darstellung der innern Kämpfe des Meisters bis zu seiner Resignation ist dichterisch und psychologisch interessant durchgeführt. Er gibt dem Paar seinen Segen. Aber malen will er die Geliebte für die Nachwelt:

So, wie er Tag für Tag am Werke schafft,
Scheint er verjüngt in neuer Lebenskraft
Emporzublühn, sein Auge leuchtet klarer,
Da immer herrlicher und immer wahrer
In Farb' und Formenfülle ihm das Bild
Der Lautenspielerin entgegenquillt.
Wie schön das Weib auch sein mag, das er liebt,
In höherm Glanz, als ihn die Erde gibt,
Strahlt dies ihr Bild, von seinem Geist verklärt,
Denn an der Seele Born hat er's genährt,
Es mit des eignen Lebens Hauch getränkt;
Und, mit Unsterblichkeit von ihm beschenkt,
Wird nun, von allen Erdenschlacken rein,
Aus seiner Seele neu zu höherm Sein
Geboren, dieses Weib den künft'gen Jahren
Des Meisters hohe Liebe offenbaren.

Als das Bild vollendet ist, stirbt der Meister.

Bei des Morgens erstem Roth
Gebrochen hat sein edles Haupt der Tod;
In ew'ger Jugend aber auf ihn hin
Schaut vom Gerüst die Lautenspielerin.

Der Gedanke, der dieser Erzählung zu Grunde liegt, die künstlerische Verallgemeinerung der Empfindung, das Unglück des Einzelnen, das zum Glück für die Welt wird, die Apotheose der Kunst, die den untergehenden Künstler umschwebt, hat einen tieftragischen und doch versöhnenden Zug.

Ein anderes venetianisches Bild: „Dandolo", ist auf dem historischen Hintergrund einer glänzenden Zeit, in welcher die Flotte der Lagunenstadt dem widerspenstigen Byzanz Gesetze dictirte, gezeichnet. Der Doge Dandolo erzählt das verhängnißvolle Liebesabenteuer seiner Jugend, seine Leidenschaft für eine, bei einer Gondelfahrt ihm zugeloste Byzantinerin Eugenia, welche gleichzeitig die Leidenschaft des jüngsten Kaisersohnes Alexius erregt hat. Nach manchen Fährnissen und langer Haft in den Besitz der Geliebten gelangt, wird er von dem Prinzen überrascht, der ihn blenden läßt und höhnisch dann auf einem Kahn in die See hinausstößt. Die Schilderung der Seefahrt des Blinden, mit dem malerischen Gewog der Daktylen, welche die vierfüßigen Jamben unterbrechen, gehört zu den schönsten Partien der Schack'schen Gedichte und erinnert an ähnliche schwunghafte Stellen der Gedichte Byron's:

Dahin, dahin auf meinem schwanken
Fahrzeug mit halbzerschellten Planken!
Um mich des Sturms Gebraus und Heulen
Um das Gekrach der Wogensäulen,
Wie berstend sie zusammensanken!
Hinab in steile Flutabgründe,
Wo rings die mächt'gen Wasserschlünde,
Die Höhlungen und grausen Spalten
Dem Klang des Donners widerhallten!
Und ich allein, hülflos und blind,
Auf öder Flut vom Wirbelwind
Umhergeschleudert im schwanken Kahn!
Die Wellen all, wie vom Orkan
Gepeitscht, sie kamen oder gingen,
Anfleht' ich, mich hinabzuschlingen;
Den Himmel mit erhobnen Armen
Bat ich, daß mich und meine Qual
Zerschmettere sein Flammenstrahl —
Umsonst, sie trugen kein Erbarmen.

Im dumpfem Starren dann verging
Mir die Besinnung, mich umfing
Ein tiefer Schlaf; wie viele Stunden
In Ohnmacht so mir hingeschwunden,
Ich weiß es nicht; als todesmatt
Aus der Betäubung ich erwachte,
War still das Meer um mich und glatt
Und nur ein leiser Windhauch machte
Den Nachen auf dem Wellenplan
Hingleiten seine feuchte Bahn.
Ich fühlte warm den Sonnenschein
Sich legen auf mein Angesicht,
Doch o! es drang von seinem Licht
Kein Strahl in meine Nacht herein,
Und wie Erinnerung allmählich
Mir wiederkehrte, wie ich dachte,
Daß nun Eugenia ganz unselig
Dem Frevler preisgegeben wäre,
Und ich auf unermessnem Meere
Des Todes Raub, des grauenvollen —
Verzweifelnd schlug ich da die Stirn
Und Fieber jagte mir im tollen
Gewirr Schreckbilder durch das Hirn.
Mit meinen Augen, die nicht sahn,
Glaubt' ich zu schaun, wie um den Kahn
Ein Heer von nebligen Gestalten
Sich drängte; kauernd an dem Rand
Hört' ich sie leise Zwiesprach halten,
Sie streckten nach mir aus die Hand
Und „er ist unser!" jauchzten sie
Und sprangen auf und hüpften im Tanz
Um mich, ein grauser Mummenschanz —
Entsetzen faßte mich, ich schrie
Laut auf und wollte aus dem Nachen,
Um mir des Sterbens Pein zu kürzen,
Ins nasse Grab hinab mich stürzen,
Allein die Grausen trieben mit Lachen
Ringsher zurück ins Boot mich wieder
Und auf die Planken sank ich nieder.

Dann war's, als trüge übers Meer
Ein lauer Wind Orangendüfte,
Südfruchtarome zu mir her,
Als ob ich zwischen Inseln schiffte,
Wo an den grünenden Gestaden
Ein Murmeln scholl von Rieselbächen
Und Zweig' und Wipfel, schwer beladen,
Mich luden, ihre Früchte zu brechen;
Ausstreckt' ich nach ihnen die Hand in Hast,
Doch hatte nichts als Luft erfaßt
Und fuhr empor, von Schreck durchbebt;
Da fühlt' ich des Hungers entsetzliches Nagen
Und sank von neuem hin mit Zagen,
Fest an den Gaumen die Zunge geklebt.
Durch alle meine Adern kochte
Das Fieber, meine Schläfe pochte
In Todesangst; besinnungslos
Bald lag ich da, bald wieder irrten
Mir die Gedanken, die verwirrten,
Durchs Weite hin; im Meeresschos
Zu ruhen glaubt' ich schon tief unten,
Von Muscheln rings umblitzt und bunten
Korallen, auf dem Bett von Moos.
Goldklumpen, Schätze sammt versunknen
Schiffstrümmern sah ich allumher
Und bleiche Schädel von Ertrunknen,
Die mich mit Augen, hohl und leer,
Anstarrten auf dem feuchten Grund.
Das stumme Volk der Tiefe, der Hai,
Der Schwertfisch, schwammen gierig herbei,
Und die Riesenschlange im Meeresschlund,
Wo sie zum Knäul geballt gelegen,
Sah ich sich langsam, langsam regen
Und auf sich richten, mit tausend Ringen
Und Windungen mich zu umschlingen.

Sehr treffend ist die Erzählung dieser Begebenheit aus der Jugend dem greisen Dogen in jenem Moment in den Mund gelegt, als er mit Venedigs Flotte die Wogen der Adria durchzieht, um Rache zu nehmen an dem schändlichen Byzanz, welches bekanntlich von ihm und den Kreuzfahrern erstürmt wurde.

Die zweite Erzählung: „Der Flüchtling von Damascus", schildert uns den verfolgten Abdurrahman, der in der Wüste verschmachtend von Musa gefunden und gepflegt wird, demselben Musa, der ihn schon früher einmal vom Opfertod errettet hat. Der Schluß zeigt uns den Omajjaden als Herrscher in Andalusien, den treuen Freund Musa als Minister. „Der Regenbogenprinz" ist ein sinniges Märchen in wohllautenden ottave rime. In

der Erzählung „Lais" ist der griechischen Ueberlieferung eine psychologisch fesselnde Wendung gegeben. Die Priesterin der Aphrodite auf dem Isthmus von Korinth entbrennt, nach einem Leben voll Sinnenrausch sich einsam fühlend, in wahrer Liebe für einen Jüngling, dem sie nach Thessalien folgt. Als flüchtige Dienerin der Göttin hat sie Amt und Leben verwirkt. Die Verfolger ereilen sie in einem thessalischen Tempel, wo sie todt gefunden wird zu Füßen der Aphrodite, der sie vorher das folgende Dankgebet geweiht hat:

Laß, o Göttliche, erhabne Mutter
Alles Seins und Lebens, auf Pausanias
Und auf seiner Gattin laß die Fülle
Deines Segens ruhn, daß er sie glücklich
An den Herd im alten Argos führe!
Und in meinem Auge sieh des Dankes
Thräne zittern, daß du mich, die niedre
Sterbliche, der Seligkeit gewürdigt,
Ob auch kurz nur, deines Geistes reinen
Welterlösenden Odem zu empfinden! —
Ja ich fühl's in diesem brechenden Herzen,
Fühl's, wie du beglücken kannst, o Liebe,
Wie aus Endlichkeit und Staubesnacht du
Und aus Sterbensqual die Seele rettest.
Dank und nochmals Dank dir, du der Genien
Mächtigste, die aus der Nacht des Chaos
Du zuerst die Elemente schiedest,
Daß nach deinem Willen sie in schöner
Harmonie sich suchten oder flohen!
Nimm, Befreierin von Tod und Sünde,
Nimm zu dir hinauf mein fliehend Leben!

„Rosa" spielt im deutschen Vaterland, in der alten Reichsstadt Nürnberg und noch dazu auf dem Thurm von Sanct-Sebald, die Liebe der Thürmerstochter zu einem jungen Steinmetz und der Untergang der Liebenden bildet den Inhalt der Erzählung, der es nicht an lebendigen, spannenden, ja schwindelerregenden Momenten fehlt. Wir empfinden hier oft in maßvollen Versen dasselbe, was uns in Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde" eine in genialem Kraftstil gehaltene Prosa empfinden läßt.

3. Gedichte von Albert Möser. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. 1869. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese neue Auflage der Gedichte des talentvollen Poeten verdient schon deshalb Erwähnung, weil sie eine beträchtliche Zahl neuer und, wie wir gleich hinzufügen wollen, werthvoller Gedichte enthält. Die erste Auflage der Gedichte ist in Nr. 43 d. Bl. f. 1865, die in der zweiten mit aufgenommenen „Neuen Sonette", sowie die Canzone „An den Tod" sind in Nr. 26 d. Bl. f. 1866 und Nr. 8 f. 1867 besprochen worden. Doch sind die ältern Sonette und Oden wesentlich vermehrt und die „Vermischten Gedichte" bringen großentheils Neues. Was die Fortlassungen betrifft, so läßt sich der Selbstkritik des Dichters nur beistimmen, wie überhaupt seine fortarbeitende und sichtende Thätigkeit, die nicht blindlings an dem einmal Geschaffenen hängt, volle Anerkennung verdient.

Möser hat bisher weniger das Lied, mehr die kunstvollern Formen der Lyrik gepflegt. Die an Anna gerichteten „Nachtlieder" der neuen Auflage überraschen uns daher als Liedergaben von melodischem Schmelz und großer Schönheit. Besser als jede Kritik spreche die Dichtung für sich selbst. Wir theilen das erste Nachtlied mit:

Es geht ein Rufen durch die Nacht,
Verklingend in den stillen Fernen,
Der Wälder Meer rauscht heimlich-sacht,
Bestrahlt von tausend goldnen Sternen;
Rings Nacht und Einsamkeit!
Leis flüstert's in den stillen Gründen,
Nun will sich weit und breit
Der Nacht geheimes Liebesfest entzünden.

Hernieder von des Berges Rand
Send' ich den Blick in Thalestiefen,
Der Nachtwind geht durchs stille Land,
Mir ist, ob fern mich Stimmen riefen:
Du holdes Mädchen mein,
Nun steig' herauf aus Thalesmatten,
Laß uns im Sternenschein
Still wandeln durch die grünen Waldesschatten.

Ich schmieg' um deinen Leib den Arm,
Wir plaudern süß in leisem Flüstern,
Ich halte still dich, fest und warm,
Wenn schwarz der Wald sich will verdüstern:
O Liebe hold und traut,
Wenn tönend uns umkreist der Sterne Reigen,
Wenn, tief von Nacht umgraut,
Wie träumend rings die grünen Wälder schweigen.

Ein anderes ansprechendes Lied von schlichtem Ton ist der „Wunsch"; ein Gedicht von großem Reiz der Form: „Am Achensee" mit den Schlußversen:

Verlorner Wunsch! Mir schlug kein Menschenherz:
Da sieh! Ein Kahn glitt schaukelnd uferwärts,
Liebreicher Scherz scholl laut vom Fels zurück,
Dort schwamm das Glück.

Und auf dem See, der mir zu Füßen schwoll,
Lag stumm der Mond, bewegt vom Flutgeroll,
Er schwankte bleich im flüssigen Revier,
Unstet gleich mir.

Einzelne reimlose Gedichte in freiern Rhythmen, wie „Schönheit", „Weltgang", der „Wechsel", eine gedankenvolle pessimistische Weltbetrachtung, hätten wir gern unter die „Oden" eingereiht gesehen, eine Gattung, welche Möser ausschließlich auf die antiken Strophen zu beschränken scheint, während jene freiern Formen doch einen höhern Schwung athmen. Wol handhabt Möser die antiken Metren, namentlich seine Lieblingsstrophe, die alcäische, mit anerkennenswerther Gewandtheit; aber die sich für diese Strophen forterbende Tradition des Schwerfälligen, Wortprangenden, der Inversionen und Enjambements, verleugnen auch die neuen Oden Möser's nicht ganz. Strophen, wie die erste des „Weltenräthsels":

Warum Was ist, warum sich dem Urgrund einst
Die Welt entwand, welch eh'rner Zwang sie doch,
Die lärmvoll nun das All erfüllt, dem
Friedlichen Schose des Nichts entlockte —

wird niemand schön und melodisch finden können; die an das Versende gesetzten matten Wörter, die Zersetzung des Rhythmus durch die syntaktischen Herüberziehungen machen diese antiken Verse der Prosa, und noch dazu einer sich mit dem Wortpomp spreizenden Prosa ähnlich. Wir bleiben bei unserer Behauptung, daß die antiken Strophen nur durch den Reim in ihrer strophischen Bedeutung im Deutschen gefaßt werden können. Freilich sind es dann nicht mehr die reinen antiken Metren; doch ein genauer Vergleich Platen's mit Horaz und Sappho wird zeigen, daß die reimlosen Metren es ebenso wenig sind. Wir eignen uns die rhythmische Bestimmtheit ihres Gangs an,

assimiliren dieselben aber durch den Reim unserm Sprachgenius. Was gehen uns im übrigen Alcäus und Sappho an? Unser Interesse geht nur auf künstlerische Formen, die unserer Sprache angemessen, das Element des Rhythmus und des Reims, Melodie und Harmonie vereinigen.

Was den Inhalt der neuen „Oden" betrifft, so huldigen sie meist philosophischer Weltbetrachtung vom Standpunkt Schopenhauer's aus, welchem eine eigene Ode in alcäischen Strophen gewidmet ist. Zu den schönern Oden gehört die vierundzwanzigste, welche an den alternden Erdball gedichtet ist und die mit den Strophen beginnt:

Von goldner Zeit und blühenden Altern träumt
Der flücht'gen Menschheit gläubiger, leichter Sinn,
Und stets enttäuscht vom Heut' erhofft sie
Leuchtendes Glück von der Zukunft Tagen.

Ergraut indeß und lange schon alternd rollt
Durchs Aethermeer die Erde, der dunkle Stern,
Und gram dem Lauf, dem ewig-gleichen,
Neigt sie sich müde zum Niedergange.

In „Geschichte und Kunst" stellt der Dichter den Staatenlenkern und ihrem „bestandlos-nicht'gen" Wesen die Künstler gegenüber, die im Staub ein freundliches Gottesreich bauen. Den Krieg nennt er ein Kind verruchter Nothwendigkeiten und erklärt sich gegen den lautgepriesenen Fortschritt der Zeit:

Ich nenn' es das gleiche Spiel,
Ob Xerxes' Macht die Perser zähmt, ob
Schlau der Napoleonide herrsche.

„Empedokles auf dem Aetna" stellt uns die Philosophie dieses Denkers, der in Streit und Liebe die großen Weltprincipien fand, in dichterischer Ausmalung dar. Empedokles findet den Haß siegreich, der mit frivoler Laune der Dinge Gang lenkt, während ihm im Busen der Liebe Gluten lodern:

Drum längst durchzuckt mich schauernde Todeslust,
In Flammenschlünde lockt es mich jäh hinab,
Auch Lieb' ist Glut: in Lavaströme
Sink' ich getrost wie in Liebesarme.

Die Ode: „Den Hellenen", richtet an die heitern Griechen die Frage, ob sie glücklich waren, und läßt sie beantworten durch Aussprüche der Tragiker:

Also hör' ich staunenden Sinns, und nicht mehr
Quält mich Neid, mir ahnet der Geist: was athmet,
Ewig gleich an jeglichem Ort erprobt's die
Schwere des Daseins.

Von den Oden: „An den Genius", „An die Ruhe", „An die Natur", „An die Jugend", „An die Einsamkeit", „An die Wollust", die doch etwas zu sittenrichterlich heruntergekanzelt wird, hat die „An die Einsamkeit" den am meisten melodischen und anmuthigen Charakter.

Auch unter den neu hinzugekommenen „Sonetten" finden sich viele von trefflicher Architektonik und einem sich der Form ohne Gewaltsamkeit harmonisch anschmiegenden Gedankeninhalt. Der Gedanke des Sonetts muß, wie die Strophenform, eine schlanke, symmetrische Gliederung besitzen. Es genügt nicht blos, daß er in der Strophe, Antistrophe und Schlußstrophe ohne Rest aufgeht; er muß auch in Bezug auf seine Bedeutung weder auseinandergerenkt, noch zusammengepreßt erscheinen aus Rücksichten auf die Strophenform. Sehr viele Sonette Möser's genügen auch diesen feinern Ansprüchen lyrischer Architektur. Eins der gelungensten ist das folgende:

Es galt mir nie als Heimatland die Erde,
Stets bin ich fremd durchs Weltgewühl gegangen;
Mir weckte nie noch sehnendes Verlangen,
Was ihr erstrebt mit wichtiger Geberde.

Mich lockt nur eins: daß nicht die Welt gefährde,
Was Höchstes in der Brust mir aufgegangen;
Als Priester hüt' ich treulich und mit Bangen
Die heil'ge Glut auf reinem Seelenherde.

Und schau' ich all die hastende Bewegung,
Den heißen Drang, das ungestüme Sehnen,
Den Kampf um Geld und Gut, um Rang und Ehren,

Dann steh' ich stumm und lächle sonder Regung
Und spreche gleich dem Hehrsten der Hellenen:
„Wie viel, wie viel, mein Herz, kannst du entbehren!"

Die neue Auflage der Möser'schen Gedichte läßt die Bedeutung des jungen Poeten noch mehr hervortreten als die erste. Die etwas monotone Grundstimmung ist hier reicher variirt; Formenschönheit und Gedankenreichthum sind unverkennbare Vorzüge der meisten Gedichte.

4. Ein Lied von der Menschheit. Von Stephan Milow. Heidelberg, Weiß. 1869. 8. 14 Ngr.

Der sinnige Dichter gibt hier eine Geschichtsphilosophie in Versen. Bei manchen ansprechenden Reflexionen läßt sich doch nicht leugnen, daß eine solche Weltgeschichte in nuce ein für die dichterische Behandlung spröder Stoff ist. Das Gedicht verwandelt sich daher oft in eine weltgeschichtliche Reimchronik, welche die allgemein bekannten Vorfälle in Versen notirt. Für eine solche Aufgabe erscheint uns die Darstellungsweise vorzuziehen, welche Victor Hugo in seiner „Legende des siècles" vertritt. Dieser Dichter sucht in einzelnen geschichtlichen und culturgeschichtlichen Bildern den Gang der Geschichte zu fixiren. Hier beginnt erst das dichterische Schaffen und die dichterische Intuition findet einen Anhalt. Eine versificirte Nacherzählung der geschichtlichen Hauptereignisse wird immer trocken und ohne poetische Weihe bleiben, wenn auch einzelnes, wie die Kriegszüge Alexander's, die Völkerwanderung von Milow lebendig geschildert, einzelne Reflexionen sinnvoll und ansprechend sind. So hat namentlich der dichterische Abschluß Schwung und Energie:

Ein Windstoß rüttelt mich auf
Urplötzlich aus meinen Gedanken,
Er thürmt die Blätter zu Hauf,
Die rings von den Zweigen schwanken;
Er peitscht die Nebel vor sich,
Sie wogen auf und nieder;
Die lastende Ruhe wich,
Es regt, es bewegt sich wieder.
Mit Grollen kommt von fern
Ein Wetter herangezogen,
Es nachtet, und Stern um Stern
Zuckt durch die Nebelwogen.
Da bricht ein Rasen los,
Es ächzen um mich die Bäume,
Es geht ein wildes Getos
Dumpf hallend durch die Räume.
Unheimlich liegt das Land
Im schaurig wachsenden Dunkel,
Dazwischen als flüchtiger Brand
Bricht zitternd der Sterne Gefunkel.
Nur zu! Mir macht's nicht Noth,
Dies Brausen der wilden Gewalten
Und dräut es auch den Tod,
Ich will mich aufrecht halten.

Du wüthend grollender Sturm,
Wie viel dein Hauch zerbreche,
Du tödtest doch keinen Wurm,
Du streifst nur die Oberfläche.
Das ist doch alles nur Spiel,
Trotz all den stürzenden Trümmern,
Das alles bedeutet nicht viel
Und soll mich nicht bekümmern.
Ich juble, je lauter es ächzt,
Ins Toben und Splittern versunken,
Mit fortzustäuben lechzt
Mein Wesen vernichtungstrunken;
Es bricht doch rings hervor,
Und mag ich zur Stunde verschweben,
Ich wirble beschwingt empor,
Um in den Sternen zu leben.

5. Lieder einer Verlorenen von Ada Christen. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1869. 16. 15 Ngr.

Diese Gedichte haben mehr pathologischen als poetischen Werth. Eine Dichterin im Bordell ist eine jedenfalls pikante Erscheinung, und die Sprache der Empfindung gewinnt durch den Contrast, wenn sie vor den Altären der Venus vulgivaga ertönt. Diese Lieder sind alle höchst kurzathmig; die Mehrzahl besteht nur aus zwei Strophen. Ada Christen geberdet sich als weiblicher Heine; ihre Lieder sind reich an Anklängen an das „Buch der Lieder" und die „Neuen Gedichte". Doch Heine feilte bei aller anscheinenden Saloperie seine Kunstform auf das sauberste; Ada Christen verachtet die ästhetischen Regeln:

„Dein Vers hat nicht das rechte Maß",
So will man mich verweisen,
„An Fluß und Glätte fehlt es ihm" —
Und wie sie's sonst noch heißen.

Sie zählen an den Fingern ab,
Verbessern wol zehnmal wieder;
Ich leg' die Hand auf mein blutendes Herz:
Was das sagt, schreib' ich nieder.

Was das Maß der Verse betrifft, so beweist gleich das folgende Gedicht, daß der Tadel berechtigt ist:

Du hast mich unsäglich elend gemacht,
Und doch, ich kann dich nicht lassen;
Ich liebe dich stets mehr und mehr —
Und sollte dich endlos hassen.

Mein letzter Stern ging unter,
Als du dich von mir gewandt:
Da bin ich mit vollem Herzen
Ins leere Leben gerannt.

Die zweite Strophe hat einen Fuß weniger als die erste, was bei Heine nie vorkommt. An trivialen Versen sind die Lieder sehr reich:

Drei Stunden stand ich vor dem Thor
Im Regen pudelnaß
Und holte mir einen Schnupfen
Und Husten so zum Spaß u. s. w.

Der Champagnerrausch, das wüste Leben, das bacchantische Evoe der kreischenden Weiber ist in einzelnen Versen mit frappantem Ton geschildert; die reinen Klänge von Mutterschmerz und wahrer Liebe klingen aus dem wilden Reigen der Prostitution heraus und haben oft etwas Markerschütterndes; doch man darf ein Culturphänomen nicht mit einem poetischen verwechseln. Mitten unter den sentimentalen Stammbuchversen unserer Liederdichterinnen nehmen sich diese kecken und verzweifelten Verse einer Priesterin der pandemischen Liebesgöttin befremdlich und auffallend genug aus; doch unter der Lupe der ästhetischen Kritik kann man nur wenige Schönheitslinien an ihnen entdecken. Wir vermissen diese nicht in den folgenden beiden Gedichtchen, in deren erstem der Ausdruck des Muttergefühls innig und tief erscheint:

Sehnsucht.

Die Nacht ist ruhig und duftig,
Die Luft weht lau und lind;
Unter den Sternenaugen
Such' ich die deinen, mein Kind!
Ich möchte dich sehen und küssen,
Mein einz'ges, das alles mir gab,
Ich möchte still bei dir liegen
Im kleinen stillen Grab.

Wiedervereinigung.

I.

Küsse mich, denn, ach! sie bluten
Alle noch die alten Wunden,
Küsse mich, daß ich vergesse
Alle die verfluchten Stunden!
Laß mich von den süßen Lippen
Wieder Glück und Liebe saugen,
Laß mich sterben, überstrahlet
Von dem Himmel deiner Augen!

II.

Nein, ich will dich nimmer fragen,
Ob du mich auch wirklich liebst;
Mit geschlossnen Augen nehmen
Will ich, was du gnädig gibst.
Mit gebundnen Händen stelle
Ich mich schweigend deiner Macht,
Nichts mehr hoffend, nur befürchtend
Einer Trennung ew'ge Nacht!

Wenn aber die Heldin „helles, rothes Blut hustet", wenn sie von ihrem „zerfetzten Herzen" spricht, wenn sie singt:

Du streichelst mir fragend die Wange,
Du kennst das gewisse Roth;
Für dich ist's nichts als Schminke —
Für mich: in der Brust der Tod —

wenn von den lustigen Champagnergeistern im Kopf eine seltsam wirbelnde Weise singt und sie dann fortfährt:

O weh, im Magen ist mir
Auch gar zu wunderlich;
Doch das allergrößte Uebel
Ist, daß ich denk' an dich! —

da wird es auch allen neun Musen etwas flau zu Muthe und eine katzenjämmerliche Stimmung verdrängt die „poetische".

Wie seltsam nimmt sich neben diesen stotternden Phrasen der Unkunst ein Gedicht in solchem poetischen Lapidarstil aus, wie das folgende:

Ach, ihr wißt nicht, wie sich's lebt,
Athmet in der Trunkenheit
Einer Liebe, die befreit,
Die begeistert, die erhebt!
Ach, ihr wißt nicht, wie sich's lebt,
Athmet in Versunkenheit
Einer Liebe, die entweiht,
An der Schmach und Elend klebt!

Aufsehen erregen und verdienen wird diese Dichterin durch die Neuheit der Erscheinung und Antheil durch ihr Geschick, falls sie nicht selbst die pseudonyme Erfindung oder lebensvolle Maske eines Heinianers ist, der ihr die Verse dictirt und inspirirt; denn wir begrüßen in ihr eine hanseatische Sappho, deren leukadischer Fels der Hamburger Berg ist. Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Literarhiſtoriſche Schriften.

1. Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund, aus den Jahren 1753—82. Herausgegeben von Auguſt Henneberger. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.
2. Friedrich Heinrich Jacobi's Briefe an Friedrich Bouterwek, aus den Jahren 1800—19. Mit Erläuterungen. Herausgegeben von W. Meyer. Göttingen, Deuerlich. 1868. Gr. 8. 28 Ngr.
3. Ueber die Voſſiſche Bearbeitung der Gedichte Hölty's. Ein Beitrag zur deutſchen Literaturgeſchichte von Karl Halm. München, Lindauer. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.
4. Klopſtock's Abſchiedsrede über die epiſche Poeſie, cultur- und literargeſchichtlich beleuchtet, ſowie mit einer Darlegung der Theorie Uhland's über das Nibelungenlied begleitet von Albert Freybe. Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1868. 8. 15 Ngr.

Vier Schriften, deren Zuſammenhang eigentlich nur darin beſteht, daß ſie ſich gleichzeitig zuſammenfinden. So mögen denn die beiden Werke, welche durch Veröffentlichung ungedruckter Briefe einen neuen Blick in die Geſchichte der deutſchen Literatur darbieten, vorangehen; ihnen folge das Büchlein, welches ſchätzbare Beiträge zur Texteskritik eines unſerer liebenswertheſten Dichter darbietet; den Schluß bilde eine Arbeit, welche weder Neues bringt, noch das Alte unter einem neuen Lichte darſtellt.

Eine Erbſtreitigkeit zwiſchen Sachſen-Meiningen und Sachſen-Saalfeld um das 1710 ausgeſtorbene Ländlein Sachſen-Römhild gab Anlaß, daß im Frühjahr 1752 eine aus kurſächſiſchen und ansbachiſchen Beamten beſtehende kaiſerliche Commiſſion in die kleine Stadt Römhild einzog, um die Streitſache zu ſchlichten. Es gelang denn auch nach anderthalb Jahren, dieſen Sturm im Waſſerglaſe vorläufig zu beſchwören, obgleich erſt nach weitern 13 Jahren der ganze Handel beigelegt ward.

Dieſes kleine Muſterſtück vom Elend des Heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation bildet eine nicht bedeutungsloſe Epiſode im Leben eines nun ziemlich verſchollenen deutſchen Dichters, welcher aber unter den Vorläufern des claſſiſchen Zeitraums unſerer Dichtung einen geachteten Namen trägt: Johann Peter Uz. Geboren 1720 zu Ansbach, ward er als Student der Rechte zu Halle mit Gleim und Götz bekannt. Die drei Jünglinge hatten dichteriſche Gaben; Gleim, der bedeutendſte derſelben, befreundete ſich ſpäter auch zu Potsdam mit einem preußiſchen Offizier, Ewald Chriſtian von Kleiſt, dem Dichter des „Frühlings"; andere Bekannte des Gleim'ſchen Kreiſes ſchloſſen ſich an, und ſo bildete ſich jene locker zuſammengeknüpfte dichteriſche Genoſſenſchaft, welche nach dem Orte ihres Urſprungs der Halleſche, nach dem Wohnſitze des Hauptvertreters Gleim auch der Halberſtädter Dichterkreis genannt wird. In ihren Jugenddichtungen ſchwärmten dieſe Männer viel von Wein und Mädchen, ahmten des alten Anakreon leichtherzige Lieder nach und haben davon auch den Beinamen der anakreontiſchen Dichter empfangen. Mit dem Weintrinken war es nicht ſo ſchlimm, ſo viel ſie davon ſingen; und was die „Mädgen" betrifft, ſo blieben die drei Hauptvertreter dieſer Dichtung, Gleim, Uz und Kleiſt, lebenslang Junggeſellen, und es macht einen förmlich komiſchen Eindruck, wenn wir ſehen, daß der junge Wieland in der raſch vorübergehenden Anwandlung ſeines bodmeriſchen Seraphthums dieſe ehrenwerthen, uns recht perrükenhaft gemahnenden Männer als leichtfertige Diener des Bacchus und der Venus verketzerte. Da Wieland's echte Natur zu Tage trat, hat er ganz andere Dinge als die harmloſen Liebes- und Weinlieder des biedern Gleim und Uz den erſtaunten Deutſchen zu hören gegeben.

Als ansbachiſcher Secretär der obenerwähnten kaiſerlichen Commiſſion beigegeben, kam der zweiunddreißigjährige Uz nach Römhild und befreundete ſich daſelbſt mit dem wenig jüngern nachmaligen Hofadvocaten Johann Peter Grötzner. Gleiches Alter und gleiche Liebe zur Dichtung vereinigte die beiden jungen Männer, mehr noch Uz' Neigung zu der jüngſten Schweſter des Freundes. Seine Wünſche wurden nicht erhört, und als er im Herbſt 1753 mit der kaiſerlichen Commiſſion wieder von dannen zog und nach Ansbach zurückkehrte, fühlte er ſich durch das Band der Freundſchaft und Liebe gleichermaßen an Römhild gefeſſelt. Uz blieb mit Grötzner bis 1782, alſo nahezu 30 Jahre lang, faſt bis zu des Freundes 1785 erfolgten Tode, im Briefwechſel.

Dieſe Briefe von Uz an Grötzner liegen uns gedruckt vor (Nr. 1). Wie in der Natur der Sache begründet, iſt der briefliche Verkehr anfangs lebhafter, dann kommen lange, jahrelange Pauſen. Anfangs ſteht Uz ſelbſt als Dichter in der Mitte des literariſchen Treibens ſeiner Zeit, berichtet über eigene Arbeiten, über diejenigen der Freunde, über alles, was ihm im deutſchen Schriftleben bedeutſam erſcheint; gegen den Schluß hin ſtellt er ſelbſt ſeine literariſche Wirkſamkeit ein, und bei einem durch ſo lange Zwiſchenräume unterbrochenen Verkehr iſt es nicht möglich, daß alle neuern Erſcheinungen zur Beſprechung kommen, ganz abgeſehen davon, ob der alternde Mann überhaupt für Leſſing's claſſiſche Werke, für Goethe's Jugendarbeiten ein Verſtändniß hatte. Die dichteriſche Production der funfziger und erſten ſechziger Jahre bildet den Hauptgegenſtand der Beſprechung. Uz' eigene Schriften, Klopſtock, Leſſing, Gellert, Kleiſt, Wieland, Gleim u. ſ. w., ihre Werke und Streitſchriften, die neuerſchienenen deutſchen und engliſchen Romane, Voltaire's „Pucelle", kurz, was einen gebildeten, allſeitig theilnehmenden Mann anregen konnte, tritt nach und nach, meiſt raſch beſprochen, im Briefwechſel hervor, und wir ſchließen uns gern der Anſicht des (inzwiſchen bekanntlich verſtorbenen) Herausgebers an, welcher im Vorwort ſagt:

> Ich habe mit der Veröffentlichung dieſer Briefe einen nicht unintereſſanten Beitrag zur Literaturgeſchichte jener Zeit um ſo mehr zu liefern geglaubt, als zwar die ſpätere Goethe-Schiller'ſche Periode durch zahlreiche Briefwechſel und Gedenkſchriften illuſtrirt iſt, die Anfänge der claſſiſchen Literaturperiode dagegen verhältnißmäßig arm an derartigen gleichzeitigen Quellen ſind. Nun iſt allerdings Uz' eigene Poeſie heutzutage ſo ziemlich vergeſſen; aber er hat einſt, ein Koryphäe einer Hauptrichtung der Dichtung ſeiner Zeit, mitten in der literariſchen Bewegung geſtanden, und die in den vorliegenden Briefen höchſt zahlreichen Urtheile, Lob wie Tadel, über die eben erſcheinenden Werke ſind als das Zeugniß eines Augenzeugen der damaligen Entwicklung von reichem Intereſſe, wie mir ſcheint. Denn wir Nachlebenden, die wir auf jene Entwickelungsperiode unſerer Literatur als auf eine völlig abgeſchloſſene zurückblicken, und Autorn

und Erzeugniſſe derſelben ein für allemal nach beſtimmter Rangliſte nebeneinandergereiht haben, ſehen mit Theilnahme, wie in dieſen Briefen das für uns Feſte und Abgeſchloſſene noch in vollem Fluſſe iſt, wie der Streit zwiſchen den Schweizern und Gottſched die einzelnen berührt, wie Wieland's Angriff das Gemüth unſers Uz tief verwundet, wie ſich die Anakreontik ausnimmt im Verkehr des täglichen Lebens, wie ſo ganz unbeſtimmt noch die Rangordnung der gleichzeitig Lebenden iſt, daß Uz kein Bedenken trägt, Leſſing, den wir als gefeiten Claſſiker über alle Mitſtrebende ohne Streit hinausragend denken, ganz unbefangen und im guten Glauben mit ſeinem Freunde Grötzner zuſammenzuſtellen.

Es gehört zur Kennzeichnung jener Zeit, daß die Briefe des braven Anakreontikers anfangs gar viel von „Wein und Mädgen" reden; allerdings ſehen wir dabei das ſauerſüße Lächeln des in ſeiner Hoffnung getäuſchten Liebhabers; auch das bezeichnet die Zeit, daß von der weltgeſchichtlichen Entſcheidung des Siebenjährigen Kriegs nur gelegentlich, nur wehklagend und ohne alles politiſche Verſtändniß deſſen die Rede iſt, was in demſelben für die ganze geiſtige Entwickelung Deutſchlands auf dem Spiele ſtand; es weht uns aus den Briefen die dumpfe, mit Bücherſtaub erfüllte und zugleich anakreontiſch ſüßlich parfumirte Stubenluft jener Zeit entgegen, die ausſchließlich literariſchen Intereſſen lebte. Manches Urtheil von Uz iſt dabei, obwol von der Anſicht jener Zeit abweichend, von überraſchender Richtigkeit; anderes wieder, das begeiſtert erhoben wird, iſt längſt verſchollen, wie Uz' Namen ſelbſt zu den halbverklungenen gehört. Doch ſo wird es allezeit ergehen, auch mit den Schöpfungen unſerer Tage. Als Beitrag zur Kenntniß jenes Zeitalters wird dieſe Briefſammlung dem Leſer anziehend genug ſein.

Wie der Uz'ſche Briefwechſel ſich mit etwas verſchollenen Größen der Literatur beſchäftigt, ſo haben es Jacobi's Briefe (Nr. 2) mit etwas verſchollenen Größen der Philoſophie zu thun. Nachdem ſie von 1780—1830 die beſte geiſtige Arbeit der Nation für ſich in Anſpruch genommen, iſt die philoſophiſche Speculation vor den Forderungen des politiſchen Lebens, der Geſchichte und der Naturwiſſenſchaft in den Hintergrund getreten, und wir blicken auf die philoſophiſchen Streitigkeiten, welche um die Scheide des Jahrhunderts alle Welt bewegten, mit derſelben Gemüthsruhe zurück, wie etwa auf den längſt ausgetragenen Streit Gottſched's und Bodmer's. Es iſt über beiden längſt Gras gewachſen.

Nichtsdeſtoweniger hat die Veröffentlichung des Briefwechſels auch von Größen zweiten und dritten Rangs ihren Werth. Wir erkennen aus dem Urtheil der Zeitgenoſſen, wie ſie dasjenige, was noch im friſchen Fluſſe des Werdens ſich befand, anſchauten; wir ſehen, wie nicht ſelten das Bedeutungsloſe eine Weile als hochwichtig geprieſen, das Bedeutende als mangelhaft hart beurtheilt wird. Und wenn die Nachwelt vielfach anders urtheilt als die lebendige Gegenwart, ſo iſt es immerhin von Intereſſe, zu ſehen, wie dieſe urtheilte.

Friedrich Heinrich Jacobi, der liebenswürdige Gemüthsphiloſoph, der Weiſe von Pempelfort, der gaſtliche Freund zahlreicher Größen des damaligen Schriftlebens, erſcheint hier in ſeiner Verbindung mit dem göttinger Philoſophen Friedrich Bouterwek. Es iſt nicht mehr der jugendfriſche Jacobi, mit welchem Goethe durch ein ſo inniges Freundſchaftsband verknüpft war; es iſt der alte Jacobi, welcher gegen Fichte und Schelling zu Felde zieht. Von Pempelfort längſt nach Eutin übergeſiedelt, bereits den Sechzigern entgegengehend, machte Jacobi 1800 zu Hamburg die Bekanntſchaft des fünfunddreißigjährigen Bouterwek. Der jüngere Mann neigte ſich zu der philoſophiſchen Anſchauung Jacobi's, und deſſen allezeit herzgewinnende Liebenswürdigkeit, die ſich auch aufs ſchönſte in dieſen Briefen offenbart, konnte der Verbindung beider nur förderlich ſein. Jacobi ging ſpäter als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften nach München, Bouterwek lebte ſeinem Lehramt und ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit in Göttingen; aber von 1800 bis zum letzten Sommer vor Jacobi's Tode — er ſtarb im Mai 1819 — verband die beiden Männer ein Briefwechſel, welcher zwar nicht beſonders lebhaft war, aber doch Gelegenheit zur Beſprechung der bedeutſamſten philoſophiſchen Tagesfragen bot. Der alternde Jacobi, jahrelang augenleidend, konnte zwar den langen Briefen, die er dictirte, nur ein Wort des Grußes beifügen; die Briefe ſelbſt aber zeugen von einer überraſchenden Friſche des Geiſtes. Bouterwek's Schreiben ſind, weil ſpurlos verſchwunden, nicht abgedruckt; da indeß ſeine philoſophiſchen Arbeiten für unſere Zeit keinen beſondern Werth mehr haben, ſo brauchen wir den Verluſt dieſer brieflichen Aeußerungen um ſo weniger zu bedauern, als er ſeine Anſichten über die neuen wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" auszuſprechen liebte. Jacobi ſelbſt nimmt in der Geſchichte der Speculation nicht mehr die Stelle ein, welche ein Theil der Zeitgenoſſen ihm zuzuerkennen geneigt war; die Männer, die er bekämpfte, ſind ihm gewaltig über den Kopf gewachſen; die im Buche vielfach erwähnten patres minorum gentium, zunächſt Bouterwek ſelbſt, dann Bardili, Köppen, Schulze u. ſ. w. ſind weiter und weiter zurückgetreten, und ſo weiſt das Buch auf eine Zeit, deren Arbeiten fern hinter uns liegen und nur noch ein geſchichtliches Intereſſe haben. Wer dieſe Wandlungen der philoſophiſchen Speculation, wenngleich in etwas einſeitiger Anſchauung, verfolgen will, wird in dem Buche manchen intereſſanten Beitrag finden.

Wie in dem Uz'ſchen Briefwechſel, iſt auch hier der Zeitgeſchichte nur möglichſt flüchtig gedacht. Um ſo überraſchender war dem Berichterſtatter ein Stoßſeufzer des alten Jacobi im Sommer 1814: „Von dem Congreß zu Wien erwarte ich etwas dem Aehnliches, was im Jahre 1557 zu Augsburg geſchah, wo mit dem damals geſchloſſenen Religionsfrieden ein Dreißigjähriger Krieg eingeleitet wurde. In die Länge werden es die Völker doch nicht dulden, daß man ihnen lohne, wie man ihnen zu lohnen einmüthig jetzt bedacht iſt. O der Verruchtheit und Dummheit!"

Schließlich iſt noch darauf hinzuweiſen, daß der Herausgeber Jacobi's Briefe mit eingehenden Anmerkungen begleitet hat, welche um ſo erwünſchter ſind, da die Philoſophie jener Zeit uns ziemlich in den Hintergrund getreten iſt. Die Urſchrift der Briefe denkt der Herausgeber der göttingiſchen Bibliothek zu übergeben.

Zu den wenigen Dichtern, welchen wir aus der Zeit jugendlicher Schwärmerei gern bis in die Jahre männlicher Reife eine herzliche Liebe bewahren, gehört Hölty, der frühgestorbene Sänger der Abendröthe, des Vollmondes, der Apfelblüte, der zukünftigen Geliebten, die er niemals besitzen sollte. Der Jüngling berauscht sich an den warmen keuschen Empfindungen dieses edeln Dichterherzens, und der Mann gedenkt beim Lesen dieser einfach schönen Dichtungen der Tage, die nicht mehr sind, da dieser liebe, herrliche Mensch unserm besten Fühlen den Ausdruck melodischer Schönheit gab.

Als Hölty frühzeitig gestorben war, erschien zunächst eine unberechtigte Sammlung der bisher vereinzelt gedruckten Gedichte; dann veranstalteten zwei nähere Freunde des Geschiedenen, Voß und Stolberg, oder richtiger gesagt Voß allein, 1783 die erste rechtmäßige Ausgabe von Hölty's Gedichten. Daß Voß mit den Liedern des Freundes sehr willkürlich umging, hat schon früher Goedeke in seinem „Grundriß" ausgesprochen; eine eingehende Beweisführung dieses Urtheils hat er nicht gegeben. Ein glücklicher Umstand nun fügte es, daß Karl Halm zu München im Herbst 1867 für die königlich bairische Staatsbibliothek erwarb, was von Johann Heinrich Voß' literarischem Nachlaß und Briefwechsel noch in den Händen der Familie war. Unter diesem Nachlaß fanden sich in annähernder Vollständigkeit auch die hinterlassenen Handschriften Hölty's, welche jener Ausgabe zur Grundlage gedient hatten; und Halm hatte bei eingehender Prüfung Gelegenheit zu bemerken, wie sehr der seit 1783 überlieferte Text der Hölty'schen Gedichte von der ursprünglichen Fassung abweiche. Ueber die Wahrnehmungen, welche Halm in dieser Beziehung gemacht, gibt sein uns vorliegendes Büchlein (Nr. 3) eine vorläufige Mittheilung, welche dem Kenner der deutschen Literaturgeschichte von großem Interesse sein wird.

Und zwar ist die Auskunft, die wir hier finden, herzlich bedauerlicher Art; sie lautet dahin, daß die bisher allgemein für echt gehaltene Fassung der Hölty'schen Gedichte es nicht ist, daß im Gegentheil dieselben, wenn auch Voß hin und wieder einen glücklichen Ausdruck gefunden haben mag, durch Aenderungen, Zusätze, Einschiebungen, Kürzungen vielfach verunstaltet und vergröbert sind, daß wir also einer gereinigten Ausgabe der wahren Gestalt von Hölty's Gedichten ebenso bedürftig sind, wie dies bei den durch Nachlässigkeit der Drucker und Correctoren vielfach verunstalteten Schriften unserer großen Classiker der Fall ist.

Hölty's Nachlaß enthält nämlich eine große Anzahl seiner Gedichte ein- und mehrfach in der Urschrift; andere Blätter werden in Handschriftensammlungen bewahrt, sodaß es möglich ist, gerade von den bedeutendsten Gedichten seiner letzten Lebensjahre die echte Fassung wiederherzustellen. Die Blätter mit der breitspurigen Handschrift des sanften Dichters werden um ihrer Seltenheit willen heutzutage mit schwerem Geld bezahlt. Am 4. November 1865 fand zu Düsseldorf die Versteigerung einer Anzahl von Autographen aus dem Nachlaß von Johann Heinrich Voß statt, um mit dem Erlöse die Schulden eines fallirten und nach Amerika entwichenen Enkels des Dichters zu decken. Vornehmlich in der Hoffnung, ein Blatt von Hölty's Hand zu erwerben, wohnte auch der Berichterstatter der Versteigerung bei. Aber welche Preise! Zwei Lieder wurden mit 11 und 12½ Thalern, das anmuthige: „Wer wollte sich mit Grillen plagen", gar mit 17 Thalern bezahlt. Es ist das ein tragisches Geschick. Der arme Studiosus der Theologie schreibt sich schwindsüchtig mit Uebersetzungen für Buchhändler, hungert, studirt im Bette, weil er kein Holz bezahlen kann; und 100 Jahre später wird für drei Blätter von seiner Hand so viel bezahlt, wie der Lebende sicherlich nie für alle seine Dichtungen erhielt.

Voß und Hölty, die befreundeten Hainbündner, kränkelten beide in Göttingen, und gaben sich das Wort, daß der Ueberlebende des Gestorbenen Gedichte nach bestem Wissen feilen und herausgeben sollte: eine Abmachung, die um so weniger auffällig erscheint, wenn wir erwägen, einer wie gewissenhaften gegenseitigen Prüfung die Hainbündner ihre Werke unterwarfen. Darauf sich berufend, hat Voß in jener ersten Ausgabe von 1783, und noch mehr in derjenigen von 1804, die Dichtungen seines verstorbenen Freundes „gefeilt"; d. h. er hat dieselben allerdings an einzelnen Stellen glücklich geändert, allem Anschein nach in bei weitem höhern Maße verdorben und vergröbert. Voß war im Grunde, ohne daß wir seiner „Luise" oder seinem Homer irgend zu nahe treten wollten, eine nüchterne Natur; und wo er die zarten Blüten der Hölty'schen Dichtung in die Hand nahm, da wurden sie gemeiniglich arg gequetscht.

Wir können dem verdienten Verfasser in seiner Entwickelung des einzelnen nicht folgen. Mag er vielleicht dieses oder jenes misverstanden haben; so S. 27 in der Deutung von Voß' Aenderung:

Der stolzen Frau
Färb' braun und blau
Den Kamm, der adlich ihr schwillet —

oder in seinem Urtheil über Voß' Aenderung:

Bis vom Mond beschimmert,
Rings die Stoppel flimmert,
Tönt der Erntesang —

worin er, unserer Ansicht nach ohne Grund, zwei unerträgliche Härten findet, etwas zu entschieden sein — die Thatsache läßt sich nach den gegebenen Mittheilungen nicht verkennen, daß Voß, obwol aus den besten Beweggründen, in seinem Freundschaftseifer für Herstellung dessen, was er für verständlich und schön hielt, viel zu weit gegangen ist. Es war dem Berichterstatter von besonderer Bedeutung, zu sehen, wie manche Stelle, die ihn früher abgestoßen und die mit dem übrigen gar nicht stimmen will, auf die Rechnung des ungeschickten Verbesserers kommt. So hat unter anderm Voß das schöne Lied: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit", unverantwortlich entstellt, indem er den von Hölty zart angedeuteten Gespensterspuk in plumpster Weise ausmalt. Wie Voß in dem herrlichen Gedicht „Reue" an die Stelle der einfachsten, reinsten Empfindung das bausbackige Klopstock'sche Pathos setzte, wird man S. 18 mit Erstaunen nachlesen. Er strich Strophen, die ihm schwach schienen, modelte andere völlig um, erweiterte Hölty's Lieder durch Einschiebsel und Zusätze eigener Erfindung. „Ich glaubte", schreibt er an Miller, „es unserm Freunde und der Güte

des Ganzen schuldig zu sein, diese Stücke druckfertig zu machen. Mich deucht, Eitelkeit kann bei meiner Arbeit doch wol nicht zu Grunde liegen; denn ich lasse meinen Freund manchmal neue, nicht üble Gedanken sagen, und niemand erfährt's, daß ich sie zuerst dachte." Ein leidiger Trost! Voß hätte besser gethan, diese neuen nicht üblen Gedanken in eigenen Gedichten auszuführen, anstatt durch dieselben Hölty's in den allermeisten Fällen völlig abgerundete und tadellose Dichtungen zu verunzieren. Der Freund solcher Forschungen und der Freund Hölty's wird die zahlreichen Nachweise über Voß' poetische Versündigungen am Nachlasse des Bundesbruders mit regster Theilnahme verfolgen; und der Verfasser wird sich durch die, dem Schlußwort zufolge von ihm vorbereitete gereinigte und vermehrte Ausgabe von Hölty's Gedichten ein hohes Verdienst um das Gedächtniß des frühgestorbenen liebenswürdigen Dichters erwerben. *)

Wie manche Bücher das Gepräge der Nothwendigkeit an der Stirn tragen, so andere das Gepräge der Ueberflüssigkeit. Briefe, welche genauern Einblick in einen abgeschlossenen Zeitraum unsers Schriftlebens gewähren, kritische Bearbeitungen unserer Classiker, diese und ähnliche Schriften haben ihr Verdienst und ihr Interesse. Dieses ist dem letzten uns vorliegenden Büchlein von Freybe (Nr. 4) weniger nachzurühmen. Schon der langathmige Titel besagt, daß hier gar Verschiedenartiges vereinigt ist. Die lateinische Rede über die epische Poesie, welche der einundzwanzigjährige Klopstock beim Abgang von der Schulpforte hielt, ist hier nach Cramer's „Klopstock. Er und über ihn" (1780), im Urtexte wie in Cramer's Verdeutschung, wieder abgedruckt. Als Einleitung dazu dient ein Rückblick auf die frühere deutsche Literatur hauptsächlich des 17. Jahrhunderts, mit dem Hinweis, daß Klopstock's Urtheil, den Deutschen mangele ein Epos, durch seine Unkenntniß der mittelalterlichen Volksdichtung und vornehmlich des „Nibelungenliedes" hervorgerufen sei. Die Geschichte der Wiedererweckung der ältern deutschen Literatur wird dann kurz angedeutet, daran ein Auszug aus der Abhandlung Uhland's über das „Nibelungenlied" — im ersten Bande seiner „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (1865) — mitgetheilt, außerdem eine ziemliche Anzahl Urtheile von Vilmar, Goedeke u. a.

Diese Uebersicht zeigt, daß das Büchlein seinem wesentlichen Inhalt nach nichts Neues bringt, sondern Altes abdruckt, Neues auszieht. Das übrige sind aneinandergereihte Lesefrüchte, wobei man nicht immer versteht, warum dieses oder jenes hier eine Stelle gefunden. Der salbungsvolle Ton des Ganzen ist auch nicht jedermanns Liebhaberei. Ob demnach das Büchlein eine Lücke in der Literatur ausfülle, müssen wir bezweifeln.

Dabei gelegentlich ein Wort. In seiner geschichtlichen Entwickelung berührt der Verfasser auch die Dichtung des 17. Jahrhunderts und zwar in jener absprechenden Weise, welche leider aus mangelhafter Kenntniß für die Betrachtung jener Zeit herkömmlich geworden ist, und sich z. B. bei Vilmar kräftig ausgesprochen findet. Wer wollte es leugnen, daß die Deutschen jener Zeit, um Zinkgref's Wort zu gebrauchen, „gewelschte Deutsche" gewesen, daß die Gelegenheitsdichterei überwucherte, daß die gelehrten Gesellschaften viel Albernes zu Tage brachten, daß eine Menge von Anweisungen zur Dichtkunst erschienen, und so manches andere. Auch das wird zugegeben werden müssen, daß Deutschland im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs keinen einzigen großen Dichter besaß. Und doch thut man einer Zeit bitteres Unrecht, die so ernstlich ihre Mängel erkannte, so emsig an deren Abstellung arbeitete. Gerade die so vielfach lächerlich gemachten Sprachgesellschaften jener Zeit, vornehmlich der weimar-anhaltische Palmenorden, waren freie Vereinigungen von Adelichen und Gelehrten, also von französisch und lateinisch Verwelschten, zur Reinigung der Sprache; und wer sich eingehender mit ihnen beschäftigt, wird mit Vergnügen bemerken, wie ängstlich die Herren in ihren deutschen Schriften jeden undeutschen Ausdruck vermeiden. Die vielverlachten Poetiker des 17. Jahrhunderts sind weit entfernt, die Dichtkunst einfach als ein Lernbares darzustellen; sagt doch ihr Chorführer Opitz ausdrücklich in seiner „Poeterei": „Ich bin solcher Gedanken keineswegs, daß ich vermeine, man könne jemand durch gewisse Regeln und Gesetze zu einem Poeten machen." Aber diese Poetiker haben das sehr große Verdienst, aus der zuchtlosen Reimerei des ausgehenden Mittelalters herauszuführen zu künstlerischem, accentuirendem Strophenbau, und ich habe an anderer Stelle — in der 1863 erschienenen Monographie über Opitz' Freund, den Professor August Buchner zu Wittenberg, einen gefeierten Gelehrten und Dichter seiner Zeit — nachgewiesen, wie ohne diese vielbemäkelte Thätigkeit des 17. Jahrhunderts wir die formenschöne und sprachgewandte Poesie des 18. Jahrhunderts nimmer besäßen. Jene gemeiniglich als abgeschmackte Gesellen verspotteten Männer des 17. Jahrhunderts, ein Ludwig von Anhalt, Schottel, Zesen, Buchner u. s. w. waren keineswegs große Dichter, aber sie haben mit vollstem nationalen Bewußtsein, den Firlefanz der gelehrten Gesellschaften nur als Mittel zum Zweck benutzend, mit rastlosem Eifer gearbeitet, um die Grundlagen einer deutschen Metrik, Poetik, Rechtschreibung, Sprachlehre, Lexikographie u. s. w. aus dem Nichts zu schaffen; und wenn man sich gedrungen fühlt, fast die gesammte Production jener Zeit zu verurtheilen, so sollte man auch die erfreulichen Lichtseiten einer solchen Zeit nicht dergestalt übergehen, wie Freybe, seinem Vorbild Vilmar folgend, es thut, und wie die allermeisten es thun. Es ist leicht, solche absprechende Urtheile nachzuschreiben; verdienstlicher wäre es, in eingehendem Studium zu prüfen, ob sie richtig sind.

Wilhelm Buchner.

*) Diese Ausgabe erscheint demnächst im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig. D. Red.

Vom Büchertisch.

1. Deutscher Radicalismus in Amerika. Ausgewählte Vorträge von Karl Heinzen. Herausgegeben von dem „Verein zur Verbreitung radicaler Principien". Neuyork, Steiger. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Wie neu und gedankenerweckend waren Karl Heinzen's Erstlingswerke, das Buch von der „Bureaukratie" und die Libelle der vierziger Jahre: wie abgestanden und überlebt präsentirt sich der Radicalismus jener überwundenen Standpunkte dem kritischern Geschlecht unsers Zeitalters! Der Zug der Zeit hat sich energisch für die Idee des Constitutionalismus ausgesprochen, und der alte vormärzliche Radicalismus, der im Grunde nicht so böse ist, als er ausschaut, der nicht den Bund mit den Pfaffen und Aristokraten scheut, wie die süddeutschen Agitationen lehren, verliert vor dem Realismus der modernen Staatsanschauung täglich mehr Boden. So tappt denn auch die plumpe Hand des alten Demokraten Heinzen in alle Verhältnisse des socialen Lebens unberufen hinein, stellt sie unter die Lupe des Radicalismus vulgaris, wie er den Rowdies von Neuyork aus dem Tabacksmunde sprudelt, und tauft die Resultate seiner verworrenen „Untersuchungen" als Offenbarungen der „Vernunft", über deren eigenstes Wesen er keine Rechenschaft zu geben vermag. Die Ladies und Gentlemen in der Turnerhalle von Cincinnati oder in Hermann Mo. werden gewiß durch die kraft- und saftvollen Ausfälle Heinzen's gegen alles, was irgendeine historische Berechtigung für sich haben könnte, weidlich erbaut gewesen sein: dem deutschen Publikum aber wage man nicht ein Bündel Schimpfworte eines grollenden deutschen Demokraten als Extract amerikanischer Lebensweisheit herüberzusenden; irren wir nicht, so hat bereits die bessere Presse der Union sich scharf gegen das Treiben Heinzen's und seine Auswüchse ausgesprochen.

2. Die Opfer mangelhafter Justiz. Galerie der interessantesten Justizmorde aller Völker und Zeiten. Von Karl Löffler. Erster und zweiter Band. Jena, Costenoble. 1868. 8. Jeder Band 2 Thlr.

Das Löffler'sche Unternehmen reiht sich seinen Vorgängern, dem Häring-Hitzig'schen „Pitaval" und seinen Nachkommen würdig an. Es beschränkt indeß die Fülle des criminalistischen Stoffs auf diejenigen Fälle, die einen Justizmord voraussetzen lassen. Den Kämpfern für Aufhebung der Todesstrafe wird der Herausgeber mit seinem Werke einen großen Dienst leisten. Die strenge actenmäßige Ausführlichkeit, die sich zumeist im Proceß Leotade, in durchaus rühmlicher Weise manifestirt, wird sicher dazu beitragen, dem verdienstlichen Unternehmen zahlreiche Freunde zu gewinnen. Derartige Sammelwerke können, das ist klar, nicht von juristischer Begabung allein dictirt werden, es muß ihrer Behandlung auch eine tüchtige Dosis Humanität beigemischt sein, um sie dem großen Publikum genießbar zu machen. Diese Eigenschaft, verbunden mit scharfer Präcision des Ausdrucks und erfreulicher Klarheit der Darstellung, besitzt das Werk in allen seinen Theilen, die wol bald zu einer pitavalähnlichen Anzahl heranwachsen dürften. Im Falle Nicolai wird dem Leser der aus den Freiheitskriegen wohlbekannte Generalauditeur Friccius in nicht sehr günstiger Beleuchtung vorgeführt; dem Falle Bernhard Matter hätten wir vielfache Kürzungen anzuempfehlen.

3. Der politische Eid. Eine ethische Studie von L. Schrader. Kiel, G. v. Maack. 1868. Gr. 8. 12 Ngr.

Viel richtiger sollte die vorliegende Schrift „Meine Amtsentlassung durch die preußische Regierung" heißen. Der weiland Archidiakonus an der Nikolaikirche in Kiel, L. Schrader, ward vom Oberpräsidium der Provinz Schleswig-Holstein des Amtes entlassen, weil er sich weigerte, dem König von Preußen als Landesherrn den Amtseid zu leisten. Das ist des Pudels und vorliegender Abhandlung Kern, die sich über das Wesen des Eides des Weitern verbreitet. Ob die angezogene Parallele der Eidesleistung der Holsteiner für Christian IX. mit der für Wilhelm I. in Einklang zu bringen wäre, ist zum mindesten fraglich. Eine Deduction vom biblischen und dogmatischen Standpunkt, wie sie der Autor uns bietet, geht dem Gegenstand so wenig zu Leibe, wie eine einseitig staatsrechtliche Behandlung der Kreuzzeitungspartei, die L. Schrader bekämpft. Ist demnach auch nur von einer Seite die Anschauung über den Eid geschildert, so kann man doch dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, den Fehler der hannoverschen Geistlichkeit von 1837 vermieden zu haben: die Furcht nämlich, seine Ueberzeugung frei herauszusagen und für sie zu leiden.

4. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Ein Führer zu den merkwürdigsten mittelalterlichen Bauwerken am Rheine und seinen Nebenflüssen. Mit zahlreichen erklärenden Holzschnitten, herausgegeben von F. Bock. Erste Lieferung: Abteikirche zu M. Gladbach. Köln, Schwann. 4. 5 Sgr.

Die erste Lieferung des, wie aus der Anlage zu ersehen, umfangreichen Werks, beginnt würdig den Reigen der Schilderungen altrheinischer kirchlicher Architektonik, die jeder Kunstfreund willkommen heißen muß. Gegenüber der gesinnungslosen Koketterie mit dem Mittelalter und seinen Baudenkmalen, die in der Restaurationszeit en vogue war, beginnt jetzt eine eingehende sachverständige Kritik, nicht durch Phrasen, wohl aber durch Zergliederung und ästhetischen Hinweis auf die unverwüstliche Schönheit des mittelalterlichen Baustils dem Deutschen seine künstlerische Vorzeit zu reproduciren. In unermüdlicher Thätigkeit weist die germanische Alterthumswissenschaft im Verein mit der Architektonik in ihren Organen, so im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" und an andern Orten, immer von neuem auf das Mittelalter, als die Zeit, in welcher Kunst und Gewerbe nicht so streng wie heute geschieden waren, hin. Auch der Herausgeber vorliegenden Werks ist, unter materieller Beihülfe höchster und hoher Persönlichkeiten, der alten Tradition des Klerus, den künstlerisch bedeutsamen Stätten der Gottesverehrung Förderung und Liebe zuzuwenden, treu geblieben. In geschmackvoller Art, die jede Ermüdung fern hält, zeigt sich uns der Autor als eifriger und wohlunterrichteter Führer, vorerst nur in der Benedictiner-Abtei von M. Gladbach. Die prachtvollen Illustrationen, deren Donator der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen ist, vermitteln das Verständniß und die Anschauung. Das großartige

Unternehmen, dem wir besten Fortgang wünschen, wird von der kunstsinnigen preußischen Königsfamilie und dem Adel der Rheinlande wesentlich gefördert.

5. Die Erde als Wohnort des Menschen. Volkslesebuch von Ferdinand Stamm. Wien, Prandel. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Es regt sich überall in Oesterreich, auf den geschiedensten Gebieten des geistigen Lebens entfalten sich jetzt die Blüten, deren Keime schon lange in dem tüchtigen Volke schlummerten, aber erst durch die Sonne liberaler Entwickelung gereift sind. Wir haben zumeist in den trefflichen pädagogischen Arbeiten, die uns aus Oesterreich in letzter Zeit vor Augen gekommen, mit Freuden einen unverwüstlichen ethischen Grundzug der besten Art wahrgenommen. Und diesen freuen wir uns auch an vorliegendem Buche zu constatiren, das als echtes Volkslesebuch sich über alles, was unter dem Himmel ist, populär, ohne trivial zu werden, verbreitet. Naturwissenschaft und Naturgeschichte, die Anfänge der Physiologie, des Ackerbaues und des Gewerbes werden in lichtvoller, logischer Behandlung, verständlich der ungeschulten Denkart, vorgeführt, damit sie daraus die Grundbegriffe eines wissenschaftlichen Verständnisses lerne. Wir wünschen dem sachgemäßen Werkchen auch in Norddeutschland die weiteste Verbreitung.

6. Aus dem österreichischen Klosterleben. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. Von A. E. Wagner. Erster Band. Berlin, C. Heymann. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Selten ist uns ein so interessantes, die Sittengeschichte bereicherndes Werk vor Augen gekommen, als diese Skizzen aus einer wenig gekannten Provinz des österreichischen Culturlebens. Ein lebensfreudiger Jüngling mit hellem Kopf und warmem Herzen tritt gemäß einem Gelübde seiner Mutter in ein niederösterreichisches Benedictinerkloster, um dort nach vollendetem Noviziat die priesterlichen Weihen zu erhalten. So eng begrenzt auch dieser Rahmen der Action zu sein scheint, so mannichfaltig, tief empfunden und voll psychologischen Lebens sind die innern Vorgänge behandelt, die der Novize und Kleriker mit künstlerischer Hand schildert. Die Schreibweise Wagner's gemahnt uns in ihrer objectiven Einfachheit und künstlerischen Anordnung an Stifter's Studien, deren Schauplatz ja auch derjenige der vorliegenden Klostermemoiren ist. Der Verfasser ist, wie wir aus dem Prospect des Verlegers ersehen, später freigemeindlicher Prediger in Stettin gewesen; wir sind daher sehr begierig, die seelischen Processe dargestellt zu sehen, die ihn zu seinem Austritt aus der katholischen Kirche bewogen. Theilweise eingeleitet und ernstlich motivirt finden sie sich bereits im ersten Bande vor: dem zweiten, demnächst erscheinenden, sehen wir mit großer Spannung entgegen.

7. Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges. Herausgegeben vom Central-Comité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der böhmischen Erz- und Riesengebirgsbewohner, unter Redaction des Comité-Mitgliedes Ritter Klemens von Weyhrother. Dritter Jahrgang. 1869. Prag, Calve. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sind die Gebiete der Pädagogik und Culturgeschichte eroberte Provinzen für das österreichische Geistesleben, so hat dagegen der Donaustaat seit lange das Privilegium, dem poetischen Dilettantismus freien Raum gelassen zu haben; in Lyrik, Drama und Epos, weniger im Roman begegnet uns der talentvolle Dilettantismus des Kaiserstaates mit selbstgefälligem Auftreten. So ein „Musenalmanach" oder „Jahrbuch", „Taschenbuch" u. s. w. hat freilich die Art, dem reimenden Volk Thür und Thor zu öffnen: dem reimenden nicht allein, auch, wie vorliegendes Jahrbuch ausweist, dem novellistischen und feuilletonistischen. Erklärlich ist's, daß nur wenige Namen von Bedeutung uns in solch einem Pickenick der poetischen Hausmannskost begegnen; bedauernswerth aber, daß unter den hominibus novis sich selten genug ein beachtenswerthes Talent befindet. An der Tafel unsers „Jahrbuch" treten uns die Namen Robert Hamerling, Tschabuschnigg, Lucian Herbert, Ambros als angenehme Bewirther entgegen, die andern Herren tischen uns zum Theil Aufgüsse von alten Getränken oder Ragouts von anderer Schmaus auf. Die feuilletonistischen Nummern sprechen noch am meisten an. So verrathen die Skizzen aus Wiesbaden, die Friedrich Schütz (S. 81) liefert, sowie das Culturminiaturbild „Zusammengeblasen und Auseinandergestoben" von Karl Victor Hansgirg (S. 492) ungewöhnliche feuilletonistische Begabung. Die „Italienischen Reiseerinnerungen", die Ambros beiträgt, würden ein gleiches Lob verdienen, wenn sie nicht ganz unmotivirt dem Groll ihres Autors gegen Richard Wagner und seine Richtung Luft machten. Durch solche Kundgebungen loyalen Conservativismus eines deutschen Musikgelehrten wird uns der italienische Himmel unangenehm verdüstert. Erwähnen wir noch die Novellen von Theodor Reinwald, von Frau Versing-Hauptmann, die Uebersetzungen aus dem Serbischen von H. Littrow und vor allem die feurigen Strophen R. Hamerling's „An die Nationen", so können wir die Fülle der übrigen Beiträge im Hinblick auf das viele Gediegene getrost mit in den Kauf nehmen: der menschenfreundliche Zweck des Unternehmens heiligt auch hier die schwachen Mittel.

8. Cornelia, die Mutter der Gracchen. Ein römisches Frauenbild von J. Soergel. Erlangen, Deichert. 1868. 16. 6 Ngr.

Eine hübsche Studie über die berühmte Römerin, in der sich das Leben der altrömischen Frau spiegelt; die streng sachliche Darstellung hätte aber doch wol mehr Seitenblicke auf römische Menschen und Zustände gerechtfertigt, als uns hier gegeben worden.

9. Alessandro Poerio. Ein Lebensbild mit lyrischem Anhang, von Friedrich Marx. Graz, Pock. 1868.

Wenigen deutschen Lesern werden Alessandro Poerio's Dichtungen bekannt sein; ein nationaler Grundton, ein tiefer Schmerz über die Abhängigkeit Italiens durchtönt sie alle. Der edle Dichter, der gleich Theodor Körner und Petöfi sein Ende im Kampfe für die Nation fand, die er liebte und besang, wird uns hier als Patriot nach Mariano d'Ayala's Biographie und als Poet in mehrfachen Uebertragungen von Friedrich Marx vorgeführt. Unter den Gedichten nehmen „Das Meer" und „Die Nacht", die meisterhaft übersetzt sind, einen hohen poetischen Rang ein.

10. Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von S. Nilsson. Nach dem Manuscript zur dritten Originalausgabe übersetzt von J. Mestorf. Mit 16 lithographirten Tafeln. Hamburg, O. Meißner. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Schon bei Gelegenheit einer der frühern Ausgaben des Nilsson'schen Werks ward den Theorien des geistvollen und gelehrten Schweden eine eingehende Würdigung zutheil. Jetzt liegt uns die deutsche Uebersetzung der dritten Auflage vor, und zwar von der Hand Mestorf's, der sich bereits als gewandter Uebersetzer des „Bronzealters" bewiesen. Die vorliegende Auflage verdankt ihm wol auch neben einer angenehmen Lesbarkeit die Registrirung, die bei ethnographischen Werken schwer entbehrt werden kann. Der vergleichende Charakter des Buchs zeigt sich zumeist in den Kapiteln, die über Waffen und Hausgeräth, sowie über die fossilen Schädel handeln. Gerade die kraneologischen Partien des Werks sind dessen Glanzpunkt, weniger die Anschauungen, die der Verfasser im sechsten Kapitel entwickelt. Der hier dargelegte Euhemerismus Nilsson's, z. B. in der Annahme der Identität von Lappen und Zwergen, läßt vielfache Rügen und Erwiderungen von seiten der comparativen Mythenforschung zu. Ein besonderes Lob dagegen verdienen die Erläuterungen zu den Lithographien, ebenso letztere selbst, die der schwedischen Officin alle Ehre machen.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

F. W. Ebeling scheint in besonderer Gunst bei dem „Athenaeum" zu stehen, denn nachdem dieses Blatt neulich seiner Arbeit über Bürger einen längern anerkennenden Artikel gewidmet, bespricht es unter den drei deutschen Werken, denen es in der Nummer vom 6. März d. J. die Ehre einer Beurtheilung erweist, schon wieder ein Product desselben Verfassers. Diesmal ist es dessen „Wilhelm Ludwig Weckherlin, Leben und Auswahl seiner Schriften". Freilich macht der Referent gegen das neuere Werk einige Bedenken geltend.

„Wer kennt auch nur den Namen Weckherlin? fragt Ebeling. Was hat uns Ebeling über Weckherlin zu sagen? dürfte die Gegenfrage des Publikums sein. Wir fürchten, daß die einzige Antwort, die uns Ebeling geben kann, die Unkenntniß, über die er sich beklagt, hinreichend rechtfertigen, und daß sie durch seine Arbeit keineswegs vermindert werden dürfte. Mag es auch wahr sein, daß Weckherlin's Schriften während des 18. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zogen, daß er wie ein Komet über Deutschland aufging, daß seine Werke überall bekannt waren, soweit die deutsche Zunge reichte, und daß man sie in einigen Dörfern auf Kosten der Steuerpflichtigen kaufte. Allein ein plötzlicher und großer literarischer Erfolg ist nicht immer eine Anwartschaft auf Unsterblichkeit. Ebeling hätte seine Sache besser führen müssen, wenn er seinen Helden wieder zu Ehren gebracht haben wollte. Unserer Ansicht nach hat er in seiner Einleitung nichts bewiesen. Der Bericht, den er uns über Weckherlin's Leben gibt, schildert den Mann nicht klar genug. Wir erhalten einige interessante Züge, einige Einzelheiten, die seinen Charakter betreffen, einige Auszüge aus seinen Werken, welche zeigen, daß er seinem Zeitalter voraus war. Er schrieb gegen die Hinrichtung einer Hexe im Canton Glarus, im Jahre 1782, und die beleidigte Behörde setzte eine Belohnung auf seine Festnahme. Der Anschlagzettel, den sie veröffentlichte, ist amüsant, da er zeigt, daß sie ihre gereizten Gefühle in ein Signalement hineintragen konnte. Ebenso verfaßte Weckherlin eine Schilderung der Stadt Wien im Jahre 1777 und wurde dafür zu einer sechsmonatlichen Kerkerstrafe verurtheilt. Auch die Geschichte von einem jungen wiener Adelichen, der auf einer sächsischen Universität studirte und bei seiner Heimkehr fand, daß Hochdeutsch eine ganz unbekannte Sprache wäre, ist charakteristisch. Viel mehr aber erfahren wir von Ebeling selbst nicht, und seine Auswahl aus Weckherlin's Werken kann lediglich die Popularität ihres Verfassers zu seiner Zeit erklären. Diese Popularität indessen kann schwerlich wieder aufgefrischt werden, weil Ansichten, mit denen wir jetzt ganz vertraut sind, dem 18. Jahrhundert unbekannt waren; und so viel Einsicht auch damals dazu gehört haben mochte, auf jene Ansichten zu kommen, so hatte Weckherlin doch nicht Kraft genug, sie sich vollständig anzueignen. Dies wenigstens ist der Eindruck, den wir jetzt gewinnen, und wenn dieser irrig ist, so trägt Ebeling zum Theil die Schuld davon."

Ueber E. Kapp's „Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung" sagt die „Saturday Review" vom 20. März: „Eine Abhandlung über Geographie läßt auf den ersten Blick kaum etwas anderes erwarten als ein Schulbuch. Ebenso verhält es sich mit einer Grammatik, und doch, obschon das grammatische Studium irgendeiner besondern Sprache eine sehr wenig einladende Aufgabe sein mag, so ist doch kein Studium interessanter als das der vergleichenden Sprachkunde. Mehrere Sprachen zusammen in ihren gegenseitigen Verhältnissen darstellen, heißt eine Masse lebloser Einzelheiten beleben: wir werden uns des Wechsels im Bau der menschlichen Sprache bewußt, und Wechsel bedeutet Leben. In einem vor einem Vierteljahrhundert veröffentlichten und jetzt wesentlich umgearbeiteten Werke hat Ernst Kapp versucht, dasselbe für die Erdkunde zu leisten, was Bopp und dessen Mitarbeiter für die Grammatik ausgeführt haben. Die Geographie ist in seinen Händen nichts Todtes — kein bloßes Ortsverzeichniß, keine bloße Tabelle über die Länge der Flüsse und Höhe der Berge, sondern wird philosophisch betrachtet als der wichtigste Factor in der Geschichte, als das Hauptelement, nach welchem der Charakter der verschiedenen Bewohner der Erde bestimmt wird, von welchem ihr Schicksal abhängt. Man muß gestehen, daß der Verfasser ein höchst anziehendes und anregendes Werk geschaffen hat. Freilich kann ein solches Werk leicht in Phantasterei ausarten. Einmal zugegeben, daß die Kennzeichen der Menschen gleichsam eine Uebersetzung der Kennzeichen der Erde in eine geistigere Sprache seien, so ist sofort den Auslegungen und Vergleichungen, welche nur je nach der Fruchtbarkeit der Einbildungskraft des Verfassers ihre Schranken finden, Thür und Thor geöffnet. Viele dieser Auslegungen können wol höchst geistreich und poetisch sein und sind es auch wirklich; ja sie können tiefe Wahrheiten in sich bergen; allein sie liegen dennoch außerhalb des Bereichs der anerkannten Wissenschaft. Der Verfasser weist häufig die Verbindung zwischen den physischen Merkmalen und der Geschichte der verschiedenen Himmelsgegenden mit großem Scharfsinn nach; doch kann man ihn im allgemeinen nicht von der Beschuldigung freisprechen, daß er, anstatt die Thatsachen durch seine Theorie zu erklären, seine Theorie den Thatsachen anpasse. Wir können annehmen, daß er in den meisten Fällen recht habe; doch kann die Richtigkeit seiner Ansichten nicht erwiesen werden. Er ist augenscheinlich von Schelling, Carus und Oken stark beeinflußt und wird wol schwer sich bei den jetzt in Deutschland vorherrschenden materialistischen Schulen Gehör verschaffen."

Von Prof. Kutzen's: „Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen" u. s. w., heißt es dann, an obige Besprechung anknüpfend, er habe das für Deutschland geleistet, was Kapp

für die ganze Erde versucht habe, und die Verbindung der Geographie mit der Völkerkunde und Geschichte habe ein höchst interessantes Werk zu Wege gebracht.

Ueber J. J. von Tschudi's „Reisen durch Südamerika" (Leipzig, F. A. Brockhaus) sagt dasselbe Blatt: „J. J. von Tschudi ist einer der unterhaltendsten und belehrendsten Reisenden, dessen Schriften auf Generationen hinaus eine unserer Hauptquellen der Belehrung über Südamerika bilden werden. Die im vorliegenden Schlußbande geschilderte Reise hat ihn erst durch die unebenen Pässe der Andes und später längs der noch unfruchtbarern Wildniß der bolivianischen Küste, vielleicht des unwirthlichsten Landstrichs auf der Oberfläche der Erde, geführt. Höchst treffend ist seine Schilderung der vollständigen Dürre dieser Gegend und ihrer einzigen Stadt, des elenden Cobija, von gestrandeten Matrosen gegründet, die nur zwischen dieser Stelle und dem Ocean zu wählen hatten, und von Lebensmitteln sich nährend, die viele hundert Meilen weit hergebracht sind; das aber wegen der benachbarten Kupfergruben und als der einzige Seehafen des ungeheuern großen Freistaats Bolivia erhalten wird." Cobija, bemerkt der Referent hier beiläufig, sei übrigens nicht 1619, sondern 1679 gegründet worden. Wahrscheinlich liegt hier ein bloßer Druckfehler vor.

„Ein Ausflug nach Chile gewährt ein heiteres Bild. Der Reisende fand die Bevölkerung von Valparaiso seit seinem letzten Besuche im Jahre 1838 verdoppelt. Er drückt sich auch günstig über die Hauptstadt Santiago aus und rühmt mit Nachdruck die Verdienste ihrer Universität, die in vielen Wissenszweigen ausgezeichnet und die einzige Anstalt der Art in Südamerika ist, die sich eines Lehrstuhls für Griechisch rühmen kann. Der ungewöhnliche Fanatismus der Frauen zu Santiago, die vor einigen Jahren die Veranlassung zu einer so schrecklichen Katastrophe war, ist der düstere Zug in dem sonst so heitern Gemälde. Tschudi möchte diesen Fanatismus physischen Ursachen zuschreiben. Einige seiner Beobachtungen über die Wirkungen der Acclimatisation in Chile sind mit Bezug auf die wissenschaftlichen Streitigkeiten der Gegenwart von Wichtigkeit. Er findet z. B., daß die Chilianer häufiger an Herzkrankheit leiden als die Bewohner irgendeines andern Landes. Auch unter den Vögeln daselbst hat man in letzter Zeit eine große Sterblichkeit bemerkt, die scheinbar durch Vergrößerung des Herzens und der Leber herbeigeführt worden.... Unser Reisender besuchte auch Bolivia, wo er die Bekanntschaft des jüngst verstorbenen Präsidenten Linares machte, eines Mannes, der zu weise und gerecht für sein zerrüttetes Land war. Seine Reise in Peru ist ebenfalls höchst interessant: sie ist mit zahlreichen Abbildungen peruvianischer Alterthümer und einer sehr merkwürdigen Probe von einer hieroglyphischen Schreibart, die ein Indianer im gegenwärtigen Jahrhundert erfunden, bereichert."

Ferner sagt die „Saturday Review": „Die neue Auflage von Wasielewski's «Robert Schumann, eine Biographie» ist um einige, früher noch nicht veröffentlichte Briefe vermehrt worden. In seiner gegenwärtigen Gestalt wird das Werk kaum fürs englische Publikum geeignet sein; jetzt aber, wo Schumann's Musik anfängt bekannt unter uns zu werden, glauben wir, daß eine auszugsweise Uebersetzung mit Erfolg versucht werden könnte. Es ist ein weit anziehenderes Buch als von Hellborn's Biographie Schubert's, welches zweimal übersetzt worden ist. Schubert's Leben war so zurückgezogen und sein vertrauterer Umgang so gewöhnlich, daß seine Biographie kaum eine Spur von dem Reichthum an Phantasie und Gefühl, die er sicherlich besessen haben muß, wahrnehmen läßt. Schumann selbst war zwar ein höchst zurückhaltender Mensch; hingegen war der Kreis seiner Bekannten ein weiter; seine Biographie ist geschrieben worden, während sein Andenken noch frisch ist; ein ausgedehnter Briefwechsel hat sich erhalten; viele Ereignisse in seinem Leben waren besonders dazu geeignet, seinen Charakter ins Licht zu setzen, und allen diesen Umständen vereint verdanken wir ein lebhaftes und ziemlich vollständiges Bild. Als eine psychologische Studie ist seine drunklose Gestalt interessanter als die bezaubernde Persönlichkeit Mendelssohn's oder die abenteuerliche Laufbahn Weber's. Es gibt in dem ganzen Bereiche der Biographie kein Beispiel von einem Künstlerleben, das reiner und einfacher der Kunst geweiht war."

Von R. Avé-Lallemant's „Anson" heißt es: „Es ist eine Curiosität in seiner Art. Die Geschichte von Anson's berühmter Seereise ist mit großer Genauigkeit in sehr musikalischen Octaven erzählt. Des Verfassers poetische Gabe ist nicht unbedeutend und er hat ein sehr angenehmes erzählendes Gedicht geliefert."

„Friedrich Spielhagen", lesen wir dann weiter, „ist einer der besten der heutigen deutschen Novellisten; gleicht aber allen andern deutschen guten wie schlechten Novellisten darin, daß ihm die kurzen Erzählungen besser gelingen als die dreibändigen Romane. Seine «Dorfkokette» ist eine sehr reizende Erzählung, einfach in der Verwickelung, von belebter Darstellung und vollkommen naturgetreu; dabei fehlt es ihr nicht an tragischen Momenten; sie endet aber glücklich, wie es eine Novelle sollte, um gänzlich befriedigend zu sein."

Zum Schluß heißt es: „«Unsere Zeit» bringt ihre gewöhnlichen geschickten Abhandlungen über Gegenstände von zeitgenössischem Interesse. Rußland, Abyssinien, Mexico, Japan und der deutsche Zolltarif werden besonders erschöpfend behandelt."

Bibliographie.

Arendt, R., Der Anschauungsunterricht in der Naturlehre als Grundlage für eine zeitgemässe allgemeine Bildung und Vorbereitung für jeden höheren naturwissenschaftlichen Unterricht. Mit specieller Bezugnahme auf des Verfassers „Materialien für den Anschauungsunterricht in der Naturlehre". Leipzig, Voss. Gr. 8. 10 Ngr.

Beck, W. v., Der deutsch-russische Konflikt an der Ostsee. Zukünftiges, geschaut im Bilde der Vergangenheit und der Gegenwart. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Buchhof zu Reichenau. Eine Geschichte aus dem norddeutschen Dorfleben von L. Ge. Zwickau, Döhner. 8. 5 Ngr.

Cosel, E. v., Geschichte des preußischen Staates und Volkes unter den Hohenzollern'schen Fürsten. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Demmin, A., Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung von der Steinzeit bis zum 18. Jahrhundert. Ein Handbuch der Waffenkunde. 1ste Lief. Leipzig, Seemann. 8. 24 Ngr.

Goedeke, K., Emanuel Geibel. 1ster Thl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Harleß, G. C. A. v., Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heer, O., Ueber die neuesten Entdeckungen im hohen Norden. Vortrag. Zürich, Schulthess. Lex.-8. 9 Ngr.

Süddeutsches Heerwesen und süddeutsche Politik von einem Norddeutschen. Berlin, Exped. der militär. Blätter. Gr. 8. 15 Ngr.

Heinzelmann, C., An Deutschlands Söhne. Vaterländisches Gedicht. Zum Geburtstage des Königs Wilhelm I., am 22. März 1869. Berlin, Schweigger. Gr. 8. 3 Ngr.

Hemsen, L., Die Prinzessin von Ahlden. Historischer Roman. 6 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Henne-Am Rhyn, O., Die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts. Einleitung zu einer Kulturgeschichte der neuern Zeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Schellen-Moritz. Deutsches Leben im 18. Jahrhundert. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Horwicz, A., Grundlinien eines Systems der Aesthetik. Eine von der Academie zu Strassburg am 16. November 1867 gekrönte Preisschrift. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 1 Thlr.

Huber, F., Die Lateranische Kreuzspinne, oder das Papstthum als Hemmschuh der Völkerwohlfahrt. Eine volksthümliche Studie. I. Die Päpste als Menschenschlächter. Bern, Haller. Gr. 8. 16 Ngr.

Jahn, G., Gerstäcker und die Mission. Ein Gespräch über den Roman aus der Südsee „die Missionäre" von Frdr. Gerstäcker allen Freunden der Wahrheit zur Verständigung mitgetheilt. Halle, Mühlmann. 8. 4 Ngr.

Jentzsch, J., Populäre Vorträge über Dinge aus dem alltäglichen Leben. Zwickau, Döhner. 8. 5 Ngr.

Ludwig, O., Zwischen Himmel und Erde. Erzählung. 4te Aufl. Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Nösgen, K. F., Christus der Menschen- und Gottessohn. Eine Erörterung der Selbstbezeichnungen Jesu Christi in ihrer grundlegenden Bedeutung für die Christologie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Spieß, B., Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen gesammelt und herausgegeben. Mit einem Vorworte von K. Bechstein. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Thomsen, N., Academische Festrede am 100jährigen Geburtstage Frdr. Schleiermachers, dem 21. November 1868 an der Christian-Albrechts-Universität gehalten. Kiel, Univ.-Buchh. Gr. 4. 7½ Ngr.

Ueber Artolay's falsche Mahnung an alle falschen Patrioten. Eine gründliche Widerlegung dieser vaterlandsverrätherischen Schrift von einem Süddeutschen. München, Franz. 16. 2½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Bänden zum Preise von nur 10 Ngr.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur,

von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Barisch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Oesterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben wurden folgende Bände (21 und 22) ausgegeben:

Bürger's Gedichte, von Julius Tittmann (Doppelband).

Die frühern Bände (1—20) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen, von Hettner (zwei Theile);
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner (zwei Theile);
Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte von Max Müller (zwei Theile).
Goethe's Faust, von Carriere (zwei Theile).

Jeder Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird im Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung bewirkt werden.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Vierzehnter Band,

die von 1862 bis Ende 1867 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend.

Herausgegeben von Karl Robert Heumann.

4. In Lieferungen von 10 Bogen.

Preis jeder Lieferung: auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste bis dritte Lieferung dieses Bandes sind bereits erschienen. Die frühern Bände des für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrlichen Nachschlagewerks werden im ganzen und einzeln zu bedeutend ermäßigten Preisen geliefert.

Band 1—13 (die Literatur von 1700—1861) 60 Thlr.; Band 8—13 (1828—61) 32 Thlr., auf Schreibpapier 40 Thlr., Band 8—12 (1828—56) 24 Thlr., auf Schreibpap. 28 Thlr.; Band 8 einzeln (1828—34) 3½ Thlr. auf Schreibp. 6½ Thlr.; Band 9 einzeln (1835—41) 5½ Thlr.; auf Schreibp. 6½ Thlr.; Band 10 einzeln (1842—46) 6½ Thlr.; auf Schreibp. 8 Thlr.; Band 11 einzeln (1847—51) 6½ Thlr.; auf Schreibp. 8 Thlr. Band 12 einzeln (1852—56) 6½ Thlr., auf Schreibp. 8 Thlr.; Band 13 einzeln (1857—61) 12 Thlr., auf Schreibp. 17½ Thlr.

Pikante Reiselectüre.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Caesarenwirthschaft.

Indiscretionen

eines geheimen Agenten

in Diensten Napoleon's III. (1850—58), Cavour's (59—61), Antonelli's (61—62), Franz II. (62—64), des Kaisers von Oesterreich (64—67). Preis 20 Sgr.

Französisch unter dem Titel:

Mémoires de Griscelli, agent secret.

17 Bogen. 16. Prix 25 Sgr.

Haller'sche Verlagshandlung in Bern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grammatik des meklenburgischen Dialekts

älterer und neuerer Zeit.

Laut- und Flexionslehre.

Gekrönte Preisschrift von

Karl Nerger.

8. Geh. 28 Ngr.

Vorliegende Grammatik des meklenburgischen oder plattdeutschen Dialekts, eine von der Universität Rostock gekrönte Preisschrift, bietet ein gründlich methodische Hülfsmittel zum Studium dieser populären Mundart. Sie wird aber namentlich auch den so zahlreichen Lesern von Fritz Reuter's Schriften, durch welche der meklenburgische Dialekt weit über die Grenzen des niederdeutschen Sprachgebiets hinausgetragen worden ist, behufs Erklärung der darin vorkommenden Wortformen willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 13. Mai 1869.

Inhalt: Revue neuer Gedichtsammlungen. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Naturwissenschaftliche Familienbelehrung. Von Heinrich Birnbaum. — Zur deutschen Cultur- und Sittengeschichte. Von Heinrich Rückert. — Aus Nordamerika. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Das deutsche Theater in Petersburg; Urtheile der „Revue des deux mondes" über deutsche Schriftsteller.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue neuer Gedichtsammlungen.

(Beschluß aus Nr. 19.)

6. Neue Lieder und Dichtungen von Adolf Böttger. Tropau, Kolck. 1868. 16. 22½ Ngr.

Diese kleine Sammlung neuer poetischer Erzeugnisse des leipziger Lyrikers enthält zwar nichts Bedeutendes, aber viel Gefälliges und Anmuthendes. Es gelingt dem Dichter oft, uns mit wenigen Zeilen in eine landschaftliche Stimmung zu versetzen, wie gleich in dem ersten Lied des ersten Gedichts:

Nachts wehten rauhe Stürme,
Nun rieselt's durch die Au
Und spinnt die alten Thürme
In winterliches Grau —

oder in dem Gedicht: „In der Frühlingsnacht", welches einen anmuthigen lyrischen Schmelz athmet:

Was zittert die Luft, was schimmert im Thau?
Was knistert im Takt am Gestade?
Irrlichterchen halten im duftigen Blau
Die glänzende Frühlingsparade.

Wie lustig sich Füßchen an Füßchen regt,
Gleich zitternden Blättern der Erlen!
Sind's fliegende Blumen, vom Weste bewegt,
Sind's leuchtend beflügelte Perlen?

Und drunter schwingt sich ein liebliches Kind
Mit süßen verlockenden Blicken,
So schön wie ein Stern, so leicht wie der Wind,
Sie lacht mir mit schelmischem Nicken.

Wol lachen mir Augen und Lippen bekannt,
Die am lichten Tage mich trogen;
Und wie ich sie laut bei Namen genannt,
Da war sie im Nebel entflogen.

Hell bricht der Mond durch die Dämmernacht,
Krystallen erklingt es im Bade,
Wie lispelnde Küsse verhaucht es sacht
Am einsamen Schilfgestade.

Allerliebste Genrebilder sind der kindliche „Wildfang" und „Der Weihnachtsabend". Ein scharfes Epigramm ist in dem Gedicht: „Einem Recensenten", Gustav Freytag gewidmet, dem ein empfänglich Gemüth und ein melodisches Ohr abgesprochen wird. Die beiden Oratorien: „Wittekind" und „Das Meerweib", sind der musikalischen Composition zu empfehlen, falls sie nicht schon componirt worden sind; die Verse sind durchweg melodisch. Originell ist das „Böttgerlied":

Welch eine Lust, wenn voll und schwer
In grünen Blätterwiegen
Die goldnen Trauben hin und her
Sich aneinander schmiegen.

Ein Stolz ist's, Böttger da zu sein,
Er baut die blankſten Fässer!
Sein feurig Liebchen schließt er drein
Und wünscht sich nirgends besser.

Trotz Sorgen gibt es Wonnen auch
Bei würzig edeln Weinen;
Was er nicht füllt in Tonnenbauch,
Das füllt er in den seinen.

Das Leben lacht ihm Sonnenschein
Beim rhythmischen Geklopfe,
Allüberall hat er ja Wein:
Im Faß, im Bauch, im Kopfe!

Tritt dann ein schönes Kind hinzu
Und spricht ein Wörtlein drunter,
Hat auch das Herz mehr keine Ruh',
Da geht's noch eins so munter.

Ich biet' ihr wol den besten Gruß
Mit einem Trunk der Reben:
„Frisch wie der Mund, süß wie der Kuß
Verbleib' dein junges Leben!"

Die Kleine lacht, und schelmisch glüht
Das Feueraug', das braune!
Ein froh Gesicht, ein lieb Gemüth
Verscheucht all' böse Laune.

Drum flottern Stand gibt's nimmermehr
Auf dieser grünen Erden;
Ja! wenn ich nicht schon Böttger wär',
Müßt' gleich ein Böttger werden!

7. Requiem von Dranmor. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1869. 8.

Die Weltperspectiven, welche wir schon in den „Poetischen Fragmenten" dieses in der Neuen Welt nicht minder wie in der Alten heimischen Poeten anerkennen mußten, geben auch der neuen Dichtung, die in ihrem Inhalt an Möser's Canzone „An den Tod" erinnert, ein eigenthümliches, von der landläufigen Reflexionspoesie abweichendes Gepräge. Die Grundstimmung des Gedichts ist Resignation, Verzicht auf die Unsterblichkeit, ausgesprochen in der Form kühner Proteste. Einzelne durch eine Nummer als Ueberschrift kenntlich gemachte Gedichte bestehen blos aus punktirten Verszeilen. In den Zeiten der Censur war man an diese verschämten Hinweise auf ausgeübten Gedankenmord gewöhnt; was aber diese punktirten Linien in einer Epoche der Preßfreiheit zu bedeuten haben, ist unverständlich. Wenn der Dichter sein eigener Censor ist, so braucht er keine Leichensteine für die hingemordeten Gedanken aufzurichten. Ueberdies sind die Deutschen auf dem Gebiete der Philosophie an kühne Freigeisterei gewöhnt.

Der dichterische Ausdruck ist ungleich und verfällt hier und dort ins Triviale und Geschraubte. Es finden sich Gedichte wie das folgende:

Die Erde ist so groß für Myriaden
Belebter Wesen, alle Regionen
Sind auch für späten Nachwuchs fruchtbeladen,
Und sind zu klein für neidische Personen? —
Für solche, die in ihrer dünkelhaften
Unwissenheit den Horizont verschleiern,
Und dann, mit raumbegrenzten Leidenschaften,
Und mit Pygmäenstolz Triumphe feiern.

Hier sind die Fremdwörter unschön, die „neidischen Personen" höchst prosaisch, die „raumbegrenzten Leidenschaften" keine glückliche Wortverbindung. Verse wie der folgende:

Und wenn es plötzlich heißt: „Das Schiff ist leck,
Und schwer, wie uns bedünkt, das Loch zu stopfen" —
Wird freilich mehr als ein gelinder Schreck
Dem armen Manne auf die Beine klopfen —

machen mit ihrem Theerjackenhumor in einer sonst ernsten Dichtung einen übeln Eindruck. Daneben finden sich Gedichte von einheitlichem Geist und dichterischem Werth; die folgende Hymne auf das Meer gehört zu den schönsten Ergüssen, mit denen die Dichter bisher die ewige Thalatta begrüßt haben, und ist, abgesehen von ein paar kleinen Ueberschwenglichkeiten, tadellos in der Form:

O Meer! Du bist das ewig Zaubervolle,
Das ewig Schöne und das ewig Wahre,
Die große Wiege und die Todtenbahre;
Vor deiner Milde, wie vor deinem Grolle,
Vor deinem Hauch verstummt des Sängers Leier,
Du bist der Anfang und das letzte Wort,
Der Menschheit Schrecken und ihr bester Hort,
Ihr Tröster, ihr Ernährer, ihr Befreier.
Entzückend ist dein Lächeln und gewaltig
Dein tiefer Athemzug. Mit Salzkrystallen
Hinschäumend über zackige Korallen,
Und immer Leben sprühend, tausendfaltig,
Eisberge rollend, Lotusinseln pflegend,
Stolze Fregatten, Handelsflotten schaukelnd,
Bald Falten werfend, bald im Lichte gaukelnd,
Und eine Welt von Creaturen hegend
In deinem Schoße; Nordlands kahle Dünen
Bespülend; Fichtenwälder, schneebekränzt,
Und drüben, wo die Tropensonne glänzt,
Die Palmen, die geliebten, immergrünen,
Die schlanken Palmen küssend, ihre Kronen
Berührend, und ihr Flüstern weitertragend —
Glorreiches Meer! befruchtend, jauchzend, klagend,
So flutest du dahin durch alle Zonen,
Unendlich, unerschöpflich, unbezwungen,
Entfesselt, ohne Ruhe, ewig drängend,
Und doch, wie eine Thräne, lichtdurchdrungen
Dich an das goldne Netz der Sterne hängend,
Oft freudestrahlend, oft in stiller Trauer —
Du hast der Menschen Heimat eng umschlossen,
Du hast in unsrer Mutter Brust gegossen
Des Lebens Odem, der Vernichtung Schauer;
Mich aber hast du über Raum und Zeit
Erhoben, und mein Herz zu tausend malen
Befreit von Zweifeln und von Todesqualen,
Befreit von Trübsal und Zerrissenheit.
Ich danke dir — dir, dem ich lebenskrank
Von meinem Leid erzählt, dem winzig kleinen,
Du stillest meine Schmerzen mit den deinen —
Nochmals den großen Wassern meinen Dank!

8. Die Atheisten. Canzonen, allen Satzunggläubigen mit und ohne Brevier geweiht von Hermann Neumann. Berlin, Gebhardi. 1869. 16. 10 Ngr.

Ohne Frage ist die Canzone eine für Reflexionsdichtung nicht ungeeignete Form; aber sie ist auch gefährlich, indem sie zu einem weitschweifigen, in der Dichtung immer mislichen Periodenbau verführt. Derartige mit langem Athem gedichtete Canzonen werden geschmacklos und ungenießbar und erinnern an italienische Maccaroni, welche der Nordländer nur mit Mühe herunternudeln kann. Ein Stück Satz nach dem andern wird nachgestopft, und zuletzt geräth man in ein krampfhaftes Kauen, um die sich ansammelnde Masse zu bewältigen.

Wir leugnen nicht, daß einige der Neumann'schen Canzonen, namentlich in der zweiten Hälfte der Sammlung, diese Erinnerung an das italienische Nationalgericht in uns wach gerufen haben. Solch eine, aus einem einzigen Satz bestehende Canzone hat etwas so Schleppendes, daß der ästhetische Genuß wesentlich verkümmert wird. Man höre selbst eine der bessern Canzonen:

Du nur allein, sprachlose Seelentrauer,
Endloser Schmerz, ihr unweinbaren Thränen,
Du, nimmer sich Gewöhnen
Ans Los der Schwäche, marterndes Verdammen,
Ach, unerflehbar weigerndes Versöhnen,
O Reue, hoffnungslos, Abwägen du, genauer
Als der Secunde Dauer,
Ihr nie verlöschenden, glühheißen Flammen,
Dämonen ihr, verschworen allzusammen
Zu pein'gen ohne Rast ihn, der genügen
Nicht mag dem Richteramte,
Der vor dem eignen Urbild stets Verdammte,
Der nicht erheucheln mag und trügen;
Ihr alle, nie bereit das Recht zu beugen,
Seid meines Oelbergs Angstgebetes Zeugen!

Hier ist die periodische Gliederung der Satzarchitektur noch kenntlich und nicht verwischt; gleichwol empfinden wir auch hier das Schleppende in dem mäandrisch schlängelnden Gang der Verszeilen, die immer von einem Reim ricochettirend auf den andern prallen und gar nicht zur Ruhe kommen. Das Streben, die Gedanken breitzuhämmern, wird durch diese Form unfehlbar angeregt. Uebrigens hat die Muse des Dichters oft einen tiefsinnigen

Zug, oft eine prophetische Geste in diesen Canzonen, welche eine freisinnige Begeisterung athmen. Zu den gelungenern Gedichten rechnen wir die fünfte:

Bereitet ist das Todtenmahl den Göttern,
Ja, laßt Ambrosia, laßt Nektar reichen
Den rosig-schönen Leichen u. s. w. —

die achte:

So hört denn mich, berufen und erhaben —

die zwölfte:

Verfolgen wir im sünd'gen Uebermuthe —

die dreiundzwanzigste:

Wir schöpfen unsern Trunk aus allen Bronnen —

die dreißigste:

Ja, durch die Luft geht ein phosphorisch Rauschen —

und einige andere.

Freilich, auch in den besten befinden sich einige befremdliche Wendungen, Fremdwörter von prosaischem Gepräge; z. B. „unorganisch", „dämonisch", „titanisch" in der Canzone 53; „Dogma", „Sekte", „allertoleranteste Sektirer" in Canzone 52; schwerverständliche Wortzusammensetzungen wie: „Ahnungen- und Täuschungen-Erführer" in derselben Canzone; „die «Erde-stehe-still» Abnormen" in der Canzone 38; spielerische Kühnheiten wie: „er wagt zu wagen", in Canzone 4, und ähnliches, was an eine starre, nicht recht in Fluß gekommene Manier erinnert.

Wenn Friedrich von Sallet in seinem Werke über „Die Atheisten" die Orthodoxen als solche bezeichnet, welche den Gott in der Geschichte, den Fortschritt des historischen Geistes leugnen, so nimmt Neumann den Namen Atheisten für sich selbst und gleichgesinnte Freidenker in Anspruch, deren Losung die Verneinung der Satzungen ist, die nur Ein Dogma beschwören, „das Dogma: laßt euch nicht vom Wahn bethören".

Doch ist der Atheismus Neumann's cum grano salis und nicht in der engern Bedeutung des Worts zu verstehen. Wenn alle die Wunder und Heiligthümer dem Wissen zum Raube fallen, so bleibt ein Dauerndes: „der Glaube an Gott", der den Menschen unentbehrlich ist; doch nicht dieser Gott der Hort der Sternenheerden,

Nein, er, der Gott, des Herzens reinste Blüte,
Im trostlosen, stillklagenden Gemüthe,
Der Gott, den Hoffnung tröstend sich beseelte,
Die Lebensflamme, die der Liebe blühet,
Er ist's, dem auch der Atheismus glühet.

9. Offenbarungen. Ghaselen-Cyklus von Hermann Rollett. Wien, Gerold's Sohn. 1869. 16. 8 Ngr.

Die Ghasele ist in mancher Hinsicht das formelle Gegenbild der Canzone. Wie diese aus einer einzigen langathmigen Strophe, besteht jene aus Zweizeilern, die stets mit demselben Reim wiederkehren. Die Canzone hat eine große, strophische Architektur, die Ghasele einen rhythmischen Dreschflegeltakt. Diese bringt einen Parallelismus der Gedanken mit sich, der leicht ebenso ermüdend wirkt, wie die Langathmigkeit des einen durch alle Reimverschlingungen der Canzone sich hindurchwindenden Gedankens.

Doch ist auch die Ghasele, wie Platen's und Rückert's Vorbild beweist, eine Form, die von kundiger Hand uns als ein recht duftiger Reimblütenstrauß geboten werden kann. Die „Ghaselen" von Rollet haben viel Sinniges und Anmuthendes und gehören jedenfalls zu den besten Erzeugnissen dieses österreichischen Poeten; sie haben ein ethisches Pathos, einen Hauch der Begeisterung, den man in dieser Form sonst nicht zu finden gewohnt ist und der wie der elektrische Funke durch die galvanische Kette, durch diese Reimpaare hindurchschlägt. Die ersten Ghaselen philosophiren über Anfang und Ende, den Grund der Dinge, Kraft und Stoff, die Abstammung des Menschen, wobei eine Ghasele freundlich dem Darwinismus zunickt; dann folgen Liebes- und Spruchgedichte, Betrachtungen über Kunst, den Menschen, Hoffen und Leiden, das Räthsel des Daseins. Es finden sich darunter wahrhaft schöne Gedichte, wie die folgenden:

Schütze, Künstler, dein Gebilde
Mit der Schönheit keuschem Schilde!
Kannst du nicht Gewalt'ges schaffen,
Gib ihm Werth durch klare Milde.
Kannst du nicht als Sturmwind brausen,
Zieh' als Dufthauch durchs Gefilde.
Kannst du Löwen nicht erlegen,
Folg' doch nur dem Edelwilde.
Lieber Diener sei der Gottheit
Als der Herr gemeiner Gilde —

das anmuthige Stimmungsbild:

Der Abend naht, die Lüfte wehen stiller, immer stiller;
Sie flüstern, eh' sie schlafen gehen, stiller, immer stiller.
Die Wolken, die im Winde wallten, halten ein im Fluge
Und ziehen, bis sie stille stehen, stiller, immer stiller.
Der Waldsee, der erbrausend wogte, wird — in Traum versinkend —
Noch leis' geküßt von durst'gen Reben, stiller, immer stiller.
Es haucht und weht durch Strauch und Bäume, wunderbar umleuchtet,
Es geht ringsum, so wie auf Zehen, stiller, immer stiller.
Das Herz, das laut in Wonne bebte, wird — gewiegt in Ruhe —,
Als wär's um seinen Schlag geschehen, stiller, immer stiller —

das Spruchgedicht:

Dein ganzes Thun und Lassen, Thor, wol freilich ohne Halt ist.
Wenn deines Hirns Geweb' nicht straff, dein Herz nicht warm, nicht kalt ist.
Und beides steht in deiner Hand, du kannst dir beides schaffen,
Denn Geist und Herz — erkenn' es nur — in festen Sinns Gewalt ist.
Und bringst du's auch nicht bis zur Höh' des himmelnahen Zieles,
So tröste dich! — Du bist nicht schuld, daß Sandstein nicht Basalt ist.
Sei nur bestrebt, daß wüst nicht bleibt der Felsgrund deines Lebens,
Laß blühen, was erblühen kann — und wenn's in einem Spalt ist.
Und sieh', daß deines Lebens Lenz ein Blühn ist deines Geistes,
Und daß dein Frühling nicht ein Trug und nicht blos bunt gemalt ist.
Und nimm zusamm' die volle Kraft, des Seins Pokal zu schwingen,
Bevor die Seele todesmatt, das Herz zum Welken alt ist.

Indeß zeigt das letzte Gedicht auch bereits einige Mängel der Rollet'schen Ghaselen. Bei allen Gedichtformen, in denen der Reim so überwuchernd und luxuriös auftritt, wie in den Ghaselen, verlangen wir, ihn auch mit aller Klarheit ausgeprägt zu sehen. In dem letzten Gedicht ist der Reim: „bunt gemalt ist", wol richtig für das Auge, aber für das Gehör mislich; denn alle andern Reime: „kalt", „Gewalt" „Spalt", „Basalt", „alt", werden

ohne die Dehnung ausgesprochen, die für „gemalt" unerlaßlich ist. Ebenso wird im dreiundzwanzigsten Ghasel „Wetter", „Retter", „Vertreter" gereimt. Noch störender sind aber hart apostrophirte Imperative, die in den Reim gestellt sind, wie in der folgenden Ghasele:

Willst du dichten, fange sinnend in der Schönheit goldnes Netz
Die Gedanken und Gefühle, folgend holdem Sprachgesetz.
Sammle dich in heitrer Andacht und vertiefe deinen Geist,
Daß dein Wort, wie Lebens Urquell, Lauschers trunkne Seele letz'.
Wie dem Keim der Blütenstengel schlank entwachse dir das Lied,
In des Gottes hehrem Tempel Leichtsinn nicht den Schnabel wetz'.
Form und Inhalt sanft verschmelzend laß erklingen den Gesang;
Wohllaut die Gedanken binde, Ungeschmack sie nicht zersetz'.
Wer in Willkür Worte kuppelt und in Mühsal Reime quält,
Nie wird ein Gedicht der schaffen, nur ein klirrend Wortgehetz.

Ein zweiter Formmangel sind die prosaischen Fremdwörter wie: „Pessimisten", „Optimisten", „Resultat", „Product", die sich bisweilen in den Ghaselen finden. Die Gedankendichtung muß durchaus alles vermeiden, was an die Terminologie der philosophischen Prosa erinnert.

10. Gedichte von Wilhelm Jensen. Stuttgart, Kröner. 1869. 8. 20 Ngr.

Diese Gedichte des feinsinnigen Novellisten haben manche Vorzüge seiner Novellen, namentlich eine stimmungsvolle Situationsmalerei. Sie tritt mehr in den kurzathmigen Liedern hervor, als in den breiter angelegten Balladen und Erzählungen. Die Anregungen der Heine'schen Muse sind in den Liedern unverkennbar; es sind meistens dieselben leichtgeschürzten, kurzathmigen Versstrophen und hier und dort, wenngleich seltener, auch die Pointen mit ihrem zersetzenden Scheidewasser. Ganz heinisirend sind die Gedichte:

Wieder Regen — grau und fahl,
Alles nüchtern, flau und fade,
Dieser Himmel wird nachgrade
Mir doch allzu radical u. s. w.

Zage nicht, klage nicht,
Wirst schon morgen wieder lachen;
Morgen schenkt das Leben dir
Neue hübsche Siebensachen.

Weine nicht, greine nicht,
Heut geh' hin und trink Burgunder!
Keine feige Thräne werth
Ist der ganze Trödelplunder.

Einige Strandgedichte haben ganz den Zauber der Heine'schen; „In diesen blauen Herbsttagen" erinnert dagegen an Uhland. Schön ist das folgende Gedicht, in welchem nur das „halbentlaubte Gezweig" und die „goldenen Aehren" ein landwirthschaftlich wenig zusammenstimmendes Landschaftsbild geben:

Die Sonne brennt, doch Herbsteshauch
Streicht durchs Gezweig, das halbentlaubte,
Und heimlich schweift mein Blick vorbei
An deinem goldumflossnen Haupte.

Wie schön du bist — und hinter dir
Fliegt's goldig durch die Halmeswogen,
Wie silbern noch ein Leuchten folgt
Dem Ruder, das die Flut durchzogen.

Ein stilles, märchenblaues Licht
Umglänzt aus deinen Kinderzügen
Die müde Welt — ja, es ist Lenz!
Du sagst's — und die Natur muß lügen.

Du fühlst nur, daß die Sonne brennt —
Wie könntest du das Wehen fühlen,
Des frühen Herbstes ersten Hauch,
Der mir schon will die Stirne kühlen?

Und lächelnd streifst mit leiser Hand
Am Wege du die goldnen Aehren,
Du ahnst nicht, wie die Hand erweckt
Ein süßes, schmerzliches Begehren.

Du ahnst das Zittern nicht, das mich
Durchrinnt, wär' meiner Hand erlaubt es,
Einmal zu streifen scheuen Flugs
Die goldnen Fäden deines Hauptes.

Sehr reichhaltig ist die zweite Abtheilung: „Balladen und epische Gedichte." In derselben sind die verschiedenartigsten Töne angeschlagen. Etwas breit und gedehnt sind die Balladen aus deutscher und französischer Geschichte; auch ein Cyklus von mehrern Gedichten behandelt einen und denselben Stoff wie: „Hans Hutten" und „Die Stedinger". Ein Lieblingsheld der modernen Balladendichter ist merkwürdigerweise Gelimer, den nicht nur Hermann Lingg gefeiert hat, dem auch Jensen volltönende achtfüßige Jamben widmet. Diese Geschichtsfresken sind alle nicht ohne einen großen Zug ausgeführt; doch erscheint die dichterische Muse hier mehr ausschmückend als selbständig gestaltend. Wir lieben weder im Drama, noch im epischen Gedicht die „Historie". Weit gelungener sind die knappen Skizzen, in denen es dem Dichter gelingt, mit wenigen Zügen uns ein warmbeleuchtetes Stimmungsbild zu schaffen. Hier drängt sich der geschichtliche Stoff nicht in aller Breite auf, sondern er wird nur an seinen geistigen Enden angefaßt und ganz in den Aether der Dichtung getaucht. Ein Musterbild in diesem Genre ist Platen's „Pilgrim von Sanct-Just". Von ähnlicher knapper Form und in der Beleuchtung eines Lessing'schen Winterbildes gehalten ist das folgende Gedicht:

König Karl.

Dumpf summt der Sturm um Dach und Thurm,
Verfemte Todtenklagen,
In Windsors Schloß der Knappentroß
Kniet stumm vor dem schwarzen Wagen.

In eichenem Schrein zieht schweigend ein
Er in der Väter Hallen,
In schwarzem Sarg bei Nacht ihn barg
Die Hand des letzten Vasallen.

Kein Fenster glänzt von Licht umkränzt,
Mit buntem Festgewimmel,
Nur starr und kalt langsamlich wallt
Der Schnee von nächt'gem Himmel

In langem Zug, ein Leichentuch
Deckt weiß er über die Bahre;
Ein Knabe kniet vor ihr, es zieht
Der Wind durch die dunkeln Haare.

Vorüber schwillt wie Traumesbild
Das bunte Spiel der Flocken,
Und ernst und leis umhüllt es weiß
Den Sarg und die dunkeln Locken.

Doch die Perlen in dieser Abtheilung sind die mehr modernen Situationsbilder. Sehr schön ist „Diotima", ein Bild des irrsinnigen Hölderlin, ein Gedicht, das ganz tadellos wäre, wenn nicht die eine Verszeile mit dem doppelten Fehler der harten Apostrophirung und der gewaltsamen Dehnung: „Sie starr'n vorbei ins Endesloſe",

daſſelbe entſtellte. „Mittagszauber", beginnend mit den Zeilen:

Er ſchläft, er ſchläft,
Der große Pan —

athmet eine Schwüle, eine Ueppigkeit, die ſchon durch die kurzathmige iambiſche Dipodie trefflich ausgedrückt iſt; alle Naturbilder ſind außerdem bezeichnend gewählt, und das Genrebild im Heu hat vor demjenigen, das uns Hopfen's „Arge Sitten" entrollten, den engen Zuſammenhang mit dem Gedanken des Gedichts und den mythiſchen Schutz des großen Pan voraus. Sinnig iſt die Schulidylle: „Am erſten Sarge", welche das Staunen über den in das unbefangene Knabenleben hineingreifenden Tod mit ſeinen Zügen malt. Tiefſinnig und bedeutend iſt die Urweltmythe: „Lilith", die Mythe von einem entzückenden Weibe, das Adam verſchmähte, weil ihm vor ihrer Schönheit und dem heißen Durſt der wie Weltallsſonne aufglänzenden Augen graute. Da weiht Lilith die Menſchheit dem Fluche, ewiger Sehnſucht nach ihrer Schönheit:

Die Flamme des Himmels, die ich euch bot,
Ihr werdet ſie ſtehlen, und zitternd in Nacht
Wie Diebe verbergen den heimlichen Raub;
Das ewig Hohe, ihr werdet's erniedern,
Das Reine beflecken, das Göttliche ſchmähn.

Ein Rococoſchloß im Gegenſatz zu den Eiſenbahnen, die an ihm vorbeiführen, begeiſtert den Dichter zu der geſchichtsphiloſophiſchen Studie: „Auf Nimmerwiederkehr." Sinnreich iſt auch „Die Libelle", in welcher der Dichter das Bild eines Mädchens erblickt, das jede Ruhe ſeiner Bruſt „hinſchwirrte in taumelnden Flügen der Luft":

Mir iſt, ich habe dich gekannt
In andrer Geſtalt, doch im ſelben Gewand.
Die bunte Flut des Lebens ſchwoll,
Du flogſt klugäugig geheimnißvoll
Hin über die dunkelnde, funkelnde Welle,
Goldlockige, gaukelnde Mädchenlibelle.
Mit leiſem Gemurmel, wie wogende Schilfe,
Viel Köpfe gedrängt um die lachende Sylphe;
Du aber, hoch in unnahbarer Luft,
Nur haſchteſt in taumelnden Flügen den Duft
Und ſtreifteſt nur neckiſch die bangende Hand,
Fortwebend dein flüchtiges Sommergewand.

Dieſe letzten fünf bis ſechs Gedichte gehören mit zu den ſchönſten Erzeugniſſen der neueſten deutſchen Lyrik; das lyriſche ſtimmungs- und gedankenvolle Situationsbild iſt die Domäne Jenſen's, in welchem ſein Talent ſelbſtändig und bedeutend hervortritt. Seine Lieder, auch der Liedercyklus „Marie", erinnern allzu ſehr an Heine, ſeine Sonette und Weisheitsſprüche an Rückert, auf den ſchon die Diminutivreime des erſten Sonetts zu deutlich hinweiſen; doch in den Situationsbildern iſt er eigenartig und gehört ſelbſt zu den Meiſtern.

II. Gedichte von Eduard Graf Pfeil. Breslau, Trewendt. 1869. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Seit Graf Moritz Strachwitz in Schleſien als Platen's Schüler auftrat und ſeine jugendliche Begeiſterung in künſtleriſch-ſtrenge Form zu kleiden ſuchte, hat die jüngere ſchleſiſche Ariſtokratie, in welcher der poetiſche Volksgeiſt ſeine Blüten trieb, in den dichteriſchen Ergüſſen ſich dieſen Adel der Form zu wahren geſucht. Dies gilt namentlich von den Gedichten, welche von Prittwitz-Gaffron veröffentlicht hat, und auch der neueſte Dichter dieſes Kreiſes, Eduard Graf Pfeil, ſchließt ſich in Bezug hierauf ſeinen Vorgängern an. So gehören die achtzeiligen „Sicilianen" mit den viermaligen Reimen zu den gelungenſten und ſchönſten Gedichten der Sammlung. Wir theilen einige Proben mit:

Nacht iſt's. Der Pinien ſchlanke Wipfel rauſchen
Ihr traulich Schlummerlied, die Blüten träumen.
O ſteig' herab, laß Kuß um Kuß uns tauſchen,
Credenze mir des Wonnebechers Schäumen.
Nicht dringet des Verräthers feindlich Lauſchen
Zur ſtillen Moosbank unter dunklen Bäumen.
O laß der Liebe Flehn dein Herz berauſchen.
Komm, Süße, komm! Wie lange willſt du ſäumen?

Ob ſilbern auch des Glückes Welle fließe,
Die nächſte Stunde kann ſie ewig trüben.
Ob Reichthum, Ehre, Gunſt man auch genieße,
Wie Spreu im Winde können ſie zerſtieben.
Ob purpurroth der Liebe Blüte ſprieße,
Ach, wie ſo oft erbleicht das ſüße Lieben.
Allein aus der Erinn'rung Paradieſe,
Da ward noch nie ein Sterblicher vertrieben.

Im übrigen bilden die Gedichte einen bunten Strauß: Liebes- und Kriegslieder, geiſtliche Geſänge, Romanzen und Geſchichten wechſeln miteinander ab. Wenn der Dichter im Prolog ſagt:

Lieder ohne Weihe
Sind Blumen ohne Thau —

ſo kann man ſeinen Gedichten die Weihe nicht abſprechen, inſofern ſie in der Wärme der Empfindung beſteht. Sagt er doch ſelbſt in dem Gedicht: „Die wahre Poeſie":

Doch ſingen wir, was wir empfunden,
Wie wir gehofft, gejauchzt, gebebt!
Was wir in ſtillen, ſel'gen Stunden
Allein mit Gott im Geiſt durchlebt!
Was wir ſo tief im Herzen tragen,
Die innre Seelenmelodie;
Was man nur ſingen kann, nicht ſagen! —
Das iſt die wahre Poeſie!

Der Gegenſatz zwiſchen „ſingen" und „ſagen" wird übrigens von unſerm größten Dichter Goethe nicht anerkannt. Wir erinnern an den Vers des „Taſſo":

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, wie ich leide.

In dem „Singen" liegt der Drang, die Wärme der Empfindung; in dem „Sagen" aber außerdem ein geiſtiger Inhalt. Der letztere iſt nicht bedeutend in den Pfeil'ſchen Gedichten, es ſind meiſtens Liederblüten anſpruchsloſer Art, fromm, inniglich, ritterthümlich. Auch der Krieg von 1866, welchen der Sänger, nach einigen Gedichten zu ſchließen, ſelbſt mitgemacht hat, iſt nicht in ſeiner geſchichtlichen Bedeutung erfaßt. „Das Lied vom Dreyſe", eine Verherrlichung des Zündnadelgewehrs, wird für die Gegner Preußens einen gewiſſen ironiſchen Beigeſchmack haben, und wenn „Die Eiſenreiter von Tobitſchau" der „wilden verwegenen Jagd Lützow's" im Metrum und Strophenbau nachgebildet ſind, ſo können ſie doch nicht entfernt die Wirkung des Körner'ſchen Gedichts erreichen. In dieſem pulſirt eine nationale Begeiſterung, während die „Eiſenreiter" uns nur ein militäriſches Schauſpiel, das Bild einer Cavallerieattake mit genauer Angabe der Uniform, der weißen Koller und der roſigen Kragen vorführen.

Von den Erzählungen hat diejenige der Ermordung

Lichnowski's: „Der letzte Traum", am meisten Farbe; nur würde sie gewonnen haben, wenn die zweite Hälfte, der Traum, welcher dem modernen ritterlichen Don Juan zwei verlassene Geliebte vorführt, etwas knapper gefaßt und nicht so breit ausgemalt wäre.

12. Licht und Schatten. Ein Liedercyklus von Ferdinand Lentner. Erstes Heft. Wien, Gerold's Sohn. 1869. 8. 12 Ngr.

Diese Gedichte sind dem Minister Grafen Beust gewidmet, aus Begeisterung und Dank dafür, daß „ungeachtet des durch die Zeitströmung begünstigten Mehrgewichts der politischen Idee das Streben und Wirken im Bereiche der Kunst und Wissenschaft unter der Aegide Sr. Excellenz nicht nur keine Beeinträchtigung, sondern die werkthätigste Aufmunterung erfahren". Dieser Widmung, welche die Verdienste des österreichischen Staatsmanns nur in Prosa anerkennt, folgt eine poetische Widmung: „Vor den Schranken":

Das ist ein Dichter, der mit festem Schritt,
Die Stirn umwölkt von düsteren Gedanken,
In euern Kreis zum Spruchgerichte tritt;
Hier ist sein Ladbrief, öffnet ihm die Schranken!

Weiterhin rühmt sich der Dichter, das Leben mit ungefälschten Zügen zu schreiben.

Die Gedichte haben in der That keinen lyrischen Schmelz, sondern etwas Hartes, Schroffes, Sprödes; der Stil ist durchbrochen durch allerlei Ausrufungen, Fragen, conversationelle Wendungen; wo er aber die Sprödigkeit überwindet, da findet sich manches Anmuthende. In der „Wiederklage" wendet sich der Dichter gegen die Concordatsmänner nicht ohne Kraft und Energie:

Ihr flucht dem Geiste, der die Fessel bricht,
Und der nicht glaubt, mehr — als er glauben kann;
Gilt's Aug' um Aug', so gilt's auch Licht um Licht! —
Das habt ihr nicht, — doch ja, ihr habt den Bann! —

Das ist ein wilder Feuerbrand, bei Gott,
Ein Wetterstrahl aus schwarzer Wolkennacht;
Ihn löscht nicht Hohn, ihn dämpft nicht kalter Spott:
Doch sicher bricht ihn ew'ger Wahrheit Macht.

Der Wahrheit Macht und Leuchte, der ihr grollt,
Zu blind, die hohe Sendung zu verstehn;
Sagt, was ihr wollt, der ferne Donner rollt,
Durch Wolken flammt es — das ist Geisterwehn!

Es naht der Sturm, gezeugt von euerm Fluch,
Und droht Empörung, Aufruhr weit und breit:
Vermeidet ihn, den unheilvollen Bruch,
Und wählt den Frieden, wählt ihn — noch ist's Zeit!

„Auf dem Blachfeld" ist ein scharf umrissenes Bild von den jüngsten Schlachtfeldern. In den Liebesgedichten überwiegt die Situation über die Empfindung. Dasselbe gilt von dem Salon von Frauengestalten, der durchaus nicht mit dem pariser Salon Heine'scher Hetären verglichen werden darf. Es sind nicht blos Bilder, sondern auch kleine Novellen. Die schöne Bajadere „Florette" mag an Heine erinnern; die übrigen haben einen ernsten, zum Theil frommen Zug. „Magdalena" ist am meisten novellistisch, in der Form am gelungensten

Adelaide.

Ich sah sie bleich an seiner Seite schreiten
Zum feierlich geschmückten Traualtar,
Den Elfen ähnlich, die durch Blumen gleiten,
Orangenblüt' im dunkeln Lockenhaar.

Als Ring und Eid ihr Ehebündniß weihten,
Wie geisterhaft und doch wie schön sie war!
Es ward ein Flüstern laut auf allen Seiten:
Sie bringt ihr Erdenglück zum Opfer dar!

In weiter Runde glänzte das Gepränge,
Sie aber stand im wogenden Gedränge,
Das Köpfchen senkend, mit gebrochnem Herzen.

Was soll dort Brautnachtskuß und Priestersegen,
Wo sich bei jedem Pulsschlag heimlich regen:
Ein schleichend Sterben, eine Welt voll Schmerzen?

Im übrigen ist die Form nicht immer correct; es finden sich sogar grammatische Unrichtigkeiten, wie:

Hier ruhte sie, vom Sonnenlicht bescheint!

13. Das hohe Lied meiner Liebe. Erotisches Gedicht in vierundzwanzig Gesängen von Karl Weiser. Königsberg, Braun und Weber. 1869. 8. 20 Ngr.

Eine Liebesdichtung, deren Gesänge durchaus nicht epischen Umfang haben. Das Werkchen ist ein Cyklus lyrischer Gedichte, die in verschiedenen Versmaßen eine durch allerlei Wechsel alltäglichen Lebensgeschicks und dichterischer Stimmungen zu glücklichem Ziele führende Liebe schildern. In einzelnen Gedichten sind in freien Rhythmen die Töne der Heine'schen „Nordseebilder" angeschlagen, andere sind wieder kurzathmige, leichtgeflügelte Reimgedichte:

Mein ist die Liebe!
Mein das Leben!
Mir alle Triebe
Treu sind ergeben!

Drohen mir scharfe
Stürme der Zeit,
Schlag' ich die Harfe,
Scheuche sie weit.

Winken die Becher
Lösend den Harm,
Heitr' ich der Zecher
Trunkenen Schwarm.

Tagt es, von seligen
Strahlen erhellt,
Preis' ich den ewigen
Herrscher der Welt!

Einige Gesänge sind zu dithyrambisch breit ergossen, andere, wie z. B. „Der Heimatlose", „Liebesglut" harmonisch geschlossen und abgerundet. Das letztere gehört überhaupt zu den gelungensten Gedichten der Sammlung. Die vier Träume bilden gleichsam die dissonirenden Ausweichungen zu einer Liebesharmonie, der es im Leben an Dissonanzen fehlt. Daß der Dichter auch ernstere Gedanken in anmuthender Form auszusprechen weiß, beweisen die folgenden Zeilen:

Ein Kommen und Gehen
Ist unser Leben!
Die Blüten verwehen,
Die Sommer entschweben;
Geschlechter zerfallen
In Schutt und Staub,
Ihr Ruhm wird verhallen,
In nichts zerfliegend;
Der Zeit zum Raub
Fällt alles Lebendige,
In das Nothwendige
Still sich fügend.
Doch ewig bleibt nur
Die Mutter Natur,

Immerwährend
In schaffendem Triebe
Neues gebärend,
Und der Liebe
Himmlische Lust,
Wie in des Menschen Brust
Der Gott, —
Und Gott
Ist die Liebe! —

14. Vermischte Gedichte von Karl Candidus. Leipzig, Hirzel. 1869. 8. 24 Ngr.

Wer einen volksthümlichen Ton mit allerlei provinziellen, d. h. elsässischen Anklängen, spielerischen Refrains, sprichwörtlichen Ausschmückungen, wer humoristische Gedichte à la Kopisch liebt, der wird an der vorliegenden Sammlung Gefallen finden. Uns selbst ist nur weniges daraus genießbar erschienen. Das alterthümlich Holzschnittartige wird in modernen Gedichten stets einen forcirten Eindruck machen. Hier und dort erinnert der Dichter an die Manier des alternden Goethe; es finden sich solche steife Wortzusammensetzungen wie:

Hochselbsteigene Gewinste
Sehen wir darunter hangen.

Solche Verschnörkelungen führen auch zu schlechten deutschen Wendungen:

O Frühlingsabenddämmerung,
O laues, lindes Wehn!
Ihr Blütenbäume sprecht, was thut
Ihr so zusammenstehn.

Bei vielem Singsang und Klingklang und manchem Geigenstrich, dem man das mangelnde Kolophonium des Fidelbogens anmerkt, findet sich auch manches Drollige, Naives, Putzige, namentlich in den Humoresken: „Das Hirtvieh von Krekelbronn" und „Der Buchstabenstreit". Die beiden größern Dichtungen, das Libretto: „Roth und Grün", und das Festspiel „Der Proserpina Rückkehr in die Oberwelt", das erstere von volksthümlich idyllischer Haltung, das zweite überladen und getränkt mit Mythologie, sind durchaus unbedeutend.

15. Lieb und Leid. Dichtungen von Wilhelm Jerwitz. Illustrirt von demselben. Dresden, Burdach. 1868. 12. 20 Ngr.

Diesen kleinen Liedern hat Oettinger eine Art kritischer Postkarte mitgegeben, indem er die Reinheit des Gemüths, die Keuschheit ihres Glaubens, den Nimbus ihrer Jungfräulichkeit rühmt, ihnen nachrühmt, daß sie etwas Hostienartiges haben und sie zuletzt „Veilchen im Schnee" nennt. In der That ist die Sammlung schlicht und anspruchslos; sie zerfällt in fünf Abschnitte: „Auf heitern Wegen", „Auf ernsten Wegen", „Meiner Liebe Lust", „Meiner Liebe Leid" und „Blumenthränen". Den schlichten Sänger anzuschlichtern, hat die Kritik kein Recht; sie sagt wie die Knaben in „Wallenstein's Lager":

Bleib da, Pfäfflein, fürcht' dich nit,
Sag dein Sprüchel und theil's uns mit.

Die schlichte und meist untadelige Fassung der Gedichtchen, die theils Lieder, theils Gnomen sind, möge man aus der folgenden Probe ersehen:

Sie machte nicht viel Worte,
Und doch war sie beredt,
Und doch sprach sie mit Worten,
Wie keins in Büchern steht.

Sie hatte keine Lieder,
Und doch war's wie Gesang,
Wenn ihre liebe Stimme
Mir sanft zum Herzen drang.

Sie hatte keine Thränen
Um ihren eignen Schmerz:
So, ohne Wort und Klage,
Brach ihr geliebtes Herz.

16. Der Pilger in Italien. Sonette von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, Brockhaus. 1868. 16. 1 Thlr.

Unser rheinländischer Dichter hat in diesen Sonetten aus Italien zwar nicht ganz die Gefahren eines poetischen Fremdenführers vermieden, sowie ein begabter Maler, welcher uns ganz Italien in seiner Reisemappe heimbringen wollte, auch manche Vedute uns vorlegen würde. Doch ist die Physiognomie der Städte und der Landschaften meist klar ausgeprägt; die Feier bedeutender Künstler und Dichter, eines Tizian und Veronese, Correggio und Fiesole, Tasso und Ariosto, Dante und Petrarca zeigt einen kundigen Sinn, der in der geschlossenen Form des Sonetts die Hauptzüge des Charakterbildes herauszuheben weiß. Doch der Dichter schwärmt nicht blos in den Kunstsammlungen oder auf den Trümmern Roms, er ergeht sich nicht blos in geschichtlichen Rückblicken auf eine große Vergangenheit, er gibt auch der Gegenwart ihr Recht, wie es sich für einen modernen Pilger nach dem schönen Italien ziemt, dessen Bewohner uns jetzt nicht mehr als die Staffage ihrer Landschaften erscheinen oder scheel angesehen werden von den deutschen Kunstnarren, weil sie dem Enthusiasmus derselben im Wege stehen, sondern die ein nach Einheit und Freiheit strebendes Volk bilden, dessen Vorzüge immer mehr anerkannt werden. Ist doch ihr Streben verwandt dem Streben des deutschen Volks, und in einer und derselben Geschichtsepoche haben beide Nationen mit entschiedener Wendung den Weg der nationalen Wiedergeburt betreten. Diesen Gedanken gibt Wolfgang Müller Ausdruck in den Gedichten: „Segen des Dichters" und „Volkseinheit":

Segen des Dichters.

Wie haben wir mit weisheitsvollen Mienen
Dies Volk geschmäht, verlästert und gesteinigt;
Jahrhunderte verfolgt, gedrückt, gepeinigt,
Sollt' es die Freiheit nimmermehr verdienen.

Flach, dumm, verderbt ist es uns stets erschienen.
Wie steht es jetzt vor unserm Geist gereinigt!
Stolz hat es sich erhoben und geeinigt,
So muß es uns als edles Vorbild dienen.

Wie klug und maßvoll, freundlich, fein von Sitte
Sahn wir's in Nord und Süd. Auf allen Wegen
Umwehte Hauch der Freiheit hold die Schritte.

Zum Sieg! Bekämpfe weis', was dir entgegen,
Italiens Volk! Halt ein die rechte Mitte!
Verschmähe nicht des deutschen Dichters Segen!

Volkseinheit.

Ein großer Drang geht durch die Nationen,
Die Eins an Volksthum, Sprache, Sitten, Leben.
Ihr sehet mächtig sie zur Einheit streben,
Sie kämpfen rings, der Sieg wird sie belohnen.

Ja, Eine Krone statt der vielen Kronen!
Nur Einen König soll Ein Volk sich geben,
Nur Eine Satzung soll es stolz erheben,
Und droht der Feind, glorreich im Siege thronen!

Italien, dir klingen tausend Lieder,
Denn dir gelingt's, aufs neue zu verschlingen
Der langgetrennten Stämme treue Glieder. —

Wann dürfen wir die Jubelhymne singen?
Bald wird uns stolz auf rauschendem Gefieder
Der Hohenzolleraar die Einheit bringen.

17. Gedichte von Schnyder von Wartensee. Nach dem Tode des Altmeisters gesammelt und herausgegeben von Müller von der Werra. Leipzig, Weber. 1869. 16. 20 Ngr.

Schnyder von Wartensee, bekannt als Tondichter und musikalischer Kritiker, Dichter und Kunstmäcen, ist im August 1868 in Frankfurt a. M. im vierundachtzigsten Lebensjahre verstorben. Er hat sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen zu Gunsten einer nach seinen freisinnigen Vorschriften zu gründenden Künstlerstiftung vermacht. Als Vorläufer seiner Biographie, welche wahrscheinlich in zwei Bänden in diesem Jahre erscheinen wird, werden seine Gedichte von Müller von der Werra herausgegeben, ein Act der Pietät gegenüber dem Verstorbenen, ein Andenken für seine vielen Freunde, namentlich für jene seiner schweizerischen Heimat.

Der alte Sangesmeister schlägt in der Poesie einfache schlichte Klänge an, und selbst wo er kunstvolle Formen wählt, wie das Sonett, läßt er nirgends die kalte Architektur vorwalten, sondern einen warmen Gemüthshauch.

Der Frühling.

„Der Frühling ist gekommen — hört' ich sagen —;
Und überall, wohin sein Fuß nur schreitet,
Ist wieder allen Wesen Lust bereitet,
Und alles jubelt zu den goldnen Tagen."
Ich ging hinaus mit meiner Brust voll Klagen,
Von meinem tiefen Schmerz allein begleitet,
Doch von der Hoffnung leisem Hauch geleitet:
Es werde dort auch mein Herz leichter schlagen.
Ich sah im allgemeinen Auferstehen
Die Blümchen aus dem Todesschlafe gehen,
Doch über mich kam wehmuthsvolles Weinen.
Wird mir die zarte Blume nicht erwecket,
Die jener frische Grabeshügel decket,
So kann mir nimmerdar ein Lenz erscheinen.

Etwas aus dem Ton der Sammlung heraus fällt die grelle poetische Erzählung „Das Schwert", die theils an Clemens Brentano, theils an Victor Hugo erinnert, dagegen sind die größern allegorischen Gedichte sehr ansprechend. Die Mythe von der „Neuen Semele", der Nix die auf ihren eigenen Wunsch vom liebenden Sonnengott mit allen Strahlen beschienen und dadurch getödtet wird, schließt mit den heitern Versen:

Ich, der nun zu eurem Frommen
Die Geschichte hab' erzählet,
War auch glücklich einst vermählet;
Doch ich hatt' mir vorgenommen,
Nie die Wünsche ganz genau
Zu erfüllen meiner Frau.

Sinniger noch ist die Allegorie: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde", in welcher sich der fünfundsiebzigjährige Dichter dem Knaben vergleicht, der einem Schmetterlinge fünf Stunden lang nachläuft, und dann von der Fee erfährt, daß in dieser Zeit sechzig Jahre verflossen sind: ein treffliches Symbol für die anmuthige Täuschung eines rastlosen Strebens. Von den Gelegenheitsgedichten hat uns der „Glückwunsch der Instrumente an ihren Kapellmeister", eine Personification der ganzen Partitur, am besten zugesagt, während sich unter den Epigrammen einige recht gute finden, doch ist Form und Art derselben etwas zu

Rudolf Gottschall.

Naturwissenschaftliche Familienbelehrung.

Wir betreten hier ein Feld der literarischen Thätigkeit, auf welchem gerade in unsern Tagen eine gewaltig große Regsamkeit herrscht; man ist hier ebenso fleißig im Bestellen als eifrig im Abernten. Das ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dem wir ein ferneres glückliches Gedeihen wünschen. Was vor 40 Jahren Ludwig Börne den sämmtlichen damaligen Fachmännern als ein noch unerfülltes Erforderniß in scharfen, fast höhnenden Worten zu Gemüthe führte, daß sie noch nicht verständen, Wissenschaft und Kunst fürs Leben zu schaffen und mit dem Leben zu einem innigen Ganzen zu vereinigen — das kann man heute als eine selbstverständliche vollendete Thatsache ansehen. Alles Wissen und Können zum Gemeingut aller denkenden Menschen zu machen oder, soviel nur immer möglich, mit dem Leben zu verbinden, ist allerdings schon lange vor Börne das Streben vieler Gelehrten gewesen, es fehlte auch nicht an einzelnen glücklichen Versuchen, und die Sache hätte schon längst einen bessern Erfolg gehabt, wenn das große Publikum nur mehr Interesse gezeigt hätte. Dies hat sich indeß in raschem Maße immer mehr und mehr gebessert. Daß sich hierbei ganz vorzugsweise die Naturforscher auszeichneten, kann wol nicht gerade überraschen, da ihre Wissenschaft eigentlich keine andere Heimat als das wirkliche Leben haben sollte. Wir sind indeß noch lange nicht zum Ziele gelangt, obgleich sich nicht in Abrede stellen läßt, daß es besser, viel besser geworden ist. Man werfe nur einen Blick ins wirkliche Leben, in die Fabriken und Bildungsstätten, in Schule und Haus, in die Gemeinden und Staaten, überall fehlt es nicht an tausend und aber tausend Beispielen für eine verständige Einsicht in die Naturgesetze und für eine fleißige Benutzung dieser Gesetze. Und wollte es verkennen, daß jetzt auch im gesammten geistigen Leben, in den Studirstuben der Sprachforscher, der Geschichtlichen, der Dichter, Musiker, Maler und Bildhauer das Erforschen der Natur und ihrer Gesetze zur Geltung gekommen ist?

Wir haben die hier berührten Ansichten schon seit vielen Jahren entwickelt, und halten es jetzt nicht für nothwendig, tiefer auf dieselben einzugehen; dafür wollen wir aber in unserer weitern Betrachtung uns auf einige ganz neu erschienene Bücher ziehen, welche unsere Behauptungen zu beweisen vermögen:

1. Für freie Stunden. Von E. A. Roßmäßler. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und dem Porträt des Verfassers. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dies Buch werden die vielen Freunde des nun schon seit beinahe zwei Jahren abgerufenen Verfassers mit Wehmuth entgegennehmen und dasselbe als sein letztes Vermächtniß in Ehren halten. Er ist auch hier wie in allen seinen frühern Schriften ein ganzer Mann des Volks, dem auf der Welt nichts höher stand, als den Geist seiner Nebenmenschen immer weiter auszubilden, wobei ihm gerade die Naturwissenschaft das geeignetste Mittel zu sein schien. Die edle Idee, welche er in seinem beliebten ersten Werke: „Der Mensch im Spiegel der Natur", mit feuriger Begeisterung zur Reife brachte, hat seine spätere ganze Schriftstellerei belebt und wirkt vorzugsweise auch noch in dem vorliegenden Buche. Es enthält einen gut ausgewählten Vorrath von interessanter Familienbelehrung auf naturwissenschaftlicher Basis. Der darin angestimmte Ton ist ein durchaus angenehmer, oder besser der schon längst bekannte Roßmäßler'sche, welcher für jedes warme Gemüth paßt und jedem Kopfe eine willkommene Veranlassung zum weitern Nachdenken gibt. Er lebt und webt in dem Erkennen und richtigen Würdigen der Natur und möchte, daß alle Menschen auf Erden mit ihm Naturfreunde, Naturkenner, Naturverehrer und Naturbenutzer würden. Dabei ist er phantasiereich, erfinderisch und malt nicht selten ganze Dorfgemeinden und einzelne Familien, in denen er das schon als vollkommen erreicht darstellt, was er eigentlich erst noch erstreben will.

Unter „freien" Stunden denkt sich der Verfasser nicht blos diejenigen, welche nicht mit Berufsgeschäften erfüllt sind, sondern solche, in denen sich der Mensch über das Alltagsleben gehoben fühlt — es sind die Momente der Anregungen des Gemüths und des Geistes, welche der Mensch im Freien empfindet. Der Titel ist durch einen liebenswürdigen Brief von Alexander von Humboldt an den Verfasser entstanden, in welchem derselbe sagt: „Es bleibt dem Deutschen, wie er schön und bedeutsam in seiner Sprache sagt — das Freie — das ist die Luft, der Genuß der freien Natur." Der Verfasser faßt dann, in Rücksicht, daß der Mensch selbst ein wichtiger Theil der Natur ist, diesen Begriff noch viel allgemeiner auf, sodaß er überall paßt, wo der Mensch sich denkend über das gewöhnliche Geschäftsleben erhebt. Er will also ganz vorzugsweise eine natürliche Weltanschauung für Familienkreise veranlassen, und hofft, daß sein Buch dazu einen passenden Leitfaden abgeben dürfte. Das Gebotene ist vortrefflich und bildet eine sehr gute Auswahl solcher Artikel aus des Verfassers naturwissenschaftlichem Volksblatte: „Aus der Heimat", welche ihm selbst als die gelungensten erschienen. Die Vorrede wurde schon 1866 im Mai geschrieben, wo eben für Deutschlands Freiheit und Einigung der gewaltige Nationalkampf gefochten werden sollte. Wahrscheinlich war damals auch schon das Manuscript zum Drucke fertig, die politischen Unruhen behinderten indeß die Herausgabe; und als 1867 den 9. April der Tod des Verfassers erfolgte, war es natürlich, daß der Verleger wünschen mußte, dem Werke auch noch eine Biographie des Verstorbenen beifügen zu können, wodurch abermals eine Verzögerung hinzukam. Diese Zugabe ist nun von Dr. A. B. Reichenbach, dem edeln Freunde Roßmäßler's, ebenso wahrheitsgetreu als liebevoll theilnehmend abgefaßt, sodaß sie nicht blos der vorliegenden Schrift, sondern allen Bestrebungen des verklärten Volksfreundes zu einem ehrenvollen Schmuck und Andenken gereichen wird. Das dem Werke vorgesetzte Porträt des Verfassers ist nach der Zeichnung des Malers Emil Schmidt, eines Schwiegersohns des Verstorbenen, angefertigt und zeichnet sich ebenso durch getreue Aehnlichkeit wie durch sinnige Wiedergabe der Züge des denkenden, tiefblickenden Volksfreundes aus. Man sieht also, daß alles aufgeboten ist, mit diesem Schlußsteine der literarischen Thätigkeit des würdigen Mannes ein bleibendes Andenken an ihn zu schaffen.

Nach dem Vorwort und der Biographie enthält das Buch dann noch neun Abschnitte, wovon der erste ein paar naturhistorische Erzählungen bringt; der zweite Spenden aus der Naturgeschichte; der dritte Betrachtungen unter den Bäumen; der vierte Betrachtungen im Freien; der fünfte Beiträge zur Methode der Naturforschung; der sechste Anweisungen, wie Kinder für diesen Unterricht empfänglich zu machen sind; der siebente Appellationen an Herz und Verstand; der achte Anwendung fürs Leben; der neunte Humboldt's Gedächtniß.

Um aus dem Buche Einzelnes mitzutheilen, wenden wir uns zunächst zum zweiten Abschnitt, wo in einem Artikel die Alpenpflanzen besprochen werden. Hier heißt es von der Alpenrose, daß sie ebenso wenig den ausgeprägten Charakter der Alpenpflanzen als den der Rosen besitze:

Sie geht auch nicht bis hinauf in jene eisigen Höhen, wo die Grenze des Lebens hoher Pflanzen ist, sondern hält sich unter 7000—7600 Fuß Seehöhe und schafft sich daselbst auf hinlänglich durchfeuchtetem Grunde einen humusreichen Boden. Sie ist bekanntlich ein kleiner Strauch, der selbst bis auf 2000 Fuß herabsteigend, wo ich ihn an den Vorbergen des Semmering fand, bis 2 Fuß hoch werden kann. Dies ist aber nur die eine der beiden Arten, die gewimperte Alpenrose, Rhododendron hirsutum, während die andere Art, die rostfarbige Alpenrose, Rhododendron ferrugineum, nicht leicht über fußhoch wird und selten bis 3000 Fuß über Meer herabsteigt. Wo die Alpenrose ganze Flächen bekleidet, wie ich dies, leider lange nach der Blütezeit, auf dem Wege nach der Wengeralp von Grindelwald aus auf der Itrammenalp fand, da macht sie den Eindruck eines Heidel- und Preiselbeerfeldes, wie diese nicht selten geräumte Schlage unserer Waldgebirge überziehen. Damals konnte ich nur ahnen, welche Pracht die Millionen rubinrothen, sechs- bis zehnblumigen Blütentrauben über jene Stelle ausgießen mögen. Und doch erhandelte ich drei Tage später für einige Rappen ein blühendes Alpenrosensträußchen, welches ein wagehalsiger Geißbub am abschmelzenden Rande eines Lavinensturzes gepflückt hatte, wo die zum Erblühen gerüsteten Blütenknospen erst jetzt aus ihrem Schneekerker befreit worden waren.

Am Schlusse dieses Abschnitts wird auch der Tintenfisch ebenso interessant als ausführlich und neu besprochen. Der Verfasser folgt hier dem berühmten britischen Naturhistoriker Smith in einem der neuesten Hefte der „Annals and magazine of natural history", von dem er auch einen ganz vortrefflichen Holzschnitt entlehnt, der dem Buche zugleich als Zierde des Titelblattes beigegeben ist. Die Darstellung ist so recht frisch aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangen und fesselt ebenso sehr den Naturforscher von Fach als jeden gebildeten Freund der Natur.

Auf ähnliche Weise enthält dieser Abschnitt noch recht viele ganz neue naturhistorische Belehrungen, welche dem Nachdenken der Volks- und Familienkreise ganz besonders zu empfehlen sind. Dasselbe läßt sich aber eigentlich vom ganzen Buche sagen, sodaß ihm der Beifall im gebildeten großen Publikum sicher nicht fehlen wird. Um einen Punkt zu berühren, in welchem sich das Werk vor andern ähnlichen auszeichnet, wenden wir uns sogleich zu dem neunten Abschnitt, wo der Verfasser in der großen Verehrung Alexander von Humboldt's seinem begeisterten Herzen freien Lauf läßt. Wir wählen den Artikel, welcher die Ueberschrift „Der 6. Mai 1859" trägt, bekanntlich der Todestag des weltberühmten Gelehrten:

Immerhin darf das Jahrhundert trauern, daß das äußere Leben seines größten Gelehrten der Natur abgelaufen ist. Nicht Tausende, nicht Hunderttausende, nein Millionen zählten ängstlich die Tage des hochbetagten Greises, in welchem die Würde der Forschung ihren Mittelpunkt hatte. Allen — allen war Humboldt's baldiges Scheiden längst eine naturnothwendige Voraussicht; nun er aber geschieden ist, mag doch keiner in dieser Voraussicht einen Trost in seinem Schmerze finden. Es ist der Mittelpunkt des Kreises leer geworden, auf welchem er stand, umringt von allen Wahrheitsforschern der Erde. Es lebt kein zweiter Mensch, der es Humboldt gleichthun könnte im Leben und im Sterben, im Leben an That, im Sterben an Trauer, die beide ihm nachfolgten.... Ja, Alexander von Humboldt war nicht blos der größte Naturforscher des Jahrhunderts, er war mehr, denn er war es mit bewußtem Wollen im Dienste der Menschheit, die er sich gern in seinem Volke zu vergegenwärtigen pflegte.

Dann bespricht der Verfasser Humboldt's Bestattung, wobei er persönlich gegenwärtig war; den Humboldt-Verein, den der Verfasser ins Leben gerufen; den 14. September 1859, wo Humboldt seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hätte, woran ein kurzer Abriß von dem Leben und Wirken des gefeierten großen Meisters geschlossen wird. Die große Verehrung, welche Roßmäßler sein ganzes Leben für Humboldt an den Tag gelegt hat, erreicht hier am Grabe des Verewigten eine ergreifende wehmuthsvolle Höhe. Für alle deutschen Herzen, die in Humboldt den Gipfelpunkt ihres Nationalruhms erblickt haben, spricht der Verfasser ebenso wahre als schöne Worte einer hingebenden Begeisterung.

2. In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt. Zweite Reihe. Von Karl Ruß. Mit einem botanischen und zoologischen Wegweiser und einer Holzschnitttafel. Berlin, Boettcher. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Das ist ein treffliches Seitenstück zu dem eben besprochenen Werke. Der dem gebildeten großen Publikum ebenfalls schon lange rühmlich bekannte Verfasser bringt hier eine Fortsetzung der Sammlungen seiner Naturschilderungen, welche unter dem Titel: „In der freien Natur" und „Meine Freunde", schon etwas früher erschienen sind. Der allgemeine Beifall, mit dem diese Arbeiten aufgenommen worden sind, wird sicherlich auch der vorliegenden zweiten Reihe nicht fehlen. Der richtige Takt, mit dem der Verfasser seine Schilderungen nur nutzenbringend für die Bildung auf dem Naturgebiete einzurichten weiß, und sich frei hält von jeder politischen und kirchlichen Anspielung oder Parteistellung, hat es auch veranlaßt, daß seine Werke von mehrern deutschen Cultusministerien mit besonderm Nachdruck empfohlen worden sind. Es herrscht auch hier wie in allen Arbeiten des Verfassers eine [illegible] befangene heitere Stimmung, eine sogar poetisch [illegible] Gemüthstiefe, welche ausschließlich in der freien Natur ihre Heimat, ihre Liebe und Freundschaft findet, und [illegible] aufbietet, damit auch die begleitenden Leser darin [illegible] Lust und Freude finden mögen.

Sehen wir uns zunächst den Inhalt des Buches [illegible] so zerfällt derselbe in neun Hauptabschnitte, nämlich „I. Aus dem Seelenleben der Thiere"; „II. Schlaglichter aus dem Thierleben"; „III. Unsere nächsten Feinde in der Thierwelt"; „IV. Thier-Lebensbilder"; „V. Aus dem Kampfe ums Dasein"; „VI. Stimmungsbilder aus der Natur"; „VII. Wanderungen und Wandlungen in der Pflanzenwelt"; „VIII. Poetische und scherzhafte Naturbilder"; „IX. Deutsche Blumen".

Die Durchführung dieses reichen Materials erinnert sehr lebhaft an Masius' berühmte „Naturstudien", sie zeigt dieselbe sinnige Gemüthstiefe und dieselbe Frische und Eigenthümlichkeit in dem Hervorheben der charakteristischen Hauptzüge. Dabei weiß der Verfasser das Ganze mit heitern Erzählungen zu würzen, die dem wirklichen Leben entnommen worden sind und daher auch ganz vortrefflich wieder fürs Leben passen. In dieser Hinsicht steht [illegible] Roßmäßler ziemlich auf einerlei Basis, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mehr Gewicht auf das legt, was in naturwissenschaftlicher Volksbildung erst noch zu erstreben bleibt, während jener meistens mit der erreichten Wirklichkeit selbst schon ganz zufrieden ist und es nicht unterlassen kann, auf manches mit Nachdruck aufmerksam zu machen, was der Beobachtung des alltäglichen Auges noch entgangen sein dürfte. Dadurch stehen sie einander nicht entgegen, sondern tragen nur zur Erreichung des Gesammtzwecks solcher Naturschilderungen bei. Unser Verfasser besitzt ein sehr feines Beobachtungstalent und scheint es sich zur Hauptaufgabe gestellt zu haben, den Stoff zu seinen Unterhaltungen nicht erst aus der Ferne zu holen, sondern stets in nächster Nähe aufzusuchen. Der Leser hat es daher immer nur mit ganz bekannten Gegenständen zu thun, wovon ihm dann aber auf die interessanteste Weise noch allerlei Beobachtungen zur Mittheilung gebracht werden, die ihm neu sind.

Im ersten Abschnitte bespricht der Verfasser das Mitleid und Mitgefühl in der Thierwelt. Der Leser [illegible] dabei sogleich an die zahllosen oft wahrhaft rührenden Erscheinungen, welche die Mutterliebe im Thierleben [illegible] umher uns bietet; davon erfährt er indeß hier nur [illegible] weil sie als längst bekannt vorauszusetzen und eigentlich der Beachtung nicht erst noch besonders zu empfehlen sind. Es sollen nur Ausnahmefälle zur Sprache gebracht werden. Der Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit auf die mütterliche Sorgfalt eines Kapauns, welche er selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Nachdem er darauf hingewiesen, daß diese Thiere in manchen Gegenden zum Hüten der jungen Küchlein, ja selbst zum Ausbrüten der Eier benutzt werden, beginnt er seine merkwürdige Erzählung so:

Auf einem Gute wurden alljährlich eine große Anzahl kleiner verwaister Küchlein von den Dörfern rings umher gekauft, indem man die alte Mutterhenne den Leuten als fernere Eierspenderin überließ und die jungen Hühnchen in Pflege eines solchen Kapauns anvertraute. Es ist für [illegible]

sehr anregende Beobachtung gewesen, wie solch ein wilder unbändiger Bursche, nachdem ihm die Füße gebunden waren und er so widerstandslos, doch mit offenbarem Widerwillen, ja wol gar mit Entsetzen, den unter die Flügel ihm kriechenden Kleinen Zuflucht gewähren mußte, dann aber nach einer einzigen Nacht die Nothwendigkeit und Wichtigkeit seiner Aufgabe vollständig begriffen zu haben schien, und nachdem ihm die Füße befreit worden, nun von Stund an, gleich einer Brüthenne glucksend, die Obliegenheiten einer Mutterhenne mit einer Zärtlichkeit und Sorgfalt versah, gegen die selbst die aufopferndste Liebe der besten wirklichen Glucken keinen Vergleich aushalten konnte. Immer mehrere der kleinen Pflegebefohlenen wurden ihm unter die gastlichen Flügel gesetzt, und unter denselben wie in seinem liebevollen Herzen schienen sie alle in gleicher Weise Aufnahme zu finden; wie keine einzige von den wirklichen Glucken, die selbsterbrütete Küchlein führten und die niemals oder nur sehr selten fremde annahmen, kratzte er emsig, pickte sorgfältig und lockend jedes Körnchen und Würmchen seinen Kleinen vor, machte sich möglichst breit, um sie alle unter seine wärmenden Federn zu nehmen, und spähte mit wachsamer Sorge nach jedem etwa nahenden Feinde. Es gewährte in der That einen seltsamen Anblick, wenn man den Kapaun so besorglich, aber auch offenbar selbstbewußt in der Mitte seiner zahlreichen Schar dahinschreiten sah, die kleinsten stets in seiner unmittelbaren Nähe und die größern rings umherhüpfend.

Nachdem der Verfasser dies viele Jahre mit steigendem Interesse beobachtet hatte, ereignete sich noch ein eigenthümlicher Zwischenfall. Es war eine Gluckhenne ums Leben gekommen und die zarten Küchelchen liefen Gefahr, umzukommen, der eine Kapaun war schon mit einem Haufen ziemlich erwachsener Kücken verbunden, von ihm konnte man also keinen Beistand erwarten, und man mußte sich entschließen, einen neuen Pflegevater zu erziehen.

Dieser, ein großer schwarzer Kapaun, der noch niemals Küchlein geführt, machte durch seine Wildheit viel Mühe, bis er sich endlich doch in sein Schicksal ergab und mit kräftigem Glucken die Kleinen führte. Nur war er immer zu schroff und ungeschickt in seiner Mutterſorge, sodaß er die Pfleglinge oft rechts und links umpurzeln machte und auch ein kleines Beinchen zertrat. Nach und nach wurde er aber ruhiger und daher setzte man ihm eines Abends eine Anzahl neuer Schützlinge hinzu. Wie groß war aber das Staunen, als am nächsten Morgen von den zehn neuen vier hellgefärbte getödtet waren, während die übrigen sechs dunkeln sich ganz wohl befanden. Anfangs glaubte man zwar, daß er sie vielleicht aus Ungeschicklichkeit und nur zufällig gerade die weißen todtgetreten habe, als jedoch nach einigen Tagen wiederum neue hinzukamen, nahm er ebenfalls nur die dunkeln bereitwillig auf und hätte, wenn man ihn nicht davon abhielt, die weißen wieder sofort umgebracht.

Der Verfasser erzählt auch, wie er es mit eigenen Augen gesehen, wie ein etwas erwachsenes Kücken, welches aber der Wartung und Pflege noch selbst bedürftig war, sich ebenfalls dazu verstanden habe, einem leidenden kleinern Hülfe und Beistand zu geben. Auch macht er darauf aufmerksam, daß es nicht an Beispielen fehle, wo Katzenmütter junge Ratten, Kaninchen, Hunde .... aufgesäugt hätten; auch sei es bekannt, wie verhältnißmäßig sehr kleine Singvögel den ausgebrüteten kleinen Kukuk mit der aufopferndsten mütterlichen Sorgfalt füttern und großziehen. Auf ähnliche Weise werden noch recht viele interessante Beispiele des Mitleids und des Mitgefühls der Thiere vorgeführt, welche alle belehrend und zugleich dazu geeignet sind, das Nachdenken des Menschen anzuregen. Die Artikel: „Der Schwachen Muth", „Unnatur", „Die Katze des Vogelhändlers", „Das Storchgericht" u. a., enthalten ausgezeichnete Erfahrungen über das Seelenleben der Thiere, welchem der erste Abschnitt des Buchs gewidmet ist. Heinrich Birnbaum.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Cultur- und Sittengeschichte.

1. Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland, von Heinrich Reidt. Frankfurt a. M., Winter. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.
2. Ueber die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Actenstücke aus der Bewegung von 1525. Ein Beitrag zur Geschichte des großen deutschen Bauernkriegs von Alfred Stern. Leipzig, Hirzel. 1868. Gr. 8. 25 Ngr.
3. Deutschland während der Reformation von E. F. Souchay. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Durch die genannten drei Bücher geht ein Verbindungsfaden, der uns veranlaßt, sie hier zusammen zu besprechen. Das religiöse Moment in der mittelalterlichen Entwickelungsphase unserer Nation ist im letzten Kern der eigentliche Gehalt aller drei, in dem ersten als solches ausschließlich betont und herausgearbeitet, in dem zweiten einigermaßen verborgen unter dem technischen Apparate einer kritischen Untersuchung, und in dem dritten natürlich verbunden mit den andern großen Evolutionen der Zeit.

Die Monographie über das geistliche deutsche Schauspiel im Mittelalter von H. Reidt (Nr. 1) ist aus Vorträgen entstanden, die ihr Verfasser vor einem gebildeten Zuhörerkreise gehalten hat; dem entsprechend besitzt sie keine eigentlich gelehrte Haltung und Tendenz. Auch ist es nicht so sehr das literargeschichtliche Moment im engern Sinne, was sie berücksichtigt, als vielmehr das cultur- und sittengeschichtliche. Ohne Neues zu bieten, weiß der Verfasser doch eine recht anschauliche Analyse passend gewählter Erzeugnisse der mittelalterlichen Dramatik, von ihren ersten Anfängen als in Inhalt und Form, mit Einschluß der lateinischen Sprache, streng kirchlicher Kunstübung bis zu ihrer Verwilderung zum populären geistlichen Schauspiel oder richtiger geistlichen Possenspiel, des 15. Jahrhunderts zu vollziehen. Mit Recht verwahrt er sich auch zum Schluß noch gegen die oft vorgebrachte, aber niemals durch Beweise unterstützte tendenziöse Verleumdung, die Reformation habe wie andere Blüten des Kunsttriebes auch diese geknickt. Hier war nichts mehr zu knicken, sondern blos widerliches Unkraut auszujäten. Auch haben bekanntlich viele hervorragende Stimmführer der Reformation, voran Luther selbst, sich durch ihre auch sonst hervortretende und oft sehr unpraktische Neigung, so viel wie möglich von der vergangenen Zeit mit herüberzunehmen und alles, was nicht absolut verwerflich schien, pietätvoll zu conserviren, bewegen lassen, allerlei Versuche zu unterstützen, die es auf ein umgewandeltes und gereinigtes geistliches Volksdrama abgesehen hatten. Wenn die Erfolge den Bemühungen nicht entsprechen, wenn es nicht gelang, ein

wahrhaft volksmäßiges und zugleich wahrhaft evangelisches deutsches Drama zu schaffen, so ist die Ursache davon ganz wo anders als in dem angeblich kunstfeindlichen Geist der Reformatoren und der Reformation zu suchen, viel eher in der Hemmung und Zerschneidung der eigentlichen Pulsadern des deutschen Volkslebens, welche durch die Gegenreformation, und was sich daran anschließt, direct und indirect durch die auch auf protestantischer Seite dadurch erzeugte Umstimmung des Volksgeistes veranlaßt wurde.

Stern's Abhandlung über die zwölf Artikel der Bauernschaft während der Revolutionsperiode des sogenannten Bauernkriegs (Nr. 2) hat einen streng wissenschaftlichen Charakter. Ihr Verfasser bemüht sich, dem Ursprung des merkwürdigen Schriftstücks nachzugehen, das wenigstens für einige Monate als das officielle Programm der damaligen Revolution gelten konnte, wenn es gleich niemals praktische Bedeutung gewonnen hat und auch selbst im Falle eines Siegs der Bauern nie eine solche gewonnen haben würde, denn in diesem Falle wäre es als viel zu gemäßigt sofort beseitigt worden. Ueber den Verfasser desselben herrschen bis auf diesen Tag weit auseinandergehende Ansichten, die Stern zu kritisiren und zu widerlegen unternommen hat. Dies ist ihm gelungen, denn alle bisherigen Hypothesen stehen auf sehr schwachen Füßen; aber die von ihm aufgestellte, wonach die Autorschaft dem bekannten reformatorischen Theologen Balthasar Hubmaier zufiele, der später als angeblicher Wiedertäufer in Wien ein so trauriges Ende gefunden hat, entbehrt doch auch jeder überzeugenden Beweiskraft. So viel nur dürfte zugegeben werden, daß Hubmaier sich um die Verbreitung der zwölf Artikel sehr bemüht hat, denn diese und nichts anderes sagt die S. 92 citirte Stelle aus seinem peinlichen Verhör, welche hier als entscheidend für die Autorschaft Hubmaier's angesehen wird. Er sagt darin aus, daß er der Bauern Artikel — darunter verstand man damals, so ohne alle nähere Bezeichnung erwähnt, nur jene weltberühmten zwölf — die ihm von ihnen so, wie sie dieselben gehört hatten (dies ist die einzig sprachlich richtige Erklärung des Ausdrucks „aus dem höre") mitgetheilt wurden, erweitert und ausgelegt und sie bewogen habe, dieselben anzunehmen. In seiner Eigenschaft als politischer und religiöser Demagog oder Volksredner und Führer hat er seine Anhänger, also zunächst die Leute in und um Waldshut bewogen, die anderwärts schon aufgestellten zwölf Artikel anzunehmen, die nicht er verfaßt hatte, sondern blos auslegte und empfahl. So viel sich aus den überall unsichern Spuren seiner sonstigen Wirksamkeit sehen läßt, blieb er damit eigentlich weit hinter seinen eigenen viel radicalern Tendenzen zurück. Warum er die Artikel doch patronisirte, läßt sich sehr leicht muthmaßen, aber schwer beweisen, weshalb wir diese Frage ganz beiseitelassen.

Für unsere Zwecke mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß das eigentlich zündende Element der zwölf Artikel das religiös-reformatorische gewesen ist. Wie an der Spitze Luther's Forderung des allgemeinen Priesterthums aller Laien sozusagen dem Bauernverstand faßlich vordemonstrirt wird, so schließen sie mit der Berufung auf das Wort Gottes. Das soll die alleinige Richtschnur auch bei der Neugestaltung der Gesellschaft und des Staats sein, oder wie es wiederum in derbem und verständlichem Volksstile ausgedrückt wird: was von den bisher angeführten Forderungen als dem Evangelium zuwider dargethan werden könne, das wolle man fahren lassen. Wenn man diese Travestie der sittlich-idealen Grundgedanken der Reformation erwägt, so liegt begreiflich der Schluß nahe, daß ein Theologe der Verfasser gewesen sein müsse, selbstverständlich einer von dem Schlage Münzer's, oder Schapeler's, oder Heuglin's, oder auch Hubmaier's, die alle der Reihe nach dafür gelten. Aber außer ihnen gab es hundert und aber hundert ähnlich gearteter Leute, die nur namenlos geblieben oder vergessen worden sind. Jeder von ihnen wäre ebenso gut wie die zufällig Genannten befähigt gewesen, ein solches, gleichsam vom Zeitgeist selbst dictirtes Actenstück niederzuschreiben, und im eigentlich geschichtlichen Sinne kommt hier auf die Priorität gar wenig an.

„Deutschland während der Reformation" von Souchay (Nr. 3), dem Verfasser der beifällig aufgenommenen „Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Entstehung bis zu ihrem Verfalle" ist in derselben Art gearbeitet und gehalten wie jenes größere Werk. Eigentliche selbständige Forschung findet sich nicht, dagegen aber eine verständige und umsichtige Benutzung der hauptsächlichsten Quellen und neuern Bearbeitungen. Darauf baut sich eine sehr lesbare, klare und ansprechende Erzählung, die dem Bedürfnisse des gebildeten Lesers vollständig genügt. Der Standpunkt ist der aus dem größern Werke bekannte; warme patriotische Gesinnung, die zu gereift und gediegen ist, um sich durch die landläufigen Phrasen des Großdeutschthums oder des Radicalismus beirren zu lassen; in den kirchlichen und religiösen Fragen jener wahrhaft zeitgemäße weitere Horizont, der den eigentlichen Kern des sittlichen und religiösen Lebens im Christenthum findet, aber von allen confessionellen Vornirtheiten frei bleibt. Solche Bücher wie dieses sind eben deshalb mit Freude zu begrüßen. Sie werden es allmählich dahin bringen, daß wir auch in Deutschland ein größeres Publikum sich mit geschichtlicher Lektüre beschäftigen sehen, was bis vor kurzem zu größtem Schaden für die deutsche Geschichtschreibung und für unser lesendes Publikum selbst nicht der Fall war. Denn so selbstverständlich es ist, daß eine wirkliche Geschichtschreibung zum Ziele hat, Bücher hervorzubringen, die von möglichst vielen gelesen werden, so wenig hatte doch die frühere Entwickelung unsers geistigen Lebens in der Nation und in der Wissenschaft dieses einfachste aller Postulate praktisch verwirklichen lassen. Was es aber heißt, wenn im Bereiche einer nationalen Gesammtbildung, insbesondere einer so unendlich gesteigerten und anspruchsvollen wie die deutsche, die Geschichte durchaus nicht den ihr gebührenden Platz einnimmt, das überlassen wir dem Erwägen jedes denkenden Patrioten. Sehr viel von den widerlichen Schäden, an denen das sittliche Bewußtsein des deutschen Volks bis zu dieser Stunde krankt, wie die Thatsachen zeigen, würden, wenn auch nicht heilen, so doch sich verringern, wenn man in Deutschland mehr von der eigenen Geschichte wüßte oder wissen wollte.

Heinrich Rückert.

Aus Nordamerika.

Transatlantische Visionen von E. Pilger. Leipzig, Loewe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es wird allmählich eine schwer zu lösende Aufgabe, sich in der Unzahl von Schriften über Amerika zurechtzufinden, die Richtigkeit des Urtheils über die Neue Welt, zumal über die Staaten der Union, festzustellen. Ein gründliches Buch über dieses Gebiet der Literatur ist sehr wünschenswerth. Dem künftigen Verfasser eines solchen, wie allen Gebildeten in Deutschland, empfehlen wir die vorliegende Schrift als eine sehr bedeutende Erscheinung. Sie ist recht eigentlich pikant, schon weil sie von allem Hergebrachten abweicht, aber auch weil der Autor ein Mann von vielseitiger Bildung, von außerordentlichem Geist, von Witz und Humor ist, sodaß sein Urtheil eine überaus scharfe Lauge mit sich führt, auf genauen Beobachtungen beruht, dabei in einer glänzenden Darstellung sich vernehmen läßt, dichterische Phantasie mit hellem Verstande vereinigt, und den unbestechlichen, frei heraussprechenden Sittenrichter überall zu erkennen gibt. Es handelt sich um Neuyork, wo der liebenswürdige Berichterstatter in weitreichenden und wohlunterrichteten Verbindungen lange gelebt hat, wie er früher in Rußland und zwar in Petersburg dauernden Aufenthalt gehabt. Wer stark sanguinisch über Amerika denkt, wer mit dem Gedanken umgeht, dorthin zu übersiedeln, wer von erhitzten Träumen geplagt wird und es nicht erwarten kann, daß der transatlantische Himmel sich über ihm öffne, der kühle sich durch das in vielen Beziehungen jedenfalls vortreffliche Buch erst ab, bevor er weiter schwärmt oder gar die Reise unternimmt. Es wäre möglich, daß der Autor das Unglück drüben gehabt hätte, für seine Studien unvortheilhafte Standpunkte einzunehmen, jedoch seine umfangreiche Weltkenntniß, sein feinspürender Takt machen es nicht wahrscheinlich. Es wäre möglich, daß ein boshafter Zufall es gewollt, daß der Verfasser dort vorherrschend selbstsüchtige, frivole, blasirte Menschen kennen gelernt hätte, indessen der Leser könnte ja einst dieselbe Ungunst erfahren, und so könnte die Warnung ihm sehr nützlich sein, um ihn vor noch größern Uebelständen zu schützen.

Wir werden nun im Folgenden mit der Pracht und den ungeheuern Dimensionen der stolzen Manhattanstadt aufs beste vertraut, die hinter dem, was Paris und London aufzuweisen haben, keineswegs zurücksteht. Wir werden über Plätze und durch Straßen geführt, sogar die Dächer werden, wie durch Geisterhand, vor uns abgedeckt. Wir lernen die Gesellschaft, wie sie im Oeffentlichen und Geheimen ihr Wesen treibt, bis zu den unerhörtesten Vorgängen kennen, wir trauen unsern Augen und Ohren nicht, wir entsetzen, wir erheben uns, und entsetzen uns wieder, und immer noch Unglaublicheres rückt aus der Ferne der endlosen Avenuen, wie sie im Sonnen- und Mondlicht glänzen, unter Gasflammen erzittern, hervor. Alles und jedes verkündet und vollbringt sich im amerikanischen Riesenstil. Aber der Riese braucht deshalb kein Gott, er kann sich erdreisten, auch stark des Teufels zu sein. Der Verfasser, bei aller Umsicht und Gewandtheit und Orientirungsgabe in labyrinthischen Localitäten, könnte sich selbst nicht zurechtfinden, wenn er nicht auch seine Maschinerie hätte. Er treibt so etwas den Teufel durch den Teufel aus, oder entlarvt ihn zum Heile für uns und sich. Der Autor verfügt nämlich über zwei Dämonen, die von allem, auch dem Verborgensten, wissen, welche beim Mephisto Goethe's, der daher öfter citirt wird, mit Erfolg in die Schule gegangen sind, aber gleichwol hinlängliche eigene Anlage verrathen. Asmodeus, der eine, ist sarkastisch, macht zu allem ein schadenfrohes Gesicht, schlägt eine diabolische Lache auf; Iblis, der andere, ist grämlich, sieht melancholisch darein und kommt aus der äußersten Verstimmtheit gar nicht heraus. Jener spielt die Hauptrolle. Wir werden in Sphären eingeführt, zu denen wir ohne ihn nimmer Eintritt erhielten. Wahrlich, es lohnt schon, in diesen kolossalen Guckkasten einer gänzlich corrumpirten Welt hineinzusehen, die Drehorgeln der beiden Teufel zu vernehmen, nach deren wilddespotischen Weisen hier in der „Musterrepublik" alle tanzen und zwar Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Ladies und Dandies, Yankees und Yankessen, Deutsche und Amerikaner, ob diese dem Norden angehören oder aus dem Süden herankommen, um Geld und Seele möglichst schnell loszuwerden; und so tanzen ferner Quacksalber, Reverends, Politiker, Börsen- und Geldmänner, Hazardspieler, Sklavenhändler, Verbrecher vornehmer und geringer Herkunft, Tage- und Nachtdiebe mit Weibern aus allen Ständen, sogar Kinder schon tanzen mit; sie tanzen alle um den Mammon, und jeder von ihnen meint sich und allein sich, ob Rothhaut, ob Weißer, ob Schwarzer.

Die am reichsten von Geist sprudelnden Partien des Buchs — obwol sie alle interessant sind — dürften sein: „Die Quacksalber", „Physiognomien", „Politik und Politiker", „Der neuyorker Dandy", „Der Broadway bei Gaslicht", „Die Spielhäuser", „Grabgewölbe", „Im Theater", „Die Bowery", „Die Frauenwelt", und unter diesen wieder „Broadway" und „Bowery"; in den beiden letztern ergießt sich der grandiose Strom des neuyorker Lebens in den stattlichsten Wogen. Gleich zu Anfang werden wir darüber belehrt, daß die Amerikaner keineswegs so ureigen sind, wie ausposaunt wird, sondern von mehr oder weniger Völkern angenommen haben. Daß auch die Deutschen von dem Miasma dortiger Sittenatmosphäre inficirt worden, ist schmerzlich zu hören. Wir glauben nicht, daß sich das über Neuyork hinaus erstreckt. Meisterhaft ist die Darstellung, wie täglich und zu bestimmter Stunde ganze Heere von Ladies und Dandies auf großer Tour und Parade, nach streng vorgeschriebenem Schnitt und Tritt, über den Broadway vorüberziehen. Es ist die höchste Aristokratie beider Geschlechter. Hier hat der Autor geschickt die Biographie eines solchen Musterdandy eingelegt. Sein Leben geht durch Eitelkeit, Schaustellung, Genuß, Lorgnettenkunst vor und in den Kirchen, Theatern, nachts in die Spiel- und anderweitigen Freudenhöllen hinunter bis zum lebenssattesten Gähnen und Ekel, bis zur Fäulniß bei lebendigem Leibe und zu der entsetzlichen Stunde, in der man den einstigen

Löwen des Tags, den nie auch nur der matteste Strahl der Intelligenz beschien, hinausrädert auf einen der Pompkirchhöfe, um Staub zum Staube zu schütten, ob auch der kostbarste Marmor ihn deckt.

Ein nicht minder fulminantes Seitenstück zu jenem Tummelplatz der Fashion ist dann die Straßenrennbahn des Volks, das ebenfalls heranströmt, um zu sehen und gesehen zu werden, die Bowery; hier tummelt sich noch gesunderes Leben, untermischt mit einiger Biederkeit; aber die Scheidewand ist nur noch dünn, der Krebs des allgemeinen Verderbens frißt schon durch und verpestet auch den Athem des Handwerkers, den vorwitzigen Hinterwäldler, der seine schuldlose Prairie verlassen hat. Kurz, der Verfasser schildert uns in dem heutigen Neuyork ein neues Sodom und Gomorra. Die einzigen Impulse dieses unverschämten Dünkels, all dieser Rührigkeit, Concurrenz und Riesenunternehmungen sind nach ihm Eigennutz und roheste Geldgier auf dem Wege der Bestechlichkeit, des Betrugs, des Schwindels und des absoluten Mangels aller Solidität. Umsonst fragt man hier nach den Vertretern der wahrhaften Religion, der Wissenschaft, Kunst, Literatur. Das Bild, welches uns von dortigen Zeitungsschreibern und sonstigen Literaten gegeben wird, ist grauenhaft. Und doch, sprechen nicht köstliche Citate, die der Autor amerikanischen Blättern entnimmt, für eminente Schriftsteller, die in Amerika leben? Der Verfasser stellt den Bewohnern von Neuyork das brillanteste Zeugniß aus, jene Bipeden zu sein, welche den Pessimismus Schopenhauer's leibhaft repräsentiren. Nur das beruhigt uns einigermaßen, daß unser Autor von S. 138 ab hier und da die Aussicht eröffnet zu einem Besserwerden Amerikas in der Zukunft. Das heutige dortige Geschlecht aber gibt er auf. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob er zu schwarz sieht. Sein Buch ist übrigens voll ethischer Weihe und offenbart den edelsten Lebensphilosophen. Es war ohne Zweifel die reinste Liebe zu den Menschen, welche seine Feder führte, wenn er auch einen großen Theil der vielgepriesenen transatlantischen Welt rücksichtslos geißelt. Wir glauben, von Boston aus würde sein Urtheil über die Staaten der Union ganz anders, viel günstiger ausgefallen sein. Wir unsererseits haben eine hohe Vorstellung von Amerika und lassen sie uns nimmer rauben. Wir halten uns fest überzeugt, ein Welttheil, der Geister hervorrief wie Parker, Emerson, Longfellow, wird die Erdcultur unendlich vorwärts bringen.

Wir freuen uns am Ende, zu ersehen, daß der geistvolle Verfasser seine Mittheilungen über Amerika fortzusetzen gedenkt. Möchte er sein Vorhaben ausführen!

Alexander Jung.

Feuilleton.

Das deutsche Theater in Petersburg.

Wer die Verbreitung deutscher Dichtkunst im Auslande beachtet, der darf die deutschen Theater in Rußland und Amerika nicht ignoriren. Das kaiserlich deutsche Theater in Petersburg ist ein Unicum. Welche andere fremdländische Hauptstadt hätte ein ständiges, wie viel weniger ein officielles deutsches Theater aufzuweisen? In Paris, wo so unendlich viel Deutsche wohnen, ist niemals ein ernsthafter Versuch zur Errichtung einer deutschen Bühne gemacht worden und die geringen Versuche der Art haben gänzlich Fiasco gemacht. In London hielt sich im Anfang der funfziger Jahre eine aus guten Schauspielern Berlins, Hannovers, Augsburgs u. s. w. zusammengesetzte Truppe während einiger Sommermonate. Die andern europäischen Hauptstädte besitzen vollends kein derartiges Kunstinstitut, während allerdings Neuyork und einige andere Städte der amerikanischen Union deutsche Bühnen aufzuweisen haben. In Petersburg nun besteht seit 1816 (Monat Mai) ein kaiserliches deutsches Theater, dem bis in die vierziger Jahre auch eine deutsche Oper zur Seite gestanden. Letztere wich der nationalen russischen Oper, und es sind Anzeigen vorhanden, welche auch an die Möglichkeit glauben lassen, daß unser deutsches Theater vor der Ungunst antideutscher Strömung verschwinden könnte. Länger als 50 Jahre besteht ein Kunstinstitut, welches den in Petersburg lebenden inländischen und ausländischen Deutschen als geistige Erfrischung, als socialer Centralpunkt, als Bindemittel mit Deutschlands Kunst und Literatur, von höchster Wichtigkeit war und welches auch deutsches Culturleben den Russen vermittelte. Nicht nur besuchte die russische Gesellschaft vielfach deutsche Zugstücke, sondern die russische Bühne eignete sich auch umgekehrt des deutschen Theaters deutsche Stücke an, wie „Die Räuber", „Cabale und Liebe", „Sie schreibt an sich selbst", „Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt", und ebenso „Hamlet" und andere Shakspeareana. Dagegen brachte die deutsche Bühne andererseits auch gute russische Stücke in Uebersetzung, wie z. B. „Ein verfehltes Leben" von Ostrowsky. Somit kann also eine culturhistorische Bedeutung unserer deutschen Kunstanstalt in Petersburg nicht abgesprochen werden.

Die besondern, nicht durchweg günstigen äußern Verhältnisse, die Misliebigkeit des Deutschthums überhaupt, die Zusammensetzung des Publikums selbst aus theilweise fremden Elementen, theils aus entnationalisirten Deutschen erschweren die Aufgabe des deutschen Theaters und lassen namentlich kein principielles Repertoire aufkommen. Andererseits müssen immer und immer wieder neue Stücke gebracht werden, sodaß z. B. diesen Winter in vier Monaten 29 neue Stücke gespielt wurden. Welche deutsche Bühne kann sich an Fleiß hiermit messen! Unter diesen 29 Stücken waren zwei von hiesigen Schriftstellern: „Childerich", ein historisches Schauspiel, von Friedrich Meyer, und „Paß und Thor", eine dramatisirte Charade, von O. Heyfelder.

Das deutsche Theater ressortirt, wie schon gesagt, mit dem russischen Schauspiel und dem französischen Theater, mit der russischen und italienischen Oper und dem Ballet zum Hofministerium, und steht unter dem Director aller kaiserlichen Theater Gideonow, dessen letzte Vorgänger im Amt Graf Borch, Saburow und Gideonow der Vater waren. Zwischen ihm und dem Oberregisseur functionirt das Theatercomité (ein kleines Ministerium für sich), dessen Director und dessen Abtheilungschefs für die verschiedenen Branchen aller Theater gemeinsam sind. Oberregisseur seit fünf Jahren ist Dr. von Tollert-Königk, als Nachfolger von Holland. Er hat es verstanden, ein würdiges Repertoire mit den verschiedenartigsten Ansprüchen zu vereinigen, welche an die deutsche Bühne gemacht werden. So brachte er in dieser jüngst vergangenen Periode folgende Stücke zur Aufführung; von Schiller: „Wallenstein's Lager" und „Tod", „Maria Stuart", „Cabale und Liebe", „Don Carlos", „Die Räuber" (deren früher verbotene Aufführung erst in neuerer Zeit gestattet wurde); von Goethe: „Faust", „Götz", „Die Geschwister"; von Shakspeare: „Viel Lärm um Nichts", „Wintermärchen", „Die Widerspenstige", „Der Kaufmann von Venedig", „Hamlet", „Lear", „Richard III."; von Lessing: „Minna von Barnhelm", „Nathan", „Emilia Galotti"; von Laube: „Essex", „Böse Zungen", und außerdem eine Reihe der gewöhnlichen Repertoirestücke und Novitäten.

Im Mai 1869 feiert nun diese Kunstanstalt das dreiund-

fünfzigjährige Jubiläum ihres Bestehens. Möge ihr die Gunst der Mächte erhalten bleiben, die sie bisher erhielten, und das Interesse Deutschlands für dieselbe gewonnen werden.

Urtheile der „Revue des deux mondes" über deutsche Schriftsteller.

Die „Revue des deux mondes" bringt in ihrem zweiten Märzheft einen Essay über Fritz Reuter, unter der Ueberschrift: „Un poète-Romancier de l'Allemagne du Nord" von Albert Sorel, im Anschluß an dessen gesammelte Werke und an die Charakteristik von Otto Glagau „Fritz Reuter und seine Werke". Außer einer Biographie enthält er eine Analyse der einzelnen Schriften. Die Beschäftigung der Franzosen mit deutscher Literatur scheint eine immer eingehendere zu werden, da sie sogar vor dem Studium des Plattdeutschen nicht zurückscheuen. In dem Aufsatz findet sich, außer einigen von Glagau entlehnten Ueberschwenglichkeiten, manche treffende und bezeichnende Bemerkung. „Reuter", sagt Sorel, „geht mehr als Dichter zu Werke wie als Psycholog; er erfaßt das Wesen mehr durch Inspiration, als er es durch Reflexion erreicht. Er erzählt, und analysirt nicht. Er sucht nicht in die innerste Arbeit des Gewissens einzudringen, er stellt nur das Resultat derselben hin und zeigt den Menschen nur als handelnd. Durch diese kurze und einfache Darstellungsweise nähert er sich weit mehr unsern alten Meistern, Lesage z. B., als den neuern. Im übrigen besitzt er wenig Erfindung und noch weniger das, was man das Handwerk nennt. Bei seiner so ausgezeichneten Beobachtungsgabe, bei seiner vollendeten Kunst, die lebensvolle Realität darzustellen, die kein deutscher Schriftsteller seit Goethe in gleichem Maße besaß, bei diesem Reichthum, dieser seltenen Mannichfaltigkeit origineller Typen ist er in Bezug auf die Composition von einer überraschenden Mangelhaftigkeit!" Weiterhin sagt Sorel: „Reuter ist mehr heiter als geistreich, er entnimmt seine ganze Komik dem Spiel der Charaktere, ihrem ungenirten Wesen, dem Ton der Bonhomie und Jovialität, mit dem er erzählt. Er sucht keine Anekdoten auf und macht keine Bonmots, doch er besitzt im höchsten Grad die Mischung von Gefühl und Munterkeit, welche die Deutschen «Gemüth» nennen, und welche unsere Sprache ebenso wenig auszudrücken vermag, wie die ihrige zu übersetzen, was wir «esprit» nennen. Er liebt das Leben und macht daraus kein Geheimniß; nicht als ob er sich genügen lasse an dem oberflächlichen Optimismus beschränkter und selbstzufriedener Naturen; er besitzt jene hohe Milde des Herzens, welche über den gemeinsamen Leiden schwebt. Er hält daran fest, daß es mehr Narren als Böse gibt, daß man über die einen lachen und die andern beklagen muß, und daß für denjenigen, der zu sehen versteht, diese Welt genug reine Schönheiten und einfache Größen birgt, um die mitunterlaufenden Mittelmäßigkeiten geduldig zu ertragen. In ihm herrscht keine Verbitterung; alles Gewaltsame widerstrebt seinem maßvollen Sinn. Er kennt die großen Leidenschaften nicht und würde sie nicht zu schildern verstehen. Die Liebe, insoweit sie dramatisches Element ist, fehlt seinen Werken: sie ist in denselben nur eine verschwiegene Zierde. «Das höchste Zeichen der Weisheit», sagt Montaigne, «ist ein beständiges Genießen; ihr Zustand ist ein immer heiterer.» Jede Seite von Reuter predigt diese Weisheit, sie bildet den innersten Grund seiner Gedanken und aus ihr geht alles hervor, was an ihm das Beste ist. Ein tüchtiges moralisches Temperament, eine Kunst ohne Anstrengung, das unmittelbare Erzeugniß des Lebens, trefflich wie alle Werke der Natur, das ist Fritz Reuter."

Im zweiten Aprilheft bringt die „Revue des deux mondes" eine Studie über Richard Wagner von Edouard Schuré: „Le drame musical et l'oeuvre de M. Richard Wagner." Die Redaction macht dazu die Bemerkung, daß die Kritik bisher den deutschen Musiker, bei vielen Veranlassungen, namentlich bei der Aufführung des „Tanhäuser" an der Großen Oper und bei den respectlosen Aeußerungen, die Wagner über berühmte Componisten gethan, mit Warnungen und selbst mit Tadel nicht verschont habe, daß sie indessen nicht zögere, diese Studie eines Parteigängers der Wagner'schen Richtung über ihn zu veröffentlichen, treu den Ueberlieferungen der „Revue", welche nie eine aufrichtige und wohlbegründete Ansicht zurückgewiesen habe. Die Kritik könne ein anderes mal wieder in ihre Rechte eintreten. Der Essay knüpft an die Werke von Richard Wagner: „Das Kunstwerk der Zukunft", „Oper und Drama" u. s. w., an und gibt namentlich eine sehr eingehende Analyse, der „Meistersinger". Die Idee des musikalischen Dramas wird den Franzosen hier möglichst klar auseinandergesetzt. „Das musikalische Drama", sagt Schuré, „ist in Deutschland keine Idee mehr, es ist eine Thatsache. In Deutschland wie in Frankreich drängen die Besten unter den Componisten, den Kritikern und dem Publikum instinctiv aus der alten Form der Oper heraus. Diese Bewegung wird nothwendig mit dem musikalischen Drama abschließen. Doch so engherzig wird niemand sein zu behaupten, daß man mit Anerkennung dieser neuen Form die unsterblichen Werke der Vergangenheit verurtheilt? Als Oper gibt es nichts Vollkommeneres als Mozart's «Don Juan», aber die Kunst darf nicht stille stehen in ihrer Entwickelung; sie ist unbegrenzt wie die Natur in den Formen, die sie von Geschlecht zu Geschlecht annimmt. Ihr Grenzen zu setzen wäre, so vergeblich wie die Flora des Erdballs auf die einer einzigen Familie beschränken zu wollen. Jede neue Form, die sich mit der Kraft und Einheit eines lebenden Organismus entwickelt, hat ein Recht der Existenz. Das musikalische Drama, wie es unter Gluck's Auspicien zuerst entstanden war und von Richard Wagner wieder aufgenommen und erweitert worden ist, muß für eine der lebensvollsten und großartigsten Kunstformen gelten."

Bibliographie.

Büttner, J. S., Das Gebet und die Naturgesetze. Ein Vortrag. Hannover, Meyer. 16. 6 Ngr.

Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Eine Auswahl für das Volk aus dem „Neuen Pitaval". Umgearbeitet und herausgegeben von A. Bollert. Fünfter Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Frauenstädt, J., Blicke in die intellectuelle, physische und moralische Welt nebst Beiträgen zur Lebensphilosophie. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Körner's, T., sämmtliche Werke. 4te Aufl. 2 Bde. Berlin, Grote. 16. 10 Ngr.

Lange, W., Die Fundamentalsätze der heutigen erziehlichen Theorie und Praxis. Rede. Cöthen, Schettler. Gr. 16. 5 Ngr.

Leopold, J., Weinphantasieen. Berlin, Lüderitz. Br. 8. 12 Ngr.

Meyer, A., Christliche Lebensbilder. 1stes Bchn. Zwickau, Döhner. 8. 5 Ngr.

Oemers, J. C., Ernst Renan's „Leben Jesu" im alten Glauben besungen oder das Heilige vertheidigt nach dem Grundsatze der Homöopathie. Bremen, Noltenius. 8. 9 Ngr.

Oettinger, E. M., Offenes Billet-Doux an den berühmten Hepp-Hepp-Schreier und Juden-Fresser Herrn Wilh. Richard Wagner. Dresden, L. Welf. Gr. 8. 5 Ngr.

Philippson, L., Weltbewegende Fragen in Politik und Religion. Aus den letzten 30 Jahren. 2ter Thl.: Religion. 1ster Bd.: Allgemeines. — Zur vergleichenden Religionswissenschaft. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis). Fortgeführt von A. Bollert. Neue Serie. Vierter Band. Erstes Heft. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Polko, Elise, Sie schreibt. Roman. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rebe, Maria, Erzählungen für das Volk. Zwickau, Döhner. 1868. 8. 5 Ngr.

Reimann, E., Geschichte des bairischen Erbfolgekrieges. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reis, P., Die Sonne. Zwei physikalische Vorträge. Leipzig, Quandt u. Händel. 8. 15 Ngr.

Deutsche Roman-Bibliothek. 1ster bis 4ter Bd.: Satan und Cherub von D. v. Kászonyi. Original-Roman in 4 Bdn. Leipzig, Minde. 8. 4 Thlr.

Schäfer, A., Die Hansa und die norddeutsche Marine. Zwei öffentliche Vorträge. Bonn, Marcus. 8. 7½ Ngr.

Schücking, L., Die Malerin aus dem Louvre. Roman. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 5 Thlr.

Shakspere's sämmtliche Werke. Englischer Text, berichtigt und erklärt von B. Tschischwitz. Nebst historisch-kritischen Einleitungen. 1. Hamlet, Prince of Denmark. Halle, Barthel. Gr. 8. 1 Thlr.

Struve, G., Pflanzenkost, die Grundlage einer neuen Weltanschauung. Stuttgart, Aue. Gr. 8. 20 Ngr.

Teichmüller, G., Aristotelische Forschungen. II. — A. u. d. T.: Aristoteles Philosophie der Kunst erklärt. Halle, Barthel. Gr. 8. 3 Thlr.

Witte, K., Dante-Forschungen. Halle, Barthel. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Wyß, F. v., Karl der Große als Gesetzgeber. Vortrag. Zürich, Schultheß. Lex.-8. 9 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Drei Abtheilungen. Neun Bände. 8. Geh.

Die erste Abtheilung (Uebersetzung und Erklärung der Bibel) liegt in vier Bänden vollständig vor und kann auch apart bezogen werden: geheftet 10 Thlr., gebunden 11 Thlr. 10 Ngr.

Von der zweiten Abtheilung (Bibelurkunden) sind drei Bände erschienen (der fünfte, siebente und achte Band des ganzen Werks).

Der die dritte Abtheilung (Bibelgeschichte) bildende neunte Band ist vorab erschienen, und wegen seines besonders interessanten Inhalts, worunter ein „Leben Jesu", ist auch eine Separatausgabe (Preis 1 Thlr. 20 Ngr.) davon veranstaltet worden.

Von den neun Bänden von Bunsen's Bibelwerk liegen also acht vollständig vor, während der noch fehlende letzte Band voraussichtlich ebenfalls bald ausgegeben werden kann, womit das Werk dann ganz vollendet sein wird.

Bunsen's Bibelwerk erscheint in 18 Halbbänden oder 9 Bänden (letztere geheftet oder gebunden) und einem Bibelatlas. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Der Bogen (größtes Lexikon-Octav) wird mit nur 1½ Ngr. berechnet. Bisjetzt ist ausgegeben:

Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr.; zweiter Halbband 1 Thlr.; dritter Halbband 1 Thlr.; vierter Halbband, erste Hälfte 16 Ngr., zweite Hälfte 1 Thlr. 4 Ngr.; fünfter Halbband, erste Hälfte 26 Ngr., zweite Hälfte 24 Ngr.; sechster Halbband, erste Hälfte 18 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr; siebenter Halbband 26 Ngr.; achter Halbband, erste Hälfte 20 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr.; neunter Halbband 1 Thlr., zehnter Halbband 1 Thlr.; siebenter Band (dreizehnter und vierzehnter Halbband) 1 Thlr. 20 Ngr.; achter Band (fünfzehnter und sechzehnter Halbband 2 Thlr.; neunter Band (siebzehnter und achtzehnter Halbband) 1 Thlr. 20 Ngr.; Bibelatlas 1 Thlr.

Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter Band 3 Thlr., dritter Band 3 Thlr. 6 Ngr., vierter Band 2 Thlr. 14 Ngr., fünfter Band 2 Thlr. 10 Ngr., siebenter Band 2 Thlr., achter Band 2 Thlr. 10 Ngr., neunter Band 2 Thlr.

Als Separatabdruck aus dem Werke erschien:

Das Neue Testament. Nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt von Christian Carl Josias Bunsen. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. 8. Geheftet 15 Ngr. Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldschnitt 1 Thlr.

Diese Ausgabe des Neuen Testaments wird nicht nur allen Freunden Bunsen's willkommen sein, sondern auch zahlreichen weitern Kreisen, welche sein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbstverständlich ist es nicht die Absicht, durch diese Ausgabe die im deutschen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'sche Uebersetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß werden sie auch neben dieser viele sich anschaffen, um das Neue Testament in einer dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Uebersetzung zu lesen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik

Von

Immanuel Hermann Fichte.

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Der berühmte Philosoph bietet in diesem Werke eine Sammlung grösserer und kleinerer Abhandlungen, von denen die meisten und wichtigsten hier zum ersten mal im Druck erscheinen. Dieselben bilden jedoch kein Allerlei von Betrachtungen über verschiedene Dinge, sondern leiten alle auf eine philosophische Grundwahrheit hin, die nur von den verschiedensten Seiten beleuchtet wird.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und von der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß J. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien in Commission bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig:**

JAHRBUCH der Deutschen Dante-Gesellschaft.

Zweiter Band.

Mit Dante's Bildniss nach einer alten Handzeichnung.

8. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieser zweite Band enthält ebenso wie der 1865 zu gleichem Preise erschienene erste Band eine grosse Zahl werthvoller Arbeiten der bedeutendsten Dante-Forscher, concentrirt in sich wieder die interessantesten Studien über den grossen italienischen Dichter.

Das diesem Band beigegebene Bildniss Dante's nach einer Masaccio zugeschriebenen Handzeichnung der Münchener Sammlung, gestochen von Jul. Thaeter, ist auch in Separatabdrücken auf chinesischem Papier zum Preise von 22½ Ngr. zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 20. Mai 1869.

Inhalt: Neue russische Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Uebersetzungen antiker Dichtwerke. Von Wilhelm Brambach. — Naturwissenschaftliche Familienbelehrung. Von Heinrich Birnbaum. (Beschluß.) — Feuilleton. (Vom deutschen Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue russische Literatur.

1. Oblomow. Russisches Lebensbild von J. A. Gontscharow. Deutsch von B. Horsky. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Rauch. Aus dem Russischen des Iwan Turgénjew. Autorisirte Ausgabe. Mitau, Behre. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Iwan Turgénjew's Ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. Erster Band: Väter und Söhne. Von Iwan Turgénjew. Mitau, Behre. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Pentameron. Bilder aus Rußland und dem Kaukasus von Lermontoff, Druschinin, Golosoff, Michailoff und Gogol. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. 8. 2 Thlr.
5. Der Tod Iwan's des Furchtbaren. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alexis Grafen Tolstoy. Deutsch von Karoline von Pawloff. Dresden. 1868.

Seitdem ein deutscher Philosoph den Sieg Rußlands über das germanische Wesen vorausverkündigt, seitdem dieser Staat durch die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht nur einen großartigen Act der Humanität ausgeführt, sondern auch eine neue Aera der Wiedergeburt und Verjüngung eingeleitet, seitdem dies erstarkte russische Element den Deutschen in den Ostseeprovinzen den Krieg erklärt hat und auf die Unterdrückung des germanischen Wesens ausgeht: seitdem richten sich die Blicke des deutschen Volks, während die deutschen Staatsmänner eine entente cordiale mit dem Kaiserstaate zu wahren wissen, mit erhöhtem Interesse und mit mancherlei Befürchtungen auf den russischen Koloß, der von Jahr zu Jahr seine Macht in Asien und seine Oberhoheit über die Reiterstämme der Steppen ausdehnt und seine Riesengebiete im äußersten Osten am Amurstrom in neue Cultureroberungen verwandelt. Ist dieser asiatische Staat, der Hort des Panslawismus, der europäischen Cultur gefährlich? Liegt in ihm eine Lebenskraft, die nicht blos die Völker von untergeordneter Bildung und Macht zu unterwerfen, sondern auch die überlegenen Nationen des Westens mit dem Gewicht der Masse zu erdrücken vermag?

Wer kann in die Zukunft blicken, in eine Zeit, wo das endlose Areal des Reichs sich dichter bevölkert hat, wo die Fortschritte der Civilisation in die Steppen gedrungen sind, wo durch bessere Institutionen der Volksgeist gebildet und erstarkt ist? Es bereitet sich dort eine ungeheuere Uebermacht vor, das ist nicht zu verkennen, und wenn der Unglücksprophet Hermann Bámbéry in mehrfachen, auf genauer Kenntniß beruhenden Aufsätzen von „Unsere Zeit" uns nicht nur von dem Wachsthum der russischen Macht in Asien unterrichtet, sondern auch einen Zusammenstoß mit den Engländern in Ostindien in sichere Aussicht stellt, so würde durch eine solche Katastrophe in Afghanistan oder an den Ufern des Indus das europäische Gleichgewicht den empfindlichsten Stoß erhalten und zum ersten mal der Schreckruf: „Hannibal ante portas", die europäischen Völker aus ihrem Gleichmuth aufwecken.

Doch Bámbéry's Prophezeiungen sind vielfach, namentlich in England, als leere Schwarzseherei angefochten worden, und wer kann überhaupt die Conjuncturen der Zukunft, welche die Stellung der Nationen gelegentlich kaleidoskopisch durcheinanderschüttelt, ermessen?

Was aber die Gegenwart betrifft, so muß auf die Frage nach der Bedeutung einer Nation vor allem ihre Literatur die Antwort ertheilen. Die russische Literatur ist durchaus nicht todt oder in Stagnation begriffen; es fehlt ihr nicht an Talenten in Lyrik, Roman und Drama; aber ihr Grundzug ist kein frischer, gesunder, zukunftsvoller; er ist ein blasirter. Der Byronianismus war in den Gedichten von Puschkin und Lermontoff unverkennbar; seitdem die Epoche lyrischer Blüte einem etwas derben und starknochigen Realismus Platz gemacht hat, ist diese Richtung im wesentlichen unverändert geblieben. Den verschleierten Blick slawischer Melancholie, welcher im russischen Volkslied so seelenvoll aufgeschlagen ist, erkennen wir auch wieder in den Novellen der russischen Realisten;

doch hat diese Melancholie hier etwas Müdes, etwas krankhaft Weltschmerzliches. Der Humor, die Satire, die Ironie kommen freilich in der Schilderung der russischen Volkssitten zu ihrem vollen Recht; aber es liegt keine Frische, kein Vertrauen, keine Hoffnung in so scharfer und schneidender Darstellung; es sind keine Schnitte ins Fleisch, durch welche der Chirurg Heilung und Genesung bringen will; die russische Nationalität wird secirt wie ein Cadaver auf dem Secirtisch.

Eigenthümlich ist in diesen Schilderungen überhaupt nur die Volkssitte; die Bildung, durch welche der etwas rauhe Stamm oculirt wird, ist nicht russischer Herkunft. Alle diese geistigen Zersetzungselemente entstammen der englischen, französischen und deutschen Literatur; man kann fast in jedem einzelnen Fall nachweisen, wo ihr Ursprung ist. Je feinsinniger und geistreicher diese russischen Psychologen sind, wie Turgénjew, desto mehr fremdes Korn mahlen sie auf ihrer Mühle. Sie schildern die jeunesse dorée des neuen Rußland mit großer Wahrheit; sie schieben ihr keineswegs Gedanken unter, die außerhalb ihrer Sphäre liegen; aber gerade damit beweisen sie, daß diese Gedankenwelt durchaus befruchtet ist von den Dichtern und Denkern der andern europäischen Nationen.

Am nationalsten, am wenigsten von der europäischen Welt- und Geistesluft inficirt, erscheint von den vorliegenden Werken noch das erste: „Oblomow", von J. A. Gontscharow. In ästhetischer Hinsicht steht es freilich auch am tiefsten; es ist ausnehmend ins Breite gedehnt und der Realismus der Schilderungen geht in ein Detail, das uns oft trivial und oft widerwärtig erscheint. Von spannender Erfindung ist weiter keine Rede; das Werk ist mehr Charaktergemälde als Roman. Doch die Blasirtheit, die uns in demselben geschildert wird, hat einen russisch-nationalen Zug; es ist nichts darin von Byron'scher oder Heine'scher Weltschmerzlichkeit, keine Ankränkelung durch die bleiche Farbe der Reflexion. Der Held ist ein russisches Faulthier; er lebt im alten Behagen und im alten Schmuz weiter, ohne die Fähigkeit, sich energisch aus unwürdigen Verhältnissen aufraffen zu können. Oblomow ist das Urbild slawischer Indolenz, und der Verfasser gebraucht für alle derartigen Zustände den Ausdruck „Oblomowerei". Wir wissen nicht, ob dies Wort in Rußland dieselbe Bedeutung gewonnen hat, wie etwa John Bull in England oder der deutsche Michel in Deutschland; aber es bezeichnet das Ideal eines jungen Altrussen, dem es an aller Elasticität fehlt und der wie ein abgespielter Gummiball vergebliche Versuche macht, in die Höhe zu springen. Das Bild des Helden und seiner Umgebungen, die es widerspiegeln, ist gleich im ersten Kapitel mit Farben gemalt, die später allzu oft wiederkehren, um nicht einen monotonen Eindruck hervorzurufen:

Das Liegen war für Ilja Iljitsch keineswegs eine Nothwendigkeit, wie allenfalls für Kranke oder für einen Menschen, der schlafen will; auch keine Zufälligkeit, wie unwillkürlich bei dem Ermüdeten, noch auch ein Vergnügen, wie für den Faulen; es war sein normaler Zustand. Wenn er zu Hause war — und Oblonow war fast immer zu Hause — lag er beständig und unveränderlich in demselben Cabinete, in dem wir ihn heute trafen, und das ihm zu gleicher Zeit als Schlafzimmer, Kanzlei und Empfangssalon diente. Er hatte zwar noch drei andere Zimmer, aber in diese verirrte er sich nur selten, höchstens des Morgens, und auch das keineswegs täglich, nur wenn der Diener sein Cabinet ausfegte, und dies geschah durchaus nicht jeden Tag. Die Möbel waren in diesen Zimmern mit Leinen überzogen, die Vorhänge herabgelassen. Das Cabinet, in dem Ilja Iljitsch lag, erschien auf den ersten Blick sehr schön zusammengeräumt. Es stand da ein Schreibtisch von Mahagoni, zwei Divane aus Seidenstoff, schöne Vorhänge mit gestickten, naturhistorisch unbekannten Vögeln und Früchten. Da waren auch seidene Draperien, Teppiche, einige Bilder und Bronzebüsten und eine Unzahl zierlicher Kleinigkeiten. Aber der erfahrene Blick eines Mannes von gewähltem Geschmack hätte in der ersten Minute erkannt, daß in allem, was da ist, sich nur die Bemühung ausspreche, das Decorum der unausweichlichen Wohlanständigkeit denn doch halbwegs zu erhalten, um es so schnell wie möglich abzuthun. Oblomow dachte sicher nur hieran, als er sein Cabinet möblirte. Ein feiner Geschmack hätte sich mit diesen schweren, unelegantes Sesseln aus Mahagoniholz nicht zufrieden gegeben. Die Lehne des einen Divans hing beträchtlich herab; die Fournitur stand stellenweise weit ab. Auch die Bilder, Vasen und Nippsachen trugen denselben Charakter an sich. Der Hausherr selbst sah aber auf dieses Möblement seines Cabinets so gleichgültig und zerstreut, als wollte er mit den Augen fragen: „Wer hat denn das alles herbeigeschleppt und umhergestellt!" Infolge dieser Anschauung Oblomow's bezüglich seines Besitzthums und vielleicht auch infolge der noch gleichgültigern Anschauung desselben Gegenstandes von seiten seines Dieners Zachar, überraschte das Cabinet bei eingehenderer Betrachtung durch die in ihm herrschende Wüstheit und Nachlässigkeit. An den Wänden und um die Bilder hingen zahlreiche staubgefüllte Spinnengewebe; die Spiegel, statt die Gegenstände zu reflectiren, hätten vortheilhafter als Notizblätter zum Niederschreiben beliebiger Anmerkungen in ihre Staublagen verwendet werden können. Die Teppiche waren voll Flecken. Auf dem Divan lag ein vergessenes Handtuch; auf dem Tische stand des Morgens nicht selten der vom gestrigen Abendmahl nicht weggeräumte Teller mit dem Salzfasse, einem benagten Knochen und Brotrinden. Wären nicht dieser Teller und die neben das Bett gelehnte, eben ausgeraucht Pfeife gewesen, oder endlich der im Bett liegende Hausherr selbst — man hätte glauben können, daß hier niemand wohne, so war hier alles verstaubt, vergilbt und aller lebenden Spuren menschlicher Anwesenheit entledigt. Auf den Schränken lagen freilich zwei bis drei geöffnete Bücher, wälzten sich Zeitungen umher, auf dem Schreibtische stand auch ein Tintenzeug mit Federn; aber die Seiten, die im Buche aufgeschlagen waren, waren staubbedeckt und vergilbt; die Nummern der Zeitungen waren vom vorigen Jahre, und aus dem Tintenfasse, hätte man die Feder eintauchen wollen, wäre summend eine aufgeschreckte Fliege geflogen.

Dieser Oblomow, ein Edelmann von Geburt und Collegialsecretär nach der Rangliste, lebte schon 12 Jahre in Petersburg, ohne ein einziges mal außer seinen Mauern gewesen zu sein. Er ist der Herr von 300 Seelen in einer entfernten, fast schon in Asien liegenden Gubernie und bezieht von dort 7—10000 Rubel. Zwei Jahre war er Beamter gewesen, doch fühlte er sich bei der Arbeit, die ihm mit Langeweile dasselbe war, stets unbehaglich und ließ sich wegen eines Herzleidens pensioniren. In der Gesellschaft ging es ihm etwas besser; doch vergötterte er die Damen nur von weitem. Seine verliebten Abenteuer entspannen sich nie zu vollständigen Romanen; er blieb immer gleich im Anfang stecken und konnte kühn, was Unschuld und Einfachheit anbelangte, es mit den Aventuren einer schüchternen Pensionärin aufnehmen. Bald wurden ihm indeß auch die Abendgesellschaften lästig; er hätte den Frack anziehen und sich täglich rasiren müssen. Einmal las er, daß die Abendluft der Gesundheit schädlich sei; er fing nun an, sich vor der Feuchtigkeit zu

fürchten. Ueberhaupt war ihm in einer geräuschvollen Gesellschaft ängstlich zu Muthe, und seine Furchtsamkeit ging so weit, daß er in einen Kahn mit halbem Zweifel trat, ob er glücklich das andere Ufer erreichen werde; wenn er in einem Wagen fuhr, erwartete er, daß die Pferde scheu werden und den Wagen zerschmettern würden. So entsagte er gänzlich der Gesellschaft, der Bewegung, dem Leben. Seine Abreise auf seine Güter verschob er immer deshalb, weil er noch nicht gehörig vorbereitet war, sich mit seinen Angelegenheiten eingehend zu beschäftigen. Er arbeitete in seiner Einsamkeit an wichtigen Planen, an einer den Forderungen der Zeit genugthuenden Organisation. Der Grundgedanke, die Eintheilung, die Hauptzüge — alles war in seinem Kopfe fertig; es fehlten nur die Details, die Ziffern, die Ergänzungen. Mehrere Jahre arbeitete Oblomow daran, ohne zu einem Resultat zu kommen.

Ein solcher Charakter wäre ganz uninteressant, wenn ihm der Autor nicht einen geistigen Fonds gegeben hätte. Erst daß diese innere Bedeutung nicht durchdringen kann, gibt dem Charakter einen gewissen tragischen Zug. In seinen Träumen sieht er seine Entschlüsse verwirklicht, er sieht sich mit den Lorbern des Feldherrn, des Künstlers geschmückt. Sein inneres Leben ist nicht arm, während alle glauben, daß Oblomow nur liege und esse und sonst nichts von ihm zu erwarten, ja daß er überhaupt kaum eines vernünftigen Gedankens fähig sei.

Welche Bewegung kommt nun in dies stagnirende Leben? Welche Katastrophen erwarten dasselbe? Es ist charakteristisch, daß ein Freund Oblomow's, Stolz, das bewegende und treibende Element, welches seine Apathie zu brechen, seine Gaben der Welt und ihm selbst nützlich zu machen sucht, von deutscher Abstammung ist. Außer der Freundschaft, die sich in solcher Weise vergeblich bemüht, tritt auch die Liebe in dies bestaubte und gelangweilte Leben; aber auch der reizenden Olga gelingt es nicht, den Bann zu brechen, der auf Oblomow und der Oblomowerei liegt. Diese Liebe ist mit großer psychologischer Feinheit geschildert; man glaubt den Helden schon erlöst und gerettet zu sehen; doch auch dies Glück zögert er aus seinem Leben hinweg. Stolz heirathet später die schöne Olga.

Das wichtigste Ereigniß desselben wird ein Quartierwechsel. Er geräth in einen verlorenen Winkel der Hauptstadt, wo er anfangs von einer Beamtenclique in Vermögenssachen grausam geprellt wird, allmählich aber zu der haushälterischen, rüstig schaffenden Beamtenwitwe, Agatha Matwejewna, von ihren kräftigen körperlichen Vorzügen, die sie bei der wirthschaftlichen Thätigkeit ungezwungen zur Schau stellt, bestochen, in nähere Beziehungen tritt und diese zuletzt heirathet. So lebt er in derselben Unbeweglichkeit fort, bis ein Schlagfluß ihm ein seliges Ende bereitet.

Das Lebensbild würde bei weitem trefflicher sein, wenn es auf die Hälfte zusammengedrängt worden wäre. Die Beschreibung der häuslichen Einrichtung Oblomow's, der Hauswirthschaft der Freundin Anna, des Lebens und Treibens des Bedienten Zachar u. s. w. ist von einer minutiösen Genauigkeit, welche auf die Phantasie herabstimmend wirkt. Die Uebersetzung ist bisweilen undeutsch und nicht frei von Grammatikfehlern.

Gontscharow zeigt sich in diesem Roman als ein Realist, der altrussische Sitte trefflich darzustellen weiß. In dieser Hinsicht sind namentlich die Lebens- und Jugendbilder aus dem Stammschloß Oblomow von culturhistorischem Interesse. Weit moderner, mehr maßhaltend in Bezug auf das Detail der Schilderungen ist Turgénjew, ein feinfühliger Autor, voll von Esprit und Geist und mit jener Vorliebe für weibliche Ausnahmenaturen, wie sie vielen neufranzösischen Schriftstellern eigen ist. Dabei sind seine russischen Cultur- und Lebensschilderungen meisterhaft, kleine Cabinetsstücke; aber der Geist, der sie auffaßt und in welchem sie sich widerspiegeln, ist der Geist westeuropäischer Bildung. Die Erfindung ist auch nicht Turgénjew's starke Seite, obgleich er fesselnder zu erzählen weiß als Gontscharow; doch Verwickelungen, Spannung, unerwartete Lösungen würden wir vergeblich auch in seinen Romanen suchen. Dagegen sind die Charaktere scharf silhouettirt und die Seelenzustände mit großer Feinheit entwickelt. Man könnte Turgénjew den russischen Balzac nennen.

Die Handlung der Erzählung: „Rauch" (Nr. 2), spielt in Baden-Baden; der Held ist ein junger Russe, der seiner einfachen Braut Tatjana untreu wird um einer glänzenden Schönheit willen, Irina, die er früher geliebt und die ihm jetzt als Frau eines Generals entgegentritt. Diese brillant geschilderte russische Salondame, voll Geist und Leidenschaft, gibt sich ihm gänzlich hin; dennoch wagt sie nicht, ihr Los an das seine zu knüpfen, sich von ihm entführen zu lassen und so öffentliches Aufsehen zu erregen. Von seiner Braut hatte sich der Held, Litwinow, getrennt und ihr seine Leidenschaft für Irina bekannt; Tatjana war abgereist; als auch die abenteuernde Irina ihm zu folgen sich weigerte, war Litwinow in Bezug auf seine Neigungen und sein Herz ein bankrotter, einsamer Mann geworden. Da, im Waggon sitzend, stellte er jene Betrachtungen über das Erdenleben an, wie sie Sophokles, wenn er vom Schatten eines Schattens spricht, wie sie Shakspeare, wenn er uns solchen Stoff nennt, wie den von Träumen, wie sie Calderon im „Leben ein Traum" ausgesprochen, Betrachtungen, welche überdies den Titel des Romans und seinen Inhalt bestimmen:

Ein scharfer Wind blies dem Zuge entgegen, weiße Rauchmassen zogen in langen Zügen bald allein, bald untermischt mit dunklern Rauchwolken vor dem Fenster, an dem Litwinow saß, vorüber. Er fing an, diesen Dampf und Rauch zu verfolgen. Sich beständig drehend, bald sich hebend, bald fallend, dann wieder im Grase längs dem Gebüsch hastig hinkriechend, lang gestreckt und dann verschwindend, folgten sich die Massen, sich immer verändernd und doch immer dieselben bleibend — immer dasselbe einförmige, eilige, langweilige Spiel! Wenn der Wind umschlug und der Weg eine andere Richtung nahm, dann verschwand die ganze Masse und wurde durch das entgegengesetzte Fenster sichtbar, dann schlug der ganze Rauchschweif wiederum um und verdeckte wiederum die Aussicht auf die weite Rheinebene. Litwinow beobachtete und beobachtete, und wunderliche Gedanken stiegen in seinem Kopfe auf. Er saß ganz allein im Waggon und wurde durch nichts in seinen Betrachtungen gestört. „Rauch, Rauch", wiederholte er mehreremal, und alles erschien ihm plötzlich als Rauch — alles, das eigene Leben, das russische Leben — alles Menschliche, namentlich aber alles Russische. „Alles ist Rauch und Dunst", bemerkte er,

„alles erscheint im ewigen Wechsel, überall sieht man neue Gestalten sich bilden, eine Erscheinung jagt die andere, im Wesen bleibt sich aber doch alles gleich; alles eilt und stürmt irgendwohin — und alles vergeht spurlos, ohne etwas zu erreichen; plötzlich weht ein anderer Wind und die Masse wirft sich auf die entgegengesetzte Seite, um dort dasselbe ruhelose, rührige und unnütze Spiel zu beginnen." Er erinnerte sich der vielen in den letzten Jahren unter Donner und Geräusch geschehenen Dinge — „Rauch", flüsterte er, „Rauch"; er erinnerte sich der heißen Debatten und des Geschreis bei Gubarew, bei andern Hoch- und Niedriggestellten, bei Fortschrittsmännern und Reactionären, bei alt und jung — Rauch ist alles, Rauch und Dunst; er erinnerte sich endlich des berühmten Picknicks, der Urtheile und Reden anderer Staatsmänner — und auch alles dessen, was Potugin ihm vorgetragen hatte — Rauch auch das, Rauch und nichts als Rauch! Aber die eigenen Bestrebungen, Gefühle, Versuche und Träumereien? Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Nach längerer Zeit kehrt indeß Litwinow im fernen Rußland zu seiner braven, schlichten Tatjana zurück und wird auch in Gnaden wieder aufgenommen. Dem Stoff nach könnte der Roman überall, namentlich in Paris spielen. So psychologisch fein die Leidenschaft des Litwinow und der Charakter der Irina gezeichnet sind, so liegt doch das Interesse des Romans vorzugsweise in den Nebencharakteren, in der Schilderung der russischen Salons und in den Betrachtungen, welche Turgénjew's Helden über die verschiedensten Probleme der Neuzeit und die Aufgaben der eigenen Nation anstellen. Die Originalität und geistige Ursprünglichkeit der letztern spielt freilich dabei keine sehr glückliche Rolle. Die tiefer denkenden Russen sind selbst davon überzeugt, daß es mit ihrer schöpferischen Kraft nicht weit her ist. Potugin, der misanthropische Philosoph des Romans, meint selbst, daß die Russen ihre alten Erfindungen von Osten und die neuen von Westen haben, ja er geht so weit, die folgenden Reflexionen zu machen:

Ich besuchte dieses Frühjahr den Krystallpalast in London; in demselben ist, wie Sie wissen, alles ausgestellt, was menschlicher Fleiß erarbeitet hat — er ist, sozusagen, eine Encyklopädie der Menschheit. Als ich in demselben umherging und alle diese Maschinen, Werkzeuge und Statuen bedeutender Männer sah, da dachte ich mir, wenn zufolge irgendeines hohen Erlasses mit dem Verschwinden eines Volks von der Erde zugleich aus dem Krystallpalaste alles dasjenige verschwinden müßte, was dieses Volk erdacht und erfunden — das alte, gute Rußland könnte seelenruhig in den Tartarus sinken, im Krystallpalast würde sich kein Nagel, keine Stecknadel rühren, um ihm zu folgen, dem trauten Rußland. Alles würde ruhig an seinem Orte bleiben, weil sogar der Selbstkocher (Samowar), die Bastschuhe, das Krummholz und die Knute — diese unsere berühmten Producte — nicht von uns erfunden worden sind. Ein ähnliches Experiment würde sogar bei den Sandwichinseln ein anderes Resultat ergeben; da die Bewohner derselben besondere Böte und Speere erfunden, so würde dem Besucher des Krystallpalastes die Abwesenheit dieser Gegenstände alsbald auffallen.

Potugin will von russischer Kunst und russischer Wissenschaft nichts wissen; und in der That, die Gespräche, welche die Russen im Auslande, in Baden-Baden führen, verrathen überall, daß ihre Entwickelung unter den Einflüssen westlicher Bildung steht. Woroshilow, der Vertreter des jungen Rußland, spricht in einem Athem über Draper, Virchow, Helmholtz, Stahr, Reymond, Johannes Müller, den Physiologen, und Johannes Müller, den Historiker, die er allem Anschein nach miteinander zu verwechseln schien, über Taine, Renan, Shtshapow, dann wieder von den Vorgängern Shakspeare's, Thomas Nash, Peel, Green. Außerdem wird in der Regel nur die Frage über die Bedeutung und Zukunft Rußlands behandelt und bei dieser Gelegenheit von dem „faulen Westen" gerade nicht besonders respectirlich gesprochen. Dem faulen Westen entstammt selbst der Spiritismus, der in einem der russischen Salons in Baden eine Rolle spielt. Von dieser Gesellschaft heißt es, daß, wenn Litwinow ihr auch mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte, als er es that, so würde er doch kein einziges aufrichtig gemeintes Wort, keinen einzigen tüchtigen Gedanken, kein einziges Factum aus diesem zusammenhangs- und leblosen Geschwätz mit nach Hause genommen haben. Mit nicht geringerer satirischer Schärfe wird der Kreis der Generale geschildert, in welchem Litwinow zuerst die stolze Irina erblickt. Es sind das alles köstliche Photographien, aber wenig schmeichelhaft für den russischen Nationalgeist. Eine so scharfe satirische Geisel haben weder Börne noch Ruge über die deutsche Nation geschwungen, und man darf sich nicht wundern, wenn Turgénjew von dem nationalstolzen Moskowiterthum heftig verketzert wird.

In dem Roman „Väter und Söhne" (Nr. 3) desselben Verfassers ist der Held ein russischer „Nihilist", ein junger Mediciner Bazaroff, welcher einen lakonischen, kurz angebundenen Materialismus vertritt. Auch diese Richtung steht auf der Schulter der deutschen Radicalphilosophen und der Kraft- und Stoffphilosophie, und wer daran zweifeln wollte, den erinnern wir an die Thatsache, daß der junge Arkad Kirsanoff seinem Vater die Lektüre von Büchner's „Kraft und Stoff" empfiehlt, damit er die freiern Ansichten der jüngern Generation kennen lerne. Auch in der Erzählung „Rauch" ist das alte Fräulein Kapitolina Markowna Shestow ein esprit fort, und hat heimlich den „Strauß" gelesen. Die russische Freigeisterei ist also aus dem Deutschen übersetzt. Gleichwol ist dieser Mediciner Bazaroff als Charakter so meisterhaft gezeichnet, daß wir uns nicht besinnen, in unsern neuern Romanen, auch in denen Spielhagen's, eine ähnliche von Kopf zu Fuß geharnischte Philosophengestalt wieder gefunden zu haben. Seine Erlebnisse sind reichhaltig genug für eine Ferienreise, welche ihn mit dem jungen Arkad auf das Gut des alten Kirsanoff geführt hatte. Die beiden ältern Herren, der Gutsbesitzer und sein Bruder, der elegante Offizier außer Diensten, letzterer ein parfümirter Aristokrat, der seine Salonthümlichkeit auch auf dem Lande, mitten in der Ursprünglichkeit der russischen rustikalen Verhältnisse nicht verliert, leben in fortwährendem Krieg mit Arkad und Bazaroff, welche ihnen gegenüber die Weltanschauung der jungen Generation vertreten. Sogar ein in seinen Formen sehr urwüchsiges Duell findet zwischen dem alten Offizier und dem radicalen Doctor statt. Psychologisch fein ist die Liebe von Bazaroff zu der Frau Odinzoff geschildert, einer Dame aus demselben Genre weiblicher Schönheit wie Irina; aber wenn diese zu den Sirenen gehört, so gehört Frau Odinzoff mehr zu den Undinen. Der tapfere Mediciner findet hier nicht das ersehnte Glück und stirbt durch Ansteckung mit Typhusgift einen Heldentod im Hause seines Vaters, des alten Chirurgen, der ein trefflich gezeichneter russischer Charakter „aus der Provinz" ist. Der russische Kraft- und Stofftitane und sein etwas

weniger himmelſtürmender Zögling Arkad, der eben deshalb auch mit ſeiner Katia glücklich wird, laſſen uns einen Blick werfen in die extremen Richtungen des ruſſiſchen Radicalismus, in welchem, gegenüber dem Autoritätsglauben und der altconſervativen Geſinnung, als deren Hort Rußland während aller Umwälzungen des Weſtens galt, ein revolutionärer Geiſt gärt, der mit allen Tendenzen der weſtlichen Bildung geſättigt iſt und ſie mit ſchonungsloſer Keckheit auf die Spitze ſtellt. Dieſer Bazaroff iſt dabei keineswegs ein von dem Dichter ſatiriſch behandelter Charakter, der gleichſam zur Warnung hingeſtellt wird; er iſt mit Liebe gezeichnet und der Dichter widmet ihm die folgende elegiſche Schlußnänie:

In einem der fernſten Winkel Rußlands liegt ein kleiner Kirchhof. Wie beinahe alle Kirchhöfe unſers Landes bietet er einen höchſt traurigen Anblick dar; die Gräben, welche ihn einfaſſen, ſind ſeit lange vom Unkraut überwuchert und ausgefüllt, die hölzernen Kreuze liegen auf der Erde, oder halten ſich kaum noch, geneigt unter den einſt bemalt geweſenen kleinen Dächern, welche über ihnen angebracht ſind; die Leichenſteine ſind von der Stelle gerückt, als ob ſie jemand von unten weggeſtoßen hätte; zwei oder drei faſt blätterloſe Bäume geben kaum ein wenig Schatten; Schafe weiden zwiſchen den Grabhügeln. Einer jedoch iſt da, den die Hand des Menſchen verſchont und die Thiere nicht mit Füßen treten; die Vögel allein kommen und ſetzen ſich auf ihn nieder und ſingen da jeden Morgen beim erſten Tageslicht. Ein Eiſengitter umgibt ihn und an den Enden ſtehen zwei junge Tannen. Es iſt das Grab Eugen Bazaroff's. Zwei Leute, ein Mann und ſeine Frau, gebeugt von der Laſt der Jahre, kommen oft dahin zu Beſuch aus einem Dörfchen der Nachbarſchaft; eins aufs andere geſtützt, nähern ſie ſich langſamen Schritts dem Gitter, ſinken auf die Knie und weinen lang und bitterlich, die Augen auf den ſtummen Stein geheftet, der ihren Sohn deckt; ſie wechſeln einige Worte, wiſchen den Staub ab, der auf der Platte liegt, richten einen Tannenzweig auf, fangen wieder an zu beten und können ſich nur entſchließen, dieſen Ort zu verlaſſen, wo ſie ihrem Sohn, wo ſie ſeinem Andenken näher zu ſein glauben. Iſt es möglich, daß ihre Gebete, ihre Thränen vergeblich wären? Iſt's möglich, daß reine, hingebende Liebe nicht allmächtig ſei? O nein! Wie leidenſchaftlich, wie rebelliſch das Herz auch war, das in einem Grabe ruht, die Blumen, die darauf erblühen, ſehen uns freundlich mit ihren unſchuldigen Augen an; ſie erzählen uns nicht allein von der ewigen Ruhe der „gleichgültigen" Natur; ſie erzählen uns auch von der ewigen Verſöhnung und von einem Leben, das kein Ende haben ſoll.

Der „Pentameron" (Nr. 4) iſt eine Anthologie ruſſiſcher Novellen, in denen uns ſowol der geniale Lermontoff, der Byron des Kaukaſus, entgegentritt, wie Gogol, der letzte Führer der Realiſten, der das franzöſiſche Feuilleton mit allen ſeinen geſellſchaftlichen Enthüllungen auf den Boden des neuruſſiſchen Lebens verpflanzt hat.

Die „Bilder aus dem Kaukaſus" von Lermontoff, welche den erſten Band des „Pentameron" bilden, unterſcheiden ſich weſentlich von den realiſtiſchen Charakterſtudien von Turgénjew. Sie gehören einer frühern Epoche an, in welcher die ruſſiſche Literatur mehr freien Zug und friſchen idealen Schwung hatte. Die blaſirten Helden waren zwar auch damals ſchon Mode, und Petſchorin, der Held der Lermontoff'ſchen Erzählungen, darf ſich in Bezug auf Blaſirtheit mit allen den neuen Salonhelden meſſen; aber er bewegt ſich doch in einer Welt kühner Abenteuer; er hat etwas von den Byron'ſchen Helden Lara, dem Korſaren; es weht nicht die Stickluft einer verkommenen „Oblomowerei" durch dieſe Geſchichten. Großartige Naturpanoramen, mit dichteriſcher Begeiſterung entrollt, Scenen heißblütiger Leidenſchaft, die auch in Spannung verſetzen, eine Handlung, in welcher Byron'ſche Romantik herrſcht, wie in „Bela", einer gleichſam in Proſa aufgelöſten poetiſchen Erzählung, oder eine feſſelnde und überraſchende Verkettung der Ereigniſſe, nach Walter Scott'ſchem Vorbild, wie in den Strandbildern „Taman" — das ſind die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Lermontoff'ſchen Novellen, welche bei weitem höhern Schwung athmen, als die neueſten Bilder aus den photographiſchen Ateliers der ruſſiſchen Realiſten. Der Held Petſchorin iſt zwar gehörig eingeteufelt, ganz angefreſſen von jenem kalten Hohn, welcher bisweilen die Lippen des ſtolzen Lords von Newſtead-Abbey kräuſelte; doch ſeine Energie, ſeine Lebens- und Todesverachtung, die Glut ſeiner Leidenſchaft intereſſiren für ihn. In „Fürſtin Mary" tritt das diaboliſche und dämoniſche Element Petſchorin's am meiſten hervor; die tödliche Ironie, mit der er ſeine Nebenbuhler behandelt, das grauſame Schlußduell hoch auf einer Felſenplatte des Kaukaſus, von welcher der getroffene Gegner in den Abgrund ſtürzt — das alles iſt mit einem Raffinement dargeſtellt, welches zwar verletzend wirkt, aber doch ein unheimliches Intereſſe einflößt. Daß der Grundzug des Charakters dabei jene dämoniſche Unruhe der Byron'ſchen Helden iſt, ſprechen die Schlußbetrachtungen ſeiner Memoiren deutlich aus:

Ich bin gleich einem Schiffer, der auf dem Verdeck einer Seeräuberbrigg geboren und erzogen worden iſt. Seine Seele hat ſich den Stürmen und Gefechten einverleibt; ans Ufer geworfen, fühlt er ſich unglücklich, ſo ſehr ihn auch der ſchattige Hain und der Schein einer friedlichen Sonne anzieht. Er irrt den ganzen Tag auf dem Sande des Ufers umher, das einförmige Plätſchern der heranrollenden Wellen anhörend und ſehnſüchtig in die nebelige Weite ſehend, ob ſich nicht auf dem bleichen Streifen, welche das blaue Meer von der grauen Wolke trennt, das gewünſchte Segel ſehen läßt, das anfangs klein, gleich dem Flügel einer Seemöve, aber allmählich ſich von dem Schaume der Wellen abſcheidend, ſchnell ſeinen Lauf zu dem einſamen Ufer nimmt.

Die übrigen Erzählungen des „Pentameron" ſind unbedeutender. „Paſchniki" von Druſchinin ſchildert eine Ariſtokratenliebe, die zuletzt um das erſehnte Glück betrogen wird; „Die Protection" von Goloſoff iſt eine ſehr bezeichnende Humoreske; Sachar Iwanowitſch, der eine Stelle ſucht und alle möglichen Connexionen vergeblich aufbietet, erhält dieſelbe zuletzt durch die Gunſt einer Köchin, welche bei „Clara Carlowna" dient. Die petersburger Demi-Monde macht ſolche Sachen, wenn es gewünſcht wird. „Die Schwalbenneſter" von Michailoff machen uns mit Koſackenſitten bekannt und Gogol's „Newski-Proſpect" iſt ein petersburger Feuilleton mit allerlei Novelletten.

Die dramatiſche Muſe Rußlands nimmt in neuerer Zeit einen höhern Aufſchwung, als deſſen Träger namentlich Tolſtoy erſcheint. Während das ruſſiſche Luſtſpiel unermüdlich iſt in der Darſtellung der Corruption ruſſiſcher Bureaukratie, wendet ſich das ruſſiſche Trauerſpiel, indem es große Geſtalten der Vergangenheit auf die Bretter bringt, an den Patriotismus der Nation. Das Trauerſpiel: „Der Tod Iwan's des Furchtbaren", von Alexis Grafen Tolſtoy (Nr. 5), liegt in einer deutſchen Ueber-

ſetzung von Karoline von Pawloff vor. Das Stück iſt in Petersburg mit großem Erfolg aufgeführt worden und hat auch in Weimar bei der Darſtellung auf der Hofbühne Intereſſe erregt. Der Held deſſelben iſt ein Tyrann, doch ein Kraftmenſch in einer ohnmächtigen Zeit, ein ganzer Verbrecher in einer Epoche der Halbheit, und erinnert an „Richard III.“ Die Charakteriſtik, die Karoline von Pawloff in der Einleitung von ihm entwirft, wie er uns in der Geſtaltung durch den Dichter entgegentritt, legt dieſe Verwandtſchaft klar zu Tage:

So ragt in der Geſchichte dieſer unſelige Herrſcher, den man faſt eine furchtbare poetiſche Natur nennen möchte. Ihn nur als einen nach Blut lechzenden Wütherich auffaſſen und ſo zum Gegenſtand und zur Hauptfigur eines Dramas wählen, wäre in jeder Hinſicht ein gänzlicher Misgriff. Für den Dichter, der durch ein ernſtes hiſtoriſches Studium ſich mit allen Eigenheiten dieſes, vielleicht einzig in ſeiner Art daſtehenden Charakters vertraut gemacht, war hier eine Aufgabe zu löſen, die ihn anziehen und feſſeln mußte. Er hatte die tragiſche Bedeutung einer großen Individualität darzuſtellen, der ihre eigene, misbrauchte Kraft zur Strafe und zum Verderben wird. Er durfte ebenſo geſchichtlich als pſychologiſch wahr bleiben, indem er uns den furchtbaren Zaren vorführte, der, ſich ſeinem titaniſchen Stolze und ſeiner maßloſen Machtbegier rückſichtslos hingebend, zum unſeligen nothwendigen Reſultate gelangt, alles um ſich her gebrochen und vernichtet zu haben, was ihm eine Stütze ſein konnte; der, mit allen erforderlichen Fähigkeiten begabt, um ein großer Herrſcher zu werden, nur ein großer Tyrann wurde, weil ihm das Eine mangelte, das Gefühl für die Heiligkeit des Rechts. Daß dieſer Begriff des Rechts im ganzen Volke nur ausnahmsweiſe ſich kundgab, daß im Lande gegen einen tyranniſchen Herrn nur der Schutz eines mächtigern Herrn angerufen wurde, gegen eine Willkür eine größere, das war es, was das Land ins Verderben ſtürzte; — daß Iwan die wenigen Vertreter des Rechts und der Geſetzlichkeit um ihn her aus dem Wege räumte, um deſto unumſchränkter ſeine Macht ausüben zu können, das war die Schuld, die ſich ſelbſt rächte und ihn zu Grunde gehen ließ. Der Dichter hatte nicht nöthig, dieſe koloſſale Figur zu idealiſiren; es genügte, ſie in ihrer ganzen ergreifenden Wahrheit darzuſtellen, dieſes ruheloſe, von Tyrannei zur Reue übergehende Gemüth zu ſchildern, und dieſen ſcharfen Verſtand, der vergebens ſich ſelbſt mit allen ihm zu Gebote ſtehenden, ſophiſtiſchen Gründen zu beſchwichtigen ſucht, die innere Tragödie zu enthüllen in der Seele Iwan's, des von ſeinen Leidenſchaften verzehrten, lebensmüden und doch noch immer in wilder Unbändigkeit auflodernden Geiſtes; des die Menſchheit verachtenden Despoten, dem in ſeiner Entartung und Verworfenheit noch das Verſtändniß des großen Berufs bleibt, den er hätte rühmlich erfüllen können.

Jedenfalls iſt Iwan noch ein größeres Scheuſal als Richard; denn er wüthete nicht blos gegen die Verwandten, auch gegen ſein ganzes Volk, wie der Maſſenmord von Nowgorod beweiſt. Auch die Form des Stücks erinnert an die Shakſpeare'ſchen Hiſtorien; es fehlt der Handlung Schwung und Mittelpunkt; ſie bewegt ſich durch eine Reihe von Scenen, welche nur durch den Charakter des Helden locker zuſammengehalten werden, von der Thronentſagung Iwan's, den die Bitte ſeiner Bojaren wieder auf den Thron zurückruft, bis auf den pſychologiſchen, raffinirten Mord, welcher den Herrſcher aus der Welt ſchafft. Bei dem Intereſſe, das der Stoff des Demetrius neuerdings in Deutſchland einflößt, indem die verſchiedenartigſten Bearbeitungen deſſelben auf allen Bühnen heimiſch ſind, wird man hier auch die Vorgeſchichte in der dramatiſchen Form mit Antheil leſen. Trefflich gezeichnet iſt der Charakter des Boris Godunow, der hier als ſchlauer Intriguant und Prätendent auftritt, wie auch die Charaktere der meiſten Bojaren. In Iwan ſelbſt iſt mancher Zug von wilder Größe; in den Volksſcenen herrſcht Leben und Bewegung, aber in ſeiner Compoſition iſt das Stück mehr Charaktergemälde als Tragödie, mehr epiſch auseinanderlaufend als dramatiſch concentrirt; eine Erbſchaft Shakſpeare's, die auch der Bühne an der Newa nicht zum Heile gereicht.

Rudolf Gottſchall.

Ueberſetzungen antiker Dichtwerke.

Die ſchönſten Blüten der antiken Poeſie ſind den gebildeten Kreiſen des deutſchen Volks ſchon lange durch wohlgelungene Uebertragungen der verſchiedenſten Art übermittelt worden und haben keinen geringen Einfluß auf die vaterländiſche Bildung ausgeübt. In der That hat die Kunſt der Uebertragung auf wenig Gebieten ſo erhebliche Schwierigkeiten zu bewältigen gehabt und ſiegreich überwunden, wie auf dem Felde der alten Dichtung. Der tiefgreifende Unterſchied zwiſchen unſerm durch den Accent beherrſchten Tonfall und der im Griechiſchen und Lateiniſchen maßgebenden Quantität, welche in künſtlichem Widerſpiel gegen den natürlichen Wortton die mannichfaltigſten Versbewegungen hervorruft, mußte die kunſtvollſten Poeſien der Alten unüberſetzbar erſcheinen laſſen. Die Beweglichkeit der deutſchen Sprache hat zwar gerade durch die Schulung an antiken Versmaßen unendlich gewonnen, aber die den Alten mögliche Aneinanderreihung vieler kurzer Silben bietet der metriſchen Ueberſetzung ein unüberſteigliches Hinderniß dar. Mußte ſchon hier die Grenze des Möglichen zur Achtung des deutſchen Sprachgenius führen — obwol es auch an Verirrungen nicht fehlt, in denen ſelbſt das Unmögliche verſucht iſt —, ſo drängte ſich andererſeits die Erwägung auf, inwiefern die der deutſchen Verskunſt innewohnenden Eigenthümlichkeiten frei zur Wiedergabe antiker Dichtwerke verwendbar ſeien. Namentlich war es der Reim, den man nicht ohne Geſchick und Erfolg in die Ueberſetzungen alter Poeſie eingeführt hat. Man geht aber auch nach dieſer Seite zu weit, wenn man ſelbſt die wohlübertragbaren Versmaße der Alten als undeutſch ausweiſen und alle in gereimte Jamben oder Trochäen bringen will.

Im ganzen beurtheilt man heutzutage die Uebertragungen ziemlich vorurtheilsfrei, indem man der Individualität des Ueberſetzers genug Rechnung trägt, um ſtrenge und freie, gereimte und ungereimte Verſe anzuerkennen, wenn ſie den geiſtigen Gehalt des Originals in würdiger Weiſe wiedergeben. Daß eine ſtrenge Nachbildung antiker Versmaße auch in unſerer Zeit Anklang findet, beweiſt die Donner'ſche Ueberſetzung des Sophokles, von der im verfloſſenen Jahre die ſechste Auflage erſchienen iſt

1. Sophokles. Deutſch in den Versmaßen der Urſchrift von J. J. C. Donner. Sechste verbeſſerte Auflage. Leipzig, C. F. Winter. 1868. 8. 2 Thlr.

Dieſe Ueberſetzung vereinigt mit engem Anſchluß an die Form des Originals eine ungezwungene Leichtigkeit des Versbaues und allgemein verſtändliche Satzbildung. Wir leſen die rhythmiſch wohlklingenden Versglieder, ohne durch undeutſche Betonung der Silben oder künſtliche Wortſprünge an die mühſelige Arbeit des Ueberſetzens erinnert zu werden. Die Wahl und Stellung der Worte iſt ſo ſorgfältig, daß auch ein Leſer, welcher in der Versknnſt der Griechen nicht Beſcheid weiß, den ſchönen Gang des Rhythmus fühlt. Ohne ſich Rechenſchaft über Silbenlänge und Betonung zu geben, wird er z. B. die ſchönen Worte des Chors in der „Elektra" (1036—1040) unwillkürlich nach dem Tonfall des griechiſchen Vorbildes ſprechen:

Wir ſehen wol ſinnige Vögel droben ſich
Treulich um jener Pflege mühn,
Denen ſie Leben, denen ſie
Nahrung verdanken: ſollten wir
Menſchen das Gleiche zu thun verſchmähen?

Durch geſchickte Nachbildung der antiken Form zeichnet ſich auch Droyſen's Ueberſetzung des Ariſtophanes aus:

2. Des Ariſtophanes Werke. Ueberſetzt von J. G. Droyſen. Zweite Auflage. Erſter Theil. Leipzig, Veit u. Comp. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hier werden zugleich in taktvoller Weiſe alle Mittel unſerer Sprache, ſelbſt der Reim, verwendet, um ein würdiges Nachbild des ſprudelnden Ariſtophaniſchen Witzes zu geben. Die Uebertragung iſt weitaus die gelungenſte unter den bisherigen Verdeutſchungen des komiſchen Dichters. Daß ſie Beifall gefunden hat, trotzdem Ariſtophanes viel zu wenig geleſen wird, beweiſt das Erſcheinen einer zweiten Auflage, von welcher der erſte Theil vorliegt. Es iſt ſehr ſchwer, dem Ariſtophanes in ſeinen Witzen und Wortſpielen nur einigermaßen nachzukommen, aber Droyſen hat manchen kühnen Griff in die komiſche Wortumbildung gethan und viel Glück gehabt. Wir hören den Ariſtophanes wieder, wenn die Acharner angekündigt werden, als

Steinkohlenalte Tölpel, eichenklotzige
Griesgrame, Marathonsſchläger, hagebüchne Kerl'.

Der Chor ſagt in denſelben „Acharnern" von der Bereitung eines Gaſtmahls:

Nein, ſieh, wie höchſt kochkünſtleriſch,
Gaſtmahlleriſch, pokaleriſch
Der Edle heut bedient wird.

Ueberall ſprüht der friſche, übermüthige Ton der attiſchen Komödie Funken, da der Ueberſetzer kühn umſchafft und ſich nicht zu ängſtlich an das Original hält, wo eine freiere Wendung im Deutſchen von Wirkung iſt. Natürlich bleibt er an manchen Stellen weit hinter dem Dichter zurück, nicht ſelten aber erhebt ſich auch die Nachbildung auf die Höhe des Urbildes, und zu Zeiten überbietet ſogar der Ueberſetzer ſein Original. So klingt der Streit zwiſchen dem Paphlagonier und dem Wurſthändler in den „Rittern" deutſch viel derber noch als griechiſch:

P. In den Block, du Schurke, ſchlag' ich dich!
W. Als Deſerteur verklag' ich dich!
P. Dein Fell ſoll auf den Gerbepanzen!
W. Dich ſchind' ich ab zum Diebesranzen! u. ſ. w.

Die erſchienene Abtheilung enthält die „Acharner", „Ritter", „Wolken", „Weſpen" und den „Frieden".

Als vollkommene Neuigkeiten nehmen drei Ueberſetzungen lateiniſcher Dichter unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Statius und Claudian, lange vernachläſſigt, haben ihre Dolmetſcher gefunden, und die „Aeneide" Virgil's iſt auf eine neue, intereſſante Weiſe deutſch bearbeitet worden:

3. Virgil's Aeneide im Nibelungenversmaß überſetzt von Moritz Zille. Leipzig, Zille's Selbſtverlag. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Nachdem Zille ſeine Uebertragung der „Aeneide" durch Veröffentlichung mehrerer Proben angekündigt hat, ſtellt er uns nun das ganze Werk in kerndeutſchem Gewande vor. Er hat den daktyliſchen Hexameter verſchmäht, weil ein „undeutſcheres Versmaß kaum zu denken" ſei; und indem er mit richtigem Takte die gereimte Stanze als zu weich von ſich wies, hat er ſich den Nibelungenvers auserſehen, in welchem das fremdländiſche Epos ſtattlich und ſtolz einherſchreitet. Freilich hat Zille den Hexameter etwas zu unglimpflich behandelt, namentlich wenn er ſagt, „wider den Geiſt der deutſchen Sprache verſtoße der Anfang mit ſchwerer Silbe"; denn in unſern trochäiſchen Gedichten klingt der Vers recht ſchön mit der ſchwerbetonten Silbe an. Ueberhaupt gedeiht das exotiſche Schlinggewächs der Daktylen auf deutſchem Boden gut, wenn es weder zu feſt angebunden wird, noch ohne Führung hinwuchern darf. Niemand wird im Ernſt behaupten, er fühle ſich angefröſtelt, wenn ihm in heitern Sprüngen Versfüße entgegentanzen, wie: „Pfingſten das liebliche Feſt war gekommen." Aber eine andere Frage iſt es, ob nicht etwas „Eckiges, Hölzernes und Klapperndes" herauskomme, ſobald ein gegebener Inhalt in eine von vornherein begrenzte Form gegoſſen wird, d. h. ſobald die in fremder Sprache dargelegten Gedanken ohne Verſetzung der im Hexameter gegebenen Versgrenze in deutſche Worte gekleidet werden. Eine glatte Ueberſetzung in dem Versmaße des Originals iſt immer ein Kunſtſtück, kann aber bei inniger Durchdringung von Form und Inhalt ein wahres Kunſtwerk werden.

Wir dürfen Zille von Herzen darin beiſtimmen, daß eine Ueberſetzung, ohne Rückſicht auf wörtliche Wiedergabe, nur „Sinn und Geiſtesgehalt der Urſchrift" darzubieten hat. Ganz den Reiz der Urſprünglichkeit wird nie eine Uebertragung haben können, und zwar um ſo weniger, in je höherm Sinne das Original ein nationales Werk iſt. Darin täuſcht ſich offenbar Zille, wenn er verlangt, das fremde Werk müſſe in der Uebertragung als ein „vaterländiſches" erſcheinen. Nein, der fremde Dichter muß vielmehr zu uns in einer vollkommen verſtändlichen und uns mundgerechten Form ſprechen, ſeine Nationalitätseigenthümlichkeiten kann er nicht aufgeben, er muß uns zu ſich ziehen, wir dürfen ihn nicht zu uns verſetzen wollen. Die Form aber, in welcher er ſpricht, darf uns einen ſinnlichen Eindruck derart machen, wie ihn ein vaterländiſcher Dichter in gleicher Dichtungsart hervorbringen würde.

Von dieſem Standpunkte läßt ſich eine Abweichung von der Form des Originals nicht nur rechtfertigen, ſie

scheint sogar oft geboten. Der Uebersetzer wird durch freie Wahl des Versbaues und durch Verwendung des Reims nicht selten Effecte erzielen, die, ohne dem Charakter des Originals Eintrag zu thun, dasselbe im deutschen Ohr erst zur wirklichen Geltung bringen. Demnach hat Zille ganz recht, wenn er für die deutsche „Aeneide" eine Versart frei wählt, sobald ihm der Hexameter unzulänglich erscheint. Bei seiner Wahl hat der Nibelungenvers den Sieg davongetragen, welcher in der That den Vorzug hat, auf deutschem Boden aus denselben Elementen, wie bei den Griechen der Hexameter, hervorgewachsen zu sein. Macht aber auf unser Ohr der Nibelungenvers einen ähnlichen Eindruck, wie der daktylische Hexameter auf das Ohr eines Römers zu Virgil's Zeiten? Gewiß nicht. Der Hexameter ist bei den Römern nicht weniger künstlich importirt als bei uns, und ein Epos in diesem Versmaß war im alten Rom ebenso ein Kunstproduct, himmelweit von der Volkspoesie geschieden, wie in Deutschland ein episches Gedicht in Daktylen. Naturwüchsig ist in Italien der unserm Nibelungenverse und dem griechischen Hexameter ebenbürtige Saturnier, eine Versart, welche mit Ausnahme des Reims vollkommen wie die Nibelungenzeile klingt. Uns macht ein Gedicht im Nibelungenverse etwa den rhythmischen Eindruck, den ein gebildeter Römer der augustischen Zeit durch die Lektüre des von Nävius in saturnischen Langzeilen geschriebenen „Punischen Kriegs" empfing. Seit der griechische Hexameter durch Ennius nach Rom verpflanzt worden, waren, als Virgil schrieb, etwa anderthalb Jahrhunderte vergangen, und der fremdländische Vers mochte nicht mehr eingebürgert sein, als er durch fast ebenso langjährige Bemühungen jetzt in der deutschen Literatur heimisch geworden ist. Populär wurde er in Rom erst durch Virgil's „Aeneide", als diese nämlich zum Schulbuch für die liebe Jugend avancirt war. Das steht also fest, daß die mit griechischer Kunst ausgeführten Verse des Virgil einen ganz andern Platz in der Literatur einnahmen, also auch ganz anders wirkten, als unsere Nibelungenzeilen. Eine Uebertragung in letztere Versart gibt dem römischen Kunstepos die Gestalt eines naturwüchsigen Volksepos. Auf eine solche Ehre sollte eigentlich unter den Alten nur Homer und Hesiod Anspruch machen dürfen.

Stehen wir also, was die Werthschätzung des deutschen und lateinischen Hexameters betrifft, nicht auf gleichem Boden mit Zille, so können wir dennoch seine Umdichtung als eine interessante und lesenswerthe Arbeit nur rühmlich hervorheben. Die Nibelungenverse lesen sich leicht und doch gravitätisch; man erstaunt über die vollkommen gelungene Umkleidung der kunstgeschmückten „Aeneide" in ein schlichtes deutsches Gewand. Freilich hat der Uebersetzer wohl bei wenigen des Lateinischen kundigen Lesern die Absicht erreicht, das augenblicklich herrschende ungünstige Urtheil über Virgil's Heldengedicht wieder mehr zu Gunsten des alten Hofpoeten zu wenden: vielmehr erinnert uns das Nibelungenversmaß recht lebhaft daran, daß das Epos Virgil's doch nur eine Treibhauspflanze ist im Vergleich zu unserm wahrhaft großen Nationalepos.

Von der höchst anerkennenswerthen Kunst des Uebersetzers gibt am besten eine Probe Zeugniß, als welche eine Stelle des sechsten Buchs hervorgehoben zu werden verdient. Das Zusammentreffen des Aeneas und der Dido in der Unterwelt wird in folgenden Worten erzählt (VI, 450—476):

Neuangekommen irrte mit frischer Herzenspein
Hier auch umher Elisa im dunklen Myrtenhain.
Sowie der Held aus Troja ihr plötzlich nahe stand,
Da hatte er den Schatten auch alsobald erkannt:

Wie man bei Monatsanfang den Mond sich heben sieht,
Zu sehn ihn meint, wenn drüber dahin die Wolke zieht.
Voll Mitgefühls vergießet er Thränen viel und spricht:
O Dido, Unglückselige! So irrte ich mich nicht?

Ich sah die Glut der Flamme! Weh mir, ich mußte sein
Der Bringer dir des Todes! Bei ewiger Sterne Schein,
Wann Treu und Glaube waltet hier in dem Unterland:
Ja, wider Wunsch und Willen verließ ich deinen Strand!

Mich trieb von deinem Herzen der hohen Götter Macht,
Die auch mich gehen heißen durch diese düstre Nacht
Und durch das Land der Schatten. Nie kam es in mein Herz,
Daß dir mein Fortgang brächte des Todes grausen Schmerz!

O hemme deine Schritte! Was eilst du von mir fort?
Vergönnt ist's mir, zu richten an dich das letzte Wort! —
So suchte sanft Aeneas zu lindern ihren Zorn,
Damit sich sanft ergösse der milden Thränen Born.

Sie blickte starr zu Boden, unwillig abgewandt,
Indem bei allen Bitten sie unbeweglich stand,
Gleichwie ein harter Kiesel, ein parischer Marmelstein —
Da reißt sie los sich endlich und fliehet in den Hain.

Sie findet bei Sychäus Vergebung ihrer Schuld,
Dort bei dem treuen Gatten die alte Liebeshuld.
Erschüttert steht Aeneas und weint, da sie entflieht,
Im Herzen tief beklagend, daß sie so von ihm schied.

Der Uebersetzung sind zwei Abhandlungen beigegeben: „Der Hexameter und der Nibelungenvers" und „Die unvollendeten Verse der Aneide".

4. Statius' Werke. Im Versmaß der Urschrift übersetzt. Erste Abtheilung: Thebaïs, übersetzt von Karl Wilhelm Bindewald. Erstes Bändchen. Stuttgart, Hoffmann. 1868. 8. 7½ Ngr.

Der Dichter Publius Papinius Statius aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. hat mit seinen Werken einen wandelbaren Erfolg gehabt. Begünstigt und geehrt vom Kaiser Domitian und von hervorragenden römischen Familien, genoß er in seiner besten Lebenszeit ein großes Ansehen. Dreimal trug er den Olivenkranz in den albanischen Wettkämpfen zu Ehren der Minerva davon; doch wurde er besiegt, als er im Festspiele des capitolinischen Jupiter auftrat. Er erfuhr auch gegen Ende seines Lebens kaiserliche Ungnade und soll seine letzten Tage in kümmerlichen Verhältnissen hingebracht haben.

Ebenso unbeständig, wie die Lebensgeschicke des Poeten, war die Anerkennung, welche seine Dichtungen bei der Nachwelt gefunden haben. Leicht und lebhaft, ja üppig in malerischer Darstellung, fand er im Alterthum eifrige Leser und Nachahmer, und auch im Mittelalter war er sehr geschätzt, wie die Zahl der Handschriften, welche seine „Thebaïs" enthalten, und kein Geringerer als Dante bezeugen. Trotzdem es bis in die neueste Zeit an einzelnen anerkennenden Urtheilen über Statius nicht gefehlt hat, ist dennoch seit mehr als hundert Jahren die Werthschätzung desselben außerordentlich gesunken. Der gegen die reiche, freilich bis zur Ueberfülle und zum Schwulst sich verirrende

Form zurücktretende Inhalt, der Mangel an tiefen Gedanken, aber auch die Haltloſigkeit des vor Kaiſer und Gönnern demüthigen und ſchmeichleriſchen Dichters haben die ehemals hochverehrten Werke geradezu in Miscredit gebracht. Der ſchlagendſte Beweis hierfür liegt in dem Umſtande, daß ſich die Arbeitsluſt der Philologen, einer ſonſt gewiß nicht vor kleinlichen und unbedeutenden Problemen zurückſchreckenden Gelehrtenklaſſe, von der Kritik und Erklärung des Statius faſt ganz abgewendet hat. Gehören philologiſche Schriften über den Dichter ſchon zu den Seltenheiten, ſo iſt das große Publikum noch viel ungnädiger verfahren, indem es die bisher erſchienenen Verdeutſchungen einiger Gelegenheitsgedichte offenbar viel zu unbeachtet gelaſſen hat, als daß ſich ein Ueberſetzer zur Durcharbeitung der Geſammtwerke angeregt gefühlt hätte.

Jedenfalls iſt es alſo dankenswerth, wenn ſich ein Freund des Dichters der äußerlich nicht lockenden Arbeit unterzieht, und die in größern Kreiſen unbekannten Gedichte allgemein zugänglich zu machen verſucht. Man wird bei der Lektüre einer Verdeutſchung des Statius nicht vergeſſen dürfen, daß dem Ueberſetzer die Bahn durch keine umfaſſenden Vorarbeiten geebnet war, daß weder der lateiniſche Text ſorgfältig genug von Philologen durchforſcht iſt, noch frühere Uebertragungen von hinreichendem Umfange eine Erleichterung bieten und vollkommene Glättung der Arbeit ermöglichen.

Die im Hoffmann'ſchen Verlag erſcheinende Claſſikerſammlung bietet uns nun eine Ueberſetzung, die von Pfarrer Bindewald wacker begonnen iſt. Es liegen die vier erſten Geſänge der „Thebais" vor, eines epiſchen Gedichts, in welchem Statius den Bruderkrieg der beiden Söhne des Oedipus darſtellt. Jedem Geſange läßt der Ueberſetzer eine kurze Ueberſicht des Inhalts vorausgehen. Zu loben iſt der enge Anſchluß an das Original, den Bindewald erſtrebt; doch läßt ſich nicht leugnen, daß er in dieſem Streben mehrfach die Geſetze der Form verletzt. Abgeſehen von einzelnen nicht richtig declinirten Eigennamen, welche immer große Schwierigkeiten bieten, iſt auch manchem deutſchen Worte Gewalt angethan. Namentlich ſind kurze, unbetonte Silben in die Hebungen des daktyliſchen Hexameters geſetzt, wodurch unangenehme Härten entſtehen. Iſt auch unſere Sprache ſehr gefügig, und iſt auch die Mehrzahl der Silben quantitativ unbeſtimmt, ſo gibt es doch eine Grenze der Kürze und Tonloſigkeit, über die hinaus eine Silbe nicht gedehnt werden kann. So iſt es gegen unſer Gefühl, wenn der unbetonte Artikel in der erſten Hebung des Hexameters ſteht, eine Freiheit, die ſich der Ueberſetzer oft genug genommen hat. Z. B. I, 490:

Es ſtaunte, dies Zeichen gewahrend,
Der betroffene Greis.

II, 410:

Sprach's; doch längſt ſchon knirſchte dem König im ſchweigenden Buſen
Das zornſprühende Herz.

Beſonders hart ſcheint uns die Kürze der erſten Silbe im folgenden, faſt ganz trochäiſchen Verſe; IV, 5:

Zuerſt ließ ſich auf Lariſſa's Höhn Bellona
Sehn.

Auch der umgekehrte Fehler findet ſich, daß nämlich eine lange Silbe als Kürze in der Senkung verwendet wird. Doch wollen wir nicht einzelne Beiſpiele ſammeln, ſondern lieber eine Schilderung des Tänarus aus dem zweiten Geſange hervorheben, welche ſowol das Geſchick des Dichters in farbenreicher Zeichnung, als das Nachbildungstalent des Ueberſetzers vergegenwärtigen mag (II, 32—54):

Ein Ort (Tänarus wird vom inachiſchen Volk er geheißen)
Iſt, wo Malea's, des wogenumſpülten, gefürchtetes Berghaupt
Ragt in die Luft, deß Spitze die ſchauenden Blicke nicht finden.
Stolz daſteht ſein Gipfel und heiter ſchaut er auf Winde
Und Platzregen herab; nur müde Geſtirne ruhn auf ihm.
Hier bereiteten ſich die beſänftigten Winde ihr Lager,
Hier iſt die Bahn der Blitze, die Seiten des Berges bewohnen
Düſtre Wolken, die Höhen berührt nicht das Rauſchen der Flügel
Eilender Vögel, und nicht dumpfrollenden Donners Getöſe,
Doch, wenn zu Ende ſich neigt der Tag, umſpannt er der Wogen
Weites Gebiet und es ſchwimmt auf dem Meer ſein rieſiger Schatten.
Unten am Fuß krümmt Tänarus ſeine von Wogen gepeitſchten
Ufer zur Bucht, zu ſchwach, nach außen das Meer zu beherrſchen.
Hierher führt Neptun die auf dem Aegäiſchen Meere
Müde gewordenen Roſſe; begierig ſtürzen die vordern
Füße ans Ufer: die hintern fiſchſchwänzigen ſenken ins Meer ſich.
Hier (wie die Sage erzählt) führt ein unwegſamer Fußſteig
Die blaßwandelnden Schatten hinab und bereichert mit Todten
Pluto's leere Gemächer; arkadiſche Pflüger erzählen
(Wenn es gegründet): hier ſei der Gezüchtigten Jammern und Knirſchen
Und der Hölle Tumult zu vernehmen; oft ſchallen am Mittag
Hier der Furien Stimmen und Hände, und furchtſam enteilte
Vor dem Geheul von des Hades dreiköpfigem Hüter der Landmann.

Man ſieht, daß die Verſe ſtarke Unebenheiten aufweiſen, die wir freilich Bindewald, in Anbetracht des oben erwähnten Mangels an geeigneten Vorarbeiten, nicht zu hoch anrechnen dürfen. Indeſſen gerade Statius wird wohl nur dann einen größern Leſerkreis heutzutage noch intereſſiren können, wenn er in leichtem Gewande erſcheint. Es würde gewiß zur Verbreitung der neuen Ueberſetzung weſentlich beitragen, wenn der Verfaſſer, dem es offenbar an Begabung für ſeine Aufgabe nicht fehlt, eine ſchärfere Feile an ſeine Verſe legen wollte.

5. Dichtungen des Claudius Claudianus, überſetzt von Georg Freiherr von Wedekind. Darmſtadt, Jonghaus. 1868. 8. 2 Thlr.

In der Zeit des erlöſchenden Alterthums ragt unter den Vertretern der lateiniſchen Poeſie Claudianus hervor. Von Geburt ein Alexandriner, hatte er ſich erſt in die lateiniſche Sprache einzuleben, erreichte aber eine ſolche Meiſterſchaft, daß er in Hinſicht der künſtleriſchen Formgebung den beſten Dichtern der Römer an die Seite geſtellt wird. Seine Selbſtändigkeit in Verwendung der Sprachmittel und die reiche Fülle der Phantaſie in Ausmalung der Details zeugen von einer großen Begabung, vermögen aber nicht die Dürftigkeit des Inhalts zu verdecken. In der That ſticht das glänzende rhetoriſche Gewand von dem unbedeutenden Kern der Dichtungen grell ab: und doch hatte Claudian einen großen Stoff vor ſich, den er nur nicht unbefangen zu behandeln verſtand! „Weit entfernt", ſagt von Wedekind mit Recht, „namentlich den von ihm geſchilderten Kriegen mit den Germanen poetiſche Darſtellungsfähigkeit abzuſprechen,

scheint mir gerade das Bedauern gerecht, daß er sie nicht nackter, in ihren wahren Farben, ohne Schnörkel und Schminke einer abgelebten Mythologie und leeren Rhetorik darstellte. Welches andere Interesse würde eine Schilderung dieser Zeit, zumal für uns Nachkommen jener Barbaren haben, wenn ihr ein gebildeter Römer mit der Vaterlandsliebe und der Achtung fremder Nationalität, wie sie Tacitus bewährte, und ein Dichter mit der Schilderungsgabe und Technik Claudian's die festen Gestalten, die einfache Charakterzeichnung und abgeschlossene Handlung der Homerischen und Nibelungen-Gedichte gegeben hätte!" Claudian war natürlich zu sehr Kind seiner halt- und ideenlosen Zeit, als daß er eine große Aufgabe mit ruhiger und würdiger Einfachheit aufgefaßt hätte; er zeigt vielmehr alle Untugenden einer künstlichen Rhetorik, die ihre Farben altehrwürdigen Bildern entlehnt und daher ein phantastisches Gesammtwerk ohne innere Einheit hervorbringt.

Nichtsdestoweniger verdienen die Gedichte Claudian's in hohem Maße unsere Aufmerksamkeit. Trotz der vielen, oft leidenschaftlichen Uebertreibungen, führen sie uns in eine der interessantesten Zeitepochen: sie zeigen uns Rom seinem Untergange nahe, und doch mit allem hergebrachten Flitterwerk aufgeputzt, sie zeigen auch unsere Vorfahren, wenngleich durch römische Verblendung etwas verunglimpft. Der Hauptheld Claudian's, Stilicho, ist selbst Germane, muß aber dem Glanze des Westreichs aufhelfen. Läuft auch manche Geschmacklosigkeit unter, so wird man sich doch auch heutzutage noch selbst an vielen Malereien des Dichters erfreuen.

In der richtigen Erwägung, daß „diese Licht- und Schattenseiten Claudian's, die oft den innern Gehalt überwiegende Schönheit des Ausdrucks strengere Anforderungen an den Uebersetzer stellen lassen", hat G. von Wedekind eine anerkennenswerthe Sorgfalt auf seinen Versbau verwendet. Indem er die Geltung der Silben nach den im Deutschen schwer zu behandelnden Hebungen und Doppelkürzen des daktylischen Hexameters abwog, und wenigstens in der Mehrzahl der Gedichte die Worteinschnitte inmitten der Versfüße sorgsam beobachtete, hat er einen leichten und klangvollen Gang des Hexameters erzielt. Als Beispiel mag der Eingang eines Schmähgedichts gegen Rufinus, den Minister des Oströmischen Reichs, gelten (III):

Oft ward schwer mein Geist von Zweifelsgedanken erschüttert!
Kümmert die Obern der Länder Geschick, entbehren sie jeden
Lenkers, und folgt des Vergänglichen Fluß nur schwankendem Zufall?
Forschte zunächst ich ernst nach Bau und Ordnung des Weltalls,
Schaute des Meeres gemessene Grenzen, die Bahnen der Jahre,
Oder den Wechsel von Tag und Nacht: dann achtet ich alles
Fest durch göttlichen Willen bestimmt, der nach dem Gesetze
Sterne sich drehn, zu verschiedener Zeit aufwachsen die Früchte,
Der mit eigenem Lichte die Sonne, den Mond mit erborgtem
Ewig erneuern sich läßt, der gegen die Wogen Gestade
Streckt und mitten der Achse den Erdball hält in der Schwebe.
Sah ich aber der Menschen Geschick im finsteren Nebel
Dann hinrollen, die Frevler lang sich freuen in Blüte,
Fromme sich härmen in Noth: dann sank mein Glauben erschüttert
Wiederum hin; ich folgte mit Widerstreben der Richtung
Anderer Lehrer: in ewiger Unruh' kreisen die Keime
Eitel umher, im unendlichen Nichts voll wechselnder Formen
Walte das Glück, kein künstlicher Plan; zweideutige Wesen
Seien die Götter, ein Nichts, für sich Nichts oder für uns Nichts.
Endlich entriß mich diesem Tumult und erlöste die Götter
Wieder die Strafe Rufin's; nicht klag' ich fürder: die Bösen
Steigen den Gipfel des Lebens empor; sie werden erhoben,
Um einst härter zu brechen im Sturz.

Auch die künstlichern Verse in den Scherzliedern auf die Vermählung des Kaisers Honorius mit Maria, welche zu den besten Producten der Claudianischen Muse gehören, sind dem Uebersetzer wohl gelungen. So liest sich recht fließend und natürlich (XIV, 16 fg.):

Neues Liebesvertraun haucht in die Herzen euch!
Und entzündet die Glut dauernder Leidenschaft!
Schließt so enge den Bund, füget die Arme so,
Wie des Eppiches Laub fest um die Eiche rankt,
Wie zur Pappel die Weinrebe sich schmeichelnd drängt!
Und im zärtlichen Ton girrender Vögelein
Tauscht mit wechselndem Mund Liebesgeflüster aus!
Lipp' an Lippe gepreßt, schließet den Seelenbund!

An letzter Stelle sei eine Uebertragung Horazischer Lieder erwähnt, welche den anspruchslosen Titel trägt:

6. Echo vom Soracte. Horazische Gedichte in modernen Versmaßen bearbeitet von Karl Walter. Göttingen, Dieterich. 1868. 8. 10 Ngr.

Indem der Verfasser die antiken Rhythmen verschmähte, hat er die zierlichen Lieder des Horatius nicht in kunstlose Verse einkleiden wollen; vielmehr führt er in den meisten Gedichten den Strophenbau durch und verwendet mehreremal mit Glück die wohlklingenden Formen der Stanze, des Sonetts u. a. Ueberhaupt liest sich die Bearbeitung leicht, und es begegnen nur sehr wenige Stellen, an denen eine Härte des Ausdrucks oder der Form stört. Aber nicht nur ein modernes Gewand haben die Horazischen Gedichte erhalten, sie sind nicht nur in wohlverständlichen deutschen Worten wiedergegeben, sie sind vielmehr in unserer Dichtersprache umgedichtet. Wo also nicht der antike Inhalt uns zurückversetzt nach dem augusteischen Rom, fühlen wir uns ganz heimisch; z. B. wenn es heißt (I, 4):

Es ging ein sonnig Thauen durch die Lande,
Der Frühling kam mit seinen milden Lüften;
Schon zieht die Kähne man ins Meer vom Strande,
Schon lockt die Au mit Blumen und mit Düften,
Die grauer Reif schlug kalt und starr in Bande.
Schon sind vom Stalle zu des Waldthals Schlüften
Die muntern Rinder — von des Herdes Lohen
Ist schon der Pflüger an sein Werk gestoben.

Der Leser wird auch leicht in eine italienische Winterlandschaft versetzt (I, 9):

Du siehst, wie des Soracte Gipfel
Ragt eingehüllt in schimmernd Weiß,
Beschwert von Schnee, Gezweig und Wipfel,
Und rings die Flüsse starr von Eis.

An geeigneten Stellen sind lebhaftere Rhythmen gewählt, wie in der eifersüchtigen Anrede an die Freundin Lydia (I, 13):

Lydia! hör' ich dich preisen des Geliebten ros'gen Nacken,
Des Geliebten zarte Arme, will ein finstrer Groll mich packen —

oder in dem Loblied auf den Wein (I, 18):

Pflanze der andern Gewächse mir keines
Vor der geheiligten Rebe des Weines,

Varus, auf Tiburs gesegneter Flur.
Nüchternen wollten die Götter bestimmen
Jegliche Qual, und es bändigt die schlimmen
Sorgen der Wein, der belebende, nur.
Armuth und Kriegsdienst, wie schwer sie auch plagen,
Ueber dem Becher vergißt man der Klagen,
Preist nur den Bacchus, der Venus Reiz.
Aber daß niemand die göttliche Spende
Gierigen Sinns im Genusse verschwende!
Trunken erhoben die mordenden Hände
Einst die Centauren im Toben des Streits u. s. s.

Das „Echo vom Soracte" gibt achtunddreißig Gedichte wieder, die sämmtlich, mit Ausnahme von vieren, dem ersten Buche der Horazischen Gesänge entnommen sind. Den Zweck, diese Dichtungen dem größern Publikum zugänglich zu machen, hat der Verfasser vollkommen erreicht. Da es ihm an guten Gedanken nicht fehlt, so hätte er statt der lateinischen Ueberschriften prägnante deutsche Titel ersinnen sollen, welche das Verständniß erleichtern und das Interesse steigern.

Wilhelm Brambach.

Naturwissenschaftliche Familienbelehrung.

(Beschluß aus Nr. 20.)

2. In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt. Zweite Reihe. Von Karl Ruß. Mit einem botanischen und zoologischen Wegweiser und einer Holzschnitttafel. Berlin, Boettcher. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bei dem zweiten Abschnitte dieses Werks mache ich meine Leser zunächst auf den Beitrag aufmerksam, welcher die Ueberschrift „Leipziger Lerchen" führt. Der Verfasser hat recht, wenn er dieses Bild der Naturgeschichte nicht gut anders als mit sehr betrübtem Herzen entfalten kann. Der liebliche erste Frühlingsbote, dieses reizende Bild des Frühlingsjubels, der Frühlingslust soll ein Leckerbissen lüsterner Gutschmecker sein! Der bloße Gedanke empört den Verfasser und er läßt es wahrlich nicht an eindringlichen Worten fehlen, um die Menschen von dieser schrecklichen Unsitte zu entwöhnen. Ob er indeß viel damit erzielen wird, ist sehr zu bezweifeln, da bloße vernünftige Gegengründe eine zu ohnmächtige Waffe gegen alte Verwöhnung sind; auch darf man in der praktischen Verwerthung der Natur ja keinen zu zartfühlenden Maßstab der Naturbetrachtung haben, man würde sonst das ganze Heer der Jagd- und Küchenfreunde gegen sich empören. Der Lerchenfang geschieht in den drei Monaten September, October, November; die Umgegenden von Leipzig, Halle, Zörbig, Dessau, Köthen, Bernburg u. s. w. betheiligen sich am meisten daran; der dabei am meisten genannte Ort ist aber Gröbzig in Anhalt-Dessau. Die durchschnittliche Gesammtzahl ist alljährlich anderthalb Millionen Stück. Alle gefangenen Lerchen wandern zunächst nach Leipzig, von wo sie dann in alle Welt ausgeführt werden. Der Verfasser ruft aus:

Etwas Beschämendes für Leipzig und für unser ganzes deutsches Volk liegt in den Worten „Leipziger Lerchen", solange sie in ihrem bisherigen Sinne überhaupt gebraucht werden. Wie nun aber, gäbe es dann wirklich eine Möglichkeit, diese jahrhundertalte Sitte, deren schon 1666 Elsholzius in seinem „Tischbuch" erwähnt, abzustellen? Gewiß gibt und muß es diese geben, das verbürgen uns die hohen Menschlichkeitsbestrebungen unserer Zeit, wie dazu, wenn wirklich nicht anders, in nicht unserner Zeit die Beunruhigung durch die immer ärgern Erdthierschäden am Getreide und allen Culturgewächsen überhaupt zwingen würde.... Wie eingangs erwähnt, ist der Lerchenfang nur auf den Gaumenkitzel der Wohlhabenden, also mindestens gebildet sein und erscheinen Wollenden gebaut. Ich wende mich nun an jedes reine und edle Gefühl in den Herzen aller derer, die bisher Lerchen gegessen haben, und beschwöre sie, laßt ab von diesem Schmause, legt euerm Gaumen ein Opfer auf, und bereitet dafür euerm Herzen edlere Genüsse!

Hieran schließt sich eine „Storchgeschichte", welche sich ganz vortrefflich liest und in jeder Beziehung Wahrheit und Wirklichkeit in sich schließt. Der Held der Geschichte ist von einer Gans aus dem Ei eines verlassenen Storchnestes gebrütet; er wurde auf das sorgfältigste gehegt und gepflegt, und man hatte wirklich die Freude, ihn erwachsen zu sehen. Um sich vor den Angriffen der Hunde, Katzen, Ratten u. s. w. zu schützen, übernachtete er anfangs stehend in einem kleinen Weiher, später in dem verlassenen alten Storchneste. Das Mädchen, welches ihn fütterte, grüßte er des Morgens durch fröhliches Klappern, indem er den Schnabel mit erwartungsvollem Behagen bis auf den Rücken zurückbog.

Dies währte jedoch nur den ersten Sommer hindurch. Sobald er den Winter überstanden hatte, erschien er weit stolzer, kräftiger und männlicher. Er kam dann auch herab und begrüßte die Herrin mit freudigem Geklapper, doch demüthigte er sich niemals mehr so, und wenn er auch noch so hungerig war. Diesen Winter wie auch den nächsten hatte er im Hühnerstalle zubringen müssen, während der Kranich meistens draußen bleiben konnte. Er war aber gegen die Kälte sehr empfindlich und mußte sich deshalb schon in die unangenehme Gesellschaft fügen. Doch hielt er sich beständig vom großen Haufen abgesondert in einer Ecke.

Das Futter, welches ihm am besten mundete, war dasselbe, womit gewöhnlich die Gänse genudelt werden, dabei verschmähte er aber auch alle thierischen Abfälle der Küche nicht, und wenn man ihn nicht scharf im Auge behielt, so verschluckte er junge Küken und Enten, ohne sie vorher zu tödten oder zu rupfen. Am Ende wurde er bösartig und griff mit Hieb und Stich alles an, was in seine Nähe kam; nur dem Kranich ging er scheu aus dem Wege. Er zeigte sich zuletzt gar nicht als der vielgerühmte nutzenbringende Vogel, wofür ihn der Landmann gewöhnlich zu halten pflegt. Das Thier zeigte einen recht unduldsamen Charakter, und konnte seinen bösen Uebermuth kaum bezähmen, selbst gegen andere Störche benahm es sich zänkisch und bitter feindlich. Einer Dame hatte es den seidenen Anzug zerrissen, und würde ihr auch sicher noch gefährlichere Wunden zugefügt haben, wenn ihr nicht Beistand gekommen wäre. Der Storch sollte daher erschossen werden; aber der Schelm hatte es gemerkt und sich rasch aus der Lebensgefahr gezogen, um mit den übrigen Störchen Gemeinschaft zu machen, welche sich zu dem baldigen Abzuge schon anfingen zu versammeln.

Mit einem guten Fernrohr konnte man beobachten, daß er anfangs in einiger Entfernung abseits saß, dann aber nach vielen ausdrucksvollen Schnabelbewegungen, welche wahrscheinlich

Einladungen bedeuten sollten, dreist mitten unter den Haufen rückte. Darüber war es Abend geworden, und wir hofften nun bestimmt, daß wir ihn mindestens für den Winter los seien, indem er mit den Fremden abziehen würde; doch am nächsten Morgen saß er wieder ruhig auf seinem Neste. Jetzt wurde er beim Fressen hinterrücks ergriffen, in einen Sack gesteckt und nach einem vier Meilen entfernten Gute verschenkt. Nun hofften wir ihn für alle Zeit untergebracht zu haben, denn dort war noch eine gezähmte Störchin, mit der er jedenfalls ein schönes Paar abgeben würde. Der Sicherheit wegen sollten ihm auch die Flügel ein wenig verstutzt werden. Wie groß war aber unsere Verwunderung, als er am zweiten Tage wieder auf der Scheune saß und auch, da man sich zu sicher glaubte und sorglos war, sofort fünf Küchel verschluckt hatte. Seine Treue war allerdings bewundernswürdig und schätzenswerth, doch seine übeln Eigenschaften verdunkelten sie gänzlich. Er hatte sich dort so fügsam und sanftmüthig und gegen die Störchin so liebevoll und freundlich gezeigt, daß man ihm die gefesselten Flügel befreit hatte. Kaum aber fühlte der Arge sich außer dem Bereich der menschlichen Macht, als auch sofort die Tücke wieder erwachte; er fiel plötzlich über die arme Störchin her, ermordete sie, tödtete mehreres Federvieh, sogar einige junge Pfauen, und erhob sich dann fröhlich klappernd in die Luft.

Dafür sollte er nun auch erschossen werden. Als aber das Geschoß auf ihn gerichtet ward, schwang er sich hoch in die Luft und entkam auch dieser Gefahr. Doch sollte er der Strafe nicht entgehen, denn am nächsten Morgen lag er von unzähligen Schnabelstichen durchbohrt auf demselben Brachfelde, welches die andern Störche zu ihrem gelegentlichen Versammlungsplatze ausgewählt hatten. Wahrscheinlich war er dem bekannten Storchgerichte zu Opfer gefallen, wonach kranke und zankfüchtige Störche von der Gesellschaft ausgeschlossen und getödtet werden, ehe der große Wanderzug beginnt.

Das dritte Kapitel gibt eine ausführliche Beschreibung von den Feinden aus der dem Menschen nahestehenden Thierwelt. Es ist sehr reich und kann der sorgfältigsten Beachtung nicht dringend genug empfohlen werden, da es zugleich vortreffliche Winke für Schutzmittel gibt. Alles übrige athmet denselben Geist einer belehrenden Unterhaltung, wie man ihn aus dem bereits Mitgetheilten hoffentlich schon klar erkannt haben wird.

3. Waarenkunde für die Frauenwelt. Von Karl Ruß. Erster Theil: Nahrungs- und Genußmittel. Zweiter Theil: Hauswirthschaftsgegenstände. Breslau, Trewendt. 1868. 8. Jeder Theil 1 Thlr.

Der noch fehlende dritte Theil dieses Werks über „Farbewaaren, Arznei- und Schönheitsmittel" soll noch in diesem Jahre erscheinen. Wenn der fleißige Verfasser sich nicht schon längst zu einem gern gelesenen populären Schriftsteller emporgeschwungen hätte, so wäre die vorliegende Arbeit ganz dazu geeignet, ihn zu einem Liebling des denkenden großen Publikums zu machen. Ueberall, wo er schreibt, weiß er den rechten Ton zu treffen, und wenn er bei dem vorliegenden Werke seine Dienste ganz vorzugsweise der gebildeten Frauenwelt widmet, so thut er dies doch ganz unbeschadet seiner wissenschaftlichen Würde und weiß dabei auch ebenso gut die Männer zu fesseln. Wir sehen darin nicht blos eine kluge Wahl des Standpunktes, sondern vielmehr die allein richtige, wobei die naturwissenschaftliche Basis nicht fehlen darf und die Belehrung jedesmal der ganzen Familie zugute kommen soll. Das Heitere, Gemüthliche, Erhebende, Geistreiche, welches in allen Schriften des Verfassers ein hervorragender Charakterzug ist, fehlt auch hier nicht, obgleich der Stoff dazu nicht immer angethan zu sein scheint. Er ist nun einmal eine durch und durch gemüthliche Natur, die sich nirgends verleugnen läßt.

Das ganze Werk soll für die gebildete deutsche Familie eine naturwissenschaftliche Einsicht ins tägliche Leben gewähren. Um dazu vorzubereiten, gab der Verfasser schon früher seinen „Rathgeber auf dem Wochenmarkte" heraus, womit er von allen Seiten Beifall eingeerntet hat. Dasselbe galt auch von den noch früher erschienenen „Naturwissenschaftlichen Blicken ins tägliche Leben" des Verfassers. Da jedes dieser Werke so viel nur immer möglich ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden sollte, so ließ sich an einigen Stellen eine kurze Wiederholung oder ein Hinweis auf bereits Besprochenes nicht gut vermeiden.

Der Inhalt des ersten Theils zerfällt in fünf Kapitel: 1) „Die Gewürze"; 2) „Die Würzen"; 3) „Die Genußmittel"; 4) „Die Nahrungsmittel"; 5) „Delicatessen und Italienerwaaren".

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser auf Muskatblüte und Muskatnüsse des ersten Kapitels. Da wird zunächst auf den ziemlich allgemein verbreiteten Irrthum aufmerksam gemacht, daß das, was hier Blüte genannt wird, eigentlich gar keine Blüte ist. Der Muskatnußbaum besitzt seine ursprüngliche Heimat auf den Molukken:

Seine wirklichen Blüten sind weiß und klein, den Maiglöckchen ähnlich, und am wenigsten gewürzreich; sie finden keinerlei Gebrauch. Aus denselben entwickelt sich die Muskatnuß. Dies ist eine harte einsamige Beere fast von der Größe und dem Ansehen eines Pfirsichs. Der Kern oder die eigentliche Muskatnuß ist auswendig von einer zähen lederartigen grünen und später röthlich werdenden Schale und unter dieser mit weißlichem, sehr herbe schmeckendem Fruchtfleisch umgeben; dies beides ist nicht zu verwerthen, sondern wird fortgeworfen. Unter dem Fruchtfleisch erst befindet sich eine netzartig durchbrochene, lederartig und frisch hochroth oder purpurroth erscheinende Hülle, der Samenmantel, und dieser wird sorgfältig gesammelt und unter dem Namen Muskatblüte, auch Mace genannt, in den Handel gebracht.

In Hinsicht der Güte hält man jetzt die von Isle de France kommende für die beste; sie ist hellzimmtbraun und besitzt einen stark gewürzigen Geschmack und Geruch. Um sie auf die Dauer kräftig erhalten zu können, muß dies Gewürz in Gläsern mit eingeschliffenen Stöpseln aufbewahrt werden. Die Nüsse wurden und werden zum Theil noch jetzt von den Holländern in Kalkbrei gebracht, um dadurch ihre Keimkraft zu zerstören und die Verpflanzung des Baums zu behindern. Daß hierdurch der Güte des Gewürzes wesentlich Abbruch geschah, lag auf der Hand, sodaß man in neuester Zeit schon anfängt, die Nüsse in ihrer Hornschale zu lassen. „Gute Muskatnüsse sind auswendig hellaschgrau oder bräunlichweiß, unregelmäßig leicht gefurcht, inwendig röthlich oder gelblichbraun mehr oder weniger bräunlichweiß marmorirt und fettig glänzend und ebenso sich anfühlend. Ihr Geschmack muß sehr gewürzhaft, erwärmend, bitterlich und etwas fettig, ihr Geruch stark und angenehm gewürzhaft sein." Außerdem wird die Güte der Nüsse auch mit Hülfe des specifischen Gewichts geprüft; man bedient sich dazu einer gesättigten Salzsole, die, welche darin zu Boden sinken

sind die besten. Zugleich warnt das Buch auch vor Betrug und deutet auf die Mittel zu seiner Entdeckung.

Wenn wir nun aus dem zweiten Kapitel über Essig, Kochsalz, Zucker nichts mittheilen, so können wir es indeß nicht gut unterlassen, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Besprechung des Thees im dritten Kapitel zu lenken. Der Verfasser enthüllt manche Geheimnisse des Theehandels, von denen man kaum eine Ahnung hat im gewöhnlichen Leben, beschreibt den Theebaum und die Behandlung seiner Blätter zur Waare für den Handel, redet von den verschiedenen Sorten und kommt dann auch auf die vielen betrügerischen Kunstmittel im Handel. Bei dieser Gelegenheit warnt er mit ganz besonderm Nachdruck vor einer groben Art des Betrugs, welcher sich besonders in neuester Zeit Bahn gebrochen hat:

Es handelt sich nämlich darum, daß ein Thee auf den Markt und in die Hände der Kaufleute gebracht wird, dessen ersten Aufguß bereits andere genossen haben und dessen ausgezogene Blätter wieder zubereitet werden, um sie nochmals als echten, gehaltreichen Thee zu verkaufen. Man verkauft den aus China kommenden Thee zunächst theuer, kauft die bereits zum Getränk benutzten Blätter wieder auf, versetzt sie mit fremden Stoffen, um ihnen die ursprüngliche Eigenschaft scheinbar wiederzugeben und verkauft sie zum zweiten mal als guten, echten chinesischen Thee. Diese Fälschung wird namentlich in England in so großartigem Maßstabe betrieben, daß gewisse Kaufleute regelmäßig den ausgebrühten Thee der Hotels und Kaffeehäuser einkaufen, umarbeiten und wieder in den Handel bringen, und man hat in England zu verschiedenen Zeiten große derartige Theevorräthe confiscirt, welche die Continentbewohner beglücken sollten. Nach den Prüfungen und Erfahrungen, welche man in dieser Beziehung hat machen können, dürfen wir ziemlich dreist behaupten, daß die in Deutschland feilgebotenen geringern Theesorten, namentlich die mit irgendeinem Vorwand unter dem Preise verkauften, schon einmal zum Getränk gebraucht, meist in einem englischen Theetopfe gewesen und wieder aufpolirt sind, falls sie nicht nachweisbar aus falschen Blättern stehen. Schon die Chinesen kennen ein ähnliches Verfahren, denn es ist erwiesen, daß viele Theelieferungen von dort ausgehen, die schon einmal in den Theetöpfen der vornehmen Chinesen ihr natürliches Aroma an das heiße Wasser haben abgeben müssen. Auch in der Ostindischen Compagnie soll man dies kennen.

Der Verfasser deutet dann mit einigen Zügen auf das Verfahren zur Durchführung dieser plumpen Fälschung hin und auf die Mittel zu ihrer Entdeckung. Es bleibt schließlich auch nicht unerwähnt, daß der werthvollste Bestandtheil von Thee und Kaffee, nämlich Thein und Caffein, nach der chemischen Analyse für dasselbe zu halten ist, daß die Verschiedenheit nur in den eigenthümlichen flüchtigen Oelen, in dem ungleichen Gehalt an Gerbsäure, Kleber, Gummi, Stärke, Fett u. s. w. zu suchen ist.

Der zweite Theil der Waarenkunde für die Frauenwelt bespricht die Hauswirthschafts-Gegenstände. Dieser zerfällt in drei Kapitel: 1) „Beleuchtungs-Brennmaterialien und Waschmittel"; 2) „Hausgeräthe, Werkzeuge und Möbeln"; 3) „Bekleidungs- und Schmuckgegenstände". Daran schließt sich noch ein kurzer Anhang über concentrirte Nahrungsmittel, wie Fleischextract, Fleischmehl, Fleischzwieback, Fischmehl, Malzextract u. s. w. Dieser Theil besitzt wie der vorige einen großen Reichthum an Stoff, der so behandelt ist, daß er anziehend, belehrend und praktisch nützlich für die Damen wird. Das Ganze bildet indeß ein so innig zusammenhängendes Gefüge, daß es sehr schwer fällt, etwas Einzelnes für unsere Unterhaltung herausgreifen zu können, ohne den vortrefflich angelegten Zusammenhang zu stören. Zuerst wählen wir aus der Gruppe der fetten Oele das Ricinusöl heraus. Es wird aus dem Samen der Christuspalme gewonnen, welche wir in Deutschland unter dem Namen Wunderbaum jetzt schon ziemlich allgemein als Zierpflanze kennen, deren eigentliche Heimat jedoch Südasien ist. Das kalt ausgepreßte Ricinusöl ist ein mildes Abführungsmittel, während das warm ausgepreßte viel heftiger wirkt.

In China gehört das Ricinusöl zu den täglichen Lebensbedürfnissen; es wirkt auf die Chinesen nicht abführend, weil sie von Jugend auf daran gewöhnt sind. Dergleichen chinesische Gerichte können aber andern Völkern sehr übel bekommen; so glaubten sich vor etwa 30 Jahren französische Gesandte durch Mandarinen vergiftet, von denen sie zu einem Gastmahl geladen waren. Alle Speisen hatte man nämlich mit Ricinusöl bereitet, welches seine Wirkung bei den Fremden nicht verfehlte. Zum Glück klärte sich die Sache bald auf.

Es wird dann noch mitgetheilt, daß man dieses Oel in Amerika als Leuchtmittel in den Hütten der Negersklaven verwendet. In Nubien vermischt man dasselbe mit wohlriechenden Stoffen, um daraus Pommade und Hautsalbe zu bereiten, Aehnliches bietet man jetzt auch bei uns feil mit dem marktschreierischen Zusatze der Beförderung eines kräftigen Haarwuchses.

Im Anhang dieses Theils ist von einigen concentrirten Nahrungsmitteln die Rede, welche noch nicht so bekannt sind, wie sie es in der That verdienen. Das Fleischmehl wird nach Dr. Hassal in London aus dem magern Muskelfleisch jungen Rindviehs bereitet. Man entfernt von dem Fleisch alle Knochen, Sehnen und zerschneidet dasselbe in Würfel von 1 Zoll Seite, zerkleint es mit der Wiegmaschine, als sollte Wurst daraus bereitet werden, trocknet es auf Hürden aus galvanisirtem Eisendraht mit heißer Luft in besonders dazu geeigneten Trockenkammern, wobei die Temperatur so gemäßigt gehalten werden muß, daß der Eiweißgehalt im Fleische nicht gerinnt. Das so gedörrte Fleisch wird dann mit Hülfe einer Mühle zu feinem Beutelmehl verarbeitet. Auf ziemlich gleiche Weise bringt man dann auch Fischmehl hervor. Aus beiden bereitet man kräftige Suppen und Gemüse, auch bäckt man daraus Brot und Zwieback, von denen neben vortrefflichem Geschmack auch ganz besonders die Nahrhaftigkeit zu rühmen ist. Das Fischmehl versteht man zugleich von allem unangenehmen Geruch zu befreien. Auf den Lofoten bereiten Bordewich und Comp. ein solches Mehl, das preußische Pfund zu $4\frac{1}{2}$ Sgr. Man sieht, das Werk hat sich auch überall mit dem Neuesten bekannt zu machen gesucht.

Heinrich Birnbaum.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Während Laube's „Demetrius" in Leipzig in Scene gegangen, in Wien und an vielen andern Bühnen zur Aufführung angenommen ist, setzte die berliner Hofbühne neuerdings den „Demetrius" von Friedrich Hebbel in Scene, der bisher noch nirgends zur Darstellung kam. Bekanntlich ließ Hebbel das Stück unvollendet zurück; der letzte Act war ein Fragment, welches von Goldhan ausgeführt worden ist. Die berliner Hofbühne zeigt für diesen Stoff eine besondere Vorliebe; denn sie hat schon früher den „Demetrius" von Grimm und Kühne zur Aufführung gebracht.

Da Laube's und Hebbel's „Demetrius" jetzt gleichzeitig ihren Rundgang über die Bühne antreten, so wird die dramaturgische Kritik eine Parallele zwischen den beiden Stücken nicht von der Hand weisen können. Der Hauptunterschied zwischen ihnen liegt darin, daß Laube eine Fortsetzung des Schiller'schen Fragments gegeben hat, während Hebbel ein ganz neues Stück schrieb. Die großen Scenen des Schiller'schen Torso für die Bühne zu retten, erscheint uns eine verdienstliche Aufgabe, obgleich ein einheitliches Kunstwerk aus solchem Unternehmen nicht hervorgehen kann. Die Kluft zwischen dem Stil Schiller's und dem des fortsetzenden Dichters wird, zu Ungunsten des letztern, immer scharf hervortreten, namentlich bei so tiefgreifender, durch den ganzen Unterschied der Dichtweise bedingter Verschiedenheit, wie dies bei dem Idealisten Schiller und bei dem Realisten Laube der Fall ist.

Ein Dichter wie Hebbel, der sein Trauerspiel von vorn zu dichten anfängt, entgeht dieser Halbheit, freilich entzieht er auch die grandiosen Scenen Schiller's der Bühne und fordert für das, was er an ihre Stelle setzt, eine scharf eindringende Kritik heraus.

Gemeinsam ist bei Laube und Hebbel die Abschwächung der tragischen Größe, die dem Schiller'schen Stoffe eigenthümlich ist. Nach der Erkenntniß, daß sein Anspruch auf den Thron ein unbegründeter sei, verdunkelt sich der Geist des Schiller'schen Demetrius; er tritt das Princip der Legitimität mit Füßen, wagt im trotzigen Bewußtsein seiner Kraft sein erlogenes Recht aufrecht zu erhalten; aus diesem innern Bruch entwickeln sich die dämonischen Elemente, die zur Tyrannei führen. Eine große Wandlung vollzieht sich in dem Helden, der so dem Verhängniß verfällt.

Dies eigentlich tragische Motiv erschien weder Hebbel noch Laube genehm. Ihr Demetrius bleibt ein edler ritterlicher Held. Der Hebbel'sche will die Täuschung nur so lange durchführen, bis er seine Freunde, die in sein eigenes Geschick mitverstrickt sind, gesichert hat; der Laube'sche wünscht nur volle Klarheit über seine Herkunft, um dann, innerlich gebrochen, seine Mission aufzugeben.

Beide Dichter scheinen davor zurückgeschreckt zu sein, ihren Helden zu einem Betrüger zu machen, wir glauben auf Grund eines falschen Moralcodex, der neuerdings in unserer Aesthetik aufgestellt worden ist. Die Helden der Tragödie sind mehr oder weniger Verbrecher, wenn man die Paragraphen des Criminalgesetzbuchs auf sie anwenden will, nur die Größe ihrer Unternehmungen und die Bedeutung ihrer Leidenschaft hebt sie in eine freiere Sphäre. Sonst würde man in Macbeth und in Othello doch nur gemeine Mörder sehen müssen und schon Medea, Klytämnestra und Orestes würden von keiner Jury freigesprochen werden. Ein Demetrius, der von Haus aus ein bewußter Betrüger wäre, würde allerdings für die Tragödie bedenklich sein, wie die Warbecks, die falschen Smerdes und Sebastian, wenn nicht das niedrige Motiv durch ein höheres, einen opfermuthigen Patriotismus, der selbst vor einer Täuschung nicht zurückbebt, geadelt würde. Doch ein Demetrius, der mitten in seinem Siegeslauf erst seine wahre Herkunft erfährt und nun die Wahl hat, ein glorreich begonnenes Werk aufzugeben oder fortzuführen, der in diesen tiefen innern Conflict versetzt wird: der ist größer, heldenhafter, tragischer, wenn er sein Werk vollendet, als wenn er als Bonhomme zu Kreuze kriecht. Die Alltagsmoral mag das letztere billigen, aber aus solchem weichen Holze schnitzt man keine tragischen Helden.

Im Gang der Handlung hat sich Laube mehr an Schiller angeschlossen als Hebbel. Beide machen Demetrius zu einem natürlichen Sohne des Zaren Iwan; die Consequenzen aber zu Gunsten der Schiller'schen Wendung, die in dieser sonst glücklichen Erfindung liegen, werden von ihnen nicht gezogen. Etwas von dem Gedankengange der Shakspeare'schen Bastarde wäre hier wohl angebracht gewesen: Erben des fürstlichen Bluts dürfen sie um so mehr das formale Recht verachten.

Die Scenen mit Marfa hat Laube im ganzen dem Schiller'schen Plane nachgedichtet, sie gehören zu den bedeutendsten und wirksamsten der Dichtung. Hebbel, der hier eine lahme Dorfheldin Barbara in den Vordergrund stellt, fällt gänzlich in das Genrehafte und verliert den großen Stil der Tragödie. Die Vorgeschichte bei Hebbel hat geniale Züge: aber sie erreicht bei weitem nicht die geschichtliche Größe des Schiller'schen Fragments. Der historische Geist hat bei Hebbel einer selbstgenugsamen Charakteristik weichen müssen.

Hebbel's Stil ist origineller und gleichmäßiger als der Stil Laube's, der aber für die theatralische Wirkung glücklichere Handhaben bietet.

Hebbel's Drama hatte bei der Aufführung in Berlin keinen durchgreifenden Erfolg; der letzte Act erlahmte gänzlich. Es liegt dies nicht blos an der Bearbeitung von Goldhan, der man vorwirft, daß sie nicht bühnengerecht genug sei und zu viele Verwandlungen nöthig mache; es liegt dies im ganzen Plane des Stücks. Die berliner Schauspielleitung hätte die scenisch-glückliche Führung, die erfolgversprechende Haltung des Laube'schen „Demetrius", der auf dem Repertoire Dauer verspricht, unter allen Umständen bevorzugen müssen.

Von den wiener Preisstücken haben weder das Lustspiel „Ueber den Parteien" von Wolfgang Müller, noch „Ein Narr des Glücks" von Ernst Wichert an der wiener Burg den gewünschten Erfolg erringen können. Auch am berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ging das Müller'sche Stück spurlos vorüber, während Wichert's Lustspiel sich am Thaliatheater in Hamburg bessern Erfolgs zu erfreuen hatte und auch am berliner Hoftheater und in Leipzig zur Aufführung kommen wird.

Wolfgang Müller's Stück zeigt das anerkennenswerthe Bestreben, das Lustspiel durch Hereinnahme der Zeittendenzen, durch die Abspiegelung politischer Richtungen aus dem engen Kreise der Familiendramatik herauszuheben. Auch ist der Dialog des Lustspiels durchaus im edeln und feinern Conversationston gehalten, während einzelne Charaktere, wie Zitzewitz, und der Bankier von Nürnberger, und einzelne Situationsbilder, wie die wohlthätige Frauenverein, der mit seiner Wirksamkeit bei den Antipoden anfängt, und der vornehm-jüdische Salon eine satirische Ader bekunden und eine komische Wirkung ausüben.

Nur tritt die politische Tendenz zu direct und doctrinär hervor und in dem Verlauf der Handlung liegt nichts, was heitere Verwickelungen schürzte oder auf den Fortgang gespannt machte. Hierzu kommt, daß eine Stellung „über den Parteien" oder ein Eklekticismus, der sich von jeder Partei dies oder jenes aneignet, wie ihn der Held des Lustspiels vertritt, in der Gegenwart unpopulär ist. In dem Stücke überwiegt überhaupt die Debatte und das Charaktergemälde über die dramatische Fractur-schrift, die nur aus einer scharf in die Augen springenden Handlung wirksam hervortritt.

„Der Narr des Glücks" hat eine glückliche Grundidee, aber die Behandlung in der zweiten Hälfte des Stückes entspricht nicht den Anforderungen an kunstgerechte, einheitliche und doch komische wirksame Durchführung.

In Leipzig kam ein Schauspiel von Hans Hopfen, „Aschenbrödel in Böhmen", zur Aufführung, das Erstlingsdrama eines begabten Dichters, der auch das rühmliche Bestreben zeigt, frisch aus der Gegenwart heraus für die Bühne zu gestalten.

Er entnimmt seinen Stoff der nationalen Bewegung in Böhmen, den Kämpfen zwischen dem Deutschthum und Czechenthum. Ein preußischer Offizier erlöst ein deutsches Aschenbrödel aus der Knechtschaft, in welcher die Czechen sie halten. Mutter und Schwester mishandeln das Mädchen und in Verzweiflung verspricht sie halb und halb ihre Hand einem czechischen Lehrer. Der preußische Offizier, den sie bei seiner Verwundung im Feldzug 1866 gepflegt und der ihr eine „Flintenkugel" zum Andenken gegeben hat, kehrt auf das Gut zurück, um ihre Hand zu gewinnen. Freilich ist ihr Bild unklar geworden in seiner Erinnerung; denn man hat die andere Schwester später an sein Krankenbett gesetzt und die „Deutsche" verbannt. Schließlich freit er doch die rechte Pflegerin, nachdem sich die verschiedensten Intriguen und Begebenheiten, eine Prügelei mit czechischen Strolchen, eine Verwundung und abermalige Krankenpflege durch das Aschenbrödel, das, um ihn zu retten, dem Lehrer Sedlaczek ihre Hand zuschwören muß, eine buntbewegte Action zwischen ihn und das ersehnte Ziel drängten.

So sehr man den oft geistreichen und drastischen Dialog und die Gewandtheit des äußern scenischen Aufbaus rühmen muß, so wenig läßt sich verkennen, daß das Stück mehr auf Effect und Sensation berechnet, als mit innerer Lebenswahrheit gestaltet ist und daß die Handlung sich fortwährend durch ein sehr künstliches Räderwerk fortbewegt. Der Dichter hat den gewaltsamen Schluß, demzufolge die Rabenmutter sich auf einmal in eine liebende verwandelt und mit der Pistole in der Hand ihre bisher mishandelte Tochter von dem Schwur befreien will, vor der zweiten Aufführung umgearbeitet; Sedlaczek, der czechische Lehrer, weicht nun vernünftiger Ueberredung. Doch dies liegt weder in seinem Charakter, noch nutzt es dem Stücke; denn dasselbe Ziel und damit der gewünschte Abschluß war schon früher am Schluß des zweiten Actes mit geringerm Aufgebot von Mitteln zu erreichen. Hoffen wir, daß nach dieser Talentprobe der Dichter mit seinem Stoff einen glücklichern Griff thun wird.

In Elberfeld ist „Marion", ein Drama in vier Acten von Paul Lindau, dem gewandten Feuilletonisten, mit vielem Erfolg gegeben worden. Das Stück ist in seiner Art eine Merkwürdigkeit; es ist, auch was die Feinheit des Dialogs betrifft, durch und durch so pariserisch, als ob es ein französischer Autor geschrieben hätte. Bald wird man an Uchard, bald an den jüngern Alexandre Dumas und seine „Kameliendame" erinnert. Die Heldin tritt zuerst als Mädchen auf, das eine Convenienzehe auf Wunsch der Aeltern eingeht, unbefriedigt an der Seite ihres Gatten und von seinen Ausschweifungen unterrichtet, ihr Herz einem jungen Mann schenkt, der den Gemahl im Duell erschießt. Dann verfällt sie in ein wüstes Leben, um sich in Spiel und Champagner zu betäuben und endet schließlich im Spital. Der Gang ist mehr novellistisch und weitausholend, aber alles einzelne mit Effect arrangirt. Es fehlt die dramatische Geschlossenheit; es sind Tableaux einer psychologischen Entwickelung. Möchte der jedenfalls talentvolle Verfasser doch uns nicht pariser Sitten vorführen, so genau er dieselben kennt und so wahr er sie schildert, sondern in unser deutsches Gesellschaftsleben hineingreifen, das ihm ja auch reiche Ausbeute verspricht. Der Sittenmaler auf der Bühne gehört seiner Nation mehr an als dem Jahrhundert.

Arthur Müller's „Otto der Große" ist am münchener Hoftheater mit vielem Erfolg aufgeführt worden. Das Stück, welches den Kampf des Kaisers mit seinem Sohn und Schwiegersohn behandelt, hat Energie des Ausdrucks und der Darstellung; doch die Ungunst, welche, und wie wir glauben, mit Recht die deutschen Kaiserdramen verfolgt, wird ihm die weitern Erfolge auf der Bühne erschweren.

Bibliographie.

Bab, E. W., Gedichte. 3te vermehrte Aufl. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Böhmer, C., Frauenschmuck und Frauenspiegel. Ein lyrischer Blumenkranz aus dem Sängergarten der neuesten Zeit. Meisenheim, Krull. 8. 25 Ngr.

Braun, L. S., Ein häßliches Mädchen. Roman. 3 Bde. Leipzig, Brauns. 8. 4 Thlr.

Bruhns, C., Johann Franz Encke, königl. Astronom und Director der Sternwarte in Berlin. Sein Leben und Wirken bearbeitet nach dem schriftlichen Nachlass. Leipzig, Günther. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Buch der Dichtung. Märchen und Weisen, Bilder und Balladen von F. K. M. Berlin, Scheller. Gr. 8. 2 Thlr.

Busson, A., Die Florentinische Geschichte der Malespini und deren Benutzung durch Dante. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 16 Ngr.

Cassel, D., Offener Brief eines Juden an Herrn Prof. Dr. Virchow. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 5 Ngr.

Dempwolff, C. A., Oberitalienische Fahrten. Wien, Hartleben. 8. 20 Ngr.

Dreher, O., Fester Glaube und freie Wissenschaft. Die Geltung der heiligen Schrift. Zwei protestantische Reden. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 12 Ngr.

Enthüllungen über das Leben und Treiben der Este'r und Brabanter Emigration. Aus den Concepten der Nr. 739. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 8 Ngr.

Enkyklopaedische Erinerungen an fortrasgo aus logik, ethik, aesthetik, literaturgeschichte etc. (von Klacel.) Brünn, Buschak u. Irrgang. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Foerster, T., Eine Papstwahl vor 100 Jahren. Eine Erinnerung aus dem Jahr 1769. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 7½ Ngr.

Friedrich, F., Ehemänner und Ehefrauen. Neue Folge. Berlin, Brigl. Gr. 8. 10 Ngr.

Gedenkblätter an L. Hugo Becker. Herausgegeben von L. Bund. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. Gr. 4. 1 Thlr.

Gereimtes und Ungereimtes vom Ritter vom Elfenstein. Oels, Grüneberger u. Comp. 16. 15 Ngr.

Griesinger, T., Das Damen-Regiment an den verschiedenen Höfen Europa's in den 2 letztvergangenen Jahrhunderten. 1ste Reihe. 1ster Bd. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. Gr. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Gutmann, M., Richard Wagner, der Judenfresser. Entgegnung auf Wagner's Schrift: „Das Judenthum in der Musik". Dresden, Weiske. Gr. 8. 4 Ngr.

Hartsen, F. A. v., Untersuchungen über Psychologie. Anmerkungen zu Robert Zimmermann's „philosophische Propädeutik." Mit Rücksicht auf Herbart, J. H. v. Fichte, Ulrici etc. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 18 Ngr.

Kaulich, W., Handbuch der Logik. Prag, Lehmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Knauer, F., Das Zukunftschaf Norddeutschlands. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 12 Ngr.

Laboulaye, E., Das Evangelium der Liebe. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von A. S. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 8. 3 Ngr.

Lanfrey's, P., Geschichte Napoleons des Ersten. Aus dem Französischen von C. v. Glümer. Eingeleitet von A. Stahr. 1ste Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. 15 Ngr.

Ledderhose, K. F., Der Großvater Rung. Ein pfälzer Familienbild. Heidelberg, C. Winter. 1868. 8. 8 Ngr.

Mayr-Tüchler, J., Wollen. Gedichte. Graz, Hügel. 8. 20 Ngr.

Naumann, E., Die Tonkunst in der Culturgeschichte. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Die Tonkunst in ihren Beziehungen zu den Formen und Entwicklungsgesetzen alles Geisteslebens. Berlin, Behr. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neben, F., Plattdütsche Schnurren. Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgischer Mundart. Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 8. 12½ Ngr.

Oswald, E., Die Frömmler, Lustspiel. Meiningen, Brückner u. Renner. Gr. 16. 15 Ngr.

Peip, A., Das Kreuz und die Weltweisheit. Ein Vortrag. Hannover, Meyer. Gr. 8. 6 Ngr.

Pichler, A., Die Theologie des Leibniz aus sämmtlichen gedruckten und noch ungedruckten Quellen mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände der Gegenwart zum ersten Male vollständig dargestellt. 1ster Thl. München, Liter.-artist. Anst. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Plath, J. H., Ueber Schule, Unterricht und Erziehung bei den alten Chinesen nach chinesischen Quellen. München, Franz. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Preyer, W., Der Kampf um das Dasein. Ein populärer Vortrag. Bonn, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Ramann, L., Bach und Händel. Eine Monographie. Vorträge. Leipzig, Weissbach. Gr. 8. 15 Ngr.

Sauppe, G., Tarpeja. Dramation. Halle, Schwabe. Lex.-8. 10 Ngr.

Schmiedl, A., Studien über jüdische, insonders jüdisch-arabische Religionsphilosophie. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schutze und Müller in Constantinopel. Leipzig, R. Schäfer. Br. 8. 10 Ngr.

Sensations-Novellen. Aus dem Englischen von John Harwood Esq. und Anderen. Herausgegeben von O. Mylius. Autorisirte Ausgabe. 1ster Bd. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. 8. 20 Ngr.

Shakespeare's Hamlet englisch und deutsch. Neu übersetzt und erklärt von M. Moltke. 1ste Lief. Leipzig, Fritsch. Lex.-8. 10 Ngr.

— — Sonette. Uebersetzt von H. Freih. v. Friesen. Dresden, Burdach. Br. 8. 20 Ngr.

Sivers, J. v., Humanität und Nationalität. Eine livländische Sendschreiben zum Andenken Herder's und zum Schutze livländischen Verfassungsrechtes. Berlin, Behr. Gr. 8. 22½ Ngr.

Ein geistlich Spiel von Sanct Meinulphus. In 3 Aufzügen. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 6 Ngr.

Richard Wagner und das Judenthum. Ein Beitrag zur Culturgeschichte unserer Zeit von einem Unparteiischen. Elberfeld, Lucas. Gr. 8. 5 Ngr.

Steger, J., Platonische Studien. I. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 16 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Lebensbilder deutscher Dichter. Nach dessen Tod herausgegeben von K. W. Piderit. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 24 Ngr.

Zur Erinnerung an Karl Wilhelm Bouterwek, Director des Gymnasiums in Elberfeld. Elberfeld, Lucas. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.
Begründet von
J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).
Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**
Neue Serie. Vierter Band. Erstes Heft.
8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Die Fenier-Verschwörung. 1867 und 1868.

Englands Verhältniß zu Irland nimmt in der Gegenwart wieder das Interesse in hohem Grade in Anspruch. Eine klare Uebersicht über den ganzen Verlauf der Fenierbewegung nebst actenmäßiger Darstellung zweier Hauptepisoden derselben, wie sie das vorliegende Heft des „Neuen Pitaval" darbietet, wird daher allgemeiner Theilnahme begegnen.

Im Laufe des Monats Mai versende ich auf Verlangen gratis und franco:

Antiquarischer Lagercatalog.

Nr. VIII.

Inhalt: **Werthvolle Werke** (und Seltenheiten) in Folio und Quart, aus der Bibliothek des verst. Herrn **Domdekan Dr. J. E. Stadler in Augsburg.** Ein weiterer Katalog über **Catholica, Orientalia** und Verschiedenes folgt.

Dillingen (Baiern).

Carl von Lama.

Firma: Kollmann'sche Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Indische Cholera
im Regierungsbezirke Zwickau im Jahre 1866.

Auf Grund amtlicher Mittheilungen und eigner Wahrnehmungen dargestellt von

Dr. Rudolf Günther,

Medicinalrath, ärztlichem Mitglied bei der königl. Kreisdirection, Gerichtsarzt bei dem Appellationsgericht in Zwickau.

Mit einem Atlas,
enthaltend 1 Karte, 4 Ortspläne und 2 graphische Uebersichten.
4. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser lässt seiner im Jahre 1866 erschienenen Monographie „Die indische Cholera in Sachsen im Jahre 1865" (5 Thlr.) hier ein zweites Werk folgen, welches über das Auftreten und die Verbreitung der Cholerepidemie speciell im Regierungsbezirk Zwickau die sorgfältigsten durch Tabellen, Karten und Pläne veranschaulichten Beobachtungen vorlegt.

Prof. Pettenkofer in München sagt über die Schrift: „Ich hoffe, sie wird dazu beitragen, dass sich die Ueberzeugung immer mehr verbreiten wird, dass das Ausstreuen des Cholerakeims allein nicht genügt, um Cholerepidemien zu erzeugen, sondern dass neben der individuellen Disposition auch noch die örtliche und zeitliche hinzukommen muss. Der Choleraboden von Sachsen spricht so laut dafür, dass diese Stimme doch nicht leicht überhört werden kann."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Politisches Handbuch.

Staats-Lexikon für das deutsche Volk.

Zweites Heft. (Assecuranz—Birma.)

Das „Politische Handbuch" erscheint in 16 Heften zum Preise von 10 Ngr. für das Heft. Als „Staats-Lexikon für das deutsche Volk" bietet es das Wesentlichste aus den politischen und socialen Wissenschaften in populärer Fassung und gedrängter alphabetischer Form. Es kommt somit einem allgemein vorhandenen praktischen Bedürfniß entgegen und wird Mitgliedern von Landes- oder Gemeindevertretungen, Beamten wie allen am öffentlichen Leben Theilnehmenden als ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch zu empfehlen.

In allen Buchhandlungen ist das erste und zweite Heft nebst einem Prospect vorräthig und werden Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien der fünfte Band des Werks:

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk
aus dem „Neuen Pitaval".
Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Bollert.**

Jeder Band (ungefähr 20 Bogen Octav) 15 Ngr.

Inhalt des fünften Bandes: Cagliostro. (1775—91.) — Die Pulvermine. (London 1605—6.) — Ein englisches und ein nordamerikanisches Kriegsgericht. 1) Admiral Byng. (1756—57.) 2) Der Major André. (1780.) — Die Ermordung Winckelmann's. (Triest 1768.) — Die Ermordung des Malers Gerhard von Kügelgen. (Dresden 1820.) — Der List und seine Gesellen. (1693—1700.) — Die Goldprinzessin. (1836.) — Cartouche. (Paris 1721.)

Durch seinen spannenden Inhalt und anziehenden, deutlich wohlfeilen Preis empfiehlt sich dieses schon so beliebt gewordene Volksbuch den weitesten Kreisen zum Privatbesitz.

Die erschienenen Bände sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird zum Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks für Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung bewirkt werden.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gern zu Diensten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 27. Mai 1869.

Inhalt: Heinrich Heine. Von Rudolf Gottschall. — Neuere dramatische Literatur. Von Feodor Wehl. — Zwei deutsche Humanisten. Von Heinrich Rückert. — Zur orientalischen Spruchweisheit. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich Heine.

1. H. Heine's Leben und Werke. Von Adolf Strodtmann. Erster Band und zweiten Bandes erste Hälfte. Berlin, F. Duncker. 1867—69. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Von seinem Bruder Maximilian Heine. Berlin, Dümmler. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das mit großem Fleiß und begeisterter Hingabe abgefaßte Werk von Adolf Strodtmann, sowie die ergänzenden Mittheilungen von Maximilian Heine beweisen, daß man jetzt auch dem Entwickelungsgang der innern Dichter und ihren Lebensverhältnissen jene Aufmerksamkeit zuwendet, die man früher nur dem Dichten und Leben unserer classischen Autoren schenkte. Seitdem Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen" in seinem dritten Band bereits die modernen Dichter in seinen Bereich zieht und mit derselben eisernen Consequenz und demselben unermüdlichen Fleiß behandelt wie die Classiker, indem er nicht nur jede Auflage der einzelnen Werke anführt, sondern auch die Journale und Almanache, in denen die einzelnen Gedichte und Novellen zuerst erschienen sind, sowie die hauptsächlichsten Besprechungen der Zeitgenossen: seitdem ist in diesem literarhistorischen Quellenwerk die Continuität unserer Literaturentwickelung, die durch die vornehmen Gesten vieler raisonnirenden Literaturgeschichtschreiber abgelehnt wurde, meistens weil Unkenntniß den Nachweis derselben ihnen unmöglich machte, in augenscheinlicher Weise wiederhergestellt. Auch der Paragraph, der von Heine handelt, ist von erschöpfender Gründlichkeit und ergänzt durch seine Angaben die obigen speciellen Werke. In chronologischer Folge werden uns die einzelnen Heine'schen Gedichte, die Zeitschriften, Taschenbücher und Musenalmanache, in denen sie zuerst zum Abdruck kamen, vorgeführt; ja auch von der ältesten Sammlung der Gedichte von H. Heine, welche im Jahre 1822 zu Berlin in der Maurer'schen Buchhandlung erschien, erhalten wir die genaueste Inhaltsangabe. Unter 117 Nummern wird die Production Heine's rubricirt, während die Hauptwerke über den Dichter in allen Literaturen und die wichtigsten Besprechungen in Deutschland sich anschließen. Wir vermissen nur, während Goedeke die französische Uebersetzung von Gérard de Nerval, die englische von Edgar Alfred Bowring, die angloamerikanische von Charles G. Leland anführt, die Erwähnung der vorzüglichen italienischen von Bernardino Zendrini, die bereits in zweiter Auflage erschienen ist und den Franzosen und Engländern, wenn man so ungleiche Aufgaben vergleichen darf, wol die Palme streitig machen dürfte: „Enrico Heine. Il canzoniere traduzione di Bernardino Zendrini. Seconda edizione riveduta e migliorata. Milano per l'editore G. Brigola" (1867). Vielleicht hätte unter den größern Essays über Heine auch derjenige des Unterzeichneten: „Heinrich Heine's Entwickelungsgang, nach neuen Quellen", in „Unsere Zeit", Neue Folge, I, 1, 321, Erwähnung verdient.

Aus diesem seltenen Fleiß, mit dem Heine's Werke durch Goedike behandelt sind, darf man freilich nicht auf die Gunst schließen, in welcher der Dichter bei dem Literarhistoriker steht; denn dieser treibt sein Quellenstudium ohne Ansehen der Person und läßt seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte. Im Gegentheil, die Beurtheilung, welche Heine in dem Lapidarstil des Goedeke'schen „Grundrisses" erfährt, wird den Vorzügen des Dichters nicht in verdienter Weise gerecht. Goedeke sagt von Heine:

> Er nahm der Poesie den Ernst wie die Heiterkeit und gab ihr dafür den Spaß und die Grimasse. Er entband die Individualität von der Beschränkung, welche die Sitte ihrer Bildung und die Kunst ihrem Ausdruck auferlegen. Indem er die Armseligkeit persönlicher, meist eingebildeter oder erlogener Geschicke zum Stoff der Dichtung machte, zog er sie in das Alltagsleben herunter, anstatt dies zu ihr emporzuheben. Er verwischte die Formen, welche Poesie und Prosa scheiden, und wie er in jene prosaische Stoffe einführte, mischte er in diese lyrische Ergüsse, über die er sich dann gewöhnlich wieder lustig machte. Er hat die Methode eingeführt, ernste Gegenstände zu behandeln,

ohne ihrer mächtig geworden zu sein, und sich da, wo die Kenntnisse versagen, mit witzigen Seitensprüngen zu behelfen, um die Aufmerksamkeit abzulenken und anderweit zu beschäftigen. In allen diesen Dingen hat er eine große Menge von Nachahmern gefunden, die seine Manier ausbreiteten und dadurch mehr, als sie beabsichtigten, um ihren Ruf brachten. Sieht man gegenwärtig die Reihe seiner Schriften ruhig und unbefangen wieder durch, erschrickt man fast vor der geistigen Oede und Leerheit derselben und muß sich, um die Wirkung, die sie auf die Zeitgenossen gehabt haben, einigermaßen zu begreifen, daran erinnern, daß damals die Literatur der Stichwörter und der Anspielungen im Schwunge war, die, wenn sie nur einen der vielen Gegenstände, welche der freien offenen Behandlung versagt waren, leicht anklingen ließ, ein vielstimmiges Echo fand. Sobald die Aufhebung der Censur den Schriftstellern und die Freiheit der parlamentarischen Rede allen die unumwundene Erörterung aller politischen und kirchlichen Fragen gestattete, mußte die Geltung jener Literatur der Stichwörter und der Anspielungen und mit ihr die Wirkung Heine's aufhören, dessen Schriften übrigens zur Herbeiführung besserer Zustände in keiner Weise mitgewirkt, wie man glauben machen möchte, sondern von dem Streben nach einer Neubegründung freier Zustände nur Vortheil gezogen haben. Er hat niemals einen positiven befreienden Gedanken aufgestellt, der sein Eigenthum wäre; den durch alle seine Schriften durchlaufenden Gedanken, daß die Unsittlichkeit ein Recht auf Existenz habe, kann man weder einen freimachenden, noch einen positiven nennen.

Der ethische Standpunkt, den der Literarhistoriker hier einnimmt, ist in seiner Ausschließlichkeit gewiß nicht berechtigt; es kam wol vor allem darauf an, Vergängliches und Bleibendes der Heine'schen Dichtung zu sondern. Denn daß unter seinen Liedern auch bleibende und unvergängliche sind, wird selbst die größte Abneigung zugeben müssen. Auch durfte die Berechtigung des Humors und der Satire nicht außer Acht gelassen werden. „Das Wintermärchen" und „Atta Troll" sind Meisterwerke auf diesem Gebiete, das ja doch ebenfalls seine künstlerische Berechtigung hat. Goedeke ist, wie sein neuestes Werk beweist, ein Verehrer Emanuel Geibel's, und Heine und Geibel sind freilich polare Gegensätze unserer Literatur.

Mit großer Pietät ist das Werk von Strodtmann über Heine (Nr. 1) abgefaßt. Die liebenswürdige Impietät des deutschen Aristophanes und seine ebenso classische Ungründlichkeit verdienten kaum eine so liebevolle und gründliche Arbeit. Strodtmann geht darauf aus, in pragmatischer Weise den Entwickelungsgang Heine's, wie er durch das Zusammenwirken äußerer und innerer Einflüsse bestimmt wurde, vorzuführen. In der Darstellung allgemeiner Culturzustände, welche auf Heine's Entwickelung Einfluß hatten, ist er oft zu eingehend, wie z. B. wenn er im achten Kapitel des ersten Bandes das „junge Palästina" schildert, um das Verhältniß Heine's zum Judenthum in das rechte Licht zu setzen, oder wenn er die göttinger Universität darstellt, zur Zeit, als der Dichter dort immatriculirt wurde. Das Werk wächst durch solche Darstellungen allzu sehr ins Breite; hier von Haus aus eine feste Grenze ziehen, die sich nicht allzu weit in dem Causalnexus der auf den Dichter wirkenden Zusammenhänge verliert, ist ebenso unerläßlich für den Biographen, wie es für den Dichter unerläßlich ist, in den Motivirungen der epischen und dramatischen Handlung nicht über ein bestimmtes Glied in der Kette der Motive hinauszugehen.

Die Jugendgeschichte Heinrich Heine's fällt zum Theil in die Zeit der französischen Herrschaft, von deren socialen Einflüssen uns Strodtmann eine hier allerdings zur Sache gehörige Schilderung gibt. Er sagt mit Recht:

Die Wirkung dieser Einflüsse auf die Knabenzeit H. Heine's kann nicht scharf genug betont werden, wenn man zu einer gerechten Würdigung seiner Entwickelung und seiner nachmaligen schriftstellerischen Thätigkeit gelangen will. Um so weniger dürfen wir dies Moment außer Acht lassen, als er selbst dem höchsten Werth darauf legt, und jene Einflüsse der französischen Zeit im Buche „Le grand" mit unübertrefflicher Lebensfrische geschildert hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß vor allem der frühzeitig innige Verkehr mit den lecken und beweglichen Elementen der französischen Nationalität ihm selbst jene bewegliche Kühnheit und Sicherheit, vielleicht auch ein gut Theil jener Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Gesellschaft erhob. Andererseits wurden durch diesen Verkehr aber nicht minder in der jungen Seele des Knaben die ersten Keime zu jener schillernden Leichtfertigkeit des Charakters gelegt, welche den Ernst seiner Ueberzeugung späterhin oftmals in so zweifelhaftem Lichte erscheinen ließ.

Waren doch damals die Unterrichtsanstalten ganz nach französisch-militärischem Zuschnitt eingerichtet, so auch das düsseldorfer Lyceum, das Heine besuchte. Die Schüler waren in Compagnien unter Sergeanten eingetheilt, marschirten in Reih' und Glied, wenn sie gemeinsam ausgingen; der große Bonapartehut und ein grauer Rock mit rothem Soldatenkragen gehörten zur Kleidung der Knaben. Was die Verhältnisse von Heine's Aeltern betrifft, so meinte Strodtmann, daß dem Vater Samson Heine die Glückssonne nicht gelächelt habe, und daß die Armuth an der Wiege des Dichters stand. Maximilian Heine erklärt dies für einen Irrthum und behauptet, daß seine Aeltern eins der schönsten Häuser auf der Bolkerstraße in Düsseldorf besessen, welches der Sitz der freigebigsten Gastfreundschaft gewesen sei, und daß sämmtliche Kinder eine für jene Zeit sehr kostspielige Erziehung erhalten hätten. Möchte, fügt er hinzu, über der Wiege eines jeden deutschen Kindes eine so heitere Sonne scheinen als über der von H. Heine! Ebenso unrichtig wäre es, später von beschränkten Mitteln zum Studiren zu sprechen. Auch berichtigt Maximilian Heine den Irrthum Strodtmann's, daß Heine's Vater der jüngste von seinen Brüdern gewesen sei —: er war der zweite Sohn.

Es ist wenig bekannt, daß Heine seine gelehrten Studien schon im sechzehnten Lebensjahre unterbrach, um sich der kaufmännischen Laufbahn zu widmen. Er war im Jahre 1815 eine Zeit lang im Comptoir eines Bankiers in Frankfurt. Noch einige Jahre vor seinem Tode äußerte er in Bezug auf diese Lebensepisode: „Gott weiß, ich wäre gern Bankier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nicht dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daß den Bankiers einmal die Weltherrschaft anheimfalle." Damals sah Heine auch zuerst, in dem Lesecabinet der Freimaurerloge, den Doctor Ludwig Börne, dessen scharfe Theaterkritiken zu jener Zeit großes Aufsehen erregten. Im Jahre 1816 oder 1817 kam Heine nach Hamburg und gründete dort zu Anfang des Jahres 1818 unter der Firma: „Harry Heine und Compagnie" ein Commissionsgeschäft, zuerst am Grasskeller, dann in der Kleinen Bäckerstraße, das aber bereits im Frühling 1819 liquidirt wurde. Heine begab sich wieder nach

Düsseldorf, um sich für die Universität vorzubereiten. Die Unterbrechung seiner Gymnasialstudien mochte allerdings für die Fortschritte seiner gelehrten Bildung sehr unvortheilhaft gewesen sein. Wir theilten neuerdings das Zeugniß mit, das er bei seiner Maturitätsprüfung erhielt und das in Betreff der alten Sprachen sehr ungünstig lautete. Den Mangel an classischer Bildung hat Heine's Dichtweise nie verleugnet. Vielleicht aber war er gerade dadurch, daß ihm der antike Formenadel fremd blieb, daß sein Gedächtniß durch keine Reminiscenzen an die großen Schriftsteller des Alterthums belästigt wurde, besonders befähigt, einen neuen Ton in unserer Dichtung anzuschlagen. Schon damals machte ihm die poetische Muse ihre Besuche, und eine seiner besten Romanzen: „Die Grenadiere", fällt in jene erste Schulepoche.

Am 11. December 1819 wurde Heine Studiosus der Rechts- und Kameralwissenschaften in Bonn. Zu Heine's Studiengenossen gehörten Jarcke, Hengstenberg und Wolfgang Menzel, die spätern Vertreter einer Richtung, welche derjenigen Heine's schroff entgegengesetzt war. Mit Simrock und dem unermüdlichen Versschmied Johann Baptist Rousseau stand Heine in freundlichem Verkehr, während von den Lehrern August Wilhelm Schlegel ihm am meisten imponirte, sodaß er ihm den bekannten begeisterten Sonettenkranz widmete. Der Einfluß Schlegel's, welcher sich leutselig für die poetischen Erstlingsfrüchte der Heine'schen Muse interessirte, ist in Heine's Gedichten unverkennbar geblieben; man kann fast alle wissenschaftlichen Anregungen, welche in ihnen poetische Schößlinge trieben, auf diesen Altmeister der Romantik zurückführen. Die zahlreichen Bilder aus der altdeutschen und altindischen Mythologie, mit denen Heine seine Lieder ausschmückte, weisen alle auf die Collegien von August Wilhelm Schlegel zurück, ohne welche wir den „König Wiswamitra" schwerlich in der Poesie eines im übrigen altindischer Weisheit sehr fernstehenden Dichters wiederfinden würden. Die Schlegelsonette sind die einzigen Gedichte Heine's, in denen sich eine pietätvolle Begeisterung gegen eine Größe deutscher Literatur ausspricht. Er hat auch diesen Fehler später in seiner Schrift über „Die romantische Schule" wieder corrigirt, indem er uns Herrn August Wilhelm Schlegel mit Glacéhandschuhen ganz parfumirt von guter Gesellschaft und Eau de mille fleurs schildert, wie neben ihm der Bediente steht in der freiherrlich Schlegel'schen Hauslivree und die auf silbernen Armleuchtern brennenden Wachslichter putzt u. s. w. Den Einfluß der romantischen Schule ist Heine nie wieder ganz losgeworden.

In Göttingen, wohin sich Heine später wendete, vermißte er den Verkehr mit dichterisch gestimmten Freunden und die erfrischenden Anregungen zu geistiger Thätigkeit. Sein Brotstudium flößte ihm nur geringes Interesse ein; den pedantischen Zopf der stolzen Georgia Augusta hat er in seinen „Reisebildern" mit unnachahmlichem Humor geschildert. In Göttingen dichtete er seinen „Almansor", eine Tragödie, in die er, wie er seinen westfälischen Freunden schreibt, „sein eigenes Selbst hineingeworfen, mit sammt seinen Paradoxen, seiner Weisheit, seiner Liebe, seinem Hasse und seiner ganzen Verrücktheit". Am 23. Januar 1821 wurde Harry Heine wegen einer Duellaffaire mit dem Consilium abeundi bestraft und begab sich nach Berlin. Die Schilderung des damaligen geistigen Lebens in der preußischen Hauptstadt möge man in Strodtmann's Werk selbst nachlesen; sie ist geistreich und lebendig und bildet eine entsprechende Ergänzung zu der vorausgehenden Charakteristik der ganzen damaligen Literaturepoche. Heine selbst war von der Bedeutungslosigkeit der modischen „Bagatellliteratur" vollkommen überzeugt, in welcher nichts als literarische Fraubasereien und Theatergeklatsche enthalten sei. Mit treffenden Worten charakterisirt er die preußische Hauptstadt:

Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin gibt blos den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines einzelnen gebaut sind und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Die Stadt enthält so wenig Alterthümlichkeit und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so welk und abgestorben. Denn sie ist, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern einzelner entstanden. Der Große Fritz ist wol unter diesen wenigen der Vorzüglichste; was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helden, der die raffinirte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci, es gehört zu dessen Oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur steinerne Makulatur ist, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse und unterdrücken hier und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des Alten Fritz. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daß der Alte Fritz und sein spanisches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn sonst würde aus den alten aufgeklärten Fenstern der gesunden Vernunftstadt nicht so manch krankes Obscurantengesicht herausglotzen, und so manch dummes, abergläubisches Gebäude würde sich nicht unter die alten skeptisch philosophischen Häuser eingesiedelt haben.

Das große Tagesereigniß war damals der „Freischütz" und der Krieg zwischen Weber und Spontini. Der „Jungfernkranz" verfolgte den übrigens für die Weber'sche Oper begeisterten Dichter vom frühen Morgen ab, wo die Schuljugend ihn vor seinen Fenstern, der Barbier und die kleine Wäscherin ihn die Treppe herauf sangen. Sonst war Walter Scott das culminirende Gestirn der Tagesliteratur; freilich hatte Deutschland, den alternden Goethe ausgenommen, keinen Autor aufzuweisen, der sich dem Schotten entfernt vergleichen konnte. Heine nennt seine Romane den „Jungfernkranz der Lesewelt". Die gefühlvollen Damen „legen sich nieder mit «Waverley», stehen auf mit «Robin dem Rothen» und haben den ganzen Tag den «Zwerg» in den Fingern".

Am wichtigsten für Heine wurde der Rahel'sche Umgangskreis, in welchen der junge Dichter alsbald in Berlin eingeführt wurde. Es war dies die stille Goethe-Gemeinde, in welcher der Cultus des großen Dichters in Blüte stand und oft sogar zu überspannten Huldigungen führte. Heine war zwar ein Goethe-Verehrer, aber kein unbedingter; er opponirte im Varnhagen'schen Salon häufig gegen die

vornehme, kühl ablehnende Kunstbehaglichkeit, mit welcher sich Goethe den tiefsten Interessen der Gegenwart verschloß. Er beschäftigte sich indeß jetzt ernstlicher mit dem Studium von Goethe's Werken und gewann dadurch einen festern Standpunkt des Urtheils. Nach kaum zwei Jahren meldete er der Freundin: „Ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe gelesen! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, sondern ein sehender. Goethe gefällt mir sehr gut."

Nicht geringen Einfluß übte die Hegel'sche Philosophie auf Heine, wenn er auch selbst zugibt, niemals allzu tief in das Verständniß des Hegel'schen Systems eingedrungen zu sein. Strodtmann meint, daß die dialektische Schärfe, welche uns in der stilistischen Form der Heine'schen Schriften entgegentritt, jenem Einfluß zu verdanken sei. Ferdinand Lassalle theilt in Bezug hierauf eine charakteristische Aeußerung des Dichters mit:

Heine gestand ein, wenig von der Hegel'schen Philosophie begriffen zu haben; dennoch sei er immer überzeugt gewesen, daß diese Lehre den wahren geistigen Culminationspunkt der Zeit bilde, und das sei so zugegangen. Eines Abends spät habe er, wie häufig als er in Berlin studirte, Hegel besucht. Er sei, da er diesen noch mit einer Arbeit beschäftigt gefunden, an das offene Fenster getreten, und habe lange hinausgeschaut in die warme, sternenhelle Nacht. Eine romantische Stimmung habe ihn, wie oft in seiner Jugend, ergriffen, und er habe, zuerst innerlich, dann unwillkürlich laut, zu phantasiren begonnen über den Sternenhimmel, über die göttliche Liebe und Allmacht, die darin ergossen sei, u. s. w. Plötzlich habe sich ihm, der ganz vergessen gehabt, wo er sich befinde, eine Hand auf die Schulter gelegt, und er habe gleichzeitig die Worte gehört: „Die Sterne sind's nicht, doch was der Mensch hineinlegt, das eben ist's!" Er habe sich umgedreht, und Hegel sei vor ihm gestanden. Seit jenem Augenblick habe er gewußt, daß in diesem Manne, so undurchdringlich dessen Lehre für ihn sei, der Puls des Jahrhunderts zittere. Nie habe er den Eindruck der Scene verloren, und so oft er an Hegel denke, trete ihm dieselbe stets in die Erinnerung. Heine kommt acht Jahre später in den „Geständnissen" auf dies Erlebniß zurück. Er bemerkt, daß Hegel es geliebt hätte, sich in baroken, stoßweis und mit klangloser Stimme hervorgeseufzten Ausdrücken zu ergehen, welche den zweiundzwanzigjährigen Studenten oftmals frappirten, und von welchen viele in seinem Gedächtniß haften blieben. So auch bei dieser Gelegenheit: „Ich hatte eben gut gegessen und Kaffee getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: «Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Aussatz am Himmel.» Um Gotteswillen, rief ich, es gibt also droben kein glückliches Local, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: «Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?» Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um, doch schien er gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daß nur der alberne Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whist einzuladen."

Die Charakteristik der Gedichte, des lyrischen Intermezzo und der Tragödien, welche Strodtmann in einem der nächsten Abschnitte gibt und die im dritten Kapitel des zweiten Bandes: „Das Buch der Lieder", ergänzt wird, enthält viele treffende Bemerkungen; nur ist sie etwas zu breit ergossen, und namentlich die Analyse der Tragödien, die doch nur schwächliche Productionen eines für Erfindung und Gestaltung wenig begabten Dichtergeistes waren, eine zu eingehende.

Mit „Almansor" machte bekanntlich Klingemann in Braunschweig den Versuch der Aufführung; doch erlebte das Stück ein vollständiges Fiasco. Sehr anerkennenswerth ist, daß Strodtmann zahlreiche Stellen aus den Kritiken der Zeitgenossen über die Heine'schen Gedichte mittheilt; denn die unmittelbare erste Wirkung ist immer erläuternd für die spätere Stelle, die eine Gedichtsammlung in der Nationalliteratur einnimmt. Im ganzen wurden schon damals mit dem wechselnden Nachdruck, der bald auf das Lob, bald auf den Tadel gelegt wurde, diejenigen Saiten der Kritik angeschlagen, die noch bis in die neueste Zeit widerklingen. Das seltsame Gemisch einer von Schmerz durchdrungenen Komik, das Lächeln unter Thränen hob man schon damals als charakteristisch hervor, ebenso die weltverhöhnende Stimmung eines zerrissenen Gemüths. Wilibald Alexis, Gustav Schwab, Varnhagen und alle Recensenten jener Zeit verkünden bereits Art und Weise und Mission der Heine'schen Muse mit treffender Bestimmtheit. Es fehlte auch nicht an heftigen und gehässigen Angriffen, wie jenes Epigramm von Ernst Woldemar auf den Verfasser der „Reisebilder":

Vergebens ist, ihr Weisen, eu'r Bemühn,
Der Meinung Wechselstrom zu wehren!
Die Stadt, der jüngst Voltaire ein Affe schien,
Hält jetzt den Affen für Voltairen.

Daß Strodtmann zuerst die Gedichte und dann noch einmal in einem selbständigen Kapitel „Das Buch der Lieder" analysirt, erscheint uns als eine doppelte kritische Buchhaltung, welche besser vereinfacht worden wäre. In dem Abschnitte, der von den „Reisebildern" handelt, wird die Kritik mitgetheilt, welche Karl Immermann damals in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" über das Werk des befreundeten Dichters schrieb. Der Gegensatz zwischen beiden Poeten spricht sich recht bezeichnend in dem Tadel aus, den Immermann gegen die Heine'sche Poesie kehrt:

Das Haupthinderniß, weshalb die poetische Gestalt nicht immer sich zeige, liegt nach Immermann's Ansicht darin, „daß der Dichter oft nicht ruhig genug gewesen ist, um dichten zu können. Jeder Gegenstand, jedes Gefühl kann Stoff eines Poems werden, mag jener so geringfügig, dieses so heftig sein als möglich. Allein der Dichter selbst muß nicht mehr vom Stoffe beherrscht, nicht von der Leidenschaft weggeführt werden, das besondere Ereigniß muß mit seinen Leiden und Freuden nur noch durch die frei gestaltende Phantasie zusammenhangen. Dadurch unterscheidet sich ja eben das Gedicht von dem dumpfen Schrei des Schmerzes und dem Rufe des Zorns und Hohns, daß jenes in seiner endlichen Begrenzung zum Symbole des Allgemeinen und Ewigen wird. Wer aber, wie Heine nicht selten thut, noch vom Gegenstande befangen,

— um seine Angst zu bannen,
Singen will ein lautes Lied,

der unternimmt Unmögliches. Dem Vergänglichen, Zeitlichen — so wie es daliegt — ist ein dauerndes Leben nicht zu sichern, und in dem unnatürlichen Bestreben kommt der Poet nur zum Schein und zur Manier. So wird Heine's Spott und Ironie, in den bessern Sachen so kräftig und tief, dann kleinlich und skurril, die Darstellung plump und übertrieben, er umkleidet dann das Nichtige mit glänzenden Flittern, die die innere Armuth doch nicht zu verhüllen vermögen."

Immermann hat recht, wenn er verlangt, daß der Künstler den Stoff beherrschen müsse; aber seine Theorie führt schließlich auf die romantische Grille, welche den entlegenen Stoff mit Vorliebe wählt, weil der Dichtergenius am ruhigsten über demselben schwebt. Mit wie vielen solcher entlegener Stoffe hat sich Immermann

abgequält — wie rascher Vergessenheit sind sie verfallen, und wie lebendig sind noch diese unruhig vibrirenden Reisebilder und Lieder Heine's für unser Empfinden und unsern Genuß! Der ästhetische Kanon Immermann's muß daher eine auffallende Lücke haben. Der Kritiker vergißt, daß der Geists des Jahrhunderts die inspirirende Muse des Dichters sein muß, und daß selbst da, wo er begabte Naturen mit der Unruhe und dem Fieber seines rastlosen Strebens erfaßt, immer noch ein Werk von längerer Dauer erzeugt wird, als wo ein dem Zeitgeist fremder Schönheitscultus dichterische Schöpfungen ins Blaue hinausstellt, in der thörichten Meinung, das „Ewige" müsse unabhängig sein von Zeit und Raum. Dies transscendente Schönheitsdogma corrumpirt unsere Literatur und verurtheilt sie zur Ohnmacht. Eine Dichtung, die Dauer haben soll, wurzelt in der Zeit und in ihrem Volke und läßt sich nur mit allen ihren Wurzeln verpflanzen in ein späteres Jahrhundert. Auch vergißt Immermann, wie Strodtmann mit Recht bemerkt, hervorzuheben, daß es sich um die Production eines Humoristen handle. Derselbe Tadel trifft die meisten Literarhistoriker, namentlich auch Goedeke. Heine war überdies der witzigste Schriftsteller seiner Zeit — sollte dies ein so geringes Lob sein? Geht die Literaturgeschichte mit Achselzucken bei Rabelais und Fischart, bei Swift und Voltaire vorüber? Und dabei achtete er den Witz in seiner Isolirung gering und fand ihn blos erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht.

Die Lebensverhältnisse des Dichters, sein Aufenthalt in Lüneburg, Hamburg, den Nordseebädern werden uns von Strodtmann anschaulich, namentlich auf Grund des brieflichen Verkehrs, den der Dichter mit seinen Freunden unterhielt, geschildert. Vieles davon ist in d. Bl. theils bei Gelegenheit der Varnhagen'schen Veröffentlichungen, theils bei Besprechung der Heine'schen Briefe erwähnt worden. Interessant ist das Kapitel, welches den londoner Aufenthalt des Dichters bespricht. Heine's Abneigung gegen die Engländer ist schon aus dem Buche „Le grand" der „Reisebilder" bekannt, seine Anwesenheit in London trug nichts dazu bei, sie zu vermindern. Seine Urtheile über England enthalten die schärfste Kritik, welcher John Bull je unterworfen worden ist. „Hol' der Teufel das Volk mit seiner Sprache", ruft er in einem Herzenserguß der „Florentinischen Nächte" aus. „Da nehmen sie ein Dutzend einsilbiger Worte ins Maul, kauen sie, knetschen sie, spucken sie wieder aus, und das nennen sie Sprechen." Und in der Einleitung zu den „Shakspeare'schen Frauenbildern" sagt er von England:

Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte.... Ein Volk, ein graues gähnendes Ungeheuer, dessen Athem nichts als Stickluft und tödliche Langeweile, und das sich gewiß mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt... Und in einem solchen Lande, und unter einem solchen Volke hat William Shakspeare das Licht der Welt erblickt. Gleichsam eine geistige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne fast während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Insel der Verdammniß, jenes Botanybay ohne südliches Klima, jenes steinkohlenqualmige, maschinenschnarrende, kirchengängerische und schlecht besoffene England!

Die Episode mit des Onkels „Creditbriefe" fällt in die Zeit des londoner Aufenthalts. Wer Onkel Salomon Heine war, das kann man aus den „Erinnerungen" von Maximilian Heine (Nr. 2) am deutlichsten ersehen. Dieser Neffe theilt eine Menge von Anekdoten mit, welche das Bild des Alten illustriren. Wir sehen ihn wie Harun al Raschid incognito durch die Straßen Hamburgs wandern und Menschen beglücken, hier einem verarmten Schenkwirth vor dem Dammthore aus seinen Nöthen helfen, dort einem Antiquar 9000 Mark vorschießen. Interessant ist seine Begegnung mit Jean Paul, mit dem er bei einem Spaziergang vor Baireuth zusammentraf und sich auf das beste unterhielt. Er frug nach seinem Namen; sein Begleiter entgegnete: „Ich bin Jean Paul, heiße auch Friedrich Richter, und bin in Baireuth zu Hause."

Als der Onkel im Wagen saß, sagte er zu seiner Frau: „Ich habe eben einen Mann kennen gelernt, der, ich glaube, Jean Paul sich nennt. Ich habe zu fragen vergessen, was er für ein Geschäft hat. Aber ich sage dir, der Mann muß viel gelernt haben, und spricht, so was Liebliches kannst du dir nicht denken. Der muß den Abend mit uns sein."

Der Wirth im Gasthofe zu Baireuth machte große Augen, als ihn der Onkel fragte: ob er einen Mann im Orte kenne, der Jean Paul heiße? Nun erfuhr der Onkel, daß er den größten Humoristen seiner Zeit, es war im Jahre 1818, gesprochen habe. Der Wirth erfuhr aber auch, namentlich durch die Dienerschaft, daß der große Millionär von Hamburg bei ihm eingekehrt sei. Durch die Vermittelung des Wirths besuchte Jean Paul noch am selben Abend den Onkel, und beide brachten bei einer Flasche Champagner ungeheuer heitere Stunden zu, die besonders der Tante, die mir oft davon erzählt hat, unvergeßlich geblieben sind. Jean Paul mußte versprechen, den Onkel in Hamburg zu besuchen, was auch im nächsten Frühling geschah. Die Aufnahme Jean Paul's im Heine'schen Hause war glänzend, und der Onkel, der dessen dürftige Vermögensverhältnisse kannte, machte ihm beim Abschied ein ansehnliches Geldgeschenk. Mehr als alle seine zahlreichen Schriften hat die herrliche Persönlichkeit des großen Mannes auf den Onkel gewirkt. Späterhin warf er Blicke in Jean Paul's Werke, „Katzenberger's Badereise" hat ihm sehr gefallen, aber am liebsten sprach er von — Jean Paul dem Menschen.

Diese Reise Jean Paul's nach Hamburg ist bisher wenig erwähnt worden, auch finden sich keine Spuren davon in seinen Schriften. Interessant bleibt es immerhin, daß der hamburger Millionär die beiden größten deutschen Humoristen unterstützt hat. Freilich, er ist sogar selbst der Heros einer humoristischen Legende geworden. Bei Marienbad sah er auf einem Spaziergang ein armes Mädchen in einer Kapelle inbrünstig zur Mutter Gottes um Hülfe für ihre ganz brotlose Familie flehen; er griff, ohne sich zu besinnen, in beide Taschen, legte so viel Geld, als er fassen konnte, rasch hin, von dem Mädchen unbemerkt, und sagte: „Das kommt von der Mutter Gottes." Dies Wunder machte das größte Aufsehen; die Kapelle wurde auf das prächtigste renovirt, und Max Heine faßte die Legende in einen poetischen Rahmen, der allerdings zeigt, daß Heinrich recht hatte, wenn er in Bezug auf die Verse des Bruders meinte, es sei schon Unglück genug, wenn in einer Familie ein Dichter sei.

Die Anekdote mit dem londoner Creditbriefe zeigt, daß der Dichter nicht das Hansemann'sche Dogma anerkannte, demzufolge in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört. Er

verlangte für die Repräſentation „auf Rothſchild einen guten Creditbrief".

Und richtig, der gute Onkel gab dem Neffen, der unlängſt erſt eine hübſche Summe erhalten, von der Mutter hundert Louisdor Extrareiſegeld bekommen, zur Repräſentation einen Creditbrief von vierhundert Pfd. St., d. h. 10000 Frs., ſammt dringender Empfehlung an Baron von Rothſchild in London mit.

Die Abſchiedsworte des Onkels lauteten noch: „Der Creditbrief iſt nur zur formellen Unterſtützung der Empfehlung, mit deinem baaren Reiſegeld wirſt du ſchon auskommen. Auf glückliches Wiederſehen!". Und was that der Dichter? Er war kaum vierundzwanzig Stunden in London, als er ſich bereits auf dem Comptoir Rothſchild's mit ſeinem Creditbriefe präſentirte und die zehntauſend Francs gemüthlich einſtrich. Dann ging er zum Chef des Hauſes, Baron James von Rothſchild, der ihn ſofort zu einem ſolennen Diner einlud.

Der Onkel Salomon Heine ſaß eines Morgens abermals gemüthlich beim Kaffee, rauchte ſeine lange Pfeife und öffnete die von London eingelaufenen Geſchäftsbriefe. Es war gerade ſo viel Zeit ſeit der Abreiſe ſeines Neffen aus Hamburg verſtrichen, als die nächſte Poſt aus London zur Meldung ſeiner glücklichen Ankunft daſelbſt nöthig hatte. Der erſte Brief, den der Onkel öffnete, war die Anzeige von Rothſchild, daß er das Vergnügen gehabt, ſeinen berühmten, charmanten Neffen perſönlich kennen zu lernen, und die Ehre genoſſen, den Credit von zehntauſend Francs auszuzahlen. Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde, hoch ſprang er von ſeinem Lehnſtuhl auf und rannte mit dem Schaum vor dem Munde in dem Zimmer auf und ab. Die gute Tante (von der ich die Beſchreibung dieſer ganzen Scene habe) ſah erſchrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausſtieß: „Der Teufel hole Rothſchild mit ſeinem Vergnügen und ſammt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!" Dann wandte er ſich zu ſeiner Frau: „Ich ſage dir, Betty, der kann mich ruiniren." Den ganzen Tag über, jedem Bekannten an der Börſe, erzählte er die große Begebenheit und rannte abends noch zu unſerer Mutter mit den bitterſten Klagen. Ich glaube, hätte Goethe den zweiten Theil ſeines „Fauſt" damals ſchon veröffentlicht gehabt, der Alte hätte ſich hingeſtellt und mit Mephiſtopheles declamirt:

Bei wem ſoll ich mich noch beklagen,
Wer ſchafft mir mein erworbnes Recht?
Ich bin geprellt in meinen alten Tagen,
Hab' nichts verdient, es geht dem Onkel ſchlecht.

Unſere Mutter ſchrieb ſofort eine ſtrenge Epiſtel an den mittlerweile in London ungemein flott lebenden Sohn und bat um Aufklärung, um Rechtfertigung. Die kam auch mit der folgenden Poſt, aber in ſonderbarſter Weiſe. Eine Stelle in dieſem Briefe lautete wörtlich: „Alte Leute haben Capricen; was der Onkel in guter Laune gab, konnte er in böſer wieder zurücknehmen. Da mußte ich ſicher gehen; denn es hätte ihm im nächſten Briefe an Rothſchild einfallen können, demſelben zu ſchreiben, daß das mit dem Creditbriefe nur eine leere Form geweſen, wie die Annalen der Comptoirs der großen Bankiers Beiſpiele genug aufzuführen wiſſen. Ja, liebe Mutter, der Menſch muß immer ſicher gehen", und nun machte er noch den malitiöſen Zuſatz: „Der Onkel ſelbſt wäre nie ſo reich geworden, wenn er nicht immer ſicher gegangen wäre."

Aehnliche Anekdoten, nicht ohne cyniſchen Anflug, wie der Beweis des Abendſpaziergangs in Lüneburg, ſowie einige neue Briefe Heine's werden in den „Erinnerungen" mitgetheilt. Gegen den Buchhändler Campe ſcheint der Verfaſſer ſehr verſtimmt und theilt den in der Briefſammlung nicht mit abgedruckten Anfang eines Briefs mit, den „der Herausgeber jener Sammlung nicht mit abdrucken wollte, weil er unerquickliche und gereizte Auseinanderſetzungen über eine Gelddifferenz enthält, die auf Mißverſtändniß beruhte". Im ganzen hat ſich indeß Campe gegen Heine ſtets liberal benommen; auch betont Maximilian ſehr ſcharf, daß ſein Bruder Heinrich durchaus nicht in Noth und Elend verkümmert ſei, daß die Einkünfte des Privatmanns Heinrich Heine oft mehr als 15000 Frs. jährlich betrugen, der Dichter aber nicht ſelten das Doppelte brauchte. Ueber Julius Campe, ſein Leben, ſeine Bedeutung für unſere Literatur und ſeinen originellen Charakter theilt Strodtmann (II, 17 fg.) viel Intereſſantes und Treffendes mit. Heine ſelbſt ſagt von ihm: „Campe ſchreibt einen ganz allerliebſten Briefſtil. Er könnte ſich wahrhaftig ſeine «Reiſebilder» ſelbſt ſchreiben; man darf's ihm nur nicht ſagen, ſonſt werde ich überflüſſig." Jedenfalls begeiſterte ſich Campe auch für den Inhalt ſeiner Verlagsartikel, ſeine Briefe waren ſtets geiſtvoll; ebenſo groß wie ſeine Vorzüge waren ſeine Launen und Sonderbarkeiten, zu denen namentlich das patriarchaliſche Protectionsſyſtem gehörte, das er ſeinen Autoren gegenüber ausübte.

Strodtmann führt in der erſten Hälfte des zweiten Bandes Heine's Leben bis zur Julirevolution. Die letzten Jahre vorher bilden eine der ſterilſten Epochen darin. Die publiciſtiſchen Verſuche des Dichters, ſeine damals ſich klar ausſprechende Sucht, um jeden Preis Carriere zu machen; die Doppelzüngigkeit gegenüber ſeinen Gönnern, wie dem bairiſchen Miniſter Schenck, dem er ins Geſicht ſchmeichelte, während er ſich hinter ſeinem Rücken über ſeine Trauerſpiele moquirte; der widerwärtige ins Obſcön-Gemeine übergehende Streit mit Platen und die matten letzten Bände der „Reiſebilder" laſſen in dieſer Zeit die Erlahmung des Heine'ſchen Talents und das Wetterwendiſche ſeiner Geſinnung unerquicklich hervortreten.

Wir ſehen dem Abſchluß von Strodtmann's fleißigem und geiſtreichem Buch mit Spannung entgegen.

Rudolf Gottſchall.

Neuere dramatiſche Literatur.

1. Heinrich Laube's Dramatiſche Werke. Zehnter Band: Der Statthalter von Bengalen. Schauſpiel in vier Acten. Leipzig, Weber. 1868. 8. 1 Thlr.

Das Schauſpiel trat zuerſt ſehr geheimnißvoll ohne Nennung des Autornamens auf, wurde aber ſehr bald an ſeiner Familienähnlichkeit mit andern Stücken des Verfaſſers erkannt und mußte erkannt werden. So breit in der Anlage und Entwickelung, in ſo langen Sätzen, ſo burſchikoſem Stil und behäbiger Mache ſchreibt nur Laube. Wer von dem Stück nichts lieſt als die Einleitung, würde wiſſen, daß er es mit einer Arbeit Laube's zu thun hat. Dieſe Einleitung gibt uns Laube, wie er lebt und leibt. Er erzählt darin, daß er das in Rede ſtehende Drama während des Kriegs in Böhmen geſchrieben. Er hatte gegen Friedrich Halm über den Mangel neuer Originalſtücke geklagt und von dieſem den Stoff erhalten. Mit dieſem Stoff im Kopfe reiſte er nach Karlsbad, trotzdem der Krieg am Ausbruch ſtand. Auch während des Kriegs

schrieb er daran, denn, wie der Verfasser selbst sagt: „Die oft angeklagte Goethe'sche Maxime hat manches für sich: wenn die Welt in Wirrwarr geräth und man nicht berufen ist mitzuhandeln, da soll man sich concentriren auf eine Arbeit.“ Seine Arbeit gedieh selbst unter dem Kanonendonner von Königgrätz, obschon ihn dieser nach Wildbad im Schwarzwald verschlug. Im dritten Act jedoch begann sie zu stocken. Es kam nämlich die Nachricht: die Preußen ständen zwei Stunden von Wien, und eine große Schlacht auf dem Marchfelde stehe bevor. Laube dachte an Haus und Hof, aber als guter Nimrod vorzüglich auch an seine „Hühnerhunde, welche draußen beim Jäger stationirt waren“. Das ließ ihn die Feder niederlegen und gen Osten eilen. Auf dem salzburger Bahnhofe erfährt er aber kaum den geschlossenen Waffenstillstand, als er auch sogleich im Hôtel Nelböck zu Salzburg sein Schauspiel fortsetzt und vollendet, dasselbe Schauspiel, das, vielfach aufgeführt, jetzt gedruckt vor uns liegt.

Es verleugnet seinen Schöpfer in keinem Moment; es ist mit großer Sicherheit und „Verve“, in einem gewissen breitspurigen, imposanten Stil abgefaßt, der nur ein paar mal durch Trivialitäten aus der Rolle fällt, so z. B. wenn Henry Summer vorgeschrieben wird, Lord Adolphus hinter dem Rücken einen Esel zu bohren, oder wenn Esther Sackville denselben albernen Lord „auf die Wange klopft“, um ihren Spaß mit ihm zu treiben. Laube, der so gewissenhaft einschärft: „Handkuß, eine nicht englische Sitte, findet nur da statt, wo es ausdrücklich vorgeschrieben ist“, hätte wol empfinden müssen, daß dergleichen Mittel zur Wirkung in die Posse und nicht in ein Drama gehören, das uns die englische Gesellschaft aus dem Ende des 18. Jahrhunderts abspiegeln soll. Überhaupt ist Lord Adolphus Waterford nicht eben ein glücklich gezeichnetes Bild eines stupiden Hochtory, wie denn auch Esther nicht gerade als das Muster einer Gesellschafterin und Zofe gelten kann.

Im ganzen erinnert das Schauspiel an „Ein Glas Wasser“. Lady Sarah Waterford ist eine Art Herzogin von Marlborough, und Miß Junia Grafton nimmt ungefähr die Stellung der Königin Anna ein. Nur hat Laube sein Stück nicht mit bloßen Figuren, sondern mit Menschen spielen lassen wollen; dadurch hat sein Werk auf der einen Seite allerdings mehr Lebensfülle und Bewegung gewonnen, aber auf der andern an Feinheit und Schliff der Mache verloren. Bei Scribe machen sich die Dinge leichter, anmuthiger, geistvoller; Laube verfährt gewissenhafter, hält sich strenger an die Zeit und den Schauplatz, auf dem seine Handlung vor sich geht, wird aber dadurch schwerfälliger, schleppender in der Ausführung.

Der erste Act dreht sich um den geheimnißvollen Verfasser der berühmten „Juniusbriefe“. Diese Briefe tadeln die Regierung und die Minister, erhalten eine große Popularität und erwecken die Wuth und Entrüstung der leitenden Staatsmänner. Man will um jeden Preis den Autor kennen. Dieser Autor ist Sir Philipp Francis, ein Angestellter im Ministerium Grafton, der dem Publikum durch seinen Schreiber, der ein Liebesverhältniß mit Esther hat, in seiner Eigenschaft als Schriftsteller verrathen wird. Esther schlägt auf nicht eben sehr geistvolle Weise bei ihrem Geliebten auf den Strauch, und dieser verplappert sich auch gleich. Dieser Moment, doch immerhin ein Hauptmoment des Stücks, hätte von Laube subtiler und zugleich geistreicher behandelt sein können. Esther, welche weiß, daß Francis die Junia liebt und deren Gegenliebe meint annehmen zu können, interessirt sich für erstern, auch schon um ihres Henry wegen. Sie schweigt deswegen und hilft Sir Philipp soviel sie kann in seinen Manipulationen, deren hauptsächlichste jene Briefe und die Bewerbung um die Statthalterstelle in Bengalen sind. Diese will er gewinnen, um seiner Geliebten eine passende sociale Stellung bieten zu können. Da deren Besetzung von seinem Chef mit abhängt, so darf dieser natürlich um keinen Preis erfahren, daß er es ist, der die „Juniusbriefe“ verfaßt, um so weniger als jene Statthalterstelle Lord Adolphus, dem Gatten von Grafton's Schwester, Lady Sarah Waterford, zugedacht ist.

Das Hauptinteresse der Sache liegt darin, daß Sir Philipp alle Welt, mit nur wenigen Ausnahmen, täuschen muß, und daß sein Schreiber ihm dabei behülflich ist. Er hat ausgesprengt, daß er gar nicht schreiben könne; in Wahrheit aber ist er es, der dem Francis die Briefe dictirt und welcher dieselben auch heimlich in die Druckerei des „Oeffentlichen Anzeiger“ befördert. Zugleich spielt er Lord Adolphus einen argen Streich. Dieser ist, wie wir schon gesagt, ein Dummkopf, und da er sich bei seiner Bewerbung um den Statthalterposten selbst nicht zu helfen weiß, so hat er sich an Esther gewendet, die mit ihm kokettirt und ihm eine Rede von Henry verschafft, die so gehalten ist, daß sie ihm ganz sicher den gewünschten Platz nicht verschafft.

Während diese kleine Nebenintrigue spielt, wird zugleich sofort im ersten Acte die Hauptintrigue auf eine pikante Spitze gebracht. Der König von England, frappirt und erschreckt von den letzten „Juniusbriefen“, sendet Lord Chatham an den Herzog von Grafton mit dem Befehle ab, den Verfasser dieser Artikel um jeden Preis zu entdecken. Herzog von Grafton, selbst aufs bitterste in diesen Artikeln angegriffen, hat an der Entdeckung ein natürliches Interesse und beauftragt damit Sir Philipp, dem er nicht traut und über den er, wegen dessen Mitbewerbung bei dem Statthalterposten von Bengalen, besonders empört ist.

Diese Schlußsituation ist sehr pikant und ebenso fein als sie wirksam ist. Leider hält Laube dieselbe gar nicht fest und hat damit seinem Schauspiel einen eigenthümlich fesselnden Reiz abhanden kommen lassen.

Im zweiten Act erleben wir zuerst eine von Sir Philipp gesuchte Zusammenkunft mit Junia, in welcher er ihr seine Erklärung macht, aber von ihr erfahren muß, daß sie sein Geheimniß errathen und seine Angriffe auf ihren Oheim nicht für edel hält. Ehe er dazukommt, sich zu erklären, werden sie gestört von Lord Adolphus, der seine Rede memorirt. Gleich darauf tritt Herzog von Grafton auf, der, trotz seines Befehls an Francis, die Nachforschungen nach dem Verfasser der „Juniusbriefe“ selbst in die Hand genommen hat und nun mit dem Schriftsteller Swinney und den Notizensammlern Sholing und Sweep conferirt, um demselben auf die Spur zu kommen. Nachdem dies geschehen, tritt das Colloquium

für den Statthalterposten zusammen, in welchem Sir Philipp sich glänzend bewährt, indeß Lord Adolphus sich blamirt, indem er ungewaschenes Zeug schwätzt. Während das noch vor sich geht, bekommt Herzog von Grafton durch Sholing ein Manuscript der „Juniusbriefe" eingeliefert. Es wird auf der Stelle untersucht und in der Handschrift Aehnlichkeit mit dem Mémoire erkannt, das Lord Adolphus, wie man sich erinnern wird, durch Esther von Henry erhalten. Lord Adolphus wird infolge dessen nun für den Verfasser der „Juniusbriefe" erklärt, worüber natürlich niemand mehr als er selbst erstaunt ist. Da er jedoch nicht verrathen will, daß er mit eines andern Kalbe gepflügt hat, schweigt er einstweilen zu dieser Anschuldigung still.

Dieses alles ereignet sich etwas breit und schwerfällig, verfehlt indeß bei guter und fleißiger Darstellung, wie sich bei der Aufführung gezeigt hat, seine Wirkung nicht.

Im dritten Acte glauben Herzog von Grafton und ein Theil seiner Umgebung noch immer an die Autorschaft des Lord Adolphus; selbst Junia wird schwankend. Lady Sarah dagegen läßt sich nicht täuschen und ahnt den Zusammenhang. Es ist schade, daß Laube sich hier wieder eine feine Wendung hat entgehen lassen, die leicht darin zu finden war, daß er Lord Grafton und sein Ministerium, stolz auf ihren Geist und ihre Combinationsgabe, recht auffallend im Dunkeln tappen, dagegen ein kluges Weib wie Sarah gleich die richtige Fährte finden ließe. Die Wendung liegt nahe, ja ist sogar vorhanden, nur nicht pikant genug betont.

Grafton in seiner Unkenntniß wüthet gegen alle Welt und natürlich am meisten gegen Lord Adolphus; Sarah aber hilft ihm auf die Sprünge, läßt Henry rufen und überführt diesen so ziemlich dadurch, daß sie einen Brief von ihm an Esther, der in ihre Hände gerathen ist — übrigens ein sehr wohlfeil erkauftes Auskunftsmittel unsers Dramatikers — mit der Handschrift des „Juniusbriefs" vergleicht. Sie kanzelt ihren Gatten wegen seiner albernen Rolle ab und läßt Sir Philipp sagen, daß er seiner Bewerbung um die Statthalterstelle entsagen möge. Mit diesem Opfer von seiner Seite will sie ihrerseits ihr Schweigen vergolten wissen. Lord Adolphus soll Statthalter werden, um aus der lächerlichen Situation zu kommen, in die er gerathen. So weit gelangt, erscheint Swinney mit einem neuen „Juniusbrief", von einer andern Hand geschrieben: das consternirt Grafton vollends. Außer sich gebracht, läßt er den Herausgeber des „Oeffentlichen Anzeiger" rufen, um denselben zur Nennung des Verfassers zu bewegen. Woodfall weigert sich und muß nun erfahren, daß der Herzog, um hinter die Sache zu kommen, das Aeußerste versuchen und selbst der Jury Gewalt anthun will.

Der eintretende Chatham, der dies hört, kündigt nun dem Herzog die Freundschaft und erklärt ihn für einen Feind der englischen Freiheit und Gesetze. Sir Philipp, der Zeuge dieser Scene wird, läßt sich durch die Reden Chatham's so begeistern, daß er beschließt, seine Anonymität fallen zu lassen und sich als Autor der „Juniusbriefe" zu erkennen zu geben. Junia bewundert diesen Muth, zittert aber für das Schicksal des Geliebten. Der Geliebte aber ruft: „Deine Achtung, meine eigene und die Achtung meines Vaterlandes entschädigt mich!"

Der vierte Act bringt die Lösung. Sir Philipp kommt mit Junia, um dem Herzog sich selbst als Verfasser der „Juniusbriefe" zu nennen, mit Ausschluß des letzten, den Lord Sackville verfaßt. Grafton hat bei diesem Nachsuchung halten lassen, dadurch das Hausrecht verletzt und großen Sturm erregt. Während Henry, Esther und andere das berichten, kommt Sarah, um Francis eine große, etwas aus der Pistole geschossene Scene zu machen. Sie bekennt, daß sie an der Seite ihres Mannes unglücklich ist und Francis liebt. Francis bekennt ihr seine Liebe zu Junia. Entrüstet, innerst empört, schwört sie Rache.

Wir können nicht umhin, diesen Auftritt an dieser Stelle und in dieser Fassung für ebenso unzart als unnöthig zu halten. Sollte er zur Steigerung der Katastrophe, zur Entlarvung von Francis' Autorschaft benutzt werden, so mußte er früher kommen. Die Rache von Lady Sarah erscheint jedenfalls zu spät, da Sir Philipp ja selbst sich nennen will, da Grafton bereits gegen ihn wüthet, eben auch bei ihm Nachsuchung halten läßt. Wuthschnaubend erscheint er, um Francis zu entlassen, Sir Richard Blunt die Statthalterstelle und die Hand Junia's zu verleihen. Aber Junia weigert sich, diese zu nehmen, und schließlich erscheint Lord Chatham, um Grafton seine Entlassung anzukündigen und Francis den Statthalterposten in Bengalen officiell zu übertragen.

Dies ist das Schauspiel, das sich ziemlich umständlich und mehr in die Breite als Höhe baut. Namentlich fehlen die eigentlichen Spitzen, eine zart und elegant gegliederte Construction und eine bis zum letzten Augenblick die Spannung erhöhende Krönung. Auch ist dann und wann die Redeweise etwas österreichisch-deutsch. „Was steht noch aus?" z. B. für: „Was fehlt da zu meinem Unglück noch?" ist ein echt wienerischer Satz.

Daß im übrigen das Werk viele, nicht hinwegzuleugnende Verdienste besitzt, steht fest. Rechnet man ab, daß die Hauptgestalt, Sir Philipp, allerdings etwas Schiefes hat, daß es verletzt, ihn im Dienst eines Ministeriums zu finden, das er verachtet und aus einem literarischen Hinterhalt her angreift — der Verfasser hätte diesen mislichen Umstand in etwas mildern können, wenn er die Liebe des jungen Mannes zu Junia mehr als dasjenige Element hervorgehoben hätte, das ihn bewegt, seine zweideutige Stellung nicht aufzugeben —, so muß man jedenfalls den würdigen Stoff, den Ernst der Sache und dann die oft sehr bedeutungsvollen Reden rühmen, die man führen hört. Ohne Frage behauptet sich Heinrich Laube mit dem „Statthalter von Bengalen" auf dem ehrenwerthen Standpunkte, den er als Dramatiker auf unsern Bretern einnimmt.

2. Der Schulz von Altenbüren. Schauspiel in vier Aufzügen von S. H. Mosenthal. Leipzig, Weber. 1868. 16. 20 Ngr.

Dies Stück von dem Verfasser der „Deborah" und des „Sonnwendhof" spielt zwischen Haarstrang und Börde in Westfalen und zeichnet in ergreifender Weise die Hartköpfigkeit und das zähe Hängen am Althergebrachten in den Bewohnern der sogenannten rothen Erde. Konrad Nahloper, Hofschulz von Altenbüren, ist stolz auf sein

Geschlecht wie ein Adelicher und pflegt die Ueberlieferungen seiner Vorfahren mit einer störrischen Pietät. Fortschritt und Neuerung sind ihm ein Greuel. Auf seinem Hofe, seinen Aeckern, seinen Wiesen, in seinem Hause, in seinen Scheunen und seinen Ställen herrscht der Geist seiner Vorvordern, die bis in die Zeit Karl's des Großen reichen. Ehrbarkeit, reiner Name und tadelloses Ansehen sind ihnen immer eigen gewesen; nur seine eigene Schwester hat in seinen Augen eine Ausnahme gemacht, denn sie hat einen armen heimatlosen Menschen geheirathet und ist mit ihm nach Amerika gezogen. Die rothe Erde verlassen und in die Fremde ziehen, das ist für den alten Konrad Nahloper ein Kapitalverbrechen. Niemand darf deswegen in seinem Hause seine Schwester nennen, die er für einen Schandfleck der Familie ansieht und der er seinen Fluch über den Ocean mitgegeben.

Das Stück beginnt damit, daß Nahloper sich seiner Väter rühmt, seine Freude an deren Geschichte bezeugt, der er sorgsam nachforscht. Mitten in diese Nachforschungen hinein platzt der Freiherr von Spiegel, ein Gutsnachbar des Schulzen, ein alter humoristischer Herr, der gern mit dem Bauern und in allen Ehren seinen Spaß treibt, heute aber kommt, um ihm ein Pferd abzufeilschen, was ihm schwer wird, da der Alte seinen Kopf hat. Kaum sind die beiden abgetreten, so erscheint Martina, die einzige Tochter des Hofschulzen, die von der Hochzeit einer Jugendgespielin vorzeitig heimkehrt, da es ihr ein Fremder angethan hat, der drüben nach ihrem Vater frug. Sie ist ihm voraufgeeilt und steckt die Neuigkeit der Mutter, indem sie diese auch sogleich den Antheil erkennen läßt, welchen sie für den Fragenden empfindet. Die Mutter erzählt des Vaters eigenes Werben um sie und die Geschichte der Muhme Margret, denn sie will Martina warnen. Bei dieser sucht sich Ruprecht, der rothhaarige Jäger des Freiherrn von Spiegel, einzuschmeicheln, obgleich er ihr in der Seele verhaßt und auch in der That ein unheimlicher Gesell ist, den Nahloper grimmig abtrumpft, als er mit seinem Ansinnen hervorrückt und der, darüber erbost, ihn an die Schwester Margret erinnert, indem er meint, er möge die Nase nicht so hoch tragen, es wäre nicht so gar rein in seiner Familie.

Eben noch ist der Hofschulz empört über die dreiste Mahnung des vorlauten Burschen, da erscheint der Fremde, der sich alsbald als Sohn der armen Margret zu erkennen gibt. Das schlägt dem Faß nun vollends den Boden aus. Nahloper weist dem Neffen geradezu die Thür. Als er jedoch vernimmt, daß der Mann der Schwester todt, diese selber gestorben ist und sterbend dem Sohne aufgetragen hat, in die Heimat zu ziehen und den Bruder um Vergebung zu bitten, da schmilzt das Eis seines Herzens und er umarmt den Amerikaner als seinen Sohn. Wer ist glücklicher als Martina!

Zwischen dem ersten und zweiten Act ist ein Sprung, der immerhin im Stück eine Lücke ist. Mosenthal hat das Entstehen und Werden der Liebe zwischen Martina und Heinrich Weigand überschlagen. Hier hätten sich wohl einige sinnige und originelle Auftritte anbringen lassen. Martina, das herzige, in engster Häuslichkeit aufgewachsene Naturkind und jener Deutsch-Amerikaner mit dem Weltblick und dem freien Herzschlage würden Momente von bestrickendem Reize haben bieten können. Unser Autor läßt im zweiten Act Martina und Heinrich bereits versprochen sein. Die Hochzeit ist vor der Thür. Freilich gibt es noch manche Schwierigkeit. Heinrich ist durch und durch Neuerer, Mann des Fortschritts und carambolirt nun mit dem Alten, der nichts verändert wissen will. Er sagt: „Kauf dir Probefelder von Kolonen und Köttnern so viel du willst! Dort pflüge mit Dampf und mähe mit Rauch und brüt' dir Hühner im Ofen aus und Kälber dazu, aber an den Oberhof wird nicht gerührt, bis ich selber sage: so sei's."

Heinrich antwortet: „Bis Sie selber sagen: so sei's! Wohlan, Ohm, das nehm' ich an! Kein Zwang gegen Zwang, Ueberzeugung gegen Ueberzeugung." So machen sie den Pact.

Indessen wurmt es bei Ruprecht, der nur mit Neid das Glück seines Nebenbuhlers sieht und der es um jeden Preis zu stören sucht. Lauernd umschleicht er ein Roggenfeld, das Heinrich zum Muster für andere beschickt und das „wie aus Dukatengold gemacht" dasteht. Grimmig hetzt er Keuler und Bachen hinein in einer stillen Mondnacht, da gerade Nahloper seinen Schwiegersohn zum Hörenden und Wissenden im Schöffengericht machen will, das in der Nähe dieses Feldes zusammentritt.

Den Zusammentritt dieses Schöffengerichts hätte Mosenthal wol dramatisch noch etwas feierlicher machen können, wie es denn auch einigermaßen deprimirend wirkt, daß es Wildschweine sind, die hier das eigentliche Fatum abgeben. Heinrich gewahrt nämlich die Verwüstung, welche diese Thiere in seinem Felde anrichten und erschießt sie. Das ist es, was Ruprecht gewollt. Er bricht hervor und will Heinrich packen; dieser jedoch setzt sich zur Wehr und schlägt mit Justus und andern Knechten die Angreifer zurück.

Justus, das müssen wir hier einschalten, war ein Freibauer wie die andern. Wildschützen aber haben seinen Vater erschossen, und um den Mörder desselben aufzuspüren, hat er all das Seine darangesetzt und zuletzt Dienste nehmen müssen. Er ist ein Freund Heinrich's geworden, dessen Verlobte auch seinem Herzen theuer gewesen, die er dem Duzbruder jedoch von ganzer Seele gönnt.

Im dritten Act kommt es nun zwischen Heinrich und Nahloper zum Bruch. Letzterer ist empört über die Widersetzlichkeit, den Wildfrevel, die Selbsthülfe des erstern. Er kündigt ihm die Freundschaft, weigert ihm die Tochter, weist ihn aus dem Hause. Martina, selbst Nahloper's Frau, Gertrud, schlagen sich zu Heinrich.

Es gibt erschütternde, mit packender Kunst behandelte Auftritte. Mit Mühe wird Nahloper verhindert, gegen Weib und Kind, gegen den Neffen seinen Fluch zu schleudern. Das Zerwürfniß scheint unheilbar; aber es scheint zum Glück nur so, denn der vierte Act gibt, wenn auch eine etwas gezwungene und nicht sehr tief motivirte, doch immer plausible Aussöhnung und Auflösung der Conflicte.

Gattin, Tochter, Schwiegersohn kehren reuig eines nach dem andern zu dem störrigen Alten zurück. Martina hat sich besonnen und will bleiben, Weigand verspricht, sich dem Gesetz zu stellen.

Nach dieser Entwickelung kommt Justus und erzählt, daß er Ruprecht, der Heinrich überrumpeln wollte, am Halse gepackt und dort ein Mal entdeckt habe, an dem er den Mörder seines Vaters erkennt. Daß der Autor diese Entdeckung nur berichten, den Zuschauer nicht drastisch erleben läßt, scheint uns wieder ein Mangel, ein Misgriff in der Handlung. Der letzte Act hätte nach dem Sturm und Drang des vorhergehenden, dem Aufeinanderplatzen der Geister oder besser der alten und neuen Zeit, des Conservatismus und Fortschritts, etwas Aufregung und crassen Affect wol vertragen.

Gleich nach Justus' Mittheilung tritt Freiherr von Spiegel auf, dem sich Weigand stellt. Aber Spiegel kommt aus Münster vom Landtag, und dieser hat das Jagdgesetz revidirt, dem Bauer das Recht zugestanden, das Wild zu erlegen, das seine Felder beschädigt.

Es ist nach der Julirevolution und eine neue Zeit angebrochen. Der humoristische Freiherr macht dem störrigen Bauer die Sache klar, und dieser begreift endlich, daß nicht alles beim alten bleiben kann. Da bekehrt er sich und legt die Hände der Liebenden ineinander.

Das Schauspiel ist, wie man aus unserer Besprechung seines Inhalts sehen wird, nicht ohne einige erhebliche Schwächen, aber es bewegt und rührt, zeigt eine Fülle von Leben und einen erquickenden Hauch von gesunder Poesie. Mit Recht hat es in der Darstellung gefallen und wird auch die Leser ansprechen.

3. Drahomira. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Weilen. Wien, Hartleben. 1868. Gr. 16. 20 Ngr.

Auch dieses Drama ist bereits vielfach und mit immerhin Achtung gebietendem Erfolg gegeben worden. Es ist in seinem ganzen Wurf nicht ohne Kühnheit und in der Ausführung nicht ohne Schwung; nur ist es leider in der Motivirung von einer gewissen Oberflächlichkeit nicht freizusprechen und im eigentlichen Austrag ohne die zu wünschende Größe und Gipfelung des Affects.

Die Tragödie behandelt den Kampf des Christenthums mit der aussterbenden Heidenwelt, und nachdem es darin zu einigen interessanten und zündenden Conflicten gekommen, fehlt es schließlich doch am rechten Aufeinanderplatzen der Gegensätze und dem eclatanten Siege der christlichen Kirche, wie eine Erzählung der Vorgänge beweisen kann.

Herzog Wratislaw von Böhmen ist 923 zu Prag gestorben und hinterläßt Ludmilla, seine Mutter, eine Christin, Wenzeslaw, einen achtzehnjährigen Sohn, der im Christenthum erzogen ist, zu dem der Vater übergetreten, und Drahomira, seine Gemahlin, eine Fürstin Lusiziens, die dem Heidenthum ergeben geblieben ist und die man infolge dessen von den Ihren entfernt gehalten hat. Sie kommt nach dem Tode des Gatten, um dessen Leiche, Krone und Sohn in Empfang zu nehmen. Das alles aber wird ihr von der Schwiegermutter vorenthalten, welche ihre Religion durch die Heidin und ihren Anhang nicht wieder verdrängen lassen will.

Dieser Anhang Drahomira's, verstärkt durch Tuman, einen Edelu aus Lusizien, welcher die Herzogin liebt und sich womöglich deren Hand und Thron erobern will, tritt im Stück zuerst revolutionirend für seine Herrin auf. Die Leiche Wratislaw's, die christlich bestattet werden soll, wird in Beschlag genommen, um nach heidnischem Gebrauch auf dem Holzstoß mit Harnisch, Waffen und Schlachtroß verbrannt zu werden.

Im zweiten Acte ist der Todte den Heiden wieder entrissen und bereits christlich bestattet. Diese Handlung, namentlich die Wegnahme von Wratislaw's Leiche hätte dem Publikum nicht vorenthalten werden dürfen. Es kam hier auf eine Gegenüberstellung der Contraste und darauf an, zu zeigen, wie das Heidenthum durch brutale Gewalt, das Christenthum aber durch sein Wort, seine ruhige Würde, seine Zuversicht auf den Herrn im Himmel siegt. Drahomira und Ludmilla, so im Affect einander entgegentretend, würden mehr Eindruck machen, als wenn sie zuerst gewissermaßen diplomatisirend sich begegnen. Drahomira tritt vor Ludmilla und die Aeltesten des Volks, den Thron ihres Gemahls, ihren Sohn fordernd. Ihr Gemahl hat sterbend aber verordnet:

Weil Drahomira meines Glaubens Feindin,
Und ich im Leben schon mich von ihr schied,
Will ich, daß sie nach meinem Tode auch
Kein Recht an Thron und Herrscherwürde habe,
Und innigst bitt' ich meine gute Mutter,
Daß sie um unsres heil'gen Glaubens willen
Und meines ganz verwaisten Sohnes willen,
Dem, mutterlos schon längst, nun stirbt der Vater,
Der Herrschaft Zügel fass'.

Drahomira ist empört darüber und erklärt das alles für Lug und Trug. Ludmilla, um sie zu locken, verheißt ihr Krone und Kind, wenn sie sich entschließt, Christin zu werden. Die Heidin weigert sich jedoch und schwört, sich durch Gewalt in ihre Rechte zu setzen.

Im dritten Acte bricht der Kampf aus, dessen Phasen und Erfolge uns jedoch nur nothdürftig berichtet werden; doch erfahren wir, daß Drahomira und ihre Partei erliegt.

Die erstere verzweifelt und entschließt sich zuletzt, zu entsagen; fordert jedoch ihren Sohn. Da ihr dieser jedoch verweigert wird, schenkt sie Tuman Gehör, der sie zur Rache und namentlich zum Raube des Wenzeslaw auffordert. Man erfährt, daß Ludmilla mit diesem nach Schloß Tetin gezogen, und beschließt, dort heimlich einzudringen.

Im vierten Aufzuge geschieht das. Ludmilla, die eine rührende Unterredung mit Wenzeslaw hat, hat sich gerade entschlossen, diesen der Mutter noch einmal zuzuführen, um zu versuchen, ob er die Störrige bekehre, da dringen Tuman und Drahomira ein. Ersterer ersticht Ludmilla und entführt Wenzeslaw, indeß Drahomira, sich weidend an Ludmilla's Tode, auf deren Fluch wartet, statt dessen aber deren Segen erhält.

Dieser Segen erschüttert die Heidin, wodurch eine mächtig wirkende Scene erzielt wird. Drahomira ruft:

Du — segnest? Nimm zurück
Den bösen, heuchlerischen Lügensegen!
Sei wahr im Sterben, denn im Sterben liegst du!
In deiner Lippen Zucken sitzt der Tod.
Gleich einem Wurm kriecht er in deinen Adern,
Du hast nur Augenblicke noch zu leben,
Und nützest du zu einem Fluch sie nicht,
Dann wirst und kannst du nimmermehr mir fluchen!
Erleichtre dir die Brust von deinem Haß,
Und fluch' mir, Weib!

Ludmilla.

Ich segne, segne dich —
So will's mein Gott — so will es auch mein — Herz!

Mlada.

Sie stirbt!

Drahomira.

Sie darf nicht sterben! Sie verstellt
Sich nur! Nimm es zurück, das Segenswort.
Will nun dies Weib, nachdem sie mich getroffen,
Recht in das Mark der Seele mich getroffen,
Wegschleichen sich von hier auf Nimmerfinden?
Ich aber duld' es nicht. Ich fasse dich,
Und rüttle dich empor und rufe dir
Ins Ohr: Sei wahr nur einmal! Fluche mir!

Ludmilla.

Ich leg — ne — dich!

Dieser Actschluß ist, wie gesagt, von durchschlagender Wirkung, aber diese Wirkung wäre ohne Zweifel noch gesteigert worden, wenn der Dichter vor Ludmilla's Tode Wenzeslaw's Zusammenkunft mit der Mutter wirklich hätte stattfinden und bei dieser den Sohn zu Ludmilla und dem Christenthum halten lassen. Das hätte die Macht des Christenthums auffallend ins Licht gestellt und die Wuth Drahomira's tiefer motivirt und vor den Blicken der Zuschauer gemehrt.

Das Christenthum, das ist eine Schwäche des Stücks, gelangt nie recht zur Geltung und Glorie; seine Triumphe bleiben hinter der Scene und treten mit dem declamatorischen Pathos des Heidenthums nie recht in Contact.

Im fünften Aufzuge ist Drahomira siegend im Wissehrad und erwartet den Sohn, den Tuman gewaltsam zurückhält, um sich der Hand der Herzogin durch seine Auslösung zu versichern. Aber Wenzeslaw ist durch die Furchtbarkeit der auf ihn einstürmenden Ereignisse rasch zum Mann gereift und befreit sich selbst. Er kommt als Fürst und Held. Drahomira stürzt ihm entgegen, wird aber, als am Morde Ludmilla's mit betheiligt, von diesem zurückgewiesen und verbannt. Von dem eigenen Kinde muß sie das Lob Ludmilla's hören, muß hören, wie dieser ihr erhärtet, die Ermordete sei eine Heilige gewesen, habe es wohl mit ihr gemeint, für sie den Himmel um Rettung gefleht und sie sterbend in Wahrheit gesegnet.

Erschüttert im Innersten muß sie die Macht des Christenthums und den Untergang der Heidenwelt erkennen; erkennen, daß ihre Zeit um und eine neue vor der Thür steht. Ergriffen von dieser Einsicht, benutzt sie den Umstand, daß ein ausgebrochenes Gewitter den noch immer stehenden Holzstoß für die Leiche des Gatten in Brand gesteckt, um sich in dessen Flammen zu stürzen.

Die Verse sind meist edel und schwungvoll; nur zuweilen wird der Eindruck durch eine gewisse Gezwungenheit in der Satzbildung und durch triviale Wendungen getrübt, z. B. wenn es heißt:

Und dich besitzen einst, es schwindelt mir! —
Der Stein,
Auf den ich stemmend fest den Fuß wollt' setzen,
Plumpt' abwärts in den Fluß hinab. —
Doch früher hab'
Mit dir zu sprechen ich. —
Sie sollen tödten mich. —

4. König Adolf, Graf von Nassau. Ein dramatisches Gedicht von Hermann Langenbeck. Marburg, Elwert. 1868. 16. 16 Ngr.

Dieses fünfactige dramatische Gedicht ist gleichsam ein poetischer Compromiß; es athmet Geist und Wesen des Goethe'schen „Götz von Berlichingen" in der Form und der Einkleidung von Schiller's „Wallenstein's Lager". Wir finden in ihm eine rasche Flucht von bunt aneinandergereihten, volksthümlich drastisch gehaltenen Auftritten, die zum Theil in Prosa, zum Theil in Jamben, meist aber im gereimten Streckvers vor uns treten.

Die eigentliche dramatische Durchführung des Stoffs, die ganze Conception des Stücks ist mangelhaft und schwach, denn es gebricht an Klarheit der Entwickelung, an Straffheit des Gangs in der Handlung, an Aufbau und Gipfelung. König Adolf wird uns nirgends und namentlich in seiner Schuld nicht recht klar, wie denn auch sein Verhältniß zu Albrecht von Oesterreich sich keineswegs mit voller Durchsichtigkeit vor den Leser hingestellt zeigt. Menschen sowol als Verhältnisse erscheinen ziemlich durcheinandergemischt, kraus und wirrig, ohne Festigkeit und Halt. Dennoch läßt sich in der Arbeit ein keck zugreifendes, frisch gestaltendes dichterisches Talent erkennen, da aus ihr uns ein wirkliches Leben, Fülle und Gesundheit mit immerhin imponirender Macht entgegentreten. Es liegt ein Hauch von Originalität über dem Werk, von Eigenartigkeit und Ursprünglichkeit. Es kann sein, daß das erkünstelt, bis zu einem gewissen Grade nur Koketterie der Unfähigkeit ist, die, weil sie nicht im Stande ist, bestimmten Ausdruck zu gewinnen, sich darin gefällt, die Maske naiver Sorglosigkeit nnd Unbedachtsamkeit anzunehmen. Aber es läßt sich allerdings auch ebenso gut nur Jugend darin erkennen, die, eines ungestümen Schöpferdranges voll, noch lustig ins Blaue hineinschaffend, an Regeln und Ziele nicht denkt. Ist Hermann Langenbeck ein Jüngling, gärend, schäumend, brausend, angefüllt von Planen, Träumen, Vorstellungen, die er lustig aus dem Aermel schüttelt, so läßt sich von ihm entschieden noch Schönes und Bedeutendes erwarten, denn alsdann sind gewisse der Natur und Wirklichkeit abgelauschte Züge, die sich im Zischen und Sieden des dramatischen Gusses wie Silberblicke aufwerfen, Anzeichen eines glücklichen Talents. Einzelne Volksscenen zwischen Munk, Fesler, Frumb, Söchting u. a. enthalten Momente von köstlicher Wahrheit und reizendem Humor. Auch in den Augenblicken des wilden Schlachtgetümmels blitzen Züge von tragischer Größe und ergreifendem Pathos auf. Zart ergreifend erweisen sich oft die Gespräche der Frauen, und die in Kriegstracht für Rupert, den Sohn Adolf's, sich opfernde böhmische Prinzessin Jutta thut das in einer so kindlichen, echt mädchenhaften Weise, daß ihr Tod wahrhaft rührend erscheint. Ein Vorzug der ganzen Dichtung ist das Nichtvorhandensein alltäglicher dramatischer Convention, leerer Phrase und hohler Declamation. Freilich entbehrt die Sprache auch noch jeden wirklichen großen Stil und die scenische Durchführung den Vortheil der Mache. Aber diese Dinge lassen sich erlernen, wenn eine wirkliche Begabung vorhanden ist. Möchte es hier der Fall sein! So lange, bis wir vom Gegentheil überzeugt sind, wollen wir jedenfalls dem weitern Schaffen Hermann Langenbeck's mit wärmstem Interesse und gespanntester Theilnahme folgen.

5. Fürs Vaterland. Trauerspiel in fünf Acten von Moritz Blancarts. Leipzig, Matthes. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Dies Stück zeigt uns den ernst und fleißig strebenden Dramatiker, den wir schon in mancher frühern ähnlichen

Schöpfung zu schätzen Gelegenheit gefunden haben. Moritz Blanckart's Talent hat nichts Einschmeichelndes, sondern bekundet sich etwas hart, spröde und eckig, sowol in der Sprache als in der Erfindung und deren Ausführung. Aber überall offenbart sich dabei gerade, ehrliche und tapfere Gesinnung, ein klarer, männlicher Geist und ein Ringen nach hohem Ziele. „Fürs Vaterland" spielt in Spanien, im Jahre 1811, also zur Zeit der französischen Invasion, und wir sehen darin eine junge Spanierin in Verbindung mit ihrem Bruder gegen die französische Besatzung der Festung Figueras in Catalonien conspiriren und diese auch endlich gefangen nehmen, trotzdem unsere Heldin, Donna Isaura de Castro, inzwischen einen jungen französischen Offizier dieser Besatzung hat lieben lernen. Später erobern die Franzosen die spanische Festung zurück, und wie Isaura vorher strebte, Etienne zu retten, versucht es dieser nun mit ihr, aber vergeblich. Er selber entgeht kaum dem Tode, da er, von der Liebe zu Isaura verblendet, seine Schuldigkeit versäumt und den Platz an ihre Landsleute verloren gehen ließ. Ihr Bruder wird zum Tode, sie zu langer Haft verurtheilt, entzieht sich derselben aber durch einen freiwilligen Tod.

Dramatisches Leben hat dieses Stück jedenfalls, und wenn dasselbe auch von etwas herbem und frostigem Ausdrucke ist, so möchte es doch immerhin bei geschickter Darstellung nicht ohne Wirkung und Eindruck bleiben.

6. Tasso's Tod. Dramatisches Gedicht von Ernst Leonhard (Oskar Elsner). Breslau, Aderholz. 1867. 16. 6 Ngr.

Dies Stück ist der fünfte Act eines Trauerspiels, dem die vier vorhergehenden fehlen. Der arme Dichter, dem Tode nahe, erfährt, daß derjenige, der ihn in seiner letzten Krankheit hegt und pflegt, Johann di Strado ist, ehedem sein ärgster Feind am Hofe zu Ferrara, jetzt ein Mönch in San-Onofrio. Tasso, eingedenk der bittern Stunden, die ihm jener gemacht, verbannt ihn aus seinem Antlitz und will ihm nicht Vergebung schenken. Da erscheint Cardinal Aldobrandini, der, nachdem er erfahren, daß des großen Poeten Ende nahe, ihm das der Prinzessin Leonore mittheilt und ihn zur Verzeihung drängt, indem er ihm seine eigenen Sünden und Fehler vor das Gemüth hält. Tasso geht darauf in sich, söhnt sich mit seinem büßenden Gegner aus und stirbt in Erinnerung der Seligkeiten, die er einst genossen.

Eine eigentlich dramatische Composition ist in dem Stücke nicht vorhanden, das weder Exposition noch Katastrophe hat. Es ist eben nur ein Gedicht in dramatischer Form, aber als Gedicht durch Klarheit und Sauberkeit der Diction hervorragend. Das Ganze ist ein Nachtrag zum „Tasso" unsers großen Meisters, voll Sinnigkeit und poetischen Gefühls, eine Goethisirende Studie, von der der Verfasser am Schlusse seines Prologs anmuthig sagt:

So mögt ihr Tasso's Ende denn beschaun
Im Bilde, das ich schüchtern für euch malte;
Ihr dürft den dunkeln Farben wohl vertraun,
Da der Geschichte Sonne sie bestrahlte.
Schon weht der Vorhang, wie bewegt vom Wind —
So möge sein Geheimniß denn sich lichten;
Ich bie' euch meiner Muse liebstes Kind —
Euch steht es frei, darüber frei zu richten.

Feodor Wehl.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Zwei deutsche Humanisten.

1. Johannes Trithemius. Eine Monographie von Silbernagel. Landshut, Krüll. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
2. Jacob Wimpheling. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Humanisten von Paul von Wiskowatoff. Berlin, Mitscher und Röstell. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der überreiche Stoff, welchen die sogenannten deutschen Humanisten der Biographie oder der Cultur- und Literaturgeschichte bieten, ist neuerdings zwar etwas fleißiger als etwa in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, gewiß aber noch immer mit so unzureichenden Kräften in Angriff genommen worden, daß an eine nur einigermaßen erschöpfende Bewältigung desselben vorderhand nicht zu denken ist. Erfreulich bleibt es einstweilen, wie sich namentlich seit Hagen's bekanntem Buche, welches das Wiederaufnehmen des ganzen, Jahrzehnte fast vergessenen Forschungskreises bezeichnet, doch nach und nach eins zum andern und diese oder jene bedeutende Persönlichkeit ihren modernen Darsteller gefunden hat. Hier legen wir zwei solche Monographien auf einmal vor und wünschen nur, es möge die Neigung unserer Historiker zu diesem Felde nicht blos in arithmetischer, sondern auch in geometrischer Progression wachsen. Wer dasselbe auch nur einigermaßen kennt, weiß, wie es seine Bearbeitung lohnt. Darum dürfte es vielleicht erlaubt sein zu vermuthen, daß manche jüngere Kräfte, welche mehr durch Zufall, wozu wir auch die verba magistri rechnen, als durch innere Nöthigung in der Wahl ihres Arbeitsfeldes bestimmt werden, sich und der gesammten deutschen Wissenschaft und Literatur mehr zu Danke schaffen würden, wenn sie etwa statt der mit Vorliebe behandelten Geschichte des frühen Mittelalters ihr Auge einmal auf jene einzig große und an geschichtlichem Stoffe überschwenglich reiche Periode der Culturgeschichte und, da wir zu deutschen Historikern reden, speciell der deutschen Culturgeschichte von den großen Concilien des 15. Jahrhunderts an bis zum Höhepunkt der deutschen Reformation richten wollten. Sie hat auch noch den Vortheil, daß sie uns ganz und gar begreiflich, weil ganz unser eigenes Fleisch und Blut ist, was wol niemand vom Mittelalter behaupten wird, als etwa ein tendenziöser Neokatholik. Wer die technische Vorbildung unserer Historiker aus eigener Erfahrung kennt, weiß ja, daß die mit Recht so sehr gesteigerten Ansprüche an die Genauigkeit der Specialforschung auch auf dem Gebiete dieser Wissenschaft eine Theilung des Arbeitsbetriebes zur Folge gehabt haben, wodurch es geschieht, daß diejenigen Perioden und Gestalten, auf welche sich, sei es durch Zufall oder durch innere Neigung, die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Forschers einmal fixirt hat, ihn sozusagen für sein ganzes Leben in Beschlag nehmen. Und nicht blos das, man gewöhnt sich mehr

und mehr, nur diejenigen Theile des geschichtlichen Stoffs, innerhalb deren man zu arbeiten gedenkt, als vorhanden anzusehen, und vergißt, wenn man das 10. und 11. Jahrhundert dafür gewählt hat, sehr häufig gänzlich, daß es auch ein 15. und 16. gegeben hat. Wir könnten merkwürdige Belege für diese Auffassung des Begriffs der Arbeitstheilung anführen, wenn es hier darauf anläme, eine Charakteristik der gegenwärtigen Methode des wissenschaftlichen Betriebes zu geben. Aber wir würden es für einen wahren Gewinn halten, wenn sich jener einseitige Bann einer beinahe zur Modesache gewordenen Vorliebe in der Historiographie brechen ließe, wenn namentlich der unendliche geistige und sittliche Gehalt und die reiche Productivität an originellen und interessanten Personen und Situationen, welche die sogenannte Humanistenperiode auszeichnen, die ihr gebührende Beachtung erobern könnten.

Die beiden hervorragenden Humanisten, deren Biographien die obengenannten neuen Bücher enthalten, stehen vor vielen andern in einer gewissen innern Verwandtschaft zueinander. Daß beide aus dem linksrheinischen Deutschland stammen, der eine, Wimpheling, aus Schlettstadt im Elsaß, der andere, Trithemius, an den Ufern der Mosel in der Nähe von Trier geboren, gibt ihnen schon eine gewisse Aehnlichkeit der physischen und psychischen Anlage, die auf ihre spätere Entwickelung unverkennbar eingewirkt hat. Denn es ist schon damals nicht zu verkennen, daß die Menschen in jenen Landschaften zwar an Leib und Seele echt deutsch geartet waren, aber sich vor ihren Landsleuten rechts vom Rhein und besonders vor denen weiter im Osten und Norden durch eine gewisse südliche Beweglichkeit und Leichtblütigkeit und demgemäß auch Leichtlebigkeit auszeichneten, wie es ja im ganzen und großen auch heute nicht anders ist. Trithemius und Wimpheling sind echte Rheinländer, Sanguiniker vom Wirbel bis zur Sohle, höchstens daß der letztere noch einen cholerischen Zusatz in seinem Temperamente besitzt, der dem erstern fehlt. Dafür zeichnet sich dieser durch eine unglaubliche Erregbarkeit und Fülle der Phantasie aus, die freilich der Dauer seiner wissenschaftlichen Leistungen nicht förderlich sein konnte. Beide stehen aber in einer noch engern, weil noch mehr geistigen und sittlichen Beziehung zueinander. Der eine wie der andere gehörte dem geistlichen Stand an, Wimpheling war Weltgeistlicher, Trithemius Mönch und Abt, und beide faßten ihren Beruf mit einer damals und namentlich in den gelehrten Kreisen äußerst seltenen Strenge und innern Hingabe. Beide waren überzeugt, was ihre sonstigen wissenschaftlichen Genossen jener gewaltigen Aufklärungsperiode schon lange nicht mehr für möglich hielten, daß eine Reformation der Kirche durch die Kirche selbst und mit vollständiger Bewahrung aller ihrer Dogmen und Institutionen: Papstthum, Cölibat, klösterliches Leben u. s. w., durchgeführt werden könne und müsse. Daher denn auch Wimpheling, der Freund und Bewunderer Hutten's, Melanchthon's, Jakob Sturm's, am Ende seines Lebens sich tief vergrämt und gebrochen von der Revolution, welche Luther und seine Genossen hervorgerufen, abwandte und in düsterer Einsamkeit verscholl; er, einstmals einer der gefeiertsten Literaten und gelehrtesten Kämpfer in dem reichen Kreise der für freie Wissenschaft begeisterten Jünger der classischen Studien. Trithemius wurde vor einer solchen Katastrophe blos durch die gnädige Fügung des Schicksals bewahrt, das ihn schon 1516 in noch rüstigen Jahren aus dem Leben abrief. Der weichere Mann würde sie noch weniger als sein etwas härter angelegter Freund haben bestehen können.

Gemeinsam ist beiden auch als eigentlicher Leitstern ihrer ganzen rastlosen Thätigkeit und ihrer wahrhaft bewunderungswürdigen literarischen Productivität der felsenfeste Glaube, daß die neue Wissenschaft, weil sie die echte ist, in sich die Kraft besitze, jene durchgreifende Reform des gesammten geistigen und sittlichen Lebens hervorzubringen, aus der die Wiederherstellung der Kirche und, was ihnen damit identisch war, die Wiederaufrichtung des Reichs und der ganzen deutschen Nation, und zuletzt die Wiedererneuerung der ganzen Christenheit oder, wie wir sagen würden, der ganzen Menschheit einzig und allein hervorgehen müsse. Wimpheling namentlich sah alles Heil ausschließlich in einer verbesserten Erziehung der Jugend, in der allgemeinen Verbreitung der Kenntnisse, denen er selbst sein sittliches Pathos zu verdanken glaubte. Unwissenheit und sittlicher Verderb, Bildung und sittliche Erhebung waren ihm ein und dasselbe. Darin theilt er den Glauben aller hervorragenden Geister dieser Epoche, und Luther hat denselben durch seine folgenreichen Bemühungen für das Schulwesen zu lebendiger That umgesetzt, deren Nachwirkungen wir noch heute das Beste verdanken, was wir besitzen. Aber der große Reformator war von solchen ausschweifenden, beinahe kindlichen Träumen, wie sie noch der Greis Wimpheling hegte, weit entfernt; er wußte wohl, daß gut Ding Weile hat, und daß Lernen und Leben zweierlei sei.

Heinrich Rückert.

Zur orientalischen Spruchweisheit.

Indische Sprüche. Uebersetzt von Otto Böhtlingk. In einer Blumenlese herausgegeben von seiner Schwester. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 16 Ngr.

Der Orient ist das reichste Geburtsland der Sittensprüche und Sentenzen. Obige Sammlung enthält deren fünfhundert, zusammengetragen aus verschiedenen Werken der Sanskritliteratur. Sie besteht in einem mit sorgfältiger Auswahl gemachten Auszug aus dem großen dreibändigen Sammelwerke*) des berühmten und durch die Ausarbeitung seines Sanskrit-Wörterbuchs um das Studium der indischen Literatur verdienten Uebersetzers. Unter ihnen befinden sich Sprüche des Lyrikers Bhartrihari, Sprüche aus Fabelsammlungen, wie „Hitopadesa" und „Pantschatantra", nebst Sentenzen aus den großen nationalen

*) „Indische Sprüche. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Otto Böhtlingk" (Petersburg 1863—65).

Heldengedichten, dem „Ramajana" und „Mahabharata". Aber auch das alte Gesetzbuch des Manu ist mit herangezogen; nicht minder die reiche Fundgrube didaktischer Schauspiele, wie des Schauspiels vom Aufgange des Mondes der Erkenntniß (Prabodatschandrodaja) und eine Fülle anderer Literaturwerke aus sehr verschiedener Zeit. Wurde dieselbe Sentenz in ältern und neuern Werken zugleich vorgefunden, so ist immer der ältern Form der Vorzug vor der jüngern gegeben worden.

Dieser bunte, theils sinnige, theils phantastische Blumenflor von Sentenzen in seinem interessanten Durcheinander gibt uns eine lebhafte Anschauung davon, wie in den verschiedensten Werken der Sanskritliteratur überall ein gewisser tiefreligiöser, zartsinniger und feinfühlender Charakter sich geltend macht, einerseits angeglüht von den sinnlichen Reizen eines tropischen Klimas, andererseits eine subtile Schulbildung und gewandte Uebung im dialektischen Denken verrathend. Die Sentenzen bestehen großentheils in Sittensprüchen; manche sind poetischen oder epigrammatischen, einige witzigen und scherzhaften Inhalts. Viele sind Ermunterungen zum echtesten Humanismus in ansprechender und eleganter Form. Milde wird hier als die höchste Tugend, Nachsicht als die größte Macht gepriesen; dabei jedoch ebenso sehr auch gefordert, niemals in das geringste Unrecht zu willigen, selbst wenn Verlust des Leibes drohe. Der Wohlwollende betrübt sich beim Anblicke betrübter Geschöpfe, und freut sich beim Anblicke froher; er thut denen Gutes, die ihn gekränkt und beleidigt haben, und hilft andern, wie und wo er nur irgend kann. Der Kluge ist bereit, sogar hundert Goldstücke zu opfern, um nur den Streit zu vermeiden; ohne Veranlassung aber Streit suchen, ist Merkmal des Thoren. Auch die allen Völkern des Erdballs ins Herz geschriebene Sittenregel, nicht andern zu thun, was wir uns von ihnen nicht selbst angethan wünschen, fehlt hier nicht.

Eine Anzahl Sprüche warnen vor Götzendienst und Aberglauben, indem sie anrathen, den Gott nicht im Holze, im Steine, im Thongebilde, sondern im Gemüthe zu suchen, und ermuntern dabei zur Herzensreinigkeit. Denn nicht durch heilige Abwaschungen mit Wasser werde das Herz rein, sondern in den Wellen des Mitleids, am Ufer des edeln Charakters, auf dem Badeplatze der guten Werke seien die Abwaschungen im eigenen Innern zu verrichten. Dabei wird ein vorzügliches Gewicht gelegt auf Treue, Festigkeit und Beständigkeit in den Freundschaften, auf Friedensliebe, Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit, und in den stärksten Ausdrücken gewarnt vor sinnlichen Ausschweifungen, wie z. B. in folgendem Spruch:

37. Fliehe schon von fern, o Freund, vor dieser von Natur furchtbaren Schlange Weib; seine Seitenblicke sind ihres Giftes Feuer, seine muthwillige Ausgelassenheit ihre aufgeblasene Haube... Die von einer gewöhnlichen Schlange Gebissenen können durch Arzneien geheilt werden; wen die bewegliche Schlange Weib gepackt hat, den geben die Beschwörer auf.

Man ist gewohnt, sich die indische Moral als eine quietistische vorzustellen, welche der religiösen Beschaulichkeit einen übermäßigen Werth beilegt und dagegen die Energie des praktischen Handelns auf eine nicht zu billigende Weise in den Hintergrund treten läßt, und auch hier fehlt es nicht an Sentenzen, welche dem Quietismus huldigen, z. B.:

437. Wer nicht entsagt, gelangt nicht zur Freude; wer nicht entsagt, findet nicht das Höchste; wer nicht entsagt, schläft nicht ohne Furcht: darum entsage allem und werde froh.

Dabei ist man jedoch überrascht, auch sehr bedeutenden Gegenstimmen zu begegnen, wie z. B.:

395. Schwächlinge preisen das Schicksal, nicht die Menschenarbeit; Helden hingegen schlagen durch Menschenarbeit das Schicksal nieder, indem sie sich ohne Unterlaß anstrengen.

97. Das Glück kommt zum herzhaften Manne, der Mühe nicht scheut; „das Schicksal soll es geben!" sprechen elende Wichte. Schlage das Schicksal nieder, und thue nach Kräften, was du als Mensch selbst zu thun vermagst; wenn es trotz angewandter Mühe nicht gelingt, trifft dich keine Schuld.

Vorzüglich anziehend sind die Sprüche, welche zur Treue in der Freundschaft ermuntern. Zur nähern Charakteristik dieses im indischen Wesen sehr hervorstechenden Zugs mögen folgende hier Platz finden:

74. Die Freundschaft guter Menschen gleicht einem Strome: am Anfange ist sie unbedeutend, in der Mitte stark angewachsen, mit jedem Schritte dehnt sie sich weiter aus, und ist sie einmal im Gange, so geht sie nimmer rückwärts.

84. Wie die Schatten am Nachmittag sich von denen des Vormittags unterscheiden, so die Freundschaft der Guten von der der Bösen. Jene ist zuerst schwach und wird später mächtig, diese ist im Beginn groß und nimmt allmählich ab.

124. Die Weisen rühmen eine Freundschaft, wie sie zwischen Milch und Wasser besteht: die Milch macht das Wasser zu Milch, und im Feuer opfert sich dafür das Wasser.

469. Ein Sangata-Bündniß, welches das ganze Leben hindurch währt, gleichen Zwecken dient, und weder im Unglück, noch im Glück, noch bei irgendeiner Veranlassung gebrochen wird, nennen diejenigen, die sich auf Bündnisse verstehen, das goldene Bündniß, weil es vorzüglich wie Gold ist.

Wer das indische Wesen in seiner hohen weltgeschichtlichen Stellung zu würdigen versteht, wird es der Herausgeberin Dank wissen, aus den reichen Fundgruben ihres Bruders diese für jedermann leicht zugängliche Blütenlese veranstaltet zu haben.

Feuilleton.

Notizen.

Von dem „Neuen Pitaval", welchen A. Bollert fortführt (Leipzig, Brockhaus, 1869) ist das erste Heft des vierten Bandes der Neuen Serie erschienen, welches eine ausführliche Darstellung der Fenier-Verschwörung von 1867 und 1868 enthält. Der fünfte Band der ebenfalls von Anton Bollert herausgegebenen „Interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Eine Auswahl für das Volk aus dem Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus, 1869) bringt einige sehr interessante geschichtliche Darstellungen: „Die Fulververschwörung", „Ein englisches und ein nordamerikanisches Kriegsgericht über Admiral Byng und Major John André", stellt außerdem die Ermordung zweier Künstler, Winckelmann's und des Malers Gerhard von Kügelgen, dar und schildert überdies Cagliostro und Cartouche nach den besten Quellen.

Von der „Geschichte des preußischen Staats" von Felix Eberty ist jetzt der dritte und vierte Band erschienen (Breslau, Trewendt), welche die erste Hälfte der Regierung Friedrich's

des Großen, die Schlesischen Kriege und den Siebenjährigen Krieg behandeln und eine lebendige Darstellung der Hauptereignisse und Hauptschlachten geben.

Die „Gedichte" von Karl Wilhelm Bay (Leipzig, O. Wigand, 1869) sind in einer dritten Auflage erschienen, welche mit mancher ansprechenden Liederblüte vermehrt ist.

Von Friedrich Bodenstedt's „Gesammelten Schriften" ist jetzt der zwölfte Band ausgegeben worden, welcher unter dem Titel „Aus Ost und West" sieben Vorlesungen enthält: „Ueber slavische Volkspoesie", „Der Komet in Moskau", „Peter der Große", „Die Stellung der Frauen im Orient und Occident", „Ueber Shakspeare und die altenglische Bühne", „Das russische Theater in seiner socialen Bedeutung". Es waren das wissenschaftliche Vorträge aus jenem Cyklus, welche auf Veranstaltung des Professors von Liebig in München alljährlich im Spätsommer von einem Kreise befreundeter Gelehrten vor einem gebildeten Publikum aller Stände gehalten wurden. Da Bodenstedt in Rußland und Altengland zu Hause ist, so ruht der Inhalt der Vorträge auf gediegener Grundlage; eine elegante und geschmackvolle Form versteht sich bei dem Dichter des Mirza-Schaffy von selbst. Mit diesem Bande ist die Sammlung der Bodenstedt'schen Schriften zum Abschluß gediehen.

Die „Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung", von Ernst Kapp, ist in verbesserter Auflage erschienen (Braunschweig, Westermann, 1868). Wir glauben dem gebildeten deutschen Publikum einen Dienst zu erweisen, wenn wir es auf dieses in seiner Art einzige Werk aufmerksam machen. Dasselbe erschien in erster Auflage im Jahre 1845 unter dem Titel: „Philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens in ihrem innern Zusammenhange", und wurde schon damals von competenter Seite als die bedeutendste Leistung im Ritter'schen Geiste in Bezug auf allgemeine Geographie begrüßt. Ungleichheiten und Mängel, welche damals der Behandlung des Stoffs noch anhafteten, sind in der neuen Bearbeitung glücklich beseitigt, und kann letztere als ein Muster eleganter und fesselnder Darstellung bezeichnet werden. Nach einer trefflichen Einleitung über die Geschichte der geographischen Wissenschaft zerfällt das Werk in drei Abschnitte: physische, politische und Culturgeographie. Ersterer enthält nur den ganz allgemeinen Theil der physischen Geographie, deren specielle Darstellung soweit als nöthig in die politische Geographie verwebt ist. Der Schwerpunkt fällt in die beiden letzten Abschnitte, von denen die politische Geographie den Einfluß der Erde auf den Menschen, die Culturgeographie den Einfluß des Menschen auf die Erde darstellt. Wenn letztere bei der Neuheit des Versuchs mehr als interessante Skizze gehalten ist, so behandelt der zweite, bei weitem umfangreichste Abschnitt bei einer Fülle der befruchtendsten Ideen die Culturgeschichte von der Seite ihrer Naturbestimmtheit in so geistreicher Weise, daß niemand, der sich für Philosophie der Geschichte interessirt, das Buch ungelesen lassen sollte; auch bietet dasselbe dem Politiker der Gegenwart wichtige Fingerzeige, die um so mehr Beachtung verdienen, als sie sich auf die unverrückbaren Naturgrundlagen des staatlichen Lebens stützen.

In 50 Exemplaren als Manuscript gedruckt erscheint soeben bei Stargardt in Berlin: „Ein Brief von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Goethe zu dessen Geburtstage den 28. August 1831, herausgegeben von Loeper." Der Brief, nach Mendelssohn's Rückkehr aus Italien in Luzern an Goethe am 28. August 1831 geschrieben, darf als erste charakteristische Probe jener verborgen gebliebenen Correspondenz ein allgemeines Interesse beanspruchen, obwol er nur in einer gewissen Unvollständigkeit mitgetheilt werden kann. Seine Entdeckung verdankt er einer Stelle in den von Eduard Devrient herausgegebenen Briefen Mendelssohn's.

Bibliographie.

Arneth, A. Ritter v., Joseph II. und Katharina von Russland. Ihr Briefwechsel. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Backhaus, S., Die Erde wird einen zweiten Mond bekommen, der ihr näher liegt, als der erste. Kosmogenisches Gedankenbild, bewiesen durch die Data der Natur und Wissenschaft. Berlin, Cohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Beckhaus, W., Aus der Jugendzeit. Ausgewählte Gedichte. Leipzig, Lißner. Gr. 16. 10 Ngr.

Borberger, Schiller und Haller. Eine Abhandlung. Erfurt, Keyser. Gr. 4. 3 Ngr.

Brandt, H. v., Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinr. v. Brandt. 2ter Thl.: Leben in Berlin, Aufstand in Polen, Sendung nach Frankreich 1828—1833. Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen seines verstorbenen Vaters zusammengestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Buisson, F., Das freie Christenthum und die Kirche der Zukunft. Ein Vortrag. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 8 Ngr.

Cora, die Königin der Gauklertruppe. Vom Verfasser von „die Afrikanerin", „das vergiftete Halsband". Nach dem Englischen. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Endert, C. van, Der Gottesbeweis in der patristischen Zeit mit besonderer Berücksichtigung Augustins. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 26 Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Valerie. Roman in 4 Thln. Breslau, Trewendt. 8. 6 Thlr.

Hillt, G., Unter der rothen Eminenz. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Exped. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hoefer, C., Zwei Familien. Eine Erzählung in 2 Bdn. Breslau, Trewendt. 8. 3 Thlr.

Hohndorf, Luise, Frauenleben und Frauenberuf. In Briefen. Berlin, E. Müller. Gr. 8. 27 Ngr.

Holtei, K. v., Eine alte Jungfer. Roman. Breslau, Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jäger, G., Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. 5 Vorträge. Stuttgart, Thienemann. Gr. 8. 21 Ngr.

Jäger, W., Künstlerstreiche. Roman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Jókai, M., Die Narren der Liebe. Roman. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Ungarischen übersetzt von C. Glatz. 3 Bde. Pest, Rath. 8. 2 Thlr.

Lauth, F. J., Die geschichtlichen Ergebnisse der Aegyptologie. Vortrag. München, Franz. Gr. 4. 10 Ngr.

Liebmann, O., Ueber den objectiven Anblick. Eine kritische Abhandlung. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Wilhelm Lübke und Eduard Hanslick über Richard Wagner. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 4 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Brief an Goethe zu dessen Geburtstage den 28. August 1831. (Herausgegeben von v. Loeper.) Berlin, Stargardt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der Mensch. Prinzipien und Ideen zu seinem Leben. Staat und Religion. (Von J. Müller.) Leipzig, Leiner. Gr. 8. 12 Ngr.

Neergaard, C. B. v., Die Demokratie, der Socialismus und das Christenthum. Sind dies Gegensätze oder nicht? Kiel, v. Maack. 8. 1½ Ngr.

Unmusikalische Noten zu Richard Wagner's „Judenthum in der Musik". Von C..... München, Neubürger u. Kolb. Gr. 8. 6 Ngr.

Plath, J. H., Nahrung, Kleidung und Wohnung der alten Chinesen. München, Franz. 1868. Gr. 4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Preger, W., Meister Eckhart und die Inquisition. München, Franz. Gr. 4. 18 Ngr.

Raebiger, J., Die Entwickelung der Theologie zur Wissenschaft. Breslau, Hirt. Gr. 8. 6 Ngr.

Reinhardt, C., Dintenklexe in Form humoristischer Skizzen. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Exped. 8. à 20 Ngr.

Schlegel, C., Ueberschlickliche Darstellung der Geschichte Gotha's von Begründung der Stadt an bis Ende des Jahres 1866. Chronologisch geordnet mit kurzer Beschreibung der Hauptbegebenheiten. Gotha, Glaeser. Gr. 8. 18 Ngr.

Schmidt, C. W., Die stetige Senkung des Weltmeeres auf der nördlichen Halbkugel der Erde und der Südpolar-Welttheil. Ein in dem naturwissenschaftlichen Vereine zu Trier am 20. April 1868 gehaltener Vortrag. Trier, Groppe. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Fürstengeschichten. Berlin, Hausfreund-Exped. 8. 20 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, F. Freiligrath, O. Gildemeister, P. Heyse, H. Kurz, A. Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. — Siebzehntes Bändchen: König Heinrich der Sechste. Dritter Theil. Uebersetzt von O. Gildemeister. — Achtzehntes Bändchen: Ein Sommernachtstraum. Uebersetzt von F. Bodenstedt. Leipzig, Brockhaus. 8. Jedes Bändchen 5 Ngr.

Simson oder Leben, Thaten und Ende eines alttestamentarischen Burschen. Für alle Freunde des Humors in zierliche Reime gebracht von L. K. Stuttgart, Adc. Br. 8. 3 Ngr.

Supinator Longus, College Schnepper oder die Höllensteinpupille. Species dramaticae in 3 Aufgüssen für Aerzte, Apotheker und Naturforscher beider Hemisphären. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 10 Ngr.

Tauber, J. S., Quinten. Kleine Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Thomassen, J. H., Enthüllungen aus der Urgeschichte oder: Existirt das Menschengeschlecht nur 6000 Jahre? Die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen über die Ur- und Entwickelungsgeschichte der Menschheit, in allgemeinverständlicher Darstellung. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 18 Ngr.

Balladier, R., Das brutale Rom. Skizzen und Characterbilder aus dem wirklichen Leben. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Hausfreund-Exped. 8. 20 Ngr.

Vivenot, A. Ritter v., Thugut, Clerfayt und Wurmser. Original-Documente aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archiv und dem k. k. Kriegs-Archiv in Wien vom Juli 1794 bis Februar 1797. Mit einer historischen Einleitung. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Weber, M. M. v., Werke und Tage. Gesammelte Aufsätze. Weimar, B. F. Voigt. Gr. 16. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Blicke
in die intellectuelle, physische und moralische Welt
nebst Beiträgen zur Lebensphilosophie.

Von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte Verfasser hat in diesem Werke eine Fülle von Gedanken und Betrachtungen über die mannichfachsten Gegenstände der Wissenschaft und des Lebens niedergelegt, die in ähnlichem Verhältniß zu seinen übrigen Schriften stehen, wie Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena" zu dessen Schriften. Wegen der Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung ist das Werk besonders geeignet, philosophische Bildung auch in dem weiten Kreise gebildeter, nach tieferer Erkenntniß strebender Laien zu verbreiten.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. Geh. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. Geh. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das sittliche Leben. Ethische Studien. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Commentaire
sur les Éléments du droit international et sur l'Histoire des progrès du droit des gens de
Henry Wheaton.

Précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton.

Par **William Beach Lawrence,**

Ancien ministre des États-Unis d'Amérique à Londres, auteur du «Droit de visite en temps de paix» etc.

Tome second. 8. Geh. 2 Thlr.

Dem 1868 erschienenen ersten Theil dieses lang erwarteten Commentars zu den zwei bekannten, bereits in vierter Auflage vorliegenden Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton über das Völkerrecht folgt hiermit der zweite Theil. Wie in dem ersten, gibt der Verfasser auch hier nicht blos Zusätze und Erläuterungen zu jenen Werken, sondern er führt zugleich die Geschichte und die verschiedenen Materien des Völkerrechts bis auf die neueste Zeit fort.

Die beiden Werke Wheaton's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS EN EUROPE ET EN AMÉRIQUE DEPUIS LA PAIX DE WESTPHALIE JUSQU'A NOS JOURS. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ein Sommernachtstraum.

Von

William Shakespeare.

Uebersetzt von **Friedrich Bodenstedt.**

Mit Einleitung und Anmerkungen.

König Richard der Dritte.

Von

William Shakespeare.

Uebersetzt von **Otto Gildemeister.**

Mit Einleitung und Anmerkungen.

Die zwei Stücke bilden das 18. und 19. Bändchen von:

William Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

Das 1.—17. Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.
Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz.
Viel Lärmen um Nichts. Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.
König Richard der Zweite. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Macbeth. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Heinrich der Vierte. Zwei Theile. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Romeo und Julia. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
Coriolanus. Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.
Timon von Athen. Uebersetzt von Paul Heyse.
König Heinrich der Fünfte. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Der Kaufmann von Venedig. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Heinrich der Sechste. Drei Theile. Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Jedes Bändchen geheftet 5 Ngr., cartonnirt 7½ Ngr.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiedergeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und die Verlagshandlung hat im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 3. Juni 1869.

Inhalt: Neue Romane und Novellen. Von Rudolf Gottschall. — Neuere dramatische Literatur. Von Feodor Wehl. (Fortsetzung.) — Militärischer Büchertisch. Von Karl Gustav von Berneck. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane und Novellen.

1. Die Tochter der Alhambra. Historischer Roman in drei Büchern von Arthur Stahl. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser oder vielmehr die Verfasserin dieses Romans hat durch ihre geistreichen spanischen Reisebilder gezeigt, daß sie es mit dem geschichtlichen Roman nicht so leicht nimmt, wie dies meist zu geschehen pflegt, sondern daß sie die sorgfältigsten, auf eigener Anschauung beruhenden Studien der Localitäten, der Städte, Landschaften und Volkssitten für unerlaßlich hält, um einen Roman in dies sorgfältig entworfene geschichtlich-topographische Netz hineinzuzeichnen. In der That bedarf der geschichtliche Roman, als ein Culturgemälde, derartiger Studien, wenn sein Colorit nicht phantastisch sein, sondern treu die Nation und das Zeitalter widerspiegeln soll.

Die Heldin des Romans ist Maria de Padilla, die Gattin jenes Juan de Padilla, welcher als Führer der Communeros in der Volksbewegung gegen Karl V. eine hervorragende Rolle spielte und nach der verlorenen Schlacht von Villalar den Tod durch Henkershand erlitt. Seine heldenmüthige Gemahlin setzte das von ihm begonnene Werk fort und vertheidigte den Alcazar von Toledo gegen die Uebermacht des Feindes, der sie zuletzt weichen mußte. Mit ihr versank die Freiheit Castiliens! In der Poesie der Spanier lebt Maria de Padilla fort als eine jener Heiligen in den Legenden der Freiheit, denen vielfach unterdrückte Nationen einen Geheimcultus zu weihen pflegen. Eine moderne Schriftstellerin aber mußte sich zu dieser „Tochter der Alhambra" besonders hingezogen fühlen. Der ritterlichen Amazonen gibt es genug in der Weltgeschichte, von den Penthesileen des Alterthums bis zu der Jeanne d'Arc des Mittelalters, und viele geistig bedeutende Frauen saßen auf Königsthronen; aber gering ist die Zahl derjenigen Frauen, welche sich waffneten, um für die Freiheit der Völker zu kämpfen, und unter diesen sind die namhaftesten aus der Zeit der Französischen Revolution mehr mit dem Dolch und dem Wort gewaffnet als mit dem Schwert, und einige wieder so medusenhaft wild, daß die Muse der Romandichtung vor ihnen zu versteinern droht. Maria de Padilla aber wahrt in den Kämpfen ihre Weiblichkeit; um ihren Gatten zu rächen, um sein Werk zu vollenden, greift sie zum Heldenschwert.

Arthur Stahl ist eine Schriftstellerin von Geist, von lebendiger Phantasie, von politischer Begeisterung — Eigenschaften, welche sie befähigen, große geschichtliche Tableaux zu entwerfen, in denen der warme Pulsschlag des historischen Lebens vibrirt. Vorzüglich gelungen ist ihr das spanische Colorit. Welcher poetische Zauber umschwebt ihre Schilderungen der Alhambra, wie pittoresk liegt das Felsennest Toledo mit seiner hochragenden Burg vor unsern Augen! Welche echt spanische Figuren sind der Page und die Duenna, welche komische Gravität und welche Fülle volksthümlicher Weisheit, die uns namentlich aus der reichen Flora spanischer Sprichwörter entgegenathmet!

Landschaft, Costüm und Genre sind von stimmungsvollster Haltung in dem vorliegenden Roman; aber auch in der Haupthandlung, in den Haupt- und Staatsactionen im Rathssaal und auf dem Schlachtfeld, wie in dem Seelengemälde der Heldin und der Helden zeigt sich eine anerkennenswerthe Kraft markiger Darstellung und psychologischer Vertiefung.

Der Roman enthält eine doppelte Wandlung, welche psychologische Auffassung und Durchführung nöthig macht. Zunächst im Charakter der Heldin selbst — Maria de Padilla ist anfangs das liebende Weib, und erst das tragische Schicksal des Gatten drängt sie hinaus in die Welt der geschichtlichen Thaten. Diese Wandlung ist durch den Gang auf das Schlachtfeld, durch die Leichenweihe bei dem Hingerichteten einleuchtend motivirt. Von da an gewinnt die Darstellung einen romantischen Schwung.

Wie die Amazone von Toledo den Commandanten des Alcazar gefangen nimmt; wie sie die Geistlichen im Kapitelsaal einsperren läßt, um von ihnen zur Waffnung des Aufstandes Gut und Geld der Kirche zu erlangen; wie sie heldenmüthig gegen die königlichen Truppen kämpft und zuletzt durch eine unterirdische Mine die Festung in die Luft sprengt: das wird uns alles in lebhafter und doch glaubwürdiger Weise erzählt, und diese Chronik des weiblichen Heroismus erregt unsern innigen Antheil.

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn die Verfasserin ihre Heldin hätte untergehen lassen zugleich mit der Feste, die sie in die Luft sprengt. Die Weiterführung der Handlung ist abenteuerlich bunt, vielbewegt und romanhaft in des Wortes verwegenster Bedeutung; aber trotz der Ueberraschungen, die uns bereitet werden, scheinen uns die Schlußkapitel gegen den strengen und großen Stil der vorausgehenden abzustechen. Eine Fülle sich überstürzender Begebenheiten dringt auf uns ein. Das Erscheinen des Königs Franz II. im Alcazar von Toledo, die Entführung der Maria de Padilla durch die geheimnißvollen Gänge, durch welche uns die Verfasserin allerdings in vorbereitender Schilderung schon früher geführt hat, die Abenteuer der Reise, die Begegnung mit König Kurt, die Flucht aus dem Schlosse des Franzosenkönigs, die geheimnißvolle Grotte der Hexe Beata, das Schloß des bekehrten Ignaz von Loyola, der Tod der Heldin durch eine zusammenstürzende Säule der Moschee von Cordova, die auf Befehl des Königs niedergerissen wird — das bildet eine bunte Welt von Begebenheiten, die phantasievoll ausgemalt sind, aber doch dadurch das Bild der Heldin in Schatten treten lassen, daß diese in allen mehr passiv erscheint, nachdem wir uns in Toledo an ihrem energischen activen Auftreten erfreut hatten.

Die zweite, psychologisch interessante Wandlung betrifft den Stifter des Jesuitenordens, Ignaz von Loyola, der uns anfangs als ein lebenslustiger, wüster Offizier vorgeführt, doch nach seiner Verwundung in einem Treffen zur Inbrunst geistlicher Andacht bekehrt und zur Stiftung seines geistlichen Ordens angeregt wird. Diese Uebergänge sind von Arthur Stahl fein gezeichnet; der Magdalenencultus, der das verwundete Weltkind umgibt, hat poetischen Reiz.

Durch dies Werk hat Arthur Stahl einen Platz unter den bessern historischen Romanschriftstellern der Gegenwart rühmlich erobert; und unter den deutschen Schriftstellerinnen wird es wenige geben, die einer so ernsten Vertiefung in den geschichtlichen Geist, einer so sorgsamen Herausarbeitung des historischen Lebens fähig sind.

Von den einzelnen Schilderungen gehört die Hochzeit auf der Alhambra und die Vertheidigung von Toledo zu den Prachtstücken eines mit reicher Farbenpracht und in großen Zügen malenden Pinsels. Von der Darstellung der erstern theilen wir zur Probe den Anfang mit:

Seit den Tagen des Königs Boabdil hatten die öde gewordenen Prachtsäle der Alhambra nicht ein so strahlendes Fest gesehen, als an diesem Abend zur Vermählungsfeier. Der Graf von Tendilla, sonst als ein alter Kriegsheld so einfach in seinen Gewohnheiten, hatte an diesem Tage den Glanz und die Ehre seines illustren Hauses zu repräsentiren, so forderte es die spanische Sitte, und alle Familien der andalusischen Geschlechter, welche Ansehen hatten, waren geladen. Man achtete damals der Entfernungen nicht und tagereisenweit kamen sie herbei, die edeln Ritter und die schönen Damen, die letztern voll heiterer Neugier, die Stätten der Alhambra, in welchen die prächtigen Sultaninen gewohnt hatten, in ihrem ehemaligen Glanz zu sehen, unter den Rittern manch einer, der mit dem Grafen von Tendilla die Belagerung des königlichen Granada erlebt und gesehen hatte, wie der stolze Halbmond sank und zum ersten mal die Banner von Castilien auf den Thürmen der Alhambra wehten... Aber nicht allein die christliche Ritterschaft verherrlichte mit ihrem Gepränge das Hochzeitsfest, welches der Gouverneur der Alhambra seiner Tochter gab; auch die edeln Familien der Mauren, die, einst mächtig, noch in Vergessenheit und Armuth in den Alpujarren lebten, hatten Einladungen empfangen und waren gekommen. Denn obwol sie alle Strenge des Grafen empfunden hatten, solange es sich um Kriegsrecht handelte, so sehr hatten sie im einzelnen Beweise, wie Tendilla stets die persönliche Tüchtigkeit auch des Gegners schätzte und durch feinfühlende Großmuth die Wunden zu heilen versucht hatte, an welchen gerade die Edelsten des Stammes tödlich verbluteten. Und so suchten sie denn aus der Vergessenheit noch einmal den prächtigen Schmuck hervor, das glänzende Geschmeide, die herrlichen Waffen, und die Helden wogen noch einmal in ihren Händen mit der Melancholie der Hoffnungslosigkeit die Damascenerklingen, welche, wie das Schwert des Königs Boabdil, unthätig in ihrer Scheide steckten. So zogen sie ein, die letzten des unglücklichen Volks, dessen Bahn durch die Geschichte Spaniens sich dahinzieht wie der glänzende Schweif eines Kometen, zum letzten mal in die Alhambra, den Traum, das Paradies, das Mekka der Araber, den Mittelpunkt und das Symbol ihrer Herrschaft in Spanien. Und wieder sahen sie die Höfe und Säle des Maurenschlosses, von einem Lichtmeer strahlend, die Flammen sich tausendfach widerspiegelnd in der stillen Wasserfläche des Myrtenhofs, im Tropfenspiel der rauschenden Fontainen des Löwenhofs, in dem goldstrotzenden Prunk des Saals der Abenceragen. Aber wo sonst der Thronsessel des Königs stand, prangte jetzt das Löwenwappen von Castilien und Leon, wo man sonst auf erhöhtem Sitz der Mutter Boabdil's, der heldenkühnen Aixa, fast sklavische Verehrung bewies, nahm jetzt die junge Tochter der Alhambra süß erröthend die Huldigungen zu ihrer Vermählungsfeier entgegen; und die schönen Frauen, denen sonst nach Haremssitte nur erlaubt war, durch das goldene Gitterwerk der Galerien auf die Feste in den Sälen zu schauen; heute flatterten sie wie eine lichte Schar holdseliger Genien durch die Räume und ließen Augen wie Diamanten neben dem prachtvollen Waffenschmuck der Männer blitzen.

Bei allen Vorzügen des Stils, der nach kräftiger und eigenartiger Bestimmtheit strebt und nirgends in lyrischem Farbenduft verschwimmt, finden sich doch mancherlei kleine Incorrectheiten, die zum Theil wol dem Drucke schuld zu geben sind, zum Theil aber auch, wie der Gebrauch einzelner Participialconstructionen und zu häufiger moderner Fremdwörter zu den Eigenthümlichkeiten der Verfasserin gehören. Wir wünschen dem geistreichen Werk eine baldige zweite Auflage, damit eine sorgfältige Revision den Stil von diesen kleinen Mängeln freimache, die ihm anhaften, und seine ernste und gediegene Haltung um so bedeutsamer hervortreten lasse.

2. Sacro Catino. Historische Erzählung von Alfred Meißner. Berlin, Janke. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer in Genua gewesen, kennt die Domkirche von San-Lorenzo. Sie ist auch bei Tage dunkel und wird beständig von einer Menge Lampen beleuchtet die, an unsichtbaren Schnüren herabhängend, den schwebenden Karfunkeln gleichen, die im Märchen des Orients unterirdischen Wunderhöhlen leuchten. Nur allmählich, sagt Meißner in seiner Erzählung, findet sich das Auge zurecht und

gewinnt den Blick auf die drei Schiffe, von weißen Säulen auf schwarzer Basis getragen, und auf die mächtige von ungeheuern Pilastern gestützte Kuppel. Und unter den andern Merkwürdigkeiten der Kirche erwähnt Meißner die goldfunkelnden Altäre, den Hauptaltar mit seinen porphyrnen Säulen und seiner Kolossalstatue der göttlichen Mutter, die aus halbem Dunkel auftauchenden Bilder der Heiligen, das Sparrwerk aus Cedernholz, die kunstvoll sculptirten Beichtstühle, die marmornen Grabmale hinter vergoldeten Eisengittern.

Die größte Merkwürdigkeit der Kirche, ihr Stolz, ihr im Allerheiligsten aufbewahrtes Prachtstück ist der Sacro Catino, ein Smaragd von etwa 16 Zoll im Durchmesser, der für das größte Kleinod der Christenheit galt, für die Schale, welche die Königin von Saba dem Salomon schenkte, und für das Gefäß, in welchem Joseph von Arimathia das Blut des Erlösers auffing.

Meißner's Erzählung behandelt eine Anekdote, die sich an den Sacro Catino knüpft und erweitert phantasievoll die geschichtliche Ueberlieferung. Im Jahre 1766, als Genua Krieg führte mit den rebellischen, von dem tapfern Pascal Paoli geführten Corsen, befand sich die Republik in großer Finanznoth und war nicht im Stande, den rückständigen Sold auszuzahlen. Der Doge war in Verzweiflung. Da kam einer der Finanzmänner auf den Gedanken, den Sacro Catino den Juden zu verpfänden gegen ein Darlehn von 25000 Dukaten. Trotz des Sträubens der Juden, das christliche Heiligthum zu taxiren und zu übernehmen, konnten sie doch dieser Erpressung nicht widerstehen, mußten die Summe aufnehmen und erhielten dafür das Heiligthum in Versatz. Drei Jahre blieb es in ihrem Gewahrsam, und die Republik zeigte geringe Lust, es wieder auszulösen, obwol das Volk es an den Charfreitagen, an denen es ausgestellt zu werden pflegte, schmerzlich zu vermissen anfing. Da setzte sich ein alter Jude, Abraham Cantador, hin, schrieb ein Büchlein über den Sacro Catino unter dem Titel: „Sacro Catino, d. h. die Schüssel aus echtem Smaragd, der Königin von Saba Geschenk an Salomon, durch Fügung der Vorsehung gerettet, unserm Herrn und Heiland beim Nachtmahl zu dienen, nicht minder sein heiliges Blut am Kreuzesstamm aufzunehmen, Genuas köstlicher Besitz, schnöd in Verlust gerathen im Jahre 1766." Er suchte in dieser Schrift das Volk zur Anbetung des Sacro Catino zu fanatisiren. Sie wurde in Venedig gedruckt und erregte bei ihrer Verbreitung in Genua das größte Aufsehen; man fahndete nach dem Verfasser, doch kam man nicht auf die wahre Fährte, indem man ihn statt im Ghetto in irgendeinem Kloster suchte. Die Wirkung war eine außerordentliche, das Volk erhob sich und verlangte den Sacro Catino vom Dogen bei Gelegenheit eines festlichen Umzugs mit Ungestüm. Der Doge mußte versprechen, daß das wunderthätige Kleinod nach wie vor in der Charwoche in der Domkirche von San-Lorenzo zur Verehrung und Anbetung ausgestellt sein werde. Das Pamphlet wurde vom Scharfrichter und seinen Knechten auf einem Holzstoß vor dem Stadthause verbrannt; doch die Regierung mußte ihr gegebenes Wort auslösen. Die Juden bestanden auf völliger Rückzahlung ihres Darlehns, welche auch durch die Verpachtung mehrerer Korallenfischereien und durch ein Anlehen auf den eingehenden Weinzoll getilgt wurde. Das Pfand selbst aber befand sich in England und mußte von dort erst zurückspedirt werden.

Damit waren jedoch die Schicksale des Sacro Catino nicht zu Ende, wenigstens nicht in der Meißner'schen Erzählung. Es tauchen noch zwei andere Sacro Catino auf, von denen der eine sich im Besitz der Prinzessin Beatrix von Montferrat befindet, die ihn sterbend wieder der Republik vermacht, der andere im Besitz eines Spaniers Don Englado. Der erstere wird sogar von der Domgeistlichkeit als der echte abgeholt in die Kirche von San-Lorenzo, nachdem der Finanzminister erfahren, daß das Schiff Liguria, welches den echten bringen sollte, sammt dem Heiligthum gesunken ist. Dies erweist sich indeß später als ein Irrthum. Der Consul Roccato in London, bei dem es in Verwahrung war, hat es nicht, wie er anfangs beabsichtigte, auf die Liguria gegeben, sondern bringt es selbst auf einem andern Schiffe nach Genua. Man mußte nun noch den falschen, der bereits in der Kirche war, mit dem echten vertauschen. Als Verfertiger der neuen Smaragdheiligthümer ergab sich ein Meister chemischer Wissenschaft, Abbé Cepronio, ein frommer Mann, der so wunderthätige Werke im Keller des Juden Simon Rubin vollbrachte!

Warum erzählt uns Meißner diese seltsamen Geschichten? Sie sind amusant, doch das würde für einen Autor wie Meißner nicht genügen. Sie sind in hohem Grade symbolisch bedeutsam und stehen in einer ironischen Beleuchtung, zu welcher der Dichter selbst keine Schlaglichter hinzuzufügen braucht. Die Geschichte der drei Sacri Catini erinnert an die drei Ringe in Lessing's „Nathan" — nur daß man hier durch die Siegel der Republik den echten von den falschen unterscheiden kann. Statt der Toleranz des Nathan predigt uns aber die Geschichte des Heiligthums von Genua jene Toleranz des Interesses, welches mit den Heiligthümern sein Spiel treibt. Ein christlicher Staat verpfändet den Sacro Catino den Juden; ein Jude wiederum wendet sich in einer fanatischen Broschüre an die Christen und preist ihnen den Werth des verpfändeten Palladiums, und ein christlicher Abbé fabricirt mit Hülfe der heidnischen Naturwissenschaft zwei falsche Exemplare des „heiligen Gral", der in der modernen Welt keine Templeisen mehr findet!

Am Schlusse der lebendigen und geistvollen Erzählung theilt uns Meißner selbst die spätern Schicksale des Heiligthums und die shakspearisirende Moral der Geschichte mit:

Der Sacro Catino, der so große Wirren verursacht, hatte noch allerlei, schließlich aber ein trauriges Schicksal. In seiner Eigenschaft als Kolossalsmaragd von unermeßlichem Werth wurde er 1809 von den Franzosen als Kriegsbeute mitgenommen und kam nach Paris, damals eine ungeheuere Lagerstätte geraubter Sachen. Hier lebte als Autorität in chemischen Dingen Charles Marie de la Condamine, bekannt durch die Anekdote, wie er sich bei der Hinrichtung Damiens' unter die Henker drängte und wie ihn, da er zurückgewiesen wurde, der Oberscharfrichter mit den Worten: „Laissez, Monsieur est un amateur!" vorwärts geschoben hatte! Condamine nun erkannte den Catino als gefärbten Glasfluß, aber diese Thatsache wurde abermals verschwiegen, um wieder auf dieses Pfand ein ungeheueres Anlehen zu erheben. Im Jahre 1815 endlich wanderte die heilige Schale nach Genua zurück, war aber mit berechneter Nachlässigkeit so schlecht verpackt worden, daß sie auf dem Wege zerbrach. Die Trümmer wurden, so gut es anging, mit Gold-

draht vereinigt, und so sieht man im heiligen Schrein den Sacro Catino noch heutigentags. Während nun der und jener, welcher seine Geschichte kennt, ihn mit unterdrücktem Lächeln betrachtet, sinken heute noch wie vor 500 Jahren Tausende vor ihm ins Knie, und klarer als sonstwo zeigt sich's im Dom von San-Lorenzo, daß die Dinge, ursprünglich farblos, Farbe und Werth erst gewinnen in unsern Augensternen und nur das sind, was sie uns bedeuten.

3. Die Diamanten der Baronin. Roman von Moritz Hartmann. Zwei Bände. Berlin, Lesser. 1868. 8. 1 Thlr.

Moritz Hartmann sagt in dem Vorwort zu diesem Roman:

Der Verfasser nachfolgender Geschichte hat dieselbe bereits vor einiger Zeit unter anderm Titel und anonym erscheinen lassen. Sein Name hätte damals leicht auf die Fährte der Personen und Begebenheiten führen können, welche ihm in Wirklichkeit den Stoff geliefert. Diese Rücksicht ist seitdem weggefallen, und bereitet sie auch dem Erzähler mancherlei Hindernisse, so hatte diese Selbstbeschränkung vielleicht doch das Gute, daß sie ihn zwang, sich öfter kurz zu fassen, wo ihn sonst der realistische Stoff leicht zu der beliebten Breite und Ausführlichkeit hätte verleiten können, und daß auf diese Weise ein Bild entstand, welches, wie er sich schmeichelt, in engem Rahmen eine lebensvolle Geschichte liefert und eine leidlich weitlangende Fernsicht gewährt. Und wenn nicht Fernsicht, so doch Einsicht in gewisse Standes- und Gesellschaftsverhältnisse, welche dem deutschen Publikum im allgemeinen ebenso unbekannt sind, als Ort und Zeit der Handlung, über welche die Wogen der Ereignisse seitdem mit umgestaltender Gewalt dahingegangen.

Was in diesem Roman auf Thatsachen beruht, was freie Erfindung des Autors ist, wird sich für den Uneingeweihten schwer sondern lassen. Jedenfalls ist er anmuthig und spannend erzählt und nur gegen den Schluß hin etwas überstürzt.

Die Heldin des Romans ist eine französische Emigrantentochter, Gabriele, welche als Gesellschafterin in dem Hause eines Bourgeois-Barons lebt. Bei einem Auflauf der Fabrikarbeiter, welche in das Schloß dringen, geräth das Kästchen mit den Diamanten der Baronin in ihre Hände. Die Baronin will es opfern, um die Menge zu besänftigen. Gabriele bemächtigt sich desselben, probirt die Diamanten an, wobei sie von ihrem Bräutigam, Graf Egon, überrascht wird, will den Schatz zur Nachtzeit vergraben, wird dabei von dem Schullehrer belauscht, der als Rebell im Schloßthurm des Parks gefangen sitzt. Sie befreit ihn, macht ihn insoweit zum Vertrauten ihres Geheimnisses, daß sie das Kästchen, in welchem sie werthvolle Documente vermuthen läßt, in seine Hand gibt. Später wird es dann der Baronin zurückerobert, nachdem der Baron selbst bankrott gemacht und sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hat.

Uns erscheint diese Hauptintrigue des Romans nicht überzeugend genug motivirt. Als die Baronin das Kästchen hergibt mit den Worten: „Vertheilt den Schmuck unter die Leute" — da läßt der Autor „zwei Hände" nach dem Kästchen greifen. Sollte die Baronin nicht gewußt haben, wem sie das Kästchen übergab? Ein so wichtiger Vorgang bleibt im Halbdunkel, weil volles Licht das Interesse an der weitern Entwickelung der Begebenheiten beeinträchtigen würde. Ferner erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß Gabriele das Kästchen dem Schullehrer anvertrauen würde. Unter dem Vorgeben, daß wichtige Documente in demselben enthalten seien, konnte sie es ebenso gut vergraben. Eine andere Erfindung oder Wendung wäre um so wünschenswerther gewesen, als gerade das Verhältniß, in welches Gabriele zu dem Schullehrer geräth, einen widerlichen Eindruck macht. Man läßt es sich gefallen, daß die schöne Französin außer dem Grafen Egon, den sie sich als officiellen Gatten reservirt, noch dem Bankierbaron und dem Fürsten Victor ihre Liebe hingibt; aber daß sie auch einem Plebejer erlaubt, ihr Liebe zu bekennen und an ihre Neigung zu glauben: das streift dieser Gestalt den letzten Reiz ab, der in ihrer imposanten Vornehmheit, in ihrer prunkvollen Schönheit besteht; sie durfte nicht in den Freundeskreis der „Siruplise" herabgezogen werden.

In glücklichem Contrast neben Gabriele steht die Baronin Mathilde und die Gärtnerstochter Marie, beides echt weibliche Gestalten; die Baronin, von der liebenswürdigsten Unbefangenheit und Arglosigkeit, „eine Nachtwandlerin, die man nicht wecken darf", die aber, einmal geweckt, edle Entschlossenheit zeigt; Marie, eine moderne Sakuntala, wie sie gleich in der ersten Begegnung mit ihrem künftigen Gatten Alfred geschildert wird:

Eine helle weibliche Stimme, die aus der Ferne rief, weckte ihn. Valentin! scholl es lockend, und als er die Hand von den Augen nahm, sah er das junge Reh, das mit raschen Sprüngen über die Felsblöcke setzte und der rufenden Stimme nacheilte. Unwillkürlich erhob er sich und folgte dem schönen Thiere, das immer rascher durch die Tannenbäume über den Rasenplatz, durch die Fliederbüsche sprang und endlich mit einem Satze jenseit eines blütenvollen Gehegs verschwand. Alfred folgte ihm langsamen Schritts bis an das Gehege, das ihm kein weiteres Vordringen verstattete. Mit Mühe bog er die Zweige auseinander, und es bot sich ihm ein Schauspiel dar, das ihm ein überraschtes: Ah! abzwang. Abgeschnitten vom Park, in einer hohen Umfriedigung, deren eine Seite ganz von Gewächshäusern gebildet war, that sich ihm eine wunderbare, glut- und farbenvolle Blumenwelt auf. Pflanzen aller Zonen erfüllten den Raum, die Wände rings herum, Beete und Gestelle, Wasserbecken und rinnende Bäche. Aus den offenen Gewächshäusern streckten Palmen ihre breiten Fächer hervor; an ein kleines Haus im Hintergrunde wucherte es dicht und üppig von Schlingpflanzen mit Blüten jeder Farbe, und auf der kleinen Treppe, die aus diesem grünen Neste herabführte, saß ein junges Mädchen, und im Schoße dieses jungen, blonden, lieblichen Mädchens lag das Reh, das Alfred wie einen irrenden Ritter hierhergeführt hatte. Bei diesem Anblick wurde es Alfred ganz schwül zu Muthe, es war in der That zu viel, was er im Lauf so weniger Stunden erlebte und zwar ohne großes Ereigniß. Was ging mit ihm vor, daß er plötzlich in eine solche Welt voll Schönheit versetzt wurde! Abgesehen von Schloß, Park und Garten bekam er hier nichts als Schönheit auch in Menschengestalt zu sehen. Die Baronin war elegant, freundlich, voll Milde und Güte, und dabei die anmuthigste Frauengestalt; eine große, eine imposante Schönheit war Gabriele, und nun saß, in herrlichster Umgebung wie in einem Märchen, wie in einer Arabeske von Schwind, ein einfaches Mädchen aus dem Volke vor ihm, offenbar die Tochter des Gärtners, die ihm die Poesie selber schien, obwol sie nur ein einfaches kattunenes Kleidchen umhatte und obwol sie eigentlich weniger schön war als die Baronin, und viel weniger schön als Gabriele. Sie hatte ein etwas breites und ziemlich starkes, sonnverbranntes Gesicht, aber der große Mund lächelte und scherzte, als sie mit dem Reh spielte, wie die Unschuld selber, und die großen, überaus großen Augen blickten unter den langen, dunkeln Wimpern so offen und froh in die Welt hinein, als ob sie nie etwas Häßliches, Abstoßendes oder Erschreckendes gesehen hätten. Man sah es diesen Augen gewissermaßen an, daß sie, wie die Umgebung bezeugte, nur Schönes zu sehen gewohnt waren; daß sie sich gewöhnt hatten, in die Welt zu blicken, wie man in einen offenen Blumenkelch blickt.

Alfred selbst ist ein liebenswürdiger „Hauslehrer", wie sie jetzt in Romanen Mode sind, edel, tapfer, sich opfernd für dies Haus, indem er den aufständischen Fabrikarbeitern muthig entgegentritt, aber auch das Einschreiten des Militärs verhindert, Gabriele entlarvt und in jeder Weise die Hand der reizenden Sakuntala verdient, nachdem sein Herz eine Zeit lang zwischen ihr und der Baronin geschwankt hat.

Von den andern Charakteren ist namentlich der Gärtner Van der Sluy eine tüchtige Figur. Auch der Baron ist scharf gezeichnet; nur sind die innern Widersprüche des Charakters, das Edle und Unedle, nicht in überzeugender Weise ausgeglichen.

Die Darstellung athmet jene Grazie, welche die Schriften Moritz Hartmann's in Vers und Prosa charakterisirt.

4. Fiamma. Roman von Günther von Freiberg. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In Günther von Freiberg dürfen wir, wie in Arthur Stahl, eine Dame vermuthen, und in diesem psychologischen Künstlerroman, der uns die Stadien einer verzehrenden Leidenschaft schildert, verleugnet sich die weibliche Verfasserin weit weniger als in jenem historischen und in großem Stil gehaltenen Werke, welches von politischer Begeisterung durchdrungen ist. Uebrigens dürfen wir die beiden deutschen Verfasserinnen in Italien suchen, die eine an den Ufern des Lago-Maggiore, die andere am Arno in der Haupt- und Residenzstadt des neuen Italien.

Die Liebe eines Künstlers zu einer problematischen Frauennatur ist das Thema des Romans „Fiamma", und da diese Liebe zu gar keinen abenteuerlichen Verwickelungen, zu keinen bedeutenden Katastrophen führt, so gehört eine beachtenswerthe Kunst der Darstellung dazu, uns zwei Bände hindurch für eine einzige Leidenschaft zu interessiren, für welche die übrige Welt nur insoweit existirt, als sie in Beziehung zu derselben steht. Der Maler Salvator lernt in Bad Ragatz die Generalsnichte Fiamma kennen, die für seinen Namen und seine Kunstleistung begeistert ist; er faßt eine heftige Neigung für dieselbe, welche dem Anschein nach von ihr erwidert wird. Die Spaziergänge in der Alpenwelt, der Hintergrund der Gebirgslandschaft, der freie Verkehr des Badelebens, die Gesellschaftsabende, bei denen ein Violinvirtuos eine dämonische Rolle spielt — das wird uns ebenso anziehend geschildert, wie später das Salonleben der Residenz, aus welchem das in der feinsten Gesellschaft heimische Flämmchen immer herüberzüngelt nach dem Atelier des Malers, nach dem Museum, wo es selbst seine Staffelei aufschlägt, um dem Meister stets nahe zu sein, und nach bürgerlichen Kreisen, Spazierfahrten, Waldpartien. Doch der Liebestraum des Künstlers nimmt ein jähes Ende; Flämmchen reist nach Italien, wo sie einem creolischen Vetter, dem sie schon lange halb und halb anverlobt ist, einem Millionär und „schönen Mann", Herz und Hand reicht. Der vergessene Maler kommt noch zurecht, um seine Illusion rechtzeitig zu begraben und getröstet ein neues Leben zu beginnen.

Die „Fiamma" ist eine trefflich gezeichnete Frauennatur, deren geniale Capricen, künstlerische Launen und Anwandlungen der Empfindung nicht stark genug sind, den Bann zu brechen, der in den überkommenen Gesellschaftskreisen sie umfängt. Dieser Conflict ist immer nur durch bezeichnende Situationsmalerei geschildert, nicht durch Reflexionen, die uns in das innere Leben der Heldin einführen. So erscheint der Bruch mit der Vergangenheit am Schluß und die vornehme Indifferenz gegen ein Verhältniß, das solange mindestens doch ihre Phantasie beschäftigt hat, etwas gewaltsam, weil die vermittelnden Uebergänge ihrer Seele mehr angedeutet sind als ausgeführt. Wir dürfen errathen und ergänzen, das Problem bleibt noch immer ein halbverschleiertes Geheimniß. Weniger behagt uns der Charakter des Helden. Dies gänzliche Aufgehen in einer Liebesleidenschaft mochte zur Zeit Werther's an der Tagesordnung sein, paßt auch für Jünglinge, bei denen es das Leben erfüllt; aber bei Männern, die Tüchtiges leisten auf irgendeinem Gebiete, wie hier auf dem Gebiete der Kunst, wirkt diese gänzliche und schwächliche Hingabe beschämend, findet sich in der Regel auch nur bei Männern, welche die Helden in Frauenromanen sind. Wir söhnen uns indeß mit Salvator wieder aus, weil er nicht zu Werther's Pistole greift, sondern seinem Liebesfieber durch vernünftige Einsicht ein resolutes Ende macht.

Der Paganini, die ehestiftende Baronin, vor allem aber die Imperia, eine italienische Demi-Monde-Dame im vornehmsten Stil, im Stil der Lucrezia Borgia, deren episodischer Lebensroman die großen und faßbaren Katastrophen aufweist, welche der Haupthandlung fehlen, legen für das Talent der Verfasserin, Gestalten von Fleisch und Blut zu schaffen, günstiges Zeugniß ab. Der Stil des Romans ist ganz der Stil der Künstlerromane; Reflexionen über Malerei und Musik, welche eine mit allen Specialitäten der Kunstgeschichte vertraute Bildung verrathen, sind fortwährend in die Dialoge verwebt. Bisweilen erhebt sich die Prosa zu dichterischem Schwung, so in dem folgenden Hymnus auf Neapel:

„Jauchze, mein Herz, das ist der Golf von Neapel!" rief ich wonnetrunken, als der Dampfer um 6 Uhr in der Frühe an den Felseninseln Procida und Ischia vorüberglitt und das strahlende Halbrund der göttlichheitern Küstenstadt und ihrer amphitheatralischen Ufer aus dem grün-goldenen Meeresspiegel emporstieg. Trotzdem ich diesen Anblick schon früher einmal genossen, fühlte ich mich doch so vollständig davon berauscht, daß ich in der ersten Freude den armen Salvator sowol wie den Zweck unserer Pilgerfahrt darüber vergaß; meine Seele tauchte gleichsam in dies Bad von Schönheit und sog so viel Frische und Wonne ein, daß eigenes und fremdes Leid sich von mir ablöste wie dürre Blätter vom neugrünenden Baume. In Deutschland lag noch Weg und Steg verschneit; hier waltete König Lenz in vollster Glorie, sein duftiger Athem quoll uns warm entgegen. Und näher und näher kamen wir den malerischen Häuserterrassen, die, von Waldungen gekrönt, ihre Granitstufen im Ocean baden. Die Wellen rings umher schienen Goldfunken und bunte Edelsteine an das Land zu spülen: so regenbogenfarbig glitzerte die Morgensonne auf dem bewegten Flutschaum. Welch eine großartige Farbenscala! Welche zartverschmolzenen Uebergänge in diesen magischen Tinten, diesen rosigen Dämpfen, die in der feuchten Atmosphäre bald entstehen, bald verschwinden, von den ätherischen Perlmutternuancen bis in das brennendste Orangegelb! „O dolce Napoli, o sol beato!" sangen die Fischer und Lastträger, die uns in kleinen Barken entgegenfuhren, sangen die halbnackten Lazzaronikinder, von denen die verwegensten kopfüber in die Flut stürzten, um die kleinen Geldmünzen, welche die Passagiere hinabwarfen, mit den Zähnen aus dem Wasser hervorzuholen. Ihnen folgten

Muſikanten: das geigte und flötete nach Herzensluſt; andere ſangen dazu, und was für hinreißende Volksmelodien und mit welch einem Vortrage! Mag die Stimme caſſirt ſein, die Technik bleibt dem neapolitaniſchen Straßenſänger, jene unvergleichliche Methode, woran der Landsmann Paeſiello's und Cimarosa's gleich zu erkennen iſt; im ganzen übrigen Italien iſt das Volkslied eigentlich nur ein melodiſcher Singſang, naiv und naturwüchſig wie ſein Text — im Neapolitaniſchen erhebt er ſich zu echt künſtleriſcher Muſik meiſt ſchelmiſchen Charakters, oft bis zu einer gewiſſen Raffinirtheit, die ebenſo die Nerven als die Herzen trifft. Immer dichter wurde das farbige Gewühl zu beiden Seiten des Dampfſchiffs, immer feuriger der Geſang, ausdrucksvoller die Geberden, lauter das Gelächter ... unabweisbare Aufforderung zu Lebensgenuß und holder Thorheit ... hinein in den tollen Reigen, hinein! — Ich ſollte allen denjenigen, die Neapel nicht ſahen, oder vielmehr nie ſehen werden, das Herz nicht ſchwer machen, indem ich es für den größten Lebensverluſt erkläre: ſterben zu müſſen, ohne dieſes Eden betreten zu haben — aber wer vermöchte zu ſchweigen angeſichts der höchſten Naturſchönheit! Laßt mich ſchwärmen, laßt mich unaufhörlich ſchwelgen! — War es nicht eben dies wunderholde Parthenope, was den „kaſtanienbraunen" Virgil (Virgilio marone ſagt der italieniſche Volksmund) zu ſeinen Eclogen begeiſterte, ihn das idylliſche Landleben den Kaiſerpaläſten des Palatin vorziehen ließ? Blickt nicht heute noch ſein ſchönes Antlitz friedbefriedigt aus dem ihm geweihten Tempel in der Villa real über Stadt und Meer hinaus? Sang Taſſo, das ſorrentiner Kind, hier nicht ſeine erſten Lieder? Als Boccaccio, aus Florenz kommend, zum erſten mal den Golf Neapels vor ſich liegen ſah, ergriff ein heiliger Freudenſchauer ſein Herz ... er warf ſich auf die Knie und ſchwur überſtrömenden Auges den Kaufmannsſtand ab, und fortan war der Genius in ihm rege: er wurde ein Dichter. Hier fand auch der deutſche Horaz, Platen, die wonneirren Accente auf ſeiner rhythmiſchen Leute.

Frauenromane ſind ſelten frei von Incorrectheiten des Stils. So müſſen wir auch in der „Fiamma" den faſt regelmäßigen Gebrauch des unbeſtimmten „was" in Relativſätzen rügen, welche das Relativpronomen „welches" verlangen. Wir rügen dies nur, damit es künftig vermieden werde; denn das intereſſante Seelen- und Charaktergemälde „Fimma" iſt hoffentlich nicht das letzte Wort Günther's von Freiberg. Rudolf Gottſchall.

Neuere dramatiſche Literatur.

(Fortſetzung aus Nr. 22.)

7. Die letzten Tage von Karthago. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Sigismund Feßler. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1868. 8. 20 Ngr.

Dies Drama iſt ein neuer, wohlgemeinter, aber wenig geglückter Verſuch, das tragiſche Schickſal der Sophonisbe dramatiſch zu geſtalten. Die Heroine tritt zu Anfang des Stücks auf, um uns zu ſagen, daß ſie Maſiniſſa liebt, und um zu erfahren, daß ſie dieſem zum Weibe gegeben werden ſoll. Später finden wir ſie jedoch, ziemlich unerklärt, als Gemahlin des Syfax, und als ſie hört, daß ſie im Triumphzug des Scipio mit figuriren ſoll, trotzdem Maſiniſſa ſie zum Weibe begehrt, vergiftet ſie ſich.

Dieſe ganze, ziemlich unklar gegebene Handlung bildet jedoch nicht den Grundzug dieſes hiſtoriſchen Trauerſpiels, das überhaupt eine eigentliche Concentration und Höhe nicht erlangt, ſondern in viele einzelne, nur loſe zuſammenhängende Partien zerfällt. Hasdrubal, Hannibal und die ſonſtigen Karthager bilden eine Gruppe für ſich, ebenſo wie der Iſis-Prieſter Bijazes, ſeine Tochter Temira und die Neffen Maſiniſſa's: Maſſiva und Mizipſa. Die letztern benutzt der Prieſter, um gegen Maſiniſſa zu intriguiren, und dieſe Intrigue bildet eine Tragödie für ſich, indem eine durch Maſſiva auf Antrieb des Bijazes angezettelte Verſchwörung fehlſchlägt und Temira wahnſinnig wird, weil ſie Maſſiva liebt, während ihr Vater ſie für Mizipſa beſtimmt hat und ſie nur benutzte, um jenen ins Verderben zu locken. Dazwiſchen ſteht Scipio mit den Römern.

Das Stück iſt in Conception wie Ausführung und Sprache ziemlich unklar und wirrig. Die Action geht wie in Nebel vor ſich, aus welchem nur dann und wann eine Scene hervorragt, die eine gewiſſe dramatiſche Größe der Auffaſſungs- und Geſtaltungskraft erkennen läßt.

8. Maria Stuart in Schottland. Trauerſpiel in fünf Acten von Julius Nordheim. Peſth. 1867.

Dies Drama behandelt denſelben Stoff, wie der bereits in d. Bl. beſprochene „David Rizio" von Bettziech-Beta, nur nicht eben viel glücklicher, denn es wird hier durchaus keine Arbeit geliefert, welche im Stande wäre, auch nur im entfernteſten neben die „Maria Stuart" Schiller's geſtellt zu werden. Das Genie und die große Geſtaltungskraft unſers wahrhaft genialen Dramatikers laſſen ſich erſt in ganzer Glorie erkennen, wenn man dergleichen Epigonenbeſtrebungen ſieht, die frühern Schickſale der nämlichen Heldin tragiſch zu bewältigen und gleichſam die Vorgänge und die Schuld zu zeigen, durch welche die Schottenkönigin ſich für das von Schiller geſchilderte Verhängniß reif gemacht hat. Das vorliegende Trauerſpiel begleitet Maria Stuart bis zu dem Momente, in dem ſie ſich nach England unter den Schutz der Königin Eliſabeth flüchtet.

Der Vorwurf iſt bedeutend und anziehend. Das Schauſpiel enthält die Ermordung von Rizzio, der hier nur ein treuer Anhänger und Freund der Regentin und ein Geliebter einer Freundin Maria's, der Marie Seaton iſt, den Tod Darnley's und die Begünſtigung und Liebe der Maria Stuart zu Bothwell, ein Vorwurf, der in der That Eſſenz und Inhalt für eine erſchütternde Tragödie bietet. Dazu kommt, daß der Dichter keineswegs ohne Talent iſt. Dennoch ergibt ſich kein Drama, das uns innerſt zu feſſeln und zu ergreifen im Stande wäre. Die ganze Handlung ſpielt ſich ziemlich unklar und jedenfalls derart ab, daß ſich ein Aufeinanderplatzen der Gegenſätze und ſpannende Situationen wie durchgreifende Conflicte nicht ergeben. Der weiche, unmännlich her- und hinſchwankende Darnley und der thatkräftige, etwas brüsk verfahrende Bothwell ſind gut angelegt und bis zu einem gewiſſen Grade auch ganz wirkſam durchgeführt. Aber ſtatt Maria Stuart ſelbſt zur Trägerin ihrer Schuld zu machen, ſtatt ſie in blinder Leidenſchaft zur Triebfeder und zum Hebel der vorfallenden Verbrechen zu geſtalten, hat der Autor, durch geſchichtliche Studien mehr bedrückt als gehoben, ſie gleichſam nur zum Spielball ihrer Umgebung und ihrer Verehrer gemacht. Die Intrigue, Mord und Todtſchlag thun ihre Werke gleich-

sam nur hinter dem Rücken und ohne Wissen und Wollen der Heldin; die Heldin wird dadurch unthätig und uninteressant, ein Umstand, welcher gewissermaßen der Tragödie den innersten Kern ausbricht.

Eine Maria Stuart, die an der Seite eines unbedeutenden Mannes einen kühnen und verwegenen Menschen kennen lernt und, von wilder Neigung zu diesem erfaßt, im Taumel und Rausche entfachter Sinnlichkeit sich zu verbrecherischen Thaten hinreißen läßt, würde allerdings unsern Unwillen und Abscheu, aber zugleich doch auch unsere wärmste Theilnahme erregen. Daß Maria Stuart unbetheiligt am Morde Darnley's und den frevelhaften Unternehmungen Bothwell's bleibt, läßt sie uns allerdings ziemlich rein und schuldlos, aber auch ziemlich indifferent erscheinen — das Schlimmste, was dem Helden oder der Heldin eines Trauerspiels begegnen kann. Der Held oder die Heldin eines Trauerspiels müssen bis zu einem gewissen Grade fehlen und Schuld auf sich laden, damit ihre Strafe, ihre Sühne und ihr Fall sich auf menschliche Weise erklären und motiviren lassen. Nur in dieser menschlichen Motivirung und Erklärung basirt das dramatische Gesetz, und es ist ein Verstoß gegen dieses Gesetz, wenn sich diese Basis nicht bemerkbar macht.

Dies ist hier der Fall. Julius Nordheim ist gegen seine Heldin zu rücksichtsvoll, zu schonend verfahren. Maria Stuart begeht nicht selbst Verbrechen, sondern läßt sie sich von andern nur aufbürden; sie leidet hier ihre Schuld, wie sie in Schiller's Stück ihre Strafe leidet. Verschlimmert wird dies alles durch den unsichern Ausgang der ganzen Sache. In dem vorliegenden Trauerspiel heirathet Maria Stuart nicht eigentlich den Bothwell, wie denn auch das ganze Trachten und Thun von Bothwell und Maria nicht bestimmt und klar vor uns hintritt. Der Verfasser hat sich in lauter kleinen Nebendingen ängstlich verfitzt und verliert dadurch den freien Blick und die Kraft für die Hauptzüge des Stücks. Das Stück ist gleichsam zu diplomatisirend und zu wenig dramatisch durchgreifend gehalten: so kommt es, daß es bei großen Anstrengungen und trotz einer wohl zu beachtenden poetischen Begabung dennoch ziemlich austrag- und wirkungslos verpufft.

9. Ein Meister des Lichtes. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. E. von Wieser. Wien, Gerold's Sohn. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Trauerspiel ist dem Stoff nach den Annalen der ersten französischen Revolution entnommen und hat zum eigentlichen Helden Johann Baptist Freiherrn von Clootz, genannt Anacharsis, jenen sonderbaren Schwärmer, der, einer holländischen, durch ungeheuern Reichthum zum preußischen Adel gelangten Judenfamilie entstammt, sich mit höchst eigenthümlichen philosophischen und religiösen Grundsätzen und Anschauungen in die Wirren jener großen Bewegung stürzte, von der er eine Umgestaltung der politischen sowol als der moralischen Welt mit gutem Grund erahnte und voraussah. Die französischen Geschichtschreiber haben denselben seither sehr abschmeckend und geringschätzig behandelt; erst ein neuerer junger Historiker in Deutschland, Dr. Karl Richter in Wien, machte ihn zum Gegenstand eines „Historischen Bildes aus der Französischen Revolution von 1789" (Berlin, Springer, 1865), welches vielleicht sogar die Anregung zu vorliegendem Drama geworden; wenigstens gibt dasselbe Clootz ganz als den Freidenker und Philosophen, als welchen diese historische Broschüre ihn hinstellt. Er machte sich zum Redner des Menschengeschlechts, indem er Aufgeben der alten Irrthümer und Anerkennung des Gottes, der in der Natur lebt, predigte. „Man darf nicht der Sklave des Himmels werden, wenn man frei auf der Erde leben will", schrieb er, indem er hinzusetzte: „Ihr sucht den Ewigen außer der Welt, ich suche ihn in ihr. Die Materie ist allein ewig, alles, was die Natur zusammensetzt, ist ewig. Das, was wir das Kind der Natur nennen, ist so ewig und alt wie die Mutter. Aber man will die unantastbare Natur durch eine andere unantastbare Natur messen. Ich sehe nur den einen Gott, ich sehe den andern nicht. Ich leugne darum die geschaffene Welt. Ich will keine Fabrik, also auch keinen Fabrikator." Clootz in Vereinigung mit Chaumette setzten die ganze Farce einer Anbetung der Göttin der Vernunft in Scene, und als dieselbe unbequem ward und Robespierre in der Wiederentdeckung Gottes, des höchsten Wesens, incommodirte, ließ man sie beide köpfen, bei welcher Köpfung, oder vielmehr ehe sie stattfand, Clootz die Guillotine ehrfurchtsvoll grüßte, zum Beweise dafür, daß er sie, trotz seines eigenen Todes, für eine Wohlthäterin der Menschheit ansehe. Auf seinem Wege zum Gefängnisse hatte er gerufen: „Ich appellire an das Menschengeschlecht. Mit Wollust werde ich den Giftbecher leeren." Und als er auf dem Schaffote stand, bat er den Henker, ihn zuletzt zu richten, „damit er", wie man spottend sagte, „noch einige Grundsätze über das Glück des Menschengeschlechts ausdenken könne, während seine Freunde geköpft würden". Ein origineller und eigenthümlicher Geist, ein seltsamer Kauz und Phantast ist er jedenfalls gewesen, und wie curios sein Wesen auch immer erscheinen mag, eine gewisse Bedeutung hat es doch, nur freilich für das Drama nicht. Für dieses hat man die sogenannten Denkhelden schon immer mislich gefunden; Clootz muß es doppelt sein, wenn man nicht etwa eine Art „Narciß" aus ihm zu machen verstand durch pikante Behandlung und frappante Hinstellung.

Der Verfasser vorstehenden Trauerspiels verstand das nicht. Sein Held ist ein Schönredner, der mit großen Worten um sich wirft und sich hochtragisch drapirt, ohne für diese Drapirung doch das nöthige dramatische Zeug zu erhalten. Clootz lebt in dem Stück mit einer entarteten Adlichen, einer Maria de Morigny, die sich Olympia nennt und zur Repräsentantin der Göttin der Vernunft hergibt. Er arrangirt große Aufzüge in der Freimaurerloge, hält unklare, bombastische Reden und leiht Henriot nicht so viel Geld, als dieser wünscht — das ist die ganze tragische Schuld, an der er zu Grunde geht, und die doch so groß nicht ist, um seinen Untergang wenigstens dramatisch zu berechtigen und interessant zu machen.

Revolutionsdramen zu liefern, dafür bedarf es genialer und frappanter Begabungen, wie sie Grabbe und Georg Büchner zutheil geworden; J. E. von Wieser documentirt dabei zu wenig Mächtigkeit des Ausdrucks und

der Gestaltungsgabe: die erschütternden Thatsachen und Menschen treten nicht spannend und fesselnd genug ins Licht. Die Auftritte in der Loge mit der Chazot nachgeahmten Prophezeiung des Dom Chavis sind die einzigen Momente, die einigermaßen packend erscheinen; doch sind auch sie lange nicht genug theatralisch ausgebeutet.

Dem Stücke fehlen Schärfe und Geist. Es ist für ein Revolutionstrauerspiel zu leisetreterisch, zu sanft im ganzen Ton und zu wenig großartig im Gange der Entwickelung. Henriot, Maillard, Chaumette, Jourdan und die übrigen Jakobiner gewinnen kein recht frappantes Ansehen, und Anatole, der eigentliche junge Liebhaber des Stücks, ist weder recht Fleisch noch Fisch, sondern eine durchaus unklare Figur, für die man nicht warm wird. Am besten ist noch der Royalist, der alte Vicomte von Morigny, gezeichnet, obschon diese Zeichnung nirgends recht zur Geltung gelangt, als höchstens da, wo der Aristokrat die eine Tochter, Marion, verflucht und mit diesem Fluch verscheidet. Desirée, die andere Tochter, erhält einige dankbare Momente, als sie ihren Vater beschützt, büßt aber alle Theilnahme in dem verschwommenen Verhältnisse zu Anatole ein.

Die ganze Arbeit verräth den Autor von feiner Bildung, von edeln Intentionen und gutem Streben, aber von nur dilettantischem Talent und Beruf.

10. Perikles. Drama in fünf Acten von Karl Oberleitner. Bern, Jenni. 1868. 8. 8 Ngr.

Das Stück bemüht sich, uns ein Bild von der Herrschaft dieses genialen Staatsmannes in Athen zu geben. Wir sehen ihn angeklagt und verlästert von seinen Mitbürgern, ja sogar von seinem eigenen Sohne, wir sehen ihn sich dagegen siegreich vertheidigen, doch aber endlich dem Unverstand der Menge erliegen und seiner Herrschaft entsetzt, bis zuletzt die richtige Erkenntniß im Unglück die Oberhand gewinnt und man ihm aufs neue die Leitung des Staats wieder anvertraut.

Dies alles vollzieht sich ziemlich einfach und ohne großen Aufwand theatralischer Mittel, zum Theil sogar hinter der Scene. Dem Stücke fehlt Bewegung, Leben und großer Stil sowol im Dialog als in der Handlung. Zwar tritt in die letztere oft genug das Volk mit Zusammenrottung und Revolution hinein, aber ohne daß es dabei zu mächtigen Momenten und erschütternden Auftritten käme. Hart und trocken erscheint das Drama, wie ein alter Holzschnitt, der eigentlich nur die Umrisse und außerdem wenige vermittelnde Linien gibt. Die geniale Natur des Helden wird deswegen auch nur selten sichtbar und taucht gleichsam blos in ein paar einzelnen historischen Zügen des Perikles auf, die meist noch obenein ziemlich linkisch eingeflochten worden sind.

Wie in der Mehrzahl der dramatischen Versuche, so ist auch in diesem der gute Wille und eine classische Bildung unverkennbar; leider jedoch genügen diese nicht, um eine dramatische Dichtung von zündender und ergreifender Gewalt zu schaffen. In der in Rede stehenden wird der Mann, dessen Namen sie als Titel erhalten, nicht imponirend genug in den Mittelpunkt gebracht, und wenn es gilt, seine Plane und Absichten zu durchkreuzen, so platzen dabei die Gegensätze nicht derart gewaltig aufeinander, daß sich tief erschütternde Conflicte daraus ergeben. Die Verhältnisse und Menschen dieses Dramas schieben sich aneinander hin, und es fehlt infolge dessen ebenso sehr an eigentlicher Intrigue als an jedem echt tragischen Zusammenstoße. Dies Schauspiel hat Wolken, aber kein die Leidenschaften reinigendes Gewitter. Es wetterleuchtet, aber es donnert nicht.

11. Nelly. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — In den schwarzen Bergen. Dramatisches Bild. Von Heinrich Swoboda. Prag, Bellmann. 1868. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein paar curiose Stücke; Stücke, in denen man oft versucht ist, den Ernst des Autors für Spaß zu nehmen. Das erste zeigt uns das Haus Jakob's II. von England in der Zeit vom 13.—15. Juli 1685, also in den Tagen des Aufstandes und der Hinrichtung von Herzog Monmouth, bekanntlich einem unehelichen Sohne Karl's II., der seinen Oheim zu entthronen und zu vertreiben versuchte, ein Versuch, der später erst des Königs Schwiegersohne gelang, obschon Monmouth, eine Art englischer Egmont, ganz der rechte Mann dazu war: glänzend, tapfer, abenteuerlich, sodaß seine Erscheinung von je die Dramatiker angezogen und gereizt. Heinrich Swoboda freilich hat nichts daraus zu machen verstanden. In seinem Trauerspiel ist der Held eigentlich nur eine ziemlich unbedeutende Person, wie auch die andern aufgegriffenen Gestalten. Das Ganze geht plump und roh durcheinander, und wenn man zu zeiten nicht glaubt in einem Tollhause zu sein, so muß man wähnen, sich in einem Bordell zu befinden. Wir treffen am Hofe Jakob's: Hortensia Manzini, die Nichte Mazarin's, wie man sagt eine Zeit lang die Geliebte Karl's II.; Henriette Wentworth, die Maitresse Monmouth's, und endlich Nelly Grindel, welche Jakob durchaus seinen Lüsten opfern will. Um diese letztere Absicht dreht sich das ganze Stück. Der König beschäftigt sich nur mit Blutbefehlen und zur Abwechselung und Erholung mit der Ausmalung seiner Schäferstunden und zwar in folgender Weise: „Nun eine Stunde der Lust. — Die schwellenden Kissen sind zurechtgelegt und ein trauliches Gemach mit Indias würzigem Zephyr geschwängert; aber noch wimmert die ersehnte Holde vor dem Götzen ihrer Unschuld: er möge sie vor dem Genusse der vollen Liebestraube bewahren.“ Nelly ist nämlich tugendhaft und soll sich auf Anstiften der andern Frauen dem Könige nur ergeben, um ihn zu ermorden und durch diesen Mord das Leben des Monmouth und ihres Pflegevaters retten. Nach einigem Sträuben will das Nelly auch, und bei einer Zusammenkunft sticht sie auf den König los, aber nur, um ihm einen Becher aus der Hand zu stoßen, dessen Inhalt Henriette der Sicherheit wegen vergiftet hatte. Im letzten Momente hatte übrigens Jakob noch glücklich erfahren, daß Nelly seine eigene natürliche Tochter ist.

Dieser Inhalt ist widerlich und geschmacklos, und diese Geschmacklosigkeit und Widerlichkeit wiederholt sich in allen übrigen Theilen des Stücks, so auch darin, daß Nelly den Monmouth zugleich mit Henriette und gleichsam mit dieser um die Wette liebt, Gift nimmt und dann in Verkleidung in des Unglücklichen Gefängniß dringt, um diesen zu befreien, ein Unternehmen, das selbstverständlich mißglückt, worauf sie dann schließlich zu ihren Freundinnen zurückstürzt, um in des Königs Armen zu sterben.

Das Trauerspiel besteht aus einem beständigen Her- und Hingestürze, aus zeitweisem Wahnsinnigwerden verschiedener Personen, und einem wüsten Cynismus mit ekelhaftem Bombast. So ruft Jakob einmal: „Karl! Karl! Einst fiel mein Blick mit argem Neid nach deinem Glanze, kehre nun zurück aus dem Frieden deiner Königsgruft, genieße sie fort, ewig fort die goldenen Früchte in den Sphären dieses Wirkens, ich gebe dir gern deine Gottheit wieder!“ Lady Wentworth sagt: „Schon sehe ich den Tiger, wie er betäubt von wüster Glut sich in der Taube reines Dasein wühlt.“ — Nelly ermuntert der König so: „Möge sich dieses sanfte Auge verklären, wenn Jakob des reinen Zaubers süße Ueppigkeit an seinem Herzen fühlt mit raschen Pulsen!“ Zur Königin, die immer eifersüchtig und belfernd hinter dem liederlichen Gemahl herläuft, spricht Kammerherr Godolphin: „Erhabene Königin! Wenn ein Gefühl, wie es ewig an die tiefsten Saiten meiner Seele schlägt, so wahr, so treu des Königs Brust belebte, dann wäre das Leben meiner höchsten Herrin ein Wonnefest von Tag zu Tag — und stets begeisternd und erfindend!“ ... Der Jesuit Pelon klagt über „ein hartes Stück Arbeit“ und Monmouth schreit die als Mönch verkleidete Nelly, als sie ihm von Rettung spricht, an: „Pfui! Du spottest, Bestie!“

Kurz, die ganze Arbeit ist brutaler Ungeschmack; das kleine darangeschlossene dramatische Bild erscheint etwas geläuterter, aber durchaus nicht genug Geist, feine Bildung und Talent verrathend, um irgendwie für den Verfasser Theilnahme erwecken zu können.

12. Römer und Dacier. Historisches Schauspiel in vier Aufzügen von Adolf Reinicke. Berlin, Lassar. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Handlung dieses Dramas besteht in Kämpfen zwischen Römern und Daciern, von denen bald diese bald jene siegen; dazwischen spielt eine Liebesgeschichte zu vieren. Clodius, der römische Befehlshaber in einer Colonie im Alpestrischen Dacien, hat zwei Kinder, einen Sohn, Paulus, und eine Tochter, Faustula, von denen die letztere Junius, einen in Rom erzogenen dacischen Edelmann, liebt, dieser schenkt indeß sein Herz, obschon er der Römerin eigentlich nicht abgeneigt ist, seiner Landsmännin Menia, die, von Paulus auf Händen getragen, doch dem Stammesgenossen glaubt den Vorzug geben zu müssen. Obschon Faustula sich gebrochen und elend fühlt, als sie sehen muß, daß Junius sie um der Menia willen verlassen, so sucht sie ihm doch das Leben zu retten, als ihr empörter Vater ihn zu tödten befiehlt, weil er sich im Kampf den Daciern zugesellt hatte. Paulus sieht in Großmuth nicht zurück, und auch er bemüht sich, den Freund, der sein Nebenbuhler geworden, der Rache seines Vaters zu entziehen. Als ihm das nicht gelingt, beschließt er, mit Junius zu sterben, indem er sich offen gegen seinen Vater, der zugleich sein Kriegsherr und Befehlshaber ist, empört. So weit im Lauf der Ereignisse vorgeschritten, wendet sich das Los des Kriegs zu Gunsten der Dacier, und nun sind es Junius und Menia, die sich ihrerseits edelmüthig erweisen und alles aufbieten, Paulus, Faustula und Clodius vor dem Untergange zu bewahren. Aber indem sie das thun, wechselt schon wieder das Glück und die Römer siegen. Nun kommt der Ausgleich, indem man beschließt, sich friedlich zu vertragen, ein Beschluß, der durch den Wunsch des zur Regierung gekommenen Antoninus Pius gleichsam seine Sanction erhält. Er wurde jedoch schon dadurch wesentlich erleichtert, daß sich ergab, Menia und Junius seien Geschwister. Nun wird am Ende Faustula doch noch die Gattin des Junius und Menia die des Paulus.

Das ganze Stück ist in seinen Vorgängen den „Horatiern und Curiatiern“ des Corneille und in der Lösung seiner Katastrophe dem Lessing'schen „Nathan“ nachgebildet. Leider ist diese Nachbildung, obschon in edelm Sinne und nicht ohne psychologischen Reiz ausgeführt, doch ohne echt dramatische Kraft und jeden Zug von gesunder Größe. Wir finden hier die Welt der Alten gleichsam im Stil und Ton des Conversationsstücks uns vorgeführt — „Römer im Frack“. Es klingt z. B. curios genug, wenn Clodius unter anderm sagt: „Welch Widerspruch ist doch das Menschenherz! Von Eifersucht gequält, liebt sie noch den, der ihrer nicht mehr werth! Doch hab' ich ihn“ — wie wollt' ich ihn — nein, „doch hab' ich ihn, er soll es grausam büßen!“ Nicht weniger seltsam ist, wenn Dacon „tief in einen Mantel gehüllt auftritt“ und spricht: „Huh! wie es gießt! Ist das ein grausig Wetter!“ Diese Sprache der Alten ist jedenfalls nicht die tragische Sprache unserer Bühne. Es fehlt darin alles Mark und jede Gravität. Der Verfasser besitzt für die antike Welt weder feste Hand noch die nöthige kühne Gestaltungskraft. Sein historisches Schauspiel erscheint im Entwurf wie in der Ausführung nur als schwankes Schattenspiel an der Wand der weltbedeutenden Breter.

13. Kaiser Heinrich der Vierte. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Norwalt. Berlin, Schroeder. 1868. 16. 1 Thlr.

Dieses umfangreiche deutsche Kaiserdrama wird leider das Los vieler frühern erfahren müssen, das Los nämlich, unbeachtet und wirkungslos zu bleiben. Obschon mit anzuerkennendem Fleiße, sorgsam und nicht ganz unkünstlerisch geschrieben, entbehrt es doch des echt dramatischen Lebens und vor allem auch jener drastischen Durchführung, die für den Bühnenerfolg unerlaßlich ist. Wir finden in dem Stück nur den unerquicklichen Zwiespalt zwischen Heinrich IV. und seinem Sohne Heinrich V. vergegenwärtigt, aber ohne daß diese Vergegenwärtigung eine theatralisch fesselnde zu nennen sein dürfte. Dem Erzbischof von Mainz, Rothart, ist, als er noch Laie war, durch Heinrich IV. sein Weib verführt und entehrt worden, für welche ihm angethane Schmach er sich blutige Rache zu nehmen gelobt hat. Dieses Rachegelöbniß erfüllt er dadurch, daß er Kaiser Heinrich mit Rom und später mit dem eigenen Sohne verhetzt, zu welcher Verhetzung er selbst seine Tochter Beata benutzt, in die sich der junge Heinrich verliebt und die er ihm nur in dem Falle zu gewähren verspricht, wenn er sich an seines Vaters Statt zum Könige von Deutschland mache.

Heinrich, ein unkindlicher Sohn und obenein von dem Vater zurückgesetzt, läßt sich nur zu gern zu dieser Intrigue gebrauchen, empört sich gegen den Vater, bekriegt ihn, siegt und nimmt ihn gefangen. Dieser, der Gefangenschaft entschlüpft, findet Anhang, bekämpft den Sohn

und wird aufs neue überwunden; in Noth und Elend, stumpf und geistesschwach geworden, erliegt er endlich einem kläglichen Tode, indeß Heinrich, sein Sohn, bestraft zwar durch das Hinstechen Beata's, die Rothart in ein Kloster gesperrt und durch Vorspiegelung von ihres Geliebten Untreue gemartert hat, schließlich doch triumphirend aus seines Vaters erstarrten Händen das Reichsschwert nimmt und dabei declamirt:

Ruhe sanft!
Du hast mich nie geliebt, und ich auch habe
Dich nie geliebt, und doch voll heil'ger Ehrfurcht
Schau' ich empor zu dir, und nenne stolz
Mich deinen Sohn und deines Geistes Erben.
Denn jetzt erkenn' ich erst, wie groß du warst,
Und was du strebtest, dein gewaltig Werk,
Vollenden will ich es in deinem Namen.
Deutschland soll einig sein und frei und groß!
Und so nehm' ich das Schwert aus deinem Schos
Und schwing's gen Himmel mit der starken Hand;
So schütz' ich dich, mein deutsches Vaterland!

Obschon ein Theil des Volks und ganz besonders der Anhang von Kaiser Heinrich IV. noch eben den König Heinrich verwünscht und verflucht hat, ruft jetzt zum Schluß doch alles:

Hoch lebe Deutschland und sein Kaiser, hoch!

Ob das Publikum das auch zu thun im Stande sein möchte, muß doch mehr als zweifelhaft erscheinen. Heinrich V. ist doch ein gar zu unliebenswürdiger Held, ein harter, grausamer, zu allerlei Schandthaten gern die Hand bietender Mann, für den sich zu erwärmen eine baare Unmöglichkeit ist. Aber auch für seinen Vater ist es schwer, sich zu interessiren. Die Zwecke und Ziele desselben treten nicht klar genug hervor; sein Charakter zeigt nicht die Größe, die uns über seine Schwächen und Vergehen hinwegzutäuschen im Stande wäre. Was nun aber die Handlung betrifft, die allerdings bewegt und wechselnd zur Genüge ist, so ermangelt sie jedenfalls der weisen Benutzung und der nöthigen tragischen Gipfelung, um Theilnahme und Spannung sowol, als endlich Reinigung der Leidenschaften und den zu fordernden moralischen Austrag liefern zu können. Sie wälzt sich ziemlich chaotisch im Sturm und Drange der Ereignisse durcheinander, ohne je dabei zum rechten Conflict und zu jener Durchsichtigkeit der Motive zu kommen, die es allein doch zu Wege bringt, die eigentliche Grundtendenz der ganzen Dichtung erkennbar und wahrnehmbar zu machen. Die Dichtung ist, wie bereits gesagt, nicht geradezu unkünstlerisch, aber auch noch sehr weit von künstlerischer Abklärung sowol in Verwendung des Stoffs als im Dialoge entfernt. Letzterer ist, wie nicht zu leugnen, gebildet und oft mit einem Anhauch von Größe, wie z. B. wenn der Kaiser einmal ausruft:

Ich will nicht ruhn, bis unter meiner Rosse
Stampfendem Huf die Asche Roms aufwirbelt,
Und seine Lohe bis zum Himmel weht.

Aber diese Größe artet oft in Uebertreibung und Geschmacklosigkeit aus, wie etwa, wenn Heinrich der Sohn bramarbasirt:

Ich lasse nicht von dir! Mein bist du, mein!
Und ob der greise Gott da droben grollend
Von seinem Thron aufspringt, daß Erd' und Himmel
Erbeben unter ihm: Mein bist du, mein!

Oder noch ärger später:

Für dich, Beata,
Könnt' ich den Aether stürmen, an den Haaren
Von seinem Thron den Herrn des Himmels zerren
Und ihn mit Füßen treten.

Solche Großsprechereien werden lächerlich. Am glücklichsten ist der Autor noch in Momenten, in denen ein gewisser Galgenhumor in realistischer Weise sich Raum verschafft, wie zum Exempel der sterbende Wolf bemerkt:

Ich will die Wohnung wechseln; die Halunken
Verjagen mich aus meinem Leib, noch eh'
Die Miethszeit um ist.

Aber solcher Momente sind wenige, denn auch die Charakterzeichnung kann keineswegs als gelungen und correct nach irgendeiner Seite hin erklärt und bezeichnet werden.

14. Katharina van Löwen. Tragödie in fünf Acten von Robert Krause. Berlin, H. E. Schneider. 1868. 16. 12 Ngr.

Dies Stück kann leider auch nur zu den zwar ernst gemeinten, aber nur wenig geglückten Versuchen der tragischen Muse gerechnet werden. Im Vorwort heißt es:

Die Handlung, vom Verfasser erfunden, doch an historische Personen und Begebenheiten geknüpft, wenn auch nicht überall ganz treu den geschichtlichen Thatsachen, spielt zu Anfang der niederländischen Befreiungskämpfe. Mit den Einleitungsscenen ward versucht, Zeitfarbe und Stimmung der Parteien zu charakterisiren; das Stück beginnt am Tage der unter den Mauern Antwerpens erfolgten Vernichtung eines Calvinistenheers unter Johann van Marnix (im Stück van Löwen genannt — warum?) und behandelt in seinen Hauptzügen den Kampf der Gattin des gefallenen Johann van Marnix mit einem machthabenden bittern Feinde ihres Hauses; die Katastrophe ist: wie die Rache, die sie in tödlichen Hasses Gier am Feinde übt, furchtbar auf sie, die Rächerin, zugleich auch zurückrisst.

Warum sollte ein solches Stück, fragt der Autor, nicht zur Darstellung geeignet erscheinen können? Und in der That, warum nicht, wenn alles so wäre? Nur ist leider eben nicht alles so. Zeitfarbe und Stimmung der Parteien werden in den Einleitungsscenen nur sehr unvollkommen charakterisirt; der Haß, der zwischen den beiden Familien waltet, ist nicht hinreichend erklärt und motivirt, und namentlich tritt auch die eigentliche Heldin des Trauerspiels und das, was sie in blinder Rache thut, nicht derart vor uns hin, um uns für sie und ihr Thun wahrhaft und wirklich zu interessiren. Katharina van Löwen gewinnt keine recht feste und sichere Gestalt; sie wird keine rächende Gattin, keine liebende Mutter; sie bleibt eine unfertige, schemenhafte Erscheinung ohne Leben und Blut, ein Schatten, dem der Körper fehlt. Nirgends vermag sie uns echt und tief menschlich zu ergreifen. Weder ihr Schmerz, noch ihre Leidenschaft erfassen uns innerlich; dazu mangeln Wahrheit und Ursprünglichkeit. Heinrich von Kleist wäre der Mann gewesen, uns mit solchen Conflicten zu erschüttern. Robert Krause bewegt uns damit kaum. Seine Tragödie ist im Stil und Genre der romantischen Schule, aber, wenn auch ohne deren Verworrenheit und Schwulst, so zugleich ohne ihre Originalität geschrieben. Es ist alles blaß und ausdruckslos darin — Pathos ohne Kraft, ein Fatum ohne Furchtbarkeit, kurz, wie Börne sagen würde, „ein Erdbeben in nürnberger Spielzeug".

Katharina, um sich für den Untergang ihres Gatten an dem Hause ihres Feindes zu rächen, erdolcht dessen Tochter und deren Buhlen. Dieser Buhle ist aber kein anderer als ihr eigener, ihr einzig noch übriggebliebener Sohn. Als sie das entdeckt, ruft sie aus:

Furchtbare Rache! Gräßlicher traf sie
Mich selbst, als dich van Straaten — dir zur Schmach
Wollt' ich auch ihren Buhlen treffen — ach!
Ich traf ihn gut — ich traf mein eignes Kind! —
Ich wähnte, todt sei er, durch dich ermordet —
Nun traf die eigene verfluchte Hand
Sein süßes Leben — schleudert mich hinab
In ewige Pein, ihr Geister der Verdammniß!

Sie fällt zu Füßen des todten Sohnes, den man hereingetragen, nieder. Später erfährt man, daß sie in dieser Lage gestorben.

Dieser kleine Auszug genügt, die Schwächlichkeit der ganzen Schöpfung klar zu bekunden. Eine Mutter, die, nachdem sie im blinden Rachedurst am Herzen ihres Todfeindes ahnungslos ihren eigenen Sohn ermordet, nach Kenntnißnahme dieses furchtbaren Umstandes, nicht mehr und Größeres zu sagen und zu thun vermag als die Heldin dieses Stücks, belegt damit am besten die dramatische Unzulänglichkeit des Dichters. Es könnte allerdings auch noch weniger sein, was sie spricht, sie könnte noch knapper und lakonischer reden, aber jedenfalls müßte dies Reden mehr Bedeutung und Inhalt, mehr tragische Größe zeigen. Das, was hier bekundet wird, ist farblos und matt und nur die Offenbarung dramatischer Ohnmacht und Unfähigkeit. Der dilettirende gute Wille kann uns keine Bereicherung unsers Theaters schaffen.

Leodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Militärischer Büchertisch.

1. Skizzen aus dem Feldzuge von 1866. Zweite Auflage. Potsdam, Döring. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Skizzen unterscheiden sich von andern ähnlichen Schriften aus dem Deutschen Kriege dadurch, daß die darin enthaltenen Schilderungen und Erlebnisse mit glücklich aufgesetzten Farben und Lichtern, zum Theil auch mit Ausschmückungen illustrirt sind. Daß sie großen Anklang gefunden haben, beweist die nöthig gewordene zweite Auflage eines Buchs, das nicht eine Geschichte des Kriegs sein will, daher auch nicht die Militärbibliotheken, sondern einen Leserkreis von Kriegskameraden im Auge hat. Dieser Kreis dehnt sich aber auch über das größere Publikum aus, wenn dasselbe an den Erzählungen und ihrer Darstellung Geschmack gewinnen kann, wie es hier der Fall sein wird, da außer dem frischen Soldatenhumor, der in Hackländer'scher Weise die Detailmalerei versteht, auch das tiefere Gefühl zu seinem Rechte gelangt und mit den heitern, mit Vorliebe von weiblichen Gestalten belebten Scenen die ernsten, ergreifenden wechseln. Mit Absicht hat der Verfasser auch in der zweiten Auflage manches stehen lassen, was man jetzt besser weiß. Er wollte jene ersten Eindrücke, wie sie damals empfangen worden, nebst Erzählungen und Gerüchten des Moments getreulich festhalten. Nur hätte er in der gewählten Form consequent sein sollen; zuerst erzählt er von sich in der dritten Person, später mit einem determinirten „Ich", selbst in galanten Scenen. Nach Worten sucht er nicht lange, sie strömen ihm zu, mögen sie zur Schriftsprache gehören oder nur im gewöhnlichen Leben üblich sein. Die Schilderung bis in die einzelnen Striche, sowol in militärischen Scenen, als in blos decorativer Hinsicht, hat eine Naturtreue, welche an die besten Vorbilder erinnert. Für Land und Leute besitzt der Verfasser einen offenen Blick, der das Charakteristische schnell herauszufinden weiß. Es ist ein unterhaltendes, lebenslustiges, zuweilen auch übermüthiges Buch, das er seinen Kriegsgefährten zur Erinnerung an den ewig denkwürdigen Krieg bietet.

Wir lassen hier gleich ein Büchlein aus dem österreichischen Heerlager folgen, das auch Erinnerungsblätter enthält, aber zu einem andern Zweck:

2. Lorber und Cypressen von 1866. Südarmee. Dem Heere und Volke Oesterreichs gewidmet. Blätter der Erinnerung an schöne Waffenthaten. Wien, Prandel. 1868. 8. 16 Ngr.

In der Einleitung heißt es: „Zu den traurigsten Folgen des Unglücks, das Oesterreich im Jahre 1866 ereilt hat, gehört die Abnahme des Vertrauens zur Armee im allgemeinen und insbesondere die Gleichgültigkeit, ja wir möchten sagen die Geringschätzung, der man in Betreff unserer Erfolge im Süden so oft begegnet. Noch indifferenter erwies sich und noch weniger Kenntniß erlangte das Publikum von den Einzelheiten des Kampfes in Tirol, obwol derselbe in jeder Beziehung zu den denkwürdigsten Abschnitten der Kriegsgeschichte gehört und einen der frischesten Zweige in die österreichische Lorberkrone gebracht hat." Die kleine Schrift will daher das Urtheil über die Leistungen des Heers aufhellen, das Vertrauen des Soldaten wie des Volks wieder heben, indem sie die siegreichen Thaten der Südarmee darstellt und einzelne schöne Waffenthaten erzählt. Diese sind besonders detaillirt dem Kampfe in Tirol entnommen, weil dieser am wenigsten bekannt ist. Bei der Schlacht von Custozza folgt der Verfasser dem trefflichen Werke von Hold und bringt zum Theil wörtliche Auszüge aus demselben. Er läßt auch der Tapferkeit des Feindes volle Gerechtigkeit widerfahren — wäre sonst der Lorber viel werth? Der Oberfeldherr sagt in seinem Armeebefehl aber doch etwas zu viel: „Jeder von euch hat als Held gestritten!" Hätte es denn im ganzen Heere gar keine Schwachherzigen gegeben? Das vorliegende Büchlein hat nun seinem schönen patriotischen Zweck entsprechend eine Fülle von einzelnen Beispielen heldenmüthiger Tapferkeit, Ausdauer und Hingebung gesammelt und dabei auch der persönlichen Verhältnisse der Betreffenden: Herkunft, Alter, Dienstzeit u. s. w. erwähnt, was gewiß sehr dankenswerth ist.

3. Der Feldzug des Jahres 1866 in Süd- und Westdeutschland. Nach authentischen Quellen bearbeitet von Emil Knorr. Mit Karten und Beilagen. Zweiter Band, erste Lieferung. Hamburg, O. Meißner. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In unserm zweiten Artikel über die Kriegsliteratur von 1866 (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1867) haben wir den ersten Band dieses verdienstlichen Werks besprochen. Derselbe schließt mit der Capitulation von Langensalza. Im zweiten wird bei den den Mainfeldzug vorbereitenden Operationen darauf aufmerksam gemacht, daß der Fehler der hannoverschen Heerführung — sich der preußischen Einschließung, solange es Zeit war, nicht zu entziehen —, so verderblich er der hannoverschen Armee selbst wurde, so große Nachtheile aus demselben für die Süddeutschen, namentlich für die Baiern, entsprangen, nichtsdestoweniger auch für General von Falckenstein die große Inconvenienz hatte, den Gegnern wider Willen Zeit gewähren zu müssen. Sieben Tage fallen im Kriege, wenn sie benutzt werden, in die Wagschale. Die Baiern hätten es in der Hand gehabt, die bisher versäumte Verbindung mit den Bundesgenossen herzustellen, den General Falckenstein mit vereinten Kräften anzugreifen und ihn mit doppelter Uebermacht unter den für ihn ungünstigsten Verhältnissen zur Schlacht zu zwingen. Der Verfasser untersucht unparteiisch, warum das nicht geschehen, und rügt es, daß über die Gegner so viel Ungereimtes gesprochen und geschrieben worden ist, daß namentlich ein Theil der Presse mit einem Cynismus kritisirt hat, der alle Grenzen übersteigt. Er beleuchtet daher zunächst die bairische Heeresorganisation, welche durch misverstandene Sparsamkeit höchst mangelhaft war und geht dann zu den politischen Rücksichten über, welche hier vom höchsten Einfluß waren, sodaß der strategischen Conception wenig Spielraum blieb. Prinz Karl von Baiern wird in schlagender Weise gegen den Vorwurf gerechtfertigt, den Hannoveranern nicht zu Hülfe gekommen zu sein. Der Archivrath Onno Klopp, den der König Georg an ihn schickte, war doch wol nicht competent in strategischen Dingen; seit seiner Abreise von Langensalza konnte sich viel verändert haben, überdem war er nicht legitimirt, ja die Identität seiner Person nicht einmal festzustellen! Man verlangte von dem Prinzen, daß er sich mit der bairischen Armee aufs gerathewohl in den Thüringerwald werfe, den die Heerführer aller Zeiten immer umgangen haben; er sollte, von dem 8. Armeecorps in divergirender Richtung abmarschirend, mit seiner Armee in schwierigen Défilés auf Abenteuer ausgehen, wie sie sich etwa eine Patrouille von 30 Pferden unter einem Lieutenant wünscht; der Prinz sollte die Verbindung mit demjenigen Bundesgenossen, von welchem er wußte, daß er existirte, aufgeben, um den zu befreien, von dem man nichts wußte, der vielleicht schon vernichtet war. Daß sich Prinz Karl dennoch zu einer Directionsveränderung zu Gunsten der Hannoveraner entschloß, wurde durch eine directe Depesche des Kaisers von Oesterreich, welcher das wünschte, veranlaßt. Aber dieser Marsch nach Thüringen wurde verhängnißvoll für alle spätern Operationen der bairischen Armee. Prinz Karl verlor bei diesem Luftstoß genau so viel Zeit, als er gebraucht hätte, in der vorher von ihm beabsichtigten Marschrichtung nach Fulda die Verbindung mit dem 8. Armeecorps herzustellen.

Zu diesem wendet sich nun der Verfasser, betrachtet dessen Zusammensetzung aus den verschiedenen Contingenten und beleuchtet, was hier geschehen und nicht geschehen ist. Als die Nachricht von der Capitulation der Hannoveraner eingetroffen war, befahl Prinz Karl dem Prinzen Alexander von Hessen, auf dem kürzesten Wege zu seiner Unterstützung heranzukommen, da er nun befürchten müsse, angegriffen zu werden, bevor es ihm gelänge, aus den Gebirgsdéfilés zu debouchiren. Daß Prinz Alexander diesen Befehl gerade in der Hauptsache nicht vollzogen hat, indem er durch einen excentrischen Marsch außer der Rhön noch das Vogelsgebirge zwischen sich und die Baiern setzte, hat schon Willisen in seinem Werke gerügt (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1868) und die Kritik ist wol darüber einig.

Nach diesen Betrachtungen werden die taktischen Begegnungen der Mainarmee mit der bairischen in der Zeit vom 2. bis 4. Juli geschildert. Aus der Zusammensetzung der preußischen Streitkräfte ist zu erwähnen, daß die Truppen des Generals von Manteuffel officiell nicht Division, sondern Corps Manteuffel genannt wurden. Manteuffel, welcher Generalgouverneur von Schleswig-Holstein gewesen, sah ohnehin in seiner Unterordnung unter Falckenstein eine Zurücksetzung, nun führte er doch wenigstens dem Namen nach ein Corps. Von den andern Generalen war Göben der bedeutendste, er hatte sich schon im dänischen Kriege als Truppenführer ausgezeichnet. Musterhaft war in seiner Division das Nachrichtenwesen — sonst nur zu oft eine schwache Seite — organisirt. Göben löste ganze Escadrons in Recognoscirungspatrouillen auf und schickte diese strahlenförmig in das Vorterrain. Gewöhnlich war er schon gegen Mitternacht über den Feind genau unterrichtet. Die Gefechte bei Dermbach haben bekanntlich zu vielfachen Controversen geführt, der Verfasser sucht zu vermitteln. Willisen tadelt nicht nur die ganze Disposition für den 4. Juli, sondern auch die nicht genügende Ausbeutung der Erfolge als „Fehler gegen das System". Der Verfasser weist aber dem berühmten Theoretiker seine Irrthümer in dieser Kritik nach und sagt: „Es bedarf hierzu füglich keines weitern Commentars. Der Praxis des Generals von Falckenstein dürfte jedoch, wie der Erfolg es gelehrt, der Vorzug vor der Theorie Willisen's gebühren" — womit wir vollkommen einverstanden sind. Ueber die Operationen des 8. Armeecorps bis zum Rückmarsch nach Frankfurt a. M. hat der Verfasser das Feldzugsjournal des Prinzen von Hessen und die officiöse badische Darstellung zu Rathe gezogen. Das Resultat bleibt aber, daß die Nichtausführung der Befehle vom Armeeobercommando die Vereinigung der beiden süddeutschen Heereskörper wiederholentlich vereitelt hat. Dann werden die Gefechte an der Fränkischen Saale am 10. Juli dargestellt, unter diesen ist das von Kissingen am besten geschildert. Mit dem von Hammelburg schließt die erste Abtheilung des zweiten Bandes, die folgende liegt uns noch nicht vor. Zahlreiche Beilagen sind hinzugefügt; sie enthalten die Organisation der bairischen Armee und der einzelnen Bundestruppen des 8. Armeecorps, den Armeebefehl des Prinzen von Baiern, 24 Operationsbefehle des Prinzen von Hessen und die speciellen preußischen Ordres de bataille für die Gefechte bei Dermbach und an der

fränkischen Saale. Ferner liegen mehrere Pläne bei, von denen zwei in die folgende Abtheilung des Werks hinübergreifen.

1. Erinnerungen eines Offiziers des kaukasischen Corps. Aus dem Russischen. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr.

Die letzten Kriege, besonders der deutsche von 1866, haben in der Militärliteratur die Schriftsteller fast ausschließlich beschäftigt und eine solche Masse von Werken hervorgebracht, daß es eine Seltenheit und, wie wir nicht leugnen wollen, eine wohlthuende Abwechselung ist, einmal einer Schrift zu begegnen, die uns auf ein anderes Terrain und in andere Verhältnisse führt. Eine solche liegt uns in den „Erinnerungen eines russischen Offiziers aus dem Kaukasus" vor. Dem Verfasser, der sich seit dem Jahre 1832 beim kaukasischen Corps befand, wurde 1833 im Auftrage des Höchstcommandirenden, General von Rosen, der Vorschlag gemacht, „der Gesellschaft und ihren Freuden in Tiflis zu entsagen, sein Aeußeres in das eines Tscherkessen umzuwandeln, sich in den Bergen niederzulassen und dort diejenigen Nachrichten zu sammeln, deren man bedurfte, um eine Uferlinie von russischen Forts am Meere anlegen und dadurch die Verbindung der aufständischen Bergvölker mit den Türken, die ihnen gegen Knaben und Mädchen Manufacturwaaren, Salz und Kriegsbedarf zuführten, gänzlich abschneiden zu können". Dieser Auftrag war höchst gefährlich, da die Russen erst vor vier Jahren die Ostküste des Schwarzen Meers und die tscherkessischen Landschaften zwischen dieser, dem Kuban und Abchasien im Frieden von Adrianopel von der Pforte abgetreten erhalten hatten, ohne sich bisjetzt in den Besitz des Landes setzen zu können, und weder von der Natur desselben, noch von den Völkerschaften, welche es bewohnten, ihren Eigenthümlichkeiten, Sprachen, Sitten u. s. w. eine genaue Kenntniß hatten. Dennoch übernahm der Verfasser jenen Auftrag auf Gefahr seines Lebens und machte 1835 zwei gelungene Reisen aus Abchasien durch das Gebirge an die Küstenlinie, wo schon einige russische Forts angelegt waren, und wieder zurück. Er sollte einen großen Theil des Gebirgs untersuchen, längere Zeit unter dem Feinde leben, in seinem Gebiete Reisen machen, obgleich dieser Feind ebenso scharfblickend als unversöhnlich war; weder durch ein Wort, noch durch eine Bewegung durfte er verrathen, daß er ein Fremder war, und er verstand dabei nicht einmal tscherkessisch, sondern nur einzelne tatarische Worte; doch ist die Zahl der Sprachen und Dialekte im Kaukasus so groß, daß er sich immer als Angehöriger eines solchen Stammes ausgeben konnte, dessen Sprache gerade den Bewohnern der Gegend, wo er sich befand, unbekannt war.

Die kaukasischen Völkerschaften, die der Sultan für seine Unterthanen angesehen, hatten sich ihm nie unterworfen, sie begriffen daher nicht, wie er sie habe an Rußland abtreten können. Noch zehn Jahre später mühte sich der General Rajewski, Commandirender der Uferlinie des Schwarzen Meers, vergeblich, einer Gesandtschaft von Stammältesten, die ihn befragten, weshalb der Kaiser sie bekriege, Rußlands Recht deutlich zu machen. „Der Sultan hat euch dem russischen Zaren geschenkt." — „Ja, jetzt verstehe ich", erwiderte einer von ihnen und zeigte auf einen Vogel, der in den Zweigen eines nahestehenden Baums saß. „General, ich schenke dir diesen Vogel, nimm ihn!" Damit endeten die Unterhandlungen. Wir verweisen für den langen Krieg auf das treffliche, auch in Nr. 14 d. Bl. f. 1862 besprochene Werk von Baumgarten: „Sechzig Jahre des kaukasischen Kriegs."

Unser vorliegendes Buch bietet ein doppeltes Interesse: einmal das an den persönlichen Erlebnissen des Verfassers, dessen Kühnheit, Beharrlichkeit und Gewandtheit in der Durchführung seines Vorsatzes uns ebenso wie seine Kaltblütigkeit und Todesverachtung in den drohendsten Gefahren mit Bewunderung erfüllen, dann aber bei weitem überwiegend das Interesse an den Schilderungen, die er uns von der Natur des Kaukasus und seiner Schrecknisse, von den Bergvölkern und ihrem ganzen Leben gibt. In dieser Beziehung ist das Werk ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß jener Gegenden und ihrer Bewohner und noch heute von Geltung, da sich im Orient nicht so leicht die Zustände verändern und die Unterwerfung des Kaukasus, welche dem Fürsten Barjätinskij endlich gelungen ist, an dem Leben und Treiben seiner vielzersplitterten Stämme nichts verändert hat. Sie waren unter sich durch Fehden und Blutrache immer verfeindet und nur gegen die Russen einig; jetzt, da sie keinen äußern Feind mehr zu bekämpfen haben, sind ihre innern Zerwürfnisse vielleicht noch stärker hervorgetreten. Wir knüpfen auch noch deshalb ein höheres Interesse an diesen Theil des Werks als an den erstern, weil wir nicht leugnen können, daß dieser uns zuweilen einen romanhaften Eindruck gemacht hat.

Unsere Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Detailschilderung der entsetzlichen Lagen, in denen sich der Verfasser vielfach befunden, haben wir jedoch nach Kräften zu unterdrücken gesucht. Unsere Maßstäbe, unsere Begriffe reichen für jene eigenthümliche Welt nicht aus; was uns höchst unwahrscheinlich, ja unmöglich vorkommt, mag dort alltäglich sein. Wir wollen auch nicht darauf hinweisen, daß der Verfasser seine „Erinnerungen" erst jetzt nach mehr als 30 Jahren veröffentlicht hat und seitdem ein alter Herr geworden ist, alte Militärs aber ihre Erzählungen aus frühern Zeiten gern ausschmücken, sondern wir wollen die des russischen Offiziers, dessen Gefangenschaft unter den Tscherkessen damals selbst in den „Times" von sich reden machte, einfach nehmen, wie sie uns geboten sind. Gewiß werden sie mit großer Spannung gelesen werden; der Verfasser versteht es, diese in seiner Darstellung stets bis zur Katastrophe aufrecht zu erhalten. Die asiatischen Fürsten und Edelleute, mit denen er in Berührung gekommen ist, bald freundlich und hülfreich, bald feindlich, sind charakteristisch geschildert und passen in das Bild, das uns in andern Schriften von diesen asiatischen Naturen gegeben worden ist. Doch werden unsere Leser vielleicht an ihren fremdartigen, uns kalt lassenden Gestalten und den vielen verwirrenden Namen weniger Antheil gewinnen. Streng verurtheilt der Verfasser die bisher angelegten russischen Forts, die er auf seiner ersten Reise sah:

Beständig wurden ohne Nothwendigkeit Plätze besetzt, auf ihnen Forts erbaut, die weder dem Terrain noch der dortigen Kriegsart angepaßt waren, dann dieselben mit einer Garnison versehen, die viel zu schwach war, um den Feind einzuschüchtern. Hierdurch zersplitterte man die Streitkräfte und setzte die Truppen unnütz Krankheiten und Entbehrungen aus. Die ilorische

Redoute, wenn man einen Haufen Koth, der die Brustwehr vertrat, so nennen darf, beherbergte eine Compagnie des grusinischen Infanterieregiments. Die Soldaten, die in Hütten, von Stangen und Rohr erbaut, wohnten, versanken buchstäblich in Koth. In der verfallenen Festung Sſuchum bildeten zwei Compagnien Infanterie und ein Commando Festungsartillerie die Garnison. Die Leute hatten das kränkliche Ansehen unglücklicher, zum ewigen Fieber verdammter Opfer, und jährlich starb die Hälfte von ihnen. Sie wußten es und trugen ihr Geschick wenn auch nicht mit Geistesruhe, so doch ohne Murren und erfüllten ihren schweren Dienst mit dem allen russischen Soldaten eigenen Gehorsam.

Anderer Orten sah es jedoch besser aus. Die Vorschläge des Verfassers zu neuen Befestigungsanlagen erfreuten sich nicht des Beifalls der tifliser Ingenieurverwaltung, der Kaiser Nikolaus aber schenkte seinem Berichte eine besondere Aufmerksamkeit und befahl, daß ferner nur er zu allen Recognoscirungen auf der rechten Flanke der Linie verwendet werden solle. Das kränkte einige der kaukasischen Größen empfindlich; es wurden Ränke gegen ihn gesponnen, er erhielt unzuverlässige Führer, kabardinische Abreken, unter denen Fürst Aslan-Ghirei ihn verrieth, sodaß er in die Gefangenschaft der Tscherkessen fiel. Zwei Jahre mußte er in derselben schmachten, da er selbst alle Auslösungsversuche dem General Weljaminow, der ihn befreien wollte, widerrieth: man forderte für ihn 68000 Silberrubel und hätte bei Unterhandlungen diese Forderung noch gesteigert! Er wurde nun einem Adelichen, Aslan Bek Tambiew, übergeben, bei welchem er, ein paar Fluchtversuche ausgenommen, die ganze Zeit seiner Gefangenschaft zubrachte. Er gibt den Tscherkessen die Ehre, daß sie jede Grobheit vermieden und gegen ihn alle Regeln der Höflichkeit beobachteten, die bei ihnen der Wirth dem Gaste schuldig zu sein glaubt. Er war nicht im offenen Kampfe gefangen, sondern ihrer List unterlegen, und galt deswegen nicht für einen gewöhnlichen Gefangenen, vielmehr für einen unfreiwilligen Gast. Das hinderte aber nicht, daß sie ihn an die Kette legten, ihm seine Kleider nahmen und in aller Weise schlecht hielten. Seine Nahrung bestand oft nur in Hirsebrei und essigsaurer Buttermilch, und zwar in so kleinen Gaben, daß ihn oft vor Hunger schwindelte. Doch gewann er bald die Freundschaft der Kinder und Frauen, auch fehlte nicht das romantische Element, die Liebe eines bildschönen Tscherkessenmädchens, Aslan-Kos, das ihn durchaus zum Islam bekehren und dadurch mit ihrer Hand an den Kaukasus fesseln wollte, dann aber treulich seine Fluchtversuche unterstützte, von denen zwei mislangen, indem er wieder eingefangen wurde; der dritte aber endlich glückte. Das Mädchen, das ihn geliebt, beschreibt er sehr anmuthig:

Wunderbar wohlgebaut, so schlank, wie es nur Tscherkessinnen sind, mit zarten Gesichtszügen, dunkeln, etwas verschleierten Augen und schwarzem, bis unter die Knie reichendem Haar, würde sie überall für eine Schönheit gegolten haben. Dabei war sie gutmüthig und von einer außerordentlichen Fassungsgabe. Nie vernahm ich von ihr unsinnige Fragen oder ungehörige Bemerkungen über das, was ich erzählt hatte. Ihre unersättliche Wißbegierde war voller Naivetät, aber durch diese Naivetät blickte ein scharfer Verstand.

Während seiner langen Gefangenschaft hatte er nun Gelegenheit, das Leben, die Sitten und Gewohnheiten der Tscherkessen (sie selbst nennen sich Adyge) kennen zu lernen, und er gibt darüber ausführliche Schilderungen, wie er auch in frühern Kapiteln, wo ihn der Stoff darauf führt, eingehende geographische, ethnographische und statistische Darstellungen einflicht. In Bezug auf letztere hat sich freilich seitdem alles geändert, namentlich seit der massenhaften Auswanderung, welche dem kaukasischen Kriege gefolgt ist. „Wo Tscherkessen hausten, ackern und weiden jetzt Kosacken."

Wir hätten den eben erwähnten Abhandlungen eine bessere logische Anordnung und mehr Erklärungen einzelner Ausdrücke gewünscht, die der Verfasser seinen russischen Lesern gegenüber nicht nöthig hatte, die deutsche aber vermissen werden. Einiges hat der Uebersetzer erläutert, aber nicht genug. **Karl Gustav von Gerneck.**

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 16. und 17. Mai versammelte sich der Deutsche Schriftstellertag an der für ihn besonders classischen Stätte, in Weimar. Von den Anwesenden werden genannt: Frenzel, Rodenberg, Kletke, Hans Hopfen, Mützelburg, Neumann-Strela, Ruß, Niendorf, Streckfuß aus Berlin, F. von Blum, Silberstein aus Wien, Marin aus München, Gerstäcker, Duboc (Waldmüller), Döhn, Delbrück aus Dresden, Frau Otto-Peters aus Leipzig, Traeger aus Cölleda, Staatsanwalt Genast, Oberschulrath Laudhard, Dr. von Schorn aus Weimar. Zum Vorsitzenden wurde Silberstein gewählt.

Die wichtigste Frage der Tagesordnung war die folgende: „Ist der Staat verpflichtet, zu Zwecken der Literatur jährlich eine bestimmte Summe anzuweisen, und ist es überhaupt wünschenswerth, den Staat zu Gunsten der Literatur in Anspruch zu nehmen?", eine Frage, die eine längere Debatte hervorrief, in welcher sich alle Redner mehr oder weniger unbedingt gegen Staatshülfe, die meisten auch gegen den Plan einer Schiller-Akademie aussprachen.

Unsere Blätter haben stets das entgegengesetzte Princip verfochten und müssen auch noch an demselben festhalten, sie müssen Protest erheben gegen den zur Abstimmung gebrachten und angenommenen Antrag Genast's: „Der Deutsche Schriftstellertag erklärt, daß er weder persönliche Unterstützungen der Schriftsteller durch die Staatsregierung noch Errichtung von Akademien, sei es aus Staatsmitteln, sei es von seiten der Schiller-Stiftung, für wünschenswerth und zu erstreben halte."

Zuerst erscheinen Abstimmungen über derartige Principienfragen müßig, sobald ihnen jede thatsächliche Unterlage fehlt. Die Beiseitung des Schriftstellertags, die Staatshülfe abzulehnen, ist um so auffallender, als der Staat ja nirgends den Schriftstellern eine helfende Hand entgegenstreckt, als unsere großen Akademien blos der Wissenschaft und bildenden Kunst gewidmet sind und nirgends für Dichtkunst und Literatur ein Plätzchen haben, als sich ja am ganzen Himmel Deutschlands gar kein Wölkchen zeigt, welches die Unabhängigkeit der Schriftsteller zu gefährden und die Gefilde der freien Production zu verhageln droht. Mußte denn so früh ein Strohwisch ausgesteckt werden, um die Staaten zu warnen, daß ja keiner hülfebereit die verbotenen Pfade durch den blühenden deutschen Dichtergarten zu wandeln unternimmt? Wir glauben nicht, daß sich die Kategorien der socialen Frage, die Losungsworte der Welf und Waiblingen unter den Arbeitern: „Staatshülfe" und „Selbsthülfe", auf Literatur und Dichtkunst anwenden lassen. Die Literatur gehört sowenig unter das Gewerbegesetz, in das „System der Bedürfnisse", um mit Hegel's Rechtsphilosophie

zu sprechen, wie das Theater, und wenn der Norddeutsche Reichstag dem Theater das Princip der Gewerbefreiheit und der freien Concurrenz gewährleistet hat, so ist damit für die Kunst nicht viel gewonnen. Mag man unsern unverbesserlichen Idealismus tadeln; uns schwebt aber stets das hellenische Ideal vor; wir meinen, die Kunst müsse ein Cultus sein und die Pflege dieses Cultus eine Aufgabe des Staats, und je mehr unsere Nation sich in das öffentliche Leben hineingewöhnt, desto mehr müsse sie alle Künste, Dichtkunst, Literatur, Theater in Zusammenhang mit demselben bringen, den Staat durch die Kunst und die Kunst durch den Staat heben.

Muß man sich denn den Staat durchaus unter der Person eines „Gensdarmen", „Polizeidieners" und „Steuereinnehmers" oder als eine jenseitige Macht denken, welche von den Sterblichen durch eine unausfüllbare Kluft geschieden ist, noch dazu jetzt in einer Zeit, in welcher das Streben lebendiger ist als je, den Staat mit dem ganzen geistigen Inhalt des Volkslebens zu erfüllen und das Bewußtsein des Staatsbürgerthums in allen zu erwecken und zu Ehren zu bringen? Und es sollte eine Entweihung der Literatur sein, wenn der Staat, für den sich im Krieg zu opfern Pflicht und Ehre für jeden ist, sich ihrer annimmt? Die Akademie wird stets die Farbe des Staats tragen, dem sie angehört; in einem Staat mit Zopf und Perrücke wird sie auch Zopf und Perrücke tragen; in einem freien Staat wird sie den Geist der Freiheit und Bildung repräsentiren. Die Französische Akademie hat der Sache der Literatur nur genützt, mögen auch einmal Pedanten den „Cid" von Corneille verurtheilt haben. Wer darf behaupten, daß die heutige Academie française, welche Oppositionsschriftsteller wie Prevost-Paradol zu ihren Mitgliedern erwählt, den Stempel des Servilismus trägt und vor dem Imperialismus die Knie beugt? Sie ist die geistige Blüte der Nation, denn auch ein Victor Hugo gehört ihr an und alle großen Schriftsteller des heutigen Frankreich. Und das sollte der Literatur nicht zur Ehre gereichen, wenn die erste und wichtigste Section des Instituts, die Akademie mit den vierzig Unsterblichen, ihre Fahne trägt, während die Sectionen der Gelehrsamkeit erst in zweiter Reihe folgen? Wissen unsere Schriftsteller nicht, mit welchem Hochmuth die Fachgelehrten auf sie herabsehen, alle die deutschen „Akademiker", denn die deutschen Akademien bisher ohne eine Section für Literatur und Dichtkunst sind? Man gebe den deutschen Akademien eine solche Section — die Folgen werden nicht ausbleiben: die glänzende Hebung des Schriftstellerstandes, ein Sporn für die Jugend, eine Unterstützung für das Alter! Ueberhaupt stehen diese sich selbst ergänzenden Körperschaften doch nur unter dem Schutz des Staates und sind unabhängig von den dort herrschenden Richtungen. Mag der Staat eine solche Akademie gründen oder als Ergänzung der wissenschaftlichen Akademien einfügen, oder mag die Schiller-Stiftung die geistigen Notabilitäten der Nation in solcher Körperschaft versammeln — wir können darin nur einen wichtigen Fortschritt für unsere Literatur sehen, wenn sie auch im Staate wurzelt und nicht blos Luftwurzeln schlägt. Vorläufig ist indeß dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und die Schriftsteller selbst brauchten am wenigsten diese Sorge zu übernehmen.

Wenn der Schriftstellertag so eine wesentlich theoretische Frage in einem Sinne entschied, der nach unserer Ueberzeugung gegen die wahren Interessen des Schriftstellerstandes verstößt, so ging er dafür über eine wichtige praktische Frage zur Tagesordnung über, nämlich über den beantragten Entwurf einer Petition an das Parlament des Norddeutschen Bundes um Erlaß eines Theater- resp. Tantièmegesetzes im Anschluß an das Nachdrucksgesetz. Da alle Schriftstellerassociationen hierin zu keinem Resultate führten, so war um so mehr das Verlangen gerechtfertigt, daß der Staat die Sache in die Hand nimmt. Ein Tantièmegesetz sichert die Rechte der dramatischen Schriftsteller in der einfachsten Weise und mit Einem Schlage. Die Tantième ist für Directionen und Schriftsteller das einzig billige und gerechte Princip. Hier lag eine ganz bestimmte Aufgabe für den Schriftstellertag vor, und hier ging er zur Tagesordnung über, während dies bei der Frage in Betreff der Staatshülfe als einer müßigen geschehen mußte.

Zum Vorort für das nächste Jahr ward Berlin gewählt, die nächste Generalversammlung soll in Nürnberg stattfinden. In den Vorstand wurden gewählt Frenzel, Kletke, Rodenberg-Berlin, Duboc-Dresden, Grosse-München, Genast-Weimar, Silberstein-Wien.

Auf Vorschlag Genast's beschloß sodann noch der Schriftstellertag, dem der weimarische Hof mit gewohnter Liberalität die classischen Zimmer des Schlosses geöffnet hatte und dem zu Ehren Freiherr von Loën abends Shakspeare's „König Johann" gab, aus Veranlassung des funfzigjährigen Jubiläums des Dichters Karl von Holtei, demselben ein Glückwunschtelegramm zu übersenden. Der schlesische Veteran der Literatur war am 22. Mai 1819 zum ersten male mit einem seiner Stücke auf den weltbedeutenden Bretern erschienen. In Breslau wurde dem vielgefeierten schlesischen Poeten als Ehrengeschenk ein goldener Lorberkranz überreicht, dessen Blätter mit Titeln von des Jubilars Schriften bedeckt sind, und der auf einer großen und schweren Silbertablette ruht, sowie das Dedicationsgedicht: Zueignung, von der Korn'schen Officin in prachtvollem Druck auf Großfolio ausgeführt. Den Reigen der glückwünschenden Verehrer eröffnete Herzog Ernst von Koburg. Die Ansprache hielt der Polizeipräsident Freiherr von Ende, und Fräulein Widmann trug das Dedicationsgedicht mit innigem Ausdruck vor. Außerdem wurde dem Jubilar noch der Theaterzettel vom 21. Mai 1819, in geschmackvoller Goldstickerei und Sammteinrahmung, zum Andenken dargebracht. Glückwünsche liefen von den meisten großen Hofbühnen ein, obgleich nur eine Bühne, das weimarische Theater, durch Aufführung eines Holtei'schen Stücks, der „Lenore", den Tag des Jubiläums feierte. Wir wünschen dem gemüthlichen Repräsentanten schlesischer Volksdichtung, daß er noch lange die geistige Frische bewahre und daß seine in letzter Zeit erschütterte Gesundheit wieder ins rechte Gleis komme.

Wenn mit Italien am 12. Mai der Norddeutsche Bund eine Literarconvention abgeschlossen hat, so ist dies gewiß mit Freuden zu begrüßen, noch mehr aber das wachsende gegenseitige Interesse der beiden Literaturen, für deren Vermittelung namentlich Julius Schanz, jetzt in Venedig, mit unermüdlichem Eifer thätig ist. In Anerkennung dieser Bestrebungen hat er den Orden der Corona d'Italia erhalten, welcher auch an Berthold Auerbach verliehen wurde, nachdem sein Werk „Auf der Höhe" durch eine Uebersetzung sich in Italien eingebürgert hat.

Der junge Bauer und Schriftsteller Felder, Verfasser der „Sonderlinge" und der Erzählung „Arm und reich", ist am 29. April in dürftigen Verhältnissen gestorben. Wilhelm Hamm widmet ihm im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" einen Nekrolog, aus welchem hervorgeht, daß das Betreten der schriftstellerischen Laufbahn dem bregenzer Bauern nicht zum Heile gereicht hat. Es ist die Frage, ob Felder trotz seines unleugbaren Darstellungstalents in der Literatur das Bürgerrecht errungen haben würde, nachdem der erste pikante Reiz der Erscheinung, daß ein Bauer selbst Dorfgeschichten schreibt, verflogen war. Es wären ihm vielleicht lange schmerzliche Enttäuschungen vorbehalten gewesen, nachdem sein Ehrgeiz geweckt worden und durch die Thatsache, daß Prof. Hildebrand Felder'sche Wendungen in das Grimm'sche Sprachlexikon aufnahm, welches sonst die ganze Bereicherung und Fortbildung der deutschen Sprache durch die neue Dichtkunst und Literatur außer Acht läßt, in bedenklicher Weise gesteigert werden mußte.

Bibliographie.

Edwards, H. S., Die Tochter des Gouverneurs. Eine Erzählung aus dem letzten polnischen Aufstand. Nach dem Englischen. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Eichrodt, L., Lyrischer Lehraus. 2 Bdchn. Lahr, Schauenburg. 16. à 10 Ngr.

Das neue Europa. Ein Carton. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 4 Ngr.

Frank, P., Grundzüge der französischen Literaturgeschichte. In leicht faßlicher, gedrängter Darstellung herausgegeben. Leipzig, Merseburger. 16. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine pyrmonter Nachcur.

Roman von

Heinrich Koenig.

8. Geh. 2 Thlr.

Mit dem vorliegenden Romane nimmt der fast achtzigjährige Dichter Abschied von dem deutschen Lesepublikum, dessen Gunst er sich während einer langen Reihe von Jahren so unvermindert zu erhalten wußte, daß mehrere seiner Romane in dritter und vierter Auflage erschienen, wie vor kurzem erst der Roman „Die hohe Braut", mit welchem Heinrich Koenig 1833 zum ersten male als Romanschriftsteller auftrat. Es ist eine einfache Familien- und Herzensgeschichte, die er hier erzählt; aber wie in allen seinen Schriften ist auch in ihr das Wehen des Zeitgeistes zu spüren, wodurch das Alltägliche in eine höhere Sphäre erhoben wird.

Das vorliegende Werk bildet zugleich den 20. Band der „Gesammelten Schriften" von Heinrich Koenig. Die übrigen Bände derselben enthalten:

1. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.
2.—4. **König Jérôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.
5. 6. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
7.—9. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.
10. 11. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.
12. 13. **William Shakspeare.** Ein Roman. Vierte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.
14. **Auch eine Jugend.** Erinnerungen und Bekenntnisse. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.
15. 16. **Ein Stillleben.** Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Theile. 3 Thlr. 20 Ngr.
17.—19. **Die hohe Braut.** Ein geschichtlicher Roman. Dritte Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von

Friedrich Nippold.

Erster Band. Jugendzeit und römische Wirksamkeit.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Richmond.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die längst erwarteten biographischen Memoiren unsers berühmten Landmanns Bunsen, des ausgezeichneten Gelehrten und Diplomaten, sind vor kurzem durch dessen Witwe in England veröffentlicht worden und fanden dort als ein für die Zeitgeschichte überaus wichtiges Werk die glänzendste Aufnahme. Auch die deutsche Ausgabe derselben wird um so willkommener sein, da sie der Herausgeber, Professor Friedrich Nippold in Heidelberg, wie der vorliegende erste Band beweist, durch zahlreiche bisher unbekannte Originaldocumente und andere interessante Mittheilungen aus Bunsen's handschriftlichem Nachlaß noch wesentlich bereichert hat. Der zweite Band erscheint demnächst.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Kar

Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 3 Thlr., geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem fünften Bande liegt das grosse Reisew Tschudi's über Südamerika, dem allgemein eine Stelle sten Ranges im Gebiete der Reiseliteratur zuerkannt w nunmehr vollständig vor. Eine erstaunliche Fülle werthvollsten thatsächlichen Materials, die Frucht e mehrmaligen Aufenthalts des Verfassers in Südamerika, er zuletzt als Gesandter der schweizerischen Eidgenoss schaft am kaiserlich brasilianischen Hofe verweilte, n in diesen Bänden niedergelegt. Namentlich für die geg wärtig so wichtige Colonisationsfrage gelten Tschudi's eigener Anschauung geschöpfte Berichte und Urtheile epochemachend und für jeden, der ein Interesse daran unentbehrlich. Und dieser reiche Inhalt wird in so gef ger, anziehender Form dargeboten, dass die Lektüre de ben gleich viel Unterhaltung wie Belehrung gewährt.

Die zahlreichen Abbildungen, nach Originalskizzen Photographien gefertigt, sowie die Karten und Pläne aufs sorgfältigste in Holzschnitt oder Lithographie ausführt, sodass die Ausstattung dem hohen Werthe des We entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Legitimitätsprincip.

Eine staatsrechtliche Abhandlung

von

Friedrich Brockhaus,

Dr. und Privatdocent der Rechte an der Universität Jena.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das moderne Staatsrecht hat die Frage noch nicht g wodurch sich der rechtliche Bestand derjenigen unter den g wärtigen Dynastien erkläre, welche ihre Herrschaft im S spruch mit den berechtigten Ansprüchen eines andern F hauses erworben haben. Dem Versuche, auf diese in u Zeit so wichtige Frage eine ausreichende Antwort zu ge die vorliegende Schrift gewidmet.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Br Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, z Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Wer Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Th
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Th

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verla lung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Sor lung bewirkt werden.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht zu Diensten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 10. Juni 1869.

Inhalt: Zur Charakteristik der preußischen Restaurationsepoche. — Neuere dramatische Literatur. Von Feodor Wehl. (Beschluß.) — Romane. Von Rudolf Sonnenburg. — Feuilleton. — (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakteristik der preußischen Restaurationsepoche.

Blätter aus der preußischen Geschichte von K. A. Varnhagen von Ense. (Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.) Dritter bis fünfter Band. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 9 Thlr.

In den beiden ersten Bänden dieser „Blätter aus der preußischen Geschichte", die wir bereits besprochen (vgl. Nr. 41 d. Bl. f. 1868), hat Varnhagen die preußische Restaurationsepoche in einer bis zum Jahre 1824 reichenden Tageschronik beleuchtet. Die drei jetzt erschienenen Bände vollenden das Charaktergemälde jener Epoche, indem sie die Chronik bis zu den entscheidenden Jahren 1830 und 1831 fortführen. Die Art der Aufzeichnungen ist dieselbe wie früher: sie ist aphoristisch, knüpft stets an den einzelnen Fall, die einzelne Anekdote an und überläßt es dem Leser, die Summe zu ziehen.

Im Vordergrunde des Gemäldes steht auch in diesen Bänden das Bild des Königs, der zwar keinen bedeutenden, aber mit seiner Mäßigung, seinem Gerechtigkeitsgefühl und seinem patriarchalischen Sinn mitten unter den Ultras in Politik und Religion einen wohlthuenden Eindruck macht. Seine sich an Aeußerliches haltende Vorliebe für Kirche und Theater, für Liturgie und Ballet gehört zwar zu seinen Schwächen, von denen die erstere genug Unruhe und Opposition hervorrief; doch die Redlichkeit seines Willens söhnt vollständig mit denselben wieder aus. Die Aufzeichnungen Varnhagen's lassen das Bild des Königs in einem günstigern Lichte erscheinen als irgendein anderes Werk, selbst die Eilers'schen Denkwürdigkeiten nicht ausgenommen; denn von einer verstimmenden Absicht, auch von derjenigen der Verherrlichung, kann bei einem Tagebuch nicht die Rede sein. Weil auch die Schatten hier nicht fehlen, tritt das Licht um so glaubwürdiger hervor.

Die Verheirathung des Königs mit der Gräfin Harrach, der nachherigen Fürstin Liegnitz, bildete einen der wichtigsten Gesprächsstoffe. Varnhagen schreibt darüber am 15. November 1824:

Die Heirath des Königs ist fortwährend das allgemeine Tagesgespräch. Von allen Seiten hört man nur misbilligende Stimmen. Am Hofe erlaubt man sich die frechsten Aeußerungen; aber auch in der untern Volksklasse ist der Eindruck allgemein ungünstig; aller Respect, alle bisherige gute Meinung scheint plötzlich gewichen. Manche Leute wollen dem Könige aus jenem Schritt ordentlich ein Verbrechen machen; am meisten schimpft und jammert der Hof; man thut, als wäre das Andenken der Königin geschmäht, die Tugend der Enthaltsamkeit durch das übelste Beispiel verletzt; man beklagt die königlichen Kinder, die der Vater auf solche Weise von sich entferne; man spricht sogar von dem vergrößerten Aufwande, den Kosten, wogegen die beabsichtigten Ersparnisse sehr abstächen. Als Urheber der ganzen Sache sieht man den Fürsten Wittgenstein, der diesmal am Hofe und im Publikum nicht geschont wird, und den Großherzog George von Mecklenburg-Strelitz an, die für dergleichen Dinge Ein Herz und Eine Seele sind, als Helfershelfer den Oberhofmeister von Schilden und den Geh. Kämmerier Timm. Von dem Hergange selbst erfährt man noch Folgendes. Der König hat sich im Uniformsüberrock trauen lassen; Timm holte die Braut aus dem Wirthshause (Stadt Petersburg unter den Linden) nach Charlottenburg ab, führte sie zur Trauung, und brachte die Gemahlin ebenso zurück. Der König fuhr nach der Trauung nach Berlin ins Schauspiel, und war in seiner Loge; die Gemahlin ihm gegenüber in der Fremdenloge, wo ihr der Oberst von Kraft als der hübschen Gräfin Harrach unter den Augen des Königs ganz unbefangen den Hof machte.

Ueber die Stellung der Fürstin Liegnitz in den Hofkreisen, Abnahme und Zunahme der Aufmerksamkeit, die ihr zutheil wird, wird von Varnhagen genau Buch geführt. Anfangs, bei der Nachricht von der Verheirathung, fielen die königlichen Kinder dem König weinend in die Arme und betheuerten, sein Glück würde das ihre sein. Der Kronprinz veranlaßte, daß der König, der seine Gemahlin nur zur Gräfin machen wollte, sie zur Fürstin erhob, damit sie nach den Prinzessinnen vor allen andern Damen am Hofe den Rang behauptete.

Der Kronprinz bewies sich heftig und auffahrend gegen jedermann, und sein tiefer Verdruß soll seitdem immer sichtbarer geworden sein. Man versichert, die Kronprinzessin habe ganze Tage geweint, desgleichen die Großfürstin Alexandra mit der

Gräfin von Truchseß zusammen, nicht minder die Prinzessinnen Luise und Alexandrine; der ganze Hof soll die Fürstin von Liegnitz auf dem kleinen Balle (am 13. zum Geburtstag der Kronprinzessin) von 200 Personen, den der König darauf im Palais hier gab, sehr kalt, ja schnöde behandelt haben; die Prinzessinnen sprachen nur das Nöthigste mit ihr, und mieden dann ihre Nähe; die Damen beeiferten sich gar nicht, ihr vorgestellt zu werden, wozu die Hofdame Fräulein von Viereck auf dringend freundschaftliches Ersuchen des Königs die Einleitung gemacht hatte.

In dem Kreise der Prinzen und Prinzessinnen herrschte die höchste Misstimmung:

Die adelichen Frauenzimmer sind ganz des Teufels mit ihren Misreden; man sieht es vielen an, daß der grimmigste Neid aus ihnen spricht. In der That, man könnte hier kein Fräulein nennen, das nicht gleich an die Stelle der Fürstin von Liegnitz hätte treten mögen! Der König hat im Scherze zu einigen Hofdamen gesagt: „Ja, so gut hätten Sie's auch haben können, haben mich aber nicht haben wollen!"...

Unser Hofadel, besonders die Militärs, und darunter die eigenen Adjutanten des Königs, z. B. Hr. von Bojanowski, von Prittwitz ꝛc., sprechen so heftig gegen die Heirath des Königs, daß sie sogar ihre Frauen der Fürstin von Liegnitz nicht wollen vorstellen lassen. Die meisten Damen am Hofe weigern sich geradezu, und auf die frechste schnippischeste Weise; wenigstens wollten sie noch warten, sagen sie. Andere verabreden, sie wollten die Fürstin, wenn sie ohne den König wäre, gar nicht grüßen. Manche gingen so weit, zu meinen, es wäre ganz richtig und schön, im Theater, wenn die Fürstin erschiene, zu pochen und zu trommeln; junge Offiziere stimmten lebhaft mit ein. Die Blinden, ihren König wollen sie sich unterfangen zu beschimpfen! Und die wollen ihn gegen Revolutionärs vertheidigen, sie, die selbst die ärgsten sind!

Die Heirath hatte übrigens so insgeheim stattgefunden, daß selbst der erste Generaladjutant, Herr von Knesebeck, der vom Lande hereinkam, gar nichts davon wußte, zur Tafel beim Könige erschien, dort nach dem Fremden mit dem Stern fragt, und bei der Antwort, es sei Graf Harrach, Vater der Fürstin von Liegnitz, erstaunt nach dieser weiter fragt, und zugleich sie an der Hand des Königs erblickt und hört, sie sei dessen Gemahlin: die Anekdoten, welche die Fürstin betreffen, drängen sich:

Die Fürstin von Liegnitz nennt man am Hofe spottweise die Königin der Nacht. Am Freitag war die Oper „Der Freischütz"; die Fürstin war anfangs bei dem Könige in der kleinen Loge, wo die Prinzessinnen Alexandrine und Luise sie auffallend vernachlässigten; dann ging sie, um die Decoration von der Mitte aus zu sehen, in die große königliche Loge, wo die Kronprinzessin und die Großfürstin Alexandra saßen, die von der Fürstin gar keine Notiz nahmen, ihr den Rücken wandten, und keine Silbe mit ihr sprachen; auch die anwesenden Prinzen bezeigten ihr die größte Kälte. Die Sache war so auffallend, daß fast alle diplomatischen Berichte davon erfüllt wurden, wie sich die Diplomaten nachher gegenseitig eingestanden.

Doch allmählich bessert sich die Situation; die beiden vornehmsten Damen nach den Prinzessinnen, die Fürstin Blücher und Gräfin Goltz, lassen sich der Fürstin vorstellen und thun sehr artig gegen sie; man hört hin und wieder Stimmen, die sie artig und bescheiden, ja hübsch und liebenswürdig finden. „In sechs Monaten", meint Varnhagen, „wird das Hofgesinde sämmtlich untergeduckt sein." Doch ist diese Prophezeiung nicht eingetroffen. Noch am 27. Februar 1827 hält Varnhagen es für nöthig zu erwähnen, daß sie in der königlichen Familie mehr und mehr Festigkeit gewinne; doch immer noch erfahren wir von Zurücksetzung bei Hoffesten. Bei einer Vermählungsfeier, der des Prinzen Karl, erscheint die Fürstin dreimal, immer nur als Zuschauerin ganz nebenan, und mußte sich zweimal entfernen, so oft etwas vorging, wobei ihr Rang hätte mit ins Spiel kommen können. Ein anderes mal, wo sie auch auf dem Festprogramm eine sehr bescheidene Stellung einnimmt, bedarf es der Intervention des Kaisers von Rußland, um sie mehr in den Vordergrund treten zu lassen; das ganze Programm mußte deshalb umgedruckt werden.

Seinen Verkehr mit den Tänzerinnen gab der König auch nach Eingehen der morganatischen Ehe nicht auf. Dieser Verkehr ist wol einzig in seiner Art; niemals ist die Welt der Bühne in so bürgerlich-solider Weise geliebt worden. Am 28. December 1827 berichtet Varnhagen:

Der König hat zu Weihnachten die Tänzerinnen des Ballets rufen lassen, ihnen eine Art Anrede voll Ermahnungen gehalten, daß sie tugendhaften Wandel führen möchten, und sie dann beschenkt. Der König will durchaus, daß seine Tänzerinnen ehrbar leben und guten Ruf behalten. Einem jungen Mann, der einen Liebeshandel mit der Tänzerin Mlle. Adler hatte, ließ er durch Timm sagen, er möchte dergleichen doch bleiben lassen. Man nennt das Ballet das tugendhafte Serail des Königs. Zu den Gastmahlen, die Hr. Timm bisweilen solchen Damen vom Theater gibt, pflegt der König zu kommen, setzt sich mit an Tisch, unterhält sich mit Gesprächen, oder Hr. von Schildt liest auch wol die Zeitung vor, und der König unterrichtet dann die Hörerinnen über die geographischen und statistisch-politischen Angaben, deren dort Erwähnung geschieht.

Bei dem Volke blieb Friedrich Wilhelm III. stets beliebt; in den Theatern benutzte man jede Gelegenheit zu Demonstrationen. Als der König am 14. December 1826 hinunter in das gewöhnliche Arbeitszimmer zum Vortrag gehen wollte, glitt er aus, fiel und brach beide Knochen des rechten Unterschenkels vier Zoll hoch über dem Knöchel ab:

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte die Nachricht von des Königs Unfall die ganze Stadt; alle Klassen geriethen in Bewegung, eine Menge Menschen strömten nach dem Palais, die ärztlichen Bulletins zu lesen, die Namen der Anfragenden werden dort aufgeschrieben, der König will die Listen jedesmal durchsehen. Eine außerordentliche Theilnahme und Liebe zeigte sich im Volk, da doch sonst der König gerade den Berlinern, wie bekannt, keine große Anhänglichkeit für seine Person zutrauen will.

Als am 12. März 1827 der König wieder zum ersten male im Königsstädter Theater erschien, war der Jubel und Beifall außerordentlich; „Heil dir im Siegerkranz" wurde vom ganzen Publikum gesungen. Der König machte die vielfachsten Dankbezeugungen, auch besonders gegen die Galerie hin, wie schon früher im königlichen Theater. Nach seinem Unfall waren gleich seine ersten Worte die Versicherung, es habe niemand schuld bei seinem Fall als er selbst; dann befahl er, es solle alles seinen gewohnten Gang fortgehen, Gesellschaften, Vergnügungen u. s. f. Von seiner Krankheitsgeschichte werden die folgenden Anekdoten berichtet, welche von dem volksfreundlichen Sinn des Monarchen und seiner Leutseligkeit das rühmlichste Zeugniß ablegen:

Der König soll sehr geduldig und freundlich seine zwangvolle Zeit verbringen; niemand hat davon zu leiden, daß er daniederliegt; seine Dienerschaft und andere Umgebung behandelt er durchaus wohlwollend. Einen Bierführer, der frühmorgens unter den Fenstern des königlichen Schlafcabinets zu

halten pflegt, um Bier für die Leute des Königs abzuliefern, hatte Timm auf einen andern Platz bestellt, damit der König, der sonst um jene Zeit schon aufgestanden zu sein pflegt, jetzt aber leicht noch schlummern könnte, nicht gestört würde; die ersten Tage vergingen, ohne daß der König an den morgendlichen Bierführer dachte, dann aber fiel ihm dessen Ausbleiben auf, er fragte danach, und als ihm Timm Auskunft über seine Maßregel und gute Absicht gegeben, schalt er diesen, und befahl, es solle alles im gewohnten Gleise bleiben, und jener Mann hält wieder nach wie vor unter des Königs Fenstern! Einen österreichischen Kurier, Namens Schiller, hörte der König mit Timm im Vorzimmer reden, die Stimme schien ihm bekannt, er ließ den Mann an sein Bette kommen, derselbe war dem Könige in Wien als Tafeldecker zur Bedienung gegeben und von daher noch erinnerlich; zufällig hiehergeschickt, hatte er sich sogleich bei seinem Freunde Timm nach dem Befinden seines königlichen Gönners erkundigen wollen, jetzt fragte ihn der König selbst nach allem, was in Wien vorgehe, wie es mit seiner Kurierlebensart sei, was man alles sage u. s. w. Nach einer Weile sah sich der König in seiner Nähe um, nahm eine schön gearbeitete silberne Vase, worin Zucker und eine Anzahl silberner Löffel — alles zum Gebrauch eben vorräthig —, und schenkte sie, indem er nach seiner Weise einige abgebrochene Worte von „Nicht übel nehmen", von „Andenken" u. dgl. murmelte, dem hocherfreuten, treuherzigen Wiener.

Auch für Journalistik, namentlich für Theaterkritik, zeigte der König lebhaftes Interesse:

Hr. Saphir, Redacteur der „Schnellpost" und des Morgenblattes „Courier", bei dem Publikum in üblem Rufe, hat sich bei Hofe großer Gunst zu erfreuen. Der Herzog Karl hat ihn als Zuschauer des großen Maskenfestes bei sich gehabt. Der König liest das Blatt „Courier", welches gleich morgens früh die Theaternachrichten vom vorigen Abend und andere frische Neuigkeiten liefert, mit großem Vergnügen; da er sehr früh aufsteht, und dann gleich nach dem Blatte verlangt, so hat der Fürst von Wittgenstein schon den Hrn. Saphir angespornt, doch ja sein Blatt möglichst früh erscheinen zu lassen, eine Stunde früher, wenn es anginge, als bisher. Der König hat auch befohlen, die Censur solle den Saphir'schen Blättern nicht so viel streichen; der Geheimrath Grano, der bisher der peinlichste Censor war, weiß sich nun gar nicht mehr zu helfen; so oft er etwas wegstreicht, denkt er nothwendig daran, daß er auch das Vergnügen seines Monarchen verkürzt!

Er verschmähte es auch nicht, den Kritikern Winke geben zu lassen, wenn er eine oder die andere Künstlerin glimpflich behandelt wissen wollte.

In theologischen Dingen blieb er zeitlebens ein Sonderling, wie auch die folgende Anekdote beweist:

Man versichert, der König habe in Betreff des Wunsches einiger katholischer Geistlichen in Schlesien, die Messe auch gegen den Willen der Obern in deutscher Sprache zu lesen, geäußert, daß er an dem eingeführten katholischen Gottesdienste nichts werde ändern lassen. Die Katholiken, meint der König, könnten ja, wenn sie eine geläuterte Religion wollten, lieber gleich evangelisch werden. Aehnliches war schon einmal früher die Meinung des Königs, als er den deutschen Gottesdienst der Juden untersagte.

Als die Julirevolution ausgebrochen war und um den Thron herum die Wuth der fanatischen Ultras tobte, blieb der König, so sehr ihn die pariser Ereignisse betrüben und erschüttern mochten, maßvoll und gerecht genug, seinen Unwillen darüber auszusprechen, daß der König von Frankreich sein Wort nicht gehalten und die Charte gebrochen habe.

Mit diesem ruhigen, nur bisweilen verdrossen einfältigen Wesen des Königs bildete die Erhitztheit des Kronprinzen, seine geistsprühende Beweglichkeit, sein romantisch-feudaler Doctrinarismus einen auffallenden Contrast. Alle Züge, welche später den Monarchen charakterisirten, sind bereits in diesen Anekdoten der Jugendzeit ausgesprochen. Seine Vorliebe für den Adel war so stark, daß er selbst den Vorzug der Geschlechter, die älter in der Mark waren als die Hohenzollern, anzuerkennen schien, seine Heftigkeit so wenig wählerisch in den Ausdrücken, daß er mit den kräftigsten Bezeichnungen am liebsten um sich warf und die Minister am wenigsten mit Schimpfnamen verschonte. Wie rücksichtslos er im Staatsrath war, beweist auch die folgende Anekdote:

Neulich ging es in unserm Staatsrath lustig her. Es galt eine Maßregel, die beschränkt oder unbeschränkt anzunehmen war. Hr. von Altenstein hatte für ersteres gestimmt. Als nun der Staatssecretär Präsident Friese die Abstimmungen zusammenfaßte, und vorlas: „Hr. Minister von Altenstein: beschränkt", so fiel der Kronprinz, den andern Sinn dieser Zusammenstellung sich vergegenwärtigend, in ein lautes Lachen, das sich bald den Nächstsitzenden mittheilte und in Absätzen wol eine Viertelstunde andauerte, zur großen Verhöhnung des Hrn. von Altenstein. Man findet es grausam, daß der Kronprinz die Minister so verächtlich behandelt; andere loben es, daß er diese erbärmlichen Wichte nicht für mehr nimmt, als sie wirklich sind.

Obgleich der Kronprinz schon damals die Herren von Schön, Stein und die Gesinnungsverwandten dieser Männer begünstigte, was mit seiner Vorliebe für das ständische Wesen erklärt werden mag, nahm er doch in allen Fragen europäischer Politik den Standpunkt der Reaction ein. Nach der Julirevolution äußerte er heftig, man müßte, nach seinem Ermessen, gleich in Frankreich einrücken, um die legitime Regierung zu stützen, er selbst würde mit 50000 Preußen, die gleich beisammen sein könnten, ohne Verzug die Sachen wiederherstellen. Die Betheiligung des Prinzen an den Berathungen der Minister und des Staatsrathes ist eine sehr lebendige; auch wird er außerdem in Beschwerdesachen häufig angesprochen, besonders von Edelleuten, für die er sich dann nachdrücklich verwendet; er gibt den Ministern seine Meinung zu erkennen, empfiehlt, fordert Auskunft und Erklärung. Diese Einmischung des Kronprinzen wird ihnen oft sehr unbequem, sie haben eigentlich solchem Ansinnen keine Folge zu leisten und können sie doch nicht gut dem künftigen Thronfolger weigern. Zu solchen Geschäftssachen bedient sich der Kronprinz meist der Feder seiner Adjutanten.

Sein Umgang mit den Gelehrten und Künstlern ist schon damals ein lebendiger. So berichtet Varnhagen vom 10. August 1827:

Von allen Seiten rühmt man die angenehme Weise, wie der Kronprinz die Sommertage in Sanssouci verlebt; alles ist gesellig belebt, heiter, mannichfach vergnüglich; es herrscht ein ungezwungener Ton, sowol unter den Prinzen und Prinzessinnen, als mit den andern Personen, die zum Besuche sich einfinden. Hr. Alexander von Humboldt, Hr. Geheimrath Ancillon, die Professoren Rauch, Tieck, Ritter (der Geograph) sind öfters dort; neulich auch der Geheimrath Streckfuß, vom Kronprinzen geladen, einen beliebigen Tag dort zuzubringen; der Lieutenant von Willisen, dessen Reihe als Adjutant um war, mußte auf den Wunsch des Kronprinzen auch außer der Reihe zur Gesellschaft ferner bleiben. Aus diesem Sinne des Kronprinzen will man gute Hoffnungen schöpfen.

Seine geistige Regsamkeit ist überhaupt sehr hervortretend. Am 22. März 1830 notirt Varnhagen die folgenden Bemerkungen Rahel's:

Dieser Tage war Rahel im französischen Schauspiel ganz nahe der königlichen Loge und konnte den Kronprinzen den

ganzen Abend sehr genau betrachten. Sie fand ihn, ohne sonst für ihn eingenommen zu sein, „sehr ausgezeichnet, von lebendigem, angeregtem Sinn, einem unbefangenen Ausdruck wirklichen Interesses; man konnte sehen, sagte sie, daß in der That etwas in ihm vorging, daß er theilnahm, daß er Vorstellungen hatte und irgendeinen Inhalt empfand; weit und breit war kein Gesicht zu sehen, das einen ähnlichen Ausdruck gehabt hätte".

Was den Prinzen Wilhelm betrifft, so erfahren wir manches über seine Neigung zur Prinzessin von Radziwill, über die zahlreichen Unfälle, die ihn schon damals betrafen, ohne schlimme Folgen zurückzulassen. Die Chronik derselben, zu denen man wol auch das Becker'sche Attentat rechnen konnte, ließe sich bis in die neueste Zeit vermehren. Niemand hätte übrigens dem Prinzen ein so hohes und ruhmreiches Alter vorausgesagt.

Ueber das Verhältniß des Kronprinzen und der Kronprinzessin finden sich viele Klatschereien, Echo der Hofmedisance — die Herausgeberin hätte besser gethan, diesen Klatsch, besonders wo er in undelicater Form nachgesprochen wird, zu streichen.

Der Galerie der Prinzen reiht sich die Galerie der Minister an; wir erhalten gerade von diesen weit gelungenere Bilder, als sie die bisherige Geschichtschreibung nach dunkeln Traditionen und nach den wenig hervortretenden Thatsachen der damaligen Verwaltung zu entwerfen vermochte. Varnhagen war in den Kreisen der höhern Bureaukratie ganz heimisch; wir sehen, wie hier Strömung und Gegenströmung der politischen Meinungen zusammenstoßen; neben den einseitigsten Vertretern des Restaurationsprincips finden wir viel weltmännische Toleranz; ja der Liberalismus, dem jede Staatsform fehlte, um sich geltend zu machen und der als Ausdruck der öffentlichen Meinung durch die Censur aufs äußerste beschränkt wurde, war damals vorzugsweise bei dem gebildeten Beamtenthum zu Hause. Ein Beweis dafür ist Varnhagen selbst und sein Freundeskreis. Wir hören sogar von liberalen höhern Offizieren und von einem „constitutionell gesinnten Regiment".

Im Vordergrunde der Ministergalerie befindet sich das Bild des Ministers Grafen von Bernstorff, welcher als der unmittelbare Vorgesetzte Varnhagen's mit diesem am meisten in Berührung kam und ihm mannichfache Aufträge zur Abfassung diplomatischer Schriften gab. Das Bild ist mit Liebe entworfen. Abfällige Urtheile über ihn werden mitgetheilt, aber wesentlich verbessert. So heißt es vom 12. Juli 1827:

Ueber Bernstorff wird am Hofe mitunter sehr nachtheilig geurtheilt; er habe weder Geist noch Kenntniß, mit seinem Eifer stehe es auch schwach, seine Thätigkeit sei gar keine. Wittgenstein ist wenig zufrieden mit ihm, Schuckmann und Kamptz nicht, Graf Lottum glaubt über ihn lächeln zu dürfen, Ancillon sieht sich zu sehr vernachlässigt. Im Grunde ist aber Bernstorff unausgesetzt beschäftigt mit dem, worin er thätig zu sein hätte, wenn die preußische Staatsführung, welche denn doch zuletzt in dem Charakter des Königs den ihrigen bestimmt findet, überhaupt dahin gerichtet wäre. Er ist fein und genau, liest und erwägt sorgsam, hält auf Maß und Schicklichkeit, verfügt zweckmäßig; aber seine Säumnisse und Aufschiebungen schwächen die Wirkung jener Sorgsamkeit, es bleibt ihm selten so viel Zeit, um seine langsamen Handlungen zu entwickeln, und dann muß oft unverhältnißmäßig geeilt und unverhältnißmäßiger Nachdruck angewandt werden. Wie viele lästige Verwickelungen hätten durch frühzeitiges Eingreifen, durch vorhersehende Bearbeitung vermieden werden können! Auch in der Wahl seiner Werkzeuge ist er aus Mangel an Energie sehr beschränkt; er setzt seine persönlichen Begünstigungen und Abneigungen selten durch, oder erst ganz spät, und fügt sich allzu leicht den Einflüsterungen bestehender Autoritäten, höherer sowol als niederer. Mit seiner deutlich ausgesprochenen Pflicht darf nichts in Widerspruch stehen, da trotzt er jedem Ansinnen.

Hr. Geheimrath Eichhorn, damals noch in den Reihen der Liberalen zu suchen, sagt von Bernstorff, „seine Kraft bestehe in der Defension". Uebrigens tritt der Minister auch als Dichter auf. Graf Bernstorff's Gedichte erschienen ohne seinen Namen bei Duncker und Humblot mit einer Vorrede vom Oberconsistorialrath Theremin. „Sie heißen «Stimmen aus Gräbern», und die Leute machen viel Scherz darüber. Fürst Wittgenstein sagt, es sei erschrecklich, was der Mann für ein düstere Phantasie habe." Doch findet Varnhagen in ihnen recht hübsche Gedanken edel ausgedrückt. Bernstorff ist wol der einzige preußische Minister, der als solcher noch Gedichte herausgab; die Gedichte des Cultusministers von Mühler gehören zu seinen Jugendsünden. Eine wichtige Rolle spielt in Varnhagen's Aufzeichnungen der Geheimrath Ancillon, der spätere Minister; doch erscheint er durchaus nicht in dem günstigen Licht, in welches ihn die Geschichtschreiber meistens gestellt, sondern als ein Schönredner, der meist mit dem Winde segelt oder verdrossen stilliegt. Einmal muß Varnhagen ein schwülstiges diplomatisches Actenstück Ancillon's, welches der König bereits mit Correcturen versehen hatte, auf Geheiß des Grafen Bernstorff gänzlich umarbeiten. Als Bürgerlicher vermeidet er's, daß seine Frau bei Hofe erscheint, um durch solche Bescheidenheit sich den Hofherren zu empfehlen. Als er mit seiner jungen leidenden Frau 1826 auf ein Jahr nach Italien reist, unterhält sich die ganze Stadt von „seinen Lächerlichkeiten, seinem aufgeblähten Hofdünkel, seiner diplomatischen Aeußerungsart, seiner ehemännischen Zärtlichkeit". Am 28. Mai 1828 lesen wir die folgende Aufzeichnung:

Hr. Ancillon reist diesen Sommer nach der Schweiz, um auf dem Grabe seiner Gattin, wie er sagt, zu weinen. Alexander von Humboldt meint, wenn man so dick und fett und so brünett dazu aussähe, wie sein Freund Ancillon, so lasse solche Sentimentalität seltsam. Andere sagen, er könne das Weinen hier verrichten, er könne ja seine erste Frau, die hier begraben liegt, besuchen. Es gibt nicht leicht jemand, den man in allen Beziehungen härter mitnimmt und dem man Ernst und Gefühl tieferer Art so ganz abspricht als eben Ancillon, man will in allem Stolz und Heuchelei sehen. Das kommt vom Phrasenmachen!

Ein anderes mal wird Ancillon ein „feister Pfaffe" genannt, offenbar, wie die Anführungszeichen beweisen, ein Stichwort aus damaliger Zeit. Seine Feindschaft mit Humboldt wird berichtet am 19. August 1827:

Hr. Ancillon ist unverhohlen dem Hrn. Alexander von Humboldt feind, der ihm in dem Hofkreise, und besonders bei dem Kronprinzen, als ein gefährlicher Nebenbuhler und Widersacher erscheint. Er beschuldigt denselben der Ungründlichkeit in der Wissenschaft, des geschwätzigen Müßiggangs in der Gesellschaft, liberaler Denkart in der Politik, einer unersättlichen, kleinlichen Ruhmgier; er versichert, das Verhältniß bei dem König sei nie besonders innig gewesen, Hr. von Humboldt habe dasselbe in falscher Weise ergriffen und sich dadurch schon unangenehm gemacht; das Ganze würde wol nach und nach einschlafen, wo nicht gar in Ungunst sich verwandeln. Auch Hr. Wilhelm von Humboldt bekam bei dieser Gelegenheit einige Seitenhiebe.

Ebenso gehässig ist Varnhagen stets gegen eine der Notabilitäten der preußischen Walhalla, den Feldmarschall Gneisenau, der stets als geistig unbedeutend geschildert wird. Im Staatsrath stimmte er in der Laudemiumfrage gegen Prinz August und die liberalern Mitglieder, wie er überhaupt nie eine hervortretende Rolle in demselben spielte. Am 19. December 1825 heißt es:

Ein Offizier sagt: „Wenn wir Krieg bekommen sollten, würde es eine schöne Wirthschaft geben, nicht besser als 1806. Der Feldmarschall Gneisenau würde es doch nicht besser machen als der Herzog von Braunschweig, und Müffling auch keinen bessern Rath geben als damals Massenbach."

Am 28. December 1825 nach Kaiser Alexander's Tod:

Der Feldmarschall Graf Gneisenau, mit dem ich vorgestern Abend bei Frau von Helwig zusammen war, hält die bevorstehenden Ereignisse für höchst bedenklich und erschreckend; er sieht Stürme und Zerrüttungen voraus, vor denen ihm schaudert, ja er scheint es schon als beklagenswerthes Los anzusehen, wol selbst noch als Feldherr in diesen Stürmen eine Rolle spielen zu müssen, die sehr niederschlagende Aussichten mit sich führt.

Wir wissen nicht, ob Varnhagen nicht hierbei durch eine etwas gefärbte Brille sah. Ganz frei von den Einflüssen persönlicher Misstimmung ist am wenigsten seine Schilderung der damaligen preußischen Diplomaten und Gesandten, eines Hrn. von Otterstedt, Hrn. von Martens u. a. Hier ist die Charakteristik in eine beißende Lauge getaucht. Varnhagen lebte damals ohne feste Anstellung in Berlin und mochte mit Recht unzufrieden sein, wenn minderbefähigte Diplomaten bedeutende gesandtschaftliche Stellungen erhielten. Er selbst wurde nur bisweilen zur Ausarbeitung diplomatischer Mémoires in Anspruch genommen und erhielt nur einmal (1829) eine geschäftliche Mission nach Kassel, wo er Vater und Sohn, die in heftigem Zwiespalt lebten, miteinander versöhnen sollte. Er berichtet eingehend über seine Gespräche mit dem Kurfürsten, dem Kurprinzen und der Kurfürstin und über den Stand der damals sehr zerrütteten hessischen Hof- und Familiengeschichten.

Eine originelle Erscheinung unter den damaligen Portefeuille-Inhabern ist Fürst Wittgenstein, der besonders einen vulgär-gemüthlichen Ton liebt und seine Freude darüber ausspricht, wenn er gegen vornehme Personen recht grob gewesen ist. Von ihm werden folgende zwei Anekdoten erzählt:

Den 22. April 1825.

Hr. Dr. Gans, der mit Unterstützung der Regierung nach Paris reist, nahm Abschied vom Fürsten Wittgenstein, der ihm auch Empfehlungen zu geben versprochen hatte. Wittgenstein war völlig in seiner bekannten Manier. Wie ein gutmüthiger Papa setzte er sich mit dem jungen Mann stundenlang zum Plaudern hin, ließ sich, was er schon wußte, von ihm erzählen, fragte unbefangen, als wisse er nichts davon, warum Gans als Jude denn nicht habe Professor der Rechte werden können? hielt sich mit peinlicher Breite umständlich bei den äußerlichsten Kleinigkeiten auf; sprach von dem „Vetter" des Dr. Gans, den er recht gut gekannt habe, vom Staatskanzler, den er auch „recht gut gekannt" habe, und der „ein praser Mann" gewesen; erkundigte sich mit Wohlgefallen nach der Fehde des Doctors mit Hrn. von Savigny, der er nicht leiden kann. Endlich sagte er auch, wie mit sich überlegend: „Ja, an wen soll ich Sie denn empfehlen? Ich kenn' in Paris nur einen einzigen Menschen, Hrn. von Talleyrand, außer Hrn. von Werther (das ist unser Gesandter dort), an den aber werden Sie schon Briefe haben." Als Gans wiederkam, den Brief zu holen, gab ihm Wittgenstein doch keinen an Talleyrand, sondern an den Herzog von Dalberg und an Bourienne. Wiederum bequemes, doch nicht absichtsloses Geplauder. Beim Weggehen aber ging Wittgenstein mit bis zur Treppe, und indem Gans seinen Ueberrock anzog, sagte jener: „Na, hüte Sie sich in Paris nur vor die Tripper!" Gans lachte. „Warum lache Sie denn? Sie wisse wol gar nit was das is?" — „O ja." — „Nu, so nehme Sie sich in Acht, und bringe Sie Ihre rothe Backe wieder mit zurück." Damit entließ er ihn. Er hat damit seine Absicht erreicht, daß Gans ihn für wenig beschäftigt und äußerst gutmüthig hält; seiner frühern Vorstellung ganz entgegen.

Den 26. Januar 1829.

Beim Fürsten von Wittgenstein gewesen. Inmitten der andern Sachen fiel ihm plötzlich ein, mich um Rath zu fragen als einen der deutschen Sprache eminent Kundigen, ob er gut gethan, in einem Hofartikel für die Zeitungen setzen zu lassen, anstatt: „heute war die Confirmation des Prinzen Adalbert" u. s. w. so: „heute erfolgte", denn: „fand Statt" ginge nicht wegen der vielen Zwischensätze, wo das „Statt" so weithin am Schlusse nachhinken müßte; ferner, anstatt: „diese heilige Handlung geschah durch den Hofprediger", lieber: „verrichtete der" u. s. w. Nachdem ich die Zulässigkeit dieser Ausdrücke gebilligt, wandte er sich wieder zu dem Geschäft wegen Kassel. Die Sache hatte etwas ungemein Komisches! —

Beyme sagte mir, er spreche mit Wittgenstein nie anders, als scherzend, und absichtlich ganz in dem gemeinen Tone, den derselbe vor alters schon immer angegeben, nur so könne man mit jenem fertig werden.

Altenstein wird nach wie vor von Varnhagen mit Ungunst behandelt, dagegen Herr von Kamptz, das Haupt der Demagogenriecher, im ganzen als eine gemüthliche Persönlichkeit geschildert, der manchem der Staatsgefährlichen, die er principiell zu Grunde richtete, persönlich mit bestem Willen zu Hülfe kam. Der politische Hintergrund des Restaurationszeitalters tritt auch in diesen Tagebuchblättern hervor. Was jeder Tag Neues bringt aus dem Bereich der großen Politik, wird gewissenhaft aufgezeichnet. Von dem südamerikanischen Freiheitskampf bis zum Freiheitskampfe der Griechen gegen die Türken reicht das Interesse des damals noch unzersplitterten Liberalismus, von Bolivar und Riego bis zu Benjamin Constant, Foy und Victor Cousin, dessen eigenthümliche Verhaftungsgeschichte damals großes Aufsehen erregte und von Varnhagen genau mit einer Menge von Detailzügen mitgetheilt wird. Die liberale Bewegung in Frankreich wird mit großem Interesse verfolgt, der Sturz der Bourbons schon mehrere Jahre vor seinem Eintreten mit Bestimmtheit vorausgesagt. Am interessantesten ist die Mittheilung der Ereignisse bei Gelegenheit des russischen Thronwechsels, Ende 1825. Der Tod Alexander's war ein Ereigniß von großer Tragweite, man wußte nicht, wer sein Nachfolger sein würde. Die Aufregung war allgemein:

In der Stadt herrscht die größte Bestürzung, man sieht die Ruhe von Europa auf dem Spiele, Preußen zuerst dem Kriege bloßgestellt. Der Großfürst Konstantin haßt die Preußen im allgemeinen, noch besonders aber den Kronprinzen, der ihn früherhin durch Witzworte tief verletzt haben soll. Auch Graf Bernstorff sagt, daß von ihm kein gutes Verhältniß zu erwarten sei. Die Börse war in großer Unruhe; die Papiere fallen beträchtlich; die Kaufleute senden Abgeordnete an den Präsidenten Rother, um die Verlegenheiten des Handelsstandes ihm vorzustellen, und mit ihm zu berathen, wie für das Vorhandensein hinlänglicher Zahlungsmittel gesorgt werden könnte. — Der König ist sehr düster, am Hofe alles in ängstlicher Spannung. — Der Feldmarschall Graf Gneisenau sagt, der Tod Alexander's sei für die Welt ein so großer Verlust, daß er selbst die vielen oder wenigen Jahre, die ihm noch

beschieden sein möchten, jenem zugelegt hätte, wenn das möglich wäre. — Graf Bernstorff sagt mir, allerdings hätte bei der Vermählung der Prinzessin Charlotte eine Art Verzichtleistung auf die Thronfolge von seiten Konstantin's stattgefunden, aber daran werde sich dieser jetzt wenig kehren. — Man sieht schon die Russen in Königsberg, in Danzig, in Berlin; man nimmt schon als gewiß an, daß sie die Ostseeländer und Posen von uns fordern.

Großfürst Konstantin trieb indeß seine Weigerung mit Eifer, er blieb in Warschau, ließ mehrere Generale und andere Leute, die ihn „Sire" genannt hatten, deshalb in Verhaft nehmen, strich auf allen Briefen, die an ihn als den Kaiser einlaufen, seinen Namen aus, setzte den seines Bruders Nikolaus dafür hin und schickte sie uneröffnet an diesen zurück. Bereits am 4. Januar 1826 waren die Entsagungsurkunde Konstantin's und die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus in Berlin bekannt; ebenso die blutigen Auftritte, welche die Folge der letztern waren:

Ein Garderegiment wollte, nachdem es dem Kaiser Konstantin geschworen, nicht sogleich einem andern schwören, verwarf den Usurpator, und als der General Miloradowitsch ihm den Hergang erläutern wollte, wurde dieser und noch zwei andere Generale erschossen. Nachdem aber die andern Truppen sich für Nikolaus erklärt, legten auch diese Widersetzlichen sich zum Ziel und flehten um Gnade.

Die Kritik des Thronfolgers ist eine äußerst scharfe:

Daß Konstantin von sich sagt, er habe „weder den Geist, noch die Fähigkeiten, noch die Kraft", die Regierung zu übernehmen, findet man allgemein sehr erbärmlich und zugleich eine Satire auf seinen Bruder, der alles dies notorisch noch weniger habe und doch den Thron annimmt.

Ueber die damalige, sehr bedeutende russische Verschwörung finden sich eine Menge interessanter Mittheilungen. Es war eben die Zeit der Verschwörungen, der Geheimbünde, und auch in Preußen wirkte das Beispiel, das der Tugendbund gegeben hatte, in verhängnißvoller Weise nach. Der vollkommene Bankrott der Kamptz'schen Demagogenriechereien trat zwar allmählich zu Tage; gleichwol wurde die Thatsache, daß es einen „Männerbund" gab, an dem sich sogar preußische Offiziere betheiligt, erwiesen. Oberförster Hedemann fand einen Nachfolger in dem Major von Fehrentheil in Erfurt, der es einräumen mußte, Mitglied eines solchen Bundes zu sein, und kaum dem Todesurtheil entging.

Die unerquickliche politische Atmosphäre, in welcher gesinnungslose Stilisten wie Gentz, romantische Doctrinäre wie Adam Müller und alle Stützen des Metternich'schen Systems eine wichtige Rolle spielten, lastete natürlich auch auf der Literatur. Wol lebte noch Goethe, und Varnhagen war sein eifrigster Apostel. Als ihm bei dem Ordensfeste ein Gruß von Goethe überbracht wurde, sagte er, das wäre sein Orden. Wie sich der König und der preußische Hof zu Goethe verhielten, darüber finden wir folgende Aufzeichnungen:

Den 25. November 1825.

Das Schreiben des Großherzogs von Weimar an Goethe bei der Feier von dessen funfzigjähriger Anwesenheit in Weimar wird allgemein sehr schön gefunden. Unser König soll durch die in den Zeitungen ewig wiederkehrenden Artikel über Goethe nun auch schon ganz gewohnt sein, dessen Ansehen und Namen als sehr bedeutend gelten zu lassen.

Den 1. October 1827.

Daß der König von Baiern zu Goethe's Geburtstag nach Weimar gekommen und ihm den großen Orden verliehen, hat hier am Hofe wenig Beifall gefunden. Der König soll in dergleichen immer nur eine Bildungsziererei sehen, der er von jeher gram ist; Gelehrten und Künstlern, denkt er, gibt man Orden dritter Klasse; feiern sie ihr Jubiläum, allenfalls auch zweiter. Der Prinz Karl sagte spöttisch: „Nächstens wird Papa mit der Schnellpost nach Weimar müssen, mit einer Mappe unterm Arm, um Goethe den Schwarzen Adlerorden zu überbringen." Und Gelächter.

Wir erfahren sogar, daß der König einmal durch die Censoren das übertriebene Lob Goethe's verbieten ließ.

Wenn auch Heine und Börne in den Varnhagen'schen Kreisen auftauchen, wo manches Gestirn schon früher entdeckt wurde, ehe es der deutschen Nation aufging, so spielt doch damals Saphir die Hauptrolle; seine Theaterkritiken erregen die größte Theilnahme in den höchsten Kreisen, und er wird gelegentlich beeinflußt. Von den Romantikern ist es sehr stille; Tieck wird nur einmal erwähnt, als Gast in einer Gesellschaft des Kronprinzen; Fouqué erscheint als politischer Ultra, Frau von Fouqué als eine „Prüde", welche Antecedentien anderer Art vergessen machen will. Achim von Arnim als Kritiker Grimm's wird von der Censur beanstandet:

Von Hrn. Achim von Arnim ist im „Gesellschafter" eine kleine Anzeige von Jakob Grimm's deutschen Reichsalterthümern erschienen; er sagt mir lachend, der Aufsatz habe gerade ein Jahr in der Censur gelegen, Hr. Geheimrath Grano habe das Imprimatur nicht geben wollen, nicht weil einzelne Stellen, sondern die ganze Richtung bedenklich sei, da z. B. das alte Rechtsverfahren gerühmt werde; endlich kam der Aufsatz an den Hrn. Oberpräsidenten von Bassewitz, der an den Rand geschrieben, er könne gar nichts finden, was auch nur im geringsten ein Bedenken der Censur rechtfertigte, und nun ist das Blatt gedruckt. Aber ein Jahr ging darüber hin.

Die Censur hinderte auch lange Zeit die Besprechung der berliner Theaterzustände. Varnhagen klagt öfter darüber, bis er sich zuletzt (16. Januar 1828) mit der Mittheilung tröstet:

Im „Berliner Conversationsblatt" steht ein Aufsatz von Hrn. Häring (Wilibald Alexis genannt) über den Verfall des königlichen Theaters. Die Gebrechen dieser Anstalt, die Fehler der Verwaltung, das Behördenwesen, die Vornehmheit, Absonderung vom Oeffentlichen, die Mishandlung des Publikums und der Autoren, die Schläfrigkeit der Ausführungen u. s. w. sind mit Ruhe und Ernst, aber mit strenger Wahrheit und Schärfe aufgedeckt. Jedermann ist erstaunt, daß dergleichen hier gedruckt werden durfte. Graf Brühl ist außer sich darüber.

Jetzt besteht unsers Wissens in Berlin keine Censur; gleichwol würde man sich nach einem Artikel wie der damalige von Wilibald Alexis in den angesehensten berliner Blättern vergebens umsehen, so berechtigt er auch jetzt wieder wäre bei dem Verfall des Schauspiels.

Eine Hauptrolle, die von Varnhagen durch mancherlei Anekdoten illustrirt wird, spielte damals Spontini, der ein entschiedener Günstling des Königs und des Hofs, aber dem Publikum verhaßt war. Von Holtei's „Altem Feldherrn", der an der Königsstädter Bühne zur Aufführung kam, erfahren wir, daß die Art, wie in dem Stück von Polen gesprochen wurde, dem König sehr mißfiel, daß er es aber nicht verbieten wollte, und als der Dichter selbst es zurückzog und das Publikum vom Verbot sprach, es ausdrücklich noch dreimal geben ließ.

Daß die Varnhagen'schen „Blätter" eine Menge pikanter Anekdoten enthalten, ist selbstverständlich. Zur Erläuterung einer Stelle im ersten Theil von Goethe's „Faust" mag

die folgende Mittheilung aus Tegel, dem Landsitze Wilhelm von Humboldt's, dienen:

In Tegel ist viel Spuk, wie bekannt; diesen Winter soll der Minister von Humboldt sich dort doppelt gesehen haben; der Bediente trat herein, erschrocken ihn am Schreibtische sitzen zu sehen, und bekannte in seiner Verwirrung, ihn eben im Bette liegend verlassen zu haben; der Minister folgte dem Bedienten in die Schlafstube, sah aber auch sich selbst im Bette liegen, betrachtete das Ding eine Weile, trat jedoch nicht näher, sondern ging sachte wieder hinaus; nach einer halben Stunde war die Erscheinung nicht mehr da!

Ein treffliches Witzwort ist das Alexander von Humboldt's:

Hr. Alexander von Humboldt nennt die in neuerer Zeit Mode gewordenen militärischen Occupationen gegen Constitution und Revolution „europäische Klystiere". Ganz recht. „Die Länder geben sie auch wieder von sich, wie jetzt Spanien und Portugal es zeigen."

In jüngster Zeit sind diese „Klystiere" sehr Mode gewesen, und namentlich die pariser Klystierspritze hat eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet.

Neuere dramatische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 23.)

15. Sophie Dorothea. Trauerspiel in drei Aufzügen. Bamberg. 1866.

Dieses Drama behandelt das tragische Ende des Grafen Philipp Christoph Königsmark in Hannover.

Im ersten Act hören wir in den Eröffnungsauftritten Gräfin Platen, die Maitresse des Kurfürsten Georg I., ihr Interesse für die Ankunft des Grafen Königsmark aussprechen. Sie haßt die Gemahlin des Kurprinzen, die arme Sophie Dorothea, und da sie ausgewittert, daß diese in frühern Zeiten am Hofe ihres Vaters einmal intimere Beziehungen zu Königsmark gehabt, so ist sie lüstern darauf, dies zum Verderben ihrer legitimen Gegnerin auszubeuten.

Diese legitime Gegnerin liebt Königsmark noch immer. Sie hat ihm damals nur entsagt, weil man ihr einen Brief in die Hände gespielt, in welchem Königsmark mit dieser Entsagung ihr vorangegangen. Mit dem Grafen ist es ebenso gemacht worden. Das Ganze war eine Hofintrigue, weil die Politik forderte, daß Sophie Dorothea den Kurfürsten heirathete. Die Liebenden haben das nicht errathen, und Königsmark, der Sophie Dorothea zürnt, läßt sich sogleich von den Netzen der Platen umgarnen, obschon ihm deren Verhältniß zum Kurfürsten doch kein Geheimniß sein kann.

Wenn man nicht annehmen will, daß er die Neigung zur Platen nur pflegt, um gewissermaßen Sophie Dorothea damit zu intriguiren, so könnte man seinerseits nur auf einen außerordentlichen Leichtsinn schließen.

Im zweiten Aufzuge läßt sich die Platen von Königsmark den Brief ausliefern, mit dem Sophie Dorothea ihn einst verabschiedet, und diesen Brief spielt sie gleich darauf in der Kurfürstin Hände, die, daraus gewahrend, daß der Jugendgeliebte den Verlockungen der Platen erlegen oder zu erliegen im Begriff ist, beschließt, ihn zu sprechen und zu warnen. Sie sucht Königsmark in Begleitung einer Hofdame auf und wird von der Platen überrascht, die bereits den Kurfürsten gegen seine Gemahlin und Königsmark aufgestachelt.

Im dritten Aufzuge beschwört Königsmark Sophie Dorothea, mit ihm zu ihren Verwandten zu entfliehen. Die Cabale, der sie ehedem zum Opfer gefallen, ist ihnen klar geworden. Sie lieben sich wieder. Die Kurfürstin hat den Kurfürsten in den Armen der Gräfin Platen entdeckt; sie erzählt:

Es war am letzten Abend, als ich zur
Gewohnten Stunde aus dem Parke ging,
Begleitet nur von einer meiner Damen —
Anna war nicht dabei — und, ich weiß selbst
Nicht wie, auf den Gedanken kam, einmal
Durch jenen ältern, unbewohnten Theil
Des Schlosses mir den Weg hierher zu suchen.
Es dämmerte schon stark, und in den langen,
Am Tage fast halbdunkeln Corridoren
War es noch düsterer, kein Lämpchen brannte.
Es war der Reiz des Abenteuerlichen,
Der mich antrieb, nicht umzukehren, trotz
Mich meine Dame dringend darum bat,
Ich hatte Scherz daran, sie so in Angst
Zu sehn, da ich nicht ahnen konnte, was
Sie vielleicht wußte und auch fürchtete.
So ging es fort, bis wir an einem Punkte,
Wo mehre Gänge sich durchkreuzen, völlig
In Nacht dastanden und uns weiter nicht
Auskennen konnten. Ich erschrak, doch tappt'
Ich langsam weiter, bis ich plötzlich Licht
Durch eine halbgeschlossne Thüre sah.
Ich trete zu — hinein — und blick' erstaunt
In eine Zauberwelt.
Ein reiches, türkisches
Gemach lag vor mir, wie ich nie gesehn!
Auf einem Divan schlief ein Mohr, es war
Der meines Gatten. Ich trat leise näher
Und hörte Lautenspiel im nächsten Zimmer.
Ich hob
Mit leiser Hand den schweren Seidenvorhang,
Noch einen — vor mir ward es blendend hell,
Doch in mir dunkel, wirr — ich wollte still
Zurück, mein Fuß versagt, ich starre hin!
Von nie geträumter Pracht des Morgenlandes
Umgeben, üppig, laßt mir wie zu sagen,
Lag diese Gräfin, vor ihr mein Gemahl;
Halbkniend, hingeschmiegt kost er mit ihr.
Da schrei' ich auf — Und er,
Er! Einem losgelassnen Tiger gleich
Springt er auf mich — du Mörderin — mehr hört'
Ich nicht, ich fühle seine Hände, hier,
Er faßt mich krampfhaft, eisern, tritt mit Füßen
Den Leib, der seine Kinder ihm geboren!

Um so mehr drängt Königsmark zur Flucht, aber da Anna von Knesebeck, die treue Gesellschaftsdame, vor Uebereilung warnt, will sie einen letzten Versuch bei dem Gatten machen und ihn bitten, sie für einige Zeit vom Hofe zu entlassen. Dies geschieht, aber der Kurfürst verweigert die Entlassung. Nun stimmt sie selbst für Flucht. Aber die Platen hat alles durch Verrath erfahren, wirkt von dem Fürsten die nöthigen Befehle aus und läßt Königsmark,

als er zu Sophie Dorothea will, erbarmunglos erstechen. Das ist das Stück.

Man wird uns einräumen, daß es roh und ungelenk in der Technik und ebenso in der Diction erscheint, von der wir vorstehend eine Probe gegeben. Königsmark ist ein plumper Gesell, die Platen eine uninteressante Erscheinung. Nicht einmal für die Heldin gewinnt man Sympathie, denn diese besitzt zu wenig reizvoll weibliche Individualität; sie ist eine ziemlich hölzerne Theaterfigur.

Von klarer Exposition mit einsichtiger Darlegung der obschwebenden Verhältnisse, von weise gehandhabter Intrigue, Steigerung der Conflicte und befriedigendem Ausgange kann keine Rede sein. Das Ganze ist ein Versuch, der etwas Trockenes hat. Duft der Poesie und Fülle des Lebens fehlen.

16. Die Staufenburg. Trauerspiel in fünf Acten von Wilhelm Roßmann. Leipzig.

Diese dramatische Erstlingsarbeit, die nicht ohne alles Talent ist, läßt leider nur die nöthige Routine in der Durchführung der Handlung und Charaktere vorerst noch vermissen. Der Held des Stücks ist Heinrich der Jüngere Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein entschiedener Gegner der Reformation und grausamer Niederdrücker des Bauernaufstandes, von dem die Sage erzählt, daß er neben seiner Gemahlin noch eine andere Frau, Eva von Troll, hier Thurnei genannt, gehabt habe, die er scheinbar zu Gandersheim sterben und beerdigen ließ, mit der er aber auf der Staufenburg nachher noch sieben Kinder gezeugt.

Unser Verfasser hat aus dieser Sage eine Tragödie gemacht, die dann und wann den Ton, wie ihn Goethe im „Götz" angeschlagen, recht glücklich trifft, indem sie die naive Volks- und Herzenssprache jener Tage nachzuahmen sich mit gutem Geschick angelegen sein läßt. Es liegt etwas von dem poetischen Naturlaut in der Diction, wie ihn die romantische Schule in ihrer besten Zeit wol zuweilen gezeigt hat. Als Probe diene nachfolgender Monolog der Eva, die den Herzog liebt, als aber die Herzogin das an ihr damit begangene Unrecht ihr vorgestellt hat, entsagen will. Sie spricht:

Vorbei, vorbei! und alles sinkt in Finsterniß zurück. — Wenn ich in der Base Zelle am Gitter stund, unter mir ringsum der schweigende Wald, und meine Augen sich müde jagten mit den fliehenden Wolken, da schwoll mir das Herz vor Sehnsucht in die Ferne, aber es seufzte sich zufrieden und ward ruhig. — Nun habe ich mit eins Leben und Liebe gekostet — o hättet ihr mich mit dem Schleier verhüllt und in Gebeten begraben! ich weiß es, ihn fliehen, ist sterben. Der Stern lischt aus, und die Gedanken taumeln widereinander, die um ihn kreisten.

Dies ist die Ausdrucksweise der Romantiker: man meint zu Zeiten Achim von Arnim oder Clemens Brentano zu hören, nur daß Roßmann weniger dunkel, mystisch und verschwommen, aber auch weniger originell, bedeutsam und anziehend erscheint. Sein Stück läuft ziemlich glatt und eben hin; Eva wird durch die Beredsamkeit Heinrich's bewogen, ihrem Vorsatz, zu ihrem Vater oder ins Kloster zurückzukehren, untreu zu werden. Sie folgt dem Geliebten auf die Staufenburg, nachdem eine Holzpuppe anstatt ihrer begraben worden und ihr Vater sie als todt beweint. Aber dieser Betrug frommt [illegible] weder ihr noch dem Herzog. Nachdem die Herzogin [illegible] durch die Verzweiflung über die Untreue ihres Gemahls zum Aeußersten getrieben, den Tod gegeben hat, [illegible] der Herzog elend in den Parteikriegen jener Epoche [illegible] Eva selbst aber, die ihr eigener Vater, als er sie [illegible] und in Schmach gefunden, verflucht hat, wird erst [illegible] sinnig und stirbt nachher vor Heinrich's Augen. [illegible] Vater hat ihr schließlich wieder vergeben.

Dieser Vater, der Herzog, die Herzogin, Eva, [illegible] bert, sowie die Leute aus dem Volk treten, wie auch [illegible] Vorgänge des ganzen Trauerspiels, nicht scharf, [illegible] plastisch genug hervor. Das Ganze ist ohne Licht [illegible] Wärme; es enthält ohne Zweifel tragischen Stoff, [illegible] er bleibt ohne eigentlichen Ausdruck und vollen [illegible] Man interessirt sich für nichts und niemand recht, [illegible] gewinnt keine ordentliche Theilnahme für die Sache. [illegible] sehen das Stück, aber es spielt wie in weiter Ferne, [illegible] der gleichsam nur einzelne Partien uns deutlich [illegible]

17. Der Tannhäuser. Drama in drei Aufzügen von [illegible] Mahir. Bamberg. 1866. Gr. 8. 8 Ngr.

Hier erblicken wir die Sage vom Tannhäuser [illegible] modernisirter Gestalt. Tannhäuser ist hier ein [illegible] Maler, den eine russische Fürstin, Feodora Lubanow, [illegible] Italienerin, Francesca Pisani, abspenstig macht, die [illegible] ihrem Vater in der Verbannung weilt. Da Venus-[illegible] banow den Künstler umstrickt hält und ihn dem [illegible] schen wie irdischen Verderben zuführt, so kommen [illegible] cesca und Wulff, ein Thiermaler, ein Freund Tannhäu-ser's, in Verkleidung in das Haus der Fürstin, [illegible] Dienste nehmen, um den Untergehenden vom [illegible] Ruin zu retten. Die verlassene Geliebte nimmt [illegible] same Nachtstunde wahr, dem Ungetreuen als eine [illegible] lische Erscheinung unter die Augen zu treten und [illegible] sein Verderben zu malen. Erschüttert flieht er, um [illegible] Rom zu pilgern, wo er Francesca todt findet. [illegible] russische Venus ist ihm nachgeflogen, ohne dies [illegible] wollen. Ihre Umgebung hat ihr weisgemacht, [illegible] Maler gestorben sei. Diese Umgebung, ein Graf [illegible] und die Kammerfrau Beauvalet, mit der er sich [illegible] verbunden, um die Fürstin zu betrügen und zu [illegible] entlarvt ihr Freund Wulff, der alle ihre Niederträch-[illegible] keiten belauscht hat. Er sagt ihr auch, daß Tannhäuser [illegible] noch lebt, erklärt ihr aber zugleich, daß er [illegible] verloren sei und zwar in folgenden Worten, die [illegible] Stilprobe folgen mögen:

Er, der arme Jüngling, der zum Bewußtsein seines [illegible] lebens nun gekommen, steht mühselig und des Lebens [illegible] an den Gräbern seiner Lieben, er verflucht die Stunde, [illegible] ihm sein Unglück hat gebracht, sehnt vergeblich sich [illegible] lich schöner Zeit, und nimmer nach der Welt vergänglich [illegible] Sein höchstes Gut — der ersten Jugendliebe Himmel-[illegible] das haben Sie geraubt! O Fürstin! Unnennbar [illegible] schön erhaben ist die Macht der ersten Jugendliebe: [illegible] der reinen wahren Liebe; sie reicht bis zum Grabe — [illegible] mit zur Ewigkeit. Glücklich, wer diese Seligkeit für [illegible] genossen, dem nie sie ward getrübt durch Leid und [illegible] doch wehe jenen, die durch Lockungen unlauterer [illegible] Himmel jener Seligen gestört! Sie, o Fürstin, haben [illegible] dreistet, dieses größte Gut des Schöpfers, das er [illegible] zur Freude in seines Kindes Herz gepflanzt, zu schänden, [illegible] ten es verzehren lassen von der Sinneslust; doch [illegible]

Stamm nur abgeriſſen von des Unglücks Stürmen, die Wurzel tief gelegt, ſie treibet fort und fort zur Ewigkeit! Sie haben viel des Unheils angerichtet, manches Herz ſchlägt nimmermehr durch Sie, manches blutet fort für immerdar an den erlittenen Wunden. Beten Sie zu Gott, daß er mit ſeinem Segen dieſe Wunden ſtillen mache, daß er Ihnen Kraft und Muth verleihe zur Vollführung Ihrer Pflichten! Gedenken Sie des Freundes, der aus des Herzens Grunde hat geſprochen; beten Sie für ihn, den Sie unglücklich machten, mögen Ruhe, Glück durchs Leben Sie geleiten!

Wie alles, was hier geſagt iſt, das Bemühen zeigt, groß zu erſcheinen, aber dabei nur gezwungen und alltäglich wird, ſo iſt das ganze Stück ein mit großen taumelnden und ſchwankenden Schritten einherſtolzirender, ſchülerhafter Verſuch, der nirgends Macht und Gewalt gewinnt, weil auch hier die Wahrheit und das Leben zugleich mit der Anwendung aller dramatiſchen Regeln und Kenntniſſe mangeln. Der Autor muß erſt noch fleißig ſtudiren und ſich an geeigneten Vorbildern ſchulen, ehe er hoffen darf, mit der Luſt und Liebe, die er allerdings bekundet, etwas Stichhaltiges zu leiſten.

18. Cromwell. Drama in fünf Acten von Ludwig Rüben. Zweite Auflage. Berlin, Janke. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

19. Junius Brutus. Drama in fünf Acten von Ludwig Rüben. Berlin, Janke. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Das erſte Stück: „Cromwell", das auf dem Titel als in zweiter Auflage erſcheinend angeführt wird, läßt uns, ehrlich geſtanden, kaum an die Möglichkeit eines ſo allgemeinen Abſatzes glauben. Wenigſtens vermögen wir die Urſache dazu aus der Arbeit ſelbſt nicht herauszuleſen. Zwar iſt dieſelbe keineswegs ſchlecht, doch auch durchaus nicht derart, daß ſich annehmen ließe, ſie wäre im Stande, das Publikum beſonders anzuziehen. Die Behandlung des Stoffs hat nichts Ungewöhnliches und Frappantes, und was vollends die Sprache betrifft, ſo iſt ſie nichts weniger als poetiſch, gedankentief oder die Spuren genialer Begabung an ſich tragend. Zum Beweis deſſen genügt es wol, ein Lied anzuführen, das eine Heldin der Tragödie ſingt und welches lautet:

Ich würze dir das Tränkchen
Mit Paradieſes Kraut.
Schlaf getroſt, mein Liebchen,
In dem Sturm,
In der Blitze Schein.
Träume fröhlich,
Wenn der Donner rollt. —
Ha! wie er rollt.
Das iſt die Stimme, die mich ruft.

Cromwell ſtirbt, das Stück beſchließend, mit folgenden Worten:

Ich hab' das Volk von Iſrael geführt
Durch Wüſten, und ich war von Gott berufen.
Die Zeit war furchtbar, und ſie riß mich los
Von allem; in ihr unheilvolles Dräuen
Mußt' ich die Kraft des eignen Willens legen.
Die Krone ſchlug ich aus und nahm den Scepter;
Daß Cromwell treu ſich blieb, war Englands Heil
Und auch das meine. Ich bezwang die Zeit,
Und ſie gebiert den Frieden. Gott hat mich
Gefordert, alſo geb' ich meinen Willen
In ſeinen Geiſt zurück.
Vom Berge Nabo
Sah ich's und zeigt' es euch, der Freiheit Land.
Es reicht von Gilead bis zum fernſten Meer
Und gegen Mittag bis zur Palmenſtadt.
Mit meinen Blicken hab' ich es geſehen,
Das Land, das euch der Herr verheißen hat,
Doch, wie es Moſes nicht betreten durfte,
So darf auch ich es nicht. Gott ſegne England.

Dieſen Verſen wird niemand irgendeine Größe zuerkennen, und doch ſind ſie noch mit die bedeutungsvollſten, welche das Schauſpiel aufweiſt, das in der Durchführung der Handlung und in der Bewältigung des ganzen Stoffs durchaus nicht glänzender erſcheint. Des großen Revolutionsmannes Charakter iſt allerdings wol vom Dichter gewahrt und bis zu einem gewiſſen Grade auch erfaßt und verwerthet, aber doch keineswegs ſo, daß ſich dadurch eclatante und durchſchlagende dramatiſche Momente ergäben. Daſſelbe iſt mit dem Weſen der verſchiedenen Parteien der Fall, die Cromwell gebändigt und welche nur auf ſein Hinſcheiden warten, um wieder einander bekämpfend hervorzutreten. Die einzige wirkſame Scene iſt die, in der Cromwell durch einen Schlaftrunk eingelullt und von den verſchworenen Cavalieren entführt werden ſoll, ein Plan, der Cromwell verrathen wird und welchen der Lord-Protector dadurch vereitelt, daß er den den Schlaftrunk reichenden Arzt zwingt, ſeinen Trank ſelbſt zu trinken und ſich an ſeiner Statt aufheben zu laſſen — eine Scene, die indeß nicht von vielem Geſchmack zeugt und mehr einem Spectakelſtück als einem höher gefaßten Drama entſpricht. Daſſelbe gilt von der Rolle der Sarah, einer Jugendgeliebten Cromwell's, die noch immer an ihm hängt, ihm jene Verſchwörung entdeckt und ihn trotz deſſen endlich in ſeltſamem Wahnſinn doch noch ſelbſt vergiftet.

Das Drama enthält nichts geradezu Abgeſchmacktes und Lächerliches, allein es fehlt ihm auch jeder große Stil, ſowol in der Diction als in der Conception. Es iſt trocken und hölzern.

Noch mehr gilt das von dem andern Stück: „Junius Brutus", einer Dichtung, die im erſten Theil ſo kraus und wirrig erſcheint, daß man kaum ſich darin zurechtfindet, und die in ihrem zweiten Theil die ſtoiſche Großthat des alten Brutus doch kaum in hervorragender und tief ergreifender Weiſe zur Erſcheinung bringt. Das einzige für kommende Dramatiker aufzugreifende Moment dürfte die verſöhnende Wendung ſein, welche der Verfaſſer dadurch in die Handlung des alten Römers bringt, daß er ſchließlich deſſen Söhne ſelbſt auf ihren Tod dringen läßt, weil ſie die große Abſicht ihres Vaters erkennen.

Brutus aber ſchließlich mit Arnus, des Tarquinius Superbus Sohn, kämpfen und dieſen Kampf unentſchieden zu laſſen, iſt geradezu eine dramatiſche Curioſität, welche allein geeignet iſt, den Beruf Ludwig Rüben's für das Drama in Frage zu ſtellen.

20. Plettenberg. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Acten von Eduard Baron Plettenberg von Tieſenhauſen. Riga, Kymmel. 1867. 8. 15 Ngr.

Dies Stück muß für eine zwar wohlgemeinte, aber ohne jede künſtleriſche Bedeutung bleibende Dilettantenarbeit erklärt werden. Ein ſpäter Enkel hat ſich bemüht, die geſchichtliche That eines Ahnen dramatiſch zu verherrlichen: eine That, die darin beſteht, daß der Ordensmeiſter Walther von Plettenberg in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Eroberung der Feſte Ronneburg

in Livland der katholischen Kirche ein Schach bot und dem lutherischen Glauben Schutz und sichern Halt verschaffte. Der Autor bestrebt sich, in kurzen, lose aneinandergereihten Auftritten den Kampf und das Ringen der Protestanten hier im hohen Norden gegen die Macht und die Ränke römischer Geistlichen möglichst lebendig zu vergegenwärtigen. Ein wohl und organisch gegliedertes, artistisch sich gipfelndes Ganzes ergibt sich dabei jedoch nicht. Die Handlung theilt und zersplittert sich, ohne rechte Sammlung und Concentration zu erhalten. Es ist kein Held und Mittelpunkt in der Sache, keine Entwickelung und Steigerung. Das Trauerspiel ist ein Epos, das in dramatischer Form erscheint, ohne je eigentlich dramatisch zu werden.

21. Die Errettung des Moses. Ein dramatisches Spiel für die weibliche Jugend. Von Henriette Reusch. Köln, Bachem. 1867. 12. 7½ Ngr.

Ein Stück, das in gefälligen Versen und ganzer Durchführung so eingerichtet ist, daß es von jungen Mädchen nicht nur gelesen, sondern auch leicht und anstandslos gespielt werden kann. Es ist für Pensionate und sonstige Schulinstitute deswegen gewiß eine sehr gute und mit aufrichtigem Dank entgegenzunehmende dramatische Arbeit; von einem höhern und eigentlichen Kunstwerthe kann freilich keine Rede sein.

22. Daheim. Dramatisirtes Gedicht in einem Act von Philipp Winckler. Wismar.

Dies dramatisirte Gedicht bringt einen Dialog zwischen Paul und Pauline, Cousin und Cousine, die beide viel gereist sind und sich eben begrüßen, als letztere heimkehrt und ersterer aufs neue ausfliegen will. Die Reize des Reisens schildernd, kommen sie schließlich dazu, die Süßigkeit des Daheim zu erkennen, auf welches das Gedicht gleichsam nur eine poetische Variation ist. Es schließt mit einer Verlobung der Reisenden und den Versen:

Pauline.

Versprichst du mir, nicht unstet mehr zu schweifen?

Paul.

Dem Hafen zu geht meines Schiffes Kiel,
Dort seh' ich nie geträumte Früchte reifen —
Bei dir zu sein, ist meiner Wünsche Ziel,
O nimm mich auf — nein! Ziehe bei mir ein
Im Siegeszug, laß dein Daheim mich sein!
Du wunderbar Gesundne, gib den Reim,
Zum Anfang und zum Ende sprich:

Pauline.

Daheim!

Die kleine Arbeit ist freundlich, sauber, nett und verdiente wol als Vorspiel verwendet zu werden. *)

23. Dramatisches Jahrbuch auf 1867. Von Julius von Fürstenberg. Quedlinburg, Basse. 1867. 8. 25 Ngr.

Dieses Buch enthält fünf Stücke, die alle der Art sind, daß sie allenfalls gegeben werden können, ohne freilich gerade Aussicht auf durchschlagenden Erfolg zu eröffnen. Sie sind mit einer gewissen Routine der dramatischen Mache, aber ohne Feinheit und Geist, gewissermaßen nur nach alter Schablone gearbeitet. Originelle Erfindung, Laune und Witz im Dialog, überraschende Wendungen in der Handlung sind nicht vorhanden; allerdings aber auch nichts Ungehöriges, Ungereimtes oder geradezu Verkehrtes. Die ganze Sammlung zählt zum Mittelgut, zu den Schöpfungen des gewöhnlichen Schlags und von etwas veraltetem Ansehen.

„Er hört sehr schwer", Lustspiel in einem Act, führt uns einen, durch leichtfertiges Leben an den Rand des Untergangs gebrachten Bankdirector von Golzberg vor, dem ein reicher Jugendfreund, der seine Lage ahnt, seinen Sohn Theodor unter dem Vorgeben zuschickt, daß er schwerhörig sei. Diese angebliche Schwerhörigkeit hat natürlich zur Folge, daß jener Bankdirector sich vor seinem Gaste keinen Zwang anthut, sondern denselben vollkommenen Einblick in sein verlorenes Spiel gestattet. Nachdem dies geschehen, wirft Theodor die Maske ab, liest Golzberg in ziemlich ungehobelter Weise den Text, zahlt 17000 Thaler zur Deckung des Deficits und heirathet selbstverständlich die Tochter.

Die kleine Komödie ist glatt und prompt in Gang und Entwickelung, jedoch nur grob im Dialog und plump in der Charakterzeichnung.

„Der Wahnsinnige", Drama in einem Act, ist ein Schauspiel, das sich ungefähr auf Houwald'schem, also ziemlich überwundenem Standpunkte bewegt. Die Geliebte eines Grafen Wartendorf, ein Mädchen von niederm Stande, wird, weil die Familie die Verbindung ungern sieht, verführt. „Man ersann", heißt es im Text, „einen teuflischen Plan, um das Mädchen zu verderben und sie des Grafen unwürdig zu machen. Der Plan gelang leider zu gut, denn Verrath und Treulosigkeit verfehlen selten ihr Ziel. Eines Abends wollte Karl, der ältere Sohn, zu seiner Geliebten gehen. Nicht fern von ihrem Hause hört er bekannte Stimmen. Unwillkürlich steht er still. Wilhelm, der jüngere Graf, steht vor dem Hause. Er spricht mit der Geliebten seines Bruders, betheuert ihr seine ewige, unwandelbare Liebe, bittet sie, ihn ins Haus zu lassen. Sie widersteht — da erhebt der Leichtsinnige seine Hand zum Schwur: «Diese Hand soll verdorren», ruft er aus, «wenn ich dich jemals verlasse oder betrüge» — und — die Treulose öffnete dem Verführer ihr Haus."

Man wird uns einräumen, daß dieser Vorgang ebenso roh erdacht als dargestellt ist. Welche Familie! welche Geliebte! Das Schändlichste vollzieht sich hier wie etwas ganz Alltägliches und Gewöhnliches. Selbstverständlich ist das lange her im Stück. Graf Karl ist in Verzweiflung auf Reisen gegangen und fand bei seiner Heimkehr die betrogene und verführte Geliebte „in einer Hütte, wo sie auf Stroh lag und vor Hunger und Krankheit mit dem Tode rang". Er drückt der Sterbenden die Augen zu, nimmt dann die Tochter derselben und begibt sich unter dem Namen Andreas Büttner auf das Land und in die Einsamkeit zurück, um diese zu erziehen. Er ist der Wahnsinnige, welche Bezeichnung ihm zu geben in dem Stücke übrigens gar kein Grund vorhanden ist. Büttner ist ganz klug und raisonnabel. Er hat Marianne wie ein guter Vater erzogen und herangebildet, und an demselben Tage nun, an dem er sie über alles Vergangene

*) Sie erinnert in ihrem Grundthema offenbar an das einactige Proverbe von Feuillet: „Le village." D. Red.

aufklärt, kommt Lieutenant von Beller, der sie flüchtig kennen gelernt, um sich um ihre Hand zu bewerben. Er ist der Neffe jenes andern Grafen Wartendorf, der die Geliebte des Bruders ins Elend gebracht und dessen Hand in der That verdorrt ist. Er erscheint, um auch diese Mesallianz zu verhindern; als er indeß vernimmt, daß Marianne seine eigene Tochter und Büttner sein hintergangener Bruder ist, gibt er zerknirscht und reumüthig seine Einwilligung.

Man sieht, das Drama ist von sehr trockener und hölzerner Romantik, ohne alle Zartheit der Motive, ohne jeden Hauch von Poesie.

„Aus der privilegirten Pfandleihe" ist ein Sittengemälde in zwei Abtheilungen, das uns in ziemlich bunter Reihe Auftritte bei einem jüdischen Pfandleiher zum besten gibt, die ebenfalls nur derb zugeschnitten sind, aber dennoch manches ohne Zweifel recht wirksame Moment in sich enthalten. Gewiegte Darsteller der realistischen Schule dürften immerhin Chargen von durchschlagendem Erfolge darin zu bieten im Stande sein, da Figuren von charakteristischem Werthe ihrem mimischen Talent zur Ausführung dargeboten werden. Anspruch auf künstlerische Bedeutung haben allerdings weder die Fabel noch deren dramatische Ausbeutung.

„Malzextract und Kräuterliqueur oder Divide et impera" ist eine einactige Posse von sehr massivem Zuschnitt. Es gilt, die Tochter des Rentier Düffeke, frühern Knochenhändlers, und den Sohn des Schlächtermeisters Müller zu verloben. Die Verlobung zusammenzubringen, läßt man die Väter sich in einem Biergarten treffen, wo sie indeß, statt sich zu verständigen, über die Wunderwirkungen von Hoff's Malzextract und Daubitz' Kräuterliqueur hart aneinander gerathen. Jeder will mit dem von ihm gerühmten Elixir einen Kranken heilen — allein die respectiven Kranken sind inzwischen bereits verstorben, wie sich ergibt, und dieses Ergebniß veranlaßt Versöhnung und die erwünschte Verlobung.

Der Schwank ist lahm im Entwurf und im Dialog von einem sehr plumpen Bierwitze. Es dürfte sich diesem Werke kaum irgendwo Geschmack abgewinnen lassen.

„Der glückliche Irrthum", ein kleines Lustspiel aus dem Französischen, gipfelt in dem schon häufig ausgebeuteten Einfalle: eine Männerfeindin dadurch mit einem Manne zusammenzubringen, daß man einen solchen für ein verkleidetes Frauenzimmer ausgibt. Die Intrigue erscheint weder geistvoll angelegt noch durchgeführt.

24. Sommer- und Winterfrüchte. Dramatische Spiele von J. Priem. Nürnberg, v. Ebner. 1868. 8. 16 Ngr.

Das Buch enthält sieben kleine Vor- und Nachspiele, die ohne irgendwie neu oder besonders geistvoll in der Idee zu sein, wenigstens leidlich anmuthend im Dialog und in der ganzen Ausführung sind. Man wird sie eben lesen und darstellen können, und wenn sie auch nicht großen Erfolg zu erzielen im Stande sind, so dürften sie doch ebenso wenig beleidigen oder langweilen. Sie sind leichtes Mittelgut.

„Hunger und Liebe" führt uns einen auf einer Reise begriffenen Hofschauspieler von Berlin vor, der, an der preußisch-russischen Grenze angelangt, eine Verwechselung der Person benutzt, um sich ein gutes Mittagsessen zu verschaffen, das er im Posthause nicht haben kann. Klara, die Tochter des Major von Großberg, soll, um ein bedeutendes Vermögen zu erlangen, bis zu einer bestimmten Zeit geheirathet haben. Obwol mit einer andern Liebe im Herzen, will sie sich dem Gardelieutenant von Sturm vermählen, den ihr Vater zu diesem Zweck berufen. Allein dieser wird umgeworfen, bricht ein Bein und bleibt aus. Hr. von Sturm, der Hofschauspieler, wird an seiner Stelle empfangen, bis sich endlich alles aufklärt und sich schließlich auch findet, daß er der Mann des Herzens von Fräulein Klara ist. — „Geheimnisse" ist ein Lustspielchen, in welchem ein lockerer Herr Ehegemahl durch erregte Eifersucht zu seiner Pflicht zurückgeführt wird. — „Die Heimkehr des Kriegers" ist ein dramatisches Genrebildchen in Versen, das die Heimkehr der bairischen Truppen aus dem letzten Kriege in ziemlich naiv-poetischer Weise feiert. — „Im Walde" ist ein Singspielchen, in welchem ein jagender, dabei aus den Hauern eines Ebers geretteter Fürst einen störrischen Förster bewegt, seine Tochter dem zu geben, den sie liebt und welcher selbstverständlich der Retter der Durchlaucht ist. — „Minen und Gegenminen" zeigen uns die kleinen Intriguen, die man spinnt, um einestheils das Theaterstück von Julius von Golding durchfallen, anderntheils ihm beifällige Aufnahme zutheil werden zu lassen. Dies ist vielleicht die wirksamste Arbeit in dem Bande. — „Der Wettstreit der Getränke" und „Frühling und Winter" sind kleine dramatische Scherze in einschmeichelnden Versen, wenn auch sonst nicht eben voll Witz und glänzender Einfälle.

Nimmt man alles in allem, so muß man L. Priem das Zeug zu einem Dramatiker, wenn auch in diesen leichten Spielen, von durchaus nicht ungewöhnlicher Begabung einräumen.

25. Das Blumenmädchen. Schauspiel in zwei Acten, von Pauline Henoch-d'Albert. Wien, Czermak. 1867. 8. 16 Ngr.

Das Stück ist ein Dilettantenwerk von schwacher, für die Bühne ungeeigneter Art. Ein Graf Alfred Desrolle von Rolle verliebt sich in Elfriede Löwenegg, ein armes Mädchen, das künstliche Blumen macht, weil seine Familie in Armuth schmachtet. Natürlich mag der Vater dieses jungen Grafen in eine Vermählung mit diesem armen bürgerlichen Kinde nicht willigen; zum Glück jedoch hat letzteres eine alte, irrsinnige Großmutter, welche in einem lichten Augenblicke Alfred verräth, daß die Löwenegg aus einem alten, nur tief verarmten Adelsgeschlechte stammen, daß sie den Adel verleugnen, weil sie sich ihrer Herabgekommenheit schämen. Mit den nöthigen Papieren ausgerüstet, begibt sich nun Alfred zu seinem Vater und findet diesen auch sogleich bereit, von seiner Weigerung abzustehen.

Diese Fabel ist veraltet und außerdem ganz und gar novellistisch. Es mangeln ihr dramatische Natur und Fülle, welchen Mangel auch nur einigermaßen zu vertuschen die poetische Begabung unserer Autorin keineswegs im Stande ist. Das Stückchen erscheint uns unbehülflich im Entwurf und matt und dürftig in der Ausführung. Das Ganze ist ein Versuch fürs Haus und für

den Kreis theilnehmender Freunde, nicht für die große Oeffentlichkeit.

26. Der Lebensretter. Luſtſpiel in zwei Aufzügen von Lebrecht Dreves. Halle, Barthel. 1868. 8. 10 Ngr.

Ein kleiner Schwank, der, ziemlich trivial in ſeiner Erfindung und dürftig in der Ausführung, unſere komiſche Bühnenliteratur nicht gerade bereichert. Dennoch iſt er immerhin der Art, daß er, geſpielt und draſtiſch dargeſtellt, wol von heiterer Wirkung zu werden im Stande iſt. Nach dem ziemlich laxen Begriff der Romantik, „daß das eigentliche Weſen des Luſtſpiels eben nichts anderes als Luſtigkeit ſei“ (Eichendorff's „Geſchichte des Dramas“), hat der Schüler und Nachahmer dieſes Poeten ein locker ausgedachtes und hingewiſchtes Stückchen geboten, das ganz modern gehalten, doch durchaus den Lebensathem der romantiſchen Schule zeigt. Unwahrſcheinlichkeit der Vorgänge, Barockheit der Handlung und burſchikoſe Heiterkeit mit lyriſchen Anwandlungen eifern um die Wette, eine Poſſe ins Leben zu rufen, die, um zu gelingen, ſo übermüthig in der Vorführung abgetollt werden muß, daß der Zuſchauer gleichſam nicht zur Beſinnung kommt. Beſinnt er ſich, ſo iſt das Stück verloren, denn alsdann erſcheint der Vorwurf abgenutzt und die Mache in jeder Beziehung unbefriedigend, wie eine kurze Inhaltsdarlegung allein ſchon beweiſen dürfte.

Baron Waldheim's Tochter iſt einſt aus einer Feuersbrunſt durch einen jungen Unbekannten gerettet worden, dem er zum Andenken ſeine Doſe geſchenkt. Dieſen unbekannten Lebensretter ſoll, wie der Baron ſich in den Kopf geſetzt, ſeine Roſa heirathen. Er hat einen Freund beauftragt, denſelben auszuſpüren. Ein närriſcher, in Deutſchland reiſender Engländer gibt ſich für dieſen Retter aus und wird von dem Freunde geſchickt. Unterwegs duellirt ſich jedoch der Engländer und erhält einen Stich unter das Auge, der ihn bewußtlos niederſtreckt. Sein Gegner, Literat Haſtig, ein komiſches Original, der den Niedergeſtreckten für todt hält, verwechſelt in der Beſtürzung ſeinen Rock mit dem des Gefallenen und flieht, von Gensdarmen verfolgt, auf das Gut des Barons, wo er eine Geliebte (Suschen) hat, die er heimholen will. Er trifft hier ſeinen Freund, Graf Victor von Eberſtein, der Roſa liebt und, um ſie umwerben zu können, einen Jägerburſchen und Suschen's Geliebten ſpielt. Dieſer räth Haſtig an, den erwarteten Lebensretter zu ſpielen, was er zur Entrüſtung des eiferſüchtigen Suschen denn auch thut. Von Baron Waldheim mit offenen Armen empfangen, legitimirt er ſich mit einem Briefe, den er in der Rocktaſche des Lords vorfindet. Inzwiſchen kommt der Lord in Haſtig's polniſcher Kurtka und wird als Mörder ſeiner eigenen Perſon infolge dieſer Kurtka von den Gensdarmen verhaftet. Dieſe Verhaftung aber will Haſtig nicht ſtattfinden laſſen und gibt ſich infolge deſſen zu erkennen. Bei dieſer Gelegenheit kommt heraus, daß der Lord nicht todt, ſondern am Leben und der erwartete Retter aus Feuersgefahr iſt oder vielmehr ſein will. Der Edelmuth Haſtig's fordert aber den des Engländers heraus, und er geſteht, daß er dieſe Rettung nicht vollzogen. Die Doſe in Haſtig's Beſitz beweiſt endlich, daß dieſer ſie verübt. Nun will der Baron die Hand ſeiner Tochter an Haſtig geben; Haſtig aber entſagt ihr zu Gunſten Victor's und begnügt ſich mit der ſeines Suschen.

Dies iſt das Luſtſpiel, das, breit ausgeſponnen und ohne charakteriſtiſche Ausführung, zur Noth immer geſpielt werden und Beifall erhalten, aber nie als irgendwie erheblich für die dramatiſche Literatur wird angeſehen werden können.

27. Der Hageſtolz. Ein Lebensbild von Karl Richard Waldemar Uſchner. Leipzig, Leiner. 1867. Gr. 16. 15 Ngr.

Wir können dieſen Verſuch nicht günſtiger beurtheilen als frühere dramatiſche Arbeiten deſſelben Verfaſſers. Es liegt demſelben eine Idee zu Grunde, die etwas Byron'ſches hat; aber die lockere, unklare und linkiſche Art, in der ſie zur Ausführung kommt, bringt ſie um allen künſtleriſchen Werth. Wiederum nur iſt es die dramatiſche Darſtellungsohnmacht, die ſich hier kundthut. Die Vorgänge, durch welche ein junger Lord, der ſich zum Hageſtolz verſchworen hat, von dieſem Gelübde bekehrt wird, ſind zum Theil ganz unwahrſcheinlich, zum Theil in hohem Grade geſchmacklos. Für geſchmacklos z. B. müſſen wir es erklären, wenn ein Arzt, um den Helden des Stücks von einer frivolen Liebe zu einem Hirtenmädchen zu curiren, ihn ſo durchbläuen läßt, daß er contract davon wird. „So viel ich wahrnahm“, ſagt Doctor Halkirk troſtreich, „hat der Lord einen doppelten Arm- und zwei einfache Beinbrüche davongetragen, edlere Theile ſcheinen — flüchtiger Ocularinſpection zufolge — nicht verletzt, ſo ſehe ich der Zukunft hoffnungsvoll entgegen.“ Auch die Einführung zweier Harfenmädchen in das Schloß der Hochlande und die Neigung des Lords für die eine, die ihn beſtiehlt und bei der Flucht mit dem Geſtohlenen von Hunden zerriſſen wird, iſt nicht ſehr taktvoll.

Der Schluß der Sache iſt, daß der Held das Erlebte nur geträumt hat und glücklich iſt, nach einem wüſten, wilden Leben, das ihn zum elenden Krüppel gemacht hat, die Hand der ihm von ſeiner Mutter beſtimmten Braut zu erhalten.

Eine ſtrenge Markſcheide, die uns erkennen ließe, wo die Wirklichkeit aufhört und der Traum beginnt, fehlt. Es fehlen überhaupt kluge Eintheilung, geſchickte Intrigue und Steigerung der Handlung. Breit, unförmlich, auch im Dialog, langſam und ſchwerfällig wickelt ſich das Drama ab, das eigentlich nur ein Schattendrama iſt und eine eigentliche Eſſenz durchaus vermiſſen läßt.

Feodor Wehl.

Romane.

1. Modelle. Humoristisch-socialer Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Petersburg und Stockholm. Historischer Roman von Karl von Kessel. Zwei Bände. Leipzig, Günther. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Ein deutscher Fürst. Historischer Roman von Franz Carion. Zweite Abtheilung des Romans: Der Alte Dessauer. Fünf Bände. Leipzig, Günther. 1868. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
4. Katharina von Schwarzburg. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1868. 8. 2 Thlr.

Die hier vorliegenden Romane sind aus der „Bibliothek deutscher Originalromane" (dreiundzwanzigster Jahrgang, Bd. 10—22). Der erste derselben: „Modelle", von A. von Winterfeld, ist frisch, kräftig und höchst anziehend geschrieben; die Personen sind scharf und charaktervoll gezeichnet, und einzelne sind in der That sehr humoristisch. Die Anschauungsweise des Verfassers ist eine gesunde, und den Ansichten, welche über sociale Verhältnisse ausgesprochen werden, kann man in den meisten Fällen nur beistimmen. Die Composition ist gut angelegt und die Handlung wickelt sich in natürlicher und dabei doch spannender Weise ab. Das einzige, was man an dem Romane aussetzen könnte, ist, daß einzelne Partien zu sehr in dem Charakter des specifisch berliner Possenhaften gehalten sind und dadurch in eine zu tiefe Sphäre des niedrig Komischen und witzlosen Burlesken hinabsinken.

Die Hauptpersonen des Romans sind Hallerstein, ein Bildhauer; Gersdorf, ein Maler; ein Finne, Pohjan; Marietta, eine junge schöne Italienerin, welche der Maler in Venedig kennen lernt und mit welcher er sich in Berlin verheirathet; ein berliner Rentier und dessen Tochter, mit welcher der Bildhauer sich verheirathet. Die am meisten komische Figur ist der Engländer Shrimps. Er ist der Sohn eines sehr reichen Heringshändlers in Harroldwick auf der Insel Unst. Sein Vater will ihm eine gute Erziehung geben und läßt ihn zuerst von einem Engländer, dann von einem Deutschen und zuletzt von einem Franzosen jahrelang unterrichten. Dann gibt er ihm sehr viel Geld und schickt ihn auf Reisen, damit er seine erworbenen Kenntnisse anwendet. In Deutschland geht es ihm sehr gut: er glänzt in allen Gesellschaften mit seiner Fertigkeit im Sprechen zu seinem Ergötzen und noch mehr zu dem seiner Zuhörer. Als er aber nach Frankreich kommt, findet er zu seinem Entsetzen, daß er nicht französisch gelernt hat, sondern eine ganz andere Sprache, die niemand kennt. Er reist nun ruhelos auf der ganzen Erde umher, um das Volk zu finden, dessen Sprache er gelernt hat. Nach langen Irrfahrten trifft er in Venedig zufällig mit dem Finnen Pohjan zusammen, und nun erfährt er, daß er finnisch gelernt hat, worüber er glücklich wie ein Kind ist.

Der historische Roman: „Petersburg und Stockholm", von Karl von Kessel (Nr. 2), spielt in den Jahren 1808 und 1809. Ein russischer Graf, Zubow, muß aus Petersburg fliehen, weil er mit dem Großfürsten, dem rohen Konstantin, welcher mit Zubow's Braut ein Liebesverhältniß angeknüpft hat, in Streit gerathen ist. Er nimmt seinen Weg durch Finland, wo er mit Anna Jönson Bekanntschaft macht, mit welcher er sich verlobt. Er findet gastliche Aufnahme am Hofe von Gustav IV. Adolf. Nach dessen Absetzung und Gefangennahme wird ihm durch die Vermittelung von Gustav's Gemahlin, der Schwester der Kaiserin von Rußland, straffreie Rückkehr nach Rußland gewährt. Er gelangt wieder in den Besitz seiner Güter und verheirathet sich mit Anna Jönson. Die Schilderungen von den Personen und Verhältnissen in Petersburg und Stockholm sind anziehend und treffend, sodaß der Roman den Namen eines historischen im bessern Sinne verdient. Der Charakter des Königs von Schweden, mit seinem Hang zum Mysticismus, mit seinem egoistischen und verblendeten Glauben an seine Unfehlbarkeit und an seine Unentbehrlichkeit auf dem Throne, ist sehr anschaulich und getreu dargestellt.

In dem historischen Romane: „Ein deutscher Fürst", von Franz Carion (Nr. 3), ist der Hauptheld Leupold, der Alte Dessauer. Sein Familienleben, sowie die Theilnahme, welche er an den Schlesischen Kriegen hatte, wird sehr ausführlich geschildert, und bei dieser Veranlassung wird auch Friedrich Wilhelm I. in seinem letzten Regierungsjahre und Friedrich II. in seinem Regierungsantritt dem Leser vorgeführt. Neben Leupold, dem historischen Helden, spielt ein österreichischer Graf Fortunatus Almeslo die Rolle des abenteuerlichen Helden. Er vermählt sich heimlich mit der Tochter des Kriegs- und Domänenraths von Schlubuth in Königsberg, welcher von Friedrich Wilhelm I. in despotischer Weise zum Tode verurtheilt worden war. Er zerfällt darüber gänzlich mit seiner Familie; zuletzt erschießt er seinen Stiefbruder, welcher ein Schurke ist und ihm Leben und Vermögen rauben will; er muß fliehen, fällt den Werbern des Alten Dessauer in die Hände, desertirt und soll zum Tode verurtheilt werden, wird aber auf Befehl Friedrich's II. in Freiheit gesetzt und gelangt wieder in den Besitz seiner Güter. Der Roman ist etwas überladen, sowol mit Personen als auch mit Ereignissen und Abenteuern. Manches ist sehr unwahrscheinlich, unpsychologisch und schlecht motivirt und nur deshalb herbeigezogen, damit es einen überraschenden Effect machen soll. Der Stil ist nicht immer einfach und natürlich; auch ist die Ausdrucksweise nicht immer dem Charakter der einzelnen Personen angemessen. Der Periodenbau ist zuweilen sehr schwerfällig und ineinandergewirrt, man lese I, 15 oben oder S. 20 die Periode von 16 Zeilen. Trotzdem gehört der Roman immer noch zu den bessern Erzeugnissen, und wir wünschen demselben einen großen Leserkreis. Wenn der Verfasser sich bemüht, einen leichtern, gefälligern und weniger breiten Stil zu schreiben, und wenn der Verknüpfung der Ereignisse immer natürliche und wahrscheinliche Veranlassungen untergelegt werden, so können seine Leistungen viel gediegener werden.

Besser geschrieben ist „Katharina von Schwarzburg", von Bernd von Guseck (Nr. 4). Dieser Roman enthält viele interessante Einzelheiten aus den Zeiten des Schmalkaldischen Kriegs. Die anziehendsten Kapitel sind: „Die Schlacht bei Mühlberg" und „Eine deutsche Fürstin

und Alba" im dritten Bande. Als nach der Schlacht bei Mühlberg Alba mit seinen wilden beutegierigen Spaniern durch Thüringen zog und die spanischen Soldaten den thüringischen Bauern ihr Vieh raubten, hatte Katharina Fürstin von Schwarzburg die Kühnheit, gegen Alba, welcher auf ihrem Schlosse ein Mahl einnahm, die Drohung auszusprechen, er werde lebendig ihr Schloß nicht verlassen, wenn er ihr nicht einen schriftlichen Befehl ausfertige, daß seine Soldaten alles Geraubte wieder herausgeben sollten. Der stolze Alba mußte der heldenmüthigen Frau nachgeben.

Einzelne Personen, welche nur eine Nebenrolle spielen, treten vielleicht zu sehr in den Vordergrund und sind mit zu großer Ausführlichkeit behandelt, wodurch die Oekonomie des Ganzen etwas leidet.

Rudolf Sonnenburg.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Hesekiel's „Buch vom Grafen Bismarck" sagt die Saturday Review vom 17. April: „Es würde wol dem talentvollen Bücherfabrikanten, der die Lebensbeschreibung des Grafen Bismarck übernommen hat, großes Unrecht geschehen, wenn man annähme, daß er von irgendeinem andern Motiv angeregt sei als dem Wunsche, sein Buch zu verkaufen. Um aber dies zu bewirken, muß er sich dem Geschmacke seines Publikums anbequemen, den er doch viel genauer kennen muß als irgendein ausländischer Recensent. Wäre es anders, so könnte man glauben, er experimentire mit dem Ruhme seines Helden, um zu entdecken, wie viel Gelächter er ohne Nachtheil vertragen könne. Graf Bismarck ist wahrscheinlich nicht sehr empfindlich, oder möglicherweise gehört er zu jener Gattung von großen Männern, für die keine Schmeichelei zu derb ist; sonst müßte sein Gleichmuth bei der Durchlesung seiner Biographie auf eine schwere Probe gestellt werden. Er wird sich in der Lage von Fouqué's Helden im bezauberten Schlosse finden, in welchem jedes Zimmer mit dessen Porträts angefüllt war. Wo wir uns auch in des Grafen Lebensbeschreibung umblicken, überall begegnen wir seinem Bilde in jeder nur denkbaren Stellung, außer etwa im Fluge. Wir haben Bismarck den Patrioten, wie er finster auf einen in Lumpen gekleideten Demokraten blickt, der eine Schildwache zum Verrath verleiten will; Bismarck, den Höflichen, als Mittelpunkt einer Gruppe von conservativen Staatsmännern, ein Gemälde, welches unwiderstehlich an Landseer's „Alexander und Diogenes" erinnert; endlich Bismarck den Kriegerischen, in der Uniform eines Cavalerielieutenants, mit der Pickelhaube auf dem Kopfe. Der Text stimmt oft genau mit den Illustrationen überein. Das Werk ist auch mit Anekdoten gewürzt, die in den Augen der preußischen Conservativen ohne Zweifel als sehr feine Züge von Humor gelten; die andern Lesern aber in einem minder günstigen Lichte erscheinen dürften. Soweit der Verfasser selbst betheiligt ist, enthält das Buch nichts, das einen damit versöhnen könnte. Man kann daraus erfahren, was Graf Bismarck zu irgendeiner beliebigen Zeit gethan: das ist alles, was sich zu Gunsten des Buchs sagen läßt. Der wirklich werthvolle Theil — und er ist so werthvoll, daß er allen, welche den Grafen Bismarck kennen zu lernen wünschen, unentbehrlich ist — besteht in den zahlreichen, an Mitglieder der Familie gerichteten Briefen des Grafen, die natürlich ohne deren Einwilligung nicht hätten veröffentlicht werden können. Abgesehen davon, daß diese Briefe dem Werke den Stempel der Echtheit aufdrücken, liefern sie ein Material, nach welchem des Grafen Charakter mit größerer Genauigkeit abgeschätzt werden kann als nach seinen Reden und diplomatischen Schriftstücken. Er macht im ganzen eine nicht unvortheilhafte Erscheinung: als ein freundlicher, herzlicher und liebevoller Mann und als schätzbar in seinen häuslichen Beziehungen. Einige seiner Reiseschilderungen sind außerordentlich malerisch. Was seine geistigen Fähigkeiten betrifft, so scheint er einer derjenigen zu sein, welche, wenn nicht von der Macht der Umstände begünstigt, durchs Leben gehen, ohne daß man ihre Bedeutung je geahnt. Zwei Umstände haben ihn zu dem gemacht, was er ist: die Revolution im Jahre 1848, die ihn zum Denken zwang und seinen geistigen Horizont bedeutend erweiterte, und dann die wenig glänzende Lage seiner Familie, die ihn nöthigte, auf seinen Gütern zu wohnen, wo er thätigen Antheil an Localangelegenheiten nahm und im kleinen Maßstabe die praktische Verwaltung und die Theorie der Vertretung erlernte. Bei seinem Eintritt ins öffentliche Leben hatte er nichts weiter zu thun, als schon geläufige Grundsätze in Ausführung zu bringen, und sie erweisen sich als die richtigen. Eine rein militärische Carrière würde die Biegsamkeit seines Geistes vernichtet, eine vollkommen diplomatische Bildung würde dessen Kraft geschwächt haben."

Ueber Mücke's „Flavius Claudius Julianus" (Abth. 2) heißt es, an die obige Besprechung anknüpfend: „Es gibt vielleicht keinen schärfern Gegensatz in der Geschichte, als der zwischen dem wenig scrupulösen, sehr prosaischen und sehr erfolgreichen Wiederhersteller der deutschen Einheit, und dem romantischen, enthusiastischen und unglücklichen Kaiser, der sich vergeblich bemühte, den Glauben Griechenlands wieder ins Leben zu rufen und die Macht Roms wieder zu erneuern. Zu einer vollkommen unparteiischen Schätzung Julian's des Apostaten wird man vielleicht nie gelangen. Gibbon und Neander treffen beide nahezu ins Schwarze; beide aber sind merklich, wenn auch nur ein wenig befangen; der eine durch seine Feindseligkeit gegen das Christenthum, der andere durch seine amtliche Beziehung zu demselben. Dr. Mücke's vortreffliche Monographie durchweht ein feinerer Einfluß: die Bewunderung eines verwandten Geistes für Julian's edeln Charakter und hohe Ziele. Der Verfasser erklärt zwar, streng unparteiisch zu sein, und bemüht sich auch augenscheinlich, es zu bleiben; gleichwol hält er die Wagschale selten ganz gerade. Er merkt wol das schwärmerische Element in Julian's Charakter, die innere Unausführbarkeit seiner Plane und die zufälligen Fehler in ihrer Verwirklichung und weist auch auf diese Punkte hin; allein die Zartheit seiner Schlüsse stimmt kaum zu der Strenge seiner Prämissen. Man muß zugeben, daß das ein bei der Behandlung eines Charakters wie Julian's schwer zu vermeidender Fehler ist. Dr. Mücke vertheidigt seinen Helden mit viel Glück gegen die Verleumdungen kirchlicher Schriftsteller und spricht ihn frei von der Anklage der Verfolgung. Es gelingt ihm jedoch nicht, uns gänzlich zu überzeugen, daß Julian's Mäßigung aus einem festen Grundsatze hervorging. Seine prahlerische Duldung scheint etwas Gezwungenes an sich zu haben; sie kommt uns vor, wie ein den Umständen gemachtes Zugeständniß, das stets von Hintergedanken begleitet ist. Julian vermochte es ebenso wenig, wie seine Zeitgenossen, sich zur philosophischen Idee der allgemeinen Duldung zu erheben. Eine Bemerkung des Dr. Mücke ist treffend, und wir glauben neu: er meint, Julian sei von den stürmischen Fehden der Christen unter sich selbst dazu verleitet worden, die Auflösung ihrer Religion zu erwarten, während sie im Gegentheil gerade ein Zeichen ihrer üppigen Lebenskraft waren. So hören auch wir fortwährend den Untergang Englands und der Vereinigten Staaten aus ähnlichen Gründen und mit gleicher Berechtigung verkünden.... Das vortreffliche Werk empfiehlt sich übrigens ebenso sehr durch das Interesse des Gegenstandes und die geschickte Behandlung desselben, wie durch seinen edeln Geist und klaren Stil."

Ueber E. Förster's „Geschichte der italienischen Kunst" sagt das Blatt, es gebe keinen, der besser dazu geeignet wäre,

Aufgabe zu übernehmen, als der genannte Verfasser, und der erste Band seines Werkes entspreche denn auch den davon gehegten Erwartungen. „Er enthält die gesammelten Schätze langer Jahre der Forschung, in deren Laufe der Verfasser fast jeden Theil Italiens besucht und persönlich alle zugänglichen Denkmäler besichtigt hat, und kann gewissermaßen als der Commentar und die Illustration zu seinem wohlbekannten »Italien« angesehen werden. Der erste Band, vielleicht der wichtigste Theil des Werks in den Augen von Forschern wie der Verfasser selbst, insofern er nämlich den dunkelsten Abschnitt des Gegenstandes behandelt und am meisten auf selbständiger Forschung beruht, bietet dem gewöhnlichen Leser eher eine archäologische, als künstlerische Seite dar. Er fängt mit einer zwar kurzen aber meisterhaften Skizze über die Kunst im römischen Zeitalter an; zunächst bespricht er die ältere christliche Kunst; dann verweilt er mit sichtbarer Vorliebe bei dem glänzenden Barbarismus von Ravenna und der byzantinischen Schule und schreitet so fort bis zu den großen Domen von Venedig, Pisa und Monreale, wo das Werk für jetzt abbricht. Sein Inhalt wird wahrscheinlich fast allen Lesern, außer einem ganz besondern und sehr kleinen Kreise von Forschern, neu sein."

„Die deutschen Kunststudien" von H. Riegel sind zwar etwas oberflächlich; da es aber hauptsächlich Kritiken über neuere Werke sind, so bieten sie werthvolle Belehrung über den Charakter und die Tendenz zeitgenössischer Kunst in Deutschland. Der Umstand, daß die bedeutendsten Werke der deutschen Schule Fresken sind, welche nur an der Stelle, wo sie gemalt sind, gesehen werden können, versetzt die Künstler, was die Popularität ihrer Werke betrifft, im Vergleich mit denen anderer Länder in großen Nachtheil. Riegel's Schilderungen helfen diesem Mangel einigermaßen ab. Sein Bericht über die Werke des unglücklichen Alfred Rethel in Aachen ist besonders anziehend.

Ueber Fanny Lewald's „Sommer und Winter am Genfersee" heißt es: „Frau Lewald ist eine heitere (lively) Schriftstellerin und ihr vorliegendes Buch enthält viele anmuthende Stellen; freilich aber auch viel zu viel Fabrikarbeit, zu viel triviale Ereignisse und besonders zu viel eigene Bemerkungen der Dame über Politik, Theologie und andere dergleichen Dinge. Wenn wir es nicht schon gewußt hätten, so würden diese uns belehrt haben, daß es sehr wohl möglich ist, in hohem Grade freisinnig und doch so dünkelhaft und unduldsam zu sein wie der zäheste Anhänger der Ueberlieferungen der Vergangenheit. Die interessanteste Seite des Buchs ist die lebhafte Schilderung der demokratischen Führer, wie Quinet's und Vogt's, denen Genf einen Sammelplatz gewährt. Es ist unrecht, über das Mißgeschick von Patrioten zu lächeln, aber Frau Lewald's Galerie von Helden gemahnt sehr stark an die sechs Könige im „Candide", welche kamen, den Carneval in Venedig zuzubringen. Auch Garibaldi wurde während des Aufenthalts unserer Verfasserin vom Friedenscongreß dorthin gebracht, den die Beförderer desselben mit richtigem Takt unter dem Vorsitze des hervorragendsten Soldaten, den sie finden konnten, abhielten. Frau Lewald hat auch einige amusante, wenn auch etwas boshafte Stellen auf Kosten der fremden Bewohner der Chambres garnies, besonders der Engländer, welche allerdings häufig sehr merkwürdige Personen sind."

Von Novellisten ist diesmal Adolf Wilbrandt besprochen, von dem die „Saturday Review" sagt, er gehöre zur Schule Paul Heyse's und besitze viel von der vollendeten Eleganz seines Vorbildes. „Es ist wirklicher Pathos", heißt es dann, „in der ersten seiner »Novellen« und bedeutende Schilderungsgabe in der zweiten, die dritte aber, welche humoristisch sein soll, läßt seine Begabung vielleicht am vortheilhaftesten erkennen."

Bei Besprechung von A. F. von Schack's „Episoden" sagt dasselbe Blatt, er sei gewissermaßen der Vertreter von Rückert und Platen auf dem heutigen deutschen Parnaß. „Ohne einem von diesen großen Dichtern gleichzukommen, vereinigt er bis zu einem gewissen Grade die Merkmale beider in sich, indem er viel von der reichen Diction, Melodie und Leichtigkeit des erstern besitzt und an den letztern durch seinen vollendeten Schliff und seine Aufmerksamkeit auf die künstlerische Form erinnert. Sein Bändchen erzählender Dichtungen wird ihm seinen Ruf erhalten. Die bemerkenswertheste ist vielleicht der Versuch, in »Lais« eine classische Geschichte im trochäischen Vermaße der Serbier zu erzählen. In »Rosa« scheint er englische Vorbilder vor Augen gehabt zu haben; denn Versmaß sowol wie Manier erinnert sehr an »Christabel«*) und »Rosalind und Helen«**); der »Regenbogen-Prinz«, ein Feenmärchen in Octaven ähnelt schon Keats' unvollendetem Gedichte »The Cap and Bells« (Narrenkappe und Schellen). Einige Stanzen dieses kleinen Gedichts entfalten einen glücklichen Zug von Humor, der kaum zu dem tragischen Schlusse zu passen scheint."

Ueber „Aus bewegten Tagen" von J. Grosse heißt es: „Es ist viel Mannichfaltigkeit in den Gedichten von J. Grosse, ebenso wie bedeutendes metrisches Geschick und Darstellungsgabe, mit allen Anzeichen einer ausgebreiteten Bildung. Es fehlt ihm jedoch die angeborene Kraft, seiner Eindrucksfähigkeit die Wage zu halten; er reproducirt viel, producirt aber wenig. Man wird sein Buch mit Vergnügen lesen, doch nicht leicht etwas daraus lange in der Erinnerung behalten."

*) Von Coleridge. **) Von Shelley.

Bibliographie.

Achelis, E., Dr. Richard Rothe. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 Ngr.

Anthleny, J., Der päbstliche Nuntius Carl Caraffa. Ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 4. 12 Ngr.

Gerland, G., Altgriechische Märchen in der Odyssee. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 10 Ngr.

Hallervorden, J., Das Haus Bernhard. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hersch, J. M., Schreibebrief an meinen Freund, den gewaltigen Grafen von Beust ꝛc. Altona, Verlagsbureau. 32. 5 Ngr.

— — Schreibebrief an den grossen Grafen Bismarck über den Zustand von de Verhältnisse in Aschkennas (Deutschland). Altona, Verlagsbureau. 32. 5 Ngr.

Heyse, P., Moralische Novellen. (8te Sammlung.) Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Krüger, J., Die Geheimnisse einer jungen Mamsell. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 25 Ngr.

Linß, C. W., Das Handbuch der theologischen Moral des Jesuiten Gury und die christliche Ethik. Ein Beitrag zur Kenntniß des Jesuitenordens und der Jesuitismus unserer Tage. Friedberg, Bindernagel u. Schimpff. Gr. 8. 5 Ngr.

Merklein, F., Beitrag zur Kenntniß der Erdoberfläche um Schaffhausen. Schaffhausen, Schoch. Gr. 8. 16 Ngr.

Pašout, J., König Georg von Böhmen und die Concilfrage im Jahre 1467. Ein Beitrag zur Geschichte von Böhmen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Rossini, G., Lorinia. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Lewald. Mit einer Einleitung von A. Stahr. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schütz, F., Einige Worte der Erwiderung auf die Angriffe gegen die freireligiöse Richtung in „Die Religion der Gartenlaube. Ein Wort an die Christen unter ihren Lesern. Eckartsberga 1868." Apolda, Lauth. Gr. 8. 3 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Schwägerinnen. Roman. Nach dem schwedischen Original-Manuscript ins Deutsche übertragen von J. N. Heynrichs. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Somerset, Marquis E., Eine Centurie von Erfindungen, geschrieben im Jahre 1655. Ins Deutsche übertragen nach dem Text der ersten Ausgabe (London, 1663) und herausgegeben von H. Dircks. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Stursberg, P. W., Das Leben Gerhard Terstegens. Zur Gedächtnißfeier des 100jährigen Todestages des Entschlafenen, am 3. April 1869, nach Dr. M. Gobels „Geschichte des christlichen Lebens" mit einigen Abänderungen und Zusätzen herausgegeben. Mülheim a. d. R. Gr. 8. 12 Ngr.

Wehmeier, J., Schulmeister Ernst. Ein Lebensbild aus der Lehrerwelt. Zwickau, Döhner. 1868. 8. 5 Ngr.

Werner, R., Die Kirche und die Gebildeten unserer Zeit. Ein Wort zur Verständigung. Neu-Ruppin, Petrenz. 8. 2½ Ngr.

Wo Süddeutschland Schutz für sein Dasein findet? Ein Wort an die Süddeutschen von einem süddeutschen Offizier. Stuttgart, Aue. Gr. 8. 18 Ngr.

Wolf, A., Fürst Wenzel Lobkowitz, erster geheimer Rath Kaiser Leopold's I. 1609—1677. Sein Leben und Wirken. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr.

Zingerle, A., Ovidius und sein Verhältniss zu den Vorgängern und gleichzeitigen römischen Dichtern. 1stes Heft: Ovid, Catull, Tibull, Properz. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.

Zur aktuellen Politik. Zeitgeschichtliches von einem Bayern. München, Neuburger u. Kolb. Gr. 8. 8 Ngr.

Zur Schulreform in Bayern. 2 Abtheilungen. Nürnberg, Löhe. Gr. 8. 27 Ngr.

Zur Todesstrafe. Passau, Elsässer u. Waldbauer. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue wohlfeile Ausgabe.

8. Sieben Bände. Geh. 11 Thlr. 20 Ngr. Geb. 13 Thlr. 16 Ngr.

(Auch in 70 Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Dieses allgemein als trefflich anerkannte Werk, in Wahrheit ein Handbuch für das praktische Leben, das in jedem Hause Eingang zu finden verdient, wird zu obigem wohlfeilen Preise von allen Buchhandlungen vollständig auf einmal oder nach und nach in allen beliebigen Terminen geliefert.

Ein Probeheft und Prospect gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Erster Band.

Martin Opitz, Ausgewählte Dichtungen.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Den mit so allseitigem Beifall aufgenommenen drei Sammlungen: „Deutsche Classiker des Mittelalters", „Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" und „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts", schließt sich die hiermit beginnende neue Sammlung als Mittelglied an.

Der Eröffnungsband enthält die besten lyrischen und didaktischen Dichtungen des berühmten Schlesiers Martin Opitz, der bekanntlich an der Spitze der neuen Richtung steht, welche die deutsche Dichtung seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einschlug. Von dem Herausgeber, Julius Tittmann, wurde eine aus den Quellen geschöpfte eingehende Darstellung der theoretischen und productiven Thätigkeit des Dichters vorausgeschickt, sowie der Text mit Worterklärungen und Angabe der abweichenden Lesarten versehen.

Ein Prospect über die neue Sammlung ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Funfzehn Jahre.

Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Talvj.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von der unter dem Pseudonym Talvj bekannten Schriftstellerin Therese Robinson, geb. von Jakob, erhält die deutsche Lesewelt hiermit einen neuen fesselnden Roman. Wie in ihren frühern Werken, von denen mehrere ins Englische übersetzt wurden, bewährt die geistvolle Verfasserin auch in diesem ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens sowie ihre Kunst, das Leben in den höhern Gesellschaftskreisen mit feinem Takt und treuer Anschaulichkeit zu schildern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik.

Von

Immanuel Hermann Fichte.

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Der berühmte Philosoph bietet in diesem Werke eine Sammlung grösserer und kleinerer Abhandlungen, von denen die meisten und wichtigsten hier zum ersten mal im Druck erscheinen. Dieselben bilden jedoch kein Allerlei von Betrachtungen über verschiedene Dinge, sondern leiten alle auf eine philosophische Grundwahrheit hin, die nur von den verschiedensten Seiten beleuchtet wird.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und von der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß J. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grammatik des meklenburgischen Dialekts

älterer und neuerer Zeit.

Laut- und Flexionslehre.

Gekrönte Preisschrift von

Karl Nerger.

8. Geh. 28 Ngr.

Vorliegende Grammatik des meklenburgischen oder plattdeutschen Dialekts, eine von der Universität Rostock gekrönte Preisschrift, bietet ein gründlich methodisches Hülfsmittel zum Studium dieser populären Mundart. Sie wird aber namentlich auch den so zahlreichen Lesern von Fritz Reuter's Schriften, durch welche der meklenburgische Dialekt weit über die Grenzen des niederdeutschen Sprachgebiets hinausgetragen worden ist, behufs Erklärung der darin vorkommenden Wortformen willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 17. Juni 1869.

Inhalt: Spielhagen's neuester Roman. Von Rudolf Gottschall. — Zur Darwin'schen Lehre mit besonderer Beziehung auf Anthropologie. Von Julius Frauenstädt. — Lyrische Revue. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Spielhagen's neuester Roman.

Hammer und Amboß. Roman in fünf Bänden von Friedrich Spielhagen. Schwerin, Hildebrand. 1869. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Der neueste Roman des geistreichen Autors gehört zu den „Ich-Romanen", in denen der Held selbst seine Schicksale erzählt. Diese Romane werden immer einen subjectivern Zug haben als diejenigen, welche nicht autobiographisch und memoirenartig abgefaßt sind, sondern in denen der Verfasser als Historiker auftritt und die Erlebnisse dritter Personen seinen Lesern mittheilt. In solchen Ich-Romanen ist allerdings eine größere psychologische Vertiefung möglich; wir hören gleichsam das Gras in innern Entwickelung wachsen; wir befinden uns an der Quelle, aus der die Entschlüsse des Helden aufsteigen; wir belauschen das Werden der That und den Chorus der Reflexion, welcher den Ereignissen nachfolgt. Auf der andern Seite ist aber die objective Darstellung der Welt und der Charaktere ausgeschlossen; wir sehen die Gestalten nur in dem Licht, in welchem sie dem Helden erscheinen; wir sehen alles nur durch die Brille seiner Individualität, seiner Stimmungen. Die Freiheit der Erzählung ist vielfach gehemmt; trotz aller Hülfsmittel, welche die Romantechnik an die Hand gibt, wie Briefe und Mittheilungen anderer Persönlichkeiten, bleibt doch immer eine Schranke bestehen, namentlich wo es die Motivirung von Handlungen betrifft, die nicht von dem Helden ausgehen, nicht mit seinen Entschlüssen und Gedankengängen in Zusammenhang stehen.

Spielhagen hat sich als talentvoller Erzähler mit diesen Schwierigkeiten glücklich abgefunden; er hat seinem Helden eine scharfe Beobachtungsgabe verliehen und ihn stets auf einen Standpunkt gestellt, von wo aus er die Ereignisse nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit übersehen kann; meistens befindet sich der Held in ihrem Mittelpunkte. Wenn ihm und uns die Empfindungen und Motive der andern nicht gleich klar und durchsichtig sind, so finden sich doch stets der Andeutungen genug, daß sich der Zusammenhang errathen oder combiniren läßt. Und auch diese discrete Darstellungsweise hat ihren eigenthümlichen Reiz. Vor allem aber hütet sich Spielhagen davor, seinen Helden Dinge erzählen zu lassen, die er absolut nicht wissen kann, etwa die Thüre hinter dem Hinausgehenden zuzuschlagen und ihn dann wörtlich berichten zu lassen, was die im Zimmer befindlichen Personen gesprochen haben. Dergleichen ist in einem Ich-Roman ein lapsus calami, wie ihn sich Edmund Hoefer einmal in seinem letzten Roman hat zu Schulden kommen lassen.

Auch vor der andern Gefahr des Ich-Romans hat sich Spielhagen gehütet: vor einem allzu behaglichen Hinabsteigen in die Tiefen der eigenen Seele, vor einem zu lebhaften, zu häufig wiederkehrenden Monologisiren, durch welches leicht ein solcher Roman in ein Monodrama mit wechselnden Decorationen verwandelt werden kann. Die Handlung schreitet lebendig genug vorwärts, um uns in fortwährender Spannung zu erhalten, eine Fülle bunter Ereignisse drängt sich an uns vorüber und gewinnt dadurch an Lebendigkeit der Bewegung, daß wir sie mit den Augen des Betheiligten sehen.

Der Titel des Romans: „Hammer und Amboß", deutet, wie schon der Titel seines Vorgängers: „In Reih und Glied", darauf hin, daß sich in den vorgeführten Begebenheiten ein bestimmter Gedanke ausprägen soll. Und zwar ist dieser Gedanke in beiden Romanen eine sociale Formel. Während der Grundgedanke eines Dramas so die bewegende Seele desselben sein muß, daß er in allen Gliedern seines Organismus gleichmäßig lebendig ist, darf man von der breitern Form des Romans nicht dieselbe Präcision der Fassung erwarten; hier kann manches nebenherspielen, was zu diesem Gedanken keine Beziehung hat, während derartige Partien im Drama alsbald als abgestorben zu betrachten sind; wir wollen nur

ſehen, wie er als letztes Reſultat aus einer auch ins Gleichgültige und Fremdartige hinein verzweigten Entwickelung hervorgeht.

Die Grundidee unſers Romans ſpricht der humane Zuchthausdirector von Zehren im dritten Bande aus, nachdem er die philoſophiſche Theorie, welche die Strafe das Recht des Rechts nennt, verurtheilt, weil jenes Unrecht, welches beſtraft werden ſoll, damit es zu ſeinem Rechte komme, wenn nicht immer, ſo doch faſt immer ein Unrecht aus zweiter, dritter, hundertſter Hand ſei, die Strafe deshalb faſt nie den treffe, der ſie möglicherweiſe verdient hat, und der gerechteſte Richter alſo im allerbeſten Falle, er möge wollen oder nicht, dem blutigen Legaten gleiche, der den zehnten zum Tode führen laſſe, nicht weil er ſchuldiger iſt als die andern neun, ſondern weil er der zehnte iſt. Alle, die in das Zuchthaus kommen, ſeien krank im gewöhnlichen Sinne, ſie litten faſt alle an mehr oder weniger ſchweren organiſchen Fehlern! Zehren fährt fort:

Recht des Unrechts! Hochmuth des Phariſäerthums! Es wird die Zeit kommen, wo man dieſe Erfindung der Philoſophen mit jener der Theologen, daß der Tod der Sünde Sold ſei, auf Eine Stufe ſtellt und Gott dankt, daß man endlich aus der Nacht der Unwiſſenheit aufgewacht iſt, die ſolche Monſtroſitäten erzeugte! Der Tag wird kommen, aber nicht ſo bald. Noch ſtecken wir tief in dem Schlamm des Mittelalters; noch iſt nicht abzuſehen, wann dieſe Sündflut von Blut und Thränen verlaufen ſein wird. Wie weit auch der Blick einzelner erleuchteter Köpfe hinein in die kommenden Jahrhunderte trägt — der Fortſchritt der Menſchheit iſt unendlich langſam. Wohin wir in unſerer Zeit ſehen — überall die unſchönen Reſte einer Vergangenheit, die wir längſt überwunden glauben. Unſer Herrſcherthum, unſere Adelsinſtitutionen, unſere religiöſen Verhältniſſe, unſere Beamtenwirthſchaft, unſere Heereseinrichtungen, unſere Arbeiterzuſtände — überall das kaum verſteckte, grundbarbariſche Verhältniß zwiſchen Herrn und Sklaven, zwiſchen der dominirenden und der unterdrückten Kaſte; überall die bange Wahl, ob wir Hammer ſein wollen oder Amboß. Was man uns lehrt, was wir erfahren, was wir um uns her ſehen —, alles ſcheint zu beweiſen, daß es kein Drittes gibt. Und doch iſt eine tiefere Verkennung des wahren Verhältniſſes nicht denkbar, und doch gibt es nicht nur ein Drittes, ſondern es gibt dieſes Dritte einzig und allein, oder vielmehr dieſes ſcheinbar Dritte iſt das wirklich Einzige, das Urverhältniß ſowol in der Natur als im Menſchendaſein, das ja auch nur ein Stück Natur iſt. Nicht Hammer oder Amboß — Hammer und Amboß muß es heißen, denn jedwedes Ding und jeder Menſch in jedem Augenblicke iſt beides zu gleicher Zeit. Mit derſelben Kraft, mit welcher der Hammer den Amboß ſchlägt, ſchlägt der Amboß wieder den Hammer; unter demſelben Winkel, unter welchem der Ball die Wand trifft, ſchleudert die Wand den Ball zurück; genau ſo viel Stoff, als die Pflanze aus den Elementen zieht, muß ſie den Elementen wiedergeben — und ſo in ewigem Gleichmaß durch alle Natur in allen Zeiten und Räumen. Wenn aber die Natur unbewußt dieſes große Geſetz der Wechſelwirkung befolgt und eben dadurch ein Kosmos und kein Chaos iſt, ſo ſoll der Menſch, deſſen Daſein unter genau demſelben Geſetze ſteht, ſich dieſes Geſetz zum Bewußtſein bringen, mit Bewußtſein ihm nachzuleben ſtreben, und ſein Werth ſteigt und fällt in demſelben Maße, als dieſes Bewußtſein in ihm klar iſt, als er mit klarem Bewußtſein in dieſem Geſetze lebt. Denn obgleich das Geſetz daſſelbe bleibt, ob der Menſch nun darum weiß oder nicht, ſo iſt es doch für den Menſchen nicht daſſelbe. Wo er darum weiß, wo er die Unzerreißbarkeit, die Solidarität der menſchlichen Intereſſen, die Unabwendbarkeit von Wirkung und Gegenwirkung erkannt hat, da blühen Freiheit, Billigkeit, Gerechtigkeit, welches alles nur andere Ausdrücke für jenes auf die menſchlichen Verhältniſſe angewandte Naturgeſetz ſind; wo er nicht darum weiß, wo er in ſeiner Blindheit wähnt, ungeſtraft ſeinen Mitmenſchen ausnutzen zu können, da wuchern Sklaverei und Tyrannei, Aberglaube und Pfäfferei, Haß und Verachtung in giftiger Fülle. Welcher natürliche Menſch möchte nicht lieber Hammer als Amboß ſein, ſo lange er glaubt, die freie Wahl zwiſchen beiden zu haben? Aber welcher vernünftige Menſch wird nicht gern darauf verzichten, nur Hammer ſein zu wollen, nachdem er erkannt hat, daß ihm das Ambozſein nicht erſpart wird und erſpart werden kann, daß jeder Streich, den er gibt, auch ſeine Backe trifft, daß, wie der Herr den Sklaven, ſo der Sklave den Herrn corrumpirt, und daß in politiſchen Dingen der Vormund zugleich mit dem Bevormundeten verdummt. Möchte doch dieſe Erkenntniß endlich einmal in das deutſche Volksbewußtſein übergehen, dem es ſo dringend noththut! So dringend noth! Denn ich muß es ausſprechen, daß in dieſem Augenblick, kaum zwanzig Jahre nach unſerm Befreiungskriege, jener Grundſatz alles Menſchendaſeins vielleicht von keiner der Culturnationen ſo gründlich und ſo allgemein verkannt wird als gerade von uns Deutſchen, die wir uns ſo gern die geiſtige Blüte der Nationen, das Volk der Denker, das wahrhaft humane Volk nennen. Oder wo würde mit unleidlicherer, ſchulmeiſterlicher Pedanterie die junge Menſchenpflanze in eine zu frühe, zu ſtrenge und vor allen Dingen unglaublich bornirte Zucht genommen als gerade bei uns? Wo würde ihr freier, ſchöner Wuchs ſyſtematiſcher verhindert und verkrüppelt als gerade bei uns? Was wir mit Hülfe der Schul- und Kirchenbänke, des Exercierſtockes, des Prokruſtesbettes der Examina, der vielſproſſigen Leiter eines hierarchiſchen Beamtenthums in dieſer Beziehung freveln — es treibt den Einſichtigen unter uns die Röthe der Scham auf die Stirn und die Glut des Zorns in die Wangen; es iſt mit Recht das unerſchöpfliche Thema des Spottes für unſere Nachbarn. Die Wuth, zu befehlen, die ſklaviſche Gier, ſich befehlen zu laſſen — das ſind die beiden Schlangen, die den deutſchen Hercules umſtrickt halten, die ihn zu einem Krüppel machen; ſie ſind es, die überall die freie Circulation der Säfte hemmen, hier hypertrophiſche, dort atrophiſche Zuſtände erzeugen, an denen der Körper des Volks grauſam krankt; ſie ſind es, die, indem ſie ihr Gift in die Adern des Volks ſpritzen, das Blut und das Mark des Volks vergiften und die Raſſe ſelbſt deterioriren; ſie ſind es endlich, denen wir verdanken, daß unſere Zucht- und Arbeitshäuſer die Zahl der Inſaſſen nicht faſſen. Denn es iſt nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß neun Zehntel von allen, die hierherkommen, niemals hierhergekommen ſein würden, wenn man ſie nicht mit Gewalt zum Amboß gemacht hätte, damit die Herren vom Hammer doch haben, woran ſie ihr Müthchen kühlen können. So aber, indem man ihnen das natürliche Recht jedes Menſchen, ſich in einer ſeinen Kräften und Fähigkeiten angepaßten Weiſe den Lebensunterhalt zu erarbeiten, möglichſt erſchwerte; indem man ſie ſyſtematiſch verhinderte, geſunde, kräftige, taugliche Glieder des Gemeinweſens zu ſein, hat man ſie ſchließlich bis hierher, bis ins Arbeitshaus gebracht. Das Arbeitshaus iſt im Grunde weiter nichts als die letzte Conſequenz unſerer Zuſtände, als das Exempel unſers Lebens auf die einfachſte Formel gebracht.

Was der Verfaſſer will und meint, iſt klar; ſehen wir nun, inwieweit er den Grundgedanken in die Geſchichte ſelbſt hineingelegt hat.

Der Held iſt, als der Vorhang aufgeht, Primaner in dem Gymnaſium einer Oſtſeeſtadt; wir müſſen uns unter ihm eine koloſſale Geſtalt von ungewöhnlicher Körperkraft und mit treuherzigen Augen denken. Ein zarter organiſirter Caſtor, Arthur von Zehren, verführt unſern Pollux, die Schule zu ſchwänzen und eine kleine Spazierfahrt auf dem Dampfer mitzumachen, wo wir alsbald einige Helden der Erzählung, Arthur's Vater den Steuerrath, ſeine Mutter, den reichen Commerzienrath Strebe und mehrere Backfiſche, namentlich Hermine, des Commerzienraths Tochter, außerdem ihre ſchmachtende, citaten-

reiche Gouvernante Fräulein Duff, kennen lernen. Dies Abenteuer hat die schwersten und verhängnißvollsten Folgen. Unser heimkehrender Primaner findet von seiten des Vaters die härteste Begegnung, er wird von der Schwelle des väterlichen Hauses verwiesen. Und in der That verläßt er sie auf Nimmerwiedersehen. Er wandert hinaus in die Nacht und sucht ein Unterkommen bei einem befreundeten Schmied am Strand. Hier trifft er mit dem „wilden Zehren" zusammen, Arthur's Onkel, einem etwas verrufenen Burggrafen der benachbarten Insel. Dieser findet Gefallen an ihm und nimmt ihn auf nächtiger geheimnißvoller Bootfahrt mit hinüber, die der weintrunkene Jüngling verschläft.

Die folgenden Schilderungen sind die Glanzpartien des Romans. Das verfallene Schloß- und Hauswesen des wilden Zehren, Park und Wald, die Gutsnachbarn, das Jagen, Spielen und Trinken, die romantische Liebe zu der reizenden Konstanze, „einem tiefbrünetten Mädchen, die das wundervollste Ebenmaß der Glieder kleiner erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war, und für deren fremdartige, zigeunerhafte Erscheinung ein phantastischer Anzug von dunkelgrünem, mit goldenen Litzen besetztem Sammt die passendste Tracht bildete": das alles ist mit lebendigen Farben geschildert und enthält so viel Romantik, als unsere modernen Verhältnisse nur irgend erlauben. Konstanze hat ein geheimes Verhältniß zu dem jungen Fürsten von Prora-Wiek, und unser Held hat mehrfach Gelegenheit, den nachtwandelnden Liebhaber von seinen geheimen Besuchen zurückzuscheuchen und den eigenen eifersüchtigen Launen Luft zu machen. Der „wilde Zehren", bei dem man so gute Cigarren raucht und so guten Wein trinkt, ist, wie sich allmählich ergibt, ein Schmuggler im großen Stil und geht zuletzt an dieser Beschäftigung zu Grunde. Die hereinbrechende Katastrophe mit allen vorbereitenden Begebenheiten ist sehr lebendig geschildert; sie hat den Selbstmord des wilden Schmugglerhäuptlings zur Folge, die Tochter ist gleichzeitig von dem jungen Fürsten entführt worden, das Schloß in Brand gerathen. Für den Helden, der bei dem Schmugglerhandwerk zuletzt als Träger mithalf und zugegen war, wie sein Schutzherr einen verfolgenden Grenzwächter zu Boden streckte, haben diese Ereignisse eine siebenjährige, im Zuchthause abzusitzende Gefängnißstrafe zur Folge.

Spielhagen verstand es, den Chef der Schmuggler durch einige Züge über den gemeinen Standpunkt des Betrugs und Gewinns hinauszuheben, an den man sonst bei derartigen Defraudationen denkt; es ist die Poesie des stolzen Raubritterthums und der feudalen Herrlichkeit, die für ihn den Schmuggel heiligt. Ist doch schon früher einer seiner Ahnherren von den Pfefferſäcken der Stadt gefangen genommen und sein Name an den Galgen geschlagen worden; doch befreite ein Page den wackern Malte von Zehren, und das Nest wurde an allen vier Ecken angezündet!

Was aber war die Ursache der Fehde gewesen? Der Zoll auf dem Sund, den die Herren von Zehren jahrhundertelang erhoben hatten und den die Pfefferſäcke für sich beanspruchten. Mit welchem Recht? Ich frage Sie, mit welchem Recht? Als das Krämernest noch aus Hütten bestand, in denen armselige Fischer wohnten, haben die Zehren oben auf der Höhe schon gewohnt als Herren und Gebieter, erst in wallumgebenem Blockhaus, wie man es in der ältesten Zeit hatte, dann in einem Schloß von Stein mit Thürmen und Zinnen; und so weit der Blick von oben über die Wälder und Buchten in die Insel reicht, hat kein Herd in Haus oder Hütte geraucht, an dem sich nicht Vasallen und Hörige des Schlosses gewärmt hätten, und so weit der Blick von oben ins Meer reicht, hat kein Segel sich gebläht und kein Wimpel geflattert, das dem Schlosse nicht Tribut entrichtet hätte. Glauben Sie, junger Mann, so etwas vergißt sich? Glauben Sie, ich könne je lernen, mich unter Einem Gesetz mit dem Gesindel zu fühlen, das vor meinen Ahnherren im Staube kroch? oder einen Herrn über mir anzuerkennen? Von Gottes Gnaden? Was da! was waren diese von Gottes Gnaden vor vier-, fünfhundert Jahren? Ich könnte sitzen, wo sie sitzen, mit demselben Fug und Recht, und mein Wappenschild prangte anstatt des ihren auf jedem Thore, auf jeder Wache, und in meinem Namen erhöbe man Zoll und Steuer. Und jetzt! Tod und Teufel! jetzt sitze ich hier als Herr von Habenichts in diesem Steinkasten, der mir nächstens über dem Kopf zusammenfallen wird, und kein Fuß breit Boden, auf den ich trete, ja nicht so viel, als an meinen Stiefeln hangen bleibt, gehört mir.

Tempora mutantur! Was früher Hammer war, ist jetzt Amboß geworden, auf welchem der Staat und die Justiz herumhämmern! Nur noch in Kriegszeiten hat der Schmuggel einen gewissen großartigen Beigeschmack, der napoleonischen Zeit verdankt der Commerzienrath einen großen Theil seines Vermögens! Hier sehen wir die feine Dialektik unsers Autors, welche einen Begriff nach allen Seiten wendet und ihm ein proteusartiges Farbenspiel entlockt.

Die zweite Epoche in dem Leben des Helden spielt im Zuchthause, wo der Held seine Gefängnißstrafe absitzen muß. Was es hier mit Hammer und Amboß für eine Bewandtniß hat: darüber klärt uns die oben angeführte Rede des Zuchthausdirectors vollkommen auf. Dieser Hr. von Zehren ist ein bleicher, kranker Apostel der Humanität und verkündigt das Evangelium echter Menschenliebe. Wir zweifeln indeß daran, daß man derartige Charaktere je zu Zuchthausdirectoren machen wird. Auch die Freiheiten, welche hier unserm Helden, dem Liebling des Directors, im Gefängniß eingeräumt werden, verstoßen wol allzu sehr gegen die Straf- und Hausordnung, als daß sie wahrscheinlich erscheinen könnten. Er erscheint als das Kind im Hause, sowol krank wie genesen, und Paula, des Directors großäugige Tochter, widmet ihm ihre sanfte Sorge und Theilnahme. In diesen Familienbildern des Gefängnisses macht sich hier und dort eine Länge bemerkbar, welche das Interesse verringert, so trefflich auch die beiden Originale, der Gefängnißaufseher Süßmilch und der Gefängnißarzt Snellius, gezeichnet sind. Die ausgezeichnete Darstellungsgabe Spielhagen's zeigt sich aber auch hier bei zwei Situationen, die in grellster Beleuchtung stehen. Die eine ist jener Befreiungsversuch der Sträflinge, an denen sich unser Held, Georg Hartwig, selbst zu betheiligen beabsichtigt; aber als die Verschwörung zum Ausbruch kommen soll, als das Leben des edeln Directors selbst bedroht ist, da rettet er den letztern opfermuthig vor den wilden Gesellen, langsam genesend von der Wunde, die er im Kampf mit ihnen erhalten. Die zweite Situation ist das Naturschauspiel eines gewaltigen Sturms, der die Hafenstadt bedroht. Hier ist die Schilderung meisterhaft. Nur lebendige Anschauung, scharfe Beobachtung und ein seltenes Talent der Schilderung

konnten dieſe vortrefflich ausgeführten Bilder ſchaffen, ſo gleich den erſten Höllenbreughel im Zuchthauſe ſelbſt, zwiſchen deſſen hohen Mauern der Orkan wie ein Raubthier wüthet, das ſich zum erſten mal im Käfig ſieht. Der Director ſteckt ſelbſt ein Licht an, um nach den Gefangenen zu ſehen:

Wir ſchritten eben unter den Fenſtern des einen der großen Schlafſäle hin, in welchem wol hundert Gefangene zu dieſer Stunde eingeſchloſſen waren. Die weiße Mauer hob ſich nur noch eben aus der Finſterniß, durch die vergitterten Fenſter ſchimmerte ein ſehr ſchwaches Licht. Der Sturm raſte an der Mauer hin, und pfiff ſchrill durch die Gitter der Fenſter; aber lauter noch als des Sturmes Heulen und Pfeifen erſchollen gräßliche Laute, die aus dem Innern des Gebäudes drangen. In der Nacht des Tartarus verirrte Seelen müßten ſolche Laute ausſtoßen: „Licht, Licht!“ rief es. „Wir wollen Licht!“

Der Director gelangt zu der großen Thür in dem Schlafſaal:

„Licht, Licht!“ heulte es von innen heraus, und harte Fäuſte trommelten gegen die eichene Thür, und dazwiſchen krachte es, als ob man irgendwie verſuchte, ſie zu ſprengen. „Oeffnen Sie!“ ſagte der Director zu dem Schließer. Der Mann warf einen ſcheuen Blick auf den Inſpector, der die Augen grollend zur Erde ſenkte. „Oeffnen Sie!“ wiederholte der Director. Der Mann brachte zögernd den Schlüſſel in das Schloß und hob die ſchwere Eiſenſtange aus den Krampen. Zögernd ſchob er einen und ſchob er den zweiten Riegel zurück. Als er die Hand an den dritten legte, blickte er noch einmal ſcheu zu dem Director auf, um deſſen Lippen ein Lächeln ſchwebte. „Sie haben doch ſonſt das Herz auf dem rechten Fleck, Martin“, ſagte er. Mit einem Ruck zog Martin den Riegel zurück; die Flügel ſchlugen auseinander; ich werde das entſetzliche Schauſpiel, das ſich jetzt meinen Blicken bot, nie vergeſſen, und ſollte ich das Alter der weißköpfigen Krähe erreichen. Hinter der Thür aus Holz, in der Entfernung etwa eines Fußes, war eine eiſerne bis oben hinauf reichende, ebenfalls verſchloſſene Gitterthür. Die Holzthür wurde für gewöhnlich nicht geſchloſſen, damit die Wache auf dem Corridor einen Blick in den Schlafſaal hätte. Heute Nacht war es doch auf Befehl des Inſpectors geſchehen, um die Leute für ihr Revoltiren, wie er es nannte, zu ſtrafen. Jetzt konnte er ſehen, was er dadurch angerichtet. Die Flügel der Holzthür ſchlugen auseinander und das helle Licht aus der Laterne fiel auf ein wüſtes Knäuel, das ſich hinter der Gitterthür zuſammengekauert hatte, ein Knäuel von Menſchenleibern, die übereinandergeſchichtet, durcheinandergeworfen waren: hier ein paar Arme hervorragend, dort ein paar Beine, wie aus einem Haufen Todter, die man auf einem Schlachtfeld kopfüber in eine gemeinſchaftliche Grube geworfen hat, nur daß dieſer Knäuel ſich bewegte, ſich durcheinanderwälzte, und aus dem Knäuel dort und hier, und hier und dort und überall lebendige Augen ſtarrten, fürchterliche, zornige, verzweifelte, wahnſinnige Augen.

Dem Zureden des Directors gelingt es, die aus Furcht Wüthenden zu beruhigen. Nach den Nachtbildern folgen die Tagbilder des Sturms:

Bleigrau der Himmel, bleigrau das Meer, und zwiſchen Himmel und Meer weißliche Punkte, wie Schneeflocken, die ein Novemberwind durcheinanderwirbelt. Die weißlichen Punkte waren Möven, und ihr klägliches Geſchrei ſchallte auf Augenblicke bis zu uns herüber. Auf der hohen Baſtion uns gegenüber hatte der Sturm das fußlange Gras, das ſonſt ſo luſtig im Winde nickte, platt gedrückt, wie wenn ſchwere Walzen darüber hingegangen wären; und über dem langen niedrigen Wall zur Rechten erhoben ſich von Zeit zu Zeit ſchimmernde Streifen, für die ich im Anfang keine Erklärung hatte. Konnten das die Kämme von Wellen ſein? Es ſchien unmöglich. Der Wall — das wußte ich — war 12 Fuß und darüber hoch und hatte noch einen breiten, ſandigen Vorſtrand, auf welchem eine viel frequentirte Badeanſtalt angelegt war. Ich hatte über den Wall weg das Meer immer nur in perſpectiviſcher Entfernung geſehen; aber dieſe ſchimmernden Streifen, wenn es Wellen waren, tanzten nicht auf der hohen See; ich ſah deutlich, wie ſie auf- und niedertauchten und ſich überſchlugen und abgeriſſen und in Staub und Schaum zerpeitſcht über den Wall fortgetrieben wurden. Es war die Brandung, und die Brandung war bis an den Rand des Walles geſtiegen.

Das dritte und bedeutſamſte Bild führt uns den Director mit ſeinen Zuchthausſträflingen vor, wie ſie vor der hereinbrechenden Gewalt der Meeresfluten einen ſchmalen Wall zu ſchützen ſuchen, durch deſſen Ueberflutung der untern Stadt die höchſte Gefahr droht. Der opferfreudige Eifer der Sträflinge, wie ſie mit Begeiſterung ihrem Director folgen zu dem edeln Werk, hat etwas Rührendes, eine Bedeutſamkeit, die der Autor ſelbſt in Zuſammenhang mit dem Grundgedanken ſeines Werks bringt:

Da lag die Stadt unter ihnen: ſie konnten hineinſtürzen und rauben, brennen und morden nach Herzensluſt — wer ſollte es ihnen wehren? Da lag die weite Welt offen vor ihnen: ſie durften nur davon- und hineinlaufen — wer ſollte ſie zurückhalten? Hier war eine Arbeit, ſchwieriger, mühſamer, gefährlicher als eine, die ſie je gethan — wer konnte ſie dazu zwingen? Da war der Sturm, vor dem ſie geſtern gezittert, in ſeiner ſcheußlichſten Geſtalt — warum zitterten ſie heute nicht? Warum gingen ſie ſcherzend, lachend in die offenbare Todesgefahr, als es galt, den großen Schiffsmaſt, der vom Hafen hergetrieben war und jetzt von den Wellen als Sturmbock gegen den Wall geſchleudert wurde, hereinzuholen? Warum? Ich meine, wenn alle Menſchen dies Warum mit mir in gleicher Weiſe beantworteten, dann gäbe es keine Herren und Knechte mehr, dann ſänge man nicht mehr das alte traurige Lied vom Hammer, der kein Amboß ſein will, dann — doch warum ein Warum beantworten wollen, das nur die Weltgeſchichte beantworten kann? Warum die Ahnung unſers Buſens herausſtellen in die Welt, die gleichgültig daran vorübertreibt, ohne hinzublicken, vielleicht nur hinblickt, um darüber zu ſpotten?

Daß unſere moderne Romanproſa große Vorzüge epiſchen Stils aufzuweiſen hat, das möge noch die folgende Stelle beweiſen, welche den Höhenpunkt der Kriſis in jener bedrohlichen Situation mit Homeriſcher Objectivität und ſpannender Lebendigkeit ſchildert:

Es war jetzt — kurz vor dem Hereinbrechen der Nacht — als ob der Sturm ſeine ganze Kraft zu einem letzten, entſcheidenden Angriff zuſammennähme. Ich fürchtete, daß wir unterliegen würden, daß die ſechsſtündige, verzweifelte Arbeit vergeblich geweſen ſei. Die Rieſenwellen brandeten nicht mehr zurück — ihre Kämme wurden abgeriſſen und über den Wall herüber weit in die Straßen hineingeſchleudert. Angſtheulend ſtob die unten verſammelte Menge auseinander; von uns Arbeitern vermochte kaum einer noch oben ſtandzuhalten, ich ſah verwegene Geſellen, die bis dahin mit der Gefahr geſpielt hatten, bleich werden und den Kopf ſchütteln und hörte ſie ſagen: Es iſt unmöglich, es geht nicht mehr. Und jetzt kam der ſchauerlichſte Act in dieſem furchtbaren Drama. Ein kleines holländiſches Schiff, das draußen auf der Rhede gelegen kam, war von ſeinen Ankern getrieben, und wurde in der grauenhaften Brandung wie eine Nußſchale hinüber und herüber, aus der Tiefe in die Höhe, aus der Höhe in die Tiefe und mit jeder Welle näher an den Wall geſchleudert, den wir vertheidigten. Wir ſahen die verzweifelten Geberden der Unglücklichen, die in den Raaen hingen, wir hätten uns einbilden können, ihr Angſtgeſchrei zu hören. „Können wir nichts thun?“ rief ich, „nichts?“ mich mit Thränen der Verzweiflung in den Augen an den Director wendend. Er ſchüttelte traurig den Kopf. „Das eine vielleicht“, ſagte er, „daß, wenn das Schiff bis oben hinauf geſchleudert wird, wir verſuchen, es feſtzuhalten, damit es die Brandung nicht wieder herabſtrudelt. Gelingt es nicht, ſind jene verloren, und wir auch, denn das hin- und

hergeſchleuderte Fahrzeug würde uns eine Breſche in den Wall ſchlagen, die wir unmöglich wieder ausfüllen könnten. Laß ſtarke Pfähle einſchlagen, Georg, und das eine Ende unſerer dickſten Seile daran befeſtigen. Es iſt eine ſchwache Möglichkeit nur, aber es iſt doch eine. Komm!" Wir eilten zu der Stelle, an der das Fahrzeug vorausſichtlich ſtranden mußte, und von der es nur noch wenige hundert Fuß entfernt war. Die Leute waren von dem Wall gewichen und hatten vor der maßloſen Wuth des Sturms, wo ſie konnten, Schutz geſucht, jetzt, als ſie ihren Führer ſelbſt die Axt in die Hand nehmen ſehen, kamen ſie alle wieder herbei und arbeiteten mit einer Art von Wuth, im Vergleich zu dem alles, was ſie bisjetzt geleiſtet, Kinderſpiel geweſen. Die Pfähle waren eingerammt, die Seile befeſtigt. Ich ſelbſt und noch drei andere Männer, die für die Stärkſten galten, ſtanden auf dem Wall, des rechten Augenblicks harrend. Furchtbare Momente, die dem Muthigſten das Blut in den Adern erſtarren, die einem Jünglinge das braune Haar bleichen konnten! Und das kaum für möglich Gehaltene gelang. Eine Rieſenwelle kam herangebrauſt, auf ihrem Rücken das Fahrzeug. Und da bricht ſie herein — eine Sündflut, die ſich über uns ergießt; aber wir ſtehen feſt, wir krampften uns mit den Nägeln an die eingerammten Pfähle, und als wir wieder um uns blicken können, liegt das Schiff, wie ein verendeter Walfiſch, auf der Seite, hoch oben auf dem Wall. Wir ſpringen herzu, hundert Hände ſind auf einmal beſchäftigt, die Seile um die Maſten zu ſchlingen, hundert andere die bleichen Menſchen — fünf an der Zahl — aus den Raaen, an die ſie ſich gebunden, herauszulöſen. Es iſt geſchehen, ehe die nächſte Welle hereinbricht. Wird ſie uns unſere Beute entreißen? Sie kommt, und noch eine, und abermals eine; aber die Stricke halten; jede Welle iſt ſchwächer als ihre Vorgängerin; die vierte erreicht nicht mehr den Rand, die fünfte bleibt noch weiter darunter; in dem furchtbaren, unaufhörlichen Donner, der heute ſo viele Stunden unſere Ohren betäubt, tritt auf einmal eine Pauſe ein; die nach Oſten gepeitſchten Flaggen auf den ſchwankenden Maſten der Schiffe des Binnenhafens hangen auf einmal herab und flattern dann nach Weſten herüber; der Sturm iſt gebrochen; der Wind ſpringt um — der Sieg iſt unſer! Der Sieg iſt unſer! Ein jeder weiß es in demſelben Augenblick. Ein Hurrah, das nicht enden will, bricht aus den Kehlen dieſer rauhen Menſchen. Sie ſchütteln ſich die Hände, ſie fallen einander in die Arme. Hurrah! Hurrah! und nochmals Hurrah!

Hr. von Zehren wird das Opfer ſeines Heldenmuths, ein Blutſturz iſt die Folge der Anſtrengung; ſterbend zeigt er den Seinen den Rückweg.

Für unſern Helden folgen jetzt traurige Tage; ein harter Director und pietiſtiſche Einflüſſe, die zur Geltung gelangen, berauben ihn nicht nur aller Vortheile ſeiner bisherigen Ausnahmeſtellung, auch eine mehrmonatliche Disciplinarſtrafe verlängert ſeine Haft. Befreit und heimkehrend findet er den Vater todt, Schweſter und Schwager wegen ſeiner Erbſchaftsanſprüche verbittert und in Sorgen. Auf dieſelben verzichtend, wandert er in die Welt. Im Maſchinenraum des Dampfers arbeitet er tapfer mit bei der Ueberfahrt, kaum erkannt in berußter Erſcheinung von ſeiner Jugendfreundin Hermine, der Tochter des Commerzienraths, die ihm ſtets eine warme Neigung bewahrt hat. Es gelingt ihm durch ſeine Energie, den ſonſt unvermeidlichen Zuſammenſtoß des Dampfers mit einem andern zu verhindern. Auch dieſe Darſtellung iſt durchaus anſchaulich, lebendig und von genauer Kenntniß des Maſchinenweſens zeugend, die noch mehr in den Schilderungen der Maſchinenwerkſtatt des Commerzienraths in der Reſidenz hervortreten kann, denn Georg Hartwig iſt als gewöhnlicher Arbeiter in dieſelbe eingetreten.

Es iſt ein Recht des Epos, die ganze Cultur der Epoche in ſich aufzunehmen, und der Roman kann von dieſem Recht um ſo mehr Gebrauch machen, als ſeine breite und bequeme Form der Darſtellung nirgends Hinderniſſe und Schwierigkeiten bereitet. Auch gehören die Errungenſchaften der Induſtrie, der Technik, des Maſchinenweſens fraglos in ein Gemälde unſerer Cultur als wichtiger Factor mit hinein. Dennoch gibt es eine Grenze, wo die Poeſie aufhört und die Technologie anfängt. Weiß ein Dichter die Maſchine zu beſeelen und mit in die Handlung eingreifen zu laſſen, ſo iſt er in ſeinem guten Recht, wenn er uns auch ihre Beſchaffenheit ſchildert; wir nehmen der Handlung wegen daran Intereſſe. So iſt es Spielhagen gelungen, uns für das treibende Maſchinenwerk im Innern des Dampfſchiffs eine zur Spannung geſteigerte Theilnahme einzuflößen, weil das Schickſal der Perſonen, die unſern Antheil erweckt haben, mit ihm zuſammenhängt. Anders verhält es ſich mit manchen Schilderungen aus der Maſchinenwerkſtätte; hier iſt nicht immer die todte technologiſche Beſchreibung vermieden, die aus aller Poeſie herausfällt. Auch hier iſt das höchſte Geſetz die Anſchaulichkeit; der Kunſtausdruck, dem dieſe fehlt und der eine beſtimmte Fachkenntniß vorausſetzt, muß vermieden werden. Dies iſt bei Spielhagen nicht immer der Fall. Wir hören z. B., daß der feine Maſchinenſchloſſer auf ſeine Pläuelſtange die Kappen aufpreſſen kann. Wer, der nicht ſelbſt Maſchinenarbeiter iſt oder auf dieſem techniſchen Gebiete Studien gemacht hat, kann mit dieſen Ausdrücken ein beſtimmtes Bild verbinden? Hat man früher die todte Gelehrſamkeit der Polyhiſtorie in den Romanen als unfruchtbar getadelt, ſo iſt man jetzt ebenſo oft in der Lage, gegen die nicht minder unfruchtbare Pflege realer Lebenswahrheit durch die Details gewerblicher Technik Proteſt einzulegen.

Die Entwickelung unſers Helden geht nun weiter durch Nacht zum Licht. Außer ſeiner Tüchtigkeit als Maſchinenbauer befördern auch ſeine Herzensneigungen ſeine Carrière. Das Trifolium der weiblichen Weſen, die nacheinander Beſitz von ſeinem Herzen genommen haben, iſt glücklich und ſcharf contraſtirt. Da iſt die zigeunerhafte Konſtanze, die als berühmte Schauſpielerin in die Reſidenz kommt und ihm eine Schäferſtunde weiht, die mit der Weisheit Platon's nichts gemein hat. Sie iſt der Mittelpunkt romanhafter Verwickelungen. Ein adelicher Schauſpieler, ihr jetziger erſter Liebhaber, inſultirt den jungen Fürſten von Prora-Wiek, um Konſtanze an ihm zu rächen. Es kommt zum Duell, in welchem der Fürſt fällt. Vorher erfahren wir noch, daß Konſtanze ſeine Schweſter iſt, und der Autor gibt uns die Beruhigung, daß ſeine Blätter durch keine Blutſchande entweiht werden, denn das Verhältniß zwiſchen dem Fürſten und Konſtanze ſei nicht bis zu völliger Hingabe gediehen. Wir wollen es ihm glauben, da er ſonſt ein glaubwürdiger Mann iſt, obgleich wir darauf geſchworen hätten, daß das Gegentheil der Fall war. Die Gefängnißliebe Hartwig's, Paula, iſt ſo geſchildert, daß wir an ihren endlichen Sieg glauben. Paula iſt eine Künſtlerin, eine ſchöne Seele, von rührender Hingebung und Selbſtopferung. Wohl wird ſie die Gattin, die das Leben des Helden erfüllt, doch geht der Weg zu ihr erſt über einige Leichen.

Des Commerzienraths hübſches Töchterlein, Hermine,

wird Hartwig's erste Frau. Die Gouvernante Fräulein Duff zeigt ihm den Weg mit ihrem bedeutungsvollen Blumenmotto: „Suche treu, so findest du!" Der Commerzienrath hat von Hartwig's Eintritt in seine Fabrik, von seinen Kenntnissen und Fähigkeiten gehört; er läßt ihn zu sich kommen nach Zehrendorf. Hier begibt sich die Werbung um die spröde, stolze Hermine. Diese Scenen sind wiederum reizend geschildert; der dépit amoureux der beiden spröden Herzen schmilzt in den Gefahren und Schrecken einer Gewitternacht, wo die treu Suchenden sich finden. Doch auch in dieser Hermine hat Georg Hartwig noch nicht die vollgültige Lebensgefährtin erlangt, wie sie seinem Bildungsgang entspricht. Wir fühlen dies heraus, und der Autor läßt sich schnell genug herbei, diesen Fehler zu verbessern. Hermine stirbt nach der ersten Niederkunft mit dem Kinde, nachdem ihr Vater, von großen Verlusten entmuthigt, ihr durch Selbstmord vorausgegangen war. Nichts hindert nun Hartwig, in Paula's große Augen zu sehen, nachdem er die treu liebende Malerin in den thüringer Bergen aufgesucht, die entsagende Freundin zur glücklichen Gattin gewählt hat.

Unserer Inhaltsangabe wird man bereits anmerken, was wir gegen die Führung der Handlung am Schluß auf dem Herzen haben. Es ist die Häufung der Unfälle, es ist die allzu große Liberalität, mit welcher Spielhagen seine Geschöpfe auf Charon's Nachen schickt. Früher beliebte ihm, als Schlußtableau die Kämpfe der Revolution zu verwerthen, die bekanntlich wie Saturn ihre eigenen Kinder verschlingt. Dies aber paßte nicht für den Abschluß des neuesten Romans, der überhaupt, den übrigen gegenüber, eine mehr optimistische Haltung wahrt. Der Held arbeitet sich zu glücklichen Verhältnissen empor, und voll des Glaubens an die große schöne Lehre von der gegenseitigen Hülfsbereitschaft, der Brüderlichkeit, der Gemeinschaft aller menschlichen Interessen hörte er auf, ein harter Hammer zu sein für einen vielgeplagten Amboß, und ließ jeden seiner Arbeiter in dem Verhältniß seiner Kräfte, seines Verdienstes, seiner Mittel Theilhaber der Fabrik werden.

So tritt denn zuletzt der Grundgedanke oder, wenn man will, die Etikette des Romans in bengalischer Beleuchtung vor uns hin, nachdem er bis dahin nur im Spiel geistreicher Reflexionen hier und dort in die Begebenheiten hineingeschimmert hat, in diesen Roman voll Gedankeninhalt, lebendiger Charakteristik, prächtig schöner Schilderungen!

Leider kann uns der Schluß nicht freudig stimmen. Das Märchen von „Hammer und Amboß" ist so alt wie die Welt; und sollten einst die Menschen den Hammer beiseite werfen, mit dem sie gegen ihre Brüder gewüthet, so bleibt doch immer der Thorshammer des unerbittlichen Schicksals, der auf dem Amboß der Menschenherzen schonungslos sein Werk vollbringt!

Rudolf Gottschall.

Zur Darwin'schen Lehre mit besonderer Beziehung auf Anthropologie.

1. Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie von der Verwandlung der Arten und die erste Entstehung der Organismenwelt, sowie über die Anwendung der Umwandlungstheorie auf den Menschen, das Verhältniß dieser Theorie zur Lehre vom Fortschritt und den Zusammenhang derselben mit der materialistischen Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart. In allgemein verständlicher Darstellung. Von Ludwig Büchner. Leipzig, Thomas. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit. Prolegomena zu einer Ethnologie der Culturvölker von A. Bastian. Mit einer Karte von Kiepert. Berlin, D. Reimer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Darwin'sche Theorie über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich, die Entdeckung der Pfahlbauten, die vergleichende Sprachforschung — alles dieses hat mächtig dazu beigetragen, die Ansichten vom Ursprung und den Urzeiten des Menschengeschlechts umzuwandeln. Wie auch die wissenschaftlichen Ansichten auf diesem Gebiete der Forschung noch auseinandergehen mögen, so viel steht doch fest, daß die biblische Ansicht von der Entstehung und dem Urzustand des Menschen nur noch von Knak'schen Naturen festgehalten werden kann. Wer irgend wissenschaftlichen Sinn und Geist hat, wird sich nicht mehr damit abquälen, die biblische „Genesis" mit der naturwissenschaftlichen vereinbaren zu wollen. Nicht mit Unrecht sagt Professor Häckel in Jena, ein Anhänger Darwin's, in einem über die Entstehung des Menschengeschlechts gehaltenen Vortrage:

Durch das Weltsystem des Kopernikus, welches Newton mechanisch (durch die Gesetze der Schwere und der Massenanziehung) begründete, wurde die geocentrische Weltanschauung der Menschheit umgestoßen, d. h. der Irrwahn, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt sei, und daß die übrigen Weltkörper, Sonne, Mond und Sterne, nur dazu da seien, um sich rings um die Erde herumzudrehen. Durch die Entwickelungstheorie des Lamarck, welche Darwin mechanisch (durch die Gesetze der Vererbung und der Anpassung) begründete, wurde die anthropocentrische Weltanschauung der Menschheit umgestoßen, d. h. der Irrwahn, daß der Mensch der Mittelpunkt des Erdenlebens, und die übrige irdische Natur, Thiere, Pflanzen und Anorgane, nur dazu da seien, um dem Menschen zu dienen. (Vgl. „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Virchow und von Holtzendorff, Serie 3, Heft 52 und 53.)

Wie Prof. Häckel die Darwin'sche Theorie auf die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts angewendet hat, so auch Ludwig Büchner in der unter Nr. 1 erwähnten „Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie von der Verwandlung der Arten". Büchner ist kein selbständiger Forscher, aber ein geschickter Benutzer und Verbreiter des von andern Erforschten und ein gewandter Verwerther desselben für seine materialistische Kraft- und Stofftheorie. Wer also wissen will, wie im allgemeinen vom materialistischen Standpunkt und im besondern vom Standpunkte der Darwin'schen Lehre aus der Ursprung des Menschengeschlechts aufgefaßt und wie die damit zusammenhängenden Fragen beantwortet werden, dem können wir Büchner's Vorlesungen empfehlen. Wem es aber um eine Kritik des Materialismus und der Darwin'schen Theorie zu thun ist, der wird sich anderwärts umzusehen haben, falls sein eigenes Denken und seine eigenen Kenntnisse zu dieser Kritik nicht ausreichen.

Charakteristisch ist es für die Anhänger Darwin's, daß gerade dasjenige sie am meisten zu ihm hinzieht, was die Gegner von ihm abstößt, nämlich der Mangel an teleologischer Erklärung der Organismen. Schon der deutsche Uebersetzer Darwin's, Bronn, erklärte sich (in seinem kritischen Schlußwort zu Darwin's Buche) vom teleologischen Standpunkt aus gegen die Darwin'sche Lehre, der zufolge der fortschreitende Verbesserungsproceß in der organischen Welt nur ein Zufall ist und erst durch Vererbung festgehalten werden kann. Daß die unbegrenzte Mannichfaltigkeit der Arten durch zufällige, in dem Kampfe um das Dasein nützliche Abänderungen erklärt wird, das nannte Bronn von seinem die Arten zuoberst aus verschiedenen Grundplanen der Körperform und Organenstellung erklärenden Standpunkt aus an der Darwin'schen Theorie als einen Hauptfehler und sah darin ein Haupthinderniß des Beitritts zu derselben.

Dagegen loben die Anhänger Darwin's gerade dies an seiner Theorie, daß dieselbe der Teleologie ein Ende gemacht. Nach Häckel besteht das Verdienst Darwin's nicht blos darin, daß er die Lamarck'sche Descendenztheorie zu neuem, kräftigem Leben erweckt und dieselbe viel umfassender und vollendeter ausgeführt hat als alle seine Vorgänger, sondern ein zweites und noch größeres Verdienst besteht darin, daß er zum ersten male eine Theorie aufstellte, welche den Vorgang der Artenentstehung mechanisch erklärt, d. h. auf physikalische und chemische Ursachen, auf sogenannte blinde, bewußtlose und planlos wirkende Naturkräfte zurückführt. Diese Theorie, welche das ganze Gebäude einer mechanischen Naturauffassung erst krönt und vollendet, ist nach Häckel der eigentliche „Darwinismus", während es nicht richtig ist, unter diesem Namen die gesammte Abstammungslehre oder Descendenztheorie zu verstehen. Wolle man die letztere durch den Namen ihres hervorragendsten Begründers bezeichnen, so müsse sie „Lamarckismus" heißen. (Vgl. den oben erwähnten Vortrag in der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge".)

Ganz wie Häckel preist auch Büchner als das größte Verdienst Darwin's dieses, daß er den Zweckmäßigkeitsbegriff aus der organischen Naturwissenschaft und folgeweis aus der Wissenschaft überhaupt beseitigt habe. Büchner nennt den Zweckmäßigkeitsbegriff geradezu einen „verderblichen".

Wenn nun diese Polemik gegen die Teleologie weiter nichts zu bedeuten hätte, als daß aus der Wissenschaft jene theologische Teleologie zu verbannen sei, die sich Gott, wie Heine einst sagte, als großen genfer Weltuhrmacher vorstellt und die, wie Büchner jetzt sagt, daraus ein nie sich erschöpfendes Thema der Bewunderung macht, „daß wir die Nase mitten im Gesicht und die Augen nicht auf den großen Fußzehen haben", — wenn, sage ich, die Polemik der Darwinianer gegen die Teleologie sich nur gegen diese kindische und abgeschmackte Teleologie wendete, dann wäre nichts gegen dieselbe einzuwenden. Dann wäre aber auch Darwin nicht der erste, dem die Beseitigung derselben als Verdienst anzurechnen wäre.

Doch nicht diese Teleologie allein, sondern überhaupt alle Teleologie ist es, wogegen sich die Polemik der Darwinianer kehrt. Sie rechnen es ihrem Meister als Hauptverdienst an, daß er den Zweckbegriff radical aus der Wissenschaft verbannt, daß er die Organismen aus blind und planlos wirkenden Kräften erklärt hat. So sagt Prof. Häckel:

> Die blinden, bewußtlos und zwecklos wirkenden Naturkräfte, welche Darwin als die natürlichen wirkenden Ursachen aller der verwickelten und scheinbar so zweckmäßig eingerichteten Formerscheinungen im Thier- und Pflanzenreich nachweist, sind die Lebenseigenschaften der Vererbung oder Erblichkeit und der Anpassung oder Veränderlichkeit. Diese beiden wichtigen Lebenseigenschaften kommen allen Organismen, allen Thieren und Pflanzen ohne Ausnahme zu und sind nur besondere Aeußerungen oder Theilerscheinungen von zwei andern, allgemeinern Lebensthätigkeiten, den Functionen der Fortpflanzung und der Ernährung; und zwar hängt die Anpassung auf das engste zusammen mit der Ernährung des Individuums, die Vererbung dagegen mit der Fortpflanzung oder Vermehrung des Organismus. Wie nun aber die gesammten Ernährungs- und Fortpflanzungserscheinungen rein mechanische Naturprocesse sind und lediglich durch physikalische und chemische Ursachen bewirkt werden, so gilt ganz dasselbe auch von ihren so äußerst wichtigen und so geheimnißvoll wirkenden Theilerscheinungen, den Functionen der Anpassung und der Vererbung. Ausschließlich die Wechselwirkung dieser beiden Functionen und die besondern äußern Umstände, unter denen ihre Wechselwirkung geschieht, sind die Ursachen der organischen Bildungen und Umbildungen..... In ungemein geistvoller, klarer und überzeugender Weise zeigt Darwin, wie wir uns alle organischen Bildungen, alle Form- und Bauverhältnisse der Organismen einfach erklären können als die nothwendigen Folgen der Wechselwirkung von Anpassung und Vererbung im Kampfe um das Dasein.

Nach Büchner ist die Ursache der vielen vortrefflichen Anpassungen und zweckmäßigen Einrichtungen in der Natur mehr in solchen und ähnlichen Vorgängen zu finden, wie sie Darwin schildert, als in einer absichtlichen und vorausbedachten Zurechtmachung. Denn in nothwendiger Folge des Vorgangs der „Natürlichen Zuflucht" und des „Kampfes um das Dasein" konnte es einerseits gar nicht anders sein, als daß alle vortheilhaften und somit auch zweckmäßigen Eigenheiten und Einrichtungen, alle nützlichen Zusammenhänge in den Naturwesen und in der Natur überhaupt im Laufe unendlich langer Zeiträume gewissermaßen methodisch hervorgelockt und zuletzt bleibend gemacht wurden, während andererseits die Wachsthumsvorgänge und die erblichen Uebertragungen auch wieder eine Menge von Dingen oder Einrichtungen bei einzelnen Naturwesen zurückließen, welche in keiner Weise zweckmäßig genannt zu werden verdienen, sondern im Gegentheil bald nachtheilig, bald indifferent sind. So erinnert z. B. Darwin an die ausgezeichneten Ranken mancher Kletterpflanzen, welche für diese von größtem Nutzen sind, und eben wegen dieses Nutzens angeordnet scheinen könnten, wenn wir nicht wüßten, daß ganz dieselben Ranken bei vielen Pflanzen vorkommen, welche nicht klettern; oder an die nackte Kopfhaut des Geiers, welche vortrefflich dazu eingerichtet zu sein scheint, damit das Thier in faulenden Cadavern wühlen und seine Nahrung suchen könne, während dagegen der Welschhahn, welcher jene Gewohnheit nicht hat und ganz säuberlich frißt, dieselbe glatte Kopfhaut besitzt; oder an die sogenannten Nähte an den Schädeln junger Säugethiere, in welchen man eine vortreffliche und absichtliche Einrichtung für Erleichterung des Geburtsactes hat erkennen wollen. In der That sei dieses auch so, und die Einrichtung bringe in dieser Beziehung oft den

allergrößten Nutzen; aber unmöglich könne sie als absichtlich für diesen Fall gemacht angesehen werden, da die anatomische Untersuchung lehre, daß auch die Schädel junger Vögel und Reptilien, welche aus Eiern ausschlüpfen und daher jenes Vortheils nicht bedürfen, dieselben Nähte zeigen.

Büchner führt noch mehrere Beispiele dieser Art an und betrachtet auch die Darwin'sche Lehre vom Instinct als einen schlagenden Gegenbeweis gegen die Teleologie. Mit welchen Lobeserhebungen habe man z. B. vom teleologischen Standpunkt aus den Wandertrieb der Vögel überhäuft, und darin eine höhere Weisheit erblickt. Gehe man aber der Sache auf den Grund, so lasse sich eine sehr natürliche Ursache dieses Triebes entdecken. Denn offenbar sei derselbe entstanden durch eingetretene Temperaturwechsel. Die strengern Winter veranlassen die leicht beweglichen Vögel, vor der andringenden Kälte etwas nach Süden zurückzuweichen, während sie bei Wiederkehr der bessern Jahreszeit, getrieben von der bei allen Thieren so mächtigen Liebe zur Heimat, zu ihren ursprünglichen Wohnsitzen und alten Brutplätzen zurückkehrten. Dieser Wechsel wiederholte sich von Jahr zu Jahr. Das periodische Wandern oder Gehen und Wiederkommen wurde allmählich zu einer Gewohnheit, welche sich durch Erblichkeit auf die Nachkommen übertrug und somit endlich Anlaß zur Entstehung eines Triebes gab, welcher jetzt allerdings sehr wohlthätig und zweckentsprechend erscheint, aber doch auf sehr einfache und natürliche Weise entstanden ist.

Aehnlich verhält es sich nach Büchner's auf Darwin sich stützender Ansicht mit dem Winterschlaf der Thiere, mit dem Instinct des Nesterbauens der Vögel, mit dem Instinct des Vorsteherhundes, mit dem Instinct des Kukuks, seine Eier in fremde Nester zu legen, mit dem Instinct der Ameisen und Bienen. Alle diese Instincte seien kein Beweis für die teleologischen Absichten der Vorsehung, sondern seien einfach aus natürlicher Züchtung entstanden.

Ist nun wirklich, wie die Darwinianer sich einreden, hiermit alle Teleologie radical beseitigt? — Ja, in den unphilosophischen Augen der Darwinianer ist sie es. Aber in den Augen derer, die mit Naturwissenschaft Philosophie verbinden, die nicht oberflächlich und schnell fertig, wie ein Büchner, den Zweckmäßigkeitsbegriff darum schon für unhaltbar erklären, weil eine besondere Art der Auffassung desselben unhaltbar geworden ist, — ist nicht alle Teleologie, sondern nur eine bestimmte, falsche Art von Teleologie beseitigt.

Hätten die Herren Darwinianer es für der Mühe werth gehalten, ein eingehendes Studium aus Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung" und namentlich aus den beiden unsterblichen Kapiteln des zweiten Bandes: „Zur Teleologie" (Kap. 26) und „Vom Instinct und Kunsttrieb" (Kap. 27) zu machen, so hätten sie gefunden, daß man alles aus blind wirkenden Ursachen erklären und doch diese blind wirkenden Ursachen als zweckmäßig wirkend anerkennen kann, daß also Physik und Chemie die Teleologie nicht ausschließen. Der Schopenhauer'sche „Wille in der Natur" ist ein blind und bewußtlos wirkender; denn der „Intellect" ist nach Schopenhauer secundären Ursprungs. Der „Wille in der Natur", nicht blos in der unorganischen, sondern auch in der organischen, wirkt mit strengster Nothwendigkeit so wie er wirkt, theils durch Ursachen, theils durch Reize, theils durch Motive necessitirt. Dennoch, obgleich solcherweise alle theologische Zweckmäßigkeitslehre aus Schopenhauer's Weltanschauung verbannt ist, hat sich Schopenhauer doch nicht genöthigt gesehen, den Zweckmäßigkeitsbegriff überhaupt zu verwerfen, sondern hat vielmehr die Zweckmäßigkeit der Welt in großartigster Weise anerkannt und nachgewiesen. Es muß also doch wol möglich sein, das blinde Wirken der Naturkräfte anzuerkennen, und darum doch nicht zu leugnen, daß dieses blinde Wirken Zwecken diene. Und warum sollte auch das blinde Wirken in Widerspruch stehen mit dem zweckmäßigen? Der Widerspruch zwischen beiden entsteht nur aus der falschen Voraussetzung, daß zur zweckmäßigen Thätigkeit ein Intellect, ein Verstand erforderlich sei, der vorher den auszuführenden Zweck sich vorstellt und die Mittel zu seiner Ausführung nach dem voraus vorgestellten Zweck berechnet. Diese Voraussetzung aber hat Schopenhauer eben beseitigt, und sich damit das große Verdienst erworben, die Teleologie mit der strengsten exactesten Erklärung der Naturerscheinungen aus wirkenden Ursachen zu vereinbaren.

Während die Darwinianer in dem Instinct der Thiere einen Gegenbeweis gegen die Teleologie finden, sieht Schopenhauer in demselben gerade eine Erläuterung des teleologischen Wirkens der Natur. „Es ist", sagt er nämlich (am Anfang des Kapitels «Vom Instinct und Kunsttrieb»), „als hätte die Natur zu ihrem Wirken nach Endursachen und der dadurch herbeigeführten bewunderungswürdigen Zweckmäßigkeit ihrer organischen Productionen dem Forscher einen erläuternden Commentar an die Hand geben wollen in den Kunsttrieben der Thiere. Denn diese zeigen aufs deutlichste, daß Wesen mit der größten Entschiedenheit und Bestimmtheit auf einen Zweck hinarbeiten können, den sie nicht erkennen, ja, von dem sie keine Vorstellung haben. Ein solcher nämlich ist das Vogelnest, die Spinnenwebe, die Ameisenlöwengrube, der so künstliche Bienenstock, der wundervolle Termitenbau u. s. w., wenigstens für diejenigen thierischen Individuen, welche dergleichen zum ersten mal ausführen, da weder die Gestalt des zu vollendenden Werks noch der Nutzen desselben ihnen bekannt sein kann. Gerade so aber wirkt auch die organisirende Natur; weshalb ich von der Endursache die paradoxe Erklärung gab, daß sie ein Motiv sei, welches wirkt, ohne erkannt zu werden. Und wie im Wirken aus dem Kunsttriebe das darin Thätige augenscheinlich und eingeständlich der Wille ist, so ist er's wahrlich auch im Wirken der organisirenden Natur."

Die Darwinianer meinen, daß in der Anpassung und Vererbung die blindwirkenden Ursachen gefunden seien, welche die mannichfaltigen Formen des organischen Lebens erklären. Aber zugegeben, daß sie es sind — wiewol doch Anpassung und Vererbung als Functionen des Organischen dieses immer schon voraussetzen —, so folgt doch daraus nicht, daß damit der Zweckmäßigkeitsbegriff aus dem organischen Gebiete beseitigt ist. Denn wirken die Anpassung und Vererbung nicht zweckmäßig? Hat nicht Darwin selbst die zweckmäßige Art ihres Wirkens

nachgewiesen? Ist es also nicht höchst oberflächlich und objectiv unwahr, wenn die Darwinianer ihrem Meister die radicale Beseitigung der Teleologie nachrühmen? Der Natur ist es ja nach Darwin um Leben und um Erhaltung im Kampfe um das Dasein zu thun. Dies ist der Zweck der natürlichen Zucht nicht, zu welchem die Functionen der Anpassung und Vererbung hinarbeiten. Weit entfernt also, die Teleologie radical beseitigt zu haben, ist die Darwin'sche Theorie vielmehr ihrem Grundgedanken nach selbst teleologisch und irrt nur in der Ausführung ihres teleologischen Grundgedankens, indem sie dem Zufall eine zu große Rolle bei Bildung der Arten zuschreibt. Die günstigen oder ungünstigen Bedingungen, welche der organische Bildungstrieb vorfindet, sind allerdings ein zufälliges Element. Es können nur diejenigen Arten entstehen und sich erhalten, welche in der unorganischen Natur die Bedingungen ihrer Entstehung und Erhaltung vorfinden. Aber die Hauptrolle spielt der Zufall bei Entstehung der Arten keineswegs.

Die von Büchner angeführten Beispiele von Formen, die nicht blos bei solchen Pflanzen oder Thieren vorkommen, denen sie nützlich sind, sondern auch bei solchen, die keinen Gebrauch davon machen können, wie die Ranken der Kletterpflanzen, die auch bei nicht kletternden Pflanzen vorkommen, u. s. w. — diese Beispiele kann eben nur ein oberflächlicher Kopf wie Büchner als Gegenbeweise gegen die Teleologie ansehen. Ein tieferer Denker, wie z. B. Schopenhauer, sieht diese Dinge ganz anders an. Schopenhauer hat auf diese Phänomene, die gegen die Teleologie zu sprechen scheinen, Rücksicht genommen, hat aber gezeigt, daß sie nur scheinbar die Teleologie aufheben. Er sagt nämlich in dem schon erwähnten Kapitel „Zur Teleologie":

Einzelne wirkliche Ausnahmen zu dem durchgängigen Gesetze der Zweckmäßigkeit in der organischen Natur hat man allerdings und mit großem Erstaunen aufgefunden; jedoch findet bei ihnen, weil sich anderweitig Rechenschaft darüber geben läßt, das exceptio firmat regulam Anwendung. Dahin nämlich gehört, daß die Kaulquappen der Kröte Pipa Schwänze und Kiemen haben, obschon sie nicht wie alle andern Kaulquappen schwimmen, sondern auf dem Rücken der Mutter ihre Metamorphose abwarten; daß das männliche Känguru einen Ansatz zu dem Knochen hat, welcher beim weiblichen den Beutel trägt; daß auch die männlichen Säugethiere Zitzen haben; daß Mus typhlus, eine Ratte, Augen hat, wiewol winzig kleine, ohne eine Oeffnung für dieselben in der äußern Haut, welche also, mit Haaren bedeckt, darübergeht, und daß der Maulwurf der Apenninen, wie auch zwei Fische, Murena caecilia und Gastrobranchus caecus, sich im selben Falle befinden; desgleichen der Proteus anguinus. Diese seltenen und überraschenden Ausnahmen von der sonst so festen Regel der Natur, diese Widersprüche, darin sie mit sich selbst geräth, müssen wir uns erklären aus dem innern Zusammenhang, welchen ihre verschiedenartigen Erscheinungen, vermöge der Einheit des in ihnen Erscheinenden, untereinander haben, und infolge dessen sie bei der einen etwas andeuten muß, blos weil eine andere, mit derselben zusammenhängende, es wirklich hat. Demnach hat das männliche Thier das Rudiment eines Organs, welches bei dem weiblichen wirklich vorhanden ist. Wie nun hier die Differenz der Geschlechter den Typus der Species nicht aufheben kann, so behauptet sich auch der Typus einer ganzen Ordnung, z. B. der Batrachier, selbst da, wo in einer einzelnen Species (Pipa) eine seiner Bestimmungen überflüssig wird. Noch weniger vermag die Natur eine Bestimmung, die zum Typus einer ganzen Grundabtheilung (Vertebrata) gehört (Augen), wenn sie in einer einzelnen Species (Mus typhlus) als überflüssig wegfallen soll, ganz spurlos verschwinden zu lassen; sondern sie muß auch hier wenigstens rudimentarisch andeuten, was sie bei allen übrigen ausführt.

In denselben Phänomenen also, in welchen Büchner einen Gegenbeweis gegen die Teleologie findet, sieht Schopenhauer eine Bestätigung derselben, weil er eben tiefer in den Sinn der Natur eindringt, als es Geistern von dem Schlage Büchner's möglich ist. Büchner erdreistet sich, die Natur zu schulmeistern, die scheinbar zwecklosen oder zweckwidrigen Formen organischer Gebilde urgirend; ein bischen mehr Bescheidenheit der Natur gegenüber und ein bischen weniger Unfehlbarkeitsdünkel hätte ihn dazu geführt, eher anzunehmen, daß er den Zweck gewisser organischer Gebilde nicht erkennt, als daß die Natur zwecklos oder zweckwidrig bilde. Mit Recht sagt Schopenhauer, dem übrigens in Hinsicht der Teleologie Aristoteles zur Seite steht, daß jeder gute und regelrechte Kopf bei Betrachtung der organischen Natur auf Teleologie gerathen müsse, jedoch keineswegs auf Physikotheologie, noch auch auf die von Spinoza getadelte Anthropoteleologie (vgl. „Welt als Wille und Vorstellung", dritte Auflage, II, 390). Büchner dagegen meint, mit der Physikotheologie und Anthropoteleologie sei alle Teleologie radical beseitigt.

In der Anwendung der Darwin'schen Umwandlungstheorie auf den Menschen ist Büchner ebenso unselbständig und geht ebenso unkritisch zu Werke wie in seinen übrigen Ansichten. Er ist mit den andern Darwinianern beflissen, die Differenz zwischen Mensch und Thier auf ein Minimum herabzusetzen, sowol in körperlicher als geistiger Hinsicht einen blos quantitativen Unterschied zwischen beiden zuzugeben. Er beruft sich dabei auf Huxley, Häckel u. a., nach denen der Unterschied der Bildung zwischen Mensch und menschenähnlichen Affen nicht so groß ist, wie der Unterschied der einzelnen Affenfamilien untereinander. Dagegen hat ein Antidarwinianer, Prof. Giebel, in seinem neuesten Buche: „Der Mensch" u. s. w., gezeigt, welch ein wesentlicher Unterschied zwischen der Bildung des Menschen und der der menschenähnlichen Affen ist.

Philosophischer als Büchner geht A. Bastian in dem unter Nr. 2 genannten Buche: „Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit", zu Werke, welches ein schwieriges Thema behandelt. Zwar in Gemeinverständlichkeit der Darstellung kann sich Bastian mit Büchner nicht messen; bei jenem wirkt mitunter der Stoffreichthum erdrückend, es fehlt an der nöthigen Klarheit und Uebersichtlichkeit. Aber der Inhalt zeigt uns einen selbständigen Forscher, während Büchner blos ein Nachbeter und Nachtreter ist. Daher nimmt Bastian auch der Darwin'schen Theorie gegenüber eine selbständige Stellung ein.

Nach Bastian bewahrt der von Flourens gegen die Darwin'sche Theorie erhobene Einwurf noch immer seine treffende Schärfe: „Les limites sont le grand fait, qui marque et par-là distingue les phénomènes. C'est parceque M. Darwin ne voit pas les limites de la variabilité, qu'il la confond avec la mutabilité, et qu'il dérive intrépidement toutes les espèces d'une seule espèce."

Als Product klimatischer und localer Bedingungen, sagt Bastian, tritt in jedem Areal die für dasselbe specifische Flora oder Fauna hervor, deren örtlicher Charakter sich auch in der für dasselbe eigenthümlichen Menschenrasse wiederholt und, wie in allen Theilen des Körpers, ebenso in der Schädelform abprägen wird. Diese ist wegen mannichfacher Vortheile, die das Knochengerüst des Kopfes unter andern Partien der Osteologie auszeichnen, vorzugsweise zum Eintheilungsprincip des Systems gewählt worden, das bei der unlogischen Behandlung der Phrenologie und der Werthlosigkeit der von derselben angegebenen Hülfsmittel freilich soweit ein künstliches bleibt. Trotzdem wird die Schädelform auch fernerhin die anthropologische Basis ethnologischer Eintheilung bilden müssen, soweit sich diese mit den Naturvölkern befaßt oder in archaistischen Untersuchungen die scheidenden Grenzlinien innerhalb der aufsteigenden Stufenleiter zu ziehen hat. Wie sich ein Reflex der in einer geographischen Provinz wirksamen Umgebungsverhältnisse im Typus ihrer Pflanze, ihres Thiers spiegelt, so ist sie auch von ihrem Menschenstamm bewohnt, der unter nothwendigen Gesetzen als Wirkungsfolge aus statthabenden Ursachen hervorgegangen ist. Dieser örtliche Schlag wird, wie in allen Erscheinungen seiner körperlichen Form, so in seiner Schädelform eine unveränderliche Permanenz besitzen, er ist stabil, als erdgeborener Autochthon, der an seine Localität gebunden ist und in derselben, solange keine allgemeinen Erdveränderungen oder atmosphärischen Revolutionen eintreten, immer und beständig in derselben Constanz zu Tage treten wird. Wie man Australien an seinen Eucalypten, afrikanische Steppen an den Euphorbien, die amerikanischen Plateaux an den Cactus erkennt, wie der Ursus marinus in den polaren Zonen, der Ursus arctus in der gemäßigten, der Ursus malayensis in der heißen Zone auftritt, so wird in seinem heimatlichen Boden am Weißen Nil der Schilluk hervorwachsen, in Sennaar der Nubier, der noch heutzutage die stereotype Physiognomie zur Schau trägt, mit der er schon auf tausendjährigen Monumenten abgebildet steht.

So sehr nun aber auch der Verfasser den Menschen als Naturproduct gleich den Pflanzen und Thieren auffaßt, so ist er doch frei von der Einseitigkeit der alles vereinerleienden Materialisten. Sowie er nicht die specifische Differenz zwischen Organischem und Unorganischem verkennt, so auch nicht die specifische Differenz zwischen Mensch und Thier und innerhalb der menschlichen Gattung zwischen Natur- und Culturvölkern.

Der Mensch tritt nach dem Verfasser als „eximirte Wesensklasse" aus der Reihe der animalischen hervor.

Die Denkthätigkeit der Hirnsphäre, die schon bei den übrigen Thieren seit erster Markirung der Falten im Embryonalzustande im polaren Antagonismus zum Sexualapparat steht, hat sich beim Menschen zu einer die Schranken des Terrestrischen übersteigenden Function gesteigert, die durch das Zuströmen kosmischer Einflüsse genährt wird, durch Agentien aus dem unendlichen Weltraum, und die so an eine unendliche Reihe anknüpft, die, da sie anfangsloser Ursache entquillt, das Setzen eines Endes auch in ihren Wirkungen unstatthaft macht. Der Ausdehnungskreis der unter ihrer Vermittelung möglichen Veränderungen ist also ein incommensurabler und muß in doppelter Bedeutung so genannt werden, da die jenseitiger Causalität entflossenen Potenzen nicht nur passiv auf die Sinne des Menschen fallen, sondern zugleich als schöpferische Sprache in der Gesellschaft widertönen.

Die Ursächlichkeit der unter den Menschenrassen möglichen Variationen kann nach dem Verfasser unter drei Hauptgesichtspunkte zusammengefaßt werden: 1) „Geschlechtliche Kreuzung"; 2) „Geistiger Ideenaustausch"; 3) „Hervorwachsen eines historischen Culturvolks aus ethnologischen Wurzeln primitiver Rassen". Auf die beiden ersten Ursachen legt der Verfasser weniger Gewicht als auf die dritte, in welcher die beiden ersten zusammentreten, um in ihrem Durcheinandergreifen ein Product zu zeitigen, für das sie, jede isolirt für sich, unfähig gewesen sein würden. Wir haben hier nach dem Verfasser einen jener Naturprocesse vor uns, wie Reizkräfte im empfänglichen Zustand des Status nascendi aufeinander wirken und durch beständig den entstehenden Producten in ihren kleinsten Theilchen mitgetheilte Ablenkungen und Erschütterungen über die Baulinie des typischen Bestehens hinaus zu Neuschöpfungen weiter führen mögen. Ist die Bahn derselben einmal eingeleitet, so würde bei Vorgängen, in denen der Unendlichkeit des Alls angehörige Potenzen zwischenspielen, jede Vorausberechnung der Richtung oder gar des Endes durch relative Denkoperationen nutzlos sein, solange bei der zur Ewigkeit fortschreitenden Reihe noch nicht einmal die Differentialen der einfachen Functionen bestimmt sind.

Indem sich die Culturvölker auf der Bahn geistiger Entwickelung finden, die einem unmeßbaren Ziele entgegenstrebt, müssen sich auch alle nur dem Körperlichen entnommene Eintheilungen unfruchtbar und widersprechend erweisen. Bei ihnen ist im vollen Schwall die Gesammtsumme der bei den Vorgängen accumulirten Momente zum Durchbruch gekommen, sie finden sich in dem flüssigen Auflösungsproceß steter und ununterbrochener Neubildung, das Psychische ist bei ihnen weit über dasjenige Maß hinausgeschritten, innerhalb welches es sich noch durch das Körperliche abprägen könnte, und um ihre charakteristische Eigenthümlichkeit aufzufassen, muß nicht das beinerne Gehäuse des geistigen Mikrokosmos betrachtet werden, sondern dessen culturhistorische Entfaltung in der Schöpfung des Makrokosmos.

Der Verfasser ist daher von diesem Standpunkt aus der Ansicht, daß an die Stelle der (für die Naturvölker verwendbaren) Kraniologie bei den Culturvölkern die Psychologie mit allen ihren Hülfszweigen zu treten habe, obwol er freilich einsieht, daß die Gegenüberstellung der Naturvölker gegen die Culturvölker an ähnlichem Mangel leidet, wie die Scheidung der Menschenrassen in active und passive. Wollte man innerhalb der Natur, die alle Dinge und also auch alle Völker begreift, noch eine besondere Sphäre für ein Naturvolk finden, so könnte man unter einem solchen nur dasjenige begreifen, das noch ganz den makrokosmischen Einflüssen seiner Umgebung unterliegt und diese in seiner Erscheinung widerspiegelt, ohne schon durch einen selbständig eigenwilligen Eingriff dagegen reagirt zu haben. Man pflege diese Stufe des Volkslebens gewöhnlich den Aborigines beizulegen; doch seien unter solchem Ausdruck in den Lehrbüchern eine große Anzahl von Völkern zusammengeworfen, die deutlich die Zeichen eines Sinkens an sich tragen, die früher unter günstigern Verhältnissen lebten, die aber später ihrer Cultur, die noch keine feste Wurzel geschlagen hatte, verloren gingen und nun allmählich unter den überwältigenden

Einfluß der makrokosmischen Umgebung zurückgefallen sind und durch denselben in ihrem Typus dominirt werden.

Mit der Permanenz oder Stabilität der Rasse steht nach dem Verfasser die Umwandlungsfähigkeit des nationalen Typus in keinem Widerspruch. Der Typus einer Nationalität bildet sich aus den Factoren ihrer Heimat, die bei continentaler Ausdehnung in ethnographisch gegebenen Grenzen ihn mit entschiedenerer Stabilität der Permanenz schaffen wird als auf zerstreuten Inseln.

Der statuirbare Anfang ist nur der subjective, der sich aus den letzten Knotenelementen des Denkens ergibt, über welche dieses mit den gewöhnlichen Rechnungsmethoden nicht hinauszugehen vermag, obwol man zu häufig mit diesem schon den absoluten Anfang gewinnen zu können glaubt und ohne richtiges Verständniß der metaphysischen Analyse, die dazu nöthig ist, ähnliche Fehlgriffe macht, als ein Chemiker verschulden würde, der, um die Grundstoffe auf vermeintlich einfachere Elementarzahl zu reduciren, zusammenhanglose Data aus den Hypothesen der Geologen über kosmische Processe herausreißen und dem gewünschten Ziel entsprechend zustutzen wollte. Die Veränderungsfähigkeit innerhalb der mit der Existenz gegebenen Grenzen ist scharfsinnig von Darwin nachgewiesen worden; aber indem seine Nachfolger anfangen, diese Veränderungsfähigkeit auch zwischen verschieden gegebenen Existenzen zulassen zu wollen, so suchen sie von den unzählig möglichen Wegen der Natur einen beliebigen, ohne weitere Beweise für seinen Vorzug, als alleingültigen zu fixiren. Principien sind nie rascher zu Tode geritten als in den von der Wissenschaft aufgestellten Naturgesetzen die nur, wenn in ihrer Relativität richtig erkannt, solche bleiben und als Hypothesen bei Erklärungen nützliche Dienste zu leisten vermögen.

Das Angeführte wird genügen, um den philosophischen Standpunkt des Verfassers und seine selbständige Stellung dem Darwinismus gegenüber zu bezeichnen. Während die Materialisten einseitig nur die Abhängigkeit des Menschen von der Natur ins Auge fassen, ist der Verfasser bemüht, die Fähigkeit des Menschen, durch Cultur sich von den tellurischen Banden zu befreien, zum Bewußtsein zu bringen. Er sagt darum:

Die nur nach tellurischen Einflüssen regierten Naturkörper bleiben den auf einen bestimmten Cyklus beschränkten Gesetzen derselben unterworfen; nur die aus dem ewig sprudelnden Quell des kosmischen Alls saugende Psyche ist, von den demiurgischen Banden befreit, unendlicher Fortentwickelung fähig.

In die einzelnen Ausführungen der im Bisherigen mitgetheilten Grundgedanken des Verfassers können wir hier nicht eingehen. Was er von seinem Standpunkt und von der Fülle seines ethnologischen Wissens aus bietet, sind zwar nur Andeutungen und Anregungen — er selbst nennt in der Vorrede seine ethnologischen Erörterungen „nur vorläufige Andeutungen dessen, was in einem spätern Specialwerk seine weitere Ausführung und nähere Begründung erhalten soll" —, aber diese Andeutungen und Anregungen sind sehr dankenswerth; sie bilden eine nothwendige Ergänzung zu der einseitig materialistischen Anthropologie. Der Verfasser hat ganz recht, wenn er in der Vorrede sagt: „Je vielfacher die Gesichtspunkte sind, von denen ein Gegenstand betrachtet wird, desto eher muß sich bei gegenseitiger Controle die Aussicht auf endgültige Entscheidung eröffnen."

Julius Frauenstädt.

Lyrische Revue.

1. Bibliothek humoristischer Dichtungen, herausgegeben von Gustav Haller. Erster Band: Humoristische Dichtungen für gesellige Kreise. Aus den Quellen geschöpft von Gustav Haller. Erste Sammlung. — Zweiter Band: Sang und Schwank. Heitere Stücke von befreundeten Dichtern herausgegeben von O. F. Gruppe. Halle, Barthel. 1868. 16. Jeder Band 10 Ngr.
2. Gedichte von Edward Dorer-Egloff. Aarau, Sauerländer. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Gedichte von Luise Otto. Leipzig, Rötschke. 1868. 16. 1 Thlr.
4. Herzensstille. Lieder und Sprüche von L. Adolf. Berlin, Schulze. 1868. 16. 10 Ngr.
5. Bilder von Rügen und Rügens Sagen. Von L. Kübler. Stralsund, Hingst Nachf. 1868. Gr. 16. 16 Ngr.
6. Dornröschen. Sagen und Lieder von W. Erwin. Wien, Mayer und Comp. 1868. 16. 24 Ngr.
7. Gedichte von C. Bassewitz. Höxter, Andreae. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Südlands-Klänge von C. Gino. Berlin, Behr. 1868. 16. 20 Ngr.

Das erste Bändchen der Haller'schen „Bibliothek" (Nr. 1) enthält eine mit philologischer Genauigkeit gefertigte Anthologie aus alten und neuen, meist deutschen Dichtern. Neben vielem Bekannten findet sich auch manche verborgene Perle zum ersten mal hier ans Licht gezogen. So z. B. ein hübsches Tanzlied von Lebrecht Dreves, dessen Gedichte 1849 von Eichendorff herausgegeben wurden. Ferner ein sehr scherzhaftes Lustspielchen unter dem Titel: „Welch ein Auftritt", von Alexander Graf X., welches der Herausgeber in dem 1857 erschienenen Buche Holtei's: „Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz", glücklich herausgespürt hat. Ein höchst ergötzlicher Schwank ist auch „Der Provisor und der Eckensteher" von S. Mauritius, aus Cosmar's „Odeum" (Berlin 1838, VII, 120). Dieser Mauritius scheint ganz unbekannt geblieben zu sein, denn die vom Herausgeber beigegebenen biographischen Nachrichten, welche sonst manche dankenswerthe Notiz bringen, wissen über diesen Humoristen nichts zu berichten. Das nett ausgestattete Büchlein empfiehlt sich selbst.

Das zweite Bändchen dieser Bibliothek trägt vor seinem ersten Buche das Motto:

Nach so viel leichtem Versgeflunker,
Verlegt bei — — nomina odiosa —
Wird euch wie mich verlangen müssen
Einmal nach einem derben Bissen.

Diese Eß- und Trinkgeschichten sind denn auch größtentheils mit wirkungsvoller Komik vorgetragen. Am besten haben uns „Die weiten Hosen" und „Das Diner auf dem Zimmer" gefallen — wirklich sehr amusante Sachen, in allerliebst gereimten Knittelversen. Auch im zweiten Buch findet sich einzelnes Gute, wie das reizende Lied: „In der Mühle":

Das Mühlrad hat Zähne,
Der Müller hat keine,
Doch des Müllers fein Töchterlein,
Die ist die Feine!

Sie springet die Stiegen
Hinauf und hinab —
Und die Mühle geht immer
Klipp klapp, klipp klapp.

Und wenn ich muß scheiden,
O weh doch, o wehe —
Da muß sie mich stäuben
Vom Scheitel zur Zehe,
Klopf ab, klopf ab
Und die Mühle geht immer
Klipp klapp, klipp klapp.

Sonst aber haben sich in das zweite und dritte Buch recht viel mittelmäßige Sachen eingeschlichen, daher wir für den Fall einer neuen Auflage eine strengere Auswahl anheimgeben. Indeß bei dem mannichfach Gelungenen wird der Wunsch des Herausgebers doch gewiß in Erfüllung gehen:

Nach den Dichtern wollt nicht fragen,
Möge nur ihr Lied behagen,
Und gereuen nicht der Kauf!

Ebenso wie Gruppe, der verdienstvolle Biograph des unglücklichen Lenz, hat sich auch Edward Dorer-Egloff durch mehrere literarhistorische Arbeiten bekannt gemacht, von denen eine ebenfalls Lenz behandelt. Er ist im vorigen Jahre zu Baden bei Zürich verstorben mit Hinterlassung einer sehr reichen Goethe- und Schiller-Bibliothek. Im vorliegenden Buche (Nr. 2) findet sich eine größere Anzahl Disticha auf seine Lieblingsdichter. Die eigentlichen Gedichte sind fast sämmtlich im Tone des westöstlichen, überhaupt des Greises Goethe gehalten, wie denn auch eine Suleika besungen wird und „Dichter und Derwisch" sich über Gott und den Koran unterreden. Als ein Beispiel für alle führen wir an:

Zürnen soll ich ihrem Schelten?
Nein, o nein! Das laß ich gelten.
Ist es doch ein lautes Zeichen,
Daß ich nicht von ihresgleichen.

Dies Verslein nimmt eine ganze Seite in Hochoctav ein. Nach dem Vorbilde des alten Geheimraths besingt der Verfasser auch Maria Königin Beider Sicilien, Elisabeth Kaiserin von Oesterreich (im Bade Kissingen), die Herzogin Mutter Ludovika u. a. Es sind eben die Productionen eines gebildeten Dilettanten und gewiß nur für seine Freunde zum Druck gebracht.

Nicht so im Banne eines fremden Musters bewegt sich eine als Schriftstellerin bekannte Dame, Luise Otto (Nr. 3). Die Technik des Gedichts handhabt sie meist mit anerkennenswerther Sicherheit, wenn wir eine öftere Unreinheit der Reime, wie: „Welten" und „Helden", „Worten" und „geworden", abrechnen. Dergleichen sollte sich eine sonst so gewandte Verskünstlerin nicht erlauben. Die Dichterin erinnert uns lebhaft an ihre österreichische Collegin Betty Paoli. Beide wandeln in den Spuren der George Sand, ohne natürlich an diese eminente, ja einzige Erscheinung heranzureichen. Luise Otto hat indessen manchen Ton aus einer großbewegten Frauenseele heraus angeschlagen:

O hohe Zeit! Rings flicht man Bürgerkronen
Und feiert schon der Freiheit Ostertag...
O schöne Zeit! Könnt' ich mit euch erheben
Dies deutsche Land, daß frei es sei und bleib'!
Ich bet' um Segen nur für euer Streben,
Denn ich bin nichts als ein gefesselt Weib! —
— — — — — — — — — —
Arbeit und Brot! Ihr werdet's nicht vergessen —
Das ist die Losung dieser neuen Zeit!
Gebt dem sein Recht, der keines noch besessen!
Denkt an der Armuth, an des Hungers Leid!

Und dann entrollt sie ein düster soziales Bild:

Seht ihr sie sitzen am Klöppelkissen,
Die Wangen bleich und die Augen roth!
Sie mühn sich ab für einen Bissen,
Für einen Bissen schwarzes Brot.

Diese Frau hat selbst schwere Schicksale erlebt, davon geben ihre Gedichte Kunde; einzelne Blätter davon sind in die Gefängnisse von Bruchsal und Waldheim geflogen, einen geliebten Freund zu trösten:

Ich suche Blumen, einen Strauß zu binden,
Aus Moos und Blüten wind' ich manchen Kranz,
Sie dürfen's doch im Kerker dir verkünden:
Heimat und Lenz sind noch die alten ganz;

Verkünden, von der Liebe Hand gesendet:
Noch gibt es draußen Lenz und Sonnenschein
Und eine Macht, die jeden Winter endet...

Wenn uns diese Gemüthsklänge angesprochen haben, so können wir andererseits nicht verschweigen, daß in sehr vielen Gedichten sich die hohle, pathetische Phrase in höchst prosaisch fataler Weise breit macht. Namentlich in der Abtheilung „Kunst und Künstlerthum". Da heißt es z. B.:

Der Kunst geheiligt Offenbaren
Kam darum in die Menschenwelt,
Daß sie zum Ewig-Schönen, Wahren
Die Augen uns geöffnet hält.
— — — — — — — —
Sich selbst gewinnen und erheben,
Dies ist der Kunst erhabnes Sein u. s. w.

Das sind äußerst triviale Reflexionen und obendrein mehr als unglücklich ausgedrückt. Ueberhaupt ist dies Pfropfen einer Kunst auf die andere das Widerspiel aller wahren Poesie. Noch schlimmer freilich, wenn die Dichtkunst auf die Dichtkunst oculirt wird, wie die Verfasserin ebenfalls leider sehr häufig thut:

Und immer noch kann ich im Schmerz
Des Liedes Trost nicht missen.

Oder:

Vergeblich Mühn, den Genius zu preisen
Mit armer Dichterworte Harmonien.

Es ist dies eine ganz unerträgliche, aber fast zur Mode gewordene Sucht der deutschen Poeten, das Dichten nochmals zu bedichten. Dies sollte endlich aufhören. Hic Rhodus, hic salta: wir wollen in Gedichtsammlungen Gedichte lesen, nicht über Gedichte und das Dichten im allgemeinen.

Die Balladen sind sämmtlich langathmig, langweilig, und Heine's unübertrefflicher „Schelm von Bergen" ist hier gar in 76 iambische Octonare aufgelöst worden!

Wir können nach dem Gesagten das lyrische Talent der Verfasserin, bei aller Anerkennung für ihr edles Streben, als ein eigenthümliches oder vielversprechendes nicht ansehen.

Während Luise Otto das Christenthum in mehrern Gedichten sehr „freisinnig" und verständnißlos behandelt — das Gegentheil hätte sie von George Sand lernen können —, dichtet L. Adolf (Nr. 4) fromme „Lieder und Sprüche", alle von reiner, tadelloser Versification, aber etwas verständig nüchtern, ohne besondere Tiefe und originelle Anschauung. Nichts Ergreifendes, Packendes in dem schlichten

Büchlein. Das beste dürfte noch „Der Weg der Wahrheit" sein. Der Dichter sieht vor der Kirchthür einen Mann

Vom Wandern wund die Füße,
Des Elends Bild, bedeckt mit Staub und Schmach.

Er begrüßt ihn:

„Daß Gott dir wolle frohen Morgen geben!"
Drauf er: „Ich hatte niemals traur'gen Morgen." —
Und ich: „So wünsch' ich dir ein glücklich Leben." —
Doch er: „Ich kannte Unglück nie noch Sorgen." —
„Seltsame Antwort!" sprach ich nun dagegen,
„Sei selig und in Gottes Huld geborgen." —
Und er darauf: „Auf allen meinen Wegen
Unselig war ich nie....
Im Hunger lob' ich Gott, der ihn beschweret,
Ich lobe Gott, verschmähet und verbannt;
Ich lobe Gott, wenn mich der Frost versehret."

Einen ähnlichen Eindruck, obwol auf einem andern Gebiete wie L. Adolf, machen auch Ludwig Kübler's „Bilder von Rügen und Rügens Sagen" (Nr. 5). Sein Buch ist eine recht wohlgemeinte Gabe, der Verfasser wünscht im Vorwort, „seine Gedichte möchten Erinnerungen an Rügen wach rufen, dann sei er belohnt für die darauf verwandte Mühe". Das Werk ist „allen Verehrern der Naturschönheiten Rügens", also auch uns gewidmet. Diese freundliche Dedication kann uns jedoch nicht abhalten, die vielen Localbeschreibungen etwas bädekerartig zu finden, sowie die dabei in ganz gute Reime gebrachten Empfindungen etwas obligat und an das berühmte Wort des Commis in Heine's „Harzreise" erinnernd: „Wie ist doch die Natur im allgemeinen so schön!" So heißt es von Saßnitz:

Mögst du noch vieler Aug' erquicken,
Und heben manchen müden Geist;
Mögst du noch manches Herz entzücken,
Das dankbar Gottes Wunder preist.

Und vom mysteriösen Herthasee:

Kein Laut gibt Kunde, was Gewalt gethan
Und Aberglauben in dem stillen Raume.

Statt der dann folgenden sehr platten Schilderung einiger Opferceremonien hätte Kübler (wie Bädeker) lieber die interessante Stelle aus Tacitus abdrucken sollen, da er doch sonst mit touristischen Anmerkungen in Prosa unter dem Texte nicht sparsam ist. Das letzte Viertel des Buchs füllen einige rügische Sagen, aber nicht die interessantesten und eben nicht interessant behandelt.

Wenn der berühmte Philolog Böckh kurz vor seinem Tode dem Verfasser schrieb: „Wie ich glaube, haben Sie Ihre Zeit, die Sie auf das Werk verwandt haben, nicht verloren. Ich bin mit dankbarer Anerkennung des Genusses, den ich Ihnen verdanke" u. s. w. — so dürfte dies wol blos eine Höflichkeitsformel gewesen sein.

Endlich haben wir noch einiger mehr oder weniger misrathener Producte kurz zu erwähnen: W. Erwin's „Dornröschen" (Nr. 6) enthält zunächst das auf 20 kleinen Octavseiten versificirte Märchen, worin unter anderm die Begegnung des entzaubernden Ritters mit der Prinzessin also geschildert wird:

Ihr Auge glüht, sie röthet leis
— — — — — — — —
— — — — — Die Lippe schweigt,
Denn was da fühlt das Herz, das warme,
Kein Wort annähernd es erreicht u. s. w.

Die dann folgenden „Lieder" sind ein ganz matter Abklatsch der Heine'schen im „Buch der Lieder", ohne irgendeine neue Wendung oder den pikanten Reiz des Selbsterlebten. Z. B.:

Alles, alles will ich glauben,
Was dein süßes Mündchen spricht,
Aber daß du mich nicht liebest —
Nur das eine glaub' ich nicht.

Dazu fehlt natürlich der Heine'sche Humor, Erwin weint vielmehr unaufhörlich ganz ernsthaft. Das macht, zumal auf so prachtvoll dickem Velinpapier, einen etwas lächerlichen Eindruck.

Bassewitz (Nr. 7) gibt uns ebenfalls einen splendid ausgestatteten Band. Er ist schon ein älterer Autor, denn seine Verse beginnen schon 1845. In der „Zueignung" erklärt der Verfasser:

Bald bin auch ich am Ziele meines Strebens,
Und länger leben meine Lieder kaum.

Da wir uns nun von der Wahrheit dieser Selbstkritik überzeugt haben, so sehen wir den Grund der Publication nicht ein. Das Buch fängt an:

Ha! Lustig in dem Mai umherzustreifen
— — — — — — — — —
O Leser! Kannst du diese Lust begreifen?

Doch:

Bist im Materialismus du ersoffen,
Und hast für Kunst und Poesie nicht Sinn —
O leg dies Buch dann ungelesen hin.

Des Verfassers

Glauben
Steht nimmer auf sophist'schen Schrauben,
Lebendig (vielmehr) unter seines Pulses Hammern.

Dieser eigenthümlich localisirte Glaube inspirirt seinen Träger, an Herwegh die Mahnung zu richten:

Bete! Und mache frei dich von der Leidenschaft.

Sein Lieb, „die Jungfraun-Veilchenzier", ist „der Splitter, der ihm im Herzen steckt"; er selber wünscht „ein Lied in der Kehle der Nachtigall" zu sein. Von seinen Liedern ist überhaupt fast in jedem Liede die Rede, ein sicheres Zeichen für des Verfassers totale Poesielosigkeit. Dieselbe bekundet sich übrigens am stärksten in den politischen Gedichten; z. B.:

Denn unverkennbar steht doch nach dem Siege (1866)
Und aus dem Kriege fest, daß Preußens Macht
Die erste ist von allen großen Staaten.
— — — — — — — — — —
Wo blühen Industrie, Agricultur
Und Handel so wie da?
Wo ist geordnet die Verwaltung so,
— — in Post und Telegraphenwesen?
Das müßten selbst die Schwaben wol erkennen.

Das ist alles vortrefflich, lieber Herr, und durchaus auch unsere Meinung, wir wünschten es nur in einer Zeitung und in unabgebrochenen Zeilen zu lesen.

Dieselbe lobenswerthe politische Gesinnung begeistert auch Karl Gino (Nr. 8). Die neunte Abtheilung seines Büchleins ist „Deutschland und Graf Bismarck" betitelt, und er singt darin:

Messias, der dem Volk erschienen,
Da alles schon verzweifelt, krank,
Wir fast dem Fremdling mußten dienen —
Held, nimm des deutschen Volkes Dank.

Weniger können wir die Liebeslieder dieses Verfassers loben:

Mein Herz ist krank!
Die Flut, sie wäscht nie rein
Das Gift, das ich aus dir einst trank,
Mein Herz bleibt ewig dein.

Die Meerflut soll also das geschluckte Gift rein waschen! In solchen anscheinenden Kleinigkeiten verräth sich deutlich die Unpoesie als Unfähigkeit, die Dinge dichterisch anschaulich zu gestalten. Außerdem ist der Vers ein alter guter Freund; denn:

Mich hat das unglückselge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

Wir begegnen überhaupt fast nur lieben Bekannten in diesem Liederwalde:

Auf die Wogen scheint des Mondes Bild,
Es ist dein Bild, Marie. —

Ich möchte, sie wollten mich bald begraben,
Tief unter der Erde, mit dir nur allein u. s. w.

Wir wollen nun vom modernen Poeten nicht verlangen, daß er neue Töne erfinde; in die alten Formen soll aber doch ein eigenartig erlebter, an concreten poetischen Situationen reicher, weltbedeutsamer Inhalt gegossen sein. Bei Gino aber finden sich nur Worte; und was seine Anna, Manuela, Angelika, Luisa, Juana u. a. eigentlich für Wesen sind, erfahren wir absolut nicht. Wie ganz anders die Galerie Heine'scher Geliebten, z. B. in den „Neuen Gedichten":

Wenn du gute Augen hast
Und du siehst in meine Lieder,
Siehst du eine junge Schöne
Darin wandeln auf und nieder.

Natürlich fehlt auch beim Verfasser der „Südland-Klänge" nicht das fast untrügliche Merkmal, das Kainszeichen des Dichterlings, welchem wir in der heutigen Revue auf so vielen Stirnen begegnet sind. Denn auch Karl Gino

Möchte wieder dichten,
Wie er einst gedichtet hat.

Feuilleton.

Notizen.

In Leipzig wirkt die Laube'sche Theaterdirection anregend auf die dramaturgische Thätigkeit. Es erscheint hier ein von Max Moltke redigirtes „Theater- und Fremdenblatt", dessen Kritiken recht eingehend sind. Das Blatt bringt außerdem in neuester Zeit einen literarisch-artistisch-dramaturgischen Tageskalender, der mit großem Fleiß gearbeitet ist und die Geburts- und Todestage berühmter Dichter, Componisten, Gelehrten, Schauspieler und Sänger mit Genauigkeit mittheilt. Zur Ergänzung des trockenen Datums dienen dann im „Feuilleton" Gedichtproben oder Mittheilungen irgendwelcher Art über die betreffenden Kunstgrößen, und da das Blatt sich hierbei nicht in breitgetretenen Gleisen bewegt, sondern vieles Material aufsucht, das abseits von der großen Heerstraße liegt, so muß man ihm immerhin ein über die Coulissenwelt hinausreichendes literarisches Interesse einräumen.

Außerdem erscheint in Leipzig seit kurzem eine „Dramaturgische Wochenschrift. Reformorgan und Archiv für das gesammte deutsche Bühnenwesen", herausgegeben von J. Klang und Dr. Adolf Silberstein, eine Zeitschrift, welche unabhängig von allen geschäftlichen Interessen nur die Kunst ins Auge faßt. Es liegen von ihr die ersten fünf Nummern vor. Abgesehen von der Einleitung, die in etwas zu überschwenglichem Ton gehalten, abgesehen von dem allzu jugendlichen Enthusiasmus der leipziger Theaterberichte, denen die neue Laube-Aera in einem fast schattenlosen Lichte erscheint, eine bedingungslose Verherrlichung, von der sich die spätern Nummern mehr und mehr emancipiren, enthält die Wochenschrift manchen treffenden Artikel z. B. über „Politik und Drama", über das „Theater und den Staat", in denen die stets auch von uns aufgestellten Ansichten mit Wärme vertreten sind. Wenn der norddeutsche Reichstag den Theatern gewissermaßen die Gewerbefreiheit erstritten hat, so ist das ein Palliativ gegenüber den Mißständen der Gegenwart, der ausschließlichen Berechtigung einzelner vornehmer Theater für die Tragödie u. s. w., aber ein principieller Sieg von Bedeutung ist damit nicht erstritten. Die Schriftsteller in Weimar haben dem „Staat" sogar den Fehdehandschuh hingeschleudert. „Keine Staatshülfe!" ertönte die Losung, als gälte es die Principien von Schulze-Delitzsch gegen die von Lassalle in den Krieg zu führen. Und doch stehen weder Theater noch Literatur auf einem national-ökonomischen Boden, wo die Gegensätze der Socialwissenschaft Geltung finden könnten. Ist denn der „Staat" ein Popanz? oder besteht er nur aus den Regierungscollegien und der Gensdarmerie? Pflegt er nicht auch die Wissenschaft und den Cultus? Ist die Abstraction des todten Rechts- und Polizeistaats nicht bereits eine längst überwundene? Zu den idealen Lebensmächten, welche den staatlichen Organismus beseelen, gehört nun auch die Kunst, und ehe das Theater als Staatstheater eine Angelegenheit des öffentlichen Cultus wird, glauben wir wenigstens nicht an eine durchgreifende Reform unserer Bühnenzustände. Das ist auch die Meinung des „Dramaturgischen Wochenblattes": „Es ist eine beschränkte Ansicht von der Aufgabe des Staats, wenn man diese nur im Schutze der persönlichen Freiheit und des Eigenthums sucht, und man braucht nicht einer extremen politischen Partei anzugehören, um dies einzusehen. Die antike Bildung, welche nun einmal unleugbar die Grundlage unserer — der Deutschen — geistigen Entwickelung geworden ist, zwingt uns mit Macht zur Gegnerschaft gegen diese Theorie. Ihr nach ist der Staat die Einrichtung, in welcher die ganze Tugend der Menschheit sich verwirklichen soll. Der Staat allein hat die Aufgabe — denn er nur kann sie erfüllen —, uns zu befähigen, eine Summe von Bildung, Macht und Freiheit zu erlangen, die wir als einzelne schlechterdings nicht erreichen können; er allein kann die Cultur, deren das Menschengeschlecht fähig ist, zum wirklichen Dasein gestalten. Darum müssen aber auch die Mittel zur Erreichung dieses Ziels zu seiner Verfügung gestellt werden, oder richtiger ausgedrückt, darum dürfen ihm keine Hindernisse in den Weg gelegt werden bei der Schaffung dieser Mittel. Daß aber zu diesen letztern das Theater gehört, daß es in ebenso hohem Grade zu ihnen gehört, wie die Bildungsinstitute, die bereits jetzt dem Schutze des Staats anvertraut sind, daran wird wol niemand zweifeln."

In einem andern Artikel, einer „Causerie", wird das „Moderne in Kunst und Literatur" besprochen, ebenfalls ganz im Sinne der von uns für die Literaturgeschichte festgestellten Bedeutung des Worts. Der Artikel schließt mit der beherzigenswerthen Mahnung: „Fordern wir von unsern Schriftstellern, Künstlern, daß sie sich nicht in ihren Phantasien verirren und abirren von uns, den Lebenden und unsern Idealen, daß sie nicht vor Athen und Rom, oder Schiras und Nordland auf den Knien liegen, sondern daß sie uns mit Gestaltungen erfreuen, vergnügen, ergötzen, welche die Devisen von uns tragen: Freiheit, Thätigkeit und Vernunft!"

Die Adresse der berliner Schriftsteller an Präsident Grant erfährt in den amerikanischen Blättern die schärfsten Beurtheilungen.

Eine Blumenlese derselben ist in einer Schrift: „Deutscher Buchhandel und Presse, und der Nachdruck deutscher Bücher in Nordamerika" (Neuyork, E. Steiger, 1869) zusammengestellt. Unter den Blättern sind die „Illinois Staatszeitung", die „Neuyorker Staatszeitung", der „Neuyorker Demokrat", die „Neuorleans Deutsche Zeitung" u. a. vertreten. Alle kommen zunächst darin überein, den schwülstigen Stil, die „umständlichen und fabelhaften Redensarten, den wahrhaft pyramidalen Wortschwulst" der von Auerbach verfaßten Adresse zu tadeln; und in der That muß man den transatlantischen Kritikern darin recht geben, daß, wenn Schriftsteller ein juristisches oder Vermögensrecht, sei es auch noch so begründeterweise für sich in Anspruch nehmen, „der Geist der Menschheits-Verbrüderung" damit nichts zu thun hat und besser aus dem Spiele bleibt. Was die Sache selbst betrifft, so weisen die amerikanischen Blätter fast einstimmig darauf hin, daß man das in den Vereinigten Staaten kaum erwachte und von der deutschen Presse mühsam genährte Bedürfniß nach deutscher Literatur erstarken lassen soll, ehe man mit Gesetzen gegen den Nachdruck dazwischenfährt. Ueber die eigenthümlichen buchhändlerischen Verhältnisse Amerikas hat Buchhändler Steiger mehrfach den Deutschen im Mutterlande Auskunft gegeben und unter anderm prophezeit, daß der Gesammt-Import deutscher Bücher und Schriften, der jetzt ungefähr pro Jahr 250000 Dollars beträgt, binnen einem Jahrzehnt die Höhe von 1,000000 Dollars erreicht haben wird. Ernst Steiger ist indeß stets ein Anwalt des Nachdrucks in Amerika gewesen. Die Gründe sind folgende: „Der Nachdruck deutscher Werke in Amerika ist das Mittel gewesen und ist es noch, um Hunderttausende von Deutschen, die in Deutschland selbst niemals irgendein anderes Buch als den Kalender gekauft haben würden, zu Lesern und Käufern deutscher Bücher und namentlich deutscher Zeitschriften heranzuziehen. Es war vor zwanzig, dreißig Jahren fast das einzige Mittel zur Erhaltung des deutschen Geisteslebens in Amerika und ist noch immer ein wichtiges. Hätte von Anfang an ein internationales Verlagsrecht bestanden, so würde die große Masse der deutschen Bevölkerung von Amerika in kürzester Frist und schon in der ersten Generation angloamerikanisirt sein. Denn von einem Absatz deutscher Originalausgaben nach Amerika konnte bei dem damaligen Zustande des deutschen Buchhandels in Amerika um so weniger die Rede sein, als die Buchhändler in Deutschland, voll kleinlichsten, krähwinkeligen Sinnes, wie sie sich gezeigt haben, ganz unfähig waren (und zum größten Theile noch heute sind), sich in die nothwendigen Bedingungen und Voraussetzungen des Büchervertriebs in Amerika auch nur hineinzudenken, geschweige denn darauf einzugehen. Wenn jetzt von der «Gartenlaube» allein über 30000 Exemplare in Amerika verkauft werden, von andern guten deutschen Zeitschriften Hunderttausende von Exemplaren, und wenn von guten deutschen Büchern wenigstens Hunderte von Exemplaren der Originalausgabe hier Absatz finden, so ist das zu drei Vierteln lediglich dem Nachdruck zu verdanken und dem ursprünglich auf der Grundlage des Nachdrucks erbauten, aber seitdem längst darüber hinausgewachsenen deutsch-amerikanischen Buchhandel. Bald genug wird der Nachdruck durch die Wirkungen, die er geschaffen hat, überflüssig werden. Das heißt, bald genug wird das Lesebedürfniß und der Sinn für den Besitz guter Bücher unter den Deutschen in Amerika so gewachsen sein, daß es sich lohnen wird, deutsche Originalausgaben in großer Menge zu importiren, oder für Ueberlassung von Probebogen in Deutschland erscheinender Werke Honorare zu zahlen. Alsdann wird es eines Nachdruckverbots gar nicht mehr bedürfen."

Den Anthologien aus Shakspeare hat sich eine neue angereiht: „The philosophy of William Shakspeare. Die Philosophie William Shakspeare's in Auszügen aus seinen Dramen mit möglichst zeilenmäßiger Uebersetzung" von Albert Harder (Magdeburg, Heinrichshofen, 1869). Jede dieser kürzern oder längern philosophischen Reflexionen hat in der Sammlung eine besondere Ueberschrift. Die Uebersetzung ist treu, wohllautend und ungezwungen. Daß indeß mit dieser Blütenlese Shakspeare's Philosophie nicht erschöpft wird, ist selbstverständlich bei einem Dichter, der an Lebensweisheit und Weltbetrachtungen so reich erscheint, dessen Sentenzen und Reflexionen gleichsam so hineingewachsen sind in seine Dichtung, daß sie kaum von ihnen losgelöst werden können.

Das 18. und 19. Bändchen von William Shakspeare's „Dramatischen Werken, herausgegeben von Friedrich Bodenstedt" (Leipzig, Brockhaus), enthalten den „Sommernachtstraum", dessen zarte Elfenlyrik sowol wie die derbe Komik der Rüpelscenen Bodenstedt aufs gelungenste wiedergibt, und „Richard III.", von Gildemeister mit gewohntem Fluß und Schwung übersetzt und mit einer lehrreichen geschichtlichen Einleitung ausgestattet.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) liegen uns die Hefte 91—98 vor. Diese Hefte enthalten zwei Shakspeare'sche Lustspiele: „Wie es euch gefällt" und „Was ihr wollt" in der gewandten Uebersetzung von Franz Dingelstedt; Daniel Defoe's: „Robinson Crusoe", deutsch von Karl Altmüller; Sterne's „Tristram Shandy", deutsch von F. A. Gelbcke; und des vierten Bandes zweite Hälfte des „Spanischen Theaters", herausgegeben von Moritz Rapp, mit Schauspielen von Lope de Vega.

Wir machen auf den dritten Theil von „Goethe's Werken" in der „National-Bibliothek sämmtlicher deutscher Classiker" (Berlin, Hempel) aufmerksam. F. Strehlke hat die Gedichte, die diesen Theil bilden, herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet. Sehr groß ist die Zahl der in den bisherigen Ausgaben nicht aufgenommenen Gedichte.

Bei Politti in Mailand erscheint soeben eine Gesammtausgabe der Werke Guerrazzi's, des populärsten italienischen Romanschriftstellers, mit einer Einleitung über seinen Charakter und seine Schriften von Ferdinando Bosio, der bereits 1865 ein umfangreiches Buch über Guerrazzi veröffentlicht und damit nicht nur diesem, sondern seinem eigenen Ruhme ein schönes Denkmal gestiftet hat. F. Bosio, früher Präses des Lyceums in Genua, dann Oberstudienrath der Provinz Novara, wurde vor zwei Jahren als Geheimsecretär ins Ministerium des öffentlichen Unterrichts berufen; das Vertrauen, das er bei dem damaligen Minister Coppino genoß, ging bei dem nach Mentana eingetretenen Ministerwechsel auf Broglio über, und von diesem bei der jüngsten Ministerkrise auf den neuen Unterrichtsminister Bargoni: eine in Italien höchst seltene Erscheinung, da jeder neue Minister seinen General- und Privatsecretär in der Tasche mitzubringen pflegt. Wir werden auf die neue Arbeit von Bosio über Guerrazzi und die obenerwähnte Gesammtausgabe von dessen Schriften gelegentlich zurückkommen.

Bibliographie.

Moralismus oder Emancipation des Geistes. In 6 Conversationen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Peter, C., Geschichte Roms. 3ter Bd. 2te Abth. Das 13te Buch, die Kaisergeschichte vom Tode Neros bis zum Tode Marc Aurels. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Schneider, L., König Wilhelm. Militärische Lebensbeschreibung. 1stes Heft. Bis zur Schlacht von Königgrätz. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Schaffhauser Schriftsteller von der Reformation bis zur Gegenwart, biographisch-bibliographisch dargestellt von C. M. (Probe eines biographisch-bibliographischen Lexikons der schweizer Schriftsteller.) Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Schulze, J., Populäre Vorträge über Sozialwissenschaft. Konstanz, Meck. Gr. 8. 24 Ngr.

Simson, R., Schlesiens handelspolitische Zukunft. Ein Wort im Handels-Interesse Deutschlands. Breslau, Morgenstern. Gr. 8. 5 Ngr.

Studt, H. H., Die materialistische Erkenntnißlehre. Dargestellt und beurtheilt zur Orientirung für Gebildete. Altona, Mentzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Truhart, A. v., Offener Brief an Herrn Richard Wagner, den Verfasser der Brochüre „Das Judenthum in der Musik". St. Petersburg, Wilcken. 8. 5 Ngr.

Volkmann, R., Synesius von Cyrene. Eine biographische Charakteristik aus den letzten Zeiten des untergehenden Hellenismus. Berlin, Ebeling u. Plahn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Bilder contra Reichel und Reichel contra Bilder. Beitrag zur Charakteristik der Kleinstaaterei. Stuttgart, Stoll. Gr. 8. 9 Ngr.

Wagner, J. M., Hoffmann von Fallersleben 1818—1868. 50 Jahre dichterischen und gelehrten Wirkens bibliographisch dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Wickenburg-Almásy, Wilhelmine Gräfin, Neue Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 16. 1 Thlr.

Wolf, F. A., Kleine Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. Herausgegeben von G. Bernhardy. 2 Bde. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Renan's neuestes Werk.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Paulus.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit einer Karte.

In 7—8 Lieferungen. 8. Preis jeder Lieferung 7½ Ngr.

Erste Lieferung.

Gleichzeitig mit dem französischen Original erscheint dieses mit Spannung erwartete neue Werk Renan's über den Apostel Paulus in einer vom Verfasser autorisirten deutschen Ausgabe. Der „Paulus" schließt sich eng an die beiden berühmten Werke des Verfassers „Das Leben Jesu" und „Die Apostel" an und darf daher gleich lebhafter Theilnahme wie diese in den Kreisen der Theologen und der gebildeten Laien sicher sein. Die Lieferungen werden sich rasch folgen, sodaß binnen wenigen Wochen das Ganze vollständig vorliegen wird.

In allen Buchhandlungen ist die erste Lieferung vorräthig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen.

In demselben Verlage erschien:

Die Apostel. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. (Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Rig-Veda

oder die heiligen Lieder der Brahmanen.

Herausgegeben von

Max Müller.

Mit einer Einleitung, Text und Uebersetzung des Prâtisâkhya oder der ältesten Phonetik und Grammatik enthaltend.

Vierte Lieferung.

(Bogen r—D d d [Schluss] der Einleitung, Wortindex, Inhaltsverzeichniss u. s. w.)

4. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die 1.—3. Lieferung (1856—57) kosten zusammen 10 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres

Brockhaus'sches Conversations-Lexikon

für den Handgebrauch.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Vier Bände. Geh. 6 Thlr. 20 Sgr. Geb. 7 Thlr. 26 Sgr.

(Auch nach und nach in 40 Heften zu 5 Sgr. zu beziehen.)

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon, zugleich Nachschlagebuch, Zeitungs-Lexikon und Fremdwörterbuch und somit für sich allein eine kleine Hand- und Hausbibliothek bildend, wird zu obigem wohlfeilen Preise durch alle Buchhandlungen vollständig auf einmal oder nach und nach in allen beliebigen Terminen geliefert. Prospecte gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Soeben erschien:

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D. und Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweite Lieferung.

Die dritte Auflage des berühmten Werks erscheint einem vielseitig ausgesprochenen Wunsch in Lieferungen, um die Anschaffung durch allmählichen Bezug zu erleichtern. Das ganze Werk wird aus 12—16 Lieferungen bestehen. Jede Lieferung von ungefähr 10 Bogen Lexikonoctav kostet im Subscriptionspreise 20 Ngr.

In allen Buchhandlungen sind die erste und zweite Lieferung vorräthig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen. Ein Prospect ist gratis daselbst zu haben.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird beim Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks für Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung bewirkt werden.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

In G. P. Aderholz' Buchhandlung (G. Porsch) in Breslau ist soeben erschienen und durch alle andern Buchhandlungen zu beziehen:

Die Bhagavad-Gita.

Uebersetzt und erläutert

von

Dr. F. Lorinser.

20½ Bogen Klein-Folio. Broschirt Preis 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

De la formation des mots en allemand.

Complément indispensable

de toute Grammaire allemande.

Par **L. de Belloc.**

8. Geh. 16 Ngr.

Diese Schrift hat den Zweck, die Erlernung der deutschen Sprache den Ausländern wesentlich zu erleichtern, indem sie lehrt, wie auf die einfachste Weise, blos durch Zufügung von Vor- oder Nachsilben zu den wenigen Stammwurzeln oder durch Zusammensetzung mehrerer Wörter der reiche deutsche Wortschatz gebildet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 24. Juni 1869.

Inhalt: Dialogische Dichtungen. Von Rudolf Gottschall. — Neue Romane und Novellen. Von Gustav Hauff. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dialogische Dichtungen.

1. Faust. Dramatisches Gedicht in vier Theilen von Ferdinand Stolte. Zweiter bis vierter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1869. 8. Jeder Theil 1 Thlr.
2. Luther und seine Zeit. Dramatische Dichtung von August Trümpelmann. Gotha, F. A. Perthes. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Das Drama gehört der Bühne — dies Axiom unverkümmert aufrecht zu erhalten, ist Aufgabe der Kritik und Production.

Keineswegs aber sind durch dies Grundgesetz Dichtungen in der äußern dramatischen Form, der dialogischen, ausgeschlossen, welche nicht Anspruch darauf machen, Dramen zu sein, sondern in ihrem ganzen Organismus wie in ihren Dimensionen über die dramatische Architektonik hinausgreifen. Derartig sind alle großen Gedankendichtungen, die in Bezug auf ihre Form etwas Incommensurables haben. Von ihnen mag gelten, was Schiller der ersten, unvollendeten Gestaltung seines „Don Carlos" beifügte, ein Ausspruch, den wir in Bezug auf dies Trauerspiel selbst und ähnliche Productionen, die einen durchweg dramatischen Gang haben, nicht gelten lassen können:

Es wird kaum mehr nöthig sein, zu bemerken, daß der Dom Carlos kein Theaterstück werden kann. Der Verfasser hat sich die Freiheit genommen, jene Grenze zu überschreiten, und wird also nach jenem Maßstabe auch nicht beurtheilt werden. Die dramatische Einkleidung ist von einem weit allgemeinern Umfange als die theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze der Schaubühne einschränken wollte. Die Regeln der Gattung entstanden aus ihren ersten Mustern. Derjenige, welcher sich der dramatischen Form zuerst bediente, verband sie mit theatralischer Strenge; aber was macht diesen ersten Gebrauch zum Gesetz für die Dichtkunst? — Dem Dichter kommt es darauf an, die höchste Wirkung, die er sich denken kann, zu erreichen. Liegt diese innerhalb der Gattung, so ist relative und absolute Vollkommenheit eins; aber wäre eine von diesen der andern aufzuopfern, so möchte die Gattung wahrscheinlich das kleinere Opfer sein. Dom Carlos ist ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause.

Das große Muster einer solchen Gedankendichtung ist Goethe's „Faust", und ihr schließen sich mehr oder weniger alle Faustiaden an, die seitdem gedichtet worden sind. Keine dieser Faustiaden will für eine Ilias post Homerum gelten; ihre Verfasser berufen sich mit Recht darauf, daß der zweite Theil des Goethe'schen „Faust" des frischen Lebens entbehrt und an poetischen Verknöcherungen leidet, daß eine allegorisch-spielerische Behandlung den Grundgedanken nur schief auszudrücken vermag, und daß mythologisches, kunst- und kirchenhistorisches Beiwerk nicht nur den klaren Gang der Handlung überwuchert, sondern den Helden selbst gelegentlich in eine allegorische Persönlichkeit verwandelt: offenbar das Schlimmste, was einer dramatischen Gestalt widerfahren kann.

Einen neuen „zweiten Theil" zum Goethe'schen „Faust" zu dichten, hat nun Ferdinand Stolte (Nr. 1) im größten Maßstabe unternommen. Dieser „zweite Theil" enthält vier umfangreiche Bände und dürfte die voluminöseste Dichtung sein, welche unsere neue Literatur aufzuweisen hat, da Auffenberg's „Alhambra" und Jordan's „Demiurgos" sich mit je drei Bänden begnügen. Der erste Band erschien bereits 1860 (Leipzig, Veit u. Comp.) und ist in Nr. 5 d. Bl. f. 1861 von dem Unterzeichneten bereits eingehend besprochen worden. Damals wurde nur noch ein zweiter Band in Aussicht gestellt, der nun aber dem Verfasser unter den Händen zu drei Bänden heranwuchs. Während der erste Band „Faust den Idealisten oder Theoretiker" darstellte, sollte der zweite „Faust den Lebenspraktiker" zum Inhalt haben.

Folgen wir zunächst dem Gang der Begebenheiten, welcher der weit ausgesponnenen Dichtung zu Grunde liegt. Was der Dichter gewollt und wie er seine Intentionen ausgeführt, wird sich dann leichter erkennen lassen.

Ein Rückblick auf den ersten Theil zeigt uns einen Faust, dem nicht die Elfen die Reue aus der Seele gebadet haben, den die Rückerinnerung an Gretchen beschäftigt und quält. Eine Begegnung mit Ahasverus stellt dem rastlos Strebenden den rastlos Wandernde gegenüber.

Dann finden wir Faust in Gutenberg's Buchdruckerwerkstatt. Es ist dies ein glücklicher Griff des Dichters; denn wenn auch der mainzer „Fust" historisch ein anderer ist als der Schwarzkünstler Faust, so sind sie doch oft von der Volkssage verwechselt worden, und der Dichter hat das Recht, diese Gestalten in eine zusammenfließen zu lassen. Wie viel überhaupt haben Faust und Mephisto an der Wiege der Buchdruckerkunst zu sagen! Sie sagen auch viel darüber bei Stolte, zu viel sogar in Bezug auf den Umfang der Reden, die sich in Abhandlungen verwandeln. Für die didaktische Breite entschädigt eine mehr theatralische als dramatische Schlußkatastrophe; denn so sehr die Dichtung von der Bühne abstrahiren mag, so hat doch hier der Schauspieler Stolte frei seine theatralische Anschauung walten lassen und einen ganz effectvollen Theatercoup gestaltet. Mephistopheles weiß die Neigung, welche Gutenberg's Frau Käthe für Faust empfindet, zu blinder Leidenschaft zu steigern, er arrangirt ein Rendezvous auf dem Kirchhofe an Gretchen's Grab; Käthe, in fast sinnloser Aufregung, sinkt in Faust's Arme. Gerade zu diesem Moment hat der Teufel Gutenberg und das Volk herbeigerufen; große Entrüstung und Aufregung gegen Faust; Käthe vergiftet sich; Mephistopheles entführt Faust vor den herandringenden Soldaten und Volksmassen durch die Lüfte.

Wir nannten diese Scenen mehr theatralisch als dramatisch, weil sie für Faust's inneres Leben keinen bedeutsamen Einschnitt geben. Faust wird ja durch die Liebesraserei der kleinen bigoten Käthe gar nicht in Mitleidenschaft gezogen; seine Brust ist mit dreifachem Erz umgürtet; keine Spur eines Kampfes und deshalb auch kein Sieg; er bleibt dieser Potiphar gegenüber ein keuscher Joseph. Wenn der Dichter dadurch, daß er die Scene an Gretchen's Grab verlegt, den Gegensatz zwischen dem liebestrunkenen Faust, der ein Mädchen unglücklich macht, und dem bereuenden und geläuterten Faust andeuten will, so mußte der letztere doch nicht, so liebender Hingebung gegenüber, unnahbar und in Drachenblut getaucht sein, sondern selbst eine Neigung, eine Empfindung, eine Leidenschaft zu bekämpfen haben. Dann konnte die Situation ein Stadium in der innern Entwickelung des Helden bezeichnen, während sie so für dieselbe gleichgültig ist und nur ein bengalisch beleuchtetes Schlußtableau bildet.

Der Inhalt der jetzt neu erschienenen drei Theile, von denen der erste: „Richard und Coelesta", der zweite „Ahasverus", der dritte „Faustina" getauft ist, zersplittert sich in Bezug auf Zeit und Ort weniger als viele Shakspeare'sche Dramen; man kann sogar von durchgängiger Einheit der Haupthandlung sprechen, welche durch breite Episoden nur unterbrochen, nicht aufgehoben wird. Diese Haupthandlung ist politischer Natur und zwar, auf eine einfache Formel gebracht, der Sturz eines Usurpators, an welchem sich der Held betheiligt.

„Richard und Coelesta", von den neuen Fortsetzungen die gelungenste, weil die Handlung am frischesten und bewegtesten, der Ausdruck der Gedanken am schärfsten und glücklichsten hervortritt, beginnt mit einer Scene am Meergestade, wohin Mephisto den Faust auf seinem Mantel entführt hat. Die Affaire mit Gutenberg's Frau wird des weitern besprochen; denn Stolte's Faust hält ein genaues Conto über seine Schuld und seine Erfahrungen und versenkt sie nicht so leichtsinnig wie der Goethe'sche in den Lethe. Doch kann er sich diesmal beruhigen, denn Mephistopheles selbst sagt ihm, daß er nur der Anlaß war, daß bei ihm keine Schuld zu finden ist. Faust trifft einen Jüngling am Strande, der ein Kreuz auf das Grab seines Pflegevaters pflanzt. Richard, der Jüngling, zieht ihn mächtig an durch sein ganzes Wesen, seinen reinen Blick, sein kindliches Thun, und als Faust hört, daß jener eine Waise ist und schon in der Jugend des Vaters beraubt wurde, beschließt er, selbst ihm Vater zu sein. Dies geht etwas rasch und fordert mit Recht die Kritik des zurückkehrenden Mephistopheles heraus:

Das schmucke Herrlein?

Faust.

Ist mein Sohn. Du wirst ihn ehren!

Mephisto.

Ihr wißt fürwahr Euch schleunigst zu vermehren.
Er sprang Euch aus dem Haupte fix und fertig,
Weil ihm ein Mutterleib langweilig, widerwärtig;
Vielleicht auch ein Product vom Klosterleben her,
Das damals Ihr verlort — und nun von ungefähr —

Faust (scharf).

Schweig still!

Inzwischen ertönen Nothsignale, Mephisto steigt ins Lootsenboot und bringt, hoch am Steuerruder stehend, ein gerettetes Schiff in die Bucht. Der Bericht über den Sturm, den der Hauptmann gibt, hat den markigen Stil realistischer Schilderung, wie wir ihn etwa in Scherenberg's „Abukir" finden, und die Errettung des Schiffs, die Mephistopheles mit Hülfe des stummen Raubgesindels, der Haifische, vollzieht, gehört zu den originell-barocksten Erfindungen der Dichtung. Alle diese Scenen haben einen frischen Zug. Der junge Richard ist in der Lage Hamlet's; es ist der Neffe des Tyrannen, der seinen Bruder, den frühern König, um das Leben gebracht hat. Der Hauptmann des geretteten Schiffs mit all den Seinen ist ebenfalls ein treuer Diener des ermordeten Fürsten und hat dem jungen Richard in den Kämpfen der Usurpation das Leben gerettet. Er ermuthigt ihn jetzt, den blutigen Verrath blutig zu rächen, und stellt ihm den eben geretteten Hippogryphen und ein anderes Schiff, den Meerwolf, zur Verfügung.

Eine Verwandlung führt uns in das königliche Schloß. Wir sehen den Usurpator von Leiden und Hypochondrie gequält, vom Bannfluch der Kirche getroffen, den er schwer in seinem Gewissen empfindet. Der Kanzler setzt ihm in einer acht Seiten langen Rede die Stoff- und Krafttheorien auseinander und den Unsinn des Kirchenglaubens. Alle Banalitäten des materialismus vulgaris sind hier in Verse gebracht; doch finden sich auch einige originelle Gedanken, wie z. B.:

Und schuf Gott so die Welt, wie es die Kirche meint,
Er uns als sehr veränderlich erscheint;
Dann war er ja, bis er die Welt erschuf
Durch seinen wunderlichen „Werde-Ruf",
Ein müßig Wesen, das versenkt wir finden
In eine Ewigkeit von Unterlassungssünden!

Noch überzeugender für den König als diese Theorien wird aber das folgende interessante Geschichtchen:

— Ich hatte eine Muhme in Trient,
Die machte zwanzigmal ihr Testament,

Weil ſie ſich zwanzigmal dem Tode nahe fühlte;
Doch zwanzigmale ſie die Auferſtandne ſpielte,
Und — neuen friſchen Lebens dann gewiß —
Das Teſtament auch zwanzigmal zerriß.
Sie lebte — lebte nur im Liebesfieber.
Ging dieſer Zuſtand mal bei ihr vorüber,
Dann lag ſie wie ein Aſchenhäuflein da;
Kam aber ihrem Zunderherzen nah
Der Glutenhauch von einem neuen Funken:
War ſie von Liebesleben wieder trunken.
Drei Aerzte erſt — ſie wählte ſie ſtets jung —
Erſparten gern ihr die Beerdigung;
Dann Pfaffen, welche ihre Sünden hörten
Und nach der Beichte ſie zu ſüßeren bethörten,
Die ihr zum Sterben ließen keine Zeit,
Weil Liebe ſtets verkehrt nur mit der Ewigkeit.
Zuletzt war's dann ein hübſcher Todtengräber,
Der ihr zur Luſt entzündet Herz und Leber.
Er ward, als ſie ſchon zwanzigmal verkohlt,
Auf ihren Wunſch ans Sterbebett geholt.
Sie wollte endlich mit dem Leben brechen,
Und nur von ihrem Grabe mit ihm ſprechen.
Doch — in der Aſche ward es nochmals warm,
Und liebend ruhte ſie in ſeinem Arm;
Nicht denkend mehr an ihre Grabesſtätte,
Lag wieder lachend ſie — im Lebensbette.
So liebte ſie ſich fort bis an ihr ſpätes Grab;
Und jede Liebe, der ſie ſich ergab,
War ſtets die größte, ja — die erſte, einzig wahre:
Die Liebesfähigkeit ſtieg ihr mit jedem Jahre.
Ihr Todtengräber war ihr, ach, ſo lieb;
So kam's denn, daß ſie ihm auch treu verblieb.
Sie ließ ihn nicht, und er that ihr das Gleiche,
Hielt ſie auf ewig feſt als holde Liebesleiche!

Noch mehr als dieſer wenig ſchmeichelhafte Spiegel, in welchem der König ſein Bild erblicken ſoll, wirkt auf ihn der Bericht von der Ankunft einer wunderbaren Schönheit, die auf einem mit Negerſklaven bemannten Schiff in den Hafen einlief. Die Schilderung erinnert an die Schilderung der Kleopatra auf ihrem Zauberſchiff. Es iſt die Fürſtin eines fremden Reichs, die, der Krone beraubt, mit ihren Schätzen bei unſerm König Schutz ſucht. Dieſe Nachricht und Beſchreibung verſetzt ſein Blut in Wallung und bannt die Krankheitsgeiſter. Der Kanzler verfolgt indeß ſeinen Plan für ſich, da er nicht an die Wiederherſtellung des Königs glaubt. Das Erbſchaftsrecht ſoll der Kirche verliehen werden, der Sohn des Cardinals Ceſario als Beute die Krone erhalten, wenn alle Rechte des Kanzlers gewahrt bleiben.

Eine Epiſode führt uns in ein holländiſches Zimmer zu Daniel Brooken, der ſein Mündel Marie liebt und beſitzen will. Dieſelbe hat bereits einem Grafen ihre Unſchuld geopfert; Brooken iſt im Beſitz des Geheimniſſes und wirbt durch die Drohung, ihre Schmach an die große Glocke zu hängen, um ihre Gunſt. Da kommt Gutenberg hinzu; als Genoſſe des frühern Buchdruckereibeſitzers, des Vaters von Marie, hat er ein verbrieftes Recht auf die Druckerei; er will indeß auf daſſelbe verzichten, wenn Brooken auf ſeine Vormundsrechte reſignirt und an Marie ihr Erbe zurückerſtattet. Dieſer gibt anſcheinend nach, ſucht aber insgeheim auf Gutenberg die Trabanten zu hetzen, indem er vorgibt, der Fremde habe ihn als mörderiſcher Dieb im Schutze der Nacht überfallen. Gutenberg wird von Marie, die mit ihm entflieht, gerettet.

In einem Wirthshauſe führen die Edelleute ein luſtiges Leben, zechen, ſpielen, küſſen. Da wird ein bewußtloſer Mann hereingetragen und durch Fauſt zum Leben erweckt. Es iſt Benno, ein Kämmerling des Königs, der ſeine wunderbaren Liebesabenteuer mit der geheimnißvollen Fürſtin erzählt, welcher der König die Zwingerburg zum Eigenthum geſchenkt hat. Er geht fort, das Pergament zu unterſiegeln:

— — Doch, welch ein Schauſpiel trat vor meinen Blick,
Als mit dem Pergament ich kam zurück! —
Fahl wie der Tod, mit craß entſtellten Zügen
Sah ich den König auf dem Boden liegen,
Indeß ſie — einer Rachegöttin gleich —
Mit flammenſprühnden Augen, ſchön, doch bleich —
Stolz triumphirend, hoch emporgerichtet
Vor ihrem Opfer ſtand, das ſie vernichtet.
— Das Document entreißend meiner Hand —
Sie wie durch Zauber meinem Blick entſchwand,
Bevor ich noch vom Schrecken mich ermannte,
Der mir die Sinne und die Glieder bannte.

Doch der König antwortet nicht, was ihm geſchehen ſei, Benno aber hat die ſeltene Schönheit geſehen und iſt von heißer Liebesglut für ſie entzündet. Die jetzt folgende Erzählung gehört zu den ſchönſten Partien der Dichtung; ſie athmet den Hauch dämoniſcher Wolluſt und läßt als Introduction für die ſpätere Begegnung des Helden mit der dämoniſchen Schönheit mehr erwarten, als die Dichtung hält. Das Zaubergemach der Armida, ihre Reize verſetzen den Glücklichen, der Zutritt zu dieſem Allerheiligſten gefunden, in „wüthendes Entzücken", doch es folgt ein Ende mit Schrecken:

Was nun geſchah — ach, gern möcht' ich verſchweigen,
Was der Erinnerung davon noch eigen.
Ich kam nicht zu mir ſelbſt; nur fühlt' ich, wie mein Blut
Und meine Nerven durch der Hölle Glut
In qualvoll heißer Liebesluſt verbrannten,
Bis Schlaf und Starrheit mein Bewußtſein bannten.
Dann dämmerte im Traume nach und nach
Empfindung wieder auf, als wär' ich wach.
Von einem Wirbelwinde hoch gehoben
Fühlt' ich mich ſchwindelnd in den Lüften droben;
Und — wie vom Sturm gepeitſcht ein Kahn im Meer —
Fuhr ich — weit kreiſend — durch der Sterne Heer.
Mein ſehnend Auge hing am Sonnenballe —
Ich flieg' ihm zu, — zerſchmettre — ach — und falle
In endlos graufe Tiefen jäh hinein —
Und Hohngelächter ſchallt mir hinterdrein!
Erſchöpft von Raſerei, vom Sturz zerbrochen,
Im Buſen nur ein ſterberöchelnd Kochen,
Lieg' ich in jammervollem Elend da,
Und ſinne ſchmerzlich nach, wie dies geſchah;
Da fühl' ich einen Kuß auf meinen Lippen brennen,
Als wollt' er ſaugend mir vom Leib die Seele trennen;
Ich wache auf — der Schreckenstraum entflieht —
Ein Arm mich zaubermächtig nach ſich zieht —
„Du Götterweib!" — ruf' ich — und öffne meine Augen,
Um ihrer Schönheit Strahlen einzuſaugen — —
Doch ach! ein Scheuſal grinſt mich gierig an,
Das — ſchlau entſchlüpft des Höllenpfuhles Bann —
Sich frech in eines Engels Schönheit hüllte
Und ſeine teufliſchen Gelüſte ſtillte.
Mit ekelm Abſcheu und mit Wuthgeſchrei
Stoß' ich den Wechſelbalg, den Höllenhahnenrei,
Die ſchwarzgedörrte, garſt'ge Rieſenkröte
Von mir hinweg, daß nicht ihr gift'ger Hauch mich tödte.
Ein Grauſen vor mir ſelbſt erfaßte mich:
Mir war es, wie wenn Peſt durch meine Adern ſchlich,
Und aus dem eignen Fleiſch — befleckt durch ſolch Berühren —
Mißfarbig jauchende Furunkeln führen.
Die Hexe lachte kreiſchend und verließ
Mit einem Katzenſprung mein Höllenparadies;

Indeß die Turteltauben höhnend girrten,
Zur Wuth mich reizend mein Gehirn verwirrten,
Bis ich — in Raſerei ob meiner Schmach —
Beſinnungslos aufs neu zuſammenbrach!
So endete mein ſchandvoll Abenteuer
Mit jenem vampyrart'gen Ungeheuer.

Im Gegenſatz zu dieſen üppig-diaboliſchen Scenen ſteht die Liebesidylle zwiſchen Coeleſta und Richard, die mit ſehr lichten, anmuthigen Farben ausgemalt iſt. Inzwiſchen erblickt die geheimnißvolle Prinzeſſin, das Kind eines blutſchänderiſchen Bundes, das Bild Fauſt's, welches Mephiſtopheles in ihr Zimmer hineinprakticirt hat, und ihr bereits der Liebe abgeſtorbenes Herz wird von neuer Empfindung beſeelt. Sie haßte die Liebe:

Ein Marmorbild — auf grauſer Gruft,
Ein prunkend Kleid, das Moder füllt
Und Tod in Lebensſchimmer hüllt,
Als Grabesblume — ohne Duft —
Steh' ich mit Grauſen vor mir ſelbſt und trüge
Durch eine Schönheit, die mir treu blieb noch als Lüge!
Sie reizt zur Liebe, die mein Elend ſchuf;
Und mehrt ſo täglich nur die eigne Pein,
Da Haß und ekeln Abſcheu nur allein
Mein Herz ertönen läßt als Antwortruf. —

Jetzt aber ruft ſie in glühender Erregung:

Fort — entflieh'! — Die Sinne mir vergehn! —
Nein — ich kann nicht — kann nicht fliehn —
Mächtig dieſe Augen ziehn
Wie der Gottheit Schöpfungsruf,
Der aus nichts die Welt erſchuf. —
Ja, — ich fühl' ein neues Leben
Mir durch dich — durch dich gegeben.
Abſcheu, Kälte mir entſchwinden,
Dieſen Mann — ich muß ihn finden;
Lebt er: wird die Welt durch ihn
Mir zum Paradies erblühn!

Die Haupthandlung ſelbſt bewegt ſich fort zu der entſcheidenden Wendung, daß Fauſt als Arzt des ſchwererkrankten Königs ihn zu heilen verſpricht, wenn dieſer ihm dafür das Regiment im Lande anvertraut, das er mit Richard und für ihn zu führen gedenkt. Die Leiden des Königs ſind hier mit dichteriſcher Energie geſchildert; der Standpunkt des Tyrannen trefflich hervorgehoben durch die Worte:

Bisjetzt hab' alle Menſchen ich betrachtet
Als heuchleriſche Schurken — und verachtet.
Bei jedem neuen Menſchenangeſicht,
Das ich erblicke, ſonſt in mir es ſpricht:
„Nur Lug und Trug ſind alle ſeine Worte,
Es iſt ein Schuft, wenn auch von andrer Sorte
Als alle jene, die du kennſt bisher!"

Fauſt ſelbſt verkündet ſeinem fürſtlichen Zögling als allein heilverbürgendes Princip das der Theokratie, allerdings in einer neuen Auffaſſung; denn daß die Theokratie in der bisherigen der Welt nur Unheil gebracht, iſt ja allbekannt.

In Bezug auf den folgenden Theil, den dritten, können wir uns um ſo kürzer faſſen, je länger der Dichter ſich ſelbſt gefaßt hat. Dieſer Theil enthält 383 Seiten, doch die Handlung rückt in demſelben kaum vom Platze. Der Held iſt Fauſt als Reichsregent; es ſind große Haupt- und Staatsactionen, die uns vorgeführt werden. Der Kanzler und der Cardinal intriguiren gegen Fauſt und entführen ihm zuletzt den König; dieſen Intriguen ſchließt ſich Mephiſtopheles an, der ein recht wackeres Beſtreben zeigt, ſeinem Herrn im rechten Moment das Lebenslicht auszublaſen, wenn er ſich nach den Bedingungen des Pactes ſeiner Seele bemächtigen kann. Das Dramatiſche weicht in dieſem Bande ganz dem Didaktiſchen, und der ſich endlos ergießenden Lehrhaftigkeit fehlt meiſtens die Prägnanz, die der Dichter ſeinen kürzern Reden wol zu geben weiß. Dies gilt namentlich von der Rede im Thronſaal, die Fauſt vor den Ständen hält. Dieſe Rede enthält faſt 50 Seiten, ſie iſt ein ſtaatsrechtliches Opusculum, in welchem ſich der Redner über Rechte und Pflichten der Bürger und des Adels, über die Unchriſtlichkeit der Kriege, den Beruf der einzelnen Stände, Naturheilkunde, Eheſchließungen und über alle andern Dinge ausführlich verbreitet und ſchließlich vom Adel verlangt, daß er einen Theil ſeiner mit Unrecht erworbenen Güter wieder herausgebe. Ein anderes dialogiſirtes Tractätlein über Kirchenrecht und Menſchenrecht enthält das über 40 Seiten lange Geſpräch zwiſchen Fauſt und dem Cardinal, und eine andere Rieſenſcene von 60 Seiten iſt die Adelsverſammlung, welche indeß durch Mephiſtopheles und ſeine Sarkasmen ein etwas friſcheres Leben erhält. Originell ſind die Anſchauungen über den Adel; wie ſie der Vertreter des verneinenden Geiſtes hier mittheilt, ebenſo originell die Verſpottung der Künſtler und ihrer Eitelkeit; ſatiriſche Randgloſſen, bei denen die direct-perſönlichen Anſpielungen beſſer fortgeblieben wären.

Die didaktiſche Hypertrophie, an welcher dieſer Theil leidet, beeinträchtigt den ganzen künſtleriſchen Organismus und iſt ein Beweis dafür, daß, wenn einmal die feſte Kunſtform aufgegeben iſt, ſich auch gleich die Ueberflutung ins Schrankenloſe erſtreckt. Auch der Charakter des Helden, der niemals des trockenen Tons ſatt wird, erſcheint durch dieſe nie ermattende Redſeligkeit gefährdet; denn die Doctrinärs ſind nicht die Männer, welche den Staat und die Geſellſchaft retten. Schärfer kann man Fauſt's Redewuth nicht geiſeln, als dies Mephiſtopheles thut in den folgenden Worten:

Er iſt ein Danaid verkehrter Sorte:
Er ſchöpft nicht in ein leeres Sieb die Worte,
Nein, in ein überlaufend volles Faß,
Und wird vor Eifersglut dabei bald roth, bald blaß.
Ich bin — beſcheiden darf ich mir's wol zugeſtehen —
Von eigner Weisheit ſo unſinnig voll,
Daß ich ſchon ſelbſt zu oft von Weisheit überquoll,
Und doch läßt er den Muth, die Luſt ſich nicht vergehen,
Nur immer auf mein Spundloch loszugießen,
Daß ganze Fluten an mir niederfließen.
So macht er's andern auch, die minder nicht geſcheit.
Man wird ganz voll und toll, wenn man das Ohr ihm leiht. —
Und ſo kathedert er und kanzelt unausſtehlich,
Als ob durchs Predigen ſelbſt Teufel würden ſelig.
Die Worte kommen wie vom Himmel hergeſchoſſen
Und fallen ſchier wie eierdicke Schloſſen
Aufs Trommelfell, als ſollte taub man werden;
Und — das verträgt kein Menſch, der ſelbſt gern ſpricht, auf Erden!

Wie dramatiſch hebt ſich gegen dieſe ſelbſtgewiſſe, aus allen Schleußen niederſtrömende Sündflut von Worten der folgende Monolog des Fauſt ab; in welchem innerſte Begeiſterung, Kampf und Ringen ſich energiſch ausdrücken:

„Der Stein des Siſyphus!" — Ja, ja, ich fühle,
Wie mich — ſo nahe ſchon dem hohen Ziele —
Die Kräfte plötzlich zu verlaſſen drohn.

Den Tod ſeh' ich vor mir — als meiner Mühe Lohn! —
Ich raffe mich empor, und ſtemme Kopf und Nacken
Dem Stein entgegen, feſt ihn meine Arme packen; —
Die Muskeln ſpannen ſich mit wüthender Gewalt,
Ihn aufwärts wälzend — weh' — er ſinkt — halt — halt!
Der Grundſtein iſt es ja — zum neuen Weltgebäude
Der Menſchheit! Ihr geweiht zur Freiheit und zur Freude
Des Geiſtes, der noch in der Knechtſchaft Banden liegt,
Weil ihm das Raubthier „Selbſtſucht" obgeſiegt! —
Drum — vorwärts — vorwärts nach der Felſenzinne! —
Gib Kraft, du ew'ge Kraft, daß ich mein Ziel gewinne, —
Hinan, hinan — den letzten Ruck noch — jetzt —!
Weh' mir: — von allen Seiten ſeh' ich mich gehetzt! —
Das Flammenoberhaupt von allen Erdengöttern
Schwingt ſeinen Donnerkeil, zum Abgrund mich zu ſchmet-
tern!
Das thieriſche Gezücht der Götzendiener krallt
Von unten in mein Fleiſch ſich mit Gewalt,
Gleich wilden Wölfen ſie die Muskeln mir zerbeißen
Und heulend zerren ſie an mir und reißen!
Der Schlangen windend kriechendes Gethier
Schlingt ſcheußlich ſich um Arm' und Beine mir,
Speit ſeines Geifers Schmuz aus gift'gem Rachen
Auf meinen Weg, um ſchlüpfrig ihn zu machen!
. . So ring' ich zwiſchen Leben jetzt und Tod —
Und ſteh' zu dir, o Gott, in meiner tiefſten Noth:
‚Laß mich mein Werk vollbringen, eh' ich ſterbe,
Auf daß zum Lebensdom — die Welt den Grundſtein erbe!"

Auch in der Arabeskenmalerei der Humoresken erſcheint
Autor zu weitſchweifig, wenn auch oft nicht unglück-
. Balthaſar, der Hofnarr, tritt als neuer Menenius
ippa auf, und charakteriſirt humoriſtiſch den menſch-
en Körper in ſeiner Organiſation als Muſterbild des
ats. Eine ſehr lange Rede hält auch Ahasverus, der
imal als Schutzgeiſt auftritt, einmal die insgeheim
ubte und dem König zugeführte Coeleſta beſchützt,
n Fauſt ſelbſt gegen einen Mordanfall der von Me-
opheles gedungenen Mörder. Aus ſeiner Rede er-
en wir, daß der wandernde Jude ſich hat taufen
n und als fanatiſcher Glaubensprediger des Chriſtenthums
zweimal kanoniſirt worden iſt. Fauſt ſelbſt hat nun
der Prinzeſſin ſeine „Fauſtina" gefunden, dieſe in
leſta ihre Tochter. Mephiſto, wüthend, daß ſein Mord-
hlag misglückt iſt, daß Fauſt ſich einer reinen Liebe
endet, fordert die verliehene Kraft der Jugend zurück:

un denn, bei der Hölle Macht,
chöpferin, Vernichterin
lles Glanzes, aller Pracht:
ugend, Schönheit — fahret hin! —
orrt, ihr Säfte; Haar erbleiche! —
uſt, bald ſeh' ich dich als Leiche!

ſt und Fauſtina altern plötzlich.
Die doctrinäre Neigung ſpielt in dieſem Theile dem
r, auch abgeſehen von den großen Abhandlungen,
chen Streich. Die idylliſchen Liebesſcenen zwiſchen
ard und Coeleſta werden durch äſthetiſche Auseinander-
ngen entſtellt, die mit ihren philoſophiſchen Kunſtaus-
en ins Proſaiſche verfallen, ja oft ans Lächerliche
en. Ein Geliebter, welcher ſeiner mit jugendlichen
en ausgeſtatteten Geliebten den Begriff der „Rundung"
den abſoluter Schönheit hinſtellt:

n holden Augenpaar — und wie in der Natur
an ſonſt Gebilde ſieht zur Schönheit ſich erheben,
kennt man, daß durch Wellenform ſie nur
ich Rundung als Idol der höchſten Schönheit ſtreben —

gehörte doch eher in ein Wachsfigurencabinet als an die Seite der himmliſchen Coeleſta.

Der vierte Theil: „Fauſtina", führt nun die Fauſt-Tragödie zum Abſchluß, zur Apotheoſe. Fauſtina, als Tochter der Lucrezia und des Alexander Borgia, erzählt ihre Lebensgeſchichte; ſie ließ ſich von Mephiſto, nach ſchmerzlichen Liebeserfahrungen, mit hölliſchem Schönheitszauber ausſtatten und zur Rachegöttin weihen, die ihre Seele „für höchſte Zaubermacht auf Männerſinn" hingibt, der Erde Fürſten, Völker und Länder beherrſchte. Der Gedanke, daß dieſer Fauſt und dieſe Fauſtina ſich gegenſeitig erlöſen, iſt einer der tiefſten und bedeutſamſten der Dichtung. Fauſt iſt auf die Zwingerburg zur Geliebten geflüchtet; Mephiſtopheles hat vom König das Commando erhalten und ſucht die Burg in die Luft zu ſprengen; Ahasver rettet die Bedrohten durch unterirdiſche Gänge. Gegen den königlichen Königsmörder empört ſich inzwiſchen das Volk, der Admiral mit ſeinen Kriegsſchiffen unterſtützt den Aufruhr und führt ihn zum Siege; der König ſelbſt ſtürzt zerſchmettert vom Thurm in den Schloßhof. Gutenberg, der mit Marie ein idylliſches Glück genießt, Coeleſta, Fauſtina, Fauſt und Ahasverus, der auch geſühnt wird, ſchlafen und ſterben kann, bilden die immer mehr in Dithyrambik ſich auflöſenden Gruppen, bis Mephiſto mit ſeinen Banditen hereinbricht und den Ahasverus erſticht, während Fauſt durch einen der Genoſſen tödlich getroffen wird. Nun folgt die Fauſt-Apotheoſe. Mephiſto blickt ſtarr in ſeinen Pact, bricht dann vernichtet zuſammen und wird vom Staube der Erde verſchlungen. Daran ſchließt ſich ein Fauſt-Monolog voll Sternenbegeiſterung und ſideraler Phantaſien; das Flammenantlitz der Erdſeele erſcheint dem Sterbenden; die Sternengenien, die Philoſophen als ſelige Geiſter, die gläubigen Denker, ja auch höchſt originelle Geiſter: „zur chriſtlichen Glaubensabklärung Gelangte", ſingen Hymnen; eine Stimme von einem flammenden Stern ertönt; Fauſt als ſterbender Poſa legt ſeinem Richard Menſchenglück auf die Seele, und der neue König hält eine begeiſterte Anrede an das Volk.

Eine merkwürdige Dichtung, dieſer Stolte'ſche „Fauſt", das Werk eines genialen Naturalismus, reich an dichteriſchen Schönheiten, wie ſie nur echte Begeiſterung in die Feder dictirt, an kühnen und glücklichen Griffen in der Compoſition, an ſchlagenden Einfällen eines unverwüſtlichen Mutterwitzes — und daneben wieder ſo trivial, ſo predigerhaft langweilig, ſo gezwungen in wenig fließenden Verſen, in denen die Inverſion von Subject und Prädicat faſt zur Regel gehört, ſo unglücklich in vielen geſuchten Wendungen und Bildern! Eine reiche und glühende Phantaſie, Erfindungskraft, vielſeitige, über alles reflectirende Bildung, ſelbſt Sinn für den theatraliſchen Effect, der oft glänzend und wie mit bengaliſchen Flammen herausgeſtellt iſt — und ein ebenſo großer Mangel an künſtleriſcher Klarheit und Einſicht, an jener Beſchränkung, welche den Meiſter zeigt, an lichtvoller Anordnung, die den Gedanken mit unwiderſprechlicher Klarheit aus der geſchloſſenen Kunſtform ſelbſt ſprechen läßt und ihn nicht blos als Etikette daranhängt.

Der Hauptfehler des Stücks liegt wol in den beiden Charakteren des Fauſt und Mephiſtopheles. Der erſtere

verwandelt ſich, wie wir ſchon ſahen, faſt ganz in einen paſtoralen Schönredner, und abgeſehen von jenem Siſyphus-Monolog, welcher noch Fauſtiſche Muskeln zeigt, iſt der Charakter des Ringens und Strebens, der im Fauſt liegt, verwiſcht von einer Selbſtgewißheit, welche mit oratoriſcher Selbſtbefriedigung alle Weisheit des ſogenannten „Aufklärichts", der geläuterten Religioſität, der freimaureriſchen Menſchenliebe in unermeßlichen Ergüſſen von ſich gibt. Keine Spur jener Skepſis, jenes Titanenthums, welches doch auch bei dem ſich läuternden Fauſt nicht ausgelöſcht ſein darf. Der größte Fehler aber iſt, daß dieſer Fauſt ganz in der Defenſive verharrt, daß er den letzten, ſein Werk krönenden Angriff gar nicht mitmacht, nicht das Schwert in der Fauſt durch eine große That die Entſcheidung herbeiführt, ſondern ſich inzwiſchen in ſchöngeiſtigen Betrachtungen gefällt. So tritt Fauſt, wie bei Goethe im zweiten Theil, auch hier in den Rahmen, ſtatt in das Bild, und wird mehr der Chorus, ſtatt der Held zu ſein. Doch auch Mephiſtopheles wird mit ſeinen heimtückiſchen Mordverſuchen ein ganz äußerlicher Intriguant. Die Tiefe des dämoniſch-verneinenden Princips iſt doch nur darin zu ſuchen, daß daſſelbe auch für die edelſten Beſtrebungen den Bodenſatz ſchlechter Menſchlichkeit aufwühlt. In ſolcher Weiſe muß ſich Mephiſto beſtreben, dieſen Geiſt von ſeinem Urquell abzuziehen, alſo in der politiſchen Freiheitsbegeiſterung die Dämonen der Roheit und Gewalt entbinden, gegen die reine Liebe Fauſt's zu Fauſtina die ſchmachvolle Vergangenheit in irgendeiner lebensvollen Geſtalt ankämpfen laſſen u. ſ. w. Statt deſſen iſt Mephiſto wol ein witziger Schalk, im übrigen aber ein ordinärer „Attentäter".

Minder genial ſtrebend, minder originell als Stolte's „Fauſt", aber reifer in dem geklärten Gedankeninhalt und der Form des dichteriſchen Ausdrucks iſt die dramatiſche Dichtung von Auguſt Trümpelmann: „Luther und ſeine Zeit" (Nr. 2). Auch ſie hat vom Drama wenig mehr als die dialogiſche Einkleidung, und wenn ſich aus Stolte's „Fauſt" einzelne größere Hauptſcenen loslöſen laſſen, denen eine dramatiſche und theatraliſche Wirkung nicht abzuſprechen iſt, ja die ſogar auf den Bühneneffect berechnet erſcheinen und als Actſchlüſſe bei entſprechender Inſcenirung ihre Wirkung thun würden, ſo verläuft ſich Trümpelmanns „Luther" ganz in die Form dialogiſirter hiſtoriſcher Chronik, in welcher die Scenen, wie ſie die geſchichtliche Ueberlieferung an die Hand gibt, einander folgen, ohne Schürzung und Löſung irgendeines Knotens, ohne dramatiſche Spannung zu erregen, ohne aus einem feſten Mittelpunkt organiſch herauszuwachſen. Ja man kann kaum behaupten, daß Luther, wenngleich der geiſtige Mittelpunkt der ganzen Bewegung, auch ihr dramatiſcher ſei; denn in den letzten Theilen treten Sickingen und Hutten, der Krieg gegen Trier, die Vertheidigung der Burg Landſtuhl, Sickingen's Tod ſo in den Vordergrund, daß Luther mehr zum reflectirenden Chorus, mehr zum Kritiker als Schöpfer der Ereigniſſe wird. Wir ſehen zwar Luther auf dem Reichstage zu Worms, und dies iſt eine jener großen Situationen von dramatiſcher Wirkung, in denen die Dichtung getroſt der Geſchichte folgen mag; wir ſehen ihn auf der Wartburg, ſehen ihn energiſch den Bilderſtürmern in Wittenberg gegenübertreten. Dagegen hat auffallenderweiſe der Dichter verſäumt, uns die große Scene, in welcher die Reformation beginnt, welche ſie gleichſam ſymboliſch zuſammenfaßt und welche auch von bedeutenden Malern wegen dieſer ihrer Bedeutung als Ausdruck der Epoche dargeſtellt wird, die Verbrennung der päpſtlichen Bannbulle, uns in dramatiſcher oder dialogiſcher Einkleidung vorzuführen; er läßt ſie nur in der Weinſtube der Humaniſten in Erfurt erzählen.

Aus dieſem Mangel an dramatiſchem Gang kann man der Dichtung indeß keinen Vorwurf machen, da ſie ja ſchon äußerlich auf die dramatiſche Form verzichtet. Nehmen wir ſie als das, wofür ſie ſich gibt, als eine dialogiſche Darſtellung des Reformationszeitalters, ſeiner geiſtigen Beſtrebungen und Tendenzen, ſeiner hauptſächlichſten Begebenheiten, ſo bleibt ſie immerhin ein ſehr achtbares Werk; denn der Geiſt des Zeitalters iſt in meiſt tüchtiger und markiger Form ausgeprägt; Luther's Glaubensinnigkeit und charakterfeſte Entſchiedenheit, Hutten's freudige Begeiſterung, Sickingen's kampfesfrohe Ritterlichkeit treten in lebendiger und warmer Darſtellung vor uns hin; die Genrebilder aus dem Volksleben erinnern an den Stil des Fauſt'ſchen Spaziergangs, der in den erfurter Volksſcenen faſt zu genau copirt iſt; die Scenen aber, in denen die Humaniſten die Hauptrolle ſpielen, athmen einen Hauch geiſtiger Freiheit, der wohlthuend berührt.

Die metriſche Form iſt eine vielfach wechſelnde. Vorherrſchend iſt der reimloſe fünffüßige Jambus, doch wird er zuweilen von den gereimten Fauſt-Verſen abgelöſt, namentlich in den Genreſcenen, und die Humaniſten als formkundige und vielgewandte Männer erlauben ſich hier und dort in den Anapäſten der Parabaſen oder in den trochäiſchen Achtfüßlern derſelben zu ſprechen. Wie raſch ſich hier und dort dieſe Formen ablöſen, beweiſe die folgende Rede des Crotus:

Freund, wenn dir ein Leu auf Hyrkaniens Flur blutgierigen Rachens begegnet,
Du wirfſt dich zur Erd' und ſtelleſt dich todt, und hätt' es mit Kannen geregnet.
Aber kommt dir erſt ein ſolches Unthier hinterdrein gerannt,
Kutten tragend, weithin duftend nach des Scheiterhaufens Brand:
Solchen Ueberredungskünſten kann ich, Freund, nicht widerſtehn,
Darum hat vor ihrem Altar die Maria mich geſehn.
Doch räch' ich mich noch, ich künd's euch an, bin Rudiemus geheißen,
Sie ſollen, ich ſchwör's, am Dornſtrauch ſich noch öfter die Kutten zerreißen!

In der einzigen Liebesſcene des Stücks, in der zwiſchen Hutten und Emma, der es nicht an leidenſchaftlicher Bewegtheit und dramatiſchem Abſchluß fehlt, beginnt Hutten ſogar damit, ſeine Gefühle in der Form eines lyriſchen Gedichts auszudrücken:

Dämmrungsſchleier ſinkt hernieder,
Hüllt in Schatten die Natur:
Und es ſchlüpfen hin und wieder
Traumesgeiſter durch die Flur.

In den Zweigen leiſe, leiſe —
Vöglein gehen ſchon zur Ruh,
Nur im Traum geheimerweiſe
Flüſtern ſie ſich zwitſchernd zu.

All die kleinen Blumen ſchließen
Ihre bunten Aeugelein,
Und in heimlichem Ergießen
Hüllen ſie in Duft ſich ein.

Auch im Herzen wird es ſtille,
Das ſo wild und ſtürmiſch ſchlägt:
Wie's in deiner Friedenshülle
Süße Nacht ſo mild ſich regt!

Liebe ſchlingt mit ſtillem Weben
Um die Welt ihr Zauberband,
Goldne Träume mich umſchweben,
Gaukelnd an der Hoffnung Hand.

Ach! hier ging ich ihr zur Seite,
Träumte mir das ſchönſte Glück —
Herz, mein Herz, komm' zu dem Streite,
Zu dem heißen Kampf zurück!

Auf das Heute folgt das Morgen;
Was dich heute hochbeglückt,
Armes Herz! der nächſte Morgen
Hat die Blüte dir geknickt!

Als Probe für den im ganzen vorherrſchenden Stil Dichtung theilen wir den folgenden Monolog mit, , als der bedeutendſte von allen, den Gedankeninhalt Beſtrebungen Luther's und der Reformation in ebenſo ftiger wie inniger Weiſe ausſpricht:

Mein armes, armes Volk!
ach Nahrung ſchmachteſt du, dem Brot des Lebens,
ind dürre, ausgepreßte Träber beut
Man dir als Nahrung an; mit Menſchenſündlein,
Mit des Verſtandes eitelſten Gebilden,
Mit Seifenblaſen, nicht'gen Spielereien,
Mit Poſſen, Narrenteiding will man dir
)en Hunger ſtillen, armes, armes Volk!
(Pauſe.)
wie geſchäftig ſich der Menſch gemüht,
ahrhunderte im Schweiß des Angeſichts
es Geiſtes Kraft geopfert! ach! nur um
Mit Schutt und mit unheiligem Geröll
er Wahrheit lautern Strom zu überwerfen!
u Boden mit den öden, todten Mauern
er Satzungen, des leeren Händewerks,
ie kalt und ſtarr das Heiligthum umgeben!
ort mit dem eitlen Thun, in dem das Herz
es Menſchen ſich zu ſeinem Fluch belügt!
ort mit der ganzen Schar der Heiligen,
ie — jeder eine Lüge — ihrem Herrn
ie Ehre rauben, eiferſüchtig uns
en Weg verſperren, der zur Gnade führt!
rt mit dem Heer der Prieſter, die geweiht
s Himmels Thür den Laien frech verſchließen
d für ſich ſelber ſie nicht öffnen können!

d wollte meinen Arm die Wiſſenſchaft
feſſeln, die voll Stolz Theologie
ch nennt, doch die von Gott und ſeinem Weſen
chts weiß? die meint, es rage in den Himmel
r Haupt, wenn ſie auf Stelzen ihren Weg
rch Gottes Heiligthümer ſtolpert? Nein —
fühlt mein Arm ſich frei; die Stricke, die
Ihn krampfhaft einſt umwanden, ſind zerriſſen
Und liegen mir zu Füßen auf dem Boden.
Fort, Bücherweisheit! Mißt man ſo die Tiefe
Des Stroms der Wahrheit, daß man Schutt auf Schutt
In ſeine Fluten wälzt? Fort, fort, ihr Fragen,
Die eitle Neugier auf die Zunge legt,
Und die nur tändelnd kalter Witz beſpricht!
Fort, fort, ihr Schlüſſe klügelnden Verſtandes,
Die ihr uns nur das Heiligthum verſchließt!
Brich du hervor, du Strom aus meinem Innern,
Wie du einſt aus der Bruſt der erſten Zeugen
Die Welt beſiegend ſtark hervorgedrungen!
Du Strom, der du der Ewigkeit entquillſt,
Und deine heiligen Fluten an das Ufer
Der Zeit entſendeſt — aller Orten, wo
Begeiſterung ein Menſchenherz durchbebt,
Mit ſel'gem Ahnen einer höhern Welt
Die Bruſt des Zagenden erfüllſt, — auch hier
An dieſe Bruſt ſchlug deine Welle an,
Auch dieſes Herz hat deine Flut durchwallt.

Wie wohl iſt mir, nun hab' ich mich gefunden,
Da ich in meinem Gott mich fand,
Und jauchzend in der Flucht der Stunden
Halt' ich mit feſtem Fuße Stand.
Der eignen Kraft war einſt mein Eid geſchworen,
Und raſtlos ſchafft' ich früh und ſpat,
Saß in des Wiſſens hohen Thoren
Und pflog mit allen Weiſen Rath;
Und dennoch, wie im Traum verloren,
Bald hier bald dorthin ging mein Pfad,
Voll Hoffnung ſah ich jeden Morgen winken,
Verzweiflungsvoll des Abends hinzuſinken.

Fahr' hin denn, Kraft, die in mir webte,
Mich reizte ſtets zu neuem Gang,
Doch — wenn ich nach dem Höchſten ſtrebte,
In ihrem tiefſten Kerne krank,
Mich nur mit kurzer Glut belebte
Und vor dem Ziel ermattet ſank —
Fahr hin! mit meinem Gott verbündet,
Fühl' ich mich ſtark, auf einen Fels gegründet.
(Er faßt nach der Bibel.)
Und du, mein Lebenswort, das du mich nährteſt,
Dich faſſ' ich, und ich drücke dich ans Herz,
Das du mir Troſt und Labung mild gewährteſt,
Wenn ich verging vor Noth und Seelenſchmerz.
Und ſchlägt dein Ernſt auch manche tiefe Wunde,
Haſt du doch ſüßen Balſam auch bereit,
Daß der Geſchlagene ſogleich geſunde,
Und das bedrängte Herz wird wieder weit!
Dich halt' ich, und dich ſoll mir niemand rauben!
Du gabſt mir meine Kraft, mir meinen Glauben!

Dem Bedauern, daß der Dichter den Stoff nur dialogiſch in willkürlicher Scenenfolge und nicht in einem organiſch aufgebauten Drama behandelt hat, tritt die Erwägung entgegen, daß Luther ſich nicht zum Helden eines geſchloſſenen Dramas eignet, und daß auch Zacharias Werner's in ſtrengerer dramatiſcher Form gehaltene und nur durch ungehörigen Myſticismus entſtellte „Weihe der Kraft" wegen des wenig geeigneten Stoffs geſcheitert iſt.

Rudolf Gottſchall.

Neue Romane und Novellen.

„Man muß die Stimmen wägen und nicht zählen", sagt Schiller im „Demetrius". Dies Wort gilt auch von den Romanen. Jedes Jahr erscheint in Deutschland eine außerordentliche Menge neuer Unterhaltungsschriften; legt man sie aber auf die kritische Wage, so gilt von den meisten ein Mene Tekel, d. h. Gewogen und zu leicht befunden! So sind denn auch unter den vielen Romanen, die wir diesmal besprechen, nur wenige von tieferm Gehalt und bleibendem Werth. Lassen wir dem schönen Geschlecht den Vortritt:

1. Ministerfieber und Schwiegersöhne. Kein sentimentaler Roman von E. Merx. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1868. 8. 3 Thlr.

Schon der Titel dieses Romans zeugt von dem Streben der Verfasserin, pikant zu erscheinen. Sentimental ist der Roman allerdings nicht; er ist eine Satire auf die Sucht mancher Mütter, Schwiegersöhne zu bekommen, und auf die Jagd mancher Männer nach Ministerstellen. Im ganzen kann ich den Roman nur für mislungen halten; ein Brei, mit dem raffinirtesten Gewürz versehen, ist und bleibt ein Brei. Man entschuldige diese Vergleichung, die uns deswegen nahe liegt, weil die Verfasserin echt frauenzimmerlich nicht nur bei der Beschreibung von Mahlzeiten sehr ins Einzelne geht, sondern auch namentlich bei der Schilderung eines Frauenzimmers, das von der Sucht als Schriftstellerin aufzutreten besessen ist, und bei den Planen und Gedanken, die im weitern Verlauf der Schilderung an den Tag kommen, ihre Gleichnisse gern von der Küche entlehnt. Zwei Klassen von schriftstellernden Damen werden mit besonderer Vorliebe von ihr angeführt: die Blaustrümpfe à la Henriette Hanke und diejenigen à la Gräfin Hahn-Hahn. Der ganze vorliegende Roman selbst stellt ein solches Gemengsel aus Alltagsgeschichten, Alltagsfiguren, Alltagsgedanken und einem Haschen nach geistreich sein sollenden Ingredienzien im Geschmack der renommirten Dame aus Mecklenburg dar. Zu diesen Ingredienzien zähle ich namentlich so manche irrlichtelirende Witze, lobende oder tadelnde Beziehungen auf Größen der Gegenwart, wie Herwegh, ja Thierarzt Urban in Berlin, sonderbare Namen wie Olgo, Jago, Semiramis von Malzan, Beschreibungen von Kleidungen und neuen Moden, Herumnippen an verschiedenen Tagesfragen, sogar unnöthige Fremdwörter, wie cachiren, attachiren, dejeuniren, sans gêne. Was der Verfasserin fehlt, ist mit Einem Worte Klarheit und geistige Einheit. Daher kommt es auch in ihrem Roman nur zu komischen und tragischen Ansätzen, aber zu nichts Ganzem und Gedrungenem. Damit hängt zusammen, daß in dem Roman gar zu viele Personen in einem bunten Durcheinander auftreten. Die Verfasserin entschuldigt sich mit Henriette Hanke und setzt ein paarmal die verwandtschaftlichen Beziehungen dieser kleingroßen Welt auseinander, aber selbstverständlich wird dadurch der Schaden nicht gebessert. Es thäte beinahe noth, einen Stammbaum der in diesem Roman auftretenden Personen beim Lesen zu entwerfen, um nicht den Ueberblick über das Ganze zu verlieren. Mag nun die Verfasserin sich selbst mit der Ueberschrift des sechsten Kapitels trösten: „Une bon auteur n'a rien à espérer que la haine de son sexe et la crainte de l'autre" — ich kann sie nur auf die alte Regel verweisen, welche die angehende Schriftstellerin Jakobine von ihrem Bruder bekommt: „Denke nur immer, ehe du schreibst." Zum Denken gehört Zusammenfassung, Harmonie, Einheit im Zerstreuten; dem Dichter muß der Verlauf seiner Geschichte zwar nicht in allen Einzelheiten, aber doch im großen und ganzen, in allgemeinen Umrissen vorschweben. Man könnte die Verfasserin an Goethe verweisen, der in seinem „Faust" gewiß ein Stück in Stücken gegeben hat und die Phantasie mit allen ihren Chören vernehmen ließ, und der doch nach seinem eigenen Geständniß von Anfang an über den allgemeinen Verlauf der Tragödie mit sich im Klaren gewesen ist. Das unruhig abspringende Wesen widerspricht dem Gesetz der ruhigen Breite, der gelassen behaglichen Darstellung, das der Roman, wenngleich nicht mit derselben Strenge wie das Epos, befolgen muß. Hunderttausend durcheinander fahrende Feuerfunken können den Glanz der Sonne nicht ersetzen. Ja wohl ist es wahr, was die Verfasserin die Jakobine, die sich von ihrem Bruder bereden läßt, ein ihr Verhältniß zwischen einer Gans und einem Sperling in einem Roman oder Drama zu bearbeiten, zuruft:

Wie anders hatte sie sich das Bücherschreiben vorgestellt, wie so gar keine Ahnung von den Schwierigkeiten gehabt, welche sie nun unablässig dabei traf! Bald keine Stimmung, bald Unruhe von außen, bald Zweifel und Unentschlossenheit, bald eine Schwere in der Hand, also geistige und physische Schwere zugleich, und sie konnte sich nicht für und wider den Stoff entschließen.

Jakobine nimmt sich vor, Studien zu machen, und möchte der Verfasserin rathen, die ewigen Muster des Romans, einen Cervantes, Goethe, Fielding, Walter Scott immer und immer wieder zu studiren, um von ihnen zu bekommen, was ihr fehlt: Maß, Klarheit, ruhiges Leben, Harmonie. Einen harmonischen Gesammteindruck wird das Werk nicht zu machen.

2. Nicht nach der Schablone. Novellen von E. Merx. 3 Bände. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr.

Das Werk trägt auf dem Titel dieselbe Jahrzahl wie die zwei Bände des eben genannten Romans; beide gewiß kennzeichnend für unsere schnell und viel schreibende Zeit. Der Titel selbst scheint mir an einer gewissen Unklarheit zu leiden; denn ein Werk kann nicht nach einer Schablone verfaßt sein und dennoch an die Regeln, welche die Aesthetik für die Novelle aufgestellt, sich genau anschließen. Das Originelle, das diese Novellen — ich nehme ich von diesem Tadel die erste des zweiten Bandes aus — für sich in Anspruch nehmen, entspricht ganz dem schon getadelten Verfahren, das die Verfasserin im Romane eingeschlagen hat. Ja es ist jenes Gesetz, mit dem Horaz seine ars poetica eröffnet, hier noch greller verletzt als im Roman. Man denke: der Arzt Arnold, der in zwei Dritttheilen der Novelle als ein durchaus edler, menschenfreundlicher und redlich vorwärtsstrebender Mann geschildert ist, wird in der von ihm eingegangenen Ehe, an der ein Makel haftet, Vater einer Misgeburt, eines Kretins

einem Wolfsrachen und Eulenkopf; es fehlte diesem in der Taufe Peregrinus genannten Kinde sogar jeder thierische Instinct, es kannte nicht die Mutter, nicht die Wärterin, nicht das leiseste Zeichen von einem Gedächtniß war ihm abzulauschen, und der Laut, der zuweilen dieser Mundhöhle entfuhr, war dem Gekreisch einer Eule ähnlicher als der menschlichen Stimme. Um sich und seine Gattin von tödlichem Gram zu befreien, beschließt der Arzt, der durch allerhand Sophismen die bessere Stimme in seinem Innern überläubt hatte, das lebensunfähige Kind mit Gift zu tödten, aber seine That der Mutter des Kindes zu verschweigen, und führt diesen Vorsatz aus. Diese That wurde ihm um so leichter, da er, wie viele Aerzte, den Glauben an den persönlichen Gott verloren hatte, nur von der allgemeinen Menschenliebe, aber nichts vom Glauben und von der Hoffnung wissen wollte und sich im Gegensatz zu dem Gehalt einer der christlichen Hauptlehren befand, alles auf dieser Erde gering zu achten, weil es durch die Sünde verdorben, gegenüber der überschwenglichen Herrlichkeit Gottes, welche jenseits offenbar werden soll. Eine bezeichnende Aeußerung der Verfasserin, die von ihrer Einseitigkeit und Unklarheit deutliches Zeugniß ablegt. Nach dieser pietistischen Wendung ist es denn nicht zu verwundern, daß Arnold, von Gewissensbissen gefoltert, schließlich sich selbst durch Gift tödtet: „ein Opfer des feinsten Egoismus in der Form der Liebe." Natürlich im Schos des Pietismus und Mönchthums sind noch nie solche Schandthaten erzeugt worden; hier geht alles höchst sittsam und ehrbar zu. Solange die Orthodoxie herrschte und ehe noch die leidige Aufklärung in die Welt kam, war der Egoismus geächtet, das Band der reinsten Liebe umschlang die Völker, und keine einzige Blutschuld befleckt das Mittelalter. Unklarheit der Unklarheiten! Die Novelle selbst ist eine Misgeburt und erinnert an des römischen Dichters Bild vom schönen Weib mit dem Fischschwanz. Wollte die Verfasserin einen Tendenzroman gegen den materialistischen Unglauben schreiben, so müßte das ganze Werk von Anfang an auf diesen Grundgedanken angelegt sein; davon aber ist keine Spur zu finden, denn Arnold hatte ja die Menschenliebe immer praktisch geübt und von seiner Stellung zum Christenthum war keine Rede. In diesem Betracht könnte die Verfasserin von einer Ida Hahn-Hahn in ihrer dermaligen Periode und von dem pietistischen Blaustrumpf W. C., aus dessen Feder der Roman „Eritis sicut deus" geflossen ist, lernen. Die Werke dieser Damen sind von Anfang bis zum Ende, wie dies bei einem Tendenzroman besonders nothwendig, nach einem Plane angelegt. Die Verfasserin lese die ars poetica des Horaz, ein Werk, in welchem der Dichter nach Wieland die Pisonen nicht zur Schriftstellerei und Schöngeisterei ermuthigen, sondern davon abhalten wollte. Die Novelle entbehrt aller Einheit; zur Rechten sieht man wie zur Linken eine halbe Novelle heruntersinken.

Besser ist die zweite Novelle des zweiten Theils: „Nach Paris." Hier herrscht mehr Plan und Zusammenhang. Im Grund aber ist auch diese Novelle nur eine stark gewürzte Alltagsgeschichte. Unbegreiflich ist, wie der Stadtrath Haushahn, der doch sonst ein sehr praktischer und tüchtiger Mann ist, sich um die Erziehung seiner Nichte, die doch mit ihm in Einem Hause wohnt, nicht mehr bekümmert, sondern sie ungestört ihren leichtsinnigen Lebenswandel fortsetzen läßt. Die Flucht nach Paris wird auf zwei Zeilen abgemacht, anderes, was nicht zur Sache gehört, weitläufig besprochen. Von planvoller Gruppirung und Ausscheidung des minder Wesentlichen von der Hauptsache hat die Verfasserin keine Ahnung, sie schreibt mit fliegendem Kiel; aber mit der ersten Novelle verglichen kann diese letzte allerdings nur gewinnen.

Um jedoch nicht ungerecht zu werden, muß ich bekennen, daß die erste Novelle des zweiten Theils: „Die Kirche am Genfersee", die genannten Fehler glücklich vermeidet. Diese Novelle macht einen höchst wohlthuenden Eindruck und zeigt, daß die Verfasserin, wenn sie das unglückliche Haschen nach geistreichen Absonderlichkeiten aufgibt, wohl etwas Tüchtiges zu leisten vermag. Und so können wir ihr denn zum Schluß noch die tröstliche Mahnung geben, sie solle sich selbst zum Muster nehmen und den in dieser gediegenen Novelle eingeschlagenen Weg weiter verfolgen. *)

3. Düstre Mächte. Erlöst. Novellen von Claire von Glümer. Berlin, Lesser. 1867. 8. 15 Ngr.

In beiden Novellen zeigt sich ein bedeutendes Talent der Schilderung; was aber den tiefern Werth betrifft, so kann unser Urtheil nicht lobend ausfallen. Die Schicksalstragödien eines Zacharias Werner, Grillparzer, Müllner sind ungeachtet des Talents, das sich in ihnen ausspricht, vergessen, und ein ähnliches Schicksal wird auch diese Novellen treffen, in denen ein düsteres Verhängniß mit seinem Bruder, einem unberechenbaren Zufall, sich in die Herrschaft theilt. Unbegreiflich, wie Roderich an eine eheliche Verbindung mit dieser Isabella, die mit dem Zweiten Gesicht behaftet ist und bisweilen in nächtlicher Weile mit Geistermacht auf den Kirchhof getrieben wird, denken mag! Die zweite Novelle ist befriedigender als die erste; die düstern Mächte verschwinden, es stellt sich heraus, daß nicht Lothar, wie er lange Zeit geglaubt, sondern ein Glücksritter, Namens Rieth, seine erste Frau erschossen hat. Aber die Art und Weise, wie der verworrene Knoten gelöst wird, ist nicht frei von mancherlei Unwahrscheinlichkeiten und macht auf mich wenigstens den Eindruck des Gezwungenen und Manierirten.

4. Gerichtet und gerettet. Roman von Karl Wartenburg. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel erinnert an ein bekanntes Wort am Schluß vom ersten Theil des Goethe'schen „Faust". Indessen hinkt doch die Vergleichung; denn Gretchen wird schuldig, Susanne aber bewahrt in der größten Gefahr ihre Unschuld und wird von ihrem Liebhaber gerettet. So betrachtet, wäre der Titel irreleitend. Man könnte aber das „Gerichtet" auch auf den Justizrath beziehen, der seine Tochter Susanne moralisch zu ruiniren und dann physisch zu vernichten sucht, aber von der Nemesis als Mörder des ersten Gatten seiner Frau entlarvt wird und sich selbst mit Gift aus der Welt schafft. Dieser Roman ist gelungener als „Ministerfieber und Schwiegersöhne"; er

*) Merkwürdig ist die S. 109 mitgetheilte und als Thatsache bezeichnete Prophezeiung der greisen, zur Zeit der Abfassung der Novelle in Genf lebenden Helmina von Chezy, am 17. August 1868 werde Napoleon ermordet und dann die Republik ausgerufen werden.

ist in einer blühenden, nur manchmal durch sinnstörende Druckfehler entstellten Sprache und mit innigem, warmem Herzensantheil, der wohlthuend zum Herzen des Lesers spricht, geschrieben, und reich an interessanten Charakteren und Situationen. Aber ein Werk aus dem Ganzen und Vollen ist auch „Gerichtet und gerettet" nicht; wir haben mehr disjecti membra poëtae als ein ganzes und geschlossenes, organisch zusammenhängendes Werk. Ein weltschmerzliches Pathos durchwaltet den Roman; das Elend, das auf der armen Menschheit lastet, tritt uns in seiner dreifachen Gestalt, als metaphysisches, physisch-sociales und moralisches, vor die Augen. Betrachtungen, die lebhaft an die Gespräche der Todtengräber im „Hamlet" erinnern, der Moleschott'sche Kreislauf der Natur, Zweifel eines Candidaten der Theologie an der Unsterblichkeit der Seele, Darwin's Lehre vom Kampf ums Dasein — der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an. Zwar wird, wie schon bemerkt, das Verbrechen des Justizraths Rhoden durch eine merkwürdige Fügung der Umstände entdeckt, und der zweifelnde Theolog Paul ruft dem Verbrecher selbst zu:

Seht ihn an, den glatten Schurken, wie Gott mit seinen Fingern das Kainszeichen auf seine Stirn schrieb. O, es gibt doch einen Rächer aller Missethat; —

aber der Verbrecher selbst, der sich schließlich vergiftet, hinterläßt eine recht materialistische Rechtfertigung seines Lebens, in der es heißt:

Geschöpfe des Zufalls und der Laune quälen wir uns selbst mit erfundenen Märchen von Moral und Religion. Der Zufall ist Gott, die zufällige Zusammenwürfelung der Stoffe, aus denen wir bestehen, bestimmt unser Schicksal. Die Windungen und die Masse des Gehirns enthalten unsere Fähigkeiten. Ein paar Tropfen dieses braunen Safts sind hinreichend, um ihre Verbindung zu lösen.

Damit stimmt freilich nicht recht, daß nach II, 65 die Tage seiner Krankheit für ihn acht Tage der Erkenntniß, der Buße und der Läuterung wurden; aber hier muß offenbar ein sinnstörender Druckfehler vorliegen; wahrscheinlich soll es statt acht heißen nicht. Ebenso bleibt der Arzt Krähe bei seiner durchaus materialistischen Anschauung, und daß der Verfasser in diesem Arzt einen edeln und sittlichen Charakter gezeichnet hat, ist nur zu loben; wir sehen daraus, daß der Materialismus nicht nothwendig zu einem unsittlichen Leben führt. Was aber den Candidaten Paul betrifft, so wird er durch die Liebe zu Susanna bekehrt; durch ein paar allgemeine Betrachtungen und einen Spruch des Evangeliums im Munde seiner Geliebten werden seine Zweifel verscheucht und sein Herz wird mit Trost und Ruhe erfüllt.

„Einst", sprach er leise, „frug ich mich, als mich noch die Bisse des Zweifels quälten, warum Mann und Weib geschaffen worden, warum Gott dem Manne eine Gefährtin gegeben. Als ob es nicht genug gewesen sei an dem Elend des einen. Heute frage ich nicht mehr. Ich wäre untergegangen ohne deine Liebe und deinen Glauben. Deine Liebe ließ mich Gott wiederfinden und mich selbst. Ich fand ihn durch dein Herz und verliere ihn nimmer wieder. Mann und Weib zusammen nur können Gott finden und erkennen." Paul und Susanne sind die Freunde der Armen, die Tröster der Unglücklichen. Paul lehrt das Evangelium Christi, die Religion der Liebe zu Gott und den Menschen — nicht im Priestergewand und von der Kanzel, sondern durch seinen Wandel, durch die Thaten an seinen Brüdern.

Die ihm natürlich bei dem ungeheuern Vermögen, das ihm Susanna zugebracht hat, leicht werden — möcht' ich hinzusetzen. Was er eigentlich statt eines Pfarrers geworden ist, bleibt verschwiegen; wahrscheinlich ein reicher Landwirth. Den ganzen Schluß, die ganze Lösung des Knotens halte ich für außerordentlich schwach, für ebenso schwach, wie wenn in Goethe's „Faust" der Held der Tragödie Gretchen geheirathet hätte und dann ein ruhiger, zufriedener Bürger oder Professor, der sein collegium logicum ordentlich absolvirt, geworden wäre. Muß denn jeder Roman mit einer Heirath schließen? Nothwendigkeit und Allgemeinheit, diese zwei Kennzeichen der Wahrheit, treffen sie bei dieser Lösung zu? Wäre Spinoza ein gläubiger Christ geworden, wenn er — er war einmal verliebt — geheirathet hätte? Sieht man nicht an seinem Beispiele, daß auch ein Pantheist heiter und gelassen sein kann? Der Arzt Krähe würde zu den Schlußworten Paul's bedenklich das Haupt schütteln, und der Philosoph Helvetius würde darin eine neue Stütze seiner Lehre finden. Ist nicht andererseits der Fall möglich, daß ein Mann in einer wahrhaft sittlichen und glücklichen Ehe lebt und doch von Zweifeln aller Art beunruhigt, oder auch nicht beunruhigt wird? denn nicht jeder Zweifler ist unglücklich. In Goethe's Gesprächen mit Eckermann wird die Schriftstellerei von Damen als vergeistigter Geschlechtstrieb aufgefaßt; wie nahe liegt es, den Schluß unsers Romans auf eine ähnliche Weise zu parodiren! Die Ehe ist also das große Heilmittel für den Zweifel, der an unserer Zeit nagt — difficile est satiram non scribere. Dieser Schluß ist so gewöhnlich, so ganz in der hergebrachten Romanweise und bestätigt das Urtheil von Gervinus, daß die Liebessentimentalität in unserer Literatur ein viel zu starkes Moment sei.

Das weibliche Geschlecht bekommt II, 33 die Lehre:

So viele Frauen trösten sich mit dem Gedanken, daß ihr Los Bestimmung ist. Ihrer Anlage nach mehr bestimmt zu dulden, als thätig den Faden des eigenen Schicksals zu spinnen, ist die Ergebung in die Bestimmung, in das Unveränderliche — ein ebenso erklärlicher als natürlicher Trost des weiblichen Geschlechts.

Ferner lesen wir II, 122:

Man lebte im Mittelalter mehr ein animalisches Leben. Unsere Zeit ist viel spirituellerer Natur; und wenn auch augenblicklich der Materialismus in seiner brutalsten Gestalt über den Markt des Lebens stolzirt, es ist dies nur ein Zeichen der Gärung, welche die Menschen unserer Tage bewegt, die im Suchen und Ringen nach der Wahrheit begriffen sind, eifriger als irgendein Geschlecht.

Und II, 149:

Je mehr ich darüber nachdenke, komme ich zur Ueberzeugung, daß alle die Fragen, welche die Menschheit bewegen, die Fragen der Politik und der Gesellschaft, nicht eher gelöst werden können, als bis sich die Menschheit wieder eine neue religiöse Grundlage gebaut hat, von der aus sie den Staat und die Gesellschaft verbessert. Die Menschheit muß wieder zum Bewußtsein Gottes kommen. In diesem Bewußtsein wurzelt das Recht des einzelnen.

In diesen und andern Betrachtungen des Verfassers und seines Helden Paul liegen weit mehr Momente, den Knoten zu lösen oder ihn doch der Lösung nahe zu bringen, als in dem banalen und fatalen Heirathsschluß; aber freilich der Eindruck, den der Schluß eines Romans hervorbringt, wirkt am längsten in der Seele nach. Der Roman ist aus zu vielen Stücken zusammengesetzt, um

einen harmonischen Gesammteindruck hervorzubringen. Ich verweise den Verfasser aus Mangel an Raum in aller Kürze auf das Vorspiel auf dem Theater in Goethe's „Faust", und bitte ihn, außer den Betrachtungen der lustigen Person und des Directors (z. B. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, und jeder geht zufrieden aus dem Haus" u. s. w.) die Worte nicht zu überhören, die der Dichter im Namen und Interesse der Poesie selbst, und zwar der romanhaften wie der dramatischen, allen Dichtern ins Herz und in die Seele ruft.

5. Schatten und Licht. Erzählungen und Skizzen von Moritz Horn. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In zwei Bänden auf zusammen 411 Seiten 15 kleinere und größere, mehr oder weniger gelungene Stücke, durchgängig Liebesgeschichten, meistens leicht und obenhin mit fließendem Kiel gezeichnet, nicht frei von mancherlei Härten des Stils und Sprachfehlern, sowie von unnöthigen Fremdwörtern. Gelungen sind z. B. die „Zimmer-Studien", die „Träumereien auf Wegen und auf Stegen", anmuthige, sich leicht lesende Skizzen. Höchst unwahrscheinlich ist die Entwickelung in „In der Mansarde". Der Verfasser selbst unterbricht seine Erzählung mit den Worten: „Bedenken werden hier und da laut werden, aber wir bitten, das Blatt nicht wegzulegen; das Bild, das wir auszuführen versuchen wollen, soll eine edle Männlichkeit darstellen, wie sie leider nur selten noch gefunden wird." Nun ist durchaus nicht abzusehen, warum Alfred das Mädchen, dessen er sich so edelmüthig angenommen hat, das er liebt und das seine Liebe erwiedert, verläßt, mit schwerem Herzen sich von ihr heimlich losreißt und nur ein Plätzchen in ihrem Herzen anspricht. Wenn solche Liebhaber „nur noch selten gefunden werden", so ist dies noch kein schlechtes Zeichen der Zeit; ich glaube, sie sind zu allen Zeiten selten oder sie sind noch gar nicht dagewesen.

6. Der zerrissene Dreiklang. Roman aus dem Leben eines Musikers von Moritz Horn. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Dieser Roman ist tiefer und gediegener als die soeben erwähnten Skizzen desselben Verfassers. Der Dreiklang, der zerrissen wird, heißt: Wein, Weib, Gesang.

Nicht Willkür hat diese Zusammenstellung geschaffen, nein, das allmächtige Naturgesetz des Alls, welches jedem Leblosen wie Belebten seine Stelle angewiesen hat. Wie in der Musik die Terz das Belebende, Charakteristische ist, so ist es das Weib im menschlichen Dreiklang. Versuchen Sie, Felix, die Worte umzustellen, welche Dissonanz, wie unmusikalisch, keinem ästhetischen Ohr erträglich: Gesang, Wein, Weib! Weib, Gesang, Wein! Wie erschrecklich klingt das, wie sinnlos! Nein, so muß er bleiben, wie ihn der große Reformator unsers Glaubens, der musikalische Luther, hingestellt hat. Wein, das heißt die Natur, die sich in den Beeren der Rebe vergeistigt, das Weib, mit dessen Erschaffung der Herr sein Werk abschloß, der Gesang, der die Gesammtkunst und, sehen Sie, bester Freund, wieder speciell unsern gemeinsamen Liebling, die Musik, repräsentirt.

Dieser Dreiklang wird nun durch die Herzlosigkeit einer Kokette, die mit dem Musiker Felix nur ein unterhaltendes Schäferspiel treibt und nachher ihre Hand einem andern reicht, der wie sie von Adel ist, in seiner Mitte zerrissen, aber durch ein anderes Weib, das den aus Liebesschmerz wahnsinnig gewordenen Künstler durch Musik heilt und schließlich seine Gattin wird, wiederhergestellt. Der Roman enthält viele schöne Einzelheiten, gelungene Schilderungen, treffliche Bemerkungen über Kunst und Leben, aber auch manche Spuren flüchtiger Eile. Im ganzen liest er sich recht leicht und angenehm.

7. Badegeschichten von Lucian Herbert. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Buch beginnt mit einer Kriegsreminiscenz als Quasi-Einleitung zu den Badegeschichten und versetzt uns in den Sommer 1866 und in das böhmische Bad Wartenberg. Der Verfasser sagt:

Nachdem die ausgeschickte Friedenstaube mit den Zeitungen glücklich in die Arche zurückgekehrt war, gab man sich in Wartenberg zufrieden und lenkte in die altgewohnten ruhigen Bahnen ein. Es entwickelte sich in Wartenberg wieder das gemüthliche Stillleben, wie es in normalen Jahren daselbst herrscht; und unter dem nach den erlebten stürmischen Ereignissen doppelt wohlthätigen Einflusse dieses Stillebens entstand der kleine Roman, den ich in den folgenden Blättern der Leserwelt vorlege, welche vielleicht die Flüchtigkeit mancher Schilderung damit entschuldigen wird, daß ich die kleine humoristische Erzählung sozusagen mit einem Fuß im Zimmer, mit dem andern im Walde stehend schrieb. Manches Kapitel ist mit Bleistift im Walde selbst geschrieben, der bis an die Schwelle meiner Wohnung reichte und eine Fülle herrlicher Spaziergänge darbot, um welche manches Weltbad das stille Wartenberg beneiden würde.

Bäder sind, wie Vischer in der „Aesthetik" sagt, Hauptsitze der blasirten Langeweile; aber diese Bemerkung scheint doch nur von Weltbädern zu gelten, z. B. von Baden-Baden. In Karlsbad könnten diese kleinen, von einem ergötzlichen Humor getragenen Geschichten, die sich leicht und angenehm lesen, schwerlich spielen. Im Haschen nach pikanten Ausdrücken und Fremdwörtern, mit welchen diese Schrift aufgedonnert ist, hätte der Verfasser mehr Maß halten dürfen.

8. Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries von Melchior Meyr. Leipzig, Keil. 1867. 8. 27 Ngr.

Was für eine gewagte Sache es um die Dorfgeschichte ist, zeigt vorliegender Roman deutlich. Melchior Meyr ist einer unserer ersten Erzähler, und doch ist nach meiner Ansicht dieser Roman verzeichnet. Das Buch ist dem Freunde des Verfassers, dem Pfarrer Balthasar Guth, der den Stoff zu dieser vom Verfasser dann weiter ausgeführten, genauer motivirten und idealisirten Erzählung geliefert hat, zugeeignet. Meyr fürchtet den Vorwurf, er habe das rieser Landvolk gar zu interessant und liebenswürdig geschildert, und sucht sich zum voraus dagegen zu verwahren. Von mir hat er diesen Vorwurf nicht zu fürchten; ich glaube, daß er vielmehr unter dem Ideal geblieben ist und zwar durch einen einzigen Zug, der sein im übrigen treffliches Gemälde völlig entstellt. Sophie, die wirklich den Namen einer „Perle" verdient, will ihrem Geliebten gegenüber, der zu schüchtern ist, sich um sie zu bewerben, die Initiative ergreifen und ihm ihre Neigung zu erkennen geben; um ihren Zweck zu erreichen, schickt sie den Juden Schmole zu ihm, der nachher als Werber seinen Kuppelpelz empfangen wird. Dies ist nun im Ries (die Hauptstadt vom Ries ist Nördlingen) ländlich sittlich; aber ein hochherziges, ideal gesinntes Mädchen wird sich über ihre Zeit und Umgebung erheben und nicht durch

Vermittelung eines gewinnsüchtigen Juden, sondern durch eigene Klugheit und Gewandtheit eine günstige Wendung ihres Geschicks herbeiführen. Dieser bei der ersten und zweiten Brautschaft der hochherzigen Sophie ganz arglos als Brautwerber hin- und hergeschickte Jude macht einen höchst widerwärtigen Eindruck und verwischt allen Schmelz der Poesie.

„Gesunden Erd- und Heugeruch" verlangt Vischer mit Recht von der Dorfgeschichte; aber viele Dorfgeschichtenschreiber hatten und haben keine Ahnung, wie viel Erde, Steinchen, Gewürm sie von einer auf ländlichem Boden gewachsenen Pflanze abschütteln müssen, um sie mit Erfolg in den Garten der Poesie zu verpflanzen. Melchior Meyr konnte diesen Zug beibehalten, durfte ihn aber nicht anders als komisch verwenden.

9. Bernhard Heßlein's gesammelte Werke. Erster Band: Die gnädige Frau. Neunter Band: Unter dem Schleier der Nacht. Leipzig, Burfürst. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Vom Land in eine europäische Hauptstadt, vom Ries nach Berlin, vom Süden nach Norden — ein großer Sprung. Aber Welt ist Welt und bleibt sich überall gleich; überall herrscht „der Erde Gott, das Geld", wie Schiller, oder „der Satan des Goldes", wie Heßlein sagt, und greift besonders störend und vernichtend in das eheliche Leben ein. Düstere Gemälde aus Preußens Hauptstadt, Gemälde mit sehr viel Schatten und wenig Licht entfalten sich vor uns; Mord, Lüge, Verrath, Betrug, Wucher, Verschwendung vergiften die Gesellschaft. Zwar werden die Schuldigen von der Gerechtigkeit noch erfaßt und verfallen dem Wahnsinn, bitterer Armuth, düsterer Verzweiflung; aber das Unheil, das sie angestiftet, wird dadurch nicht ungeschehen gemacht, und die Opfer, die ihrer Lasterhaftigkeit gefallen sind, kehren nicht zum Leben und Glück zurück. Aus der Vorrede zum ersten Roman ersehen wir, daß derselbe schon im Jahre 1856 unter dem Titel: „Der Teufel des Goldes", erschienen ist. „Ich habe dieses sehr umfangreiche berliner Sittenbild in der jetzigen gänzlich umgearbeiteten Ausgabe in zwei, jedoch ineinandergreifende Romane getheilt."

Ueber den zweiten Roman: „Unter dem Schleier der Nacht", macht Heßlein die nachfolgende Mittheilung:

Die erste Auflage vorliegenden Werks erschien 1857. Der dritte Theil desselben wurde confiscirt, und der Verfasser unter Anklage gestellt, gegen §. 51 des preußischen Strafgesetzbuchs verstoßen zu haben. In erster Instanz wurde auf Antrag des Staatsanwalts die Vernichtung dieses dritten Theils ausgesprochen und der Verfasser noch außerdem zu einer Geldbuße verurtheilt; in zweiter Instanz jedoch trug er eine glänzende Freisprechung davon. Die Folge dieses langen Processes und der endlichen Freigebung des Werks war ein so ungemein beschleunigter Absatz, daß die ganze Auflage innerhalb drei Monaten vergriffen war.

Es versteht sich von selbst, daß der dichterische Werth nach der Absicht des Verfassers und des Publikums hier untergeordnet ist. Die Tendenz und das stoffliche Interesse walten vor; sie sind aber nicht ins Ganze organisch verwoben, sondern stehen äußerlich darüber. Die Luft eines Gefängnisses oder eines von Bewohnern sehr verschiedener Art vollgepfropften Hauses ist nun einmal nicht diejenige, in welche uns die Poesie nach Goethe erheben soll. Einige Schilderungen sind sehr schön, andere gehen mit ermüdender Weitläufigkeit ins Einzelne und Kleinliche ein; die moralisirenden Betrachtungen könnte man oft entbehren. Wir geben eine gelungene Scene:

Der (wahnsinnig gewordene) Wucherer Marquard erkannte den Commissionär nicht; vielleicht dämmerte ihm jedoch ein schwaches Licht der Vergangenheit auf. Er faßte Jakobs beim Arme und sagte, eine sehr wichtige Miene annehmend: „Sagen Sie dem Hrn. von Rothschild, daß ich die Bergwerke von Tobolsk nicht kaufen werde, da ich das Uralgebirge acquirirt habe, und wenn er die halbe Welt kauft, kaufe ich die ganze. Sagen Sie dem Hrn. von Rothschild, daß der Matador der berliner Börse sich nicht einschüchtern läßt. Für den Chimborasso gebe ich eine Million mehr als er; die Kalkbrüche von Rüdersdorf sind für mich aber keinen Groschen werth, die überlasse ich ihm." Marquard schwieg und sah sich um. „Sie haben hier einen hübschen Park", sagte er dann, „der gefällt mir. Was wollen Sie dafür haben? Fordern Sie; wenn mir etwas gefällt, kommt es mir gar nicht darauf an. Eine halbe Million, he?" — „Nein, eine Million", sagte Jakobs, der sich von seiner Ueberraschung erholt hatte und sich eine frische Cigarre anzündete. „Zu viel!" versetzte Marquard, „viel zu viel! Für eine Million kann ich die ganze Türkei kaufen. Der Sultan selbst hat sie mir angeboten. Ich reise jetzt nach Konstantinopel, um das Geschäft zu ordnen. Ich muß jetzt viel kaufen — wissen Sie, weshalb?" — „Nun, weshalb?" fragte Jakobs, der jetzt an der Unterhaltung ungefähr das Interesse fand wie an einem merkwürdigen Thier, das man ihm zeigte. „Weil sie mir mein Geld sonst stehlen. Sehen Sie, ich muß mein Geld immer bei mir tragen. Hier in diesem Packete sind — nun, rathen Sie einmal, welch ein Vermögen hier darinnen steckt?" Mit diesen Worten holte Marquard ein Packet beschriebener Papiere aus der Brusttasche seines Rocks. „Zehn Millionen." versetzte Jakobs. — „Zehn Millionen!" rief Marquard lachend. „Der hält mich auch für arm. Hundert Millionen! Tausend Millionen! Billionen Millionen! Ach — wenn sie mir's nur nicht stehlen! Wissen Sie — ich habe einen Bruder — der ist pauvre — und eine Schwester — die ist noch pauvrer; die haben mir den Tod geschworen. Wissen Sie, wenn ich nicht sehr aufpasse, dann bestehlen sie mich. Vor einiger Zeit — aber es sind nun schon 10 Jahre her — da haben sie mich fürchterlich bestohlen. Jetzt sitzen sie, und ich habe gehört, daß sie bald gehängt werden sollen. Ich habe der Polizei angeboten, daß ich einen Galgen von purem achtzehnkarätigen Golde machen lassen will. Ganz Berlin wird darüber erstaunen. Das kann mir selbst Rothschild nicht nachmachen — einen Galgen von Gold!" — „Der wird viele Millionen kosten", sagte Jakobs; „aber Sie können nachher Goldbarren daraus machen lassen." — „Versteht sich; das Gold ist rar, werde ein ganz gutes Geschäft machen."

Genug von diesem Galgenhumor!

10. Aus Hannovers Gegenwart. Eine politische Novelle von ***. Leipzig, Kummer. 1868. Gr. 16. 24 Ngr.

Goethe sagt in „Dichtung und Wahrheit" über Lessing's „Minna von Barnhelm":

Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Kriegs gegeneinander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst schmerzlich die Wunden, die ihm der übermüthig gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowol an den Hauptpersonen als an den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Einen ähnlichen Zweck verfolgt vorliegendes Buch, wenn man sich anstatt des Siebenjährigen Kriegs den Krieg vom Sommer 1866, und anstatt der Sächsinnen

die Hannoveranerinnen denkt. Es dient zur Vermittelung der Gegensätze und verdient von diesem Gesichtspunkt aus alles Lob.

Der Verfasser wollte laut des Vorworts eine treue Schilderung der Gegenwart Hannovers im poetischen Gewande geben; die Elemente der Dichtung sind aus einer allgemeinen Auffassung der Wirklichkeit frei gebildet, und das Allgemeine ist in Personen und Thatsachen umgesetzt und individualisirt worden, ohne daß er bestimmte Personen und Ereignisse hätte vorführen wollen. Eine vollständige Versöhnung wird freilich nicht vollzogen, sondern nur angebahnt; beachtenswerth ist, daß ein Vollblut-hannoveraner von einer Preußin mit Lebensgefahr aus dem Gefängniß gerettet wird, aber nach Amerika auswandert, um dort die weitere Entwickelung der europäischen und deutschen Menschheit abzuwarten. Inzwischen schreitet die Geschichte vorwärts und die Einigung Deutschlands vollzieht sich trotz aller Antipathien der Stämme und Regierungen.

11. Liebesgeschichten. Neues aus den alten vier Wänden von R. Reichenau. Leipzig, Grunow. 1868. 16. 24 Ngr.

„Admissus circum praecordia ludit!" Dieses Wort des Persius über Horaz läßt sich auf unsern Schriftsteller mit seiner unnachahmlichen Grazie und seinem liebenswürdigen schalkhaften Humor anwenden. Ein Werkchen von classischem Gepräge, bei dem die Bemerkung auf der Rückseite des Titels, „der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung vor", nicht einen unwillkürlich komischen Eindruck macht, wie z. B. bei „Schatten und Licht", wo sich dieselbe Bemerkung findet. Wir können dem Leser nur zurufen: Komm' oder kauf', und lies! Eine Recension, namentlich eines Buchs, wo die Kritik verstummt, soll ja nicht die Quintessenz des Werks geben und dem Leser den Ankauf ersparen. Ich nehme aus dem Reichthum des Büchleins zwei weibliche Charakterzüge heraus. Agathe, die Hauptperson, ist kein Blaustrumpf:

Gottlob! Des Vaters und Justus' Ansichten trafen ja im wesentlichen gar glücklich zusammen, Agathe wurde immer leichter und froher zu Muth. Nun hatte sie erst recht ihre volle Freude daran, zuzuhören, und fragte dreist, wenn sie etwas nicht verstand. Ja mit wahrem Stolz, daß ihr Justus so ungeheuer viel klüger war wie (besser: als — um doch auch etwas zu tadeln) sie selbst, trug sie kein Bedenken, ihre Bitte um Aufklärung durch den doch gewiß anspruchslosen Zusatz nachdrücklichst zu begründen: „Ich bin nämlich sehr dumm." Wir alle mußten herzlich darüber lachen, Justus selbst am meisten, und es ist noch sehr die Frage, ob er lieber eine Braut hätte haben mögen, deren Fähigkeiten und Wissen am Ende wol gar — seinen eigenen hohen Geist zu überflügeln drohten. Es machte Justus sichtbares Vergnügen, die erbetene Belehrung zu geben. Auch war vielleicht die Schwierigkeit, seine speculativen Ideen in allgemein faßlicher Form mitzutheilen, nicht ganz so groß, als der in der That etwas verschwenderische Gebrauch von Kunstausdrücken des „Systems" ursprünglich glauben ließ. „Ich wollte mit einem Wort sagen", erklärte er, „daß die Freiheit des Menschen wesentlich auch darin besteht, sich mit Selbstbewußtsein in die Schranken der äußerlichen Nothwendigkeit zu fügen, insofern sich diese Schranken nach ernster Erwägung als unabänderlich hinstellen. Und wenn also", wandte er sich, etwas leiser sprechend, an Agathe, „unsere Mittel nicht gleich gestatten, ein großes Haus zu machen, so lassen wir es uns vorerst in einem kleinen gefallen — nicht wahr?" — „Auch die engsten Räume werden uns nicht bedrücken, wenn wir sie miteinander theilen", erwiderte Agathe im zärtlichen Flüsterton — wir übrigen brauchten es ja nicht zu hören, und Justus verstand es recht gut, wie die Braut unter anderm aus einem sanften Druck entnehmen konnte, den sie auf der linken Seite fühlte, obwol der Bräutigam rechts von ihr saß.

Damit vergleiche man die allerliebste Selbstcharakteristik in den Tagebuchaufzeichnungen des angehenden Blaustrümpfchens Eveline, vormals Evchen im neunten Kapitel.

Wir wünschen dem Buche denselben Erfolg, wie seinem Vorgänger: „Aus unsern vier Wänden", das vor kurzem die neunte Auflage erlebt hat.

12. Erloschene Sterne. Roman von Ferdinand Sonnenburg. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 2 Thlr.

Auch dieser Roman gehört zu den bessern, liest sich namentlich wegen der trefflichen Sprache und Darstellung sehr angenehm und verdient eine Uebersetzung in fremde Sprachen. Ich habe den Roman zweimal gelesen, und dies ist bekanntlich in der Regel ein Zeichen, daß ein Werk classisches Gepräge hat. Leider ist hier, wie in so vielen andern Romanen, z. B. in Wartenburg's „Gerichtet und gerettet", der Schluß überstürzt.

Helene, die Geliebte Konrad's, des frühern Hauslehrers in ihrer Aeltern Schlosse, von ihrer unnatürlichen Stiefmutter mishandelt, von ihrem Geliebten gewaltsam getrennt, wird das Opfer einer teuflischen Intrigue; sie meint, ihr Geliebter, von dem sie seit seiner Trennung keinen Brief bekommen, sei gestorben, und stürzt sich in einer Anwandlung von Schwermuth in einen See. Konrad kommt zu spät zu ihrer Leiche. Hier ist nun das Gemälde der Erzählung nicht nach allen Seiten gleichmäßig ausgeführt. Man fragt sich verwundert: Warum geht der sonst so kluge und vorsichtige Konrad in die Falle, die ihm der Gutsherr gestellt? Warum sinnt er nicht auf Mittel und Wege, mit Helene irgendwie in ein persönliches Vernehmen zu treten? Warum vertraut er sich nicht seinem Freund, dem in jener Gegend wohlbekannten frühern Hauslehrer Tiemann, an? Warum verzweifelt Helene so sehr, daß sie den Arzt, der sich zuletzt um ihre Hand bewirbt, nicht genauer mit ihrer Lage bekannt macht und ihn bittet, Schritte zu thun, die zur Klarheit führen? Ein Misverständniß ist immer etwas Bedenkliches und bedarf, um nicht Zweifel beim Leser zu wecken, nach allen Seiten einer höchst genauen Motivirung. Der Schluß ist untröstlich; alle Sterne sind erloschen, der betrogene Konrad begräbt seine Freude und Lebenslust mit Helene auf ewig. Der Mangel an Motivirung des Misverständnisses wird schließlich auf das Verhängniß geschoben, bekanntlich eine sehr geduldige Macht, die sich alles nachsagen läßt.

13. Uhlenspegel II. Humoristische Erzählung aus der Zeit des Siebenjährigen Kriegs. Von C. Schultes. Jena, Hermsdorf. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zuletzt der Schalk mit Schellenklang! Mit Recht trägt das Werk das Motto aus Weber's „Demokritos": „So lange die Stunde währt, wo man lacht, so lange währt sie, und hernach ist sie noch immer wie eine Schachtel, worin Rauchwerk gewesen ist." Die Vorrede verbreitet sich über den Begriff des Mutterwitzes. „Diese Gabe der Natur", sagt Weber, „diese, wenn auch nicht immer Schönheit des Verstandes, doch schöne Schlagfertigkeit

desſelben, die alles, das Hohe und Heilige wie das Gemeine, gleich vogelfrei erklärt und daher auch keinen Unterſchied des Standes achtet, ſcheint in einzelnen Familien beſonders zu Hauſe zu ſein.“ Dieſe Eulenſpiegel'ſchen Schnacken und Schnurren ſind, wie der Verfaſſer weiter bemerkt, für friſche, leichtlebige, gern lachende Menſchenkinder erzählt, „und doch bittet der Verfaſſer auch dieſe, wenn es hart an der erlaubten Grenze des Erzählbaren in raſchem Galop vorübergehen ſollte, zu denken: Es iſt im Grunde eine derb-fidele Soldatengeſchichte aus der geprieſenen, guten, alten — nichtswürdigen, helotenmäßigen Zopfzeit!“

Dieſer wiedererſtandene Eulenſpiegel, ein echter Nachkomme des weltberühmten Eulenſpiegel, der bei Schöppenſtädt geboren wurde und bei allem bunten Wechſel ſeiner Abenteuer doch, wie auch Goethe andeutet, einen etwas einförmig ſpaßhaften Charakter entfaltet, iſt in der That mit der Zeit vorwärts geſchritten und ſpiegelt den Humor in ſeinen verſchiedenſten Farben. Es ſind nicht blos „Schnacken und Schnurren“, was wir hier leſen, ſondern der Humor erhebt ſich in unſerm Helden zu einer wahrhaft freien, modernen Betrachtung der Welt und Politik, die er am Schluß des Buchs gegen die landesväterliche Launenhaftigkeit des Herzogs Karl I. von Braunſchweig mit beredten Worten ausſpricht. Und ſo dürfen wir zu unſerer Freude unſere diesmalige Betrachtung mit einem Buche ſchließen, das bei allen luſtigen Schwänken und Stücken doch nicht zerſtückt iſt und bei dem, wie es ſein ſoll, der Schluß das Ganze krönt.

Guſtav Hauff.

Vom Büchertiſch.

1. Empiriſche Pſychologie. Ein Lehrbuch zum Unterrichte für Gymnaſien und Pädagogien, ſowie zur Selbſtbelehrung leicht faßlich dargeſtellt von Mathias Amos Orbal. Wien, Braumüller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Standpunkt und die Methode dieſes zu einem doppelten Zweck, zum Gebrauch beim Unterricht und zur Selbſtbelehrung verfaßten Lehrbuchs ſind die des philoſophiſchen Realismus Herbart's. Die Pſychologie bildet nach dem Verfaſſer den zweiten Theil der Anthropologie, deren erſter Theil die Somatologie iſt. Die Somatologie iſt Lehre vom Menſchen, ſofern derſelbe Gegenſtand der äußern Wahrnehmung, des äußern Sinnes; die Pſychologie, ſofern er Gegenſtand der innern Wahrnehmung, des innern Sinnes iſt. Dieſe Sonderung zwiſchen äußerer und innerer Wahrnehmung ſcheint uns veraltet. Die Pſychologie hat nach dem Verfaſſer eine dreifache Aufgabe. Sie hat erſtens die einzelnen Seelenphänomene, die Thatſachen des Bewußtſeins zu ſammeln, zu ordnen und zu beſchreiben (Pſychographie); zweitens hat ſie die pſychiſchen Geſetze, nach welchen ſich jene Phänomene richten, darzuſtellen (Pſychonomie); und auf dieſe Weiſe hat ſie endlich über das Weſen der Seele ſelbſt Aufſchluß zu geben (Pſychoſophie). Die Pſychologie beruht nach dem Verfaſſer auf zweierlei Principien, auf metaphyſiſchen und empiriſchen. Zu den erſtern gehören gewiſſe allgemeine, aus der Metaphyſik entlehnte Wahrheiten, welche über das Weſen der Seele Aufſchluß geben. Zu den letztern gehören alle Thatſachen des Bewußtſeins, aus welchen die Geſetze deſſen, was in uns geſchieht, erkannt werden können. Die Methode iſt eine doppelte: die deductive und inductive. Jene geht von den allgemeinen Principien (von dem Begriff der Seele) aus, leitet aus denſelben die Geſetze des Seelenlebens her und weiſt von da aus auf den Weg hin, welcher betreten werden muß, um durch nähere Beſtimmungen zu dem concreten Seelenzuſtande herabzugelangen; die letztere ſteigt von der Beſchreibung der beſondern Erſcheinung durch Abſtraction zu dem Geſetze derſelben (dem Allgemeinen) empor und ſchließt von der Beſchaffenheit der Geſetze auf die eigentliche Natur der Seele. Keine von beiden Methoden führt nach dem Verfaſſer zum Ziele; das Heil der Pſychologie beſteht nur in der Vereinigung und Wechſelwirkung beider.

Die Einrichtung, die der Verfaſſer ſeinem Lehrbuch gegeben, iſt die ſehr zweckmäßige, daß jedem groß gedruckten Paragraphen in kleinerm Druck Anmerkungen und Excurſe beigegeben ſind, welche die nähere Ausführung des in den Paragraphen Dargebotenen enthalten.

2. Germaniſche Götterſage. Von Ernſt Bratuſcheck. Berlin, Loewenſtein. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Vor der Niederſchreibung ſeines Buchs hätte ſich Bratuſcheck über den Unterſchied ſkandinaviſcher und deutſcher Mythologie klar werden ſollen. Die Bezeichnung „germaniſche“ Götterſage iſt unklar und eher dazu angethan, die unter dem Publikum gang und gäbe Verwirrung von nordiſcher und deutſcher Götterlehre zu vergrößern als zu entwirren. Wenn eine ſtreng objective Erzählung der Götterſagen genügend iſt, um dem Leſer eine Vorſtellung von den mythologiſchen Gebilden deutſcher Urzeit zu geben, ſo hat der Autor, ein nicht unbedeutendes Erzählertalent, dieſen Zweck erreicht. Allein es dünkt uns, als ob nicht nur die Edda und ihre Theo- und Kosmogonie die Grundlage einer „germaniſchen“ Mythologie bilden dürfe, ſondern die vielfachen Wurzeln, die den Volksglauben der deutſchen Vorzeit und Jetztzeit geſchaffen, Wurzeln, die freilich nicht eddiſchen und nordiſchen Urſprungs ſind. Gründlicher und ſinniger hat Theodor Colshorn's bekannte Mythologie, die ſich an Wolf's deutſche Sagen und die Grimm'ſchen Reſultate anſchließt, ihre Aufgabe erfaßt. Nichtsdeſtoweniger verſöhnt die geſchmackvolle Zuſammenſtellung des Stoffs und ein zuſammenhängender fortlaufender Faden der Darſtellung mit den oben gerügten Mängeln.

3. Die gefälſchten böhmiſchen Gedichte aus den Jahren 1816—49. Als ein Beitrag zur böhmiſchen Literaturgeſchichte dargeſtellt von J. Hanuš. Prag, Dominicus. 1868. Gr. 8. 18 Ngr.

Die kritiſchen Federkriege, welche noch immer über die Echtheit des Wyſehradliedes und des angeblichen Wenzelsliedes von böhmiſchen Gelehrten ausgefochten werden, erhalten eine Erneuerung durch die vorliegende Unterſuchung. Indeſſen nimmt der Verfaſſer nur den Standpunkt eines Alliirten ein, er unterſtützt eifrig und mit Aufwendung

alles archivalischen und kritisch-sprachlichen Geschützes die Angriffe der böhmischen Gelehrteninfanterie, eines Dombrowsky und Kopitar, auf die Echtheit altböhmischer Handschriften. Seit dem ersten Lärm, den man über die Königinhofer Handschrift schlug, ist man an die böhmischen Controversen über die Fälschungen mittelalterlicher Handschriften gewöhnt. Hanuš hält in vorliegender Untersuchung an der Annahme der Falsification fest, wenngleich er über die Person und die Motive der Fälscher unentschieden ist.

Feuilleton.

Notizen.

Hat Hegel nur noch eine stille Gemeinde, oder ist er noch immer ein nationaler Philosoph, dem das deutsche Volk huldigt? Haben seine Gegner, die Materialisten und Realisten, die Anhänger Schopenhauer's und Herbart's, den Triumph, ihn verdrängt zu haben aus der Reihe der großen Denker, welche das geistige Erbe deutscher Nation vermehrt haben? Steht die Gegenwart so ausschließlich auf dem Boden der Erfahrungswissenschaft und erblickt, der Metaphysik abhold, in ihr nur so leere Hirngespinste, daß sie es verschmähen wird, das Andenken eines Philosophen zu feiern?

Diese Fragen treten näher an uns heran, da im Jahre 1870 Hegel's Säcularfeier bevorsteht; seine Anhänger beabsichtigen dieselbe festlich zu begehen und dem Philosophen in Berlin ein Denkmal zu gründen — wie groß wird die Betheiligung der Nation bei dieser Feier sein? Wir theilen hier aus Bergmann's „Philosophischen Monatsheften" den Aufruf mit, den die Philosophische Gesellschaft zu Berlin erlassen hat:

„Einladung zur Subscription.

Mit dem 27. August 1870 läuft ein Jahrhundert seit dem Tage der Geburt Georg Wilhelm Friedrich Hegel's ab. Die feierliche Begehung solcher Tage ist althergebracht: sie liegen entfernt genug von der vollkräftigen Wirksamkeit genialer Männer, um deren ganze Bedeutung für ihre Mit- und Nachwelt zu ermessen. Die stille Arbeit des Geistes in dem Gebiete der Philosophie, das principielle Zusammenfassen der Erkenntnisse einer Epoche durch die Thätigkeit ausgezeichneter Denker wird heute, gegenüber einer engherzigen Missachtung der Wissenschaft, sowol an und für sich als nach ihrem weitgreifenden Einflusse auf die Entwickelung der modernen Welt, mehr und mehr gewürdigt. Zu den hervorragendsten Philosophen Deutschlands gehört Hegel, welcher seine Jünger nicht blos in seinem Vaterlande, sondern unter allen gebildeten Völkern der Erde gefunden hat. In der unerschütterlichen Zuversicht auf die Autonomie der denkenden Vernunft hat er die Speculation zu einer bisjetzt noch unübertroffenen Höhe fortgeführt. Und indem er die Empirie mit dem reinen Gedanken zu versöhnen unternahm, so hat er das nicht gering anzuschlagende Verdienst, das Licht der Erkenntniß dergestalt in alle Wissenschaften dringen zu lassen, daß eine rationelle Behandlung derselben zum Vorurtheile der Gegenwart geworden ist. Wie auch die Männer der Wissenschaft sich zu der in sich abgerundeten Weltanschauung des großen Denkers — ob zustimmend oder ablehnend, ob bekämpfend oder fortbildend — verhalten mögen, sie werden sich selber ehren, indem sie die Ehre seines Namens hochhalten. Aus solchen Erwägungen hat die Philosophische Gesellschaft zu Berlin, welche vor sechsundzwanzig Jahren von Schülern und Freunden Hegel's gestiftet worden ist, beschlossen, die Errichtung eines Denkmals Hegel's zu seiner Säcularfeier in Berlin, dem Orte seiner eingreifendsten Wirksamkeit, zu ihrer Aufgabe zu machen. Sie wendet sich zu diesem Zwecke an die Männer der Wissenschaft, wie überhaupt an die Gebildeten nicht blos des deutschen Volks, sondern aller Nationen, unter denen der deutsche Denker Verehrer zählt, um sie zu Beisteuern für ein Denkmal Hegel's aufzufordern. Die Unterzeichneten nehmen Beiträge für dasselbe entgegen, von deren Verwendung die Philosophische Gesellschaft seinerzeit Rechenschaft ablegen wird.

Berlin, den 30. Januar 1869.

Im Namen der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin: Stadtgerichtsrath Dr. Eberty, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Genthiner-Straße 2. Professor Dr. Märcker, Alte Jacobs-Straße 15. Professor Dr. Mätzner, Oranienburger-Straße 69. Professor Dr. Michelet, Matthäi-Kirchstraße 11. Dr. Schasler, Hohenzollern-Straße 9. Professor Dr. Schultz-Schultzenstein, Friedrichs-Straße 108."

Robert von Schlagintweit hat „Poetische Bilder aus allen Theilen der Erde. Ausgewählte Schilderungen deutscher Dichter" (Soest, Hülsemann, 1869) herausgegeben. Er bekennt in der Vorrede, das ästhetische Interesse erst nach dem geographischen berücksichtigt und bei der getroffenen Auswahl sich nur auf seinen persönlichen Geschmack verlassen zu haben. Die geographische Anthologie zerfällt in die Hauptabschnitte: „Das Meer", „Europa", „Asien", „Afrika", „Amerika", „Australien", von denen Europa der reichhaltigste ist und wieder die Unterabtheilungen enthält: „Alpen und Schweiz", „Deutsche Flüsse", „Aus deutschen Ländern", „Außerdeutsche Länder". Bei den Dichtern stoßen wir auf manchen unbekannten Namen, auch auf manche schwächere Production. Von den bekanntern Poeten sind Bodenstedt, Freiligrath, Geibel, Nikolaus Lenau, Wolfgang Müller (der rheinländische Loreleydichter, dessen „Pilger in Italien" indeß von dem Herausgeber nicht mitbenutzt wurde), und der Holsteiner Heinrich Zeise durch die zahlreichsten Gedichte vertreten. Der poetische Orbis-pictus sei den Freunden der beschreibenden Muse bestens empfohlen.

Von der Schiller-Ausgabe von Heinrich Kurz (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) liegen die zehnte bis zwölfte Lieferung vor, welche den ganzen „Wallenstein" und „Maria Stuart" enthalten.

Von Georg Ebers' historischem Roman: „Eine ägyptische Königstochter" (3 Bde., Stuttgart, Hallberger), ein Werk, welches bereits in Nr. 49 d. Bl. f. 1864 eine eingehende Besprechung erfahren hat, ist eine zweite Auflage (1869) erschienen, in welcher der Text in stilistischer Hinsicht revidirt und die Anmerkungen geändert und mit neuen Entdeckungen der Alterthumskunde bereichert worden sind. Das Werk gehört zu den gelehrten Romanen und verdankt seinen Erfolg neben der gefälligen Einkleidung auch dem wissenschaftlichen Interesse, das hier eine zugleich anmuthende Befriedigung findet.

Die erste bisher veröffentlichte Telegraphenkarte von Deutschland, nach amtlichen Quellen bearbeitet, enthält die kleine Schrift von L. Braunschweig: „Anleitung für die telegraphische Correspondenz" (Berlin, Reimer, 1869.)

Bibliographie.

Aphorismen über die Volksschule und ihre Lehrer. Ein Wort an die Freunde der Volksschule. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen. Beiträge zur Geschichte des St. Petersburger Militäraufstandes vom 14. (26.) December 1825 und seiner Theilnehmer. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Aus Schellings Leben. In Briefen. (Von L. G. Blüt.) 1ster Bd. 1775—1803. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Balzer, J. B., Ueber die Anfänge der Organismen und die Urgeschichte des Menschen. Fünf Vorträge zur Widerlegung der von Prof. Dr. Carl Vogt zu Breslau gehaltenen Vorlesungen „über die Urgeschichte des Menschen". Paderborn, Schöningh. 8. 12 Ngr.

Harder, A., Die Philosophie Wm. Shakespeare's in 300 Auszügen aus seinen Dramen mit möglichst zeilenmäßiger Uebersetzung. (Englisch und Deutsch.) Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 24 Ngr.

Hetzel, Die Todesstrafe im Lichte des Christenthums. Vortrag. Berlin, Seelhaar. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jahr, G. H. G., Stoff oder Kraft? Oder: Das immaterielle Wesen der Natur. Ein naturphilosophischer Vortrag. Leipzig, Literarisches Institut. Gr. 8. 5 Ngr.

Mähl, J., Stückschen ut de Mus'kist. III. Altona, Mentzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ bekannt und gehört zu den angesehensten und verbreitetsten Blättern in Mitteldeutschland. Sie hat zahlreiche Originalcorrespondenzen und Depeschen, ein reichhaltiges Feuilleton und Originalmittheilungen über Handel und Industrie. Außer dem Norddeutschen Bunde, Süddeutschland und Oesterreich widmet sie insbesondere auch den Angelegenheiten Mitteldeutschlands und speciell Sachsens eine unausgesetzte Aufmerksamkeit und kann als hauptsächlichste Originalquelle darüber den weitesten Kreisen des In- und Auslandes empfohlen werden.

Was Sachsen betrifft, so hat sie schon während der Wahlen immer die schnellsten und sichersten Berichte über den Stand dieser gegeben. In gleicher Weise kann sie ihren Lesern versprechen über die Vorlagen für den Landtag und später über diesen selbst — für den ihr Redacteur, Professor Biedermann, als Abgeordneter gewählt ist — die eingehendsten und zuverlässigsten Nachrichten sowie selbständige orientirende Leitartikel zu bringen.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 2½ Ngr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien im vorigen Jahre:

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie.

Von seinem Bruder **Maximilian Heine.**

Velinpapier. 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

„Erinnerungen, die auf ein Plätzchen in jeder Bibliothek, in welcher Heine's Werke aufgestellt sind, Anspruch machen dürfen, da sie so manchen Zug zu dem Bilde des Dichters liefern, den eben nur ein ihm so nahestehender und von ihm letztwillig als der geeignetste Herausgeber seiner Denkwürdigkeiten bezeichneter lieber Verwandter mit aller Naivetät und Wahrheit wiederzugeben vermochte."

Magazin für Literatur des Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Le Mexique,

l'Empire et l'Intervention.

8. Geh. 15 Ngr.

Diese Schrift, aus dem Kreise der nächsten Umgebung des Kaisers Maximilian ausgehend, enthält wichtige Enthüllungen über das Verhältniss Frankreichs zu dem mexicanischen Kaiserreich und bildet somit einen sehr werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte.

Neuer Roman von Levin Schücking.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schloß Dornegge

oder

Der Weg zum Glück.

Roman in vier Büchern von

Levin Schücking.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Levin Schücking, der seit einer langen Reihe von Jahren einen der ersten Plätze unter den deutschen Romanschriftstellern behauptet, führt den Leser in diesem seinem neuesten Roman mitten in das moderne Leben und in die frischeste Zeitströmung. Die Gestalten desselben zeigen sich in ihrem Thun wie in ihren Seelen- und Gemüthsstimmungen als echte Kinder unserer Zeit, sodaß der Leser zu manchen unschwer die lebendigen Originale entdecken wird; ebenso sind die Motive der spannenden, rasch bewegten Handlung der unmittelbaren Gegenwart entnommen. Aus dem verwirrenden Getriebe der Erscheinungen aber schuf der Verfasser mit sicherer Hand ein künstlerisch abgerundetes Gemälde, dessen Betrachtung nur harmonische und befriedigende Eindrücke hinterläßt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Ausgewählte Romane. Zwölf Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Frauen und Räthsel. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Im Verlage von Georg Reimer in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch

der

deutschen Shakespeare-Gesellschaft

im Auftrage des Vorstandes

herausgegeben

durch

Karl Elze.

Vierter Jahrgang.

In engl. Einband 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1869.

Zweiter Band.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1869.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1869.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1869.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Schriften zur Aesthetik und Literaturgeschichte. Von Rudolf Gottschall. — Naturgeschichtliche Werke. Von Karl Rud. — Hildebrandt's Reise um die Erde. Von Johann Schucht. — Neue Novellen. — Aeltere Ritterromane. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur Aesthetik und Literaturgeschichte.

1. Aesthetik auf realistischer Grundlage. Von J. H. von Kirchmann. Zwei Bände. Berlin, Springer. 1868. Lex.-8. 4 Thlr.

Der Verfasser will durch die That zeigen, was der Realismus in dem Gebiete des Schönen vermag, in dem bisher der Idealismus allein die Hauptrolle gespielt oder höchstens einen nach Kirchmann's Ansicht ungehörigen Compromiß mit dem Realismus abgeschlossen hat. Das System des Realismus in seiner Reinheit und Folgerichtigkeit auszubilden, hat der Verfasser schon früher in seiner „Philosophie des Wissens" unternommen. Die Grundzüge des Realismus gibt er im Vorwort in folgender Weise an, in welcher namentlich der Gegensatz gegen die idealistischen Systeme, insbesondere gegen Hegel scharf hervorgehoben ist:

Der Realismus, welcher das Sein nur mittels der Wahrnehmung erreichen zu können glaubt, wird an dem Unterschiede von Sein und Wissen, als einem unüberwindlichen, festhalten und letzteres dem erstern unterordnen. Er sondert die reinen Beziehungen des Denkens von den Begriffen des Seienden. Die Erzeugung des einen aus dem andern ist für ihn kein seiender Vorgang; die Unterschiede sind ihm unvertilgbar und das Ursprüngliche; es gibt keine Entwickelung des einen aus dem andern, weder im Sein noch im Wissen. Der Widerspruch ist ihm das ausnahmslose Zeichen der Unwahrheit; die Einheit ist nicht die Aufhebung, sondern nur die Verbindung der Unterschiede. Das Allgemeine kann nur durch Induction gefunden werden, und das Wissen des Menschen hat seine Schranken, jenseit deren noch ein mannichfaches, dem Menschen unerreichbares Sein bestehen kann.

Als Fundamentalsätze des Erkennens und der Wahrheit werden weiterhin die zwei folgenden aufgestellt: das Wahrgenommene ist, und der Widerspruch ist nicht. Diese Sätze widersprechen allerdings der bisherigen philosophischen Einsicht aufs äußerste und zwar gleichmäßig sonst entgegengesetzten Systemen, dem Hegel'schen und Herbart'schen. Doch ist hier nicht der Ort, Principien zu widerlegen, die allerdings den Vorzug allgemeinster Verständlichkeit haben, aber sehr wenig zur Lösung der wichtigsten Fragen der Philosophie beitragen können. Wenn indeß der Verfasser meint, daß zwar alle bisherigen philosophischen Systeme dies Ei des Columbus nicht entdeckt hätten, wol aber die Naturwissenschaft seit Baco offen diese Principien des Realismus befolgt habe, so ist doch auch dies ein Irrthum. Einer der größten Fortschritte der Naturwissenschaften z. B. ist nur durch den Widerspruch gegen seine erste Grundregel möglich geworden. Ptolemäus sagte allerdings: „Das Wahrgenommene ist"; wir nehmen wahr, daß sich die Sonne um die Erde bewegt; also ist auch dies Wahrgenommene. Kopernicus aber sagte: „Das Wahrgenommene ist nicht", da sich die Sonne nicht um die Erde bewegt, wie wir wahrnehmen, sondern umgekehrt — und diese Anschauung hat bisher recht behalten.

Wie kommen wir aber nun mit diesen Axiomen zum Schönen und zu einer Philosophie des Schönen? Das Schöne ist als Wahrgenommenes; aber um es wahrnehmen zu können, müssen wir doch erst wissen, was das Schöne ist. Gleichwol beginnt unsere Aesthetik mit der Beobachtung und Betrachtung des vorhandenen Schönen. Die Schwierigkeit sieht unser Philosoph selbst ein:

Das Schöne ist nur ein Theil des Seienden; um es von dem Nichtschönen neben ihm zu unterscheiden, bedarf man schon des Begriffs des Schönen, und doch soll dieser erst durch die Betrachtung des einzelnen Schönen gefunden werden; ein Unternehmen, was sich im Kreise dreht.

Doch er hält diese Schwierigkeit nur für eine scheinbare. Die Betrachtung müsse sich allerdings zunächst auf

das richten, was die allgemeine Stimme für schön erklärt. Allein dies sei nur eine vorläufige Annahme. Bei der Untersuchung dieses Schönen treten bald Bestimmungen hervor, welche selbständiger und allgemeiner Natur sind. Wir aber halten diese Methode für durchaus unphilosophisch — um so mehr, je weniger der Verfasser nach den Regeln der Induction zu Werke geht; es ist einfach die Manier Münchhausen's, der sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe zieht. Die gewöhnliche Meinung, die allgemeine Stimmung hat noch niemals für eine philosophische Instanz gegolten, solange die Welt steht; sie hat schon sehr oft die Weisheit der Macbeth'schen Hexen: „Häßlich soll schön, schön häßlich sein", zu der ihrigen gemacht. Wenn wir nun auch diese Meinung sichten, läutern, auf ihren principiellen Gehalt zurückführen, so arbeiten wir doch immer auf einer sehr unsichern Grundlage, und die Wissenschaft des Schönen soll ja eben die öffentliche Meinung über das Wesen des Schönen aufklären, nicht umgekehrt sich von ihr über dasselbe aufklären lassen.

Der Realismus, der überhaupt in dieser Gestalt kaum Philosophie zu nennen ist, sondern nur die Ueberzeugung ausspricht, daß das Wahrheit ist, woran wir uns mit unserer Nase stoßen, muß für die Begründung der Aesthetik unzulänglich bleiben. Stellen wir uns aber einmal auf den Standpunkt der realistischen Beobachtung, benutzen wir die philosophische Filtrirmaschine, durch welche das einzelne Schöne betrachtet, untersucht, verglichen wird, bis sich daraus ein Allgemeines ergibt — welches ist dann das Resultat, das wir für die Begriffsbestimmung des Schönen erlangen? „Das Schöne ist das idealisirte, sinnlich angenehme Bild eines seelenvollen Realen." Das „seelenvolle Reale" dürfte vielleicht ohne nähere Erläuterung unverständlich sein. Kirchmann gelangt zu diesem Begriff durch Beobachtung der Gefühle, welche das Schöne erzeugt, also durch einen Act der Selbstwahrnehmung. Diese Gefühle weichen ab von allen andern Gefühlen:

Es sind insbesondere drei Umstände, welche diese idealen Gefühle von den realen unterscheiden. Jene erregen 1) den Willen nicht, während die realen Gefühle sofort diese Wirkung nach sich ziehen; 2) können die idealen Gefühle weit leichter und schneller beseitigt werden als die realen; 3) endlich können die idealen Gefühle in größerer Mannichfaltigkeit und Anzahl als die realen zugleich in der Seele bestehen, und ihre Gegensätze können einander schneller folgen.

Diese idealen Gefühle sollen den realen, welche das Bild darstellt, gleichlaufen. Da nur das Bild eines realen Gefühls die idealen Gefühle weckt, so muß das Reale, was den Stoff des Bildes ausmacht, diese Gefühle enthalten oder in unmittelbarer Verbindung damit stehen, d. h. es muß ein seelenvolles Reales sein. „Das ist der Punkt", sagt Kirchmann, „wo die Auffassung des Schönen in diesem Werke von allem Bisherigen abweicht." Man hat sich bisher nicht entschließen können, die Gefühle als Inhalt des Schönen offen anzuerkennen; man glaubte damit seiner Hoheit Eintrag zu thun oder seine wissenschaftliche Auffassung möglich zu machen. Diese Gefühle selbst sind Lust- und Schmerzgefühle oder Achtungsgefühle. Die Analyse der Gefühle bildet einen wichtigen Bestandtheil der Kirchmann'schen Schrift; sie werden an und für sich und in ihrem Widerstreit genau untersucht und diese „Psychologie der Aesthetik", wie man die betreffenden Abschnitte nennen könnte, ist einer der besten Theile des Werks.

Gleichwol können wir über das „seelenvolle Reale" nicht so rasch ins Reine kommen. Wir verstehen wol, wie in der Handlung eines Romans, eines Dramas die realen Gefühle vorhanden sind, welche die gleichlaufenden idealen erzeugen, aber nicht, wie denn in einem Baum, einer schönen Blume u. s. w. solche „reale Gefühle" plastisch greifen können. Doch nach Kirchmann sind die Gefühle allerdings auch die Grundlage des „Naturschönen". Nicht dasjenige Seelische bestimmt bei letzterm die Schönheit, was wirklich in ihm besteht, sondern das, was der Mensch als in ihm vorhanden voraussetzt und glaubt. Das Seelenvolle, was die Naturgegenstände schön macht, ist nicht das wirkliche, sondern das geglaubte Seelische; sie sind nicht durch sich selbst ein Schönes, sondern sie sind es für den Menschen nur insoweit, als ihre Aehnlichkeit mit seinem oder ihre Wirksamkeit auf sein Gefühl ihn treibt, ein Seelisches in ihnen nach Maßgabe menschlicher Zustände vorauszusetzen.

Bei allen Thieren, dem Pferd, dem Hund, dem Adler, der Taube, fragt der Mensch nicht danach, ob ihre Gestalt, ihre Bewegungen ihrer Idee entsprechen oder welches Gefühl sie wirklich erfüllt, sondern sie gelten ihm schön, weil ihre Gestalt oder Bewegung im Zusammenhalt mit der menschlichen und mit menschlichen Wünschen als eine Quelle oder ein Zeichen der Lust erscheint. Wegen dieser Grundlage der Thierschönheit gilt in der Regel nicht das ganze Thier für schön, sondern nur einzelne Theile und Bewegungen. Bei den unorganischen Gebilden sind die Schönheiten aus der Schönheit der Elemente zusammengesetzt. So ruht die Schönheit der Edelsteine auf der Schönheit ihrer Farben und ihres Glanzes u. s. w.:

In den Pflanzen treten zu diesen Elementen noch Bestimmungen hinzu, welche eine größere Aehnlichkeit mit menschlichen Zuständen vermitteln und dadurch ihr Seelenvolles erhöhen. Die Pflanze hat einen organischen Bau, einen Umlauf der Säfte, ein Keimen, Wachsen, sich Nähren und Absterben, wie der Mensch. Es liegt also nahe, in erregter Stimmung ihr auch eine Seele beizulegen und damit dieselbe Grundlage für das Seelenvolle und Schöne in ihr zu gewinnen, welche bei den Thieren besteht. Der Hörer folgt gern diesen Beziehungen des Dichters; bei vielen Völkern kommt auch der religiöse Glaube zu Hülfe, welcher alle oder einzelne Bäume zum Sitz eines göttlichen Wesens erhebt. Aber auch ohne diese Hülfe zeigen die Pflanzen und Bäume in ihrem Wachsen, Blühen, in der Gestalt ihrer Blätter und Blumen, in der Festigkeit ihres Stammes, in der Fülle und Wölbung ihrer Kronen bald ein Bild von Kraft, Ebenmaß und Hoheit, bald von stiller Ruhe und Bescheidenheit, bald von Uebermaß und Ausartung, und bieten damit die hinreichenden Grundlagen, sie als ein Seelenvolles und zwar bald als ein Schönes, bald als ein Häßliches zu nehmen. Endlich sind auch die wohlthätigen oder schädlichen Einflüsse auf den Menschen ein Bestimmungsgrund für die Schönheit oder Häßlichkeit der Pflanzen. Der dichtbelaubte Baum gilt wegen seines kühlen Schattens als schön; die Pfirsiche, die Melone gilt wegen ihres angenehmen Geschmacks, schon vor dem Zerschneiden, als schön, und die Dornenhecke, der Giftpilz gelten als häßlich wegen der Schmerzen, die sie dem Menschen bereiten.

Wir sehen von den letzten Beispielen ab, bei denen eine offenbare Begriffsverwirrung vorherrscht; denn die Begriffe des guten Schmeckens und der giftigen Wirkungen

einer Pflanze haben doch mit ihrer Schönheit nichts zu thun. Wenn der „Giftpilz" wegen der Schmerzen, die er dem Menschen bereitet, als „häßlich" gilt, so wird doch niemand wegen der oft noch größern Schmerzen, welche ihr Gift hervorruft, die prachtvolle Purpurblüte des Fingerhuts oder die Blüten anderer Giftblumen für „häßlich" halten. Zu solchen unhaltbaren Behauptungen führt die Herleitung des Schönen aus dem subjectiven Gefühl! Steht diese Aesthetik nicht fast auf dem Standpunkte des Lohgerbers, der bei einer herrlichen Eiche ausruft: „Wie schön ist diese Eiche! Welche vortreffliche Lohe läßt sich aus ihrer Rinde bereiten!"

Doch hiervon abgesehen, bewegen wir uns mit dem „seelenvollen Realen" in demselben Cirkeltanz, aus welchem uns die Begründung dieser Aesthetik nicht herausläßt. Es hat mit dem „seelenvollen Realen" seine besondere Bewandtniß, wenn den Pflanzen und Thieren die realen Gefühle, denen die idealen gleichlaufen sollen, erst von dem Menschen geliehen werden. Dann kann man doch nicht mehr vom „seelenvollen Realen" sprechen. Die idealen Gefühle werden in die Gegenstände hineingelegt und wieder herausgenommen; von realen Gefühlen ist überhaupt bei diesem ganzen Proceß nicht die Rede.

Doch auch eine andere Bestimmung im Begriff des Schönen ist keineswegs hieb- und schußfest. „Das Schöne ist das Bild des seelenvollen Realen." Wie verhält es sich nun mit dem Naturschönen?

Bei dem Naturschönen ist das Material die Sache selbst; dies gilt sowol für das Naturschöne im engern Sinne, wie für das Geschichtlich-Schöne. Dessenungeachtet ist das Naturschöne nicht dasselbe mit seinem realen Gegenstande; aber die Abtrennung des Bildes von dem Realen geschieht hier nur im trennenden Vorstellen des Beschauers. Eine solche geistige Loslösung des Bildes ist bei dem Naturschönen nothwendig, wenn überhaupt es als ein Schönes erfaßt werden und in seiner Wirkung auf die idealen Gefühle des Beschauers beschränkt bleiben soll.

Es bedarf also auch diese Bestimmung einer erweiternden Auslegung, die nicht ganz ungekünstelt ist. Auch in der Anwendung auf die Gartenkunst, das landschaftliche Kunstwerk, welches Kirchmann unter den einzelnen Künsten stets mit in Reihe und Glied stehen läßt, und auf die Baukunst geht es mit jener Bestimmung nicht so glatt ab, wie es im Interesse der Definition zu wünschen wäre. Wir bekennen offen, daß, wenn man uns z. B. den Kölner Dom als „das sinnlich angenehme Bild eines seelenvollen Realen" erklären wollte, wir weder wüßten, was wir uns unter dem „sinnlich angenehmen", noch unter dem „Bild", noch unter dem „seelenvollen Realen" zu denken hätten.

Die Mangelhaftigkeit derartiger Begriffsbestimmungen ist aber leicht erklärlich aus der Methode ihrer Entstehung. Denn ein Begriff, der aus der Vergleichung zwischen dem einzelnen sinnlichen Schönen durch einen geistigen Destillationsproceß gewonnen ward, kann möglicherweise wieder auf anderes einzelne „sinnlich Schöne" nicht passen, welches damals außerhalb der vergleichenden Gegenstände lag. Jede neue Wahrnehmung vermag eine auf frühere Wahrnehmungen gegründete Erkenntniß wankend zu machen.

Nachdem Kirchmann den Begriff des Schönen in der obigen Weise gefunden und festgestellt hat, gliedert er die ganze Aesthetik systematisch nach den einzelnen Begriffsbestimmungen. Das seelenvolle Reale, die Bildlichkeit, die Idealisirung in den verschiedenen Künsten geben den Stoff zu den Hauptabschnitten des ersten Bandes, während der zweite die Besonderung des Schönen nach dem Seelischen, nach der Bildlichkeit und der Idealisirung, die Vollendung des Schönen oder das Kunstwerk, den Genuß, die Erzeugung, die Geschichte des Schönen und das verzierende Schöne bespricht.

In diesen einzelnen Abschnitten finden sich nun viele treffende Bemerkungen und Reflexionen, wie man sie von einem geistvollen Manne erwarten darf, der sich mit dem Studium der Kunst beschäftigt. Ein tapferer Bundesgenosse ist Kirchmann unsern Anschauungen, wo er das Recht der Gegenwart auf die Begeisterung unserer Dichter vertheidigt. Er betont die Bedeutung der natürlichen und sittlichen Weltlage für die Dichtung, und diejenigen, welche mit der Phrase des „allgemein Menschlichen" über den tiefen Unterschied der Zeitalter hinwegzugleiten versuchen, mögen die folgenden Worte Kirchmann's beherzigen:

In jeder dieser Epochen bestehen wol dieselben Grundgefühle der Seele, allein in jeder sind andere Arten derselben die herrschenden; in jeder bestimmen andere Gefühle das Handeln und die Thaten der Völker und ihrer Führer; in jeder dieser Zeiten ist die Macht des Menschen über die Natur eine andere, und in jeder sind die Formen andere, zu denen das sittliche und gewerbliche Leben sich gestaltet hat. Die Religion, die Macht der Kirche, das Kriegswesen, die erwerbenden Thätigkeiten, die Stände, die Verfassung des Staats sind in allen diesen Perioden verschieden, und diese Verschiedenheit ist so groß, daß der Mensch der Gegenwart nur nach längern Studien im Stande ist, sich in jenen frühern Welten zurechtzufinden und die Vorgänge derselben zu verstehen.

In der Gegenwart haben die Gefühle oder das Seelische, nach Kirchmann's Ansicht, nicht abgenommen; im Gegentheil, die Gegenwart steht in der Mannichfaltigkeit und in der feinen Ausbildung der Gefühle und Charaktere weit über allen frühern Zeiten und selbst über den classischen Zeiten der Griechen und Römer. Kirchmann führt dies sehr geistreich durch alle staatlichen und Lebensverhältnisse durch und widerlegt schlagend die Ansicht, daß der Stoff für das Schöne überhaupt verschwunden sei und allein die Prosa, das Bedeutungslose in der Gegenwart herrsche:

Schon die große Zahl von Werken, welche in allen Künsten alljährlich bei den gebildeten Nationen der Erde erscheinen, sollte gegen solche Ansicht bedenklich machen. Wenn auch viel Mittelmäßiges und Mangelhaftes hierbei einfließt, so sind doch auch wahrhafte Kunstwerke darunter, und selbst das Mangelhafte zeigt oft überraschend schöne Elemente, denen nur die sorgfältigere Behandlung, die Einheit oder Lösung fehlt, um die Bedingungen des Kunstwerks zu erfüllen.

Für das jetzt vorherrschende geistig Schöne hat die Gegenwart neue Arten der Dichtung gebildet, wie Kirchmann meint, oder mindestens die vorhandenen wesentlich modificirt.

Die vorliegende Aesthetik hält sich insoweit im allgemeinen, daß sie den einzelnen Künsten keine eingehende selbständige Beachtung schenkt, sondern nur bei Behandlung der allgemeinen Fragen eine Anwendung der gewonnenen Resultate auf dieselben macht. Kirchmann's Ansichten haben oft eine von den üblichen Meinungen

abweichende Originalität, und wenn man auch gern auf diesem Gebiete, wo so viel unkritisch nachgesprochen wird und sich wie eine ewige Krankheit forterbt, dem Muth selbständigen Denkens begegnet, so kann man doch nicht immer diesen selbständigen Anschauungen beistimmen, indem manche doch nur auf allzu flüchtiger und dilettantischer Kenntniß der einzelnen Künste selbst beruhen. Einige der besten zerstreuten Bemerkungen finden sich in Betreff der Musik; namentlich ist auch die Richtung Richard Wagner's unparteiisch gewürdigt. In Betreff der Dichtkunst aber sind manche unhaltbare Ansichten aufgestellt, welche theils den Proceß des dichterischen Schaffens in ein gänzlich schiefes Licht rücken, theils die Schranken der Gattungen in ungehöriger Weise umstürzen. Was das erstere betrifft, so führen wir nur die Stelle an, in welcher Kirchmann vom Versmaß und vom Reim spricht:

Jeder Dichter macht die Erfahrung, daß er in der vollen Benutzung der Sprachvorstellungen zur Herstellung seines dichterischen Bildes durch die Rücksichten auf das Metrum und den Reim beschränkt ist; er muß manche nähere oder treffendere Bestimmung seines Bildes aufgeben, weil der Vers es nicht gestattet. Umgekehrt kann das Musikalische des Verses nicht zu seiner vollen Verwirklichung kommen, weil die richtige Darstellung des dichterischen Bildes daran hindert; der Dichter nähme gern ein musikalisch volleres tönendes Wort, oder ein Wort, was dem Wohlklang des Reims, dem rhythmischen Maße besser entspräche; allein das Wort ist zu begrifflich, oder nicht treffend genug, und so muß er an der musikalischen Schönheit opfern. Allerdings wird das Talent des guten Dichters diese Hindernisse ihn weniger empfinden lassen; allein sie bestehen auch für ihn, und er weiß sehr wohl, welche Opfer er ihnen bringen muß. Wenn im Publikum die entgegengesetzte Meinung herrscht, wenn man das Dichterische und das Musikalische des Verses für untrennbar hält, wenn man behauptet, daß vielmehr eins erst durch das andere seine wahre Schönheit gewinne, so vergißt man über der Schönheit des fertigen Werks die Schwierigkeiten seiner Entstehung. Es ist unzweifelhaft, daß durch die Verbindung der Mittel beider Künste die Wirkung des Ganzen erhöht wird; allein dies ist kein Beweis, daß nicht dennoch jede einzelne hat nachgeben müssen, jede an der vollen Entfaltung ihrer Mittel gehemmt worden ist. Die Wirkung der Verbindung ist allerdings größer als die ungehemmte Wirkung einer Kunst allein; wenn aber nicht jede bei dieser Verbindung Opfer bringen müßte, so würde das Ergebniß ihrer Verbindung ein viel größeres sein.

Der Aesthetiker sieht nur die eine höchst äußerliche Seite der Hemmung, die in Wahrheit doch nur für die Talentlosigkeit vorhanden ist; ihm schwebt offenbar das Bild eines reimsuchenden Gelegenheitsdichters vor, der sich die Feder zerbeißt, um einen nothwendigen Reim einzufangen und der seinen Gedankenbau fortwährend zusammenreißt, bis er ihn so zu Stande gebracht hat, daß der Reim als die Krönung des Gebäudes einigermaßen zu demselben paßt. Wenn sich die Sache so verhielte, so wäre in der That der Vortheil von Metrik und Reim weit geringer als ihre Nachtheile. Doch die bei weitem wichtigere Seite sieht Kirchmann gar nicht: das Versmaß beflügelt den Dichter und der Reim trägt dazu bei, seine Gedankenwelt zu befruchten. Beide wirken fördernd und schöpferisch, allerdings bei dem Meister, nicht bei dem Stümper. Doch Stümper soll es in der Dichtkunst überhaupt nicht geben. Der schlafende Homeros mag über einen unbequemen Spondeus gestolpert sein; aber in den wachen Augenblicken der Inspiration hat er ihn als Bau- und Tragstein in die Architektonik seines Gedankenbaus leicht wie mit Geisterhänden eingefügt.

Was die Eintheilung der Dichtkunst in Gattungen betrifft, so kennt Kirchmann nur Handlungs- und Stimmungsbilder und rechnet zu den erstern Epos und Drama, zu den letztern die Lyrik. Den Gegensatz des Epos gegen das Drama erkennt er nicht an; schon Aristoteles habe den Unterschied zwischen beiden nur in Aeußerlichkeiten finden können:

Dies ist zum großen Theil noch heute richtig, und wo ein innerer Unterschied sich gebildet hat, ist er aus Aeußerlichkeiten hervorgegangen. Der wichtigste Unterschied in den Aeußerlichkeiten ist die bei dem Drama hinzutretende sceni[sche] Darstellung oder Aufführung der Dichtung. Diese war geschichtlich das erste, und nur diese nöthigte zu einer gedrängten Behandlung des Stoffs und zur Auswahl eines solchen, der innerhalb einiger Stunden dichterisch und scenisch dargestellt werden konnte. Indem somit große, inhaltreiche, nationale Unternehmen mit vielen Personen und einem mannichfachen Wechsel der Kämpfe in diese Form nicht eintreten konnten, so ben diese dem Epos vorbehalten, während das Drama sich eine Handlung mit einem einfachern und dichter gedrängten Inhalt beschränken mußte. Indem die Handlung im D weniger heftig dem Ende zudrängt, folgte weiter, daß der Dichter sich breiter in Schilderung des Einzelnen ergehen kann während der dramatische Dichter dieses Nebensächliche zurückstellen mußte. Dies sind die alleinigen Unterschiede in der und Behandlung beim Epos und Drama. Sie ruhen auf keiner dialektischen Entwickelung ihrer Begriffe, sondern lediglich auf der scenischen Darstellung, aus welcher das Drama hervorgegangen ist. Alle weitern Unterschiede sind Aeußerlichkeiten, die sich aus demselben Umstande ableiten. Durch die hinzutretende scenische Darstellung war der dramatische Dichter der Schilderung aller durch die Plastik und Malerei dargestellten Bestandtheile seines Handlungsbildes überhoben; alles was Coulissen, die Scenerie, die Costüme, die Bewegungen, Stellungen der Schauspieler sichtbar darstellten, brauchte der dramatische Dichter nicht zu sagen, während der Epiker alles in seine Dichtung aufnehmen und aussprechen muß. Auch daraus erklärt sich der langsamere Fortgang des Epos, es hatte die Schilderung der Weltlage, der Situationen, der Bewegungen, der Waffen, der Kleidung und vieler anderer Aeußerlichkeiten zu übernehmen, welche dort der Maler und Schauspieler besorgte. Man lasse in einer Tragödie die sichtbaren Elemente durch die Dichtung statt durch die Plastik und Malerei dargestellt werden, und die Tragödie wird sich kaum vom Epos unterscheiden. Selbst die erzählende Form im Epos gilt nur diesen in dem Drama sichtbar dargestellten Bestandtheilen; die eigentliche geistige Handlung, d. h. [die] den, das Gespräch wird auch im Epos bei allen erhöhten Punkten in der dramatischen Form geboten. Umgekehrt muß auch das Drama die Erzählung durch Boten, Herolde, [etc.] für die Theile zu Hülfe nehmen, wo die scenische Darstellung nicht anwendbar ist.

Wir meinen, daß das Heil der schaffenden Dichtkunst ebenso wie die Pflicht der ordnenden Aesthetik, in der [rich]tigen Sonderung der Gattungen bestehe, und daß das Gegentheil, die Verwischung des Eigenthümlichen der Gattungen, zur Auflösung und Anarchie führen müsse. Die realistische Aesthetik verfährt hier sehr unpraktisch, [wenn] an dem Beispiel großer Dichter, z. B. Shakspeare's, zuweisen, wie der Dramatiker einen bereits in der [Epik] behandelten Stoff umgestalten muß, um ihn für die [Form] des Dramas und seiner Wirkung geeignet zu machen. Ein einziges solcher Beispiele, vorgeführt mit sorgfältiger Analyse, würde den fundamentalen Unterschied zwischen Epos und Drama so durchgreifend darlegen, daß [es]

abschwächenden Reflexionen als müßig erscheinen müßten. Ein Vergleich zwischen diesen Shakspeare'schen Schöpfungen und den Bühnenbearbeitungen der Frau Birch-Pfeiffer, welche ganz auf dem Standpunkt der Kirchmann'schen Aesthetik steht, indem sie den Unterschied zwischen Roman und Drama für so äußerlich hält, daß sie meint, mit einigen Kürzungen und Versetzungen und indem sie einen Fleck vorn abschneidet und hinten wieder annäht, würde in sehr realistischer Weise bis zur Evidenz den Irrthum unsers Aesthetikers nachweisen. Eine Widerlegung desselben erscheint uns überflüssig, da es genügen dürfte, auf die Aesthetiken von Hegel, Vischer, Carriere und auf die „Poetiken", wie z. B. die des Unterzeichneten, zu verweisen.

Sehr zutreffend ist dagegen wieder die Darstellung der Einheit im Realen, im Schönen, im Kunstwerk, und der Lösung im Stimmungs- und Handlungsbilde. Auch die Abschnitte über „das Ideal- und das Naturalistisch-Schöne", „das Form- und das Geistig-Schöne" besprechen einige der wichtigsten Fragen der ästhetischen Debatte der Neuzeit mit eindringendem Scharfsinn.

Die eigentliche Metaphysik des Schönen und mit ihr ein großer Theil der Begriffsbestimmungen erscheinen uns als die schwächere Seite des Kirchmann'schen Werks; wogegen eine beträchtliche Zahl der Kunstbetrachtungen und der Bemerkungen über einzelne Seiten der Künste sich durch feinsinniges Verständniß auszeichnet.

2. Das Gesetz der Kunst die Freiheit des Künstlers. Grundlinien eines Systems der Aesthetik. Eine von der Akademie zu Strasburg am 18. November 1867 gekrönte Preisschrift von Adolf Horwicz. Leipzig, Seemann. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

In dem Vorwort erhalten wir über die strasburger Preisausschreibung und Preisvertheilung folgende Mittheilungen:

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Schrift ist folgende. Der verstorbene Gerichtsrath Lamey hatte mittels Testaments vom 14. August 1854 der Akademie zu Strasburg eine Summe von 12000 Francs mit der Bestimmung vermacht, daß aus deren aufgesammelten Zinsen alle fünf Jahre ein Preis von 3000 Francs für die Lösung einer Frage aus den Gebieten der Kunst, der Literatur oder des socialen Fortschritts ausgesetzt werden solle. Die erste Preisausschreibung fand im Jahre 1865 statt. Die Aufgabe lautete: „L'art doit il être soumis à des régles? d'où dériveraient ces règles? sur quoi se fonderaient elles? seraient elles absolues ou relatives ou bien en partie relatives, en partie absolues? comment concilier leur autorité avec la liberté de l'inspiration?" Für die Einreichung der Concurrenzschriften war der 31. December 1866 als äußerster Termin festgesetzt. Es waren zu demselben 24 Manuscripte, darunter 6 in deutscher Sprache eingegangen, aus denselben wurden 9, 6 französische und 3 deutsche, zur engern Wahl gestellt. Der Verfasser hatte das Glück, seiner in etwas erweiterter Form hiermit vorgelegten Arbeit und zwar, wie der Bericht der Jury hervorhebt, „d'une seule voix et sans aucune hésitation", den Preis zuerkannt zu sehen.

In der jetzt vorliegenden gedruckten Schrift ist die frühere Darstellung nach allen Richtungen vervollständigt und, soweit dies unter Beibehaltung der ursprünglichen Anlage und des einmal angenommenen Gangs der Untersuchungen möglich war, systematischer ausgebildet.

Wir schicken hier gleich voraus, daß die Schrift durch stilistische Meisterschaft, durch Klarheit und Präcision des Ausdrucks und durch einen von allen Sprüngen freien Gang der Folgerung den Leser besticht, und daß die strasburger Preisrichter keiner unwürdigen Schrift den Preis zuerkannt haben. Und wenn Professor Maurial in seinem Bericht aus seinem Bedauern kein Hehl macht, daß ein Deutscher, nicht ein Franzose den Preis errungen hat, so können wir umgekehrt darüber unsere Freude ausdrücken, daß wir bei diesem Preisrennen von einem bisher unbekannten Aesthetiker so gut vertreten worden sind.

Die Methode von A. Horwicz ist die inductive, welche an die Thatsachen der Kunsterfahrung anknüpft. Kirchmann knüpft ebenso an das vorhandene Schöne an; aber ihm fehlt die consequente Anwendung der inductiven Methode; ehe man sich's versieht, ist er schon bei den fertigen Begriffsbestimmungen angekommen, die sich dann nachträglich empirisch zu bewähren haben. Wir müssen indeß bei unserer Ansicht beharren, daß in der Aesthetik die inductive Methode an und für sich in einem circulus vitiosus befangen sein muß. Man kann aus dem Stoff der Erfahrungswissenschaften die Gesetze herleiten; aber um das „vorhandene Schöne" zu erforschen, muß man es schon als solches bestimmt haben. Ohne eine Erschleichung kommt man also von Haus aus hier nicht weiter.

Der Verfasser beginnt mit der Frage nach dem Wesen der Kunst, die er aus dem Sprachgebrauch, durch Untersuchungen über den Kunstzweck und seine Unterscheidung von andern allgemeinen Zwecken, über das Thun der einzelnen Künste, Stoff und Form u. s. w. zu beantworten sucht. Dann geht das zweite Buch über zur Untersuchung der einzelnen Momente der Kunst, und zwar der formalen sowol wie der materialen. Wir finden hier zwei Bestimmungen der Kirchmann'schen Definition des Schönen, die „angenehme Sinnlichkeit" und die „Idealisirung" wieder. Das dritte Buch gibt eine Analyse und Kritik der bisherigen ästhetischen Systeme. Hierauf versucht der Verfasser die psychologische Ableitung des Schönen aus dem Subject und aus dem Realen. Die Empfindung des Schönen erscheint als Naturgenuß, die Kunst als bewußte und zweckmäßige Beseitigung der Mängel und Hindernisse des Naturgenusses. Hierauf werden im letzten Hauptabschnitte: „Die Kunst als Freiheit in der Norm und als Norm in der Freiheit", die absoluten und relativen Kunstregeln vorgetragen. Die absoluten Regeln zerfallen in die Gesetze des Wesens des Realen: „Wahrheit", „Allgemeinheit", „Menschlichkeit der Kunst", „Einheit", „Vollständigkeit", „poetische Gerechtigkeit", „organische Nothwendigkeit", und in die Gesetze der Darstellung und der Form: „Anschaulichkeit", „Selbstthätigkeit der Phantasie", „sinnliche und ästhetische Schönheit". Der Schluß behandelt eine der wichtigsten Antinomien der Aesthetik: „Die Autorität der Regel und die Freiheit der künstlerischen Begeisterung."

Nicht blos in der inductiven Methode, sondern auch in dem Resultat derselben stimmt Horwicz mit Kirchmann überein: während dieser als seine wichtigste Neuerung die Zurückführung des Schönen auf das Gefühl betont, ist der Naturgenuß, die Empfindung des Schönen für jenen das Schöne selbst:

Jedermann sieht, daß dasjenige, was wir hier Naturgenuß nennen, nichts anderes ist als das Schöne. Bedarf es dafür

noch erst eines Beweises? Daß diese Art der genießenden Naturbetrachtung alles Genießen durchdringt und erhebt, ist es nicht Beweis genug? Wenn es irgend wahr ist, daß das Schöne der Sphäre des Genusses angehört, so muß es mit dem, was wir Naturgenuß nennen, der denkend fühlenden Welt- und Selbstanschauung, zusammenfallen. Wenigstens wollen wir dem Beweise, daß das Schöne subjectiv etwas anderes sei als der höchste Genuß, oder daß es zwei höchste Genüsse gebe, mit einiger Ruhe entgegensehen. Noch mehr werden wir in unserer Ueberzeugung bestärkt werden, wenn wir bei näherer Betrachtung dieses Genusses sehen, daß derselbe sich ganz und gar in denjenigen Formen vollzieht, welche wir oben als die Formen der Kunst, die doch nur die Schönheit zum Object hat, betrachtet haben.

Den Gegenstand des Naturgenusses bildet die gesammte inner- und außerweltliche Natur. Nicht blos die genießende Betrachtung einer schönen Landschaft, auch die genußvolle Betrachtung der menschlich-geistigen Natur und diese in erster Linie gehören hierher. Die Freude am Weltbild erstreckt sich auf alles Reale. Schön und häßlich sind nur Werthunterschiede der ästhetischen Bedeutung. Aller Kunst und allem Schönen kommt jene kathartische Wirkung zu, wie sie Aristoteles als die Wirkung der Tragödie schildert; die Affecte werden geläutert.

In allen diesen geistvollen und in classischem Stil vorgetragenen Erörterungen vermissen wir doch die scharfsondernde Begriffsbestimmung. Das Schöne erscheint als Naturgenuß, der Naturgenuß als eine von den Interessen des Willens freie Beschaulichkeit, die interesselose Weltbetrachtung. Doch diese ist auch Sache des Denkens, nicht eines Erkennens, welches sich an das Einzelne hängt, sondern einer Intuition, welche das Ganze ins Auge faßt. Die Empfindung des Schönen zerfließt hier in ein Formloses. Wir können daher, trotz alles glänzenden Details, in der subjectiven Begründung des Schönen als allgemeiner Weltempfindung keinen Fortschritt der ästhetischen Wissenschaft erblicken. **Rudolf Gottschall.**

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Naturgeschichtliche Werke.

Wie die Naturwissenschaft zweifellos einer der hauptsächlichsten Factoren zur Gestaltung unserer ganzen Zeitrichtung geworden ist, so hat auch wiederum die neueste Zeit in ihrem scharf ausgeprägten Charakter Einflüsse auf das Werden und den Ausbau derselben geltend gemacht. Diese Wahrheit tritt uns am schlagendsten in der naturwissenschaftlichen Literatur entgegen, und eine kurze Ueberschau einiger Meisterwerke dieser Richtung dürfte daher jedenfalls ebenso interessant als lehrreich erscheinen. Wir wollen im Nachstehenden mindestens einen Versuch wagen.

1. Die Papagaien, monographisch bearbeitet von Otto Finsch. Zwei Bände. Mit sechs lithographirten und colorirten Tafeln, einer Karte und Uebersichtstabellen der geographischen Verbreitung. Leyden, Brill. 1867—68. Gr. 8. 14 Thlr. 10 Ngr.
2. Das Buch der Pflanzenwelt. Eine botanische Reise um die Welt. Versuch einer kosmischen Botanik. Den gebildeten Ständen und allen Freunden der Natur gewidmet. Von Karl Müller von Halle. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 380 in den Text gedruckten Abbildungen und neun Ansichten in Tondruck. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Spamer. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Reise nach Abessinien, den Galla-Ländern, Ost-Sudán und Chartúm in den Jahren 1861 und 1862. Von M. Th. von Heuglin. Mit Vorwort von A. E. Brehm. Nebst 10 Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, einer lithographirten Tafel und einer Originalkarte. Jena, Costenoble. 1868. Gr. 8. 5 Thlr.
4. Ornithologie Nordost-Afrikas, der Nilquellen und Küstengebiete des Rothen Meers und des Somali-Landes. Von Theodor von Heuglin. Mit 30 Tafeln Abbildungen in Chromolithographie. Erste und zweite Lieferung. Kassel, Fischer. 1869. Lex.-8. 2 Thlr.

Während die Gelehrten und Forscher älterer Zeiten in ihre Bibliotheken und Laboratorien sich vergruben und von der Welt sich abschlossen, tritt uns der Forscher unserer Gegenwart in ganz anderer Weise entgegen. Nicht auf den kleinen Kreis seiner eigenen Anschauungen, nicht auf den schwerfälligen und zeitraubenden brieflichen Verkehr beschränkt er sich mehr; auf den Flügeln des Dampfes eilt er durch die ganze gebildete Welt, um überall durch das Untrüglichste, die eigene Anschauung, sich Belehrung zu holen und sein Urtheil zu bilden. Dieser lebensvolle Weg der Entstehung ist aber auch zweifellos wol die Ursache davon, daß selbst das von Gelehrsamkeit strotzende Buch doch mindestens in gewissem Sinne als ein populäres betrachtet werden darf.

Das vorliegende Werk von Otto Finsch: „Die Papagaien" (Nr. 1), trägt im vollsten Sinne das Gepräge der Schöpfung eines deutschen Gelehrten. Eine stattliche Reihe von Jahren beanspruchte das Sammeln des Materials, und wiederum Jahre vergingen über der Sichtung und Bearbeitung des allerdings außerordentlich reichhaltigen Stoffs. Sämmtliche Museen und Sammlungen der bedeutendsten Städte Europas hat der Verfasser persönlich studirt, und damit man diese Riesenarbeit ermessen könne, schalte ich hier eine Notiz von ihm selber ein:

Es ist vielleicht nicht uninteressant, wenn ich hier einige Zahlen mittheile, die indeß bei dem fortwährenden Anwachsen der Sammlungen binnen kurzem andere geworden sein werden. Die vollständigste Papagaien-Collection besitzt das British Museum, nämlich circa 310 Arten. Weniger reich an Arten, dafür mehr aber an instructiven Individuenreihen ist das von Leyden, in welchem 270 Species in 1500 Exemplaren vorhanden sind. Hierauf folgt das bremer Museum mit 200 Species in 300 Exemplaren, und dann das Museum Heinеanum mit 179 Species in 357 Exemplaren. Das Museum zu Berlin hat circa 150 Arten aufzuweisen; die Sammlung von Major Kirchhoff 110 Species in 174 Exemplaren. Sclater's kostbare Sammlung amerikanischer Vögel enthält an 80 Papagaienarten.

Mit demselben gewissenhaften Fleiße hat der Verfasser die gesammte Literatur und Geschichte der Papagaien von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart durchforscht. Bedenkt man nun aber, daß ein solches Material in wahrhaft zahllosen Schriften der verschiedensten Art, Reisebeschreibungen, ornithologischen Abhandlungen, dickleibigen Bänden wie ganz kleinen Broschüren zerstreut ist, daß nicht minder alle Sprachen und Literaturen gebildeter Völker ihren Antheil dazu geben müssen, so wird man die immense Arbeit und den rastlosen, echt deutschen Fleiß zu ermessen vermögen, mit denen diese Monographie geschaffen

worden. Finsch hat 350 Papagaienarten beschrieben, von denen nur 20 seiner autoptischen Untersuchung entgingen, unter denen aber, da er stets die voneinander abweichenden Individuen jeder Art in den verschiedenen Museen sorgfältig beschrieben, mehr als 1600 einzelne Papagaien behandelt sind.

Von vornherein hat das Werk einen außerordentlich hohen wissenschaftlichen Werth. Der Verfasser, längst bekannt durch gewissenhafte, durchaus zuverlässige ornithologische Arbeiten, hat mit kritischer Schärfe und sicherm Urtheil sämmtliche bisherigen Darstellungen der Papagaien überschaut, in derselben Weise die Arten gesichtet, durch genaue Vergleichung wichtiger typischer Exemplare die Unhaltbarkeit vieler Arten nachgewiesen, auch ganz neue beschrieben oder doch von andern getrennt, und überhaupt ein Werk geschaffen, welches in umsichtigster und erschöpfendster Weise den Stoff so weit behandelt, als es bisjetzt möglich ist. Um die Art und Weise dieser Arbeit näher zu kennzeichnen, dürfte noch eine kurze Anführung gestattet sein:

Durch den Besuch der renommirtesten zoologischen Gärten, namentlich der berühmten zu London und Amsterdam, wurde es mir möglich, von 136 Species die Farbe der Iris und nackten Theile selbst beschreiben zu können. Den wichtigen Anhaltspunkt, welchen die Größenverhältnisse zur Erkennung von Species darbieten, wird gewiß niemand leugnen. Allein auch hier war es nöthig, Serien von Messungen zu geben, um die oft so bedeutenden Schwankungen anzudeuten und den sogenannten constanten Größenunterschieden bei verwandten Arten nach verschiedenen Localitäten entgegenzutreten. Ich habe deshalb mehr als 1200 Messungen von meiner eigenen Hand beigefügt, muß aber noch bemerken, daß sicherlich mehr als die doppelte Zahl den Exemplaren mir zur Untersuchung diente, denn ich konnte selbstverständlich nur von solchen Stücken Notiz nehmen, die in irgendeiner Weise besonders interessant waren.

Ehre und Anerkennung, so müssen wir hier ausrufen, einer solchen deutschen Arbeit!

In Hinsicht auf den literarischen Werth des Buchs ist besonders der Takt und die richtige Einsicht hervorzuheben, mit welchen der Verfasser z. B. die schwankenden Namen feststellt. Er hebt es besonders hervor, daß die theilweise Umwandlung und Componirung von 350 deutschen Namen keineswegs das Leichteste gewesen sei. Ebenso wenig wie er Namen adoptirte, welche mit dem Vaterlande des Vogels direct in Widerspruch stehen (wie z. B. Electus Ceylonensis, welcher Vogel auf Ceylon niemals vorkommt), hat er sich auch gesträubt, Namen aus fremden Sprachen wie: Perrüsche, Parakit, Loriki u. s. w. einzuführen; denn: „Wie lächerlich würde es uns erscheinen, wenn ein eingeborener Indier, der behufs ornithologischer Studien in Europa reiste, deutsche oder englische Namen mit lateinischen Endungen in die Wissenschaft einzuführen versuchte. Glücklicherweise ist die deutsche Sprache keineswegs so arm, daß sie bei andern betteln gehen muß, um für eine Anzahl Vögel Namen zu gewinnen. Daß ich dagegen die im Deutschen längst eingebürgerten Namen Arara, Kakadu und Lori beibehalte, wird gewiß Beifall finden." Die zum Theil sehr unglücklich gewählten Wagler'schen Namen: „Tastsittich", „Maidlori", „Frauenlori", „Fächner", „Nasentui", „Zungenkakadu", „Schnabelsittich" u. a. verschmäht er durchaus und strebt dagegen in seinen neugeschaffenen Benennungen sowol das Charakterisirende des Genus und der Species möglichst hervorzuheben, als auch durchgehends unterscheidende Merkmale im Namen anzugeben.

In Hinsicht auf den populären Werth des Werks muß hervorgehoben werden, daß die Beschreibungen der Papagaien, neben der Diagnosis in lateinischer Sprache, auch deutsch sehr correct und zuversichtlich gegeben sind; daß ferner neben der Geschichte, Verbreitung, Systematik, Anatomie und speciellen Naturgeschichte ebenso das ganze Leben, einerseits in der Freiheit und andererseits in der Gefangenschaft, ausführlich dargestellt ist. In ersterer Hinsicht finden wir Aufenthalt, tägliche Verrichtungen, Geselligkeit, Ziehen und Wandern, Fortpflanzung, Schädlichkeit und Nutzen, Jagd und Fang; in letzterer Nahrung, Wartung, Stimme, Lebensdauer, Krankheiten u. s. w. in ausführlichster Weise behandelt.

Tritt uns nun auch, wie es bei einem solchen Werke kaum anders der Fall sein kann, hin und wieder ein ungelenker Stil und eine unbeholfene Ausdrucksweise entgegen (Finsch sagt z. B. wiederholt, „... der Reisende lernte uns eine große Anzahl neuer kennen"), so sind die erwähnten Vorzüge doch von einem solchen Uebergewicht, daß diese Mängel gar nicht in Betracht kommen können.

In Hinsicht der Ausstattung ist hervorzuheben, daß nicht allein Papier und Druck vorzüglich und angemessen sind, sondern daß auch die nach den Zeichnungen des Verfassers selbst ausgeführten Tafeln, welche in farbiger Darstellung eine Anzahl neu entdeckter und seltener Papagaien zeigen, an Correctheit und Schönheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Das Werk ist dem Kronprinzen von Preußen gewidmet und von demselben angenommen. Wir wünschen ihm Aufnahme und Anerkennung in den weitesten Kreisen und in dem hohen Grade, wie es solche verdient.

Das Werk Karl Müller's: „Das Buch der Pflanzenwelt" (Nr. 2), zeigt den Charakter der neuesten Zeit vorzugsweise ausgeprägt; schon der Nebentitel: „Kosmische Botanik", läßt dies erkennen. Die zweite Auflage, in welcher es vorliegt, die fast einstimmige Anerkennung, welche die erste gefunden, überhebt uns eines tiefern Eingehens auf seinen Grundplan. Jeder Freund der Pflanzenkunde und nicht minder jeder Freund der allgemeinen Naturbetrachtung kennt dies Buch. In seiner neuen Erscheinung dürfen wir es jedoch als eine beinahe ganz neue Schöpfung betrachten. Es ist im Aeußern nicht blos wesentlich verstärkt, um fast 150 Abbildungen vermehrt und überhaupt einer „Prachtausgabe" entsprechend ausgestattet, sondern der Verfasser hat auch, insbesondere in der zweiten Abtheilung, die neuesten Fortschritte und Forschungen seiner Wissenschaft mit aufmerksamstem Blick verfolgt und benutzt.

Im allgemeinen Urtheil über das „Buch der Pflanzenwelt" heben wir zunächst gerade das als werthvoll hervor, was andern als das einzig Tadelnswerthe erschienen: die Form einer botanischen Reise um die Welt nämlich. Die Pflanze als ein Glied des Weltganzen, sozusagen als einen Mikrokosmos zu betrachten, den Pflanzenstaat, insoweit er von Verwandtschaften, Gemeinden, Gruppirungen, Boden, Klima u. s. w. abhängt und durch

dieselben sich begründete, die Geschichte dieser Begründung im Laufe der verschiedenen Zeitalter, die Wirkung dieses nun fertigen Staats als Landschaftsbild durch die mannichfaltigsten Formen, deren Gruppirung in Zonen, Regionen und Vegetationslinien, sowie ihr Wechselverhältniß zur Thierwelt, ferner Charaktereigenthümlichkeiten jedes Erdtheils, soweit selbe durch die Pflanzen bedingt werden, und soweit diese wiederum ein Ausdruck für das Gesammtleben, besonders aber für das große Völkerleben sind — das sind die Gesichtspunkte, von denen der Verfasser seine Aufgabe aufgefaßt hat und von denen aus er auch die neue Auflage vervollkommnete. Und wir stellen ganz entschieden die Behauptung auf, daß gerade diese Form und Fassung nicht allein für den nach Bildung Strebenden am zweckmäßigsten, sondern auch dem in der Bildung Hochstehenden am zusagendsten erscheinen muß. Zugleich ist dabei ganz besonders hervorzuheben, daß der bekannte und anerkannt tüchtige Naturwissenschafter durch einen nicht allein durchaus populären, also klaren und faßlichen, sondern auch gewandten und anmuthigen Stil sich auszeichnet.

So sehr die emsige Durcharbeitung sowie die prächtigere und instructivere Ausstattung der zweiten Auflage jeden Freund des Buchs erfreuen wird — so sehr wird aber auch ein Miston in der Vorrede zu derselben jeden Zartfühlenden abstoßen. Wenn Müller nämlich sagt, daß sein Buch andere zu ähnlichen Arbeiten angeregt, so müssen wir das gelten lassen; wenn er aber „Das Pflanzenleben der Erde" von Kabsch (Hannover, Rümpler) gleichsam als eine Nachahmung bezeichnet, so ist das ein großes Unrecht gegen einen Todten. Das nachgelassene Werk des strebsamen und kenntnißreichen jungen Forschers (welcher bekanntlich in seinem Berufe verunglückte) steht, sowol in seiner Fassung als Ausstattung, durchaus verschieden vom vorliegenden völlig selbständig als eine gediegene und beachtenswerthe Arbeit da.

Wenn Habesch oder Abyssinien von jeher die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich gezogen, so war dies kürzlich beim Untergange seines Königs Theodor in höherm Grade der Fall. Nicht minder werden jene noch so wenig bekannten Länder für uns fortdauerndes Interesse behalten und immer mehr erlangen, seitdem gerade unsere deutschen Landsleute ihren Forschermuth und -Fleiß dorthin gewendet haben. Das vorliegende stattliche Werk Heuglin's: „Reise nach Abessinien" (Nr. 3), ist berechtigt, die Aufmerksamkeit der deutschen Leser in ungewöhnlich hohem Grade in Anspruch zu nehmen. Denn der Verfasser gehört zu jenen deutschen Reisenden, welche mit ehrenhaftester deutscher Redlichkeit, mit gediegensten und ausgedehntesten Kenntnissen Unerschrockenheit und glühendsten Forschereifer vereinigen.

Th. von Heuglin hat jene Reise zu Gunsten der Erd- und Thierkunde unternommen, und das ist die Ursache, weshalb wir dies Reisewerk ohne Bedenken in der Reihe naturwissenschaftlicher Bücher besprechen dürfen. Sein Inhalt besteht vorzugsweise in der Darstellung der Erd-, Pflanzen- und Thierverhältnisse jener Länder, und hat einen um so größern Werth, da er alle geographischen und geognostischen Angaben nach eigenen Peilungen und Messungen, alle Schilderungen des Thier- und Pflanzenlebens nur nach eigenen Anschauungen bringt. Der botanische Theil des Werks ist zum größern Theil nach den Zeichnungen des Dr. H. Steudner bearbeitet, welcher bekanntlich auf derselben Reise seinem Forscherdrange zum Opfer fiel.

Nicht allein für den Botaniker oder Zoologen vom Fach sind diese Schilderungen Heuglin's von großer Wichtigkeit, sondern wiederum, ganz im Sinne und Geiste unserer Zeit, haben wir eine durchaus populäre Lektüre vor uns. Eine kurze Skizze wird den Werth dieser veranschaulichen:

Eine große Affenheerde (Cynocephalus hamadryas, Mantelpavian) war eben zur Tränke hier und flüchtete beim Nahen die Felsen, nachdem Dr. Steudner einige Schüsse unter sie gefeuert hatte. Auf einer benachbarten Tamariskengruppe legten wir zwei sehr seltene Sperberarten und eine neue Art Zwergfalkenart (Tinnunculus Alopex Heugl.). Von Mohaber erhebt sich bei der Lebka ein weites Hochthal, dessen Wände sich verflachen und mit üppigem malerischen Baumschlag bestanden sind, in dessen dichten Waldpartien Wild in Menge, namentlich Warzenschweine und Kuduantilopen herbergen; auch stießen wir auf Fährten von Elefanten und Nashörnern. Die prachtvolle Calornis leucogastra (ein wenig bekannter Schmuckvogel) hält sich im Gipfel der Adansonien, geräuschvoll flattern Flüge grünen Papagaitaube von einem Feigenbaum zum andern, große Ketten von Perlhühnern locken im Dickicht. Dr. Steudner beobachtete von botanischen Seltenheiten zwei Arten von Acacien, verschiedene Aloën, Euphorbien, Stapelien, eine gelbblätterige violette Scrophularine, eine purpurrothe Kelkia, goldgelbe Oxalis, Heliotropium, und verschiedene Cissus-Arten, die theils an Hochstämmen und Sträuchern sich hinaufwinden, theils malerisch an senkrechten Felspartien herabhängen.

Aber nicht diese naturwissenschaftlichen Mittheilungen allein machen das Werk so werthvoll, sondern ebenso die Darstellungen der Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Glaubens- und anderweitigen Anschauungen aller Bekanntschaften in jenen Ländern. Wahrhaft staunenswerthe Sprachkenntnisse, tiefe Studien uralter Feste und Gebräuche, sowie der Geschichte u. s. w. lassen uns in dem deutschen Forscher erkennen. Auch die durch unparteiische und unerschrockene Weise, mit der Heuglin den König Theodorus in Schutz nimmt, kann ihm unsere Achtung eintragen. Der Stil des Werks ist durchgängig ein sehr gewandter, und trotz der tiefen und umfangreichen Kenntnisse aller Art zeigt sich der Verfasser doch stets als anmuthiger Erzähler. Die Abbildungen sind nach den Zeichnungen des Verfassers selbst in belebender Weise ausgeführt; Papier, Druck und sonstige Ausstattung sind dem Werke angemessen.

In der Vorrede zu dem Werke bemerkt Dr. Petermann (welcher dieselbe aus Freundschaft für Heuglin geschrieben), daß es der Vorläufer einer Reihe von andern sein soll. In der diesen Reigen eröffnenden „Ornithologie Nord-Afrikas" (Nr. 4) bietet der Reisende nun einen Schatz, der alles zu übertreffen verspricht, was wir auf diesem Gebiete bisjetzt besitzen. Jene Vogelfauna, welche zu einem Theile uns gleichsam erst aus Sagen bekannt ist, zum andern zwar bereits die Volieren, selbst die Wohnstuben unserer Heimat reich bevölkert, aber nach ihrer Lebensweise in der Heimat selbst noch erst äußerst wenig erforscht ist, wird Heuglin uns schildern, soweit ein zwölfjähriger Aufenthalt und ungeschmälerte Hingebung an sein Lieblingsstudium ihn

befähigen. Bedenkt man, daß die Vögel Nordost-Afrikas eins der weitesten und reichsten zoologischen Gebiete des Erdballs bilden, so erkennt man von vornherein den hohen Werth, welchen das Werk des Verfassers nicht allein für die wissenschaftliche Zoologie, sondern auch wiederum für die gesammte Naturdarstellung besitzt. Denn auch dieses Werk ist kein ausschließlich wissenschaftliches, sondern ein populäres. Da das Manuscript bereits vollendet ist, so sind Urtheile bedeutender Autoritäten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Ornithologie, wie G. Hartlaub, J. Cabanis u. a., darüber bereits bekannt geworden; der erstere hebt namentlich die reiche Kenntniß der ornithologischen Literatur und andererseits die genaue persönliche Bekanntschaft des Verfassers mit den Vögeln der Wüste, der Steppe, des Urwaldes u. s. w. hervor, welche aus der Arbeit ersichtlich seien. Wir können nur nach den vorliegenden ersten zwei Lieferungen urtheilen, und danach bekunden, daß nächst jenen Vorzügen uns wieder die gewandte, fesselnde und klare Darstellung, die wir oben rühmten, entgegentritt. Die Abbildungen, nach den wissenschaftlich zuverlässigen Zeichnungen des Verfassers selbst und von der durch ihre artistischen Leistungen bekannten Anstalt des Verlegers in Farbendruck ausgeführt, sind sehr werthvoll. Sowol in wissenschaftlichen wie in den Kreisen aller Gebildeten darf dies Werk die größte Beachtung beanspruchen.

Karl Ruß.

Hildebrandt's Reise um die Erde.

Professor Eduard Hildebrandt's Reise um die Erde. Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von Ernst Kossak. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der jüngst verstorbene Erdumsegler, ein beliebter berliner Landschaftsmaler, der sich der Theilnahme Alexander von Humboldt's zu erfreuen hatte, ward von diesem vielgereisten Naturforscher zu ähnlichen Touren animirt und mit Rath und That unterstützt. Jeder Landschaftsmaler muß viel reisen, um Landschaften kennen zu lernen, die er künstlerisch verwerthen kann. Der Berliner ist aber noch mehr dazu gezwungen als die Bewohner schönerer, poesievoller Länder. Denn die öden langweiligen Sandgegenden um Berlin können nicht einmal in die „Aesthetik des Häßlichen" klassificirt werden.

Von tiefer Sehnsucht durchdrungen, den Erdball zu umschiffen, und die Phänomene, welche das Meer, die Luft und das Festland unter den verschiedenartigsten Himmelsstrichen hervorbringen, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, bereiste Hildebrandt schon in den Jahren 1844—45 Süd- und Nordamerika, 1847—49 Madeira, die Canarischen Inseln, Spanien und Portugal, 1851—52 Italien, Aegypten, Syrien, die Türkei, Griechenland und 1856 sogar das Nordcap. Sowol aus den eisigen Regionen der Gletscher, als aus den blütenreichen Zonen der Myrten, Palmen und Cypressen brachte er interessanten Stoff für seine künstlerische Thätigkeit mit zurück. Am 11. Sept. 1862 begann er seine Reise um die Erde, er fuhr über Dresden, Prag, Wien nach Triest und schiffte sich dort auf dem Neptun nach Alexandria ein. Hier verweilte er einige Tage, benutzte die Morgenstunden von 6—8 zu Ausflügen, auf denen er „Studien und Zeichnen nach der Natur" zu verbinden pflegte. Von 8—5 Uhr verbietet die Hitze jeden Ausgang, ja jede ernstlichere Beschäftigung. Die berüchtigten ägyptischen Augenkrankheiten, welche in Alexandria ganz besonders stark verbreitet sind, sodaß der Reisende das Verhältniß der Blinden zur Einwohnerzahl gar nicht anzugeben wagt, schreibt er den unzähligen Fliegenschwärmen und der Unreinlichkeit der niedern Volksklassen zu. Mit dem Untergang der Sonne verschwindet zwar die Fliege, es beginnt aber die Alleinherrschaft der Mosquitos. Obgleich er sich nie ohne ein Mosquitonetz zu Bett legte, so glichen doch Hände und Gesicht in den ersten Tagen seines Aufenthalts dem Abdruck eines Stickmusters. Das Gebrüll der Nachtwächter und das Hundegebell raubten vollends jede Minute der Nachtruhe. Die Eisenbahn führte ihn nach Kairo, wo die Bevölkerung über die letzte Finanzspeculation des Vicekönigs eben nicht sehr erbaut war. Se. königl. Hoheit hatte für mehrere hunderttausend Thaler Säbel und Gewehre in Europa angekauft, diese aber sogleich zu dreifach höhern Preisen in den Städten des Landes verkauft. Die Besitzer sollten sich aber der Waffen nicht lange freuen. Bald darauf wurden Säbel und Gewehre, unter der Erneuerung einer polizeilichen Verfügung, daß niemand Mordinstrumente bei sich tragen dürfe, ohne Entschädigung der Käufer wieder eingezogen, und der Vicekönig hatte eins der einträglichsten Geschäfte gemacht.

Von Kairo fuhr Hildebrandt ebenfalls mit der Bahn nach Suez, um sich auf dem Rothen Meere nach Indien einzuschiffen. So wundervoll unser reisender Künstler jene herrlichen Regionen eines ewigen Sommers findet, so lesen wir andererseits fast in jedem Kapitel ärgerliche Klagen über die unermeßlichen Insektenschwärme, welche ihn bei seinen Arbeiten fast zur Verzweiflung bringen. Die Kakerlaken, Mosquitos, Ameisen und zahlreiche andere ihm unbekannte Kriecher und Flieger verfolgen ihn auf seiner ganzen Tour und lassen ihm „keine Ruh' bei Tag und Nacht". Da er in der Naturwissenschaft nicht bewandert ist, so kann er leider keinen Aufschluß über Namen und Klasse seiner giftigen Peiniger geben. Auch das Benehmen der ihm überall begegnenden Engländer lobt er nicht und erzählt manchen schlechten Streich dieser Kosmopoliten. In Bombay, dessen Einwohnerzahl sich jetzt auf mehr als 600000 beläuft, verweilt er einige Tage und lernt eigenthümliche Sitten und Gebräuche kennen. Ueber die Begräbnißweise der Parsis, Anhänger der Lehre Zoroaster's, berichtet er:

Die fest in weißen Stoff gehüllten Leichen werden in feierlichem Aufzuge von den Glaubensgenossen zur Stadt hinausgetragen. Der „Tower of Silence" ist ihr Begräbnißplatz. Er besteht in einem 30—40 Fuß hohen Thurme ohne Dach. Oben sind drei Kreise durch niedere Mauern gegeneinander abgegrenzt und in kleinere Fächer getheilt. Der größte Kreis nimmt die Leichen der Männer, der mittlere die der Frauen, der kleinste die der Kinder auf. Die flüssigen Ausscheidungen der todten Körper rinnen in ein im Centrum befindliches trichterförmiges Loch. Schon aus weiter Ferne erkennt man den „Tower of Silence" der Parsis an dem Gewimmel der Geier, die unter wüstem Geschrei sich um die Beute zanken

und einander die Fetzen Menschenfleisch aus den Schnäbeln und Krallen reißen.

Kein Wunder, wenn bei solchen Verwesungsprocessen Cholera und Pest entstehen und die Welt durchziehen.

Von Bombay schifft Hildebrandt nach der herrlichen Insel Ceylon, berichtet aber nicht über deren poesiereiche Schönheiten, sondern nur über zahlreiche Eidechsen, Ameisen, riesige Spinnen, Skorpione und andere Quälgeister, welche sein Zimmer erfüllen und ihn auf seinen Spaziergängen begleiten. Ueberhaupt schildert er mehr die Schattenseiten jener Zonen als ihre wahrhaft paradiesischen Naturschönheiten, durch deren Anblick selbst der prosaische Mensch in eine gehobene poetische Stimmung versetzt wird. Hat man das Buch zu Ende gelesen, so fühlt man sich am glücklichsten zu Hause hinter dem Ofen. Denn unsere paar harmlosen Fliegen und sonstigen Hausthierchen aus dem Bereich der Insekten kommen nicht in Betracht gegen die blutgierigen Insektenheere des Südens, welche dem reisenden Künstler unsagliche Qualen verursachten.

Von Ceylon geht die Reise nach Madras, wo nicht viel zu sehen ist. „Eine Menge Opiumspeicher drücken der schlecht gebauten Stadt ein Brandmal auf; daneben stehen elende Matrosenkneipen, und an kleinen englischen Kirchen ist kein Mangel." Hildebrandt trennt sich rasch von Madras und geht schon am 27. December wieder zu Schiff nach Kalkutta, in die Stadt der Paläste, wie er schreibt. Die Eingeborenen erklärt er für die größten Faulenzer. „Ein europäischer Handwerker thut in einem Tage mehr als zwölf Hindus in ebenso viel Monaten." Sie ersticken in Schmuz, Unreinlichkeit ist ihr Lebenselement. Dagegen freut er sich im chinesischen Stadtviertel über die rastlose Thätigkeit der Bevölkerung. Sie beschäftigt sich überwiegend mit der Anfertigung von Schuhen und zeichnet sich auch durch ihre verhältnißmäßige Reinlichkeit vor den gemeinen Hindus aus.

Die Cultur scheint durch die englische Herrschaft bisjetzt noch gar nicht gefördert zu sein. Man lese nur die Bestattungsweise der Hindus, welche Hildebrandt mit ansah. Er schreibt:

Eben wurden acht Todte verbrannt. Nach dem Umfange des Scheiterhaufens zu urtheilen, hatte man dazu nicht mehr Holz angehäuft, als eben zur Verkohlung der Leichen hinreichte. Der aus alten Balken und Bretern errichtete Holzstoß mochte drittehalb Fuß hoch und sieben Fuß lang sein. Die Todten lagen sämmtlich auf dem Bauche, und mehrere Leichencommissarien waren beschäftigt, mit langen eisenbeschlagenen Stangen in der Glut umherzustochern und das Holz, sowie die menschlichen Ueberreste im regelmäßigen Brande zu erhalten. Mehrere schwärzlich calcinirte Stücke wurden beiseitegeschoben, um später mit der feinern Asche der verbrannten Körper vereinigt in den Hugly geschüttet zu werden. Die Hinterbliebenen saßen, in einem Kreise zusammengekauert, um den Scheiterhaufen, kauten Betel oder rauchten aus Wasserpfeifen und plauderten. Jenseit des Scheiterhaufens führten zwei Leidtragende eine barbarische Musik auf, doch verhinderte mich der dichte braungelbe Qualm, die Instrumente zu erkennen. Nicht alle vorhandenen Leichen wurden mit gleicher Sorgfalt zur Bestattung vorbereitet. Man begnügte sich, mehrere an lange Stangen zu binden und langsam ins Wasser zu schieben. Die auf der Mauer sitzenden Aasgeier mochten übersättigt sein, sie rührten sich nicht, aber die bis dahin in einiger Entfernung auf Bäumen an der Landstraße lauernden Adler, Falken und Krähen machten sich gleich auf und begleiteten unter greulichem Lärm den stromabschwimmenden Leichnam, bis die stärksten von ihnen sich seiner bemächtigt hatten. Eine Mittelklasse bestand in den Leichen, deren Gesichter nur bis zur Unkenntlichkeit am Feuer entstellt wurden. Mehrere lagen schon, zur Bestattung zugerichtet, mit verunstalteten Gesichtern da; mit der Leiche eines Hindumädchens war man eben beschäftigt. Der Tod hatte die Züge des schönen Kindes kaum verändert, sie glichen denen eines Schlafenden. Als der schwarzbraune Kerl das feine Gesichtchen in die Lohe schob, wandte ich mich voll Abscheu zur Seite. Meine Gefühle waren der widerlichen Scene nicht gewachsen, ich verließ den Platz. Auf der angrenzenden Stätte zählte ich 20 Todte auf einem Scheiterhaufen. Eine geringere Anzahl lag mit verbrannten Gesichtern am Wasser — Arme Leute tragen ihre unheilbaren Kranken und siechen Alten an die Ufer des Ganges und setzen sie so nahe an den Rand des Wassers, daß die nächste starke Welle sie hinabspülen muß. So lange die Sonne hoch steht, verweilen sie bei ihnen und zerstreuen sie durch Gespräche; bricht die Dunkelheit herein, so füllen sie Mund, Nase und Hände der Sterbenden mit dem Schlamme des Ganges, schieben sie sanft ins Wasser und entfernen sich. Eine Menge geflügeltes Raubvieh hat schon lange auf die gute Beute gewartet und folgt jetzt krächzend dem stromab schwimmenden Körper, um darauf zu stoßen, sobald er den letzten Athemzug ausgehaucht hat.

O ihr vielbesungenen Fluten des Ganges mit den schönblühenden Lotosblumen, wie entweiht euch die Thorheit der Menschen! Viel besser gefällt es unserm Reisenden in Benares, der Stadt der Brahmanen, wo die Reichen aus allen Gebieten Indiens Prachtpaläste gebaut und mit Goldplatten bedeckt haben. „Auf ein schöneres Pflaster habe ich nie meinen Fuß gesetzt, denn die Wege sind mit glatten fliesenartigen Platten belegt", sagt Hildebrandt und ergeht sich in weitern bewundernden Schilderungen. Auch die Herrlichkeiten Lucknows preist er. An den alten Grabmälern der Könige zählte er 80 mit gediegenen Goldplatten bedeckte Kuppeln. In einem der Paläste befindet sich eine silberne Treppe. Eins der herrlichsten Denkmäler Indiens, den Taschmahal, beschreibt er folgendermaßen:

Das Denkmal stammt aus den Zeiten der mohammedanischen Herrscher und ist etwa 200 Jahre alt. Schah Dschihan hat es zur Erinnerung seiner Gemahlin Nur-Dschihan errichtet und ihre Ueberreste darin beigesetzt, selbst der Entwurf des Plans soll von der eigenen Hand des Kaisers herrühren. Aeltere Chronisten nennen einen Italiener als Baumeister und geben die Zahl der Bauhandwerker auf 20000 an, die zweiundzwanzig Jahre hindurch thätig gewesen sein sollen. Das Grundstück, welches das Taschmahal umschließt, liegt hart an Dschamna und ist von einer rothen Sandsteinmauer umgeben, über die sich an den beiden Ecken der Westwasserseite zwei Moscheen erheben. Auf der Südseite gelangt man durch ein gigantisches Thor mit Metallthürflügeln und Kuppeln in einen wahrhaft paradiesischen Garten, dem, ungeachtet seines Blumenflors und der köstlichsten Fruchtbäume, die Menge der Cypressen einen schwermüthigen Anstrich verleiht. Durch eine lange Cypressenallee gelangt man zu einer Marmortreppe, auf der man zu der Terrasse emporsteigt, welche die Basis des Mausoleums bildet. Die Ecken der Terrasse sind durch vier 100 Fuß hohe Minarets bezeichnet. Das Mausoleum, ein unregelmäßiges Achteck, liegt in der Mitte und ist von einer 130 Fuß hohen, mit dem goldenen Halbmonde geschmückten Kuppel überragt. Das Baumaterial besteht aus polirtem weißen Marmor, der von Ornamenten aus kostbaren Steinen starrt. Noch reicher ist das Innere bis in die Kuppel hinauf mit Mosaiken verziert. Diese bestehen durchweg aus Halbedelsteinen, Karneol, Achat, Chalcedon, Jaspis, Lapis-Lazuli u. a. Einzelne Blumen sind oft aus hundert polirten Steinfragmenten zusammengesetzt. Die beiden, mit Sprüchen aus dem Koran, Blumen und Arabesken bedeckten Sarkophage sind von einer elfenbeinartig

geschnitzten Marmorwand umgeben und stehen gerade unter der Hauptkuppel. An dem Ostufer des Dschamna liegt der „Garten der Liebe", ein wahres Elysium voller Weinstöcke, Citronen- und Orangenbäume, Fontainen und Marmorkiosks und daneben das Grabmal des Vaters der Nurmahal.

Zu bedauern ist, daß Hildebrandt blos mit Worten beschreibt und nicht eine Zeichnung dieses und anderer Wunderwerke mitgegeben hat. Fast jeder Tourist gibt uns Abbildungen, und unser Landschaftsmaler von Profession, der die Welt umschifft, um merkwürdige Gebäude, großartige Denkmäler und schöne Landschaften zeichnen und malen zu können, liefert in seinem dreibändigen Werke nicht eine einzige Zeichnung, nicht einmal einen Tondruck!

Von Kalkutta geht's zu Schiff nach Malakka. Die Hauptstadt Singapore mit ihrem guten Hafen hat, wie Bastian schon bemerkte, als eine der günstigsten Weltlagen, noch eine große Zukunft im Weltverkehr. Sie ist eine Hauptstation für die Poststeamer zwischen Europa und China, wie für Kauffahrer von Bombay, Madras, Kalkutta, Rangoon und Maulmen. Engländer, Franzosen, Russen und Amerikaner haben hier Kriegsfahrzeuge zum Transport der Truppen stationirt, und kein Schiff wirft in Singapore Anker, ohne sich zu verproviantiren und mit Kohlen und frischem Wasser zu versehen. Die Gegend wird wegen der frischen Seeluft für eine Gesundheitsstation des östlichen Asien erklärt. Demzufolge hat sich da ein Völkergemisch gebildet, wie man es schwerlich auf einem andern Punkte des Erdballs antreffen wird.

Höchst ergötzlich sind die Erlebnisse am Hofe zu Siam; sie geben Stoff zu Lustspielen. Unvergeßlich ist dem Reisenden der fette Bissen, welchen Seine Majestät den Lieblingsgästen, also auch Hildebrandt, mit schweißigen Händen zusammenknetete und in den Mund schob, ganz nach siamesischer Hofetikette.

Der zweite Band ist dem Lande der Zöpfe gewidmet und bringt ebenfalls ergötzliche Scenen aus dem Leben der Chinesen, deren merkwürdige Sitten und Gebräuche der Verfasser in mehrern Städten kennen lernte. Seine wichtigen Empfehlungsbriefe an sämmtliche preußische und englische Consulate verschafften ihm überall Zutritt, Schutz und Belehrung über alles Sehens- und Wissenswürdige. Die Chinesen findet er zwar reinlicher und fleißiger als die Hindus, aber schrecklich verkehrt und sittenlos. Auf seiner Fahrt erblickt er zahlreiche Kinderleichen im Wasser schwimmend. Er sagt:

Schon in Hongkong hatte man mich auf diese schauerlichen Symptome der chinesischen Unsittlichkeit vorbereitet, angesichts der Wirklichkeit verlor ich jedoch beinahe die männliche Fassung. Bei der Uebervölkerung des Landes und der Schwierigkeit, die nöthigen Subsistenzmittel für die Familie herbeizuschaffen, ist der Kindesmord an der Tagesordnung. Gemeinhin fallen ihm die neugeborenen Mädchen zum Opfer, namentlich wenn sie von schwächlichem Körperbau und von unansehnlicher Gesichtsbildung sind. Die unnatürlichen Aeltern werfen die Kinder in den Strom, oder setzen sie lebendig aus, eine Beute der Hunde und Schweine. In größern Städten, die nicht am Wasser gelegen sind, wirft man die Leichen in einen aufgemauerten Behälter, in den von Zeit zu Zeit ungelöschter Kalk geschüttet wird.

Das barbarische Fußeinschnüren und viele andere Verkehrtheiten erwecken bei uns keine Sympathie für die Sitten und Gebräuche des „Himmlischen Reichs". Die Thätigkeit der europäischen Missionare vermag gar nichts zu verbessern, bleibt ganz resultatlos. Aber trotz dieser Versunkenheit bietet das Volk der Chinesen des Merkwürdigen genug. So hat die Besichtigung der chinesischen Läden für den Reisenden das höchste Interesse:

Ich kann mich an diesen phantastischen Theeservicen, den Schnitzereien aus Ebenholz, den Stühlen, Sofas, Tischen und Bettstellen aus den kostbarsten Hölzern und einer Mosaik von rothen oder weißen Marmorstiften und Platten gar nicht satt sehen.

Interessant ist das Diner bei einem Mandarin. Das Tschau Tschau bestand aus wenigstens 30—35 Gängen. Hartgekochte Eier, welche 4—5 Jahre unter der Erde aufbewahrt worden, indianische Vogelnester, Haifischflossen, in einer blauen Sauce schwimmende gesalzene und getrocknete Regenwürmer und mit Bouillon servirte Hachées von großen und kleinen Raupen waren, nebst vielen andern unbekannten Stoffen, die Speisen, woran sich unser Reisender laben mußte. Der Durst wurde mit leichtem, etwas erwärmtem Weine gestillt. Eine Menge Süßigkeiten bildeten das Dessert, dazu gehörte Marzipan, angefertigt aus Zucker, Mandeln und — Schweineschmalz. Die Ratte gehört zu dem beliebtesten Wildpret in China. Der Bedarf ist so stark und massenhaft, daß die Rattenzufuhr in der zu Hongkong erscheinenden Zeitung eine stehende Rubrik des Marktberichts bildet. Die Gourmandise unterscheidet wie die Zoologie zwischen Land- und Wasserratten; erstere sollen sich durch ihren Wohlgeschmack auszeichnen und werden daher theurer bezahlt. Musik, Poesie und Wissenschaft stehen noch auf der niedersten Stufe, sind wahrhaft kindisch zu nennen. Die chinesische Rechtspflege entspricht diesem Zustande; ihre barbarischen Strafen sind schaudererregend und unglaublich. Bei der großen Menge ihrer Schriftzeichen, die der gelehrte Chinese kaum vor dem funfzigsten Jahre innehat, und bei der Stabilität des Charakters, welche selbst die unvernünftigsten Gebräuche conservirt, ist nicht zu hoffen, daß diese Nation bald in ein höheres Stadium der Geistescultur treten werde. Dennoch können wir mancherlei von den betriebsamen Chinesen lernen. Ihr Lack, ihre technischen Handarbeiten sind unübertrefflich. Und wie benutzen sie den Dünger! Immer der dritte Mann trägt Dungstoffe aus der Stadt; dieses ökonomische Volk sammelt selbst Bartabfälle vom Rasiren und abgeschnittene Nägel, die es an Gärtner verkauft. Es gibt sogar Bedürfnißanstalten, wo man für Hinterlassung seiner Excremente bezahlt wird. Alles zum Nutzen der Landwirthschaft.

Von China und den benachbarten Inseln ging die Reise über den Großen Ocean ins Goldland — nach Californien. Die Abenteuer, die Leiden und Freuden auf hoher See möge man im Buche lesen.

San-Francisco bezeichnet Hildebrandt als die ultima Thule der europäischen Vagabondage, den Inbegriff alles dessen, was durch die Gärung des civilisatorischen Processes ausgeschieden und, dem strafenden Gesetz entgangen, sich an dieser fernen Küste abgelagert hat. Nachdem er das Leben und Treiben dieser Stadt kennen gelernt, segelt er auf dem Stillen Ocean hinauf an den Isthmus von Panama, besieht hier die Merkwürdigkeiten und fährt dann per Eisenbahn über die 13 Meilen breite Landenge nach Aspinwall: ein kleines, von Kokospalmen umgebenes

Städtchen, das als Durchgangspunkt der Reise über die Landenge eine große Zukunft hat. Seines Bleibens ist auch hier nicht lange, denn die Sehnsucht nach der Heimat erwacht zu mächtig in der Brust. Er geht zu Schiff an den Antillen vorüber, fährt über den Atlantischen Ocean nach Southampton, besucht London und kehrt dann nach Berlin zurück.

So hat er die Erde von Ost nach West umreist und das Volksleben aller Zonen kennen gelernt, überall Landschaften, merkwürdige Denkmäler und auch Menschen gemalt und gezeichnet. Reichlichen Stoff hat er mitgebracht. Seine dreihundert Aquarellen, Skizzen, Tagebücher und Zeichnungen fand er noch alle unbeschädigt in seinem Blechkasten. Leider hat ein früher Tod ihn an der künstlerischen Ausbeutung seiner Reiseskizzen in größern Gemälden gehindert. Die Beschreibung der Reise ist durchgehends leicht und gefällig und gewährt die angenehmste Unterhaltung. Sämmtliche drei Bände sind mit Humor geschrieben, und selbst die Leiden und Strapazen des Weltreisenden sind humoristisch dargestellt.

Johann Schucht.

Neue Novellen.

1. Baronisirt. — Passiflora. Zwei Novellen von Robert Waldmüller (Edouard Duboc). Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Novellen von Karl Buchner. Neudnitz, Förster. 1869. 8. 1 Thlr.

Robert Waldmüller besitzt eine elegante Feder, feine Bildung und guten Geschmack in der Wahl novellistischer Stoffe. Besonders die erste von den beiden Novellen des vorliegenden Bandes, „Baronisirt", zeigt wieder seine wählerische Hand. Sie thut einen glücklichen Griff in die Sittengeschichte des second empire und erinnert mit dem leichten und doch so wirksamen Colorit an Beaumarchais' berühmte Komödie „Le mariage de Figaro". Wie im Grafen Almaviva der feudale Uebermuth des ancien régime graziös und lebenswahr personificirt ist, so sind Monsieur Battiste Adami und Madame Adeline Adami gelungene Typen der eiteln und schlaffen Parvenu-Gesellschaft, die von der Sonne des kaiserlichen Parvenu-Hofs Napoleon's III. ausgebrütet worden. Schon der Eingang der Novelle, ein Photographiebild der Adami'schen Stadtwohnung, schildert treffend den über Nacht entstandenen, prahl- und gefallsüchtigen Luxus des neuen Paris:

Das war ein prächtiges Wohnen in dem Petit-Hôtel des Mr. Adami, Nr. 57, Rue Ponthieu! Ein Parterre nur und ein erstes Stockwerk; aber zwölf Fenster Fronte, und diese Fenster aus Spiegelglas, ¾ Zoll dick, aus der Glashütte von Jacques Fils in Orleans, nicht die Ahnung einer Farbe in den Scheiben, nur das reine, wasserklare Medium zwischen drinnen und draußen. Nach der Straße zu ein einziger Schellenzug, der größte Prunk in seiner Einsamkeit, denn er verkündete dem Bewunderer der zwölf Fenster Fronte, daß nur eine einzige Familie das Petit-Hôtel bewohne und die etlichen 25—30000 Francs Miethzins allein bestreite. Alle Persiennes den Tag über geschlossen, wie's in Räumen geschieht, deren pomphafte Ausstattung nicht dem Sonnenlichte preisgegeben werden darf. Allabendlich aber die ganze obere Fensterreihe erleuchtet, die schweren Damastvorhänge nur eben weit genug vorgezogen, um die Neugier auszuschließen, den Neid aber einzulassen und ihm mit zwölf Kronleuchtern von Vernon Frères ins Auge zu blitzen. Die Rückseite des Hauses mit Balkons und übergrünten Verandas im Geschmack des „Earl-of-Argyle-Stils"; Fontainen im Garten; hin und wieder im Gebüsch ein Cleſinger'scher Faun, eine Nymphe von Duprez, eine Bacchantin nach der Idee des Comte d'Orsay; ahnungsvoller Einblick in dieses grünende und duftende Paradies aus der Wagen- und Sattelhöhe der Fahrenden und Reitenden, aber völlige Aussperrung der Blicke jedweden Fußgängers, wie deren etliche Tausende Tag für Tag längs der Gartenmauer auf ihren Flanirwegen zwischen dem Obelisken von Luxor und dem Arc de Triomphe das Asphalttrottoir der Champs Elysées messen.

In diesen glänzenden Räumen gähnt die Langeweile, das Gefühl innerer Leere, erzeugt von Müßiggang und Uebersättigung an fadem Lebensconfect. Die beiden Gatten leben nicht mit-, sondern nebeneinander, jedes für sich seinen geistlosen Zerstreuungen nachgehend; und um hierin nicht gestört zu sein, lassen sie die Kinder auf ihrem Château, ihrem prächtigen Landsitz am Seineufer zwischen Paris und Rouen, unter der Obhut einer unwissenden und abergläubischen Bonne. Das einzige Band, das die Gatten verbindet, besteht in dem gemeinsamen Trachten nach Baronisirung und Zutritt zu den kaiserlichen Hoffesten. Ein heruntergekommener Höfling, der ihre Adelssucht durch trügerische Vorspiegelungen zu seinem Vortheil ausbeutet, behändigt ihnen endlich gegen Verschreibung von 50000 Frs. eine Einladungskarte zum nächsten Tuilerienball. Der langersehnte Augenblick ist da. Nach einstündigem langsamen Vorrücken in der von den Equipagen gebildeten Queue wird der Wagenschlag aufgerissen.

Wie die Lichter blendeten! Wie die goldstrotzenden Livreen blitzten! Wie sich's wunderbar über die zolldicken Teppiche die Stufen hinaufstieg!... Dichtgedrängt häufte sich's am Eingange des Vorstellungssaals. Da stand im Hintergrunde des blau- und silberschimmernden Raums der Mann, zu welchem sich die Mode und der Ehrgeiz drängten, der Mann mit dem bohrenden Schnurrbarte, und neben ihm die noch immer reizvolle Spanierin mit dem goldröthlichen Haupthaar, den feinen Niobe-Brauen und dem schmalen Gesichte, die große Heilige, deren Lächeln so viel Wohlthuendes, deren Brauenzucken so viel Unheimliches hat. Da stand dies vielbeneidete Paar, um dessen Gunst die halbe Hauptstadt buhlte, und zu welchem sich den Weg zu bahnen gar so mancher Sterbliche schwere Opfer brachte.

Aber ach! nur bis an die Pforten des Paradieses gelangt unser Paar. Das theuer bezahlte billet d'admission war gefälscht, und ohne Erbarmen weist der Unterceremonienmeister die Getäuschten, begleitet von dem ziſchelnden Hohn der courfähigen Gäste, hinaus in die kalte Winternacht. Zugleich mit diesem vernichtenden Sturze aus den Kreisen der vornehmen Welt erfolgt der gänzliche finanzielle Ruin und der durch Nachlässigkeit verschuldete Tod eines Kindes. Aus alle dem Unglück läßt dann der Verfasser die innere Wiedergeburt hervorgehen. Adami und seine Frau beziehen ein Bauernhaus und finden bei hartem Tagewerk Gesundheit, Frieden, eheliche Liebe: die Güter, die der eiteln Genußsucht versagt blieben. Gewiß eine schöne Idee: das ancien régime mußte vom Sturm der Revolution entwurzelt werden; den Schäden der heutigen französischen Gesellschaft soll die Arbeit

Heilung bringen! Wird sich der Gedanke ebenso wahr wie schön erweisen?

In „Passiflora" — nach dem italienischen Manuscript eines deutschen Künstlers — empfinden wir zwar ebenfalls die Annehmlichkeiten der Waldmüller'schen Schreibweise; doch dünkt uns, für die hier zur Lösung gestellten psychologischen Probleme seien die Aquarellfarben der Novelle weniger gut verwendbar; die tiefere und breitere Ausmalung, wie sie der Roman gestattet, wäre dem Stoff gegenüber vorzuziehen gewesen. Feinsinnige Bemerkungen über Malerei, Architektur und Poesie entschädigen übrigens den Leser für das erst gegen den Schluß mehr hervortretende Misverhältniß zwischen Stoff und Form.

Die „Novellen" von Karl Buchner (Nr. 2) verrathen ein aufstrebendes Talent von nicht geringem Erfindungs- und Gestaltungsvermögen, dem sich hoffentlich bei fernerer Bethätigung mehr Sicherheit des Stilgefühls hinzugesellen wird. Noch haben die Früchte, die es bietet, sehr ungleichen Werth. Auch über das Wesen der Novelle scheint der Verfasser noch nicht im Klaren zu sein. Wenigstens paßt dieser Gattungsbegriff auf keine von seinen diesmaligen drei Gaben. „Lina" ist eine moralische Erzählung, „Viribus unitis" eine Humoreske, „Beim Rath" eine Criminalgeschichte. Vor allem hat Buchner sich davor zu hüten, nicht immer in eigener Person seinen Helden und Heldinnen mit erhobenem Finger Moral zu predigen. Das stört die Illusion und verdirbt dem Leser die gute Laune. Er möge als Autor das Recept befolgen, das er in der Erzählung „Lina" den Frauen zur Herstellung einer Musterehe verschreibt:

> Ich habe Frauen gekannt, die in kurzer Zeit ihre Gatten zu den häuslichsten Ehemännern machten, und doch fiel, ehe es dahin kam, kein einziges herbes Wort. Ich kannte eine Frau, deren Mann sich einbildete, stets eine eigene Meinung zu haben, der vieles Gute aus freiem Willen zu thun glaubte, während im Grunde nur seine Frau durch ihn dachte und handelte. Er war ein Trotzkopf, als sie sich heiratheten, und wollte gleich mit dem Kopf durch die Wand. Sein geistvolles Weib wußte aber, daß man solche gebildete Wilde, die sich gewöhnten, immer recht zu haben, nicht durch Lehren im Predigtton bessert. Wenn der Herr Gemahl aufbrauste, so verstand sie es allerliebst, ihm die Folgen seiner Heftigkeit vorzuführen, ohne daß sie dabei als Vorführende sichtbar ward. In seinen gewagten Behauptungen, in seinen voreiligen Urtheilen gab sie ihm manchmal ausdrücklich recht, und wenn dann irgendein Unheil geschehen war, so schalt sie sich, aber der Mann empfand die Schläge. Und so brachte sie ihn durch allerlei artige Gaukelkünste dahin, daß er nachdachte über das, was er that oder hätte thun sollen, daß er ruhiger und gesetzter ward, daß er sich völlig nach seiner Frau umbildete, daß er eine Ehe pries, die sich für ihn so schön gestaltet hatte. Das freilich war auch eine echte Frau.

Man sieht, der Verfasser wirbt vorzugsweise um die Gunst der Frauen, indem er ihnen das unbedingte geistige Uebergewicht über den Mann und förmlich die Erzieherrolle zuerkennt. Möglich, daß schöne Leserinnen sein Eheideal reizend finden; daß auch die Männer dafür schwärmen werden, möchten wir unsererseits bezweifeln.

Aeltere Ritterromane.

Loher und Maller. Ritterroman erneuert von Karl Simrock. Stuttgart, Cotta. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Als Probe einer beabsichtigten größern Folge von Uebersetzungen oder Erneuerungen spätmittelalterlicher Prosaromane und Novellen ist von Simrock „Loher und Maller", ein interessantes Erzeugniß des karolingischen Sagenkreises, gewählt. Das Original, nach welchem die moderne Nachbildung gearbeitet ist, gehört der deutschen Literatur des 15. Jahrhunderts an, aber es ist selbst nur, wie bekanntlich die meisten der gleichzeitigen deutschen Prosaromane, eine Uebersetzung aus dem Französischen, welche Elisabeth Gräfin von Nassau-Saarbrücken 1437 verfertigte. Hinter dieser liegt jedoch, wie Simrock vermuthet, ein lateinischer Text, aus welchem das französische Buch auf Veranlassung der Herzogin Margarethe von Lothringen, der Mutter der deutschen Uebersetzerin, 1405 übertragen wurde. Doch wäre es auch nicht unmöglich, daß der älteste Originaltext, der überhaupt sich erkennen läßt, nicht ein lateinischer, sondern ein französisches Chanson de geste gewesen wäre. Darauf deutet manches hin in Stil und Sprache sogar noch in der deutschen Uebersetzung, die man sich nach der Art der Zeit doch so frei und bequemlich gefertigt denken darf, daß die Individualität des Uebersetzers und seiner Zeit dabei viel mehr Spielraum hatte, als wir mit unsern strengern Anforderungen an treue Wiedergabe des Inhalts und der Form fremder Originale vereinbaren können.

Jedenfalls würde eine fragliche lateinische Urschrift nicht als die einzige und letzte Quelle der poetischen Gestaltung dieser Geschichte anzunehmen sein, obwol sich bisher nicht einmal jene sicher bezeugte französische Uebersetzung von 1405, noch weniger das Original dafür, und am allerwenigsten eine Spur, die weiter rückwärts führte, auf deutschem oder französischem Boden hat entdecken lassen. Aber für ein höheres Alter und eine feste Wurzel in dem Boden der volksmäßigen poetischen Gestaltung des karolingischen Sagenkreises legt der Stoff selbst ein unumstößliches Zeugniß ab. Im Kern ist nämlich hier alles höchst alterthümlich und von jener schlichten, beinahe nüchternen oder auch prosaischen Conception, welche den ganzen Sagenkreis, aus dem das karolingische Epos erwachsen ist, sowol im Vergleich mit den Erzeugnissen der ältern deutschen Heldensage als auch mit den bunten Gebilden der bretonischen Phantasie charakterisirt. Die streng geschichtliche Wirklichkeit der Person Karl's des Großen und der Zustände und Personen, die sich um ihn gruppirten, war zu mächtig, als daß es der Sage hätte gelingen können, das eigentliche Wesen derselben umzuschaffen, wenn sie auch im einzelnen wie begreiflich und nothwendig aufs freieste damit verfuhr. Vielleicht erklärt sich daraus der vielbesprochene Umstand, daß der karolingische Sagenkreis in seiner eigentlichen Heimat, d. h. in den deutsch gebliebenen Theilen des ehemaligen Frankenreichs, so wenig populär geworden und in die deutsche Poesie des Mittel-

alters faſt ausnahmslos erſt aus zweiter Hand, durch die Vermittelung der nordfranzöſiſchen Epik, Eingang gefunden hat. Hier auf franzöſiſchem Boden mußte dieſer Stoff die eigentliche Grundlage der Poeſie werden, weil hier in der Fremde die nationale Tradition der eigentlichen Heldenſage von ſelbſt verſiegte und doch das Bedürfniß nach einem volksthümlichen und allgemein verſtändlichen Inhalt der Poeſie ſo lange beſtehen blieb, bis die Kreuzzüge der Phantaſie und dem äußern Leben eine ganz neue Richtung und Inhalt gaben, bis, wie man es mit Recht ausdrücken kann, aus den romaniſch ſprechenden deutſchen Franken Franzoſen oder Welſche geworden waren. Da traten die bretoniſchen Stoffe mit demſelben innern Rechte als beherrſchende Mächte auf, wie dieſe früher die karolingiſchen geweſen waren. Denn für die nunmehrige Stimmung der Gemüther paßte höchſtens dieſer und jener epiſodiſche Zug in der ältern Sagenwelt, z. B. Karl's Thaten gegen die Heiden, aber nicht mehr das Ganze, das viel zu nüchtern und einfach erſchien. Aber die einmal geformten Stoffe behaupteten ſich, ſozuſagen, durch das Geſetz der Trägheit doch noch immer, wenn auch an zweiter Stelle, in der Literatur, ja ſie wurden noch von den verſchiedenen Wandlungen betroffen, die dieſe erlebte. So gingen auch ſie theilweiſe in die eigentliche poetiſche Romanform über, oder wurden von der gelehrten Schriftſtellerei in lateiniſche Form gezwängt und endlich, als das Bedürfniß nach einer ſtofflichen Wirkung die poetiſche Form zurückdrängte, in Proſa aufgelöſt.

„Loher und Maller" vereinigt zwei Hauptmotive des ganzen Sagenkreiſes, die gewöhnlich getrennt ſind und jedes für ſich hinreichten, eine unüberſehbare Fülle von größern und kleinern Epen hervorzubringen. Das eine iſt die Unbotmäßigkeit im Innern des Staats oder Reichs, die ſich volksthümlich draſtiſch als ein unaufhörlicher Zwiſt und Kampf zwiſchen den nächſten Verwandten, hier zwiſchen den Brüdern Loher und Ludwig, den Söhnen Karl zwiſchen Ludwig und ſeinem Neffen Ilembart, als Auflehnung und Verrath der Vaſallen gegen ihren Herrn darſtellt. Das andere iſt der Kampf gegen das Heidenthum oder den Islam, der hier nicht in der ſpätern Faſſung als Befreiungskampf für das Heilige Grab, ſondern im letzten Grunde dem geſchichtlichen Kern der Zeit in der karolingiſchen Zeit entſprechend, umgekehrt als Vertheidigungskampf gegen das ungeſtüm andringende Heidenthum gefaßt wird. Dazu tritt noch ein drittes Motiv, das gleichfalls oft genug in der Poeſie des Mittelalters ſelbſtändig behandelt wurde: der ideale Freundſchaftsbund zwiſchen Loher und Maller, ſeinem Jugendgenoſſen am Hofe ſeines Vaters. Indem aber dieſe drei Motive, wenn auch ganz geſchickt und wirkſam, miteinander verbunden ſind, ſchwächt doch jedes die Wirkung des andern ab. Auch läßt ſich daraus abnehmen, daß die Compoſition des Stoffs in unſerm Roman von verhältnißmäßig jüngerm Datum ſein muß, aber doch nicht jünger als etwa das 13. Jahrhundert. Denn in einer ſpätern Zeit würden die Momente, die ſie in den Vordergrund zu ſtellen liebte, die Aventure und die Minne, ganz anders herausgearbeitet worden ſein und ſich ganz anders vorgedrängt haben, als es in dieſem Roman geſchieht. Denn ſo reich er auch an Kriegs- und Ritterwerk aller Art iſt, ſo findet ſich doch nichts darunter, was unter den Begriff der ſpätern eigentlichen Aventure gebracht werden könnte, und wenn auch die Frauenliebe in ihm eine wichtige Rolle ſpielt, ſo iſt doch dieſe unendlich weit von jener idealern oder alles erdrückenden Auffaſſung entfernt, welche in der Mehrzahl der Erzeugniſſe der ritterlichen Poeſie herrſcht.

Heinrich Kurz

Feuilleton.

Engliſche Urtheile über neue Erſcheinungen der deutſchen Literatur.

Von den zahlreichen Beſprechungen, welche die neueſte Nummer der „Saturday Review", deren Referent einen wahrhaft rieſigen Fleiß an den Tag legt, wenn er wirklich in dem kurzen Zwiſchenraum von vier Wochen alle die Werke, die er beurtheilt, durchlieſt, der neueſten deutſchen Literatur abermals widmet, wollen wir nur die für d. Bl. paſſendſten und unſere Leſer vorzugsweiſe intereſſirenden auswählen.

Beginnen wir mit der dem Reiſewerk von Baron Karl Klaus von der Decken*) gewidmeten Beſprechung: „Während man über Livingſtone's Schickſal noch immer in Ungewißheit iſt, wird die Aufmerkſamkeit der Geographen auf die nachgelaſſenen Schriften eines andern Afrikareiſenden gelenkt, der in den letztern Jahren häufig genannt worden. Baron von der Decken ſcheint die geographiſche Wiſſenſchaft mit keiner bemerkenswerthen Entdeckung bereichert zu haben. Wenigſtens finden wir in dieſem erſten Bande ſeiner Reiſebeſchreibung keine erwähnt, und wir haben auch keinen Grund anzunehmen, daß er eine gemacht. Seine Anſprüche auf Beachtung beruhen theils auf dem ſchriftſtelleriſchen Verdienſt ſeines Werks, noch mehr aber auf ſeinem perſönlichen Charakter und der faſt ausnahmsweiſen Stellung, die er unter den Erforſchern Afrikas einnimmt. Von adelicher Geburt und vermögend erbte die europäiſche Geſellſchaft, die zu zieren er alle Eigenſchaften beſaß, und widmete ſich mit erſtaunlicher Beharrlichkeit der Erforſchung von Oſtafrika. Vier erfolgloſe Reiſen konnten ſeinen Eifer nicht erkalten laſſen, und auf der fünften kam er um. Hat er ſich ſchon durch alles dies Achtung erworben, ſo iſt ſein Name nun noch in Verbindung mit einem Werk ſeltener Tüchtigkeit und hohem Intereſſe genannt worden. Es iſt nämlich nicht ſein eigenes; denn wenn auch auf ſeinen Notizen beruhend, ſo verdankt es doch ſeine anziehende Form der Feder Otto Kerſten's, ſeines Gefährten auf einigen ſeiner letzten Reiſen. Einen großen Theil ſeines Werthes erlangt es übrigens auch von den Papieren und Skizzen eines jungen Engländers, Mr. Richard Thornton, der, nachdem er Livingſtone's Geſellſchaft verlaſſen, ſich dem Baron anſchloß und mit ihm umkam. Thornton war ein Mann der Wiſſenſchaft, was von Decken dem Anſcheine nach nicht war. Kerſten erkennt den Werth der Beobachtungen Thornton's und ſeine maleriſchen Schilderungen gebührend an und hat häufig die Notizen zu einer fortlaufenden Erzählung verſchmolzen. Der intereſſanteſte Theil dieſes erſten Bandes indeſſen ſcheint uns beſtimmt von ſeiner eigenen Feder herzurühren. Es iſt die erſte und maleriſche Schilderung von Zanzibar, dem großen Mittelpunkte der Civiliſation und des Handels an der ganzen Küſte von Oſtafrika, welche wir damit bezeichnet haben wollen. Ein lebendigeres Gemälde iſt ſelten entworfen worden.

*) Der Titel des Werks lautet: „Baron Karl Klaus von der Decken's Reiſen in Oſt-Afrika in den Jahren 1859—65. Erſter Band. Bearbeitet von Otto Kerſten" (Leipzig, Weber).

große Handelsstadt bietet Zanzibar natürlich eine außerordentliche Mannichfaltigkeit von Nationalitäten, Glaubensbekenntnissen, Sitten und Gebräuchen. Es kann mit Singapore verglichen werden, dem es auch sehr ähnlich ist. Solche Handelsblüte deutet selbstverständlich auf einen Grad der Duldung, guten Regierung und Sicherheit des Lebens und Eigenthums, wie man sie nicht oft in Afrika findet. In der That scheint die Gesinnung der im südlichen Arabien, welches Palgrave so treffend geschildert hat, ähnlich zu sein.... Die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Rassen sind mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit beschrieben, und der Bericht über die Scenerie und Naturerzeugnisse der Insel ist nicht weniger anziehend. Der letztere Theil des Bandes ist reicher an Ereignissen, doch hat er mehr den Charakter der gewöhnlichen Beschreibungen von Reisen in Afrika.... Der wissenschaftliche Werth des vorliegenden Theils ist, wie gesagt, nicht groß; es scheint aber, der Verfasser habe sich Einzelheiten dieser Art noch vorbehalten."

Schließlich werden die Illustrationen und Karten, die dem Werke beigefügt sind, gerühmt.

Das in d. Bl. unlängst mit größter Anerkennung besprochene Werk von Eugen von Hartmann: „Die Philosophie des Unbewußten", konnte natürlich vom Referenten der „Saturday Review" nicht unbeachtet bleiben, und wir geben sein Urtheil ohne jeden Commentar wieder: „Dr. von Hartmann hat den Lesern, welche der wenig einladende Titel seines Werks abstoßen dürfte, eine angenehme Ueberraschung bereitet. Er ist in der Hauptsache ein Jünger Schopenhauer's und ist seinem Meister nicht blos was den Inhalt seiner Philosophie betrifft, sondern auch in der klaren und pikanten (racy) Art, sie darzustellen, gefolgt. Ein großer Theil seiner Beweise und Beleuchtungen ist der Naturwissenschaft und der Mathematik entlehnt, und der Eindruck der Sicherheit und Realität, den man dadurch gewinnt, ist wahrhaft erfrischend. Doch die so geschickt dargelegte Philosophie ist an und für sich ein seltsamer Centaur. Eine Hälfte derselben hebt die andere auf. Hartmann führt zwingende Beweise für das Vorhandensein einer Absicht im Weltall an; doch behauptet er, die Ursache aller Dinge sei unbewußt und die Absicht selbst absichtslos. Er betont mit Nachdruck die Harmonie, die Schönheit und das Wohlwollen der vorhandenen Anordnungen, und doch überbietet sein Pessimismus den Schopenhauer's, ja carikirt ihn fast. Er scheint sich zu fürchten, daß man ihn für weniger logisch und consequent halten könne als seinen Meister. In Wahrheit jedoch war Schopenhauer's Pessimismus nicht das Product höherer Einsicht, sondern lediglich verletzten Stolzes. Seine ersten Werke zogen keine Aufmerksamkeit auf sich, und so überredete er sich leicht, daß eine Welt, die ihn 30 Jahre lang vernachlässigt, nothwendigerweise eine sehr schlechte Welt sein müsse. Dr. von Hartmann hat weder seines Vorgängers Egoismus, noch seinen Ernst."

Haben wir auch jede Bemerkung in Bezug auf Hartmann unterdrückt, so können wir doch das Schopenhauer Betreffende nicht ohne unsere entschiedene Verwahrung gegen die Entstellung der Thatsachen, wie sie hier vorliegt, hingehen lassen. Sein erstes Werk, wie es heißen sollte, zog wohl Aufmerksamkeit auf sich, wenn auch nur die von wenigen, aber freilich der bedeutendsten Geister der damaligen Zeit, wie Goethe, Jean Paul, Herbart u. a. waren. Daß es später „todtgeschwiegen" wurde, wie Schopenhauer selbst sich ausgedrückt, ist wahr; daß aber sein Pessimismus hierin seinen Grund habe, ist total falsch, da er ja gleich von Anfang damit auftrat und ihn nicht erst lehrte, nachdem er die für einen Autor allerdings bitterste Erfahrung der Vernachlässigung gemacht hatte.

Ueber „Emanuel Geibel", von Karl Goedeke, sagt der Referent: „Der Biograph von Emanuel Geibel hat viel und nicht zu viel zu sagen über die Schwierigkeit, das Leben eines Schriftstellers während dessen Lebzeiten zu beschreiben. Wir wünschten, es wäre unmöglich. Selbst Goedeke's gewandte Ausführung vermag es nicht, uns mit einem dem guten Geschmacke so zuwiderlaufenden Unternehmen zu versöhnen. Der Verfasser, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erkennt die Bedenklichkeiten an und benutzt die ersten Seiten seines Werks dazu, den Beweis zu führen, der jedermann, nur nicht ihn selbst befriedigt, daß es niemals hätte versucht werden sollen. Er ist indessen von der Größe seines Helden so bezaubert, daß er es wirklich nicht unterlassen kann. Ein großer Geibel aber ist gerade ebenso undenkbar wie ein kleiner Napoleon. Wir möchten von einem höchst verdienstvollen Schriftsteller durchaus nicht geringschätzig sprechen; die nackte Wahrheit aber ist, daß Geibel weder mehr noch weniger als ein Dichter zweiten Ranges ist. Seine Dichtungen sind sowol der Form als auch dem Inhalte nach reizend, doch sind sie lediglich die sauber gefeilten Erzeugnisse eines talentvollen Schriftstellers. Goedeke's Gesichtspunkt nöthigt ihn, diese naheliegenden Erwägungen zu ignoriren. Er hält es von hoher Wichtigkeit für die Menschheit, mit dem Wo, Wenn und Warum eines jeden der hübschen, flüchtigen lyrischen Ergüsse, welche den größern Theil der Schriften Geibel's bilden, gebührend bekannt zu sein. Der biographische Theil seiner Arbeiten ist nach demselben Grundsatze ausgeführt. Er scheint alles Ernstes zu glauben, daß funfzig Ereignisse, die es nicht der Mühe werth ist zu erzählen, einem wichtigen gleichkommen. Nach dieser Rechnungsart dürfte man in seinem Bande wenigstens hundert denkwürdige Begebenheiten finden. Es wird uns schwer zu glauben, daß Geibel's eigener Ruf durch diese verfehlte Apotheose nicht Schaden leiden sollte."

Bezüglich der „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit", von J. J. Honegger, heißt es: „Die von Honegger unternommene Aufgabe ist zu groß, um von einem einzelnen befriedigend gelöst werden zu können. Es würde dazu ein Grad der Allwissenheit erforderlich sein, der selbst in diesem Zeitalter der Concurrenzprüfungen undenkbar ist. Der Verfasser schreckt zwar vor keinem Zweige seines Gegenstandes zurück und möchte gern auf dem politischen, literarischen und wissenschaftlichen Gebiete gleich heimisch scheinen; doch ist es leicht ersichtlich, daß sein Wissen in vielen Fällen nur ein erborgtes ist. Es ist ganz natürlich, daß er sich da am freiesten ergeht, wo er sich am meisten heimisch fühlt: daher können wir schon den unverhältnißmäßigen Raum entschuldigen, den er der deutschen Literatur widmet, obschon es ein Lächeln hervorruft, wenn man einen Eichendorff und Chamisso zwölfmal so viel Raum einnehmen sieht als Shelley und Keats zusammen. Das Werk würde durch Ausmerzung alles dessen, was sich nicht auf Deutschland bezieht, nur gewinnen."

Tschischwitz' Hamlet-Ausgabe wird geradezu als Muster für alle künftige Herausgeber Shakspeare'scher Stücke hingestellt. Nichts so Umfassendes sei bisher versucht worden.

Bibliographie.

Die religiöse Bedeutung der spanischen Frage. Von Fr. Pr. Stuttgart, Schober. 8. 15 Ngr.

Bertram, Hallerlei nurrige Sichten un soterkleichen. Erzählungen im Halbdeutschen und gebundener Rede. Dorpat, Gläser. 8. 4 Ngr.

Brunn, F., Vom Pietismus. Herausgegeben vom Lutheraner-Verein zu Dresden. Dresden, Naumann. Gr. 8. 3 Ngr.

Buchwald, O., Das neue Gesangbuch. Humoristischer Roman. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Büdinger, M., Wellington. Ein Versuch. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Coster, J., Geschichte der Festung Luxemburg seit ihrer Entstehung bis zum Londoner Traktate von 1867. Mit besonderer Rücksicht auf die strategische Bedeutung und die kriegsgeschichtlichen Ereignisse dieses Platzes. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 15 Ngr.

Deinhardt's, J. H., kleine Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von H. Schmidt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ewald, H., Die zwei Wege in Deutschland. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 10 Ngr.

Friedrich, F., Poreat Napoleon! Zwei historische Erzählungen. Berlin, Brigl. 8. 10 Ngr.

Klippel, G. H., Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt. 2ter Thl. 3tes und 4tes Buch. 1793 bis 1801. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Kreutzwald, F., Ehstnische Märchen. Aus dem Ehstnischen übersetzt von F. Löwe. Nebst einem Vorwort von E. Schiefner und Anmerkungen von R. Köhler und A. Schiefner. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Lorm, H., Gedichte. Hamburg, J. F. Richter. 1870. 8. 15 Ngr.

Luthardt, C. E., Der Apostel Paulus. Ein Lebensbild. Vortrag Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 5 Ngr.

Meerheimb, F. v., Sherman's Feldzug in Georgien. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Meier, O., Die Romantiker und das Recht. Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hausbibel.

Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments
nach der Luther'schen Uebersetzung.

Quart. Geh. 3½ Thlr. Geb. in Leder 5 Thlr., mit Goldschnitt 6¼ Thlr.

Diese vollständige, mit scharfen neuen Lettern auf weißes Papier sorgfältigst gedruckte Bibel eignet sich vorzüglich zum Gebrauch im Hause und in der Familie, da sie auch für die schwächsten Augen ohne Anstrengung lesbar, und ebenso einfach und würdig als sauber und geschmackvoll ausgestattet ist. Gegen besondere Vergütung von 5½ Thlr. wird der Einband mit eigens dazu gefertigten silbernen Schließen versehen.

Das Neue Testament und der Psalter.

Mit Photographien
nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands.

Octav. Cart. 4 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Leder mit Goldschnitt 6 Thlr. und mit silbernen Schließen 7 Thlr. 4 Ngr.

Eine wegen ihrer schönen typographischen und künstlerischen Ausstattung mit Recht allgemein beliebte Ausgabe, die jeder Bibliothek, jedem Büchertisch zur wahren Zierde gereicht. Das Neue Testament und der Psalter werden auf Verlangen auch jedes einzeln, cartonnirt und gebunden, zu entsprechenden Preisen geliefert.

Die vorstehenden Werke, in der Bibel-Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen, sind jetzt in den Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Autoren-Gesuch.

Gediegene Schulbücher, wissenschaftliche oder populär-wissenschaftliche Werke werden gegen gutes Honorar in Verlag zu nehmen gesucht. Gefällige frankirte Offerten unter Chiffre L. B. Nr. 6 besorgt die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter aus der preußischen Geschichte

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.

Fünf Bände. 8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Mit dem soeben erschienenen vierten und fünften Bande liegt dieses Werk vollständig vor. Gleich den berühmten „Tagebüchern" des Verfassers liefert dasselbe die wichtigsten Beiträge zur Zeitgeschichte und nimmt ein fast noch größeres Interesse als jene in Anspruch, weil in dem darin behandelten Zeitabschnitt (1820—31) noch keine unabhängige Tagespresse existirte, und daher die Aufzeichnungen eines im Brennpunkt der Ereignisse stehenden Zeugen ungleich höhern Werth haben als in der nachfolgenden Periode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit.

Nach neuen Quellen bearbeitet von

Pasquale Villari.

Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt von **Moritz Berduschek.**

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Villari's Geschichte Savonarola's hat weit über die Grenzen Italiens hinaus die günstigste Aufnahme gefunden. Die „Historische Zeitschrift" von Sybel nannte sie „das Beste, was die Geschichtschreibung in Italien seit Jahren geliefert". Durch Berduschek's Uebersetzung wird nun das Werk dem deutschen Publikum zugeführt, und gerade in einer Zeit wie die unserige, in welcher der alte Kampf zwischen Glauben und Vernunft, zwischen Kirche und Staat wieder heftig entbrannt ist, wird die Geschichte dieses Märtyrers für religiöse Freiheit, den Luther selbst als Vorläufer der Reformation bezeichnete, die Aufmerksamkeit gewiß in hohem Grade auf sich ziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Lebensschilderung, Briefe und Nachgelassene Schriften

von

Frederike Bremer.

Herausgegeben von ihrer Schwester **Charlotte Quiding**, geb. Bremer.

Deutsche Originalausgabe.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses aus dem Nachlaß der Romanschriftstellerin Frederike Bremer gleichzeitig deutsch, schwedisch und englisch erschienene Werk wird sicherlich alle Freunde ihrer Schriften lebhaft interessiren.

Der erste Theil enthält die Lebensbeschreibung Frederike Bremer's aus der Feder ihrer Schwester nebst Blättern aus ihrem Tagebuch, während der zweite ihren sehr interessanten Briefwechsel und der dritte Theil bisher ungedruckte Erzählungen, Novellen und Gedichte zum ersten male veröffentlicht.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird im Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Besteller extra zu bezahlen.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 8. Juli 1869.

Inhalt: Fichte und seine Vorgänger. Von E. von Hartmann. — Schriften zur Aesthetik und Literaturgeschichte. Von Adolf Gottschall. (Fortsetzung.) — Neue englische Romane. Von Franz Hirsch. — Eine deutsche Dichterin. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Fichte und seine Vorgänger.

Geschichte der neuern Philosophie. Von Kuno Fischer. Fünfter Band. Erste Abtheilung: Fichte und seine Vorgänger. Heidelberg, Bassermann. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.

„Worüber philosophirt wird, ist im Grunde gleichgültig; darum hat zu allen Zeiten die Philosophie das zum Object genommen, was gerade die Zeit am meisten interessirte, die Natur, den Staat, das Dogma u. s. w. Warum also nicht jetzt die Geschichte der Philosophie?" Wenn man zu dieser Bemerkung Erdmann's auch den Zusatz nicht wird unterdrücken können, daß erstens das Interesse für Geschichte der Philosophie doch immer nur einen sehr kleinen Bruchtheil von dem Interesse für Geschichte überhaupt bildet, und daß zweitens das Interesse der Gegenwart an Naturwissenschaft im weitesten Sinne wol dem an Geschichte mindestens gleich hoch zu veranschlagen sei, so wird man doch zugeben müssen, daß die philosophischen Lehrgebäude der Vergangenheit allerdings auch als ein Stoff zum Philosophiren betrachtet werden müssen, und daß es keinen Gegenstand des Philosophirens gibt, welcher mehr als dieser durch seine innere Beschaffenheit vor einem oberflächlichen Dilettantismus des Philosophirens schützt, wie derselbe sich in unserer modernen Halbbildung nur allzu breit macht. An der Hand der Geschichte der Philosophie zu philosophiren ist die beste Schule nicht blos für den Philosophen, sondern auch für jeden Gebildeten von höhern geistigen Bedürfnissen, eine weit bessere Schule des Denkens als ein Collegium logicum. Wie aber, wird man fragen, soll ein Laie es anfangen, sich dieser Schule zu unterziehen, da doch die Philosophen theils in fremden Sprachen geschrieben haben, die man mindestens nicht gern zur Mußelektüre wählen mag, theils, und namentlich in neuerer Zeit, jeder einzelne von ihnen eine erschreckend lange Reihe von Bänden producirt hat? Durch diese äußern Umstände sieht man sich daher bewogen, lieber zu einem compendiösen Abriß der ganzen Geschichte der Philosophie zu greifen; hier tritt man aber statt an einen Körper von Fleisch und Blut an eine Sammlung von Skeleten heran, mit denen man sich schwerlich befreunden wird, wenn man die lebendigen Wesen nicht schon vorher kennen gelernt hat, von denen hier nur das Gerippe geboten wird. Am allerwenigsten läßt sich mit einem Grundriß der Geschichte der Philosophie philosophiren, und man wird von Glück sagen können, wenn man durch eine so angeknüpfte Bekanntschaft, durch die Fremdartigkeit der verschiedenen Gedankensphären und die scheinbare Wunderlichkeit ihrer Theorien nicht von dem ganzen Gebiet abgeschreckt wird. Sonach wird man dem Laien empfehlen müssen, auf eine Kenntniß des Ganzen vorläufig zu verzichten und sich auf das Studium eines engbegrenzten Abschnitts oder eins der hervorragendsten Systeme zu beschränken.

Aber wehe dem Armen, der unvorbereitet Hegel's „Logik", Fichte's „Wissenschaftslehre" oder Kant's „Kritik der reinen Vernunft" vornimmt; wenn er nicht zu den seltenen Ausnahmenaturen gehört, wird er sich nach kurzem für immer den Geschmack an der Philosophie verdorben und, was schlimmer ist, wol gar die Achtung vor dieser Wissenschaft verloren haben, weil er nicht die Achtung vor sich selbst verlieren will. Aber selbst der, welcher sich mit dem Verständniß durcharbeitet, wird meistens das Gefühl haben, als könnte das alles viel kürzer gesagt sein, und sich nach einem Auszug sehnen, in welchem ausschließlich sachliche — nicht wie in den Originalwerken historische — Motive und Zufälligkeiten für die Anordnung maßgebend wären. Gedanken, welche bei ihrer Entstehung in einer gewissen Breite und Umständlichkeit vorgetragen werden mußten, machen im Fortgang der Geschichte eine Art unwillkürlichen Verdichtungsprocesses durch, ohne welchen zuletzt den Menschen das Lernen unmöglich würde, da der Lernstoff sich mit jeder Generation mehr anhäuft. Diesem Concentrationsproceß wünscht man bei dem Studium Rechnung getragen zu sehen. Endlich sind die Gedanken in ihrem Entstehungsproceß häufig noch in einer chaotischen Gärung, welche dem Ausdruck etwas Dunkles

und mühsam Ringendes verleiht; nachdem aber durch die auf den Schultern der Vorgänger stehenden Nachfolger die Gedanken der erstern in durchsichtigen Krystallen sich historisch niedergeschlagen haben, sind wir in der That in der Lage, sagen zu können, daß wir die geschichtlich gewordenen Philosophien besser als ihre Urheber verstehen müssen, und diese Thatsache durch eine lichtvollere und leichtere Darstellung zu bewähren.

Allen diesen Anforderungen wird keiner in dem hohen Maße gerecht, wie Kuno Fischer in seiner „Geschichte der neuern Philosophie", deren früher erschienene Bände bereits in d. Bl. (Nr. 30 f. 1854, Nr. 37 f. 1856, Nr. 16 f. 1861) besprochen worden sind. Seine Darstellungen sind gerade ausführlich genug, um vollständig zu sein, und doch nicht so lang, um dem Laien beschwerlich zu fallen, sie sind mit einem Wort das beste bisjetzt existirende Material, um gründliche Kenntniß der Philosophie in weitere Kreise zu tragen. Fischer ist ein Meister der congenialen Reproduction, die sich mit selbstverleugnender Liebe ganz in den darzustellenden Denker versenkt, seine Stärken in das hellste Licht setzt, seine Schwächen womöglich schonend ausglättet und nirgends den Fluß der lichtvollen Darstellung durch störende Kritik unterbricht. Die einzige Kritik, welche Platz findet, ist diejenige, welche thatsächlich der Nachfolger an dem Vorgänger geübt hat, und wenn ich auch keineswegs der Meinung beipflichten kann, daß hiermit alle Kritik erschöpft sei, so muß doch jede andere von einem heutigen Schriftsteller geübte Kritik einen subjectiven Charakter tragen und deshalb von einer objectiven historischen Darstellung ausgeschlossen bleiben; dieselbe kann in einer solchen füglich dem Leser überlassen bleiben, für den ihre Ausübung gerade einen Hauptreiz der Lektüre bilden wird. Die Anordnung des Stoffs kann mustergültig genannt werden, und ist mit darauf berechnet, die Einführung in das Verständniß nach Möglichkeit zu erleichtern. Fügen wir hinzu, daß Fischer nicht blos den trockenen Lehrbegriff eines Systems hinstellt, sondern uns auch seine Anknüpfung an die Bedingungen der Zeit, ja sogar in vieler Hinsicht sein Wachsthum und Entstehen im Kopfe des Urhebers vorführt und uns zugleich auf der andern Seite seinen Einfluß auf die culturhistorischen Zustände der Umgebung darlegt, so wird man in der That sagen können, daß diese Werke hinfort dem Culturhistoriker unentbehrlich sein müssen, wenn man berücksichtigt, daß nicht nur das culturgeschichtliche Bild einer Epoche ohne die in ihr herrschende Philosophie unvollständig sein würde, sondern daß letztere geradezu als die Blüte, d. h. als der höchste und bewußteste Ausdruck der die betreffende Epoche charakterisirenden Ideen betrachtet werden kann.

Die Mängel, welche den genannten großen Vorzügen entgegenstehen, sind geringfügig. Daß in der Auffassung früherer Lehren bei verschiedenen Darstellern Differenzen über einige zweifelhafte Punkte vorkommen werden, läßt sich von vornherein nicht anders erwarten, und dies wird um so mehr der Fall sein, je näher diese Lehren der Gegenwart liegen. So wird man auch Fischer in manchen streitigen Punkten angreifen können, wozu ich namentlich seine im dritten Bande vorgetragene Auffassung vom Kant'schen „Ding an sich" rechne. Wesentlicher als diese Einzelheiten ist aber ein Rest von schematisirender Tendenz, die ihm aus der Hegel'schen Schule noch anklebt; indeß ist auch diese persönliche Liebhaberei ziemlich unschädlich, denn was etwa durch dieselbe an der realistischen Wahrheit der Zeichnung verschoben wird, wiegen auf der andern Seite die pädagogischen Vortheile so ziemlich auf; denn bekanntlich ist eine schematische Darstellung für den Lernenden allemal leichter verständlich, als eine streng realistische, und ohnehin entziehen sich die ins begriffliche Schema nicht genau passen wollenden Unebenheiten der rauhen und von Zufälligkeiten durchfurchten Wirklichkeit nicht leicht dem Auge des Weiterstudirenden, der doch keinesfalls das Studium der Originalwerke entbehren kann.

Es ist nach alledem das Erscheinen eines fünften Bandes freudig zu begrüßen, um so mehr, als derselbe trotz der ungleich größern Schwierigkeiten des Stoffs seine ältern Brüder fast noch übertrifft und als gerade die Geschichte der nach-Kant'schen Philosophie, obwol sie in Erdmann schon einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden, doch noch am allermeisten einer objectiven Klärung und Durcharbeitung bedarf. Die Lektüre dieses Bandes ist freilich nur dem zu rathen, der die beiden Bände über Kant gelesen hat oder sonst mit der Kant'schen Philosophie vertraut ist, da die Entwickelung diese zur Grundlage hat; indessen dürften die beiden trefflichen Biographien Maimon's und Fichte's auch denjenigen auf das wärmste zu empfehlen sein, welche sich nicht mit Philosophie befassen wollen, da beider Lebensläufe höchst merkwürdiger Natur, wenn auch nach ganz verschiedener Richtung waren.

Im Jahre 1754 im Schmuz und Elend einer litauischen Judenfamilie geboren, als talmudischer Gelehrter in seinem elften Lebensjahre von den Aeltern verheirathet und zu der mühsamsten Autodidaktik verurtheilt, entzog sich Maimon dem Fluch der häuslichen Verhältnisse durch die Flucht, um lange Zeit als Bettler in der Welt herumzuziehen. Und von diesem Manne, der sein Leben lang nicht in geordnete Verhältnisse gelangt ist, sagte ein Kant, daß er von allen seinen Gegnern ihn am besten verstanden habe, und schrieb ein Fichte, daß er vor diesem Talent eine grenzenlose Achtung hege. Wenn auch heute Maimon's philosophische Leistungen keine Bedeutung mehr haben, so wird man doch über die Energie einer Natur staunen müssen, welche im Stande war, den ungünstigsten Verhältnissen zum Trotz ihren eingeborenen Beruf zu erfüllen.

Fichte ist fast wichtiger durch seine Persönlichkeit als durch seine Werke. Wenn man heute seine streng philosophischen Schriften mit unbefangenem Auge liest, nicht mit dem Gedanken an ihre historische, sondern an ihre rein sachliche Bedeutung und abgesehen von der Stelle, welche sie als Entwickelungsglied in der Geschichte der Philosophie einnehmen, so erscheint es fast unbegreiflich, wie es eine Zeit geben konnte, wo eine begeisterte Anhängerschaft sich um diese Theorien scharte. Wir, die wir vor allem eine positive Grundlage als Material verlangen, aus welchem ein Gebäude errichtet werden könne, wir sehen in dem System Fichte's, das er wie eine Spinne aus seinem voraussetzungslosen Ich herausspinnt, eben wegen dieses gänzlichen Mangels an Bausteinen kaum mehr als Luftschlösser. Wir, die wir in einer durch

und durch realistischen Zeit leben, vermögen uns kaum vorzustellen, wie vor zwei Menschenaltern ein so unverhüllter subjectiver Idealismus Terrain erobern konnte, welchem die Vergangenheit (also die Geschichte) nichts weiter als eine keiner Wirklichkeit entsprechende Einbildung des Ich zu dem ausschließlichen Zwecke ist, das Setzen einer Gegenwart zu ermöglichen, und welchem, da nur ein Ich ein real Existirendes sein kann, die ganze leblose Natur nichts weiter als ein eingebildetes Material ist, ohne welches das Ich sich nicht als praktisch thätig denken könnte. Bedenkt man aber, daß die Blüte der Fichte'schen Philosophie in die Zeit unmittelbar nach der Französischen Revolution fällt, wo die Menschheit mit dem unglücklichen, im damaligen Frankreich aber nicht zu umgehenden Experiment beschäftigt war, mit allem historisch Gegebenen tabula rasa zu machen und alle politischen und socialen Formen auf rein rationalem Wege a priori zu construiren, so wird diese merkwürdige Erscheinung auch für denjenigen historisch begreiflich, der noch nicht ihre logische Nothwendigkeit im Entwickelungsgang der deutschen Philosophie verstanden hat. Charakteristisch aber und dieser Analogie entsprechend ist der Umstand, daß kein Entwickelungsglied in der Geschichte der Philosophie jemals so schnell abgenutzt und überwunden worden ist wie dieses, daß die Fichte'sche Wissenschaftslehre, wenn auch ihr Urheber noch länger lebte und Umbildungsversuche mit ihr anstellte, ungefähr gleichzeitig mit dem Ende der französischen Republik zu den Todten zählte, von Schelling zu Grabe getragen und bald über Hegel ganz vergessen.

Daß aber die Fichte'sche Philosophie so schnell sich Anerkennung erwarb und ihre Herrschaft ausbreitete, dazu trug mehr als alles andere die Macht der Persönlichkeit Fichte's bei. Er vereinigte in sich drei Eigenschaften: erstens war er in eminentem Sinne ein Charakter, zweitens ein Feuergeist, und drittens ein geborener Redner. Eine von der Mutter ererbte, bis zum Starrsinn und zur Herrschsucht gesteigerte Charakterfestigkeit, verbunden mit der edelsten Begeisterung für Sittlichkeit und Wahrheit, fand in einer glühenden und hinreißenden Beredsamkeit ihren Ausdruck. In keinem Menschen hat sich wol deutlicher als in diesem das Primat des Willens über den Intellect gezeigt. Auf das Handeln kam es ihm an, das Erkennen war ihm stets nur vorbereitendes Mittel hierzu. In seinem Feuereifer für Durchführung des einmal für recht Erkannten suchte er oft einen lästigen Zwang auf die Freiheit anderer zu üben und schadete nicht selten sich selbst, wie z. B. bei den Mißhelligkeiten, die seine Entfernung aus Jena zur Folge hatten und welche Fischer mit klarster Unparteilichkeit darstellt: „Wollen wir den ganzen Mann mit einem einzigen Worte treffen, das ihn geistig und körperlich, in seiner Macht und in den damit verbundenen Mängeln bis auf die Ursache selbst seines physischen Leidens kennzeichnet, so gilt von ihm, was Hufeland, sein Arzt und Freund, gesagt hat: sein Grundcharakter war die Ueberkraft."

Wie sehr Fichte zum Redner geboren war, erhellt daraus, daß eine Offenbarung dieser natürlichen Anlage den gänsehütenden Sohn eines dörflichen Leinwebers auf die wissenschaftliche Laufbahn brachte. Der Knabe behielt nämlich die Predigten des Dorfpfarrers auswendig und declamirte sie seinen Gänsen vor, bis ein Freiherr von Miltitz, aus der Nachbarschaft, auf das ungewöhnliche Talent aufmerksam gemacht, für dessen wissenschaftliche Erziehung sorgte. Als er die Kant'sche Philosophie kennen gelernt hatte, die ihn, wie Reinhold, nicht sowol durch den schwierigen theoretischen Theil, sondern durch die schlichte Größe ihrer Sittenlehre zum Anhänger gewann, zeichnete er sich als Lebensaufgabe vor, „diese Grundsätze populär und durch Beredsamkeit auf das menschliche Herz wirksam zu machen". Als im Jahre 1806 und 1813 der Krieg in Aussicht stand, bot er sich beidemal der Regierung an, um im Hauptquartier mit ins Feld zu ziehen und durch seine Reden die Krieger zur Tapferkeit zu begeistern. Den Verfasser der „Wissenschaftslehre" und der „Anweisung zum seligen Leben" kennt das deutsche Volk wenig genug; sein Jubiläum wäre wol noch stiller vorübergegangen als das manches Gelehrten von noch höherer Bedeutung; aber das Jubiläum des Redners, der 1807—8 ohne Furcht vor der französischen Kugel öffentlich die „Reden an die deutsche Nation" hielt, hat Deutschland als Nationalfest gefeiert.

Fichte's Stellung als Glied in der Entwickelungsgeschichte der Philosophie ist, wie schon gesagt, nur zu begreifen in seiner Anknüpfung an Kant. Er selbst glaubte in seiner „Wissenschaftslehre" durchaus nichts anderes als den Inhalt der Kant'schen Philosophie vorzutragen, nur in eigenthümlicher Darstellung, strengerer Begründung und systematischerm Zusammenhang.

Locke hatte gezeigt, daß es keine angeborenen Ideen im Sinne des Descartes gebe, sondern das Bewußtsein vor Beginn der Erfahrung eine tabula rasa sei. Leibniz hatte dem entgegengestellt, daß die sogenannten angeborenen Ideen weder aus der Erfahrung aufgenommen, noch auch von jeher als Ideen im Geiste vorhanden seien, sondern als Anlagen, präformirte Keime, vorausbestimmte Formen, connaissances virtuelles, beständen. Hume hatte bewiesen, daß der Begriff der Ursachlichkeit oder Causalität auf keine Weise aus der Erfahrung abstrahirt, sondern durch den menschlichen Glauben in dieselbe hineingetragen sei, da die Erfahrung nur Aufeinanderfolge der Ereignisse, niemals aber den causalen Zusammenhang selbst zeigen kann. Kant faßte diese Vorgänger zusammen und erklärte die Causalität sammt den übrigen Kategorien (Substantialität u. s. w.) für Formen des Denkens oder Verstandes, welche nicht aus den Dingen gewonnen werden können, folglich — so schloß er — den Dingen abgesehen von dem sie denkenden Verstande auch gar nicht zukommen.

Locke hatte ferner philosophisch demonstrirt, was heutzutage ein naturwissenschaftlicher Gemeinplatz ist, daß unsere Sinneswahrnehmungen mit den Dingen gar keine Aehnlichkeit haben, und ihre eigenthümlichen Qualitäten eigenthümliche Formen der Sinnesfunctionen sind. Kant ging auf diesem Wege weiter und zeigte, daß Größe, Gestalt und Zahl ebenso wenig wie Farbe oder Geruch von uns aus den Dingen aufgenommen werden können, sondern daß sie ebenso wie diese selbstthätig von der Anschauung erzeugt werden müssen; er erklärte also Raum und Zeit für Formen der menschlichen Anschauung, und schloß daraus, daß die Dinge abgesehen von unserer Anschauung

weder in Raum noch Zeit sein können. Hiermit war das Ding an sich, d. h. abgesehen von unserer Vorstellung, für ein völlig unbekanntes x erklärt, von dem man gar nichts mehr aussagen kann. Kant hatte innerhalb der theoretischen Vernunft Anschauung, Verstand und Vernunft unterschieden; Reinhold suchte deren sämmtliche Functionen aus dem Begriff eines Vorstellungsvermögens und aus dessen Wechselwirkung mit dem Ding an sich zu erklären, so zwar, daß das Ich stets die Form, das Ding an sich die Materie der Vorstellung liefert. Gegen dieses Ding an sich wendete sich Schulze in seinem „Aenesidemus". Er sagte ganz richtig: wenn die Kategorien der Causalität, Substantialität und Realität nur subjectiver Natur sind, so können sie auf das Ding an sich sowenig Anwendung finden, daß man überhaupt von der Existenz oder Nichtexistenz eines solchen gar nicht mehr reden kann, daß es auf keine Weise zu uns in Beziehung treten, am wenigsten uns causal afficiren kann. Es ergibt sich hieraus die Alternative: entweder sind diese Kategorien nicht blos subjectiver Natur, oder das Ding an sich, welches ich denke, ist gar nichts weiter als meine Vorstellung. Die erstere Seite schien nicht so sehr von dem durch Kant überwundenen Dogmatismus unterschieden, als daß sich nicht die Entwickelung zunächst auf Ausbeutung der andern Seite hätte werfen sollen. Diesen Schritt vollzog Fichte etwa gleichzeitig mit Maimon und Beck, welche er aber ebensowol an rücksichtsloser Consequenz wie an systematischer Durchbildung weit übertraf. So war auch der letzte Rest einer selbständigen Außenwelt vom unersättlichen Ich verschlungen, und mit dem Satz: „Das Ding an sich oder das Nicht-Ich ist nichts als meine Vorstellung", ist die Grundlage des Fichte'schen subjectiven Idealismus bestimmt, dessen systematischen Aufbau ich hier nicht weiter verfolgen kann.

In der Einleitung des vorliegenden Bandes gibt Fischer auch eine allgemeine Uebersicht seiner Auffassung von der Entwickelung der nach-Kant'schen Philosophie, und da diese zugleich gewissermaßen als Programm der Anordnung der nachfolgenden Bände betrachtet werden kann, so ist sie der Beachtung werth. Von Kant ausgehend zeigt sich zunächst der Gegensatz einer anthropologischen (psychologischen) und metaphysischen Richtung. Die erstere, durch Fries vertreten, sucht die Begründung der Kant'schen ursprünglichen Vermögen durch nähere Einsicht in die menschliche Natur zu gewinnen; die andere Seite stützt sich darauf, daß sie ursprüngliche Vermögen, d. h. Principien sind. Innerhalb dieser metaphysischen Seite tritt nun ein neuer Gegensatz zu Tage zwischen Herbart einerseits und Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer andererseits. Fischer charakterisirt diesen als Gegensatz der Nicht-Identität und der Identität. Dies scheint mir nicht zutreffend. Ist die logische Identität des Widerspruchs damit gemeint, so hat Hegel den Ruhm, dieselbe zu vertreten, für sich allein zu beanspruchen; ist aber die Einheit der Seelenkräfte innerhalb des Individuums damit gemeint, so ist dieselbe von Herbart stärker als von irgendeinem andern betont worden. Der Gegensatz Herbart's gegen die genannten andern Philosophen ist vielmehr als Pluralismus gegenüber dem Monismus, als Monadologismus gegenüber dem Pantheismus zu bezeichnen. Indem der Widerstand des erstern gegen den letztern alle seine Kraft aus dem Selbstgefühl des Individuums zieht, ist Herbart's System auf das Individuum gebaut, also Individualismus gegenüber dem Universalismus. Innerhalb der monistisch-pantheistischen Seite der metaphysischen Richtung zeigt sich endlich wiederum ein Gegensatz zwischen Schopenhauer einerseits und Fichte, Schelling, Hegel andererseits, welchen Fischer als Gegensatz des Individualismus und Universalismus bezeichnet. Nun haben wir aber erstens dies soeben durch Herbart vorweggenommen gesehen, und paßt zweitens auf Schopenhauer die Bezeichnung des Individualismus in keiner Weise, da sein System vielmehr reinster Universalismus und Monismus ist. Es steht zu hoffen, daß Fischer, bevor er zur Darstellung von Herbart und Schopenhauer gelangt, seine Auffassung noch in der Weise modificiren werde, daß ihm selbst die hier aufgeführten Bezeichnungen nicht mehr zutreffend erscheinen werden. Der fragliche Gegensatz kann nur so präcisirt werden, daß Schopenhauer das All-Eine als das Unlogische, den Willen bestimmt, Fichte, Schelling und Hegel aber als das Logische, so zwar, daß dieses bei Fichte sich im Selbstbewußtsein, bei Schelling in den Naturpotenzen, bei Hegel in dem Proceß der absoluten Idee documentirt. Auch dieser Gegensatz ist in Kant der Anlage nach vorgebildet; beide Seiten der Entwickelung suchen die von Kant nur vermuthete Identität des Dings an sich und des Ich zur Evidenz zu erheben, nur daß Schopenhauer den unlogischen Charakter des blinden Dings an sich, Fichte, Schelling und Hegel den logischen Charakter des denkenden Ich zum Ausgangspunkt nehmen und das so gewonnene Merkmal einseitig auf den metaphysischen Begriff der andern Seite übertragen.

E. von Hartmann.

Schriften zur Aesthetik und Literaturgeschichte.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

3. Aesthetische Studien von Adolf Rutenberg. Berlin, Rauh. 1868. 16. 15 Ngr.

Die kleine Sammlung enthält vier Studien, von denen drei der Malerei gewidmet sind: die erste der Genremalerei, die zweite der Landschaftsmalerei und die dritte dem Verhältniß der Photographie zur Kunst. In dem ersten Artikel werden die hervortretenden Genremaler der Gegenwart: Hasenclever, Ludwig Richter, Hosemann, Knaus u. a., mit eingehender Kenntniß charakterisirt. Der Kreis der Genremalerei wird mit folgenden Worten bezeichnet:

Die Genremalerei hat es mit der künstlerischen Wiedergabe des kleinbürgerlichen und bäuerlichen Lebens zu thun; sie verirrt sich auch wol in die Gemächer der Großen und lauscht hinter den Thüren mit den Ohren der Dienerschaft; sie steigt auch wol in den Pfuhl des gemeinsten Lebens und watet mit

einigen gelungenen Verbrecherphysiognomien um die Wette auf ihren schmuzigen Wegen umher. Aber am liebsten hält sie sich in gemüthlichen Familienkreisen auf, wo der Humor das tägliche Brot würzt und die Liebe den rothen Faden bildet, welcher unsichtbar durch aller Herzen läuft. Wenn wir es mit einem charakteristischen Wort ausdrücken sollen, so möchten wir sagen: die Heimat der Genremalerei ist der Mikrokosmus. In diesem Mikrokosmus findet das Gemüth seine Sammlung und Beruhigung, wenn es von der Arbeit und Sorge und von der Last des Lebens ausruhen will. Nur selten läßt der Genremaler die Töne von der großen Wetterharfe des Makrokosmus in sein friedliches Stillleben dringen, wie Goethe in „Hermann und Dorothea".

Gegen das Durchbrechen dieses Kreises, gegen das Verpflanzen der Genremalerei in eine höhere Sphäre, gegen die Verfeinerung des Genre, gegen die Versetzung mit Romantik, wie es bisweilen die Düsseldorfer Schule liebte, gegen das Wiederauftreten der französischen Manier mit ihren Cabinetsstücken und Toilettenkrämer-Physiognomien und ihrer Petit-maitre-Grazie erklärt sich Rutenberg, indem er das typische, namentlich das nationale Element als Grundlage der Genremalerei festgehalten wissen will. Knaus hält dies Element fest; aber er hat es gewissermaßen schon überwunden durch eine sensitive Behandlung der einzelnen Charaktere, welche dennoch weit davon entfernt ist, in einen allgemeinen flachen und faden Humanismus auszuarten. Rutenberg nennt die berühmten Knaus'schen Bilder: „Die Taufe", „Die goldene Hochzeit", „Der Taschenspieler", zur epischen Breite ausgearbeitete Idyllen, welche, wie die Goethe'sche Idylle „Hermann und Dorothea", das nationale Element nur als ein beiherspielendes behandeln und um so tiefere, ungetrübtere Blicke in das Gemüthsleben des Menschen und in das sociale, ökonomische Behagen der Familie thun lassen.

Auch der Gegensatz zwischen ländlicher und städtischer Genremalerei wird hervorgehoben. Ein Hauptvertreter der letztern und der gemalten Volkskomik überhaupt, Professor Hosemann, wird in der folgenden treffenden Weise geschildert:

Mit der Lorgnette des Großstädters bewaffnet, moquirt er sich gar zu gern über die der feinern Bildung entbehrenden Figuren des Landvolks und macht seine berliner Witze mit einer gewissen hämischen Ironie, wenn einmal beide Elemente, das städtische und das ländliche, in feindlicher Weise auf freiem Felde oder in den Straßen der Stadt aufeinanderstoßen. Dagegen recht eigentlich zu Hause ist Hosemann in allen Ecken und Winkelchen des großstädtischen Mikrokosmus, seinen wochentäglichen Leiden und sonntäglichen Freuden. Er begleitet den berliner Schusterjungen auf seinen vielfach gekrümmten Wegen durch die engsten und schmuzigsten Gassen der Stadt und registrirt seine humoristischen Excesse gegen harmlose Wanderer. Einem Paar blaumachender Handwerksgesellen folgt er am frühen Montag Morgen vor das Thor und läßt sie an der Nüchternheit und der Sitteneinfalt ländlicher Vergnügungen zur Erkenntniß ihrer eigenen Verworfenheit kommen. Am liebsten aber heftet er sich an die Fersen des großstädtischen Philisters, als dessen eigentlicher malerischer Homeros er betrachtet werden kann. Wie der Philister ißt, trinkt und die Zeitung liest und seine obligaten Verdauungspromenaden macht, wie er sich sicher fühlt in seiner Haut und das profanum vulgus der Straßenjugend von sich abhält, das hat er uns mit Meisterhand in unzähligen Bildern offenbart. An Hosemann ist wie an seinen Philistern die neue Aera des regern socialen Lebens spurlos vorübergegangen; sein Lächeln hat aber seitdem doch an urkomischer Wirkung verloren; seine Gestalten sehen den modernen Genrebildern eines Vautier, Jernberg, Webb, Plathner u. a. gegenüber etwas verblaßt und fadenscheinig aus. Seinem Exemplewitz fehlt die heutzutage nothwendige politische Würze.

In dem zweiten Aufsatz: „Der Landschaftsmaler als Dichter", macht Rutenberg den Versuch, die Landschaftsmalerei nach den drei Hauptgattungen der Poesie, der epischen, lyrischen und dramatischen, zu charakterisiren und die Maler danach zu gruppiren. Obgleich dies in geistvoller und scharfer Weise geschieht, so ist doch wol daran festzuhalten, daß die Landschaftsmalerei die Lyrik in dieser Kunst vertritt, und daß die andern Elemente nur mit hereinspielen, wie dies auch bei der Lyrik der Dichtkunst der Fall ist. So gut etwa wie Rutenberg Hildebrandt einen dramatischen Landschaftsmaler nennt, kann man allenfalls Freiligrath in „Löwenritt" und „Gesicht des Reisenden" einen dramatischen Lyriker nennen, indem er die Bewegtheit und den Kampf im Reich der Thiere und der Elemente darstellt; doch die Grundlage der Lyrik muß man für das Landschaftsbild immer festhalten, und die Landschaftsmaler, die Rutenberg als Lyriker bezeichnet, wie Lessing und Schirmer, befinden sich offenbar im Mittelpunkt ihrer Kunst. Zu den Epikern rechnet unser Autor Bennewitz von Löfen mit seinen märkischen Bildern, Hoguet, Gentz; zu den Dramatikern außer Hildebrandt, der eingehend und mit vieler Wärme charakterisirt wird, Calame, Eschke und Th. Weber. Einen interessanten Excurs über die Behandlung der elementarischen Basen der Landschaft in der Malerei, namentlich über die Auffassung des hydraulischen und des felsigen Charakters, fügt Rutenberg in die Charakteristik der einzelnen Künstler ein. In dem Abschnitt: „Kunst und Photographie", werden die Leistungen der letztern, ohne verächtlich beiseitegeschoben zu werden, nach Verdienst gewürdigt, und der letzte Abschnitt: „Zur Aesthetik der Krankheit", ist ein kleiner Beitrag zur Aesthetik des Häßlichen.

4. Die Stellung Moses Mendelsohn's in der Geschichte der Aesthetik von Gustav Kanngießer. Frankfurt a. M., Boselli. 1868. Br. 8. 12 Ngr.

Moses Mendelsohn ist dem großen Publikum vorzugsweise als Moralphilosoph, als Verfasser des „Phädon", und als Freund Lessing's bekannt. Die eingehendern Beurtheilungen dieses Gelehrten, welche vom Standpunkt der Literaturgeschichte Hettner in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", vom Standpunkt einer Geschichte der Philosophie Kuno Fischer im zweiten Bande der „Geschichte der neuern Philosophie" gibt, werden hier ergänzt durch eine Analyse der drei ästhetischen Hauptschriften Mendelsohn's, die im ganzen weniger bekannt sind, in denen aber Kanngießer die Spitze und Blüte der Popularästhetik erblickt: „Briefe über die Empfindungen", mit der spätern „Rhapsodie", die Abhandlung „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" und die „Ueber das Erhabene und Naive". Die Principien dieser Schriften brachte Mendelsohn in einer ganzen Reihe einzelner Recensionen und Aufsätze zur Anwendung. So besprach er Pope, Sulzer, Geßner, Wieland, Rousseau, die Karschin, Klopstock u. a.

Die ganze ästhetische Untersuchung damaliger Zeit, soweit sie principieller Art war, ging nicht viel über Darlegung des Vergnügens hinaus, das wir an schönen Gegenständen empfinden: ein subjectiver Standpunkt, auf den Kirchmann und Horwicz wieder zurückkehren und den

sie ihren ästhetischen Systemen zu Grunde legen. Mendelssohn definirte die Schönheit als die Einheit im Mannichfaltigen und nennt sie die sinnliche Nachahmerin der Vollkommenheit, der Uebereinstimmung; ihre Vorzüge aber erscheinen ihm „niedriger Art" im Vergleich mit den Vorzügen der letztern. Dagegen weiß Mendelssohn die Schönheit von der Moral zu emancipiren: ein Emancipationsact, der noch immer nicht zu durchgreifender Geltung gekommen ist, indem unsere neuern Literarhistoriker, wie Julian Schmidt, und Aesthetiker, wie Gustav Freytag, fortwährend das Aesthetische und Moralische verwechseln. Mendelssohn stellte, gegenüber einer moralisirenden Aesthetik, den Grundsatz auf, daß der höchste Endzweck der menschlichen Kunst die Schönheit sei; er zeigte, daß die Dichtkunst als schöne Kunst betrachtet eine ganz andere Idealschönheit habe als die sittliche Vollkommenheit der Charaktere. „Wenn ich die Wahl hätte, wollte ich freilich lieber der fromme Aeneas, der strenge Cato des Addison, als der jähzornige Achilles oder der eifersüchtige Othello sein; aber erdichtet haben? Auf diese Frage werde ich zum Besten der letztern erklären: sie kommen der poetischen Idealschönheit näher, sie sind in ihrer Art vollkommen." So bringt Theokles in den „Briefen über die Empfindung" den wichtigen Satz zur Geltung, daß das Schauspiel seine eigene Sittlichkeit habe:

Im Leben ist nichts sittlich gut, das nicht in unserer Vollkommenheit gegründet ist; auf der Schaubühne hingegen ist es alles, was in der heftigen Leidenschaft seinen Grund hat. Der Zweck des Trauerspiels ist, Leidenschaft zu erregen, und das schwärzeste Laster, das zu diesem Endzweck leitet, ist auf der Schaubühne willkommen. Hierin liegt ein großes Kunststück der theatralischen Poesie: der Dichter muß den Streit der wahren Sittlichkeit mit der theatralischen sorgfältig verstecken, wenn das Schauspiel gefallen soll.

Gegenüber den neuen Theorien, welche von der Dichtung und der Bühne verlangen, daß sie uns lauter brave Männer vorführe, von denen das Lied ertönt wie Orgelton und Glockenklang, und die gar nicht einmal merken, daß ihre armselige Weisheit von den größten Mustern aller Zeiten beschämt wird, spricht sich in diesen Worten Mendelssohn's eine tiefe Kunsteinsicht aus, welche die guten Leute und schlechten Musikanten sich zu Herzen nehmen mögen.

Das Schriftchen Mendelssohn's: „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften", aus dem Jahre 1757, hat offenbar Schiller für seine philosophischen Abhandlungen manche Anregung gegeben. Die „Anmuth als Schönheit in Bewegung" ist ein allerdings aus den „Grundsätzen der Kritik" von Home überkommener Begriff; aber er ist zuerst von Mendelssohn der deutschen Aesthetik angeeignet worden und erst später in Lessing's „Laokoon" und Schiller's „Anmuth und Würde" übergegangen. Interessant ist die Mittheilung der in dieser Schrift Mendelssohn's enthaltenen Uebersetzung des großen Hamlet-Monologs, die an durchsichtiger Klarheit so viele ihrer Nachfolger übertrifft:

Sein oder Nichtsein; dieses ist die Frage!
Ist's edler, im Gemüth des Schicksals Wuth
Und giftige Geschoß zu dulden, oder
Sein ganzes Heer von Qualen zu bekämpfen
Und kämpfend zu vergehn? — Vergehen? — Schlafen!
Mehr heißt es nicht. Ein süßer Schlummer ist's,
Der uns von tausend Herzensangst befreit,
Die dieses Fleisches Erbtheil sind. — Wie würdig
Des frommen Wunsches ist vergehen, schlafen! —
Doch schlafen? — Nicht auch träumen? Ach, hier liegt
Der Knoten; Träume, die im Todesschlaf
Uns schrecken, wenn einst dieses Fleisch verwest,
Sind furchtbar. Diese lehren uns geduldig
Des langen Lebens schweres Joch ertragen.
Wer litte sonst des Glückes Schmach und Geisel,
Der Stolzen Uebermuth, die Tyrannei
Der Mächtigen, die Qual verschmähter Liebe,
Den Misbrauch der Gesetze, jedes Schalks
Verspottung der Verdienste mit Geduld?
Könnt' uns ein bloßer Dolch die Ruhe schenken,
Wo ist der Thor, der unter dieser Bürde
Des Lebens länger seufzete? — Allein
Die Furcht vor dem, was nach dem Tode folgt,
Das Land, von da kein Reisender zurück
Auf Erden kam, entwaffnen unsern Muth.
Wir leiden lieber hier bewußte Qual,
Eh' wir zu jener Ungewißheit fliehen. —
So macht uns alle das Gewissen feige!
Die Ueberlegung kränkt mit bleicher Farbe
Das Angesicht des feurigsten Entschlusses.
Dies unterbricht die größte Unternehmung
In ihrem Lauf, und jede wicht'ge That
Erstirbt.

Auch die Rhapsodie über die Empfindungen motivirt psychologisch das wichtige Princip, daß in ästhetischen Dingen immer und überall nur die reine, zweck- und leidenschaftslose Beschaulichkeit walte.

Das Werkchen von Kanngießer ist mit Klarheit und eingehendem Verständniß der von Mendelssohn behandelten Probleme abgefaßt.

5. Kunst und Leben. U. B. C. Leipzig, Thomas. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das Thema, welches dies Werk behandelt, ist gewiß ein reichhaltiges; aber die Form dieser Behandlung ist eine durchaus ungenießbare, ja wunderliche. Der Verfasser gebietet über eine große Fülle von Gelehrsamkeit; alte und neue Dichtung und Philosophie ist ihm nicht verschlossen; auch in Vischer's große „Aesthetik" hat er sich mit Fleiß hineingearbeitet und citirt sie sehr oft im Verlauf seines Werks. Das Werk enthält mehr Aphorismen, verbunden durch einen unverständlichen Schematismus, in welchem die heterogensten Dinge wie durch eine magische Kabbala verknüpft sind, als wissenschaftliche Untersuchungen, die von einer bestimmten Grundlage aus zu einem bestimmten Ziel führen. Unter den kraus durcheinanderlaufenden Arabesken finden sich manche geistreiche und originelle Züge; das ganze Werk aber ist ein Labyrinth, in welchem man vergebens nach einem Ariadnefaden sucht. Die mystischen Figuren und curiosen Geschichtstabellen machen einen mehr verwirrenden als erläuternden Eindruck. Wir können unsere Leser daher nur auf die Lektüre des Werks selbst verweisen; vielleicht sind sie so glücklich, die Geheimschrift der schematischen Figuren und das Band, das die einzelnen Figuren dieser philosophischen Rebus verknüpft, besser zu errathen und überhaupt den methodischen Zusammenhang der Schrift zu entdecken. Wir wollen derselben nur die Urtheile über zwei Schiller'sche Dramen entnehmen, denen man weder Schärfe noch Originalität absprechen kann. Ueber „Maria Stuart" heißt es:

Der Untergang Mariens auf dem Blutgerüst als infolge blos eines Weiberneids und Eigensinns, ist und bleibt empörend — und man wendet sich nicht mitleidig von dem Schauspiel ab, sondern schaudernd. Das Leben einem Geschöpf nehmen aus Noth und Zwang oder im Verhängniß, ist eine Gewaltthat, wird es dazu noch mit allen Ceremonien eines Privilegiums (Scheinrechts) vollbracht, so ist es eine Gewalt- und Greuelthat.

„Tell" aber wird folgender vernichtenden Analyse unterworfen:

Das politischen Illusionen nur schmeichelnde Schauspiel „Tell" kann ebenso wenig jemals recht gefallen wollen. Denn unmöglich kann man für den Helden eingenommen sein schon deshalb, weil er in feiger Berechnung und aus Prahlerei es übernimmt, auf das Haupt seines Kindes zu zielen, anstatt den Tyrannen, welcher solches verlangte, sogleich zu erschießen. Die Drohung mit dem zweiten Pfeil hernach ist in allem ihrem Pomp nicht recht gescheit, die That aus dem Hinterhalte keine große That. Hätte es Tell nicht gethan, so hätte es die Zeit, eine sehr kurze Zeit vollbracht, und weder Tell, noch Hinterhalt, noch Mord wären nöthig gewesen. Man denke an Staps. Doch wer denkt an Staps, wenn man ins Theater gehen kann, um den tiefsinnig prächtigen Monolog Tell's zu hören? Dennoch ist Staps mit seinem Miserfolg ein viel besserer Stoff zu einer Dichtung, als je ein Tell es mit allem seinem Erfolg sein konnte und kann. Schiller ist kein Dichter im menschlichen Sinne. Das philosophisch ahnende Gefühl hatte er, und es durchschauerte ihn wie so viele seiner Landsleute, aber zu einer eigentlichen That aus sich heraus konnte er ebenso wenig gelangen wie diese. Darum ist in seinen Dichtungen weder ein Gretchen, noch ein Klärchen, noch ein Götz zu finden — welche Gestalten doch als im Unterschied von der selbstbewußten Antike durchaus noch ebenso gemüthvolle (sittliche) moderne Gestalten sind. Shrewsbury und Paulet in der „Stuart" sind noch gut — jener ein schwacher machtloser Greis, dieser ein gemeiner Schliefer. Leicester ist ein feiger Schurke, und der Geliebte beider Königinnen, Mortimer, ein wahnsinniger Narr, Burleigh ein Narr, Aubespine ein Schurke. Im „Tell" bedauert ein achtjähriger Junge seine eigene Mutter — in der Schlußscene des vierten Actes liegt Geßler hingestreckt sterbend, und nachdem die Elemente, Wasser und Sturmwinde, mit dem Menschen Erbarmen gehabt: „gafft das Volk mit fühllosem Grausen ihn an" — es erscheinen die Barmherzigen Brüder und „das Opfer liegt, die Raben steigen nieder". Rudenz ist Geck, und wie Berta für ihn etwas fühlen kann, unbegreiflich. Baumgarten hat Beine wie Melchthal und nicht Arme, um über den See zu kommen. Dem Tell wird das Gewissen aus- und dem Herzog eingeredet — denn allein deshalb ist die Jammergestalt des letztern da.

Dergleichen Urtheile lassen sich nur begreifen aus einer Grundanschauung des Verfassers, welche zwar das antike Theater für besser als die moderne Puppenkomödie erklärt, aber diese für besser als was man jetzt unter Theater versteht und überhaupt zu verstehen hat.

1. Lessing und Swift. Eine Studie über „Nathan der Weise" von J. Caro. Jena, Deistung. 1869. 8. 18 Ngr.
2. Literatur über Lessing's „Nathan". Von F. Naumann. Dresden, Burdach. 1867.
3. Lessing's Laokoon. Für den weitern Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert von W. Cosack. Mit einer Abbildung der Marmorgruppe und erläuterndem Namensverzeichniß. Berlin, Haude und Spener. 1869. 8. 1 Thlr.

Von diesen drei Beiträgen zur Lessing-Literatur nimmt der erste die selbständigste Bedeutung in Anspruch: die Schrift von J. Caro: „Lessing und Swift" (Nr. 6). In der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ist sie sehr eingehend besprochen und sehr scharf abgefertigt worden; wir können diese Unfreundlichkeit einer gänzlich ablehnenden Kritik nicht berechtigt finden, man müßte denn radical den ganzen Standpunkt der Schrift verwerfen, der aber von der Philologie und Literaturgeschichte der heutigen Zeit vollständig getheilt wird. Die Conjectur und die Hypothese spielen ja auf diesen Gebieten eine große Rolle, und was würde aus vielen neuentdeckten und oft mit Jubel begrüßten Lesarten der Textrevisoren werden, wenn man die Conjectur von Haus aus bei Strafe verbieten wollte. Der glänzende Scharfsinn der Commentatoren, der sich auf diesem Gebiete oft so zur Bewunderung der Schulen tummelt, wäre ja dann von Haus aus bankrott.

Die Frage, woher die Dichter den Stoff zu ihren Werken genommen haben, wird meistens, wo es an festen Aufzeichnungen der Poeten selbst hierüber fehlt, nur auf dem Wege der Conjectur gelöst werden können. Welchen unsaglichen Staub aus alten Bibliotheken einer vergessenen Unterhaltungsliteratur hat die Shakspeare-Gelehrsamkeit aufgewühlt, um diese Frage zu entscheiden, und für die engherzigen Vertreter des geistigen Eigenthums dürfte wol kein Zweifel sein, daß der britische Dichter ein Raubsystem befolgt hat, welches ihm schon sein College Robert Greene vorwarf und welches in der Ausschmückung mit fremden Federn wol zu weit ging, indem es nicht blos die Stoffe, sondern mitunter auch ihre schon künstlerisch geprägte Form entlehnte.

Für jene Frage in Betreff der Stoffe bieten sich sogleich zwei Gesichtspunkte dar. Für die Bestimmung des Werths der Dichter und der Dichtungen ist es ganz gleichgültig, aus welcher Stoffquelle sie geschöpft haben, und ebenso gleichgültig ist dies für den dichterischen Zusammenhang, da jedes Kunstwerk sich selbst erklären muß. Unmöglich aber ist ferner in der Regel der Nachweis, welche Eindrücke, die in dem Gemüthe des Dichters früher oder später haften blieben, bei der Geburt eines Werks mit schöpferisch waren, welcher neue Eindruck die Mischung der frühern geklärt oder eine lange keimende Idee ins Leben gerufen hat. Die Dichter selbst würden oft darüber nicht Rechenschaft geben können — wie sollten ihre Ausleger dies vermögen? In dem Proceß des poetischen Schaffens ist viel Geheimes und Unbewußtes. Eine Idee, die einer zufälligen Anregung entsprossen ist, lagert oft lange, ehe sie reif ist; eine andere, schon verworfene, taucht wieder auf, indem eine neue auf sie zurückweist und sie durch solche bedeutsame Gesellung in neuem Licht erscheint. Hier stößt der Dichter auf eine Thatsache, dort auf einen Gedanken, die sich beide fruchtbar erweisen; die Zeit aber, in der dies alles sich verbindet und zum Austrag kommt, ist mit keinem Chronometer zu messen.

Wann also Lessing die erste Idee zum „Nathan" gefaßt, wer könnte das jetzt noch bestimmen? Caro weist in seiner Schrift eine Menge von Anregungen nach, welche auf den Entwurf und auf den Grundgedanken des „Nathan" Einfluß haben konnten. Die Quellen waren dem Dichter offenbar zugänglich gewesen; aber inwieweit sie die Empfängniß der Dichtung bestimmten, das wird doch immer Conjectur bleiben müssen. Daß Lessing die Erzählung der drei Ringe dem Boccaccio verdankt, ist bekannt; es ist wahrscheinlich, daß er auch den Namen Nathan aus einer Novelle des Boccaccio (Giornata X, Nov. III) entlehnt und ebenso einen Theil der edeln Charakterzüge des Nathan auf seinen Helden übertragen hat. In der andern

Novelle, welche Caro uns ganz mittheilt (Giornata V, Nov. V) finden sich allerdings manche Ingredienzen des „Nathan": ein gerettetes, in fremdem Hause aufgezogenes Mädchen, die Liebe eines Jünglings zu ihr, der sich später als ihr Bruder enthüllt — warum sollte der Dichter nicht auch dies Motiv aus dem Boccaccio benutzt haben? Jedenfalls blieb kaum mehr von der Erzählung übrig, deren anderweitige Verwickelungen, der Conflict zwischen den Liebhabern u. s. w., gänzlich beiseitegelassen wurden, als diese beiden Thatsachen, die sich offenbar in der Welt sehr oft wiederholt haben. Caro gibt uns ja den Beleg hierfür, indem er aus der Biographie Swift's in Bayle's Lexikon und der Fortsetzung desselben durch Chaufepié, einer Lieblingslektüre Lessing's, die dort ausgesprochene Vermuthung hervorhebt, Swift und seine Gattin Stella wären natürliche Kinder Sir William Temple's und somit Geschwister gewesen. Da haben wir also dasselbe Motiv noch einmal als eine mindestens vom Gerücht behauptete Thatsache. Dieser satirische Dechant Swift hat nun auch ein „Märchen von der Tonne" verfaßt, das mit der Erzählung von den drei Ringen eine unleugbare Familienähnlichkeit hat, nur daß der Satiriker sich darauf beschränkt, die Unterschiede der Confessionen zu geißeln, während die Allegorie von den Ringen sich auf die Unterschiede der Hauptreligionen selbst bezieht.

Da fehlt es ja nicht an Anregungen, an Anknüpfungspunkten, an Möglichkeiten; doch wer könnte diese Conjecturen zu überzeugendem Beweis verstärken? Auch kann man zu weit gehen in Muthmaßungen, die das Detail betreffen; wie wenn Caro das Gehölz, das in der Nathan-Novelle des Boccaccio eine große Rolle spielt, im Palmenhain des Lessing'schen „Nathan" wiederfinden will, oder gar aus dem Namen des Sir William Temple, dessen natürliche Kinder Swift und Stella gewesen sein sollen, den Lessing'schen „Templer" herzuleiten versucht.

Statt an das müßige Hypothesenspiel halten wir uns lieber an die sachlichen Bemerkungen, welche das gutgeschriebene Werkchen enthält, namentlich in Betreff der Composition des „Nathan", welcher in zwei getrennte Handlungen auseinanderfällt, denen die Idee nur die nothwendige innere Einheit gibt, eine allerdings nicht aus der Natur der Fabel quellende Einheit, und an die glänzende Parallele zwischen Swift und Lessing:

Lessing ist kein Swift. Denn der englische Humorist schildert sich in dem oben skizzirten Bilde nicht ganz. Er wägt den Eindruck seines Umrisses wohl ab; er stellt sich in die Positur, in welcher seine mephistophelische Gestalt noch die meisten Spuren der Menschlichkeit verräth; er läßt sich von der Seite sehen, wo er sicher ist, uns noch Sympathie abzuringen. Sehen wir das verzogene und verzerrte Antlitz genau, aus dessen Falten der Groll, der Neid, die Verleumdung herniederschaut — dann gleicht er allerdings unserm Lessing nicht mehr. Lessing litt, aber wurde nicht bitter; er kämpfte, aber haßte nicht. Swift's Laune ist grinsend, wo Lessing fröhlich spottend lächelt. Lessing ist ungebunden — Swift ein Vagabund. Lessing schwankt nicht, wie Swift, treulos von Partei zu Partei; er will wirken, nicht blos geehrt sein. Lessing ist vom Scheitel bis zur Sohle von einer das ganze Jahrhundert durchgreifenden Gesundheit, Swift ist in dem Grunde des Herzens und in der Tiefe seines Geistes krank. Das Mark seiner Seele ist in Fäulniß, ihre Thätigkeit überreizt, unstet, gefährlich. Der wahre Swift ist noch ein ganz anderer als der Geistliche, der getanzt, Verstand gehabt und Verse gemacht hat. Der wahre Swift ist von einer schneidenden und armseligen Kälte des Herzens, das nur glüht, wenn die Rache in ihm kocht; der wahre Swift hat kein Gewissen und schneidet seinem Gegner unter höhnischen Grimassen und Capriolen die Kehle ab. Er begnügt sich nicht, seine Pfeile bis zur Dünne des Haars zu schärfen; er streicht noch Gift darüber, damit sie sicher erstarren machen. Dem wahren Swift fehlt die ungebrochene Direction der Augen, das Harmonischste weiß er zum Zerrbild zu verschieben. Sein Interesse an der Welt beruht auf ihrer besondern Eigenschaft als Narrenhaus. Er ist nicht blos Schriftsteller, sondern auch Staatsmann; er schlägt also nicht blos Bücher todt, sondern auch Menschen. Er liebt nie, auch dort nicht, wo er verliebt ist. Die Welt hat für ihn nichts, und doch klammert er sich an sie; bietet ihm nichts, und doch erwartet er alles von ihr. Er kennt nur ein Ergötzen — das Ergötzen über seine eigenen blutenden Wunden, über seine eigene Tragödie. Er ist ein Tyrann. Und weil er es ist, darum ist er so haltungslos und erbärmlich: hochmüthig, barsch, wenn ihn das Schicksal begünstigt, verzagt und gebrochen, wenn Wolken über ihm hängen....

Was Swift treibt, ist der Groll, was Lessing bewegt — die Liebe, die Liebe zu den Menschen wie zur Wahrheit. Nur wer liebt, kann unter Thränen lächeln, kann ein wahrer Humorist sein — Swift ist ein Hypochondrist. Lessing ist frei, ein „Erzieher des Menschengeschlechts" — Swift nur ungebunden und zuchtlos unter den Menschen. Lessing ist wie die Menschen seiner Zeit, nur menschlicher — Swift ein Sonderling. Swift sagt sich am Ende seines Daseins, daß er seine Carrière verfehlt — dem Lessing sagen's nur andere, Unverständige; er weiß, daß er sie gut und glänzend erfüllt. Wenn Swift predigt, predigt er Satiren, Nesseln; durch Lessing's noch so sehr zerschmetternden Spott quillt die heilige, weihevolle Entrüstung hindurch und wehmüthiges Mitleid mit dem verirrten Opfer. Man kann es nicht leugnen, es ergreift Lessing zuweilen eine Art literarischer Mordlust, aber es ist die Wuth des Patroklos, der

Stürmend mordet umher, und schafft sich viele Vergeltung;

und doch ist er es, welcher befiehlt, von dem Verfasser eines Buchs beim Beurtheilen nicht mehr wissen zu sollen, als in dem Buche steht. Und wie mit den Büchern, so mit den Gedanken. Wenn Swift mit einem furchtbaren Wetterstrahl in das dampfige Gewölk der theologischen Zänkereien des 17. Jahrhunderts fährt, dann ist es ihm gleich, was in den luftleer gewordenen Raum eindringen wird; er schwingt den Donnerkeil, weil ihn die Zöpfe, die Perrüken, das gelehrte Gewäsch der auf „Besenstielen" reitenden Kanzel- und Kirchenlichter ärgern. Nicht der Unsinn ist ihm ein Greuel, sondern die Unsinnigen. Wo aber hält sich Lessing bei der Ungelenkigkeit und Tölpelhaftigkeit seiner Gegner auf; wo will er anderes als die Vernunft und die Wahrheit? Und weil Swift es in erster Linie mit den Personen zu thun hat, die selbst ein räumlich und zeitlich begrenztes Dasein haben, kann er sich über ihren Bannkreis nicht erheben, ist er selbst nur eine Episode in diesem standigen Wirrsal, wenn auch die Episode des knallenden Schlußeffects. Und weil Lessing ohne Ansehen der Person die Vernunft und die Wahrheit will, die in allen Zeiten und in allen Räumen dieselben sind, darum ist sein Thun überall welthistorisch.

Die Schrift von Naumann (Nr. 7) ist eine außerordentlich fleißige Compilation, welche zuerst die Literatur über Lessing's „Nathan" aus den Quellen angibt, Urtheile über das Stück in reichhaltigster Auswahl enthält, ebenso über die Natur der Dichtung, die Charaktere u. s. w., und am Schluß, was von besonderm Interesse ist, den Gang des „Nathan" über die deutschen Bühnen mit genauer Angabe der einzelnen Daten verfolgt. Diese Zusammenstellung ist sehr lehrreich. Die Dramatiker der Gegenwart, die nicht für den Alltagsbedarf produciren, können aus ihr die Beruhigung schöpfen, daß werthvolle dichterische Werke zwar langsam, oft mit den Intervallen

von Jahrzehnten, aber dann um so sicherer und nachhaltiger sich der Bühnen bemächtigen.

Das Werk von Cosack (Nr. 8) ist eine dankenswerthe Ausgabe des „Laokoon", mit einer sachgemäßen Einleitung, welche auch den Gedankengang in Form von Kapitelüberschriften zusammenstellt, mit einer großen Zahl sachlich erklärender Noten und einem erläuternden Namensverzeichniß. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue englische Romane.

1. Falsches Spiel. Roman von Charles Reade. Nach dem Englischen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Raubvögel. Roman von M. E. Braddon. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. Vier Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Der Mondstein. Roman von Wilkie Collins. Aus dem Englischen übersetzt von E. Lehmann. Autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
4. Die wilde Blume, oder Recht und Unrecht. Roman von Frederick William Robinson. Aus dem Englischen von Helene Hardt. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
5. Der rothe Hof. Roman von Mrs. Henry Wood. Aus dem Englischen übersetzt von J. N. Heynrichs. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Sensationsroman und der Gouvernantenroman beherrschen augenblicklich die Literatur des Volks, das dem deutschen Roman einst Anregung und Stimmung gegeben. Thackeray ist todt, und seine glänzend verwaltete Erbschaft Swift's schwand mit ihm dahin. D'Israeli, der englische Balzac, ist unter die Politiker gegangen; der Seeroman ist nach Marryat und Chamier aus der Mode gekommen; und Charles Dickens hat sich durch seinen Schwiegersohn Wilkie Collins in das Fahrwasser des Sensationsromans hinüberleiten lassen. Zeugen dessen sind Anlage und Farbengebung im „Gemeinschaftlichen Freund", sowie sein letztes Werk: „Keine Durchfahrt", das er mit Collins en compagnie gearbeitet. Das sociale Gebiet, das in dem großen Humoristen seinen beredten Mund gefunden, ist seit den „Harten Zeiten" nicht wieder von ihm betreten worden. Dickens ist jüngerm Nachwuchs im prosaischen Epos gewichen, zum Nachtheil des englischen Romans, dem er seinen realistischen Weg gebahnt hat. Zwei Seelen wohnen jetzt in der Werkstatt des britischen Romans. Die eine hält fest an der guten alten Tradition des Familienromans, dem die Entwickelung der Charaktere, die Darstellung gemüthlicher Processe über die abenteuerliche Erfindung der Fabel geht; die andere arbeitet sorgfältig ihre Disposition aus, sie jagt uns von Neugier zu Spannung, wirrt den Faden ihrer Erfindung mit eiliger Hand zum Knäuel und sucht ihre Ehre in der geschickten Entwirrung desselben. Mit den Menschen ihrer Handlung nimmt sie es nicht genau; sie wirft sie hin und her, wie es ihre raffinirte Disposition verlangt; es sind ihr Marionetten, die am Faden ihrer Fabel tanzen. Die eine Richtung der Romanschreibung führt uns in ein comfortables altenglisches Haus, ohne Luxus, aber in jedem Winkel Behaglichkeit und Sauberkeit: wir lassen uns gern auf ihrem altväterischen, schwerfälligen Sessel nieder, plaudern vergnüglich mit Mr. Soundso (er ist meist Landwirth), begrüßen Mrs. Soundso (etwas leidend), und staunen über die Originalität von Miß Ella, Bella u. dgl., die sich durch Schönheit und ein störrisches Naturell, oft aber nur durch letzteres bemerklich macht. In erstern Falle ist sie die Tochter von Mr. Soundso, in letztern die Gouvernante, oft auch umgekehrt.

Weit unbehaglicher fällt unser Besuch bei den Eigenthümern der andern Seele aus. Hier werden wir nicht in einem eigenen Hause, sondern bald in dem, bald in einem andern Hotel, unter den verschiedensten Himmelsstrichen und Nationen, empfangen. Sehr glänzend, wir können es nicht anders sagen, werden wir bewirthet. Aber das Silber ist, wie das der Veneerings im „Mutual friend", funkelnagelneu, die Möbel sind noch feucht vom Lack, die glänzenden Büchertische in mathematischer Ordnung und unbenutzt, und Mistreß und die jungen Ladies glänzen in überladenem Schmuck. Kaufmännische Speculanten mit abenteuerlichem Beigeschmack, die sich zuletzt als Giftmischer, Wechselfälscher, im besten Falle als Erbschleicher ausweisen, machen uns hier die Honneurs. So unterscheiden sich die Schöpfungen der beiden modernen britischen Romanrichtungen voneinander. Die eine Richtung heißt Currer Bell, Kavanagh, Wood (die Rechte), George Elliot (die Linke); die andere Ainsworth, Reade, Collins, die Braddon. Die eine hält an den guten englischen Mustern eines Richardson und Goldsmith fest; die andere nimmt sich Féval, Ponson du Terrail und die Franzosen zum Vorbild. Die eine Richtung cultivirt den Gouvernanten-, die andere den Sensationsroman.

Die vorliegenden Werke führen uns zwei Vertreter der letztern Gattung, und eine schriftstellernde Dame der Currer Bell'schen Richtung vor. Bezeichnet man jenes Genre nach dem Wirkungskreise seiner Urheber als Gouvernantenroman, so kann man bei dem Sensationsroman eine gewisse theatralische Mache nicht verkennen. Kein Wunder: kommen doch die Herren Collins und Reade von der Bühne her, auf der sie ihre besten Erfolge errungen haben. Eine erste Liebe vergißt man schwer, und so sind auch die Gesetze der dramatischen Kunst den prosaischen Epen der Reade und Genossen die Grundlage geworden. Schnelle und exacte Exposition, eine lebhaft forttreibende Handlung, an den Actschlüssen (hier am Ende jedes Bandes) effectvolle Abgänge und Ensembles, und vor allem Festhalten am Dogma der theatralischen Orthodoxen: die Charaktere sind der Handlung wegen da, nicht umgekehrt — das sind die Grundgesetze für die genannten Autoren: Gesetze, welche die gute alte Tradition des englischen Romans der Sterne und Fielding ganz über den Haufen werfen. Da ist zuerst Charles Reade, weiland Director des londoner Strandtheaters und Autor der vielbeklatschten „Mask and faces". Wenn er sich

vornimmt, einen Roman zu schreiben, schwebt ihm von seiner Barristerzeit her das fesselnde Schema eines Criminalprocesses vor. Denn Criminalprocesse durchziehen den modernen Roman der Engländer wie der rothe Faden ihre Schiffstaue. Im ersten Bande ist es eine Coronerjury, im Katastrophenband, meist dem vorletzten, dritten, eine ordentliche öffentliche Criminaljury. So ist es auch bei vorliegenden Romanen der Fall. Im „Falschen Spiel" beginnt eine Verhandlung wegen Wechselfälschung den Reigen, im „Rothen Hof" eine Todtenschau, die sich im vierten Bande noch einmal wiederholt; in „Raubvögel" haben wir bei der Fortsetzung einen höchst interessanten Vergiftungsproceß à la Palmer zu erwarten.

Man kann indeß auch durch immerwährende Hetzjagd nach Effect und Spannung langweilen. Am wenigsten langweilt Reade. Die Fabel seines Romans (Nr. 1) ist bald erzählt: Mr. Wardlaw, ein reicher Citymann, steht im Begriff, seinem Sohne Arthur das einträgliche väterliche Geschäft zu übergeben. Arthur, äußerlich eine sogenannte liebenswürdige Natur, ist ein versteckter intriguanter Charakter. Er braucht, kurz vor Uebernahme des londoner Geschäfts, während er in Oxford studirt, Geld und fälscht auf einem Wechsel die Unterschrift seines Vaters. Von dem durch Discontirung des falschen Wechsels erhaltenen Gelde gibt er eine Summe an seinen oxforder Freund und Lehrer, Robert Penfold, den Sohn des Kassirers im Hause Wardlaw. Infolge einer unglücklichen Eilfertigkeit des Wechseldiscontirers wird Robert Penfold nach Entdeckung der Fälschung verhaftet. Aus zarter Discretion schweigt dieser, den man der Fälschung und der Veräußerung des gefälschten Wechsels angeklagt, bei der Gerichtsverhandlung, bei welcher Arthur Wardlaw, der vor Schreck erkrankt ist, fehlt. Penfold wird der genannten Verbrechen schuldig befunden und zu fünfjähriger Zwangsarbeit in Australien verurtheilt. Das ist der erste Act oder das Vorspiel. Ort der Handlung: London.

Nun folgt der zweite Act. Ort der Handlung: Sidney; Zeit: zwei Jahre später. General Rolleston, der Gouverneur der Colonie, hat eine schöne Tochter, Helen, und einen Sträfling James Seaton zum Gärtner. James Seaton, ein stiller, in sich gekehrter Mann mit wunderschönem Schnurr- und Backenbart, verliebt sich in Miß Helen. Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als seine heimliche Liebe, von der Helen nichts weiß. Die Idylle wird durch die Ankunft des londoner Bräutigams von Miß Rolleston unterbrochen. Es ist Arthur Wardlaw, der seine Braut, die er nach seinem Citygeschäft am meisten liebt, besucht und bald heimzuführen gedenkt. Unterdessen ist Seaton durch Helen's Vermittelung, die er vor einem Ueberfall beschützt, Commis bei White und Comp. geworden. White und Comp. stehen in Geschäftsverbindung mit Wardlaws; letztere haben zwei Schiffe, den Shannon und die Proserpina, gemiethet, um Gold und Blei von Australien nach London überzuführen. Im Shannon liegt laut Police der Versicherungsgesellschaft das Blei, in der Proserpina das Gold. Durch einen Vertrauten, den Steuermann Wylin, läßt der betrügerische Arthur das Gold in den Shannon laden und das Blei in die Proserpina. Seine Braut soll in einem Monat auf dem Shannon nach England reisen. Da der Shannon aber einer Ausbesserung bedarf, schifft sich Helen auf der Proserpina ein, auf der sich auch ein Geistlicher, Mr. Hazel, als Passagier einfindet, der mit der Dame schnell befreundet wird. Arthur Wardlaw, der lange vorher schon nach England gereist ist, weiß natürlich nichts von Helen's Ueberfahrt auf der Proserpina. Wie verabredet, bohrt Wylin der Steuermann das Schiff mitten auf See an, die Proserpina mit ihrem Blei sinkt, und Mannschaft und Passagiere retten sich in die Boote. Auf Helen's Boot ist auch Hazel; aber man hat Wasser und Mundvorräthe vergessen und ist bald dem Hungertode nahe. Die Matrosen sterben alle, nur Hazel, Helen und ein Seemann bleiben übrig. Sie erreichen eine unbekannte Insel im Stillen Ocean; der Matrose stirbt bald an Entkräftung, und Hazel und Helen beginnen auf der einsamen Insel eine abenteuerliche Robinsonade. Soweit die Verwickelung; die Lösung des Knotens ergibt sich nun von selbst.

Dritter Act: Insel im Stillen Ocean. Zwischen Hazel und Helen bildet sich die reglementsmäßige Romanliebe aus, bis der unglückliche Vater Rolleston, dem die Wardlaws ein Schiff ausgerüstet haben, die schon todtgeglaubte Tochter auf der Insel antrifft, Mr. Hazel als Sträfling James Seaton entpuppt, seine Tochter mit sich nimmt und den armen James auf der Insel zurücklässt. Die hochrespectable englische Gesellschaft würde es nicht dulden, daß ein unschuldig Verurtheilter, der Helen das Leben rettet, ihr wiedergegeben würde.

Vierter und letzter Act: London. Helen hat Hazel, der sich ihr ganz entdeckt hat, versprochen, nicht eher Arthur zu heirathen, als bis sich seine Schuldlosigkeit erwiesen. Nach vielen Bemühungen gelingt Helen dies, und nachdem sich das Laster Arthur Wardlaw erbrochen, setzt sich Robert Penfold als Landpfarrer in Kent mit Helen zu Tisch. Wohl bekomm's!

In dieser Wüste von Intriguen, Fälschungen, Hungertodscenen, in dieser krankenschwülen Klinik von geld- und brothungrigen Magen taucht eine einzige Oase, ein einziger gesunder Luftzug auf, das ist das Idyll auf dem Oceaneiland. Es ist, als wollte der moderne englische Romanschreiber, der sich so oft an dem guten Geschmack versündigt, den drohenden Geist des alten Daniel Defoe, des Vaters des englischen Romans, versöhnen durch diese Schilderung, die er dem „Robinson Crusoe" des alten biedern Daniel abgelauscht hat. Es ist nicht leicht, dem verwöhnten modernen Gaumen solch einfache Kost vorzusetzen, die uns um so mehr überrascht, da wir dies Gericht von Kokosnuß und Lamamilch mitten unter den starkgewürzten Ragouts der Sensationsküche erscheinen sehen.

Den Uebergang von Reade zur Currer Bell'schen Richtung bildet Miß Braddon. Die Erfindung ihrer „Raubvögel" (Nr. 2) hier des Breitern anzugeben, verbietet der Raum, nicht minder die Furcht zu ermüden. Diese „Raubvögel" sind zwei Brüder, arm von Haus aus, der ältere aber durch einen gewagten Coup, der ihn wol, wie wir oben andeuteten, in der Fortsetzung des Romans vor die Assisen bringen wird, und durch geschickte Speculationen später ein reicher Mann; der andere ein rabulistischer Advocat, der einen Erben für eine herren-

lose Erbschaft sucht — kein englischer Hetzroman ohne Erbschaft —, die ihm aber, wie wir fürchten, unter den Händen escamotirt wird. Um diese beiden Brüder, Philipp und Georg Sheldon, dreht sich die Spindel der Handlung. Daß die Stieftochter Philipp's, Charlotte, die übrigens die gesuchte Erbin ist, ein Liebesverhältniß mit einem jungen Aventurier, Valentin Hawkehurst, anspinnt, läuft wie das Gebäck um die gefüllte Pastete herum. Die Handlung der „Raubvögel" entbehrt überdies der criminalistischen Zuthaten, die „Henry Dunbar" derselben Verfasserin zum kitzelnden Leckerbissen der Leihbibliothekenabonnenten und in der Bearbeitung für die Bühne zum Kassenfüller der londoner Vorstadttheater machte. Von diesen Ingredienzien findet sich sehr wenig in den „Raubvögeln". Dagegen finden wir einen lobenswerthen Ansatz zu feinerer Charakterschilderung. Der alte Kapitän Paget mit seinem Gentlemanlikethum der Prinz-Regentenzeit, sowie der berechnende Philipp Sheldon, der mit der Feile und Sonde des Zahnarztes, seines frühern Gewerbes, der Gesellschaft auf die Zähne fühlt, sind in der Zeichnung farbenfrisch und weniger grau in grau gehalten als Miß Charlotte, oder die geschmacklose Farbensudelei, die Miß Braddon Valentin Hawkehurst benennt. In der Skizze dieses Gentleman ist ein grelles Grün der Lebensanschauung unvermittelt neben ein sentimentales Pensée des Herzens und ein keckes Naseweiß in einen schmuzig bunten Hintergrund gemalt. Dieser Hintergrund heißt Journalismus; Miß Braddon hat gewiß die beste Meinung von den Journalisten: stellt sie es doch als das wünschenswerthe Ziel eines liebenden Mädchens hin, einen Journalisten zu heirathen, der ihr Freibillets zu den Theatern bringt, der, während sie an ihrem Stickrahmen sitzt, neben ihr die welterschütterndsten Gedanken mit stoischem Gleichmuth auf das Papier wirft. Man weiß, wie reizend Dickens ein derartiges Bild im „Copperfield" ausgemalt hat. Aber nun denke man sich das merkwürdige Individuum oder vielmehr die höchst merkwürdigen Phasen, die das Individuum, Journalist genannt, durchmachen muß. Valentin, der Journalist, beginnt mit einer Geburt im Schuldgefängniß, gibt sich in die Lehre der höhern Schwindel- und Schmarotzerkunst bei obenerwähntem Kapitän Paget, secundirt seinem Meister bei falschem Spiel, wird dann von dem Winkeladvocaten Georg Sheldon als Erbschaftsspion benutzt, bis er — die Liebe zu Charlotte Holiday kann alles — plötzlich als vielgenannter Journalist auftaucht, dem es eine Kleinigkeit ist, einen glänzenden Essay über Bossuet oder Frau von Sévigné zu schreiben. Das ist eine Probe von Miß Braddon's Taschenspielertalent. Miß Braddon's handelnde Personen können alles, erlernen alles, vergessen alles, nehmen die ungemüthliche Natur eines Chamäleons an — blos weil es Miß Braddon zum Gewebe ihres Romanfadens nöthig erscheint. Das ist ja die Maxime der Sensationsschriftsteller: die Charaktere gehorchen der Handlung, nicht die Handlung den Charakteren.

Es ist etwas Feuilletonistisches in dieser Art, Romane zu schreiben. Feuilletonistisch, weil der Zeitungsinhaber auf Verlängerung und endlose Fortspinnung der angeschlagenen Themata drängt, um mehr Abonnenten zu haben, wenn sie gefallen. Es ist aber mehr als feuilletonistisch, es ist Zeitungsreclamenschwindel, wenn der Leser der „Raubvögel" vier Bände durchpeitschen muß, um am Schluß zu erfahren, daß die Lösung der Intrigue, auf die er in fieberhafter Spannung harrte, in einem neuen Roman: „Charlottens Erbschaft", erfolgen würde. Trägt an dieser Charlatanerie die Verfasserin oder der Verleger die Schuld: gleichviel, es zeugt von keiner schriftstellerischen Lebensart, den Humbug in die Romanschreibung zu übertragen.

Aber einer ist der Reade, Braddon u. s. w. Meister, Wilkie Collins. Kein französischer Sensationsautor der vierziger Jahre hat das Talent wie Collins, eine höchst verwickelte Exposition der effectvollsten Lösung entgegenzuführen. Wie im Schachspiel, sind bei dem Modehelden des londoner Romangeschmacks alle Züge berechnet, die schwierigsten Probleme gelöst, und der gehetzte König des Effects wird nur mit dem fortwährend gespannten Leser zugleich matt. Collins verwechselt oft die Adelphi und das Strandtheater mit dem Lesezimmer; durch seine Bühnenerfolge ermuntert, hält er jene starken Farben und donnerartig einschlagenden Situationen, wie sie die Bretter verlangen, auch für das Genre des Romans für geboten; und so tödtet in seinen Romanen die ruhelose Fortbewegung der Handlung jeden feinern und psychologisch motivirten Athem. So ist auch der uns vorliegende „Mondstein" (Nr. 3) ganz im Stil des „Namenlos" und der „Frau in Weiß" gehalten. Jedem juristisch gebildeten Leser macht Collins die Sache sehr belehrend. Es handelt sich in seinem neuesten Roman um einen indischen Diamanten im Werthe von 30000 Pfund. Dieser Diamant prangte einst im Stirnband des Gottes Krischna, ward einem englischen Offizier bei der Eroberung von Seringapatam zur Beute und erbte auf dessen Familie fort. Drei Brahmanen machen es sich nun zur Lebensaufgabe, diesen Mondstein (Krischna ist auch Gott des Mondes) wiederzuerlangen. Der letzten Besitzerin, einer jungen englischen Dame, wird er gestohlen. Die Ermittelungen des Diebes nehmen nun die Handlung des Romans ein, bis es den Indiern gelingt, des Diamanten durch Ermordung seines Diebes habhaft zu werden und denselben ihrem Gotte wiederzubringen. Der Diamant ist also die Idee des Buchs: in der That eine sehr kostbare Idee, die manch armen Romanschreiber glücklich machen würde. Natürlich kann eine Criminalsache, wie ein Diamantendiebstahl, nur auf criminalistischem Wege behandelt werden.

Das unvermeidliche Gerichtsverfahren, das, wie wir oben sahen, jeden fashionablen neuenglischen Roman schmückt, ist hier nun zur allgemeinern Belehrung in Buchform gekleidet und heißt „Der Mondstein". Es treten mehrere Zeugen auf, acht an der Zahl, wenn wir nicht irren. Einer dieser Zeugen nach dem andern gibt seine Aussagen ab, jede 11—12 Bogen stark in Octav und im Verlag von Otto Janke. Der Leser ist das Publikum hinter den Schranken, vor seinen Augen spinnt sich aus den Zeugenaussagen das Gewebe der Vorgänge vor und nach dem Diebstahl zusammen. Alle sind sie ehrenwerthe Leute, diese Zeugen. Ein Haushofmeister, eine fromme alte Jungfer, ein beliebter Advocat, ein Arzt, ein reicher Erbe, ein

berühmter Polizeimann, alle sind sie da und sprechen. Auch der Kritiker muß ein wenig Jurist sein, um dieser folgerechten Auseinandersetzung zu folgen. Vielleicht, wir gestehen es ein, sind wir es zu wenig, um Geschmack an den Meisterstücken von Ent- und Belastungsbeweisen zu finden, welche die Vorsehung, Wilkie Collins, uns zeigt. Es wird sehr viel von uns verlangt. Forderte man früher von der ästhetischen Kritik, daß sie Geschmack und Urtheil besitze, so werden jetzt Kenntnisse in der Physiologie und pathologischen Anatomie zur Nothwendigkeit. Wenn Collins uns die Entdeckung des Mondstein-Diebstahls durch einen Opiumrausch zeigt, so können wir nicht prüfen, ob und wieweit diese bei gewissen Unterleibsbeschwerden höchst schätzenswerthe Substanz die im dritten Bande des „Mondstein" geschilderten Wirkungen hervorruft. Wir fühlen uns den Fortschritten unsers Zeitalters gegenüber tief beschämt und werden sobald als thunlich de Quincey's „Bekenntnisse eines Opiumessers" aufmerksam studiren.

Für unsere deutschen Romanschreiber vom Schlage der dii minorum gentium ist Collins' Vorbild höchst verderblich. Sie werden bald aus dem „Neuen Pitaval" die interessantesten Fälle romanisiren — Temme sei unser Zeuge —, und die wenige Rücksichtnahme deutscher Scribenten auf Wahrheit der Charakterschilderung, Feinheit der Empfindung, Natürlichkeit der Handlung wird bald einer genialen Erfindung criminalistischer Art gewichen sein. Wir werden dann auch unsern Romanen nach nicht mehr ein Volk sein, das nur gut genug für Sauerkraut und Philosophie ist; unsere Romane werden ins Englische und Französische übersetzt werden, und es wird großer Jubel sein bei unsern Verlegern!

Treten bei Collins Charakteristik und sorgsame Dialogausarbeitung hinter die pikante Erfindung zurück, sind alle die kleinen Anflüge zu Dickens'schem Humor und die gefühlvollen Ruhepunkte der Handlung (so z. B. der echt poetische ergreifende Brief Rosanna's im Anfang des dritten Bandes) secundär gegen die Entwickelung der Intrigue, so begegnen wir in Frederick William Robinson einem Autor, der, wie Therese Krones von sich sagte, „viel zu viel G'fühl" hat. Ohne eingreifendes Handeln der geschilderten Personen dreht sich das Interesse in Robinson's „Wilde Blume" (Nr. 4) um Geburt, Heirath und Tod, wenngleich die Charakteristik immerhin sorgfältiger behandelt ist als bei Collins und Reade. Die Fabel des Romans ist eigentlich keine: es ist das Leben eines begabten und liebenswürdigen Mädchens, dem es anfangs nicht sehr gut geht, das aber später seinen Vormund heirathet, nachdem es demselben mehrere Körbe gegeben. Von dieser „wilden Blume" ist sehr wenig zu sagen; weibliche Leser werden vielleicht mit großem Interesse den vielfachen Wendungen und Windungen, welche die Heldin macht, um Heirathsanträgen zu entgehen, verfolgen. Der ganze Ton, die oft weichliche Haltung des Buchs, macht uns den Eindruck, als verberge sich hinter Frederick William Robinson eine Dame. Diese Dame, wenn sie eine ist, steht in der Mitte zwischen der Schreibart der Braddon und der der Wood. Wie bei der Braddon sind es bei Robinson schriftstellernde Männer, die liebenswürdige Eigenschaften besitzen. Mr. Stanmore schreibt ein Buch „Ueber den Staat", und Mr. Clifton, der einen „wilden Blumen"-Korb empfangen, hat alle Anlage, nächstens durch Schriftstellerei berühmt zu werden.

Frei von Effecten der gerügten Manier ist der Sensationsroman von Mrs. Henry Wood: „Der rothe Hof" (Nr. 5). So, wie diese Dame schreibt, faßt eine talentvolle Gouvernante das Leben auf. Daß Menschenleben dem heimlichen Schmuggelwesen, das ein ehrenwerther Friedensrichter mit seinen Söhnen im Dunkel der Nacht treibt, zum Opfer fallen, bildet den Angelpunkt der Action im „Rothen Hof". Sehr dürftig ist diese Handlung, desto schärfer ist die feine Federzeichnung der Verfasserin. Schade nur, daß ihr diesmal die Handlung in zwei Stücke auseinanderfällt. Die erste Ehe Robert Hunter's ist so sorgfältig geschildert, das Naturell des leichtsinnigen Mannes so glücklich wiedergegeben, die haushälterische Base mit ihren Kaperversuchen von Pensionärinnen so frauenhaft richtig skizzirt, wie es eben nur die gewandte Hand einer Frau oder die geniale eines Charles Dickens vermag. Da leitet mit einem male die Verfasserin uns auf ein anderes Terrain hinüber: Robert Hunter tritt vorläufig ab, und die schmuggelnden Thornycrofts kommen ans Ruder. Das Interesse für diese Schmugglerfamilie weiß Mrs. Wood, geschickt genug, stets festzuhalten. Nur muß man keine Seelenkämpfe, keine innern Vorgänge und Wandlungen des Gemüths erwarten. Davon sind alle Actionsparteien in diesem Roman frei. Wir halten diesen Mangel für einen Rückschritt gegen den vielgelesenen „Vorabend des St.-Martinstages" derselben Verfasserin. Dort waren der Personen, hier sind der seelischen Vorgänge weniger. Allein was Reade, der Braddon, ja der ganzen Sensationsrichtung abgeht, der souveräne Humor, ist unserer Verfasserin kein ungern gesehener Gast. Es ist nicht die klare Sonne derbwüchsigen britischen Humors, wie sie uns so wohlthuend bei Scott, Bulwer und Dickens leuchtet, aber es sind doch ein paar lustige Strahlen, die diesmal auf dem Kleide der Penelope Chester und den lockigen Haaren Robert Hunter's spielen. Es ist kein Vortheil für den Roman, daß diese beiden Figuren in der bessern Hälfte des Romans, die den Thornycrofts gehört, in den Schatten treten müssen.

Ob der englische Gouvernantenroman das Gewächs aus dem französischen Treibhause, den Sensationsroman, überdauern wird, steht dahin. Zum Besten der Romanreform wollen wir es hoffen. Denn es liegen unendlich viel gesunde Elemente in seiner Hülle eingeschlossen. Alles, was die englische Gesellschaft durchzittert, alles freiherzige Streben nach Abwerfung anglikanischer Heuchelei, nach Milderung der Familien- und Gesellschaftstyrannei, nach Freiheit des Denkens und der Sitte, alles das liegt wie ein kostbarer Schatz hinter dem englischen Frauenroman verborgen. War es in Frankreich der George Sand vorbehalten, den socialen Roman zu schaffen, hat bei uns Deutschen Fanny Lewald die Accorde der neuen modernen Gesellschaftsfragen durch alle ihre Schöpfungen durchklingen lassen, so ist es jetzt der englischen Schriftstellerin beschieden, in Gemeinschaft mit den Buckle und Mill, den Dickens und Dixon, dem großen lesenden Publikum die alten Wahrheiten in anmuthiger Form zu predigen. Mrs. Wood ist ein schwaches Werkzeug der Idee; sie erinnert an die

Deutsche, die in der „Gartenlaube“ als Dame des Hauses die Honneurs macht, an die vielgenannte Elise Marlitt. Viel genialer und ursprünglicher ist die Evans, die unter dem Zeichen „George Elliot“ ihre mit feuriger Feder geschriebenen Schöpfungen in die Welt sendet; sie und ihre dichtenden Schwestern sollen uns stets willkommen sein, wenn auch der gute Geist des Geschmacks die echten und falschen Reade und Collins bitten muß — jenseit des Kanals zu bleiben.

Franz Hirsch.

Eine deutsche Dichterin.

Dichtungen von Agnes le Grave. Erste Sammlung. Berlin, F. Duncker. 1859. Gr. 16. 25 Ngr. — Zweite Sammlung. Potsdam, Cabos. 1864. 16. 1 Thlr. — Dritte Sammlung. Berlin, Mittler und Sohn. 1867. 16. 1 Thlr.

Die Schätze unserer deutschen Poesie mehren sich in einem Grade, daß man sie nicht mehr übersehen kann. Die Sangeslust der Deutschen ist so groß, daß die Sänger sich kaum noch darum kümmern, ob man sie hört. Wenn das nicht Idealsinn beweist, Liebe zum Gegenstande selbst, so gibt es keinen Beweis. Man hat behauptet, daß Kinder, die nicht zu viel beachtet werden, oft am trefflichsten gedeihen. So geht es den Kindern der Muse, nicht was diese, sondern ihre weitere Umgebung, das Publikum betrifft. Man sagt es vielen Heutigen nach, daß sie keine lyrische Poesie wollen. Es gereicht ihnen dieses wahrlich nicht zur Ehre. Wir beruhigen uns damit, daß es auch eine große Zahl glänzender Ausnahmen gibt. So viel aber ist gewiß, jene Nichtbeachtung von seiten des Publikums hat der Vortrefflichkeit lyrischer Dichtungen im letzten Jahrzehnt keinen Abbruch gethan, es sind nach wie vor in Deutschland Gedichte erschienen, die sich dem Köstlichsten anreihen, was je eine Zeit in der lyrischen, aber auch in der erzählenden Poesie geschaffen hat. Die vorliegenden Dichtungen schließen sich denselben nicht unwürdig an. Der Verfasserin gebührt das Prädicat Dichter im strengsten Sinne des Worts. Auch das Vorurtheil, als schwinge der Geist sich nicht über alle Unterschiede des Geschlechts hinaus, widerlegt die Verfasserin durch das, was sie gibt. Jedoch so, daß sie den holden Reiz auch mit zur Darstellung bringt, der im Contraste zwischen Männlichem und Weiblichem für jeden gesunden ästhetischen Sinn liegt, wie sie denn solchen Contrast so sinnreich zu moduliren, aber auch durch tiefe wie hohe Gedanken zu vermitteln weiß, daß wir daraus dasjenige entnehmen, was die eigentliche Weltanschauung unserer Dichterin ist. Bei nicht wenigen Poeten läßt sich von einer bestimmten Auffassung der Welt gar nicht sprechen. Sie gaukeln wie Schmetterlinge hin und her, sie fliegen von einem Gegenstande zum andern, sie nippen von diesem und jenem, und wollen auch nur genippt sein. Auch in solcher Art kann sich oft eine große Anmuth geltend machen. Nur weil sie selbst so flatterhaft sind, finden wir bei ihnen kein Ausruhen unsers eigenen Gemüths, nachdem uns die Wechselfälle des Lebens schon arg genug zugesetzt haben.

Nicht so wie jene verfährt unsere Dichterin. Zwar bleibt sie die Lieblichkeit und Anmuth nie schuldig, aber sie nimmt jeden Augenblick des Lebens, jeden Sonnenstrahl, den ihr der Tag, jeden Stern, den ihr die Nacht sendet, mit so gewissenhafter Weihe und Aufmerksamkeit hin, daß sich bei ihr der Schönheit stets auch die Weisheit gesellt, daß sie aus der Flüchtigkeit der Erscheinungen das Ewige gewinnt. Es ist dies ein charakteristischer Zug dieser Dichterin, in welchem sie als Frau kaum ihresgleichen in gebundener Rede hat, daß sie ebenso glücklich im Antiken wie im Modernen ist, daß sie, reich an Erfahrungen auch auf dem Gebiete des Leidens, die Tapferkeit der Alten mit dem Glauben der Neuern verbindet. Daß August Boeckh die Dichterin so hoch stellte, daß er es noch kurz vor seinem Tode als dringenden Wunsch äußerte, ihre Poesien möchten veröffentlicht werden, ist wieder ein Beweis des feinen Kennerblicks jenes berühmten Philologen, der die antike und moderne Poesie mit gleicher Liebe umfaßte und mit Gerechtigkeit beurtheilte.

Sogleich die erste Sammlung gibt die ganze Vielseitigkeit, die Stärke und Zartheit, die Gedankenfülle, den Wohllaut der Verfasserin kund. Sie theilt sich nie durch Reflexion, um jetzt Mann, dann wieder Weib, jetzt Freund dem Freunde, Gattin dem Gatten, dann wieder Mutter zu sein, sie ist der vollständige Mensch, in dem aber auch eine Religion lebt, die über alles blos Irdische und Menschliche sich hinausschwingt. Sie ist in der Ode kräftig, plastisch, zugleich musikalisch — man vergleiche die Ode „An Beethoven“ —; sie versteht sich auf Natur in allen Jahres- und Tageszeiten; auch der tiefsten Innerlichkeit des deutschen Gemüths weiß sie auf der Lyra der Alten Ausdruck und Schmelz zu geben; sogar ihren Schmerz, der um ein gestorbenes holdes Kind stets wiederkehrt, sie weiß ihn durch ihren Glauben zu verklären; keiner reinen Freude ist sie unzugänglich, aber sogleich beflissen, solche mit andern zu theilen. Schon in der Ode erreicht sie eine geistige Freiheit, die nicht vom Schicksale abhängig ist. Das Leiden belastet sie nur scheinbar, im Moment, aber es hemmt sie nicht; ihr Flug ist frei und hoch. Unter dem Vielen zeichnen wir aus Oden wie: „Mein Vaterland“, „Winter“, „Frühling“, „Sommer“, „Herbst“, „Dem Freunde“, „Dem Treulosen“, einem der schönsten Gedichte. Daß der Mensch die Natur und alle Wesen versteht, sagt uns in beredtester Weise: „Im Freien“, ebenso der „Sturm“, denn schon die Natur und alle Vorgänge auf ihrem Gebiete bilden die Resonanz für den Menschen, für alles was ihn ergreift; auch die Natur stürmt und klagt nicht blos, ihre Wetter gehen vorüber; der Mensch stößt Klage und Schmerz noch heftiger aus, er führt die Wetter von innen herauf, denn in ihm ist der Abgrund des Zwiespalts, doch der Sieg dann um so nachhaltiger. In dem Gedicht „Auf dem Eise“, so schön es ist, störte uns am Ende „der Zugwind“. So auch stört S. 40: „kurzer Nothwendigkeit“, in der Ode voll Manneskraft;

wenigstens für den Augenblick, da die Dichterin überall sonst frei auch von der Abstraction ist, und, reich an Phantasie, unser Ohr mit Wohllaut erfüllt. Auch die folgenden Oden, vor und nach den Episteln, sind in jeder Beziehung köstlich, nur etwa in „Erste Liebe" dürfte unten „das hütest du diese Liebe!" unklar sein.

Die Dichterin trifft den classischen Ton der antiken Epistel aufs feinste und sinnigste mit einer Natürlichkeit, Abwechselung und Grazie, daß sie uns in jedem dieser reizenden Briefe unbedingt für sich einnimmt. Von gleicher Vollendung sind besonders die „Episteln an eine junge Mutter", sowie später das holde Wechselspiel zwischen „Nisa und Alexis". Man darf sie als Seitenstücke nehmen. Hier sind Schätze für die Erziehung zu finden, Musterbilder für Weib und Mann aufgestellt, vortrefflich in Zeichnung und Malerei. Der Austausch zwischen Nisa und Alexis macht uns zu Zeugen eines interessanten, lebendig durchgeführten Schachspiels. Man ist gewohnt, daß der Spieler die Spielerin besiegt, es müßte denn die Galanterie des Herrn der Dame gegenüber klein beigeben und sich besiegen lassen wollen. Hier freilich wäre jede Galanterie unangebracht. Alexis spielt wahrlich nicht schlecht, doch bereits überflügelt ihn mit unerwarteten Zügen Nisa, sein Gegenpart. Schon ist er in Gefahr. Gleichwol, er rettet sich. Jetzt sind wir für seine Gegnerin aufs äußerste besorgt. Ohne Grund. Sie überrascht uns mit Zügen, mit Gedankenzügen, die Alexis und uns zugleich schlagen. Unsere Dichterin erweist sich als siegreiche Königin. Hat sie bis dahin des Reims nicht bedurft und dennoch das reinste Maß, ohne jeden Zwang, durchgeführt, so versteht sie sich ebenso sinnig auf den Rhythmus der Neuern. Dabei nichts von andern bereits Abgenutztes, nichts Geziertes, immer ist es dieselbe Unabhängigkeit, Fülle der Phantasie, der alles neu, morgenfrisch, bedeutsam erscheint. Aber auch die nächtlichen Schauer, die Mahnungen an das, was vergänglich ist, haben ihr nichts an, weil sie in dem lebt und dichtet, was davon nicht berührt wird. Ihr schönes, wahrhaft idealisches und doch jedem Realen, Gesunden erschlossenes, ihm gewachsenes Gemüth, mit seiner Sehnsucht nach Aufschluß, mit seinem Glauben, daß die Zukunft ihn nicht versagt dem, der in der Gegenwart wach ist, läßt uns dem Reime der neuern Poesie auf die sichere Spur kommen, ja seinen Ursprung entdecken. Auch hier will unsere Dichterin Resonanz. Sie findet diese schon in der Natur. Doch wenn bereits auf diesem Gebiet eine ganze Scala von Tönen das Verwandte wiedergibt von dem, was in unserm Gemüth vorgeht; die wahrhaften Sympathien, das Verwandte mit unsern innersten Stimmungen, Begegnissen, Geschicken hören wir erst dann heraus, wenn der Mensch mit dem Menschen verkehrt. Hier wechselt der furchtbarste Ernst mit heiterm Spiel, nie ist es das Gleiche, stets nur das Aehnliche, was wiederkehrt; die, welche sich einigten, werden getrennt, aber auch getrennt bleiben sie einig; dies ist die hörbare, schöne Symbolik des Reims, wenn man ihn so ungezwungen anwendet wie unsere Dichterin, um Melodie und [illegible] nie auszudrücken.

In den gereimten Poesien dieser drei Sammlungen treffen wir auch dafür treffliche Belege. So [illegible] derm ausgezeichnet, wohlthuend für Ohr und [illegible] ist in der zweiten Sammlung „Der Sturm", in [illegible] die Meisterin im Antiken sich überall noch geltend [illegible] und es dem Modernen lieblich vermählt. Im [illegible] „Der süße Knabe"; hier vernimmt man, wie der [illegible] den Tod schaut. Bekundet die Verfasserin auch in [illegible] genden ihr dichterisches Vermögen immer reicher, [illegible] mentlich in der „Himmelfahrt", so müssen wir [illegible] tadeln, daß sie sich zu „Glossen" herabläßt, jedes eine kleine Randglosse nicht unterdrücken dürfen. Glosse ist in der Poesie etwa das, was in der Musik Variation ist. Wer wird leugnen, daß die letztere einen sehr untergeordneten Charakter unter allen Umständen hat, wenn auch die größten Meister ihrer [illegible] dige Variationen componirt haben. Auch in der [illegible] bleibt Agnes le Grave mit Gewandtheit und Sicherheit nie im Rückstande, aber wir behaupten, eine Dichterin von solcher Phantasie, solchem Aufwande von [illegible] Gedanken, solcher Selbständigkeit der Sprache [illegible] nicht dazu verstehen, irgendwelchen Vers eines [illegible] Dichters zu umschreiben, um ihren Anschauungen [illegible] Unterlage zu geben. Sie ist so reich an eigenem [illegible] daß wir sie am liebsten allein hören, wie es denn [illegible] in einen zu jähen Contrast abfällt, nach Gedichten [illegible] solcher Tiefe und Höhe plötzlich bei „Glossen" anzulangen den Genius vom freiesten Fluge als zu bescheidenem [illegible] ner zu sehen, der beschäftigt ist, im Gehege eines [illegible] Ranken zu ziehen, Blumen zu ordnen, während er [illegible] eines eigenen, großartigen Parks ist.

Unter den Poesien der dritten Sammlung [illegible] uns auf die angenehmste Weise die Sonette, zum [illegible] den Gestalten antiker Welt. Freilich waren es nur [illegible] menfesseln, die uns hier aber farbig und duftig [illegible] sagten, daß unsere Dichterin im Besitze des Geheimnisses ist, das Grandiose mit dem Zarten zu vereinigen, [illegible] aus diesem um so wirksamer hervortreten zu lassen.

Wir gratuliren der Frauenwelt unsers Zeitalters [illegible] einer Dichterin, auf welche die Frauen sich dreist [illegible] dürfen, im Falle sich der im Grund triviale Streit [illegible] der einmal erhebt, ob die geschlechtliche Grenze [illegible] den Geist sei. Mögen Frauen und Männer der Gegenwart aber auch fleißig eintreten in das Heiligthum dieser Poesien, um sich darin zu stärken, zu erheben [illegible] gefährlichen Zumuthungen heutiger Tage, nur [illegible] zu verharren, was die Sinne reizt, was niederen Genuß gewährt. Das jetzt so beliebte Album in geselligen [illegible] freundschaftlichen Beziehungen sollte doch endlich [illegible] werden, seine Seiten so oft mit Aussprüchen [illegible] und gewöhnlichster Art zu füllen. In den [illegible] von Agnes le Grave werden unsere Zeitgenossen [illegible] Gedenkbücher Labetrank und Schätze echter Art [illegible] mögen sie oft bei ihnen einsprechen! Alexander [illegible]

Feuilleton.

Notizen.

Daniel Sanders hat seinem großen deutschen Wörterbuch jetzt ein „Handwörterbuch der deutschen Sprache" (Leipzig, O. Wigand, 1869) folgen lassen. Die Grundzüge der Vereinfachung seines Werks, das hier aus drei starken Quartbänden auf einen Octavband zurückgeführt ist, gibt der Verfasser in der Vorrede selbst mit folgenden Worten an: „1) In Bezug auf den aufzunehmenden Wortschatz habe ich mich ausschließlich auf das Deutsche beschränkt und demgemäß nur eine sehr geringe Anzahl vollständig eingebürgerter Fremdwörter aufgenommen; 2) habe ich Maß und Beschränkung walten lassen in Bezug auf die Zusammensetzungen, von denen nach Aehnlichkeit sich unpassige, meist ohne weitere Erklärung verständliche bilden lassen. Eine auch nur einigermaßen erschöpfende innere Vollständigkeit läßt sich hierfür nur durch die im großen Wörterbuch getroffene Anordnung erreichen, wonach sämmtliche Zusammensetzungen unter dem jedesmaligen Grundwort ihre Behandlung finden. Nachdem aber in dem kleinern Werk solche Vollständigkeit von vornherein aufgegeben wurde und werden mußte, konnte hier nun auch mit für die Zusammensetzungen die rein alphabetische Anordnungsweise festgehalten werden. 3) Auf genaue Belege, wie sie das vollständige Wörterbuch aus den Schriften von dreithalb Jahrhunderten in reicher Fülle und sorgfältiger Auswahl enthält, mußte hier allerdings verzichtet werden. Doch hat der Nachschlagende für alles, was er hier findet, genügende Sicherheit in der Bürgschaft, daß für alles der Belege Bedürfende sich dieselben in dem großen Wörterbuch finden; 4) habe ich alle rein etymologischen Bemerkungen des großen Wörterbuchs hier fortgelassen."

Wir haben es stets für einen Vorzug des Sander'schen Wörterbuchs vor dem Grimm'schen gehalten, daß in ihm auch die sprachlichen Errungenschaften der neuesten Literatur unter Quellenangaben eingehend berücksichtigt werden; denn wer will dem Fluß der sprachlichen Fortentwickelung halt gebieten; wer leugnen, daß gerade seit der jungdeutschen Epoche die deutsche Stilistik große Fortschritte gemacht, der deutsche Sprachschatz wesentliche Bereicherungen erfahren hat? Sanders hat taktvoll und mit Kenntniß des zu beherrschenden Materials diese Bereicherungen in sein großes Werk mit aufgenommen, während die Herausgeber des Grimm'schen Wörterbuchs eine ganz willkürliche Schranke in unserer literarischen Entwickelung gesetzt haben, die sie gelegentlich einmal ebenso willkürlich überschreiten. Eine umfassende Kenntniß der neuen Literatur gehört zwar nicht zu jener Gelehrsamkeit, auf welcher der „verstaubende Rost der Jahrhunderte" liegt; sie ist aber nicht ohne geringern Fleiß zu erreichen wie die Kenntniß der ältern deutschen Literatur und keinem Sprachgelehrten zu ersparen. Das Grimm'sche Wörterbuch wird daher als ein Denkmal tüchtiger Gelehrsamkeit stets einen sprachgeschichtlichen Werth behalten, aber keineswegs die Bedeutung in Anspruch nehmen können, welche das Sanders'sche für die Erkenntniß und Praxis der Gegenwart hat. Ein Theil dieser Bedeutung ist auf das Handlexikon übergegangen, das zur Regulirung des Gebrauchs der einzelnen Wörter für praktische Benutzung sehr zu empfehlen ist.

Bamberger's Schrift über Bismarck ist unter dem Titel: „Count Bismarck. A political biography by *Ludwig Bamberger* (Member of the Zoll-parliament)", von Charles Lee Lewes in das Englische übersetzt worden (Breslau, Günther; London, Trübner u. Comp., 1869).

Einen Pendant zu dem bekannten Werk von Scherr gibt Julius Mühlfeld heraus in seiner Schrift: „1848—1868. Zwanzig Jahre Weltgeschichte für das deutsche Volk" (2 Bde., Leipzig, Rötschke, 1869). Die ersten vorliegenden Lieferungen zeigen, daß es sich um eine Schrift handelt, welche durchaus volksthümliche Tendenzen verfolgt und sich auch in Bezug auf Preis und Ausstattung an das große Publikum wendet.

Von dem wichtigen Werke von Hermann Weiß: „Costümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart" (Stuttgart, Ebner u. Seubert, 1868) liegt die dritte und vierte Lieferung vor, welche das Costüm, Tracht und Geräth bei den einzelnen Nationen vom Beginn des 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts behandelt.

Einen brauchbaren „Wegweiser durch das Riesengebirge" hat Letzner (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1869) veröffentlicht.

Bibliographie.

Braddon, M. E., Charlottens Erbschaft. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Cohn, G., Ueber die Bedeutung der Nationalökonomie und ihre Stellung im Kreise der Wissenschaften. Antrittsvorlesung. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Cuno, F. W., Johann der Aeltere von Nassau-Dillenburg, ein fürstlicher Reformator. Nach den Hauptmomenten seines Lebens geschildert. Halle, Schwabe. Gr. 8. 18 Ngr.

Dühring, E., Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Berlin, Heimann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erdmann, Vom Vergessen. Vortrag. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Fricke, G., Ueber Schleiermacher. Ein Vortrag. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gerlach, H., Die letzten Dinge unter besonderer Berücksichtigung der Eschatologie Schleiermachers nach Lehre der heiligen Schrift dargestellt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein dischen Geschichte von einem Schleswig-Holsteiner. Leipzig, C. Schmidt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gindely, A., Geschichte des 30jährigen Krieges. 1ste Abth., Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618. 1ster Bd. Prag, Tempsky. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Golz, B., Die Weltklugheit und die Lebens-Weisheit mit ihren correspondirenden Studien. 2 Bde. Berlin, Janke. Gr. 16. 2 Thlr.

Grasberger, J., Singen und Sagen. Gedichte. Wien, Gotthard. Gr. 16. 25 Ngr.

Güder, König Herodes der Große. Geschildert im Zusammenhang mit seiner Zeit. Bern, Wyß. Gr. 8. 3 Ngr.

Hessel, C., Die deutschen Familiennamen und ihr Zusammenhang mit der deutschen Cultur. Erläutert an den in Kreuznach vorkommenden Namen. Vortrag. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. 6 Ngr.

Heusinger, O., Amerikanische Kriegsbilder. Aufzeichnungen aus den Jahren 1861—1865. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Hohenzollern und die Volksschule. Ein Beitrag zum richtigen Verständniß des preußischen Volksschulwesens. Hannover, Dieyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Loth, O., Das Classenbuch des Ibn Sa'd. Einleitende Untersuchungen über Authentie und Inhalt nach den handschriftlichen Ueberresten. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Rittinghausen, M., Social-demokratische Abhandlungen. 2tes Heft. Ueber die Nothwendigkeit der directen Gesetzgebung durch das Volk. Köln. 8. 5 Ngr.

Rode, C., Der Uglei-See. Nach einer Volkssage. Altona, Lehmkuhl u. Comp. 16. 15 Ngr.

Der Rollstein eines Talisman der Wissenschaft und der Religion. Für Gebildete in allen Ständen von einem Verehrer der Natur. Ansbach, Junge. Gr. 8. 22½ Ngr.

Scherenberg, C. F., Gedichte. 4te vermehrte Auflage. Berlin, Hayn's Erben. 16. 15 Ngr.

Schiefferdecker, W., Ueber die Ernährung der Bewohner Königsberg's und anderer grosser Städte. Ein Vortrag. Königsberg, Koch. Gr. 8. 15 Ngr.

Schulze, H., Johann Jacob Moser, der Vater des deutschen Staatsrechts. Ein Vortrag. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 12 Ngr.

Steinschneider, M., Al-Farabi (Alpharabius), des arabischen Philosophen Leben und Schriften, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der griechischen Wissenschaft unter den Arabern. Nebst Anhängen: Joh. Philoponus bei den Arabern; Darstellung der Philosophie Plato's; Leben und Testament des Aristoteles von Ptolemaeus. (Grösstentheils nach handschriftlichen Quellen. St.-Petersburg. Imp.-4. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stelter, K., Gedichte. 2ter Bd. Elberfeld, Bädeker. 16. 1 Thlr.

Stettenheim, J., Die Berliner Wespen im Aquarium. Humoresken. Berlin, Brigl. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tobien, W., Denkwürdigkeiten aus der Vergangenheit Westphalen's. Nach Quellen und neueren Forschungen dargestellt. 1ster Bd. 1ste Abth. Elberfeld, Volkmann. Gr. 8. 27½ Ngr.

Twesten, A., Zur Erinnerung an Frdr. Dan. Ernst Schleiermacher. Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vacano, E., und E. Graf Stadion, Dornen. Erinnerungen und Ahnungen in drei Romanen. 2 Bde. Pest, Heckenast. 8. 2 Thlr.

Wattenbach, W., Eine Ferienreise nach Spanien und Portugal. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wucherer, J. F., Kleeblätter. Biblisches, Christliches, Kirchliches in mancherlei Form. Nördlingen, Beck. 8. 15 Ngr.

Zimmermann, L. A., Erinnerungen eines ehemaligen Briganten-Chefs. 2 Thle. Berlin, Hausfreund-Exped. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Renan's neuestes Werk.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Paulus.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit einer Karte.

8. In 8 Lieferungen zu je 7½ Ngr. Vollständig: geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Gleichzeitig mit dem französischen Original erscheint dieses mit Spannung erwartete neue Werk Renan's über den Apostel Paulus in einer vom Verfasser autorisirten deutschen Ausgabe. Der „Paulus" schließt sich eng an die beiden berühmten Werke des Verfassers „Das Leben Jesu" und „Die Apostel" an und darf daher gleich lebhafter Theilnahme wie diese in den Kreisen der Theologen und der gebildeten Laien sicher sein.

In demselben Verlage erschien:

Die Apostel. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. (Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten

aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**

Neue Serie. Vierter Band. Zweites Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Der Buchbindermeister Ferdinand Wittmann. (Wollin und Posen. Sechsfacher Giftmord. 1862—68.)

Der hier nach den Acten dargestellte Fall gehört zu den entsetzlichsten und merkwürdigsten der neuern Strafjustiz.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Funfzehn Jahre.

Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **Talvj.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von der unter dem Pseudonym Talvj bekannten Schriftstellerin Therese Robinson, geb. von Jakob, erhält die deutsche Lesewelt hiermit einen neuen fesselnden Roman. Wie in ihren frühern Werken, von denen mehrere ins Englische übersetzt wurden, bewährt die geistvolle Verfasserin auch in diesem ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens sowie ihre Kunst, das Leben in den höhern Gesellschaftskreisen mit feinem Takt und treuer Anschaulichkeit zu schildern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Leben des Generals von Scharnhorst.

Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen

dargestellt von

Georg Heinrich Klippel.

Zweiter Theil.

Drittes und viertes Buch. 1793 bis 1801.

8. Geh. 2 Thlr.

(Der erste Theil, mit dem Bildnisse Scharnhorst's, ist 1½ Thlr.)

Eine Biographie Scharnhorst's, dieses echt deutschen Mannes, von Arndt „Der Deutschen Waffenschmied" ging darf gerade in unserer Zeit auf die wärmste Theilnahme nen. Das vorliegende Werk hat aber um so größern Z weil der Verfasser ein sehr reichhaltiges handschriftliches rial benutzen konnte, das den frühern Biographen Sc horst's verschlossen war. Es verdient nicht blos Militär Historikern, sondern den weitesten Kreisen des deutsch empfohlen zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Et

Von

Immanuel Hermann Fichte.

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Der berühmte Philosoph bietet in diesem Werk Sammlung grösserer und kleinerer Abhandlungen, von die meisten und wichtigsten hier zum ersten mal im erscheinen. Dieselben bilden jedoch kein Allerlei v trachtungen über verschiedene Dinge, sondern leite auf eine philosophische Grundwahrheit hin, die v den verschiedensten Seiten beleuchtet wird.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege f turforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich G überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte A 8. Geh. 3 Thlr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste da schen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewu begründet auf Anthropologie und innerer Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom sein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, dächtniss und von der Phantasie. 8. Geh. 4

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des achen. Eine anthropologische Untersuchung, trag zur Religionsphilosophie wie zu einer der Geschichte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession 1 Thlr. 6 Ngr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Zweite sehr vermehrte Auflage. Mit dem Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 15. Juli 1869.

Inhalt: Eine deutsche Geschichte Böhmens. Von Heinrich Rückert. — Schriften zur Aesthetik und Literaturgeschichte. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Vom deutschen Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine deutsche Geschichte Böhmens.

Geschichte Böhmens von L. Schlesinger. Herausgegeben vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag, Calve; Leipzig, Brockhaus. 1869. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir begrüßen mit herzlicher Freude diesen stattlichen Band als ein würdiges Zeugniß der Gesinnung und des wissenschaftlichen Strebens unserer Volksgenossen in einem der wichtigsten, aber auch gefährdetsten Theile unsers gemeinsamen deutschen Vaterlandes. Der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" hat damit in jeder Art ein gutes Werk gethan. Es fehlte bisher nicht blos an einer Geschichte des Landes vom deutschen Standpunkt aus, welche den Ansprüchen der heutigen Wissenschaft genügen könnte, sondern überhaupt auch an jedem nur annähernden Versuche einer solchen. Das zerstreute Material, welches im Lande selbst und auswärts zu Tage gefördert worden ist, erforderte eine geschickte, sachverständige Hand zu seiner Verbindung und noch mehr zu seiner Ergänzung und Verarbeitung, wie sie der Verfasser zum bleibenden Vortheil seines nächsten Ziels und eines noch weitern, des allgemein nationalen Interesses, bewährt hat.

Die Gesammtgeschichte Böhmens ist bekanntlich durch Palacky in einem äußerst umfangreichen Werke bearbeitet und ganz vor kurzem bis zu dem Zeitpunkt herabgeführt worden, wo die Krone des Landes dauernd in den Besitz der Habsburger überging. Palacky's Verdienste sind nicht blos von seinen czechischen Parteigenossen, sondern auch von der unabhängigen deutschen Wissenschaft beinahe überschwenglich gepriesen worden. Es ist wahr, verglichen mit dem, was vor ihm die böhmische Geschichtsforschung geleistet hat, bezeichnet er einen großen Fortschritt. Die gegenwärtige Richtung der deutschen Historik auf kritische Durcharbeitung des Quellenmaterials, auf die Heranziehung und Benutzung möglichst unzweifelhafter Urkunden ist auch von ihm, der ja in allen Stücken selbstverständlich bei der deutschen Bildung in die Schule gehen mußte, auf eine lobenswerthe Weise vertreten. So hat sein Werk eine ganz andere urkundliche Basis als alles, was früher über böhmische Geschichte geschrieben werden konnte. Wie jedem, ist es auch ihm als Lob anzurechnen, auf dem richtigen, wenn auch von andern gebahnten Wege rüstig fortgeschritten zu sein. Aber diese unzweifelhaften Verdienste erleiden doch durch anderweitige Mängel große Beschränkung, sodaß das Gesammturtheil über den Historiker Palacky doch ein etwas anderes sein dürfte als das über den Entdecker und Herausgeber so vieler Schätze des böhmischen Quellenmaterials. Die Verarbeitung ist nicht einmal im nächsten technischen Sinne gelungen zu nennen. Es fehlt ihm an jeder Art von historiographischem Talente, das selbst ja wieder ein sehr vielseitiges sein kann und nicht immer die allerhöchsten Ansprüche zu befriedigen braucht, aber doch bis zu einem gewissen Maße jedem eigen sein muß, der sich zum Geschichtschreiber aufwirft. Auch ist es, wenigstens für unsere heutigen Ziele und Gesichtspunkte der Geschichtschreibung, als ein unersetzlicher Mangel bei Palacky zu bezeichnen, daß er die Culturgeschichte seiner Heimat so gut wie gar nicht beachtet. Freilich hängt dieser Mangel muthmaßlich noch mit einem andern wichtigern zusammen, das ist der an objectivem wissenschaftlichen Sinne, an eigentlich historischer Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Palacky ward nicht umsonst von den fanatisirten Czechen zum „Vater Palacky" proclamirt. Er ist thatsächlich der Vater jener systematischen Geschichtsverfälschung, die blos das eine Ziel verfolgt: Verherrlichung der Czechen auf Kosten der Deutschen und Erregung eines förmlichen Wuthtaumels gegen alles, was deutsch ist. Daß seine Söhne ihn an drastischem Ausdruck dieser Gesinnung übertreffen, ist bekannt, aber die Stimmung selbst ist schon bei ihm reichlich dieselbe wie bei ihnen, nur vorsichtiger oder perfider ausgedrückt.

Wenn wir Schlesinger's „Geschichte Böhmens" als vom deutschen Standpunkt aus gefaßt bezeichneten, so versteht sich von selbst, daß wir darunter keine Parteidarstellung

im Sinne sogenannter nationaler Tendenzen meinen. Deutsch ist der Standpunkt insofern, als er ein echt wissenschaftlicher ist. Das Streben, die ganze und volle Wahrheit zu erkennen, ist jeder echten Wissenschaft und also auch unserer deutschen immanent oder, richtiger, identisch mit ihr. Die Gesinnung eines Vertreters der Wissenschaft, seine Stimmungen und Ueberzeugungen in nationalen, politischen oder religiösen Dingen gehören einem ganz andern Bereich des Seelenlebens an und können die Arbeit der wahren Wissenschaft nicht beeinträchtigen. Es ist immer ein Zeichen eines noch ganz oder halb barbarischen Bildungszustandes bei dem Individuum oder bei einer ganzen Masse davon, wenn dies dennoch geschieht, wie z. B. bei den Czechen dieser Tage oder bei andern östlichen Völkern. Sie haben ihren deutschen oder westeuropäischen Lehrmeistern bis zu einem gewissen Grade die Technik abgelernt, aber der eigentliche Begriff der Wissenschaft ist ihnen einstweilen noch verschlossen. Auch der deutsche Geschichtschreiber Böhmens hat seine feste nationale Ueberzeugung, wie sie jeder, der auch nicht Geschichtschreiber ist, haben muß, wenn er überhaupt ein Mann sein will, aber sie stört nirgends die Gewissenhaftigkeit seiner Forschung und die Zuverlässigkeit seiner Darstellung.

Doch noch in einem andern Sinne ist diese böhmische Geschichte vom deutschen Standpunkt gefaßt. Im Gegensatz zu Palacky berücksichtigt sie die Culturgeschichte allseitig und gründlich. Die Culturgeschichte Böhmens ist aber im großen und ganzen identisch mit der Geschichte des deutschen Elements im Lande, denn alles, was man unter Cultur zu verstehen pflegt, ist nicht blos durch seine Anregung entstanden und gepflegt, sondern hat auch seine leiblichen Wurzeln in ihm. Was die andere Nationalität in irgendeinem Bereiche der Bildung von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag geleistet hat, beschränkt sich blos auf eine Uebertragung der deutschen Bildungsformen in eine andere Sprache, es ist eine bloße Uebersetzung, keineswegs aber eine wirkliche selbständige Aneignung und Weiterbildung, wie etwa die römische Cultur im Verhältniß zu ihrer griechischen Lehrmeisterin doch eine gewisse Eigenartigkeit zu entwickeln vermochte. Denn das Czechenthum so gut wie das übrige vielzüngige Slawenthum hat sich in höherm Sinne auf allen und jeden Gebieten der Geistesthätigkeit bisjetzt unproductiv erwiesen, und erst eine ferne Zukunft wird lehren, ob es aus sich heraus neue selbständige Beiträge zu der allgemeinen Geistesarbeit wird liefern können.

Die Geschichte des deutschen Elements in Böhmen ist also im höhern Sinne zugleich die Geschichte Böhmens selbst, insofern man darunter etwas mehr als ein bloßes Sammelsurium von äußerlichen Notizen und zwecklosen Evolutionen versteht. Auch ist es nicht nur die eigentlich innere Geschichte, sondern auch die äußere, die vom Standpunkt des deutschen Elements ihre wirkliche Begründung und Belebung erhält. Auch die äußere Geschichte dreht sich wie um einen unverrückbaren Angelpunkt stets um das Verhältniß zum Deutschen Reiche oder zu dem deutschen Staatensystem. Die Natur selbst hat dafür gesorgt, daß es nicht anders sein konnte. Ein Blick auf die geographische Lage des Landes ergibt, daß es ein integrirender Theil des natürlichen Gebiets ist, auf welchem das Dasein des deutschen Volks nach seiner leiblichen Seite hin von jeher in die Erscheinung getreten ist. So war es am Anfang der eigentlichen Geschichte, so ist es heute, und so wird es für alle Zeiten bleiben, solange es ein deutsches Volk gibt.

Denn schon die Anfänge der wirklichen Geschichte Böhmens zeigen uns das Land sofort fest eingefügt in den deutschen Nationalkörper. Es ist die Heimat der Markomannen und bald, um die Zeit Christi, das Centrum eines der merkwürdigsten Staatsgebilde unserer Urzeit, des Reiches Marbod's. Was vorher liegt, die celtische Urzeit, gehört schon nicht mehr der Geschichte an, aber die Markomannen und Marbod sind, wenigstens in allen Hauptzügen, so feste geschichtliche Erscheinungen wie etwa die Alt- und Neuczechen von heute. Bis zum 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bleibt Böhmen im wesentlichen in derselben Position; von da an bis zum 6. Jahrhundert verschwindet auch hier wie anderwärts durch die Stürme der Völkerwanderung jede sichere geschichtliche Kunde, bis im Laufe des 6. Jahrhunderts ein fremdsprachiges Volk, oder vielmehr eine Menge kleinerer Stämme slawischer Nationalität an der Stelle auftauchen, wo früher nur Deutsche zu finden waren. Wann und wie diese Fremden in das deutsche Land gekommen, entzieht sich jeder Forschung, gerade so wie die etwa gleichzeitige slawische Besiedelung der früher deutschen Landschaften von der Elbe bis zur Weichsel. Die lächerliche Hypothese einer slawischen Urbevölkerung, die nach dem Abzug der Deutschen sich wieder in die Höhe gerichtet habe, ist von der Wissenschaft längst verurtheilt. Nur Slawophilen und Slawomanen genießen des wenig zu beneidenden Vorrechts, sie noch immer gläubig nachbeten zu dürfen.

Unter diesen kleinen Völkerschaften verschiedensten Namens gewannen die Czechen auf unbekannte Weise allmählich eine Art von Primat, doch kam es nicht eher zu der Bildung eines czechischen Staats, als bis ihre Stammesfürsten seit den Karolingern und noch mehr seit den Ottonen, erst feindlich und dann meist freundlich, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dem Deutschen Reiche traten. Diese czechische Staatsbildung ging Hand in Hand mit der Annahme des Christenthums. Die czechischen Fürsten wurden böhmische Herzoge, Vasallen des Deutschen Reichs und versuchten die Formen des mittelalterlichen Feudalstaats auf ihr Land zu übertragen. Böhmen erhielt in Prag ein Bisthum zu seiner Bekehrung und in der Einfügung desselben in den Verband der Metropole Mainz die Einverleibung in das höhere Culturleben Deutschlands. Beide Factoren arbeiteten nun, im unaufhörlichen Kampfe gegen die feindseligen Elemente im eigenen Volke und bei den östlichen Nachbarn, unter den mannichfachsten und im einzelnen sehr gleichgültigen Wechselfällen, doch im ganzen stetig und glücklich an ihrer historischen Mission. Aber erst als sich seit dem 11. Jahrhundert noch ein drittes deutsches Culturelement dazu gesellte, kam dieselbe ihrem Ziele näher. Wratislaw, derjenige Herzog von Böhmen, der, als besonders treuer Vasall, von Kaiser Heinrich IV. 1056 mit dem Schmuck der Krone als persönliche Auszeichnung beehrt wurde, erwarb sich durch die Gründung einer Colonie des deutschen Bürgerthums bei seiner Königsburg Prag das Verdienst, den kräftigsten

Hebel zur deutschen Cultur in seinem Lande in Bewegung gesetzt zu haben. Die große Aufgabe, welche die Feudalfürsten und ihr Hof auf der einen Seite, die mainzer Suffragankirche des Landes mit ihren meist deutschen Bischöfen, Klerikern und Mönchen auf der andern muthig in Angriff genommen, wurde jetzt durch die selbstwüchsige Tüchtigkeit des deutschen Bürgerthums in umfassendster Weise fortgeführt. Während dreier Jahrhunderte bedeckte sich das Land, das wie alle slawischen nur einzelne Fürsten- und Ritterschlösser und verstreute Haufen von ländlichen Hütten gekannt hatte, mit Hunderten wirklicher Städte in dem eminenten Sinne des deutschen oder westeuropäischen Mittelalters, allen voran die Großstadt Prag, aber neben ihr eine Menge anderer, kleiner an Umfang, aber nicht weniger reich, stattlich, tüchtig, geschmückt mit allen Gaben und Genüssen jener hochentwickelten Culturperiode. Alle noch heute bestehenden böhmischen Städte, mit Ausnahme der Hussitenstadt Tabor und einiger modernen Festungen, entstammen dieser Zeit, alle sind von Deutschen angelegt und jahrhundertelang ausschließlich behauptet. Ein reicher Strom deutscher Einwanderung aus allen Theilen Deutschlands, zuerst auch hier aus den Niederrheinlanden, dann aber auch anderwärts her, flutete fortwährend in das vielgepriesene Land, dessen czechisches Volk freilich unter den Deutschen des schlechtesten Rufes genoß und es auch durch verstockte Feindseligkeit gegen alles, was Cultur und deutsch hieß, tückischen Haß und barbarische Sitten nicht besser verdiente. Auch blieb es nicht blos bei deutschen Städten. Die Könige des Landes und die Kirche — die, wie schon erwähnt, auch ihrem Blute nach, nicht blos nach ihrer Bildung, überwiegend deutsch war — bestrebten sich, auch dem Ackerbau den Segen der freien deutschen Arbeit zuzuführen. Denn in der Freiheit lag ja das Geheimniß der großen Triumphe und staunenswerthen Leistungskraft des deutschen Bürgerthums, und weil die Slawen nirgends, und auch hier in Böhmen nicht, diesen Begriff der bürgerlichen Freiheit und Selbstverwaltung zu fassen befähigt waren, konnten sie weder Städte gründen, noch sich in ihnen anders denn als blos geduldete Gäste und Handlanger heimisch machen. Der deutsche Bauer brachte seinen Eisenpflug, den er von der Elbe bis zur Newa und zum Dnjestr als friedlichen Eroberer damals getragen hat, und von einer freien Hand geführt verwandelte dieser bald das noch halb wilde czechische Land in einen blühenden Garten. Es dauerte nicht lange, so wirkte die unendlich gehobene Stellung, die materielle und sociale Cultur des deutschen Colonisten auch auf das eigentlich czechische Landvolk. Seinem Streben, des bessern deutschen Rechts theilhaftig zu werden, kam der gesunde Verstand seiner Grundherren, besonders des eigentlichen Landesherrn selbst und der kirchlichen Landeigenthümer, mehr als halbwegs entgegen. Aus einem verthierten, barbarischen, in Völlerei, Schmuz und Faulheit erstickten, von unerschwinglichen Fronen und Zinsen zur Verzweiflung niedergedrückten Geschlecht von Sklaven erwuchs — ein Wunder auf slawischem Boden und ohne deutsches Vorbild unmöglich — ein gut situirter, fleißiger czechischer Bauernstand, beinahe in derselben innern und äußern Autonomie wie seine deutschen Muster in den Colonistendörfern.

Alles in allem gerechnet war Böhmen in dem großartigen Gürtel des deutschen Colonisationsgebiets am Ende des 14. Jahrhunderts das kostbarste Kleinod, weil sein Boden von der Natur am meisten begünstigt war und seine mercantile und industrielle Stellung durch die unmittelbarste Nähe der großen süddeutschen Centralsitze aller damaligen Cultur vor den nordwestlichen Reichen, der Mark, Pommern, Schlesien, Preußen u. s. w., entschiedene Vortheile voraushatte, die durch nichts, damals selbst nicht durch die Nähe der See aufgewogen werden konnten. Denn die Cultur war eben noch wesentlich terrestrisch, nicht wie später maritim. Keins der andern Colonieländer konnte sich mit Böhmen an Reichthum und Glanz des Hofs, an Macht und wirklicher politischer Bedeutung der Regenten — man denke an Ottokar II. und Karl IV. —, an Größe und Zahl der Städte, an Masse und Wohlhabenheit der Bevölkerung in allen Schichten messen. Nur die Landschaften, die der Deutsche Orden unter seinen größten Hochmeistern, in der Mitte des 14. Jahrhunderts, beherrschte, ließen sich allenfalls in vieler Beziehung damit vergleichen. Diese waren unstreitig noch besser regiert, weil ihre auch dem Blute nach deutschen Regenten die größten Staatsmänner der ganzen Zeit waren; aber der Vorsprung, den Böhmen durch seine unendlich bessere natürliche Ausstattung besaß, ließ sich doch nicht einholen. Nirgends aber schien die deutsche Cultur in jenem ganzen weiten Colonisationsgebiet fester gewurzelt, tiefer begründet als hier; überall gab es damals noch, in Schlesien so gut wie in der meißnischen Mark, im Osterland wie in Pommern, eine zahlreiche slawische Bevölkerung, die in Sitte und Sprache von den herrschenden und die ganze Oberfläche des Volksdaseins erfüllenden deutschen Rückwanderern sich trennte; aber es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, wann sie in die höhere Nationalität aufgehen sollte: daß es geschehen würde, dazu waren hier wie anderwärts alle Vorbedingungen erfüllt.

Aber doch kam es hier anders wie in den übrigen Colonien. Am Ende des 14. Jahrhunderts erfolgte in Böhmen eine Reaction des Czechenthums, die das Land verwüstete, die deutsche Cultur zurückdrängte und den weitern bis heute durchaus unerquicklichen Verlauf der Geschicke des Landes und Volks wesentlich verursachte. Die Katastrophe selbst ist als die hussitische Revolutionsperiode hinreichend bekannt, aber, wenigstens in den landläufigen Geschichtsanschauungen, weder in ihren eigentlichen Motiven noch in ihren Folgen genügend gewürdigt. Erst die neuere Geschichtsforschung hat das Verdienst, ein gründlicheres Verständniß geöffnet zu haben, das durch alle Sophistereien der czechischen Parteileidenschaft nicht mehr verdunkelt werden kann.

Es fehlte aber bisher an einer zusammenfassenden Darstellung dieser erschütternden Tragödie, und wir rechnen es dem vorliegenden Buche zu einem seiner größten Verdienste an, daß es diese Aufgabe in wahrhaft classischer Weise gelöst hat. Wir wünschen nur, daß das vielen gewiß neue Licht, welches sich in ihm über eine Reihe von vielbesprochenen, aber wenig verstandenen Vorgängen verbreitet, möglichst rasch ein Gemeingut aller Gebildeten werde.

Die Genesis der hussitischen Revolution ist eine dreifache. Nationale, sociale und religiöse Elemente verbanden sich zu einer revolutionären Masse, deren Anprall die bisherige, auf friedliche Fortschritte gerichtete deutsche Cultur erlag. Der Gegensatz der Nationalitäten war natürlich auch in Böhmen durch das steigende Uebergewicht der deutschen Bevölkerung nicht ausgetilgt, sondern nur in die dunkeln Regionen der niedern Volksschichten gedrängt. Hier wucherte ganz natürlich ein grimmiger Haß gegen die „Fremden", welche den „Landeskindern" das Brot wegnahmen, sie verächtlich behandelten u. s. w. Es war, wie gesagt, auch in Böhmen nicht anders wie in allen damaligen deutschen Colonien, wo ja überall noch Slawen vegetirten. Einzelne Ausbrüche dieser grimmigen Wuth sind hier zu allen Zeiten vorgekommen, aber sie wurden von den obrigkeitlichen Gewalten mit leichter Mühe unterdrückt, und jedesmal so oft der Ruf erschollen war: „Nieder mit den deutschen Hunden!", standen die Deutschen mächtiger und zahlreicher als vorher da. Aber seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts trieb das übermächtige Wachsthum des deutschen Bürgerstandes den Adel in systematische Opposition gegen dasselbe und gegen die Krone, die sich wesentlich auf die deutschen Städte stützte. Seit dem Erlöschen der national-czechischen, aber durch und durch germanisirten Dynastie der Przemysliden, 1306, ermöglichten es die erbärmlichen Regierungen des deutschen Heinrich von Kärnten und Johann's von Luxemburg, daß der Adel einen immer größern Einfluß im Staate gewann. Um ihn zu behaupten, stützte er sich auf das niedere Volk und hetzte dieses gegen den Mittelstand ebenso sehr durch Anschürung des nationalen Fanatismus, wie durch die rohesten Triebfedern des Neides und der Habgier. Schon damals tauchten allerlei communistische Ideen auf, zunächst in der begreiflichsten Fassung, alle Deutschen oder, was dasselbe war, alle Wohlhabenden zu plündern und zu verjagen. Die Regierung Karl's IV. mit ihrem mehr prunkenden Schimmer als wirklichen Glanze hemmte den Fortschritt dieser aristokratisch-plebejischen Reaction, dieser Allianz zwischen Junkerthum und Proletariat nur äußerlich; nach innen fraß sie immer gefährlicher um sich. Es folgte die unselige Regierung des faulen Wenzel, des berüchtigten gewissenlosen Wüstlings. Er suchte bald hier bald dort eine Stütze für seinen wankenden Thron, und durch natürliche Wahlverwandtschaft schloß er sich am liebsten jenen complotirenden Junkern an, in deren Gefolge der raublustige Pöbel war, um bald ganz und gar von ihnen ins Schlepptau genommen zu werden. Eine solche Caricatur eines Königs war auch geeignet, sich als Protector der nationalen Reaction gebrauchen zu lassen; und so wurde der aus deutschem Fürstenhause stammende Wenzel allmählich ein wirklicher Feind seiner Landsleute.

Aber erst das Hinzutreten des dritten, des religiösen Elements brachte die Revolution zum Ausbruch. Wie überall, so erschollen auch in dem Böhmen Karl's IV. laute Klagen über den Verfall der Kirchenzucht und mit demselben Rechte wie anderswo, vielleicht mit noch etwas größerm als in den andern deutschen Landen. Denn die größere Ueppigkeit des Lebens, der Einfluß des barbarischen nationalen Untergrundes, der doch nur überbaut, aber noch nicht gebändigt war, ließen den Verfall der Kirche hier in noch derbern und rohern Zügen als anderwärts auftreten. Eine Reihe frommer und ehrlicher Sittenprediger erhob sich dagegen, begünstigt von Karl IV. und, wie immer, getragen von der vollsten Popularität, denn das Volk liebte es im Mittelalter ebenso sehr, die gefürchtete und gehaßte, aber unentbehrliche Kirche heftig angegriffen zu sehen, wie sein eigenes Gewissen kräftig rühren zu lassen. Im stillen hatte man doch das Gefühl, daß es trotzdem in allen Stücken bei dem lieben Alten bleiben werde. Diese Bußprediger gehörten ebenso wohl der deutschen wie der czechischen Nation an, und erst allmählich trat dieser Gegensatz auch hier in einer gewissen Greifbarkeit heraus, indem die czechischen durchschnittlich radicaler als die deutschen sich geberdeten und darum auch der Masse sicherer waren. Als nun in diese rein praktische Agitation von dem wissenschaftlichen Centrum des Landes und ganz Deutschlands, der Universität in Prag, ein neuer Zündstoff, die reformatorischen Doctrinen Wicliffe's, die von England aus dorthin getragen waren, geworfen wurde, loderte bald eine eigentlich revolutionäre Flamme gegen das bisherige Kirchenwesen auf. Die Persönlichkeit des Magisters Johannes Huß, die den Mittelpunkt dieser neuen Phase bildete, ist ja weltbekannt genug; trotzdem aber wird seine geschichtliche Bedeutung, sein Verhältniß zu den gesammten revolutionären Bewegungen der Zeit, gewöhnlich sehr einseitig im Reflex kirchlicher oder nationaler Sympathien und Antipathien aufgefaßt, und eine wirklich objective Würdigung des merkwürdigen Agitators ist noch kaum versucht. Hier in dieser deutschen Geschichte Böhmens sind wenigstens die ersten Grundlinien dazu richtiger und treuer als anderwärts gezogen. Um etwaige Misverständnisse oder Verdächtigungen abzuschneiden, bemerken wir noch, daß der confessionelle Standpunkt ihres Verfassers ein so freier und unbefangener, durchaus die Höhe der deutschen Bildung dieser Zeit einnehmender ist, daß wir trotz alles Bemühens nicht zu entdecken vermochten, welchem positiven Religionsbekenntniß er angehört. In mancher Leute Augen mag dies ein harter Tadel scheinen, in unsern ist es, namentlich einem Geschichtschreiber gegenüber, ein hohes Lob.

Huß war unzweifelhaft ein ehrlicher Mann, begeistert für die Wiederherstellung dessen, was er unter gereinigter Kirche und Lehre verstand, aber nicht welterfahren genug, um nicht andern, viel weniger reinen Bestrebungen als Werkzeug zu dienen. Darf man ihn auch nicht schlechtweg verantwortlich machen für alle jene entsetzlichen Greuel, zu denen sein Auftreten die Veranlassung gab, so hat er doch insbesondere durch die Entfesselung und Fanatisirung des Nationalhasses eine schwere Schuld auf sich geladen. Auch hier mag er aufrichtig und frei von allen selbstsüchtigen Zielen empfunden und gehandelt haben; aber ein wirklich intelligenter Geist, oder ein wahrhaft großer Charakter, oder auch nur ein reines und wohlgeartetes Gemüth darf nicht so empfinden und handeln wie er. Mit einer gewissen barbarischen Zügellosigkeit des Idealismus, wie er sich bei den Bessern seines Stammes öfter findet, bildete er sich das Phantom eines reinen und gottseligen Lebens, wie es das Evangelium von allen Christen fordere. Es bestand im Grunde aus der Negation aller der Genüsse und Reizmittel, welche die Cultur seiner Zeit

gewährte. Diese Cultur war vor seinen Augen hauptsächlich durch die Deutschen vertreten; daher betrachtete er diese als die Widersacher der reinen Lehre nicht blos dann, wenn sie von seinen reformatorischen Ideen nichts wissen wollten, sondern überall und in allen Fällen schon deshalb, weil sie Deutsche waren. Dumpfe Antipathien, die in seiner Seele wie in denen seiner meisten Volksgenossen schon durch die bisherige Agitation mächtig erregt waren, erhielten auf diese Art eine Beimischung von religiösem Fanatismus, die sie zu wahrhaft vernichtendem Ingrimm steigerten. Von dieser Seite her wurde er von jener aristokratischen Revolutionspartei gefaßt und ausgenutzt. Huß der zelotische Sittenprediger war kein Mann ihres Herzens, aber als fanatischer Czeche und unbedingter Gebieter über die wirksamsten Leidenschaften der Menge mußte er benutzt werden. So wurde es in den Kreisen der Aristokratie und selbst an dem immer mehr in wüsteste Liederlichkeit versunkenen Hofe Wenzel's Mode, für Huß zu schwärmen, und heimlich und offenkundig, soweit man es, ohne bis zu einem offenen Bruche mit der Kirche zu gelangen, wagen konnte, durfte er auf jeden Vorschub rechnen, durch den der deutsche Mittelstand, überhaupt das Deutschthum geschädigt wurde. Deshalb ließ sich auch König Wenzel sehr gern bereit finden, ihn in seiner Agitation gegen die deutsche Universität Prag, zugleich das Bollwerk der altkirchlichen Gesinnung, zu unterstützen. Es ist bekannt, durch welche offenbaren Verletzungen alles Rechts 1409 dieselbe gesprengt wurde. Es war der erste große Sieg des Czechenthums, und die Bedeutung des geistigen Mittelpunktes nicht blos für Böhmen, sondern für ganz Deutschland war mit Einem Schlage und für immer vernichtet. Huß selbst erlebte die weitern Fortschritte des Kampfes nicht mehr. Sein Märtyrertod, dessen Glorie ungeschmälert bleiben soll, hat ihn zu seinem Glücke davor bewahrt. Aber alles, was nun folgte, ist nichts anderes als die einfache logische Consequenz seines Thuns. Der national-religiöse Taumel steigerte sich bis zum Wahnsinn, aber es blieb immer eine gewisse Methode darin. Der deutsche Mittelstand wurde in einigen Jahren vollständig vernichtet. Er war selbstverständlich dem neuen Glauben nicht hold, der ja seine ganze Existenz zerstören wollte, und ebendeshalb hielt sich der nationale und religiöse Fanatismus für berechtigt, ihn zu vernichten. Die meisten deutschen Städte, voran Prag, erlebten die entsetzlichsten Mord- und Plünderungsscenen, Tausende ihrer Bewohner wurden qualvoll zu Ehren des Kelches gemordet, die andern nackt in die Fremde getrieben. Czechischer Pöbel und Junker theilten sich in die Beute und schwelgten darin, bis sie verzehrt war. Dann fielen sie über die Länder der „Heiden", d. h. aller Nachbarn her und trugen die Greuel ihrer Heimat auch dahin. Aber als endlich der Hussitismus aus Mangel an innerer Nahrung in sich selbst verkohlte, hatte er zwar Böhmen und andere Landschaften in rauchende und blutbefleckte Trümmerhaufen verwandelt, doch seine eigentlichen Ziele nur sehr unvollkommen erreicht. Die Deutschen, die aus dem „heiligen czechischen Lande" vollständig vertilgt werden sollten, hatten sich doch überall da, wo sie in dichtern Massen zusammensaßen, nicht vertilgen lassen; das Reich Gottes auf Erden, dargestellt durch das souveräne rechtgläubige Volk der Czechen, entpuppte sich als eine wüste Oligarchie des Junkerthums, wodurch der neuczechische Städter und der eingeborene Landmann alle die Rechte verlor, die er früher unter dem Einfluß der deutschen Cultur und Freiheit besessen hatte. Das Königthum war auf Null reducirt, und selbst eine so schlaue und rücksichtslose Schlangennatur wie die Georg's von Podiebrad konnte ihm nur vorübergehend etwas mehr Bedeutung geben. Bildung und Wohlstand waren vernichtet, und wenn man zu beiden wieder gelangen wollte, mußte man doch wieder zu den verhaßten Deutschen flüchten, trotzdem daß noch während des ganzen 15. und 16. Jahrhunderts der alte Nationalfanatismus fortglühte. Die „reine Kirche" war ein trostloses Zwittergebilde, das es zu keinem Leben brachte und erst durch die deutsche Reformation ein gewisses Leben erhielt, aber eben nur jenes „fremde" deutsche, welches ihr von Wittenberg eingehaucht wurde. Böhmen stand in allgemein geschichtlicher Hinsicht nicht blos, sondern auch in nationalökonomischer und socialer ungefähr da, wo es sich um das Jahr 1100 befunden hatte, und die Arbeit der drei wirklich großen Jahrhunderte seiner Geschichte war so gut wie vom Erdboden weggefegt. Niemals hat ein Land und Volk durch seine eigene Schuld einen tiefern Sturz erlitten als dieses. Wo die Geschichte ähnliche Zerstörung tiefgegründeter und weitverzweigter Culturzustände zeigt, da ist es die Folge äußerer Vergewaltigung, hier aber ist es eine sieggekrönte Reaction des autochthonen Barbarenthums gegen das nicht weniger autochthone höhere Volks- und Culturelement.

Die weitere Geschichte Böhmens krankt bis auf den heutigen Tag. Sie besteht aus ungelösten Gegensätzen, die bald indifferent oder scheinbar indifferent nebeneinander lagern, bald in mehr oder minder heftiger Bewegung sich aneinander abarbeiten, ohne zum Austrag zu kommen. Böhmen war selbstverständlich durch seine geographische Zugehörigkeit zu Deutschland, die als ein Naturgesetz nicht durch die Laune fanatischer Barbarenhorden aufgehoben werden konnte, durch alle möglichen politischen Fäden, durch eine auch in der schlimmsten Zeit der czechischen Revolution nicht vertilgte respectable deutsche Bevölkerungszahl gezwungen, nach Deutschland hin zu gravitiren. Die deutsche Reformation vermehrte diesen Drang, und der Widerstand des czechischen Junkerthums und Pöbels war trotz der grimmigsten Anstrengungen nicht im Stande neue Fortschritte des Deutschthums in Mitte von Urczechien aufzuhalten. Da schob sich ein neues Hinderniß, der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen, dazwischen. Wäre es das Kriegselend allein gewesen, so würde sich Land und Volk dennoch in einigen Generationen wieder aufgerafft haben. Andere deutsche Länder litten ja ebenso furchtbar, obgleich keines furchtbarer als Böhmen. Aber nun kam die Periode der gewaltsamen religiös-politischen Restauration. Die Jesuiten und die österreichische Regierung ertödteten auf länger als hundert Jahre jede Kraft im Lande, die sich nicht willenlos von ihnen despotisiren ließ. Es war eine gräßliche Revanche für den Terrorismus, den einst ein Theil des böhmischen Volks zur Hussitenzeit im Namen und unter der Firma der Wiederherstellung der gereinigten Lehre geübt hatte. Erst die Josephinische Zeit brachte etwas frischern Morgenhauch;

aber, wie anderwärts in Oesterreich, das Licht war zu grell und zu jäh hereingebrochen für die schlaftrunkenen blöden Augen. Doch regte es sich von da ab auf allen Lebensgebieten, und was von höherer Cultur und materiellen Errungenschaften in dem heutigen Böhmen existirt, datirt von damals. Aber es datirt auch aus jener Zeit das Wiedererwachen des Rassenhasses und Rassenkampfes. Anfangs freilich schien es, als sollte Böhmen wie die andern Erblande langsam und ungeschickt, aber doch stetig und unaufhaltsam sich an der großen deutschen Culturbewegung betheiligen, da ein anderes echt deutsches Culturcentrum, nach welchem das Czechenthum gravitiren konnte, nicht existirte. Dennoch kam es anders, zum Theil durch die bewußte Reaction derselben Elemente, die einst das Wesentliche zu der Katastrophe des 15. Jahrhunderts gethan. Die Aristokratie besorgte jetzt ebenso wie damals, von dem Mittelstand überflügelt zu werden, sie steckte deshalb das nationale Banner auf und suchte ihre Stütze in den Massen, die durch künstliche Agitation sehr bald wieder mit ihrem alten Rassenfanatismus erfüllt wurden. Das wiedererstandene Czechenthum begriff, daß es im 19. Jahrhundert wenigstens vorläufig nicht wie im 15. mit Dreschflegel und Morgenstern die Deutschen zu Boden schlagen könne, es suchte deshalb aus dem Lager seiner Gegner die Waffen der modernen Bildung zu erborgen und sie dann gegen ihre ursprünglichen Herren zu verwenden. In dieser Situation ist die Gegenwart; aber was auch die nächste Zukunft bringen möge, darin stimmen wir vollständig mit dem wackern Verfasser der böhmischen Geschichte überein, der endliche Ausgang des Kampfs kann nicht zweifelhaft sein. Selbst eine zweite Auflage der Hussitenzeit würde das Resultat nur verschieben, aber nicht verändern. Etwas ähnliches, wenn auch nicht dasselbe, liegt freilich nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, und unsere deutschen Volksgenossen in Böhmen, welche Land und Leute besser kennen als wir, scheinen auch darauf vorbereitet zu sein. Aber sie trauen sich selbst die Kraft zu, auch solche Stürme zu bestehen, und das ist ein erfreuliches Zeugniß ihres Muthes und ihres Patriotismus. Sie wissen, wie es der Verfasser dieses Buchs öfter mit der größten Energie ausspricht, daß sie zunächst auf ihre eigene Kraft verwiesen sind, denn ihre eigentlichste natürliche Bundesgenossin, die angeblich deutsche Regierung Oesterreichs, wird sie, wie bisher immer, nicht blos im Stiche lassen, sondern auch an ihre Feinde verrathen. Es ist eine heillose Situation und nur ein Glück, daß sich die Deutschböhmen, wie dies Buch genügend bezeugt, darüber keinen Illusionen hingeben. Sie könnten leicht ihr völliges Verderben herbeiführen. Die Regierung der deutschen Habsburger ist es ja gewesen, die ebenso aus Rücksichten der puren Hauspolitik wie ihres gesammten Staatssystems neuerdings das Czechenthum großgezogen hat; ohne die allmächtige Protection von oben, die es unter Metternich und zeitweise auch seit 1848 genoß, wäre es in seiner eigenen Ohnmacht zerfallen. Momentan scheint man in Wien mit den Czechen zu schmollen, aber sobald man sie irgend zu brauchen gedenkt, wird man ihnen die Deutschböhmen ohne irgendein nationales oder politisches Bedenken opfern, soweit sie das selbst zulassen. Die mehr als bedenklichen Transactionen Beust's auf der prager Kaiserreise mit den Führern der czechischen Partei müßten doch endlich auch den gläubigsten und vertrauensseligsten Gemüthern unter den Deutschen die Augen öffnen. Gerade deshalb macht auch dieses literarische Erzeugniß aus dem deutschen Oesterreich einen so wohlthuenden Eindruck, weil sich in ihm eine Reife des politischen und nationalen Urtheils abspiegelt, die wir dort noch immer viel zu selten finden, wenngleich zuzugeben ist, daß die meisten oder alle wirklich Gebildeten mehr oder minder derselben Ueberzeugung zugethan sind. Aber der Gebildeten sind dort leider verhältnißmäßig viel weniger als auf irgendeinem andern gleich großen Fleck deutscher Erde; wir wissen ja alle, warum es so ist, und daß das hochbegabte deutsch-österreichische Volk selbst keinen weitern Theil der Schuld daran trägt, als daß es sich von zweihundert Jahren der scheußlichsten politischen und religiösen Reaction, welche die deutsche Geschichte kennt, einer wahren Greuelthat an dem Heiligthum des deutschen Genius, allzu leichten Kaufs fügte. Diese wahrhaft patriotischen und gebildeten Deutschen in Oesterreich erwarten natürlich auch nicht das geringste Heil von einem Beust: sie überlassen das seinen bezahlten Leitartikelfabrikanten und Pamphletisten in Wien und anderwärts in deutschen Landen und dem Pöbel vornehmen und geringen Standes, der mit bloßen Phrasen sich am liebsten abfüttern läßt. Sie erwarten ihr Heil da, wo es allein zu suchen ist, von einer fortschreitenden Kräftigung Deutschlands, von dem unaufhaltsamen Aufstreben des deutschen Geistes und seiner Cultur. Gleichviel welche Wege die Geschichte einschlagen wird, um die äußere Form der Verbindung Böhmens mit dem übrigen Deutschland zu finden, die innere Zugehörigkeit ist eine unverrückbare Thatsache der weltgeschichtlichen Logik. Daß sie von den Czechen nicht anerkannt wird, versteht sich von selbst: Logik war von jeher ihre schwache Seite.

Wir scheiden von dem trefflichen Buche mit dem herzlichen Wunsche, daß es überall, namentlich aber in den gebildeten Kreisen unserer deutschen Brüder in Oesterreich nach Gebühr gewürdigt und möglichst in succum et sanguinem verarbeitet, d. h. sobald die Zeit dafür kommt, in thatkräftiges Handeln umgesetzt werden möge.

Heinrich Rückert.

Schriften zur Aesthetik und Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 28.)

9. Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten von O. F. Gruppe. Vierter Band. München, Bruckmann. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Der vierte Band des Gruppe'schen Werks enthält, nach einer kürzern Charakteristik Herder's, die nicht viel Neues bietet, eine eingehende Darstellung von Goethe's Leben und Werken, welcher wir dieselbe Unabhängigkeit des Urtheils und dieselbe eingehende Analyse nachrühmen müssen wie den frühern Charakterbildern dieses Literarhistorikers.

Die Charakteristik Goethe's wird den unbedingten Verehrern dieses Dichters nicht behagen, obwol sie sich von jeder einseitigen Verurtheilung fernhält. Wir freuen uns indeß der Uebereinstimmung, welche dieselbe in vielen wesentlichen Hauptpunkten mit dem Urtheil besitzt, das wir selbst in unserer „Deutschen Nationalliteratur" von der Bedeutung und den Werken Goethe's ausgesprochen haben. Sorgfältige Begründung werden auch die Andersgesinnten den Ausstellungen Gruppe's nicht absprechen können. Charakteristik und Kritik reichen sich auf das innigste die Hand, um das Gesammtbild des Dichters uns vorzuführen; nirgends stoßen wir auf jene atomistische Zerstückelung, jene disjecti membra poetae, wie sie die neueste Ausgabe der Julian Schmidt'schen Literaturgeschichte aufweist. Denn diese betrachtet die dichterischen Schöpfungen nur als Steinbrüche, aus denen sie die Steine herausschlägt zum Aufbau der geradlinigen Gedankenchausseen der sogenannten geistigen Richtungen. Der vollkommenste Verzicht auf das ästhetische Urtheil charakterisirt diese ganze Sorte von Literaturhistorikern, welche die große Heerstraße der nationalen geistigen Entwickelung mit den herausgebrochenen Gedanken, Meinungen, Tendenzen unserer Dichter pflastern, statt sie durch ihre kunstvoll angelegten Blütengärten hindurchzuführen.

Gruppe verhält sich dem Begriff der Classicität gegenüber nicht minder skeptisch, als wir es stets gethan; er protestirt überhaupt gegen seine Anwendung auf lebende Literaturen. Nach Beurtheilung des „Faust" sagt er:

So stände es denn leider mit Goethe's größtem Werk nicht viel anders als mit Klopstock's „Messias", und die Deutschen hätten alle Ursache, ihre classische Periode nicht hinter sich, sondern doch auch ein wenig noch vor sich in der Zukunft zu suchen, was freilich mehr Aufmerksamkeit auf literarische Erscheinungen erfordern würde.

Es ist dies ein großes Wort, das unser Literarhistoriker hier gelassen ausspricht. Diese Aufmerksamkeit fehlt aber in hohem Maße — wie soll das Neue und Bedeutende sich Bahn brechen, wenn die ganze Theilnahme der Nation fortwährend für die Classiker in Anspruch genommen wird, und wenn man auch ihre werthlosesten Productionen, die zum Theil von neuen Dichtungen bei weitem übertroffen werden, fortwährend der andächtigsten Betrachtung empfiehlt? Niemals ist die Fortentwickelung einer Literatur in solcher Weise durch ein gelehrtes Kärrnerthum gehemmt worden, welches der Gegenwart seine ganze aus dem Schutt früherer Werke zusammengekarrte Weisheit in den Weg warf, welches den Fluch der Unfruchtbarkeit über eine der geistig regsamsten Epochen auszusprechen die Stirn hatte, und welches die öffentliche Meinung auf Jahrzehnte hinaus so verwirrt hat, daß den dichterischen Bestrebungen und hervorragenden Talenten der jüngsten Zeit eine schwer zu überwindende Ungunst entgegentritt, die erst allmählich der bessern Einsicht von der Bedeutung neuer Schöpfungen zu weichen beginnt. Mit Recht wahrt sich Gruppe gegen „all das unbedingte Lob, das dankbare Zeitgenossen oder die nächste Folgezeit bewundernd, aber befangen ertheilt haben zum Nachtheil der fernern Entwickelung, wie denn auch mit Kränkung der Wahrheit".

Die Charakteristik Goethe's beginnt mit einer Lebensbeschreibung dieses Dichters, welche durchaus übersichtlich gehalten, von jeder Schönfärberei frei ist und die Resultate der neuesten biographischen Kritik ohne Aufdringlichkeit in sich aufnimmt. Die verschiedenen Neigungen Goethe's werden wahrheitsgetreu geschildert und mit Maß beurtheilt. Sie sind für Goethe's Charakteristik wichtig, da er stets sich in seinen Dichtungen an Selbsterlebtes anzulehnen pflegte. Ueber diesen stark subjectiven Zug der Goethe'schen Dichtweise spricht sich Gruppe an mehrern Stellen sehr bezeichnend aus. Es dürfte wol, im Gegensatz zu der herrschenden Meinung, an der Zeit sein, in Schiller den objectivern Dichter anzuerkennen, wie denn seine größere Bedeutung als Dramatiker, die damit zusammenhängt, wol allgemein anerkannt ist. Inwieweit Gruppe die Erlebnisse des Dichters bei der Beurtheilung der Gedichte berücksichtigen will, darüber spricht er sich in folgender Weise aus:

Man hat, seit Goethe selbst den Schleier von seinem Leben hinweggezogen und nur den verklärenden der Dichtung darüber schonend ausgebreitet, sich mehrfach bemüht, die einzelnen Gedichte auf die verschiedenen Liebesverhältnisse zu vertheilen, wie denn Goethe durch die Bezeichnung, z. B. Lili's Park, und durch seine Andeutungen in „Wahrheit und Dichtung" dazu selbst den Anfang gemacht: ein Bestreben, das offenbar für viele Leser und Leserinnen ganz besonders anziehend ist. Allein abgesehen, daß ein vollständiges Unterbringen nicht gelingen kann, auch schon darum, weil der Dichter manches Stück einer spätern Ueberarbeitung unterworfen hat, so heißt das auch wol das Romaninteresse über das dichterische stellen. Es kann dies mithin unsere Aufgabe nicht sein, allein wo sich's leicht ergibt und auf den Charakter des Gedichts einwirkt, mögen wir uns doch auch solcher Betrachtung nicht verschließen.

Gruppe unterscheidet in der Entwickelung Goethe's vier Epochen: 1) die Jugendperiode bis zum Jahre 1776; 2) der weimarische Aufenthalt mit Einschluß der italienischen Reisen bis zum Jahre 1794; 3) das Zusammenwirken mit Schiller; 4) die Periode des mehr und mehr vereinsamten Alters. Außerdem unterscheidet er nach Gattungen, und zwar betrachtet er Goethe zuerst als Lyriker, dann als Dramatiker, hierauf als Epiker, endlich als Romandichter.

Den Charakter eines lyrischen Dichters in allgemeinen Zügen hinzustellen, wird immer sehr schwierig sein, am schwierigsten, wo dichterische Vielseitigkeit zur Erwägung verschiedenartiger lyrischer Leistungen auffordert.

Derartige Urtheile von oben herab, wie wir sie in vielen Literaturgeschichten finden, werden den Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht abweisen können. Wer einen Dichter verstehen will, muß nicht nur in Dichters Lande gehen, er muß auch das einzelne Gedicht, jede einzelne Blüte, die in diesen Landen wächst, sorgfältig ins Auge fassen und unter die Lupe nehmen. Diese Analyse finden wir bei Gruppe auch in Betreff der Goethe'schen Gedichte. In den frühern leipziger Liedern findet Gruppe viel Munterkeit, aber auch einen gewissen jugendlichen Leichtsinn, Mangel an Wärme und Tiefe, aber sehr viel Eleganz und Schönheitssinn. Ueber die Gedichte, die an Friederike Brion anknüpfen, erhalten wir eingehende Auskunft. Das von Stöber mitgetheilte Hauptgedicht „An Friederike" wird von Viehoff und von Gruppe für echt erklärt, obschon der erstere behauptet: die Gemüthsbewegung darin erscheine forcirt, es fehle durchaus das Goethe'sche Maß, es stehe im Widerspruch mit der Darstellung in „Wahrheit und Dichtung". Gruppe nennt es ein Gedicht, „das allen Nimbus verscheucht". Offenbar zeigt die Form des Gedichts, wie Goethe sich noch von dem Ton der literarischen Vorepoche nicht emancipirt hatte; es ist wie die leipziger Gedichte noch etwas steif und verleugnet nicht den Madrigalstil. Den freiern Goethe'schen Zug haben schon die in der „Iris" von Jacobi mitgetheilten Gedichte. So athmet der Beginn des fünften Gedichts für jedes unbefangene Stilgefühl den echten Hauch Goethe'scher Lyrik:

Langsam ziehen Wolken Wolken nach,
Langsam rinnt der Bach
Unter hingebognen dunkeln Büschen,
Kleine Winde säuseln schwach
In das Laub; ein Vogel singt dazwischen
Ein verwaistes Lied;
Eine Blume steht
Ohne Schwestern sich im stillen Bach.
Jedes Lüftchen, ach!
Zitternd in den grünen Finsternissen
Säuselt meinen Kummer wach.

Wir finden, daß dies Gedicht durchaus nicht hinter vielen zurücksteht, die Goethe in seine Sammlungen aufgenommen, und stimmen auch nicht dem Urtheil Gruppe's bei, daß es der Abrundung und Vollendung entbehre und auch wol zu tief in die Wirklichkeit untertauche. Ebenso wenig befinden wir uns mit diesem Kritiker in Einklang, wenn er Gedichte wie: „Wanderers Sturmlied", „Geistesgruß", „Rastlose Liebe", „Mailied", „Auf dem See", „An den Mond" zu den Improvisationen rechnet und von ihnen sagt:

Als unmittelbare Erzeugnisse der Anschauung, als unmittelbare Ergüsse der Empfindung haben diese Stücke etwas echt Lyrisches, ja sie konnten zu ihrer Zeit hinreißend wirken, es war der freieste Wurf, den die Poesie nehmen kann; allein, so wohlthätig und nachhaltig die Wirkung davon gewesen, ja wir wollen noch mehr sagen, so einzig diese Gedichte in ihrer Art sind, so halten sie doch einer genauern Betrachtung nicht stand, sie müssen ebenso flüchtig genossen werden, als sie erwachsen sind, den Maßstab eines Kunstwerks ertragen sie nicht, ja sie leisten mit den aufgewendeten Mitteln nicht, was von der neuern Lyrik zu verlangen ist, eben weil sie etwas so ganz Zufälliges und Taumelndes haben, es sind Töne einer Aeolsharfe, aber keine Werke der Kunst, ohne Plan, ohne feinere Berechnung der Farbenwirkung. Aber gerade diese Stücke, für die er eine Vorliebe mag besessen haben, nahm der Dichter in großer Vollständigkeit in seine erste Sammlung von 1790 auf. Hält man wirkliche Kunstwerke dagegen, so kann wol auch dem weniger gebildeten Auge nicht zweifelhaft bleiben, daß sich Kunst und unmittelbare Stimmung hier nicht ins Gleichgewicht gesetzt haben; während bisher meistens jene überwog, finden wir hier diese letztere mit einem geringsten Antheil von jener. Ein so gefährlicher Weg durfte nicht lange betreten werden.

Wir finden gerade in einigen dieser Gedichte, durch die wunderbare Prägnanz des Ausdrucks, Muster der Liederdichtung, bei welcher die „feinere Berechnung der Farbenwirkung" wol überhaupt hinter dem Guß der Empfindung, hinter ihrem „Aeolsharfenton" zurücktreten muß.

Den „König von Thule", welchen Goethe schon im Jahre 1774 schrieb, erkennt Gruppe mit um so größerer Wärme an und meint, daß die deutsche Poesie mit diesem unscheinbaren Liede erst eingetreten sei in das Gebiet romantischer Poesie. Von den spätern Balladen stellt unser Autor mit Recht den „Fischer und den „Erlkönig" hoch. Dagegen nennt er „Die Braut von Korinth" in ihrem Grundgedanken abstoßend und nicht blos schauerlich, sondern widrig, weil es sich um Liebesgenuß mit der dem Grab Entstiegenen handle, und tadelt besonders die complicirte Ausführung und Motivirung bei einem Stoffe, bei welchem leichteste Andeutung und ein romantisches Helldunkel besser am Ort gewesen wäre. Dagegen zählt er das Gedicht: „Der Gott und die Bajadere", zu den besten Werken des Dichters, wegen seiner humanen Anschauung, welcher unter dem fremdartigen Colorit ein eigenthümlicher Reiz abgewonnen ist. Ebenso nennt er den „Zauberlehrling" ein vorzügliches Stück.

Ueber die „Römischen Elegien", denen Schiller Wärme, Zartheit, echten körnigen Dichtergeist nachrühmt, lautet Gruppe's Urtheil abweichend:

Nach meinem Gefühl sind die Elegien einander nicht gleich, weder an Werth noch an Ton. Ich wollte zunächst, Goethe hätte mit den zwei unterdrückten auch noch die gegenwärtige achtzehnte Elegie beseitigt, denn sie ist eine offenbare Verunreinigung und ihr Verlust kann von niemand bedauert werden. Dagegen zeichne ich ganz besonders die siebente aus, sie ist die werthvollste von allen, erhebt sich zu einem bedeutend höhern Schwung, verläßt damit aber die Gesellschaft der übrigen. Hier sind einige der leichtern sehr artig und ganz in der Nähe des Epigramms, andere aber wieder rhetorisch und ein wenig geschnörkelt. Der Zusammenhang ist nicht streng, kein steiger Fortschritt, man kann es nur eben Cyklus nennen, woher denn auch das Weglassen einzelner Stücke möglich war. Im ganzen thut das Hereinziehen der römischen Scenerie und sogar des Alterthums sehr wohl und gibt einen eigenthümlichen Reiz, die Farben des Lebens und der Gegenwart, selbst des sinnlichen Feuers nehmen sich auf diesem Grunde trefflich aus. Allein es fehlt in meinen Augen sehr viel, daß auch heute, da die Neuheit nicht mehr so mächtig wirkt, noch ein reiner und nachhaltiger Genuß möglich wäre. Mir ist namentlich bei einer so stark ausgesprochenen Sinnlichkeit die Beimischung der Reflexion viel zu groß, es ist das Bewußtsein und die Berechnung des Genusses, was ich sehr übel empfinde, außerdem manches Unzartes, Hyperboreisches, namentlich auch im Vergleich zu den römischen Elegikern. Letztere wissen ein sehr heilsames Halbdunkel über die Geliebte zu breiten; dieses nun vermisse ich gar sehr, wenn hier die Geliebte klagt:

Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarin Zeugen,
Daß die Witwe nicht mehr einsam den Gatten beweint.

Demnächst wünschte ich, ich wiederhole es, mehr Gleichmäßigkeit, mehr Stil; ich glaube selbst verschiedene Muster zu erkennen, Griechisches und Römisches; der Vers ist mir beinahe durchgängig zu tändelnd und leichtfüßig, zu sehr nach An

des „Reineke Fuchs", und dann wieder dürfte doch manches Archäologische zu weit ausgesponnen sein; in der Begierde aber, die sich hinter Kunstsinn versteckt, sind Einflüsse des kurz zuvor erschienenen „Ardinghello" zu vermuthen.

In den „Venetianischen Epigrammen" findet er Stücke, die der besten griechischen Epigrammendichter würdig wären. Die Lieder im „Wilhelm Meister" nennt er mit Recht die bedeutendsten lyrischen Productionen dieser Periode und rühmt bei einzelnen den entzückend schönen Ton. Daß er über die oft stroherne Hofpoesie Goethe's rasch zur Tagesordnung übergeht, ist nur zu billigen, wie man andererseits auch dem begeisterten Urtheil über „Hermann und Dorothea" beistimmen kann, welches Gruppe das edelste, vollendetste Werk des Dichters nennt, in dem alle einzelnen Strahlen seines Genius sich sammeln, alle seine Bestrebungen sich steigern und verklären. Er erklärt es für eins der wenigen, ja vielleicht geradezu für das einzige von Goethe's Werken, dem man das Prädicat künstlerischer Vollendung zugestehen darf, und bezeichnet es als ein Werk, von dem sich mit Sicherheit verkünden läßt, daß kein wechselnder Geschmack und auch kein Fortschritt es jemals werde verdunkeln können, daß es vielmehr für alle Zeit eins der schönsten Besitzthümer des deutschen Volks sein und bleiben werde. In Bezug auf den „Westöstlichen Divan" gibt Gruppe wol eine hier und dort hervortretende Steifheit und Förmlichkeit zu, meint aber, daß sie sich gut unter dem fremden Costüm verberge, vor allem aber auch reichlich ein Gegengewicht an vielen Stellen habe, in denen Wärme, Schönheit, Phantasie und ein melodischer Fluß der Verse erscheint. „Die Spuren seiner spätern leidigen Manier mischen sich eben mit den Vorzügen seiner wahren dichterischen Natur ziemlich zu gleichen Theilen."

Die Urtheile, welche Gruppe über Goethe's einzelne Dramen fällt, stimmen im wesentlichen mit der Schätzung überein, welche die neuere Kritik durchschnittlich diesen Schöpfungen zutheil werden läßt, während sie durch zahlreiche treffende Bemerkungen im einzelnen dieselbe eingehender begründen. In der trefflichen Gesammtcharakteristik des Dichters sagt Gruppe:

Immer mehr stellte sich Goethe's eigenstes Gebiet heraus, das aber auch zugleich als das angemessenste seiner Zeit betrachtet werden darf: es sind dies die innern sittlichen Conflicte, die Kämpfe des tiefsten Seelenlebens, zunächst auf dem erotischen Gebiet. Gleichgültig, welche Form er seinen Schöpfungen gab, ob Drama oder Roman, hier finden wir ihn am meisten zu Hause, hier ist er ganz Goethe und immer bewundernswürdig. Aber es leuchtet auch bald ein, daß ihn solcher Inhalt und solche Kunst mehr zum Roman hinführt als zum Drama, und daß, wenn er letzteres ergreift, dies wenigstens viel vom zunächst Theatralischen einbüßt, denn da sind starke Leidenschaften, da ist das markig Gezeichnete, Greifbare am Ort, mehr das Pathos als das Ethos; nicht die innern Regungen können hier beleuchtet werden, in mächtigen Thaten und Worten sollen Gesinnungen und Wandlungen sich ausprägen. Vielleicht wird man jetzt begreifen, was sonst unbegreiflich sein müßte, wie auf einen „Götz", der so viel des Starken, Wilden und Ungestümen enthält, doch eine „Iphigenie", ein „Tasso" folgen konnte.

In der That wird man Goethe nicht zu den großen Dramatikern unserer Nation rechnen können, obgleich er in seinen meisten Dramen als großer Dichter erscheint. Es bleibt eine Incongruenz zwischen seinem Genie und der dramatischen Dichtgattung, wie sie die Analyse der einzelnen Dramen deutlich ergibt. „Götz", welchen Philipp Heinrich Schmid und nach ihm Wieland „das liebenswürdigste Monstrum", den Herder „groß und unregelmäßig wie das Deutsche Reich" nannte, wird gerühmt wegen seines dramatischen Lebens, aber es ist ein nur äußerliches Leben, das sich in Scenen- und Bilderfülle zersplittert. Ihm fehlt der dramatische Nerv, die Spannung. Mit Recht sagt Gruppe: „Er ist mehr ein Zeit- und Lebensbild als eine der Katastrophe zueilende Tragödie", ihm fehlt die Steigerung der Leidenschaft und die Concentration der Handlung. „Clavigo" hat diese Spannung; aber das Stück ist zu flüchtig gearbeitet. Gruppe sagt: „Das Werk ist in manchen Partien sehr skizzenhaft, aber es hat viel Fluß und Wurf, es hat Leidenschaft und ist reich an kräftig geführten Strichen." Vom „Egmont" behauptet Gruppe:

daß er Züge und Scenen enthalte, die zu dem Besten gehören, was je aus Goethe's Geist geflossen, daß der warme Strom seines Genius sich hier überreich ergieße, daß das Werk eine ebenbürtige Stellung einnehme zwischen „Götz" und „Faust", kurz, daß dieser Edelstein in seiner Dichterkrone nicht der geringste sei an Größe und reinem Wasser. Allein dies freudige Anerkenntniß darf nicht hindern, auch wiederum unbefangene Kritik walten zu lassen und zufolge dieser auszusprechen, es sei das Stück den vollen Ansprüchen an eine Tragödie, an ein Bühnenstück, ja überhaupt an ein Kunstwerk nicht durchaus gewachsen. Der Plan, die Anordnung, die Gliederung, der ganze Organismus, ja auch selbst die Zeichnung der Charaktere läßt hier allerdings zu wünschen übrig, und gar viel fehlt an Abrundung, an innerlicher Form und Durchbildung; die Elemente bleiben vereinzelt und streitend.

„Iphigenie" und „Tasso" werden nach Verdienst gewürdigt, das erste Drama wird indeß höher gestellt als das zweite. In Bezug auf den „Faust" schließt sich Gruppe denjenigen an, welche den zweiten Theil verwerfen. Die Unhaltbarkeit desselben wird wol allmählich die herrschende Ansicht werden; Goethe's Genius erscheint in demselben nur noch in homöopathischen Dosen.

Am interessantesten sind Gruppe's Betrachtungen über „Die natürliche Tochter". Die Kritik darf nie vergessen, daß sie hier nur das erste Stück einer Trilogie vor sich hat, und sowenig diese Ausweitung eines dramatischen Stoffs nach hellenischem Vorgang für unsere moderne Bühne paßt, sowenig darf man die Exposition eines Dramas, die bei einer Trilogie in das erste Stück verlegt wird, mit dem Drama selbst verwechseln. Ohne Frage aber ist der Stoff der „Natürlichen Tochter" von einer tiefer in die Zeit einschneidenden Bedeutung, als der von „Iphigenie" und „Tasso", und auch was die Ausführung betrifft, darf man Gruppe's Urtheil, das sich namentlich gegen das von Huber dem Stücke angeheftete Etikette: „marmorglatt und marmorkalt", wendet, unterschreiben:

Es ist auch durchaus nicht so kalt, wie man ausgeschrien hat, und es ist in der That wunderbar, was ein dreistes Witzwort hier vermag. Genug Situationen von hoher Spannung, von dem gewaltigsten tragischen Interesse treten entgegen, leider nur zumeist in den ersten Acten. Wir finden Umschläge der furchtbarsten Art, rührende Unkenntniß der Gefahr, grausamstes Spiel mit den tiefsten Gefühlen der Natur. Was kann ergreifender sein, als das Vatergefühl, welches das Leben seines einzigen Kindes wiederholt gefährdet, die heißgeliebte Tochter sich entrissen sieht, gerade da, wo das Paradies der Freude, der Hoffnung sich öffnen sollte! Und wären etwa diese Gefühle mattherzig ausgesprochen? Wahrlich nicht, wie konnte auch der Dichter, der soeben sein Meisterstück gemacht, der soeben seine großen Flügel entfaltet, plötzlich zum Stümper und Schwächling

herabsinken! Im Gegentheil, er entwickelt hier eine ganz neue Kraft, ersteigt eine höhere Staffel. Nur muß man „Eugenie" nicht mit „Götz" und „Egmont", man muß sie mit „Iphigenie" und „Tasso" in Vergleich stellen. Wenn wir in diesen Stücken über Blässlichkeit des Colorits klagten, wenn wir wahrhaft tragische Motive und die stärkere Pinselführung vermißten, so ist hier der offenbarste Fortschritt: hier handelt es sich um Tod und Leben unter den rührendsten Umständen, wir stehen der Grausamkeit der Menschen, der Furchtbarkeit des Schicksals gegenüber. Die That, die Situation ist überall stärker als das Wort, aber auch das Wort erhebt und verstärkt sich, zumal in jenem Vergleich. Nun sehen wir aber Goethe hier noch auf einem ganz neuen Felde. Wenn in „Iphigenie" und „Tasso" alles zu mild, zu edel, zu allseitig human erscheint, so ist darüber hier keine Klage mehr: wir haben das Laster, und alle Abstufungen von der verderbtesten Schlechtigkeit bis zur Halbheit, wir haben das unersättliche Gelüst nach Gut und Herrschaft, das vor keinem Mittel erschrickt, wir haben es mit der Stufenleiter seiner mehr und minder verderbten Helfershelfer, und wir haben die gutmüthige Schwäche auf dem Thron — im Hintergrunde aber die Schrecken der größten Umwälzung, welche Welt und Menschheit aus den Fugen reißt. Man ahnt, daß es sich um ein großartiges Zeitbild handelt, daß die Begebenheit des Jahrhunderts nicht oberflächlich erfaßt ist. Das Ganze sollte nichts minderes sein als die große Bourbonen-Tragödie.

Die Charakteristik der Goethe'schen Romane, namentlich die Analyse der „Wahlverwandtschaften", sowie das in gehobenem Stil ausgeführte Gesammtbild des Dichters möge man in der Gruppe'schen Schrift selbst nachlesen. Gruppe's Goethe-Porträt bildet eine nothwendige Ergänzung zu der mehr apologetischen Darstellung, welche der geistreiche Hegelianer Karl Rosenkranz von dem großen Dichter gegeben hat.

10. Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Vierter Band. Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit. Vierte bis sechste Lieferung. Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Teubner. 1868. Lex.-8. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Der vierte Band der Kurz'schen Literaturgeschichte, dessen erste Lieferungen wir in Nr. 52 d. Bl. f. 1868 besprachen, fährt fort uns die Galerie neuer deutscher Lyriker vorzuführen und geht bei der Analyse der hervorragenden Dichter oft sehr ins einzelne. Wir haben erst oben erwähnt, daß wir hierin nur einen Vorzug sehen können. Das Urtheil über einen Dichter, das nicht durch die Zergliederung der einzelnen Leistungen desselben motivirt wird, kann nur sehr subjectiv ausfallen. Mit den meisten Urtheilen des Literarhistorikers befinden wir uns in vollständigem Einklang.

Freiligrath wird sehr eingehend besprochen, wie es sich für seine bedeutende und eigenthümliche Begabung ziemt:

Freiligrath ist ein großes poetisches Talent, so sehr dies auch von verschiedenen Seiten bestritten worden ist, die sich vermuthlich dadurch irreführen lassen, daß sich dieses Talent allerdings nur in einem beschränkten Kreis bewegt. Er besitzt eine reiche und lebendige Phantasie, die ihm die fremdesten Verhältnisse zur klarsten Anschauung bringt; er besitzt ein tiefes und warmes Gefühl, eine glückliche Empfänglichkeit, einen offenen Sinn für die Erscheinungen des Lebens und der Natur, in welcher Gestalt sie ihm auch entgegentreten. Ein wesentlicher Zug seines dichterischen Charakters ist die kühne Leidenschaftlichkeit, mit welcher er seine Gegenstände erfaßt, die Unruhe, die sein ganzes Wesen durchdringt, die sich in der Auffassung sowol als in der Ausführung seiner Stoffe kundgibt, es mögen sich diese auf die nächstgelegenen oder auf die fremdartigsten Verhältnisse beziehen. Aus dieser glühenden Phantasie, dieser Leidenschaftlichkeit ist seine Vorliebe zum Außerordentlichen, zum Excentrischen zu erklären, die beinahe seine sämmtlichen Dichtungen charakterisirt; aus ihr seine Neigung, vorzugsweise das Thatkräftige zum Gegenstand seiner Poesien zu wählen, wobei er freilich auch oft Kraft mit Roheit verwechselt, die Grenzen des Schönen überschreitet und das Gräßliche in den Kreis seiner Darstellungen zieht.

Gegen Eduard Mörike, der von einigen lyrischen Feinschmeckern offenbar überschätzt wird, verhält sich Kurz ablehnend; er hält dessen Dichtungen weder in Form noch in Gehalt für bedeutend, tadelt an ihnen die keineswegs durchgebildete und reiche Sprache, sieht in den übermäßigen Wortbildungen nur ein Zeugniß von Spracharmuth und leugnet auch, daß Mörike den echtesten Ton des Volksliedes getroffen habe. Er nennt den „Humor" die einzige glückliche Seite in Mörike's Dichtungen. Offenbar sind seine kleinbürgerlichen Idyllen mit das Beste, was er geschaffen; doch auch seiner Hymnen darf man mit begeisterter Anerkennung gedenken.

Ein sehr eingeschränktes Lob erhält auch Emanuel Geibel:

Wenn heutzutage lyrische Dichtungen in einem Vierteljahrhundert über funfzig Auflagen erleben, wie es bei Geibel's ersten „Gedichten" (Berlin 1840; sechsundfunfzigste Auflage 1864) der Fall ist, da muß der Dichter ein außergewöhnliches Talent besitzen, oder es müssen äußere Verhältnisse zu diesem merkwürdigen und seltenen Erfolg beigetragen haben. Ohne daß wir ihm im entferntesten große Begabung abstreiten, können wir doch nicht glauben, daß diese der Hauptgrund der so großen Verbreitung seiner Gedichte und des ungeschwächten Beifalls ist, den sie sich so lange Zeit zu erhalten wußten. Er ist darin weder genial, noch selbst originell; wir finden weder großartige Gedanken, noch eine unwiderstehlich hinreißende Begeisterung, überhaupt nichts, was Epoche machen, die Dichtung in eine neue Bahn leiten könnte, ja wir möchten behaupten, daß mancher unter den neuern Dichtern mehr Stoff dazu hat als er. Es fehlt ihm an jeder energischen Eigenthümlichkeit, an entschiedenem Charakter, der sich bei kräftigern Naturen in jedem Worte ausspricht. Ohne von den großen Meistern der deutschen Dichtung, ohne von Klopstock, Tieck und überhaupt den Romantikern zu sprechen, so ist kaum eine vertrautere Bekanntschaft mit Uhland, Heine, Freiligrath und vielen andern nöthig, um sie sogleich in jeder Zeile wiederzuerkennen; auch das schönste Gedicht Geibel's trägt keinen Stempel, der es unbedingt als sein Eigenthum ausweist, denn, wie wir alle aus Goethe wissen, ist dazu nicht eben nöthig, daß der Dichter eine besondere Manier habe. Wenn wir nicht irren, so ist der Beifall, den Geibel's erste Gedichte erhielten, zweierlei Ursachen zuzuschreiben. Sie erschienen erstens zu einer Zeit, wo man des „Weltschmerzes" und der „rothen" Sturmpoesie überdrüßig zu werden begann. Das deutsche Volk war nach den Aufregungen der dreißiger Jahre in die frühere Gleichgültigkeit zurückgefallen, und kam daher einem Dichter freudig entgegen, der es in die Welt der idyllischen Empfindung wieder einzuführen wußte, der zwar für Freiheit schwärmte, aber zugleich auch mahnte, dieselbe geduldig von der Zeit zu erwarten. Ein zweiter Grund ihrer günstigen Aufnahme ist in ihrer weichlichen Haltung zu suchen, die namentlich die Frauen für sich gewann, und es hat Geibel sich daher vollkommen erkannt, als er sagte, daß seine Lieder so lange nicht vergessen werden, als es „Backfische" auf der Welt gebe. Dazu kam, daß er die Sprache und die Form mit großer Meisterschaft beherrscht; seine Gedichte, auch die bedeutungslosesten, schmeicheln sich durch die Glätte und Anmuth der Darstellung, wie durch den melodischen Fluß des Rhythmus, die Vollklingkeit der Reime ein, sodaß viele Lieder zum Singen zu reizen scheinen.

Wenn hier der Mangel an bedeutsamer geistiger Physiognomie hervorgehoben wird, an jener Ursprünglichkeit,

die auch wir, trotz warmer Anerkennung des Gelungenen, bei Geibel vermißten, so erkennt auch Kurz die Vorzüge des Dichters an:

Er beherrscht den Gedankenkreis, den er dichterisch behandelt, mit überraschender Sicherheit, und weiß ihn in immer neuen Variationen zur Anschauung zu bringen. Seine Sprache und Darstellung ist nicht gewaltig und hinreißend, sie bewegt sich aber im schönsten Gleichmaß und im einschmeichelndsten Wohllaut. Welche Form er auch behandeln mag, die einfachste wie die schwierigste, immer erscheint sie in meisterhafter Vollendung, wie sie auch mit seltenem Verständniß dem Inhalt der Dichtungen angepaßt ist.

Etwas unterschätzt wird wol Georg Herwegh, der tief unter Béranger gestellt wird. Kurz macht ihm seine häufigen Unklarheiten zum Vorwurf, erkennt zwar ihre rhetorische Pracht, den stürmischen Ausdruck, der unwillkürlich mit sich fortreißt, an; doch liegt darin nicht die volle Anerkennung eines bedeutenden lyrischen Talents. Kurz findet, daß gerade die nichtpolitischen Gedichte Herwegh's Begabung beweisen, und bedauert, daß er sich in das politische Lied verfangen hat. Dem zweiten Band der Gedichte sagt er nach, daß der Dichter darin persönlich bissig wird und wohlfeilen Spott ausschüttet.

Eingehend beschäftigt sich Kurz auch mit dem Lyriker Friedrich Hebbel. Das Gesammturtheil über denselben lautet wie folgt:

Im allgemeinen fehlt seinen lyrischen und kleinern epischen Gedichten doch die künstlerische Gestaltung und Ausführung; die Gedichte erscheinen uns in der Form, die er ihnen im ersten Feuer des poetischen Schaffens gegeben, wo dieses ihn so vollständig in Anspruch nahm, daß die Rücksicht auf künstlerische Gestaltung ganz zurücktrat. Wenn daher auch seine Gedichte durch den Reichthum der poetischen Gedanken, durch die Genialität der Anschauungen zur Bewunderung hinreißen, so wird dieselbe durch die mangelhafte Gestaltung gar sehr geschwächt. Die Sprache versteigt sich oft ins Uebertriebene, Schwülstige und Absonderliche, öfters sinkt sie bis zur Trivialität herab, der Ausdruck wird oft mitten im erhabensten Schwung matt und prosaisch.

Bei dem Grafen Moritz Strachwitz wird das Streben nach kunstvollendeter Form anerkannt, aber der Mangel eines bedeutenden Inhalts hervorgehoben. Sein brausender Jugendmuth habe keinen Gegenstand. Man mag dies zugeben, obwol mit der Einschränkung, daß einzelne Gedichte, wie der Hymnus „Germania", keineswegs eine gegenstandlose Begeisterung athmen, sondern von echtem Patriotismus eingegeben sind. Immerhin wäre der schäumende Most dieser Lyrik eine Eigenthümlichkeit der Jugend und hätte eine spätere Klärung nicht ausgeschlossen. Dabei darf man nicht vergessen, daß einzelne der Balladen von Strachwitz zu den vollendetsten Mustern dieser Dichtgattung gehören, keineswegs träumerisch zerflossen, sondern mit imponirendem Lapidarstil in den Stein geprägt sind, was bei so großer Jugend hohe Bewunderung erregen muß.

Warme Anerkennung finden Robert Prutz, Gottfried Kinkel, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Gottfried Keller, Max Waldau — ein Lyriker, dessen Angedenken wol in der Nation durch eine Gesammtausgabe seiner „Gedichte", der meisterhaften Canzonen, der „Cordula" (am besten in der ersten Bearbeitung) und der „Rahab" aufgefrischt werden könnte, worauf wir die Campe'sche Verlagsbuchhandlung hinweisen möchten —, Julius Hammer, Otto Roquette und Friedrich Bodenstedt. Die Gedichte von Redwitz werden als Ausdruck unklarer, von phantastischer Schwärmerei getragener Frömmelei verurtheilt. Der sehr freundlichen Beurtheilung, welche der Unterzeichnete als Lyriker erfährt, erlaubt er sich nur zwei Bemerkungen hinzuzufügen: einmal, daß seine Dichtung: „Die Göttin", wol besser unter den epischen Gedichten besprochen würde, und daß man sich aus der Inhaltsangabe von Kurz kein klares Bild von der bewegten Handlung und Entwickelung machen kann, welche den Inhalt der Dichtung bildet; dann aber, daß er sich noch immer nicht von der Unhaltbarkeit der gereimten antiken Strophen überzeugen kann und dieselben als geeignete Odenform festhält, wenngleich er auf das „Antike" dabei gar keinen Werth legt, sondern nur auf die bewegtere und doch geregelte Rhythmik innerhalb der Verszeile, die in dem Reim ihren harmonischen Abschluß findet.

Außer den bereits erwähnten Dichtungen sind in den vorliegenden Heften von Kurz noch besprochen und durch lyrische Proben, die bei minder bekannten Dichtern doppelt willkommen sind, illustrirt: Franz Stelzhamer, Franz von Kobell, Adolf Peters, Gustav Theodor Fechner, Betty Paoli (die mit Recht warme Anerkennung findet), Wolfgang Müller, Daniel August Ehrenfried Stöber, Ludwig Adolf Stöber, Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel, Adolf Glaßbrenner, Luise von Ploennies, Hermann Rollett, Hermann von Gilm, Karl Rudolf Hagenbach, Bernhard von Lepel, Adolf Böttger, Heinrich Zeise, Theodor Creizenach, Karl Arnold Schloenbach, Edward Dorer-Egloff, Julius Sturm, Cajetan Cerri, Hermann Jäger, Georg Scheurlin, M. Anton Niendorf, Alexander und Mathilde Kaufmann, P. Gall Morell und Adolf Pichler.

11. Die classischen Stätten von Jena und Ilmenau. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Robert Springer. Berlin, Springer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder —

so sagt Leonore im „Tasso", und die jüngste Zeit hat Ernst damit gemacht, die Stätten wiederaufzusuchen, welche durch unsere großen Dichter geweiht worden sind. Es liegt diesem Streben ein echt menschliches Gefühl zu Grunde, das unter Umständen weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen kann. Das beweisen die Kreuzzüge, die aus solchem Empfinden, aus solchem Heimweh nach der Geburtsstätte des Christenthums hervorgegangen sind. Doch kann man auch in der Hingabe an solches Gefühl zu weit gehen — wie viele Stätten sind nicht von guten und großen Menschen während eines bewegten Lebens betreten worden, und wer würde an alle ein Etikette heften wollen? Nicht alles Thun auch der bedeutenden Männer ist von Bedeutung, noch weniger ihr Verweilen. Nur wo sie geistige Thaten vollbracht, da mag die Erinnerung gern ein bleibendes Angedenken auch der äußern Stätte widmen. Ob unsere Literaturforscher hier stets die rechte Grenze beobachten, erscheint mehr als fraglich. Viele von ihnen gucken den großen Dichtern nicht nur ab, wie sie sich geräuspert und gespuckt, sondern hängen auch da, wo sie sich geräuspert und gespuckt, eine Votivtafel auf.

Robert Springer hat bereits in „Weimars classischen Stätten" einen im ganzen maßhaltenden Fleiß der

Forschung dargethan; jetzt führt er uns nach Ilmenau und Jena; er hofft, daß sein Buch ebenso gut seine Leser finden werde wie ein Meyerheim'sches Bild seine Beschauer, weil es immer ein Publikum gebe für das Bleibende in der Menschengeschichte. Goethe, der Meister unserer Literatur und Bildung, steht im Mittelpunkt des Werks; Schiller wird nur mit hereingezogen, weil er zu Goethe's Freundeskreise gehörte. Aus demselben Grunde werden Knebel's Wohnungen in Ilmenau und Jena ausführlich geschildert, und einer der literar- und kunsthistorisch wichtigsten Abschnitte der Schrift: „Heinrich Meyer und Goethe's Kunstideen", gibt uns ein eingehendes Bild des Mannes, der sich den „dritten im Bunde von Goethe und Schiller" nannte. Wie hier, so geht der Verfasser vielfach von der localen Schilderung zur literarischen über, und gerade hier stoßen wir, wie bei der Charakteristik Knebel's, auf manches Neue und Anziehende.

Das Goethe-Zimmer im Gasthaus zum Löwen in Ilmenau dürfte zu jenen mehr gleichgültigen Stätten gehören, wo der große Dichter gelegentlich einmal verweilte. Anders verhält es sich mit dem Goethe-Häuschen am Kickelhahn, welches durch das bekannte hier entstandene Gedicht: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", in unmittelbarstem Zusammenhang mit der lyrischen Production des Dichters steht. Gedichtet wurde das „Nachtlied" den 3. September 1783, unter diesem Datum steht von Goethe's Hand: „Renov. den 28. August 1831." Der Verfasser sagt:

Ranke, welcher Goethe's letzten Besuch nach einer Mittheilung von dem Bergrath Mahr erzählt, berichtet nicht, daß Goethe die Worte aufs neue mit dem Bleistift überzogen, sondern nur, daß er Mahr veranlaßt habe, das ursprüngliche Datum zu notiren; er selber schreibt an Zelter, daß er zu jener Zeit die Inschrift „recognoscirt" hätte. Vom Datum der Erneuerung läßt sich die Einerziffer nicht genau erkennen, da eine verewigungssüchtige Narrenhand ihre Chiffren darüber eingegraben hat; doch scheint der 28. August datirt zu sein. Damals als Goethe Ilmenau zum letzten mal besuchte, fuhr er in Mahr's Begleitung nach der Höhe des Kickelhahns und ging dann zu Fuß nach dem Waldhäuschen, das er, sich der Oertlichkeit wohl erinnernd, leicht wiederfand. Als der Bergrath ihm die Treppe hinaufhelfen wollte, lehnte er es ab, mit der Versicherung: er sei noch rüstig genug. Als er aber droben das „Nachtlied" überlas, strömten ihm die Thränen über die Wangen. Die Augen trocknend, wiederholte er mit wehmüthigem Nachdruck die Worte: „Warte nur! balde, balde ruhest du auch." An Zelter schreibt er über diesen Besuch acht Tage später: „Sechs Tage und zwar die heitersten des ganzen Sommers war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in frühern Jahren viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder recognoscirte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: Ueber allen Gipfeln ist Ruh'! Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mislungene war vergessen und verschmerzt."

Dorf Stützerbach ist bekannt wegen der ländlichen Abenteuer, welche Goethe mit seinem jungen Herzog hier erlebte. Auf dem „Schwalbenstein" hat Goethe den ersten Plan zur „Iphigenie" gefaßt und den vierten Act des Stücks, „sereno die quieta mente", an einem Tage vollendet.

Interessant sind die Mittheilungen von Goethe's letztem Secretär Schuchardt:

Auf seine eigenen Erfahrungen im Umgange mit Goethe hingelenkt, erzählte mir der alte Herr manche ausdrucksvolle Charakterzüge. „Er war ein verdammt liebenswürdiger Kerl!" rief er, sich halb vergessend, in seiner treuherzigen thüringischen Mundart aus. „Stets war er ruhig, heiter und human, ich habe ihn nie anders gesehen. Mit jedem hatte er Geduld und Nachsicht, selbst mit Kerlen, die ich am liebsten zur Thür hinausgeworfen hätte. Erst im reifern Alter wurde es mir klar, weshalb er jeden so ruhig und widerspruchslos anhörte: es lag ihm vor allem daran, die Menschen, mit denen er, wenn auch nur vorübergehend, zu thun hatte, kennen zu lernen, und er wußte wohl, daß dies am besten dadurch erreicht wird, wenn man das Individuum, anstatt es durch Widerspruch zu verwirren und zu reizen, frei seine Meinung aussprechen läßt. Auch an mir, dem damals noch jungen Mann, hatte er oft Gelegenheit, seine Geduld und Nachsicht zu bewähren. Niemals schalt er, wenn ich gegen oder ohne seinen Willen nach meinem eigenen Sinn gehandelt hatte. Er fragte mich nur in der größten Ruhe: «Warum haben Sie das gethan?» und widerlegte mich dann mit wenigen überzeugenden Worten. In seinen Zurechtweisungen war er immer bündig und praktisch, und einmal legte er mir selber die Hand auf das Lineal zurecht, als ich mich beim Liniiren ungeschickt benahm."

Die Topographie von Jena, soweit sie mit literarischen Erinnerungen zusammenhängt, wird uns sehr anschaulich geschildert. Das Griesbach'sche Haus, wo Schiller gewohnt; der Botanische und der Prinzessinnengarten; der Gasthof zur Tanne, wo Goethe den „Fischer" und den „Erlkönig" gedichtet und wohin er 1817 vor dem „Hund des Aubry" flüchtete; Johann Heinrich Voß' Haus in der Bachgasse; die Kirche zu Wenigen-Jena, wo Schiller bei verschlossenen Thüren getraut wurde; Knebel's Haus im Paradies und, das wichtigste von allen, Schiller's Gartenhaus, wo er seine schönsten Balladen und seinen „Wallenstein" geschaffen, werden uns der Reihe nach vorgeführt. Die Schrift enthält viel Anmuthendes und Anregendes für eine pietätvolle Versenkung in unsere classische Literaturepoche.

12. Johannes Falk. Erinnerungsblätter aus Briefen und Tagebüchern gesammelt von dessen Tochter Rosalie Falk. Weimar, Böhlau. 1868. 8. 15 Ngr.

Johannes Falk ist in der deutschen Literatur als Satiriker bekannt. Aus diesem Schriftchen ersehen wir, daß er auch ein sehr frommer Mann war, der, wie die Tochter in der Vorrede sagt, es ernst mit der Nachfolge Christi meinte. Hauptsächlich suchte sie den Schatz zu heben, den sie in einem Tagebuche besitzt, welches die Ueberschrift führt: „Mein Leben vor Gott." Wir vermissen in dieser Schrift die innere Entwickelung, welche uns die fromme Wendung eines vorzugsweise satirischen Kopfs einleuchtend macht. Die genaue Schilderung der Falk'schen Anstalt, der Sonntags- und Sprachschulen und der Bestrebungen zur Rettung verwahrloster Kinder geben uns das Bild eines tüchtigen humanen Wirkens; doch hat dasselbe mehr philanthropisches als literarhistorisches Interesse und wird durch den orthodoxen Grundton beeinträchtigt.

13. Schiller in Marbach. Von Alois Egger. Wien, Beck. 1868. Lex.-8. 10 Ngr.

Das Städtchen Marbach, Schiller's Geburtsort, nimmt um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, als es sich selbst beflissen zeigt, mit begeistertem Cultus die Erinnerungen an Deutschlands großen Dichter zu pflegen. Ueber die marbacher Schiller-Feste, über Glocke und Denkmal und Wohnhaus, über das, was

chehen ist und noch beabsichtigt wird, um die Geburtsstte des Dichters würdig auszuschmücken, ertheilt die ne Schrift von Egger eingehende Auskunft. Noch eressanter sind die genauern Aufschlüsse über Schiller's ltern. Daß der Vater des Dichters gegen Friedrich Großen im Felde lag und die Schlacht bei Leuthen machte, zeigt uns die beiden großen deutschen „Fried-je" in einer Art von feindlicher Constellation. Vielht ist es eine Revanche dafür, daß das berliner Schillernkmal noch immer unter dem Pflaster der Residenz ter einem Gitter begraben liegt. Hoffentlich wächst aus der Erde, wenn Preußen seinen Beruf erkannt en wird, auch für Vergangenheit und Zukunft deutr Dichtung zu wirken und nach allen Seiten das e der Nation anzutreten. Bisjetzt gilt leider noch der Spruch: „Inter arma silent musae."

Faust. Eine Tragödie von Johann Wolfgang von Goethe. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Moriz Carriere. Zwei Theile. (Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Neunzehnter und zwanzigster Band.) Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese Ausgabe des Goethe'schen „Faust" von seiten kunstsinnigen Aesthetikers ist in hohem Maße dankensh; es ist das erste mal, daß sich an den Text der mentar anschließt und zwar ein geistreicher Commender das Allgemeine und Einzelne gleichmäßig berückgt. Sein Gesammturtheil über den Goethe'schen „Faust" Carriere in folgenden Worten zusammen:

In der That haben wir in „Faust" das poetische Tage-; in welches Goethe niedergelegt alles Süßeste, was er t, alles Tiefste oder Schärfste, was er dachte; und dadurch s Werk eine weltliche Bibel geworden, dadurch ersetzt es Mangel einheitlicher Stimmung und abgerundeter Gefenheit, wie wir diese sonst vom künstlerischen Ganzen for-

Die bruchstückartige Entstehung des einzelnen gibt diesseine Kraft und Herrlichkeit, läßt es aber häufig neben andern stehen, statt daß eins aus dem andern und alles aus einen Idee und dem einen Gefühl hervorginge, das sie in Seele erweckt. So haben wir statt eines gleichen Tons und sehr verschiedene Klangfarben und können die Mantigkeit des Goethe'schen Stils von der Naturpoesie der d und ihrer sprachschöpferischen Gewalt und Innigkeit an die Kunstvollendung männlicher Reife unter dem Einfluß lterthums bis zur überwiegenden Verständigkeit des Greiers verfolgen, wo die sinnliche Frische mangelt und seltsame superlative Steigerungen und Verschnörkelungen das Trockene wol äußerlich aufputzen, aber nicht aufgrünen lassen. Dafür jedoch gemahnt uns gar manches wieder an ein Wort des Dichters selbst: „Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen." Der „Faust" ist eine Gedankendichtung; das beste Wissen des Jahrhunderts hat der weise Dichter in ihr zusammengedichtet. Der Gedanke wird anfangs aus leidenschaftlich erregtem Gemüth im Ringen nach dem Licht geboren; dann waltet er frisch und klar im selbstbewußten Geiste und verkörpert sich in Gestalten und Situationen, die ihn voll und rein aussprechen; zwischeninne versteckt er sich gelegentlich auch in allegorische Masken, doch triumphirt immer wieder die echte Poesie, die das Wirkliche in sein Ideal erhöht und verklärt. Gleich Dante's „Göttlicher Komödie" ist der „Faust" eine dichterische Selbstbiographie und ein universales Werk. Wie dort Dante, der ganz persönliche Poet mit seiner Feuerseele, seinem Zorn und seiner Liebe, seinen politischen und religiösen Erfahrungen und Tendenzen, den Mittelpunkt bildet und doch zugleich der Repräsentant der Menschheit ist, die aus der Nacht der Gottesferne und der Sünde den Berg der Reinigung hinansteigt und sich zur Wahrheit und Seligkeit in Gott erhebt: so ist auch Faust, der gemüthvolle, phantasiereiche Denker mit seinen Leiden und Freuden in Kampf und Frieden, zugleich ein Symbol von Goethe's Entwickelung und das Drama des innern Menschen, den seine Freiheit zwar in Schuld verstrickt, der sich aber im Ringen nach Wahrheit durch das Glück und Maß der Schönheit zum selbstbewußten Vollbringen des Guten, zum Wirken fürs Gemeinwohl läutert, mit der sittlichen Weltordnung versöhnt und dadurch in das Gottesreich der Liebe aufgenommen wird.

Der Commentar ist bestrebt, den Dichter aus ihm selbst zu erklären, besonders treffende Deutungen der Vorgänger dankbar anzuführen, das Verständniß des Ganzen und der Gedanken wie die historischen oder philologischen Notizen über so viele besondere Dinge gleichmäßig berücksichtigend. Seine Erklärungen wollen nicht für sich, sondern in Verbindung mit jeder einzelnen Scene gelesen sein. Die meisten dieser Erklärungen sind eingehend und allgemein verständlich. Es ist der erste synthetische Commentar zum „Faust", den wir hier vor uns haben, die Dichtung baut sich hier aus dem wohlverstandenen Einzelnen zu ihrer imposanten Größe auf.

So sei diese Ausgabe den Freunden Goethe'scher Dichtung und allen denen, die namentlich vor dem zweiten Theil zurückschrecken wegen des unverständlichen und commentarbedürftigen Details und seiner ungelösten Räthsel, bestens empfohlen.

Rudolf Gottschall.

Vom Büchertisch.

r Satz des zureichenden Grundes von Joseph Jäkel. reslau, Maruschke und Berendt. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. Ngr.

Diese kleine aber nicht unwichtige Schrift enthält weit als ihr Titel sagt. Der Kern ihres Inhalts liegt darin, ie den Idealismus (Kant, Fichte, Schopenhauer) bet, und zwar nicht von außen, sondern von innen, inie auf seine Grundlagen und Voraussetzungen eingeht m nachweist, daß bei richtigem Fortschreiten von seinem n Ausgangspunkt die entgegengesetzten Resultate sich er-

Die Realisten und die Skeptiker werden freilich dem smus und unserm Verfasser diesen Ausgangspunkt selbst antasten können, aber auch sie werden der hier gelieferten Kritik ihren Werth zugestehen und außerdem mannichfache dankenswerthe Beiträge zur Logik und Erkenntnißlehre in dieser Schrift finden, wennschon manche Einzelheiten die Opposition herausfordern.

2. Die Torpedos. Ein Vortrag, gehalten in einer militärischen Gesellschaft im Januar 1868 von einem Ingenieuroffizier. Mit zwei lithographirten Tafeln. Berlin, Mittler und Sohn. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Torpedos sind unterseeische Minen zum Angriff und zur Vertheidigung gegen feindliche Kriegsschiffe und werden bei größerer Vervollkommnung gewiß im Seekriege

wichtig werden. Die ersten Versuche dazu wurden schon vor 200 Jahren gemacht, und zwar von Taucherbooten aus. Später, im amerikanischen Freiheitskriege, trat Bushnel und 1797 Fulton, der Erfinder des Dampfschiffes, damit auf; der erstere verfehlte seinen Zweck, der zweite fand bei Napoleon, dem er seine Dienste 1805 zur Abwehr der englischen Blokadeschiffe anbot, kein Gehör. Den Sprengkörpern, womit Fulton sein Boot ausrüstete, gab er den Namen Torpedo, Zitteraal, Zitterroche, wegen der elektrischen Schläge, welche dieser Fisch austheilt. Auch General Paixhans hat 1811 einen bootähnlichen Torpedo construirt, der durch die Kraft einer großen Rakete fortbewegt werden sollte. Alle diese Versuche scheiterten an der Schwierigkeit, die Direction nach dem zu zerstörenden Object zu bestimmen. Erst in neuerer Zeit ist man ernsthafter an das Werk gegangen und hat zweckmäßigere Constructionen erfunden. Im amerikanischen Bürgerkriege haben Torpedos theilweise gute Dienste geleistet. Man hat auch Taucherboote mit aufrecht stehenden Geschützen versehen, durch welche das feindliche Schiff von unten beschossen werden sollte: jedenfalls eine verfehlte Idee. Sehr wichtig werden aber Seeminen für die Zwecke der stationären Defensive bei der Sicherung von Strommündungen, Rheden, Hafeneinfahrten und Landungsplätzen sein. Die Entwickelung der Torpedos schreitet allmählich fort und ist noch mancher Verbesserung fähig. Die Russen wendeten sie 1854 zur Sicherung ihrer Ostseehäfen, die Oesterreicher 1859 zum Schutz Venedigs, 1866 zur Sicherung der Küsten Istriens und Venetiens an, sie kamen aber nicht in Thätigkeit. Für unser Vaterland werden sie einen werthvollen Beitrag zur Küstenvertheidigung, ein weit bedeutenderes Mittel für die Sperrung des Fahrwassers abgeben, als die Strandbatterien, besonders gegen Panzerschiffe. Die Construction der Torpedos ist in der Broschüre eingehend dargestellt; Leser, welche sich dafür interessiren, mögen sie dort nachsehen.

3. Die Grenzen der Staaten. Eine militärisch-politische Untersuchung. Von W. Rüstow. Zürich, Schultheß. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

In vier Abschnitten betrachtet Rüstow mit gewohnter logischer Schärfe die Staats- und die Nationalitätsgrenze, die Staats- und die Naturgrenze, die geometrische Gestalt der Staatsgrenzen und die strategischen Grenzen. Ausgehend von den Ideen Bülow's, dessen Schriften Rüstow vor 15 Jahren in einer neuen höchst zweckmäßigen Redaction herausgegeben hat (vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1854), weist er darauf hin, daß Bülow in Bezug auf die Verschlingung der kleinern Staaten durch die größern vor 70 Jahren ganz richtig prophezeit hat, und daß eine Reduction der noch bestehenden europäischen Staaten auf Bülow's zwölf, die ein militärisches europäisches Gleichgewicht bilden würden, sehr wohl möglich ist. Bülow hat die Nationalität nicht in Betracht gezogen, Rüstow aber denkt sich, wenn er vom Staate spricht, ganz vorherrschend einen nationalen Staat und nennt die factischen Abweichungen von der Regel, daß das Volk eines Staats von derselben Nationalität sei, Anomalien, an deren Dauer er nicht glaubt. Daraus folgt aber keineswegs unbedingt, daß eine Nation nicht mehrere Staaten bilden könne. Der größte von ihnen, wenn er die nationale Idee vertritt, wird dann auf die kleinern die Kraft der Attraction üben; vertritt er jene Idee nicht, so geht das auf den nächst größten Staat über, wie in Italien statt des Königreichs Beider Sicilien auf Sardinien, wie in Deutschland von Oesterreich auf Preußen. Der Gedanke des Nationalstaats liegt heute tief auf dem Grunde aller Herzen und auf der Grundlage dieses Gedankens construirt sich alles von innen heraus. Die Grenze der Nationalität wird die natürliche Grenze des von uns geforderten Staats, dessen Idee eine ganz moderne ist. Doch sind die Nationalgrenzen nirgends scharf gezogen; wo zwei große Nationen nebeneinander wohnen, entsteht eine Mengung. Der Verfasser stellt also auch die Idee von Internationalstaaten auf, welche die zweifelhaften Räume zwischen den Nationalstaaten füllen, kleiner als diese, mit republikanischer Verfassung und garantirter Neutralität. Den Gedanken einer Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1772 nennt er einen reactionären, die Idee, ein hundertjähriges Stück Weltgeschichte ausstreichen zu wollen, einen Wahnsinn. Nicht einmal das Nationalitätsprincip könne sie rechtfertigen, da schon im polnischen Reiche viel Deutsche und Russen gewesen und seitdem in den preußisch gewordenen Theilen die Germanisirung, die sich auch ohne Maßnahme der Regierung von selbst mache, so bedeutend vorgeschritten sei: es gebe ja überhaupt nach slawenfreundlichen Angaben nur noch 10 Millionen Polen. Im zweiten Abschnitt werden die Naturgrenzen: Meere, große, mehrere Tagemärsche breite Sumpfstrecken, Wüsten und Gebirge als Staatsgrenzen charakterisirt. Viele, welche noch fließende Gewässer als Naturgrenzen ansehen, können sich hier überzeugen lassen, daß sie es in Wahrheit nicht sind. Der dritte Abschnitt stellt sehr scharfsinnig die sich ergebende geometrische Construction der Staatsgrenzen dar. Am wichtigsten war uns der vierte, der von den strategischen Grenzen handelt; wir können uns mit allem, was hier in gewohnter Klarheit vorgetragen ist, einverstanden erklären und die kleine Schrift unsern Lesern, die über den wichtigen Gegenstand Belehrung suchen, nur empfehlen.

4. Wilhelm I. Preußens Heldenkönig in Wort und Bild von A. H. Brandrupp. Ein Gedenkbuch fürs preußische Volk. Mit dem Porträt König Wilhelm's und zahlreichen Illustrationen. Zwei Theile. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1868. Gr. 8. 4 Thlr.

Bestimmt, in weitester Verbreitung ein Volksbuch zu werden, hat dies Werk mit seiner volksthümlichen Darstellung bereits viel Anklang gefunden. Es beschränkt sich nicht darauf, eine bloße Biographie mit möglichster Verherrlichung seines königlichen Helden zu sein, sondern es ist zugleich Zeitgeschichte, besonders von dem Augenblicke an, wo der Prinz von Preußen bei der Bewegung der vierziger Jahre in das öffentliche Leben getreten ist. Aus frühern Zeiten werden besonders die Mittheilungen aus dem Familienleben seiner königlichen Aeltern, viele Aeußerungen der Königin Luise und die Schilderung ihres Hinscheidens willkommen sein. Vom biographischen Standpunkte hätte sich aus dem Leben des Prinzen nach den Befreiungskriegen noch manches von Interesse

ttheilen lassen. Der Verfasser hat aber den Schwer-
akt des Werks in die Zeit seit dem Regierungsantritt
iedrich Wilhelm's IV. gelegt, und schildert die politi-
n Bewegungen derselben, sogar die Kammerverhand-
gen, sehr ausführlich, bis er zur Thronbesteigung des
nigs Wilhelm und zu den glorreichen Kriegen kommt,
welche dessen Lebensabend mit unverwelklichen Lorbern
geschmückt haben. Die eingefügten Illustrationen, obgleich
manche viel zu wünschen übrig lassen, besonders im
Punkte der Aehnlichkeit der dargestellten Personen, werden
nach dem heutigen Geschmacke der Verbreitung des Werks
gewiß förderlich sein.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Die letzten Monate sind für die Chronik der dramatischen
duction nicht sonderlich ersprießlich gewesen; sie zeigen im
entheil von neuem das Ueberwuchern der französischen Dra-
il auf deutschen Bühnen. Namentlich ist es Victorien
rdou, derjenige französische Dramatiker, der allerdings
meiste deutsche Blut in sich hat, welcher wiederum fast
hzeitig in Wien und Berlin das Terrain der deutschen
nen erobert hat. Im Theater an der Wien kam sein
etakelschauspiel: „Patrie", in einer Bearbeitung von Ar-
r Müller zur Aufführung, während das Wallnertheater
„Seraphine" zur Darstellung brachte.

Wir begreifen kaum die Nöthigung, welche unsere Bühnen
dieser französischen Kost greifen läßt. Sardou's „Patrie"
n Versuch im historischen Schauspiel, welcher große Massen-
aux mit problematischen Herzensverwickelungen zu vereini-
sucht. Das Stück spielt zur Zeit des niederländischen
andes. Der französische Dichter begibt sich offenbar damit
ein Gebiet, auf welchem die deutsche Muse weit heimischer
ls die französische, und wenn dies Experiment in Frank-
begeisterte Anerkennung findet, so liegt hierin kein Grund,
diese dramatische Pflanze nach Deutschland zu verpflanzen,
weit bessere Varietäten derselben gezogen werden.

Arthur Müller, der Bearbeiter des Sardou'schen Stücks,
ffenbar das Zeug, selbst ein großes geschichtliches Volks-
Spectakelstück zu schreiben, mit Entfaltung aller Massen-
ux, deren eine große, darauf eingerichtete Bühne bedarf.
m diese pariser Anleihe? Vielleicht weil es Mode ist,
istige Bühnenartikel von dort zu beziehen? Ist es doch
be mit den „Féeries" — man nimmt die fadeste Kost
Paris und vernachlässigt einheimische Dichtung, welche
den Glanz der Ausstattung bedingt, die gleichen scenischen
ngen verspricht! Früher hielt man die Weine nur dann
ut, wenn sie die Linie passirt hatten, jetzt nur die Stücke,
sie den Rhein passirt haben. Arthur Müller hat ganz
je Volksstücke geschrieben. Auch die von Alexander Rost,
sie auch in künstlerischer Hinsicht roh sind, haben einen
iren Zug und bieten Gelegenheit zu glänzender scenischer
ktung.

Die „Seraphine" behandelt das Thema der Frömmelei
em Hintergrunde des französischen socialen Lebens; wir
dies Thema auf dem Hintergrunde deutscher gesellschaft-
Zustände behandelt sehen. Und dazu fehlt es nicht an
r Veranlassung und an einer Menge von Zügen, die
ben selbst darbietet. Weshalb daher immer in die Ferne
?

olche Stoffe sind empfehlenswerther als die Literatur-
ien, in denen die geistige Bedeutung der vorgeführten
r und Denker fast niemals durch die Handlung gedeckt
Das zeigt sich nicht nur in Hugo Müller's „Moses
lsohn", so ansprechend diese am Wallnertheater mit Er-
ufgeführte einactige Charakterstudie auch erscheinen mag,
auch in Laube's „Gottsched und Gellert", einem Stück,
an dem berliner Hoftheater und am leipziger Stadtthea-
erdings wieder zum Leben erweckt wurde und infolge
tusanten Anekdoten und niedrigkomischen Scenen, die es
sowie der patriotischen Reden, die nach 1866 wieder er-
Anklang finden mußten, beifällig aufgenommen wurde.
ool ließ sich nicht verkennen, daß weder Gottsched noch
in dem Stück in ihrer literarhistorischen Bedeutung
erfaßt worden, ja daß die Charaktere sich nicht in der Hand-
lung selbst zeichnen und gegenübertreten, sondern nur in der
äußern Form des Erscheinens und der Rede, und daß die ato-
mistisch zersplitterte Fülle der Begebenheiten am Schluß in
der äußerlichsten Weise zusammengerafft wird.

Bibliographie.

Bastian, A., Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen. 5ter Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bayer, J., Göthe's Verhältniß zu religiösen Fragen. Vortrag. Prag, Mercy. Gr. 8. 7½ Ngr.

Blumatengel, K. G., Leibniz's aegyptischer Plan. Eine historisch-kritische Monographie. Leipzig, Lorentz. Gr. 8. 15 Ngr.

Brunner, S., Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770—1800. Aus archivalischen und andern bisher unbeachteten Quellen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Komische Erlebnisse im Schul- und Kirchendienst oder: „Bei mir zu Lande ist's ebenso." Drastische Beiträge zur Beleuchtung der Schulemancipationsfrage. Hannover, Lemke. Gr. 16. 5 Ngr.

Gneist und Stuart Mill. Alt-englische und neu-englische Staatsanschauung. Eine politische Parallele. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen. 3te, durchgehends verbesserte Aufl. Hamburg, J. F. Richter. 1870. 8. 1 Thlr.

Hesse, E., Dichtungen. Bremen, Müller. Gr. 16. 20 Ngr.

Holtzmann, H., Denkmäler der Religionsgeschichte aus dem Gebiete der italienischen Kunst. Drei Vorträge. Elberfeld, Friderichs. 8. 15 Ngr.

Jensen, W., Die Juden von Cöln. Novelle aus dem deutschen Mittelalter. Flensburg, Exped. der Flensb. norddeutschen Zeitung. 8. 1 Thlr.

Im Brautkranz. Briefe an eine junge Verlobte mit einem Kapitel über die Ehe als Morgengabe für Bräute. Von Frau Therese. Hamburg, J. F. Richter. 1870. Br. 16. 25 Ngr.

Kalcher, K., Das Kirchenlied nach seiner naturgemäßen Behandlung theoretisch und praktisch dargestellt. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 14 Ngr.

Kampschulte, W., Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Klapp, M., Revolutionsbilder aus Spanien. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Krenkel, M., Religionseid und Bekenntnißverpflichtung. Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. G. A. Fricke. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 24 Ngr.

Kreutzer, L., Mecklenburgische Dorfgeschichten. 3tes Bdchn.: Alte Liebe rostet nicht. Parchim, Wehdemann. 1868. 8. 10 Ngr.

Rasch, G., Aus einem freien Lande. Ein Reisebuch durch Schweden. Wien, Hartleben. 8. 20 Ngr.

Samter, A., Die Reform des Geldwesens. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Schirren, C., Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schramm, H., C. F. Ph. v. Martius. Sein Lebens- und Characterbild, insbesondere seine Reiseerlebnisse in Brasilien. 2 Bde. Leipzig, Denicke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schumann, J., Geologische Wanderungen durch Altpreussen. Gesammelte Aufsätze. Nach des Verfassers Tode herausgegeben und mit einer Lebensskizze eingeleitet von seinen Freunden. Königsberg, Hübner u. Matz. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Spoerer, G., Die Reise nach Indien zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniss am 18. August 1868. Vortrag. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Stahl, A., Im Lande der Pharaonen. Reisebilder aus Egypten. Wien, Hartleben. 8. 20 Ngr.

Das mährische Trauerspiel in fünf Handlungen. (Von Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheid.) Wien, Sartori. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Ueberschreitung der Mainlinie. Entgegnung auf die Arkolay'sche Broschüre. Von einem deutschen Patrioten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Von dem Holte des hilligen Cruzes. Mitteiniederdeutsches Gedicht mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von C. Schröder. Erlangen, Besold. Gr. 8. 20 Ngr.

Wildenbruch, E. v., Die Philologen am Parnaß oder: Die Bivisektoren. Ein Satyr-Spiel. Berlin, Stilke u. van Muyden. 8. 10 Ngr.

Zehfuss, G., Die kosmische Bedeutung der Aerolithen namentlich gegenüber der Sonne, den Eiszeiten und dem Magnetismus der Himmelskörper. In gedrängter Darstellung. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 3 Ngr.

Zumpt, A. W., Das Geburtsjahr Christi. Geschichtlich-chronologische Untersuchungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blicke
in die intellectuelle, physische und moralische Welt
nebst Beiträgen zur Lebensphilosophie.

Von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte Verfasser hat in diesem Werke eine Fülle von Gedanken und Betrachtungen über die mannichfachsten Gegenstände der Wissenschaft und des Lebens niedergelegt, die in ähnlichem Verhältniß zu seinen übrigen Schriften stehen, wie Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena" zu dessen Schriften. Wegen der Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung ist das Werk besonders geeignet, philosophische Bildung auch in dem weiten Kreise gebildeter, nach tieferer Erkenntniß strebender Laien zu verbreiten.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 2 Thlr.

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. Geh. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. Geh. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das sittliche Leben. Ethische Studien. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Hermann und Dorothea
von
J. W. von Goethe.

Prachtausgabe mit 19 Abbildungen in Holzstich nach Zeichnungen von B. Bautier, Textrevision von Professor Dr. H. Düntzer. Imperial-Octav. Fein Velinpapier. Geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hohenschwangau.
Roman und Geschichte.

1536—1567.

Von **Karl Gutzkow.**

Fünf Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr. 15 Ngr.

Dieser neueste Roman Gutzkow's findet seit seiner kürzlich erfolgten Vollendung bei dem Publikum wie bei der Kritik eine noch erhöhtere Theilnahme. Immer mehr wird anerkannt, daß er, wie die „Leipziger Zeitung" sagt, „nicht allein unter den literarischen Schöpfungen des Verfassers einen hervorragenden Platz einnimmt, sondern auch unter den Romanen der Gegenwart an innerer Vollendung in seiner Art unerreicht dastehen dürfte". Alle Freunde einer gediegenen Unterhaltungslektüre werden auf den gegenwärtigen Abschluß des Werks aufmerksam gemacht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Commentaire
sur les Éléments du droit international et sur l'Histoire des progrès du droit des gens de
Henry Wheaton.

Précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton.

Par **William Beach Lawrence,**

Ancien ministre des États-Unis d'Amérique à Londres, auteur du «Droit de visite en temps de paix» etc.

Tome second. 8. Geh. 2 Thlr.

Dem 1868 erschienenen ersten Theil dieses lang erwarteten Commentars zu den zwei bekannten, bereits in vierter Auflage vorliegenden Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton über das Völkerrecht folgt hiermit der zweite Theil. Wie in dem ersten, gibt der Verfasser auch hier nicht blos Zusätze und Erläuterungen zu jenen Werken, sondern er führt zugleich die Geschichte und die verschiedenen Materien des Völkerrechts bis auf die neueste Zeit fort.

Die beiden Werke Wheaton's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Éléments du droit international. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Im Verlage von Rud. Hoffmann in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundzüge einer Geschichte des Bilderräthsels. Von F. K. Hoffmann. Lex.-Octav. IV und 44 Seiten. Velinp. Eleg. geheftet. Preis 15 Sgr.

Das Bilderräthsel ist nicht nur für die vaterländische, sondern auch für die allgemeine Literaturgeschichte von Belang. Classisch-alterthümlichen Ursprungs, gedieh dasselbe in Italien, Frankreich, England und Deutschland schon vor mehrern hundert Jahren, und bildliche Darstellungen aus jener Zeit sind hier originaltreu wiedergegeben. Als Wappenschild und Altarbild, wie auch als Scherz, Satire, Zote, bietet aber der Rebus in seinen Schicksalen ebenso wol ein Stück Sittengeschichte aus alter und neuer Zeit, das jeden Leser lebhaft interessiren wird.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.,

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Besteller extra zu bezahlen.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 22. Juli 1869.

Inhalt: Zwei ausländische Lyriker. Von Rudolf Gottschall. — Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Von A. W. Grube. — Ethnographie Tirols. Von Reinhart Sölln er. — Zur römischen Kaisergeschichte. Von Otto Speyer — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Notiz.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei ausländische Lyriker.

Zwei der bedeutendsten Dichter des 19. Jahrhunderts, welches, als eine Epoche der Weltliteratur, die geistigen Schranken der Nationen niedergerissen hat und fast bei allen Culturvölkern gemeinsame Tendenzen des modernen Geistes zeigt, sind in neuen Uebersetzungen erschienen; und da diese Uebersetzungen zugleich von eingehenden Biographien und Charakteristiken der Dichter begleitet sind, so bieten sie uns willkommene Gelegenheit, die Physiognomie derselben nochmals schärfer ins Auge zu fassen. Diese beiden Dichter, denen in der Literatur des 19. Jahrhunderts eine dauernde Stätte gesichert ist, sind der Italiener Giacomo Leopardi und der Ungar Alexander Petöfi.

1. Giacomo Leopardi's Dichtungen. Deutsch von Gustav Brandes. Mit einer Einleitung über das Leben und Wirken des Dichters. Hannover, Rümpler. 1869. 8. 1 Thlr.
2. Alexander Petöfi. Von Theodor Opitz. Bern, Haller. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beide Dichter haben einen verwandten Zug: starken Patriotismus und nationales Gepräge. Doch während der Ungar heißblütige, kurzathmige Kampfeslieder dichtet, ergeht sich der Italiener in den Versverschlingungen der Canzonen, mit Anlehnung an die großen Muster seiner Literatur. Beide Dichter neigen zu elegischer Weltbetrachtung; doch während diese alle Dichtungen Leopardi's bis zu schmerzlichster Selbstauflösung beherrscht, ist sie bei Petöfi nur einer der verschiedenen Töne, die seine oft ebenso rüstige und bis zur Wildheit lebenslustige Muse anschlägt. Die düstern Stürme steigen nur gelegentlich am Horizont der Petöfi'schen Muse auf, während sie bei Leopardi die ausschließlich herrschende Constellation bilden. Leopardi's Patriotismus zeigt sich mehr als Elegie der Vergangenheit, derjenige Petöfi's mehr als Mahnruf der Zukunft. Leopardi hat mehr von Mimnermos, Petöfi mehr von Tyrtäos. Aus jenem spricht die Philosophie der Krankheit und der Verzweiflung in schmerzlichen Reflexionen, dieser componirt Marschhymnen mit kriegerischem Takt neben seinen Klageliedern. Gleichwol hat Petöfi mehr Anwartschaft als Leopardi, in seinen „düstern Klängen" als Vertreter des Weltschmerzes angesehen zu werden, wenn man unter dem letztern die philosophische und persönlich grundlose Verzweiflung am Leben versteht. Bei Leopardi ist diese Verzweiflung nämlich so persönlich begründet, daß sie von der Anklage unbestimmten Weltschmerzes freigesprochen werden muß, freilich aber dafür auch um so mehr Unfreiheit und Erdschwere mit sich bringt. Wir leugnen nicht, daß uns aus den mit antiker Würde gemeißelten Rhythmen Leopardi's oft ein Spital- und Verwesungsgeruch entgegenzuwehen scheint, das reale persönliche Leiden drängt sich allzu sehr in den Vordergrund. Diesem gegenüber aber verlangen wir mehr Stoicismus als Weltschmerz, der nur dem Allgemeinen gilt. Ein Philoktet wird uns niemals als ein tragischer Held erscheinen; und wer die Wunden der Welt beweinen will, der darf über die Wunde am eigenen Fuße nicht jammern.

Brandes schickt seiner Uebersetzung von Leopardi's Dichtungen eine längere Abhandlung über Leben und Werke des Dichters und eine kritische Würdigung seiner schriftstellerischen Leistungen voraus. Wir erfahren, daß Leopardi am 29. Juni 1798 zu Recanati in der Mark Ancona in der Nähe des berühmten Wallfahrtsortes Loreto geboren wurde. Sein Vater war der Graf Monaldo Leopardi, seinerzeit bekannt durch verfehlte ökonomische Speculationen und verschiedene politische Schriften, in denen sich der schneidendste Gegensatz gegen die Anschauungen seines Sohnes aussprach. Leopardi wurde im eigenen Hause durch zwei Geistliche unterrichtet, vom vierzehnten Jahre an unabhängig seinen Studien überlassen. Ohne Lehrer lernte er Griechisch und Hebräisch, von den neuern Sprachen das Französische, Spanische und Englische, und eignete sich bald eine umfassende Gelehrsamkeit an. Er veröffentlichte Arbeiten über Gegenstände des griechischen Alterthums in einer mailänder Zeitschrift schon mit

18 Jahren und gleichzeitig zwei griechische Gedichte, welche ganz die Weise des Anakreon athmeten und für Originale galten. Zugleich theilte er die Uebersetzung eines Hymnus an Neptun mit, dessen Original er in Aussicht stellte. Die Arbeit war von einem Commentar begleitet, der selbst diejenigen, welche die Täuschung durchschauten, durch seine Gelehrsamkeit in Erstaunen setzte. Im Jahre 1818 veröffentlichte er seine ersten Canzonen: „An Italien" und „An Dante", die an die politischen Canzonen Petrarca's anknüpften. Der Aufenthalt in Recanati wurde ihm indeß vielfach verleidet; die Unbildung seiner Umgebung stieß ihn ab. „Hier ist alles Tod, Thorheit, Dummheit. Literatur ist ein unerhörtes Wort. Die Namen Parini, Alfieri, Monti, Tasso, Ariost wie alle die andern müssen erst erläutert werden." An einer andern Stelle seiner Briefe beklagt er sich über die hartnäckige, schwarze, fürchterliche, grausame Melancholie, welche ihn aufzehrt. Hierzu kam seine durch unausgesetztes Arbeiten und durch ein langsam sich entwickelndes Leiden tiefererschütterte Gesundheit. Der Vater widersetzte sich dem Wunsche des Sohnes, das väterliche Haus zu verlassen, und genehmigte zuletzt seinen Plan, nach Rom zu gehen, nur in der Hoffnung, daß er sich dort werde bewegen lassen, den geistlichen Stand zu wählen. Doch Leopardi beschäftigte sich in Rom vorzugsweise in den Bibliotheken, fertigte einen Katalog über die griechischen Handschriften der Barberina an, und veröffentlichte einige Aufsätze philologischen Inhalts in den römischen „Ephemeriden". Damals machte Niebuhr die Bekanntschaft des Dichters, empfahl ihn dem Cardinal-Staatssecretär Consalvi zu einer Anstellung, die er erhalten sollte, falls er in den geistlichen Stand übertreten wolle. Da Leopardi dies verweigerte, so schwand ihm jede Aussicht. Niebuhr versuchte ihm eine Professur für die alte Philosophie in Berlin zu erwirken, doch auch diese Sache zerschlug sich. Der junge Gelehrte kehrte wieder auf zwei Jahre in die Einsamkeit des väterlichen Hauses nach Recanati zurück. In diese Zeit fällt die erste Sammlung seiner Gedichte („Canzoni". Bologna 1824). Hierauf finden wir den Dichter wieder in Mailand, wo er für die Stella'sche Verlagsbuchhandlung eine Ausgabe Cicero's besorgen sollte, ein Auftrag, der ihm indeß nicht zusagte; dann in Bologna, wo er sich von Unterrichtgeben ernährte, eine Uebersetzung des Martyriums der heiligen Väter vom Berge Sinai und zwar in der Sprache des 14. Jahrhunderts verfaßte und außerdem eine neue Ausgabe des Petrarca mit Anmerkungen herausgab. Auch erschien eine neue Sammlung von seinen Gedichten und Uebersetzungen (1826). Hier machte Leopardi die Bekanntschaft der Gräfin Malvezzi, die ihn überzeugt, „daß es noch Freuden auf der Welt gibt, die er für unmöglich hielt, und daß er noch dauerhafter Illusionen fähig sei". In den Jahren 1827 und 1828 lebte Leopardi in Florenz und Pisa, in anregendem Umgangskreise, welchem Niccolini, Gino Capponi, Manzoni, Giordani, Colletta, auch Bunsen angehörten, obgleich er sich gegen die politischen Bestrebungen, die in dem Lesecabinet von Vieusseux gepflegt wurden, ziemlich kühl verhielt. In diesen politischen Kreisen trug man für alles Schöne und für jede Literatur hochmüthige Verachtung zur Schau und suchte das höchste menschliche Wissen in der Politik oder in der Statistik. Hiergegen wendet sich Leopardi in einem Briefe an Giordani:

Indem ich die fast vollkommene Nutzlosigkeit der [illegible] Zeitalter des Solon bisjetzt für die Verbesserung der [illegible] und das Glück der Völker gemachten Studien philosophisch wäge, bringt mich jene Leidenschaft für Zahlen und [illegible] wie legislatorische Grillen oft ein wenig ins Lachen; und [illegible] müthig frage ich, ob man das Glück der Völker [illegible] Glück der Individuen zu machen im Stande ist. Diese [illegible] der Natur zum Unglück verdammt, und nicht von den [illegible] noch vom Zufall; und als Trost für dieses unvermeidliche Unglück scheinen mir das Studium des Schönen, die [illegible] die Phantasie und die Illusionen einigen Werth zu haben. Ich glaube ich, daß das, was ergötzt, nützlich ist vor allem [illegible] lichen, und die Literatur in Wahrheit nützlicher als alle [illegible] höchst trockenen Wissenschaften, welche, wenn sie auch [illegible] Zweck erreichten, sehr wenig zum wahren Glück der Menschen beitragen würden, welche Individuen sind und nicht [illegible] Aber wann erreichen jene ihren Zweck? Ich möchte, daß [illegible] unserer Professoren der „historischen Wissenschaften" mir klar machte.

Von Florenz kehrte er wieder in „die schauerliche Nacht von Recanati" zurück, die er im Mai 1830 verließ, um sich abermals nach Florenz zu begeben. Kränklichkeit hinderte ihn daran, Neues zu schaffen und seine [illegible] reichen philologischen Manuscripte selbst zu verarbeiten und zu ordnen. Eine Auswahl derselben veröffentlichte Ludwig von Sinner unter dem Titel: „Excerpta [illegible] schedis criticis Jacobi Leopardi, comitis" (Bonn 18[illegible]). Auch die Bearbeiter der neuen Didot'schen Ausgabe des „Thesaurus linguae graecae" von Henricus Stephanus benutzten diese Manuscripte, die nach Sinner's Tode die „Biblioteca Magliabecchiana" zu Florenz [illegible]. Außerdem veranstaltete Leopardi eine neue Ausgabe seiner Gedichte („Canti del Conte Giacomo Leopardi". Florenz, Piatti, 1831), welche 23 Gedichte enthielt. Hier in Florenz hatte der Dichter noch einmal das Glück einer Illusion, deren Auflösung aber desto schmerzlicher für sein Selbstgefühl war. Eine schöne und geistreiche Dame in Florenz schenkte ihm ihre Theilnahme; er glaubte sich von dieser Aspasia geliebt, und floh in tiefer Beschämung nach Rom, als er diesen Irrthum erkannte. Ende März 1832 kehrte er nach Florenz zurück. Jetzt begann die traurigste Epoche seines Lebens: Krankheit und Armuth bedrängten ihn gleichzeitig auf das äußerste. Er sah sich gezwungen, seinen ultrareactionären Vater, mit dem er wegen politischer Meinungsverschiedenheit gänzlich in Zwist gefallen war, um 12 Scudi monatlicher Unterstützung anzubetteln. Eine dumpfe Sehnsucht nach dem Tode war damals in der Brust des Dichters das herrschende Gefühl. Die begeisterte Freundschaft eines jungen Neapolitaners, Ranieri, sollte indeß die letzten Tage seines Lebens [illegible] gestalten. Er begleitete den Freund nach Neapel, wohnte mit ihm abwechselnd in via Capodimonte und am Fuße des Vesuvs in einem Gartenhäuschen in der Nähe der Portici. Hier in Neapel machte Leopardi die Bekanntschaft des Grafen von Platen. Ein anderer dieser Freund dieser Kreise, der Philologe H. W. Schulz, jetzt Professor in Halle, schildert das Verhältniß der beiden Dichter mit folgenden Worten:

Zu den genauesten Freunden Leopardi's und [illegible] zählte in jener Zeit der Graf August von Platen, den [illegible] Tags mit ersterm bekannt machte. Platen hatte [illegible]

Gesänge Leopardi's mit Bewunderung gelesen, Leopardi hörte dagegen zum ersten mal den Namen des deutschen Dichters. Das erste Zusammentreffen war kalt und höflich, da Platen bei neuen Bekanntschaften in der Regel einsilbig und verlegen war. Bald aber entspann sich ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen diesen ausgezeichneten Männern, und es verging kein Tag, ohne daß Platen seinen kranken Freund auf eine Stunde heimsuchte. Viele geistige Berührungspunkte vereinten beide Dichter. Beide waren von glühender Begeisterung für das Alterthum durchdrungen, und jeder war ein lebendiger Vermittler classischen Geistes und classischer Form bei seinem Volke. Platen beurkundete dies durch hohe Sprachkunst und umfassende Kenntniß, er war mannichfaltiger angeregt, und sein poetischer Kreis war von größerm Umfang. Der Italiener stand dagegen mehr auf antikem Boden, und die Bewunderung der Vorwelt war bei ihm Sache des Gemüths. Werth mußte Leopardi, dessen ganzes Leben ein Klaggedicht auf das gefallene Italien war, ein fremder Dichter sein, in dessen letztern Werken überall eine entschiedene Vorliebe für das italienische Mittelalter durchblickt. Beide Dichter fühlten sich aus politischen und persönlichen Gründen unglücklich. Die Verhältnisse im Nordosten Europas umgaben mit Schreckbildern die letzten Tage von Platen's Leben. Daneben glaubte er sich von seiner Nation verkannt, und dieses wol ungerechte Gefühl des persönlich höchst bescheidenen Mannes wurde durch das unklare Bewußtsein verstärkt, daß er zu Größerm berufen war, als er geleistet. Er trat einst mit vollem Bewußtsein aus dem Epos des Befreiungskriegs, und sein poetisches Gefühl brach durch die Umgebungen der Alltagswelt, die bald nach jenen Zeiten den vaterländischen Aufschwung verdrängte, mit bewältigender Satire hervor. Er stieg von den Alpen in das Land der Schönheit herab, um eine Welt für das Heldengedicht zu finden, das er in sich trug. Aber der Geist wird hier in dem großen Friedhof der Vorzeit aus einer elegischen Gedankenwelt in die andere getragen, und die lieblichen Bilder der Gegenwart, die über den Gräbern hinscherzen, bieten dem Dichter mannichfaltige Blüten zu idyllischen Gestaltungen; aber der Dichter schlummert ein in der Poesie, die ihn umgibt, weil er sie nicht erzeugen muß, um mit ihr zu leben, und die Kraft und Begeisterung, die den Reichthum von Episoden zum epischen Ganzen verweben muß, kann nur das Vaterland und nur ein Land geben, welches von der Hoffnungspoesie unsers Jahrhunderts angeregt ist. So zerschmolz Platen's Heldengedicht vor Italiens Sonne und löste sich in bunte Strahlenbrechungen auf. Der Dichter weihte Italien, dem er halb angehörte, seine herrlichen Oden, Sonette und Idyllen. Leopardi war weniger Weltbürger als Platen, er lebte nur für und in Italien, sein eigenes Unglück war ihm identisch mit dem Gefühl des Verfalls seines Volks. Wie er an dessen Auferstehung verzweifelte, so suchte er auch keinen Trost für sich, keinen Ruhm, keine Fortdauer seines Namens und seiner Seele nach dem Tode. Beide Dichter hatten ein satirisches Element: in Platen ist es mehr die Satire der geistigen Superiorität als des schneidenden Witzes; Leopardi's Satire ging aus Mismuth und dem Gefühl der Nichtigkeit alles Menschlichen hervor.

In Neapel veranstaltete Leopardi noch eine neue Ausgabe seiner „Operette morali" (Florenz, Piatti, 1834), dichtete die letzten Canzonen: „Il tramonto della luna" und „La ginestra", schrieb mehrere kleinere Prosawerke und eine große Zahl scharfsinniger Aphorismen und widmete sich der Vollendung eines satirisch-politischen Heldengedichts: „Paralipomeni della Batracomiomachia", das nach seinem Tode, ebenso wie sein Briefwechsel und eine Sammlung seiner philologischen Studien herausgegeben wurde. Ueber das satirische Epos macht Brandes die folgenden Mittheilungen:

Es ist dies Gedicht in acht Gesängen in den schönsten ottave rime geschrieben, welche die neuere italienische Literatur aufzuweisen hat. Der Inhalt ist eine Satire auf die unglückliche Revolution der Neapolitaner vom Jahre 1820, welche mit der Besitznahme des Königreichs durch die Oesterreicher endete, ein Kampf, der unter der Homerischen Fiction eines Kriegs der Frösche mit den Mäusen dargestellt wird. Er geißelt in diesem Gedicht das lächerliche Verschwörungswesen der Carbonari und das Strohfeuer ihres Liberalismus. Gegen das Ende richtet er seine Satire gegen die Gläubigen aller Zeiten in einer Weise, die wir schon aus seinen prosaischen Schriften kennen. Zwischen der Verneinung alles Glaubens und aller Hoffnungen brechen hier und da herrliche Gedanken hervor, voll von der Begeisterung seiner Jugendgedichte für die Freiheit und Größe seines Vaterlandes und voll von Hoffnungen auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts. Niemals aber wird sich diese Satire wegen ihres pessimistischen, alles verneinenden Radicalismus einer besondern Anerkennung zu erfreuen haben.

Leopardi starb an einem Herzleiden am 14. Juni 1837, nachdem die Furcht vor der Cholera seine letzte Lebenszeit verbittert hatte — ein merkwürdiger Widerspruch bei einem so von Todessehnsucht erfüllten Gemüthe.

Der Biographie des Dichters, die wir hier im Auszuge mitgetheilt haben, läßt Brandes eine Würdigung des Schriftstellers Leopardi folgen, die eine Blütenlese pessimistischer Anschauungen von Sokrates bis Schopenhauer mittheilt und bei manchem Treffenden doch auch unhaltbare Unterscheidungen, wie zwischen Byron's und Leopardi's „pathetischem" und Nikolaus Lenau's „pantheistischem" Weltschmerz, aufstellt. Dankenswerth ist die Skizze, in welcher Brandes uns die literarische Wirksamkeit Ranieri's, der seinem unsterblichen Lehrmeister Leopardi den socialen Roman „Ginevra" widmete, im Zusammenhang mit der Entwickelung der neuern italienischen Literatur schildert.

Man hat Leopardi, wie es auch bei Heine in der Regel zu geschehen pflegt, stets nur in Bausch und Bogen beurtheilt, ohne auf die innere Entwickelung des Dichters Rücksicht zu nehmen. Gleichwol ist eine solche in den Gedichten unverkennbar; die ersten, in der Form an Petrarca, im Inhalt an antike Muster sich anlehnenden Canzonen: „An Italien", auf „Dante's Monument", „An Angelo Mai", Gedichte, denen Leopardi vorzugsweise seinen Ruhm verdankt, unterscheiden sich wesentlich von seinen letzten pessimistischen Elegien, welche die Begeisterung der Nation nicht zu entzünden vermocht hätten; denn eine Weltanschauung, deren letzte Frucht die Resignation ist, wird niemals Enthusiasmus erregen. Jene Gedichte waren patriotische Elegien, welche die Thaten der Vergangenheit verherrlichten, und wenn sie auch der Gegenwart ihre Klagen weihten, so waren dies zugleich Mahnungen zur That, in denen die geharnischten Geister der Zukunft umgingen. Ja, der Dichter selbst will zu den Waffen greifen:

Wenn deine Augen auch zwei Wasserbäche,
Es könnten deine Zähren
Doch nie die Höhe dieser Schmach erreichen.
Denn du bist Magd und durftest Kronen tragen.
Ist einer, der nicht spräche,
Wenn er gedenket deiner frühern Ehren:
Sonst war sie groß, was blieb in unsern Tagen?
Und warum dies? Wohin sind Kraft der Glieder,
Ausdauer, Muth und Waffenschmuck gekommen?
Wer raubte dir die Wehre?
Trat List, Verrath so in den Staub dich nieder?
Ward mit Gewalt genommen
Der Purpur dir zusammt den goldnen Binden?
Wie, wann sankst du, o Hehre,
Herab von deiner Höh' in solche Tiefe?
Ist niemand von den Deinen mehr zu finden,
Der für dich kämpft? Ha, Waffen, gebt mir Waffen!

So will allein ich kämpfen und verbluten!
Wenn nur mein Blut wach riefe
In unſers Volkes Herzen neue Gluten.

So heißt es in der ſchwunghaft ſchönen Canzone „An Angelo Mai“:

Gewiß entſpricht's der Götter hohem Willen,
Daß jetzt, wo ſchlafumfangen
Vergeſſenheit das Haupt uns tief umnachtet,
Ein Mahnruf nun aufs neu' an uns ergangen
Von unſern Ahnen. Auf Italien achtet
Der Himmel alſo noch? Noch hat Erbarmen
Ein Gott mit unſern Schmerzen?
Jetzt oder niemals iſt's die rechte Stunde,
Die alte Tugend wieder zu erwecken
In den von Roſt zerfreſſnen Heldenarmen.
Denn, horch, zu aller Herzen
Dringt laut ein Ruf empor aus Grabesſchlunde,
Vergeſſne Helden ſtehen auf und ſtrecken
Empor das Haupt und fragen: mag's noch frommen,
O Vaterland, in Feigheit zu verkommen?

Ja in dem Gedicht: „Zur Vermählung meiner Schweſter Paolina“, werden ſogar die Frauen zu politiſchen Thaten aufgefordert. Anknüpfend an das Geſchick der Virginia heißt es:

Wol ſchien in deinen Tagen,
O Heldin, noch die Sonn' in ſchönerm Strahle,
Als uns ſie ſcheint; jedoch dein Grab verſöhnet
Dankbar mit Thränenopfern und mit Klagen
Das Vaterland. Von Zorn durchglüht ertönet
Ein Racheſchrei an deinem Todtenmale
Vom Mund der Söhne Roms. Sieh den Tyrannen
Erliegen ihren Streichen!
Und Freiheit hallt es wieder
In jeder Bruſt. Den Erdkreis zu bezwingen
Zieht Mars ins Feld und wirft die Völker nieder
Vom finſtern Pol bis zu des Südens Reichen.
O, möcht's den Frauu gelingen,
Rom wieder aufzuſchrecken
Und noch einmal aus träger Ruh' zu wecken!

Auch in der Dichtweiſe zeigt ſich in dieſen Canzonen ein Unterſchied von den ſpätern. Nicht nur ſind in der Form Latinismen merkbar; auch der Inhalt verräth den eifrigen Philologen, der breit ausgeführte Bilder aus dem Alterthum liebt. So werden in dem Gedicht „An Italien“ die Befreiungskämpfe Griechenlands und die Thermopylenſchlacht, in dem Vermählungsgedicht das Los der Virginia, in einem ſelbſtändigen Gedicht: „Brutus der Jüngere“, ſeine Todesbetrachtungen, ſo wird der Frühling in den Mythen der Alten dargeſtellt. „Sappho's letzter Geſang“ athmet helleniſchen Geiſt.

Es iſt Leopardi der begeiſterte Patriot, der uns in dieſen Geſängen entgegentritt, und nur hin und wieder finden ſich in denſelben Spuren jener auf alle Illuſionen verzichtenden Weltmüdigkeit, die in den ſpätern Gedichten vorherrſcht: ſo, wenn im ſchroffen Gegenſatz zu Schiller's unſterblichen Verſen:

Von des Lebens Gütern allen,
Iſt der Ruhm das höchſte doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch —

der ſterbende Brutus ausruft:

Nicht des Olymps noch des Kocytus Herrſcher,
Die tauben, ruf' ich ſterbend,
Auch nicht die Nacht, noch die unwürd'ge Erde,
Noch dich, den letzten Hoffnungsſtrahl des Todes,
Dich, Ruhm der Nachwelt. Soll die feige Heerde
Der Menſchen meine Gruft mit Thränen ehren,
Mit Wort und Spenden ſchmücken?
Die Zeit wird ſchlimmer; trägen Enkelſöhnen
Iſt nunmehr arger Weiſe
Die Ehre hoher Geiſter und die Rache
Für dieſe tiefe Schmach anheimgegeben.
Zieh um mich, ſchwarzer Vogel, deine Kreiſe!
Es mag den wilden Thieren
Zum Fraß mein Leib hier liegen,
Und mein Gedächtniß mag im Wind verfliegen!

Dieſen politiſch-begeiſterten Leopardi hofften die Freunde in Florenz zu finden. Statt deſſen war der Dichter abgeſtumpft gegen die Begeiſterung für das politiſche Ideal, nur erfüllt von Skepſis, Ekel am Leben, perſönlicher Verzweiflung — und dies iſt in der That das Gepräge der ſpätern Gedichte, die „endloſe Nichtigkeit des Lebens“ iſt ihr ſtets wiederkehrender Refrain. Gerade gegen die Zukunftshoffnungen der italieniſchen Jugend, die er ſelbſt mit einer an den Schild ſchlagenden, tönenden Begeiſterung wach gerufen, wendet ſich in dem „Widerruf an den Marcheſe Gino Capponi“, in dieſen archilochiſchen Jamben, die ſchonungsloſe Satire des Dichters Leopardi. Er verlacht das goldene Zeitalter, das die Zeitungsblätter einmüthig verkünden, prophezeit ſtets neue Kriege, ſogar jenſeit des Oceans (ein Vaticinium, das die jüngſte Zeit erfüllt hat) und beſingt den in allen Zeiten und Staatsformen ewig gleichen Sieg des frechen Wagniſſes, des Trugs und der Mittelmäßigkeit:

Zwar Eicheln wird die Welt gewiß nicht eſſen,
Wenn Hunger ſie nicht zwingt, auch nicht ablegen
Das harte Eiſen. Aber manchesmal
Wird Gold und Silber ſie verſchmähn, zufrieden
Mit Wechſelſcheinen. Auch des theuern Blutes
Der Seinen wird das herrliche Geſchlecht
Der Menſchen ſich nicht ganz enthalten, vielmehr
Wird mit Gemetzel ſich Europa decken,
So wie der Strand jenſeit des Oceans,
Die friſche Amme lauterer Geſittung,
Sei's, daß ein Streit um Pfeffer oder Zimmet
Und anderes Gewürz, um Zuckerrohr
Und was ſonſt hat Bezug auf Gold, zum Kampfe
Aufs Schlachtfeld treibt die brüderlichen Scharen.
Stets werden wahrer Werth und Tugend, Treue,
Beſcheidenheit, Rechtlieb', in jedem Staate
Daſtehen fremd und fern den öffentlichen
Geſchäften, oder immer unglückſelig,
Gekränkt ſein und im Kampfe unterliegen;
Denn ihnen gab Natur, im Hintergrunde
Zu ſtehen. Freches Wagen, Trug, vereint
Mit Mittelmäßigkeit — ſie herrſchen ewig,
Stets obenauf zu ſchwimmen auserleſen.
Herrſchaft und Macht, vereinigt oder einzeln,
Wird ſtets misbrauchen, wer ſie hat, und unter
Belieb'gem Namen. Dies Geſetz ſchrieb voreinſt
Natur und Schickſal in demantne Tafeln,
Und Volta nicht noch Davy werden's tilgen
Mit Blitzen, und ganz England nicht mit ſeinen
Maſchinen, noch mit einer Gangesflut
Politiſcher Schriften dieſe neue Zeit.
Stets wird der Gute elend ſein, im Glanze
Der Schuft und der Gemeine, alle Welt
Wird gegen edle Seelen ſtets verſchworen
In Waffen daſtehn; wahrer Ehre folgt
Verleumdung, Haß und Neid; ſtets wird der Schwache
Des Starken Beute ſein, des Reichen Bauer
Und Knecht der Bettler, in jedweder Staatsform;
Ob nah' wir wohnen oder fern den Polen
Und dem Aequator, ewig wird's ſo bleiben,

So lang' als Aufenthalt uns dient die Erde
Und uns des Tages Fackel nicht verlischt.

Diese Klagen werden in den letzten Gedichten oft
onoton; wir wandern von Vers zu Vers wie von einem
ichenstein zum andern, und wie Moderhauch vom Kirch-
fe weht es durch die Dichtung. Nur wenn der Poet
e Enttäuschung der Liebe singt, wie in seiner „Aspasia",
enn er der schönen Träume der Jugend gedenkt, wie in
n „Erinnerungen" und in dem „Untergang des Mon-
s", oder wenn er großartige Naturbilder in die gleich-
m auf Lavaschutt aufgerichteten Steintafeln seiner Dich-
ng einträgt, wie in der prächtigen, von den Flammen
s Vesuv beleuchteten Canzone auf den „Ginster" — da
gt sein angeborenes Talent über die einförmige Trüb-
igkeit seiner Weltanschauung, und wenigstens die Fata-
organa der Poesie leuchtet über einem an Illusionen
armten Leben.

Die Uebersetzung von Brandes ist fließend und
u; er hat fast immer die Form der Metra, den
chsel des Settenario mit dem Endecasillabo in den
ien Canzonen, die Reimstellung und den Binnenreim
behalten. Die Schwierigkeit der verwickelten Construc-
ren, die oft nach Art der Maccaroni ineinander ver-
ungen sind, ist meist gelichtet und dem Verständniß
ffnet. Dem scharfen Urtheil, das Brandes über Ha-
ling's Uebersetzung fällt, mögen wir nicht beistimmen.
ag dasselbe begründet sein in Bezug auf einzelne Ver-
e gegen die Treue in Form und Inhalt — den schwung-
en Ausdruck und das lapidare Stilgepräge des Dich-
, dessen Form oft wie carrarischer Marmor mit dem
ischen der althelleniſchen Dichtkunst wetteifert, hat Ha-
ling meistens glücklich getroffen.

In Bezug auf Alexander Petöfi können wir
kürzer fassen. Wir haben bereits früher mehrfach
Charaktergemälde des genialen ungarischen Lyrikers
. Bl. entrollt; auch hat die neue Sammlung von
odor Opitz (Nr. 2), der bereits in zwei umfangreichen
den eine Uebersetzung der Petöfi'schen Gedichte ver-
ntlicht hat, nur eine supplementäre Bedeutung, denn
bringt nur einige erzählende und die eigentlich politi-
t, d. h. revolutionären Gedichte Petöfi's. Sehr
ndig ist die der Sammlung vorausgehende Biographie
Dichters abgefaßt. Auch sie ist zwar im wesentlichen
nnt; Kertbeny u. a. haben uns in das kurze, aber
selvolle Leben des Dichterjünglings eingeweiht; doch
ält die Darstellung von Opitz manche bisher weniger
nte Anekdote, die auf die Existenz des Fleischersohns,
Erlebnisse als gemeiner Soldat und als Insasse
erer provinzieller Thespiskarren zum Theil neues Licht
. Einfluß auf seine Entwickelung übten von den
en Dichtern namentlich Shakspeare, dessen „Coriola-
" er übersetzte (ähnlich wie neuerdings Herwegh, ein
eis, welche Anziehungskraft gerade dies Trauerspiel
die politischen Lyriker ausübt), dann Byron und
ley, deren Einflüsse in den „Wolken" und in den
lenden Gedichten nicht zu verkennen sind, und zu-
Béranger, dessen Ton er in seinen politischen Chan-
nachahmte, ohne den selbständigen Charakter seines
nts dabei zu verleugnen. Von Goethe dachte er ge-
ringschätzig, wie dies bei einem Dichter, der die eigene Sturm- und Drangperiode nicht überlebte, begreiflich ist.

Ueber den vielfach bezweifelten Tod Petöfi's theilt Opitz die Erzählung J. Lengyel's in der „Vasárnapi Ujság" mit. Petöfi fand seinen Tod in dem Treffen bei Fejéregyháza, welches Bem den Russen lieferte:

Das Dorf Fejéregyháza war im Herbst 1848 abgebrannt und lag in Trümmern. Zwischen diesen Trümmern nahm Lengyel in seiner Eigenschaft als Regimentsarzt, da der Ort außerhalb der Schußweite lag, zugleich mit Petöfi nach dem Beginn des Treffens Platz. Während Lengyel mit dem Verbinden der Verwundeten beschäftigt war, saß der Dichter auf dem Rest eines Backofens, ganz versunken in das Anschauen des Kampfes und der Gegend. Mehreremal sprang er auf und entfernte sich, kehrte aber wieder zurück und schien sich darüber zu amusiren, wie szekler Fuhrleute, die nicht fern niederschlagenden Kugeln auflasen. Nachmittags gegen 4 Uhr begann die Schlacht blutiger zu werden. Da sah Lengyel, wie Petöfi inmitten der Verwundeten verweilte und sich an das Brückengeländer über dem Bach, unterhalb Fejéregyházas, lehnte. Etwa 200 Schritt von ihm entfernt beschoß ein Sechspfünder die neben der Landstraße stehende russische Cavalerie. Wahrscheinlich fügte ihr das Geschütz großen Schaden zu; denn bald begannen die Russen das Feuer heftig zu erwidern. Eine Kugel fuhr kaum 30 Schritte von Petöfi in die Erde. Der aufwirbelnde Staub hüllte ihn ein und drang ihm, schien es, in die Augen; denn er wischte sie lange mit dem Rockschoße aus. Hierauf verließ er die Brücke und näherte sich dem Verbandplatz. Hier versank er, mit dem Rücken an einen Thorpfosten gelehnt, so in Gedanken, daß selbst der bald darauf entstehende furchtbare Lärm seine Aufmerksamkeit nicht nach dem Ort, von wo der Lärm kam, hinzulenken vermochte. Lengyel eilte an ihm vorüber, um die Ursache zu erfahren und fragte ihn im Vorübergehen: „Was gibt's, Major?" Petöfi gab keine Antwort. Die Ursache des Lärms aber war folgende: Kaum 2000 Schritte von der Stelle, wo der Dichter stand, brachten zwei Kosackenregimenter ein dichtgeschlossenes Honvedbataillon in Verwirrung. Die Husaren, 300 Pferde, hielten sich, waren aber der Uebermacht nicht gewachsen. Lengyel rief Petöfi zu und zeigte mit der Hand auf die sich nähernde russische Cavalerie. Petöfi rührte sich nicht und sagte nur: „Bettelkram!" Indeß ergriff einige Minuten später die ganze Front die Flucht. Lengyel winkte Petöfi wieder, indem er ihn auf den linken Flügel aufmerksam machte, dessen Führer selbst bereits floh. Die Husaren waren bereits alle davon, die Artillerie verließ ihre Geschütze; die einen sprengten dem Walde, die andern der Landstraße zu. Auch Lengyel schwang sich jetzt aufs Pferd und trabte quer durch das Dorf. Den Flüchtigen setzten die beiden Kosackenregimenter nach, ein drittes aber kam ihnen am Ufer des Flusses Kükölö entgegen, um die geschlagenen Ungarn so in einen Kreis einzuschließen und ihnen das Entrinnen unmöglich zu machen. Die Husaren und der größte Theil der Berittenen hatten noch Zeit, aus dem Kreise hinauszukommen; von der Infanterie aber rettete sich nur die Reserve. Wer innerhalb des Kreises war, war verloren. Unter diesen Eingeschlossenen befand sich auch Petöfi. Von einem Hügel, den er glücklich erreicht hatte, blickte Lengyel zurück und sah den Dichter, wie er entblößten Hauptes, mit weit offen stehendem Hemdkragen und fliegenden Rockschößen floh. Dicht hinter ihm die Kosacken mit wildem Siegsgeschrei. Zwei Kosacken stürzten auf ihn und stachen ihn mit den Lanzen nieder. Des Dichters Leiche theilte mit 134 andern Gefallenen ein gemeinsames Grab. Die Grabstelle befindet sich auf dem obern Theil des Dorfgebiets von Fehéregyháza, am Ufer des von Ezak herabkommenden Baches. Die vorübergehenden Szekler verfehlen nie, einen Stein auf die Stelle zu werfen, und wenn sie nicht jährlich wieder geebnet würde, wären diese Steine bereits zu einem großen Hügel aufgethürmt.

Die poetischen Erzählungen, welche Opitz in einer oft spröden, unmelodischen, ebenso oft aber auch schwunghaften Uebersetzung mittheilt, zeigen das Talent Petöfi's

nicht auf ſeiner Höhe. „Der Zaubertraum" hat anmuthige Lieblichkeit der Bilder und phantaſtiſchen Reiz; in „Salgó" iſt der Stoff etwas wüſt und craß und erinnert an grelle Räuberromantik. „Iſtók der Narr" dagegen iſt eine Pußtenidylle, welche mit ihrer Clownſtaffage an ähnliche Situationen in Shakſpeare's romantiſchen Luſtſpielen erinnert, während „Maria Szécſi" die ungariſche Heroine ſchildert, deren Kampfesmuth von der Liebe beſiegt wird. Petöfi's Freund, Aráný, hat bekanntlich denſelben Stoff in der „Belagerung von Murany" behandelt, und wir ſtehen nicht an, dieſer Dichtung, wegen ihrer klaren epiſchen Haltung, den Vorzug einzuräumen vor der nur von flackerndem Sprühfeuer beleuchteten Erzählung Petöfi's.

Die „Patriotiſche und revolutionäre Lyrik" bildet den Kern der neuen Sammlung. Die einzelnen Gedichte ſind ungleich an Werth; aber da Petöfi wie Tyrtäos und Körner ſelbſt das Schwert ergriff, ſo durchweht die Poëme der friſcheſte Lebenshauch. Der Dichter widmet der Seelenwanderung ein kurzes Gedicht, in welchem er ſich erinnert, daß er früher Caſſius in Rom, Tell in Helvetien und Camille Desmoulins in Paris war. Mit dem letztern Volkstribunen hat er allerdings einige Aehnlichkeit; denn wie jener gab er im März 1848 den Hauptanſtoß zur Revolution und war der Führer der demokratiſch-republikaniſchen Jugend Ungarns. Die Gedichte vor 1848 erinnern vielfach an Béranger und Herwegh; ſie athmen nationale Begeiſterung und Kampfesluſt; der Dichter träumt von blutigen Tagen, welche die alte Welt zertrümmern; er ſagt von Ungarn:

Wandert durch die ganze Erde,
Welcher Gott einſt rief ſein: Werde!
Sicher hat nicht ſeinesgleichen
Ungarn unter allen Reichen.
Wie ſoll man dies Volk betrachten?
Es bedauern? Es verachten?
Iſt die Erde Gottes Hut, dann
Steckt dies Land als Strauß am Hut dran!
So ſchön iſt dies Reich, ſo blüht es,
So erquickt Aug' und Gemüth es,
Und ſo reich iſt's!.. Goldgelb wogen
Auf den Ebnen Aehren, Wogen
Eines Weltmeers, die ſich wiegen;
Und wie viele Schätze liegen
In der Berge Innenraume:
So viel ſieht man nicht im Traume!
Und dies Volk, obſchon ſo reich, iſt
Dennoch einer Waiſe gleich, iſt
Hungrig und in Lumpen geht es,
Nah dem Untergange ſteht es.
Und wie voll iſt von Demanten,
Perlen ſein Geiſt, unerkannten!

Er lieſt im Buche der Weltgeſchichte:

„Lebt' ein Volk am Tiſzaſtrande
Tauſend Jahr, feig, träg, in Schande!" —
Vaterland! Wann wirſt auf deinen
Roſt'gen Namen einen kleinen
Strahl du werfen, blank ihn machen?
Wann zum Selbſtgefühl erwachen?

Der Gedanke quält den Dichter, daß er im Bett ſterben werde:

Langſam hinſchwinden, wie das Licht vergeht,
Das in verlaſſner leerer Stube ſteht.
Nicht ſolchen Tod, ich fleh' zu dir,
Mein Gott, nicht ſolchen Tod gib mir!
Ich ſei ein Baum, den reißt der Blitz in Splitter,
Den mit der Wurzel wirft das Ungewitter;
Ich ſei ein Fels, welchen herab von oben
Ins Thal ſtürzt allerſchütternd Sturmestoben!
Wenn ſeines Sklavenjoches ſatt
Einſt jedes Volk eilt zur Walſtatt;
Wenn die Geſichter glühn, die rothen Fahnen wehen,
Worauf als heilige Parole ſtehen
Wird: „Weltfreiheit!"
Und dies Wort weit
Von Oſt nach Weſt hellklingend ſchallt;
Wenn Tyrannei im Kampf damit zuſammenprallt:
Dann mag ich ſinken,
Im Schwerterblinken,
Dann mag mein Blut vor aus dem Herzen ſpringen,
Und wenn von meinen Lippen freudig klingen
Die letzten Worte, mögen ſie verhallen
In Stahlgeklirr, Geſchmetter, Donnerknallen!

In dem Gedicht: „Meine Lieder", weht der Geiſt Béranger'ſcher Chanſons, ebenſo im „Lied der Wölfe" und der „Hunde", in dem überaus ſchönen Gedicht: „Ein heiliges Grab", in dem Lied: „Magyar bin ich", „An die ungariſchen Politiker". Der lyriſche Tokayerausbruch von 1847 iſt der feurigſte; dieſe Gedichte zeigen ganz deutlich, daß Béranger's geſchloſſene Dichtweiſe, mit den in Refrains ſich abſchließenden Strophen, bildend auf den jungen magyariſchen Poeten eingewirkt und ſeine frühere dithyrambiſche Zerfloſſenheit zu größerm Zuſammenhalt, zu mehr künſtleriſcher Concinnität verdichtet hatte.

Mit dem Jahre 1848 nimmt die Revolutionslyrik einen mehr grimmen, wüſten Charakter an; dieſe Gedichte ſtehen in grellerer Beleuchtung als ſelbſt die ähnlichen, die Freiligrath nach den deutſchen Revolutionstagen dichtete. Der Henker ſpielt darin eine zu große abſchreckende Rolle. Nicht nur die Könige will der Dichter, der ſich ganz in einen Republikaner verwandelt hat, „erhöhen"; über alle, welche die Magyaren kränkten, ſoll ein Blutgericht gehalten werden, daß die Welt ein Graus erfüllt, hunderttauſend Köpfe ſollen fallen; es wird verheißen, daß Oeſterreich zu Grunde gehen wird wie Jeruſalem, und ſeinen Kaiſern eine Vernichtungshymne geſungen; ja ſelbſt in den Tropen des Dichters ſpielt der Galgen eine große Rolle.

Das alles erinnert mehr an Saint-Juſt als an Camille Desmoulins; es iſt ein Terrorismus, der in der Dichtung unſchön wird; der Dichter tritt gleichſam mit dem Staub und Blut der Wirklichkeit bedeckt in die Hallen der Dichtkunſt ein. Dennoch iſt auch in dieſen revolutionären Sturmliedern eine wenn auch wilde, doch geniale Kraft unverkennbar; einige athmen in harmoniſcher Form glühenden Patriotismus, andere, wie das „Schlachtlied", ſind in heroiſchen Lakonismen gedichtet und fordern die muſikaliſche Begleitung heraus zu dem kriegeriſchen Takt, der ſie durchdringt. Intereſſant iſt auch das Gedicht: „Der alte Fahnenträger", das Petöfi ſeinem Vater widmet, der mit 58 Jahren noch in den Krieg zog. Auch die letzten Gedichte, welche den General Bem verherrlichen, athmen begeiſterte Pietät. Immerhin ergänzt dieſe Sammlung das Bild eines bedeutenden Lyrikers, dem neben den wortgetreuen, aber oft ungelenken Ueberſetzungen von Opitz und Kertbeny, eine freiere deutſche Aneignung von ſeiten eines begabten Dichters zu wünſchen wäre.

Rudolf Gottſchall.

Ein Beitrag zur Geſchichte der Pädagogik.

ır Biographie Peſtalozzi's. Ein Beitrag zur Geſchichte der Volkserziehung. Von H. Morf. Erſter Theil: Peſtalozzi's Wirkſamkeit bis in die Mitte des burgdorfer Aufenthalts. Zweite vermehrte Auflage. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Leben und Wirken des großen Reformators der ıern Pädagogik iſt in ſeinen Hauptzügen uns längſt annt, ja vertraut; auch fehlt es nicht an längern und zern Lebensbeſchreibungen und biographiſchen Skizzen; : erinnern an die charakteriſtiſchen, farbenfriſchen Züge, che J. Ramſauer in der Skizze ſeines pädagogiſchen ens mittheilte; an das mit ebenſo viel Liebe als Ver- ıdniß aus lebendiger Erinnerung des Selbſterlebten vorfene Lebensbild, das Karl Blochmann zur Peſta- i-Jubelfeier veröffentlichte; an den betreffenden Ab- ıitt im zweiten Theil der „Geſchichte der Pädagogik" K. von Raumer; an die aus ſorgſamer Forſchung Sichtung des Quellenmaterials hervorgegangene Bio- phie Peſtalozzi's, welche Mörikofer in ſeinem Werke: e ſchweizeriſche Literatur des 18. Jahrhunderts", gegeben Aber noch viel Verdienſt iſt übrig: H. Morf hat im ı angeführten Werke eine höchſt werthvolle und dankens- he Arbeit mitgetheilt, welche nicht nur manche wichtige änzungen, reſp. Berichtigungen zu Peſtalozzi's Lebens- ıreibung im engern Sinne, ſondern auch, wie es der l richtig andeutet, willkommene culturhiſtoriſche Bei- e zur Geſchichte der Volkserziehung überhaupt gibt. ch dieſe breitere culturgeſchichtliche Grundlage, auf je die biographiſchen Mittheilungen geſtellt ſind, er- das Lebensbild ſelber erſt das tiefere Verſtändniß. a jeder große Mann, ſei er ein Held des Kriegs oder ens, im Schulzimmer oder am Staatsruder, wird ſeiner Zeit ebenſo beſtimmt, gehoben, getragen, ge- , wie er beſtimmend auf ſeine Zeit einwirkt und die- ein Gepräge aufdrückt.

Der Verfaſſer hat ſich die Mühe nicht verdrießen laſ- urkundliche Nachrichten zu ſammeln und alte ver- te Actenſtöße zu durchwühlen, um ſich in einen mög- vollſtändigen Beſitz der Quellen zu ſetzen; und ſo ihm denn gelungen, überall individuell-concrete, und Perſönlichkeit ſcharf charakteriſirende Züge mit- n und zu wechſelſeitiger Beleuchtung zuſammenſtellen nnen, wenn auch ſeine Schrift keine künſtleriſch ab- dete Biographie aus Einem Guß darbietet. So ob- ſeine Darſtellung iſt und ſo ſehr er das eigene il vor der Fülle des Thatſächlichen, des urkundlich enen zurücktreten läßt, ſo merkt man dem Werke überall den Antheil des warmen Herzens an, das einem Gegenſtande ganz erfüllt iſt.

ie Einleitung, welche einen Ueberblick über die ſchwei- e Volksſchule am Ende des 18. Jahrhunderts gibt, manche pikante Einzelheiten über die traurige ffenheit der Schullocale, ſowie der Bildung der meiſter damaliger Zeit. Leinweber, Schneider, Mau- Ackerknechte verſahen den Schuldienſt neben ihrem erk und Geſchäft, mußten, da eigene Schulhäuſer anz ſpärlich vorhanden waren, die Schulkinder in Werkſtube zuſammenpferchen und erhielten für dieſe Aufopferung den ſpärlichſten Lohn. Mitunter kam es noch vor, daß der Lehrer gar nicht ſchreiben konnte; die Mehrzahl waren im Leſen wie im Schreiben arme Stümper. Das Aufſagen des Katechismus in der geiſtloſeſten Weiſe war noch bis zu Anfang unſers Jahrhunderts die Hauptſache. Von Klaſſeneintheilung war ſelten die Rede. Die Kinder ſaßen bunt durcheinander und lernten laut was ihnen der Schulmeiſter, von einem zum andern gehend, aufgegeben hatte. Das gab denn einen Höllenlärm. Wurde es einmal ſtiller, ſo rief der Schulmeiſter: „Kinder, warum lernt ihr nicht?" dann rauſchten die Wogen des Studiums von neuem.

Daß bei den Kindern der Armen von Schulbildung vollends keine Rede war, kann man ſich leicht denken; die Theilnahme für die Hülfloſen beſchränkte ſich auf Darreichung eines Almoſens und Gewährung einer Nachtherberge. In den Armenhäuſern, welche die Gemeinden etwa eingerichtet hatten, that man jung und alt, gut und ſchlecht zuſammen, ohne die Bildungsmittel zu gewähren, wodurch ſich die Unglücklichen aus ihrem Elend emporarbeiten konnten. Das Volk ſelber war — nach dem Geſetz der Trägheit — jeder Verbeſſerung ſeiner Schulzuſtände abhold. Es mußte aus ſeinem politiſchen, ſocialen, geiſtigen Schlaf aufgerüttelt werden. Das geſchah durch die Bajonnete der franzöſiſchen Republikaner, welche (im Frühjahr 1798) die alte Eidgenoſſenſchaft, die aus 13 ſouveränen Cantonen, 18 gemeinen Herrſchaften, 9 zugewandten und 2 ſchutzverwandten Orten beſtand, über den Haufen warfen und auf ihren Trümmern die eine und untheilbare helvetiſche Republik gründeten mit einer Centralgewalt, die ihren Sitz zuerſt in Aarau, dann in Luzern und zuletzt in Bern hatte. Sie beſtand aus dem geſetzgebenden Senat und Großen Rath, von welchem das Vollziehungsdirectorium gewählt wurde, dem wieder vier Miniſter zur Seite ſtanden. Eins der Miniſterien des neuen Staats war das für Künſte und Wiſſenſchaften, das einem von edelſter Begeiſterung für geiſtige und ſittliche Hebung ſeines Volks erfüllten Manne, Albert Stapfer, Profeſſor der Philoſophie und Philologie in Bern, übertragen wurde.

Wie Legrand, einer der Directoren der helvetiſchen Regierung, war Stapfer ein warmer Freund Peſtalozzi's, deſſen fruchtbare Ideen er zu würdigen, deſſen ſittlichen Kern er zu ſchätzen verſtand. Die Theilnahme Stapfer's an dem pädagogiſchen Reformationswerk ins rechte Licht geſetzt zu haben, iſt ein nicht geringes Verdienſt der Morf'ſchen Schrift.

Stapfer hatte mit echt ſtaatsmänniſchem Blick erkannt, daß die vom Volke ohne deſſen Zuthun neu gewonnene Freiheit nur durch eine erweiterte und vertiefte Bildung zu ſtützen und zu behaupten ſei, er richtete ſein Hauptaugenmerk auf Gründung und Hebung von Landſchulen und brachte auch die Einrichtung einer Normalſchule zur Bildung von Schullehrern in Anregung. In einer Botſchaft an die Räthe ſagte er:

Dann erſt, wenn unſere Mitbürger ſehen werden, daß ihre Veredlung und ihr Menſchenwerth uns am Herzen liegen, daß wir ſie zur Selbſtändigkeit zu erziehen, ſie zum Selbſt-

denken, Selbsthandeln und zur Selbstachtung emporzuheben suchen: dann erst werden sie glauben, daß die Revolution nicht blos ein von der Laune des Glücks herrührender Herrscherwechsel, sondern eine wahre Wiedergeburt des Staats, eine Veränderung ist, die auf das allgemeine Beste und die Achtung gegen die Menschheit berechnet war.

Das war die reine und volle Stimme des 18. Jahrhunderts, der Ausdruck des idealen Strebens, von welchem sich alle hervorragenden Geister desselben ergriffen fühlten, das sich negativ im Niederwerfen aller auf Vorurtheil und Verknöcherung des Ueberlieferten beruhenden Schranken menschlicher Thätigkeit und Entwickelung, im Haß gegen allen Absolutismus, mochte dieser von einem Fürstenthron oder von privilegirten Patriciersippen ausgehen, positiv aber in Herstellung eines Rechtsstaats, in welchem auch die unterste Volksklasse als ebenbürtig erkannt und der Bildung des Geistes und Gemüths für würdig erachtet wird, offenbarte. Die Idee der Humanität hatte besonders im protestantischen Genf und Zürich einen fruchtbaren Boden gefunden und der Geist Rousseau's regte sich mächtig in allen strebsamen patriotisch gesinnten Männern. Pestalozzi's Jugend fiel in die Zeit des regsten politischen Lebens seiner Vaterstadt Zürich, am Gymnasium, dem collegium humanitatis, wirkten Männer wie Bodmer und Breitinger, die nicht blos durch ihre hohe wissenschaftliche Bildung, sondern auch durch ihren Charakter und edeln Patriotismus sich auszeichneten, welche in den Gemüthern ihrer Schüler ein Feuer des sittlichen Enthusiasmus, des Strebens nach Unabhängigkeit und Reinheit der Gesinnung, der Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe entzündeten, das nicht blos augenblicklich aufflackerte, sondern das ganze Leben eines Lavater, H. Füßli, Pestalozzi u. s. w. durchwärmte. Verzehrend und reinigend wandte sich dies Feuer gegen die gnädigen Herren von Zürich, deren unlauteres Treiben ans Licht gezogen wurde. Zu Anfang des Jahres 1765 gründeten die Patrioten ein Localblatt, das sie den „Erinnerer" nannten, worin sie — durch die Censur an politischen Erörterungen gehindert — rein sittliche Aufgaben zu lösen sich vorgenommen hatten. Der zwanzigjährige Pestalozzi war Mitarbeiter; aus seinen Aufsätzen theilen wir nur folgende Stellen mit:

Ein junger Mensch, der in seinem Vaterland eine so kleine Figur macht, wie ich, darf nicht tadeln, nicht verbessern wollen; denn das ist außer seiner Sphäre. Das sagt man mir fast alle Tage; aber wünschen darf ich doch? Ja, wer wollte mir das verbieten, das übel nehmen können? Ich will also wünschen und mein Wünsche den Leuten gedruckt zu lesen geben; und wer mich mit meinen Wünschen auslacht, dem wünsche ich — gute Besserung! —

Daß doch kein großer Geist zu träge wäre oder es für seiner unwürdig hielte, für das gemeine Beste mit unverdrossenem Muthe zu arbeiten, keiner auf die geringern, aber fleißigern und treuern Mitgeschöpfe mit Verachtung herabsähe! —

Daß doch ein jeder, der für sich brav ist, bemüht wäre, nur einen einzigen andern auch so zu machen, durch besonderes Beispiel, Aufsicht, Anleitung u. s. w.; alsdann hätten wir schon wieder einmal so viel brave Leute wie jetzt! —

Daß doch jemand einige Bogen voll einfältiger, guter Grundsätze der Erziehung, die auch für den gemeinsten Bürger oder Bauer verständlich und brauchbar wären, drucken ließe, und daß dann einige großmüthige Personen verschafften, daß diese sehr wenigen Bogen umsonst oder nur etwa für einen Schilling an das Publikum überlassen würden, und daß dann alle Geistlichen zu Stadt und Land diese gemeinnützigen Bogen austheilten und alle Väter und Mütter, denen sie in die Hände kommen würden, diesen vernünftigen und christlichen Erziehungsregeln folgten — aber, ja, das heißt freilich viel auf einmal gewünscht.

Schon aus diesen wenigen Sätzen erkennt man das Ziel, nach welchem Pestalozzi strebte, das ihm bei allen scheinbaren Abweichungen in der Wahl seines Berufs klar und fest vor der Seele stand. Als Geistlicher, so hoffte er, würde er sich des Volks am wirksamsten annehmen können und so studirte er Theologie, vernachlässigte dabei nicht die Lektüre der Alten und des Ausgezeichneten der neuesten Literatur, machte sich auch unter der Leitung Breitinger's mit der Wolf'schen Philosophie vertraut. Eine verunglückte Predigt (in seiner Zerstreutheit hatte er sogar das Vaterunser nicht richtig gebetet) bestimmte ihn, der Theologie zu entsagen und er ging zum Studium der Rechtswissenschaft über, welche die geistigen Mittel gewährte, in die öffentlichen Verhältnisse Zürichs thätig einzugreifen. Aber ein Gemüthsmensch, ein Idealist, ein unpraktischer Träumer, als welcher Pestalozzi sich selbst und andern erschien, hatte doch zu wenig Wahlverwandtschaft mit dem nüchternen Beruf eines Rechtsmannes, und als Demokrat, der zu den Patrioten gehörte, welche selbst die Landvögte mit ihren öffentlichen Anklageschriften nicht verschonten, hatte er sich von vornherein mit den herrschenden Familien verfeindet, sodaß er von diesen auf gar keine Unterstützung rechnen durfte. So entschloß er sich, sein Glück in der Landwirthschaft zu versuchen. Lag doch das Leben des Landbauers als das der Natur am nächsten gestellte ganz im Zuge der von Rousseau'schen Idealen bewegten Zeit. Er kaufte Land zwischen dem Dorfe Birr und dem Brauneggberge, zuerst 15 Juchart, und brachte, vom züricher Bankierhause Schultheß unterstützt, allmählich den Gütercomplex auf 90—100 Juchart. Es sollte eine großartige Krapppflanzung in Flor gebracht werden. Aber der gute Pestalozzi hatte auf ökonomischem Gebiet zu wenig Erfahrung und griff fehl in der Wahl des Mannes, dem er die Leitung des einzelnen anvertrauen mußte. Im Neuhof, wie er sein neugebautes Wohnhaus nannte, richtete er eine Armenanstalt ein und hatte bald 50 Zöglinge, die im Sommer mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und dergleichen Handarbeiten beschäftigt und gleichzeitig unterrichtet wurden. Seine treffliche unermüdlich thätige Gattin stand ihm rüstig zur Seite. Doch nur fünf Jahre hatte das edle Unternehmen Bestand. Die Schulden hatten sich gehäuft, das züricher Haus zog die helfende Hand zurück. Die schlimmste Einbuße, welche Pestalozzi erlitt, war jedoch nicht sein finanzieller Ruin, sondern die Erschütterung des Vertrauens seiner Freunde, die ihn für einen Menschen hielten, dem nicht zu helfen sei. Er selber, obwol niedergebeugt, hatte keineswegs den Glauben an die Wahrheit und Richtigkeit seiner Ideale verloren, hatte im unablässigen Ringen seine Kräfte geübt und werthvolle Erfahrungen gemacht. Kurz nach der Auflösung seines Armenhauses schrieb er die „Abendstunde eines Einsiedlers" und veröffentlichte den Aufsatz in Iselin's „Ephemeriden" (Maiheft 1780); es war sein tiefgedachtes und tiefempfundenes pädagogisches Glaubensbekenntniß; H. Morf hat recht daran gethan, es als erste Beilage vollständig mitzutheilen.

Damit war dem Thätigkeitstriebe des pädagogischen Schriftstellerthums der Weg eröffnet. Die Brüder Füßli waren der Ansicht, Pestalozzi könne wol als Schriftsteller sich auch ökonomisch wieder emporbringen und ermunterten ihn zu fernern schriftstellerischen Arbeiten. Pestalozzi versuchte, Marmontel's „Contes moraux" nachzuahmen, schrieb fünf oder sechs dergleichen Erzählungen, aber keine befriedigte ihn. Mit der siebenten begann er, den pädagogischen Ideen, die in ihm lebten, einen Ausdruck zu geben, und siehe da, „es floß ihm aus der Feder, er wußte nicht wie". In wenig Wochen war die Erzählung zu einem Buche angewachsen, voll künstlerischer Form, ohne daß er über den Plan und die Anlage sich viel Kopfbrechens gemacht hatte, voll epischer Ruhe und klarer Gegenständlichkeit, und doch mit dem vollen Antheil des Herzens geschrieben, aus dem Leben geschöpft, lebenswahr und lebenswarm, und alles so einfach und schlicht, daß es auch der schlichteste Bauernverstand zu fassen vermag. Der Verfasser bemerkt:

Wenn wir von Pestalozzi sonst nichts wüßten und nichts besäßen als dieses Werk, das Zeugniß eines großen Mannes könnte ihm nicht entgehen. Da schafft nun Gertrud eine Wohnstube und einen Hausgeist, wie er sie in seiner Armenanstalt wollte und anstrebte. Da redet er sein erstes, eindringliches Wort an die Armen und Verlassenen, an das Herz derer, die an Gottes Statt für sie sorgen sollen, sein erstes Wort an die Mütter, an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann.

Die gewaltige Wirkung, welche das Buch gleich nach seinem Erscheinen hervorbrachte, ist bekannt; hoch und niedrig, arm und reich lasen das Buch mit ungetheiltem Interesse.

Kalender trugen Bruchstücke in die abgelegenste Hütte, Pestalozzi's Name wurde überall mit Ruhm genannt. Die ökonomische Gesellschaft in Bern überschickte ihm ein Dankschreiben, 50 Dukaten und eine Medaille von demselben Werth mit der Inschrift: Civi optimo! Hr. Effinger auf Wildegg ließ ihn in seinem Wagen mit Bedienten in Livree zum Essen abholen. Ja, es schien, als sollte das Erscheinen dieses Buchs einen bedeutenden Einfluß auf seine ökonomischen Verhältnisse und seine Lebensstellung haben. Der Großherzog Leopold von Toscana trat durch seinen Minister mit ihm in Briefwechsel und war im Begriff, ihn anzustellen, als er durch den Tod Joseph's II. auf den deutschen Kaiserthron berufen wurde, wo er ob den Sorgen für sein großes Reich Pestalozzi's vergaß.

Es zeigt sich im Entwickelungsgange jedes urkräftigen Geistes, daß äußere Hemmnisse und Widerwärtigkeiten, die ihn von seiner Bahn abzulenken scheinen, seine Federkraft nur erhöhen und ihn desto sicherer seinem Ziele nahe bringen. Pestalozzi war nun erst auf den Punkt gelangt, in Demuth und Selbstvertrauen zugleich, im vollen Bewußtsein der ihm inwohnenden Kraft und ihrer Schranken, den großen für sein Leben und Wirken, für Mit- und Nachwelt entscheidenden Entschluß auszusprechen: Ich will Schulmeister werden! Er sprach dies Wort aus in den ersten Tagen der Neugestaltung seines Vaterlandes. Die schweizerische Staatsumwälzung, welche im Frühjahre 1798 begann, hob sein Gemüth und erfüllte es mit neuer Zuversicht auf Verwirklichung seiner Ideen für Volksunterricht und Armenerziehung. Schon im Mai desselben Jahres, als Stapfer, der Minister der Künste und Wissenschaften, noch in Paris weilte, machte er dem Minister der Justiz und Polizei folgende Eingabe:

Bürger-Minister!

Ueberzeugt, daß das Vaterland eine wesentliche Verbesserung der Erziehung und der Schulen für das niederste Volk dringend bedarf, und gewiß, daß durch drei- bis viermonatliche Versuche hierin die wichtigsten Resultate erörtert und bewiesen werden können, wende ich mich in Abwesenheit des Bürger-Minister Stapfer an den Bürger-Minister Meyer, um durch ihn dem Vaterlande meine diesfälligen Dienste zu anerbieten und ihn zu bitten, bei dem Directorio diejenigen Schritte zu thun, welche zur Erzielung meiner vaterländischen Zwecke nothwendig sein mögen!

Mit republikanischem Gruß

Pestalozzi.

Aarau, den 21. Mai 1798.

Stapfer trat gleich nach seiner Rückkehr mit Pestalozzi in freundschaftlichen Verkehr und wollte diesem die Gründung eines Schullehrerseminars übertragen, wozu sich Pestalozzi jedoch nicht geneigt finden ließ, da er vor allem in einer Armenschule seine Methode erproben und ihre Ergebnisse der Welt offenbar machen wollte. Sein Erziehungshaus sollte die Vorzüge der häuslichen Erziehung in die öffentliche übertragen. Schulunterricht ohne Umfassung des ganzen Geistes, den die Menschenerziehung bedarf, führt — so äußerte er sich — zu nichts als zur künstlichen Verschrumpfungsmethode unsers Geschlechts:

In der Wohnstube des Menschen vereinigt sich alles, was ich für das Volk und den Armen als das Höchste und Heiligste erachte. Von ihr allein geht die Wahrheit, die Kraft und der Segen der Volkscultur aus. Wo keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Wohnstube des Volks ist, da ist keine Wahrheit, keine Kraft und kein Segen in der Volkscultur, da ist keine wirkliche Volkscultur.

Sein Wunsch ward ihm gewährt; in einer Schar zerlumpter, geistig und leiblich verkommener Kinder, die er reinigte, nährte, pflegte und lehrte, entwickelte er sein pädagogisches Heldenthum und erwarb er den pädagogischen Lorberkranz Morf hat Pestalozzi's Wirksamkeit im Armenhause zu Stanz mit doppeltem Recht am ausführlichsten behandelt; einmal weil hier die ganze Fülle hingebender Liebe und heroischer Selbstentäußerung am reinsten sich offenbarte und die pädagogischen Grundsätze des erziehenden Unterrichts noch am unmittelbarsten, ohne alle Systematik und Künstelei der Schulweisheit zu Tage traten; dann aber auch, weil die Geschichte seiner Wirksamkeit in Stanz bereits manche Entstellungen erfahren hat, wie Noack's Buch über Pestalozzi zeigt. Es würde uns zu weit führen, näher ins einzelne zu gehen; nur die eine Bemerkung wollen wir nicht zurückhalten, daß auch H. Zschokke in mancher Beziehung einseitig und ungerecht über Pestalozzi urtheilte, weil er sich an manche Aeußerlichkeiten und Sonderbarkeiten des Mannes stieß und die Organisation einer Anstalt mehr in äußern Ordnungen und Formen, als im innern Leben des sie erfüllenden Geistes suchte. Verstandesmenschen und rationalistische Geister sind selten im Stande, die Kräfte des Gemüths recht zu würdigen und Charaktere, deren Schwerpunkt in diesen beruht, nach Verdienst zu schätzen.

A. W. Grube.

Ethnographie Tirols.

Oesterreich ist das classische Land für ethnographische Studien, und nicht wenig ist geschehen, die Geschichte der einzelnen Nationalitäten und ihrer Wechselbeziehungen zu erforschen. Der sich steigernde Eifer der Deutschen, ihre Rechte den Anmaßungen fremder Volksstämme gegenüber historisch zu begründen, hat vortreffliche Früchte getragen und nicht blos unter ihnen selbst eine festere Vereinigung und ein klareres politisches Bewußtsein erzeugt, sondern auch — und dies ist für die Wissenschaft von nicht zu unterschätzendem Nutzen gewesen — auf Seite der Gegner den Anstoß zu einer beträchtlichen Anzahl von Publicationen sprachwissenschaftlichen, historischen und ethnologischen Charakters gegeben. Das Sachsenland Siebenbürgens hat eine so reiche Geschichtsliteratur aufzuweisen, wie nur wenige Provinzen Deutschlands; die eigenthümlichen Verhältnisse der Deutschen in den Karpatenländern sind Gegenstand der eingehendsten Erörterungen geworden, und eine Geschichte des deutschen Einflusses auf die zur ungarischen Krone gehörenden Länder steht in naher Aussicht; seit Jahren bemüht sich der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen mit anerkennenswerther Regsamkeit um die Herbeischaffung des Materials, welches einer hoffentlich nicht allzu lange ausbleibenden Geschichte der Deutsch-Böhmen zu Grunde gelegt werden soll; besonders aber ist Czörnig's leider unvollendete Ethnographie des österreichischen Kaiserstaats zu nennen, ein Werk, dem kein anderer Staat ein ähnliches an die Seite setzen kann. Am wenigsten sind noch die ethnographischen Verhältnisse der Alpenländer erforscht, und besonders in den Ostalpen würden Sprachgelehrte und Historiker ein weites Feld für gelehrte Studien finden.

Tirol ist rühriger gewesen und hat durch manches treffliche, ebenso wissenschaftliche als patriotische Buch bewiesen, daß die Deutschen nicht gutwillig gesinnt sind, den Italienern Landschaften abzutreten, die von je zu Deutschland gehört haben. Unter jene heimischen Kämpfer für das Deutschthum der Rhätischen Alpen tritt jetzt auch einer „aus dem Reich", dem gegenüber die Heißsporne von Trient einen schweren Stand haben werden.

Als Anfang 1867 die Beilagen der augsburger „Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Artikeln über Ethnographie und Urgeschichte Tirols brachten, da erkannte mancher den ungenannten Verfasser dieser geist- und gemüthvollen Schilderungen in dem münchener Notar Ludwig Steub, einem der besten Kenner von Land und Volk Tirols. Denen nun, welche sich damals über diese ethnologischen Betrachtungen gefreut oder geärgert haben, bietet der Verfasser einen erweiterten Abdruck unter dem Titel:

Herbsttage in Tirol von Ludwig Steub. München, Merhoff. 8. 1 Thlr.

Im Herbst also, nachdem der Strom der Fremden sich verlaufen, hat Ludwig Steub seinen Wanderstab genommen, um über den Brennerpaß in jene warmen, rebenbekränzten Thäler des Etschlandes zu ziehen, „wo die dunkeln Cypressen stehen und die weißen Ferner über den schwarzen Wäldern sein Auge erfreuen". Für den Ethnographen gehört aber zu den Schätzen der Gelehrsamkeit ein fröhliches Gemüth und ein humaner Sinn. Ueber diese Eigenschaften hatte nun der münchener Notar in vollem Maße zu gebieten und außerdem noch über eine große Anzahl von Freunden in den Thälern des Inn, des Eisack und der Etsch, welche ihn aus seinen frühern trefflichen Schriften kannten und gern bereit waren, seine Studien zu fördern. Diesen Herren ist denn auch gebührend gedankt worden in dem zweiten Abschnitte des Buchs, welcher „Hall und Innsbruck" überschrieben ist und allgemeinen, aber doch recht geistvollen Betrachtungen über Tirol folgt. Der Verfasser versäumt es auch nicht, uns seine gelehrten Freunde aus dem „Bären" zu Hall und dem „Goldenen Adler" zu Innsbruck in der liebenswürdigsten Weise vorzustellen, wenn auch nur für kurze Bekanntschaft, denn der Weg zu den Quellen des Eisack hinauf und hinab zu dem rebengrünen Thalkessel von Botzen ist lang. In stiller Mondnacht führt Steub der Postwagen über den Brenner, und oben an der Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meere, an dem Ufer des stillen, grünen Sees kommen ihm mancherlei welthistorische Gedanken ein, die bei den Cimbern und Teutonen anfangen, um bei den letzten kaiserlichen Husaren aufzuhören, die vor wenigen Jahren durch das bairische Flachland zogen, um auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino zu verbluten. Er ruft aus:

Welch eine unabsehbare Musterung! Welche Trachten, welche Armatur, von den deutschen Bärenfellen, dem römischen Sagum, den Kettenpanzern und Stahlharnischen bis herunter zum Haarzopf, zu den Gamaschen und zum neumodischen Waffenrock! Wie viele Hunderttausende sind in glänzender Rüstung von Deutschland auf diesem Wege nach Italien gegangen, um nie mehr zurückzukommen! Wenn sie alle wieder beisammen wären auf diesen Almenwiesen und sie der Barbarossa commandirte, welch eine nächtliche Heerschau, hundertmal bedeutender und kolossaler als jene, die im Elysischen Feld der todte Cäsar hält! Wie die deutsch-italienische Leidensgeschichte hier ihren geographischen Zenith hat, so drängen sich an diesem Ort alle Erinnerungen aus jenen Zeiten wie zwischen zwei Felsenwände eng zusammen — gleichsam in einem melancholisch tönenden Harfenstrang.

Den wunderbaren Zauber, mit welchem das Land südlich vom Brenner den Nordländer umstrickt, fühlt man aus jeder Zeile von Steub's Schilderungen des Etschthals und des Trentino heraus; sein Sinn vertieft sich in jene „Mystik des Verfalls", welche den Historiker und Landschaftsmaler mehr anzieht als den Nationalökonomen, und er läßt vor des Lesers Auge romantische Bilder aus der Geschichte longobardischer Burgen, römischer Castelle und gothischer Kirchen in dämmernder Beleuchtung vorübergleiten. Trotz der längst verfallenen Schlösser, in deren Sälen schmuziges Landproletariat haust, trotz der romanischen Bauernhöfe, deren glaslose Fenster einen freien Blick auf italienische Unordnung gestatten, meint Ludwig Steub und mit ihm gewiß nicht wenige deutsche Patrioten, daß Tirol für alle Zeiten ungetheilt bleiben solle, und will nicht an jene Grenzlinie Italiens glauben, welche, wie die Italiener sagen, Gott selbst auf die Schneekämme der Alpen gezeichnet hat.

Man hat zwar den Finger Gottes hereingezogen, aber über

esem waltet eine eigene Bewandtniß. Die Deutschtiroler ben selbst mit bewaffnetem Auge diesen Finger noch nie über m Brenner beobachtet; eher meinen sie in schönen Nächten ahrzunehmen, wie derselbe eine Linie zwischen Verona und assano ziehe und auch die deutschen Gemeinden daselbst in die terländischen Marken einschließe. Dort ist das Alpenland zu de und die italienische Ebene beginnt — die schönste Lage für te natürliche Grenze!

Mögen sich die Tridentiner immerhin ihres reinen alienisch rühmen und ihre Aussprache neben die der orentiner stellen, der kundige Forscher merkt bald, wie le deutsche Elemente diese Sprache durchsetzen, und kann e Menge verwelschter germanischer Wörter aufzählen, zwar im Trentino allgemein gebräuchlich, aber nicht die italienische Schriftsprache übergegangen sind.

Manche derselben sind auch im Deutschen längst verloren manche sind überhaupt schwer heimzuthun. Die kennten aber haben sich allerdings bedeutenden Verschönerungen erziehen müssen, wie denn z. B. aus unserm rauhen Knödel wohlklingendes canédel geworden. An andern hat das e Mundwerk der Trientiner alle Consonanten, die ihm überig schienen, klug beseitigt. Krummschnabel, der Vogel z. B., st dort crusnobol, und Bratwurst probust.

So ist denn ganz Norditalien von einer Bevölkerung ohnt, welche von den einst dort herrschenden Longoden nicht nur ihre zum Theil blonden Haare und uen Augen und eine nicht unbedeutende Anzahl ihrer rte geerbt, sondern auch jenen Schwung des Geistes, Ausdauer und Betriebsamkeit überkommen hat, durch he sie sich von den übrigen Stämmen der italienischen binsel vortheilhaft auszeichnet. Mit Recht weist Steub die analogen Verhältnisse in Frankreich hin, wo alles, dem französischen Volke Ruhm und Ehre gebracht, jenen Landschaften stammt, in welchen sich die Franam zahlreichsten niedergelassen, weil sie ihnen am sten lagen.

Wenn Rom mit dem Königreich Italien wird verst sein, werden die Italiener wiederum ihr Auge auf schöne Land zwischen Brenner und Gardasee richten, für ihre Ansprüche mit gewisser Berechtigung das onalitätsprincip, nimmermehr aber den Willen der ölkerung anführen. Sie wissen auch sehr gut, daß Südtiroler mit frommem Zorn sich des gotteslästerı Gebarens der Rothhemden in den Kirchen Judins im Sommer 1866 erinnern; daß der Bauer tet, Heiot zu werden, wenn die Signori zur Herrt gelangen, und daß er in Oesterreich immerhin noch er zu leben meint als unter der Herrschaft des g-Ehrenmannes. Steub sagt:

Es wird den Tirolern leid thun, wenn sie den Trientinern Bitte abschlagen müssen, aber mit der Trennung geht's Verkehr, Handel und andere Bedürfnisse der Nachbarertragen es keineswegs, daß diese schmale lange Schlucht Tisch, die ihre natürliche Grenze erst an der veroneser e hat, in der Mitte unterbunden, daß da Schlagbäume tet werden, verschiedene Staaten, ihre Gesetze und Ordn aufeinanderstoßen und sich gegenseitig beengen. Dieser , aber interessante Landfaden ist kein Sprungseil für che Akrobaten, sondern verlangt Ruhe, Eintracht und ein zenes Regiment.

Weil die Bewohner des Trentino so viel deutsches in ihren Adern haben, sollten sie die Vermittler wischen romanischer und germanischer Cultur. Dann würden sie in Tirol die ersten sein, während sie in Italien wahrscheinlich die letzten werden.

Schmeichelt's euch denn gar nicht, das tirolische Strasburg vorzustellen und wie dieses trotz der andern Sprache dennoch eine fürnehme Stelle im Land einzunehmen? Und da wir die Ausbeute unserer wohlgepflegten Studien auch gern nach Hesperien verbreiten möchten, und da ihr meistens sehr gut deutsch sprecht, so könntet ihr unsere Errungenschaften nach dem warmen Süden tragen und alles Geniale, was dort entsteht, wieder dem kalten Norden überbringen. Welch schöner Beruf, der Träger dieser Vermittelung zu werden! Und gerade für euern heißen Durst nach Wissen hätten wir in Deutschland so manchen kühlen Trunk!

Einen so kühlen erfrischenden Trunk bietet denn schon das vor uns liegende Buch und zugleich ein schönes Zeugniß von Geschmack und Gelehrsamkeit. Der Verfasser hat sich schon früher durch seine Forschungen auf dem Gebiete der rhätischen Ethnologie einen guten Namen gemacht, und wenn auch mancher Zunftgelehrte nicht geneigt ist, ihn, den königlich bairischen Notar, als Autorität gelten zu lassen, und über die Art seiner Darstellung, welche so ganz von dem Stil der Schule abweicht, die Achseln zucken möchte, so hat dies doch Ludwig Steub nicht abgehalten, rüstig in jenen dunkeln Schachten rhätischer und germanischer Urgeschichte fortzuarbeiten. Bei seinem redlichen Streben und den schönen Erfolgen seiner ethnologischen Studien hat er ein Recht, „sich zu verbitten, öffentlich als «Dilettant» angeschnurrt zu werden, denn zuerst soll der gestrenge Richter doch immer fragen, was der neue Forscher bringt, und dann erst, ob er bei der Zunft gehörig immatriculirt sei oder nicht".

Mit Vergnügen wird jeder diese „Herbsttage in Tirol" lesen, und derjenige, welcher die Quellen der darin fließenden sprachlichen und historischen Gelehrsamkeit kennen lernen will und nach Beweisen für die ausgesprochenen Behauptungen fragt, wird durch die dem Buche angehängten Anmerkungen gut berichtet werden. Auch den gelehrten Herren von Trient werden diese ethnographischen Untersuchungen eine unverhoffte Freude machen, wenn sie lesen, was sie selbst kaum wagen würden auszusprechen, „daß die romanischen Ortsnamen in Deutschtirol so dicht aufeinanderfolgen, daß die Deutschen mitunter kaum zu Athem kommen".

Die Ortsnamen Tirols theilt Steub in rhätische, romanische und deutsche ein. Zu den erstern zählt er alle einsilbigen Stämme, an welche sich die früher mehr als jetzt vocalisirten Bildungen s, ens, ers, urn, urns, seit, suna, sina u. s. w. ansetzen. Da die celtischen Namen fast nur Composita sind und ihre Endungen auf dunum, durum, magus, briga, banne im Rhätischen nicht vorkommen, so ist der Verfasser nicht der Ansicht, daß die alten Rhätier Celten gewesen, sondern neigt sich mehr zu dem Glauben an eine gemeinsame Abstammung der Rhätier und Etrusker. Mals, Tils, Vendels, Taufers, Salurn, Velthurns, Tilisuna sind solche Orte, welche schon vor dem Eindringen der Römer in das Etschland ihren Namen von der Urbevölkerung erhalten hatten. Zu den romanischen Ortsnamen müssen vor allen andern die „Atschnamen" gezählt werden, vom Verfasser so genannt, „weil sich der Zusatz accio (oder azzo), welcher bekanntlich eine Vergrößerung oder Vergarstigung ausdrückt, in

diesen Wörtern ungemein breit macht. Man findet auf jedem Schritt und Tritt ein Kasatsch, Pardatsch, Rompatsch, Riratsch, Kastellatsch, Ballatsch, Kollatsch, Montatsch, lauter sehr leicht verständliche Fortbildungen von casa, prato, campo, rivo, castello, valle, colle, monte". Die letzten Vorposten des Romanenthums stehen an der bairischen Grenze; hier finden wir hinter der Zugspitze nicht fern vom Eibsee ein Pontivessteg (ponte d'ives, Eibenbrücke) und am Achensee einen Dalvazzenbach (rio d'ulvazzo, Rohrbach). Aber nicht blos Orts- und Familiennamen wie Mengutscher (Miniguccio), Serminig (Ser Minigo) u. a. haben sich als Erbstücke des erstorbenen Romanismus in Deutschtirol erhalten, sondern auch in manchen andern Dingen treten romanische Elemente zu Tage. Im Etschlande sind alle Ausdrücke für die verschiedenen Gemeindeverbände romanisch, ebenso kommt auch die Sprache des Weinbaues ungemischt aus der romanischen Zeit, ja selbst die Ausdrücke der Alpenwirthschaft wie: Senn (segnum), Kaser (casura), Söller (solarium), Schotten (exsoctum) und der größte Theil der populären Alpenbotanik, wie: Marbe (marrubium), Madaun (montanum), Speck (spica) sind welscher Herkunft. Die deutschen Ortsnamen unterscheiden sich von denen der schwäbisch-bairischen Hochebene wesentlich dadurch, daß letztere gebildet sind nach dem Namen der Gründer (Dagolfing, Pipinsried, Trudering u. s. w.), die tiroler aber vorzugsweise descriptiver oder appellativer Art sind (Innsbruck, Schönberg u. s. w.).

Wir könnten noch eine Fülle feiner Bemerkungen, erfreulicher Entdeckungen und reizender Naturschilderungen aus Ludwig Steub's Büchlein mittheilen, müssen es uns aber aus Rücksicht auf den Raum d. Bl. versagen und wünschen nur, daß recht viele zu diesem liebenswürdigen Werke greifen, durch seine Form und seinen Inhalt erfreut und durch die Betrachtungen über die deutschen Ansiedelungen in Welschtirol und im venetischen Gebirge bewogen werden möchten, in Erfüllung einer patriotischen Pflicht beizusteuern, damit die Ueberreste der alten Longobarden in den entlegenen Höfen von Terragnolo und Lusarn nicht verwelschen, und die deutschen Schulen im Thale der Fersina nicht zu Grunde gehen — aus Geldmangel. An deutschem Geiste fehlt es dort oben nicht. Als Steub einst nach Palu bei den Mocheni hinaufgestiegen war und einen alten Bauern fragte, ob das nächste Dörflein wol Santa-Orsola sei, antwortete dieser ganz böse: „So hoaßens die Welschen; es hoaßt aber Dachberg." Und weiter redend fing der alte Mann über das Schicksal seines Volks zu klagen an, und daß sie alle nacheinander aussterben müßten; er habe immer gehört, „daß die tuitsche Nation die gerechteste und die größte sei; aber es helfe ihnen niemand". Die italienische Regierung sorgt für die Erhaltung des Deutschthums am Monte-Rosa bei weitem besser, als die österreichische für die zerstreuten deutschen Gemeinden in Welschtirol, und wenn da nicht schnelle Hülfe von jenseit der Alpen kommt, so gehen letztere demselben Schicksal entgegen, wie die sieben Gemeinden bei Vicenza und die dreizehn Gemeinden von Verona.

Wie der Inhalt von Steub's Werken manche Anfechtung von Historikern und Sprachforschern erfahren hat, so gibt es auch gelehrte Kritiker, welche nicht dulden wollen, daß wissenschaftlicher Stoff dem Publikum in schöner Schale gereicht werde, und daß die Sprache eines Werks, welches die Wissenschaft weiter fördern will, mit Worten versetzt sei, welche man bisjetzt nur aus dem Munde schwäbischer und bairischer Bauern vernommen habe. Wir aber freuen uns über die frische Gebirgsluft, welche durch alle Bücher des münchener Notars weht, und glauben ihm kein schöneres Lob spenden zu können, als wenn wir ihm eine hervorragende Stelle unter den Schülern des größten aller Tiroler — Philipp Jakob Fallmerayer's anweisen. Mit wie großer Anhänglichkeit und Verehrung sein Geist an diesem Meister hängt, davon zeugt die Biographie desselben und die Schilderung einer Wallfahrt, welche Steub nach Tschötsch, dem Geburtsort des Fragmentisten unternommen; jede Seite seines Buchs beweist aber, wie viele Seiten der Geist Ludwig Steub's mit dem des großen Historikers gemeinsam hat. Die enthusiastische Freude an den Schönheiten der Natur, der humane Sinn in der Beurtheilung der Menschen, die Fülle köstlichen Humors und feiner Ironie, das Streben nach Eleganz der Form und jene nicht genug zu rühmende schriftstellerische Bescheidenheit, die eigene Persönlichkeit immer nur als Staffage für das zu zeichnende Bild zu verwenden — alle jene Eigenschaften, welche Fallmerayer's „Fragmente aus dem Orient" zu Meisterwerken des Stils gemacht haben, finden wir auch mehr oder minder in den Schriften seines Schülers wieder. Auch in den Naturbetrachtungen der „Herbsttage in Tirol" klingt jene melodische Sprache, welche uns in des Fragmentisten Beschreibung vom Athos und vom kolchischen Buchenwalde entzückt hat, und für die wol schon dem Hirtenknaben von Tschötsch der Sinn auf der liederreichen Alm seiner Heimat aufgegangen sein mag. Fast glauben wir, daß Steub ebenso wie sein Meister „stundenlang gesessen über einer spröden Stelle und gehämmert habe wie ein Waffenschmied, bis sie endlich in den rechten Fluß gerathen sei und Cadenz angenommen habe".

Reinhart Zöllner.

Zur römischen Kaisergeschichte.

Geschichte Roms von Valerian bis zu Diocletian's Tode (253—313 n. Chr.) von Theodor Bernhardt. Erste Abtheilung: Politische Geschichte des römischen Reichs von Valerian bis zu Diocletian's Regierungsantritt (253—284 n. Chr.). Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ueber Absicht und Inhalt des vorliegenden Werks unterrichtet uns Theodor Bernhardt in der Vorrede:

Es war ursprünglich die Absicht des Verfassers gewesen, nur eine eingehende Darstellung der Geschichte Diocletian's zu liefern, wie sie die Vorrede zu seiner kleinen Schrift: „Diocletian in seinem Verhältnisse zum Christenthum", in Aussicht stellte. Als Einleitung sollte ein Ueberblick über die Geschichte des römischen Reichs seit den Tagen des Kaisers Decius dienen, damit neben dem Bilde des völligen Zerfalls das Gegenbild des durchgreifenden Restaurationsversuchs, welchen Diocletian unternahm,

recht scharfen Umrissen sich abhebe. Aber er gewann bald Ueberzeugung, daß die Geschichte Roms unter Valerian und ren Nachfolgern nicht wol einleitungsweise behandelt werden ne, wenn zugleich für die genauere Kenntniß der damaligen stände irgendein Gewinn herauskommen solle. So faßte er n den Entschluß, auch diese Zeit ausführlicher darzustellen.

Der vorliegende Band enthält die politische Geschichte ms vom Tode des Decius bis zum Regierungsantritt ocletian's, der zweite wird die Regierung dieses Kaisers, dritte die Culturgeschichte des ganzen behandelten schnitts umfassen.

Der großartige Plan Diocletian's, auf neuen Grunden dauernde und geordnete Zustände in dem römischen ltreiche wiederherzustellen und die wankende Macht des merthums zu befestigen, hat von jeher mit Recht das ndere Interesse der Historiker in Anspruch genommen. e ausführliche quellenmäßige Monographie dieser Epoche le jedoch bisjetzt, und es ist gewiß ein dankenswerthes ernehmen, daß der gelehrte Verfasser der vorliegenden rift dieselbe in Angriff genommen hat. Auch wird sich ohne Schwierigkeit damit einverstanden erklären, ein vollständiges Verständniß des diocletianischen onstructionsversuchs ohne eine genaue Kenntniß der ergehenden Entwickelung der politischen und socialen tzustände nicht möglich ist. Dasselbe läßt sich jedoch lich mit demselben Rechte von jeder geschichtlichen che behaupten. Wer eine historische Monographie ibt, muß nothwendigerweise die Bekanntschaft mit den ch und räumlich angrenzenden Gebieten bei seinen n voraussetzen. So unentbehrlich für den Leser nicht sondern auch für den Verfasser selbst eine Einleierscheint, die ein zusammenfassendes Bild der bei Beginn des zu behandelnden Zeitabschnitts bestehenZustände entwirft, so wenig dünkt es uns gerechtfertdasselbe zu einem besondern Theile des Werks anllen zu lassen. Begänne wirklich mit dem Tode des as eine neue Epoche für das Römerreich, welche mit letian ihren Abschluß fände, so hätte der Verfasser lich vollkommen recht, mit Valerian's Regierung zu nen. Das ist aber keineswegs der Fall. Der alche Verfall des Römerreichs nach innen wie nach begann bekanntlich lange vor der Mitte des 3. Jahrrts der christlichen Aera. Der Verfasser hätte hier um Tode Marc Aurel's oder mindestens bis zum des Septimius Severus zurückgreifen müssen. Der Anfangspunkt der Erzählung erscheint dagegen willgewählt und setzt zu seinem Verständniß wahrlich geringere Kenntniß der vorhergehenden Periode voraus ie Regierungszeit Diocletian's.

Der Verfasser hat sämmtliche Quellenschriftsteller mit r Sorgfalt und Umsicht benutzt, mit Einschluß der für diese Zeit so wichtigen Münzen, auch die meimodernen Schriften, die sich auf die genannte Epoche n, verglichen. Am häufigsten folgt er den Angaben „Historia Augusta", demnächst dem Zosimus und Zo-, weniger Eutrop und Aurelius Victor. Dagegen elt er die specifisch christlichen Schriftsteller mit sour Verachtung. Offenbar von der Ansicht ausgehend, e alles durch die religiöse Brille angesehen und sich gescheut hätten, in majorem Dei gloriam sogar die chen zu fälschen, würdigt er die abweichenden Angaben bei Eusebius von Cäsarea, Orosius, Lactantius u. a. kaum der Erwähnung.

Gewiß sind die geistlichen Schriftsteller dieser Zeit von Voreingenommenheit, Einseitigkeit und Tendenzschriftstellerei, wie sie unter den gegebenen Umständen erklärlich waren, keineswegs freizusprechen. Dennoch dürfte eine so unbedingte und allgemeine Verwerfung ihrer Glaubwürdigkeit kaum minder als ihre eigene Auffassung auf einer vorgefaßten Meinung beruhen.

Die vorliegende Schrift ist ohne Zweifel in Bezug auf die Aufhellung dieser in vielen Einzelheiten noch dunkeln Epoche von bedeutendem Werth. Der Verfasser läßt sich keine Mühe verdrießen, aus den widerspruchsvollen und lückenhaften Angaben der Quellen den wahren Sachverhalt zu eruiren. So ist er z. B. der undankbaren Aufgabe, die Geschichte der sogenannten Dreißig Tyrannen zur Zeit des Gallienus zu erforschen und zu klären, mit anerkennenswerthem Fleiß und großem Scharfsinn gerecht geworden. Aber gerade diese Gründlichkeit, der man den vergossenen Schweiß ansieht, macht nebst der schmucklosen Trockenheit der Darstellung die Schrift für das große Publikum, das für diese geringfügigen und uninteressanten Details unmöglich Sinn haben kann, ziemlich ungenießbar. Nur einzelne Abschnitte von allgemeinerm Interesse machen eine Ausnahme, wie die Geschichte des Kaisers,

> Der die stolze Frau besiegt,
> Welche nun im stillen Tibur ihre Schmach in Träume wiegt —

und zumal die Geschichte dieser Frau selbst, der Königin des wie über Nacht aus der Syrischen Wüste emporgestiegenen Palmyrenischen Reichs, mit ihrem kühnen männlichen Geist, ihren gewaltigen Entwürfen, dem Schrecken der Römer, bis sie endlich mit der Niederlage wieder zum schwachen zagenden Weibe ward. Hier wird auch die Sprache des Buchs lebendiger und anschaulicher.

Der Abschnitt von ungefähr 35 Jahren, den dieser Band behandelt, enthält, nach des Verfassers Ansicht, den tiefsten Verfall der einst allgebietenden Macht der Römer, zeigt aber zugleich, daß es für unternehmende Herrscher noch nicht zu spät war, um den Wiederaufbau des Reichs wenigstens zu versuchen. Den Verfall des Römerreichs schreibt er wesentlich dem Umstand zu, daß das Volk, zu universalistisch geworden durch die großen Eroberungen, die Eigenthümlichkeit seiner Natur und des nationalen Staatswesens eingebüßt hätte. Es ist ein eigenes Ding um eine solche allgemeine Begründung historischer Thatsachen. Ein Volks- und Staatswesen wie das römische ist ein Organismus, der, wie jeder andere auf der Welt, seine eigenthümliche, theils durch seine angeborene Anlage, theils durch die äußern Verhältnisse bedingte Entwickelung hat. Es ist stets schwierig, wenn nicht unmöglich, herauszubringen, ob dieser Organismus einer durch ungesunde und unpassende Lebensweise herbeigeführten chronischen Krankheit erlegen, oder an natürlicher Entkräftung infolge des abgelaufenen Lebensprocesses gestorben sei. Wie auf medicinischem Gebiete sind das post hoc und propter hoc auch hier oft kaum auseinanderzuhalten. Wären die Römer nicht ihrer Natur nach ein eroberndes und zugleich ein Volk gewesen, welches in eminentem Grade

die Gabe besaß, sich fremde Eigenthümlichkeiten zu assimiliren und zugleich deren Elemente in sich aufzunehmen, so hätten sie eben kein Weltreich geschaffen; ob ihr Staat aber deswegen länger als zwölf Jahrhunderte gedauert hätte, möchte schwer zu erweisen sein. Sicher ist, daß die ganze Basis, auf der das alte römische Staatswesen ruhte, durch die natürliche Entwickelung der Dinge längst morsch geworden, daß die Nation, so gut wie ihre Religion und ihre ganze Cultur, entartet war, und daß die Elemente einer neuen, die sich seit lange am Horizont gezeigt hatten, endlich den Sieg über ein verkommenes Geschlecht und eine abgelebte, nicht länger berechtigte Daseinsform erringen mußten.

Schon zur Zeit Diocletian's war es — wenigstens für die Nachwelt — klar, welche Mächte in diesem „Kampf ums Dasein" sich als die stärkern erweisen würden. Daß der Verfall nichtsdestoweniger durch kräftige Kaiser aufgehalten und dem Volke sogar scheinbar ein neuer Impuls, dem Reiche eine Zeit der Nachblüte gegeben werden konnte, zeigt bis auf einen gewissen Grad schon die Geschichte Aurelian's; daß aber keiner, auch der genialste nicht, ihn auf lange Zeit hinaus abwenden konnte, lag in den unabänderlichen Verhältnissen. Woran der kühne und originelle Reconstructionsversuch Diocletian's scheiterte, soll uns die zweite Abtheilung des Werks zeigen.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In Betreff des bei Hirzel in Leipzig erschienenen Werks: „Aus Schelling's Leben. In Briefen", sagt die „Saturday Review" vom 19. Juni: „Der gegenwärtige Zeitpunkt ist der Veröffentlichung von Schelling's Briefwechsel nur wenig günstig; doch hätte das Abwarten eines günstigern einer unbestimmten Verzögerung gleichkommen dürfen. Schelling's Philosophie leidet heutzutage an einem doppelten Nachtheil. Nicht nur ist Deutschland der abstracten Speculation überdrüßig, sondern auch gegen poetische Literatur ist man gleichgültig geworden. Die logische Schärfe eines Hegel und die mathematische Consequenz eines Spinoza können ihre Systeme den Anhängern der herrschenden Schulen immer noch annehmbar oder wenigstens interessant machen; Schelling aber, der ein poetisches Temperament verlangt und dessen System mit der glänzendsten Epoche der deutschen Dichtung auf- und unterging, liegt den Bestrebungen der Gegenwart zu fern, um irgendwo auf Anerkennung rechnen zu dürfen. Ein Umschwung wird ohne Zweifel eines Tages wieder eintreten, und die Erneuerung der Theilnahme an Schelling's philosophischen Speculationen wird diesen Briefen dann Aufmerksamkeit sichern. Der vorliegende erste Band beginnt mit einer Biographie seines jugendlichen Lebensalters, welche weder so ausführlich noch so malerisch ist, als man hätte wünschen können. Was hauptsächlich daraus hervorgeht, ist Schelling's außerordentliche geistige Frühreife... Die anziehendsten Briefe sind die zwischen ihm und dem ältern Schlegel, sie sind lebendig und epigrammatisch, beziehen sich aber mehr auf persönliche als auf literarische oder philosophische Angelegenheiten. Wichtiger als Beleuchtungen der Schelling'schen Philosophie sind die dithyrambischen Ergüsse seines enthusiastischen Jüngers H. Steffens. Diese beziehen sich hauptsächlich auf seine Ideen über Naturphilosophie, welche in den Händen anderer sich so ergiebig erwiesen haben. Dies kann man in der That von seinen Ideen überhaupt sagen. Niemand, bemerkt Mr. J. D. Morell, der die philosophische Methode Schelling's mit der «Philosophie positive» von August Comte vergleicht, kann auch nur einen Augenblick zweifeln, welcher Quelle die letztere eigentlich entsprungen ist. Die Grundidee ist auch wirklich genau die nämliche, wie die Schelling's, nur mit dem Unterschiede, daß die idealistische Sprache des deutschen Denkers hier in die gewöhnlichere der Naturwissenschaft übersetzt ist."

Ueber die bei Brockhaus in Leipzig erschienenen „Geschichte der herrschenden Ideen des Islams" von Alfred von Kremer, heißt es, es sei ein Werk von ganz besonderm Interesse. Man erfahre daraus, daß der Islam keineswegs so still stehe, wie man gewöhnlich annimmt. Eins der anziehendsten Kapitel sei das, welches der jüngsten Bewegung des El Bâb in Persien gewidmet ist.

Ueber den „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen" von K. Goedeke, Bd. 3, Heft 2, sagt die Review, es sei ein sehr werthvolles Werk und vereinige die Eigenschaften einer Literaturgeschichte mit denen einer Bibliographie. „Hrn. Goedeke's Kritiken sind sehr klar und präcis und in der Hauptsache sehr richtig. Vielleicht nur ist er gegen die Schwäbische Schule etwas zu parteiisch und gewiß ist er zu streng gegen Heine. Die Gerechtigkeit seines Tadels ist unstreitig; allein er erkennt nicht genügend den ausnahmsweisen Charakter der Heine'schen Muse an. Die andern deutschen Dichter jener Zeit sind die Producte gewisser Factoren, deren Einfluß in ihren Schriften deutlich nachgewiesen werden kann. Heine aber ist selbst ein Factor; seine Dichtung ist ein neuer organischer Typus der Kunst. Er gehört zu der sehr seltenen Klasse wahrhaft origineller Dichter und nimmt als solcher einen höhern Rang ein als die besten der zweiten Klasse, von denen er ebenso verschieden ist wie ein Springbrunnen von einem Wasserbehältniß."

In einer andern Notiz heißt es: „Die wenig einladende Benennung «Moralische Novellen» scheint Paul Heyse's achtem Band in einer Anwandlung von Aerger gegeben worden zu sein, weil man dem vorhergehenden Bande Unsittlichkeit vorgeworfen hat. Die Beschuldigungsgründe scheinen allerdings, soweit wir sie aus der etwas dunkeln Auseinandersetzung des Verfassers selbst entnehmen können, kleinlich genug zu sein. Er deutet an, daß er diesmal dafür gesorgt, sich zum Niveau seiner Leser herabzulassen; und ob dies nun wirklich der Fall, oder ob die Anstrengung des fortwährenden Schaffens sich anfängt fühlbar zu machen, jedenfalls sind diese Novellen als Erzählungen weniger anziehend als gewöhnlich, und als Kunstwerke weniger vortrefflich." Gleichwol fügt der Referent dann hinzu, die dritte Novelle sei wie „ein sehr kräftiges Gemälde" von einem von der Cholera verwüsteten Hause, die vierte „eine ausgezeichnete Erzählung und ein gutes Beispiel von Heyse's charakteristischer Gabe, eine verwickelte Situation zu lösen, welche aus einem sittlichen Problem entsteht", und sagt endlich von der fünften, sie sei „die unterhaltendste von allen" und enthalte „äußerst lebhafte Skizzen corsicanischer Sitten und Landschaft". Wir denken, das sei des Lobes genug!

Von der zweiten Auflage der „Quinten. Kleine Gedichte von J. S. Tauber" heißt es, es haben Inhalt und Form derselben häufig Verdienst genug, um zu beweisen, daß der Verfasser höher steht als die gewöhnlichen satirischen Versschmiede; und von Karl Candidus' „Vermischten Gedichten" sagt die Review zum Schluß ihrer Rückschau: „Wenn alle die elsassischen Dichter so schreiben, so werden patriotische Deutsche den Trost haben zu wissen, daß der Verlust der Provinz der Nationalliteratur wenigstens keinen Nachtheil gebracht hat."

Notiz.

Zu Gunsten der Hinterlassenen des jüngst verstorbenen bregenzer Romanschriftstellers Felder ist folgender Aufruf erlassen worden, den wir hier im Interesse der Sache mittheilen wollen:

„Das Land Vorarlberg hat am 26. April d. J. einen

hweren Verlust erlitten. Franz Michael Felder ist dem chmerz und Gram über das im vorigen Herbste erfolgte inscheiden seines innigst geliebten Weibes, der unersetzlichen ehilfin, erlegen. «Wer weiß, was sie mir war, der wird meinen ien Schmerz theilen. Schwere Prüfungen haben mich, den ch nicht Dreißigjährigen, heimgesucht, aber das ist die schwerste.» o schrieb er einige Tage nach der Gattin Tode. Nach weni- n Monaten folgte er ihr nach. In ihm ist entschieden einer r merkwürdigsten Menschen — nicht blos unsers Ländchens — Grabe getragen worden. Ohne je die Geburtsstätte zu ver- ssen, den hintersten Ort im Bregenzerwalde, wußte er sich, ch einen brennenden Wissensdurst getrieben, mit ärmlichen rmitteln einen so hohen Grad von Geistesbildung anzueignen, ß die innerhalb etwa sechs Jahren aus seiner Feder geflossenen r Werke — namentlich die «Sonderlinge» — wachsendes Auf- en erregten, und den Namen des Schriftstellers in ganz utschland, in Holland und selbst in Frankreich bekannt mach- . Es ist der Sohn unsers Landes, der in ihm geehrt wird. e hochehrend für Vorarlberg jedoch die Stellung ist, die der unter Deutschlands Dichtern zu erringen wußte, weit ter anzuschlagen ist der gute Samen der Freiheit und des rtschritts, der Liebe und Duldung, den er in seinen Dichtun- stillwirkend ausgestreut, und in seinem kurzen aber prüf- gsreichen Leben selbst gepflegt hat. Mit seinem Tode scheint Land erst recht zu fühlen, welche redliche Seele, welches he Herz, welchen mächtigen Geist es an Felder verloren. fühlt den Drang, dem zu früh Dahingeschiedenen Dank Achtung zu bezeugen. Der «Verein der Verfassungsfreunde», voran, wo es gilt des Vaterlandes wahre Freunde hoch zu en und zu schätzen, glaubte diesem erfreulichen Gefühle in der rordentlichen Generalversammlung zu Dornbirn den richtig- Ausdruck in dem Beschlusse zu geben, welcher dahin zielte, Felder's hinterlassene Kinder eine allgemeine Sammlung zu ustalten, das Ergebniß dieser Sammlung fruchtbringend anzu- a und im Einverständniß mit der Vormundschaft seinerzeit erwenden. Felder hinterließ bekanntlich eine alte kränkliche, ebeugte Mutter und fünf Kinder, von denen das älteste n sechs Jahre zählt. Der kleine Bauernhof reicht unter n Verhältnissen kaum hin, die verwaisten Kleinen ohne wierigkeiten zu ernähren. «Was ihr dem Geringsten dieser nen thut, das habt ihr mir gethan, der für euch gestritten gelitten.» Wohlan! Vereinsgenossen, Freunde des Vater- es und der Freiheit! Laßt diesen Ruf zu euerm Herzen zen, erbarmt euch der Kleinen, die so früh vom härtesten ick betroffen wurden, öffnet die milde Hand zur Linderung Jammers, und ihr gießet tröstenden Balsam auf das Grab Vielgeprüften und auf das bedrängte Herz der alten Mutter. r's Freunde in der Ferne haben bereits dafür gesorgt, ein würdiges Denkmal die Wohnstätte und das Grab des ers bezeichne. Felder's Freunde im Lande selbst haben die mannichfachste und mitunter auf die rührendste Art Antheil an dem Unglücklichen und seinen Angehörigen n Tag gelegt. Es gilt aber zu zeigen, daß alle Freunde andes, dem Felder seinen edeln Geist zum Opfer brachte, ganz Vorarlberg den Dichter in seinen Hinterbliebenen Ins Grab schalle ihm nach der gewaltige Ruf: «Einer lle, alle für einen!»

Zum Empfange von Geldern und Gaben sind bereit: die rher des Vereins der Verfassungsfreunde in Feldkirch, die Herren Bezirksvorstände Dr. Bikel in Bludenz, Dr. ach in Hohenems, Louis Kosler in Dornbirn, Dr. Kaiser regenz und Dr. S. Jenny in Hard. (Auch die Redaction Feldkircher Zeitung» ist gerne bereit, allfällige Beiträge Vereinsvorstehung zu übermitteln.)"

Bibliographie.

berti, E., Sokrates. Ein Versuch über ihn nach den Quellen. en. Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr.

ne religiöse Aphorismen. Aufruf an den gesunden Menschenver- veranlaßt durch die neueste Schrift des Bischofs von Paderborn Dr. Martin: Wozu noch die Kirchenspaltung? Von F. S. Münster, Gr. 8. 5 Ngr.

Der Artikel „Gensdarmerie" in der 3ten Auflage des Staats-Lexicons nebst einigen Streiflichtern auf die Schriften des Verfassers dieses Artikels. Von einem Gensdarmerie-Officier. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die Bhagavad-Gita. Uebersetzt und erläutert von F. Lorinser. Breslau, Aderholz. Lex.-8. 3 Thlr.

Bluntschli, J. C., Charakter und Geist der politischen Parteien. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 27 Ngr.

Buck, H. A. G., Eine kirchliche Verhandlung vor der Strafkammer. Zur Charakteristik der Protestanten-Vereine in ihrer Wirklichkeit. Emden, Haynel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Camoens, L. de, Die Lusiaden. Deutsch in der Versart der portugiesischen Urschrift von J. J. C. Donner. 3te vielfach verbesserte Aufl. Leipzig, Fues. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cardinal von Widdern, G., Der Rhein und die Rheinfeldzüge. Militair-geographische und Operations-Studien im Bereich des Rheins und der benachbarten deutschen und französischen Landschaften. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Cohen, H., Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Ngr.

Drach, W., Herr Eduard Devrient und sein Styl. Eine Studie über dessen „Erinnerungen an Fel. Mendelssohn-Bartholdy." München, Fritsch. Gr. 8. 4 Ngr.

Erdmannsdörffer, B., Graf Georg Friedrich v. Waldeck. Ein preußischer Staatsmann im 17. Jahrhundert. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Erismann, F., Verbrechen und Strafe vom naturwissenschaftlich socialistischen Standpunkte aus betrachtet. Berlin, Bergmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Frohschammer, J., Das Recht der eigenen Ueberzeugung. Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grohe, M., Die Hochzeit zwischen Geist und Herz. Ein Frühlingsmärchen. Heidelberg, Weiß. 8. 10 Ngr.

Heusinger, E., Eines Königs Dank. Historischer Roman aus der Zeit des letzten spanischen Königs aus dem Hause Bourbon. 3 Bde. Leipzig, Rötschke. 8. 3 Thlr.

Hoffmeister, J. C. C., Carl II., Landgraf zu Hessen-Philippsthal. Nach Leben, Wirken und Bedeutung dargestellt. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.

Janko, W. Edler v., Das Leben des k. k. Feldmarschalls Gideon Ernst Freih. v. Laudon. Nach Original-Acten des k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Kriegs-Archivs, Correspondenzen und Quellen geschrieben. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jaques, H., Verstärkung des Abgeordnetenhauses. Ein Gesetzesvorschlag mit Motiven. Wien, Gerold's Sohn. Hoch 4. 12 Ngr.

Klopp, O., Das preußische Verfahren in der Vermögenssache des Königs von Hannover. Mit Actenstücken. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krügelstein, A., Ueber den begrifflichen Unterschied von Spiel und Wette. Eine civilistische Studie. Leipzig, Fues. Gr. 8. 16 Ngr.

Lang, J., Zur Versöhnung des Judenthums mit Richard Wagner. Mit Benützung zweier noch nicht veröffentlichter auf diese Angelegenheit Bezug habender Briefe Richard Wagners. Ein unpartheiisches Votum. Berlin, Stille u. van Muyden. Gr. 8. 10 Ngr.

Lippold, F., Ueber die Quelle des Gregorius Hartmanns von Aue. Inaugural-Dissertation. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 10 Ngr.

Liliencron, R. v., Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13.—16. Jahrhundert gesammelt und erläutert. 4ter Bd. Leipzig, Vogel. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lobe, J. C., Consonanzen und Dissonanzen. Gesammelte Schriften aus älterer und neuerer Zeit. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 2 Thlr.

Lowenstam, H., Bunte Skizzen. Leipzig, F. Fleischer. 8. 1 Thlr.

Marie Helene, Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet. Leipzig, F. Fleischer. 8. 27 Ngr.

Mohr, F., Allgemeine Theorie der Bewegung und Kraft als Grundlage der Physik und Chemie. Ein Nachtrag zur mechanischen Theorie der chemischen Affinität. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Möllinger, D., Die Gottidee der neuen Zeit und der nothwendige Ausbau des Christenthums, in sechs Vorlesungen entwickelt aus den Gesetzen der natürlichen Offenbarungen der Gottheit. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 10 Ngr.

Moses v. Chorene, Geschichte Gross-Armeniens. Aus dem Armenischen übersetzt von M. Lauer. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Noack, L., Tharrazah und Sunamith. Das Hohe Lied in seinem geschichtlichen und landschaftlichen Hintergrunde. Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pape's, J., epische und dramatische Werke. I. Der treue Eckart. Epos von deutscher Entzweiung und Versöhnung. 2te vollständig umgearbeitete Aufl. 1stes Heft. Mit einer einleitenden Gesammtcharakteristik. Paderborn, Kleine. 16. 4 Ngr.

— — Moses und die Modernen. 1stes Heft. Vorwort und Einleitung. Die anfängliche Schöpfung. Paderborn, Kleine. 16. 1½ Ngr.

— — Dem Vaterlande. Poetisches Flugblatt. Paderborn, Kleine. 16. 1½ Ngr.

Perizonius, H. F. W., Geschichte Ostfrieslands. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ster und 2ter Bd. Weener. 1863. 8. à 28 Ngr.

Ranke's, L. v., Geschichte Wallensteins. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Réponse von der grosser Kaiser Napoleon an Isaak Moses Herrch. Altona, Verlagsbureau. 32. 5 Ngr.

Ring, M., Der Ankläger von Straßburg. Historische Novelle. Berlin, R. Lesser. 8. 10 Ngr.

Strombeck, R. Freih. v., Kriegs-Tagebücher aus den Jahren 1864 und 1866. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 15 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Ueber Goethes Tasso. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 16. 12 Ngr.

— — Luther, Melanchthon, Zwingli, nebst einem Anhang: das evangelische Kirchenlied. Nach dessen Tode herausgegeben von K. W. Piderit. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Nibelungenlied.

Mit Wort- und Sacherklärungen herausgegeben von

Karl Bartsch.

Zweite Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Ausgabe des Nibelungenliedes im Originaltext — die zugleich den III. Band der von Franz Pfeiffer begründeten Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" bildet — ist mit allen Hülfsmitteln zum sprachlichen Verständniss versehen und erscheint in so gefälliger äusserer Ausstattung, wie sie bisher noch nie den altdeutschen Dichtungen zutheil geworden. Sie hat in kurzer Zeit die weiteste Verbreitung gefunden und liegt bereits in zweiter, vom Herausgeber sorgfältig revidirter Auflage vor.

In demselben Verlage ist erschienen:

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Karl Bartsch. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese neue Uebertragung unsers größten altdeutschen Epos ins Hochdeutsche von dem bekannten Germanisten, der auch das Original neu herausgegeben, hat wesentliche Vorzüge vor allen bisherigen Uebersetzungen. Während sie sich in der Versform enger an das Original anschließt, vermeidet sie dagegen, ohne doch die Localfarbe zu verwischen, die Beibehaltung altdeutscher Ausdrücke und Wendungen, welche dem mit dem alten Idiom nicht vertrauten Leser das Verständniß erschweren würden. In einer vorausgehenden Einleitung gibt der Uebersetzer dankenswerthe Aufschlüsse über den Stoff und die Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gregor von Tours
und seine Zeit,
vornehmlich aus seinen Werken geschildert.

Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse von

Johann Wilhelm Loebell.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Prof. Heinrich von Sybel sagt in der Vorrede, womit er diese zweite Auflage von dem Werke seines verstorbenen Freundes begleitet: „Das treffliche Buch bedarf keiner Empfehlung — die beste Legitimation trägt das Buch in sich selbst und in dem Umstande, daß es auf dem vielbewegten literarischen Gebiet, auf dem es auftritt, mehr als zwanzig Jahre hindurch seine Stellung behauptet hat, daß es heute wie zur Zeit seiner Entstehung allgemeines Interesse erweckt und belohnt." Die von Dr. Theodor Bernhardt hinzugefügten Vermehrungen, welche die wichtigsten Ergebnisse der einschlägigen neuern Literatur enthalten, sichern dem Werke auch fernerhin einen ehrenvollen Platz in der wissenschaftlichen Welt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die innern Kämpfe der Nordamerikanischen Union
bis zur Präsidentenwahl von 1868.

Von **Heinrich Blankenburg.**

Mit einer Uebersichtskarte des Staatengebiets, Plänen des Kriegsschauplatzes, und der bis auf die neueste Zeit vervollständigten Verfassungsurkunde der Union.

8. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser, durch sein Werk „Der deutsche Krieg von 1866" als vorzüglicher politischer und militärischer Geschichtschreiber bekannt geworden, liefert in dem vorliegenden Werke, unter Zugrundelegung der in der Zeitschrift „Unsere Zeit" veröffentlichten Artikel über den Secessionskrieg, eine Darstellung der großen politischen Wandlungen, deren Schauplatz die Vereinigten Staaten von Amerika seit Beginn dieses Jahrzehnts bis zur unmittelbarsten Gegenwart gewesen sind. Klarheit in Vorführung des historischen Zusammenhangs, fachmännische Kenntniß in Schilderung der militärischen Operationen und Vorurtheilslosigkeit in Beurtheilung der politischen Ereignisse finden sich hier zu einem Werke vereinigt, aus dem jeder Leser in vollem Maße Verständniß und Befriedigung schöpfen wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Fortdauer nach dem Tode.

Von **Melchior Meyr.**

8. Geh. 20 Ngr.

Diese Schrift untersucht und charakterisirt das Wesen des menschlichen Geistes in Bekämpfung einseitig materialistischer Lehren und gibt eine Beweisführung, die sich auf allgemeine Gesetze der Natur und Lebensentwickelung und die nachgewiesenen Endzwecke der Schöpfung gründet. Die in allen Theilen klare Darstellung, indem sie jeder Parteilichkeit den Krieg macht und den Blick immer wieder auf das Ganze richtet, bringt über die Fortdauer nach dem Tode wesentlich neue Gesichtspunkte.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Erzählungen aus dem Ries. Zweite Auflage. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr. Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von **Karl Gutzkow.**

Dritte Auflage.

Neun Bände. 8. Geheftet 4 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 6 Thlr.

Diese neue dritte Auflage des berühmten Romans, eines Culturgemäldes der Gegenwart voll umfassendster Anregung, ist durch ein interessantes neues Vorwort des Verfassers eingeleitet, worin die römische Frage in ihrem heutigen Stande scharf und treffend beleuchtet wird.

Um das Werk in immer weitere Kreise zu verbreiten, wurde bei dieser neuen Auflage ein so wohlfeiler Preis gestellt, daß er nur noch ein Drittel des Preises der ersten Auflage beträgt. Die neue Auflage liegt bereits vollständig vor, kann aber auch nach und nach (in 9 Bänden zu je 15 Ngr.) durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 29. Juli 1869.

Inhalt: Aus dem Geisterreich. Von Rudolf Gottschall. — Aeltere deutsche Nationalliteratur. Von Theodor Paur. — Neueste Belletristik. Von Friedrich Biedermann. — Christian Boie. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Volksthümliches aus Schwaben.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus dem Geisterreich.

1. Der Zauberstab. Eine Autobiographie des amerikanischen Sehers und Verkündigers der „Harmonischen Philosophie" Andrew Jackson Davis. Aus der achten amerikanisch-englischen Ausgabe mit Autorisation des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Gregor Constantin Wittig und herausgegeben von Alexander Aksákow. Leipzig, Wagner. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Symbolische Bilder und Erscheinungen von Verstorbenen. Von der Seherin Anna Maria Weiß. Mit einer Vorrede versehen von Karl Stugau (August Schmidt auf Altenstadt). Leipzig, Wagner. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes. Von Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Der Spiritismus der Gegenwart, seine hohe Bedeutung und psychographische Begründung. Neun Episteln an einen forschenden Freund. Wien, Markgraf und Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Aphorismen über Sensitivität und Od. Von Freiherrn von Reichenbach. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.
6. Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen als neuentdeckte Formen des odischen Princips in der Natur. Sechs Vorträge gehalten in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien vom 11. Mai bis 20. Juli 1865, in freiem Auszuge und durch Zusätze vervollständigt von Freiherrn von Reichenbach. Wien, Braumüller. 1867. Gr. 8. 26 Ngr.

> Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
> Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt:
> Auf, bade, Schüler, unverdrossen
> Die ird'sche Brust im Morgenroth!

Diese Worte des Goethe'schen „Faust" werden in der Neuzeit mehr als früher beherzigt. Diesseit und jenseit des Oceans ist die Schar der Schüler nicht gering, welche die Pforten der nur anscheinend verschlossenen Geisterwelt zu entriegeln und die irdische Brust im Morgenrothe zu baden suchen. Der Spiritismus spielt bei einem Theil der neuern Philosophen eine bedeutende Rolle; man kann in den philosophischen Schriften Fechner's, des jüngern Fichte u. a. seine maßgebenden Einflüsse nachweisen. Oder ist es nicht Spiritismus, wenn Fechner mit dem Erdgeist Ernst macht und in der rollenden Erdkugel den Körper sieht für einen Geist, der uns nur unerforschlich ist, ähnlich wie der Körper des Menschen einen solchen Geist verbirgt, oder wenn er Ernst macht mit „der wohlbekannten Schar, die strömend sich im Dunstkreis überbreitet", und unsern Luftkreis mit Geistern anfüllt, für deren Existenz er keine andern Planeten, keine Hölle und keinen Himmel braucht, wenn er gleichsam aus den disjecti membris Fausti eine Philosophie zurechtmacht, ohne die Skepsis des großen Dichters, welcher an den Spuk in Tegel nicht glaubt und die Geisterseherei gelegentlich durch eine Blutegelcur heilen will? Ist es nicht Spiritismus, wenn der jüngere Fichte seine Theorie von einem Seelenleibe zur Grundlage des Beweises für die Unsterblichkeit macht, eine Theorie, welche allerdings nicht nur in bekannten Physiologen, wie Burdach, ihre Anhänger findet, sondern auch von den Sehern, wie Jackson Davis, als ein fait accompli mit dem innern Auge geschaut wird. Auf der andern Seite kann doch auch die Naturwissenschaft es nicht umgehen, sich mit den Thatsachen des Spiritismus zu beschäftigen, soweit sie dem Bereich der Erfahrung angehören. Dies ist aber in doppelter Weise der Fall. Einmal ist die Sensitivität, das Od, die odische Lohe, oder wie man nach dem Vorgang des jüngst verstorbenen bekannten Naturforschers Freiherrn von Reichenbach diese Ausströmungen des Nervenäthers benennen mag — deren Schilderung wir zum Schluß nach den zwei letzten Schriften dieses durch seine frühern naturwissenschaftlichen Entdeckungen und durch seine industrielle Thätigkeit bekannten Gelehrten mittheilen wollen — eine Thatsache, die zwar nicht allgemein gültig ist, die man ebendeshalb bestreiten mag, die aber doch keineswegs als bloßes Hirngespinst verworfen werden darf, sondern auch von seiten der ungläubigen Naturforscher eine Erklärung verlangt. Dann aber umfaßt der Somnambulismus selbst ein großes Gebiet von Erscheinungen, die zwar meist subjectiver Art

sind, aber doch der genauesten Erforschung bedürfen und zu Schlüssen auf bisher unbekannte Eigenthümlichkeiten des menschlichen Wesens berechtigen. So kann auch der entschiedenste Materialismus, der nicht nur die Geister, sondern auch den Geist leugnet, an den Thatsachen des Somnambulismus nicht mit verächtlicher Geberde vorübergehen. Mag er in ihnen nur eine ausnahmsweise und krankhafte Nerventhätigkeit erblicken, er wird doch immer erklären müssen, warum diese Kranken mehr sehen als die Gesunden und manches erblicken, was kein Verstand der Verständigen sieht.

Dixon in seinem Buch über Seelenbräute spricht geringschätzig von dem Haupt der amerikanischen Spiritisten, Andrew Jackson Davis; er muß aber gleichzeitig zugeben, daß die Anhänger desselben in den nordamerikanischen Freistaaten nach Millionen zählen. Maximilian Perty erwähnt in seiner neuesten Schrift (Nr. 3), daß in Baltimore 1867 eine Versammlung der katholischen Bischöfe und Erzbischöfe stattgefunden habe, welche die statistischen Verhältnisse der Confessionen zu ermitteln suchten. Das Resultat sei gewesen, daß der vereinigte Katholicismus und Protestantismus 8—9 Millionen mit etwa 45000 Predigern, der Spiritismus 10—11 Millionen mit 50000 Mediums hatte. Wir haben früher in d. Bl. (Nr. 30 f. 1867) den „Reformator" des transatlantischen Sehers analysirt, ein Werk, welches die Ehe und die das Geschlechtsleben betreffenden Zustände der Menschheit in diätetisch-socialer Hinsicht zu reformiren trachtet und bei welchem die visionäre Einkleidung durchaus hinter der praktischen Tendenz zurücktritt; wir haben damals einen gewissen Respect empfunden vor den Geistern, die eine so klare Einsicht davon haben, wo die Menschen hauptsächlich der Schuh drückt, und vielfach die Geister unserer Staatsweisen und Rechtsgelehrten beschämen, die nicht blos die hellsehenden, sondern auch die dunkelsten Erdenkinder mit ihrer römisch-kanonischen Erbweisheit heimsuchen und deren Bücher man mit den Augen lesen kann, ohne das Sonnengeflecht zu Hülfe zu nehmen. Jetzt erhalten wir die Selbstbiographie des „Reformators" (Nr. 1), offenbar einen der wichtigsten Beiträge zur Kenntniß des nordamerikanischen Prophetenthums und des Somnambulismus, dessen Geschichte dadurch mit einer Fülle neuer Thatsachen bereichert wird. Eine kritische Sichtung des Materials, eine Sonderung der absichtlichen und unabsichtlichen Täuschung von demjenigen, was für den Seher selbst subjective Wahrheit hatte, ist schon schwierig für den Augenzeugen, in der Ferne aber gar nicht zu versuchen; wir können hier nur den Schatz von neuen, originellen und pikanten Mittheilungen heben, welche das Werk enthält.

An Einführungen fehlt es dem Buche nicht; es begnügt sich nicht mit dem Segen, welcher ihm von dem Verfasser selbst mitgegeben wird, jener Ausstattung, mit welcher zum Beispiel der Libellus der „Tristien" von Ovidius Naso in die Welt geschickt wird. Denn obwol schon Davis seine Selbstbiographie rechtfertigt und den Lesern ihren Zweck enthüllt, schickt doch der Uebersetzer auch seinerseits der Schrift ein längeres Vorwort voraus, welches das Wesen des Spiritismus philosophisch zu erläutern sucht, und in der Verherrlichung von dem merkwürdigen Seherblick des Andrew Jackson Davis so weit geht, die Frage aufzuwerfen, „ob mit dem Erscheinen des «Zauberstab» die deutsche Philosophie über kurz oder lang ihr besonderes Augenmerk auf die neugefundene teleskopische und mikroskopische Betrachtung der ihr längst bekannten «intellectuellen Anschauung» und die durch den geistigen Galilei und Columbus des Jahrhunderts neuentdeckten jenseitigen Wunderwelten des Geistes nicht dennoch topographisch, diplomatisch und statistisch zugleich studiren wird"? Dem Vorwort des Uebersetzers folgt das Vorwort des amerikanischen Verlegers; denn in Amerika schreiben auch die Verleger Vorreden. Wir erfahren von Hrn. J. S. Brown in Neuyork, daß „eine höchst seltsame Biographie einer höchst seltsamen Person hiermit der Welt übergeben wird". Natürlich wird damit ein allgemein gefühltes und ausgesprochenes Bedürfniß erfüllt. Außerdem hofft der Verleger, daß jede Klasse von Lesern bei Durchlesung dieser „fast beispiellosen Lebensbeschreibung, die dabei so authentisch und unwiderleglich ist", nicht blos den einfachen Pathos und der dramatischen Romantik, welche jede Seite durchziehen, ergötzt, sondern auch mit klaren Ansichten (?) und edlern Zwecken erfüllt werden wird. Doch nicht blos der Verfasser, der Uebersetzer, der Verleger geben dem Werk einen Geleitbrief mit auf den Weg, auch die Gattin des Sehers, Mary Davis, hielt es für nöthig, verschiedene Fragen und Zweifel in Betreff des Zwecks dieser Selbstbiographie im voraus zu beantworten und zu widerlegen. Die Dame hat von dem Gatten eine hohe Meinung, was jedenfalls zu Gunsten der harmonischen Philosophie spricht. So citirt sie auf die Frage: Warum schreibt Mr. Davis seine eigene Geschichte, und zwar während er noch so jung ist? als Entgegnung den folgenden Vers:

> Wir leben nur nach Thaten, nicht nach Jahren,
> Nur nach Gedanken, nicht nach Athemzügen,
> Nur nach Gefühlen, nicht nach Stundenzeigern.
> Wir sollten zählen unsre Lebenszeit
> Nach unsers Herzens Schlägen. Denn am meisten
> Lebt, wer am meisten denkt — und wer da fühlt
> Am edelsten — und wer am schönsten handelt.

Nachdem wir diese zahlreichen vorbereitenden Stufen hinter uns gelassen haben, werden wir nun in das wunderbare Leben selbst eingeführt.

Der Geburtsort von Davis ist Blooming-Grove in der Grafschaft Orange im Staate Neuyork. Hier ist der Seher am 11. August 1826 geboren. Sein Vater war halb Weber, halb Schuhmacher und außerdem ein entschiedener praktischer Gegner aller Mäßigkeitsvereine. Ein guter Onkel, Thomas Maffet, der hierin mit dem Vater sympathisirte, kam in einer sehr angeregten Stimmung ein paar Tage nach dem frohen Ereigniß ins Haus, und da er auch ein sehr eifriger Politiker war, so stimmte er dafür, daß der kleine Junge den Namen des damals gefeiertsten Politikers, des Siegers von Neuorleans, des Präsidentschaftscandidaten Andrew Jackson erhielt.

Die Jugendgeschichte des Propheten ist reich an mancherlei anmuthenden Detailzügen reicher. Der wanderlustige Vater beschloß alsbald einen Umzug, einen Ausverkauf zum Schrecken der Mutter, welche die feste und sichere Heimstätte liebte. Nach einer Reihe von Unglücksfeligkeiten schlug die Familie ihren Wohnsitz in Stam-

Staate Neuyork auf. Doch auch diesen vertauschte ruhelose Vater bald mit der Wohnung auf der Farm es gutmüthigen Holländers, Namens Burt Coopsey. ter den ersten Begebenheiten der Kindheit, zu denen h ein Aepfeldiebstahl, kindliche Reflexionen über die heirathung einer Schwester und ähnliches gehörten, et sich auch eine merkwürdige Spukgeschichte, merkdig nicht wegen des Spuks, sondern wegen der heitern flösung, die dem wunderbaren Ereigniß zutheil wird. gespenstisches Ungeheuer im Walde enthüllt sich als Gebund Stroh, in altes Laken gehüllt und von irgendm Spaßvogel mit dem breitkrämpigen Hut Burt opsey's gekrönt. Bei dieser Gelegenheit betheuert Davis, das Organ der Wundersucht nach dem Ausspruche Phrenologen nur einen sehr mäßigen und secundären fluß auf seine geistige Organisation ausübe. Davis olgt mit Aufmerksamkeit die ersten Spuren der Erinng, sowie die Einflüsse, welche die kleinen Ereignisse Kindheit auf seine innere Entwickelung ausübten. h Kartenspiele, Fluchen, ein Alkoholrausch finden sich r den ersten, später nicht wiederkehrenden Verirrungen. h der Vater entsagte plötzlich dem Tyrannen Alkohol, her das Glück der Familie bis dahin zerrüttet hatte. n Davis selbst zugibt, daß die eingewurzelte Unverträgeit der Aeltern sich mit mehr oder weniger Deutlichkeit jedem der Kinder offenbarte, die alle mit gewissen chen Fehlern des Körpers und des Gemüths geboren en, so wird er wol auch zugeben, daß seine körper- Schwächlichkeit in gewissem Zusammenhang mit dem r seines Vaters stand und daß die Liebe desselben zu Spirituosen zu der spätern Liebe des Sohns zum itismus in einem unleugbaren Verhältniß stand. ct hatte er zwar die letztere von der Mutter geerbt, je sich oft in einem halb somnambulen Zustande be- und die Gabe des zweiten Gesichts besaß.

Nach kurzem Schulbesuch griff der kleine Andrew Jackals Kaufmannslehrling und Müllerbursche thätig in praktische Leben ein, ohne sich auf dem Gebiete der tion und Subtraction bei den kaufmännischen Beungen oder bei der Beaufsichtigung des Mühlentrichauszuzeichnen. Hier begannen bereits seine somnamAnlagen sich zu entwickeln; die Phantasie des Jun- in der Gipsmühle beschämte die manches Mechanikers Fach:

Tausend schattige Formen von Rädern und sich umdrehensenkrecht stehenden Wellen bedeckten die ganze Oberfläche s Gehirns. Außer den Mühlenwerken, welche ich wähdes Tags gesehen hatte, konnte ich die Verrichtungen neuer werke erblicken und begreifen. Vollständige Maschinen zum en von Schindeln, zum Zermahlen von Getreidekörnern, ulverisirung von Gipssteinen, zum Zersägen und Glatt- von Bretern, zur Verrichtung der dem weiblichen Ge- gewöhnlich auferlegten ermüdenden Küchenarbeiten — und verschiedene andere, ganz neue Darstellungen mechaniVerbesserungen woben sich in die Substanz meiner tägErfahrungen und wurden alle während des Schweier sich niedersenkenden und brütenden Nacht zusammen, und doch niemals miteinander verwechselt.

Segen des Deficits in seinen mathematischen Kenntwurde Andrew Jackson noch einmal in die Schule ft. Da erkrankte er schwer an einem Leber- und nleiden, welches der Arzt mit Blutegeln und Lanzette, ja mit dem mörderischen Calomel vergeblich zu heilen suchte. Er verbot ihm trotz seines Durstes kaltes Wasser zu trinken; die geringste Erkältung würde ihm tödlich sein. Da begab sich ein neues Wunder:

Der Gedanke, daß ich zu athmen aufhören — meine Augen für immer schließen — in einen Sarg gelegt — und in den Boden verscharrt werden sollte — war für mich zu unaussprechlich schrecklich. Und doch glaubte ich ungeachtet meiner schrecklichen Furcht, zu der des Arztes eindringliche Warnung noch hinzutrat, eine Stimme flüstern zu hören: „Du — darfst — trinken — das süße — Wasser — von — Ahorn — Bäumen." Anfangs glaubte ich, es wäre nur ein Fiebertraum, die Eingebung meines brennenden Durstes, ein Wink des flüssigen Feuers, das wild durch meine Adern rollte. Aber dieselben Worte wurden zwischen Mittag und Abend mir noch zweimal zugeflüstert. Der Hauch derselben war mir erfrischend willkommen. Und ich konnte mich nicht länger mehr zurückhalten. Die Stimme glich der Stimme der Einbildung — und war doch langsam, klar, süß, träumerisch und einflußreich. Ich hielt mich nicht länger zurück, sondern erzählte meiner Mutter jedes Wort meines vermeintlichen Traums — und bestand darauf, daß ich früh beim Tagen des nächsten Morgens den Saft vom Zuckerahorn trinken müßte. Sie schenkte mir Glauben, willfahrte meiner Bitte und erhielt von den angezapften Bäumen einen Eimer voll ihres ausgeflossenen Saftes. Frei und furchtlos, ja mit vollkommenem Glauben, trank ich das kühlende Wasser! Und was folgte auf dieses Trinken? Eine wesentliche Besserung, und in einigen Wochen körperliche Gesundheit und neue Hoffnungen.

Nach seiner Genesung wurde Andrew Jackson Thürhüter bei dem Rechtsgelehrten Woodworth, später Feldarbeiter. Hier, auf dem Feld, die Hacke in der Hand, allein auf einem zwanzig amerikanische Morgen großen Kornfelde, wurde seine Aufmerksamkeit von dem Klange einer süßen, leisen und klagenden Musik gefesselt:

Sie schien aus dem lustigen Raume über mir zu kommen und hatte einen Pathos gleich dem Seufzen der Herbstwinde. Da ich von Bäumen und menschlichen Wohnungen weit entfernt war, blieb mir ihre Quelle unerklärlich. Ungleich allem, was ich je zuvor gehört hatte, schien sie in den innersten Fibern meines Gehirns, ja durch die Substanz meines innersten Wesens und schlagenden Herzens hindurchzuklingen und dort die zartesten Empfindungen zu erwecken und meinen jugendlichen Geist mit liebenden Sympathien zur unbekannten Menschenwelt zu erfüllen....

Ich schien wie durch ein Wunder über die Nebel der Selbstsucht erhoben. Während ich verwirrt und von Freude und Verwunderung gebannt lauschte, schien ich, gleichsam niederflutend auf dem glitzernden Sonnenstrahl und sich unbeschreiblich mit den äolischen Weisen der geheimnißvollen Melodie vermischend, folgende Worte zu hören: „Du — darfst — dir — wünschen — zu — reisen." Athemlos und erschöpft von erhöhter Verwunderung stand ich da, auf die Handhabe meiner Hacke gelehnt, durch die ich meine zitternde Form vor dem Umfallen bewahrte, nervös aufhorchend — o, und wie gespannt! — um alles zu hören, was mich sonst noch durch die träumerische Musik der umgebenden Luft erreichen möchte. Aber bevor ich es noch wußte, lag das drückende Schweigen des unermeßlichen Feldes wieder auf mir, und nur bekannte Gegenstände in der umgebenden Entfernung spiegelten sich auf meinem sich verwundernden Blicke ab.

Zu Anfang des Herbstes zogen Davis und sein Vater von Hydepark, dem letzten Aufenthaltsort, nach Poughkeepsie, wo der Vater Arbeiter in einem Manufactur-Etablissement wurde. Eine geheime Stimme hatte ihm den Namen des Orts zugeflüstert. Die geheimen Stimmen begannen überhaupt dem Jüngling sehr praktische Rathschläge zu ertheilen. Als die Familie abermals bittere Noth litt und er verlegen war um einen Verdienst, flüsterte

sie ihm zu: „Ein klein wenig Sauerteig durchsäuert die ganze Masse.“ Er verstand den Wink und begann mit Hefen hausiren zu gehen, was ihm einen leidlichen Gewinn abwarf. In diese Zeit fällt eine Vision, die Davis sehr spannend zu erzählen weiß, wie wir überhaupt nie poetischere Selbstschilderungen somnambuler Erlebnisse gelesen haben als diejenigen im „Zauberstab“. Seine Mutter war schwer krank. Eines Tags kehrt er heim von dem Hausirhandel mit Hefen und will gerade die innere Hofthür öffnen, als etwas gleich einem schwarzen Schleier über sein Gesicht fällt und ihn in die äußerste Finsterniß hüllte. Sein Bewußtsein war ganz dasselbe, als wenn er sich unter der somnambulischen Verzückung befand; doch konnten seine Augen nichts unterscheiden:

Und jetzt, während ich noch nicht die Gartenthürklinke fühlte, schien aller Raum augenblicklich von einem goldenen Strahlenglanze erfüllt! Die Welt war wie verwandelt! Der Winterschnee und die Eiszapfen waren hinweggeschmolzen und verschwunden; warme Lüftchen spielten mit glühenden Sonnenstrahlen; Fruchtbäume blühten in dem Garten vor mir; glänzende Vögel sandten ihre melodischen Gesänge auf die durchduftete Luft; neue und schöne Blumen schmückten die Ränder vieler Pfade, welche zu einem prachtvollen Palaste führten, der dort stand, wo das Wohnhaus soeben vor einigen Augenblicken gestanden hatte; ein himmlischer Frühling und eine unsterbliche Lieblichkeit schienen ringsum zu herrschen; und ich hörte, was mir bei andern Gelegenheiten gleich meiner Mutter Stimme klang, wie aus einem unsichtbaren Fenster des palastartigen Baues den Zuruf: „Komm her, mein Kind: ich — will — dir — mein — neues — Haus — zeigen!“ Ohne eine Bewegung des Erstaunens oder der Hast (worüber ich selbst jetzt noch erstaunt bin) öffnete ich das mit Juwelen besetzte Thor vor mir, welches sogar eine Musik aus seinen Angeln von sich gab, und ging dann ruhig durch die reine Luft, zwischen sprudelnden Fontainen, unter heiter sich wiegenden Bäumen, mitten unter dem mannichfaltigen Blütenreichthum und der nicht abnehmenden Herrlichkeit, bis ich zur vergoldeten Thüre der hohen und heiligen Heimat meiner Mutter gelangte.

Er begann zu jubeln und zu tanzen; seine Brust schwoll von unaussprechlichem Stolz; denn er verglich im Geist die neue prächtige Wohnung mit den erbärmlichen Hütten, die seine Aeltern bewohnt hatten. Da hörte er, wie die irländische Nachbarin ihm zurief: „So warte doch nur ein bischen, es ist deine eigene arme Mutter, die soeben im Sterben liegt“:

Laut lachend über ihre närrischen Worte der Vorsicht sprang ich an ihr vorüber durch die verzierte Thüre. Augenblicklich verschwand die glänzende Vision! Der schwarze Schleier lag wieder vor mir! Er fiel — und siehe da! das ärmlich ausgestattete Zimmer — das düstere Bett — das abgemagerte Weib — ach! ich stand inmitten von Armuth und Tod! Wer kann meine Gefühle schildern? Der Doctor flüsterte: „Sie stirbt!“

Der junge Seher wurde nun in einem Schuh- und Stiefellager beschäftigt, dessen Besitzer, Ira Armstrong, ein frommer Mann, ihn mancherlei Lehren weiser Lebensmoral zukommen ließ. Da erschien ein Professor Grimes, ein Anhänger des Mesmerismus, der allerlei geschwinde Verwandlungen und Bewegungen machte und dann zu Davis sagte: „Sie können ihre Augen nicht öffnen.“ Doch er war im Irrthum, Davis öffnete sie mit vollkommener Leichtigkeit. Erfolgreicher war William Levingston, der bald darauf einmal in den Laden kam und den damals schwächlichen, nervenüberreizten Knaben zu magnetisiren unternahm.

Jetzt erst begann die neue Epoche im Leben des Propheten. Die Eindrücke, welche dies erste Experiment des Magnetisirens auf ihn machte, schildert er mit großer Lebendigkeit: „Die vielen tausend Zugänge der Empfindung waren erleuchtet wie mit den lebhaften Flammen eines elektrischen Feuers. Und plötzlich war alles tief schwarz im Innern. Schreckliche und seltsame Gefühle gingen über meinen Körper und mein Gehirn.“ Ein Gefühl des Todes kam über ihn. Er hörte eine Stimme, schwach, fern, sonderbar und unangenehm, die ihn zur Erde zurückrief; er will protestiren gegen die schreckliche Operation, doch die Zunge schien wie vergrößert und klebte gewaltsam an der Wölbung seines Mundes; er macht eine verzweifelte Anstrengung, seine Stellung zu verändern, doch seine Füße, seine Hände, sein ganzer Körper befanden sich gänzlich außerhalb der Herrschaft seines Willens. Dabei waren seine Geistesfähigkeiten heller geworden als früher; neue, glänzende Gedanken strömten hervor, die sich anscheinend über die weite Landschaft einer unbekannten Welt von glänzender Schönheit erstreckten. Dann aber fühlte er sich dem Tod und der Finsterniß immer mehr verfallen und wie herumgewirbelt mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer schmalen Bahn mit einem anfangs weiten und dann immer engern Umkreis. Da öffneten sich seine Sinne wieder; er sah viele Bekannte um sich her und frug verwundert, was denn geschehen sei. Der Operator rühmte seine Verrichtungen. „Nach einer kleinen Weile hast du aus deiner Stirn heraus die großen Buchstaben auf einem Zeitungsblatte gelesen, die Zeit an mehrern Uhren angegeben, beschrieben wo einige von uns krank sind u. s. w.“

Diese Experimente wurden öfter wiederholt. Damals konnte Davis im wachen Zustande in sein Gedächtniß nichts von dem zurückrufen, was er im magnetischen Zustand gesehen oder gesprochen. Erst vier Jahre später erwachten diese Erinnerungen in ihm. Da tauchten auch wieder die Eindrücke in ihm auf, die er empfing, als er zum ersten mal hellsehend die Oberfläche der Erde erblickte. Zunächst sah er die im Zimmer befindlichen Individuen überrascht erleuchtet:

Jeder menschliche Körper glühte in vielfachen, mehr oder minder glänzenden und magnetischen Farben. Die Gestalt jeder Person war in eine Lichtatmosphäre gehüllt, welche von ihr ausströmte. Diese Ausströmung erstreckte sich auf die Arme und über den ganzen Leib. Die Nägel hatten einen Lichtkreis um sich her, die Haare einen andern, die Ohren einen andern, und die Augen wieder einen andern; der Kopf war ganz leuchtend; seine Ausströmungen breiteten sich im Vergleich zu den übrigen in die Luft von vier Zollen bis zu ebenso vielen Fußen aus.

Bald vermochte er auch in das Innere der Persönlichkeiten zu schauen, die innern Organe und ihre Functionen zu erkennen und zwar wie mit bengalischer Beleuchtung:

Der ganze Körper war durchsichtig wie eine Scheibe Glas. Er war mit einer seltenen, reichen, geistigen Schönheit angethan. Er sah erleuchtet aus wie eine Stadt. Jedes besondere Organ hatte besondere Lichtmittelpunkte und war außerdem noch von einer allgemeinen Sphäre für sich besonders eingehüllt. Und ich sah nicht nur das physische Organ, sondern auch seine Form, sein Aussehen und seine Farbe, indem ich einfach die besondern Ausströmungen beobachtete, die es umgaben. So zum Beispiel sah ich das Herz umgeben von einer allgemeinen Verbindung lebendiger Farben, zwischen die besondere Erleuchtungspunkte eingestreut waren. Die Arterien

(Herzohren) und Ventrikeln (Herzkammern) sammt ihren Oeffnungen gaben deutliche Lichtflammen von sich; und das Pericardium oder der Herzbeutel war ein Gewand von magnetischem Leben, welches das Herz bei Verrichtung seiner Functionen umgab und beschützte. Die zur Lunge oder zum Athmen gehörige Abtheilung war auch mit schönen Flammen erleuchtet, die aber von verschiedener Größe und Farbe waren. Die verschiedenen Luftkammern schienen ebenso vielen chemischen Laboratorien zu gleichen. Das Feuer in ihnen bewirkte augenblickliche chemische Veränderungen in dem Blute, welches durch die nächstgelegenen Membranen floß; und der große sympathetische Nerv, dessen Wurzeln sich durch die niedern Eingeweide erstrecken, und dessen äußerste Zweige sich in die obersten Schichten des Sensoriums oder Gehirns verlieren, schien einer Lebenssäule zu gleichen, die von einem sanften silbernen Feuer durchzogen und überwallt war! Das Gehirn war gleichfalls ganz erleuchtet von prismatischen Farben. Jedes Organ des Cerebellums und Cerebrums (kleinen und großen Gehirns) sandte ein ihm eigenthümliches Licht aus. Ich konnte leicht die Form und Größe des Organs an der Gestalt und Stärke seiner Ausströmungen unterscheiden. Dieser Anblick, ich erinnere mich dessen noch wohl, erregte in mir viel Bewunderung. Aber ich befand mich so tief im magnetischen Zustande und war an Worten so arm, daß ich weder ein Ergötzen zeigte, noch irgendetwas von dem beschrieb, was ich damals sah. In einigen Theilen des kleinern Gehirns sah ich graue Ausströmungen und in andern Theilen tiefere und dunklere Schattirungen dieser Farbe in vielen und verschiedenartigen Abstufungen von Deutlichkeit bis hinab zu einer düstern und fast schwarzen Flamme. Auf der andern Seite erblickte ich in den höhern Abtheilungen des größern oder obern Gehirns Flammen, welche dem Farbenspiel von Diamanten glichen. Anfangs begriff ich die Ursache dieser schönen Lichtfarbenspiele nicht; aber bald entdeckte ich, daß sie die Gedanken der anwesenden Individuen über die seltsamen Erscheinungen waren, die sich damals an meinem eigenen Zustande offenbarten. Noch immer setzte ich meine Beobachtungen fort. Die obern Organe des Cerebrums pulsirten mit einem sanften strahlenden Feuer; aber es glich weder einem Feuer noch einer Flamme, wie ich sie auf Erden gesehen hatte. In Wahrheit, das Gehirn erschien gleich einer Krone von geistigem Glanze, mit strahlenden Leuchtfeuern und flammenden Juwelen geschmückt. Hier will ich in Parenthese (einschaltend) bemerken, daß das, was dem menschlichen Gehirn auf dieser seiner ersten Stufe der Existenz so natürlich ist, im Geisterlande, zu welchem wir alle sicher hinstreben, bewahrt und unbeschreiblich vervollkommnet wird. Jedes Gehirn erschien verschieden, verschieden in den Abstufungen, Modificationen und Combinationen der Flammen und Farben; aber wahrhaft schön und herrlich! Vom Gehirn aus sah ich die verschiedenen Ströme von Leben oder magnetischem Feuer durch das System fließen. Die Knochen erschienen ganz dunkel oder braun; die Muskeln sandten im allgemeinen ein rothes Licht aus; die Nerven gaben eine sanfte goldene Flamme von sich; das Venenblut zeigte ein dunkles purpurnes Licht; das Arterienblut eine helle schwarzgelbe Feuerfläche, welche mich beständig an die elektrischen Erscheinungen der Wolken erinnerte. In Wahrheit, freundlicher Leser, ich sah jede Flechse, Sehne, knorplige und membranartige (häutige) Structur mit verschiedenen Flächen und magnetischen Mittelpunkten von lebendem Licht erleuchtet, welche die Gegenwart des geistigen Princips andeuteten und herrlich offenbarten.

Dann werden ihm auch die Mauern des Hauses durchscheinend; er konnte die Wände der angrenzenden Wohnung erblicken, dann weiter Hausgeräth und die Personen in dem angrenzenden Hause, bis er durch einen Proceß innerer Durchdringung mit der ganzen Natur in Rapport gesetzt wurde:

Die Eigenthümlichkeiten und Wesenheiten der Pflanzen waren mir deutlich sichtbar. Jede Faser der Marienblume, jedes Atom des Bergveilchens strahlte in seinem eigenen besondern Leben. Die haarförmigen Verzweigungen der Bachmoose, die feinen Nerven der Cicutapflanze (des Schierlings), des Frauenschuhs und der blühenden Weinstöcke — sie lagen alle meinem Blicke offen. Ich sah die lebenden Elemente und Wesenheiten durch diese einfachen Formen der Materie fließen und spielen; und in derselben Weise sah ich die vielen und verschiedenartigen Bäume der Wälder, Felder und Hügel alle erfüllt mit Leben und Lebenskraft von verschiedenen Farben und Stufen der Verfeinerung. Es schien, daß ich die Oertlichkeit, die Eigenthümlichkeiten, Beschaffenheiten, Zwecke und Wesenheiten jeder Form und Gattung wilder Vegetation, welche irgendwo in der Constitution der Erde eine Existenz hatte, sehen konnte. Die lebendige, lebhafte Schönheit und übergroße Erhabenheit dieser Vision kann ich selbst jetzt noch nicht beschreiben; obgleich ich, wie der Leser sehen wird, seitdem häufig noch weit schönere und unaussprechlichere Scenen betrachtet habe. Aber meine Wahrnehmungen flossen noch weiter! Die weite Oberfläche der Erde wurde viele Hunderte von Meilen vor dem Schweifen meines Blicks — der beinahe einen Halbkreis beschrieb — durchsichtig wie das Wasser. Die Alluvial- und Diluvialablagerungen der Erde waren sehr leicht von den tiefern Erd- und Steinschichten durch den verhältnißmäßigen und höhern Glanz der Bestandtheile der erstern zu unterscheiden. Die Erde gab eine besondere Farbe von sich, die Gesteine eine andere, und die Mineralien eine andere. Als ich zuerst ein Mineralbett sah — es war eine Ader von Eisenerz —, erinnere ich mich, wie ich mit einem Gefühl des Entsetzens schaudernd zurückfuhr. Es schien, als ob die Erde in Feuer stände! Die in jedem Augenblick erfolgende Ausstoßung von Elektricität aus der ganzen Masse gab die Erscheinung eines tief unter der Erde gelegenen Schmelzofens. Und meine innere Bewegung vermehrte sich noch, als ich wahrnahm, daß diese Ströme von mineralischem Feuer unter dem Ocean Hunderte von Meilen hinrannen und sich doch nicht um eine einzige Flamme verminderten, ja nicht einmal ausgelöscht werden konnten!

Ja, er sah die Gehirne, die Eingeweide und die vollständige Anatomie der Thiere, welche in diesem Augenblick im Schlafe lagen oder in den Wäldern der östlichen Hemisphäre umherstreiften, Hunderte und Tausende von Meilen von dem Zimmer entfernt, in dem er diese Beobachtungen anstellte.

Die Magie eines mit dem Erdgeist sich identificirenden Pantheismus ist nie mit glänzendern Farben geschildert worden, als in diesem mystischen Gesicht des Sehers von Poughkeepsie. Es wird uns niemand verdenken, wenn wir auch an die Geister den Maßstab des Geistes anlegen. Nichts kann in der That mehr das Interesse am Spiritismus verdunkeln, als die trivialen und geistlosen Phrasen der herbeigeklopften oder psychographisch herbeicitirten „Unsterblichen"; denn selbst die großen Männer gefallen sich meistens in so seichtem Geschwätz, als ob sie noch einmal in die Kinderschuhe gefahren wären; andere käuen nur eingetrichterte Glaubensartikel wieder; die psychographischen Gedichte sind mehr als schülerhaft; kurz, die Aussicht, als Geist einige Bänke zurückgesetzt zu werden, ist wenig erfreulich. Darum begrüßen wir einen Mysticismus, der eine gewisse Tiefe hat, wie er sich in den Gesichten von Andrew Jackson Davis zuweilen ausprägt, mit Freuden.

Freilich, oft findet sich auch in diesen Gesichten eine trockene Symbolik, ein strohernes Allegorisiren, ein nüchterner Schematismus mit möglichst unphilosophischen Trichotomien; die Wanderungen von Berg zu Thal erinnern an die Wanderungen Dante's in der „Divina commedia", und eine symbolische Karte erläutert uns die verschiedenen Gipfel der Bergkette, welche stets höher ansteigend die Entwickelung des Propheten verbildlicht; Nutzen, Gerechtigkeit,

Kraft, Schönheit, Aufstreben und Harmonie sind die Höhenpunkte dieses Gebirgszugs. Nicht minder symbolisch ist der Zauberstab, welchen Galen bei einer Erscheinung dem Seher schenkte. Sei das nun erdichtetes Erlebniß oder erlebte Dichtung — wir können das Ganze doch nur als eine Production des Davis'schen Geistes betrachten und müssen ihr den Vorwurf machen, daß dieser Symbolik die tiefere Wahrheit fehlt, und daß sie matt und mehr an Bedeutungen anklingend als dieselben erschöpfend erscheint.

Gleichwol wird der Mysticismus, gegenüber der Orthodoxie, stets etwas Gemeinsames mit dem philosophischen Denken haben; er ist autonom wie dieses, unbekümmert um irgendwelche Satzungen, die Wahrheit schöpfend aus der eigenen Offenbarung. Mag diese Autonomie oft mehr eine Autonomie der Empfindung als des Gedankens sein — die schöpferische Freiheit des Menschengeistes ist auch in ihr lebendig. Davis hat das Bewußtsein hiervon. Vom großen Centrum der Intelligenz, von der geistigen Sonne der geistigen Sphäre werden ihm die folgenden Offenbarungen zutheil:

Die Vernunft ist ein Princip, welches dem Menschen allein angehört. —

Das Amt des Geistes ist, die Principien der Natur zu suchen, zu untersuchen und zu erforschen, und ihre physischen Manifestationen oder äußern Erscheinungen in ihren vielen und mannichfaltigen Verzweigungen zu ergründen. —

Der Gedanke ist in seiner eigentlichen Natur unbeherrscht. Es steht ihm frei, zu forschen und den erhabensten Bestrebungen zu folgen. Die einzige Hoffnung für die Verbesserung der Welt liegt in dem freien Gedanken und in der unbeschränkten Forschung. Und alles, was diesem hehren und erhabenen Princip entgegentritt oder dasselbe zu hindern trachtet, ist unrecht.

Darum besteht auch Davis fortwährende Kämpfe mit den Orthodoxen, mit der Liebllosigkeit der Supranaturalisten, der Bibelgläubigen; darum ist er auch auf praktischem Gebiete der vor keiner Autorität sich beugende „Reformator":

Die Erfahrung des Menschengeschlechts, welche uns in der profanen und Kirchengeschichte aufbewahrt worden ist, zeigt, daß dasselbe von Stufe zu Stufe in regelmäßigem Fortschritt weitergegangen ist, daß die Menschen zuerst Wilde waren, dann Barbaren, dann Halbcivilisirte, dann Civilisirte wurden, und jetzt im Fortschritt zur allgemeinen Republik begriffen sind. Mit dem socialen Zustande der Menschheit ist in jedem Zeitalter der Zustand der Philosophie, der Kunst, der Theologie, der Moral u. s. w. parallel gelaufen. Wenn wir den einen Zustand kennen, kennen wir auch die andern. An die Autorität vergangener Zeitalter als an eine Regel des Glaubens und Handelns im gegenwärtigen Zeitalter zu appelliren, heißt offenbar, sowol den Principien des Fortschritts Gewalt anthun, als auch allen natürlichen Lehren und menschlichen Anschauungen entgegentreten. Wie Erwachsene auf die Unbesonnenheiten der Jugend wegen Belehrung blicken, so sollte die Menschheit die Erfahrung früherer Generationen überblicken und aus ihren Irrthümern und Thorheiten den Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit verfolgen lernen. Die Künste, Lehren, Theorien u. s. w. vergangener Zeitalter sollten gewissenhaft aufbewahrt werden, und was immer Gutes und Wahres an ihnen ist, sollte dem gegenwärtigen Gebrauche angepaßt und zum Nutzen der Jetztwelt verwendet werden; aber dieselben über neuere Verbesserungen zu erheben, oder zu träumen, daß das goldene Zeitalter verloren gegangen sei, heißt, die Ordnung des Fortschritts verkehren und Unwissenheit und Zwietracht über Weisheit und Harmonie stellen.

Davis' weitere Lebensgeschichte mit der Menge interessanter Detailzüge mag man in dem Werke selbst nachlesen. Nachdem er lange Zeit mit Levingston herumgereist, Vorlesungen gehalten, Kranke geheilt hatte, fand er, daß es nöthig sei, sich von diesem „Operator" zu trennen, um so mehr, als er die Begabung in sich fühlte, jetzt aus eigener Kraft sich in einen somnambulen Zustand zu versetzen. Er schloß sich daher an einen bridgeporter Arzt, Dr. Lyon, an, mit welchem zusammen er sich nach Neuyork begab. Hier wurden hellsehende Krankenprüfungen unternommen, Vorlesungen gehalten und nachgeschrieben, bis er abermals erkannte, daß der Einfluß des Operators immer ungünstiger wurde für die Ausübung seines Hellsehens. Er kehrte nach Poughkeepsie zurück, um unabhängig zu leben, und erreichte hier selbständig die höchste geistige Höhe, wo er sich der Geheimnisse seines eigenen Innern bewußt wurde. Hier war er Zeuge der geistigen Umwandlung, des Todes einer kranken Frau; er erlebte visionär „das eindrucksvolle und erhaben heilige Schauspiel". Das beigefügte Bild einer Sterbescene erläutert uns die Anschauungen des Sehers; es könnte zugleich als Titelkupfer für die Unsterblichkeitstheorie des jüngern Fichte und aller Gleichgesinnten dienen, denn wir sehen auf demselben über dem Sterbebette die mit dem „Seelenleib" bekleidete Seele in ätherischer Nacktheit einem von oben herab einfallenden Strahlenbündel entgegenschweben.

Davis redigirte später das „Univercölum", ein ihm offenbarter Titel, war bei seinen weitern Rundreisen manchen Verfolgungen ausgesetzt, die sich infolge seiner zweiten Ehe und der sich an dieselbe knüpfenden Verleumdungen vermehrten. Ueber diese seine Herzensgeschichten, die ihn offenbar dazu antrieben, als Reformator auch auf dem Gebiete der Ehe aufzutreten, namentlich als Vorkämpfer der freien „Scheidung", gibt Davis selbst die nähern Aufschlüsse. Er selbst hat die Höhe des „Aufstrebens" überschritten und ist am Berge der „Harmonie" angekommen, wo wir ihn seinen fernern Verzückungen überlassen wollen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aeltere deutsche Nationalliteratur.

1. Das Nibelungenlied. — Der Nibelunge liet. Vollständig mit Benutzung aller Handschriften herausgegeben von Karl Simrock. Neunzehnte verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Karl Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Das Wiedererscheinen der in den gebildeten Kreisen des deutschen Volks seit einem Menschenalter eingebürgerten Uebersetzung des Nibelungenliedes von K. Simrock in neunzehnter Auflage ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß das Bedürfniß nach dem Einblick in diesen treuesten Spiegel des deutschen Volkswesens in fortwährendem Steigen begriffen ist. Dürfte man daraus den Schluß ziehen, es sei davon auch ein Theil der Kraft und des lautern Sinnes, von welchen die Gestalten des Gedichts belebt

ıb, in das Bewußtsein des Volkes übergegangen oder
n alters her in dasselbe zurückgekehrt, dann wäre der
beit des Dolmetschers der höchste Lohn zutheil gewor-
ı. Eine solche Wirkung läßt sich schwer controliren;
hter die andere, welche sich auf das sichtbare Hervor-
ten des literarischen Interesses erstreckt, und dieses hat
leugbar seit dem Jahre 1826, wo Simrock als ein noch
ıhmloser Jünger der Kunst" zum ersten mal mit seiner
beit hervortrat und gleichzeitig der Kritiker K. Lachmann
ıe Textausgabe veröffentlichte, nicht blos immer weitere
ıise für den Inhalt der Dichtung gewonnen, sondern
h den Reiz, sich mit der ursprünglichen Form derselben
traut zu machen, mehr und mehr gesteigert, sodaß
mrock recht behielt, als er damals dem thörichten
wande gegenüber, eine Uebersetzung möchte dem Studium
Originals Abbruch thun, vielmehr geltend machte,
eine solche erleichternd und fördernd für das Ver-
dniß wirke. Und wenn die Germanisten schon früher
wenig von ihrer Sprödigkeit nachgelassen und dem
ımeinern Verständnisse mit sprachlicher und sachlicher
luterung des Textes zu Hülfe gekommen wären, wie dies
den letzten Jahren die Herausgeber der von Franz Pfeif-
begonnenen Sammlung der „Deutschen Classiker unsers
ıelalters" so erfolgreich thun, so würde das deutsche
längst vertrauter mit dem Hauptschatze seiner National-
ı sein, als es zur Zeit noch ist. Obwol indeß
ıtragungen in die neuhochdeutsche Mundart noch fort-
end erwünscht sind, so läßt sich doch nach dem bis-
rreichten dem Publikum schon etwas mehr zumuthen.
Beweis dafür liefert das gegenwärtige Unternehmen
ock's, seiner neuen verbesserten Uebersetzung Strophe
Strophe den Originaltext, auf Grund des Lach-
'schen, zur Seite zu stellen, sei es zur Controle jener,
ım neue Leser für diesen anzulocken. Beide Zwecke
ützen sich gegenseitig zu Gunsten des Hauptzwecks,
fere Kenntniß des Nibelungenliedes zu vermitteln.
ı können wir jedoch den Zweifel nicht unterdrücken,
ht im Interesse der Einführung des Urtextes in
Kreise noch einen Schritt weiter gegangen werden
ob nämlich nicht, wenigstens an denjenigen Stellen,
bersetzung und Original sich nicht decken können,
rmeidung misverständlicher Auffassung des Urtextes
iche Erläuterungen, knapp gehalten, erforderlich
So wie der Verfasser seine Einrichtung getroffen
rd die Frage angeregt: was soll dem des Mittel-
tschen Kundigen die Uebersetzung? und was dem
igen der Originaltext ohne denjenigen Theil der
ation, welchen auch die wörtlichste Uebersetzung
währen kann? Vielleicht findet sich der Verfasser
noch bewogen, diese Lücke auszufüllen, sei es
erkungen unter dem Text, oder in Gestalt eines
.

den beiden Vorreden zu dem Werk spricht sich
ersten Auflage vom Jahre 1826 über die Tendenz
ersetzung und die metrische Form des Gedichts
jene galt dem Uebersetzer als Muster die dem
chdeutschen ohne Künstelei aus ursprünglicher Kraft
uende Sprache in Uhland's Romanzen; die
über Vers- und Strophenbau enthält das
he klar und bündig und wird auch jetzt noch

dem Laien auf diesem Gebiete willkommener sein als das Eingehen auf die schwierigen Specialitäten und Feinheiten, welche später an der Nibelungenstrophe herausgeforscht worden sind. In der Vorrede aus jüngster Zeit, welche das Thema in strengerer Art weiter verfolgt, registrirt der Verfasser als Abweichung gegen früher, daß er jetzt nicht mehr drei, sondern vier Hebungen im ersten Halbverse annimmt; er wird aber den zwanglos unbefangenen Leser seiner Uebersetzung dadurch nicht hindern können, bei den drei Hebungen zu bleiben und die Schlußsilbe der Vershälfte als tonlose Kürze zu behandeln. Der übrige Inhalt der Vorrede, die Abfassung und die geschichtliche und mythische Grundlage des Gedichts betreffend, scheint mehr für den Forscher als für den Interessenten der Uebersetzung bestimmt, welchem dagegen belehrende Winke über das Verhältniß der Sagengeschichte im Epos und in den Liedern der Edda erwünschter gewesen sein möchten.

Für die Uebersetzung galt dem Verfasser von Anfang an als Hauptziel das möglichst treue Festhalten am Worte des Originals, und in jeder folgenden Ausgabe ist der Anschluß an dasselbe immer enger geworden, so eng, nicht blos im einzelnen Worte, sondern auch im Ton und in der Haltung des Ganzen, daß der Leser, inwieweit dies überhaupt möglich, den Eindruck des Urtextes in seiner ganzen schlichten Größe empfängt, dabei zugleich die Fremdheit des alterthümlichen Gewandes verschwinden und dagegen altheimische Art und Form des Anschauens, Fühlens und Sprechens an die Stelle treten sieht. Wer Gelegenheit nimmt, genauer zu vergleichen, wird sich überzeugen, daß die Schwierigkeit einer Uebertragung aus dem Altdeutschen in das Neudeutsche größer ist als die aus irgendeiner ausländischen Sprache; sie liegt in dem eigenthümlichen Verwandtschaftsverhältnisse der beiden Idiome, das den Uebersetzer so oft in den Zweifel verstrickt, ob er es noch wagen darf, an gewissen Wortlauten festzuhalten, denen nicht mehr ganz der ursprüngliche Begriff innewohnt. Spuren dieses Zweifels verrathen noch mehrere Stellen der vorliegenden Uebersetzung, wenn z. B. Abent. I, Str. 12 die „wîte kraft" der burgundischen Helden ebenfalls durch die „weite Kraft" und Str. 18 Kriemhild „in ir muote" durch „in ihrem Muthe" wiedergegeben ist, trotzdem daß beide Wörter gegenwärtig ihrem ursprünglichen Begriffe nicht mehr entsprechen. Im Gegensatze hierzu wird es fast noch schwerer, sich Abent. XVI, Str. 922, resp. 1009, an Stelle von „Hagnen wât", mit dem modernen „Hagen's Staat" zu befreunden. Inwieweit der Verfasser in der Uebersetzung von den frühern Ausgaben derselben abgewichen, konnten wir nur an der siebenten Auflage vom Jahre 1851 prüfen. Wir verglichen zu dem Behufe das I. und XVI. Abenteuer und fanden in jedem von beiden eine Stelle, deren frühere Fassung wir ohne Bedenken der neuen vorziehen würden. Abent. I, Str. 7 lautete ehemals, in treuem Anschluß an die Worte des Originals und doch ohne Zwang:

> Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königin, hieß,
> Ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen das Erbe ließ
> Bei seines Lebens Ende —.

Dafür hat der Verfasser jetzt, mit Aufgebung des ursprüng-

lichen Reims und Einführung zweier Flickwörter um des neuen Reims willen, an die Stelle gesetzt:

Ute hieß ihre Mutter, die reiche Königin,
Und Dankrat ihr Vater, der das Erbe zum Gewinn
Den Söhnen ließ im Tode —.

Und in Abent. XVI, Str. 939, resp. 1028 war der Vers 3 genau nach dem Originale:

wan des tôdes wâfen ie ze sêre sneit —

durch die Worte wiedergegeben:

denn des Todes Waffe schnitt immer allzu sehr —

während in der vorliegenden Ausgabe unbegreiflicherweise das handschriftlich feststehende ie mit in vertauscht und, ohne daß ein Druckfehler anzunehmen, übersetzt ist:

denn des Todes Waffe schnitt ihn allzu sehr.

Vorstehende Anführungen aus zwei Abschnitten des Gedichts mögen darauf hinweisen, wie schwierig einerseits eine solche Uebersetzungsarbeit ist, und wie andererseits der Verfasser die seinige noch nicht als völlig abgeschlossen zu betrachten hat. Das fortgesetzte Verlangen danach von seiten des Publikums wird ihm hoffentlich Gelegenheit bieten, noch manches zur Vollendung des vortrefflichen Werks zu thun.

Die neue Uebersetzung des Nibelungenliedes von Karl Bartsch, dem Herausgeber der verdienstvollen, in allen Richtungen so ausreichend commentirten Textausgabe des Epos, liefert demjenigen, welcher noch keine Neigung verspürt, dem Originale selbst nahe zu treten, die nöthigen Hülfsmittel, sich vorerst mit dem Stoffe vertraut zu machen und ohne Hindernisse aus dem herrlichen Gedicht alle Erquickung zu schöpfen, die eine gelungene Nachbildung zu gewähren vermag. Die Einleitung ist im Interesse eines großen Leserkreises nicht so knapp gehalten wie die Simrock'sche, vielmehr verbreitet sie sich eingehend über die bemerkenswerthen Verschiedenheiten der mittelhochdeutschen Dichtung und der viel ältern Edda in den Motiven der Sagengeschichte. Wir erfahren den Ursprung des Hortes, an dessen Besitz der entscheidende Fluch geheftet ist, die Untreue Siegfried's gegen Brunhilde, und erkennen so erst den zureichenden Grund des tödlichen Hasses gegen Siegfried, erfahren auch das nach gestillter Rache selbstbereitete tragische Lebensende Brunhildens, während in dem spätern Epos diese organischen Bestandtheile des Ganzen auseinandergerissen und verstümmelt, die wesentlichen Motive verdunkelt erscheinen. Noch weiterhin ist die Verschiedenheit bedeutend: dem schwächlich zuschauenden König Etzel gegenüber steht in den Edda-Liedern König Atli als thatkräftiger Mörder der burgundischen Brüder um des Schatzes willen, freilich auch der in furchtbarer Größe wegen Ermordung ihres Siegfried Rache übenden Kriemhilde eine liebende Schwester, die, das Frühere vergessend, den Tod ihrer Brüder am zweiten Gatten rächt und dann den Untergang im Meere sucht. Ist in der Motivirung ihres ersten Theils die spätere Dichtung schwächer als die alten Lieder und ihre prosaische Fortsetzung, so überragt dagegen der zweite Theil jener den Ausgang der Sagengeschichte in letztern offenbar an Kraft und Einheit. Dieser anziehend geschriebene Abschnitt wird noch besonders von den Freunden der Jordan'schen Nibelungendichtung, welche sich der ursprünglichen Motive so wirksam bemächtigt hat, zur Aufklärung willkommen geheißen werden. Weniger befriedigend ist die hierauf folgende Erörterung der Frage nach dem Dichter des Nibelungenliedes. Es gilt dem Verfasser als „höchst wahrscheinlich" und „durch Forschungen, deren sichere Grundlage feststeht, dargethan", daß einer der österreichischen Kürenberger aus dem 12. Jahrhundert als solcher anzunehmen sei. Diese Annahme stützt sich auf die Verwandtschaft der strophischen Form und einer Anspielung des Inhalts mit dem Nibelungenliede, auf das Erscheinen der Kürenberger in passauer Urkunden und die Einführung des Bischofs Pilgrim von Passau in das Nibelungenlied, zusammengehalten mit der Nachricht zu Ende der Klage, daß derselbe die alten Sagengeschichten habe aufzeichnen lassen. Simrock geht ebenfalls auf diese Dinge ein, weist aber die daraus gezogene Folgerung als unbegründet zurück; auch wir müssen bekennen, daß wir dieselbe aus den von dem Verfasser vorgeführten Umständen nicht zu ziehen vermögen, am wenigsten aus den äußerst schwachen Berührungspunkten, welche Inhalt und Form jener sogenannten Kürenberg'schen Strophen darbieten.

Was die Uebersetzung von Bartsch betrifft, so unterscheidet sie sich von der Simrock'schen darin, daß sie im allgemeinen sich weniger streng an den Wortlaut des Originals anschließt; manche Stellen zeigen indeß wörtliche Uebereinstimmung mit dem Vorgänger. Mit Recht hat sich der Uebersetzer die Freiheit des Originals in der Weglassung von Senkungen und von Auftaktsilben und dadurch der Strophe eine anregende Mannichfaltigkeit gewahrt; daß er außerdem für nöthig erachtete, nach dem Vorbilde des Originals durchaus nur den stumpfen Reim anzuwenden, deshalb überall da, wo Wörter wie „klagen" und „sagen" vorkommen, die nach unserer Metrik als weiblich gelten, während sie im Mittelalter, wie man annimmt, ebenfalls stumpf, d. i. einsilbig, gesprochen wurden, die Reimklänge des Originals aufzugeben und den Text zu ändern, können wir nicht billigen, müssen vielmehr diese Umgehungen des Originaltextes um eines eingebildeten Zwecks willen, der doch schwerlich erreicht wird, für einen Mangel erklären. Es soll dadurch die reine Kunstform der mittelalterlichen Strophe erhalten bleiben; aber, so ketzerisch dies auch dem Germanisten von Fach erscheinen mag, wir wagen die Behauptung, daß unsere Vorfahren jene zweisilbigen Wörter nicht anders ausgesprochen haben werden als wir, nämlich mit voller Geltung der Tonsilbe und raschem Anschlusse der unbetonten letzten, sodaß der neudeutsche Uebersetzer diese nicht zu häufigen Ausnahmen von der Regel getrost unverändert überliefern darf, ohne eine Verletzung der Kunstform des Originals zu besorgen. Oder wollte man etwa annehmen, auch noch Opitz, der in dem Gedicht „Nachtklage", mit lauter männlichen Ausgängen, in dem einen Falle „Wage" und „trage" reimt und schreibt, habe diese beiden Wörter zu Gunsten der reinen Kunstform wirklich vollkommen einsilbig und nicht vielmehr ganz so wie wir gesprochen? Simrock mochte sich von Anfang an eine solche Fessel nicht anlegen und that wohl daran. Uebrigens ist es auch Bartsch's Uebersetzung, so treu und schön im ganzen sie ist, noch nicht gelungen, bei allen

Klippen unbeschädigt vorbeizukommen; ein paar Beispiele wiederum aus dem I. und XVI. Abenteuer mögen dies beweisen. In Str. 1, Vs. 2 finden wir das originale „von grozer kuonheit" wenig treu wiedergegeben durch „von Mühsal und von Leid", während Sinn und Reim die Festhaltung des Ursprünglichen geboten und gestatteten. Ebenso wenig ist abzusehen, warum der Verfasser in der Mitte des vierten Verses das originale „striten" durch „Wagen" anstatt durch „Streiten" übersetzt hat. Weder mit dem Sinne des Urtextes übereinstimmend, noch überhaupt sprachgemäß, nur von der Reimung erzwungen ist die Uebertragung des letzten Verses der zwölften Strophe:

Vermöcht' euch wahrlich Kunde zu geben keines Menschen Brust.

Simrock hat hier, bei seinem grundsätzlichen Streben nach Worttreue, sowol dem Sinne als der Sprachrichtigkeit genuggethan, indem er den Schlußreim des Urtextes „leben" — „geben" beibehielt, während Bartsch, um der klingenden Reimung zu entgehen, etwas Willkürliches an die Stelle setzen mußte. Auch in Abenteuer XVI, Str. 982, Vs. 4, scheint ohne Noth von dem einfachen Wortlaute des Originals:

dô sich der starke Sivrit der grozen wunden versan

zu weit abgegangen, wenn der Uebersetzer die Zeile durch das modern abstracte:

Als Siegfried die Empfindung der starken Wunde gewann

wiedergibt. Und Str. 989, Vs. 1 in der Anrede Siegfried's an seine Mörder hat die Uebersetzung „Ihr Feiglinge verzagt" den einen Begriff doppelt, läßt dagegen den andern des Urtextes fallen, dessen „ir boesen zagen" doch nichts anderes bedeutet, als „Ihr elenden Feiglinge"!

Die oben und hier erwähnten Mängel finden sich in denselben zwei Abschnitten beider Uebersetzungen; der Schluß ist berechtigt, daß Aehnliches auch in den übrigen vorkommt. Die Anführung soll hier keinen Tadel begründen, soll nur einen Fingerzeig abgeben, wie auch die vortrefflichsten Uebersetzungen, die eine in diesem, die andere in jenem Punkte, dem Original gegenüber den Kürzern ziehen und dasselbe niemals ersetzen. Erneuerte Versuche werden deshalb noch lange nicht erübrigt sein.

3. Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von Franz Pfeiffer. Sechster Band: Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech. Dritter Theil: Iwein. Siebenter Band: Gottfried's von Straßburg Tristan. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Zwei Fortsetzungen der durch innern Werth, Ausstattung und billigen Preis gleich ausgezeichneten Sammlung, welche mit ihren Nachfolgern aus dem 16. und 17. Jahrhundert bestimmt ist, dem gebildeten Theile des deutschen Volks sämmtliche hervorragende Erscheinungen unserer ältern poetischen Literatur, nicht auszugsweise, sondern vollständig, in kritisch geprüften Texten mit allen zum Verständniß erforderlichen und zum Genusse wünschenswerthen Erklärungen und Einleitungen, zum Gebrauche handlich, für das Studium erfolgreich herzustellen. Ein großartiges Unternehmen, das der dankbarsten Unterstützung von seiten des Publikums werth ist; daß demselben sein ursprünglicher Begründer, Franz Pfeiffer, durch einen allzu frühen Tod entrissen worden, hat nicht blos die germanistische Forschung, sondern hat mit ihr jeder Freund der altdeutschen Dichtung, der an seiner Hand durch die Pforten derselben eingeführt worden, zu beklagen.

Der vorliegende sechste Band bringt den „Iwein" von Hartmann von Aue. Die Einleitung begründet aufs neue, unter Zurückweisung der von W. Wilmann aufgestellten Hypothese von der fränkischen Abkunft des Dichters, die im ersten Bande ausgesprochene Vermuthung, daß derselbe aus Schwaben stamme; anderes dagegen hat nun der Verfasser beipflichtend von Wilmann angenommen. Dann wird das Verhältniß des Gedichts zu seiner französischen Quelle behandelt und die Tendenz desselben, im Vergleich zu dem in der Zeit vorangegangenen, von dem französischen Dichter noch abhängigern „Erec", dahin bestimmt, daß, während in beiden Epen Minne und Heldenthum in Zwiespalt miteinander gerathen und nach Versöhnung streben, in letzterm die Minne, in erstern die Ritterlichkeit das überwiegende Element ist; der Held erscheint hier als der Repräsentant einer idealern sittlichen Weltordnung und erreicht dies durch die mâze, die in ihm mehr und mehr zur waltenden Tugend wird, wie sie dem Dichter selbst als unterscheidender Charakterzug innewohnte. Was den Text betrifft, so erklärt der Verfasser, im großen und ganzen, nach dem Vorgang Lachmann's, der am wenigsten überarbeiteten, ältesten, heidelberger Handschrift gefolgt zu sein. Von den vorhandenen Hülfsmitteln ist zu sprachlichen und sachlichen Erläuterungen besonders die Ausgabe von Benecke-Lachmann vom Jahre 1843 sowie des erstern Wörterbuch zu dem Gedicht benutzt worden, auch am Rande des Textes fortlaufend die Seitenzahl dieser Ausgabe angemerkt. Zur Bequemlichkeit für den Gebrauch hat der Verfasser die Erzählung wiederum in Abenteuer, 13 an Zahl, abgetheilt, und jedem ein über den Zusammenhang der Geschichte orientirendes Summarium in Prosa vorgesetzt. Die Anmerkungen unter dem Texte beseitigen gründlich die Schwierigkeiten lexikalischer, grammatischer und sachlicher Art; abweichende Lesarten sind nur in wenigen besondern Fällen berücksichtigt, im übrigen bleibt der Leser mit dem gesammten Lesartenmaterial verschont, was dem Zweck dieser Ausgaben ganz gemäß ist. Am Schlusse folgt ein genau abgefaßtes Wortregister zum Behufe grammatischer Bestimmung, also nicht mit einem Wörterbuche zu verwechseln, und ein erklärendes Verzeichniß der vorkommenden Eigennamen — alles dazu angethan, den strebsamen Leser für das Verständniß der mittelalterlichen Dichtung in ihrer ursprünglichen Form auszurüsten.

Gleiche Vorzüge sind an dem mitvorliegenden siebenten Bande der Sammlung zu rühmen. Derselbe enthält die erste Hälfte von Gottfried's von Straßburg „Tristan", mit einer Einleitung, die über alle in Betracht kommenden Fragen bestimmte und sichere Auskunft ertheilt: über Ursprung und Heimat der Tristan-Sage, über die Bearbeitungen derselben von welschen und deutschen Dichtern, insbesondere über die von Meister Gottfried von Strasburg, über die Anmuth und den Zauber dieser letztern, deren Abfassung, aus indirecten Angaben in der Dichtung selbst,

in die Zeit um 1210 gestellt wird, über die Bedeutung des Titels „Meister" vor des Dichters Namen, über Tendenz, Ton und Stil der Dichtung. Biographisches konnte, aus Mangel an Quellen, nur weniges beigebracht werden; der Name des Dichters jedoch ist durch unwiderlegliche Zeugnisse gesichert, außerdem die Identität desselben mit dem als urkundlicher Zeuge vom 18. Juni 1207 aufgeführten Godofredus Rodelarius de Argentina, d. i. rotularius oder Stadtschreiber von Strasburg, mehr als wahrscheinlich. Gegenwärtige Ausgabe ist der fünfte Abdruck des Gedichts überhaupt; von den frühern bot hauptsächlich die von E. von Groote (1823) in Commentar und Lesarten dem Herausgeber manches Berücksichtigenswerthe. Der Text ist nach der Versicherung Bechstein's völlig neu bearbeitet; wenn trotzdem darin wenig Unterschiede von den frühern Ausgaben zu bemerken sind, so liegt dies an der ziemlich einheitlichen Ueberlieferung der Handschriften, von welchen die älteste münchener hier wieder für die Herstellung des Textes mehr in den Vordergrund gestellt ist. Bezüglich der sprachlichen Erläuterungen unter dem Text glaubte der Verfasser, nachdem bereits in den vorangegangenen Bänden der Sammlung in dieser Hinsicht so viel geschehen, nunmehr von häufigern Formenerklärungen absehen zu können, nach Ansicht des Referenten mit Recht, da die Herausgeber wol das bisher durch ihre Arbeit Erreichte in Anschlag bringen dürfen, und der Leser ohne ein Kapital von Vorbildung am wenigsten zur Lektüre des „Tristan" greifen wird. Der Referent hat schließlich nur noch den Wunsch auszusprechen, daß die Herausgeber bald auch mit dem „Parzival" hervortreten möchten; sicherlich wird dieser von vielen längst mit Ungeduld erwartet.

4. Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Erster Band: Ausgewählte Dichtungen von Martin Opitz. Herausgegeben von Julius Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 1 Thlr.

Nachdem von den „Deutschen Dichtern des 16. Jahrhunderts" ein Band Lieder und zwei Bände Schauspiele, von demselben Herausgeber, erschienen, liegt nun, ebenso vortrefflich ausgestattet, der erste Dichter des 17. Jahrhunderts in einer planmäßig angelegten Sammlung seiner nach Form und Inhalt bedeutendsten lyrisch-didaktischen Schöpfungen vor. Das Material ist in 11 Abschnitte getheilt, wovon die ersten vier eine Anzahl Jugendgedichte, Oden, Sonette und Epigramme, der siebente das Singspiel „Dafne", der zehnte die „Schäferei von der Nymphe Hercinie", die übrigen fünf je eins der Lehrgedichte enthalten. Keiner der Abschnitte liefert ein Excerpt, wie das meistens in frühern Sammlungen Brauch war; was hier aufgenommen worden, ist vollständig aufgenommen, selbst am Schlusse das aus vier Büchern bestehende „Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Kriegs". Dieser Charakterzug der Vollständigkeit jeder einzelnen Mittheilung bildet einen wesentlichen Vorzug der ganzen Sammlung in allen ihren Gruppen; wenn dieselbe hierdurch der chrestomathischen Oberflächlichkeit, die auf dem Gebiete der Literatur noch vielfach gepflegt wird, entgegenarbeitet, so ist ihrem Bemühen im Interesse einer gründlichen Bildung der beste Erfolg zu wünschen. Den Texten sind die letzten von Opitz besorgten Abfassungen mit Vergleichung der ersten Abdrücke zu Grunde gelegt, am Schlusse die abweichenden Lesarten, welche die fortschreitende Gewandtheit des Dichters in Behandlung der Sprache wie der metrischen Formen veranschaulichen, beigefügt. Die Orthographie der alten Drucke ist, ohne Verwischung charakteristischer Eigenthümlichkeiten, gleichmäßig nach der einfachern Weise der Neuzeit geändert; unter dem Texte sorgen sprachlich erklärende Bemerkungen für das Verständniß der uns fremd gewordenen Ausdrücke. Vergleicht man im ganzen die vorliegende Ausgabe mit dem, was in den zwanziger Jahren die ihrerzeit höchst dankenswerthe W. Müller'sche „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" leistete, so wird ein ungemeiner Fortschritt seit jener Zeit sichtbar.

Die den ausgewählten Dichtungen vorausgehende umfängliche Einleitung enthält eine selbständig aus den Quellen geschöpfte, vollständig alles Wesentliche mit großer Anschaulichkeit, sorgfältig und ansprechend vorführende Lebens- und Bildungsgeschichte des Dichters, sowie eine damit verflochtene und daraus resultirende Würdigung seines Charakters im Guten und Schlimmen und besonders seiner Verdienste um die Fortentwickelung unserer vaterländischen Poesie. Die Auszüge aus den wenigen zugänglichen kritisch-ästhetischen Jugendarbeiten des Schriftstellers, dem „Aristarchus" und dem „Buche von der deutschen Poeterei", gewähren einen recht klaren Einblick in die literarische Entwickelung des Mannes, werden deshalb vielen eine erwünschte Gabe sein. Nur einiges möchten wir zur Berücksichtigung bei einer etwa erfolgenden neuen Ausgabe empfehlen. Wenn der Verfasser aus der letzterwähnten Schrift (S. xxxvi) anführt, Opitz habe die Anfügung von Klebsilben, nach Art der Meistersänger oder wie Melissus, getadelt, indem solche seinem feinern Gefühl zuwider gewesen sei, so durfte er nicht unterlassen darauf hinzuweisen, wie oft Opitz trotzdem in seinen eigenen Gedichten gegen diese Forderung verstieß — er schreibt z. B. „die Saate", „der Monde", „ich gabe", „es wuchse" u. s. w. —, um so weniger, als er weiterhin noch bemerkt, der Dichter sei selbst höchst sorgfältig in der Beobachtung der von ihm in der „Poeterei" aufgestellten Regeln gewesen. Dann ist nicht richtig (S. lxxi), daß sich unter Opitz' Sonetten nur ein Beispiel (Nr. 6) von Anwendung des Hendekasyllabus findet; es kommen vielmehr zu diesem einen noch zwei, nämlich Nr. 32:

Au weh! ich bin in tausend tausend Schmerzen —

und das zweite Sonett in der „Nymphe Hercynie" (beim Verfasser S. 154):

Es ist gewagt; ich bin doch ganz entschlossen.

Als Druckfehler ist (S. vi) die Jahreszahl 1625 bei der „Laudatio Coleri" zu berichtigen; es soll dafür wahrscheinlich 1665 stehen. Auch vermögen wir nicht dem abschließenden Gesammturtheile über Opitz beizustimmen, wenn (S. lxvii) von ihm gesagt wird: „Vor allem war er kein deutscher Dichter"; denn daß ihm dieses Prädicat nicht so ganz abzusprechen, wofern er nur überhaupt als Dichter gelten darf, dafür liefert der Verfasser selbst die Beweise, indem er (S. lxi) die unleug-

baren Verdienste desselben um die Reinhaltung der Sprache, gegenüber der einbrechenden Fremdländerei, hervorhebt. Dieses Moment allein erscheint hinreichend, jenes harte Urtheil um einiges zu mildern; aber auch was den Inhalt der Dichtungen anlangt, ist doch nicht alles davon so ganz aus deutscher Art geschlagen, daß in dieser Hinsicht das Verdammungsurtheil uneingeschränkt bestehen dürfte. Freilich das Beste unsers vaterländischen Wesens, wie es die belebende Seele unserer Poesie zu Anfang des 13. und zu Ende des 18. Jahrhunderts war, sucht man vergebens sowol bei Opitz als bei den übrigen Dichtern seines Zeitalters in Deutschland. Theodor Paur.

Neueste Belletristik.

1. Ein stürmisches Leben. Von Lady Georgiana Fullerton. Zwei Bände. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Russell. 1868. 8. 2 Thlr.
2. Großmutters Geld. Roman von Frederick W. Robinson. Aus dem Englischen von Helene Hardt. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Schlicke. 1869. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Die Tochter des Leibeigenen. Roman mit Anlehnung an die nationalen und socialen Verhältnisse Rußlands und Polens von Alfred Steffens. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. 8. 5 Thlr.
4. Reflexe der Zeit. Novellen von Lina Vagt. Erster Band. Zerbst, Römer und Sitzenstock. 1868. 8. 1 Thlr.
5. Lose Blätter. Novellen von R. Schenk. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Sonnenblumen. Novellen, Poesien und Reisebilder von Ernst von Franzenshuld. Wien, Hartleben. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenngleich wir bei Besprechung eines aus vaterländischer und fremdländischer Unterhaltungsliteratur gemischten Materials begreiflicherweise geneigt sind, in der formellen Rangordnung der erstern den Vortritt einzuräumen, so bleiben doch die uns hier vorliegenden deutschen Originalerscheinungen, mit Ausnahme von Nr. 4, im Werth des Inhalts wie der Form so entschieden hinter den mit ihnen concurrirenden englischen zurück, daß es die patriotische Rücksicht gar zu weit treiben hieße, wollten wir unter solchen Umständen dieselben an die Spitze unsers Referats stellen.

Lady Georgiana Fullerton's „Ein stürmisches Leben" (Nr. 1) ist eine romantische Lebensbeschreibung der aus Shakspeare's Historie „König Heinrich VI." allbekannten Margarethe von Anjou, der blutdürstigen Gemahlin jenes frommen und milden englischen Königs, dessen weichherzige Natur mehr für das Kloster als den Thron geschaffen war. Erwägt man das unkönigliche, apathische, zeitweise sogar in völlige Geistesläbmung versinkende Wesen dieses Monarchen, wie es uns aus diesem Buche, das die noch immer so beliebte Mitte zwischen Biographie und Roman hält, noch greifbarer entgegentritt als bei dem großen Dramatiker, der über der historischen Wahrheit in seiner Charakterzeichnung Heinrich's VI. doch in letzter Instanz nicht den Bühnenhelden vergessen durfte: so begreift man leicht, wie die von Natur so liebenswürdige, menschlich wohlwollende, im „gai savoir" des kunstsinnigen Hofs ihres Vaters, des berühmten Dichterkönigs René, aufgewachsene und als ideale „Königin der Schönheit und der Liebe" gefeierte geist- und anmuthvolle Prinzessin, sobald sie als wirkliche Königin gezwungen war, das der Hand ihres schwachen Gemahls jeden Augenblick entsinkende Scepter zu stützen oder selbst zu ergreifen und seine königlichen Rechte sowie die ihres heißgeliebten Sohnes, des Prinzen Edward von Wales, gegen ehr- und habsüchtige Empörer wie Gloucester, Salisbury, York, Warwick zu vertheidigen und sich immer und immer wieder in neue Aufregungen, Gefahren und Kämpfe zu stürzen, die das königliche Haus von Niederlage zu Niederlage, von Demüthigung zu Demüthigung bis in die Verbannung und den Kerker führten — man begreift sehr leicht, wie in solchem ewigen Sturm und Drang Margarethe von Anjou so verhärten, so von Haß und Rache gegen ihre Bedränger erfüllt werden konnte, daß ihre Feinde ihr den Schmähnamen der „französischen Wölfin" beilegten. Ja ihre leidenschaftliche, ausdauernde, alles überwindende Energie, die wir aus der aufrichtigsten zärtlichen Liebe zu ihrem Gemahl, welche hier nicht wie bei Shakspeare durch ein unerlaubtes Liebesverhältniß zum Herzog von Suffolk in Frage gestellt wird, aus der fast noch zärtlichern Liebe für ihren Sohn, das Muster eines für den Thron bestimmten Prinzen, hervorwachsen und in ihren tausendfachen Anstrengungen und Opfern endlich dennoch fruchtlos über dem Grabe beider verzweifeln sehen: diese heldenmüthige Energie des Unglücks erweckt sogar unsere volle Bewunderung, unser volles Mitleid.

Wenn hiernach Margarethe von Anjou besser als ihr Ruf erscheint, so wird man doch schwerlich behaupten können, daß die Darstellerin dieses „stürmischen Lebens" ihre Heldin allzu sehr idealisirt hätte. Sie läßt nur deren Tichten und Trachten unter Gesichtspunkten erscheinen, die vielleicht neu, aber durchaus menschlich wahr sind und überdies sehr nahe liegen. Zudem scheint ihr ein umfassenderes Quellenmaterial als Margarethens bisherigen Biographen zu Gebote gestanden zu haben; eine solche Fülle bis ins Genaueste eingehender und deshalb um so glaubwürdigerer Details springt uns entgegen, nicht blos über die Königin selbst, sondern auch über die meisten der in ihr Schicksal verflochtenen oder überhaupt in Beziehung zu ihr gekommenen Personen. Allerdings hat die Verfasserin es auch verstanden, ihr Material in hohem Grade künstlerisch zu verwerthen und ihrer Arbeit einen täuschenden Schein unmittelbarer Lebenswahrheit zu verleihen, indem sie dieselbe in die Form eines Tagebuchs kleidete, das von Margarethe von Anjou selbst schon in ihrem siebenten Lebensjahre am Hofe ihres Vaters begonnen und nach ihrer Vermählung auf ihren ausdrücklichen Befehl von Margaret de Roos, einem ihrer englischen Ehrenfräulein, bis zum Tode der Königin fortgesetzt wird. Diese officielle Verwahrerin und Fortsetzerin des königlichen Tagebuchs, Margaret de Roos, in der wir ohne Zweifel niemand anders als Lady Georgiana Fullerton selbst zu suchen haben, offenbart sich uns überall als eine

wahrheitsliebende und unparteiische, verständige und umsichtige und, was wir besonders anzuerkennen haben, auch die Tiefen des Seelenlebens ergründende Biographin. Die religiöse Tendenz, die in letzter Instanz an ihr hervortritt, hat nichts Störendes, weil sie einmal dem culturgeschichtlichen Charakter jener Zeit entspricht, dann aber auch recht wohl zu diesem Thema von der Hinfälligkeit und Nichtigkeit irdischer Größe paßt. Nicht minder paßt zu Stoff und Zeit der eigenartige, alterthümlich epische, die Plastik des Historikers und den Schwung des Dichters harmonisch verschmelzende Stil unserer Biographin, von dessen charakteristischem Reiz die vortreffliche deutsche Uebersetzung nichts verloren zu haben scheint.

Frederick W. Robinson's Roman: „Großmutters Geld" (Nr. 2), bewegt sich im engen Kreise des Familienlebens und bringt in ebenso anziehender wie überzeugender Weise den zwar schon oft im Roman und Drama durchgeführten, bei seiner großen socialen Bedeutung und sittlichen Tragweite aber stets neues Interesse gewährenden alten Moral- und Erfahrungssatz zur Geltung, daß der vielerstrebte, vielüberschätzte Besitz des Geldes an und für sich nicht glücklich macht, sondern nur bei verständiger und auf edle Zwecke gerichteter Verwendung ein willkommenes Mittel zur Erleichterung des Lebens für uns selbst und andere abgibt. Er zeigt, wie die übertriebene Sucht nach Erwerbung und Vermehrung des Geldes eine Menge materieller und moralischer Gefahren und Versuchungen in sich birgt, und die einzige sichere und zugleich sittliche Grundlage des menschlichen Glücks die stete und redliche Arbeit ist, die uns jederzeit gewährt, was wir materiell bedürfen, und durch die ihr beiwohnende Kraft, die Seele zu läutern und zu erheben, uns in uns selbst befriedigt.

Der Erzähler oder vielmehr die hinter der Maske eines Männernamens sich bergende Erzählerin — denn wol nur eine weibliche Feder ist im Stande, so tief uns in die tiefsten Falten eines jungen Mädchenherzens wie Miß Alice Tresdaile, oder eines schrullenhaften Frauencharakters wie deren funfzig und einige mal ihr Testament ändernde alte Großmutter hinabblicken zu lassen — gibt die Belege hierfür in den verschiedenartigen Lebensgängen der Erben und Erbinnen dieser letztern. Daß wir solche aus den Aufzeichnungen und dem Munde von Großmutter Tresdaile's Gesellschafterin kennen lernen, ganz in ähnlicher Weise wie im eben besprochenen Fullerton'schen Werke die Schicksale der Königin Margarethe aus den Aufzeichnungen und dem Munde ihres Ehrenfräuleins, gibt auch dem vorliegenden Roman einen erhöhten Reiz von Lebenswahrheit. Diese Gesellschafterin, Miß Barbara Bloyce, die übrigens persönlich in demselben eine nicht unbedeutende Rolle spielt, einmal als Schwester jenes leichtsinnigen jungen Tonkünstlers Andrew Bloyce, der in der Jagd nach äußern Glücksgütern seine künstlerische Zukunft wie sein Lebensglück aufs Spiel setzt und die muthmaßliche Erbin der reichen Großmutter mit frivolen Liebesnetzen umgarnt; sodann als spätere Gattin jenes grundehrlichen, mit seinem rastlosen Fleiß, seiner unerschütterlichen Gewissenhaftigkeit den directen Gegensatz zu Andrew's problematischer Natur bildenden schlichten Fabrikarbeiters George Keldon, des von der Großmutter Enterbten — Miß Barbara Bloyce ist eine feine und scharfe Beobachterin, die sich so leicht keine psychologische Nuance entgehen läßt und dabei ein ebenso offenes Auge hat für die realen Verhältnisse des Lebens. Sie erzählt und charakterisirt mit bekannter englischer Behaglichkeit, durchgängig verquickt mit gesundem Humor, in entsprechenden Situationen aber auch, und zwar namentlich im elegisch ausklingenden letzten Buche des Romans, mit tiefergreifender Innigkeit und Wärme der Empfindung. Die charakteristischen Wendungen und Feinheiten des geistvollen Stils scheint die seitens der Verfasserin ausdrücklich autorisirte Uebersetzung von Helene Hardt, soweit sich überhaupt aus einer Uebertragung auf ein nicht vorliegendes Original zurückschließen läßt, mit glücklichem Ausdruck wiedergegeben zu haben.

Eine zerfahrenere, weitschweifigere, stillosere und uncorrectere Arbeit als „Die Tochter des Leibeigenen", von Alfred Steffens (Nr. 3), ist uns selten vorgekommen. Der Held dieses vierbändigen, durch unerträgliche Breite der Darstellung, Trivialität der bandwurmartigen Dialoge und ewiges Wiederkäuen banaler Reflexionen über die Hoffnungslosigkeit der polnischen Freiheitsbestrebungen bis zum Ueberdruß ermüdenden Romans ist der junge polnische Graf Lubowski, der es sich zur Lebensaufgabe macht, die Befreiung seines wegen Betheiligung an einem der polnischen Aufstände in Sibirien schmachtenden Vaters zu erwirken, in Wirklichkeit jedoch nur die Rolle eines sentimentalen Liebhabers spielt, wie er dem guten H. Clauren seligen Andenkens alle Ehre machen würde. Selbst der Theilnahme an neuen polnischen Umtrieben verdächtig, überläßt der unternehmende junge Held seine Aufgabe einem gerade nach Petersburg gehenden deutschen Freunde und entzieht sich der ihm drohenden Verhaftung durch schleunige Flucht nach Deutschland. Hier läßt er sich nun in einem Landstädtchen des Thüringerwaldes unter fremdem Namen gemüthlich nieder, macht die Bekanntschaft einer hübschen jungen Amtsrathstochter und verlobt sich mit ihr in optima forma nach glücklicher Lösung von einigen aus seinem Incognito erwachsenden abenteuerlichen Verwickelungen. Leidet auch die Schilderung dieses bis in den zweiten Band sich hineinziehenden Liebesverhältnisses an der schon gerügten Breite, so ist sie doch immer noch, namentlich in Betracht des mit vieler Lebenswahrheit und zugleich nicht ohne Humor gezeichneten localen Hintergrundes eines thüringischen Kleinstädterlebens, weitaus die beste Partie des Romans und zeugt von natürlichem Erzählungs- und Darstellungstalent. Wie wenig aber der Verfasser dasselbe künstlerisch zu verwerthen weiß, zeigt sich mehr und mehr im Fortgang der Geschichte, die nun wieder nach Polen überspielt. Um uns hier Land und Leute zu veranschaulichen, gibt er uns kurz und gut auf 16 Seiten ein wörtliches Citat aus Grube's „Geographischen Charakterbildern".

Nach Polen folgt der junge Graf dem Rufe seiner eine neue Erhebung für zeitgemäß haltenden politischen Freunde, trotzdem er schon im voraus überzeugt ist, daß solche keinen Erfolg haben, im Gegentheil nur das Los seines Vaters, auf dessen Begnadigung er hofft, verschlimmern kann. In Warschau angelangt, weiß er denn auch nichts Besseres zu thun, als sich von der Conspi-

ration loszusagen und den heldenmüthigen Entschluß zu fassen, nach Thüringen in die verlangenden Arme seiner Braut zurückzukehren, fällt aber infolge rachsüchtiger Denunciation des über diese Absage und die beabsichtigte Mesalliance mit einer Bürgerlichen erbitterten Hauptes der Verschwörung, der zugleich sein Verwandter ist, noch am Vorabend seiner Abreise in die Hände der russischen Polizei. Mit diesem Act nehmen wir am Schluß des zweiten Bandes von unserm Helden Abschied, um ihn erst mit Beginn des vierten und letzten Bandes wiederzufinden.

Den ganzen dritten Band hindurch müssen wir uns mit einer Stellvertretung des Helden durch dessen Freund, den deutschen Baron Steinfels, begnügen, der, wie schon erwähnt, die Mission übernommen hat, in Petersburg die Begnadigung des in Sibirien schmachtenden alten Lubowski zu erwirken. Dieser verdienstlichen Aufgabe sehen wir jedoch den guten Baron nur so ganz beiläufig und gewissermaßen hinter den Coulissen, durch aristokratischen Fraueneinfluß, sich entledigen. Seine Hauptaction auf offener Scene ist gleichfalls wie bei dem polnischen Helden die abenteuerliche Anknüpfung und Entwickelung eines Liebesverhältnisses, und zwar mit der Tochter eines reichen russischen Kaufmanns, die nebst ihrem Vater Eigenthum eines conservativen russischen Hochtory ist und ihren Freikauf nur auf die von ihr angerufene directe Intervention des Kaisers durchzusetzen vermag. Daß diese rein episodische, erst im dritten Bande auftretende und zum Hauptheldin, dem jungen Grafen Lubowski, in gar keiner Beziehung stehende Mädchengestalt, die geradezu wegbleiben könnte, ohne daß die geringste Lücke für das Verständniß entstände, daß diese harmlose Tochter eines noch harmlosern Leibeigenen die Ehre hat, dem Roman den Titel zu geben, ist ein weiteres charakteristisches Zeugniß für die unkünstlerische Compositionsweise des Verfassers.

Mit dem vierten Bande taucht der junge Graf Lubowski endlich wieder auf und zwar in einem warschauer Judenhause, in das er sich vor der ihn verfolgenden russischen Polizei geflüchtet hat. Hier sehen wir ihn eine schwere Nervenkrankheit durchmachen und dabei wider Willen das Herz seiner schönen Pflegerin, der Tochter des Juden, so in Flammen setzen, daß diese später aus Liebesgram stirbt. Aus einer Zeitung erfährt er endlich seine und seines Vaters Begnadigung; er vereinigt sich mit letzterm und seinem Freunde Steinfels nebst dessen Braut und Schwiegervater und reist mit ihnen zusammen nach Thüringen. Ehe jedoch der Verfasser die beiden Liebespaare hier Hochzeit halten läßt, überrascht er uns noch mit einem sublimen Schlußeffect: die Braut des Grafen muß auf dem Eise einbrechen und die Braut des Barons sie glücklich wieder herausholen. Die Tochter des Leibeigenen ist also doch nicht so ganz zwecklos!

Ebenso unkünstlerisch und salop wie die Compositionsweise ist auch der Stil des Verfassers. Absurditäten des Ausdrucks, wie z. B.: „Mein braver Mann ist der beste Ablenker für jede fremde Beeinflussung"; „doch seien Sie sich keinen Augenblick sicher"; „weit können wir uns heute nicht verthuen"; „....., replicirte der Doctor"; „....., führte der Assessor im Inquirententone an" u. s. w., stoßen uns häufig genug auf. Störend bis zur Unerträglichkeit aber ist die jeden Augenblick wiederkehrende Auslassung des Hülfszeitworts „haben", für die wir aus Hunderten von Beispielen nur das erste beste herausgreifen wollen, das zugleich als Stilprobe im allgemeinen gelten mag. Es heißt I, 65:

> Aus derartigen Träumereien wurde Marie mitunter höchst unangenehm aufgeschreckt, wenn die Tante zu keifen begann. In solchen Augenblicken war es dann natürlich, wenn die Nichte eine Widersetzlichkeit an den Tag legte, die sie sonst nie blicken lassen; der Contrast zwischen der Wirklichkeit und ihren Phantasiegebilden war zu grell, als daß sie ihre angeborene Duldsamkeit bewahren können.

Einen in jeder Beziehung erfreulichen Gegensatz zu der vorigen Nummer bietet Nr. 4. Die Novellen, mit denen hier Lina Vagt, ein neu auftauchender Name in der von Jahr zu Jahr anwachsenden Zahl unserer Schriftstellerinnen debutirt, zeichnen sich ebenso sehr durch ihren anziehenden Stoff wie durch dessen künstlerische Behandlung aus. Ueberall weht uns aus diesen Dichtungen, die unter dem bezeichnenden Sammeltitel „Reflexe der Zeit" interessante sociale Fragen, wenn auch nur im engen Kreise des Familienlebens, erörtern, der frische freie Geist der neuen Zeit entgegen, der an der Verfasserin eine muthige, kein Vorurtheil scheuende Bekennerin gefunden hat. Offen stellt sie ihr Glaubenspanier in einer kurzen Widmung an Moritz Wiggers in Rostock, „ihren hochverehrten Freund", an die Spitze des Buchs.

Das Grundthema ihrer fünf Novellen bilden vorwiegend Conflicte zwischen dem natürlichen angeborenen Recht des Herzens, und dem mit diesem trotz allem Fortschritt unsers humanen Jahrhunderts noch immer vielfach im grausamsten Widerspruch stehenden künstlichen conventionellen Recht der Gesellschaft nebst seinen leidigen Consequenzen, traurigen Kämpfen und Verirrungen, wenn diese letztern auch nicht immer, wie in den beiden Novellen: „Untergang" und „Für und wider die Natur", zu einer tragischen Katastrophe führen, sondern schließlich noch, wie in den drei übrigen: „In der Badesaison", „Ein getheiltes Herz" und „Die Schauspielerin", eine versöhnende Wendung nehmen. Durch alle diese Compositionen, unter denen wir übrigens den beiden erstgenannten den Vorzug geben möchten, geht ein echt poetischer, ein idealer Zug; sie tragen auch in ihrer äußerlichen Form den Stempel künstlerischen Schaffens. Möge die begabte Novellistin diesem ersten Bande recht bald einen zweiten folgen lassen.

Von eigentlich poetischem und künstlerischem Verdienst, das der bescheidene Sammeltitel: „Lose Blätter", auch keineswegs zu beanspruchen scheint, kann bei R. Schenk's Novellen (Nr. 5) nicht wol die Rede sein. Weit entfernt vom Ehrgeiz selbstschöpferischen Dichterschwungs, hat sich der Verfasser augenscheinlich damit begnügt, aus eigenen oder fremden Lebenserinnerungen entnommene wirkliche Begebenheiten in das Gewand einfacher und schlichter Erzählung zu kleiden. So geben uns „Zwei Gräber" („I. Des Vorspänners Grab"; „II. Das Sachsengrab") Lebensbilder aus dem tiroler Kriege; „Eine neue Leonore" ein solches aus dem deutschen Kriege von 1866, und „Die bleiche Kathe" aus der deutschen Revolution von 1848, während der Sensationsnovelle „Herz und Welt" („I. Zwei Brüder"; „II. Die Tochter eines Verlorenen") offenbar ein actenmäßiger Criminalproceß zu Grunde liegt. Der

Erzähler hat seinen an sich gerade nicht bedeutenden Stoffen durch warme und lebendige Detailschilderung, die freilich vorwiegend mehr ein populäres und derb realistisches als künstlerisches Gepräge zeigt und stellenweise sogar nicht unmerklich noch das Stadium des Dilettantismus verräth, ein immerhin leidliches Interesse zu verleihen gewußt. Stofflich wird sich der Leser durch die umfänglichere, den zweiten Band allein füllende Criminalnovelle am meisten befriedigt finden; künstlerisch durch „Das Sachsengrab", dessen geschlossene stilvolle Haltung Zeugniß dafür gibt, daß der Erzähler bei größerer Zusammengenommenheit wol im Stande sein würde, auch den ästhetischen Anforderungen mehr zu entsprechen.

Was Ernst von Franzenshuld unter dem Sammeltitel „Sonnenblumen" (Nr. 6) auf 19 Bogen splendiden Drucks bietet, gibt sich augenscheinlich als die Ausbeute müßiger Stunden irgendeines unter jenem Pseudonymus verborgenen harmlosen Cavaliers des österreichischen Kaiserstaats und entzieht sich in seiner durch und durch dilettantischen Haltung jeder eingehendern Kritik. Wir beschränken uns daher, die ein starkes Drittheil des Raums einnehmenden „Reisebilder aus Bulgarien und der Walachei in den Jahren 1860 und 1861", denen wir auch das unter der Rubrik „Novellen und Erzählungen" vorausgehende Culturbild: „Ein Tag aus dem Orient", anreihen, als diejenige Partie des Buchs zu bezeichnen, die, wenn sie auch an ziemlicher Nüchternheit und Trockenheit der Darstellung leidet, doch wenigstens in stofflicher Beziehung nicht ohne Interesse ist, was sich weder von den trivialen „Novellen und Erzählungen", noch von den banalen „Poesien" sagen läßt.

Friedrich Biedermann.

Christian Boie.

Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert von Karl Weinhold. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Der Name Boie's ist in unsern Literaturgeschichten bekannt und wird mit herkömmlichen Redensarten von einer zu der andern übertragen, wie das mit so vielem geschieht. Genaueres über das Leben und die Wirksamkeit des thätigen und liebenswürdigen Mannes vermißt indessen der Suchende. Das vorliegende Buch wird dem abhelfen und aus bisher meist verschlossenen Quellen einen Beitrag zur Geschichte unserer Literatur überhaupt geben —". So charakterisirt das Vorwort kurz und treffend ebenso wol seinen Helden, wie seine eigene Aufgabe und sein eigenes Verdienst.

Boie's ganzes Leben und Wirken könnte man überhaupt einen Beitrag zur Geschichte unserer Literatur nennen, nicht einen Grundbestandtheil derselben. „Thätig und liebenswürdig", zwei Prädicate, die er wenigstens vor allen andern seiner zeitgenössischen literarischen Freunde verdient, hat er mit verständiger Selbstbeschränkung sich die richtige Stelle erwählt, auf welche ihn seine Anlage und die äußern Verhältnisse hinwiesen, diese aber so gewissenhaft und aufopfernd ausgefüllt, daß er, nach allgemein menschlich-sittlichem Maßstab gemessen, das höchste Lob verdient, nämlich das, in seiner Art ein ganzer Mann gewesen zu sein. Er gehörte zu jener seltenen aber unentbehrlichen Gattung von Menschen, denen der Ehrgeiz in der gewöhnlichen Fassung dieses Begriffs gänzlich fehlt, weil er sich bei ihnen zu etwas Höherm, zu einer ganz mit dem Gewissen identischen Selbstachtung verklärt hat. Solche Leute begnügen sich sehr gern, eine sogenannte zweite Rolle in der Welt, in dem öffentlichen Leben, in den großen Zweigen der menschlichen Thätigkeit, in der Pflege der sittlichen und idealen Interessen zu spielen. Es genügt ihnen, zu wissen, daß sie ihre Gaben vollständig und fruchtbar verwerthen, und der Gedanke, ob sie auch genügend für ihre Leistungen anerkannt werden, vermag die Harmonie ihres auf ruhiges und consequentes Handeln gerichteten Wesens nicht zu stören. Deutschland hat von jeher solche selbstlose Charaktere in verhältnißmäßig größerer Fülle hervorgebracht als irgendein anderes Land, und ihrem stillen und reinen, wahrhaft gesegneten Wirken verdankt unsere Nation die Unzerstörbarkeit ihres innersten Kerns, die sonst einem denkenden Beurtheiler unserer Geschichte als ein unbegreifliches Wunder erscheinen müßte, wie sie denn auch von manchen, denen die Phrase alles Denken ausgehöhlt hat, als ein solches acceptirt wird.

Der äußere Umriß eines solchen Lebens ist gewöhnlich sehr unscheinbar. Es müssen hier die spannenden Verwickelungen und erschütternden Katastrophen fehlen, welche durch das einseitige Hervordrängen der Leidenschaften veranlaßt werden; es fehlen hier auch die harten Conflicte mit der Wirklichkeit oder dem Leben, welche aus einer Disharmonie zwischen der Kraft des Individuums und den an dasselbe herantretenden Pflichten und Aufgaben stammen. Ein solches Leben erhält für die landläufige Beurtheilung leicht einen philisterhaften Anstrich, aber es unterscheidet sich für den denkenden und gebildeten Beurtheiler menschlicher Erscheinungen so gründlich davon, wie sich der Tag von der Nacht unterscheidet. Wenn der Begriff „philisterhaft" einen Sinn haben soll, so kann er nur jene eigensinnige Beschränkung des Individuums bezeichnen, die im letzten Grunde aus schwächlicher Eigenliebe und Mangel an idealer Hingabe an irgendein höheres Ziel als das immer kleiner zusammenschrumpfende Ich stammt. Der Philister weiß nur von seinem Behagen, seinen Bestrebungen und seinen Interessen, und was darüber hinausgeht, ist ihm bedenklich oder lächerlich; und im letzten Grund ist es überall der Cultus des armseligen Fetisches, den er aus sich selbst gemacht hat, um den sich das ganze Weltall dreht und drehen soll.

Diesen wirklichen Grundstrichen des Philistertypus widerspricht das Lebensbild Boie's von Anfang bis zu Ende, wenn es auch mit sehr geringen Schwankungen sich ganz auf der Bahn der bürgerlichen Regelmäßigkeit seiner Zeit hielt. Insofern findet hier ein Biograph wenig zu thun, denn in das Detail eines solchen Lebenslaufs

einzugehen, verbietet das Unbedeutende seines Wesens und auch der damit zusammenhängende Mangel an urkundlich fixirtem Stoffe, wenn es sich, wie hier, um ein der Zeit nach schon ferne gerücktes Dasein handelt. In unserm Falle ist es daher weniger die Person selbst im gewöhnlichem Sinne, um die es sich handelt, als ihr Verhältniß zu andern, heller von der Sonne des geschichtlichen Renommée beschienener Personen. Bekannt ist es auch uns genugsam, daß Boie das war, wofür er bald in freundlicher Anerkennung, bald in spöttischer Geringschätzung seinen Zeitgenossen galt, ein unermüdlicher literarischer Faiseur, der, soviel es ihm möglich war, jede aufstrebende Kraft, jedes keimende Talent zu pflegen sich zur Aufgabe gesetzt hatte und diese Aufgabe bei gänzlichem Mangel an all den äußerlichen Hülfsmitteln, die dazu nach den gewöhnlichen Vorstellungen unerlaßlich sind, auf eine bewundernswerthe, im weitern Verlauf unserer literarischen Entwickelung nicht wieder erreichte Weise löste. Denn er war weder vornehm, noch reich, noch von irgend maßgebendem Einfluß in dem äußern Lauf der Welt, noch lebte er in irgendeinem größern Verkehrscentrum, sondern er stammte aus einem schlichten Predigerhause, stieg nicht höher als bis zu einem Staatsbeamten mittlern Ranges, dessen Stellung von selbst jede Berührung mit dem Goldenen Vlies ausschließt, und verbrachte den größten Theil seines Lebens in einem der abgelegensten Winkel des damaligen Deutschland, in Meldorf in Ditmarschen. Auch das ist im höchsten Grade charakteristisch nicht blos für ihn, sondern auch für das Gesammtwesen unserer Literatur und der deutschen Art überhaupt. In welchem andern Lande Europas hätte sich aus gleichen äußern Prämissen eine solche Wirksamkeit entwickeln können? Es fragt sich nur, ob wir uns als Deutsche darüber gratuliren oder beklagen dürfen, daß ein solches Phänomen bei uns möglich und in gewissem Sinne nothwendig war und vielleicht noch ist.

Das Hauptverdienst dieser Lebensbeschreibung besteht dem eben Ausgeführten entsprechend darin, daß ihr Verfasser diesen persönlichen Beziehungen Boie's, die einen durchweg objectiven Werth haben, weil sie nicht aus bloßen Liebhabereien stammten, möglichst sorgfältig nachgegangen ist. Unsere bisherigen Literatoren haben sie begreiflicherweise sehr oberflächlich behandelt: Boie erschien als der Ueberall und Nirgends bald in diesem Sternbilde, bald in jenem. Wer Klopstock, Bürger, Voß, Hölty, Göckingk, Gerstenberg, Leisewitz und unzählige andere eingehender darstellte, konnte nicht umhin, auch des rastlosen Mannes zu gedenken, der durch Rath und That, durch das mündliche und gedruckte Wort ihnen die Wege ins deutsche Publikum zu ebnen versuchte und es nachweislich oft mit dem besten Erfolge that. Für seine Mühen ist er dann im besten Falle mit vornehmer Herablassung belohnt worden, aber man hat es nicht der Mühe werth gefunden, seine weitverzweigten Bahnen genauer zu beschreiben.

Durch Weinhold's Buch erhält nicht sowol das an sich so einfache Lebensbild Boie's als die deutsche Literar- und allgemeine Culturgeschichte an sehr vielen Stellen wichtige und lehrreiche Beiträge, die in ihrer ansprechenden, fein durchgebildeten Form auch weit hinaus über die Kreise, die sich für Literargeschichte im engern Sinne interessiren, Anklang und Verständniß finden werden. Daß dem Buche eine nach gesunden kritischen Grundsätzen gemachte Auswahl aus den Gedichten Boie's beigefügt ist, mag schließlich noch als eine werthvolle und das Studium der damaligen Poesie sehr fördernde Beigabe dankbar erwähnt sein.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Volksthümliches aus Schwaben.

Wenn Anton Birlinger auch noch keine einzige wissenschaftliche Leistung von wirklichem und bleibendem Werthe unter seinen zahlreichen Büchern, Büchlein und Aufsätzen zu Tage gefördert hat, so muß ihm doch das Verdienst zuerkannt werden, vieles Brauchbare aus dem schwäbischen Volksthume gesammelt und veröffentlicht zu haben. Das letzte von ihm herausgegebene kleine Buch ist ebenfalls recht dankenswerth, nur klingt der Titel: „So sprechen die Schwaben", doch gar zu stolz und vielsagend; darum hat er den hohen Eindruck mit Recht durch den Zusatz gemildert und beschränkt: „Sprichwörter, Redensarten, Reime gesammelt u. s. w." (Berlin 1868). Birlinger glaubte beim Sammeln schwäbischer Sagen, Sitten und Lieder die kleinen, mitunter sehr kräftigen Sprüche und Redensarten nicht am Wege liegen lassen zu dürfen, und so brachte er eine ganz hübsche Reihe zusammen. Einiges entnahm er auch Schriftwerken aus älterer Zeit, aber nur solchen, deren Verfasser als Schwaben sich kundgaben und die auch für ein größeres Publikum schrieben. Das Land, auf dem er sammelte, ist das Schwaben zwischen Iller und Lech, sodann das würtembergische Gebiet bis an den Oberrhein. Manches ist auch anderwärts zu Hause, ohne daß es als nicht specifisch schwäbisch auszuschließen gewesen wäre.

Zuerst werden „Sprichwörter" mitgetheilt, dann folgen „Bauernregeln", dann „Sprichwortartiges, Redensarten", schließlich „Lebensregeln, Allerlei, Hausreime". Im ganzen sind es 1191 Nummern. Unter den Hausreimen findet sich manches Sinnige und volksthümlich Anmuthige. In Mühringen steht z. B.:

Gott behüt dieses Haus so lang,
Bis ein Schneck die Welt ausgang,
Und ein Ameis durst so sehr,
Bis sie austrinkt das ganze Meer.

Unter den Sprüchen am Ofen im mühringer Schlosse findet sich z. B.:

Ich wünsch dir Gutes und Liebes meh,
Dann Tropfen hab' der Bodensee.

Ferner:

Herauf sachte,
Hergab achte,
Grabaus trachte!

Bibliographie.

Fischer, J. G., Den deutschen Frauen. Gedichte. Neue Folge. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 24 Ngr.

Leberecht Flott, Sanct Velocipet. Eine moderne Reiselegende. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 16. 5 Ngr.

Fraas, O., Die Nördlinger Schlacht am 27. August 1634. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 14 Ngr.

Glaser, E., Sternlose Nächte. Nuits sans étoiles. Paris, Seriba jun. 8. 24 Ngr.

Gottlieb, J., Ursprung, Ausbildung und Ende der Erde und der Menschen und ihr gemeinsamer Uebergang in das Licht. Heidelberg, Weiß. Gr. 8. 20 Ngr.

Haffner, K., Jungfernblut. Original-Roman. 3 Bde. Wien, Müller. 8. 2 Thlr.

Klein, Ida, Novellen. 2 Bde. Prag, Mercy. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ideen zur Geschichte der Menschheit.

Von

Johann Gottfried von Herder.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Julian Schmidt.

In drei Bänden. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" sind bekanntlich das Hauptwerk desselben, dem sich alle seine frühern und spätern Arbeiten nur ergänzend anschließen. Ihre Bedeutung liegt aber noch tiefer; denn, wie Julian Schmidt in der Einleitung dazu sich ausdrückt, „sie fallen in den Knotenpunkt der gesammten deutschen Culturbewegung von der Mitte des vorigen bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts". Vorliegende neue, vollständige, correcte und dabei außerordentlich wohlfeile Ausgabe macht das classische Werk zum ersten mal weitern Volkskreisen zugänglich.

Herder's „Ideen" bilden den 23.—25. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Band 1—22 enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen (zwei Theile), von Hettner;
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein (zwei Theile), von Buchner;
Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte (zwei Theile), von Max Müller;
Goethe's Faust (zwei Theile), von Moriz Carriere;
Bürger's Gedichte, von Julius Tittmann (Doppelband).

Jeder Band einzeln geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen.

Soeben ist erschienen:

Wanderstudien aus der Schweiz.

Von

Eduard Osenbrüggen.

Zweiter Band.

Elegant geh. 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 Fl., oder 4 Fr.

Inhalt: Stachelberg. Das Muotathal. Kleine Städte. Das Münsterthal und Bormio. Die Kyburg. Die Gebirgspfarrer. Der schweizerische Alpenclub. Reisen alter Züricher.

Diese reizenden Bilder aus verschiedenen Gegenden und über verschiedenartige Verhältnisse der Schweiz reihen sich dem früher erschienenen ersten Bande würdig an und werden mit dem gleichen Interesse gelesen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Paulus.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit einer Karte.

8. Geheftet 2 Thlr. (Auch in 8 Lieferungen zu je 7½ Ngr. zu beziehen.) Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Gleichzeitig mit dem französischen Original ist dieses mit Spannung erwartete neue Werk Renan's über den Apostel Paulus in einer vom Verfasser autorisirten deutschen Ausgabe erschienen. Der „Paulus" schließt sich eng an die beiden berühmten Werke des Verfassers „Das Leben Jesu" und „Die Apostel" an und hat bereits gleich lebhafte Theilnahme wie diese in den Kreisen der Theologen und der gebildeten Laien gefunden.

In demselben Verlage erschien:

Die Apostel. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von

seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von

Friedrich Nippold.

Zweiter Band:

Schweiz und England.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erste Band: Jugendzeit und römische Wirksamkeit, hat denselben Preis.)

Dieser lange erwartete zweite Band von Bunsen's Leben und Memoiren wird das lebhafte Interesse, welches dieses Werk wie in England (wo sofort eine zweite Auflage desselben nöthig wurde) so auch im Vaterlande Bunsen's erregt, sicherlich noch steigern. Besonders verdienen die darin zu ersten male veröffentlichten, in der englischen Ausgabe nicht enthaltenen Auszüge aus den Tagebüchern Bunsen's in den Jahren 1848 und 1849 sowie die Mittheilungen über seinen Verkehr mit König Friedrich Wilhelm IV. nach und vor dessen Thronbesteigung, namentlich aber nach 1848, die allgemeinste Beachtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Le Mexique,

l'Empire et l'Intervention.

8. Geh. 15 Ngr.

Diese Schrift, aus dem Kreise der nächsten Umgebung des Kaisers Maximilian ausgehend, enthält wichtige Enthüllungen über das Verhältniss Frankreichs zu dem mexicanischen Kaiserreich und bildet somit einen sehr werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 5. August 1869.

Inhalt: Aus dem Geisterreich. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Franz von Holtzendorff's „Principien der Politik". Von Rudolf Doehn. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Ein sechster Theil des Bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus dem Geisterreich.

(Beschluß aus Nr. 31.)

1. Der Zauberstab. Eine Autobiographie des amerikanischen Sehers und Verkündigers der „Harmonischen Philosophie" Andrew Jackson Davis. Aus der achten amerikanisch-englischen Ausgabe mit Autorisation des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Gregor Constantin Wittig und herausgegeben von Alexander Aksakow. Leipzig, Wagner. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Symbolische Bilder und Erscheinungen von Verstorbenen. Von der Seherin Anna Maria Weiß. Mit einer Vorrede versehen von Karl Stugau (August Schmidt auf Altenstadt). Leipzig, Wagner. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes. Von Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Der Spiritismus der Gegenwart, seine hohe Bedeutung und psychographische Begründung. Neun Episteln an einen forschenden Freund. Wien, Markgraf und Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Aphorismen über Sensitivität und Od. Von Freiherrn von Reichenbach. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.
6. Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen als neuentdeckte Formen des odischen Princips in der Natur. Sechs Vorträge gehalten in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien vom 11. Mai bis 20. Juli 1865, in freiem Auszuge und durch Zusätze vervollständigt von Freiherrn von Reichenbach. Wien, Braumüller. 1867. Gr. 8. 26 Ngr.

Wenn schon in den Offenbarungen von Davis das vorwiegend Symbolische allzu sehr den Charakter absichtlicher oder unabsichtlicher Dichtung trägt, um den Eindruck einer thatsächlichen Erscheinung zu machen, so gilt dies noch mehr von den „Symbolischen Bildern" der Seherin Anna Maria Weiß (Nr. 2). Die Entstehung der hier mitgetheilten Schriften fällt nicht in die neueste Zeit, sondern in die Mitte der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts, in jene Zeit, da Friedrich Schlegel kurz zuvor den Lebensmagnetismus als Heilmittel in Wien eingeführt hatte:

Trotz einiger wunderbaren Curen, wovon wir nur jene an der Gräfin Lesniowska erwähnen wollen, und trotz des Ansehens, das sich an den Namen Schlegel knüpfte, fand doch der Magnetismus bei den Aerzten sowol als bei den Laien hartnäckige und erbitterte Gegner, wie solches die Verfasserin der vorliegenden Schriften zu ihrem Schaden erfahren sollte. Und doch hatte sie die Befreiung von schweren körperlichen Leiden, ja die Rettung ihres Lebens einzig der Anwendung dieses Heilverfahrens zu verdanken. In den Zuständen des Hellsehens, worin sie theils durch die magnetische Behandlung versetzt wurde, theils wachend spontan gerieth, hatte sie eine große Anzahl merkwürdiger Gesichte und Erscheinungen, welche sie während der magnetischen Ekstase selbst beschrieb. Diese Schilderungen wurden von der Umgebung der Seherin, wozu vorzugsweise der Magnetiseur und ihre Schwester Karoline gehören, niedergeschrieben. Bei dem raschen Redefluß der Seherin war es natürlich, daß ihre Beschreibungen nicht immer Wort für Wort, sondern oft nur ihrer Wesenheit nach zu Papier gebracht werden konnten. Da jedoch die Seherin die seltene Eigenschaft besaß, sich im tagwachen Zustande mit großer Genauigkeit alles dessen zu erinnern, was sie im Hellsehen gesprochen, so war sie im Stande, die fraglichen Aufzeichnungen fortlaufend zu controliren, und wo es nothwendig war, zu ergänzen oder zu berichtigen. Wie treu das Gedächtniß der Seherin in dieser Hinsicht war, beweist eine Aeußerung bei Gelegenheit eines Gesprächs hierüber, wo sie sagt: „Wenn ich ein anderes Wort in dem Nachgeschriebenen meiner Visionen finde, als wie ich mich ausdrückte, so ist es mir, als höre ich einen falschen Ton in einer schönen Musik, und das thut mir sehr weh." Diese Gedächtnißstärke der Seherin, sowie die Gewissenhaftigkeit, womit von den bei den Aufschreibungen betheiligten Personen zu Werke gegangen wurde, sind Bürgen dafür, daß die Lesewelt in diesen Blättern das treue Abbild dessen erhält, was die Seherin wirklich sah, wirklich sprach.

Aus der von ihr selbst aufgezeichneten Lebensgeschichte der Seherin erfahren wir, daß dieselbe schon in ihrer Kindheit wunderbare Gesichte hatte, im Garten zwischen den Bäumen immer eine Muttergottes sah, als ob sie lebend wäre, im farbigen Gewande, mit Christus auf dem Arme. Im elften Jahre erblindete sie und genoß dann in ihrem Dunkel der merkwürdigsten Schauspiele von Farbe

und Licht. Obgleich nach dreiviertel Jahren geheilt, blieb sie schwächlich und erkrankte im vierzehnten Jahre in eigenthümlicher Weise. In dieser Krankheit hat sie bald herrliche, bald fürchterliche Gesichte. Ein Selbstmordversuch, zu welchem sie sich schon das Gift verschafft hatte, wurde vereitelt durch das Erscheinen ihrer Mutter in weißglänzender Wolke. Als die Seherin wieder zu sich kam, suchte sie das Gift; vergebens! Im ganzen Zimmer war nichts zu finden; nur das Papier, worin es gehüllt war, lag offen auf dem Boden. Eine neue schwere Erkrankung wurde durch den Magnetismus, gegen den sich die Aerzte lange sträubten, geheilt. In diese Zeit fallen die Erscheinungen, welche in der vorliegenden Schrift mitgetheilt werden.

Sie unterscheiden sich von den üblichen Erscheinungen durch ihren symbolisch-allegorischen Charakter; sie haben meistens eine sinnbildliche Bedeutung und fordern die Auslegung heraus, zu welcher der Ekstase der Seherin nie der Schlüssel fehlt. Sie sieht den Zorn, den Mord in Personificationen, wie man sie etwa bei mittelmäßigen Dichtern findet; sie sieht einen Dreizack, der ein helles Licht ausströmt und dessen Spitzen die Worte: Glaube, Hoffnung, Liebe tragen; der Friedensbogen, weiße und rothe Rosen, der Sternenkranz, der Streit der Elemente, die Wolkenhülle — alles sind Bilder mit Unterschrift, Anschauungen mit sinniger Bedeutung. Es ist ein nervös gesteigerter Dichtungsproceß. Wie kühn die Auslegungen sind, die sie den oft gewöhnlichen, aber farbenreich geschilderten Naturbildern gibt, mag folgendes Beispiel beweisen:

Der Wald.

Jetzt sehe ich klar vor mir in glanzvollem, herrlichem Grün einen in üppiger Fülle prangenden Wald, wo sich Gezweig an Gezweig drängend begegnet, um dadurch in mächtigem Verein die zarte, zitternde Bewegung der einzelnen Blätter zu hemmen. Aber durch diese Hemmung tritt nun das schöne Ganze gekräuselt vor das trunkene Auge, als eine harmonische, unzertrennlich dichte Masse, welche sanft ansteigt an dem Abhang eines Bergrückens.

Doch seht! so viele tausend reich belaubte Aeste sich auch hier in gleicher und fast eben derselben Form ausgebreitet zeigen, um mit ihrem hohen Laubdache die frische Kühle des Schattens zu gewähren, so ist doch diese dichte Masse von Aesten, die den Wald erst zum dunkeln Busche bilden, nicht aus einem und demselben Stamme entsprossen, sondern mehrere, verschieden geformte Stämme tragen die schön beblätterten Kronen der Aeste. Und jetzt sehe ich auch klar vor mir die unendlich große Verschiedenheit der Stämme, wovon jeder seine besondere Form besitzt. Aber je länger ich nun die einzelnen Theile des Waldes oder den bezweigten Stamm eines Baums betrachte, desto klarer werden mir die wunderbaren Gestaltungen, durch welche jeder dieser Bäume getrennt ist von den andern. So zeigt sich mir eben jetzt einer von diesen Bäumen, dessen reiche Wurzeln hoch in die Lüfte ragen, die er ihnen preisgibt statt der schönen Krone, welche mit ihrem spitzen Ende den mütterlichen Boden der Erde berührt.

Aber eigen ist, daß hier, bei diesem sonderbaren Bilde des gestürzten Baums, gerade sein höchster Wipfel das Element bestreift, welches ihm die üppige Kraft gespendet, damit seine Keime sich entwickeln und in volle Wirksamkeit übergehen konnten. Doch seht! gerade vom Element der Erde, das die kühne Entfaltung seiner werdenden Größe hervorrief, ja von diesem Elemente suchte er sich mächtig abzustreifen, um freiwillig den kraftvollen Saft seiner Wurzeln in einem andern Elemente, in dem der Luft, zu vergeuden.

Aber in diesem freiwilligen Sturze des Baums liegt zugleich sein gewisses Verderben, weil nun die, sonst nützlich wirkende Kraft der beiden Elemente sich hier im Gegensatze befindet und dadurch zerstörend werden muß. Seht! so ist nun hier abermals, in doppeltem Sinne, das schöne Ziel der Vollkommenheit vernichtet in dem zwecklosen Streben des umgestürzten Baums.

Immer klarer werden mir nun auch die besondern Gruppenbilder der übrigen Bäume, wie sie nach Raum und nach Größe, oder einige von ihnen nach Formen des eigenen Willens sich gestalten. So bilden sie sich fort und fort, bis man endlich über den herrlichen Anblick einer großen Masse üppigen Waldes die einzelnen Bäume nicht mehr beachtet, und dadurch selbst mit übergeht in seine Größe und Fülle.

Aber wißt ihr wohl, was dieser schöne Wald bedeutet? Es ist — ja, das sehe ich klar — es ist die ganze unendliche Menschheit mit ihrem steten Wirken und Treiben nach einem Ziele.

Außer diesen geistiger Deutung unterworfenen Naturbildern hat die Seherin auch weltgeschichtliche Visionen; sie erblickt Wallenstein und Napoleon. Und zwar entfaltet sie in diesen Visionen eine Phantasie, welche derjenigen Dante's nahe kommt. Ist es nicht eine Gestalt aus der „Divina commedia", dieser Wallenstein? „Er ist groß von Gestalt, seine Wangen tief eingefallen, sein Scheitel ohne Haare, und ein bloßes eisernes Kleid, ganz hohl, ohne Körper, trägt den Kopf. Jetzt neigt er sich mit dem Haupte und durch diese Bewegung fällt das Haupt durch das Kleid, und letzteres kommt schwer drückend ihm auf das Haupt zu stehen. Dennoch sucht sein Geist es immer zu bewegen, da er trotzig wähnt, es sei noch die Zeit, wo es ihn erhoben. Und so wälzt er sich mit dem Haupte, langsam kriechend, davon." Dann erblickt sie „einen andern Mann, dessen beide Augen Kugeln sind. Das eine ist schwarz, das andere nimmt er aus dem Haupte. Dies kugelförmige Auge ist die Welt. Diese stellt er nun mit Macht auf die Spitze eines Degens, gerade in der Mitte von Europa, und so bewegt er nun durch Macht mit der Spitze des Degens die ganze Kugel." Dieser andere Mann ist Napoleon. Eine höchst originelle Erscheinung ist Montesquieu, „ein Mann in einem Kleid von Pfauenfedern, die er so ineinanderfügt, daß man von jeder nichts als das Auge sehen kann. Als das Kleid vollendet ist, zeigt sich das Ganze nur als Auge. Jedes Auge wird dann mit einem funkelnden Diamanten bedeckt, dessen Glanz zwar von außen blendet, aber dem innern Auge nichts von seinem eigenen Strahl raubt".

Von der Gestalt Christi, wie sie ihr erschien, gibt die Seherin folgende Beschreibung:

Er war von mittlerer Größe. Sein kastanienbraunes Haar fiel theilweise in verworrenen Locken über sein Haupt, die besonders auf der rechten Seite über Gesicht und Nacken herabhingen; die Haare waren aber kürzer, als man sie gewöhnlich auf Bildern sieht. Das Gesicht war graulich blaß, länglich, überhaupt etwas mager und an die nationale Form der jüdischen Nation mahnend, der Ausdruck geistig und würdevoll. Die Stirne hoch, die Nase länglich, der Mund mehr groß als klein, die Lippen mehr breit als schmal. Da sie sein Haupt meist abwärts gebeugt sah, so konnte sie vom Barte wenig unterscheiden; lang war er nicht, die Farbe war die der Haare. Die Augen groß und schwarz, die Brauen schmal und nicht sehr dunkel. Sein Kleid, von grobem wolligem Stoffe, war oben am Halse ausgeschnitten, nach unten faltenreich und bis an die Knöchel reichend. Die Farbe dunkel gewürznelkenbraun, und das Kleid mit einem schwarzen ledernen Gürtel um die Mitte des Leibes zusammengehalten. Die Füße bloß.

Den hauptsächlichsten Inhalt der zweiten Abtheilung des Werks bildet die Geschichte der Königin, eine sehr

rkwürdige Geschichte, ein ganzer somnambuler Roman, mit glänzender Farbenpracht ausgeführt und fortponnen wie ein unterbrochener, aber stets wiederkehrenTraum. Diese Königin ist keine andere als die undliche Marie Antoinette, welche zu den persönlichen ebnissen der Heldin durchaus keine Beziehungen hat, so wenig wie die Heldin eines geschichtlichen Trauerls zu den Lebensverhältnissen des Dichters. Nur einen nüpfungspunkt finden wir für das persönliche Interesse. ıg Wien schenkte damals dem Herzog von Reichstadt lebhafteste Theilnahme, und gerade mit dem Geschick des zogs bringt die Seherin die Erscheinung der Marie oinette in innigen Zusammenhang.

Sehr gewöhnliche Symptome, wie sie üblich sind im eich der Spuk- und Poltergeister, gingen dieser Erıung voraus. Vor dem schrecklichen Lärm und unlichen Treiben, Nacht für Nacht, hatte die Seherin Ruhe. Doch auch ihre Schwester vernahm dasselbe: grauenhaft schleppenden Schritte, das Rauschen von gen Gewändern, das Einstürzen der Steine und den ıerlich abgemessenen Ton herabfallender Wassertropfen, wieder das fürchterliche Rollen und das hohle Klopfen, in der ganzen Wand des Zimmers vom Fußboden zur Decke hörbar war. Das Schauen der nun aufenden Gestalten ging nicht mit auf die Schwester

Um von der märchenhaften Phantastik dieser Anungen einen Begriff zu geben, theilen wir die Schilıg dieser fünf Gestalten mit:

Zwei davon waren von mittlerer Größe, sehr stark und chulterig. Sie trugen braune knapp anliegende Spenser, Beinkleider von derselben Farbe. Ihre Gesichter, an m Nase, Mund und Augen nur in undeutlichen Umrissen ır waren, hatten denselben Farbenton: ein erdfahles n. Der Gesichtsausdruck war der des Trotzes, des Eigen- und der Bösartigkeit, und schien zu sagen, daß sie das zlichste auszuführen im Stande wären. Diese beiden ıer kamen immer aus der Wand, gerade meinem Bette über. Mit den händelosen Aermeln trugen sie einen , durch den zwei Stangen gesteckt waren und der mit gefüllt war. Diese Erde warfen sie nahe beim Fenster nem Grabeshügel auf. Doch obwohl sie die ganze Erde trugen und immer wieder auf den Hügel warfen, ırde dieser doch nie größer, als er gleich anfangs zu hien.

Die dritte Gestalt war ein kleines kümmerliches Männchen, nem Zwerge ähnlich schien. Sein Kleid bestand aus n Stoffe und ging gleichmäßig vom Halse bis auf den ; nur um die Mitte des Leibes schien es in Falten zungezogen zu sein. Sein Gesicht, das ungewöhnlich lang trug den Ausdruck verächtlicher Feigheit und kriechender, boshafter Schmeichelei. Sein Haar, das einen ungech langen Kopf bedeckte, sah einer Perrüke von graulicher gleich und stach um so schauerlicher gegen die weißgraue sfarbe ab. Obwol auch in diesem Geist das Böse mächtig rat, so war er doch der gutmüthigste zu nennen. Manchh ich, wie er mit einem kleinen eisernen Hammer das liche gleichmäßige Klopfen an den Wänden des Zimmers ırachte.

Irchterlicher als die vorerwähnten war das vierte Wesen en. Es hatte ein ganz genau anliegendes schwarzes Kleid, Form eines Spensers mit daran befestigten Beinkleidern Sein üppiges Haar war rabenschwarz und struppig ab.

In seinem Gesichte fiel nichts auf als eine gelbe, äßige Blässe und seine merkwürdigen Augen. Diese n wie glühende Kohlen, und wenn er seinen Blick mit ıng auf etwas richtete, z. B. auf mich, so glaubte ich helle Funken daraus sprühen zu sehen. Seine Gestalt war größer wie die des grauen Männleins und hatte etwas männlich Starkes, aber zugleich etwas sehr Fürchterliches. Der Gesammtausdruck seines ganzen Wesens war jener der bösartigsten Verderbtheit, mit scharfem, durchdringendem Verstande gepaart.

Doch das Entsetzlichste, was ich hier sah, war die fünfte Gestalt. Sie war ungewöhnlich groß und trug ein langes, vom Halse bis auf den Boden hinabhängendes Gewand, das eine kreideweiße Farbe hatte und der Form nach einem Schlafrock ähnlich sah. Dieses in der Farbe fast grelle Gewand wurde in der Mitte des Leibes mit einem groben Strick in Falten zusammengehalten. Mit demselben Stricke waren auch die langen händelosen Aermel, welche vorn hinabhingen und übereinandergelegt waren, zusammengebunden. Von hier aus hing der Strick noch hinab, lief dann zwischen der Theilung seines Gewandes durch, und die Gestalt schleppte ihn rückwärts noch lange nach. Doch wie es schien, war das Nachziehen dieses Stricks für die Gestalt selbst mit großer Anstrengung verbunden, denn bei jedem Schritte mußte sie all ihre Kraft anwenden, um den schweren Strick nachzuziehen. So oft dies geschah, gab es immer einen dumpfen schauerlichen Ton, so, als ob man einen erstarrten Körper zu Boden schlüge.

Dieses Dienergefolg kündete nun die Herrscherin an, ohne daß irgendwelche Beziehungen zwischen der letztern und den Geistern klar werden. Eine schön geputzte Dame bewegte sich schwebend herein, sie hatte ein schönes weißes Atlaskleid an, das sich in eine lange Schleppe endigte, welche sie, in unendlich viele Falten zusammengezogen, über dem rechten Arm trug. Ihr Haupt war mit einer Art von Diamant-Diadem geziert, das aber ganz klein war und sich daher in der hohen, gepuderten Frisur verlor. Ihr kleines rundes Gesichtchen hatte die edelsten Züge und war von vollendetster Schönheit, die noch erhöht wurde durch das seelenvolle Lächeln, das auf ihm thronte; sie war höchstens fünfundzwanzig Jahre alt. Eine laute Stimme in ihrem Innern sagte der Seherin: die, welche du sahest, war Marie Antoinette, die guillotinirte Königin von Frankreich. Die Königin gab ihr ein moderduftiges Papier, das sie nicht zu entziffern vermochte. Dieses Papier, das so Bedeutungsvolles in sich faßt, war an einem Orte im Herzogthum Anjou befindlich, welcher der Seherin genau beschrieben wurde. Dort sollte sie die Pergamentrolle in dem Baum oder unter der Erde entdecken und sie dem Herzog von Angoulême bringen. Er solle dies Pergament in das kalte Grab zu ihren schon halb verwesten Gebeinen legen. Ehe es sich in modernden Staub auflöst, um sich mit ihrer Asche zu vermengen, werde ihr selbst nicht wohl werden und sie schreckliche Schmerzen dulden. Ueber das schöne Kleid aber gibt sie folgenden Aufschluß:

Wisse, meine Liebe, dieser schauderhafte Putz, den du an mir gewahrst, faßt die schwere Schuld meiner Sünden in sich; denn mein höchst verschwenderischer Putz in den Tagen meines Lebens ward mit zur wichtigen Ursache der gräßlichen Empörung und der großen Sündenschuld meines Volks; und die fürchterliche Strafe, welche ich jetzt leiden muß, besteht in dem fürchterlichen Rauschen meines Kleides, welches mir stets die herzzerreißenden Scenen der Revolution in das Gedächtniß zurückruft. Denn die Töne, welche ich in diesem Rauschen vernehme, gleichen bald dem Fließen unschuldigen Blutes, bald dem Weinen von Kindern, bald dem schmerzlichen Geschrei geängsteter Mütter, bald den heftigen Drohungen der ausgearteten Menschheit, und bald dem leisen Aechzen der sterbenden Opfer.

Von diesem fürchterlichen Kleide streifte sich bei einem spätern Besuche der Königin von Zeit zu Zeit eine Art

dichter Flor ab; es schien, als ob diese Flöre aus der Luft herab vor ihre Füße fielen. Sobald einer dieser Flöre den Boden berührte, bückte sie sich schnell danach und hob ihn mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude auf, um denselben zusammenzurollen und in ihrer Brust zu verbergen. Diese Flöre sind nach ihrer eigenen Erklärung Flöre der Gnade, welche des Höchsten göttliches Erbarmen ihr verliehen hat. In diesen bedeutungsvollen Flören, die sich nach und nach ablösen von den schreckensschweren Kleide, um dieses dadurch von den fürchterlichen Tönen zu befreien, gestaltet sich allmählich die Auflösung ihrer Sündenschuld.

Es ist dies derselbe symbolische Gedanke, den die sinnvolle Dichtung des Somnambulismus auch später wiederholt. Marie Antoinette erscheint im himmlischen Licht der Verklärung, in jedem ihrer händelosen Arme verschiedenfarbige Flammen tragend, sodaß man geneigt ist, die odischen Lohen Reichenbach's in dieser Vision wiederzuerblicken. Doch trotz der Fortschritte auf der Bahn der Verklärung, trotz des weißen Rosenkranzes auf der Stirn und der drei Sonnen, die sie umstrahlten, blieb immer noch eine Wolke zurück, die Sündenwolke, welche die Sünden der Königin in sich schließt, und die Seherin befand sich oft unter ihren schmerzlichen Einwirkungen, da sie einen ganz eigenthümlichen Sündenhauch ausströmte. Fünf funkelnde Sterne lösen sich los von dem prächtigen Sonnenschleier der Königin, einer nach dem andern versenkt sich allmählich in die Wolke, die mit jedem Stern, den sie aufnimmt, kleiner wird, bis sich endlich mit der Vereinigung des letzten Sterns die Wolke gänzlich auflöst.

Auch eine wichtige Heirathsangelegenheit negociirt die Königin bei ihren Besuchen. Durch ein Rosenblatt hat sie sich mit Napoleon unterhalten, der sonst in minder lyrischer Weise seine Absichten zu Protokoll zu geben pflegte; es wurde im Geisterreich beschlossen, daß der Herzog von Reichstadt eine Prinzessin der Bourbons und zwar die Tochter der Herzogin von Berri heirathen solle. Marie Antoinette, ein sicherer Beweis dafür, daß die Frauen auch im Jenseits Politik treiben, hat etwas von der Julirevolution geahnt; sie erkannte, daß das ihr so verwandte Leben des Königs von Frankreich in größter Gefahr schwebe, denn Napoleon's Geist sei in diesem Volke, durch die Erinnerung an seine Thaten, von neuem erwacht. Sie verfaßte ein Schreiben an den theuern Neffen, den deutschen Kaiser Franz II., mit dem ausdrücklichen Verlangen, daß er die drei Lilien von Frankreich erblühen lassen möchte unter dem Scepter seines hochherzigen Enkels, der ein würdiger Sprosse ist aus Napoleon's und Oesterreichs Geburt. Ein anderes Schreiben an den Prinzen von Oranien fordert diesen auf, daß er alles aufbieten möge, um einen Krieg mit Frankreich zu beginnen. Dieser Krieg solle den Geist der Franken aufregen und dem Sohne Napoleon's den Thron sichern. Die politische Intrigue im Jenseits, unter dem weißen Rosenkranz der Verklärung und von drei Sonnen beleuchtet!

Maximilian Perty theilt in seiner inhaltreichen und interessanten Schrift „Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes" (Nr. 3), alle diese Vorgänge noch weit eingehender mit, als es hier der Raum gestattete; und zwar nicht nach dem erst später gedruckten Buche, sondern nach dem schon früher in seinen Händen befindlichen Manuscript. Nach seiner Theorie von Geistererscheinungen sind die meisten derselben unwillkürliche Productionen der lebenden Menschen, der Seher und Seherinnen, der Medien u. s. f., vergleichbar den im Traume mit uns verkehrenden Persönlichkeiten, welche wir, obwol sie durch die schöpferische Kraft unserer eigenen Phantasie erzeugt sind, doch für fremde, uns entgegentretende ansehen. Mit Bezug auf Anna Maria Weiß sagt Perty:

Es gibt Schriftsteller, welchen die psychologischen und philosophischen Schwierigkeiten der Unsterblichkeitsfrage unbekannt sind, und die dann leicht alle Erzählungen von angeblicher Kundgebung Verstorbener ohne Kritik als Realitäten annehmen. Solche werden keinen Augenblick anstehen, die Erscheinungsgeschichte der Königin Marie Antoinette, deren wahrheitsgemäße Darstellung durch A. M. Weiß durchaus nicht zu bezweifeln ist, für eine unbedenklich objective anzunehmen, und doch lassen sich auch bei ihr gewichtige Gründe zu Bedenken finden. Ganz abgesehen von jenen, welchen ein Einwirken Verstorbener auf die Lebenden principiell eine Unmöglichkeit und Absurdität ist, muß doch auch andern, welche ein solches in gewissen Fällen zuzugeben geneigt sind, die ganze Haltung dieser Marie Antoinette, die Wege, welche sie einschlägt, Zweifel an ihre Wirklichkeit erwecken. Man ist gewohnt, den Geistern umfassendere Kenntnisse zuzuschreiben als den lebenden Menschen, aber der Geist Marie Antoinette weiß nicht mehr, als Anna weiß; ihm wie dieser ist z. B. der frühe Tod des Herzogs von Reichstadt verborgen; der Geist Marie Antoinette thut auch nichts anderes, als was eben Anna zu thun wußte, thun konnte, nämlich dem Kaiser Franz I. ein Schreiben zu übergeben.

Und weiterhin heißt es:

Der Ansicht derjenigen, welche die Erscheinungsgeschichte der Königin Marie Antoinette bei A. M. Weiß für eine Begebenheit im Geiste Anna's zu halten geneigt wären, für eine unbewußte poetisch-visionäre Production ihrer selbst, gegründet auf ihre Anschauungs- und Gefühlsweise, ihr Wünschen und Hoffen, ausgeschmückt mit den glänzenden Farben ihrer Phantasie, fehlt keineswegs die Berechtigung; der Vorgang bleibt immer ein wundersamer, mögen wir ihn in einen jenseitigen oder in einen diesseitigen Geist verlegen.

Perty hat sich schon früher eingehend mit dem verborgenen Leben des Menschengeistes beschäftigt, so in seinem Hauptwerke: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur", und in seiner Schrift: „Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen." Die vorliegende Schrift ist eine Ergänzung der frühern; sie ist ausnehmend reich an Thatsachen aus jenem dunkeln Gebiete. Manche Freunde haben dem Autor bemerkt, er hätte in seiner Schrift weniger, aber lauter „gutbeglaubigte Thatsachen" aufnehmen sollen. Perty entgegnet:

Bedenkt man, wie schwer es ist, selbst geschichtliche Ereignisse einer nicht fernen Vergangenheit genau zu ermitteln und über allen Zweifel zu erheben, so wird man dieses von geheimen Erlebnissen einzelner noch viel weniger verlangen können, und für Personen, welche vermöge ihrer Anlage oder Willensstimmung diese Thatsachen nicht glauben wollen, wären kein Zeugniß hinreichen, und sie wären nicht in Verlegenheit, auch den bewährtesten Fall kritisch zu zersetzen und für sich und die Gleichdenkenden als unmöglich, als bewußte oder unbewußte Täuschung hinzustellen. Auf diesem Gebiete entscheiden überhaupt nicht einzelne Fälle, sondern die geistige Zusammenfassung aller, wo sich dann zeigt, daß wir es mit einem in sich zusammenhängenden System von Thatsachen zu thun haben, die alle einander stützen und erläutern, alle unter einen gemein-

schaftlichen Begriff gebracht werden können, und deren jede demungeachtet ihre eigenthümlichen Züge hat. Für die Glaubwürdigkeit der einzelnen Fälle lassen sich keine bestimmten Grenzen ziehen, aber die Zahl der zweifellos authentischen ist immer groß genug, um für die übrigen als Prüfungsmittel zu dienen. Viele beruhen auf nüchterner Beobachtung verständiger Menschen, und von diesen beginnen Reihen, welche zuletzt in legenden- oder märchenhafte Gebilde auslaufen, bei welchen die Phantasie ihre ausschmückende und übertreibende Macht geübt hat.

In der Einleitung behandelt Perty die physischen und geistigen Erscheinungen bei dem Menschen aus dem Gebiete des Unbewußten; die Sympathien und Antipathien, die Phänomene, die aus der Wechselwirkung von Leib und Seele hervorgehen; den Tod vor Freude; das Versehen, die Wunderheilungen; die merkwürdigen Einwirkungen der Furcht; die Macht der Vorstellung, des Beispiels, des Nachahmungstriebes; dann Schlaf und Traum und die Symbolik des Traums.

Ueber den Blick sagt Perty:

Der Blick ist das active Verhalten des Auges, sein Wirken auf die Außenwelt; ihn bewirken die den Augapfel zurückziehenden und ihn drückenden geraden Muskeln; dieser von ihnen bewirkte Druck auf Glaskörper, Linse, wässerige Feuchtigkeit pflanzt sich durch die Hornhaut hindurch auf die Luft fort bis zum angeblickten Gegenstand. Darin beruht die beherrschende, verständigende, magische Gewalt des Blicks. Diesen Stoß empfinde, meint Schleiß von Löwenfeld, auch die Haut eines andern, sodaß Menschen, die man seitwärts anblickt, den Kopf nach uns wenden. Darum kann auch der Gedanke des einen auf den andern wirken, durch diesen materiellen Stoß, nicht unmittelbar geistig.

Wir vermissen bei dieser Gelegenheit die Rücksichtnahme auf die Untersuchungen des Freiherrn von Reichenbach (Nr. 5 und 6), welche über einen nicht unbeträchtlichen Ausschnitt aus dem Kreise des „verborgenen Lebens" auf dem Wege exacter Forschung Licht verbreitet haben. Reichenbach berichtet von dem Einflusse des Blicks auf jene Schwingungen des Pendels, der durch die Odausströmungen aus den Fingern der Sensitiven in Bewegung gesetzt wird:

Wenn der Sensitive während der schönsten Pendelschwingungen die Augen schließt, so strauchelt das Pendel und kommt von 7 Linien Ausschlag allmählich zum Stillstehen. Schließt er die Augen noch vor Beginn der Oscillationen, so kommt das Pendel gar nicht in Gang, sondern bleibt unbeweglich stehen. Dies ist doch gewiß etwas wunderbar Ueberraschendes. Ich ließ ihn nun ein Auge um das andere öffnen; öffnete er das rechte, so fing das Pendel wieder an, sich zu bewegen und gelangte auf 2 Linien Ausschlag. Schloß er dies wieder und öffnete das linke, so erreichte es 3 Linien Excursion. Einen andern hierhergehörigen Versuch theilt Hr. Gruber mit. Er brachte ein Blatt Papier so an, daß es dem Sensitiven das Pendel so verdeckte, daß er es nicht sehen konnte. Er hatte seine Finger am Pendelfaden wie immer. Aber das Pendel ging alsbald schwächer und stand nach kurzem völlig still. Ich habe diesen Versuch geprüft und muß ihn vollkommen bestätigen. Dem fügte ich einen dritten Versuch bei. Ich ließ meinen Experimentirenden, als er das Pendel in vollen Lauf gebracht hatte, den Blick vom Pendel abwenden und ihn anderswohin im Zimmer schauen. Ganz ebenso, wie bei beiden vorhergehenden Versuchen, nahmen die Excursionen ab und ehe drei Minuten vergingen, stand das Pendel still. Sobald er nun den Blick wieder auf sein Pendel warf, stellte sich die Bewegung wieder ein und griff wieder aus wie zuvor. Es ist also entschieden und unleugbar, daß mit dem Blicke etwas vorgeht, was materielle Wirksamkeit ausübt, sogar zu Bewegung todter Pendel maßgebend mitwirkt. Was das aber für ein Agens sei, darüber wissen uns unsere Physiologen bei weitem noch nicht ein Wort zu sagen. Sie werden es leugnen und lächerlich machen, so lange, bis ein paar tüchtige Männer auftreten, die meine Arbeiten wiederholen, bestätigen und die Lächerlichkeit auf jene Beschränkten zurückwerfen. Hier stehen wir vor dem Eingange zu den allerwichtigsten und tiefsten Gegenständen der Physiologie und der Psychologie.

Interessant sind Perty's Mittheilungen über willkürlichen Scheintod. Der englische Oberst Townshend konnte sich stundenlang in Scheintod versetzen; er lag starr und eiskalt, Herzschlag und Athemholen hörten auf, das Gesicht wurde farblos, das Auge stier und gläsern; dann rief er sich durch eine Anstrengung wieder ins Leben zurück. Eine Herzkrankheit, verbunden mit unnatürlicher Aufmerksamkeit auf dies Organ, brachte ihn zu solcher Herrschaft. Einmal indeß mißglückte das Experiment, und er erwachte nicht wieder:

Cardanus schrieb: „Wenn ich will, kann ich aus meinem Körper heraustreten, sodaß ich, als wie in Ekstase, keine Empfindung habe. Wenn ich mich so in die Ekstase versenke, fühle ich, wie meine Seele aus meinem Herzen herausgeht und es wie den Körper überhaupt verläßt, durch eine kleine Oeffnung, die sich zuerst im Kopfe, besonders im kleinen Gehirn bildet, in die Wirbelsäule hinunterläuft und nur mit vieler Anstrengung offen gehalten werden kann. In dieser Lage fühle ich nichts weiter als das einfache Bewußtsein, daß ich außer meinem Körper existire, von dem ich auf bestimmte Weise getrennt bin. Aber nur wenige Augenblicke kann ich in solchem Zustand verbleiben."

Am merkwürdigsten sind die Phänomene bei manchen indischen Fakirs. So konnte sich der Fakir Haridas in Scheintod versetzen, ließ sich, entkleidet und in einen Sack gesteckt, mehrmals in einem ausgemauerten Grabe beisetzen, wo er monatelang wie todt lag und nachher wieder zum Leben erwachte; er behauptet, im Grabe die angenehmsten Gedanken und Träume zu haben.

Der Abschnitt: „Die Vision im weitesten Sinne", handelt von Hallucinationen und Illusionen und theilt namentlich interessante Visionen eines jungen Mannes aus der Ostschweiz mit.

Die folgenden Abschnitte: „Nachtwandeln, Schlafwachen, Lebensmagnetismus", „Dämonomanie, Vampyrismus, Zoanthropie", „Alte und neue Formen der Magie", „Spukerscheinungen", „Geistererscheinungen", „Wunderheilungen", enthalten ein reiches Material von vielen interessanten, aber auch absonderlichen und unerklärlichen Mittheilungen, aus denen sich eine höchst pikante Blumenlese zusammenstellen ließe.

Besonders auffällig sind die Phänomene, die sich bei den Convulsionären zeigten, die körperlichen Wirkungen der Ekstase. Perty leitet den Bericht über die französischen Medardisten mit folgender Erklärung ein:

Mit den ekstatischen Zuständen können so bedeutende Umstimmungen des Nervensystems nicht nur, sondern auch Veränderungen der materiellen Körpersubstanz und ihrer molecularen Thätigkeiten verbunden sein, daß dadurch Erscheinungen und Leistungen bewirkt werden, welche im gewöhnlichen Zustand unmöglich und undenkbar wären. Mit bloßer Anästhesie ist es hier nicht gethan, sondern es muß eine von der normalen gänzlich verschiedene Beschaffenheit der histologischen Elemente bis hinein in die sie constituirenden Atome gesetzt sein, von welcher die gegenwärtige Physiologie und Physik keine Ahnung haben. Nur dadurch wird erklärlich, daß die materielle Körpersubstanz für Feuer, Eisen und mechanische Gewalt fast unzerstörbar wird.

Fast unglaublich klingen die folgenden Thatsachen:

Manche der Convulsionäre von St.-Medard ließen sich ausstrecken und mit Stricken an hölzerne Kreuze binden. Der berühmte Chirurg Morand vom Hôtel-Dieu sah einige, welche sich Hände und Füße mit ungeheuern eisernen Nägeln an das Kreuz annageln ließen und während dieser Marter die Umstehenden ermahnten. Andere ließen sich Degen durch das Fleisch stechen, die Zunge durchbohren. Das alles sollte die Häßlichkeit der Sünde ins Licht stellen, welche nur durch das Leiden eines göttlichen Fleisches gebüßt werden könne. (Dulaure, „Histoire de Paris", Bd. 7.) Das Aufhängen und Kreuzigen sollte das Leiden Christi nachbilden. Mehr als 500 weibliche Medardisten setzten sich dem Feuer aus, ließen sich den Kopf an Planken pressen, sich mit Eisenstangen, schweren Steinen und Hölzern die fürchterlichsten Schläge auf alle Körpertheile geben, bald um zu zeigen, daß sie nur angenehme Gefühle erregten, bald, daß Gott sie unverwundbar mache. Die Manifestationen hatten mit Heilungen angefangen; erst als man deren Wundercharakter leugnen wollte, kamen greifbarere Phänomene. Junge Personen stießen den unbedeckten Kopf gegen Marmorwände, eine erhielt 4000 Streiche, andere brauchten 30—40000 mit Holzscheitern; einer bedurfte acht bis zehn Monate solche Streiche, die statt zu erschöpfen ihn erleichterten. (Lataste.) Das nannten sie Secours. Eine Convulsionärin legte sich auf die Erde, ließ eine schwere Planke über sich legen und 20 Menschen darauf stehen, ein Gewicht von 4000 Pfund, und doch behauptete sie, es sei zu leicht. Eine ließ sich Degenhiebe über den ganzen Körper geben; die Haut faltete sich unter den Spitzen, wurde aber nie durchbohrt. Eine andere ließ sich die Röcke zusammenbinden und sich dann mit dem Kopfe voran zum Einrammen von Pflastersteinen gebrauchen.

In dem letzten Abschnitt: „Ansichten und Aussichten", bespricht Perty die Frage der persönlichen Fortdauer und die verschiedenen neuen Anschauungen, die sich in Betreff derselben geltend gemacht haben. Perty meint mit Recht, daß nur eine persönliche Fortdauer mit Erinnerung befriedigen kann. Was er indeß über die Erscheinung Abgeschiedener sagt, „in denen der Begriff des irdischen Menschen noch nicht negirt ist", die noch an der Welt haften, noch geistig in derselben leben, die sich offenbaren, indem sie dem Geiste der Schauenden die Vorstellung hiervon erregen, sodaß sie nur scheinbar als äußere Gestalten gesehen werden, oder „indem sie ein objectives Aether- oder Schallbild erzeugen, das dann wirklich mit den äußern Sinnen wahrgenommen wird" — das klingt, gelind gesagt, doch äußerst unwissenschaftlich.

Wir hätten derartige Wunderlichkeiten eher in der Schrift über den „Spiritismus der Gegenwart" (Nr. 4) gesucht, die in neun Episteln, ausgehend von der positiven Grundlage des Selbstbewußtseins, von einer schöpferischen Welturheberschaft, durch allerlei Erschleichungen zu einer Apotheose des Spiritismus als der selbstbewußten Erkenntniß der Gottdurchgeistigung des gesammten All gelangt, und durch einen noch kühnern Sprung zu dem Satze: „Der Spiritismus involvirt die Motivirung der christlichen Kirche", und zu dem alle Concordate überflüssig machenden Satze: „Die Kirche ist nicht außer, über, neben dem Staate; die Kirche ist der Staat, der Staat ist die Kirche: ein und dasselbe." In der neunten Epistel erfahren wir nun das „Fundamentalexperiment" des Spiritismus, welches mit Staat und Kirche nichts zu thun hat und von der letztern als Teufelswerk verurtheilt werden würde. Der Verfasser dagegen sagt:

Die höchst weise Vorsehung — es ist dies eine feststehende, bereits hunderttausendfach erprobte Thatsache — hat es für gut befunden, im gegenwärtigen Zeitpunkte die Art und Weise eines Verkehrs, einer factischen, geistigen wie materiellen, Correspondenz mit der unanfechtbar vorhandenen Geisterwelt derartig zu gestatten, daß es durchaus keiner Vorbereitungen, keines Mummenschanzes, keines Spuks bedarf, und demnach nicht nur der Beweis in eclatantester Form erbracht wird: vom Bestande einer Geisterwelt! sondern auf ebendemselben Wege einem jeden von uns nach Maßgabe seiner specifisch-individuellen Verhältnisse die eingehendsten Auskünfte und Bestätigungen, die erhabensten Aufschlüsse und beseligendsten Erklärungen unausbleiblich zutheil werden!

Nach einem Gebet, geistig brünstiger Anrufung des allerheiligsten Geistes, der Grundbedingung für Durchführung des Experiments, soll sich nun der den spiritistischen Verkehr Suchende in sein Kämmerlein begeben, sich überzeugen, daß er in keiner Richtung aufgeregt oder voreingenommen ist. Weiter lautet das Recept:

Setze dich an deinen Schreibtisch, lege ein Blatt Papier vor dich hin: lege, doch mit Leichtigkeit, deine Hand mit erfaßtem aufgestelltem Bleistift auf dieses Blatt, sodaß letzteres das Papier berühre — daß aber ja nicht dein Körpergewicht auf die Hand drücke — und verharre in dieser Position, als ob du eben eine Bleistiftnotiz niederschreiben wolltest, ruhig und ohne dich zu rühren, oder den Bleistift auch nur um Haaresbreite zu rücken, denn: der Stift wird alsbald von unsichtbarer Hand und gegen deinen Willen gerückt werden!

Dann erschließt sich unserer Erkenntniß „die wirklich existirende Geisterwelt in specifischer Bethätigung zu jedem Engelindividuum".

Der „Psychograph" ist also der Schlußstein zu diesem weitausholenden philosophischen System, das allerdings so zerfahren und orakelhaft trivial gemahnt, als ob es selbst von einer geisterhaft fortrückenden Feder dictirt werden wäre! Solange der Psychograph uns nur sehr banale Gedanken verkündet und schlechte Gedichte abgefaßt hat, lohnt es sich in der That nicht, diese geheimnißvolle Schreibfeder in Bewegung zu setzen. Wenn die Geister geistloser sind als die Sterblichen, so mögen sie ihre Makulatur für sich behalten.

Die beiden Schriften des jüngst in Leipzig verstorbenen Freiherrn von Reichenbach (Nr. 5 und 6) gehören eigentlich nicht in das Geisterreich; aber sie sind, wie alle Untersuchungen Reichenbach's, die wichtigsten Beiträge zur Erklärung vieler geheimnißvollen Erscheinungen auf naturwissenschaftlichem Wege. Der Verfasser der „Briefe über das Od" hat allen Grund, sich über den geringen Anklang zu beklagen, den seine wichtigen Entdeckungen bei den Zeitgenossen gefunden haben. Man hat seine Experimente wiederholt, aber ohne die nöthige Vorsicht, und als sie nicht die gleichen Resultate lieferten, seine Theorie verurtheilt. Ueberall, auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, gibt es hochmüthige Pfaffen, die so in ihr Dogma verrannt erscheinen, daß sie gegen alle neuen Thatsachen blind sind. Ein Mann, dem die exacteste Naturwissenschaft so viele Entdeckungen verdankt wie Reichenbach, und der bei seinen Untersuchungen auf dem Wege des Experimentirens gewissenhaft vorgeht, verdiente eine ganz andere Beachtung, als Reichenbach sie gefunden hat. Hat sich doch bei dem Phänomen des Tischrückens die Mehrzahl der Physiker und die gebildete Welt mit der bekannten physikalischen Erklärung Faraday's beruhigt, obschon es nur der oberflächlichsten selbständigen Experimente bedarf, um ihre vollständigste Halt-

losigkeit nachzuweisen, indem die keineswegs rotirende, sondern oft im höchsten Grad unregelmäßige, oft ruckweise stoßende, oft geradeaus durch das Zimmer jagende Bewegung der Tische, die lange fortdauert auch bei der flüchtigsten Berührung mit den Fingerspitzen, mit einer durch die Wirkungen eines lange sich ansammelnden Muskeldrucks erzeugten Rotation nicht das geringste gemein haben.

Die zweite Schrift: „Die odische Lohe", ist eine weitere Ausführung und Begründung der „Aphorismen über Sensitivität und Od". Der Verfasser fühlte sich offenbar gedrungen, dasselbe wiederholt zu sagen, da es einmal nicht eindringlich genug wirkte; es sind sechs Vorträge, gehalten in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien vom 11. Mai bis 20. Juli 1865, in freiem Auszuge und durch Zusätze vervollständigt. Der Weg, auf welchem Freiherr von Reichenbach zu seinen Resultaten kommt, ist der des Experiments. In der ersten Schrift theilt er elf Versuche mit, um das Vorhandensein von Sensitivität und Od in der Natur nachzuweisen. Er benutzte dazu:

1) Die Lohe vom Ode; 2) die Verladung von Od auf Wasser; 3) das odisch duale Verhalten der unorganischen Körper; 4) den odischen Dualismus im organischen Leibe; 5) das Od im Sonnenlichte und seinem Spectrum; 6) seine Entwickelung aus der chemischen Action; 7) sein Auftreten in der Reibung; 8) seine duale Erscheinung an den Polen der Krystalle und Magnete; 9) seine polare Ausbreitung über den Erdball; 10) die Odentwickelung durch elektrische Ströme; endlich 11) die Lichtergüsse aus Od durch die ganze Natur.

Die Resultate dieser Versuche sind:

1) Daß es zahlreiche Menschen gibt, welche ein durch die ganze Natur verbreitetes Etwas von lohartiger Beschaffenheit unter den mannichfaltigsten Umständen klar mit Augen sehen, das tausend andere nicht zu erblicken vermögen. Diese Fähigkeit, mit welcher dann in weiterer Folge noch vieles andere gepaart erscheint, kann man „Sensitivität" nennen, und ihre Träger „Sensitive". 2) Daß es ein unendlich feines Etwas in der Natur gibt, das die Sensitiven sehen, die Nichtsensitiven aber nicht gewahr werden, das, einer beweglichen Lohe ähnlich, farblos, lichtlos u. s. w. den Körpern entquillt und das den angegebenen Beschaffenheiten nach sich von den Dynamiden, denen es zusteht, namentlich von Elektricität, Magnetism, Wärme, Licht generisch unterscheidet. Dieses Etwas, das bei weiterer Prüfung mannichfaltige Eigenschaften entfaltet, sowol an sich als in dem Complex aller daraus hervorgehenden unmittelbaren Erscheinungen, kann man, bis Besseres vorliegt, vielleicht unter der Bezeichnung „Od" zusammenfassen.

Reichenbach mahnt zu größter Vorsicht bei den Experimenten. Das Mißliche, was der neuen Lehre den Eingang erschwert, ist, daß den Versuchen ein Mangel an Allgemeingültigkeit anhaftet, daß sie eben nur mit sensitiven, mittel- und hochsensitiven Naturen gemacht werden können, und der Forscher daher von dritten abhängig ist. Außerdem ist auch die Fähigkeit dieser Naturen eine ungleiche, und allerlei kann sie ablenken und hemmen.

Die wichtigste Eigenthümlichkeit des Od ist seine Bewegungskraft. Hiermit ist auch das Tischrücken erklärt, dessen physikalische Erklärung durch den Physiker Faraday eine gänzlich ungenügende ist für jeden, der die keineswegs rotirenden, sondern oft gänzlich unregelmäßigen, springenden Bewegungen der gerückten Tische beobachtet hat. Nur eine von der Erfahrung und ihren Thatsachen sich emancipirende Theorie konnte eine derartige Erklärung aufstellen.

Um die Bewegungskraft des Od festzustellen, bedient sich Reichenbach eines Experiments, das Goethe jedenfalls als das „Urphänomen" bezeichnet haben würde. Es ist das Phänomen des durch den Einfluß der Sensitiven bewegten Pendels. Reichenbach beschreibt das Instrument genau, die Glasglocke, in welcher Pendel und Pendelfaden mitteninne hängen, die Vorrichtungen, welche verhindern, daß der Finger den Faden selbst erreichen kann. Daumen und Zeigefinger an das Messing des kleinen Reißzeugs gelegt, setzt den Pendel in Oscillationen, die von „Sensitiven" immer erzeugt werden, während bei Nichtsensitiven sich der Pendel nicht rührt. Eine große Menge der sorgfältigsten, exact ausgerechneten Beobachtungen bestätigt und beweist die Thatsache. Damit ist das Tischrücken erklärt und auch die Thatsache, daß es von Nichtsensitiven gar nicht zu Stande gebracht wird. Auch ist die Richtung der Bewegung keine drehende, sondern eine geradlinige. Dies beweist Reichenbach durch einen Lattentisch, den er 6 Schuh lang, aber nur 5 Zoll breit machen ließ. Bei regelmäßiger Lage der Hände setzte sich der Tisch in Bewegung, knisternd, krachend, aber in gerader Richtung und durch vier ineinanderlaufende Zimmerthüren hindurchwandernd. Die Drehungen der rings umsessenen Tische sind also keine regelrechte normale Bewegung, sondern das confuse Erzeugniß regelloſen Herumgestoßenwerdens, eine vollendete Verwirrung. Der Zusammenhang des Tischrückens mit somnambulen Erscheinungen zeigt ganz klar, daß es sich hier nicht um gesparte Muskelkraft handelt. Viele der Sensitiven bekommen Krämpfe, andere werden somnambul. In welchen Teufelsspuk das Tischrücken bei hochgesteigerter Empfänglichkeit ausarten könne, das beweist die folgende Erzählung vom Tischrücken zweier sensitiven Mädchen. Das eine derselben, Fräulein Beyer, war sehr unzufrieden damit, daß die andere Gesellschaft aus Scheu vor den somnambulen Erscheinungen vom Tisch aufgestanden war:

Ein kleines, lebhaftes, muthiges, geistig begabtes Mädchen, wollte sie nicht unverrichteter Dinge ablassen. Sie warf den Männern, die nicht mehr Antheil nehmen wollten, Feigheit vor, und forderte Fräulein Martha auf, mit ihr allein einen Gang zu versuchen. Sie setzten sich an einen kleinen Tisch, und ehe eine Viertelstunde verging, brachten beide Mädchen zur vollen That, was die acht Sensitiven innerhalb ¾ Stunden nicht zu Stande zu bringen vermocht hatten; der Tisch krachte, schwankte, lief nicht im Kreise, sondern rannte geradeaus da- und dorthin; als Martha noch ihre rechte Kopfseite darauf legte, gerieth er in Springen und Toben, sodaß die Umstehenden in Angst um ihre Gesundheit geriethen, und Mädchen und Tisch auseinanderrissen. Davon war aber die eifrige Beyer noch nicht befriedigt; sie stürzte sich unverzüglich auf einen größern runden Tisch, bald folgte ihr Martha nach; der Tisch gerieth sogleich ins Laufen, beide Mädchen legten die rechten Kopfseiten darauf, und nun begann der Tisch ein so wüthendes Rennen, daß sie ihm kaum nachzukommen vermochten, schrien, brüllten, mit Windsbrautflug im Zimmer hin- und herjagten, alles umstürzten, was sie trafen, mit diesem Toben und Rasen wie Furien alles mit Angst und Schrecken erfüllten. Sie warfen sich auf Bettstätten, Sopha, Stühle, alles Geräth, was sie packten, war im Nu in den Strudel ihrer Tobsucht hineingerissen, und in kurzem lag die halbe Haushaltung überm Haufen. Während sich die Beyer nach Martha's Zurückbleiben allein krampfhaft an den Tisch anklammerte, stürzte er mehr als einmal um, nicht aber sie, vielmehr raffte sie ihn rasch vom Boden wieder auf und rannte bunt über Eck mit ihm aufs neue fort. Bald gerieth sie in Somnambulismus, bald wurde sie wieder tagwach, in schnellem

Wechsel. Einmal streckte sie im Laufe die Hand aus, als ob man sie retten solle, man sprang ihr bei, reichte ihr eine, allein damit wurde nichts gebessert, im Gegentheil nahm das Toben verstärkten Wuthanlauf, rannte in Fenster und Blumengestelle hinein, man wußte nicht, wird sie vom Tische herumgeschleudert, oder läßt eine Besessene ihre Wuth an ihm aus. Bald wimmerte, bald schrie, heulte, brüllte sie. Gegen Ende packte sie, wie man Aehnliches auch bei andern Somnambulen, z. B. Fräulein Winter, gesehen hat, starke Männer an und warf sie auf die Seite. Denkt man sich dazu den Lärm aller übrigen Anwesenden, und daß dieses Durcheinander gegen eine Viertelstunde lange fortwährte, so wird man sich nicht wundern, daß um die ebenerdige Wohnung, in welcher so gräßlich gehaust wurde, die Leute in der Gasse sich sammelten, Haufen um das Haus machten, und da man glaubte, es gehe hier Streit und Rauferei vor, endlich die Straßenpolizei der wahnsinnig gewordenen Tische sich annehmen zu müssen für nöthig erachtete.

Da wir bei mehrwöchentlichen Versuchen auf Schloß Olbersdorf in Schlesien alle Erscheinungen, die Reichenbach erwähnt, bis auf die abnormsten und unregelmäßigsten Bewegungen der Tische selbst erfahren haben, so waren wir gegen die nachgesprochene Faraday'sche Weisheit stets mit doppeltem Erz gepanzert und hatten längst erkannt, daß es sich um eine neue Naturkraft handle, welche Freiherr von Reichenbach zuerst wissenschaftlich zu bestimmen suchte.

Rudolf Gottschall.

Franz von Holtzendorff's „Principien der Politik".

Es ist nicht zu leugnen, daß die Zeit der ersten französischen Revolution, der Druck der Franzosenherrschaft und die dadurch hervorgerufene Begeisterung der Freiheitskriege in Deutschland neben dem Interesse für religiöse Dinge, für Kunstgegenstände, für gelehrte, wissenschaftliche und belletristische Schöpfungen aller Art auch den Sinn für Politik, für die Idee der nationalen Einheit und Freiheit, für staatliche und sociale Fragen von hoher Wichtigkeit und Bedeutung in engern und weitern Kreisen geweckt haben, und zwar in einem solchen Grade, daß dieser von mancher Seite als gefährlich angesehene Sinn selbst durch die Heilige Allianz-Politik von Wien, Karlsbad und Olmütz nicht ertödtet werden konnte. Das Jahr 1848 war dazu angethan, in vielen und nicht den schlechtesten Herzen und Köpfen ideale Luftschlösser erstehen zu lassen und eine wahre Musterkarte von politischer Weisheit und socialen Theorien, deren Grundzüge noch jetzt lange nicht verwischt sind, hervorzubringen; die Kriegsdonner von 1866 haben aber sehr dazu beigetragen, der Lösung von politisch-socialen Fragen eine mehr reale Basis zu geben und den zwischen vagen Abstractionen und thatsächlichen Verhältnissen liegenden Abstand zu überbrücken. Dennoch sind wir in Deutschland in vielfacher Beziehung noch immer sehr weit ab vom Ziele; Unklarheit und Verworrenheit machen sich noch immer breit; Föderativstaat und Einheitsstaat, Monarchie und Republik, Selbsthülfe und Staatshülfe, indirecte Wahlen und allgemeines, gleiches und directes Wahlrecht — alles findet seine Vertheidiger. Es ist deshalb die Erscheinung eines Werks freudig zu begrüßen, welches in dieser Hinsicht etwas aufräumt und über die Grundsätze, Zwecke und Mittel einer wahren Politik klarere und verständlichere Lehren aufstellt und an der Hand der Geschichte praktische Winke gibt.

Das bezeichnete Werk trägt den Titel:

Die Principien der Politik. Von Franz von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das Werk des Hrn. von Holtzendorff, welches er seinem Vater gewidmet hat, bildet eine in sich abgeschlossene Abtheilung von Vorlesungen über Politik, die er als Professor der Rechte seit Jahren an der Universität zu Berlin gehalten hat. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß eine Annäherung der Lehre von den Staatswissenschaften an die Bildung der gegenwärtigen Epoche desto mehr zu erstreben sei, je allgemeiner die Wahrnehmung gemacht wird, daß die Unabhängigkeit des politischen Urtheils nicht in dem Maße gewachsen ist, wie die Gelegenheit ein selbständiges politisches Bewußtsein praktisch zu bethätigen. Die Gegenwart verlangt gebieterisch, daß dem Unterricht und der Erziehung, mehr als dies früher geschehen, eine nähere Beziehung zu dem Verständnisse der staatlichen Dinge gegeben werde. Denn wenn die Jugend auch vor voreiliger Parteinahme zu warnen ist, so halten wir es doch mit unserm Autor für äußerst irrig, daß man in der Besorgniß leidenschaftlicher Verirrung von gewisser Seite so vielfach die Lehre verkündigt, es gezieme sich für das heranwachsende Geschlecht, den Vorgängen unserer Zeit ohne Versuch selbständiger Prüfung theilnahmlos zuzuschauen. Gerade im Gegentheil bietet die Anregung zum ruhigen Nachdenken über die öffentlichen Angelegenheiten und zur Beobachtung des Geschehenden, sowie die Uebung des politischen Urtheils, schon im jugendlichen Alter ein heilsames Gegengewicht gegen die verderblichen Verlockungen einer rein materiellen Genußsucht dar, und schwerlich vermag ein anderes Ideal als das Ideal eines richtig geordneten Staatswesens die strebsame Jugend mit nachhaltiger Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit zu erfüllen.

Sicherlich liegt eine große Schwierigkeit des politischen Handelns selbst für einen Mann, der in staatlichen Dingen und politischen Parteifragen nicht unbewandert ist, darin, daß das Verständniß der uns umgebenden, in steter Veränderung begriffenen Thatsachen in Uebereinstimmung zu setzen ist mit der Festigkeit der Ueberzeugungen, die sich über die höchsten und letzten Entwickelungsziele des Staatslebens in uns gebildet haben. Wir schweben leicht in der fortdauernden oder sich wiederholenden Gefahr, daß wir entweder, von der natürlichen Voraussbestimmung unserer Wünsche beherrscht, die wirkliche Bedeutung der Thatsachen verkennen und unterschätzen, oder daß wir, von der bestechenden Macht des temporären Erfolgs beeinflußt, augenblickliche Abweichungen der politischen Magnetnadel als Beweise gegen die Richtigkeit der von uns so lange befolgten Principien zuzulassen geneigt werden. Aus diesem Grunde erscheint die Aufgabe der genauen und wissenschaftlichen Erkenntniß des Staats, welche den Beruf hat, die von der Brandung leidenschaftlicher

Parteibewegungen nicht zu überschreitende Grenze festzustellen, um so nothwendiger und erhabener.

Hr. von Holtzendorff hat, nach seiner eigenen Aussage, bei der Ausarbeitung seiner „Principien der Politik" nicht danach gefragt, ob er überall mit denen in Uebereinstimmung bliebe, denen er sich im öffentlichen Leben zumeist verwandt fühle, oder solchen überall widerspreche, die er sonst als seine Gegner zu betrachten pflege; er wünscht vielmehr, wie Feuerbach es that, im Stadium seiner wissenschaftlichen Untersuchungen von sich sagen zu können: „Nulli me mancipavi, nullius nomen fero."

Der Verfasser hat sein Werk in drei Bücher abgetheilt, wovon das erste „Das Wesen der Politik", das zweite „Das rechtliche und sittliche Princip der Politik", das dritte endlich den „Staatszweck als Princip der Politik" behandelt. Diese drei Bücher zerfallen wiederum in elf fortlaufende Kapitel, von denen drei auf das erste, drei auf das zweite, und fünf auf das dritte und letzte Buch kommen. Der Raum d. Bl. erlaubt uns nicht, gleich eingehend alle drei Bücher zu besprechen; wir werden daher dem Inhalte des ersten und dritten nur eine kurze Betrachtung widmen, um dem zweiten eine genauere Besprechung angedeihen lassen zu können.

Um von dem „Wesen der Politik" eine richtige Vorstellung zu geben, behandelt der Autor die Politik zuerst als „Wissenschaft", dann als „Staatskunst", und schildert schließlich den „Zusammenhang der Wissenschaft und der Staatskunst im politischen Proceß". Er hebt zunächst hervor, daß mit dem Worte „Politik" noch jetzt sehr verschiedene Begriffe und Vorstellungen verknüpft werden, und meint, am leichtesten könne wohl eine Verständigung erzielt werden, wenn man die beiden Hauptbedeutungen unterscheide, „denen zufolge Politik entweder Staatskunst oder Staatswissenschaft bedeutet". Zu den Staatswissenschaften in ihrem weitern Umfange, innerhalb dessen noch die Aussonderung eines besondern größern Gebiets, der Gesellschaftswissenschaft (science sociale), vielfach befürwortet wird, rechnet er: die allgemeine Staatslehre, das Staatsrecht, das Völkerrecht, die Volkswirthschaftslehre, die Finanzwissenschaft, die Polizeiwissenschaft. Andere zählen, den Katalog vervollständigend, noch die Staatssittenlehre, die Staatsgeschichte und die Statistik der Staatszustände hinzu. Bei der großen Unklarheit und dem lebhaften Zwist, welche unter den Lehrern der Staatswissenschaften hinsichtlich der Politik als einer Specialwissenschaft innerhalb des gemeinsamen Rahmens der Staatswissenschaften walten, ist es kein Wunder, daß auch in der Abgrenzung der Politik als einer besondern Fachwissenschaft neben denjenigen, welche zu den Staatswissenschaften im allgemeinen gerechnet werden, die Meinungen wiederum weit auseinandergehen. Ohne auf minder bekannte Variationen eines und desselben Themas einzugehen, hält Hr. von Holtzendorff insbesondere zwei Hauptgruppen unter den Definitionen auseinander.

Erste Gruppe: Politik bedeutet die Theorie des staatlichen Lebens und seiner Veränderungen, im Gegensatze zu der Rechtswissenschaft als der Theorie der staatlichen Zustände. „Das Recht verhält sich", wie Bluntschli sagt, „zur Politik, wie die ruhige Bestimmtheit der Verhältnisse zu der lebendigen Bewegung in denselben, wie der Körper zu dem darin wirkenden Geist. Die Politik als Wissenschaft betrachtet vorzugsweise die Strömungen und Wendungen des staatlichen Lebens." In dieser Auffassung begegnen sich nach von Holtzendorff: Bluntschli, Fröbel, Zöpfl, Escher.

Zweite Gruppe: „Politik bedeutet die Wissenschaft von den Mitteln, durch welche die Zwecke der Staaten so vollständig als möglich in der Wirklichkeit erreicht werden." Der Hauptrepräsentant dieser Auffassung ist Robert von Mohl.

Mit Recht bezeichnet unser Autor die erste Definition als undeutlich und ungenau, da z. B. nicht alle Zustände des staatlichen Lebens einen juristischen Charakter tragen, während er mit Bluntschli darin übereinstimmt, daß Mohl's Erklärung, in welcher fast nur von den Mitteln des Staats, weniger von den Zwecken selbst die Rede sei, einer Ergänzung bedürfe. Holtzendorff's eigene Definition lautet alsdann also:

Die Politik als Wissenschaft hat zum Object und Inhalt: den richtigen Gebrauch und die Wirkungen der außerhalb der Rechtspflege zur Erfüllung der Staatszwecke thatsächlich verfügbaren Mittel; oder, was dasselbe besagen würde: die (auf Grundlage gegebener Verhältnisse) außerhalb der Rechtspflege zu bewirkende Realisation der Staatszwecke.

Der hauptsächliche Unterschied zwischen den beiden ersten Erklärungen liegt wol darin, daß der praktische, auf das Handeln hinweisende Zweck der politischen Theorie bei Mohl erkennbarer wird als in jener mehr abstract zu denkenden Bewegungslehre staatlich wirkender Kräfte, die Bluntschli ins Auge faßt; Holtzendorff sucht das Richtige dieser beiden Erklärungen in der seinigen kurz und präcis zusammenzufassen, im Grunde liegt aber, wie unser Autor (S. 11) selbst zugesteht, der Unterschied zwischen den drei Definitionen mehr in der Form des Ausdrucks als in der Sache selbst.

Zur Abschließung gegen verwandte Wissenschaften hat nach von Holtzendorff die politische Theorie ihren Inhalt in doppelter Weise zu begrenzen: 1) negativ, „durch Ausschließung des positiven Rechts und der Rechtspflege"; 2) positiv, „durch den Zusammenhang der auf die Staatszwecke bezogenen Handlungen mit thatsächlich gegebenen Verhältnissen und Zuständen der Gegenwart". Als positive Aufgabe der Politik, welche — wenn sie nicht Gefahr laufen will, weder Wissenschaft noch Staatskunst zu sein — Größe, Ausdehnung, Begrenzung, Beschaffenheit und Productionskraft des Staatsgebiets, und Dichtigkeit, Bildung, Beschäftigung, Reichthum, Charakter der Bevölkerung erkennen lehren muß, stellt der Autor hin: „Die nähere Bestimmung der Verhältnisse der Staatshandlung in ihrer Vermittelung zwischen bestimmt gegebenen Zielen des staatlichen Lebens und den realen Thatumständen." Und zwar ist nach seiner Ansicht diese Bestimmung zu treffen aus dem Gesichtspunkte „der erfahrungsmäßigen Wirksamkeit oder Unwirksamkeit des Handelns".

Geschichte, Statistik und Völkerpsychologie bezeichnet von Holtzendorff (S. 19) als „die Instrumente zur Feststellung der politisch erheblichen Thatsachen, aus denen zusammengenommen die Schlußfolgerungen hinsichtlich der Erreichbarkeit bestimmter Ziele zu ziehen sind". In Betreff des Zusammenhangs der Wissenschaft und der

Staatskunst im politischen Processe kommt er zu dem inhaltsschweren, vielleicht nicht unanfechtbaren Satze: „Nicht die Vortrefflichkeit der Absichten, sondern der Eintritt des vorausgesehenen Erfolgs ist der politische Werthmesser, der an einen Staatsmann zu legen ist." Zur Begründung dieses Satzes, womit der Verfasser die Brücke zu dem zweiten Buche seines Werks schlägt, führt derselbe gegen Ende des dritten Kapitels (S. 78) wörtlich Folgendes an:

Gerade dadurch unterscheidet sich das moralische Urtheil von dem politischen, daß jenes sich an den sittlichen Eigenschaften und den Absichten des Menschen genügen lassen kann, dieses hingegen nicht. Wenn wir von großen Staatsmännern sprechen, so setzen wir selbstverständlich die Sittlichkeit ihrer Absichten voraus, denn in der geistigen Sphäre ist der Begriff der Größe des Menschen an seine Zugehörigkeit zur sittlichen Welt gebunden. Unter der Voraussetzung indessen dieser nicht wegzudenkenden Grundlage ist der Erfolg die politische Rechtfertigung aller an sich zulässigen Staatshandlungen; die Größe desselben bezeichnet die Dimensionen der staatsmännischen Einsicht derer, die seine Herbeiführung allein oder mit andern gemeinschaftlich verursachten. Den politischen Principien ist damit der höchste Werth in keiner Weise abgesprochen; indessen ist der von uns aufgestellte Satz aus dem Grunde zu betonen, weil der Maßstab der einseitigen Parteibetrachtung fast überall darin besteht, die Festigkeit der Gesinnungen und die Treue gegen die Programme nicht nur als moralische Eigenschaften zu ehren, sondern sogar als Zeichen der politischen Capacität anzuerkennen und demnächst nach der Zutrauenswürdigkeit in dieser Hinsicht die Stellung der Politiker zu bemessen. Aus dem wesentlich theoretischen und oppositionellen Verhalten, zu welchem eine Partei durch die Umstände gezwungen sein kann, geht diese Anschauung naturgemäß hervor. Aus der Darlegung des politischen Processes in Urtheilsbildung und Ausführung geht übrigens ferner hervor: daß die Principienfrage überall der Theorie, die technische Frage im einzelnen Falle lediglich der Praxis zugehört, in der Zweckmäßigkeitsfrage hingegen die organische Combination der theoretischen und praktischen Momente gegeben ist.

Die eben mitgetheilte Stelle zeigt den großen Unterschied, welcher zwischen den Anschauungen des Hrn. von Holtzendorff und denen des Hrn. von Rochau besteht. Hr. von Rochau sagt nämlich im zweiten Theile seiner „Grundsätze der Realpolitik":

Die Politik als Lehre vom Staat hat wenig oder nichts gemein mit der philosophischen Forschung, sie ist vielmehr eine Erfahrungswissenschaft wie die Naturkunde, und demgemäß kann auch die praktische Politik nicht die Verwirklichung irgendeines speculativen Systems zur Aufgabe haben; die Staatskunst ist vielmehr, wie schon ihr Name andeutet, nichts anderes als die Kunst des Erfolgs, angewendet auf bestimmte staatliche Zwecke.

Nachdem Hr. von Holtzendorff darauf hingewiesen, daß die Controverse, welche seit 1866 die Zersetzung der ehemaligen einheitlichen Oppositionspartei in Preußen einleitete, entstanden sei aus der Meinungsverschiedenheit, ob die norddeutsche Bundesverfassung aus Zweckmäßigkeitsgründen angenommen, oder aus politischen (demokratischen) Grundsätzen verworfen werden müsse, geht er zu dem zweiten Buche seines Werks über und versucht „Das rechtliche und sittliche Princip der Politik" darzustellen. Er bemerkt, daß es zu den schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft gehöre, die Rechtmäßigkeit der politischen Maßnahmen genau zu bestimmen; so viel aber scheine ihm unumstößlich festzustehen, daß die gegenwärtige Zeitperiode sich von dem vorangegangenen Jahrhundert wesentlich dadurch unterscheidet, daß der Rechtsstandpunkt von den streitenden Parteien bei allen wichtigern Staatsangelegenheiten mit Vorliebe in Anspruch genommen, bestritten oder wenigstens fingirt wird. „Keine Regierung", sagt der Verfasser, „ist heutzutage so schlecht, keine Partei so selbstvertrauensvoll, daß sie den Vorwurf des Rechtsbruchs nicht abzuweisen suchen sollte. Die Rechtsfrage als ein wesentlicher Bestandtheil aller politischen Principienfragen ist daher in der politischen Theorie nirgends zu umgehen." Selbstverständlich muß man aber meistens, um zu festen Ergebnissen gelangen zu können, die Rechtsfrage theilen, indem man zwischen dem positiv geltenden Rechte eines Staats und den allgemeinen sittlichen Grundlagen im Volksbewußtsein unterscheidet. Diesen Weg einschlagend, gelangt der Autor S. 106 und 107 zu gewissen Schlußsätzen über „das Verhältniß des positiven Rechts zur Politik"; von diesen Schlußsätzen, welche den Uebergang vom vierten zum fünften Kapitel bilden, heben wir — ihrer großen Bedeutung halber — zwei wörtlich hervor:

a) Das rechtlich Nothwendige in den Gesetzen ist auch gleichzeitig das Zweckmäßige für den Staat. Das für den Staat Zweckmäßige muß auch gleichzeitig rechtlich bewirkt werden können. Negativ ausgedrückt: das positiv Rechtswidrige kann nicht politisch, das der Politik Zuwiderlaufende, also gemeiniglich Schädliche, nicht rechtlich nothwendig sein.

b) Der Zusammenhang der Politik und des Rechts tritt hervor in dem Act der Gesetzgebung, welcher ein politischer Vorgang ist und gleichzeitig die Grundlage positiv bestimmter Rechte gewährt; außerdem aber auch in der beiden gemeinsamen Nothwendigkeit einer physischen Grundlage der Macht. Das Recht bedarf zu seiner Realisation der staatlichen Machtmittel, deren Erhaltung und Förderung eine Sache der Politik ist.

Zum Motto des fünften Kapitels, welches „Die Conflicte zwischen der Handhabung des Rechts und der praktischen Politik" behandelt, nimmt der Verfasser nachstehenden Satz aus Zöpfl's „Staatsrecht":

Alles historische Recht ist gleichzeitig politisches, das heißt durch Rücksichten der Zweckmäßigkeit und Klugheit modificirbares Recht. Das wahre historische Recht ist somit das, welches weder stationär ist, noch sich überstürzt, sondern sich organisch durch Reform fortbildet. Das wahre historische Recht ist daher Angemessenheit an die Culturverhältnisse der fraglichen Geschichtsperiode.

Was die Collisionen zwischen dem positiven Rechte und der Politik anlangt, unterscheidet der Verfasser verschiedene Kategorien; er trennt z. B. (S. 112 fg.) die nur scheinbaren Conflicte von den wirklich vorhandenen und untersucht bei den letztern, ob sie vermeidlich oder unvermeidlich sind. Die Quelle der scheinbaren Conflicte findet er vornehmlich in der gewohnheitsmäßigen Ueberschätzung der Justizbehörden und in den Mängeln der Verfassung. Doch steht, seiner Ansicht nach, eine Verminderung der scheinbaren Conflicte in demselben Maße zu hoffen, als sich der Geist der Oeffentlichkeit und der Selbstverwaltung der staatlichen Dinge zu bemächtigen vermag. Treffend sagt er in dieser Beziehung: „Die Uebel, die sich verbergen, schrecken unsere Phantasie mehr als die Uebel, die offen vorliegen."

Hinsichtlich der Erscheinungsformen des wirklichen Conflicts zwischen Gesetz und praktischer Politik nimmt der Verfasser namentlich vier verschiedene Arten an: 1) Zwischen dem Gesetze und der Verwaltung tritt ein

wirklicher Conflict ein, sobald die letztere Handlungen unterläßt, die ihr vom Gesetz auferlegt, oder Maßregeln anordnet, die ihr untersagt worden sind; 2) zwischen einem Ausspruche der Gerichte und einer Verwaltungsmaßregel zeigt sich eine wirkliche Collision dergestalt, daß ein objectiver Widerspruch zwischen beiden hervortritt; 3) die Gerichte und das Gesetz collidiren, wenn die erstern eine ihnen entzogene Angelegenheit in den Kreis ihrer Prüfung hineinziehen; 4) zwischen der höchsten Staatsgewalt und einem positiv anerkannten Gesetze entsteht ein schneidender Conflict, indem letzteres entweder unzulässigerweise aufgehoben oder doch in seiner factischen Geltung suspendirt wird.

Die erstgenannte Modalität von Conflicten wird nach der Ansicht des Autors wesentlich durch die Theorie der Theilung der drei Staatsgewalten begünstigt; die Geschichte der letzten Decennien legt Zeugniß dafür ab, wie häufig Collisionen dieser Art in Deutschland vorgekommen sind, und in den Vereinigten Staaten von Amerika war die Präsidentschaft von Andrew Johnson überreich daran. Während die zweite Art von wirklichen Conflicten aus leicht erklärlichen Gründen seltener vorkommt, hat es von der dritten, wie die Geschichte fast aller Nationen lehrt, vielfache Beispiele gegeben, denn die Machthaber versuchten zu allen Zeiten politische Tagesinteressen unter der Maske der Justiz zu verbergen. „Die politische Entartung der Criminaljustiz in Ausnahmegerichtshöfen", sagt der Verfasser, „erhellt aus der Rechtsgeschichte der letzten Jahrhunderte." Die letzte Kategorie der Conflictsfälle schließt endlich die wichtigsten Lebensprocesse der bisherigen staatlichen Entwickelung in sich. Es handelt sich um die gewaltsame Verletzung oder Aufhebung positiv anerkannter Gesetze; um es kurz zu sagen, es betrifft die Fälle der Revolution und des Staatsstreichs. Zwischen diesen beiden Aeußerungen der Gewaltsamkeit kann, wie Hr. von Holtzendorff mit Recht behauptet, ein juristischer Unterschied durchaus nicht statuirt werden, so häufig man auch ein Vorzugsrecht der Regierungen in der Beurtheilung der verfassungswidrigen Acte darzuthun versucht hat. Vom Standpunkte der juristischen Theorie, soweit sie auf der Basis eines positiven Gesetzeszustandes ruht, kann also niemals eine Rechtfertigung der Revolution gefunden werden; vom geschichtlichen und sittlichen Standpunkte gibt es freilich, wie der Autor S. 128 zugesteht, „sehr wohlbegründete Rechtfertigungen für den Bruch des positiven Rechts in Ausnahmefällen".

„Ein seiner Natur nach unverbesserliches und unabänderliches Gesetz muß", wie der Autor S. 134 sagt, „wenn es die geschichtliche Fortentwickelung des Rechts abschneidet und kein legales Mittel der Abhülfe besteht, von Rechts wegen gebrochen werden." Er hält indessen zur Rechtfertigung der politischen Gesetzesverletzungen zwei Momente für unerlaßlich, nämlich: 1) die materielle Rechtswidrigkeit des Gesetzinhalts im Verhältniß zum Rechtsbewußtsein einer bestimmten Zeitperiode; 2) die Unmöglichkeit, auf dem Wege einer reformatorischen Gesetzgebung den materiellen Widerspruch zu beseitigen. Der Verfasser führt aus der neuesten Geschichte zwei hervorragende Beispiele an, welche eine politische Gesetzesverletzung rechtfertigen; das eine dieser Beispiele findet er in der Verletzung des österreichischen Concordats von 1855 durch die Publication der confessionellen Gesetze in Oesterreich. Da die Schule, die Ehe und die Gleichberechtigung der Culte durch das für alle Ewigkeit geschlossene Concordat dem hierarchischen Princip der römischen Curie aufgeopfert und preisgegeben wurden, mußte dieses Concordat unter allen Umständen vernichtet werden. Die ursprüngliche Rechtsverletzung war daher in Wahrheit ganz auf Seite derer, welche einen in seinen Folgen unberechenbaren Staatsvertrag ohne zeitliche Schranke 1855 abgeschlossen hatten. Das andere Beispiel bietet sich ihm in der Aufhebung der deutschen Bundesverträge im Jahre 1866 dar. Er sagt:

> Vorläufig ist es unter den Juristen noch streitig, ob die am 14. Juni 1866 in der Majorität stimmenden Regierungen, oder Preußen durch sein Ausscheiden die Bundesgrundgesetze gebrochen habe. Wie dem aber auch sein möge, ganz ohne Rücksicht auf den spätern Ausgang der in Böhmen geschlagenen Schlachten war schon am 15. Juni 1866 zu behaupten, daß die Aufhebung des deutschen Bundestags die Vorbedingung jeder nationalen Entwickelung in Deutschland war.

Was Deutschland anbetrifft, so stimmen wir mit dem Autor darin überein, daß das Rechtsbewußtsein der heutigen Zeit gleichweit entfernt ist von den Theorien der willkürlichen Volkssouveränetät wie von der Doctrin der unbeschränkten Machtfülle des Fürstenthums. Im allgemeinen aber darf man sicherlich sagen, daß jedes Gesetz seine zukünftige Verletzung selbst sanctionirt, welches seine historische Unabänderlichkeit im voraus verordnet; denn „der Anspruch auf einen absoluten Werth in der geschichtlichen Entwickelung des menschlichen Geistes begründet im voraus die spätere Aufhebung im Wege der Gewalt oder Formwidrigkeit".

Das sechste Kapitel trägt die Ueberschrift: „Das Verhältniß der Moral zur Politik." Hr. von Rochau sagt in seinem obenerwähnten Buche: „Die öffentliche Moral ist die Summe der sittlichen Regeln des Staatslebens"; nach der Ansicht dieses geistreichen Mannes gehört das Verhältniß der Politik zu der Moral zu „den dunkelsten Punkten der Lehre vom Staate", und es wäre demnach eine systematische Darstellung und klare Behandlung dieses schwierigen Stoffs gewiß eine der höchsten und lohnendsten Leistungen der politischen Wissenschaft. Wir können nun nicht umhin, zu gestehen, daß es Hrn. von Holtzendorff nach unserm Ermessen bis zu einem hohen Grade gelungen ist, diesen „dunkelsten Punkt der Lehre vom Staate" in genügender Weise aufzuklären, und wir bedauern nur, daß der Raum d. Bl. uns verbietet, ausführlicher auf die Darstellung einzugehen, in welcher unser Autor das Verhältniß der Moral zur Politik in das rechte Licht zu stellen versucht.

Wie wichtig das Legalitätsprincip der politischen Handlung auch sein möge, es kann doch, wie Hr. von Holtzendorff mit Recht hervorhebt, soweit die positive Gesetzgebung in Betracht kommt, niemals das ausschließlich maßgebende sein; es bedarf vielmehr in der Gesetzgebung und der Politik fast überall eines Hinweises auf ein höheres Princip, als dasjenige des positiven Gesetzes an sich ist. Dieses höhere Princip kann aber nur die Moral, das Sittengesetz bieten, das ungeschriebene, des Zwangs entkleidete Gesetz der freien Pflichterfüllung gegen den

Staat. Dagegen aber müssen wir mit dem Autor Verwahrung einlegen, daß bei der Beurtheilung der politischen Handlungsweise einer Staatsgewalt religiöse Motive zu sehr hineingezogen werden; denn „jeder confessionelle und kirchliche Standpunkt ist in der Beurtheilung der dem Staate obliegenden moralischen Verpflichtungen zurückzuweisen", und zwar sowol vom Standpunkt der religiösen Gleichberechtigung aller, als auch in einfacher Consequenz der wissenschaftlichen Erkenntniß des Staats und seiner Natur. Das Princip eines einheitlichen alleingültigen Dogmas kann auf dem Gebiet der staatlichen Gesetzgebung mit dem historischen Princip der staatlichen Fortentwickelung nicht in Einklang gebracht werden. Auf das eine ist daher nothwendigerweise Verzicht zu leisten. Daher die völlige Unbrauchbarkeit und wissenschaftliche Unzulänglichkeit der theologisirenden Staatssysteme, mögen dieselben nun auf protestantischer oder katholischer Basis ruhen. Die in der Jetztzeit unumstößlich gewordene Thatsache der Glaubensspaltung in den deutschen Staaten steht jedem Versuche entgegen, die Politik auf eine allein anerkannte Basis religiös-confessioneller Principien zurückzuführen. Die Wissenschaft wird nicht umkehren, und welchen Antheil das Christenthum auch immer an der Entwickelung unserer sittlichen Ideen gehabt hat oder noch hat — und wir veranschlagen diesen Antheil sehr hoch —, für den modernen Staat gibt es keine „reine Lehre der christlichen Politik". (Vgl. von Rochau, a. a. O., S. 159.)

Nach Hrn. von Holtzendorff kommt die Moral im modernen Staate wesentlich unter drei Gesichtspunkten in Betracht: erstens in dem Verhältniß der Unterordnung der Staatsbürger unter die Staatsgewalt; zweitens in dem Verhältniß der Ueberordnung der Staatsgewalt über die einzelnen Staatsbürger, und drittens in dem Verhältniß der Staaten zueinander. Seine festeste Grundlage und sicherste Geltung kann das staatliche Recht nur in der freiwilligen Achtung finden, die aus sittlichen Motiven entspringt, und der Gesetzgeber sollte stets dessen eingedenk sein, was Friedrich der Große als obersten Grundsatz des Rechts hinstellte: daß „alles, was aus Furcht geschehe, den Stempel der Niederträchtigkeit an sich trage". Darum kann auch nach der Ansicht unsers Autors für den Rechtsstaat, d. h. den Staat, der mehr als eine physisch wirkende Macht über die Menschen sein will, kein anderer Grundsatz gelten, als der: daß das in Beziehung auf den Staat Unsittliche weder als Zweck von der Politik gewollt, noch als Mittel zur Erreichung eines an sich zulässigen Zwecks gebraucht werden darf. Jede Berufung auf den Satz: daß der an sich gute Zweck den Gebrauch eines an sich schlechten Mittels nur für Privatpersonen, nicht aber für den Staat ausschließe, muß daher verworfen werden, obschon die Praxis früherer Jahrhunderte an ihm hing. Die Politik, welche man kurzweg als Macchiavellismus zu bezeichnen pflegt, und deren Wesen darin besteht, daß das politische Urtheil nur von dem Eintreten des gewollten Erfolgs, nicht aber durch die Beachtung der gesetzlichen und sittlichen Principien bedingt sei, war eine aus dem Mittelalter hervorgegangene Nothwendigkeit. Namentlich sind jedoch in der innern Politik die sittlichen Pflichten in dem Rechtscharakter des Staats sowol für die Regierenden wie für die Regierten gleichzeitig gegeben. Der sittliche Gehorsam gegen die Obrigkeit kann qualitativ gar nicht verschieden sein von dem sittlichen Gehorsam der Obrigkeit gegen das Gesetz. Die Forderung eines einseitigen oder absoluten Gehorsams würde den Staat „gleichsam in die Steinperiode seines nur thatsächlichen und physischen Daseins zurückwerfen".

In dem dritten Buche seines Werks behandelt Hr. von Holtzendorff endlich den „Staatszweck als Princip der Politik". Nachdem er im siebenten Kapitel „Die idealen Staatszwecke nach der allgemeinen Staatslehre" in der Weise dargestellt, daß er der Besprechung der drei einfachen und allgemeinen Zwecktheorien der ältern Staatsrechtslehre, nämlich der Theorie des Wohlfahrtszwecks, der des ausschließlichen Rechtszwecks (Kant) und der des Sittlichkeitszwecks (Hegel und Stahl), eine kurze und geistvolle Uebersicht der Vereinigungstheorien der neuern Staatsrechtslehrer, wie z. B. der Lehren von Mohl, Zachariä, Schulze und Held, folgen ließ, versuchte er im achten Kapitel eine genauere und politisch brauchbare Festsetzung der „realen Staatszwecke, insbesondere des nationalen Machtzwecks der Staaten" zu geben. Die allgemeinen Grundbeziehungen des staatlich wirkenden Volksbewußtseins lassen sich nach der Ansicht des Verfassers überall mindestens in dreifacher Gestalt nachweisen, indem man voraussetzt: 1) das Volk in seinem räumlich abgeschlossenen Gebietsbestande gegenüber andern Völkern; 2) das Volk in seinem einheitlichen Gesammtwillen gegenüber den einzelnen Individuen; 3) das Volk in seiner Lebenseinheit gegenüber den Interessengegensätzen der in ihm lebenden Gesellschaft. Innerhalb dieser drei Grundbeziehungen des völkerschaftlichen Bewußtseins ergibt sich dann mit Nothwendigkeit ein dreifacher Staatszweck, entsprechend der erstern: der (nationale) Machtzweck; entsprechend der andern: der (individuelle) Rechtszweck, und entsprechend der dritten: der (gesellschaftliche) Culturzweck des Staats.

Im achten, neunten und zehnten Kapitel behandelt der Verfasser den nationalen Machtzweck, den individuellen Rechtszweck und den gesellschaftlichen Culturzweck, und nimmt dabei mit großer Umsicht und trefflicher Auswahl auf gegenwärtig bestehende staatliche Institutionen und politisch-sociale Bestrebungen in den hervorragendsten Culturstaaten der Alten und Neuen Welt Rücksicht.

Das elfte und letzte Kapitel bespricht schließlich „Die Harmonie der Staatszwecke". Nachdem der Autor den in der Jetztzeit häufig gehörten Anspruch oder Vorwurf discutirt hat, „Macht gehe vor Recht" oder „Recht gehe vor Macht", kommt er zu den für die politische Theorie wie für die praktische Politik gleich wichtigen Sätzen: 1) daß jede Staatshandlung zu ihrer Rechtfertigung eine gewußte Beziehung zu einem der drei genannten Staatszwecke in sich tragen muß, am allerwenigsten aber einem anerkannten Staatszwecke dem Erfolge nach zuwiderlaufen darf; 2) daß die dauernde Förderung des einen Staatszwecks durch Verletzung eines andern Staatszwecks undenkbar ist.

Zur Prüfung der den vorhandenen Regierungsmitteln gegebenen Anwendung ist es für die politische Theorie von großer Wichtigkeit, auf Grund der bestehenden Thatsachen zu erfahren: 1) ob der Staat sich im Zustande gleichmäßig gesicherter Entwickelung der nationalen, individuellen und gesellschaftlichen Lebenskreise befinde, und somit das allgemeine Verhältniß

zwischen Staatszwecken und Staatsmitteln vorbehaltlich der im einzelnen immer möglichen Verbesserungen beibehalten werden könne? In welchem Falle eine vorwiegend erhaltende Politik in der Natur der Dinge angedeutet liegt; 2) oder ob durch Versäumnisse und Unachtsamkeit in der Fortbildung der zur Erreichung der Staatszwecke an sich dienlichen Mittel die Gleichmäßigkeit in der Staatsentwickelung thatsächlich unterbrochen ist? In welchem Falle eine vorwiegend reformatorische Politik gefordert wird; 3) oder ob ein außerordentlicher, durch unvorhergesehene Umstände herbeigeführter, aber vom Staat zu beseitigender Nothstand vorliegt? In welchem Falle eine radicale Politik gerechtfertigt sein kann. Nach einer derartigen Betrachtungsweise würde sich ergeben, daß an sich weder eine conservative, noch eine liberale, noch eine radicale Politik jemals von der politischen Theorie völlig verworfen werden kann, der relative Werth jeder unter diesen Richtungen vielmehr bedingt ist durch das zeitlich verschiedene und gegenständlich veränderliche Verhältniß der Staatszwecke zu den Staatsmitteln. Ebenso ist klar, daß ein und derselbe Staatsmann je nach der thatsächlich veränderten Proportion zwischen Staatszwecken und Staatsmitteln die Grundrichtung der politischen Wirksamkeit verändern darf, ohne daß ihm der Vorwurf der Grundsatzlosigkeit gemacht werden dürfte. Die Politik des Freiherrn von Stein war in verschiedenen Perioden verschieden gestaltet: radical, reformatorisch und conservativ.

Am Schlusse weist der Verfasser mit Recht auf die Doppelnatur des allgemeinen gleichen Stimmrechts hin, warnt vor der Gefahr, der politischen Unbildung zu schmeicheln, und erklärt: „Eine gute Verfassung ist nur diejenige, welche der auf die Staatszwecke gerichteten Wirksamkeit der einzelnen, der Gesellschaft und der Nation freien Spielraum und geeignete Thätigkeitsformen bietet, indem die Harmonie der für die Gesammtheit nothwendigen Macht mit der individuellen Freiheit gewahrt wird."

In den letzten Bogen enthält das Werk, welches wir dem sich für Politik interessirenden Publikum mit gutem Gewissen bestens empfehlen können, noch eine große Anzahl von äußerst werthvollen Anmerkungen, Nachweisungen und Belegen zum voranstehenden Texte.

Rudolf Doehn.

Vom Büchertisch.

1. Der Frühling von Meran. Bilder und Gestalten von Heinrich Noë. Meran, Moser. 1868. 16. 18 Ngr.

Das Meran des Knospen- und Blütenmonats, dessen Schönheit gegen die des Spätsommers und Herbstes in Schatten gestellt wird, schildert Noë, wie er sich vorgenommen, in ansprechender Weise. „Auch von den Gesichtszügen einer herrlichen Frau oder einer milden Matrone wird auf die Schönheit ihrer Jugendtage geschlossen." So sind denn Land und Leute des meraner Gebiets in ein rosiges Frühlingslicht gerückt: der kundige Führer durch Gegenwart und Geschichte der schönen Landschaft hat sich durch die geschmackvolle Ciceronenschaft den Dank der Touristen und Naturfreunde erworben; sein jüngst erschienenes „Brennerbuch" wird sich gewiß dem meraner „Frühling" anmuthig zur Seite stellen. Die S. 69 mitgetheilte Anekdote aus dem Jugendleben des Grafen Bismarck ist bereits an anderer Stelle („Deutsche Allgemeine Zeitung", Nr. 72) mitgetheilt worden.

2. Karl Arnd's Leben von ihm selbst beschrieben. Frankfurt a. M., Winter. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Biograph, jetzt ein achtzigjähriger Greis, hat sich im Hanauischen und Fuldaischen große Verdienste um das Wegebauwesen und die Obstbaumzucht erworben. Ein biederer unbeugsamer Charakter ist er seinen einfachen Weg gewandelt, ohne sich durch die vielfachen Anmuthungen der kurhessischen Regierung zu servilen Dienstleistungen bestimmen zu lassen. Sehr ergötzlich sind die auf S. 129, 131, 132, 184, 322, 323 und anderwärts mitgetheilten Scandalosa des kasseler Fürstengeschlechts. Auch als Mitglied der Wetterauischen gelehrten Gesellschaft, besonders aber als bekannter volkswirthschaftlicher Schriftsteller hat sich Arnd einen weitreichenden Wirkungskreis geschaffen, dessen Grenzen und Ziele wir in vorliegender Selbstbiographie des ausführlichern motivirt finden.

3. Ueber Johann Heinrich von Thünen's Gesetz vom naturgemäßen Arbeitslohne und die Bedeutung dieses Gesetzes für die Wirklichkeit. Von H. Schumacher. Rostock, Leopold. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Vor kurzem haben wir an dieser Stelle eine Besprechung der Schumacher'schen Biographie Thünen's gebracht. Die Entwickelung der Lehre vom naturgemäßen Arbeitslohn zu geben, und die Bedeutung dieses Gesetzes für die Wirklichkeit zur Darstellung zu bringen, ist Schumacher's Aufgabe. Die Commentatoren der Thünen'schen Lehre werden der Reihe nach durchgenommen: eine liebevollere Behandlung der Thünen'schen Gesetze und deren praktischer Ausübung bei der Dorfbewohnerschaft von Tellow hätte der mecklenburgische Nationalökonom sich nicht wünschen können: jedem Leser, der sich dafür interessirt, daß im isolirten Staate der Arbeitslohn $= \sqrt{np}$ ist, sei Schumacher's Schrift bestens empfohlen.

4. Die Wohnungszustände der arbeitenden Klassen und ihre Reform. Von Emil Sax. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Ein zeitgemäßes Buch, das die Misere der Wohnungsnoth zum Gegenstand ernstlicher Erörterung macht, wird eine weit- und tiefgehende Wirkung nicht verfehlen. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, das Problem der Wohnungsfrage, das er an der Hand der Statistik auseinandersetzt, auf würdige Weise zu lösen. Wenn es, wie Sax auf S. 29 und 30 darlegt, feststeht, daß unter den arbeitenden Klassen jedes zweite Kind den Verhältnissen, unter welchen es geboren ist, zum Opfer fällt, und daß den Ueberlebenden kaum mehr als die Hälfte der Lebensdauer in Aussicht steht, welche die höhern Klassen durchschnittlich genießen, so ist es andererseits Factum, daß überall, wo eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der arbeitenden Klassen eintrat, auch diese Thatsache in ihr Gegentheil umschlug. In erster

Linie, meint Sax, sind die Arbeitgeber berufen, die Lösung der Wohnungsfrage herbeizuführen. Wohnungen für die arbeitenden Klassen können eine sichere Kapitalsanlage werden, die londoner Baugesellschaften geben dafür gute Beweise. Auch in Berlin hat die Gesellschaft „Westende" und andere Societäten mit wechselndem, meist ermunterndem Erfolge das Beispiel der londoner nachgeahmt, die cité ouvrière zu Mülhausen und ähnliche Unternehmungen in verschiedenen Culturstaaten haben Erfolg gehabt. Aber auch der Staat muß durch Abänderung der Bauvorschriften, Freigebung der Baugewerbe und Hebung des Realcredits das Seinige zur Abhülfe der Wohnungsnoth thun; und auch hier kann Englands Gesetzgebung als nachahmenswerthes Beispiel dienen. Es ist ein edler und sachverständiger Geist, den die Vorschläge des Autors athmen: eine Frage, deren Behandlung hier in klarer Anschaulichkeit und vergleichenden Gesichtspunkten vorliegt, sollte jedem Freunde des Gemeinwohls keine fremde bleiben.

5. Das Problem der Luftschiffahrt, gelöst von Paskal Cordenons. Mit einer Figurentafel. Verona, Münster. 1868. 8. 7½ Ngr.

Wie wir zu Wasser und zu Lande die Thiere im Laufe übertreffen, so werden wir auch mit den Vögeln die Probe bestehen, davon ist Professor Cordenons vom königlichen Lyceum zu Lucera völlig überzeugt. Das Hydrogen ist leichter als die atmosphärische Luft, hebt also, wenn es Körper füllt, dieselben in die Höhe. Der Luftballon ist zur Luftschiffung untauglich, da der Mensch nicht seinen ganzen Apparat beherrschen kann. Nach dem Bau des Vogels stellt sich daher der Aëronaut einen Körper zusammen, der die Form eines Pyramidalstutzes mit parallelen Basen hat (S. 5 fg. des nähern beschrieben). Das Blut dieses Körpers ist das Hydrogen, dessen Gas man durch eine Platte mit mehrern Oeffnungen entweichen läßt. Dieser Luftschiffahrtsvorrichtung wünschte der kühne Versuchsmann den Namen „Areonave" zu geben. Das ist alles sehr schön und die Figurentafel erleichtert das Verständniß. Allein, da der Verfasser uns von keiner Probe erzählt, die er mit seinem Areonave angestellt, so müssen wir auch diese Theorie grau finden. In der exacten Wissenschaft gilt bekanntlich das Exempel ohne Probe sehr wenig.

6. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Dritte Serie. Berlin, Lüderitz. 1869. Gr. 8. In Heften zu 5 Ngr.

Die beiden neuesten Hefte des verdienstlichen Unternehmens, die uns vorliegen, enthalten:

Heft 71: Ueber den Ursprung und das Wesen des Feudalismus. Von F. J. Kühns.

Der richtige Standpunkt für die Betrachtung des Lehnswesens ist der historische, dem sich weder ein einseitig romantischer noch ein vulgärer Standpunkt politischen Bannfluchs anpassen läßt. Aus der Gefolgschaft und dem Beneficialwesen leitet der Vortragende die Ausbildung des Lehnswesens her, dessen sociale Bedeutung darin liegt, daß es das Princip der erwerbenden Arbeit zu Ehren gebracht und die alten Geburtsstände auf eine menschlich reinere Basis gestellt hat.

Heft 72: Ueber Hospitäler und Lazarethe. Von Rudolf Virchow.

Neben das Plaidoyer für eine objective Auffassung des Feudalwesens tritt der demokratische Physiolog und Patholog, der bei seiner Darlegung der Krankenpflege und was ihr noththut auch eine geschichtliche Einführung nicht umgehen kann. Gute Luft und reichliches gutes Wasser wirken im Hospital mehr als ärztliche Kunst, das ist das Résumé, auf das Virchow nach einem sehr hübschen historischen Exposé gelangt. Und oft mehr als die Aerzte wirken tüchtige Krankenpflegerinnen, die nach Virchow die eigentlichen Soldaten der Krankenpflege sind.

7. Die Pflichten des Adels. Eine Stimme aus den Tagen des heiligen Thomas von Aquin. Dem gesammten christlichen Adel Deutschlands gewidmet von Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler. Mainz, Kirchheim. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine sorgfältige Uebersetzung einer in den Opuscula des großen Dominicaners befindlichen Abhandlung wird uns hiermit geboten. Freilich ist dieselbe kein Opusculum, sie enthält 30 Bogen und will ihrer stark aufgetragenen Farbe nach durchaus nicht ungelesen bleiben. Kräftige sittliche Accente mangeln der Schrift des heiligen Thomas durchaus nicht, wenngleich die unmäßige Sucht, ganze Kapitel aus Bibel- und patristischen Citaten zusammenzusetzen, die immerhin einfache und ethische Denkweise des orthodoxen Autors oft beeinträchtigt. Das Vorwort des hochwürdigen Bischofs führt uns passend in die Stimmung ein, welche die Blätter St.-Thomä färbt: eine Stimmung, die nicht sehr verschieden ist von der Anschauung, die, wie wir neulich auseinandersetzten, der Ritter von Führich, allerdings mit weniger Berechtigung als der mainzer Bischof, auch auf die Kunst ausgedehnt wissen will.

8. Ein Pereat den Duellen! Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Duells. Von Hugo Schramm. Leipzig, Denicke. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Derartigen Fragen, wie die Duellfrage, kann man nur mit historischen Entwickelungen, nicht aber mit philosophischen Deductionen beikommen. Das hat Schramm richtig gefühlt; über die Unsitte des Zweikampfes als Ehrenausgleich ist ja die Majorität der Gebildeten einig, nur über die Mittel, sie zu beseitigen, sind die Meinungen getheilt. Der Autor der Broschüre hat nur die historische Seite der Sache behandelt, Auseinandersetzungen über die praktischen Consequenzen der Duellbeseitigung hat er ganz vermieden. Nichtsdestoweniger ist seine Darstellung von sittlicher Kraft und Wärme für den Gegenstand durchdrungen: Eigenschaften, welche die Wirkung auf ihren Leserkreis nicht verfehlen werden.

9. Die Bibel und die Todesstrafe. Eine Zeitfrage vom kritisch-historischen Standpunkte aus betrachtet von K. Kohler. Leipzig, Pardubitz. 1869. 8. 7½ Ngr.

Der religiös-fortschrittliche Geist der Bibel drängt selbst dazu, die von der Bibel anerkannte und geforderte Todesstrafe aufzuheben und den Verbrecher zu einem bessern Leben und nicht zum Tode zu führen. So motivirt K. Kohler den Gedankengang seines anregenden Schriftchens, das keine juristischen und exegetischen Spitzfindigkeiten hervorsucht, sondern mit gesunder Logik die biblischen Gesinnungen, die es historisch sichtet, zu Zeugen gegen die Todesstrafe anruft. Der besser gemeinte als berech-

tigte Seitenhieb gegen Buckle's Behauptung, es gebe nur einen intellectuellen, keinen moralischen Fortschritt, auf S. 14, dürfte seine Selbstwiderlegung in der Absicht des Verfassers finden, die Beseitigung der Todesstrafe als humanes weil intellectuelles Resultat der gesellschaftlichen Entwickelung darzustellen.

10. Bilder aus der französisch-reformirten Kirche. Von H. L. Roquette. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1869. 8. 12 Ngr.

Es ist erfreulich, zu sehen, wie die Theologie, die sonst nicht gerade mit der Geschichte auf dem besten Fuße steht, in vorliegender Schrift einem ihrer Vertreter Gelegenheit gibt, culturhistorische Vorgänge anschaulich und mit geschichtlichem Verständniß zu schildern. Sind die behandelten Gegenstände den wissenschaftlich Gebildeten auch lange nicht so unbekannt, wie der Verfasser voraussetzt, so kann man ihm doch das Zeugniß, den drei Cultur- und Religionsbildern, die er nach eigenen Vorträgen bearbeitet hat, lebendige Farben und adäquate Stimmung gegeben zu haben, nicht versagen. Heinrich's IV. Renegatenthum, die Aufhebung des Edicts von Nantes, und die Lebensschilderung des „Wüstenpredigers" Rabaut sind, treu nach den einschlagenden Quellen dargestellt. Ein klein wenig Polemik, die allerdings nicht sehr fern lag, hat sich der Autor nicht erspart. Die Lanze ist gegen den Bischof Ketteler von Mainz gerichtet, der mit seiner Behauptung: „das Gewissen sei dem deutschen Volke seit der Reformation abhanden gekommen", die protestantischen Geister herausgefordert hat.

Feuilleton.

Ein sechster Theil des Bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs.

Noch heute ist das vor hundert Jahren erschienene Bremisch-niedersächsische Wörterbuch ein höchst brauchbares und selbst unentbehrliches Werk. Erst dann wird es beiseitegelassen werden können, wenn das Bedürfniß nach einem umfassenden niederdeutschen Wörterbuch befriedigt ist. Darum mag der sechste Theil, der als zweiter Nachtrag, „enthaltend Zusätze und Verbesserungen", dem alten Werke jetzt hinzugefügt wurde, immer dankbar entgegengenommen werden, zumal das Manuscript zur guten Hälfte schon im vorigen Jahrhundert zum Druck bereit gelegen hatte. Der Herausgeber, der sich nicht genannt hat, besitzt nämlich ein mit Papier durchschossenes Exemplar des Bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, in welches Professor C. Tüting diese werthvollen Zusätze eingetragen hat. Dieser ausgezeichnete Sprachforscher hat die Zusammenstellung und Herausgabe der eingelaufenen Beiträge besorgt, wie im Vorbericht zum ersten Bande zu lesen ist. In der äußern Gestalt, in der Druckeinrichtung, schließt sich der neue Theil an das Vorbild des alten Buchs an. Dadurch ist bei der Wahl großer Lettern das Werk etwas umfänglich und sein Preis nicht gerade niedrig geworden. Der alte Titel ist ebenfalls beibehalten, und dieser erscheint bei einem mit der Jahrzahl 1869 versehenen Buche allerdings als ein anachronistisches Curiosum, weshalb wir ihn hier wiederholen wollen: „Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, worin nicht nur die in und um Bremen, sondern auch fast in ganz Niedersachsen gebräuchliche eigenthümliche Mundart nebst den schon veralteten Wörtern und Redensarten, in bremischen Gesetzen, Urkunden und Diplomen, gesammelt, zugleich auch nach einer behutsamen Sprachforschung, und aus Vergleichung alter und neuer verwandter Dialekte erklärt sind. Herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft. VI. Theil. Bremen. Verlag von Karl Tannen. 1869." Die Besitzer des alten Bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs werden sich diese Zugabe von Zusätzen und Verbesserungen nicht entgehen lassen dürfen. Hinsichtlich der wissenschaftlichen Leistung des neuen Herausgebers mögen die Fachzeitschriften entscheiden. Nur das eine mag hier bemerkt werden, daß die Arbeit fleißig und sachkundig gefertigt ist.

Bibliographie.

Das Asyl der Gouvernanten. Keine Preisschrift. Bern, Wyß. Gr. 8. 15 Ngr.

ten Brink, B., Grammatik oder logik? Sendschreiben an herrn Edelestand du Meril zu Paris. Münster, Niemann. Gr. 8. 2 Ngr.

Buchwald, O., Kleine Bausteine. Aesthetische Abhandlungen. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 22½ Ngr.

Dichtungen transkaukasischer Sänger des 18. und 19. Jahrhunderts. In aderbeidschanischer Mundart, gesammelt von A. Bergé. Leipzig, List u. Francke. 1868. Br. 8. 2 Thlr.

Dinglage, E. v., Tolle Geschichten. Ein norddeutscher Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1870. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Dominicus, A., Coblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier Clemens Wenzeslaus 1768—1794. Coblenz, Hölscher. 8. 1 Thlr.

Ehrlich, H., Bäder und Frauen. Eine Studie. Berlin, Gerschel. 16. 5 Ngr.

Der alte Eli. Eine einfache Geschichte aus dem Volksleben. Von der Verfasserin der elsässischen Lebensbilder. Berlin, Schneider. Gr. 8. 15 Ngr.

Emilius, H., Lucia. Erzählung aus der italienischen Geschichte des letzten Jahrzehnts. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Euripides, Die Phönissen. Tragödie, metrisch übertragen von T. Kock. Berlin, H. Schindler. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Der Kyklop. Satyrdrama. Metrisch übertragen von T. Kock. Berlin, H. Schindler. Gr. 8. 10 Ngr.

Hagen, A., Acht Jahre aus dem Leben Michael Angelo Buonarroti's. Nach Berichten von G. Vasari. Berlin, Guttentag. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Helmerding und Salingré im Riesengebirge. Berlin, Brigl. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jäßing, A., Vorgefühle. Neue lyrische Gedichte. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 25 Ngr.

Henke, E. L. T., Schleiermacher und die Union. Festrede am 21. November 1868 in der Aula zu Marburg. Marburg, Elwert. Gr. 8. 5 Ngr.

Himmelstein, F. X., Historische Erzählungen. Würzburg, Kellner. 8. 16 Ngr.

Hinterhuber, N., Mondsee und seine Umgebungen. Wien, Müller. 16. 15 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. Elze. 4ter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 3 Thlr.

Karpeles, G., Heinrich Heine. Biographische Skizzen. Berlin, Hausfreund-Exped. Br. 8. 15 Ngr.

Bischof Dr. Lothar Kübel vor seinen Richtern. Eine Episode aus dem badischen Kirchenstreit. Stuttgart, E. Schweizerbart. Lex.-8. 5 Ngr.

Laur, E., Malherbe. Litterarhistorische Skizze. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 12 Ngr.

Mangold, W., Bilder aus Frankreich. Vier kirchengeschichtliche Vorlesungen. Marburg, Elwert. Gr. 8. 25 Ngr.

Mendel, H., Giacomo Meyerbeer. Sein Leben und seine Werke. Berlin, A. Lesser. 8. 10 Ngr.

Menzel, W., Kritik des modernen Zeitbewußtseins. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nacke, J., Der Tischtitel als Inaugural-Dissertation bearbeitet. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 5 Ngr.

Payn, J., Klein-Blondel. Roman. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, H., Mütze und Krone. Roman. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 4 Thlr.

Strümpell, L., Erziehungsfragen, gemeinverständlich erörtert. Leipzig, Verl. für erzieh. Unterricht. Gr. 8. 15 Ngr.

Struve, G., Das Seelenleben oder die Naturgeschichte des Menschen. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Van mienen Keenich Willem. Ban'n oll'n Rümarker. Jena, Coste-noble. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Volckmar, K., Zur Stammes- und Sagengeschichte der Friesen und Chauken. Aurich, Spielmeyer. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Weihnachtsspiel aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts unter Benutzung einer Abschrift derselben von Vilmar und mit dessen Anmerkungen zum erstenmale herausgegeben von K. W. Piderit. Parchim, Wehdemann. 8. 12 Ngr.

Weiss, A. G., Die altkirchliche Pädagogik dargestellt in Katechumenat und Katechese der ersten sechs Jahrhunderte. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 26 Ngr.

Willard, E., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Fortgesetzt bis zur Gegenwart von E. R. Schmidt. 1ste bis 12te Lief. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. Gr. 8. à 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der eben verstorbene Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Culturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und dauernden Werth in Anspruch nehmen darf.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 8 Thlr.

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Zweite, vielfach vermehrte Auflage. Mit 161 Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton. 12 Thlr.

Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erfahrungsresultate aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken während eines halben Jahrhunderts. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neuer Atlas der Cranioscopie, enthaltend dreissig Tafeln Abbildungen merkwürdiger Todtenmasken und Schädel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage des „Atlas der Cranioskopie". Folio. Cartonnirt 16 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Vierte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Das bekannte Werk, welches schon bei seinem ersten Erscheinen ungewöhnliches Aufsehen erregte, wurde in dieser vierten Auflage abermals umgearbeitet und bedeutend vermehrt, sodaß dieselbe auch für die Besitzer früherer Auflagen von hohem Werthe sein wird. So ist unter anderm ein eigenes Kapitel über die neuesten Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Strauß, Schenkel, Keim u. s. w. hinzugefügt; auch die theologische Richtung des Protestantenvereins erhielt eine Schutzrede gegen falsche Anklagen. Wie bisher hatte der Verfasser dabei das Ziel im Auge, vorzugsweise der jüngern Generation von Theologen sowie allen Gebildeten auf dem Wege zur Wahrheit mit zuverlässigem Rath an der Seite zu stehen.

Soeben erschien im Verlage der J. Dalp'schen Buchhandlung in Bern:

Buddha.

Epische Dichtung in zwanzig Gesängen

von

Joseph Victor Widmann.

Bern 1869.

Preis 3 Fr. 50 Cent.

Der Held vorliegender Dichtung ist Buddha, jener indische Heiland, der Stifter einer Religion, welche noch jetzt von allen Religionen auf Erden bei weitem die meisten Bekenner hat.

Buddha lebte 500 Jahre vor Christo. Aber die Ideen, welche ihn erfüllten, sind dieselben, welche unsere Zeit bewegen. Ein Heiland ohne Wunder, baute Buddha auf einen gewissermaßen religiös zu nennenden Atheismus sein Lehre auf, indem er an die Stelle übersinnlicher Träume die Achtung vor der Menschheit, und als höchste sittliche Macht eben dieses ich Menschliche setzte.

Wie er, ursprünglich ein siegreicher Heerführer und Königssohn, aus Erbarmen mit der leidenden Menschheit auf Thron und Liebesglück verzichtet, welche Ereignisse seine innere Umwandlung vollziehen, wie er in die Einsamkeit geht und was er hier innerlich und äußerlich erlebt, das alles bildet, nebst einer Menge plastisch hervortretender Gestalten in belebten, wechselnden Bildern den Inhalt dieser Dichtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter aus der preußischen Geschichte

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.

Fünf Bände. 8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Mit dem soeben erschienenen vierten und fünften Bande liegt dieses Werk vollständig vor. Gleich den berühmten „Tagebüchern" des Verfassers liefert dasselbe die wichtigsten Beiträge zur Zeitgeschichte und nimmt ein fast noch größeres Interesse als jene in Anspruch, weil in dem darin behandelten Zeitabschnitt (1820—31) noch keine unabhängige Tagespresse existirte, und daher die Aufzeichnungen eines im Brennpunkt der Ereignisse stehenden Zeugen ungleich höhern Werth haben als in der nachfolgenden Periode.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Besteller extra zu bezahlen.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Erſcheint wöchentlich. — **Nr. 33.** — 12. Auguſt 1869.

Inhalt: Neue Gedichte. Von **Rudolf Gottſchall.** — Gerſtäcker's neue Reiſen. Von **Richard Andree.** — „Paris in Amerika." Von **Franz Hirſch.** — **Feuilleton.** (Zur deutſchen Culturgeſchichte; Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Neue Gedichte.

1. Vaterländiſche Balladen und Geſänge von Hermann Lingg. München, Lentner. 1869. 8. 21 Ngr.

Unſere Lyriker und Epiker produciren zu viel. Jedes Jahr einen Band Epos, einen Band Gedichte — das gemahnt wie ein Handwerk, und die Kunſt zieht ſich beleidigt in ihr Allerheiligſtes zurück. Dieſe Gedanken wurden durch die neue Sammlung der Lingg'ſchen Balladen und Geſänge in uns angeregt. Man kann Derartiges doch nicht ſcheffelweiſe aus dem Aermel ſchütteln. Ein Dichter von Beruf darf keinen poetiſchen Bilderſaal aus der deutſchen und der bairiſchen Geſchichte zu Tage fördern. Leider ſahen wir ſchon aus der „Völkerwanderung", daß dem Talente Hermann Lingg's, das ſich ſo bedeutend ankündigte, doch das künſtleriſche Maß fehlt, daß er ſeine Muſe durch das Dick und Dünn der geſchichtlichen Urwälder jagt, gleichgültig, ob ſie mit zerriſſenem Coſtüm durch die einförmigſten Moore dahinzieht oder gelegentlich einmal ganz im Sumpfe ſtecken bleibt. Wir haben von dem Proceß der Dichtung einen andern Begriff, als daß wir meinten, ein Dichter brauche blos ein Handbuch der deutſchen Geſchichte aufzuſchlagen und könne dann in Verſe und Reime bringen, was ihm gerade dazu geeignet ſcheine, wie etwa ein guter Componiſt nach jenem bekannten Ausſpruch jeden Thorzettel in Muſik ſetzen könne. Goethe ſagt zwar: „Seid ihr Poeten, ſo commandirt die Poeſie." Dies bezieht ſich jedoch nur auf die dichteriſche Stimmung, welche ein Poet immer in ſich zu erzeugen die Kraft haben ſoll. Doch iſt auch dies nur cum grano salis zu verſtehen. Denn es gibt Tage, an denen die poetiſche Begabung ſchläft und es in Dichterköpfen ziemlich leer und hohl ausſieht. Da würde auch der größte Fleiß nur taubes Geſtein ausbrechen.

Keinesfalls aber war Goethe der Anſicht, daß ſich ein beliebiges Rohmaterial in den poetiſchen Schneidemühlen künſtleriſch zurechtmachen laſſe. Wir meinen, das Verhältniß des Dichters zu ſeinem Stoff müſſe etwas von jener innern Nöthigung beſitzen, welche den Begriff des rein Zufälligen ausſchließt. Der Stoff muß nicht nur etwas Allgemeingültiges haben, ſondern auch eine beſondere Anziehungskraft gerade für die Individualität des beſtimmten Dichters. Nur durch ſo unmittelbar zündende Berührung wird die Flamme der Begeiſterung entfacht. Sonſt entſteht eine ſeichte Schablonendichtung ohne tiefere Originalität.

Lingg zeigte ſolche Originalität in ſeinen bisherigen „Gedichten". Stoffe von etwas düſterer Färbung, von geſchichtsphiloſophiſcher Prägnanz entſprechen ſeinem Naturell; Stoffe, die Gelegenheit geben zu großen, prophetiſchen Geſten, zu bedeutſamer Natur- und Geſchichtsbeſeelung, zu menſchheitlichen Elegien und Dithyramben. In ſeiner „Völkerwanderung" waren diejenigen Geſänge bedeutend und ſchön, welche ſolche Töne anſchlagen konnten. Daneben überwucherte freilich ein Wuſt von Geſchichtsſtoff, welcher ſich der künſtleriſchen Läuterung entzog, und die erratiſchen Blöcke der Vorzeit, die ſich nicht einmal durch das Pulver der Knalleffecte ſprengen ließen, lagerten erdrückend auf der dichteriſchen Pflanzung.

In den „Vaterländiſchen Balladen und Geſängen" fehlt meiſtens gleicherweiſe die Nöthigung des Stoffs und ſeine innigſte Verwandtſchaft mit der Eigenthümlichkeit des Dichters. Das hiſtoriſche Bild, die hiſtoriſche Anekdote geben noch keine Ballade; dieſe verlangt markirtere poetiſche Züge und eine größere Geſchloſſenheit. Wenn Karl der Große bei ſeiner Krönung Folgendes zu ſich ſelbſt ſpricht:

Vom Himmel gönnte Gott mir ſeine Gnade,
Weh, wenn ich je von ſeinen Pfaden wiche!
Mein Sinn und Thun iſt wie mein Schwert — gerade,
Ich haſſe Lügen ſtets und Satansſchliche.

Die Völker in dem Norden, die noch Heiden
Und Götzendiener waren, ſchlug ich alle
Und hieß ſie glauben an des Sohnes Leiden,
Der uns am Kreuz erlöſt vom Sündenfalle.

Ich bin der König über alle Franken
Und in der Alemannen Land, ergeben
Sind Baiern mir und Sachsen, mir verdanken
Die Klöster ihr Gedeihn und eifrig Streben —

so erinnert dies doch an die Zettel im Munde der Puppen; es ist trockenste Geschichtschronik. Und wenn er dann am Schluß des Gedichts sich nach den Wäldern und Aehren Deutschlands sehnt, so ist diese Sehnsucht ein zu unwichtiges Moment, um eine geschichtliche Situation zu poetischer Bedeutung zu erheben.

Noch nichtssagender ist die „Macht der Großmuth". Kaiser Otto vergibt seinem rebellischen Bruder Heinrich:

„Mög' nun das Land", rief Otto, „sehn,
Daß wir als Brüder uns vergaben,
Knie' hin, du sollst mein reichstes Lehn,
Das Herzogthum in Baiern haben!"

Und Heinrich, von dem raschen Wort
Erschüttert bis zum Herzensgrunde,
Sprang auf zerknirscht und stürzte fort,
Und hielt ihm Treu' von dieser Stunde.

Das klingt doch wie die Verse zur Illustration eines Jugendalbums.

Die Gründung des Markts und der Münze zu München durch Heinrich den Löwen, nachdem er den Zoll des freisinger Bischofs am Isarfluß verbrannt, ist im Grunde ein sehr unpoetisches Ereigniß und wird dadurch nicht poetischer, wenn uns der Dichter den Löwen „zornroth und grimmig", „mit grimmigen Blicken und schrecklichem Wort" darstellt. „Der Mahnruf" ist ein Situationsbild, das nur durch den Schluß eine gewisse poetische Perspective gewinnt. Die Geister des Sees rufen Konradin, den Hohenstaufensohn, aus dem Burgsaal nach Italien:

So klingt's; der Jüngling fährt vom Traume
Empor in wildem Herzensweh,
Er blickt hinaus und sieht vom Saume
Des Morgens roth den Alpenschnee.

„Heinrich der Vierte" erhält ebenfalls sehr unbedeutende versus memoriales, wie die folgenden:

Unbeerdigt mußt' er liegen,
Weil sogar den Erdenschoß,
Auf ein Leben voll von Kriegen,
Ihm der Gegner Haß verschloß.

Herrscher einst des höchsten Thrones,
Dann ein Büßer am Altar,
Dann Gefangner seines Sohnes,
Lag er sorglos Jahr um Jahr.

In dem Gedicht: „Die Gegenkaiser", welches den Kampf Albrecht's und Adolf's behandelt, kommen Strophen vor, die an den Leierkasten der Volksballadensänger erinnern, von denen Percy Heißsporn mit Recht sagt, er wäre lieber ein Kätzchen und schrie Miau, als einer von diesen:

Ohne Helm stürzt, hoch die Klinge,
Kaiser Adolf dort zur Schlacht,
Durch des Gegners Panzerringe
Dringt sein Schwert mit aller Macht.

Doch ihn trifft mit einem Schlage
Auf sein unbedecktes Haupt
Albrecht, der an diesem Tage
Leben ihm und Krone raubt.

Albrecht, Oestreichs Herzog: „Knechte!
Der da liegt im Blute roth,
Dieser", rief er, „ist der Rechte,
Stechet ihn noch völlig todt!"

Milder Sinn und Mitleid wohnten
Nicht in ihm, er sprach nur Hohn,
Als die Witwe des Entthronten
Bat um den gefangnen Sohn.

Lange sieht er, finster schweigend,
Ihre Thränen und ihr Flehn,
Dann, auf Bischof Gerhard zeigend,
Spricht er: „Wendet euch an den!"

„Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne" ist das beliebte Thema, an dem sich unsere deutschen Dramatiker abarbeiten, ohne daß bisher der brave Schweppermann sich gefunden hätte, den die Muse der Tragödie als Siegerkrönt mit den bekannten Worten: „Jedem Mann ein Ei, dem braven Schweppermann zwei." Es ist bisher bei dem einen Ei geblieben. Lingg widmet den Helden der deutschen Treue drei Gedichte, die sich wenig über die gewöhnlichste Reimerei erheben. Im ersten tritt der Versucher an den gefangenen Friedrich heran; doch Friedrich folgt nicht der finstern Gestalt:

In Blitzstrahl und Donner und zaudernd
Verschwand des Versuchers Gesicht,
Die Wächter bekreuzten sich schaudernd,
Demüthig vor Gottes Gericht.
Die Blitze glühn ferne,
Es leuchten die Sterne,
„Gott geb' es, daß ich mich mit ihm noch versöhne",
Sprach still der Gefangene, Friedrich der Schöne.

Im zweiten Gedicht versöhnen sich die beiden Fürsten:

Ludwig der Baier reichte
Ihm froh die Rechte dar,
Die Hostien dann nahmen
Sie beide am Altar.

Umarmten sich und schwuren
Den Treu- und Friedensbund
Im Angesicht des Himmels,
Und froh mit Herz und Mund.

Und frei und ohne Lösgeld
Zog Friedrich aus der Haft,
Betheuernd, sein Gelöbniß
Zu halten auch in Kraft.

Sehr matte poetische Limonade! wie auch das dritte Gedicht; das hat alles keinen Schliff und keine Schneide, es ist gereimte Chronik in poetischem Mönchslatein. Auch der Form fehlt der künstlerische Adel. Das Gedicht „Theudelinde" beginnt:

Zu sich und einem Goldpokale
Sprach, still betrachtend, Theudelind':
„Ich seh' es jetzt zum ersten male,
Wie schön so Goldpokale sind!"

Das ist geradezu schülerhaft. Eins der bessern Gedichte: „Odin's Fahrt", schließt mit der Strophe:

Hier wollen wir wohnen und tagen,
Und gründen den Völkerbann,
Hier wollen wir auch jagen
Den Edelhirsch im Tann.

Ein sehr matter Schluß, der doch offenbar durch Umstellung der zwei Verspaare gewonnen hätte, indem dadurch wenigstens eine jetzt fehlende Steigerung in das Gedicht gebracht wäre.

Wie abgeblaßt erscheint hier ein ursprüngliches Dichtertalent durch die blind zugreifende Bänkelsängermanier. Daß jenes Talent sich trotzdem nicht ganz verleugnen kann, ist selbstverständlich; nur ist des Bessern zu wenig für eine ungeduldige Zeit, die nicht Muße hat, im Schutt

zu wühlen. Den Zug der Ballade und ihre dramatische Bewegtheit haben Gedichte wie: „Auf dem Lechfelde"; auch „Arnulf und Ludolf", das nur zu weit ausgedehnt ist; „Der Wallfahrtspilger", ein Gedicht mit melodischen Klängen; „Agnes Bernauer":

Engel im Himmel, erhört ihr mich nicht?
Höret ihr nicht mein Schreien?
Blicket herab auf das Gottesgericht,
Habet Erbarmen im himmlischen Licht,
Könnt ihr mir Armen verzeihen!

Nicht mit dem Zauber, der Herzen bethört,
Hab' ich sein Herz errungen;
Kerker, ihr habt mich klagen gehört,
Klagen ja rief ich im Tiefsten empört,
Felsen wol hätt' ich durchdrungen.

Rett', o Mutter, vom Tode dein Kind,
Sieh, wie er grinst mit den Zähnen!
Das ist der Böse! Ja, binde nur, bind'!
Ach, die Herzen, die nicht mehr sind,
Haben nicht Antwort den Thränen.

Recht hat die Hölle, kein Herz ist rein,
Alles muß zu Grunde.
Weh' mir, wie brausen die Fluten herein;
Albrecht, mein Gatte, gedenke mein,
Mein in der letzten Stunde!

Echten Volksliederklang hat das Gedicht „Eckernförde". Wo aber die Phantasie nicht durch das todte historische Factum bedrückt wird, wo sie, wie in altgermanischen Mythenbildern, Elfenliedern, in großartigen Naturbildern u. s. w. sich freier bewegen kann: da finden wir den Dichter Hermann Lingg wieder, der uns verloren ging unter dem Illustrator der Geschichtschronik. Wol stoßen wir auch hier bisweilen auf gestelzte Gedichte in unmöglichen Versmaßen, wie die „Festode bei Einweihung der Schiller-Statue", deren metrische Verworrenheit durch keinen geheimen Wohlklang des Rhythmus gelöst wird; aber auch auf wahrhaft schöne Gedichte, in denen Form und Inhalt zur Harmonie verschmolzen ist, wie das folgende:

Eingang.

Hochwald beschneiter Höhn
Sei mir gegrüßt
Im Frühlingsmorgen
Glührothumwölkt!
Ueberall aus Hügeln
Schwillt Athmung,
Von der wogenden Seeflut,
Vom Hauche des Aethers
Fülle des Lebens,
Fülle der Lust.

Ueber des Waldbaches
Stürzender schäumender Flut
Löst sich aus ihrem
Steingewand die rauhe
Die hohe Gestalt
Der alten versunkenen Zeit.

Ueber dem grauenden Höhenzug,
Ueber zerfallne
Burgen- und Städtemauern
Bald mit dem mahnenden
Antlitz der strengen Geschichte,
Bald mit dem treuen
Kindlich blickenden
Lächeln der Sage
Schwebt sie vor mir,
Vorschreitend am Abgrund.

Sie läßt sich hinab
Zur heiligen Mutter Hertha,
Zum Hünen mit seinem Roß
Und dem mitbegrabenen Schwerte
Im unterirdischen Schloß.

Du meiner Jugend,
Meiner verträumten
Tage Genossin,
Leuchtend schwebst du mir
Freundlich entgegen
Ueber des Wildbachs
Stürzender schäumender Flut!

2. Den deutschen Frauen. Gedichte von J. G. Fischer. Neue Folge. Stuttgart, Cotta. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Auch J. G. Fischer ist uns lyrisch zu productiv, ohne indeß so ins Unreife und Triviale zu verfallen wie Hermann Lingg in seinen bösen Stunden; doch findet sich noch manches Ueberladene, Pretiöse, Unklare, was eine mehr kritische Sichtung wol vermeiden konnte, um den Nerv eines markigen Talents desto kräftiger hervortreten zu lassen.

Die Sammlung zerfällt in vier Abschnitte: „Vom eigenen Herzen", „Frauengestalten", „Lenau in Wien" und einen mehr supplementarischen für einige Gelegenheitsgedichte: „Fremdes und eigenes Los".

Der erste Abschnitt enthält Liedergaben und eine Widmung an die Frauen. Den Frauen braucht man indeß die Lyrik nicht ans Herz zu legen, eher den Männern. Die Blütenepoche der Lyrik tritt stets dann ein, wenn bei den Männern der deutsche Liederton ein Echo findet. Unter den Liedern findet sich manches Anmuthende. Leicht beweglich sind die Rhythmen in dem Gedicht: „Mit der Braut":

Verwundert Wunder,
Du weißt es nicht,
Wie ich trunken trinke
Von deinem Licht!

Und ist es möglich,
Und bist du mein?
Wie zwei im Weiten
Allein, allein!

O halte mich ewig
So gefaßt
Mit Aug' und Odem,
Wie du sie hast!

Dem Himmel entgegen
Halt' ich dich;
Ein Himmel selber,
Erfüllst du mich.

Sinnreich ist das Gedicht: „Schätzung":

Zum Himmel heb' empor mit beiden Händen,
Drück' an dein Herz und laß dir nie entwenden,
Was dir die Stunde Liebliches gewährt;
Nicht erst im Unglück lern' dein Glück ermessen,
Wenn der Entbehrung Schmerz es dir erklärt,
Was an verscherztem Glücke du besessen.
Und dennoch, wenn du völlig willst erfahren,
Was dich beseligt, wag' es zu verscherzen:
Nicht auszuschöpfen sind in tausend Jahren
Um ein versäumtes Glück der Reue Schmerzen.

In vielen dieser Gedichte athmet ein Tiefsinn, der mit halberschlossenen Offenbarungen doppelt anzieht. Voll Prägnanz sind die Verse:

Doch eins bewahr' ich, wäre mir
Sonst nichts von dir geschenkt:
Was ich beginne, bleibt von dir
Und deinem Geist getränkt.

Und wenn der Jugendflor zerſtiebt,
Der dich umfloſſen hält —
Ich habe keinen Lenz geliebt,
Der mit der Blüte fällt.

„Am Strom im Frühling" erinnert in ſeiner reichen Dichtweiſe an Nikolaus Lenau:

Brauſend wälzt ſich noch die Macht
Des Geſtadevollen,
Dem die Ufer bis zur Nacht
Geſtern überſchwollen.

Uebe brauſend immerzu
Deinen Frühlingswillen,
Bald in holdem Glanz wirſt du
Dieſe Wogen ſtillen.

Mit dem erſten lichten Flaum
Golden grüner Weiden
Fängſt du ſchon der Ufer Saum
An zu überkleiden,

Und ein Vogel hier und dort
Ueber dem Geſtade
Sucht zur Heimat fort und fort
Frohe Liebespfade.

Wenn der alten Waldesluft
Ahnungsvolles Lauſchen
Tritt zu Tag mit Klang und Duft
Und mit Blätterrauſchen,

Wenn dich ſelber Aſt an Aſt
Maien überhangen,
Zähmſt du deiner Fluten Haſt,
Lachend eingefangen,

Wie der Himmel ſeinen Groll,
Wenn bei Frühlingswettern
Doppelt warm und doppelt voll
Lerchenjubel ſchmettern.

Und das Herz vor Freude bebt
An der Uferſchwelle,
Daß der Baum zum Himmel ſtrebt
Und zum Meer die Welle.

Störend ſind nur hier wie ſo oft einzelne unklare Wendungen. Was ſoll man ſich bei dem „Geſtadevollen" denken? Schiller'ſchen Schwung athmet das Gedicht: „Die neue Lehre."

Der zweite Abſchnitt führt uns Frauengeſtalten aus der Geſchichte vor. „Calpurnia", Cäſar's Gattin, iſt an und für ſich nicht bedeutend genug und illuſtrirt mehr Cäſar's Geſchick. In dem zweiten Gedicht: „Kleopatra", ſind die Schlußverſe, in denen ſich die Aegypterkönigin gegen den der Liebe fremden Octavian wendet, ſinnreich und ſchwunghaft:

Unverdient iſt dir die Erde,
Iſt das Glück dir zugerannt,
Denn als Held erobert keiner,
Der die Liebe nicht gekannt;
Oed' und einſam wirſt du thronen,
Wo dir Sklaven Weihrauch ſtreun,
Weiber werden um dich lügen,
Doch kein Weib wird dich erfreun!

Kommt, ihr Schlangen! An den heißen
Buſen fallet ſcharf und kalt,
Sterbt, ihr Gluten in den Herzen,
Stirb, du Sonne, welk und alt;
Völker, ſchickt euch an zu Heerden,
Nur erdrücken kann der Mann,
Kalt verachten und erwürgen,
Dem ein Weib nichts geben kann!

Düſtere Energie athmet das Gedicht „Roſamunde". Es folgen: „Irene von Hohenſtaufen", „Johanna Gray" (in einem Sonett), „Charlotte Corday", „Joſephine Beauharnais", „Johanna Kinkel", vier Sonette zur Verherrlichung von Geſangskünſtlerinnen: „Jenny Lind als Norma", „An Frau Jenny Lutzer-Dingelſtedt", „An Henriette Sontag", „Die Riſtori" und „Eine Mexicanerin". Die Auswahl der illuſtrirten weiblichen Größen iſt, wie wir ſehen, willkürlich genug; doch hat die Darſtellung die Vorzüge eines prägnanten Stils, der nur hin und wieder ins Pretiöſe verfällt.

„Lenau in Wien" iſt ein Cyklus von Gedichten, der aus dem Geiſte dieſes Sängers herausgedichtet iſt und ſein Leben gleichſam in dichteriſcher Autobiographie enthält. Es iſt ſchwierig, einem eigenartigen Poeten nachzudichten, und doch iſt es hier unerläßlich; denn der ganze Cyklus hat keinen Sinn, wenn nicht eine Seelenwanderung J. G. Fiſcher's in die Seele von Nikolaus Lenau vorausgegangen iſt. Das Beſtreben des zweiten Dichters, dem erſten nachzudichten, iſt nicht zu verkennen; der Ton iſt getroffen, wenn auch mit der unvermeidlichen Abſchwächung, die in ſolcher Poeſie aus zweiter Hand liegt. Der Weltſchmerz, aber auch die Ueppigkeit der Nikolaus Lenau'ſchen Dichtung ſpiegelt ſich in den Fiſcher'ſchen Liedern wider. Gleich das erſte: „Geſunden", athmet den verzehrend üppigen Hauch, der uns aus dem Capua der Geiſter entgegenweht:

Habe zähmen gelernt das Steppenroß
Und tummeln den heißen Klang der Fidel,
Hab' geſchwelgt, wo die Rebe von Tokay floß,
Und gelagert beim wilden Zigeunerliedel.

Hab' die Nerven gedeutet in Herz und Hirn,
Das Wunder im Thier und Gewächs erwogen,
Den Strauß beſtanden mit lecker Stirn
Im erhitzten Kampfe der Theologen.

Hab' der Freude geopfert ſo manche Nacht,
Wenn wie Augenblicke die Stunden ſchwanden,
Am Buſen der Freunde geweint, gelacht,
Ward geliebt und verſtanden und — nicht verſtanden.

Doch nichts in Wald und Gefild und Stadt
Erhob die Geiſter mir ſo zur Zinne,
Wie die Liebe ſie mir entzündet hat,
Die ſüße Empörerin aller Sinne,

Wenn in der dunkelſten Wimper Nacht
Mich unter Geſängen ſah verſunken
Die Stadt, die der Töne Dämonenmacht
Wie keine ergoſſen und ſelbſt getrunken,

Wo man in ſchwüleren Klängen kennt
Der Seufzer und Bitten beweglich Werben
Und wo von heißerem Odem brennt
Des Entzückens Erregung und ſüßes Sterben.

Schon bin ich, allem Geräuſche fern,
Vom bläulichen Abendgedüft verſchlungen,
Und wachend erhebt ſich der Abendſtern
Ueber den Schleiern der Dämmerungen.

O komm, wo im lauſten Düftewehn
Am tiefſten des Gartens Gänge nachten,
Du ſchönſte der Weiber, und laß geſchehn,
Daß die zitternden Sinne in Luſt verſchmachten.

Der letzte Abſchnitt: „Fremdes und eigenes Los", enthält manches minder Bedeutende aus dem Bereich der Gelegenheitspoeſie.

3. Gedichte von Hieronymus Lorm. Hamburg, J. F. Richter. 1870. 8. 15 Ngr.

Was diesen Gedichten einen besondern Reiz verleiht, ist die Tiefe und Intensivität der Empfindung, die sich in ihnen ausprägt. Aehnlich wie man zu manchen physikalischen Experimenten einen luftleeren Raum braucht und vorher die Luft herauspumpt, glauben manche Lyriker für die Experimente ihrer Empfindungen aus der Seele alle Gedanken herauspumpen zu müssen. Dies preisen denn die Herren aller Orten als „echte Lyrik", „reine Liederpoesie" u. s. w. Dennoch kann die Blüte echter Empfindung nur aus den Wurzeln des Gedankens hervorsprießen. Nichtssagende Köpfe bleiben auch hohl und nichtssagend auf dem Gebiete der Dichtung, im Ausdruck ihrer Gefühle.

Die Liebesgedichte von Hieronymus Lorm erscheinen als Blüte einer pantheistischen Weltanschauung und erinnern vielfach an orientalische Liebeslyrik. Auch liebt der Dichter die verschlungenen Formen, in denen der Faden der Empfindung sich durch oft labyrinthische Gedankengänge hindurchzieht, die Ghaselen, Sonette und Terzinen. Er behandelt diese Formen mit einem gewissen Aplomb und sucht selbst auch in den „Ghaselen" bei den wiederkehrenden Reimzeilen ein leichtes hin- und herhüpfendes Gedankenspiel zu verwenden. So athmen die Ghaselen: „Und dann vergehn", einen fast hymnenartigen Schwung, während in den Terzinen: „Abendschweigen", ein mit der ganzen Natur im Einklang befindliches Liebesgefühl sich ausspricht:

Zu deinen Füßen saß ich still und träumend,
Mein Aug' in deines Auges Glut getaucht,
Dein ganzes Sein mit meinem Blick umsäumend.
Der Sonne Liebesfackel war verraucht,
Im Scheidekuß entbrannten Berg und Hügel,
Von tiefster Stille Seligkeit umhaucht.
Und alles schwieg! Mit regungslosem Flügel
Auf Blumen lag die Biene, duftberauscht.
Der Abend hielt den wilden Wunsch im Zügel,
Was schäumt und tobt und Schmerz um Schmerzen tauscht
Gefesselt lag's an seiner Rosenkette.
Und alles schwieg! Als ob Natur gelauscht
Und regungslos den Sinn gerichtet hätte
Auf einer Offenbarung Gottesklang,
Die nicht vernommen wird auf ird'scher Stätte,
Und nie zum engen Menschensinne drang,
Nur als Geheimniß bebt in grünen Zweigen,
Als Ahnung tönt im Aeolsharfensang,
Uns Grüße sendet durch der Blumen Reigen
Und unbegriffen, unerkannt vergeht,
Begraben in des Abends heil'gem Schweigen. —
Wir schwiegen auch! Die Erde war verweht
Und Leid und Lust erstickt von Himmelsküssen,
Wir schwiegen; unsre Seele war Gebet.
Doch was aus Blumenkelchen wollte grüßen,
Als Ahnung durch die Aeolsharfe haucht,
Die Zweige als Geheimniß bergen müssen,
Und was als Gottesfunke still verraucht —
Uns ward es klar, als ich in Traum versunken,
Zu deinen Füßen, stumm mein Aug' getaucht
In deines Auges Gluten liebestrunken.

Schön ist der Abschluß in dem Gedicht: „Denkers Tod." Der Dichter wandelt durch eine Sturm- und Gewitternacht:

Ich wandle furchtlos durch das Grauen,
Ob Schrecken gegen Schrecken ficht,
Denn freud'gen Herzens darf ich schauen
Dem Tod ins Friedensangesicht.
Vom Glück der Erde losgeschnitten
Schon siegreich meine Seele drang
Zum Himmel, den mein Geist erstritten,
Eh' noch mein Sterben ihn errang.

Daß Hieronymus Lorm auch in der Liederdichtung glücklich ist, beweist das folgende Lied:

Zu spät.

Was soll dem Hoffnungslosen
Der Zauber im Gemüth?
Ach! meines Lebens Rosen
Sind alle schon verblüht.

Mir wend' nicht zu dein bleiches,
Dein holdes Angesicht,
Das Glück ist ein zu reiches,
Von dem dein Anblick spricht.

Mir war's, als süße Treue
Dein feuchtes Aug' verhieß,
Ich säh' des Gottes Reue,
Der mich ins Elend stieß.

Es ist ebenso viel Glut wie Schmerz und Entsagung in den Lorm'schen Gedichten, Betonung der persönlichen Eigenthümlichkeit:

Als Natur dich schuf,
Scholl ihr Werde,
Nie vernahm den Ruf
Mehr die Erde.

Dich und dich nur rief
Sie und nannte,
Was an dir das tief
Unerkannte —

und doch dabei Verzicht auf die individuelle Fortdauer:

Ich glaub' nicht an die Dauer
Jenseit der Kirchhofsmauer,
Doch wünsch' ich nur so viel
Mir als das letzte Ziel,
Wenn abgethan des Lebens Last,
Zu fühlen meine tiefe Rast.

Mögen die Blinden dem Schicksal fluchen:

Nicht die Seher stört ihr Wüthen,
Denen ew'ge Lichter sprühten
Aus den Wolken, aus den Blüten,
Aus den Winden Tag für Tag.

Was sie dem Gemüth erwecken,
Lehrt, den Gram der Welt verdecken,
Und des Todes Märchenschrecken
Ueberwinden Tag für Tag.

Durch die Lorm'schen Gedichte geht ein tiefsinniger Zug. Die Form ist nicht durchweg geklärt und harmonisch, aber daß sie die unverkennbaren Spuren des ringenden Gedankens trägt, gibt ihr ein eigenthümliches Gepräge, welches immerhin werthvoller ist als die glatten Züge einer kampflosen Formbeherrschung.

4. Ein Stück Leben. Gedichte von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alle Freunde des geistreichen und verdienten Schriftstellers, der auf dem Gebiete der Literatur- und Kunstgeschichte sich so manchen Lorber erworben und die Schönheiten Italiens mit so viel Wärme und Enthusiasmus der Welt verkündigt hat, werden in dieser Gedichtsammlung eine willkommene Ergänzung seines literarischen Gesammtbildes finden, sowie auch hier im Lapidarstil der Verse der innerste Kern seines Wirkens und seiner Welt-

anschauung mit großer Prägnanz ausgesprochen ist. Allerdings haben diese Gedichte mehr die Bedeutung einer das Leben begleitenden Poesie, als daß sie mit der organischen Nothwendigkeit des schöpferischen Genius aus dem innersten Leben herausgeboren wären.

Was dies „Stück Leben" beseelt, ist in erster Linie die Liebe, eine warme, innige, echt deutsche Liebe, welche unter Hesperiens Himmel aufblüht und allen Kunstanschauungen ein oft fremdartiges, aber doch wieder durch gemeinsames geistiges Streben verwandtes Leben leiht.

Ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre ja Rom auch nicht Rom —

ruft der große deutsche Dichter in seinen „Elegien" aus, an welche in formeller Hinsicht viele der Stahr'schen Distichen anklingen. Aber die Grundstimmung der beiden Dichter ist eine verschiedene. Goethe freut sich, daß die Alten ihm aus Latium in das Leben gefolgt; seine Studien der Antike finden in kecker plastischer Liebe neue Bewährung; sein Liebchen studirt nicht mit ihm, sondern sie verwandelt sich in lebenden Marmor. Bei Stahr spricht die Liebe stets die Sprache der Empfindung und hütet sich vor glühender Sinnlichkeit eines antikisirenden Heidenthums. Gleichwol sind die „Römischen Epigramme" wol die gelungensten Gedichte der Sammlung.

Der Dichter vergleicht die Geliebte einem Leuchtkäferchen, welches das nächtliche Dunkel jenes geselligen Nichts, die Gesellschaft, freundlich und lieblich erhellt. Dann wieder nennt er die Fremden, die Barbaren, Bettler in Rom, welche in der Ewigen Stadt Almosen suchen:

Und sie gewähret euch freundlich und gibt mit reichlichen Händen
Jedem so viel, wie er selbst nehmend zu fassen vermag;
Stillt nach Erkenntniß den Durst, entzückt euer Auge mit Schönheit,
Während vom Himmel herab Sonne und Luft euch erquickt!
Ja, mir gab sie noch mehr, verlieh mir die trauteste Freundin,
Krönte der Schönheit Genuß mir durch der Liebe Geschenk.
Dankbar erweis' ich mich gern, ihr römischen Bettler; denn selber,
Der ich so reich jetzt beschenkt, kam als ein Bettler nach Rom.

In den dumpfen eisigen Sälen auf dem Capitol und Vatican holt sich der Dichter „Kennerschaft plastischer Kunst und den Schnupfen". Da ertönt die Mahnung der Geliebten:

„Schauernd vor Kälte studirt der thörichte Winckelmannsjünger,
Fuß und Hand ob sie alt, oder von neuerer Kunst;
Ob der verstümmelte Arm Aphrodite's so oder so sich
Einst im zierlichen Schwung hob über Busen und Leib! —
Aber schlang sich dir denn, von deinen Blicken begeistert,
Um den Nacken dir je liebend ein marmorner Arm?
Gab wol ein einziges mal nur eine der marmornen Schönen
Blick dir und Lächeln der Huld liebebeseligt zurück?
Zauberte je dein schlagendes Herz ihre marmorne Starrheit
Freudigen Schwunges zu dir vom Postamente herab?
Nein! Sie stehen in marmorner Ruh', so wie sie gestanden
Schon jahrtausendelang, ehe dein Blick sie geschaut.
Und so werden sie stehn, wenn längst schon unsere Schatten
Hermes mit goldenem Stab führte zum Orcus hinab!" —
Weiter noch schmollte der lieblichste Zorn, indeß ich mit Küssen
Hemmte des scheltenden Worts zürnend begeisterten Fluß.

In einem spätern Cyklus „Römischer Epigramme" nähert sich der Dichter schon etwas mehr dem Goethe'schen Liebespriesterthum, wie das Gedicht „Morpheus" beweisen mag:

Süß ist's, in schweigender Nacht am Busen der Liebsten gebettet,
Wiegen des träumenden Haupts Sinnen und Sorgen zur Ruh'.
Doch viel süßer noch ist's, das sinkende Haupt der Geliebten,
Wenn es dem Schlummer sich neigt, stützen mit liebendem Arm.
Schien sie doch holder mir nie, die Liebliche, als, da am Abend
Gestern, schon träumend, ihr Blick, kindlicher Unschuld ein Bild,
Dankend hinauf zu dem Freunde die süßen Sterne gewendet,
Weil er den heiligen Schlaf ihr, den ersehnten, bewacht;
Weil kein Wort und kein Kuß, kein Sehnsuchtsverlangen der Liebe
Scheuchte den nahenden Gott von der Geliebten zurück.
O wie bezwang ich da gern des Herzens heftiges Klopfen,
Daß nicht sein wilderer Schlag störe die friedliche Ruh'.
Morpheus, dir nur allein von den hohen Olympiern allen
Brachte zum Opferaltar willig mein Sehnen ich dar.
Sicher belohnst du den Frommen; es gibt die Geliebte das Opfer
Zehnfach, wenn sie erwacht, liebend dem Freunde zurück.

Doch auch abgesehen von diesen Epigrammen gemahnt die Sammlung wie eine via Appia mit den Milliarien, auf denen der Entwickelungsgang der Liebe Adolf Stahr's zu Fanny Lewald von Meile zu Meile in milihevollen Inschriften in den Stein gegraben ist. Von dem ersten Liebesfrühling in Rom verfolgen wir den Strom der Empfindungen bis zu jenem spätesten Gedicht:

Zu unserm Hochzeitstage.

Die Ehe sei der Liebe Grab!
So hört man oftmals sagen,
Und über Täuschung „schönen Wahns"
Sich bitterlich beklagen.
Wir haben anders es erprobt,
Seit uns ihr heilig Band umschlossen.
Denn größres Glück, als sie uns gab,
Hat nimmer noch ein Menschenpaar genossen.
Viel Jahre sind dahin, doch jedes Jahr
Nur schöner stets als das vergangne war.

Dem Liebesalbum schließt sich das Freundschaftsalbum an, in welchem sich Gedichte finden an Karl Schurz, an Adolf Jerichau und Elisabeth Baumann, an Therese und Heinrich von Lützow, an Dr. Johann Jacoby u. a. Unter den „Vermischten Gedichten" finden sich einige recht ansprechende Lieder: „Am Meere", unter den Uebersetzungen und Aneignungen manches Treffende und Formgewandte.

Eine bedeutende und originelle Dichterphysiognomie tritt uns nicht aus der Sammlung entgegen; wol aber die Züge eines feingebildeten Mannes von warmer Empfindung, der seine Lebensideale mit Begeisterung erstrebt und mit Ausdauer festhält.

Rudolf Gottschall.

Gerstäcker's neue Reisen.

Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Westindien und Venezuela von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1868—69. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Seit Friedrich Gerstäcker die Neue Welt verlassen hatte, die er im Norden und Süden durchwandert, waren dort politische Umwälzungen von weitgreifender Bedeutung vor sich gegangen. In den Vereinigten Staaten hatte ein fünfjähriger Bürgerkrieg die alten Verhältnisse gründlich umgestaltet, und der ferne Westen, das einst geliebte Jagdrevier unsers Reisenden, war allmählich besiedelt worden; die romantische Rothhaut stirbt dahin, und die Eisenschiene rückt immer weiter in die Prairie vor. In Mexico dagegen, das von Gerstäcker früher noch nicht besucht war, hat sich nichts oder wenig geändert; Schlendrian und Verfall gehen dort den gewohnten Weg, und das demoralisirte Volk eilt rettungslos dem Untergange entgegen, von dem das Kaiserreich — welches nur Episode blieb — es nicht zu retten vermochte.

Wie sieht das neue Amerika aus, wie liegen die Dinge in Mexico? Diese Fragen stellte sich der nimmer müde und stets gleiche Gerstäcker, dessen „Lebensberuf es zu sein scheint, Abschied zu nehmen", und damit schiffte er sich nach Neuyork ein. Wol war er darauf gefaßt, die alten Freunde, mit denen er in den Hinterwäldern so manches Abenteuer erlebt, nicht mehr zu finden, und auf die Frage: was ist aus dem, aus jenem geworden? achselzuckend die Antwort zu vernehmen: todt, verdorben — dafür durfte er sich aber wieder sagen, daß er nirgends ein Fremder sei, wenigstens da wo Deutsche wohnten. Und in der That, wo er auch einkehrte, sei es fern jenseit des Mississippi oder an den Küsten des Stillen Weltmeers, und er nannte den Namen, so streckten sich ihm freudig die Hände entgegen und er ward willkommen geheißen wie ein lieber alter Freund, denn seine Bücher hatte man gelesen und zerlesen. Von solchen Bekannten, mit denen er einst seine Jagdstreifereien unternommen, oder mit denen er Handlangerdienste im Schweiße des Angesichts verrichtet, um sich ein Stück Brot zu verdienen, traf er nur noch sehr wenige am Leben, und wenn er, doch auch erst ein angehender Funfziger, dann die im Kriege zerstörten Stätten betrachtete, wo er mit den Genossen fröhliche Stunden verbracht, dann wurde es ihm weich ums Herz. „Wer kann's mir verdenken", ruft er bei einer solchen oft wiederkehrenden Gelegenheit aus, „daß mir große Thränen in den Bart liefen, kam ich mir doch vor wie der einzige Ueberlebende eines ganzen Geschlechts!"

Fünfundzwanzig Jahre waren darüber vergangen, seit Gerstäcker dem Osten der Vereinigten Staaten Lebewohl gesagt. Er hatte das Land lieb und durfte sich auch wol jetzt ein Urtheil darüber erlauben, hatte er doch alles mitgemacht, was dazu gehört, um ein Amerikaner sein zu können. Uns, die wir den Boden der Neuen Welt nicht betreten haben, gehe der Maßstab ab, sie zu beurtheilen, so hören wir oft die Landeseingeborenen sprechen, wenn wir auf die vielen Schattenseiten des großen republikanischen Gemeinwesens hinweisen. Gut, wir wollen schweigen; aber Gerstäcker's Urtheil dürfen sie nicht verwerfen, zumal es gerecht und unparteiisch erscheint bis zur Aengstlichkeit, denn so wägt er in socialen und politischen Fragen das Für und Wider ab.

Was er uns aber gibt, ist ein Bild ohne alle Mitteltöne. Hier tiefe, finstere Schatten — dort grelles Licht; und dafür können wir den Autor nicht verantwortlich machen, wir müssen uns sagen, das liegt in den gegebenen Verhältnissen. Wie mächtig tritt uns die rastlose Energie dieser Amerikaner entgegen, ihr Drängen und Streben über Riesenströme, Prairien, Felsengebirge hinweg, um in Jahrzehnten einen ganzen Welttheil zu colonisiren, mit Eisenbahnen zu durchziehen und die Schätze des Bodens auszubeuten. Wie gewaltig ist der Spielraum, der dem Individuum gegönnt ist; was geschieht nicht für die Volksaufklärung, die allgemeine Wohlfahrt! Aber dem stehen gewichtige Mängel entgegen, die uns das altbackene „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" gar nicht so übel erscheinen lassen.

Daß die geriebenen Yankees unliebenswürdige Menschen sind, steht diesseit des Oceans wol so ziemlich fest, und der Enthusiasmus, der während des letzten Bürgerkriegs — den nicht sie, sondern Deutsche, Irländer, Neger zum größern Theil ausfochten — laut wurde, ist in etwas verstummt. „Mir sind die Hinterwäldler", sagt Gerstäcker, „stets am kleinen Finger lieber gewesen als ein ganzer Yankee", und er mag recht haben. Die gewaltige Corruption des stets auf nur vier Jahre angestellten Beamtenheers, die selbst russische Verhältnisse übersteigt und schamlos offen gezeigt wird, dieses allgemein verbreitete Stehlen en gros und en detail, macht einen widerwärtigen Eindruck. Die Steuerplackereien, kleinlicher und peinlicher als zur Zeit der höchsten Schutzzollblüte in Europa, und die dadurch heraufgeschraubten Preise für alle eingeführten Waaren (140 Thaler das Tausend eben rauchbarer Cigarren, zwei Dollars eine Flasche gewöhnlichen pfälzer Weins, und einen Dollar die Flasche nichtswürdigen Whiskys) sind auch nicht dazu angethan, den Fremdling zu begeistern, so wenig wie die Haltung der amerikanischen Frauen, der schwindelhafte Luxus, die lächerliche Sonntagsfeier und eine Masse ähnlicher Items. Versöhnende Mitteltöne fehlen, und selbst politische Mittelparteien sind nicht vorhanden. „Das ist der Fluch der beiden bestehenden Parteien, daß sie alle Fragen bis hinaus auf die Spitze treiben und in ihrem blinden Eifer dadurch selbst die Republik in Frage stellen."

Und der Süden? wird man fragen. Wie aus Gerstäcker's Buche hervorgeht, ist er einfach ruinirt. Man darf sich dadurch nicht täuschen lassen, daß, seitdem der Reisende wieder in die Heimat zurückgekehrt ist, in dem größern Theile der frühern Sklavenstaaten die Reconstructionsgesetze angenommen worden sind. Es geschah dieses unter der Herrschaft der Militärverwaltung mit Hülfe der farbigen Marionetten und mit Ausschluß eines Theils der weißen Bevölkerung. Das dem gesammten Organismus der Vereinigten Staaten eingeimpfte Gift wirkt im Innern fort. Die Verletzung der Rechtsgleichheit birgt für die Republik die größten Gefahren in ihrem

Schoße: denn die Verleihung aller politischen Rechte an die Farbigen in den ehemaligen Sklavenstaaten wurde zu einem Gegenstande gemacht, worüber die Union zu beschließen und zu wachen hat; in den übrigen Staaten aber wurde es dem Belieben jeder einzelnen Staatsgewalt überlassen, ob den Farbigen solche Rechte zu verleihen sind, und zwar mit Abweisung jeder Einmischung der Union. Dadurch ist die tiefste Grundlage der föderativen Republik erschüttert.

Was Gerstäcker vor einem Jahre im Süden sah, gewährt ein trostloses Bild:

Keins der prachtvollen Pflanzerhäuser am Mississippi scheint mehr bewohnt zu sein; alle Jalousien sind geschlossen. Nirgends haben die Felder mehr Fenzen, und den dunkelbraunen Klettenwuchs, mit dem sie überwuchert sind, kann man überall beobachten.

Da findet der Reisende, der den übermüthigen „Niggerbaronen" allerdings den ertheilten Denkzettel gönnt und kein Freund der Sklaverei ist, es natürlich, daß die Stimmung immer noch nicht sich beruhigen will. Die Regierung thut auch nichts, um die Aussöhnung zu befördern:

Sie drückte besonders den Süden, der schon an der Concurrenz anderer Welttheile fühlbar zu leiden hatte, mit der ungerechtesten aller Taxen, der auf ein Rohproduct, die Baumwolle, und warf ihn außerdem durch das den Negern bewilligte und bedingungslose (hier liegt der Schwerpunkt) Stimmrecht unter die Majorität der verachtetsten aller Rassen hinab.

So gestalten sich die allgemeinen Eindrücke, die wir wenigstens aus Gerstäcker's Buch, soweit es die Vereinigten Staaten betrifft, herauslesen. Ein anderer mag günstiger sehen, und bei der anerkannten Unparteilichkeit des Verfassers dürfte ihm dazu Gelegenheit gegeben sein.

Speciell die Reiserouten angehend, die er einschlug, so sehen wir ihn von Neuyork in die Petroleumregionen eindringen, wobei wir sehr drastische Schilderungen erhalten und unwillkürlich nach unserer Studirlampe aufschauen, die auch nach dem modernen Beleuchtungsmaterial riecht und uns in innige Verbindung mit Oilcity, Oilcreek und den übrigen duftenden Oertlichkeiten der Region versetzt, in der das wichtige Material jetzt nur noch gepumpt wird, aber nicht mehr aus der Erde fließt wie kurz nach der Entdeckung, als zu den californischen Goldkönigen sich die Petroleumfürsten gesellten.

Cincinnati am Ohio, dann St.-Louis am Einflusse des Missouri in den Mississippi, waren die nächsten Stationen, und hier erhalten wir das ansprechende Bild zweier mächtig aufblühenden amerikanischen Städte, die den Westen beherrschen. Daran schließen sich Betrachtungen über die Pacific-Eisenbahn, deren gewaltige Bedeutung für den Umschwung im Weltverkehr der Neuzeit vollkommen gewürdigt wird. Diese Schilderungen des Verfassers, sowie sein Bericht über die Unterhandlungen des Generals Sherman mit den Rothhäuten, die wegen jener Bahn den Krieg gegen die Weißen begannen, sind nach den Reisebriefen des Autors früher in sehr vielen deutschen Zeitungen nachgedruckt worden, und wir übergehen sie deshalb. Gerstäcker wandte sich, nach dem Ausflug in die Prairien von Kansas, südlich, besuchte das höchst interessante „gesunkene Land" bei Neumadrid, „das einst bei einem heftigen Erdbeben in sich selber zusammensank", und gelangte durch Arkansas, wo er früher seine Urwaldabenteuer erlebt, nach Neuorleans.

Zweierlei zieht sich wie ein rother Faden durch das ganze Buch; das eine betrifft die Stellung der Deutschen in Amerika, das andere die inhaltschwere Negerfrage. Gerstäcker hat mit großer Vorliebe das deutsche Element auf Schritt und Tritt verfolgt und mit Freuden den Aufschwung beobachtet, den dasselbe in nationaler Beziehung seit dem großen Jahre 1866 genommen hat. Auch fand er diesem Ereignisse gegenüber nur eine anerkennende Stimme unter unsern Landsleuten jenseit des Oceans, denen durch kleine particularistische Liebhabereien der große Horizont nicht verdüstert ist. Mit Recht zweifelt der Verfasser trotz allem wol daran, daß die Deutschen in Nordamerika einmal eine besondere Stellung einnehmen werden; er hält ihr Aufgehen in den Angloamerikanern für unvermeidlich, oder vielmehr steht die Bildung einer neuen Mischung bevor, zu der die Deutschen nicht den schlechtesten Theil liefern werden. Ihre Tüchtigkeit in der neuen Heimat wird ja jetzt endlich anerkannt sowol wegen ihrer Leistungen, als auch infolge der politischen Umwälzungen im Vaterlande, die ihnen erst eine Basis verliehen. Wer baute die Brücke, die mit einem Schlage den ganzen Ohio bei Cincinnati überspannt und jetzt die größte der Welt ist? Ein Deutscher. Wem gehört das größte und schönste Haus jener Stadt? Wieder einem Deutschen. So kann man seitenlang fortfragen und günstige Antwort erhalten. In St.-Louis ist das deutsche Element bereits so vorherrschend, daß ein Controller dort ausrief: „Ich muß einen Zettel an meine Office nageln mit den Worten: Hier wird auch englisch gesprochen — denn die Amerikaner trauen sich schon gar nicht mehr zwischen die vielen Deutschen hinein." Die deutsche Presse ist in der Union eine Macht geworden, mit der die Politiker des Landes zu rechnen haben, wenn sie auch, was natürlich ist, sich nach den großen politischen Parteien des Landes scheidet. Auch im weitern Verlaufe seiner Reise, nach Süden zu, fand Gerstäcker die Deutschen überall in achtunggebietender Stellung. In Neuorleans gehörten ihnen die angesehensten Firmen, und die Schilder deutscher Handwerker waren aller Ecken und Enden zu finden. So ist es auch in der Hauptstadt Mexico, in Vera-Cruz, wo der große Import des Landes fast ausschließlich in deutschen Händen ruht und das deutsche Element in gesellschaftlicher Beziehung wacker zusammenhält.

Was die Negerfrage betrifft, die den verwundbaren Fleck Amerikas ausmacht und weit davon entfernt ist, mit der Aufhebung der Sklaverei gelöst zu sein, die vielmehr den Fluch der bösen That nach sich schleppt und kommenden Geschlechtern vererbt, so finden wir in Gerstäcker's unparteiischer Erwägung das Conto der schwarzen Rasse stärker belastet, als dies den Abolitionisten und Negerfreunden um jeden Preis lieb sein wird. Die bloßen Phrasen, die zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges sehr billig waren, verstummen allmählich und man läßt den Thatsachen ihr Recht widerfahren. Unser Verfasser verwirft entschieden das den faulen und ungebildeten Negern so übereilt ertheilte Stimmrecht, das den intelligenten und fleißigen Einwanderern aus Europa erst nach

nf Jahren zuerkannt wird. Auch er findet, was seit
ıfhebung der Sklaverei in den englischen und französischen
ılonien bis zur Evidenz festgestellt wurde, daß die freien
:ger größtentheils verwildern und nicht arbeiten. Das
jrte einerseits zur Anschaffung von Kulis — die doch
r eine andere Form der Sklaverei vertreten — und
dererseits zum Ruin des Landes. Bei St.-Thomas
ıt Gerstäcker:

Früher bedeckten die Hänge reiche und weite Zuckerfelder — Aufhebung der Sklaverei liegen sie kahl und trocken in der nne, und ein klein wenig Gemüse abgerechnet, wird wol diesem Augenblick gar nichts weiter auf der ganzen Insel ɔgen.

Was die Neger, wo sie sich selbst überlassen sind, aus :r blühenden Colonie machen, das zeigt Haiti mit en fortwährenden Kriegen, dem Abschlachten der Weißen dem Wiedereinführen der Fetische. An der amerikahen Westküste, vor allem in Ecuador, fand Gerstäcker, die coloured gentlemen „in wirklich bedrohlicher ise" überhandnehmen und die Indianer ganz vernɔgen. Und die Folge?

Sie werden genügend arbeiten, um sich das Leben zu er:n, um einen mehr unter ihnen aufsteigenden Luxus zu befen, mehr aber auch nicht. An irgendeine Verbesserung des ɔes, an ein Fortschreiten in Handel und Gewerbe ist unter : Leitung nicht zu denken, und nur eine gewaltsame Befreiung ihrer Herrschaft wäre dann möglich.

In der Union dagegen findet eine Verminderung unden freien Schwarzen, eine grauenhafte Sterblichkeit lge liederlichen Lebens statt, die, mit der Zeit zuneh, vielleicht die einfachste Lösung der großen Frage sich führt. Gerstäcker ist mit Recht für eine allliche Abschaffung der Sklaverei, wo sie noch be. aber —

So wie es jetzt geschehen ist, hat es nicht allein die frü- Sklavenhalter und Tausende ruinirt, sondern ist, von der Gesetzgebung der Radicalen unterstützt, auch den Negern zum Verderben geworden, und viele, sehr viele werden untergehen.

Gegenüber den Bildern großartigen Aufschwungs, die ermanischen Nordamerika an uns vorübergehen, er- wir in den Reisen Gerstäcker's durch Mexico ein des traurigsten Verfalls und der Unfähigkeit der :ischen Rassen im Colonisiren. Das Gute, was nach Kaiserreich geblieben, geht auch allmählich zu Grunde, Pfaffenwirthschaft, Räuberwesen, totale Verkommenregieren in dem „schönsten Lande der Welt". Der nde ging die bekannte Straße von Vera-Cruz über la nach der Hauptstadt Mexico, wo er Gelegenheit , Juarez zu sehen und die ganze versumpfte Lage ogenannten Republik darzustellen. Auch die Franwaren noch zahlreich da; sie wurden gehaßt, aber richtete sich nach ihrer Mode.

Es ist die nämliche Geschichte wie damals in Rußland. ranzosen wurden aus dem Lande gejagt, aber ihre Schneid Friseure blieben zurück, und was Bajonnete und Kanicht vermocht, erreichten sie nach und nach mit Nadel ɔmmade. Sie civilisirten, wie sie es nannten, das Land, Tode wie Krankheiten bekamen nach ihnen den Namen.

egenüber der gerade jetzt stark angeschwollenen Liteüber Mexico vermögen wir dem Theile des Reisewelcher über die Tour von Vera-Cruz bis zur stadt und die allgemeine Lage der Republik handelt, keine neue Seite abzugewinnen. Ganz anders jedoch steht es mit dem folgenden Abschnitt, der uns nach Acapulco an der Küste des Stillen Weltmeers führt. Hier durchzog Gerstäcker die wilden Gebirgslandschaften von Guerrero. Bis auf den heutigen Tag ist nach der wichtigsten Hafenstadt an der mexicanischen Westküste kein gebahnter Weg gebaut worden, und Acapulco, von wo aus einst die berühmten Silbergallionen nach den Philippinen abgingen, liegt noch immer durch hohe Gebirge eingeschlossen, ohne Verkehrsweg nach dem Innern, sich selbst überlassen in seinem ungesunden, heißen Bergkessel. Da es Dampferstation ist, so wird es von der Seeseite oft berührt, vom Lande her nahen sich ihm aber nur wenig Reisende. Gerstäcker brach mit einem französischen Friseur und einem Barbier, der gleichfalls der Großen Nation angehörte, dorthin auf. In der alten guten Weise des Verfassers erhalten wir von diesen Gefährten höchst launige Bilder, die wir selbst da nicht aus dem Auge verlieren, wo geographische und ethnographische Schilderungen unser Interesse fesseln.

Der Staat Guerrero, der immer gleich Yucatan eine Art Sonderstellung in Mexico einnahm, ist frei von Räubern; aber gegen den Gouverneur Alvarez, den Sohn des einst berühmten „Panthers", in dessen Familie jene Würde erblich ist, war in General Ximenez ein Prätendent aufgetreten. Gerstäcker kam jedoch ungehindert zwischen den beiden Parteien hindurch und deckte sogar die beiden Franzosen noch, wobei allerlei Abenteuer mit unterliefen. Ueber den Mescal-Fluß, an dem einst die Franzosen mit blutigen Köpfen umkehrten, setzte er auf einem Schwimmflosse aus großen Flaschenkürbissen. So seltsam diese Beförderungsweise auch ist, so steht sie doch keineswegs vereinzelt da, denn über den Nil, den Euphrat, die Flüsse im indischen Hochland setzt man gleichfalls auf solchen Schwimmkürbissen oder thönernen Krügen. Was Guerrero betrifft, so kann es nach unserm Gewährsmann „in der ganzen Welt eine wildere, romantischere Scenerie, von Wildbächen durchrauscht" nicht geben. Natürlich war der Weg durch die zerrissenen dicht bewaldeten Schluchten ein höchst beschwerlicher, aber glücklich langte Gerstäcker in Acapulco an, wo er sich nach Panama einschiffte. Er besuchte nun noch die gänzlich zerfallene Colonie am Pailon in Ecuador, machte die Fahrt mit der Isthmusbahn nach Aspinwall, besichtigte im Fluge einige westindische Inseln und fuhr dann nach La Guayra, dem Hafen Venezuelas.

Für uns Deutsche hat die Erinnerung an Venezuela immer etwas Wehmüthiges. Liegt doch hier wieder einmal eine jener versäumten Gelegenheiten vor, zu überseeischem Besitze zu gelangen. Verschwunden sind die Tage, als augsburger Handelsherren, die Welser, hier gleich Königen herrschten, als Ambrosius Alfinger, Klaus Federmann, Jörge von Speier und ein Hutten weit und breit das Land durchzogen und den ärgsten Conquistadoren gleich golddurstig die Indianer brandschatzten. Die deutschen Anläufe sind an spanischer Tücke gescheitert, und Venezuela, das deutsch sein könnte, ist ein Glied in der Kette jener erbärmlichen Republiken geworden, die als Caricaturen der europäischen Staatsformen auf dem Boden der Neuen Welt vegetiren. Auch Gerstäcker singt das alte Lied; er

schildert das wunderschöne Land mit den malerisch geschnittenen Bergkuppen, den weiten Llanos, den fruchtbaren Geländen und herrlichen Riesenströmen, den unerschöpflichen Hülfsquellen, aber zerrüttet von ewig währenden Bürgerkriegen, ausgesaugt von gewissenlosen Beamten, die gleich Heuschrecken überall hin Verwüstung tragen, Handel und Wandel brach legen. Arm und elend steht im reichsten Lande das Volk da, und es wird es auch bleiben, bis einmal eine andere Rasse die Zügel in die Hand nimmt. Ganz so schlimm wie in Mexico erscheinen uns die Zustände in Venezuela allerdings nicht; der Straßenraub wird hier nicht in dem gleichen Maße getrieben; man begnügt sich mehr mit kleiner Beutelschneiderei, und die Truppen der gelben Partei, die 1868 am Ruder war, erscheinen uns immer noch besser als die Banden in Mexico.

In La Guayra, in Carracas, in Angostura fand Gerstäcker die Geschäfte gänzlich darniederliegend, und die deutschen Kaufleute, in deren Händen der Handel meistens ist, klagten gewaltig, waren jedoch trotz der chronisch gewordenen Anarchie durch Fleiß und Tüchtigkeit zu Reichthümern gelangt. Ueberall zeigten sich Ansätze dazu, dem Fortschritte die Thüren zu öffnen; aber nichts war ordentlich durchgeführt, man müßte denn dahin die Gasbeleuchtung in Carracas rechnen, die unsern Reisenden allerdings überraschte. Auch eine Eisenbahn hatte man bei der Hauptstadt gebaut; doch war sie sammt Locomotiven und Waggons im Verfall begriffen oder vielmehr gar nicht in Betrieb gesetzt worden. Im Staatsleben selbst zeigte sich eine atomistische Zersplitterung. In den Llanos, in Guyana wußte man nicht, was in der Hauptstadt vor sich ging, und der Reisende mußte oft die Regierungsbehörden davon benachrichtigen, daß vor so und so viel Wochen ein neues Ministerium eingesetzt worden sei. In Calabozo war die erste Frage des Gouverneurs an Gerstäcker, ob er vielleicht Zeitungen aus Carracas mitgebracht habe, und als der würdige Vertreter des Präsidenten einige Blätter empfing, die als Enveloppen gedient, war er ganz glücklich, etwas von der Welt und den Zuständen in der Hauptstadt zu erfahren. Genau so ging es in San-Fernando am Apure, wo der commandirende General seit einem Monate keinerlei Befehle erhalten hatte, obgleich das Land im Aufstande befindlich war und Ereignisse von Wichtigkeit sich vorbereiteten. Gefahren auf der Reise, wie im amerikanischen Westen und in Mexico, wo der Revolver stets in Bereitschaft gehalten werden mußte, bedrohten unsern Reisenden in Venezuela nicht, und er hat die Tour durch die Llanos zum Apure und auf diesem abwärts bis zum Orinoco ohne größere Abenteuer zurückgelegt. Immerhin bleibt aber dieser dritte Band der „Neuen Reisen" der werthvollste, denn unsere Literatur über Venezuela ist arm; seit den Tagen Humboldt's ist kein umfangreicheres selbständiges Werk über jenes schöne Land in deutscher Sprache erschienen, wenn es auch an Compilationen und Einzelarbeiten nicht gefehlt hat.

Gerstäcker ist auf seinen vielen Reisen eigentlich sehr selten von den großen Hauptwegen nach rechts oder links abgewichen, und wenn er auch die Befähigung dazu gehabt hätte, ein Entdecker ist er nie geworden und er hat sich auch niemals für einen solchen ausgegeben. So sehen wir ihn denn auch in Venezuela die bekannteste Straße — wenn der Ausdruck Straße hier erlaubt ist — quer durch das Land wandern. Nur von einem Burschen begleitet zieht er in die Llanos, die man sich keineswegs als vollkommen baumlose kahle Ebene denken darf, wie z. B. die Prairien Nordamerikas oder die Pampas in der Argentinischen Republik. Es gibt in ihnen allerdings Stellen, wo auf Meilen hin kein Baum oder Strauch steht und der Blick weit wie über den Ocean schweift, aber diese können nicht als Regel gelten. Meist sind Mauritiapalmen oder Laubbäume in Sicht, und hier und da an den eingetrockneten Wasserläufen, die nur zur Regenzeit Leben gewinnen, findet man auch Dickichte. Die letzten Berge, die dem von Ortiz herkommenden Reisenden entgegentreten, sind die phantastisch geformten Morros von San-Juan, über deren Entstehung Gerstäcker folgende Erklärung gibt:

Sie waren früher einmal ein fester, solider Berg mit ziemlich spitz zulaufender Kuppe gewesen, als sie ein Erdbeben aus allen Fugen brach. Die furchtbare Gewalt muß den Berg gerade an der Wurzel und im Mittelpunkt gefaßt und emporgehoben haben, und wenn auch das alte Gestein fest zusammenhielt, so konnte es doch ein solches Gewicht nicht binden. Wie ein kleiner zugespitzter Haufen nassen Sandes auseinanderbrechen würde, wenn man ihn gerade in seinem Mittelpunkte empordrücken wollte, so spaltete der riesige Berg in drei Theile, die dann auseinanderklafften, aber noch deutlich genug erkennen lassen, wie sie früher einmal zusammengehört.

Flüchtig, wie ein wandelndes Panorama, ziehen die Bilder aus den Llanos an uns vorüber. Der Reisende hatte keine Zeit, sich mit Einzelheiten zu befassen, und dann sah er die weiten Ebenen nur zur trockenen Jahreszeit. Ganz anders ist das Bild der Natur, wenn hier die überreichen Regengüsse herniedergeflutet sind. Die ganze Llano steht dann unter Wasser und Holzstege führen oft zwölf Fuß über den Boden hinweg, der in der dürren Zeit von der Hitze zerrissen und aufgesprungen daliegt. Der Wassermangel, unter dem auch Gerstäcker empfindlich zu leiden hatte, ist übrigens das größte Hinderniß für die Cultur jener Strecken, und doch hatten gewissenlose Speculanten einst die Absicht, in den Llanos deutsche Colonien anzulegen!

Neue Bilder begegnen uns wieder im Apuredistrict. Hier tritt Venezuela ein in das unvergleichliche hydrographische Netz Südamerikas, und Flüsse, die wir unsern Karten nach für klein und unbedeutend halten, zeigen sich in der Wirklichkeit als mächtige Ströme mit Wellenschlag, nicht viel geringer als jener des Meers. Bei San-Fernando erreichte Gerstäcker den Apure, von dem er ausruft:

Alle Wetter, welch ein Strom! So groß und breit hatte ich mir den Apure wahrlich nicht gedacht, der dort, wo die Stadt lag, dem Mississippi selber wenig nachgab. Und wie frisch der Wind über seine Fläche strich, aber was für tüchtige Wellen er dabei auch aufwühlte! Und das war dabei erst der Apure, der sich in den noch weit größern Orinoco ergoß.

In einem Canot, das von faulen, schmuzigen Negern gerudert wurde, fuhr Gerstäcker nun den Apure abwärts. An beiden Seiten begleitete ihn die ungeheuere Steppe, die, wenn sie nicht bei zeiten abgebrannt wurde, ein dichtes Gewirr von hohem gelben Grase bildete, in

andern Falle aber eine freundliche grüne Fläche zeigte, während dicht am Ufer ein oft nur schmaler Streifen Waldes lag, in dem sich viel Wild verbarg. Vergebens lauschte während der Vollmondnächte Gerstäcker dem nächtlichen Concerte der Thiere, das Humboldt so herrlich zu schildern wußte, und einige Zweifel an der Richtigkeit jener Naturgemälde werden in bescheidener Weise wach. Nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, seit der große Naturforscher Mittel- und Südamerika bereist, sind freilich viele seiner Ansichten über Volk und Land gründlich umgestoßen worden; aber gerade was seine Schilderungen aus Venezuela betrifft, so haben sie in der letzten Zeit eine Bestätigung erhalten, die alle Zweifel daran über Bord wirft. Genau dieselben Straßen, die Gerstäcker gewandert, zog auch erst vor kurzem ein in Europa gebildeter, tüchtiger Sohn des Landes, Don Ramon Paez, dessen Werk „Life in the Llanos of Venezuela" im verflossenen Jahre zu Neuyork (Ch. Scribner u. Comp.) erschien. Unwillkürlich haben wir hier zwischen dem Buche des Deutschen und dem des Eingeborenen eine Parallele ziehen müssen, und gefunden, daß jeder seine guten Seiten hat und hier eine Ergänzung stattfindet. Paez dringt besser in die Einzelheiten ein, die ihm näher, verständlicher waren; Gerstäcker urtheilt als Fremder vom europäischen Standpunkte, als Sohn eines civilisirten Landes; natürlich da überall gründlicher, wo es darauf ankommt, Culturwerthe zu bestimmen und große allgemeine Gesichtspunkte festzuhalten. Was nun aber Humboldt's Schilderungen betrifft, so kann Paez deren Treue und zutreffende Genauigkeit nicht genug loben, er erkennt sie überall an und setzt sie in sein Buch, da er selbst unmöglich wahrheitsgetreuer zu erzählen vermag. Bei uns ist zehn Jahre nach Humboldt's Tode der Glaube an seine Autorität vielfach in der Abnahme begriffen, in der Neuen Welt blüht er dagegen noch mächtig fort, und die Fremden übertreffen uns an Pietät gegenüber dem großen Todten.

Nach langer mühseliger Fahrt lenkte das kleine Canot in den Orinoco ein, der, selbst ein weites Meer, gewaltig und großartig, mit Wogen gleich jenen des Oceans, sich der See zuwälzte. Wir machen hier Bekanntschaft mit Alligatoren, „Tigern" und Schildkröten, deren Eier ein werthvolles Nahrungsmittel liefern und auch durch das daraus gewonnene Oel für den Handel wichtig sind. In Angostura, das heute Bolivar heißt, fand Gerstäcker zum ersten male nach langer Wanderung civilisirtes Leben und Deutsche wieder. Hier hatte er auch Gelegenheit, den Zauberklang seines weltbekannten Namens zu prüfen. Er kam ohne einen Pfennig Geld an und konnte nicht einmal seine Fährleute bezahlen. Da vertraute er auf seinen Namen, tritt in das erste Handelshaus, das einem Deutschen gehörte, ein, der über den zerlumpten und abgerissenen Mann nicht wenig erstaunt ist, aber bei Nennung der Worte „Fritz Gerstäcker" sofort in die Kasse greift, die Schiffer befriedigt und dem wackern Reisenden ein freundliches Obdach gewährt. Wohlthuend wirkt die Schilderung, die Gerstäcker in Angostura von dem Präsidenten des Staats Guyana entwirft. Dalla Costa, dem die „Neuen Reisen" gewidmet sind, ist für Venezuela ein außergewöhnlicher Mann; er ist ehrlich, allgemein beliebt, gebildet und spricht fünf Sprachen, darunter deutsch. Eine Seltenheit, wird der Leser ausrufen, nachdem er, so lange Gerstäcker ihn durch das spanische Amerika geführt, fast nur in einer Galerie von Schurken umhergewandelt.

Gerstäcker ist der erste Deutsche, welcher uns ausführliche Berichte über die reichen Goldminen Venezuelas liefert und selbst dieses kleine Californien besucht hat, das neuerdings so viel von sich sprechen machte und große Erwartungen erregte. Die in Guyana gelegenen Minen wurden nur durch einen Zufall und zwar durch Eingeborene entdeckt, die sich in einer der zahlreichen Revolutionen einer Truppenaushebung entziehen wollten und deshalb in die Wildniß flüchteten. Dort zündeten sie zwischen Quarzblöcken ein Feuer an und fanden in den Steinen das reiche Gold. Also auch hier hatte die blinde Göttin die Hand im Spiele, wie in Californien, wie bei der Entdeckung der Bergwerke im Harz, im Erzgebirge. Der Platz, wo man das erste Gold gewann, wurde Caratal genannt nach der dort in Menge wachsenden Carata-Palme, deren Blätter zum Decken der Häuser dienen. Jetzt erhebt sich dort eine Stadt, die über 6000 Einwohner aus allen Gegenden der Welt zählt; Schacht zieht sich dort an Schacht hin in geradezu gefährlicher Weise, sodaß schon viele Unglücksfälle durch Verschüttungen vorkamen. Die Art der Goldgewinnung weicht jedoch von jener in Californien und Australien wesentlich ab, da hier das Wasser zum Auswaschen fehlt. In der rohesten Weise, ohne Anwendung irgendeiner Maschine zerstampft man den goldhaltigen Quarz und extrahirt das Metall durch Quecksilber. Der Ertrag ist sehr bedeutend, und nach jedem Regen findet man noch Goldstücke zwischen den Pflastersteinen und unter den Dachtraufen. Indessen eine Zukunft, wie Californien sie infolge der Goldentdeckungen erhielt, haben diese Districte in Venezuela wol schwerlich vor sich, da schon die klimatischen Verhältnisse eine massenhafte Ansiedelung thatkräftiger Menschen germanischen Stammes verbieten und Neger bisher die Ueberhand haben. Wir wollen hier noch eine Bemerkung von historischem Interesse hinzufügen: nämlich genau an die Stelle, wo heute das Gold gewonnen wird, etwa hundert englische Meilen vom Orinoco, versetzte Sir Walter Raleigh sein oft in das Reich der Fabel verwiesenes Dorado de la Parime. Er hat recht behalten, genau so wie manche alten geographischen Entdeckungen in unsern Tagen wieder zu Ehren kamen und ihre Bestätigung erhielten gleich den Nilseen des Ptolemäus.

Mit dem Besuche des venezuelischen Dorado hatte Gerstäcker seine Reisen beendigt; aber er fügt dem Buche noch ein Schlußkapitel hinzu, das wir vom nationalen und patriotischen Standpunkte ganz besonders willkommen heißen und von dem wir wünschten, daß es durch die Tagespresse weit, recht weit unter alle Deutschen, namentlich in Süddeutschland verbreitet würde. Er zeigt nämlich, wie überall unsere Landsleute in der Neuen Welt erst seit den großen Umwälzungen des Jahres 1866 auch eine politisch geachtete Stellung einnehmen, und wie sie alle, mag es nun in den Vereinigten Staaten, in Mexico, Venezuela oder Westindien sein, aus vollem Herzen der neuen Ordnung der Dinge im Mutterlande zugethan sind,

wie sie jetzt darüber jubeln, deutsche Schiffe unter deutscher Flagge in allen Häfen als die zahlreichsten nächst den Amerikanern und Engländern zu erblicken, und wie sie mit erweitertem Blicke, ohne enge particularistische Gefühle, welche der Aufenthalt in der Fremde ihnen benahm, nicht begreifen können, daß in der Heimat noch eine engherzige Opposition dem großen Werke widerstehen kann.

Gerstäcker's Buch, in dem die ernste Betrachtung vorwaltet, gewährt eine angenehme Lektüre und bestätigt aufs neue das vortreffliche Erzählertalent des Reisenden. Aus Reisebriefen hervorgegangen, trägt es zum Theil deren Charakter, und einige Feilenstriche hätten dem manchmal etwas nachlässigen Stile wohlgethan. Auch hätten wir etwas mehr Uebersichtlichkeit in der Anordnung oder wenigstens Inhaltsangabe statt trockener Kapitelüberschriften gewünscht, damit auch der fernere Gebrauch erleichtert werde. So ist das Buch schwer zu benutzen. Der Ethnograph wird darin immer gediegene Beobachtungen finden, wenn auch andere Wissenschaften meist leer ausgehen. Was hätte der tüchtige Reisende nicht alles leisten können, wenn er hier und da eine Messung vorgenommen, dunkle Punkte der Kartographie aufgehellt oder den Naturwissenschaften, die ihm ganz fern liegen, einige Aufmerksamkeit gewidmet hätte! Das alles lag jedoch nicht in des Weltwanderers Aufgabe, dessen „Neue Reisen“ wir auch ohne wissenschaftliche Grundlage dankbar annehmen. Noch frisch und kräftig, wie er dasteht, wollen wir hoffen, daß die „Neuen Reisen“ nicht auch die „neuesten“ bleiben. Zu Hause leidet es ihn doch nicht bei aller Liebe zum Vaterlande, und so möge er denn in einigen Jahren uns nochmals mit „Neuesten Reisen“ erfreuen.

Richard Andree.

„Paris in Amerika.“

Paris in Amerika. Von Dr. René Lefebure aus Paris. Nach der neunzehnten Auflage des französischen Originals übersetzt von H. Pemsel. Zweite Auflage. Mit einem Vorwort von E. Laboulaye. Erlangen, Besold. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Unsers Wissens ist dies die erste Uebersetzung, welche die epochemachende Satire Laboulaye's dem deutschen Publikum mundgerecht macht. Wol haben die Zeitungsfeuilletons sich mit Heißhunger auf diesen fetten Bissen Anticäsarenthums geworfen, zahlreiche Uebersetzungen meist unkritisch arrangirter Ragouts aus dem Werke sind dem deutschen Leser aufgetischt worden, nirgends aber ist eine gutgelungene Verdeutschung des Ganzen aufgetaucht. Dieser Mangel ist mit vorliegender Arbeit beseitigt. Es ist doch nicht ganz bequem und nicht Kinderspiel für einen Schablonenübersetzer französischer Literatur und Makulatur, der romanischen Satire, die bei dem Autor von „Paris in Amerika“ oft die feinen Pinselstriche platonischer Dialogenkunst erkennen läßt, ein elegantes deutsches Gewand zu geben. Wenn wir dem Uebersetzer zugestehen, jenen Anforderungen überall entsprochen zu haben, so mag er dieses Zugeständniß als ein wohlverdientes Compliment hinnehmen.

Paris ist Frankreich, und Frankreich Paris: so könnte des ehrenwerthen Lefebure Werk auch ebenso gut „Frankreich in Amerika“ heißen. Die Fabel des Buchs ist höchst einfach, so einfach, wie eine richtige Satire sein muß, die ihre Schlagadern in Detailschilderungen, nicht in Engros-Erfindungen und verwickelter Handlung hat. Dr. Lefebure, ein pariser Gelehrter, der das ganze Buch hindurch selbst erzählt, besucht einen amerikanischen Geisterseher, der ihm, weil der Doctor ihm seine Thätigkeit auf natürliche Weise erklären will, entgegnet, er wolle ihm, dem Doctor, eine Probe seiner Kunst geben, die ihn von seiner wunderkräftigen Macht überzeugen werde. Mr. Dream, der Geisterseher, bewirkt durch sein magnetisches Fluidum, daß der Doctor am nächsten Morgen statt in Paris in Amerika erwacht, ein Traum, der in 24 Kapiteln als fait accompli vom Erzähler und Leser — so gut erzählt Lefebure — angenommen wird. Dr. René Lefebure, der französische Steuerzahler und an Haußmannskost gewöhnte Pariser, lernt die kräftigen Gerichte amerikanischer Staatsküche nach und nach sehr wohlschmeckend finden. Das ganze amerikanische Gemeinwesen zieht an uns vorüber, die verschiedenen Phasen republikanischer Staats- und Gemeindethätigkeit werden uns unter thätigem Eingreifen des Doctors vorgeführt. Der altamerikanische Grundsatz der Selbsthülfe, die solide häusliche Wirthschaft, die eine stark religiöse Beimischung der mit dem Pilgerstab eingewanderten Vorfahren nicht verleugnen kann, die Anschauungen über Eheschließung, kurz die Grundzüge eines freidenkenden Familienlebens bilden den Stamm des Buchs. In seinem eigenen Hause, an seiner Frau, seinen Kindern, seinen Dienstboten lernt der Unterthan des zweiten Kaiserreichs das angelsächsische Grundgesetz von der Unverletzlichkeit und der Heiligkeit des Hauses, das germanische Sittengesetz von der Reinheit des Familienlebens in seiner hohen Bedeutung für Gemeinwohl und Individualität kennen. Und wie die Familie den starken Willen und die Keuschheit des Denkens großzieht, so fordert der Staat von seinem freien Bürger die volle Ausbildung und Ausübung seiner Kräfte. Ein Brandunglück lehrt den Franzosen, daß alle Bürger zur Hülfe bei jedem Unfall der Gemeinde verpflichtet sind; Lefebure greift selbst thätig in die Löschanstalten ein, er rettet mit Gefahr des eigenen Lebens Mutter und Kind, die ihm fremd sind, aus den Flammen und wird durch diese brave That mit einem Schlage populär. Die Presse der Stadt feiert den heldenmüthigen Dr. Smith — das ist des Franzosen neuer angelsächsischer Name — in emphatischer Weise, man bietet ihm Candidaturen zu Ehrenämtern an, und der erstaunte Smith sucht vergebens nach der Quelle seiner blitzesschnellen Berühmtheit. Er hat die amerikanische Presse vergessen.

Im achten und neunten Kapitel des Buchs werden wir in eine Werkstatt der unionistischen Zeitungspresse eingeführt. Wenn der alte Continent geneigt ist, das

erikanische Zeitungswesen als Unwesen und schamloses clamengetriebe anzusehen, so lernt er hier in den Perifications der ehrenwerthen Mr. Truth und Mr. Hum- — der Name ist hier nicht odiös — die beste Seite transatlantischen Journalismus kennen. Der amerikanische Journalist ist der Sauerteig der bewunderungsrdigen Republik:

Wer die Stellung eines Journalisten nur von weitem an-, achtet sie kaum; aber jeden, der näher hinzutritt, erfaßt unbegreifliche Lust, sich damit zu beschäftigen. Die Journsten gehören zu demselben Stande wie die Schauspieler. verachtet und man beneidet sie. Diese Vagabunden haben ; wenn man sich an sie drückt, fühlt man sich weniger ürgerlich. Es gibt keine noch so hübsche Frau, die es glücklich macht, sich den großen Modeschönheiten nähern önnen; jeder Staatsmann hat eine Stunde, wo er dem gesindel schmeichelt, wenn er nicht am Ende gar selbst in Reihen der Zeitungsschreiber tritt.

So denkt ein Franzose, so denkt Lefebure über die lung des Journalisten. „Ich habe bisher“, sagt er Mr. Truth, dem Amerikaner, „auf dem Gebiet der rnalistik die Lüge für die Regel und die Wahrheit für Ausnahme gehalten.“ Der amerikanische Redacteur pft den Doctor derb ab:

Wo haben Sie denn das gesehen, macchiavellistischer Doctor? alten Europa vielleicht? In Spanien, in Rußland, in der ei freilich, überall, wo die Presse ein Monopol in den en der Regierung bildet, haben die armen Journalisten das Recht, sechs Tage lang gar nichts zu sagen unter der ngung, daß sie am siebenten eine officielle Lüge schreiben; was sollte das Lügen helfen in einem freien Lande, wo denken kann, was er will, und drucken darf, was er denkt? Wahrheit ist unsere Waare; sie verlangt das Publikum von Die Lüge verdirbt unsern Credit und bringt uns schmäh- Ruin. Wir dürfen alle Laster haben, nur dies eine nicht. n Sie die englische „Times“ an; sie ist wankelmüthig, , beleidigend, aber niemals lügnerisch. In flagranti iner Lüge ertappt, würde ihr Eigenthümer ein Einkom- von 100000 Dollars verlieren. Um diesen Preis kann das Laster meiden; man ist wahrhaft aus Berechnung ugendhaft aus Interesse.

Gegenüber dieser Anschauung von den Pflichten des nalisten setzt Smith seine Ideen über Organisation Presse auseinander, eine köstliche Satire auf die rhaltung der oppositionellen Presse durch die Regie- des zweiten Kaiserreichs. So verlockend auch die enheit ist, zahlreiche Stellen, oft Meisterstücke mor Ironie, hier wiederzugeben, so verbietet doch der d. Bl., solcher Lockung Folge zu leisten. Jenes ne Stichwort „Preßfreiheit“ findet bei Lefebure eine nte dialektische Behandlung. Man muß mit dem sser eine gewichtige Wahrheit begreifen: nämlich die, die Preßfreiheit schließlich nur den ehrlichen Leuten Daher weiß man auch, wo man ihre Feinde zu hat.

ine Candidatur in Amerika für den Posten eines ctors der Straßen und Wege bietet dem Doctor enheit, sich in eigener Person von den Leiden und en eines unionistischen Beamten zu überzeugen. In ärm des Canvassing, jener Komödie, die der Wahlat des angelsächsischen Stammes durchmachen muß, t er an seinem talentvollen Sohn Henry, wie der Staat seine Söhne zu rednerischer Fertigkeit erzieht; ührt aber auch die Schattenseite der freien Presse, ihre Verdächtigung des Gegners, gegen den sie mit allen Waffen der ironischen Rhetorik zu Felde zieht. Dann weist die amerikanische Sabbatfeier, die in ihrer feierlichen Stille wirkungsvoll geschildert ist, den französischen Katholiken auf die Bedeutung der Freiheit des Cultus hin: ein buddhistischer Bonze ist es, der dem christlichen Europäer, Lefebure-Smith, sagen muß, daß jedem Glauben freie Bahn gehört, und daß nur auf diesem Wege das Reich der Gewalt, der Unwissenheit und Verachtung aufhören kann. Die Freiheit der Religion führt uns zur Freiheit der Frau, d. h. zu ihrer gesetzlichen und gesellschaftlichen Gleichberechtigung. Lefebure ist schon von der amerikanischen Hochachtung und Verehrung der Frau angesteckt. Man höre sein Bekenntniß:

Ich habe mich mehr als einmal, wenn ich allein und hinter doppelt verriegelten Thüren in meinem Zimmer saß, ganz leise gefragt, ob nicht die Frau ihren natürlichen Anlagen nach höher steht als der Mann. Sie hat weniger heftige Leidenschaften und eine leichtere Bildungsfähigkeit. Während Adam in seiner Unschuld einschlief, war Eva schon wißbegierig. Es scheint mir, daß, wenn wir seitdem die Gutmüthigkeit unsers Urvaters geerbt haben, die Töchter Eva's nicht von der Art ihrer Ahnfrau gewichen sind. Ich glaube mit Molière, daß es die Vorsicht erheischt, dieses boshafte und unruhige Geschlecht nicht zu sehr zu unterrichten. Wenn wir die Frauen in einer ehrbaren Unwissenheit erhalten, so geben wir ihnen alle Fehler, aber auch die ganze Ohnmacht eines Sklaven, und unsere Herrschaft ist gesichert. Aber wenn wir die naive Glut dieser Seelen steigern, wenn wir sie mit der Liebe zur Wahrheit entflammen, wer weiß, ob sie nicht bald über die Dummheit und Brutalität ihrer Gebieter erröthen würden? Wir wollen das Wissen für uns allein behalten; auf ihm beruht unsere Ueberlegenheit.

Man sieht, es spricht ein Stück Michelet, des französischen Frauenanwalts, aus diesen Geständnissen. Die Frauen sind in Amerika Hausfrauen, Erzieherinnen, Aerzte und Lehrerinnen. In der Sonntagsschule (Kapitel 21), im Krankenhause (Kapitel 25), wie in der Küche und an der Stickerei sind die Frauen Amerikas zu Hause. Sind sie der Sitte unterthan, so sind es die Männer dem Gesetz. Die Handhabung desselben zeigt uns unser Autor in einer Verhandlung vor dem Friedensrichter und einer Gerichtssession, bei welcher Smith zum Staatsanwalt wider Willen wird. In diesen Kapiteln, Glanzpunkten des Werks, wimmelt es von schlagenden Ausfällen gegen das Régime des second empire. Haben wir so Familie, Gesellschaft, Staatsverwaltung, Rechtswesen und kirchliche Zustände des amerikanischen Gemeinwesens mit warmer Theilnahme und schlecht zu verhehlenden Seitenblicken auf europäische Verhältnisse durchwandert, so werden wir durch die Schule, deren humaner Organisation ein lehrreicher Abschnitt gewidmet ist, zum Schluß des Buchs hingeleitet. Die Kriegstrommel ertönt: der amerikanische Bürgerkrieg verlangt Soldaten, und so tritt alt und jung der Unionsbevölkerung, Smith, seine Söhne und Freunde unter die Fahnen der Bundesarmee, um die Rebellen zu bekriegen. Das ist das Ende der Woche, die Lefebure in Amerika zubringt: beim Wachtfeuer der Unionsarmee schlummert der Brave ein, um unter dem Banne Jonathan Dream's, des Geistersehers und Mediums, zu erwachen. Er ist wieder in Frankreich, ist Mr. Lefebure, seine Nachbarn sind wieder Franzosen, seine Familie wieder pariſisch und comme elle faut; sein Arzt, der dumme Doctor Olybrius,

erklärt dem verwirrten Doctor, er habe geträumt; und als Lefebure den Smith nicht so schnell vergessen kann, wie es Paris an der Seine verlangt, wird er als toll ins Irrenhaus gesperrt. Der Arme! Er hatte ja nur geträumt!

Ja, es war ein Traum, es ist ein Traum, dieses geistvolle Buch des rechtskundigen Franzosen, der Zierde der Akademie der Inschriften und des Collége de France. Hinter dem Namen Lefebure verbirgt sich der Kenner des Rechts, der Freund der Humanität, René Lefebvre Laboulaye. Es ist ein französischer Traum, der die Franzosen anders als die frivolen Träume ihrer Offenbachiaden berühren soll, ein Traum nicht der Opernlampen, sondern des Tageslichts, des Lichts der Wahrheit und des Rechts, dem die „Laterne" Rochefort's ihre grellen Strahlen abgeborgt hat. Denn die Satire hat das Vorrecht, den Völkern die Wahrheit zu sagen, die besser gehört wird als die der Bußpropheten. Solch eine prickelnde, stachelige, höhnisch lachende und bitter weinende, zornig donnernde und liebevoll streichelnde Satire ist Laboulaye's „Paris in Amerika". Den Franzosen gilt sie, und auch — unter uns sei es gesagt — uns allen! Es wäre schlimm mit der Oekonomie des Haushalts im Reich der Nationen bestellt, wenn alle jene Vorzüge, die der Satiriker der amerikanischen Union vindicirt, nur dort allein zu finden wären; schlimm, wenn das nordamerikanische Staatswesen das alleinige Ideal des modernen Staats sein sollte. Auch dort ist bei viel Licht sehr viel Schatten. Und so verwechsele man nicht die Absicht des Verfassers, dem von ihm geträumten modernen Utopien einen realen Boden zu geben, mit der nicht beabsichtigten Intention, die große Yankee-Republik als beste Welt und besten Staat hinzustellen. Dem französischen Kaiserreich mit seiner corrumpirten Gesellschaft, seiner Gesetzesauslegung und Polizeiwirthschaft ist die Satire gewidmet, der Cäsarenwirthschaft gilt der Kampf, den der Geist und der Witz führt, um den hohen Preis, den der unter dem empire geborene Franzose nicht versteht und dem seine Sprache keinen Ausdruck geben kann, den Preis: sub lege libertas! Freiheit und Gesetz! Aber was kümmert euch Franzosen das Recht und die Freiheit? Behaltet lieber euern unverbesserlichen liebenswürdigen Leichtsinn! Unterhaltet euch mit Offenbach und der Theresa! Treibt Krieg und Liebe, vergeßt die Welt und die Politik — wenn ihr nachdenken würdet, könntet ihr nicht mehr lachen. Und du, o Deutscher, lies die treffliche Satire und freue dich, daß du nicht bist wie diese da jenseit des Rhein. Harmloser Bürger der Zukunft, lies und ergötze dich: mutato nomine fabula de te narratur!

Franz Hirsch.

Feuilleton.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Die christliche Kirche suchte auf verschiedenen Wegen das heidnische Volk der Deutschen zu christlichem Glauben und Leben zu erziehen. Einer dieser Wege ist die kirchliche Buße, welche den Uebelthätern und Sündern und allen denen auferlegt wurde, die im Festhalten an den alten heidnischen Sitten und Anschauungen sich in einem Gegensatz zur Kirche befanden. Dieser geistlichen Jurisdiction hat man bisher nicht die gebührende Aufmerksamkeit gezollt, um so willkommener ist eine kleine Schrift, welche über den Gegenstand in allgemein verständlicher und selbst unterhaltender Weise belehrt und zugleich die wissenschaftlichen Belege hinzufügt. Sie betitelt sich: „Aus deutschen Bußbüchern. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Emil Friedberg" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1868).

Die Bußbücher, Beichtbücher oder Bußspiegel sind in der altbritischen und irischen Kirche entstanden; durch angelsächsische Geistliche haben sie bei uns weitere Ausbildung erfahren, sind aber auch im Frankenreiche heimisch geworden. Ein Beichtbuch unverkennbar deutschen Ursprungs und wol dem 7. Jahrhundert angehörend ist in Merseburg aufgefunden worden. Die Sprache der Bußbücher ist natürlich die lateinische. Friedberg bespricht zuerst die verschiedenen Arten der Buße, wie Beten, Fasten, Verbannung u. dgl. Bemerkenswerth erscheint, daß schon im 7. Jahrhundert sich die Anschauung Bahn bricht, daß die Fasten durch Geld und Gebete abgekauft werden können. Aus dem reichen Inhalte der Bußbücher greift sodann der Verfasser einzelnes heraus, namentlich die Bestimmungen, welche das Recht betreffen, solche die der christlichen Zucht dienen und Vorschriften gegen den volksthümlichen Aberglauben. Dieses letzte Kapitel ist von ganz besonderm Interesse. Zuletzt handelt Friedberg von dem Verfalle des Instituts der Buße. Nachdem die Kirche, einmal den ursprünglichen Grundsätzen untreu, die Redemtion zugelassen, war es nur noch ein kleiner Schritt, andern die Bußwerke aufzulegen, die der vermögende Sünder selbst zu übernehmen lästig fand. Mit der Zeit wuchs die Masse der Bußbestimmungen, ihre Einheit ging verloren. Ein letzter Misbrauch lag in der Sündentaxe. „Daraus erklärt sich die spätere stete Vermehrung der Sündentitel, welche jede Unart zum Verbrechen stempelten, das mit langen, schweren Fasten zu sühnen sei. Man konnte kaum noch erwarten, daß der Bußfertige wisse, was er dem Priester zu beichten habe, man mußte ein inquisitorisches Examen durch diesen eintreten lassen, bis man, als auch dies nicht mehr zu genügen schien, gar ein Befragen dritter Personen vornahm, und zu einer eigentlichen, der weltlichen concurrirenden Jurisdiction in den Sendgerichten gelangte. Aber hätte der Beichtende auch Methusalem's Alter erreicht, so würde die Zeit zur Ableistung der nöthigen Bußwerke doch kaum gereicht haben. Darum kam die Kirche zu Hülfe und ließ den Sünder statt dessen zahlen, ertheilte ihm ohne Buße aus dem überreichen Schatze ihrer Gnade Ablaß." Und dieses Institut, welches in seinen gesunden Anfängen dem Volke Christenthum und Sitte gebracht, sollte dann die schwerste Schädigung der katholischen Kirche, die Reformation veranlassen.

Die im Anhange mitgetheilten gelehrten Quellennachweisungen werden dem Juristen wie dem Theologen, dem Historiker wie dem Philologen von Werth sein, die Abhandlung aber, ursprünglich ein in Halle gehaltener Vortrag, verdient die allgemeinste Beachtung auch aller Gebildeten, die sich für unsere ältere Culturgeschichte interessiren.

Notizen.

Hepworth Dixon hat die Redaction des „Athenaeum" niedergelegt und beabsichtigt eine Reise nach Rußland zu machen, deren Resultate er gewiß in ebenso interessanten Beschreibungen niederlegen wird, wie er sie von seiner Reise nach Nordamerika abgefaßt hat. Dixon ist ein feiner Beobachter und eleganter Erzähler. Ohne Frage wird er auch in Rußland seine Specialität nicht außer Acht lassen und über das russische Sectenwesen, das ja manche sehr merkwürdige Phänomene bietet, neue Aufschlüsse geben. Das „Athenaeum" hat unter seiner Leitung seine selbständige und einflußreiche Stellung als das tonangebende kritische Journal in England behauptet. In dem reichhaltigen

otizenfeuilleton des Blattes, in den Plaudereien über Kunst, ıſik und Theater wurde bisher außer der engliſchen Bühne rzugsweiſe die franzöſiſche berückſichtigt und nur hin und eder eine Notiz über eine deutſche Opern- und Muſikaufrung gebracht. Neuerdings hat das Blatt auch das deutſche hauſpiel einer Beachtung gewürdigt, die es wol nicht minder dient als die Oper, und namentlich über die leipziger Schauſpielführungen unter Laube's Leitung mehrfach anerkennende itheilungen gebracht.

In Breslau haben die ſtädtiſchen Behörden einer neuen raße den Namen Holteiſtraße gegeben. Wir freuen uns r die Rückſichtnahme, welche die Städte nicht blos der Literatur Vergangenheit, ſondern auch der Literatur der Gegenwart nken. Es gibt in Berlin eine Schelling- und Raupachſtraße, Leipzig eine Schiller-, Goethe-, Leibniz-, Leſſing- und hlmannſtraße; doch warum ſollen die Städte nicht auch die nen lebender Schriftſteller und Künſtler verherrlichen, beers wenn ſie ihnen durch Geburt angehören und zur Ehre ichen?

Kaiſer Napoleon erlebt eine Autorfreude, die mit ſeinen ligen kaiſerlichen Vergnügungen nichts gemein hat. Sein ulius Cäſar" erſcheint in zweiter Ausgabe.

Die „Fliegenden Blätter" feiern ihr funfzigjähriges iläum. Mit Nr. 1250 haben ſie ihren funfzigſten Band loſſen. Sie ſind jedenfalls eine eigenthümliche Erſcheinung nſerer Journaliſtik. Im Gegenſatz zu den politiſchen Witzern haben ſie ſtets ſich der größten Harmloſigkeit befleißigt, wo ſie einmal einen unvermeidlichen Abſtecher auf das iſche Gebiet machten. Doch auf dem Gebiet des volksthümlichen, naiven Witzes dürften ſie keine Concurrenz zu ſcheuen n. Einige ihrer Geſtalten haben Bürgerrecht gewonnen den komiſchen Typen; einige ihrer Witzworte ſind unter „Geflügelten Worte" mit aufgenommen. Die Galerie von ıtrationen menſchlicher Dummheit, wie ſie die „Fliegenden ter" enthalten, gehört zu den reichhaltigſten Curioſitätenſammlungen dieſer Art. Auch die Illuſtrationen zu den Verſen cher Claſſiker ſind oft von unwiderſtehlicher Komik. Feder Griffel des Zeichners ergänzen ſich meiſtens vortrefflich, der gezeichnete Wortwitz geht nie in den verkünſtelten s über. Die „Fliegenden Blätter" vertreten eine Specialität, der man nicht wünſchen darf, daß ſie auf den Ausſterbeetat ! werde.

Bibliographie.

lbert, M., Die Dorfſchule. Ein Stück Dorfleben aus dem ſächſiVolke. Hermannſtadt, Michaelis. Gr. 8. 12 Ngr.

unſtößlicher Beweis, daß die Buchhändler nicht nach Vogt vom Aſſammen, ſondern daß ſie Fröſche ſind. Ein heiteres Gedicht für Buchr. Brieg in Schl., Bräuer. 16. 7½ Ngr.

ittger, A., Neue Lieder und Dichtungen. Troppau, Kolck. 1868. ½ Ngr.

achvogel, A. E., Die Grafen Barfus. Hiſtoriſcher Roman. Leipzig, Dürr'ſche Buchh. 8. 5 Thlr.

addon, M. E., Bittere Früchte. Roman. Aus dem Engliſchen. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

ſtelar's, E., Rede über Monarchie und Republik, gehalten am i 1869 in der Sitzung der Cortes zu Madrid. Würzburg, Stahel. lgr.

ſtell, Henriette, Stille Größe. Eine Mittheilung aus dem Königsberg. Braun u. Weber. Gr. 8. 24 Ngr.

s neue Deutſchland. Vom Verfaſſer des „neuen Europa". Zürich, -Magazin. 16. 5 Ngr.

ſcher, H. Freih. v., Das Buch: Shakspere von Gervinus. Ein ber dasſelbe. Leipzig, Baensch. Gr. 8. 20 Ngr.

ms, M., Die Sternenwelt, oder: Entſtehen und Vergehen der ſtörper. Eine philoſophiſche Abhandlung. Königsberg, Braun u. Gr. 8. 10 Ngr.

ttala, M., August Schleicher und die ſlawiſchen Conſonanten- . Ein Beitrag zur neueſten Geſchichte der indoeuropäiſchen orſchung überhaupt und der ſlawiſchen insbeſondere. Prag, Sar. 8. 12 Ngr.

uſig, Die Macht des Wortes Gottes. Lebensbilder aus der ſchotReformation. Berlin, Beck. 8. 7½ Ngr.

ſchenbach, W., Roſa, die Königin der wilden Goajiros-Indianer. n a. d. R., Bagel. 8. 5 Ngr.

— Wanda, die Zigeunerfürſtin. Erzählung. Mülheim a. d. R., 8. 5 Ngr.

— Der rothe Kapitän, der Pirat und Sclavenhändler. Mülheim , Bagel. 8. 5 Ngr.

mbert, C., Moliere, Shakspeare und die deutſche Kritik. Leipbner. Gr. 8. 3 Thlr.

Juſte, T., Leopold I., König der Belgier. Nach ungedruckten Quellen geſchildert. Deutſch von J. J. Palmer-Rinck. Gotha, F. A. Perthes. Lex.-8. 4 Thlr.

Leer, Strategiſche Aufſätze. Aus dem Ruſſiſchen. Breslau, Mälzer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lingg, H., Vaterländiſche Balladen und Geſänge. München, Lentner. 8. 21 Ngr.

Mayer, A., Die Sinnestäuſchungen, Hallucinationen und Illuſionen. Allgemein verſtändlich dargeſtellt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meißner, L., Schwerting, der Sachſen-Herzog. Drama. Troppau, Buchholz u. Diebel. Gr. 8. 20 Ngr.

Mendelsſohn-Bartholdy, K., Der Raſtatter Geſandtenmord und die Anekdotenſammlung des Herrn Zandt ben. Heidelberg, Baſſermann. Gr. 8. 3 Ngr.

Oppenheim, H. B., Vor und nach dem Kriege. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Parlament iſt der Friede! Von einem Süddeutſchen. München, L. Finſterlin. Gr. 8. 2 Ngr.

Petrus und Nero. Drama in 5 Acten. Münſter, Aſchendorff. Gr. 16. 10 Ngr.

Preſſenſé, E. v., Evangeliſche Studien. Autoriſirte deutſche Ausgabe von E. Fabarius. II.: Betrachtungen und Reden verſchiedenen Inhalts. Halle, Pfeffer. 8. 15 Ngr.

Rauſcher, E., Nora. Ein Gedicht in vier Geſängen. Leipzig, Matthes. 16. 20 Ngr.

Reichlin-Meldegg, J. Freih. v., Der Raſtatter Geſandtenmord nach den Quellen dargeſtellt und beleuchtet. Mit 12 urkundlichen Beilagen. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 12 Ngr.

Rößler, R., Das Leben Herzog Heinrichs VIII. von Brieg. Ein Beitrag zur ſchleſiſchen Geſchichte. Breslau, Maruſchke u. Berendt. Gr. 4. 10 Ngr.

Satanas in New-York. Nach dem amerikaniſchen Original. Herausgegeben von A. v. Wildenfels. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Scheele, C., Für und wider Preußen. Eine Bitte um Frieden als Antwort auf hannoveriſche Stimmen. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 20 Ngr.

Schenkel, D., Brennende Fragen in der Kirche der Gegenwart. 3 Vorträge. Wiesbaden, Kreidel. 8. 12 Ngr.

Schmelzer, C., Studien zur Redekunſt. 1ſter Bd. Guben, Ehrlich. Gr. 8. 16 Ngr.

Schöpf, J., Die kirchlichen Zuſtände in Oeſterreich und das allgemeine Konzil in Rom. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 12 Ngr.

Schröder, W., Heidſnacken. Plattdüdſche ſpaſſige Gedichten und Geſchichten. Berlin, Hausfreund-Exped. Br. 8. 20 Ngr.

Schucht, J., Meyerbeers Leben und Bildungsgang, ſeine Stellung als Operncomponiſt im Vergleich zu den Tondichtern der Neuzeit. Nebſt noch ungedruckten Briefen Meyerbeer's. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schumann, G., Eine Lehrerreiſe. Randzeichnungen zu dem preußiſchen Volksſchulweſen, beſonders zu den Regulativen und dem neuen Schulgeſetze für Lehrer und Freunde der Volksſchule. 1ſte Abth. Stendal, Franzen u. Große. Gr. 8. 10 Ngr.

Sepp, Ludwig Auguſtus, König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künſte. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr.

Soden, F. Freih. v., Guſtav Adolph und ſein Heer in Süddeutſchland von 1631 bis 1635. Zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs. 3ter Bd. Von der Schlacht bei Nördlingen bis zum Prager Frieden. 1634 bis 1635. Nach archivaliſchen und andern Quellen bearbeitet. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr.

Sonnenburg, F., Madonna Sixtina. Roman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Specht, K. M. M., Donauſagen. Wien, Perles. 16. 16 Ngr.

Stahr, A., Ein Stück Leben. Gedichte. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — und Fanny Lewald, Ein Winter in Rom. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Steffens, A., Ein Wechſel. Roman. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stifft, A. v., Renaiſſance und Romantik. Leipzig, Kollmann. 8. 2½ Thlr.

Politiſche Stimmen aus Böhmen. Ein Jahrbuch, herausgegeben von einem Kreis politiſcher Schriftſteller. 1869. Prag, Reinitzer u. Popitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Sutermeiſter, O., Die ſchweizeriſchen Sprichwörter der Gegenwart in auszgewählter Sammlung. Aarau, Chriſten. Gr. 8. 16 Ngr.

Tennyſon, A., Aylmer's Field. Ein Gedicht. Ueberſetzt von F. W. Weber. Leipzig, Naumann. Gr. 16. 10 Ngr.

Das oberhofgerichtliche Urtheil über die Anklage gegen Capitelsvicar Lothar Kübel. Acteninhalt, Verhöre und Kritik. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Vincke, G. Freih. v., Luſtſpiele. 1ſter Bd. Münſter, Brunn. 8. 24 Ngr.

Waldmüller, R., Die kleine Gipsgießerin. Novelle. Leipzig, Kollmann. 8. 25 Ngr.

Wallon, H., Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Münſter, Aſchendorff. 8. 20 Ngr.

Wehl, F., „Am ſauſenden Webſtuhl der Zeit." 2 Bde. Leipzig, Matthes. 8. 2 Thlr.

Wolzogen, A. Freih. v., Don Juan. Oper von Mozart. Auf Grundlage der neuen Text-Ueberſetzung von B. von Guzler neu ſcenirt und mit Erläuterungen verſehen. Breslau, Leuckart. 8. 15 Ngr.

Zingerle, I. v., Luzernisches Wörterbuch. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 20 Ngr.

Zinzow, A., Thomas Arnold. Stettin, v. der Nahmer. Gr. 8. 20 Ngr.

Zwick, H., Die Ziele der modernen Lehrerbildung. Ein Beitrag zur Lehrerbildungsfrage, mit beſonderer Rückſicht auf Preußen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 16 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gedichte

von

Ludewig Heinrich Christoph Hölty.

Nebst Briefen des Dichters

herausgegeben von

Karl Halm.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hölty's Gedichte erscheinen hier in ihrer ursprünglichen Fassung, wie sie der Herausgeber theils nach den ersten Drucken, theils nach den Originalmanuscripten kritisch wiederhergestellt hat. Die beigefügten abweichenden Lesarten sowie die zum ersten mal gedruckten Briefe Hölty's verleihen der Ausgabe besondern Werth für Literarhistoriker wie für alle Freunde deutscher Poesie.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gotthold Ephraim Lessing.

Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen.

Mit einer Einleitung.

Von **Friedrich Bloemer**, Obertribunalsrath.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung von ausgewählten, bequem und übersichtlich geordneten Stellen aus Lessing's Schriften und Briefen enthält unvergängliche Schätze von Weisheit und Lebenserfahrung für jeden Gebildeten und Bildung suchenden Sinn. Alles Confessionelle hat der Herausgeber absichtlich ausgeschlossen.

Das Werk reiht sich folgenden, unter dem gemeinsamen Titel „Lichtstrahlen" in demselben Verlage erschienenen Sammlungen an:

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier.

Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz.

Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von Horst Kesterstein.

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Fünfte Auflage.

Friedrich Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Dr. Julius Frauenstädt. Zweite Auflage.

William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff.

Jedes dieser Werke kostet geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur,

von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Bartsch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Oesterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben erschien der 23.—25. Band:

Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Julian Schmidt. Drei Bände. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Die frühern Bände (1—22) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen (zwei Theile), von Hettner;
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein (zwei Theile), von Buchner;
Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte (zwei Theile), von Max Müller;
Goethe's Faust (zwei Theile), von Moriz Carriere;
Bürger's Gedichte, von Julius Tittmann (Doppelband).

Ein Band kostet geheftet nur 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen 25 Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

De la formation des mots en allemand.

Complément indispensable

de toute Grammaire allemande.

Par **L. de Belloc.**

8. Geh. 16 Ngr.

Diese Schrift hat den Zweck, die Erlernung der deutschen Sprache den Ausländern wesentlich zu erleichtern; sie lehrt, wie auf die einfachste Weise, blos durch Hinzufügung von Vor- oder Nachsilben zu den wenigen Stammwurzeln oder durch Zusammensetzung mehrerer Wörter, der reiche deutsche Wortschatz gebildet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 19. August 1869.

Inhalt: Eine Philosophie in Aphorismen. Von Rudolf Gottschall. — Schriften zur religiösen Frage. — Dichtungen von F. Arnold. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Philosophie in Aphorismen.

Blicke in die intellectuelle, physische und moralische Welt nebst Beiträgen zur Lebensphilosophie. Von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der geistreiche Vorkämpfer der Schopenhauer'schen Philosophie, Julius Frauenstädt, veröffentlicht in dem vorliegenden Bande eine Philosophie in Aphorismen, welche in mancher Hinsicht an des Meisters „Parerga und Paralipomena" erinnert, obgleich die letztern noch größere und mehr zusammenhängende Abhandlungen bieten als die Frauenstädt'schen Gedankenskizzen. In der That kommt es, bei der Werthbestimmung eines Gedankens, nicht darauf an, ob er als reife Frucht von dem weitverzweigten Baume eines Systems geschüttelt oder ob er uns von einer freischaffenden und spielenden Genialität in den Schos geworfen wird. Frauenstädt spricht sich in der Vorrede entschieden gegen die Systemfabrikation aus und bekennt, daß er einzelne Philosopheme, welche uns das objective Leben der Dinge kennen lehren, höher schätze als alle Systeme; ja er meint, die deutsche Philosophie nach Kant hätte sich weniger verirrt, wenn sie weniger aufs Systemmachen ausgegangen wäre:

Erst muß doch etwas Tüchtiges zu systematisiren da sein, ehe man ans Systematisiren geht. Aber mit dem System anfangen, anstatt mit ihm zu endigen, heißt nach meiner Ansicht das Gebäude in der Luft anfangen, statt vom sichern, festen Boden aus. Erst müssen die Wahrheiten im Einzelnen gefunden sein, ehe die Frage beantwortet werden kann, welche Stelle sie im System der Wahrheiten einnehmen.

Die Eintheilung der Welt in die intellectuelle, physische und moralische, welche den Unterabtheilungen der ersten Abtheilung zu Grunde liegt, will der Verfasser nicht als eine correct systematische gelten lassen, sondern nur als eine Sonderung dreier verschiedener Erscheinungsgebiete. Daß Frauenstädt mit Schopenhauer die drei Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Religion, obgleich die Functionen des Intellects in ihnen verschiedener Art sind, zur intellectuellen Welt rechnet, kann nicht auffallen, wol aber, daß das psychische Leben des Menschen zur physischen Welt gerechnet wird, und zwar nicht blos das unbewußte psychische Leben, sondern auch vieles, was zu seinem hellsten Tagleben gehört; denn der Verfasser berührt in diesem Abschnitte auch das Selbstbewußtsein, Denken und Anschauen, Gefühl und Begriff u. s. w. Da die Vorrede indeß die systematische Correctheit der Eintheilung ablehnt und sich nur auf ihre praktische Brauchbarkeit beruft, so kann man sich wol dabei beruhigen.

Die neueste Schrift Frauenstädt's ist in hohem Grade anregend. Alle philosophischen und Lebensfragen von Wichtigkeit werden in ihr nicht nur berührt und gestreift, sondern auch, wenngleich ohne systematische oder sonstige weitschweifige Motivirung abgeurtheilt. Diesen Urtheilen liegt die Consequenz einer Weltanschauung zu Grunde, und das ist mindestens ebenso viel werth wie die Consequenz eines Systems.

Der erste Abschnitt: „Blicke in die intellectuelle Welt." Hier sind die Bemerkungen über die Schwierigkeiten der Erkenntniß des Wesens aus der Erscheinung, über den Gegensatz des Philosophen und des Alltagsmenschen, die sich wie der Wachende und Träumende verhalten, eine Auffassung, die in letzter Instanz auf Plato zurückzuführen ist, über den Glauben als Voraussetzung der Wissenschaft, über die doppelte Buchhaltung (vom Wissen und Glauben), Consequenzmacherei und viele andere von schlagkräftiger Wahrheit. Mit der folgenden Erklärung des Idealismus als Weltgesetz sind wir jedoch nicht einverstanden:

Kant sprach den Idealismus nur in Bezug auf das menschliche Erkennen aus. Aber der Idealismus ist allgemeiner zu fassen. Nämlich so: Jedes Wesen wird von der Welt nur so afficirt, wie es seine Natur mit sich bringt; jedes Wesen, das empfindet und erkennt, empfindet und erkennt die Dinge nur so, wie es sein Empfindungs- und Erkenntnißvermögen gestattet, und es empfindet und erkennt überhaupt nur diejenigen Dinge, die in sein Empfindungs- und Erkenntnißvermögen fallen, für

die es angelegt ist. Jedes lebt also in einer andern Welt. Jedes ist ein Spiegel des Universums, und jedes ein anderer.

Diese subjective Fassung des Idealismus erscheint uns nicht als die richtige. Gibt doch Frauenstädt selbst in dem vorhergehenden Aphorismus zu, daß wir die Dinge objectiv erkennen wollen, das heißt nicht wie sie unabhängig vom Erkennen sind — denn das sei unmöglich —, sondern wie sie gemäß der allgemeinen und wesentlichen Natur des Erkennens in jedem, der gesunde, normale Erkenntnißorgane hat und diese ohne alle Einmischung rein individueller (subjectiver) Auffassung walten läßt, sich darstellen müssen. Und wie will Frauenstädt in diese individuelle Auffassung das Wesen des Idealismus legen, das doch gerade auf der Allgemeingültigkeit der Erkenntniß und der Ideen beruht?

Weiterhin erfahren wir freilich, daß das Erkennen überhaupt nicht darauf angelegt sei, das Metaphysische zu erreichen, daß das gar nicht der Zweck des menschlichen Erkenntnißvermögens sei, sondern, wie Schopenhauer zu beweisen suchte, nur der Lenker und Berather der Schritte des Willens zu sein. Gleichwol bemühte sich Schopenhauer selbst, sowie Frauenstädt auch, um metaphysische Fragen — wozu denn, wenn die Metaphysik nicht findbar ist, leeres Korn dreschen? Doch auch Schopenhauer kennt einen Ueberschuß des Intellects über die Bedürfnisse des Willens, und schließlich ist der Trieb der Forschung auch ein starker Willenstrieb, sodaß der Intellect hier aus seiner berathenden Rolle fällt und sich selbst in Willen umsetzt.

Ueber das Verhältniß zwischen Philosophie und Empirie finden sich einige treffende Betrachtungen:

Philosophie ist zwar nicht Empirie, nimmt aber ihren Stoff aus den empirischen Wissenschaften, bleibt also in steter Abhängigkeit von diesen. Denn die Philosophie ist doch kein blos aprioriſches Wissen, d. h. sie bewegt sich nicht blos in den aller Erfahrung vorhergängigen Urtheilen, welche die Form des Denkens bilden. Sie wäre sonst ein sehr armes, rein formelles Wissen, ohne alle Erkenntniß des Realen; sie würde z. B. nur aussagen, daß die Substanz im Gegensatz zu den Accidenzen beharrlich, unentstanden und unvergänglich sei, ohne anzugeben, was nun an dem Wirklichen diesem Gegensatz entspreche, was an den Dingen als Substanz beharrlich, unzerstörbar, und was als Accidenz wandelbar, vergänglich sei. Oder sie würde z. B. nur lehren, daß keine Folge ohne Grund sei, ohne anzugeben, was in der realen Welt Folge und was Grund sei. Um das Was, das unter die rein formellen Kategorien von Substanz und Accidenz, Grund und Folge u. s. w. fällt, ist es uns aber zu thun. Die wirklichen Substanzen und die wirklichen Gründe wollen wir kennen lernen, nicht blos das formelle Verhältniß zwischen Substanz und Accidenz, Folge und Grund.

Die Philosophie ist also von der Entwickelung der empirischen Wissenschaften abhängig, schreitet fort mit ihren Fortschritten und unberührt von denselben bleibt nur derjenige Theil, der rein aprioriſchen Ursprungs ist, also der formelle, der es mit den allgemeinen, von der Erfahrung unabhängigen Denk- und Anschauungsformen zu thun hat.

Eine derjenigen Philosophien, welche den reichsten empirischen Inhalt in sich aufgenommen hat, ist die Hegel'sche; aber sie wußte den Proceß des Aufnehmens zu verdecken, und gab sich den Anschein, als ob die Selbstbewegung des Begriffs diesen Inhalt aus sich heraus entbinde. Viele Thatsachen der Empirie suchte der Denker als philosophische Nothwendigkeit zu construiren. So konnte es kommen, daß er kurz vorher, ehe die Asteroiden entdeckt wurden, die Nothwendigkeit bewies, daß der Raum zwischen Mars und Jupiter von Planeten frei sein müsse. Die empirische Thatsache, wie sie der damalige Stand der Wissenschaft ergab, war hier das erste; aber das wurde verhüllt, und indem sie so mit dem Schein logischer Absolutheit bekleidet wurde, kam die letztere selbst in Gefahr, ihren Credit zu verlieren, als sich jene Thatsache als irrig erwies. Es ist dies die falsche Methode, von der Frauenstädt S. 29 spricht, „wenn da, wo der Gegenstand die inductive Methode" erfordert, wie bei Ermittelung der allgemeinen Gesetze und bewegenden Kräfte in der Natur und Geschichte, die deductive angewendet und aus vorgefaßten Begriffen die Natur und Geschichte a priori construirt wird.

In dem Abschnitte: „Glaube und Theologie", finden sich einige interessante Untersuchungen, namentlich über die Abfallstheorie, über die Unvereinbarkeit des historischen und dogmatischen Christus, über den Wunderglauben als nothwendige Consequenz eines pessimistischen, theistischen Standpunktes u. a. Treffend sind die Bemerkungen über den Gott des Rationalismus, der sich für das praktische Interesse nicht von der allgemeinen Gesetzen folgenden Natur unterscheide:

Das praktische Motiv des Gottesglaubens ist doch nur der Wunsch, nicht einer ehernen, fühllosen Natur, die sich nicht erweichen noch erflehen läßt, unterworfen zu sein, sondern über diese hinweg zu einem Wesen seine Zuflucht nehmen zu können, welches Herr der Natur ist und Herz und Gehör hat für die Noth und die Leiden der Geschöpfe, zu welchem sich also beten läßt und welches die Gebete erhört. Ist aber erst dieser kindliche Glaube an Gott erschüttert und, wie bei den Rationalisten geschieht, Gott zwar noch geglaubt, aber als ein solcher Weltenurheber vorgestellt, der die Dinge ihren natürlichen gesetzmäßigen Gang gehen läßt, ohne sich übernatürlich einzumischen: dann ist es praktisch ganz gleichgültig, ob die gesetzmäßige Naturordnung überhaupt noch von einem extramundanen Gott, oder von dem immanenten, ursprünglichen Wesen der Natur selbst abgeleitet wird; denn praktisch ist ja das Resultat dasselbe, der rationalistische Gott macht ebenso wenig eine Ausnahme zu Gunsten einzelner von den Naturgesetzen, ist ebenso unerbittlich, thut ebenso wenig Wunder, wie die atheistische Natur. Die Frage hat, wie gesagt, auf diesem Standpunkte nur noch ein theoretisches Interesse, aber kein praktisches mehr.

Frauenstädt hat sich in seinen „Aesthetischen Fragen" (1853) bereits mit dem Wesen des Schönen und seiner Erörterung beschäftigt.

Der Abschnitt „Kunst und Poesie" in dem neuesten Werke enthält viel Anregendes, im Anschluß an jene Untersuchungen. Mit Recht weist der Philosoph auf die Rolle hin, welche „der Satz vom zureichenden Grunde" im ästhetischen Urtheil spielt; indem richtiges Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung schön, Misverhältniß zwischen beiden häßlich wirke. Noch treffender sind die Bemerkungen über den Einfluß der Sympathie und Antipathie auf das ästhetische Urtheil. Frauenstädt will daraus die große Verschiedenheit desselben bei verschiedenen Nationen und in verschiedenen Zeiten der Geschichte, sowie auch bei den verschiedenen Geschlechtern, Lebensaltern, Ständen u. s. w. erklären. Selbst die Verschiedenheit der Beurtheilung einzelner Werke von seiten gleichbegabter Kritiker dürfte hierauf zurückführen. Auch ist dies nicht

ja ein Fehler neuester Kritik; die Literaturgeschichte
er Zeiten weist derartige Beispiele auf. Darf man,
p der Allgemeingültigkeit des Schönen, ein so wichti-
Moment vergessen, wie es in der unbezwingbaren
genartigkeit der Persönlichkeiten liegt? Je schärfer und
cutender das geistige Wesen nach einer Seite hin aus-
rägt ist: desto schroffer wird es nach der entgegen-
pten widerstreben. Daher sind große Dichter, wie
iller, keineswegs gerechte und unbefangene Kritiker.
das Studium unserer classischen Literaturepoche zeigt
, bei den großen Geistern der Nation, ein Spiel der
mpathien und Antipathien, das leicht kenntlich in kriti-
n Urtheilen hervorbricht und unter der schimmernden
erfläche eines anscheinend gemeinsamen Strebens mit
orgener Strömung kreist. Wir erinnern nur an Her-
s zur Schau getragene Abneigung gegen seine großen
narer Mitstrebenden, deren Werke er in seinen kriti-
n Schriften gar nicht erwähnte, an die Urtheile der
legel und Tieck's über Schiller u. s. w. Wie darf man
r von den Kritikern der Neuzeit Uebereinstimmung
ungen? Aus seiner Haut kann keiner heraus; das
eben nach Unparteilichkeit ist das Höchste, was man
rten darf, ein von persönlichen Rücksichten, die noch
s anderes sind als Sympathie und Antipathie, un-
ngiges Streben. Mancher Poet von dauernder Be-
ung wird ignorirt oder mit Knütteln todtgeschlagen.
die Zukunft wird schon zurechtrücken, was die Gegen-
durcheinandergeworfen hat.

Ueber Idealismus und Realismus, über die Zulässig-
des Interessanten in der Kunst, welches Frauenstädt
das ästhetisch Interessante im Gegensatz zu dem Inter-
ten anderer Gebiete, demjenigen wissenschaftlicher Pro-
, politischer Fragen u. s. w. beschränkt wissen will,
die Geschichte als Stoff der Poesie, über Moti-
n im Drama, Schicksalstragödien, die Selbstständ-
g der Formtalente, finden sich sehr beachtenswerthe
e.

Gegen das Geistlose des nackten, die äußere Wirklich-
opirenden Realisten eifert Frauenstädt mit Recht;
egrüßen ihn hierin als Bundesgenossen und citiren
Aussprüche:

Geist (im subjectiven Sinne) können wir demjenigen Bild-
er Dichter nicht zuschreiben, der den objectiven Geist der
, die er darstellt, nicht ergreift, der nicht in das Innere,
genthümliche Wesen, die specifische Essenz derselben ein-
, sondern an der Außenseite, an der Hülle, an der Schale
bleibt. Warum sind jene Realisten, die uns die nackte
chkeit mit allen ihren Zufälligkeiten haarklein copiren und
se Ausmalung des Aeußerlichen so viel Kunst verschwen-
rotz aller technischen Virtuosität so geistlos, ja das Geist-
was es auf Gottes Erdboden geben kann? Warum an-
als weil sie durch die Außenseite der Dinge nicht in den
, objectiven Geist, nicht in die Seele derselben eindrin-
id diese nicht durch das Aeußere zur Anschauung bringen.
n hingegen sind die Werke der echten Genies so geistvoll?
ie uns durch den Körper in die Seele, durch den Leib
Geist der Dinge einführen, weil sie Idealisten sind —
len nämlich in dem Sinne, daß sie die Ideen der Dinge
n und diese durch die von ihnen dargestellte Realität zur
nung bringen. Dem geistlosen Künstler und Dichter ist
ale die Hauptsache, dem geistvollen dagegen ist es nur
zum Zweck. Jener ist daher nicht wählerisch in der
lung des Wirklichen, dieser hingegen wählt nur solches
he zur Darstellung, worin das ideelle Wesen der Sache
zur Anschauung kommt. Jener nimmt die Realität, wie er sie findet, schließt folglich auch das ganz Gemeine und Zufällige, das Geistleere und Bedeutungslose nicht aus; dieser nimmt aus dem Realen nur das Bedeutsame auf, und wo er in der Wirklichkeit kein Bedeutsames findet, fingirt er es lieber, als daß er die Wirklichkeit copirt.

Dagegen erscheint er als Gegner unserer Anschauungen, wo er sich gegen die Lobredner des Modernen wendet:

Streng genommen ist modern gleichbedeutend mit veraltend; denn modern ist zu jeder Zeit das, was der jedesmaligen Mode, dem jedesmaligen Zeitgeschmack entspricht; nichts aber veraltet schneller als die Mode, der Zeitgeschmack. Die antiken Lust- und Trauerspiele waren zu ihrer Zeit auch modern, heute sind sie nach derjenigen Seite hin, die zu ihrer Zeit modern war, veraltet. Wenn sie nicht absolut veraltet sind, so haben sie es dem über das Moderne hinausgehenden Ewigen in ihnen zu verdanken. Das Moderne und nur das Moderne verlangen, heißt daher so viel, als das Veraltende, Vergängliche verlangen, während die echte Kunst und Poesie doch darauf bedacht sein soll, ewig frische, unvergängliche Werke zu schaffen, also Werke, die nicht blos der Jetztzeit genießbar sind, sondern auch der Nachwelt.

Wir haben stets vor der Verwechselung des Modischen mit dem Modernen gewarnt und darauf hingewiesen, daß wir das letzte nicht auf heute und gestern, sondern auf den Genius eines nach Jahrhunderten sich messenden Zeitalters beziehen. Das Moderne ist uns, sowie es Gutzkow erklärt hat, das dritte Congruum zum Antiken und Romantischen. Wir wissen wohl, daß das Dauerverheißende in dem ursprünglichen Genius liegt; wir wissen aber ebenso gut, daß dies Genie in instinctivem Zusammenhang mit demjenigen seines Zeitalters steht, welches nur von den experimentirenden Talenten verleugnet wird. Wir verlangen daher keine abgethanen Stoffe, wie sie weder die antiken Tragiker, noch Dante, noch Shakspeare behandelt haben, welche alle die „populäre Fiber" besaßen. Und für diese Popularität im höhern Sinne des Worts tritt ja Frauenstädt selbst als Anwalt auf. Was er vom „Einfluß des Lebens und der geschichtlichen Entwickelung auf die Kunst" sagt, spricht auch zu Gunsten unsers Princips. Der besondere Lebenstrieb, das besondere Lebensideal eines Volks, einer Zeit darf nicht vernachlässigt werden. Aendern sich beide, „so muß sich eo ipso auch der Geschmack und die Kunstproduction ändern". Wer von einer „geschichtlichen Entwickelung der Kunst" spricht, der muß auch das moderne Princip als dasjenige der jüngsten Entwickelung anerkennen. Daß mit dem „Modernen" nun alles gegeben sei, behaupten wir durchaus nicht; wir wissen auch, daß es ein Ewiges gibt, das allen Zeiten gemeinsam ist; aber die adäquate Erscheinungsform desselben in unserer Zeit ist eben dies Moderne, wie sie für die hellenischen Tragiker das Antike, für die mittelalterlichen Dichter das Romantische war.

Wie treffend und geistreich oft die Gegenüberstellungen Frauenstädt's sind, mag die folgende Probe beweisen:

Werke, verglichen mit Thaten. — Aus den Werken läßt sich weit sicherer auf die Beschaffenheit des sie erzeugenden Geistes, als aus den Thaten auf die Beschaffenheit des Willens schließen. Denn der Geist eines Künstlers oder Dichters geht unmittelbarer in seine Werke über, als der Wille in die Thaten. Der Wille kann sich hinter der That verbergen. Nur allzu häufig steckt hinter äußerlich guten Thaten ein innerlich gemeiner, egoistischer Wille. Es thut z. B. einer an Armen und Nothleidenden viel Gutes, thut es aber nur um irdischen oder himmlischen Lohnes willen. Hingegen hinter genialen Werken kann

kein philisterhafter Geist stecken, sowenig als hinter philisterhaften Werken ein genialer Geist. Die Werke können hinter der Intention des Autors zurückbleiben; das Genie ist ja bekanntlich oft selbst mit seinen Productionen unzufrieden. Aber die Werke können nicht lügen wie die Thaten. Die Thaten sind dem Willen weit äußerlicher, als die Werke dem Geist, sind nicht so Verkörperung des Willens, wie die Werke Verkörperung des Geistes. Aus den Werken läßt sich weit sicherer das Wesen des Geistes, als aus den Thaten der Charakter des Willens erkennen. Daher kommt es, daß die Beurtheilung des Charakters der Dichter nach ihren Handlungen oft fehlgeht, während die Beurtheilung ihres Geistes nach ihren Werken meist richtig ist.

Die „Blicke in die physische Welt", welche, wie erwähnt, auch die Psychologie enthalten, bringen manches, namentlich über Darwinismus und Unsterblichkeit der Seele, was den Lesern d. Bl. aus den Beiträgen Frauenstädt's bekannt ist. Bei den allgemeinen Bestimmungen hat es uns gefreut, daß Frauenstädt die von Schopenhauer angegriffene und beseitigte Kategorie der Wechselwirkung wieder zu Ehren gebracht hat. Die „Lebenskraft" vertheidigt Frauenstädt gegen die Materialisten. Der Dualismus von Leib und Seele wird durch das unmittelbare Selbstgefühl widerlegt, die Ansicht, daß der Leib der Kerker der Seele sei, für ebenso absurd erklärt, als es die wäre, daß das Auge der Kerker der Sehkraft ist und diese erst nach ihrer Trennung vom Auge zu ihrem eigenthümlichen Leben komme. Die dualistische Trennung von Leib und Seele wird nach Frauenstädt's Ansicht durch nichts so schlagend widerlegt als durch das Lachen:

Das Lachen entsteht nach Schopenhauer's richtiger Definition aus der plötzlichen Wahrnehmung der Incongruenz zwischen einem Begriff und den realen Objecten, die die durch ihn, in irgendeiner Beziehung, gedacht worden waren. Die plötzliche Wahrnehmung also der Incongruenz zwischen einem Abstracten (Begriff) und einem darunter subsumirten Anschaulichen (Realen) bricht aus in Lachen. Nun ist jene Wahrnehmung doch Act eines geistigen Vermögens, nämlich Act des Urtheilsvermögens. Körperlich aber besteht das Lachen in Erschütterung der Brust- und Baucheingeweide, weshalb es auch schon von Kant als ein gesundheitsbeförderndes Mittel empfohlen worden ist. Ein rein geistiger Act also bricht aus in eine körperliche Erschütterung.

Ueber das Selbstbewußtsein, das unser Philosoph für Stückwerk erklärt, über den Werth der Selbsterkenntniß, Wachen und Träumen, Kraft und Stoff im psychischen Leben möge man die betreffenden Betrachtungen bei ihm selbst nachlesen. Die Bemerkungen über den „latenten Geist" bewegen sich auf jenem Gebiete, welches E. von Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" so tiefeingreifend behandelt hat. Die Frage, ob es einen indifferenten Zustand zwischen Schmerz und Lust gebe, verneint Frauenstädt, da immer ein Begehren da sei und mit demselben, je nachdem es gestillt wird, Lust und Schmerz vorhanden seien, wenngleich die Grade derselben sehr verschieden sein können. Sehr eingehend sind die Excurse über das Gedächtniß und die Phantasie. In Betreff der Unsterblichkeitsfrage erklärt Frauenstädt, daß der Lebenszweck des Individuums nicht über den Zweck des Leibes hinausgehe und daß die Zerstörung des Leibes gleichbedeutend sei mit der Zerstörung der Person: „Anderer Leib — andere Person; Ende dieses Leibes — Ende dieser Person." Den Trost der Unvernichtbarkeit darf man wol gering anschlagen. Auf das Fortwirken nach dem Tode legt Frauenstädt größern Werth. Doch scheint uns dies mehr ein Privilegium zu sein, als ein allgemeines Recht; denn wie vermag der schlichte Tagearbeiter durch sein Wirken fortzuleben? Eher liegt in den Kindern eine Art von Fortleben, dessen aber schon die Junggesellen verlustig gehen.

Die „Blicke in die moralische Welt" betreffen theils die Ethik, welche Frauenstädt in seinen „Ethischen Studien" selbständig behandelt hat, theils geben sie eine Geschichtsphilosophie mit besonderer Berücksichtigung der neuen Theorien von Buckle, Lecky und Stuart Mill. Buckle's Ansicht von der Geschichte wird insoweit gebilligt, als er veränderlichen und unveränderlichen Factor in der Geschichte unterscheidet, dagegen für falsch erklärt, daß er zu den unveränderlichen die Moral nehme, welche stabil sei, während die intellectuelle Entwickelung eine fortwährende Veränderung zeige, und daß er allen Fortschritt von dem veränderlichen Factor allein, von der intellectuellen Entwickelung herleite. Im Leben der Völker sei das Moralische das Entscheidende, meint Frauenstädt, und nicht das Intellectuelle, denn ob der Geist sich entwickelt und die Wissenschaft Fortschritte macht, das hängt von der moralischen Wirkung ab. Was die Bedeutung der welthistorischen Individuen betrifft, so stehen sich die zwei Ansichten von Buckle und Carlyle gegenüber. Nach dem erstern machen nicht einzelne Individuen die Geschichte, sondern der Geist der Zeiten, die Richtung der Massen, während Carlyle gerade die Individuen und nicht die Massen auf den Thron der Geschichte erhebt. Während nach Buckle die Geschichte der Welt die Geschichte des Geistes der Zeiten ist, so ist sie nach Carlyle die Geschichte großer Menschen. Mit ähnlichen Anschauungen stehen sich in Deutschland die Philosophen Hegel und Schopenhauer gegenüber. Frauenstädt sucht mit Recht zwischen beiden zu vermitteln, sowie schon John Stuart Mill die Einseitigkeiten Buckle's und Carlyle's zu widerlegen gesucht hat.

Die zweite Hauptabtheilung der Frauenstädt'schen Schrift bringt „Beiträge zur Lebensphilosophie". Es finden sich hier eine Menge treffender Sentenzen, namentlich über den Charakter und seine Eigenschaften, die uns oft an ähnliche Aussprüche in Bahnsen's „Charakterologie" erinnern oder zu Vergleichen herausfordern. Von den „Maximen", welche als „Vermischte Bemerkungen" Beiträge „zur Menschenkenntniß" bieten, theilen wir eine kleine Blütenlese mit:

Es verhält sich mit manchen Menschen, wie mit manchen Werken der Kunst und Literatur. Es gibt Werke, die im einzelnen entstellende Fehler haben, deren Ganzes aber doch bedeutend ist und einen imponirenden Eindruck macht. Wieder andere gibt es, die im einzelnen glänzende Eigenschaften haben, deren Ganzes aber ungenießbar, unbefriedigend, abstoßend, widrig ist. Mit menschlichen Individuen verhält es sich ebenso.

Menschen von eingeschränktem Verstande, die es aber in Einer Sache, Einem Fache durch ein specifisches Talent, eine specifische Anlage für dasselbe weit gebracht haben, sind in der Regel dünkelhaft, sehen auf andere herab, als verständen sie alles besser; daher sind sie auch rechthaberisch und können keinen Widerspruch ertragen. Weil sie in dem einen, worin sie tüchtig sind und es weit gebracht haben, andern überlegen sind, meinen sie, sie seien es in allem. Garve schreibt dem Bauernstande solchen Dünkel zu und macht die ganz richtige Bemerkung, daß geringe Meinung von dem Verstande anderer sei also

enschen eigen, die selbst einen eingeschränkten, aber in Einer
ache durch Uebung geschärften Verstand haben.

Die Egoisten haben eine eigene Art von Rechtfertigung
unden. Sie fassen einen Brauch, ein Verfahren, dessen sie
bedienen, in einen allgemeinen Satz, der diesem Brauch,
sem Verfahren den Schein einer sittlichen Norm gibt, und
n halten sie sich für gerechtfertigt. So ist z. B. der Satz
standen: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf", mit
n nun sich jeder, der in Geldsachen ungemüthlich, unerbitt-
, hartherzig ist, für gerechtfertigt hält. Als ob damit, daß
as allgemeiner Brauch ist, schon gesagt wäre, daß es so
: soll.

Ein Hauptkniff der Charlatane besteht darin, durch äußeres
ndwerk, durch die bestechende Form, in die sie die dar-
otene Sache hüllen, durch die Etikette, die Aufmerksamkeit
Publikums von der innern Leerheit und Gehaltlosigkeit der
he abzulenken. Auch verstehen es die Charlatane durch die
uchelte Zuversicht, das Selbstvertrauen, das Selbstgefühl,
Ton der Unfehlbarkeit, mit dem sie auftreten und ihre
he anpreisen, glauben zu machen, es wäre etwas dahinter.
: nicht in die Hände der Charlatane fallen will, hat daher
Augenmerk auf den Gehalt zu richten und nicht durch die
chende Form sich imponiren zu lassen.

Unter den Verehrern der Genies, die denselben entweder
n bei ihren Lebzeiten Zeichen ihrer Huldigung darbringen,
nach dem Tode derselben, sei es durch Betheiligung an
n Denkmal für sie, oder auf sonstige Weise ihre Verehrung derselben an den Tag legen, hat man zwei Klassen zu unterscheiden. Die einen sind die Kenner, die das Genie und den Werth seiner Leistungen zu würdigen wissen, die die Bedeutung seiner Werke kennen und deren Verehrung daher aus aufrichtiger Anerkennung seines Verdienstes entspringt. Diese Klasse bildet die Minorität. Die andere Klasse, die Majorität bildend, besteht aus der großen Masse des Publikums. Diese wollen mit der Verehrung, die sie für die Genies an den Tag legen, eigentlich nur zeigen, daß sie zu den Kennern gehören, daß sie Verständniß für geistige Größe haben und geistige Verdienste zu schätzen wissen. Nicht sowol dem Genie, als ihrer eigenen Person gilt die Huldigung, die sie jenem darbringen. Ihre Verehrung hat nur den Zweck, sich in den Augen der Welt verehrungswerth zu machen.

Schopenhauer und seine Schule haben den großen Vorzug, die alte Popularphilosophie wieder in Aufnahme gebracht und damit das Interesse für Philosophie in weitern Kreisen geweckt zu haben. Da diese Volksthümlichkeit und Allgemeinverständlichkeit keineswegs durch geistige Flachheit und Principienlosigkeit erkauft wird, so ist der Werth dieser Schriften ein weit höherer, als derjenige ähnlicher Schriften im vorigen Jahrhundert war. Auch das vorliegende Werk verdient wegen seiner ebenso klaren wie geistreichen Fassung der verschiedensten Probleme in weitesten Kreisen empfohlen zu werden.

Rudolf Gottschall.

Schriften zur religiösen Frage.

Meine Religion in ihren Grundzügen. Eigene Darstellung von A. Heinsius. Koburg, Sendelbach. 1869. 16. 0 Ngr.

Jesus von Nazareth. Von Eugen Braun. Nach Richard's von der Alm theologischen Briefen an die Gebildeten der eutschen Nation. Leipzig, O. Wigand. 1868. 8. 15 Ngr.

Die natürliche Religion in neuer Auflage. Von Max Wolff. Hamburg, Grüning. 1869. Gr. 8. 22½ Ngr.

Betrachtungen zur Religion und Ethik der Gegenwart. Von Max Wolff. Hamburg, Grüning. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Wissen und der religiöse Glaube. Von O. Marburg. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. Thlr. 20 Ngr.

Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenbarungen. Von Theodor Zollmann. Gekrönte Preisschrift. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Schleiermacher. Festrede zur Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags, gehalten im Gewandhaussaale zu Leipzig, 27. November 1868 von Georg Dreydorff. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

„'Tis a whole population of gentlemen and ladies in search of religions." „Eine ganze Bevölkerung Herren und Damen ist auf den Beinen, um Religion zu suchen!" Mit diesen Worten bezeichnet der amerikanische Humorist und Philosoph Ralf Waldo Emerson einer barock übertreibenden, aber bezeichnenden Manier religiöse Signatur unserer Zeit. Zunächst freilich er wol an sein eigenes Land, wo sich, wie wir dings wieder aus den geistvollen Schriften Dixon's ht haben, diese religiös-reformatorische Tendenz, entjeend der dort herrschenden kritiklosen Halbbildung, durchweg in der Gestalt des Abklatsches biblischer ickungen, Visionen, Offenbarungen und Geisterinungen äußert. In Deutschland sind wir rationaltühler und kritischer, und wenn wir glauben dürfen, daß es einmal ein „Zeitalter der Vernunft" geben kann und wird, eine Zeit, in der alle Formen des Gesammtlebens der Menschheit wahrhaft rationell gestaltet sein werden, und daß wir in den Vorbereitungsstadien dieses Zeitalters der Vernunft leben; wenn wir ferner annehmen müssen, daß irgendeine Form religiösen Lebens auch diesem Vernunftzeitalter eigen sein wird, so ist es freilich wahrscheinlicher, daß unsere deutschen, kritisch verständigen, als daß jene bis über die Ohren im Supranaturalismus einer „bezauberten Welt" steckenden amerikanischen Bestrebungen die richtige Vorbereitung für die Religion der Zukunft bieten. Könnte man doch, angesichts jener von Dixon geschilderten Abenteuerlichkeiten, sowie des stark religiösen Gepräges der amerikanischen Gesellschaft überhaupt, auf den Gedanken gerathen, es bilde sich dort, unter den Einwirkungen eines vorwiegend continentalen Klimas, ein neuer Orient heraus, wozu auch die bekannten mercantilen Qualificationen des Yankee nicht übel stimmen würden.

Die vorstehend genannten sieben Schriften stehen alle mehr oder minder in Beziehung zu der angedeuteten deutschreligiösen Bewegung der Gegenwart. Nr. 1, 2 und 3 sind geradezu Versuche, in radicaler Weise neue Religionsformen aufzustellen; Nr. 4 steht erläuternd, ergänzend und erweiternd zu Nr. 3; Nr. 5 und 6 repräsentiren den nothwendigen und in der religiösen Literatur der Gegenwart allerseits wirksamen Gegenstoß gegen den radicalen Choc des Unglaubens: sie sind apologetischer Natur. Denn leider Gottes befindet sich die christliche Kirche seit dem Jahrhundert der Aufklärung in der traurigen Lage, die seit Konstantin dem Großen — das kleine Nachzüglergefecht gegen Julian den Abtrünnigen nicht

gerechnet — im Antiquitätencabinet der Geschichte aufgestellten und mittlerweile etwas rostig gewordenen Waffen der Apologetik wieder hervorholen, neu poliren und zum Kampfe gegen ein neues Heidenthum in Stand setzen, ja sogar, um neuen Angriffsweisen gewachsen zu sein, durch andere von moderner, zweckmäßigerer Construction vermehren zu müssen. Nr. 5 ist eine philosophische, Nr. 6 eine naturwissenschaftliche Rettung. Nr. 7 endlich möge, insofern es sich an den hochbedeutenden Namen Schleiermacher knüpft, als Appendix mit in den Kauf genommen werden.

Indem wir uns nun zunächst zu den Herren Religionsstiftern wenden, sei es gestattet, vorher ein Kriterium aufzustellen, das uns für jede heutige Bestrebung in der Richtung der Vernunftreligion unumgänglich zu sein scheint. Ebenso gut nämlich, wie jede metaphysische Untersuchung heute von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" auszugehen hat, ebenso gut erscheint es uns für die religiöse Frage eine unverbrüchliche Verpflichtung, auf Schleiermacher's „Reden über die Religion" zu fußen. Es ist uns zur Genüge bekannt, daß diese Schrift zunächst den Ausgangspunkt gebildet hat für eine romantisch-restaurative Entwickelungsreihe; es ist uns auch nicht unbewußt, daß dieselbe, selbst in ihrer radicalen Urform von 1799 leise Anbahnungen einer solchen retrograden Entwickelung enthält; gleichwol aber bezeichnet diese Schrift nicht nur eine ganz unerhörte Entdeckung auf dem psychischen Gebiete, sondern sie bildet auch ein solides, wohlgefugtes, dauerhaftes Fundament für ein Bauwerk ganz entgegengesetzter Natur als das, das Schleiermacher selbst oder wol gar die sogenannte Vermittelungstheologie auf ihm errichtet haben.

Wir wenden uns zu den einzelnen Schriften. Die Schrift von A. Heinsius: „Meine Religion in ihren Grundzügen" (Nr. 1), ist einer jener wohlgemeinten, aber dilettantisch unzulänglichen Versuche, das Räthsel des Daseins zu lösen, wie wir sie in Deutschland auf allen Gebieten von räthselhafter Natur immer zu gewärtigen haben. Schon die Form hat etwas Eigenthümliches: einen gewissen Brustton, der sich besonders in der an der Spitze stehenden und im Verlauf unzählige male wiederholten Anrede: „Mein Bruder! Meine Schwester!" — womit nämlich der Mitmensch überhaupt gemeint ist — ausprägt. Trotzdem aber macht sie den Anspruch eines absolut zwingenden, streng logischen Beweisverfahrens. Wir müssen gestehen, daß wir der ärmlichen Vernunft, die S. 8 definirt wird als die „Fähigkeit, Denkschlüsse zu bilden", und in Beziehung auf die der Verfasser sich geberdet, als ob sie in jedem beliebigen Menschen, in jedem „Bruder" und jeder „Schwester" in gleichem Maße befähigt und thätig vorhanden sei wie in den königlichsten Geistern, nicht die Befugniß einräumen können, über Sein oder Nichtsein souverän zu decretiren, die wir der genialen Speculation eines Hegel oder Fichte versagen. Diese Denkschlußvernunft decretirt zunächst S. 21 die Nothwendigkeit des Seins einer Welt. Wir müssen gestehen, daß wir die Nothwendigkeit dieser Thatsache noch nicht eingesehen haben, und daß wir auch der souveränsten Vernunft nicht die Befugniß zugestehen können, zu behaupten, die Welt müsse existiren, blos weil es ihr so scheint. Es mag manchem paradox vorkommen, aber es ist einmal so: wir haben uns längst gewöhnt und befinden uns Gott sei Dank ganz wohl dabei, das Dasein der Welt lediglich als ein fait accompli hinzunehmen, an dem unsere Vernunft, mag sie es wünschen oder nicht, nun einmal absolut gar nichts ändern kann und das sie einfach als den Ausgangspunkt ihrer Operationen zu betrachten hat. Noch viel weniger können wir selbstverständlich unsererseits die Nöthigung empfinden zu der Ueberzeugung, die Welt müsse „alles sein, was nach unserer Vernunft überhaupt sein kann", ebenso wenig ist es gerade direct unsere Vernunft, sondern vielmehr nur eine rationell combinirte Beobachtung, die uns nöthigt, die räumliche und zeitliche Unendlichkeit der Welt anzunehmen.

Streifen wir nun aber diese seltsame Hülle eines angeblich beweiskräftigen Raisonnements ab, unterscheiden wir zwischen den Vorstellungen des Verfassers selbst und der Art und Weise, wie er glaubt, dieselben in unumstößlicher Weise begründet zu haben, so finden wir sehr viel Verständiges. Heinsius erkennt im Menschen ein glückseligkeitsbedürftiges, mit freiem Wollen und Mitgefühl behaftetes, nicht unsterbliches Wesen, das sich einer theilweise bekannten, größtentheils aber unbekannten Welt gegenüber befindet. Vermöge seiner Vernunft und seines nicht weiter bewiesenen, uns leider wol wieder mehr als problematischen freien Willens, den er gegen seine eigenen schädlichen Neigungen geltend zu machen im Stande ist, vermag er sein Verhältniß zu der bekannten Welt so zu gestalten, daß das Resultat der Glückseligkeit erzielt wird. Der unbekannten Welt gegenüber macht sich zunächst das Streben geltend, sie „immer mehr kennen zu lernen, um dermaleinst die Herrschaft über die ganze Welt zu erlangen". Hier beginnt nämlich die Aufgabe der Religion, die das Bedürfniß zu befriedigen hat „eines vollständigen Bewußtseins unsers Verhältnisses als Menschen zu dem Inbegriff all des Seienden, das uns bisjetzt noch unbekannt geblieben ist". Diese Aufgabe nun ist in erster Linie, das Streben nach dieser Erkenntniß stets in uns aufrecht zu erhalten. Andererseits aber tritt nun dieser, mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln noch nicht controlirbare Theil der Welt unserer Glückseligkeit in der Form des Schicksals feindlich entgegen. Hier nun gebietet die Religion willige Ergebung in diesen vorläufig auf unabänderlicher Nothwendigkeit beruhenden Zustand der Welt, und Heinsius behauptet, diese Resignation in Verbindung mit jenem Streben und der Hoffnung auf immer weiter gehende Weltbeherrschung sei für unsere Glückseligkeit mindestens ebenso günstig, wie die Hinnahme des Schicksals aus der Hand eines wohlwollenden, außerweltlichen Wesens, bei der der Mensch übrigens die Hände in den Schos legen müsse. Er vergißt übrigens, daß mit letzterer Anschauung die Ueberzeugung von der positiven Heilsamkeit des Leidens gepaart sein soll, daß der Christ auf sein Leiden stolz sein soll. Freilich kann schließlich die Leichtigkeit, mit der auf dem einen oder andern Standpunkt das Leiden überwunden wird, nicht maßgebend sein, sondern nur die Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit der zu Grunde liegenden Anschauung an sich.

Eine fernere Bedingung für unsere Glückseligkeit findet der Verfasser sodann noch in dem unserer Natur tief eingewurzelten Mitgefühl, vermöge dessen „der eine ohne

den andern ebenso wenig jemals unglückselig als glückselig werden" kann. Vielmehr können wir „stets nur alle miteinander sowol glückselig als unglückselig werden". Aus diesem Mitgefühl entspringt dann das Gewissen, und wir haben „für unsere Handlungen gegen unsere Mitmenschen den allein gerechten Lohn stets nur in einem guten Gewissen und die allein gerechte Strafe stets nur in einem bösen Gewissen zu erblicken". Diese ideale Anschauung von der menschlichen Natur ist gewiß sehr liebenswürdig, mag auch vielleicht durch des Verfassers „Vermögen, Denkschlüsse zu bilden", bestätigt werden; wir selber geben die Berechtigung, ja die Nöthigung vollständig zu, bei jeder ethischen oder socialwissenschaftlichen Betrachtung der Menschennatur das mit in Betracht zu ziehen, was Adam Smith „sympathy" nennt; daneben lehrt uns aber die vorurtheilslose Beobachtung, die ohne Zweifel ein besserer Führer zur richtigen Erkenntniß ist als „das Vermögen, Denkschlüsse zu bilden", in der Menschennatur, wie sie gegenwärtig noch ist, einen andern, entgegengesetzten Factor kennen, den wir nicht außer Acht lassen dürfen.

Was nun schließlich der Verfasser auf dem religiösen Gebiete leistet, ist im wesentlichen eine subjectiv jedenfalls völlig befriedigende Abfindung mit dem Schicksal, die, wie die Betrachtung aller Religionen lehrt, ohne Zweifel ein Moment der Religion ist. Aber es ist gewissermaßen nur ein negatives Moment; jene Gott- oder Welttrunkenheit — denn das ist auf diesem Standpunkte dasselbe —, die das Lebenselement der Schleiermacher'schen „Reden über die Religion" bildet, kommt gar nicht einmal dazu, der Religion diese niedere, negative Aufgabe zu stellen, weil das religiöse Subject von vornherein sich gar nicht der Welt gegenüberstellt, sondern als innerlich und unmittelbar im Gefühl eins mit dem Universum aus ihm durch Begeisterung hohe positive Kräfte zieht. Und so bleibt denn diese neue Religion immerhin auf einer ziemlich niedern Stufe stehen.

Die zweite Schrift: „Jesus von Nazareth", von Eugen Braun, behandelt zunächst nur eine centrale Frage der christlichen Religion, die Frage: „Was ist von der Person Jesu geschichtlich zu halten?" Und zwar gibt sich Eugen Braun durchaus als einen Anhänger Richard's von der Alm zu erkennen, dessen umfangreiches dreibändiges Werk er durch einen handlichen Auszug dem Volke, den Familien und auch den Frauen nahe bringen will. Die Beurtheilung hat sich also zunächst nur darauf zu richten, ob diese Aufgabe eines Auszugs in passender Weise gelöst ist. Dies kann im ganzen gesagt werden, abgesehen davon, daß manche erweiternde Wiederholungen, die bei dem größern Werke wol infolge der allmählichen Ausarbeitung unvermeidlich waren, hier mit etwas mehr Sorgfalt und Ueberblick über das Ganze hätten vermieden werden können. Ob nun freilich gerade die hier zu Grunde liegende Anschauung von der Person Jesu vorzugsweise verdiente, als die eigentlich geschichtliche den weitesten Kreisen zugänglich gemacht zu werden, das ist mehr als zweifelhaft. Richard von der Alm kennt und acceptirt — wir urtheilen nach unserm Epitomator — die kritischen Resultate der Tübinger Schule, daneben aber fällt er in der plumpsten Weise in die Geschmacklosigkeiten des alten Rationalismus zurück, indem er z. B. die Verwandlung des Wassers in Wein vermittels einer „Essenz", einer „Mischung von Honig, Datteln, Myrrhen, Opium und ähnlichen Ingredienzien" bewerkstelligt werden läßt. Neben der vorchristlichen Apokalyptik, den Büchern Daniel und Henoch, benutzt er, um die Entstehung der Vorstellungen Jesu von sich als Messias zu erklären, ohne Bedenken die spätere jüdische Literatur des Talmud, die durch Jahrhunderte von der Lebenszeit Jesu getrennt ist. Eine Menge unerweisbarer, durchaus abenteuerlicher Hypothesen wird als historische Wahrheit vorgetragen, so namentlich ein seltsam zusammengesponnener Roman von einer „geheimen Partei" in Jerusalem, als deren Dupe Jesus sich kreuzigen läßt. Diese „geheime Partei" schwärmt für Menschenopfer überhaupt und hängt speciell einer seltsamen Theorie von zwei Messiassen an, von denen der erste, der galiläische Messias, zuvor als sühnendes Menschenopfer fallen muß, ehe der andere, der eigentliche Messiaskönig, vom Himmel her erscheinen kann. Zum Begriff des Opfers aber gehört nicht nur die Tödtung, sondern auch das Genießen vom Opferfleische und die Verbrennung des Körpers. Und so tritt denn nach dem Tode Jesu diese unheimliche Gesellschaft, als deren Marionetten wir während der Tragödie selbst Jesus, den Hohen Rath und Pilatus haben agiren sehen, in der Person des Joseph von Arimathia auf die Bühne, da es sich darum handelt, sich des Leichnams zu bemächtigen. An diesem wird dann während der Nacht der grause Ritus vollzogen; einige Bissen seines Fleisches werden verzehrt, das übrige verbrannt. Das Verschwinden der Leiche während der Nacht gibt den uneingeweihten Jüngern den ersten Anstoß zum Glauben an die Auferstehung.

Ist nun hier in phantastischer Weise der Versuch gemacht, einen historischen Hintergrund aufzubauen, so fehlt in andern Beziehungen die geschichtliche Würdigung gänzlich. Die Verfasser der Evangelien sind kopflose Betrüger, die mit der Feder hinter dem Ohr sich haltlose Märchen aussinnen und oft in der Mitte den Anfang schon wieder vergessen haben. Jesus selbst ist weiter nichts als ein excentrischer, hirnloser, abergläubischer Schwärmer, der auf unser Mitgefühl gar keinen Anspruch hat. Jene Reden und Gleichnisse der drei ersten Evangelien, in denen bei aller Seltsamkeit der Weltanschauung ein starker und schöner Strom echt religiösen Geistes flutet, bleiben ganz unberücksichtigt. Mit einem Wort, es weht hier nicht der moderne — Schleiermacher'sche — Geist, sondern der Geist jener biedern, aber platten Verstandesaufklärung des vorigen Jahrhunderts.

Aber nicht sowol die Hauptmasse des Buchs ist es, wegen deren wir es den Versuchen neuer Religionsstiftung beifügen mußten, sondern die im Anhang mitgetheilten Grundlinien einer neuen Vernunftkirche nach dem Plane Richard's von der Alm. Hier herrscht nun das volle Rococo der Aufklärung; keine Ahnung von wirklicher Religion, oder gar von einer ursprünglichen Genialität des Gefühls, wie wir sie doch bei einem Religionsstifter erwarten sollten; alles ist Reflexion, alles wird mit den dürftigsten Mitteln bestritten und ist nach dem Geschmack dürftiger, spießbürgerlicher Wünsche zugeschnitten; es sind „jene übel zusammengenähten Bruchstücke von Metaphysik und Moral", von denen Schleiermacher in den „Reden

über die Religion" sich gründlich lossagt. Da ist zunächst ein „verbessertes" Glaubensbekenntniß. Der erste Artikel bekennt sich zu einem väterlichen, die Welt regierenden Gott, den wir aus dem künstlichen Bau unsers Körpers erkennen sollen, während im Gedankenkreise der Schleiermacher'schen „Reden" der Atheist und der Pantheist ebenso gut Platz haben wie der Theist. Dieser Gott ist allgütig und läßt sich durch die Gebete seiner Kinder natürlich gern bestimmen, ihnen gelegentlich aus der Noth zu helfen. Die Seele ist selbstverständlich unsterblich — Schleiermacher nennt in den „Reden" den Wunsch, unsterblich zu sein, geradezu „irreligiös" — und hat, wenn sie hienieden mit erheblicherm Erfolge dem Streben nach Vervollkommnung obgelegen, die Aussicht auf ein Placement in der Sonne (erster Platz); oder man hat „je nach dem Grade seiner Verschuldung und Unfähigkeit, auf einem der Sonne näher oder entfernter stehenden Planeten die menschliche Bildungsstufe unter strafenden Verhältnissen von neuem durchzumachen", oder wird gar in eine untermenschliche Klasse zurückversetzt. Sowie die neue Kirche ein Glaubensbekenntniß hat, so hat sie auch einen Katechismus, ein Gesangbuch, eine Liturgie, ein Hauptsymbol, Taufe, Confirmation, Abendmahl mit der Beichte, Trauung und Begräbniß; sie hat besoldete Geistliche mit einer Amtstracht, Kirchenpfleger, Dekane, Consistorien und Oberkirchenrath und „hält an dem Grundgesetz fest, daß die Kirchengüter nicht dem todten Bekenntniß, sondern der Gemeinde gehören".

Die beiden Schriften von Max Wolff: „Die natürliche Religion in neuer Auflage" (Nr. 3) und „Betrachtungen zur Religion und Ethik der Gegenwart" (Nr. 4), verdienen zunächst in formaler Beziehung ein entschiedenes Lob. Der Stil ist leicht, lebhaft, rasch voranschreitend und sich wendend, und doch durchaus gesund und natürlich, ohne Ziererei, Uebertreibung und Forcirtheit. Die Darstellung im ganzen ist klar und geistvoll, die Ausführung im einzelnen nicht abstract, sondern fesselnd durch beständige Exemplificirung an Wirklichkeiten der Geschichte, der Literatur und des Lebens, die eine reiche Belesenheit und Weltkenntniß dem Verfasser an die Hand gibt. Wir erhalten den wohlthuenden Eindruck, daß der Verfasser ein durchaus moderner Mensch ist, mit weitem Horizont, ohne Engherzigkeit und Einseitigkeit, fähig, vieles zu würdigen oder wenigstens zu entschuldigen, und doch weder frivol noch pessimistisch, sondern voll Weltfreude und idealer Hoffnung und voll sittlichen Ernstes. Wir glauben, daß Bücher, wie die vorliegenden in Paris — wir sagen nicht in Frankreich — sowie in England und Amerika bei dem größern Lesepublikum Eingang finden und sich vielleicht länger auf dem Repertoire erhalten würden; ob dasselbe bei dem materialistischen Geschmack unsers größern Publikums, das sich mit mittelmäßigen Romanen und Journalartikeln begnügt, einerseits, und bei der ziemlich kritiklosen Ueberproduction des Verlegerthums andererseits, auch in Deutschland der Fall sein wird, wagen wir nicht zu bestimmen.

Versuchen wir es nunmehr, uns mit dem Gedankenkreise des Verfassers auseinanderzusetzen. Das Buch über „die natürliche Religion" hat drei Kapitel: 1) „Der Rationalismus: die Religion des Gewissens"; 2) „Die Mystik: die Religion des Gefühls"; 3) „Die Kirche und ihr Ende". Wir werden am besten thun, mit Kapitel 2 zu beginnen. Unter Mystik versteht der Verfasser alle jene eigentlich religiösen Erscheinungen, die auf eigenthümlichen Gefühlserregungen beruhen, von jenem langsamen seelischen Selbstmord des indischen Büßers an, der auf seine Nasenspitze sieht und Om sagt, bis auf die Pietisten, Herrnhuter und Schleiermacher. Er findet in der Mystik mit Recht die Neigung zum geistigen Genießen, aus der allerlei sittliche Mängel und Gefahren entspringen, vorwaltend. Einen zweiten Hauptmangel der Mystik findet er in dem Umstande, daß sie auf einem besondern, nur bei einer Minorität vorhandenen Talente beruhe, woraus er die Thatsache erklärt, daß fast immer die energisch religiös Erregten sich als von der Gottheit Bevorzugte, Erwählte und Prädestinirte betrachtet haben. Namentlich auf Grund dieser beiden Mängel empfiehlt er nun die Gewissensreligion des vorigen Jahrhunderts, als deren größter Vertreter Kant dasteht, die von jenen beiden Mängeln der Mystik gänzlich frei sei. Indem nämlich jenes geheimnißvolle innere: Du sollst! das Kant ebenso bewunderte wie den gestirnten Himmel, als unmittelbar Göttliches zum Gegenstand der religiösen Verehrung erhoben wird, ist die Sittlichkeit nicht gefährdet, wie dies bei dem Quietismus, der Genußsucht und Selbstsucht der Mystik der Fall ist, sondern sie erhält einen kräftigen Impuls, die Moral ist bei dieser Religion nur die Kehrseite der Medaille. Andererseits basire diese Religion nicht auf einem nur wenigen verliehenen, exclusiven Talente, sondern auf einem bei allen Menschen, wenn auch mehr oder weniger stark entwickelten Organ, dem Gewissen, und lasse daher keine Gnadenwahl und Prädestination zu, sondern sei berechtigt, mit ihren Forderungen an alle gleichmäßig heranzutreten.

Ein recht praktischer Vorschlag! Aber schon dieses Praktische der Sache, wir müssen gestehen, nimmt uns gegen dieselbe ein. Das Praktische ist durchaus nicht das Wahre, sondern es ist das willkürlich, aus Rücksichten der Convenienz und des Nutzens Vorgezogene. Und diese Willkür der Auswahl gibt der Verfasser bereitwillig zu. Während das 18. Jahrhundert naiv war in der Vergötterung der sittlichen Anlage der Menschennatur, steht er zunächst auf dem Boden des 19. Jahrhunderts, auf dem Boden Schleiermacher's und dessen, was er selbst mit unter den Begriff der Mystik rechnet. S. 39 sagt er: „Unsere Frömmigkeit ist nicht um Stoff verlegen: ihre Speise wächst ihr allerwegen. Jede Bethätigung der Naturkräfte, von dem unscheinbaren Wachsthum der Feldblume bis zum Grausen der Wüste und der Majestät der Gletscherwelt, jede Aeußerung des Geistes, von der langsamen Entwickelung der Kindesseele bis zu den erhabensten Zeugnissen des Genius, jede Bereicherung des Wissens und Könnens — alles treibt und fördert die religiöse Verehrung und Freude." Es ist also eine bedenkliche Willkür, wenn er aus dem Pantheon der Grundkräfte des Seins aus praktischen Gründen eine Erscheinung des Unendlichen herausgreift, sie vor die Menschheit hinstellt und ihr sagt: dies ist euer Gott, der euch aus Aegyptenland geführt hat; dem allein sollt ihr dienen! Gerade auf dem höchsten Gebiete menschlichen Geisteslebens kann ja nicht der praktische Vortheil, sondern nur die Wahrheit entscheiden.

Zweitens haben wir an diesem System von Gedanken auszusetzen, daß es sich in einem gelinden Cirkel dreht. Zugegeben, daß das Gewissen selbst eine universelle Anlage der Menschheit ist, so wird doch hier das Gewissen, als eine Manifestationsweise des Unendlichen, zum Gegenstand der religiösen Verehrung gemacht; diese religiöse Verehrung selbst aber kann nur ihren Sitz im Gemüth haben; sie ist also nach dem Sprachgebrauch des Verfassers mystischer Natur — eine Mystik des Gewissens; die Mystik aber ist nicht jedermanns Ding, sondern nur den mit einem besondern Talent dazu Ausgestatteten eigen: also ist auch die Religion des Gewissens nicht jedermanns Ding, sondern beruht auf einem besondern Talent. Oder kürzer ausgedrückt: Es ist hier nicht gehörig unterschieden zwischen dem Gewissen selbst und der ihm gezollten religiösen Verehrung, und aus der Universalität des Gewissens folgt durchaus noch nicht die Universalität der Befähigung, ihm eine religiöse Verehrung zu widmen.

Aber wie, wenn sich nun drittens die Grundvoraussetzung selbst, die Universalität des Gewissens gegenüber der Partialität der mystischen Anlage, als höchst zweifelhaft erwiese? Wolff selbst muß zugeben, daß das Gewissen ein in der Menschheit erst sich entwickelndes ist, und daß es in manchen Individuen in bedenklicher Weise stumpf und unthätig ist. „Es scheint Verbrechernaturen zu geben, die wie mit Gewalt vom Hang des Bösen fortgetrieben werden. Mit besonderer Mächtigkeit tritt die Versuchung zu bestimmten Vergehungen an einzelne heran. Andererseits begegnen schöne Naturen, die man nur zum Guten angelegt glaubt" (S. 96). Und umgekehrt gesteht der Verfasser selbst S. 132 die Möglichkeit einer universellen Verbreitung mystischer Bewegungen zu und gestattet sogar seinem Manne der strengen Pflicht, sich solcher zu zeiten zu erfreuen. „Laß die Seligkeit des Gottesgefühls einziehen und preise das Geschick, das es dir hat vergönnen mögen, in süßer Unmittelbarkeit das Pochen des schlagenden Weltherzens zu empfinden" (S. 133). Wir gehen noch ein gutes Stück weiter und möchten das Verhältniß nahezu umkehren. Trotz Kant behaupten wir, daß der kategorische Imperativ des Gewissens durchaus keine unmittelbar anerschaffene Seelenkraft, sondern durchaus abgeleiteter Natur ist. Infolge der natürlichen Ungleichheit der Menschen wird der eine dem andern in einer gewissen Hinsicht zum Ideal. So kann es ein Ideal der Stärke und Gewandtheit, der Schönheit und Kühnheit, der Klugheit und Weisheit, und so auch ein Ideal moralischer Vorzüge geben. Die Entstehung des Gewissens beruht auf der Fähigkeit, sich empirisch wahrgenommene Vorzüge anderer als erstrebenswerthes Ideal vorzusetzen. Erhält ein solches Ideal nationale oder universelle Geltung, so sorgt nachher Erziehung und Gesellschaft für seine Entwickelung und Fortpflanzung. Ein besonderes Gewissensorgan kann keine streng empirische Psychologie nachweisen; die Mystik aber hat ihren Sitz in einer Grundkraft der Seele, die noch nie bestritten worden ist, im Gefühl, und sobald der erkennende Geist fähig ist, im Endlichen das Unendliche zu erkennen, wird auch das Gefühl durch die gewonnene Vorstellung des Unendlichen — wir weichen hier mit vollem Bewußtsein in etwas von Schleiermacher ab — mit erregt, sobald es nur überhaupt gesund entwickelt ist.

Eine andere natürliche Quelle sittlicher Triebe als das Vorbild ist das Mitgefühl, das aber auch nicht unmittelbar vorhanden ist, sondern auf der Thätigkeit der Phantasie beruht. Es führt zu dem negativen Grundsatz der Gerechtigkeit: Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem andern zu; und zu dem positiven der Liebe: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. Eine eigentliche Sittlichkeit aber entspringt nicht aus diesen Antrieben; noch weniger aus jener problematischen Existenz, dem Gewissen, sondern nur aus der denkenden Vernunft, die das allumfassende Princip der Moral aufstellt und es scharf durch alle seine Consequenzen durchführt.

Noch eine eigenthümliche Consequenz müssen wir erwähnen, die der Verfasser sich durch seine Gewissensreligion aufnöthigen läßt. Das sich einstellende Bedürfniß nämlich der Uebereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit erklärt er nicht durch Annahme einer jenseitigen Ausgleichung befriedigen zu wollen, sondern durch den Glauben an eine sittliche Weltordnung. Ausdrücklich heißt es „Glaube", denn die Schwierigkeiten dieser Annahme werden nicht verhehlt; die sittliche Weltordnung ist das einzige Dogma der Gewissensreligion. Wir wollen dem Verfasser diesen „muthigen Glauben" nicht rauben; uns aber erscheint es bedenklich, in ein sonst ganz rational gedachtes System so leichten Kaufs einen Glaubensartikel einzufügen. „Ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzen Teig." Ebenso betrübt es, zu sehen, daß so leichtfertig ein teleologischer Riß in eine sonst heile und ganze, nur auf dem Causalitätsgesetz beruhende Weltanschauung gemacht wird.

Im dritten Kapitel beweist der Verfasser, daß man die Kirche ruhig dem langsam, aber unaufhaltsam fortschreitenden Proceß ihrer Selbstauflösung überlassen müsse. Wenn es nur keine Regulative gäbe!

Es bleibt uns noch übrig, über die „Betrachtungen zur Religion und Ethik der Gegenwart" ein Wort zu sagen. Sie stellen sich, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, zur Religion und „möchten zu der Erkenntniß beitragen, wie die moderne Gedankenwelt und echte Frömmigkeit nicht einander abstoßende Pole seien, sondern sich anziehende". Und allerdings finden wir hier auf der Grundlage einer religiösen Denkweise jenen kühn vorwärtsstrebenden Idealismus — der nicht selbstzufrieden in der Gegenwart lebt, sondern, wie Schleiermacher von sich sagt, „ein prophetischer Bürger einer bessern Zukunft" ist, der allen großen Aufgaben der Menschheit unerschrocken ins Angesicht sieht und einen annähernd glückseligen Zustand aller nicht für ein bloßes Phantasiebild hält — der uns in der ersten Schrift so wohlthuend berühren mußte. Dennoch können wir nicht verhehlen, daß uns diese Aufsätze nicht ganz auf der Höhe des ersten Buchs zu stehen scheinen und daß sie jedenfalls nicht das Interesse einer weitgreifenden Gedankenentwickelung erregen, das jene begleitet. Wir finden hier nicht, was wir erwarten, schärfere Detailausführungen einzelner Partien des in der andern Schrift umschriebenen Gedankenkreises; ganz im Gegentheil sind

die Bilder matter und verschwimmender, und der Ausdruck erinnert zuweilen an jene „religiöse Falschmünzerei", die von seiten der Orthodoxie, und nicht ganz mit Unrecht, dem Protestantenverein vorgeworfen wird, d. h. an den Gebrauch feststehender religiöser Termini in einer willkürlich veränderten Bedeutung, wodurch der unkundige Hörer getäuscht wird. Es stimmt nicht zu den Ausführungen des ersten Buchs, wenn er hier ohne weiteres (S. 64) das Christenthum die vollkommene Religion nennt, und wenn er in dem Aufsatz „Die Paradoxie des Glaubens", mit dem wir von allen am wenigsten anzufangen wissen (hier heißt es unter anderm S. 63: „Gott ist ein Geist und nur mit dem Geiste geistig zu fassen und zu haben. Doch ihn denkend zu erkennen, wie er ist, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wie es in den Heiligen Schriften heißt, das ist dem menschlichen Geist in seiner irdischen Beschränkung nicht beschieden" u. s. w.), und in dem folgenden „Frömmigkeit und Freiheit" mit dem Begriff des Glaubens herumhantiert. Wir können es uns noch gefallen lassen, wenn er in dem letzten, übrigens vorn im Inhaltsverzeichniß nicht mit aufgeführten Aufsatz: „Die «Nachfolge Christi» und der Leser der Gegenwart", das alte, gewöhnlich dem Thomas a Kempis zugeschriebene, mönchische Erbauungsbuch „Von der Nachfolge Christi" förmlich als modernes Andachtsbuch, als Anleitung zur Einkehr in sich selbst empfiehlt; wenn es aber da S. 141 heißt: „Wir meinen, daß unserm Protestantismus (der sollte ja, meinten wir verstanden zu haben, in die neue Gewissensreligion aufgehen?) eine dem Klosterleben entsprechende Einrichtung noch zu schaffen bleibt, nämlich Zufluchtsorte für bedrängte und milde Seelen", so vermissen wir entschieden die Klarheit und Consequenz des Denkens. Recht gut ist dagegen der Aufsatz: „Die Verantwortlichkeit der Bildung"; geradezu vortrefflich der erste: „Philisterei und Idealismus."

Wir kommen nun zu unsern Apologeten, und zwar zuerst zu dem Philosophen unter ihnen, O. Marpurg. Sein Buch: „Das Wissen und der religiöse Glaube" (Nr. 5), ist sehr weitläufig (351 Seiten und XVI Seiten Vorrede) und trocken und wenig amusant zu lesen. Er holt überall weit aus und hat einen gewundenen, nicht sehr fesselnden Ausdruck. Er will das Wissen mit dem Glauben versöhnen und behandelt zu diesem Zweck auf den ersten 64 Seiten die bisherigen Versuche, dies Problem zu lösen, und sodann auf beinahe 200 Seiten das Zustandekommen und die Formen des Wissens, worauf dann endlich auf den letzten 100 Seiten der religiöse Glaube uns in derjenigen Gestalt vorgeführt wird, in der er angeblich das Wissen nicht incommodiren soll. Und da entpuppt sich denn endlich aus der philosophischen Vermummung eine alte wohlbekannte Gestalt der braven „Vermittelungstheologie": nämlich das „Herz" als Organ des religiösen Glaubens. Es ist eine Begegnung, wie wenn man nach 20 Jahren einen alten Universitätsbekannten, von dem man in der Zwischenzeit absolut gar nichts gehört hat und auf den man sich im ersten Augenblick erst wieder besinnen muß, plötzlich wiederfindet. Dieses Herz nun ist ein gar tiefsinniges Ding. Es ist nicht Vernunft, nicht Wille, nicht Gefühl. Es ist (S. 297)

der unmittelbare Einheitspunkt des persönlichen Bewußtseins, Willens und Gefühls, der organische Ausgangspunkt aller persönlichen Lebensäußerungen des Menschen, der Quell und Mittelpunkt des geschöpflichen Personallebens selbst, so bezeichnet nach der Analogie des leiblichen Organismus mit dem geistigen. Es empfiehlt sich diese symbolisch-typische Bezeichnung, weil dieses innerste Centrum des geistigen Lebens, dem Wesen alles Lebens in seinem Grunde zufolge, mehr noch als das physische Herz, das Centralorgan des Blutlebens, zur Zeit ein Geheimniß für unsere zerlegende Erkenntniß bleibt. [Auch diese Begründung ist „zur Zeit ein Geheimniß für unsere zerlegende Erkenntniß" geblieben.] Es ist das erste im Menschen, das all der Thätigkeit des Erkennens, Fühlens und Wollens vorausgeht und worin die beiden allgemeinsten Bedingungen und Kräfte zum Zustandekommen irgendwelchen geistigen Processes: Passivität oder Receptivität, d. h. Empfänglichkeit für fremde Einwirkung, und Activität oder besser Reactivität, d. h. auf den mittels fremder Einwirkung empfangenen Zustand sich richtende Fähigkeit der Bethätigung, der Kraftäußerung — in unmittelbarer Einheit stehen.

Aus diesem Herzen geht sowol das Erkennen wie das Wollen hervor und in ihm schlägt sich auch wieder der durch das geistige Leben erworbene Gewinn als bleibender „persönlicher Lebensschatz" nieder. Das ist also ein gar mysteriöses Ding, das Herz! Gehen wir aber diesem Gespenst einmal unerschrocken zu Leibe, fassen wir es einmal herzhaft an, ob nicht doch am Ende noch ein alter guter Bekannter dahintersteckt, der sich mit uns einen Scherz erlaubt und uns mystificiren möchte! Und richtig, so ist es!

Die alten Griechen hatten den psychologischen Terminus Ethos, das lateinische ingenium. Dies bezeichnet zweierlei: zunächst die reine psychische Naturanlage, vor aller Entwickelung, in der die drei Grundkräfte des Geistes, je nach dem Individuum verschieden gemischt und in verschiedener Ausstattung und Stärke, keimartig vorhanden sind. Unser Ausdruck „Temperament" wird kaum in so weitem Sinne gebraucht werden dürfen. Andererseits aber bezeichnet Ethos auch jenen obenerwähnten Niederschlag aus der Lebensentwickelung, die ursprüngliche Anlage in ihrer concreten Ausbildung und Gestaltung, als eine durch vielfache Bethätigung habituell und fest gewordene Lebensrichtung, mit einem Wort als Charakter. Das ingenium oder Ethos im erstern Sinne repräsentirt die Macht des Angeborenen, im letztern die des Anerzogenen und Angewöhnten: allerdings zwei unverwerfliche Gewalten, die schließlich alle unsere Geistesäußerungen bedingen. Was haben die aber nun mit der Religion zu thun?

Das erfahren wir bald genug, schon auf S. 298. Das „Herz" nämlich und der „religiöse Glaube" passen ganz wunderbar zusammen, wie Mann und Frau. Wie das Herz weder Vernunft noch Wille noch Gefühl ist, so ist auch der Glaube „als subjectives menschliches Verhalten nicht lediglich eine Erkenntnißthätigkeit, ebenso wenig nur eine Willensbestrebung, noch nur ein gefühlsmäßiges Ergriffensein". Beide sind offenbar füreinander geschaffen: also nicht gezaudert; geben wir ihnen unsern Segen! Denn was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen. Gut, es ist geschehen; „der Glaube ist eine Bezogenheit des Herzens auf Gott" (S. 301). Was heißt das nun? Das heißt gar nichts; soll mit dem Herzen etwas für den Glauben gemacht werden, so muß jetzt der Supernaturalismus mit klingendem Spiel auf die Bühne geführt werden; die mystische Erfahrung eines unmittelbaren Tangirtwerdens des Herzens durch den Geist Gottes muß auftreten; die Erfahrung der Gnadenwirkung

ist unantastbar und unwiderleglich; der „Beweis des Glaubens“ ist fertig.

Oder man macht die Sache rationalistisch, auf unsere Manier; da ist also das Herz zunächst die Potentialität des Denkens, Wollens und Fühlens, die aber durch jeden genügend starken Reiz nach einer dieser Grundrichtungen hin zur Actualität wird. So entsteht z. B. durch Einwirkung der Vorstellung des Unendlichen auf die Potentialität des Gefühls das unendliche, d. h. das religiöse Gefühl. Wird dies aber so häufig erregt, daß es eine habituelle Richtung der Seele wird, so ist es ein Bestandtheil des Ethos im zweiten Sinne, ein Charaktermerkmal geworden, das wegen der Einwirkung des Gefühls auf Denken und Wollen für das gesammte Seelenleben von höchster Bedeutung ist. Der Verfasser aber schlägt keinen von diesen Wegen ein; er läßt es frei, „sich je nach den verschiedenen Religionsanschauungen diese Einwirkungen (nämlich die religiöse Erregung des Herzens) als von Gottes unmittelbar offenbarender Thätigkeit ausgehend zu denken, oder als von der Kirche, ihrer Lehre und ihrem Leben stammend, oder als von nothwendigen, unserer Vernunft, selbst wenn auch zunächst nur dunkel inhärirenden Ideen und Grundgedanken herrührend“ (S. 302) (vom Universum, dem wirklichen Unendlichen, also können sie nicht kommen?), und läßt sich dann hieraus nach einem Ulrici'schen Recept ein religiöses Gesammtleben entwickeln. Wir können ihm auf dies Gebiet nicht folgen; ebenso wenig wie bei dem nun von S. 307 an folgenden Versuche, die Gebiete des Wissens und Glaubens gegeneinander abzugrenzen; er hat eben, wie Luther auf dem Religionsgespräch zu Marburg von Zwingli sagte, „einen andern Geist“. Auf S. 344 erfahren wir noch, „daß der Maßstab für die Wahrheit des Glaubens in die Vernunft, aber in die gläubige, vom Lichte des Gottesbewußtseins durchleuchtete (die Sperrung gehört nicht uns an) Vernunft hineinfällt“.

Die Schrift von Theodor Zollmann: „Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenbarungen“ (Nr. 6), ist laut des Titels eine gekrönte Preisschrift. Wir erfahren hierüber durch die „Der Centralausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Wichern“ gezeichnete Vorrede Folgendes: Die Verhandlungen des Brandenburger Kirchentags, „welche die schneidenden Gegensätze der Zeit im Lichte des göttlichen Worts bloßlegten und den Verirrungen einer dem Evangelio feindseligen Naturwissenschaft gegenüber den apologetischen Beruf der christlichen Wissenschaft betonten, gaben einigen Freunden des Reiches Gottes die Veranlassung“, unterm 13. Juni 1863 über das Thema, das den Titel unsers Buchs bildet, eine Concurrenz auszuschreiben. „Als Preis wurde die Summe von 400 Thalern ausgesetzt.“ Preisrichter waren die Herren Generalsuperintendent Dr. Hoffmann in Berlin, Prof. Dr. Braun daselbst und Prof. Dr. Lange in Bonn. Unter sieben eingegangenen Manuscripten wurde der vorliegenden Schrift einstimmig der Preis zuerkannt.

Wie verfährt nun dieser preisgekrönte naturwissenschaftliche Apologet? Zunächst wie ein zweiter Ben Akiba, der statt des „'s ist alles schon dagewesen“ dem unverzagt auf der Bahn der Erkenntniß voranringenden Naturforscher sein schaurig eintöniges: „Junger Mann! 's ist alles Hypothese, also alles Glaube — die ganze Welt ein unlösbares Räthsel!“ immer wieder zuraunt. Und mit derselben eisgrauen Weisheit wendet er sich dann an den platten Philisterverstand und weist ihm höhnend die kühnen Annahmen der Naturwissenschaft, die mehr Bahnen sind, auf denen die Forschung vordringen will, als erwiesene Thatsachen, und sagt: Da seht die Thoren! Ferner werden die Mängel der Personen der Sache zugerechnet. Wenn Büchner inconsequent denkt oder Czolbe ein sonderbarer Schwärmer ist: so muß es doch wol nichts sein mit dem Materialismus. Seine Gegenbeweise sind nicht Thatsachen, sondern Einfälle, Capricen. Gegen die frühere Theorie der geologischen Revolutionen macht er den „erhabenen Schöpfungsfrieden“ geltend, „der über dem mosaischen Bericht wie ein zarter Duft ausgebreitet liegt“ (S. 70); gegen die Lyell'sche Hypothese, daß es in frühern geologischen Perioden nicht anders zugegangen als heutzutage, die Thatsache, daß die Entwickelung eines Kindes im Mutterleibe und während der Jahre des Wachsthums in viel schnellerm Tempo vor sich gehe als in spätern Jahren.

Seine Antwort auf die Frage, woher die biblische Kunde von der Weltentstehung stamme, erinnert ein ganz klein wenig an Dr. Preuß, der bekanntlich die Primaner der Friedrich-Wilhelmsstadt belehrte, als Gott mit den ersten Menschen im Paradies spazieren gegangen, habe er doch nicht beständig Bau! Bau! gesagt, sondern ihnen allerlei erzählt. Bei Zollmann ist es freilich nur der rein aus Gottes Hand hervorgegangene Mensch, der „eine intuitive Erkenntniß der höchsten Wahrheiten besitzt“ und dem „auch die Natur nicht fremd gegenübersteht“, bei dem wir uns für diese Kunde zu bedanken haben. Uebrigens ist es doch nicht eigentlich ganz speciell eine Geschichte der Weltschöpfung, was uns in der mosaischen Erzählung mitgetheilt wird, sondern nur „die idealen Plane Gottes haben jene Urmenschen geschaut“ (S. 78): daß nämlich die ganze Schöpfung zu ihrem Ziel den Menschen habe. Aehnlich wird S. 99 an den Schöpfungstagen umhergezerrt, die wir — gegen den klaren Wortlaut — beileibe nicht als wirkliche Tage von 24 Stunden, sondern als Schöpfungsperioden fassen müssen. Welche seltsame Selbsterniedrigung des modernen Geistes, durch solche Verdrehungen eine alte jüdische Mythe in göttliche Weisheit verwandeln zu wollen!

Von der Schöpfungsgeschichte kommt er auf die Darwin'sche Theorie und die Affenfrage, und überall stellt sich die alte theistisch-teleologische Hypothese nur ganz einfach naiv und dreist der ernsten, strebenden Forschung entgegen und schlägt ihr ein Schnippchen — mit Bibelsprüchen. Ganz besonders verwerflich ist das Verfahren, radicale Forscher zu verdächtigen, als würden sie von dem Wunsche getrieben, den biblischen Gott zu beseitigen. So heißt es S. 131 bei Gelegenheit der Darwin'schen Theorie: „Für Leute, deren Axiom es ist, daß es keinen Gott gibt, ist nichts erfreulicher als eine scheinbare wissenschaftliche Begründung ihres Satzes.“ S. 191 fg. wird die Entdeckung gemacht, daß die geologische Eiszeit mit der biblischen Sündflut identisch ist, wobei freilich die „naive Darstellung“ von dem Gott, „der die Arche zuschließt und den lieblichen Geruch des Opfers Noäh riecht“, darauf

hindeutet, „daß die Erzählung nicht als nackter Bericht aufzufassen ist, sondern noch eines höhern Verständnisses wartet". Hier werden nicht die Grundpfeiler der christlich-religiösen Weltanschauung vertheidigt, sondern die Außenwerke des Buchstabens. Die ganze Schrift ist ein pfäffisches non possumus, nicht, wie sie sich den Anschein gibt, gegen materialistische Verirrungen der Naturforschung, sondern gegen die Forschung selbst; eine protestantische Encyklica — sie erscheint ja auch unter der Autorität eines quasi kirchlichen Collegiums — gegen eine Weltanschauung, die der alternde Goethe theilte und die mit der Teleologie gebrochen hat; eine Weltanschauung, die allerdings dem platten Philisterverstande sehr fern liegt, für hohe und feine Geister aber offenbar eine intensive Anziehungskraft besitzt. Und dabei ist der Verfasser schließlich selber Materialist! Wie nämlich für Licht, Wärme u. s. w. imponderable oder Aetheratome als Träger (dies ist ein schiefer Ausdruck, da sich die neuere Naturforschung diese Kräfte als Bewegungsformen des Aethers denkt) nothwendig sind, so muß es — keine Kraft ohne Stoff! — für die Seelenkraft auch eine Seelensubstanz geben, die S. 268 geradezu Seelenmaterie genannt wird. Natürlich ist diese Annahme nur im Interesse der Unsterblichkeit nöthig; der „Materialismus" erkennt im Gehirn das Substrat der Seelenkraft.

Wir kommen schließlich noch in aller Kürze auf die geist- und schwungvolle „Festrede" zur Schleiermacher-Feier von Dreydorff (Nr. 7). Der Redner findet die universelle Bedeutung des so ungemein vielseitigen Gelehrten und Denkers ausgedrückt in dem Worte Union. Angestrebt hat Schleiermacher die Union zwischen Religion und Wissenschaft, ferner zwischen Religion und Leben durch Beseitigung der äußerlichen Scheidung von Heiligem und Profanem, zwischen der religiösen Abhängigkeit und der Berechtigung der freien Individualität, sodann die Union der Kirchen und die Union von frommer und nationaler Gesinnung. Eine Vereinigung von Gegensätzen ist auch seine Persönlichkeit, in der sich der schärfste kritische Verstand mit einem kindlich frommen Herzen und einem männlichen und sittlich ernsten Willen verbindet. Es ist ein glücklicher Gedanke, Person und Wirken Schleiermacher's unter diesem Gesichtspunkte zusammenzufassen.

Dichtungen von F. Arnold.

Poetische Schriften von F. Arnold. Sieben Bände. Leipzig, Leiner. 1868. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wenn von einem Werke gleich sieben Bände auf einmal erscheinen, so sieht es aus, als habe der Verfasser gleich alle seine literarischen Völker ins Gefecht geführt, um sich die Unsterblichkeit gleichsam mit einem Schlage zu erobern. Ob ihm dieser Schlag, ein Königgrätz seines Ruhms, gelingen wird, mag dahingestellt bleiben; glauben können wir es indessen nicht, denn, wie wir auch seine Truppen mustern, eine kampffertige, siegesgewisse, unüberwindliche Garde darunter zu entdecken sind wir nicht im Stande.

Halten wir uns zunächst an ein Hauptcorps, an seine dramatischen Versuche im siebenten Bande, so finden wir in diesem eine schwerfällige, plumpe Masse, in welcher es an leichter, geschlossener Bewegung, an imponirender Aufstellung und genialem Commando fehlt. Wir haben da eine fünfactige Komödie „Die Eroberer"; „Amor und Psyche", ein einactiges Kinderschauspiel, und ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Ino."

Letzterm hat der Verfasser gleichsam als Geleitbrief, als Motiv seiner Arbeit die Worte Lessing's aus der Abhandlung über Sophokles mit auf den Weg gegeben: „Die Geschichte ist ungemein und sehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden." F. Arnold hat gemeint, dieser neue Dichter sein zu können, allein in seiner Arbeit nur bewiesen, daß er es nicht ist. Seine „Ino" ist formlos, platt, ohne dramatisches Leben, ein bloßer theatralischer Automat. Die Heldin ist die zweite Gattin des Athamas, Königs in Orchomenos, welche bestrebt ist, ihren Kindern die Krone zu sichern. Aber Athamas will seinen Sohn erster Ehe nicht übergangen wissen und ersticht in einem Anfalle von Wuth seinen Sohn Learch zweiter Ehe, für den Ino gerade plaidirt. Um nun für den zweiten, Melicert, den Stiefbruder Phrixus aus dem Wege zu räumen, weiß sie einen Orakelfrager zu bestimmen, daß er die Selbstopferung des letztern zum Heil des Staats verlangt. Als es dazu aber kommen soll, regt sich in Pratokles, eben jenem Orakelverkünder, das Gewissen und er bekennt den Trug! Doch anstatt es nun zu irgendeiner Katastrophe zu bringen, verzettelt sich von da ab die Handlung vollkommen und in so wirriger Weise, daß sich keinerlei Halt mehr ergibt und die Tragödie sozusagen in Stücke geht. Athamas zieht in die Welt hinaus, Phrixus lamentirt mit Ino, bis der indessen todtgesagte Vater wiederkehrt und nun er selbst hinauszieht, während die Daheimbleibenden auf ziemlich abenteuerliche und unmotivirte Weise im und am Meere umkommen.

Das Ganze ist eine dramatische Ungestalt, ein Kaliban, der sich unbehülflich am Boden wälzt und nie auf die Beine kommt. Es ist ein Krümmen, Wühlen, Kabbalgen der Vorgänge, aber durchaus kein strikter Gang, keine Entwickelung, kein Aufschwung der Handlung. Dabei ist die tragische Sprache oft von einer geradezu naiven Komik. Athamas ist, nachdem er seinen eigenen Sohn Learch erstochen, von den Furien verfolgt worden. Als Ino nun auf dem Opfertod des Phrixus besteht, ruft Athamas ihr zu:

Winke
Mit deinem Haupte nicht so kalt und stumm,
Der Furien Haupt ist nicht entsetzlicher —

worauf Ino entgegnet:

Du also kennst sie? Wünsche Glück dazu.

Als der Betrug der Ino mit dem Orakelspruch entdeckt ist, sagt Athamas zu Phrixus:

Sie wollt' vernichten
Dich, lieber Sohn, du sollst sie selber richten,
Ich mag es nicht — ich fürchte mich vor ihr.

Als Phrixus Ino im vierten Act fragend anspricht:
Du liegst noch da und jammerst fort und fort? —
gegnet Ino:
Was fragst du mich? Du hast mich nichts zu fragen.
Dieselbe Ino declamirt einmal pathetisch:

Es flammten Blitze hier
ind tönten laut in mir als Donner wieder.

Das Kinderschauspiel übergehen wir; von dem Lust-
l „Die Eroberer" aber haben wir mitzutheilen, daß
1518 zu San-Jago auf Cuba zwischen Cortez, Be-
juez und einigen jungen Damen spielt, mit deren einer
Cortez in ein zärtliches Verhältniß eingelassen hat,
er brechen will, das sie aber so fest zu halten versteht,
der Sträubende sich endlich fügen muß.
Auch dieses Drama ist gleichsam ohne Rand und
d, breit, weitschweifig, ohne Witz und Humor, ein
chender Schlag ins Wasser — weiter nichts.
Nehmen wir nun im Anschluß an die theatralischen
ebungen den sechsten Band mit den Versuchen im
gedicht, so treffen wir da: „1001 Krakowiak", wor-
„Einleitendes" sagt:

vielen Musikanten des Krakowiaks Weise,
ngt sein Lied ein Pärchen, dreht sich dann im Kreise.

okowiak kann brauchen immer nur zwei Zeilen,
eier Liebesschmerzen kann die Ehe heilen.

igramme stehen oft auf Leichensteinen,
akowiaks erklingen, Tanz und Lied zu einen.

Der Krakowiak ist demgemäß also eine Art von
adahüpfel, ein Witzcouplet, ein Sinnspruch in
weise. Was Arnold darin bietet, sind ein paar
iche Körner in einem ganzen Scheffel voll Spreu.
rotischen Theile heißt es da:

Sitzt der Lenz im Busche, wollen Blätter keimen,
Liebe in dem Herzen will die Rede reimen.

Kann man Irrthum meiden auf des Lebens Pfaden?
Liebe webt den sichern Ariadnefaden.

Stürm'sche Leidenschaften werden sich bestrafen,
Deine Liebe gleiche einem stillen Hafen.

s sind Verse für Knallbonbons und dafür manchmal
glückliche, denn es läßt sich nicht leugnen, daß man-
uter Einfall mit unterläuft. Das meiste freilich
hülsen Rückert'scher Makamen.
er fünfte Band ist der dickleibigste und enthält „Epi-
le", welche der Poet mit dem Bekenntniß eröffnet:

Hier ist's, was ich gedacht, geirrt —
Gott möge drüber walten!
Das Recht der Uebersetzung wird
Durchaus nicht vorbehalten.

Plag' sich, wer will, in fremde Sprach'
Es gar zu übertragen:
Es machte mir schon Ungemach
Dies alles deutsch zu sagen.

anchmal klingt es auch nur so. Denn gleich das
pigramm:

Ich bin das Epigramm — ein Blitz!
Mach' durch die Wolken einen Schlitz —

) mehr poetisches Kindergelalle und Rothwelsch,
utsch. Des Leeren, Nichtigen, Unbedeutenden ist
3. B.:

Phrase.

Ich führe Leute groß und klein,
Ich führ' sie an der Nase;
Und heiße, bin ich auch nur Schein,
Allmächtig doch als Phrase.

Nachtwächter.

Gott wachet über Stadt und Feld,
Wald, Land und Meer und Hafen,
Der liebe Gott bewacht die Welt —
Wenn auch die Wächter schlafen.

Schauspieler.

Schauspieler bin ich, höre gern
Beifällige Geräusche:
Ich ernt' von Damen sie und Herrn,
Wenn ich durch Wahrheit — täusche.

Der Verfasser ist zu fingerfertig und gegen diese Fingerfertigkeit zu nachgiebig. Er prüft und wählt nicht und infolge dessen wird manches Gute und Treffende von einem Wust des Müßigen erstickt. Was für Reiz kann es haben das Epigramm gleichsam zum Reisenden zu machen und in China, unter den Himalajabewohnern, in Nubien, Aegypten, auf Madagaskar, Honolulu, in Mexico, Neufundland und weiß Gott wo Gastrollen geben zu lassen? Sollte das Epigramm eine Art geographischen Werth erhalten, so mußte es in seinem Gang und Wesen mehr festes System, mehr Vertiefung und tendenziöse Schärfe bekommen, als es bekommen hat. Alles ist zu flatterig, zu obenhin, ohne eigentlichen Kern.

Dasselbe gilt von den „Episteln und Funken" des vierten Bandes. Diese Episteln sind keine Episteln im wahren Sinne des Worts, sondern nur ganz lyrisch gegebene Apostrophen an dieses und jenes, poetische Auslassungen ohne Pathos, ohne Aufbau und Spitze, bloße Bagatellen, wie sie der Dichter auch in einem Untertitel richtig benannt hat. Wie armselig ist die Ansprache

An das Publikum.

Du rauchst und trinkst, o Publikum,
Indeß ich sinn' und denke;
Du kümmerst gar nicht dich darum —
Und bleibest in der Schenke.

Was sinne ich doch allerhand,
Von Reim zu Reim zu klettern!
Du nimmst mein Büchlein in die Hand,
Um drinnen 'mal zu blättern.

Verdienen diese Bücher mehr? Sie sind aus dem Aermel geschüttelt, nicht schlecht, nicht verwerflich, nicht ohne alles Talent, aber dilettantenhaft, spielend, ohne echt poetische Kraft sowol als Weihe. Was bedeutet, was kann eine Epistel bedeuten wie die nachstehende:

An den Pfleger des kranken Baums.

Was kletterst du in den Aesten
Und schneidest dort umher?
Es wär' am allerbesten,
Du schnittest dort nicht mehr.

Die Wurzel ist verdorben,
Dort nagt der gier'ge Wurm:
Der Baum ist bald gestorben —
O lasse ihn dem Sturm.

Ist das etwas? Plausch in Reimen, ein Nichts oder schlimmer: eine Trivialität in Versen. Auch in den Funken, den Sinnsprüchen und Vierzeilen ist das der Fall. Ueberall breite Prosa im Bratenrock der Dichtung.

Der dritte Band mit seinen „Lock- und Spottvögeln" ist nicht anders. Nehmen wir die erste beste Probe:

Die Malerei.

Wer hat im Osten dort gemacht
Die schöne Farbeninsel?
Die Sonne steiget aus der Nacht
Herauf mit ihrem Pinsel.

Sie färbt vor sich das Himmelszelt,
Und läßt den Mond erbleichen,
Entgegen kommt ihr alle Welt,
Sie liebt sie anzustreichen.

Sie läßt in Blumen Farben sprühn,
Verstecket euch, ihr Prahler!
Sie pinselt Wald und Erde grün
Und fragt nicht nach dem Zahler.

Ist darin etwas von einem wirklichen Gedanken, einer eigentlichen Pointe? Kaum doch! Das Gedicht ist gereimtes Alltagsgeträtsch.

Der dritte Theil dieses Bandes wendet sich zur komischen Ballade hin und nimmt da manchen verdienstlichen Anlauf, ohne indeß viel über diesen hinauszukommen. Die Vorwürfe sind zu wenig gewählt, die Darstellung erscheint zu locker und verwischt.

Alle diese Aussetzungen gelten in verstärktem Maße für die ersten beiden Bände, welche „Lieder und Gedichte aus Friedens- und Kriegszeitläuften" und „Des Feldsoldaten Liederbuch" aufweisen.

Wir treffen da kein Körner'sches „Leier und Schwert", sondern ein Stückchen Heine im Kriegsliede, das sich's mit „wenig Witz und viel Behagen" im leichten Liede bequem macht. Das Lied ist hier oft unausstehlich schwatzhaft, vorlaut, zudringlich. Es guckt in jeden Tornister, putzt an jeder Flinte, baumelt an jedem Degenquast. Wie saftlos ist das Gedicht:

Mein Gewehr.

Wenn die Trommel schallt,
Daß es widerhallt —
Und sie ruft uns in das Feld,
In den Kampf und Sturm der Welt:
Alles lass' ich, nur zur Wehr
Folgt allein mir mein Gewehr,
Darum lieb' ich mein Gewehr!

Steh' ich auf der Wacht
In der düstern Nacht,
Bei der Sterne mattem Schein,
Einsam, ohne Freund, allein,
So umarm' ich mein Gewehr,
Das verläßt mich nimmermehr,
Darum lieb' ich mein Gewehr!

Kommt der Feind herbei,
Trifft ihn schnell mein Blei,
Andre Umsicht, andre Stütz'
Ist im Felde wenig nütz;
Bis nach Haus ich wiederkehr',
Schützt und schirmt mich mein Gewehr,
Darum lieb' ich mein Gewehr!

Solche Poesie hat 1813 nicht mitgemacht, sie hat in Lützow's „wilder, verwegener Jagd" nicht mitgefochten, sonst würde sie anders als so leimsiedermäßig singen. Sie besingt alles, was ihr in den Weg kommt, die Ochsentreiber, den Marschbefehl, das Nachtquartier, die Morgentoilette im Freien, nur das wirkliche Große und Erhabene nicht, das auf blutgetränktem Schlachtfelde dem Dichtergeiste entgegentritt und welches allerdings Schenkendorf, Arndt, Follen und andere uns glorreich genug gegeben haben. F. Arnold hält sich an das Detail, an den Krimskrams des Kriegslebens. Er macht das Schlachtbild zum Genre etwa so:

Die Ziege.

Heut fand sich eine Ziege ein
Bei uns im Dorfquartiere.
„Ihr machtet einen Braten fein
Doch sicher aus dem Thiere?"

Gewiß! — die Wässer aber sind
Zuerst schon nütz als Wolken;
Geschlachtet wurde sie geschwind —
Doch erst noch ausgemolken!

Welch ein Zug! Und so geht es fort, oft in [illegible] die allerdings in sehr verlotterter Montur [illegible] Aber wir sind ja in der Campagne — da [illegible] nicht auf blanke Knöpfe oder geputztes Lederzeug [illegible] man muß es hinnehmen, wenn es heißt:

Der Feind, der kehrt' geschlagen um,
So soll es sich gehören:
Wir bitten nur das Eine drum,
Den Müden nicht zu stören.

Oder:

Es war uns was von nöthen
Was stottre ich und drocks'?
Ich brauch' nicht zu erröthen,
Denn nöthig war ein Ochs.

Der erste Band hat es viel mit den längst [illegible] Lyrik verschwundenen Schäferinnen zu thun, [illegible] rafft er sich auf und bringt es zu Liedern folgende[illegible]

Germanien.

Grüß dich Gott, Germanien!
Ritte ich bis Spanien,
Fänd' ich wol kein schönres Land.

Felder, Gärten, Berg und Thal,
Dörfer, Städt' in großer Zahl
Könnten wohl gefallen mir.

Und die meisten Leute drin
Sind so brav an Herz und Sinn,
Wissen auch gar vielerlei!

Lebe hoch Germanien!
Ritte ich bis Spanien —
Fände ich kein bessres Land.

Las man so etwas nicht in den „Fliegende[illegible] tern"? Und was sagt man zu dem

Nachruf.

Hab' einen Freund begraben, —
Dem waren alleweil
Die reichsten Geistesgaben
Ein schönes Muttertheil!

Es strömten die Gedanken
Und Formen stets ihm zu
Und ließen ihm im Wanken
Noch lange keine Ruh.

Zuletzt hat noch gesungen
Ein Liedchen er mit Graus, —
Ins Jenseits ist gedrungen
Er durch das Irrenhaus.

Solche Verse ersparen uns die Kritik. [illegible] gewahrt, daß das Gedichte sind, die wie von [illegible] bank kommen. Sie sind glatt, rund, polirt, [illegible] stattliche poetische Drechslerwaare, aber sonst [illegible] die sieben Bände „Poetische Schriften von F. [illegible]

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" spricht sich über Fichte's „Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik" (Leipzig, Brockhaus) wie folgt aus: „Der jüngere Fichte zeichnet sich unter den deutschen Philosophen ehrenvoll durch gesunden Verstand, unparteiische Ehrlichkeit und einen Abscheu vor Sophistik und Paradoxie aus. Zu diesen Eigenschaften kann man noch eine solche Neigung hinzufügen, philosophische Methoden auf Gegenstände von praktischem Interesse anzuwenden, daß sie ihm selbst in unsern Tagen, wo Verdruß über die herrschende Unfruchtbarkeit metaphysischer Speculationen die besten Denker der positiven Wissenschaft zugeführt hat, Gehör sichern muß. In der Vorrede zu seinen «Vermischten Schriften» erwähnt er diese Tendenz, in welcher er, soweit sie die Geringschätzung metaphysischer Forschung, die sie als müßige Wortklauberei ansieht, in sich schließt, nichts anderes als eine vorübergehende Verirrung des Zeitgeistes zu erkennen vermag. Man kann wohl annehmen, daß der Esprit de corps ihn davon abhält, einzugestehen, wie sehr die Dunkelheit, Streitsucht und häufige Unehrlichkeit der philosophischen Zunft jene Geringschätzung verschuldet hat. Die einzige gänzlich neue und vielleicht bemerkenswertheste Abhandlung in diesen Bänden ist eine Art philosophischer Autobiographie, in welcher der Verfasser den Lauf seiner Studien und die Einwirkungen, welche die verschiedenen großen Lehrer der Metaphysik, unter denen er Kant unbeanstandet den ersten Rang anweist, auf seinen Geist gehabt, im einzelnen schildert. Eine zweite sehr anziehende Abhandlung untersucht das Problem der Unsterblichkeit, besonders in Verbindung mit der äußern Evidenz, welche die sogenannten übernatürlichen Erscheinungen an die Hand geben. Der Verfasser scheint zu dem Schluß zu gelangen, daß diese Erscheinungen an und für sich subjectiv seien; daß sie aber häufig aus Eindrücken entstehen, welche durch etwas außerhalb der Persönlichkeit des Individuums, das sie erfährt, hervorgebracht werden. In einem andern Artikel werden die Erscheinungen der religiösen Ekstase mit besonderer Bezugnahme auf Mohammed untersucht und einige Milderungen des herabwürdigenden Urtheils Sprenger's über den arabischen Propheten in Anregung gebracht."

Ueber Julius Frauenstädt's „Blicke in die intellectuelle, physische und moralische Welt" (Leipzig, Brockhaus) heißt es ebendaselbst: „Julius Frauenstädt ist ein Lehrer ganz anderer Art als Fichte, ein klarerer Kopf und praktischer Mann, ohne besondere Tiefe des Gefühls oder Stärke der Ueberzeugung, der philosophischen Strömung der Zeit folgend und danach strebend, sich so vielen Lesern als möglich zu empfehlen. Paradoxie und Ziererei sind seine Fehler nicht. Es ist nichts Mystisches oder Dunkles in seinen Aphorismen und Betrachtungen, welche größerntheils aus mehr oder minder selbstverständlichen Gemeinplätzen bestehen, die in der Regel sehr gut ausgedrückt sind. Hier und da gelingt es dem Verfasser, eine alte Wahrheit in ein neues Licht zu stellen, und seine kritischen Bemerkungen sind zuweilen scharf und originell, wie z. B. die über den Schopenhauer'schen Pessimismus."

H. Oelschläger's „Gedichte" (München, Merhoff), sagt die nämliche „Sarturday Review", „zeugen von einem hochgebildeten Geiste und großer Beherrschung der Sprache; es fehlt ihnen aber Kern und Originalität." Dagegen heißt es, es liege mehr poetische Begabung in den „Gedichten" von H. Zirndorf (Leipzig, Arnold), „welche in der That zu dem Bessern gehören, was die jüngste deutsche Lyrik hervorgebracht. Es ist glühende Phantasie und tiefes Gefühl in den schildernden und erotischen Stellen, während eine Reihe Oden und Elegien, augenscheinlich von Platen inspirirt, ein Studium der Form und der Diction erkennen lassen, welches höchst lobenswerth an und für sich und andern deutschen Dichtern, deren Hauptsünde am häufigsten Weitschweifigkeit ist, sehr zu empfehlen wäre."

Bibliographie.

Bécsau, Marquis Franz v. Beauvau, Priester der Gesellschaft Jesu. (1617—1669.) Nach dem Französischen. Paderborn, Junfermann. 8. 12 Ngr.

Beyschlag, W., Die Hohenzollern in der deutsch-protestantischen Kirchengeschichte. Akademische Festrede, gehalten am Geburtstage des Königs. Berlin, Rauh. 16. 4 Ngr.

Boll, F., Die häusliche Erziehung. Ein Wort zur Beherzigung für Eltern und deren Stellvertreter. Bern, Dalp. 8. 7½ Ngr.

Buisson, F., Die biblische Geschichte in der Volksschule. Ein Vortrag. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 10 Ngr.

Christen, Ada, Lieder einer Verlorenen. 2te Aufl. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 15 Ngr.

Fick, A., Die Naturkräfte in ihrer Wechselbeziehung. Populaere Vorträge. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 18 Ngr.

Gaedertz, T., Adrian van Ostade. Sein Leben und seine Kunst. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, F., Kreuz und Quer. Neue gesammelte Erzählungen. 3 Bde. Leipzig, Arnold. 8. 4 Thlr.

Greenfield, N., Amerikanische Briefe. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 14 Ngr.

Grimm, A., Ueber das Verhältniß von Alex. v. Humboldt's Kosmos zum Christenthum. Ratibor, Thiele. Gr. 4. 6 Ngr.

Helfferich, A., Baiern nach den Wahlen. Frankfurt a. M., Winter. 16. 2 Ngr.

Hodler, J., Geschichte des Bernervolkes. Neuere Zeit. 2te Periode. Die Restaurationszeit (von Ende Dezember 1813—1830.) 1ster Thl. Die Periode der Reconstituirung (vom 29. Dezember 1813 bis 7. August 1815). Bern, Fiala. Gr. 8. 24 Ngr.

Hollaender, F., Der Berliner Figaro. Lustspiel. Dresden, Bach. Gr. 8. 15 Ngr.

Hölty, L. H. C., Gedichte. Nebst Briefen des Dichters herausgegeben von Karl Halm. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Homburg, C., Eine morganatische Ehe. Dramatisches Zeitbild aus der schwedischen Geschichte. Mannheim, Schneider. Gr. 4. 1 Thlr.

Jacobi, F. H., Weisheitssprüche. Herausgegeben von J. Hamberger. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 16. 12 Ngr.

Koch, C. H. F., Düne und Meer. Eine Federzeichnung aus dem Seebade Coserow auf Usedom. Wolgast, Bremer. 8. 2½ Ngr.

Kodolitsch, Die englische Armee in Abyssinien im Feldzuge 1867—1868. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Leonhardi, H. K. Frein. v., Der Philosophencongress als Versöhnungsrath. Beitrag zu einer Lösung der religiösen Zeitfrage. Prag, Tempsky. Gr. 8. 15 Ngr.

Martin, H., Rußland und Europa. Deutsche vom Verfasser durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Uebersetzt und eingeleitet von G. Kinkel. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mevert, E., Der König von Münster. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 1 Thlr.

Moellendorff, H. v., Erzählungen aus dem Taunus. 1ste Sammlung. Mainz, v. Zabern. 8. 1 Thlr.

Rippold, F., Ein Blick von Worms auf Jerusalem. Nach Erinnerungen an ein Osterfest in Jerusalem. Mannheim, Bender. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Die gegenwärtigen Zustände im ehemaligen Herzogthum Nassau vornehmlich auf dem Gebiete der Kirche und Schule. Eine Streitschrift. Mannheim, Bender. Gr. 8. 5 Ngr.

Osenbrüggen, E., Wanderstudien aus der Schweiz. 2ter Bd. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Pestalozzi's sämmtliche Werke. Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen von L. W. Seyffarth. 1ste Lief. Brandenburg a. H., Müller. Gr. 16. 6 Ngr.

Petzholdt, J., Versuch einer Dante-Bibliographie von 1865 an. Dresden, Schönfeld. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Polko, Elise, Schöne Frauen. Handzeichnungen. 2te Reihe. Troppau, Kolck. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Presern, F., Lieder. Deutsch von A. Pace. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 16. 5 Ngr.

Rosegger, P. K., Zither und Hackbrett. Gedichte in obersteirischer Mundart. Mit einem Vorworte von R. Hamerling. Graz, Pock. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Rudolphi, E., Die Buchdrucker-Familie Froschauer in Zürich 1521—1595. Verzeichniss der aus ihrer Officin hervorgegangenen Druckwerke. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rugard, M., Bunte Bilder. Danzig, Kasemann. 16. 20 Ngr.

Schletterer, H. M., Geschichte der geistlichen Dichtung und kirchlichen Tonkunst in ihrem Zusammenhange mit der politischen und socialen Entwickelung, insbesondere des deutschen Volkes. 1ster Bd. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 4 Thlr.

Unger, J., Zur Reform der Wiener Universität. Ein Votum erstattet in der Sitzung des Unterrichtsrathes am 29. December 1865. Wien, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Urban, B., Der Staat und das Verbrechen. Eine freie Forschung. Königsberg, Braun u. Weber. Gr. 8. 6 Ngr.

Veer, G. de, Dank vom Haus Oestreich oder der Infant Dom Duarte. Episode aus dem 30jährigen Kriege. Nach den Quellen dargestellt. Cassel, C. Luckhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Vincke, G. Freih., Reisegeschichten. Novellenbuch in Versen. Münster, Brunn. 16. 1 Thlr.

Winterfeld, A. v., Fanatiker der Ruhe. Komischer Roman. 4 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 5 Thlr.

Yonge, Miß, Die Perlenschnur oder der weiße und die schwarze Ribaumont. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von A. Bartels. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Reiseschule für Touristen und Curgäste von Arthur Michelis.

Leipzig, A. Gumprecht 1869. 284 Octavseiten. Preis 20 Sgr. Inhalt: allgemeine und specielle Reise- und Badeangelegenheiten, Vorschläge, Winke, Erfahrungen, Warnungen, Kritiken, Erzählungen, Ernst und Scherz. — Aus dem Inhaltsverzeichniß (auszüglich): Kunst der Reise. Kleidung. Verpackung. Codex turisticus. Nothbehelfe in Robinsonverhältnissen. Erlaubte Bescheidenheit. Werthsachen sichern. Gedächtnißkrücken. Tailleur Krausé. Eilige Abreise. Läuferwahnsinn. Hypochondrische Studien. Nervöse. Musikalische Drangsale. Ohrenschinder. Bei knapper Zeit. Sociale Stellung des Kranken. Wie geht's Ihnen? Kunst mit guter Laune krank zu sein. Reisequecksilber. Junge Aerzte. Sehr enttäuscht. Curvorstände. Curzeitvergeudung. Pension Suisse. Wintercuren. Spazierenklettern. Geographie der Langenweile. Belustigungen. Rentierleben. Grand Hôtel zum Goldnen Truthahn. Weisheitslehren für Wirthe. Engländer. Wissenschaftliche Baratterie. Berliner. Paris. London. Hietzing. Bier. Russen. Im Coupé. Ersparnisse an Zeit, Geld, Mühe und Verdruß. Wohlfeilste schweizer Reise. Comfort. Sonderlinge. Schiffszwiebacknaturen. Warnung vor den besten Freunden. Ruß- und Bußfahrten. Steckenpferdezucht. Politik. Grübeleien. Leichtsinniges Briefschuldenmachen ꝛc.

Im Commissionsverlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben:

Ungarische Revue
1869.

Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner redigirt von

Dr. Mansvet Riedl,

königl. ungarischem Universitätsprofessor, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften u. s. w.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Den Verhältnissen Ungarns ist in der Gegenwart die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewendet; es wird daher dieses von den ersten Gelehrten Ungarns hervorgerufene und unterstützte Unternehmen die lebhafteste Theilnahme erregen. Die ernst wissenschaftliche Richtung der „Ungarischen Revue" erhellt aus nachstehender kurzer Inhaltsangabe dieses ersten Jahrgangs: Geologie Ungarns in allgemeinen Umrissen, von M. v. Hantken. — Uebersichtliche Flora der unter der ungarischen Krone vereinigten Länder, von F. Hazslinsky. — Aus den charakteristischen Angaben zur Fauna Ungarns, nach E. Frivaldszky. — Ungarns politisch-ökonomische Verhältnisse, von L. Kubinyi. — Die neuesten archäologischen Entdeckungen in Ungarn, von E. Henszlmann. — Wissenschaftliche Institute in Ungarn, von L. Kubinyi. — Galerie der neuern ungarischen Gelehrten. I. Julius Schvarcz.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

COURS DE DROIT NATUREL
ou de philosophie du droit,

complété, dans les principales matières, par des aperçus historiques et politiques, par

Henri Ahrens.

Sixième édition,

entièrement refondue et complétée par la théorie du droit public et du droit des gens.

2 volumes. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegende **sechste Auflage** dieses weit verbreiteten, in fast alle neuern Sprachen übersetzten Werks unterscheidet sich sehr wesentlich von den frühern Auflagen. Während diese nur die Materien des Privatrechts eingehend behandelten, hat der Verfasser, Professor der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig, vorher an den Universitäten zu Göttingen, Brüssel und Gratz, in der neuen Auflage auch das öffentliche Recht in allen wesentlichen Theilen ebenmässig bearbeitet und so das Werk zu einem zusammenhängenden System des Privat- und öffentlichen Rechts gestaltet. Auch sonst wurde der Stoff vielfach erweitert sowie durch historische und politische Zusätze vermehrt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D. und Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Dritte Lieferung.

(Schluß der ersten Abtheilung des ersten Bandes.)

Die **dritte Auflage** des berühmten Werks erscheint auf vielseitig ausgesprochenen Wunsch in **Lieferungen**, um die Anschaffung durch allmählichen Bezug zu erleichtern. Das ganze Werk wird aus 12—16 Lieferungen bestehen. Jede Lieferung von ungefähr 10 Bogen Lexikonoctav kostet im Subscriptionspreise 20 Ngr.

In allen Buchhandlungen ist das Erschienene vorräthig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen. Ein Prospect ist daselbst gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 3 Thlr., geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem fünften Bande liegt das grosse Reisewerk Tschudi's über Südamerika, dem allgemein eine Stelle ersten Ranges im Gebiete der Reiseliteratur zuerkannt wird, nunmehr **vollständig** vor. Eine erstaunliche Fülle des werthvollsten thatsächlichen Materials, die Frucht eines mehrmaligen Aufenthalts des Verfassers in Südamerika, wo er zuletzt als Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am kaiserlich brasilianischen Hofe verweilte, ward in diesen Bänden niedergelegt. Namentlich für die gegenwärtig so wichtige Colonisationsfrage gelten Tschudi's aus eigener Anschauung geschöpfte Berichte und Urtheile als epochemachend und für jeden, der ein Interesse daran hat, unentbehrlich. Und dieser reiche Inhalt wird in so gefälliger, anziehender Form dargeboten, dass die Lektüre desselben gleich viel Unterhaltung wie Belehrung gewährt.

Die zahlreichen Abbildungen, nach Originalskizzen oder Photographien gefertigt, sowie die Karten und Pläne sind aufs sorgfältigste in Holzschnitt oder Lithographie ausgeführt, sodass die Ausstattung dem hohen Werthe des Werks entspricht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 26. August 1869.

Inhalt: Leopold von Ranke. Von Rudolf Gottschall. — Ernst Förster's „Geschichte der italienischen Kunst". Von Adolf Zeising. — Schwäbische und oberbairische Dialektdichtung. Von Gustav Hauff. — Pädagogisches. — Illustrirte Geschichtsbücher für die Jugend. Von Karl Gustav von Berneck. — Alte Kirchenpoesie. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Leopold von Ranke.

1. Leopold von Ranke's sämmtliche Werke. Erster bis zwölfter Band. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868—69. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Geschichte Wallenstein's. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Das Bild eines so hervorragenden Historikers wie Ranke, tritt jetzt durch die von Duncker und Humblot veranstaltete Gesammtausgabe seiner Werke in lebendiger Totalwirkung vor uns hin. Die feinere Kunst der Geschichtschreibung wurde durch Ranke erst in unsere Nationalliteratur eingeführt. Es ist dies nicht blos ein formelles Verdienst; die ganze Physiognomie der Geschichte selbst, wie sie sich unsern Blicken darstellt, ist dadurch verändert, freilich auch ihr Verständniß wesentlich erschwert worden. Die bisherige Geschichtschreibung ging auf den Kern der Dinge; sie stellte die scharf aufeinanderplatzenden Gegensätze schroff gegenüber; sie erfüllte die Charaktere mit einem bestimmten Pathos, mit welchem die Meinung sie identificiren konnte. So hatte alles etwas Ganzes, Geschlossenes, was sich dem Gedächtniß mit festen Zügen einprägte. Was solcher Geschlossenheit zu widersprechen schien, wurde nur beiläufig angedeutet. Diese Darstellungsweise kommt einem Bedürfniß des Volksbewußtseins entgegen, welches sich nur mit Gestalten vertraut macht, die wie aus Einem Gusse geschaffen scheinen, welches die ungebrochenen Ueberzeugungen liebt und sich an die Realität der Thaten hält.

Was nun so in großen Zügen und festen Umrissen im Bewußtsein des Volks lebt: das wird durch die Ranke'sche Darstellung wieder schwankend gemacht. Denn diese im Pragmatismus der Motive und im Detail der archivarischen Actenstücke heimische Darstellung gefällt sich vorzugsweise darin, jene vermittelnden Linien hervorzuheben, welche zwischen den schroffen Gegensätzen hin- und hergehen, jene innern Widersprüche in den Charakteren und den Gesinnungen hervorzusuchen, wie sie die genauere Detailkenntniß ihrer politischen Aeußerungen an den Tag legt. Es ist wahr, jede Specialforschung wird in der Geschichte mit Nothwendigkeit darauf hinführen, manches Feststehende zu erschüttern und durch eine Menge aufgesetzter Lichter die Gesammtbeleuchtung oft mehr zu verwirren, als zu verstärken. Doch Historiker, in denen ein, wir möchten sagen summarischer, auf bestimmte Abschlüsse und feste Formulirung drängender Geist lebendig ist, werden streben, alle Details der Specialforschung so zu vertheilen, daß sie der Präcision des Gesammtbildes dienstbar werden. Für die volksthümliche Geschichtschreibung ist dies eine unerlaßliche Eigenschaft.

Ranke aber hat eine unleugbare Vorliebe für jene feinen, ineinandergehenden Vermittelungen, wie sie die Thätigkeit der Diplomatie charakterisiren und wie sie allerdings in ihren Actenstücken ein festes, urkundliches Fundament besitzen. Dies Hinundher, dieser Wandel und Wechsel, diese Zugeständnisse und Ablehnungen, diese sich mit dem Datum ändernde Lage der Verhältnisse, der Schlachtpläne, der Constellation erinnert allerdings an ein buntgeschütteltes Kaleidoskop, das jeden Augenblick andere Figurationen zeigt. Tritt aber eine derartige Auffassung und Darstellung in den Vordergrund, so erscheint die Geschichte trotz der sorgfältigsten Motivirung und gerade wegen derselben, nicht als ein Product der Nothwendigkeit, sondern mehr als ein Erzeugniß der Opportunität. Die unendliche Biegsamkeit und Bestimmbarkeit der Ereignisse theilt sich auch den Charakteren mit und eine ausnehmend elastische Dialektik der Darstellung läßt uns zuletzt in dem beständigen Fluß der Dinge alles Feste vermissen.

Damit zusammen hängt die höchste Objectivität und Unparteilichkeit, welche allerdings als ein Vorzug der Geschichtschreibung angesehen werden muß. Nirgends zeigt sich Liebe oder Haß, nirgends das Vordrängen eines

politischen oder moralischen Maßstabes, nirgends wird die Gesinnung als solche auf die Wagschale gelegt. Doch hat nicht auch diese Objectivität ihre Grenzen? Soll die Geschichtschreibung nicht über die blos verstandesmäßige Erwägung des Zusammenhangs der Dinge hinausgehen zu einer Prüfung der Charaktere nach ihrem innern Werth? Soll sie nicht Sympathie zeigen für diejenigen Tendenzen, in denen der Historiker selbst den geschichtlichen Fortschritt erblickt? Soll er nicht erwärmen für die großen Begeisterungen; das Kleinliche, Engherzige aber, das Niedrige und Verwerfliche, nicht nach dem Kanon der Alltagsmoral, sondern nach dem der historischen Sittlichkeit gemessen, ohne aufdringliches Katechisiren doch gerade in seiner Unfruchtbarkeit, in seinen hemmenden Wirkungen darstellen?

Man mag dies vom Standpunkt unbefangenster künstlerischer Geschichtsauffassung als eine Einseitigkeit bezeichnen; ohne Frage wird die von solcher Einseitigkeit freie Objectivität nicht von jener kühlen Haltung freizusprechen sein, welche eine volksthümliche Wirkung in weitesten Kreisen nicht zu erreichen vermag. „Kühl bis ans Herz hinan" — das ist allerdings der Eindruck der Ranke'schen Geschichtschreibung.

Hierzu kommt, daß sie in erster und letzter Linie auf den Pragmatismus der Motive geht und die Schilderung der Ereignisse verschmäht. Sie gibt gleichsam nur die feine, geistige Seele der Geschichte, nicht ihren Leib. Welch ein farben- und gestaltenreiches Leben die Historie einer derb zugreifenden Auffassung bietet: das mag man aus dem Extrem der entgegengesetzten Richtung sehen, wie es sich etwa in den tumultuarischen, von krampfhaftem Leben pulsirenden Geschichtsbildern eines Scherr, die ebenso mit Geist wie mit politischer Gesinnung getränkt sind, ausprägt. Ranke ist ein feiner Porträtmaler; er übt hier eine van Dyck'sche Kunst und nach dieser Seite hin macht er auch der Anschaulichkeit Zugeständnisse. Doch von Schlachten, Volksbewegungen, von jenen spannenden und oft entscheidenden einzelnen Ereignissen, an denen die Geschichte reich ist, erhalten wir in der Ranke'schen Darstellung nur die leisesten Umrisse und niemals sucht er uns in Mitleidenschaft für dieselben zu ziehen.

Damit zusammen hängt ein Stil von seltener Glätte und Feinheit, von einer über alles Störende, trüb Materielle vornehm hinweggleitenden Grazie, ein Stil, der durch feingeistige Belebung das todte archivalische Material galvanisirt, der mit äußerster Subtilität die feinsten Beziehungen, Irrgänge und Hinterthüren der Diplomatie charakterisirt, ohne sich je ins unverständlich Schemenhafte zu verflüchtigen, der aber ebenso sehr alles lebendige Colorit verschmäht, alle markigen Striche, alle Züge, die ein Bild energisch vor die Phantasie stellen.

Die vornehme, diplomatische Geschichtschreibung Ranke's hat nicht nur ihre großen Vorzüge in Bezug auf die Kunst der Darstellung; sie hat auch durch eifriges Quellenstudium und feine kritische Behandlung des Materials, das namentlich die von Ranke zuerst erschlossenen italienischen und spanischen Gesandtschaftsberichte boten, um Klärung des geschichtlichen Zusammenhangs sich die größten Verdienste erworben. Die Beschränkung auf eine Specialität, die Geschichte der Reformation und der damit zusammenhängenden Begebenheiten in Deutschland, Frankreich, England, mit einem Worte, die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts hat Ranke zur größten Autorität für dies Zeitalter gemacht.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, über seine großen Hauptwerke, welche der Nationalliteratur angehören, Neues sagen zu wollen. Die sechs ersten Bände der Gesammtausgabe bringen die „Geschichte der deutschen Reformation", der achte bis zwölfte die französische Geschichte jener Zeit. Neu erscheint nur der siebente Band, welcher den Titel führt: „Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Krieg", und aus zwei größern, in innerm Zusammenhang stehenden Abhandlungen besteht: „Ueber die Zeiten Ferdinand's I. und Maximilian's II.", und einer sich in chronologischer Hinsicht daranschließenden: „Zur Reichsgeschichte." Die erste Abhandlung ist eine der frühesten Ranke's; sie ist älter als die Geschichte der Päpste und der Reformation und wird von ihm selbst als die erste Arbeit aus den auf seiner italienischen Reise für die allgemeine Geschichte gesammelten Materialien bezeichnet. Auch ist der Stil derselben unverkennbar frischer und lebendiger, als der Stil in Ranke's spätern Schriften, in denen alles jugendliche Element durch die wohlerwogene Knappheit diplomatischer Präcision und sachlich strenger Haltung verdrängt ist. In Betreff des Inhalts bilden beide Abhandlungen ein Ganzes, indem sie die Epoche der letzten zwölf Lustren darstellen, welche dem Ausbruche des Dreißigjährigen Kriegs vorangingen und ihn vorbereiteten.

Derartige Epochen werden von der Geschichtschreibung oft stiefmütterlich behandelt, und auch die Theilnahme der Nation wendet sich mehr den hervorragenden Ereignissen zu, welche sich, wie die großen Daten des Reformationszeitalters, oder wie die Helden und Schlachten des Dreißigjährigen Kriegs, dem Gedächtniß einprägen. Gleichwol ist die Bedeutung solcher Mittelepochen nicht zu unterschätzen, in ihnen bereiten sich die glänzenden Krisen der spätern Zeit vor, fassen sich die Resultate der frühern zusammen und das Geschick oder Ungeschick, womit dies geschieht, ist bedeutsam für die folgende Entwickelung. In Betreff der vorliegenden Geschichtsepoche spricht Ranke dies selbst mit folgenden Worten aus:

> Jenem nationalen Stolze, mit dem wir uns des großen Werks der Kirchenverbesserung erinnern, eines Werks, in sich nothwendig, ursprünglich deutsch und glorreich, gesellt sich in den meisten das schmerzliche Geständniß hinzu, daß es bei alledem zu unsern Entzweiungen, zu den Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs, zu der verschiedenartigen Entwickelung, welche durch das abweichende Bekenntniß in den Völkerstämmen deutscher Zunge platzgegriffen hat, zu der Abnahme und dem Ruin des Reichs — daß es zu alledem den Grund gelegt, die Veranlassung gegeben habe. Wenn aber die Reformation, wie man von beiden Seiten eingesteht, unvermeidlich gewesen ist, war es auch diese ihre Wirkung? War mit dem, was uns erhob und befreite, dasjenige nothwendig gegeben, was uns in Zerwürfniß und Entzweiung setzte? Oder ist es durch zufällige Umstände dahin gekommen, durch Fehler, welche ebenso gut vermieden werden konnten? Ich halte dafür, daß man diese Frage noch immer einmal aufwerfen darf. Nicht als wäre es zu erforschen, ob die Reformation von Anbeginn einen andern Gang nehmen, zu einer andern Entwickelung hätte können geführt werden, ob etwa eine Vereinigung des Glaubens möglich gewesen wäre. Diese Untersuchung würde nicht sowol dem

ıd politisch, als universal und theologisch sein. Setzen wir elmehr, daß es dahin gekommen war, wohin es unter rl V. kam. War es dann bereits um die Einheit unsers aterlandes geschehen? Oder, inwiefern war es möglich, eine ee auch damals noch zu behaupten, nachdem die Reformation ıbracht war, ohne ganz Deutschland umfaßt zu haben? Und nn dies nicht geschehen ist, woran hat dies wesentlich gelegen?

Die Antwort will Ranke namentlich in seiner ersten ıhandlung: „Ueber die Zeiten Ferdinand's I. und Maxilian's II." ertheilen. Er hat, zur genauern Charakistik derselben, sich außer den deutschen Quellen der richte eines florentinischen Residenten, mehrerer venenischen Gesandten und einiger päpstlicher Nuntien bent, die er in Wien, Rom, Florenz und Venedig geden hat. Die Aufschlüsse der südländischen Diplotie sind Ranke's Lieblingsquellen für die deutsche Gechte jener Zeit. Man darf den Italienern eine scharfe ı feine Beobachtung nicht absprechen; hatten sie doch der hohen Schule ihrer Diplomatie einen der ausichnetsten Lehrmeister, Machiavelli. Auch die damaın spanischen Diplomaten, denen Ranke nicht geringere merksamkeit zuwendet, hatten den Weltüberblick einer ßmacht, die für ihre ganz bestimmten Zwecke die gneten Mittel aufzufinden weiß und die Ereignisse und sönlichkeiten prüft, inwieweit sie sich jenen Zwecken stbar machen lassen.

Die Ausgangspunkte der ganzen folgenden Bewegung n, nach Ranke's Darstellung, in dem „Vorbehalt" der Declaration des Religionsfriedens. Jener setzte, Interesse der Katholiken, fest: daß ein geistlicher Reichsı sein Amt und Einkommen verlieren solle, sobald er alten Glauben verlasse; diese, daß kein geistlicher Fürst landesherrliche Gewalt gegen seine Unterthanen augsischen Bekenntnisses anwenden dürfe. „Die ganze Zu- von Deutschland liegt in diesen Bestimmungen", sagt ke. In der That bewegt sich die von ihm dargestellte chichte Deutschlands wesentlich um diese Punkte.

Der Zustand Deutschlands um das Jahr 1555 und er nächsten Zeit war keineswegs ein trostloser zu en; die deutschen Städte waren blühend; in Literatur, t, poetischer Erfindung war durch die Reformation Rückgang entstanden. Ranke rühmt Hans Sachs, Poesie der Rollenhagen und Fischart, welche die ganze , Einfachheit, Wärme und Wahrheit des deutschen es gehabt. Ueberhaupt herrschte eine allgemeine, nach Neuen suchende, das Element bezwingende kunstfertige mkeit, welche mit dem geistigen Uebergewicht, das überhaupt in der Welt noch hatte, zusammenhing. e nennt „die Nation gewerbthätig und mächtig blühend und groß, von ihrem Fürsten in Eintracht zusamthalten, gegen auswärtigen Einfluß eifersüchtig und hlossen".

m die Jahre 1560 und 1570 hatte die gereinigte eine entschiedene Uebermacht in Deutschland erlangt. Oesterreich hatte man das Lutherthum mit besonderm ergriffen; der Adel besuchte die protestantischen Uniiten. Ueberhaupt war der Adel im ganzen Reich, chwendi um 1570 versichert, sowol unter katholischer nter lutherischer Obrigkeit der geänderten Religion an; die Domherren hatten entweder den gleichen Glauer sie waren kalt und gleichgültig. In ganz Deutschland war, wie Staphylus behauptet, unter hundert Priestern kaum ein einziger unverheirathet. Selbst bei den Gewalthabern, die noch katholisch geblieben, war die Ehrfurcht vor Rom vollkommen verfallen. Wie oft spottete selbst König Ferdinand über die Curie und ihre vorgeblichen Reformen. Man lachte des päpstlichen Bannes; die römische Kirche hatte gar keine Autorität mehr.

Es ist von hohem Interesse, zu verfolgen, wie aus diesem Zustand relativer Einheit und Culturblüte Deutschland in die furchtbare Zerrüttung des Dreißigjährigen Kriegs hineintrieb.

Kaiser Ferdinand I. erhält von Ranke das volle Lob, das einem Manne gebührt, der sich aus dem Fanatismus der Jugend zu männlicher Klarheit und Billigkeit durcharbeitet und die spanischen Einflüsse, die seine Jugend bestimmten, zu Gunsten des deutschen Wesens zu überwinden vermochte. Er erwarb sich das volle Vertrauen der Deutschen. Ranke sagt von ihm:

> Ferdinand war heftig und rasch, jedoch voll Gutmüthigkeit und jener Offenheit, welche die Herzen gewinnt. Er sprach viel, mit jedermann, von jedem Gegenstand. Er war freigebig und liebte die Pracht. Allmählich hatte er sich den deutschen Sitten vollkommen bequemt, und wußte mit den deutschen Fürsten, als einer aus ihrer Mitte, wie sie wünschten, zu leben. Wie diese, überließ er einen großen Theil der Geschäfte seinen Dienern und Räthen; wie diese, liebte er im ganzen den Frieden und bequemte sich nach den Umständen. Wie das Volk es gern hat, war er gnädig in Strafen, nachgiebig im Gespräch, überaus leutselig und hausväterlich anspruchslos im Umgang.

Schwendi nennt ihn den „löblichen heiligen Kaiser und Vater des Vaterlandes". Auch die andern deutschen Fürsten verdienten gleiches Lob:

> Es war eine ausgezeichnete Generation von Fürsten. Forscht man nach, so wird man finden, daß die meisten von ihnen ihren Ländern die Verfassung gegeben haben, die sich bis nahe an die neueste Zeit heran erhalten hat. Die Bewegung der Reformation, die Verbindung weltlicher und geistlicher Geschäfte, die erst von ihnen feste Gestalt erhalten sollten, hatten allen ihren Geisteskräften ungewohnte Anregung gegeben; eine so großartige Wirksamkeit hatte sie gereift. Durch Glückswechsel und Erfahrung hatten sie ihre Meinungen und Bestrebungen mäßigen gelernt. Sie waren kräftig und entschlossen, verständig und friedfertig; durch die großen Interessen des Vaterlandes waren sie vereinigt.

Die größte Gefahr zur Zerstörung des innern Friedens lag in den Verhältnissen der Kirche, auf welcher auch die Verfassung des Reichs wesentlich beruhte; denn in dem kurfürstlichen und fürstlichen Rath saßen so viele geistliche Mitglieder, die mehr politisch als kirchlich thätig waren. Hierzu kam, daß die Stifte und Erzstifte nicht blos zur Ehre Gottes, sondern auch zur Erhaltung fürstlicher, gräflicher und adelicher Häuser gegründet worden waren, Erbtheile der jüngern Söhne aus diesen Häusern. Wie sollte der Protestantismus seinen Antheil an diesen Beneficien von vorwiegend weltlicher Bestimmung aufgeben? So finden sich, trotz der Bestimmungen des Religionsfriedens in dem ganzen nördlichen Deutschland protestantische geistliche Fürsten, die ihre Reichsstandschaft keineswegs aufgaben. Man legte den Religionsfrieden dahin aus, daß er nur einem schon eingesetzten Prälaten verbiete, von der katholischen Kirche zur protestantischen überzugehen, keineswegs aber einem bereits evangelischen Kapitel, sich einen evangelischen Bischof zu wählen. Die

Kaiser duldeten diese Auffassung und erkannten die Landeshoheit evangelischer Bischöfe an. Die Bestätigung des Papstes umgingen auch „kaiserliche Indulte", indem man unter dem Vorwand, das Geld für die römischen Gebühren nicht zu heben, um die vorläufige Verleihung der Regalien auf ein paar Jahre bat. Offenbar hatten diese Zustände etwas Unhaltbares; ihr Bestehen zeigte, daß etwas faul war im Staate. Aus ihnen entwickelte sich die große Frage der „Freistellung", die bis zum Dreißigjährigen Krieg die Gemüther fortwährend in Bewegung hielt, die Frage, ob die Wahlfürstenthümer nicht vom Bekenntniß, die Reichsstandschaft, die mit ihnen verknüpft war, von dem Verhältniß zur Curie abgesondert werden könne. Die protestantischen Grafen und Herren wollten diese Kirchengüter sich ritterlich im Kampfe wider die Türken verdienen, denn der Türkenkrieg gehörte zur Constellation Europas.

Im Jahre 1564 bestieg ein Fürst von außerordentlichen Fähigkeiten, Maximilian II., den Kaiserthron, ein Fürst, von dem uns Ranke das folgende anziehende und fein ausgeführte Bild entwirft:

Die Zeitgenossen wissen nicht genug zu sagen, in wie hohem Grade sich Maximilian II. eine allgemeine Bildung angeeignet hatte. Die Sprachen, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationen, die er gesehen und besucht, ihre Tugenden und Fehler, ihre Sprichwörter und Scherze, ihre Literatur waren ihm gegenwärtig. Mit einer jeden ging er auf ihre Art um; herablassend mit den Italienern, munter und freimüthig mit den Deutschen, mit den Böhmen nachgiebig, lebhaft mit den Ungarn, abgemessen mit den Spaniern. Es ist zuweilen, als brächte eine Zeit alles, was sie Neues, Edles und Eigenthümliches hat, wieder in einem Einzelnen hervor. Wir werden darauf zurückkommen, wie sehr Maximilian an der neuen Entwickelung der religiösen Ideen theilnahm. Eben traten die Studien der Natur auf den Weg der Erfahrung ein; er trieb sie in seinen Gärten: eifrig stellte er Versuche mit den Metallen an. Die moderne Musik breitete sich in ihrer ersten Ausbildung über Europa aus; er richtete eine Kapelle ein, welche damals für die beste, die es gäbe, erklärt worden ist; allein obwol er bekannte, wenn er seinem Geschmack folgen dürfte, so würde er nie etwas anderes treiben, so ließ er sich doch von diesen Neigungen nicht beherrschen. Gleichmäßig — daß ich so sage, in sich selber Harmonie — bewegten sich die Kräfte seiner Seele. Man konnte keine angenehmere Gesellschaft haben. So geistreich und vertraulich, ohne Affectation, voll Grazie gab er sich hin. Nicht allein fremde Gesandten oder Fürsten behandelte er auf eine Weise, daß sie ihn für den vollkommensten Hofmann der Welt erklärten; es war in ihm der Zug einer absichtslos wohlwollenden Natur; und wenn er etwa den Dorfpfarrer, bei dem er einst gern seine Beichte abgelegt hatte, in dem Audienzsaal erblickte, bescheiden, weit dahinten, den letzten, ging er mitten durch die Gesandten und Herren, welche sich eingefunden, auf ihn los, redete ihn mit dem wohlbekannten Gruß an, und nahm ihn mit sich in sein Cabinet. Einem jedweden bewies er seine Ehre: er hätte niemand geduzt. Es ist ein Glück des Lebens, dann und wann einmal wieder in einen Kreis zu treten, wie ihn eine talentvolle, fein organisirte, edle Natur um sich her zu ziehen pflegt. Jene Bildung, die sich von der Welt nur das Würdige und Schöne aneignete, umfängt uns gar bald wie mit reiner Atmosphäre; ein durchdringender unterscheidender Verstand gibt uns eine leichte, heitere Spannung; seine Sitte und ungesuchter Ausdruck des Wohlwollens und der Güte, der auch eine Art von Talent ist, halten uns innerlich fest. Solche Naturen pflegen die allgemeine Stimme für sich zu haben. Wie sollten sie auch nicht? Das Behagen, das sie verbreiten, strömt auf sie zurück. Ich möchte sagen, daß wir das Gefühl haben, als träten wir in einen solchen Kreis, so oft uns in der Historie Maximilian II. begegnet.

Auch in den Geschäften zeigte er Fleiß und Talent, entfernte alle Spanier vom Hofe und versprach: „gute, runde deutsche Worte und Werke, nicht spanische". Im Herzen war er dem Protestantismus zugethan und sprach spöttisch vom Papst und „dem säuberlichen Conciliabulum zu Trient". Doch, wie Ranke sagt, „ein einzelner Mensch vermag wenig, den Dingen gegenüber". Der Kaiser stieß auf Widerstand; die theologische Entzweiung, die gerade damals zwischen den Anhängern und Gegnern des Interims, zwischen Lutheranern und Calvinisten ausbrach, war der innern Eintracht hinderlich. Ranke entwirft ein lebendiges Bild dieser Zwistigkeiten. Der tolerante Melanchthon stand einsam und verkannt in diesen Tumulten der Intoleranz. Der Türkenkrieg führte nicht zu einem Frieden, wie ihn der Kaiser wünschen mochte; er selbst nahm in Glaubenssachen bald eine veränderte Stellung ein; die Zwietracht der Protestanten entfremdete ihn mehr und mehr der neuen Lehre und die Katholiken wußten ihn an dieser seiner verwundbarsten Stelle zu fassen. Die Abneigung gegen das protestantische Pfaffenthum, das sich damals so brutal entwickelte, gereicht dem toleranten Sinn des Monarchen nur zur Ehre. Leider war ein tolerantes Regiment ohnmächtig gegenüber der heftiger entbrennenden religiösen Zwietracht. Bald kam der Kaiser, der bisher auch in der Politik die Opposition gegen die katholische Richtung vertreten hatte und mit Oranien und Egmont sich in geheimem Einverständniß befand, durch die Katastrophe des Prinzen Don Carlos auch in eine ganz veränderte politische Stellung:

Der Tod des Erben von Spanien gab der deutschen Linie des Hauses Oesterreich eine neue Beziehung zu jener Monarchie. Da König Philipp den Plan faßte, sich mit einer Tochter Maximilian's zu verheirathen, und seine Infantin an einen Sohn desselben, so mußte die Monarchie auf die eine oder andere Art an die Erben des Kaisers kommen.

Diese spanischen Pläne, zu denen noch die Aussicht auf die Krone von Polen, eine der Unterstützung des Papstes bedürftige Aussicht, kam, bewirkten, daß der Kaiser sich wieder den katholischen Ständen näherte. Indeß kam die Gegenreformation in Gang. Der Abt von Fulda begann damit und verjagte alle protestantischen Beamten, alle, die sich den Tridentinischen Beschlüssen nicht fügen wollten. Aehnliches geschah auf dem Eichsfeld, in Mainz, in Trier. Die weltlichen Kurfürsten wollten der dadurch mit Füßen getretenen Declaration des Religionsfriedens im Jahre 1575 zu ihrem Rechte verhelfen, indem sie die Aufrechthaltung derselben in die Wahlcapitulation aufzunehmen beabsichtigten. Sie hätten als die Mächtigeren den Widerspruch der Geistlichen zu überwinden vermocht; doch Irrungen zwischen dem lutherischen Kurfürsten von Sachsen und dem von der Pfalz hatten zur Folge, daß der erstere die Declaration fallen ließ; sie blieb unbestätigt und die Gegenreformationen dauerten fort. Zu diesem Misgeschick für den Protestantismus kam, daß der süddeutsche Adel, von Haus aus gut evangelisch, mit Widerwillen sah, wie durch die Erfolge der Reformation die Fürstenmacht anwuchs, und sich zuletzt in das Interesse des Katholicismus warf.

Das nähere Detail möge man in Ranke's lebendiger Darstellung nachlesen. Unmittelbar an die erste Abhandlung schließt sich die zweite: „Zur Reichsgeschichte", und

ist wol ein berechtigter Wunsch, daß der Historiker für Gesammtausgabe beide Abhandlungen in eine ver-nolzen, den Schluß der ersten und die Einleitung der iten zusammengearbeitet, einzelne Ungleichheiten des ls und der Behandlung ausgeglichen und so seiner formationsgeschichte eine zusammenhängende Fortsetzung zugefügt hätte. Freilich stehen in der zweiten Abhand-g die Reichstage, dem Thema entsprechend, im Vorder-nd: die zu Augsburg 1582 und 1594; die Reichstage 1597, von 1603, 1608, 1613; die geschichtliche rstellung läuft gleichsam an dem Faden der reichstäg-n Verhandlungen hin. Gleichwol umfaßt sie die gan-Geschicke Deutschlands, und die Porträts der Kaiser olf II. und Matthias sind mit derselben sorgfältigen fein künstlerischen Pinselführung entworfen, wie die-zen von Ferdinand I. und Maximilian II. In der t ruht das Auge nicht ohne Behagen auf diesen Kai-, wie Maximilian II. und Rudolf II., gerade wegen r religiösen Toleranz und Indifferenz in einer Zeit tischer theologischer Parteibewegung. Sie haben als sche Kaiser ihre Aufgabe nicht erfüllt; aber sie nehmen gebildete Männer von wissenschaftlichem Eifer unsere lnahme in Anspruch. Rudolf hatte den Hradschin in Museum, in eine Werkstätte für wissenschaftliche technische Arbeiten verwandelt:

In vier großen Sälen und einer Anzahl von Galerien nigte Rudolf die mannichfaltigsten Merkwürdigkeiten der r und der Kunst. Es war alles zugleich: ein ethnographi- und ein zoologisches Museum, für welche die spanischen ahrten nach beiden Indien die Gegenstände lieferten, eine kammer, wenn man so sagen darf, ein früheres Grünes ölbe, Bibliothek, eine antiquarische Sammlung und eine äldegalerie. Die spanischen und italienischen Correspon-nes Kaisers zeigen, wie sehr sich seine Gesandten um Er-ungen bemühten, die ihm angenehm sein konnten. Von sendet man ihm Verzeichnisse von den größern Samm-n ein, die etwa verkäuflich wurden, z. B. in der casa rini, wie der Referent naiverweise sagt, „Antiquitäten von nelstein, kleine kupferne Götzen, allerlei römisch-heidnische “; in Spanien erweckte die Verlassenschaft des Cardinal vella und die Sammlung des Antonio Perez, welche zum uf kam, die Beflissenheit des kaiserlichen Botschafters; da en denn merkwürdige Dinge zum Vorschein, z. B. bei vella ein Buch, eine gute stehende Hand hoch, mit zweihundert fen von Albrecht Dürer's Hand. Zuweilen waren Sachen Art um wenig Geld zu erlangen, für andere Fälle wurde redit der Fugger in Anspruch genommen, doch bemerkt botschafter, daß man ihm den Aufwand, den er veranlasse, s zum Vorwurf mache. Die Sammlungen, die der Kaiser talt aus aller Welt zusammenbrachte, waren ohne Zweifel rnehmsten und kostbarsten der damaligen Zeit. Neben mit Ebenholz umfaßten Altar bildeten silberne Kreuze, ldete Leuchter und Kelche eine Kapelle, die hier doch eben ur Beschauung aufgestellt war; andere Kostbarkeiten wur-in zahlreichen Schränken und in den Schubladen der ibtische aufbewahrt. Von dem höchsten Werth war die eiche Gemäldesammlung, welche die Galerien und Gänge e. Das freilich nur unzureichende Verzeichniß zählt eine Reihe von Tizians, Correggios, selbst Rafaels und Leo-s auf; es fehlte nicht an Meisterstücken der deutschen Kunst. andern hatte Rudolf das Bild, durch welches Dürer einst nedig bewiesen hatte, daß er mit Farben umzugehen wisse. saß einige Handschriften von unschätzbarem Werth, wie den des Ulfilas, der seinen Namen, der silberne, doch erst erhalten hat, und den Riesen unter den Büchern, die ll hohe Handschrift des ummauerten Mönchs von Braunau, an um ihres fabelhaften Ursprungs willen die Teufels-bibel genannt hat, von mancherlei auch sonst sehr bemerkens-werthem Inhalt. Die Stücke aus dem Alterthum, die sich da-mals in Prag befanden, wie die Apotheose des Augustus, sind immer zu den Kleinodien der Sammlungen, in die sie später kamen, gezählt worden. Rudolf liebte zugleich die Kunst und ihre Bedeutung; in seiner Arbeitsstätte hatte er eine Themis von Metall.

Rudolf selbst war ein Eingeweihter der Alchemie; Scheidung der Stoffe und neue Zusammensetzungen be-schäftigten die Laboratorien des Kaisers und dessen eigene Aufmerksamkeit; er erscheint als der Hermes Trismegistos der Adepten. Ein großes Verdienst um die Wissenschaf-ten erwarb er sich dadurch, daß er dem vielleicht berühm-testen Gelehrten der Zeit, dem Astronomen Tycho Brahe, eine Stätte ungestörter Thätigkeit an seinem Hofe bereitete, und ihm später Johann Kepler zum Gehülfen und zum Nachfolger gab. Beide waren übrigens eifrige Astrologen und der Kaiser wurde von diesen Ansichten auf das leb-hafteste berührt. Ueber diesen gelehrten Studien versäumte der Kaiser die Welthändel:

Mit ganzer Seele beschäftigt, die merkwürdigsten Hervor-bringungen der Natur und der Kunst um sich zu vereinen, und zugleich den universalen und kosmischen Beziehungen der Welt nachzuforschen, widmete der Kaiser den Ereignissen des Tags, dem religiös-politischen Streit, der um ihn her entbrannt war, nicht die Aufmerksamkeit, die zur Schlichtung desselben noth-wendig gewesen wäre. Und doch waren diese Beziehungen von der größten Tragweite, für die Welt und für ihn selbst.

Der Gang derselben war immer unerquicklicher ge-worden; die beiden Fragen, welche den Angelpunkt der Entwickelung bildeten, traten immer schärfer in den Vorder-grund. Auf dem Reichstage von 1582 kam die Frage des magdeburger Stifts zur Verhandlung. Joachim Fried-rich, der Enkel des brandenburger Kurfürsten Joachim II., ein Protestant, war 1560 zum Erzbischof gewählt worden; er trug kein Bedenken, sich zu vermählen und machte sich als Administrator des Primats und Stifts Magdeburg anheischig, Sitz und Stimme desselben zugleich mit seinem Kapitel im Reiche aufrecht zu halten. Die Frage blieb unentschieden, der Administrator und sein Kapitel behielt seinen Anspruch, ohne ihn durchsetzen zu können. Auf dem Reichstag von 1594 trat die kölnische Frage in den Vordergrund. Erzbischof Gebhard Truchseß von Köln war zum evangelischen Bekenntniß übergetreten, wollte aber doch seine Würde und sein Kurfürstenthum behaup-ten. Er wurde indeß vertrieben und ein Prinz aus dem Hause Baiern auf den Thron erhoben. Die Gegenre-formationen nahmen immer entschiedenern Fortgang: auf der ganzen Linie siegten die Katholiken, deren Mehrheit sich auf dem Reichstag von 1598 in den Besitz der entschei-denden Autorität gesetzt hatte. Das Vorhaben der Pro-testanten, eine paritätische Constituirung der Reichsgewalt zu Stande zu bringen, konnte als gescheitert betrachtet werden.

Den durch eine Fülle von Detailzügen erläuterten Fortgang der Bewegung, die unaufhaltsam zur Krisis hindrängte, die donauwerther Händel, die Bildung der Fürstenbündnisse, der Union und Liga, die Stellung des Kaiserthums zu denselben, möge man bei Ranke selbst verfolgen. Immer mehr wurden die vermittelnden Cha-raktere und Bestrebungen beiseitegeschoben; als den letz-ten dieser Vermittler kann man Klesel betrachten, von

welchem Ranke ein ansprechendes Porträt gibt. Der eifrigste der Katholiken, Herzog Maximilian von Baiern, der Gründer und Führer der Liga, fand den mächtigsten Bundesgenossen, als die Kaiserkrone, nachdem dem unentschiedenen Rudolf der entschiedenere, aber noch immer maßhaltende Matthias gefolgt war, endlich 1619 an den fanatischen Ferdinand übergegangen war, dessen Thronbesteigung mit dem böhmischen Aufruhr und mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs zusammenfiel.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ernst Förster's „Geschichte der italienischen Kunst".

Geschichte der italienischen Kunst. Von Ernst Förster. Erster Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wenn jemals ein Schriftsteller durch vieljährige umfassende Studien und Vorarbeiten, durch Autopsie und Kenntniß der einschlägigen Literatur, durch eine auf ununterbrochene theoretische und praktische Selbstbethätigung sich gründende innige Vertrautheit mit dem zu behandelnden Stoff, durch warme Liebe und Hingebung an die Sache, durch Vielseitigkeit der Bildung und Offenheit des Blicks, durch eine sich fort und fort frisch und jugendlich erhaltende Lebendigkeit der Anschauung und Ungezwungenheit der Darstellung zur Inangriffnahme eines bedeutenden Werks berufen war, so darf dies von Ernst Förster in Bezug auf seine jetzt von ihm begonnene „Geschichte der italienischen Kunst" gesagt werden: denn sein, in rastloser Thätigkeit verflossenes Leben, das so viel Jahre zählt, wie unser Jahrhundert selbst, ist in gewissem Betracht eine Vorschule und Vorbereitung zu diesem Werke gewesen, indem auch diejenigen seiner Arbeiten, welche von gleich selbständiger Bedeutung wie dieses sind, z. B. seine „Deutsche Kunstgeschichte" und „Deutschen Kunstdenkmäler", wesentlich dazu mitgewirkt haben, ihn mit der größtmöglichen Universalität und Unbefangenheit des Blicks auszustatten.

Förster gibt uns im „Vorwort" zu dem uns vorliegenden ersten Bande dieses Werks selbst einen kurzen Ueberblick über sein auch von ihm frühzeitig in diesem Sinne aufgefaßtes Leben. Er erzählt:

> Ich ging in finsterer Nacht aus einer Gesellschaft nach Hause, aufgeregt durch bezügliche Gespräche über meinen Beruf, und richtete eben im stummen Selbstgespräch die Frage an mich: „Wann, wo und wie werde ich die Entscheidung über meine Lebensaufgabe finden?" als dicht neben mir die Worte fielen: „Doch ganz gewiß in Italien!" Erst nachträglich merkte ich, daß zwei Freunde voneinander schieden und der vernommene Ausspruch die Antwort auf die Frage gewesen: „Wo werden wir uns wiedersehen?" Ich aber behielt ihn als Orakelwort auf meine Frage im Herzen. Die Folge ließ es zur Wahrheit werden.

Die nächste Anregung zu liebevoller Beschäftigung mit der italienischen Kunst ward ihm durch Cornelius gegeben, bei dem er 1823 in die Schule trat, und 1826 ging er zum ersten mal über die Alpen; diesmal nur bis Florenz, unermüdlich mit dem Studiren und Copiren der Wandgemälde Masaccio's, Ghirlandajo's, Taddeo Gaddi's, Orcagna's u. s. w. beschäftigt. Aber schon 1829 zog er auch Mittel- und Unteritalien in das Bereich seiner Studien, und 1832 war er, im Auftrage des nachmaligen Königs Maximilian II. zum dritten mal in Italien. Diese Reise war es besonders, welche ihn in der kunsthistorischen Thätigkeit seine eigentliche Lebensaufgabe erblicken ließ, wozu besonders Rumohr's „Italienische Forschungen" das Ihrige beitrugen. Die kunstwissenschaftlichen Ereignisse dieser Reise legte er in seinen „Beiträgen zur neuern Kunstgeschichte" (Leipzig, Brockhaus, 1835) nieder, die von Fachmännern wie Hirt, Kugler, Reumont warm begrüßt wurden und vieles bis dahin Unbekannte zuerst in die „Kunstgeschichte" eingeführt haben. Auf seiner vierten italienischen Reise im Jahre 1837 hatte er das Glück, die unter Staub und Moder begrabenen Wandgemälde in der St.-Georgen-Kapelle zu Padua zu entdecken, und ließ darüber eine Monographie nebst Abbildungen 1841 bei Reimer erscheinen. Die Frucht seiner nun sich oft wiederholenden Reisen war sein allbekanntes, vorzugsweise zur Orientirung in der italienischen Kunst bestimmtes Reisebuch „Italien", dessen neue Auflagen ihn fort und fort zu weiterer Thätigkeit auf diesem Gebiet veranlaßten, daneben ihm aber Zeit ließen, einen Theil seiner vielseitigen Specialforschungen in einer Monographie über Fiesole nebst Abbildungen, welche 1859 zu Regensburg erschien, niederzulegen.

Inzwischen hatte er sich gleichzeitig dem Studium und der Bearbeitung der deutschen Kunst zugewendet, und seine schon oben erwähnten großen Werke auf diesem Gebiet: „Deutsche Kunstgeschichte" (5 Bde., Leipzig, T. O. Weigel, 1851—60) und „Denkmale der deutschen Kunst" (12 Bde., ebendaselbst, 1853—69), nahmen eine längere Reihe von Jahren hindurch den rastlosen Fleiß seiner Feder und seines Stiftes vorzugsweise in Anspruch. Jedoch lieferte er daneben nach Schorn's Tode die deutsche Uebersetzung des Vasari (Bd. 3—8), und 1866 konnte er sich wieder einem größern selbständigen Werke auf dem Felde der italienischen Kunst zuwenden, und nach dem alten Wahlspruch „A Jove Principium" schrieb er, um sich zur Geschichte der gesammten italienischen Kunst den Weg zu bahnen, seinen „Raphael", der in zwei Bänden 1867—68 bei T. O. Weigel erschien.

Ein Rückblick auf diese Vergangenheit und eine Bekanntschaft mit den alljährlichen ausgedehnten Kunstreisen durch alle Gauen Deutschlands, durch Polen, Holland, Belgien, England, Frankreich, die Schweiz u. s. w., sowie eine Kenntniß des lebhaften Interesses, mit dem er auch die Strebungen und Entwickelungen der neuesten Kunstthätigkeit ununterbrochen als Berichterstatter und Kritiker verfolgt hat, genügt, um das eingangs von uns Gesagte zu belegen. Was aber ganz besonders den Autor vor vielen andern zur Ausarbeitung eines derartigen Werks als berufen erscheinen läßt, ist der Umstand, daß

icht nur die weitaus größte Anzahl der Kunstwerke, n Charakteristik und Kritik den Hauptinhalt desselben t, selbst mehrfach gesehen und studirt, sondern eine e Anzahl derselben nachgezeichnet und bis in die sten Details hinein nachempfunden hat, und wer die auigkeit, Treue und Feinfühligkeit seines nachzeichnen- Stifts kennt, wird zugeben müssen, welch ein bedeu- r Vortheil ihm hieraus vor vielen andern Kunst- rikern erwächst. Wenn es unleugbar ist, daß die e Erfassung, ja selbst die kritische Beleuchtung eines werks stets eine möglichst tiefe Versenkung in die ntion und Anschauung des Künstlers und eine mög- treue Reproduction seiner Production voraussetzt, gt demjenigen, der sich hierbei nicht blos passiv, son- selbstthätig verhält, offenbar die Erfüllung jener Be- ng weit näher als demjenigen, welcher einem Kunst- blos schauend gegenübersteht, wenn auch nicht ge- t werden soll, daß letzterer zuweilen gerade wegen geringern Mitbetheiligung, stärker in der Auffindung egativen Seiten ist. Dem kunstliebenden Publikum die hier hervorgehobene Reproductionsgabe des Au- außerdem noch dadurch zugute kommen, daß er in ben Verlagshandlung eine zwar selbständig erschei- s, aber dem gedruckten Werk doch wesentlich zur nzung dienendes Bildwerk unter dem Titel „Denkmale alienischen Malerei" größtentheils nach seinen eigenen nungen veröffentlichen wird, welchem sich später kmale der italienischen Bildnerei" anschließen sollen. eben der großen Masse dessen, was der Verfasser für Werk aus dem reichen Schatz seiner eigenen Beobachtun- nd Studien geschöpft hat, hat sich derselbe auch eine fenhafte Benutzung der Quellen und Vorarbeiten an- n sein lassen und auf dieselben theils im Vorwort, in Noten unter dem Text verwiesen. Bezüglich der einen historischen und kirchengeschichtlichen Uebersich- welche der Autor jedem Zeitabschnitt voranschickt und wesentlich dazu beitragen, dem Leser die wechseln- Erscheinungen der Kunstthätigkeit in ihrem engen ammenhange mit der sonstigen Culturentwickelung vor- en, hat er von neuern Schriften besonders A. von ont's „Geschichte der Stadt Rom" und C. Hase's engeschichte" zu Rathe gezogen; als von ihm be- kunstgeschichtliche Werke hebt er bezüglich der Mit- igen über die Katakomben besonders die neuesten en von D. Rossi und von Perret, in Betreff der len die Werke von Bunsen und Platner, sowie von sohn und Knapp, in Rücksicht auf die spätern Kir- uten die Prachtwerke von H. W. Schulz, Hittorf, und Osten hervor.

er Inhalt des vorliegenden Bandes umfaßt nach einer ein geschichtlichen, kunstgeschichtlichen und kirchenge- ichen Einleitung, durch welche der Leser in sehr leben- nd anschaulicher Weise aus der antiken Welt in die he und mittelalterliche übergeführt wird, von der ichen Kunstgeschichte Italiens drei Zeiträume, von der erste die Zeit vom Eintritt des Christenthums bis der zweite die Zeit vom 4. bis ins 11. und endlich itte die Zeit vom 11. bis ins 13. Jahrhundert schließt. In jedem dieser drei Abschnitte wird ner allgemeinen Charakteristik des Zeitalters zuerst die Entwickelung der Baukunst, dann die der Bildnerei und Malerei behandelt.

Diejenige Kunst, in welcher während dieser drei Perioden am meisten geleistet worden, ja welche sich in den meisten und wichtigsten Beziehungen geradezu als die Trägerin und Erweckerin der übrigen Kunstentfaltung kennzeichnet, ist die Architektur, und der Darstellung ihrer Geschichte ist daher mit Recht nicht nur der erste Platz, sondern auch der größte Raum gewidmet. In den ersten jener Zeiträume fallen nur die ersten Anfänge der christlichen Baukunst, wie sie sich unter dem Druck des Heidenthums einerseits und den Anschauungen des Judenthums andererseits, nur den nothwendigsten Bedürfnissen Genüge leistend, zu entwickeln vermochten und wie sie aus der Benutzung der Triclinien und Hausbasiliken zu Andachtsorten und der Katakomben zu Grabstätten und Todtenfeiern hervorgingen. Der zweiten Periode gehört die eigentliche Aus- und Durchbildung des altchristlichen Basilikenstils, der dritten die des romanischen und des neben ihm sich entwickelnden byzantinischen Stils an.

In der Auffassung und Charakteristik dieser Kunstleistungen befindet sich der Autor im wesentlichen mit dem, was verschiedenartige Forschungen auf diesem Gebiete ans Licht gezogen haben, im Einklange; in der Behandlung der Einzelheiten fehlt es daneben nicht an mannichfachen neuen und eigenthümlichen Anschauungen. Möglichst vollständige, gedrängte Mittheilung des Thatsächlichen gilt ihm dabei als Hauptaufgabe; doch weiß er sie so zu geben, daß dem Leser in und mit dem Einzelnen zugleich dessen allgemeine Bedeutung, in und mit den äußern Erscheinungen zugleich deren inneres Wesen zum Bewußtsein gebracht wird. Als ein Beispiel seiner Auffassungsweise möge hier mitgetheilt werden, wie er sich über Ursprung und Charakter der altchristlichen Baukunst, gegenüber der antiken, überhaupt ausspricht. Er sagt:

Der Glaube an die Auferstehung des Fleisches machte das Grab zur bloßen Ruhestätte, die Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit Christus nach der Auferstehung zum Weg nach dem Himmel, und die Ueberzeugung von der nächsten Anwartschaft der Heiligen auf jene Vereinigung das Grab eines jeden derselben zur Pforte des Paradieses. In dieser durch den neuen Glauben erzeugten Vorstellung liegt der wesentlichste Unterschied von der religiösen Vorstellung der alten Völker und dem Lebensprincip der neuen Kunst. Ueber dem Grabe des Heiligen öffnete sich das Land der Verheißung, das Himmelreich, und damit ein unerschöpflicher Born der Phantasie. Als daher Konstantin dem neuen Cultus öffentliche Wohnstätten errichtete, sah er sich an die Gräber der Märtyrer als an die unzweifelhaften Bauplätze gewiesen; über der Asche von Petrus und Paulus erhoben sich große Kirchengebäude, und als er dem Christengotte selbst einen Tempel erbaute neben seinem Palast, ließ er ein Grab dafür bereiten und die Gebeine des Täufers darin bergen, und konnte es nicht hindern, daß die so erbaute Kirche den Namen des Johannes annahm, den sie bis heute behalten hat. Hatten also vorher die Gräber als Kirchen gedient, so waren nun die Kirchen immer noch Gräber, mit allen den Vorstellungen, die sich bei den ersten Christen an den Tod knüpften, und nicht allein Gräber der Heiligen, sondern allgemeine Begräbnißorte; wenigstens so lange, bis Gefahr für die Lebenden eine Beschränkung dieser Sitte nothwendig machte. Wol stimmt diese Ansicht über den Ursprung und die Bedeutung der Kirche mit unserm Begriff von einem Gotteshause nicht überein; allein sie findet in den ältern Schriftstellern wie in der Geschichte ihre Bestätigung. Der Name für die Kirche war bei jenen „Martyrium" oder „Coemeterium" oder auch

(wie bei Chrysostomus) „τάφος μαρτύρων"; fast ohne Ausnahme wurden die ältesten Kirchen über den Gräbern der Heiligen, deren Namen sie trugen, aufgeführt; auch war keine ohne eine „Krypta" oder „Confessio", d. h. ohne das Grab eines Bekenners (Confessoris); ein Gebrauch, dessen letzter Widerschein in der Einrichtung der katholischen Kirche noch erhalten ist, daß keine derselben, ja kein Altar ohne ein sogenanntes „Heiligthum", d. i. die Reliquie von einem Heiligen, zum Gottesdienst eingeweiht und benutzt werden kann. Im Orient erbaute die Kaiserin Helena Christo die erste Kirche über dem heiligen Grab zu Jerusalem, und Konstantin eine zweite an der Stelle seines Todes auf Golgatha; und in Bezug auf die von ihm der „Göttlichen Weisheit" (ἁγία Σοφία, d. i. Christus) erbaute Kirche sagt ein fast gleichzeitiger Schriftsteller (Germanus): „daß der Altar statt des Grabes diene, wo Christus liege, das mystische und unblutige Opfer". Wie fest die Vorstellung von der Verbindung von Grab und Kirche im Bewußtsein haftete, geht unter anderm auch aus der Antwort hervor, die Laurentius de Leodio dem Bischof von Verdun auf die Frage: „Warum den Heiligen des Alten Testaments keine Kirchen erbaut werden?" gibt: „Weil man ihren Geburtstag (d. i. Todestag) nicht weiß und keine Reliquien von ihnen hat."

So fremdartig, wie Förster selbst angedeutet, diese Auffassung der ältesten Christen unserm modernen Bewußtsein auf den ersten Blick erscheinen mag, so trägt sie doch bei genauerer Betrachtung den Kern des Gedankens in sich, der überhaupt und für alle Zeiten die Grundidee der christlichen Gott- und Weltanschauung im Gegensatz zur heidnischen und jüdischen ausmacht. Während Griechenthum und Judenthum darin übereinstimmten, daß sie die ihnen übermenschlich und eben darum als göttlich erscheinenden Naturmächte in ihrer Vielheit oder Gesammtheit sich doch wieder personificirten, also das Göttliche sich menschlich vorstellten, bestand der Grundzug des Christenthums gerade darin, daß es unmittelbar im innersten Wesen und Ideal des Menschlichen das Göttliche, im Menschensohn Gott selbst erblickte und daß es daher als das wahre Sein des Menschen nicht dessen hinfällige biblische Existenz, sondern das Ewige, Reingeistige in ihm erfaßte. Je trauriger aber den Urchristen das irdische Dasein als solches erscheinen mußte, um so mehr waren sie genöthigt, die wahre Entfaltung des Menschenwesens erst in das Jenseits zu verlegen und gerade im Tode, besonders wenn er im muthigen Kampfe mit der irdischen Nichtigkeit erfolgte, den Beginn des wahren Daseins, den Aufschwung zum göttlichen Urquell seines Wesens zu erblicken. In und mit dieser Auffassung hängt aber in der That auch der ganze Entwickelungsgang der christlichen Kunst, namentlich der Baukunst auf das engste zusammen. „Aus den Tiefen des Grabes zu den Höhen des Himmels empor" ward auch für sie das treibende und bewegende Princip, und so entfaltete sich aus dem Horizontalismus der antiken Architektur nach und nach immer entschiedener und kühner der Verticalismus der christlichen, bis er in der Gothik an einem Aeußersten anlangte, das nicht mehr zu überbieten war. Unmittelbar zusammen hing hiermit die fort und fort sich steigernde Neigung zum Langbau, weil sich die Richtung in die Ferne dem Auge wie eine Richtung in die Höhe darstellt; ferner entstammte daraus die Ausbildung des Kreisbaus, sowie überhaupt der Trieb, sich alles strahlenförmig aus einem innersten Kern und Mittelpunkt entfalten zu lassen, das Aeußere so viel als möglich zu einem Ausdruck des Innern zu machen und allen Linien in den Formen der Portale, Fenster, Gewölbe u. s. w. eine convergirende Richtung nach oben zu geben — kurz alle die Eigenschaften, die schon im Basilikenstil, noch deutlicher in den byzantinischen und romanischen Bauten, und am entschiedensten und ausgeprägtesten endlich in den gothischen Domen das eigentlich Charakteristische dieser Architekturwerke ausmachen und sich durch alle Stadien der mittelalterlichen Baukunst hindurch in ihrer successiven Ausbildung als Sprößlinge aus einem einzigen Grundtriebe heraus verfolgen lassen.

Einen bedeutenden, jedoch immer nur modificirenden Einfluß übten hierbei selbstverständlich die auf Natur und Geschichte begründeten Unterschiede der Nationalitäten, und demzufolge war es natürlich, daß in Italien und namentlich in Rom mehr als anderswo die Ueberbleibsel und Reminiscenzen der antiken Architektur eine fort und fort sich nebenbei bemerklich machende Einwirkung auf jene Entwickelung der christlichen Baukunst ausübten. Inzwischen fehlte es daneben auch an mannichfachen Einflüssen von außen her nicht. Gothen, Longobarden, Byzantiner, Deutsche, Normannen, Araber u. s. w. haben, ohne im wesentlichen von jenen Grundzügen der christlichen Baukunst abzuweichen, einer großen Anzahl von Bauwerken einen nicht zu verkennenden Stempel der ihnen eigenthümlichen Anschauungs- und Gestaltungsweise aufzudrücken gewußt. So hoch Förster den Antheil Italiens an der gesammten Kunstentwickelung des Mittelalters und der Neuzeit anschlägt und einräumt, daß in der Geschichte der neuern Kunst die italienische unbestritten die oberste Stelle einnimmt, so legt er doch gerade auf den Nachweis der verschiedenen von außen stammenden Einwirkungen, welche besonders während dieser Zeiträume auf dieselben stattgefunden haben, ein großes Gewicht, und es freut uns, daß er hierbei namentlich die aus Norden kommenden Einflüsse mit besonderm Nachdruck hervorhebt. So sagt er über die ravennatischen Bauten:

Außer den Basiliken und einigen Rundbauten im römischen Stil tritt hier noch eine eigenthümliche Mischung von beiden auf und eine neue Formengebung, die sich von Konstantinopel herüber verpflanzt hat. Die Schönheit wie die Kühnheit ihrer Anlagen und die Trefflichkeit ihrer Ausführung setzen uns noch jetzt in freudiges Erstaunen. Mehr als in Rom hat hier die neue Religion die Kunst begeistert, daß sie einen neuen Aufschwung zu nehmen begann, und wir werden sehen, daß ein gutes Theil des Verdienstes dem germanischen Element zugeschrieben werden muß, das mit frischer Lebenskraft und einem — durch keinen Luxus abgeschwächten — Sinn für das Große und Schöne über die Alpen ins italische Land gekommen war.

Und indem er das Grabmal Theodorich's bespricht, sagt er:

Neu und beachtungswerth sind die Profile der Gliederungen. Während das Profil der untern Thüre und des rings um das Gebäude geführten Kämpfergesimses noch ganz die antiken römischen Formen zeigt, sehen wir an der obern Thüre bereits jene mannichfaltige Verbindung von Hohlkehlen und Rundstäben mit starker Ausladung, wie sie in der mittelalterlichen Architektur des Nordens vorherrschend und immer weiter ausgebildet worden. Selbst die Reliefirung einzelner Glieder mit geometrischen und Blattornamenten muß in der gewählten Form als neu auffallen; am meisten aber das Profil des Kreuzgesimses mit unterschnittenen Ausladungen und der stark ausgeschweiften Welle. Erkennen wir in diesen Detailformen die Einwirkung eines neuen, obschon noch unentwickelten Formensinns, so sehen wir uns auch in Betreff eines Hauptmotivs der

ammtanlage auf denselben Ursprung verwiesen. Das Grab- mit einem einzigen, obschon zur Kuppel zugehauenen Fels- zu decken, erinnert so entschieden an die Hünengräber des dens, daß es schwerlich dem Zufall oder der Laune des Herr- s diese Anordnung verdankt. Es ist die rohe, naturwüch- Tradition in kunstgemäßer Auffassung.

In ähnlicher Weise weist Förster auf Spuren nordi- Einflusses bei verschiedenen Bauwerken der Longo- en, sowie später bei Bauten des romanischen Stils mögen dieselben von Deutschland aus über die Alpen mit den Normannen über das Meer gekommen sein, rend er andererseits mit Nachdruck betont, daß gerade in Italien frühzeitig zur Erscheinung gekommenen e der Gothik infolge der fortdauernden Nachwirkung antiken Architektur niemals zu einer gleich consequen- und harmonischen Durchbildung gelangt sind, wie es r im nördlichen Frankreich, England und Deutsch- der Fall gewesen ist. Namentlich und mit Recht t er diesen Mangel einer einheitlichen Formenbehand- lung in den hoch über das Dach emporgeführten blinden Façadenmauern, in der Beibehaltung des stumpfen Win- kels an den Giebeln in der Beeinträchtigung des Verti- calismus durch zu starke Hervorhebung horizontaler Linien, in den wie Kästen übereinandergesetzten Stockwerken der Glockenthürme und in verschiedenen Erscheinungen der Ornamentik.

Doch wir können dies hier nicht weiter verfolgen und fügen daher dem Vorangeschickten nur noch hinzu, daß der Autor mit gleicher Unbefangenheit des Urtheils, mit gleich glücklicher Charakteristik des Allgemeinen und We- sentlichen durch taktvolle Zusammenstellung des Einzelnen und mit gleicher Kennerschaft, wie die Architektur, auch die Bildnerei und Malerei der in diesem Bande uns vor- geführten Zeiträume behandelt hat, worauf wir die Hoff- nung gründen dürfen, daß sich die Freunde der Kunst durch Stoff und Darstellung des Buchs in gleicher Weise befriedigt finden werden. Adolf Zeising.

Schwäbische und oberbairische Dialektdichtung.

Zur Besprechung liegen uns vor:

Nei Derheim. Gedichte in schwäbischer Mundart von dolf Grimminger. Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 4 Ngr.

s'm Neckerdhal. Gedichte in schwäbischer Mundart von Bilhelm Stein. Stuttgart, Grüninger. 1868. Gr. 16. 8 Ngr.

'schspiel. Volksstücke und Gedichte in oberbairischer Mund- rt von Franz von Kobell. München, Dempwolff. 868. 8. 1 Thlr.

Adolf Grimminger's „Mei Derheim" (Nr. 1), mein Daheim, ist, wie der Verfasser im Vorwort ptet, hervorgegangen aus der Stimmung eines Fah- n Sängers, der in der Ferne, in Rotterdam, der ntbehrten Heimat doppelt lebendig gedachte. Diese mung drückt sich in dem Eingangsgedicht an die nde des Sängers auf rührende Weise aus und durch- t mit verklärendem Hauch die ganze Sammlung. ähnliche Weise entstanden bekanntlich Hebel's „Aleman- Gedichte"; in hoher geistlicher Stellung von Karls- aus schilderte Hebel jenen glücklichen Winkel in der der Schweiz. Nur ist Hebel's dichterische Gestal- kraft ungleich größer als die Grimminger's, und auch lemannische Mundart ist lieblicher und zugleich ge- er als die schwäbische. Von dieser sagt der Ver- im Vorwort, sie gebiete über verschiedene Schatti- n des Feinern und Derbern, verfalle aber leicht ins rliche und Derbe. Grimminger hat sich daher an einern mittelschwäbischen Dialekt gehalten und diesen Geschick gehandhabt. Ueberhaupt aber hat die schwä- Mundart eine Neigung, ins Unbestimmte zu zer- , in der Luft sich zu verdehnen, zu „nebeln und beln". Götzinger sagt in seiner deutschen Gram- , der Schwabe spreche, wie wenn er erst gestern auf Welt gekommen wäre, im Ton eines fortwährenden unens, und mache daher leicht den Eindruck der Dumm- Diese Dummheit ist freilich eher eine mit der mystisch- ncholischen Anlage des ganzen Stammes zusammen- hängende Dumpfheit, die allerdings etwas Poetisches an sich hat und an das Helldunkel des echten Volksliedes er- innert, aber doch in ihrer Zerfahrenheit zu weit geht und die poetische Gestaltungskraft beeinträchtigt. Diese Mundart zeigt einen auffallenden Mangel an Herrschaft über der Natur nachlässig rohe Töne, die noch durch kein höheres Gesetz des Geistes gebändigt sind — eine Eigenthümlich- keit aller Mundarten freilich, die aber gewiß in keiner so auffallend hervortritt, wie in der des Stammes, dessen Fehler und Vorzüge in einer ungebändigten Naturkraft liegen, der sich gar zu gern gemüthlich, d. h. naturalistisch gehen läßt und sich in seinen Sondergeist einspinnt. Schon früher (vgl. Nr. 18 d. Bl. f. 1865) habe ich auf die That- sache hingewiesen, daß Schwaben, das doch an Volkslie- dern, Schelmen-, Possen- und Schnitzliedlein so reich ist, kein größeres dichterisches Werk von classischem Gehalt in seiner Mundart aufzuweisen hat, daß Schiller, Uhland, Mörike, ja der Vollblutschwabe Schubart zwar Lieder im Volkston, aber kein einziges im Volksdialekt geschrieben haben; höchstens findet man bei Schubart hier und da einen anheimelnden Anklang an die Mundart, wie im „Schwabenlied", „Schwabenmädchen", „Winterlied eines schwäbischen Bauernjungen". Auf diesem Gebiet sind nur Namen wie Sebastian Seiler, Schlotterbeck, Weizmann zu nennen. Der Grund dieser Erscheinung liegt offenbar darin, daß der sentimental-idealische Zug, der den schwä- bischen Dichtern besonders seit Schiller eigen ist, zu dem nachlässig-naturalistischen Charakter der Mundart schlecht stimmen, ja sogar komisch wirken und dadurch den be- absichtigten Eindruck vernichten würde.

Auch das deutsche Volkslied, das von den Possen- und Schelmenliedlein zu unterscheiden ist, streift, je mehr es sich z. B. ins Gebiet der Ballade erhebt, um so ent- schiedener den Dialekt ab. In Sammlungen, wie die von A. von Arnim und Brentano, Erlach, Scherer findet man mit Ausnahme der schweizer Lieder, fast nur hochdeutsche Volkslieder. Lieder, wie die vom Verfasser im Vorwort

genannten: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus", und „Jetzt gang i ans Brünnele, trenk aber net", sind bei weitem seltener als hochdeutsche. Man könnte sogar nachweisen, daß manchmal mitten in einer Dialektpoesie, sobald das Lied einen höhern Schwung nimmt, plötzlich die Mundart verlassen und die hochdeutsche Sprache gewählt wird.

An jene zwei obengenannten Lieder, die das Volksgemüth treu wiederspiegeln und durch ihr treuherziges Wesen auch außerhalb Schwabens bekannt geworden sind, klingen Grimminger's Lieder mit Glück an. Freilich möchte man sich manchmal fragen, warum allgemein menschliche Empfindungen gerade in schwäbischer Mundart ausgedrückt werden sollen. Der Verfasser ist reiner Lyriker und behandelt das uralte und doch ewig neue Thema der Liebe, das den Hauptinhalt seines Buchs bildet, in gar verschiedener, aber nachgerade doch ermüdender Weise. Das Motto lautet:

In dem Wald, drin hoch und nieder,
Seine Weise g'sunge scho',
Findet sich für meine Lieder
Au vielleicht a Plätzle no' (noch).

Wer denkt hier nicht an Uhland's Wort vom deutschen Dichterwald? Und so singen in diesem Wald auch mehrere Dialektdichter „nach eigenem Schnabel", wie Kerner von der schwäbischen Schule sagt. Aber um aus diesem Chor von Sängern herausgehört zu werden, dazu gehört ein entschieden originelles Gepräge, wie wir ein solches unter den 135 Gedichten des Buchs zwar hier und da, aber doch nicht als eigentlich durchschlagenden Grundzug bemerken. Der Verfasser erinnert sich im Eingang an Schwabens „Berg und Thal und Wald und Aue (= Auen), reich an G'schichten alt und neu?" Warum hat er im Unterschied von Hebel das Geschichtliche verschmäht? Außer der Liebe kommen das schwäbische Kneipsystem, die bekannte Landplage des Pietismus und das Verlangen nach einem großen und mächtigen Deutschland, wozu der Verfasser in der Fremde mächtig angeregt werden mußte, zu entsprechender Darstellung. Aber wie gesagt, schon der verschwommene Dialekt hindert die geschlossene, charakteristische Schilderung. Die Dialektpoesie hat überhaupt im Reich der Dichtung nur eine bescheidene Stelle anzusprechen. Erscheinungen wie Hebel im äußersten Süden und Klaus Groth oder Fritz Reuter im äußersten Norden hängen von dem Zusammentreffen ganz besonders glücklicher Bedingungen ab. Der Dichter befindet sich, wenn er hochdeutsch schreibt, unter einer höhern Gerichtsbarkeit und sieht das ganze Volk, ja die ganze Menschheit als sein Publikum an, wie wir dies von Schiller wissen. Man vergleiche einmal S. 17: „Dämmerzeit", mit Nikolaus Lenau's fünftem „Schilfliede", oder S. 23: „Verplaudert", mit Walther's von der Vogelweide „Under der Linden", und man wird einen ähnlichen Unterschied finden, wie zwischen dem „hovelichen Singen" und den „ungefügen Dönen" bei Walther. Ist die Dialektpoesie ein Reich des Wohllauts und der Schöne? Die schwäbische gewiß nicht.

Tiefes Gemüth im Verein mit einer gewissen Schalkhaftigkeit spricht sich auch bei Wilhelm Stein's „Us'm Neckerdahl" (Nr. 2) aus; doch ist seine dichterische Begabung geringer als die Grimminger's. Der Schluß bringt „Dornrösle" im Versmaß des vierfüßigen Trochäus. Verwundert muß ich fragen, was denn an diesem Märchen specifisch Schwäbisches sein soll, daß der Verfasser gemeint hat, für die Erzählung die schwäbische Mundart wählen zu müssen? Bei dem Schwank: „Vom luschdige Spielma" am Schluß des Buchs stimmen Form und Inhalt vollkommen zusammen.

Dieser glückliche Schwank führt uns zu den Schwänken und Liedern Franz von Kobell's: „G'schpiel" (Nr. 3). Der Inhalt zerfällt in vier kleine Volkslustspiele, in Gedichte und zwei prosaische Erzählungen von der Fuchsjagd. Diese Sachen alle sind specifisch bairisch und spiegeln den Charakter dieses Volksstamms aufs glücklichste ab. Der Dialekt ist hier in seinem Recht. Im Vergleich mit dem schwäbischen ist er erregter, sanguinischer, charakteristischer, „trotzig und protzig, als ob der Baier die ganze Welt zum Kampfe herausfordern wollte" (Götzinger), weniger vocalisch zerflatternd, mehr consonantisch gebunden (S. 105 z. B.: „die guatn Maannln" wäre schwäbisch „die guate Mändla"). Volksart und Landessitte sind dem Leser aus Auerbach's „Auf der Höhe" und Hermann Schmid's Erzählungen aus Oberbaiern in der „Gartenlaube" wohl bekannt. Man vergleiche namentlich auch Karl Stieler's „Der Schuhplattltanz im bairischen Gebirge" mit dem berühmten Gemälde von Rostosky in Nr. 41 der „Gartenlaube" f. 1868, und man hat das Völklein, wie es leibt und lebt. Ein kerngesunder Humor spricht sich überall aus, nicht allein in den Volksdramen, sondern auch in den Gedichten, die sich in der Regel auf irgendein Erlebniß, eine Anekdote beziehen und einen dramatischen Charakter verrathen, so sehr sich das lyrische Gefühl in ihnen kundgibt. Ein frischer Jagd- und Walduft weht uns aus dem Buch entgegen; „Wie lob' i mir die drei: Wald, Wild und Jaagerei!" Ich mache besonders aufmerksam auf: „Der Hütterbua"; „'S Blomo-Diendl"; „Die G'walt von die Diendln"; „'S blauaugeti Diendl", eine Uebersetzung von Burns' „The blue eyed lassie".

Gustav Hauff.

Pädagogisches.

Des Sohnes Erziehung. Pädagogische Briefe an eine Mutter von E. Böhme. Dresden, Bach. 1869. 8. 15 Ngr.

Eine Schrift von mäßigem Umfang (was wir sehr zweckmäßig finden), voll gesunder praktischer Rathschläge für eine naturgemäße Erziehung des Kindes, sowol nach der intellectuellen wie nach der sittlichen Seite. Populär gehaltene Schriften dieser Art, die, für den Laien bestimmt, allen gelehrten Ballast über Bord werfen und alle Schulterminologie beiseitelassen, halten wir für nicht minder wichtig, ja in mancher Hinsicht für noch wichtiger als die gelehrten fachwissenschaftlichen, die nur von den Fachmännern wieder gelesen werden. Was hilft die päda-

gogische und schulmeisterliche Gelehrsamkeit, wenn sie nicht ins Leben eingeführt wird? Gerade auf pädagogischem Felde sollte unabläßig durch leichtfaßliche mündliche wie schriftliche Vorträge für Verbreitung gesunder Grundsätze und Kenntniß bewährter Erziehungsmittel gewirkt werden. Fällt auch der ausgestreute Samen oft genug auf steinigen Boden oder unter Dornen; hier und da faßt er doch in gutem Lande Wurzel und bringt hundertfältige Frucht.

Es ist erstaunlich, wie viel irrige verkehrte Ansichten über Erziehung auch unter den „Höhergebildeten" noch anzutreffen sind und wie viel klare und gescheite Köpfe es unter den Aeltern gibt, die über gute und schlechte Erziehung der Kinder ihrer Freunde und Nachbarn ganz richtig urtheilen, aber in ihrer eigenen pädagogischen Praxis höchst schwach und schwankend verfahren und ihrer bessern Einsicht oft zuwider handeln, weil die Liebe zum eigenen Fleisch und Blut sie verblendet. Sie können und mögen ihren Kindern nicht wehe thun und erblicken auch die Fehler und Untugenden derselben in einem rosigen Lichte, das auch das Häßliche verschönert. Viele Aeltern — und vorzugsweise in den höhern Ständen — betrachten ihre Kinder mehr als einen Gegenstand des Genusses, denn als einen Gegenstand unabläßiger Arbeit und Selbstentäußerung. Dazu kommt, daß in unserm vielbewegten und vielgeschäftigen Leben, das mehr nach außen als nach innen geht, auch von solchen Aeltern, die das Zeug dazu hätten, der häuslichen Erziehung ihrer Kinder zu wenig Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet und von der Pädagogik der Schule zu viel erwartet wird. Je oberflächlicher das geistige Leben der Aeltern ist, desto leichter nehmen sie's mit der Erziehung; je materieller ihr Sinn und Streben, desto mehr begnügen sie sich mit einer auf äußere Zwecke gerichteten Dressur ihrer Kinder. Nur da, wo sittlicher Ernst und in dem Maße, als ein energisches Streben nach eigener Fortbildung vorhanden ist: wird eine gedeihliche Anregung und Förderung durch pädagogische Rathschläge und Vorträge zu erwarten sein. Gottlob! fehlt es aber unserer genußsüchtigen, materialistischen und erwerblustigen Zeit doch nicht so ganz an tieferm geistigen Leben und ernstem sittlichen Streben, als die Lobredner des Alten ihr vorwerfen, und trotz so mancher Verkehrtheiten in der Mädchenerziehung, fehlt es doch nicht an Müttern, denen die Erziehung ihrer Kinder keine Last, sondern eine Lust und zugleich eine ernste, heilige Angelegenheit ihres Lebens ist, über die sie sich gern belehren und zum weitern Nachdenken anregen lassen. Für solche Mütter ist obiges Schriftchen verfaßt, das überdies noch einem wohlthätigen Zwecke dient, da sein Ertrag dem Albertverein bestimmt ist.

Obwol diese Briefe durchweg in einer klaren Sprache geschrieben und in einem nüchternen Sinne verfaßt sind, möchten wir doch auf einige Ueberschwenglichkeiten darin aufmerksam machen. Das Kind soll, um sich nicht am heißen Ofen zu verbrennen, zeitig auf die Gefahr aufmerksam gemacht werden. „Doch muß es stets das Gute, das derselbe bewirkt, einsehen lernen", und die Mutter soll etwa sprechen: „Siehst du, dort ist der gute Ofen, der dir deine Suppe, dein Bettchen und die ganze Stube wärmt!" Ebenso bei den Streichhölzern: „Die Streichhölzchen sind gut; sie zünden das Licht und das Feuer an." Das sieht und merkt das Kind ohne die sentimentale Notiz. Aber gut ist's, auf die Gefahr zeitig hinzuweisen, und noch besser, die Zündhölzchen so viel als möglich zu entfernen. Dem Experiment, das der Verfasser vorschlägt, mit Zündhölzchen einen Haufen Papier anzuzünden, um auf die Gefahr des Anbrennens aufmerksam zu machen, möchte wenig Vertrauen zu schenken sein, da es leicht zu eigenen Versuchen der Art reizen könnte.

S. 41 heißt es: „Ein richtig erzogenes Kind bedarf vom vierten oder fünften Jahre an wegen Ungehorsams keiner Züchtigung mehr, d. h. es wird nicht mehr ungehorsam sein" — als ob auch bei der besten Erziehung schon im fünften Jahre das nitimur in vetitum beseitigt wäre! „Loben Sie" — heißt es S. 48 — „niemals das Kind wegen einer gelungenen Arbeit, sondern loben Sie die Arbeit selbst. Also sprechen Sie nicht: Du bist ein gutes Kind, du hast dir viel Mühe gegeben! sondern: Das Haus ist recht hübsch, sogar eine Feuereſſe ist darauf. Vielleicht können wir noch ein Thürmchen darauf setzen. Siehst du, das geht!" Einverstanden. Nur möchten wir nicht gar zu ängstlich die Anerkennung des guten Willens und des Fleißes zurückgehalten wissen. Es wird S. 113 gewarnt vor Uebertreibungen in Ausdrücken, wie: „Ich habe dir schon tausendmal gesagt, du sollst nicht so leicht angezogen ins Freie gehen", oder: „Du wirst nie ein ordentlicher Mensch werden, denn alle deine Sachen läßt du herumliegen!" Das Kind fühle ganz wie Logau, der da sagt:

Wer Lügen sagte, die blos Nutzen
Und niemals Schaden nach sich zogen,
Was meinst du wohl von einem solchen?
Ich meine doch: Er hat gelogen!

Wir meinen: So sehr der Verfasser im Recht ist, vor allzu wohlfeilen Superlativen zu warnen, so muß doch von den pädagogischen Regeln selber die Uebertreibung fern gehalten werden. Eine affectvolle Sprache steigert, ohne unwahr zu sein, den Ausdruck, und es wäre doch gar zu pedantisch, wenn die Mutter Register führen sollte über die Zahl der vorgekommenen Fälle der Unordnung, um ja nicht zu — „lügen"!

Uebrigens hat, was sehr zu loben ist, der Autor das Kapitel über das Lügen am ausführlichsten behandelt, und wir stimmen ihm vollkommen bei, wenn er auf die Unwahrheit, die in unserm ganzen gesellschaftlichen Leben noch herrscht, hinweist und es rügt, daß man es mit der Wahrheit den Kindern gegenüber viel zu leicht nimmt. Jede Drohung, die nicht ausgeführt wird, ist eine Lüge in den Augen des Kindes. Sehr richtig tadelt der Verfasser aber auch übel angebrachte, zu große Strenge, welche meist die Hauptveranlassung zum Ableugnen wird, und er betrachtet das Leugnen als eine der mildesten Formen der Unwahrheit; das sei am ehesten zu entschuldigen, denn es werde nur durch Furcht hervorgerufen. Ebenso fein als treffend bemerkt der Verfasser:

Die Furcht vor der väterlichen Autorität allein, wenn ihr die Liebe ganz abgeht, ist schon eine starke Versuchung zum Leugnen. Dazu kommt noch, daß viele Väter bei der Untersuchung irgendeines Vergehens einen ganz falschen Weg einschlagen. Sie fühlen sich vor ihrem Kinde als Richter, setzen

gleich voraus, daß sie belogen werden und inquiriren demgemäß, fahren den kleinen Sünder so sehr an, daß dieser die Fassung ganz verliert und — leugnet. Ebenso unrecht ist es, einen Knaben, von dem man bereits weiß, daß er etwas verbrochen hat, auf die Probe zu stellen und ihm durch Fragen die Versuchung nahe zu legen, sein Vergehen zu leugnen. Dasselbe thun auch solche Aeltern, die durch das „auf den Strauch schlagen" die Wahrheit am ersten zu erfahren hoffen, es ist das aber nur eine Versuchung zum Lügen.

Auf der andern Seite kann aber auch zu große Nachsichtigkeit und Bequemlichkeit der Aeltern der Lüge Vorschub leisten.

So lange der Sohn weiß, daß sich im Hause niemand die Zeit nimmt, die Wahrheit seiner Aussagen zu untersuchen, wird er immer kecker werden und immer mehr wagen. — Wie oft kommt es vor, daß Kinder zu spät aus der Schule kommen, und sich damit entschuldigen, der Lehrer habe noch eine Aufgabe mit ihnen durchsprochen, während sie doch in der angegebenen Zeit überall, nur nicht in der Schule waren. Sie wissen aber, daß niemand die Sache untersucht.

Weder Strenge, die in einzelnen Fällen nachzuholen sucht, was in vielen andern versäumt ist, noch Mistrauen gegen das Kind, noch übergroße Milde und Nachsicht seinen Aussagen gegenüber; wohl aber Vertrauen und Liebe mit Festigkeit gepaart! Nur in letzterm Falle bildet sich im Herzen des Kindes das Gefühl der Ehrfurcht, jene achtungsvolle Liebe, welche Vertrauen mit Vertrauen erwidert. In solcher reinen sittlichen Luft kann das Unkraut der Lüge nicht gedeihen.

Illustrirte Geschichtsbücher für die Jugend.

1. Neuere deutsche Geschichten von der Reformation bis zum goldenen Zeitalter der deutschen Dicht- und Tonkunst. Herausgegeben von Franz Otto. Mit 95 Abbildungen, fünf Tonbildern und einem Titelbild in Farbendruck. Leipzig, Spamer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Neueste deutsche Geschichten aus dem 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Franz Otto. Mit über 100 Textabbildungen, vier Tonbildern und einem Titelbild in Farbendruck. Leipzig, Spamer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese beiden Bändchen bilden den neunten und zehnten Band des „Illustrirten goldenen Kinderbuch", und schließen sich als zweite Sammlung den „Deutschen Geschichten für die Kinderstube" an, welche sich bereits eines großen Beifalls erfreut haben. Die neuern und neuesten deutschen Geschichten haben aber noch einen höhern Zweck. Sie sollen ein Beitrag zur patriotischen Erziehung des heranwachsenden Geschlechts sein. Der Herausgeber — oder vielmehr Verfasser — sagt darüber: Erschien die Pflege eines mannhaften Sinns, die Heranbildung eines Freiheit und Wahrheit liebenden Charakters in der aufwachsenden Generation mit als höchste Aufgabe zu jener traurigen Periode, während welcher Deutschland immer mehr zu einem „geographischen Begriff herabsank, so besteht dieselbe Pflicht fort, ja sie ist geradezu eine nationale Forderung geworden, seit jene gewaltigen Umwandlungen vor sich gegangen, welche den zuversichtlichen Glauben befestigen, daß sich die politischen Zustände unsers Vaterlandes unter dem Schirme des norddeutschen Präsidialstaats zum Heile der Entwickelung und der Einigung des gesammten Vaterlandes gestalten werden". Und an einer andern Stelle: „Wir stehen abwehrend aller Weichherzigkeit und Kleinmüthigkeit gegenüber, denn wir brauchen ein mannhafteres Geschlecht von tüchtiger, furchtloser Gesinnung. Bei uns verfangen daher nicht mehr die alten Schibbolete, die uns in 50 Jahren aus den Worten, Leiden und Liedern kaum einmal zu rechten Thaten kommen und noch weniger den ausdauernden Muth reifen ließen, kleinliche Wünsche, liebgewordene, jedoch meist engherzige Gewohnheiten zum Besten des großen Ganzen zu unterdrücken." Die Stellung, welche der Verfasser einnimmt, wird nun freilich der Partei nicht gefallen, die eben dem großen Ganzen nichts opfern und sich lieber einem ausländischen als einem deutschen Protector unterordnen will, mag Deutschland auch darüber zerrissen und zerfleischt werden. Manche werden auch darüber grollen, daß religiöse und gewisse politische Verhältnisse mit dem Freimuthe besprochen sind, den der Verfasser dem heranwachsenden Geschlecht schuldig zu sein glaubte. Für Ultramontane und Particularisten sind aber diese „Deutschen Geschichten" auch nicht geschrieben.

Das Jugendalter, welches dabei im Auge gehalten wurde, ist das bis zu zwölf, für das letzte Bändchen, das die neueste Zeit enthält, bis zu vierzehn Jahren. Der Stoff ist in Leseabende getheilt, denn allerdings darf man nicht zu viel auf einmal geben, wenn es recht aufgenommen und zum bleibenden Eigenthum werden soll. Wir finden den Ton der Erzählung jenem Alter sehr glücklich angepaßt, und auch die Auswahl des Erzählten in dem überreichen Gebiet eine wohlerwogene. Daß sie sich nicht blos mit den Thatsachen begnügt, sondern den Kindern auch die Zustände früherer Zeiten schildert, beweisen z. B. die „Abende": Handel, Gewerbthätigkeit, Kunst und Gelehrsamkeit im Zeitalter der Reformation; vom Leben an Höfen und in den Städten, von Rittern der Landstraße und von Soldaten mit langen Zöpfen, von Perrüken und Reifröcken nebst andern löblichern und nützlichern Dingen im 18. Jahrhundert.

Den zweiten Band, der mit der Französischen Revolution beginnt, füllt zum größten Theil die Zeit bis 1815, die folgenden 50 Jahre der deutschen Geschichte sind in einen einzigen Abend gedrängt. Wir können damit nur einverstanden sein. Für Kinder unter 14 Jahren genügt es, die Thatsachen im allgemeinen zu kennen, da sie für das Verständniß der politischen Verhältnisse jener Zeit nicht reif genug sind. Jedenfalls ist der Versuch, den Unterricht in der vaterländischen Geschichte nicht ganz der Schule zu überlassen, wo diese leider nicht so gepflegt wird, wie es sein sollte, sondern damit schon in der Kinderstube zur Erweckung patriotischer Gesinnung zu beginnen, ein glücklicher Gedanke, und wir empfehlen die „Deutschen Geschichten" Aeltern und Erziehern um so mehr, als wir oft genug Gelegenheit haben, uns zu überzeugen, wie mangelhaft die Kenntniß der vaterländischen Geschichte selbst in Staatsprüfungen ist, während

jungen Leute aus der alten Geschichte, wo ihre Lehrer Born des eigenen Wissens meist aus dem Vollen pfen könnten, eine Masse höchst überflüssigen Details ringen. Manchem sind sogar die deutschen Freiheits- je ganz fremd. Wie anders wird in Frankreich und land auf die Erweckung eines nationalen Sinns, wenn von ganz einseitigem Standpunkte, in den Schulen gewirkt, und diese stehen doch sonst tief unter den unserigen! Möge denn das besprochene Werk auch bei uns dazu beitragen; die rühmlich bekannte Verlagshandlung hat dasselbe vortrefflich ausgestattet und die vielen Illustrationen werden die jungen Leser gewiß auch interessiren.

Karl Gustav von Berneck.

Alte Kirchenpoesie.

a Sion. Auswahl der schönsten lateinischen Kirchenhymnen it deutscher Uebersetzung von Karl Simrock. Zweite Auflage. tuttgart, Cotta. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Neben den zahlreichen andern Uebersetzungen mittelicher Kirchenlieder hat auch diese, wie ihr äußerer lg bezeugt, sich rasch Geltung erworben. Der be- te Name des Uebersetzers mag mit Recht ihr zu iger Empfehlung gediehen sein, es ist aber zugleich nicht zu übersehendes Zeichen der Zeit, die nach ern- geistiger Nahrung ein entschiedenes Bedürfniß hat. Worte der Vorrede: „Dies Buch kann Katholiken zur acht, Evangelischen zur Erbauung und den außer der e Stehenden zu Genuß und Erhebung dienen", deuten und einfach das Verhältniß an, in welches es zu n Lesern zu treten berufen ist und in den meisten n nachweislich auch tritt, sobald man sich nur dar- verständigt, was mit den außerhalb der Kirche enden gemeint ist. Natürlich nicht die breite Schar nigen, die nicht blos der positiven Kirchengemeinschaft, er sie dem Namen nach gehören, sich innerlich ent- et, sondern die auch die gesammte religiöse Substanz ihrem Innern ausgeschieden haben. Für solche kann oetische Moment allein, das doch immer in diesen gnissen eines ganz specifisch religiösen Sinnes nur cundäres ist, das Fremdartige oder Abstoßende des lts nicht übertragen, wenigstens da nicht, wo man ö zu Werke geht und sich und andern das, was man ch empfindet, nicht verhehlt. Wir würden es nicht in Glück halten, wenn jemals diese geistlichen Lieder t einer Modesache werden sollten, wie es z. B. e geworden ist. Sein Geist ist dem in ihnen herr- en sehr nahe verwandt, ja bis zu einer gewissen je identisch damit. Aber die Macht einer Autorität, ch unter dem Einfluß einer Weltanschauung gebildet welcher die meisten seiner jetzigen Bewunderer fremd den sind, ist stärker, als daß sich eine Opposition n unter allen denen, die vorzugsweise für gebildet wollen, anders als allenfalls in jener humoristischen , wie sie einst Goethe in Rom in jenem bekannten äche mit den damaligen Dantomanen geübt hat, strauen sollte. Auch sind diese Lieder in der That t dazu. Nicht als wenn nicht auch Dante und ndere Dichter oder überhaupt jeder, der eine gediegene t des Geistes dem Publikum zugebracht hat, zu gut um dem nichtigen Scheine und der aufgeschminkten gefälligkeit zu ihrem schelen Treiben herhalten und ch gleichsam als eine erwiesene Ehre sich anrechnen zu müssen. Aber sie können doch nicht jene Weihe, jene geheiligte Würde beanspruchen, welche dem Liede des gemeinsamen Bekenntnisses einer ganzen Welt zukommt. Nicht das poetische Verdienst des einzelnen Dichters, der übrigens meist unbekannt oder durch unzuverlässige Tradition genannt ist und sein muß, auch nicht die besondere Fülle, Tiefe oder Feinheit der hier sich erschließenden schönen Seele, oder die Neuheit und zündende Kraft der Gedanken ist es, was sie heiligt, sondern etwas anderes, was Herder so kurz und ergreifend bezeichnet: „Sie gingen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab!" Und diese ihre Thaten gehören nicht der Vergangenheit allein an, auch jetzt noch besitzen sie dieselbe Lebenskraft, wenngleich der Kreis, in welchem sie bemerkt wird, sich verengert haben mag.

In diesem Sinne stehen sie über dem Unterschiede der Confessionen, obwol sie selbstverständlich als der vollste und prägnanteste Ausdruck eines specifischen Glaubenslebens, des altchristlichen und mittelalterlichen, entstanden sind, und auch überall da noch als solcher wirken, wo man sich noch in ihm befriedigt fühlt. Ja in diesem Sinne stehen sie sogar über oder außerhalb der kirchlichen Religiosität, denn die Bedürfnisse der Seele, die in ihnen ausgesprochen und befriedigt werden, sind noch etwas Allgemeineres und Bleibenderes als ihre concrete Fassung in irgendeinem dogmatischen Satze, auch wenn dieser der sogenannten Religion der Vernunft oder dem Theismus entstammt.

Das Verdienst des Uebersetzers besonders zu rühmen, scheint uns überflüssig. Niemand wird an Simrock's Beruf dazu zweifeln, hat er sich doch an bei weitem schwierigern Aufgaben hinreichend bewährt. Denn die Uebertragung dieser in Form und Inhalt meist einfachen, im besten Sinne volksthümlichen Lieder ist im Vergleich mit den verborgenen Klippen und Riffen, deren Gefahren bei der Uebersetzung älterer deutscher Texte zu bestehen sind, eine relativ leichte Sache zu nennen, wobei wir uns freilich das Misverständniß verbitten, als wollten wir sagen, Simrock habe es sich hier leichter gemacht, als in dem „Parzival" oder den „Nibelungen". Im Gegentheil, wenn irgendetwas auszusetzen ist, so wäre es, daß nicht selten die schlichte Einfachheit und Einfalt des lateinischen Textes im Deutschen durch einen geschmücktern und reichern Ausdruck verdrängt ist, der sich unserer gegenwärtigen poetischen Empfindung allerdings mehr anschmeichelt als das Original. Nur ein Beispiel: S. 355 ist der apokryphe sogenannte Grabgesang Heloisens und ihrer Klosterschwestern am Grabe Abälard's übersetzt, der trotz seines so viel

jüngern Ursprungs — er verleugnet in Ausdruck und Reim die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts nicht — doch zu den originellsten Erzeugnissen der geistlichen Volkspoesie des Mittelalters gehört. Im Lateinischen lautet die erste Strophe in dem gewöhnlichen Text:

Requiescat a labore
Dolorosa et amore
Unionem coelitum
Flagitavit:
Jam intravit
Salvatoris adytum.

Die Uebersetzung:

Raste nun von Lebensmühen,
Liebeskummer, Liebesglühen;
Auf der Seligen Verein
Stand dein Hoffen:
Sieh dir offen
Jetzt die Pforte, tritt herein.

Auch ließen sich wol Bedenken gegen das häufig eingehaltene Verfahren erheben, reimlose lateinische Verse in der Uebersetzung zu Reimversen zu machen. Sie erhalten dadurch ohne Zweifel mehr Nachdruck, weil jedoch der deutsche Reim, der fast immer auf Wurzelsilben fällt, zwar nicht im sinnlichen Klange, aber in seiner geistigen Wirkung so viel stärker ist als der lateinische, der gewöhnlich auf Ableitungssilben zu stehen kommt, so sammelt sich zu viel Wucht an der einen Stelle, sodaß das rhythmische Element, durch welches sie im Original ganz allein zu wirken berufen sind, zu sehr verdunkelt wird.

Was die Grundsätze der Auswahl aus einer so unermeßlichen Menge bedeutender oder mindestens anziehender Erzeugnisse der Poesie angeht, so wird je nach der Individualität mancher irgendein Lieblingslied vermissen, ein anderes hier übersetztes dagegen für minder werthvoll halten. Doch versteht es sich von selbst, daß im Durchschnitt wirklich das Beste und Originellste gewählt ist.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber L. Geiger's „Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft" spricht sich das „Athenaeum" vom 17. Juli sehr ironisch aus: „Der Verfasser dieses mühsamen Werks — heißt es — erzählt uns, daß es eine lange Reihe von Jahren, er dürfe fast sagen Decennien seines Lebens in Anspruch genommen habe. Die Einleitung, fügt er hinzu, war im Jahre 1852 vollständig skizzirt; Theile des ersten und zweiten Bandes (es liegt uns jetzt erst der erste Band vor) waren am Anfang des Jahres 1859 in des Verlegers Händen, und der Druck des ersten Bandes wurde 1866 begonnen. Der riesige Charakter des Werks zeigt sich zur Genüge durch die Thatsache, daß, obschon nahezu drei Jahre hingereicht haben, das Buch zu drucken, sie doch nicht das Heften desselben mit haben einschließen können. Es ist klar, daß wir hier eines jener Denkmäler deutschen Denkens und deutscher Gelehrsamkeit vor uns haben, welche für alle, außer für ihre Verfasser, schrecklich sind. Als wir in der Vorrede eine Betrachtung über das Datum in der Weltgeschichte fanden, wo der Begriff «Fisch» aufhörte allgemein zu sein und Unterscheidungen nach den Arten Platz machte, als wir dann in der Einleitung von der Feinheit der logischen Unterscheidung lasen, welche die Sprache in den Stand setzte, dem Gedanken zu folgen, indem sie «Wieso» dem «Wozu» im Innern (?) des «Warum» gegenüberstellte, sahen wir ein, daß es hoffnungslos für uns sein würde, dem Verfasser durch seine Analyse von Sanskrit- und chinesischen Wörtern und Buchstaben zu folgen. Schon das Inhaltsverzeichniß ist räthselhaft. Ueberschriften, wie: «Die Jugend der Vocale» und «Wörter erstehen wie Planeten» unterscheiden sich zwar von vielen ihresgleichen dadurch, daß sie übersetzbar sind, bieten aber ebenso wenig wie diese einen bestimmten Sinn. Wir bedauern aufrichtig, dem Inhalt nicht gewachsen zu sein und bitten Herrn Geiger um Entschuldigung, daß wir seiner Arbeiten unwürdig sind. Es ist aber gewiß, daß nur eine Jury von Philosophen sein Buch beurtheilen kann."

In der letzten Nummer vom 24. Juli referirt das „Athenaeum", das jetzt wieder, wie einstmals, der deutschen Literatur mehr Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen scheint, über zwei jüngst erschienene deutsche Werke. Das erste ist: „Die classischen Stätten von Jena und Ilmenau", von Robert Springer, aus welchem, wie der Referent meint, nicht viel zu lernen sei, und das zweite: „Der König von Sion", von Robert Hamerling. Ueber dieses letztere heißt es: „Die Geschichte von Johann von Leyden, welche Meyerbeer den Stoff zum «Propheten» geliefert hat, wird hier in deutschen Hexametern erzählt. Robert Hamerling, der Verfasser, ist ein junger österreichischer Dichter, der sich einen bedeutenden Ruf in Wien erworben hat, obschon er außerhalb seines Vaterlandes nicht sehr bekannt ist; doch vielleicht hat die Thatsache, daß sein letztes Werk ihm Feinde in Wien gemacht hat, verbunden mit der Freiheit seiner Ansichten in allen religiösen und politischen Fragen, selbst auswärts mehr für ihn gethan als sein rein poetisches Verdienst. Ziemlich dieselbe Aufnahme erwartet das uns jetzt vorliegende Werk. Als Gedicht ist «Der König von Sion» mislungen; es ist viel zu lang, ermangelt der Handlung; viele Stellen lesen sich wie ein gereimter Hansard *), und der Vers ist zwar fließend aber salop, nicht zu scandiren und unmelodisch. Hier ist einer, welcher allen bekannten Gesetzen der Prosodie Hohn spricht: «Ein Prädikant, der wandernd das Evangelium kündete; drüben —»

Gewöhnliche Leser übersehen vielleicht diese Ungenauigkeiten oder lassen sich durch den allgemeinen Fluß der Verse mit ihnen versöhnen. Dagegen werden dieselben Leser die endlose Länge der Reden Hamerling's desto übler aufnehmen. Durch die ganze Dichtung hindurch sprechen die Charaktere in einem fort und thun nichts. Einige derselben können ihre Schwatzhaftigkeit mit ihrem Alter entschuldigen; indessen ist Hamerling gar zu bereitwillig, ihnen dieses Vorrecht zu gestatten. Ein aus Greisen zusammengesetztes Epos würde ebenso unerträglich sein, wie einige der Reden Nestor's, welche Macaulay ihrer dramatischen Treue wegen gelobt hat. Wir wollen nicht sagen, daß Hamerling immer langweilig sei. Es ist ein gewisser rauher, kräftiger Humor in den Reden, die er Knipperdolling in den Mund legt, und zuweilen finden wir gehobene Gedanken und eben solche Sprache in Matthison's Anreden. Der beste Theil des Gedichts ist unzweifelhaft der erste Gesang, welcher den künftigen König von Sion durch einen einsamen Wald irrend schildert, von seltsamen, geheimnißvollen Gestalten verfolgt und dort dem Weibe begegnend, die sein böser Genius ist. Weiterhin jedoch verflüchtigt sich der ganze Geist dieser eröffnenden Scene. Wir verlieren uns in dem Irrgang der end- und sinnlosen Gespräche, und wir schreiten verzweifelnd von Paragraph zu Paragraph, von denen jeder entweder mit «also» oder «aber» anfängt und zu keinem Schluß führt. Alle Fehler Hamerling's sind in den spätern Gesängen vereinigt. Die Nachlässigkeit seines Versmaßes, die Geschmacklosigkeit, mit welcher Verse ineinander so verschlungen sind, als ob sie mit einer Maschine

*) So werden die officiellen Parlamentsberichte nach deren ursprünglichem Verleger genannt.

chnitten wären, der Mangel an aller durchgeführten Hand-
, die Eintönigkeit beständiger Wiederholung, alles dies ver-
nmert sich im Verlaufe der Dichtung, und anstatt sich
einem Thema zu erwärmen, erschlafft der Verfasser dabei.
seinetwillen, noch mehr aber des Lesers wegen, ist es gut,
das Gedicht nicht mehr als zehn Gesänge enthält; es ist
schade, daß es nicht in drei oder vier zusammengedrängt
en ist. Dann hätte es einen Theil von Hamerling's Be-
zeit verdienen können."

Ueber Ernst Förster's „Geschichte der italienischen Kunst"
wir in der „Westminster Review" vom Juli d. J. wie
: „Wir schämen uns zu sagen, daß wir erst jetzt auf die
e dieses Schriftstellers gestoßen sind. Förster's Unter-
en führt ihn über einen Boden, den Schnaase, Lübke,
ohr und Burckhardt und wie viele andere Kunstforscher
unermüdlichen Nation vor ihm betreten haben. Doch
t wir in der ganzen Kunstgeschichte nichts Vollständigeres
n, als diese ihrem Umfange nach zu werden verspricht,
gewiß keine angenehmere und fließendere, was den Stil
st. Förster schreibt geistreich und anmuthig und versteht
r richtigem Maße Thatsachen mit Betrachtung, Geschichte
Theorie zu vereinigen. Der vorliegende Band schließt ge-
an der Stelle, wo der Gegenstand wirklich großartige
iltnisse anzunehmen beginnt. Nichtsdestoweniger schildert
Förster in demselben das allmähliche Sinken der Künste
nd der ersten fünf Jahrhunderte, ihr fast gänzliches Erlöschen
nd der zwei nächsten und ihren schwachen Aufschwung
Schlusse der Bilderstürmerei auf eine Weise, welche uns
sagen läßt, daß dieses Werk nach seiner Vollendung eins der
über seinen edeln und anziehenden Gegenstand sein wird."

leber Horwicz „Grundlinien eines Systems der Aesthe-
gekrönte Preisschrift) heißt es in derselben Zeitschrift:
wicz ist mit jeder Synthese früherer Philosophen auf diesem
te ganz unzufrieden. Er geht von der gewohnten Haltung
Landsleute ab und behauptet, die inductive Methode sei
nzige, die man anzunehmen habe. Die zu erörternde Preis-
war, ob die Kunst Gesetzen unterworfen, und wenn dem
elches der Ursprung, die Grundlage und der Charakter
Gesetze seien und wie sich ihre Autorität mit der Frei-
er Begeisterung in Uebereinstimmung bringen lasse. Am
sse seiner Abhandlung löst der Verfasser die Aufgabe ver-
z genug, indem er betont, daß der Künstler allerdings
Gesetzen, die ihm die Art des Stoffs und des hervorzu-
nden Ergebnisses auferlegen, arbeiten müsse. Dies be-
htige indessen keineswegs die Freiheit der Begeisterung,
s Künstlers Freiheit gerade darin bestehe, daß er jenen
ichen Gesetzen Folge leisten könne, ohne durch conventio-
nicht in der Natur begründete, behindert zu sein. Auf
Wege zu diesem Schlusse aber trägt Horwicz eine voll-
e Theorie des Schönen vor, für welche die Welt unsers
ens nicht viel Ursache hat, ihm zu danken. Sein Stil
geschliffen und holperig, und seine Klassification der Ele-
des künstlerischen Wohlgefallens — confus. Die Haupt-
t in seinem Schema ist seine Erklärung der Idealisirung.
sagt er, ist durchaus nicht das, was der Künstler seiner
mung einer Schönheit, welche nicht das nachgeahmte
selbst ist, hinzufügt, noch eine Erhöhung oder Vervoll-
ung der Schönheit einer Naturerscheinung für sich allein
men. Im Gegentheil ist die Natur ewig schöner in ihren
eiten als das schönste Kunstwerk. Die Kunst muß in
chönheit der Theile stets hinter der Natur zurückbleiben.
ie vermag, ist, die unvollkommen nachgeahmten Theile
Naturscene zum harmonischen Ausdruck zu gestalten, aus-
en, was nicht übereinstimmt, und alle Elemente zusam-
bringen, welche eine einfache und zusammenstimmende
ng hervorzubringen im Stande sind. Das heißt idealisi-
nd der wahre Künstler ist derjenige, welcher so mit Ele-
: verfährt, die er einzeln mit der geringst möglichen Ab-
ng von der Natur nachgeahmt hat. Das hauptsächlichste
fallen bei der Betrachtung eines Kunstwerks ist das
Vergnügen, das man dabei empfindet, wenn man die Thatsachen der Natur in der Reproduction von störenden oder unharmonischen Elementen befreit sieht. Wir sind fern davon, diese Theorie für die wahre zu halten, wir glauben aber, daß sie gewisse Seiten der Wahrheit, die gewöhnlich übersehen worden sind, hervorhebt."

Bibliographie.

Bernhardy, G., Grundriss der römischen Litteratur. 5te Bearbeitung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Boué, A., Etwas über Vulkanismus und Plutonismus in Verbindung mit Erdmagnetismus, sowie ein Aufzählungsversuch der submarinen brennenden Vulkane. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Briefwechsel Friedrich des Grossen mit dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien und mit dessen Gemahlin Anna, geb. Princess royal von England. Mitgetheilt von L. v. Ranke. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe durch neue Mittheilungen vermehrt von F. Nippold. 2ter Bd.: Schweiz und England. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Droste-Hülshoff, F. Baron, Die Vogelwelt der Nordseeinsel Borkum. Nebst einer vergleichenden Uebersicht der in den südlichen Nordseeländern vorkommenden Vögel. Münster, Niemann. Gr. 8. 2 Thlr.

Dudik, B., Preussen in Mähren 1742. Nach gleichzeitigen Aufzeichnungen mitgetheilt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 Thlr.

Ebersberg, J., Haus-, Hof- und Staats-Geschichten. Aus vergangenen Tagen. 3 Bde. Prag, Bellmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Ehrt, C., Abfassungszeit und Abschluss des Psalters zur Prüfung der Frage nach Makkabäerpsalmen historisch-kritisch untersucht. Deutsche Bearbeitung einer gekrönten Preisschrift. Leipzig, J. A. Barth. Gr. 8. 1 Thlr.

Esmarch, F., Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges. Ein Vortrag. Kiel, Schwers. Gr. 8. 7½ Ngr.

Picker, J., Geschichte des Lombardenbundes. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7½ Ngr.

Fischer, K., Geschichte der neuern Philosophie. 5ter Bd. Fichte und seine Vorgänger. 2te Abth. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Förstemann, T., Das preußische Eisenbahnrecht und die unter dessen Schutz entstandenen Eisenbahnunternehmungen. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. 10 Ngr.

Freyer, J. G., Die Sorge der Schule für das leibliche Wohl ihrer Zöglinge. Ein Vortrag. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 5 Ngr.

Groß, R., Ein Versuch über das deutsche Idiom in den baltischen Provinzen. Vortrag. Riga, Bacmeister. Gr. 16. 7½ Ngr.

Hannak, E., Appianus und seine Quellen. Allgemeines über Appianus und sein Werk. Die fragmentarisch überlieferten Bücher. Wien, Beck. 8. 24 Ngr.

Höfler, C., Fragmente zur Geschichte Kaiser Karl's VI. Nach geheimen brandenburgischen Archivalien und den Aufzeichnungen des Grafen Stefan Kinsky bearbeitet. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Hoeßlin, C., Kloster Arkadi auf Creta. Gedicht. Athen, Wilberg. Gr. 16. 6 Ngr.

Lazarus, M., Rede beim Schluß der 1sten israelitischen Synode zu Leipzig am 4. Juli 1869 gehalten. Nebst der Ansprache des Ober-Rabbiners Löw an den Präsidenten. Leipzig, List u. Francke. Gr. 8. 10 Ngr.

Pasig, G., Perpetua. Erzählendes Gericht in 3 Gesängen. Schneeberg, Goedsche. 16. 10 Ngr.

Pasqué, E., Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Peschel, C., Ueber Trennung der Schule von der Kirche. Vortrag. Dresden, Burdach. Hoch 4. 24 Ngr.

Die baltischen Provinzen am Rubicon. Ein Sendschreiben an die Deutschen der Ostseeländer von einem Patrioten. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 10 Ngr.

Riggenbach, C. J., Die Apostelgeschichte. Ein Versuch ihre Zuverlässigkeit nachzuweisen. Basel, Bahnmaier. 1868. Gr. 8. 4½ Ngr.

Sack, K. H., Joseph und Paul. Ein Gespräch. Erlangen, Deichert. 8. 4 Ngr.

Scholl, C., Ein Gruß in die Heimath. Vier Vorträge aus Anlaß meines Wegzugs von Mannheim nach Nürnberg. Mannheim, Schneider. 8. 7 Ngr.

Schwab, J. B., Franz Berg, geistlicher Rath und Prof. der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg. Ein Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands zunächst des Fürstbisthums Würzburg im Zeitalter der Aufklärung. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Stolte, F., Faust. Dramatisches Gedicht in 4 Thln. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 1 Thlr.

Ungarische Revue. 1869. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner redigirt von Mansvet Riedl. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vacano, E. M., Novellen-Bazar. Salon-Plaudereien. Berlin, Lassar. Br. 8. 1 Thlr.

Varnhagen, F. A. de, Das wahre Guanahani des Columbus. Uebersetzung von **. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Varnhagen v. Ense, K. A., Tagebücher. 11ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 3 Thlr.

Widmann, J. V., Buddha. Epische Dichtung in 20 Gesängen. Bern, Dalp. Gr. 8. 1 Thlr.

Winterfeld, A. v., Humoresken für Sopha und Eisenbahn-Coupé. III. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Wrottesley, Lord, Gedanken über Regierung und Gesetzgebung. Aus dem Englischen übersetzt von R. G. F. Stedefeld. Berlin, Kortkampf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BIBLIOTECA D'AUTORI ITALIANI.

Jeder Band geh. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien:

Tomo X. **Goldoni, Carlo,** Commedie scelte. Precedute da un discorso critico delle opere dell' autore.

Diese sorgfältig getroffene Auswahl aus dem reichen Schatz der Goldoni'schen dramatischen Muse wird den Freunden der italienischen Literatur willkommen sein. Es sind darin folgende Lustspiele aufgenommen: Il Torquato Tasso. — Le Donne curiose. — Un curioso Accidente. — Terenzio. — L'Avaro fastoso. — Il vero Amico. — Il Burbero benefico.

Die früher erschienenen Bände der „Biblioteca d'autori italiani" enthalten:

Tomo 1. **Manzoni, Alessandro.** I promessi sposi. Storia milanese del secolo XVII.
„ 2. **Leopardi, Giacomo.** Opere.
„ 3. **Balbo, Cesare.** Novelle.
„ 4. 5. **Boccaccio, Giovanni.** Il Decameron. 2 vol.
„ 6. **Cantù, Cesare.** Margherita Pusterla. Racconto.
„ 7. **Giusti, Giuseppe.** Poesie. Precedute dalla vita dell' autore.
„ 8. **d'Azeglio, Massimo.** Niccolò de' Lapi ovvero i Palleschi e i Piagnoni.
„ 9. **Pellico, Silvio.** Opere scelte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von **Franz Pfeiffer.**

Sechster und siebenter Band.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese zwei neuen Bände der von dem verstorbenen Professor Pfeiffer begründeten, allgemein bekannten und beliebten Sammlung werden den zahlreichen Freunden derselben besonders willkommen sein. Der sechste Band, das classische Epos „Iwein" enthaltend, beendet die von Fedor Bech herausgegebenen Werke Hartmann's von Aue. Der siebente Band bringt den ersten Theil der anmuthigsten Romandichtung des deutschen Mittelalters, des „Tristan" Gottfried's von Strassburg, herausgegeben von Reinhold Bechstein. Binnen kurzem wird auch der achte Band, welcher den zweiten und letzten Theil des „Tristan" enthält, zur Ausgabe gelangen.

Inhalt der bisjetzt erschienenen Bände:

Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.

Gottfried's von Strassburg Tristan. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Erster Theil.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Drei Abtheilungen. Neun Bände. 8. Geh.

Die erste Abtheilung (Uebersetzung und Erklärung der Bibel) liegt in vier Bänden vollständig vor und kann auch apart bezogen werden: geheftet 10 Thlr., gebunden 11 Thlr. 10 Ngr.

Von der zweiten Abtheilung (Bibelurkunden) sind drei Bände erschienen (der fünfte, siebente und achte Band des ganzen Werks).

Der die dritte Abtheilung (Bibelgeschichte) bildende neunte Band ist vorab erschienen, und wegen seines besonders interessanten Inhalts, worunter ein „Leben Jesu", ist auch eine Separatausgabe (Preis 1 Thlr. 20 Ngr.) davon veranstaltet worden.

Von den neun Bänden von Bunsen's Bibelwerk liegen also acht vollständig vor, während der noch fehlende letzte Band voraussichtlich ebenfalls bald ausgegeben werden kann, womit das Werk dann ganz vollendet sein wird.

Bunsen's Bibelwerk erscheint in 18 Halbbänden oder 9 Bänden (letztere geheftet oder gebunden) und einem Bibelatlas. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Der Bogen (größtes Lexikon-Octav) wird mit nur 1½ Ngr. berechnet. Bis jetzt ist ausgegeben:

Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr.; zweiter Halbband 1 Thlr.; dritter Halbband 1 Thlr.; vierter Halbband, erste Hälfte 16 Ngr., zweite Hälfte 1 Thlr. 4 Ngr.; fünfter Halbband, erste Hälfte 26 Ngr., zweite Hälfte 24 Ngr.; sechster Halbband, erste Hälfte 18 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr; siebenter Halbband 26 Ngr.; achter Halbband, erste Hälfte 20 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr.; neunter Halbband 1 Thlr., zehnter Halbband 1 Thlr.; siebenter Band (dreizehnter und vierzehnter Halbband) 1 Thlr. 20 Ngr.; achter Band (fünfzehnter und sechzehnter Halbband) 2 Thlr.; neunter Band (siebzehnter und achtzehnter Halbband) 1 Thlr. 20 Ngr.; Bibelatlas 1 Thlr.

Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter Band 3 Thlr., dritter Band 3 Thlr. 6 Ngr., vierter Band 2 Thlr. 14 Ngr., fünfter Band 2 Thlr. 10 Ngr., siebenter Band 2 Thlr., achter Band 2 Thlr. 10 Ngr., neunter Band 2 Thlr.

Als Separatabdruck aus dem Werke erschien:

Das Neue Testament. Nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt von Christian Carl Josias Bunsen. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. 8. Geheftet 15 Ngr. Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldschnitt 1 Thlr.

Diese Ausgabe des Neuen Testaments wird nicht nur allen Freunden Bunsen's willkommen sein, sondern auch zahlreichen weitern Kreisen, welche sein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbstverständlich ist es nicht die Absicht, durch diese Ausgabe die im deutschen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'sche Uebersetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß werden sie auch neben dieser viele sich anschaffen, um das Neue Testament in einer dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Uebersetzung zu lesen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
iterarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

rscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 2. September 1869.

alt: Neue Lyrik. — Leopold von Ranke. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Urtheil der „Westminster Review" über die Shakspeare-Ausgabe von Tschischwitz.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Lyrik.

Die Lyrik ist bekanntlich das Stiefkind unserer Tage, Journale und Zeitungsfeuilletons nehmen kaum noch lyrischen Novitäten Notiz, und das Publikum ist so gültig gegen dieselben, daß selbst eminente lyrische nte, wie z. B. Hans Hopfen, nicht dazu kommen es freiwillig verschmähen, mit einer selbständigen hen Sammlung hervorzutreten. Daß dieser Zustand lein normaler gelten kann, ist schon wiederholentlich rkt worden. Die tiefe Innerlichkeit des deutschen ns ist für nichts so sehr gemacht wie für bedeutende ngen in der Lyrik, der deutsche Genius hat sich e hier stets von seiner glänzendsten Seite gezeigt, es ist bekannt, daß der deutschen Lyrik — in ihrer mmtheit betrachtet — kein zweites Volk etwas Aehn- an die Seite zu stellen hat. Sollte die lyrische Pro- ouskraft des deutschen Geistes in der Gegenwart nun ich ganz und gar erloschen sein? Wären nach den be- nden Leistungen Goethe's, Schiller's, Heine's, Nikolaus r's, Uhland's, Anastasius Grün's u. a. neue respectable pfungen in der Lyrik wirklich undenkbar? Und sollten wie so vielfach behauptet wird, in der That unrett- em Fluche des Epigonenthums verfallen sein? Sicher- äßt sich hierauf schon a priori mit Nein antworten, uch praktisch und thatsächlich wird die Irrthümlichkeit bigen Meinung durch Erscheinungen wie Robert Ha- ng, Stephan Milow u. a. gründlich genug dargethan. t allerdings richtig, daß alljährlich auf dem Bücher- e eine Flut von lyrischen Novitäten erscheint, die Form und Inhalt als ebenso viele absolute Nulli- zu bezeichnen sind und deren Erscheinen in der ntlichkeit nach den glänzenden Leistungen der Ver- nheit eine wahrhaft staunenswerthe Naivetät oder odenlose Arroganz von seiten der betreffenden Poeta- ekundet. Die Thatsache ist, wie gesagt, richtig; sie t aber nichts für die lyrische Impotenz der Gegenwart. u allen Zeiten hat jämmerliche Ruhmsucht und al- Eitelkeit mit besonderer Vorliebe gerade die geheiligte Arena der Musen zu ihrem Tummelplatze erwählt, schon zu Horaz' Zeiten war in Rom die Zahl der unberufenen Dichterlinge Legion, und auch in die erhabenen Gesänge Schiller's und Goethe's mischten sich die kläglichen Töne lyrischer Dudelsackspfeifer. Diese Mistöne aber sind spurlos verhallt, die Namen der Sünder sind vergessen, und nur deshalb kommen wir leicht zu der irrthümlichen Ansicht, als ob es zu Schiller's und Goethe's Zeiten anders und besser gewesen sei. Verzweifeln wir daher wegen der Masse des alljährlich erscheinenden lyrischen Schundes nicht an der Zukunft der deutschen Lyrik überhaupt, das Gute ist ja immer auch das Seltene, und wir haben alle Ursache zufrieden zu sein, wenn uns im Reigen der Dutzendlyriker nur hin und wieder ein von den Musen geküßtes Haupt entgegentritt. Und damit den wenigen wahrhaft Begnadeten das Singen nicht verleidet wird, möge man endlich aufhören, die Lyrik der Gegenwart mit jener gänzlichen Nichtachtung zu strafen, welche sie in dieser Ausnahmslosigkeit wahrlich nicht verdient.

Vor allem kann diese Aufforderung der Männerwelt nicht dringlich genug ans Herz gelegt werden. Solange die Lyrik wie heutzutage im besten Falle als ein Luxusartikel gilt, der lediglich gewürdigt wird, im Goldschnittgewande als Ausfüllsel für langweilige Stunden zu Weihnachten oder an Geburtstagen in die Hände der Damen gelegt zu werden, solange wird die Lyrik unfehlbar ein klägliches Dasein fristen. Durch diese Art der Verwendung wird das Leichte, Spielende, Salonmäßige begünstigt und eine wahrhaft tiefe Gedanken- und Gefühlspoesie ausgeschlossen. Erst dann, wenn die Männerwelt sich der lyrischen Poesie wieder mit allgemeinerm Interesse zuwendet, erst dann können sich auch die Dichter ermuthigt fühlen, die geheimsten und höchsten Offenbarungen des dichterischen Geistes aus den Abgründen der Seele hervorzuholen und in makellose Formen zu gießen; den Poetastern aber, deren wucherndes Unkraut den wahrhaft edeln

dichterischen Blüten Luft und Licht zu rauben droht, ihnen sei auf das ernstlichste und entschiedenste gesagt, daß es sich in der Poesie nicht um die Befriedigung persönlicher Eitelkeit und kleinlichen Ruhmeskitzels handelt, daß die Poesie eine heilige Kunst ist, welche selbstlose Priester, aber nicht fade, blos auf persönliche Glorification bedachte Gecken zu ihrem Dienste verlangt, und daß es eine Sünde wider den Heiligen Geist ist, in das erhabene Heiligthum der Musen, wo wir Stillung unserer Sehnsucht nach idealer Vollendung erheischen, sich mit Gaben einzuschleichen, die allem, was Vollendung heißt, geradezu Hohn sprechen und nur ein bedauerliches Gefühl der Verstimmung erwecken können.

Sehen wir uns hiernach die zur Besprechung vorliegenden Novitäten des Nähern an:

1. Gedichte von Karl Huber. Kempten, Kösel. 1869. 8. 20 Ngr.

Diese „Gedichte" sind Hermann Lingg gewidmet, letzterer kann aber kaum einen Einblick in dieselben gethan haben, sonst hätte er sich die Ehre vermuthlich verbeten. Dem Inhalt nach bietet der Band nicht im mindesten etwas Besonderes, und in Beziehung auf dichterische Anschauung, Form- und Sprachbehandlung läßt er alles Erdenkbare zu wünschen übrig. Man sehe ein Gedicht wie „Untreue":

Als der grüne Mai gekommen,
Hast du Treue mir versprochen,
Doch als kaum das Laub verglommen(!)
Hattest du sie schon gebrochen.

Und der Winter kam gegangen
Mit dem Sterbekleid der Liebe,
Hat sie weiß damit behangen,
Daß sie drin begraben bliebe.

Doch im nächsten Jahre schmückte
Sie der Lenz mit seinen Gaben,
Als nun aus dem Tod sie blickte,
Lag in Blumen sie begraben.

Welch eine poetische Intuition liegt diesem Gedichte zu Grunde! Die Geliebte bricht die Treue, der Winter „behängt" die „Liebe" mit dem „Sterbekleid", der Lenz aber „schmückt sie mit seinen Gaben", und als sie „aus dem Tod blickt"(!), liegt sie in Blumen begraben. Welches Menschen Phantasie vermag sich dabei noch etwas Vernünftiges vorzustellen! Oder folgendes Gedicht:

Erscheinung.

Im Wald bin ich geschritten,
Als müd' das Abendlicht
Warf auf die öden Mitten
Sein sterbend Angesicht.

Mein Friede war zerrissen,
Die Nacht stieg in den Hain,
Da glänzte aus Finsternissen
Die Waldkapelle allein.

Mir war, als hört' ich beten,
Dich weinen am Altar,
Da wollt' ich mit dir reden,
Das Bild verschwunden war.

Welch ein horribles Bild: „das Abendlicht wirft sein sterbend Angesicht auf die öden Mitten"(!). Welcher der deutschen Sprache mächtige Mensch spricht von einem „zerrissenen" Frieden! Und welch ein Prosaismus: „Da wollt' ich mit dir reden." Solche und ähnliche Dinge aber finden sich fast in jedem Gedicht. Der Dichter singt S. 4:

Holder Abend, deine Weihe
Nimmt nun Fluß und Wälder ein,
Draußen auf des Frühlings Freie(?)
Sank der Sonne letzter Schein.

S. 12:

In deinen Augen sonnt ein Frühling mir.

S. 27:

Lauschen war der Gäste Schweigen
Bei des Spielmanns seltnen Weisen,
Während drauß'(!) beim Tagesneigen
Wolken flogen heimzureisen.

S. 40:

Freundlich will der Morgenwind
Deine (der Rose) Blätter fühlen(!).

S. 42:

In einem Eichenhain verborgen
Hängt noch im ästigen Asyl
Mit eingeschlafnem Liedermorgen(!)
Ein goldnes, altes Saitenspiel.

Ein „eingeschlafner Liedermorgen!" horribile dictu. Der Verfasser spricht auch von einem „eingestillten Fluß" (S. 14), er reimt fortwährend „Eichen" auf „Zweigen", „Zweige" auf „Teiche", „Firmamente" auf „Ende", „Laute" auf „Staude", „Geige" auf „bleiche" u. s. w. Daß die deutsche Poesie keinen großen Verlust erlitten hätte, wenn diese Gedichte ungedruckt geblieben wären, das erhellt aus den angeführten Proben hoffentlich zur Genüge.

Ebenso bedenklich steht es mit der folgenden Sammlung:

2. Harmvolle Lieder und harmlose Gedanken eines Wildtödters (Raoul Ritter von Dombrowski). Mit fünf Oelfarbendruck-Bildern. Prag, Calve. 1869. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser erklärt in der „Widmung":

Ich sang wol viele Lieder,
Bot liebevoll sie dir,
Nur eins — von diesen allen —
Das Schönste — wahrt'(!) ich mir.

Man könnte versucht sein, dieses Zurückbehalten des „schönsten Liedes" sehr unliebenswürdig zu finden, wenn man nach den wirklich mitgetheilten Gedichten nicht doch zu der unmaßgeblichen Ueberzeugung käme, daß auch dieses angeblich „schönste Lied" wol keine classische Schöpfung sein wird. In der That, die den Band füllenden Gedichte sind von einer „Harmlosigkeit", wie sie uns selten vorgekommen ist, und wir begreifen nicht, woher der Verfasser den Muth nimmt, dem mit den Schöpfungen classischer Dichter vertrauten Publikum solche ganz unbedeutende poetische Nichtigkeiten darzubieten. Hier ein paar Proben:

Eine alte Geschichte.

Er wollte — und sie möchte gern,
Die andern wollen nicht —
— — — — — — —
Bei diesem alten Brauche wol
Manch treues Herze bricht!

Das ist ein „ganzes" Gedicht (die Gedankenstriche stammen vom Dichter selbst her), bezüglich dessen man sich doch wol mit Recht fragt, was der Literatur mit solcher Reimerei gedient ist. Ferner:

Mein Himmel.

Ich hab' ein Stückchen Himmel
Und auch zwei Sternelein — —
Das ist mein Lieb, mein Alles,
Gehört mir ganz allein!

Der Himmel ist die Seele;
Die beiden Sternelein
Das sind die lieben, treuen,
Der Liebsten Aeugelein.

Ruh'.

Ich fand ein Stückchen Erde,
Auf dem ich mein ermüdet Haupt
Zur Ruhe legen werde.

Mit Trieben will ich's säumen,
Die, wenn der Frühling wieder naht,
Erblühn aus welken Träumen.

Mein Ideal.

So welk, so bleich, so fahl,
Du Blüte meiner Lieder,
Die mir den Frieden stahl!

Du bist noch immer wieder
Die Blüte meiner Wahl
Für meine ernsten Lieder!

Von einem „Blümlein" heißt es:

ıd nachts da hat die Elfen
ıs Blümlein gar so sehr:
'agt mich hinauf zum Baume (einer Tanne auf dem Berge),
ier (im Thale) freut es mich nicht mehr.

Die Sonnenstrahlen nennt er „langgestreckte Recken", Wald eine „Bibel" und den Himmel die „Einband- ı" derselben u. s. w. „Harmlos" sind diese Lieder im höchsten Grade, „harmvoll" vor allem nur inso- als es eine wirkliche Marter ist, sie bis zu Ende ızulesen.

ılumensträuße von Theodor Curti. Würzburg, Stu- r. 1868. 16. 20 Ngr.

)er Verfasser sagt im ersten Gedicht der Sammlung:

Zur Offenbarung hat ein mächt'ger Drang —
Ich weiß nicht, ob zum Glücke — mich getrieben.

Vir erwidern ihm: nein, „zum Glücke" ganz gewiß die Gedichte sind gleichfalls mittelmäßig, und nach schwachen Resultaten zu urtheilen, kann der poetische ng" kaum ein sehr „mächtiger" gewesen sein. Neh- wir gleich das erste Gedicht der Sammlung:

Wein, Rose, Nachtigall.

Von den Thieren ward zuerst
Die Nachtigall erschaffen,
Von den Pflanzen die Rose zuerst
Und die traubentragende Rebe.

Da trank unter Singen die Nachtigall
Den Saft aus den Beeren der Traube
Und nippte den herrlichen Wohlgeruch
Aus der offenen Knospe der Rose.

Drum singt sie jetzt im kühlen Gebüsch
Viel liebliche, sinnige Lieder;
Von dem Weine begeistert singt Freude sie,
Von der Rose begeistert die Liebe.

ahrlich, ein Schöpfungsmythus comme il faut! Wer hon jemals eine weintrinkende (resp. betrunkene) gall gesehen! Wie kann man etwas so Naturwidri- ıgiren. Wenn man ferner das Singen der Nach- aus dem Trinken des Weins und dem Riechen der Rosendüfte erklären will, so muß man sie nicht schon „unter Singen" trinken und riechen lassen. Schließlich ist es auch nicht wahr, daß die Nachtigall „Freude" singt. Ihr Gesang hat zu aller Zeit für melancholisch gegolten. Wie wunderbar schön ist im Vergleich mit dieser platten Erfindung der antike Mythus, nach welchem Philomela, in eine Nachtigall verwandelt, ihren von ihr selbst ermordeten Sohn Itylos beklagt. Man sehe ferner das folgende Gedicht:

Vergeßdichnicht.

Es wandelt im Thale
Die Schäferin,
Es blühen so lieblich
Viel Blümlein drin.

Sie bricht sich von allen
Nur eines ab
Und legt es auf ihres
Geliebten Grab.

„Man heißt dich, o Blümlein,
Vergißmeinnicht,
Ich nenn' dich dazu noch
Vergeßdichnicht."

Wiederum eine geistreiche Erfindung: hoffentlich lassen sich die Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuchs das Wort „Vergeßdichnicht" als eine höchst geniale neue Wortformation nicht entgehen.

Im Kahn.

Wie die Wellen spielen
Um den kleinen Kahn,
Sie, die nassen, kühlen.

Wie der Mond so liebend(?)
Auf die Wellen scheint,
Heiter und betrübend.

Wie die Sternlein blicken
Auf der Wellen Grund,
Traulich, launig(?) nicken.

Auf den Wellen gleitet
Selbstvergnügt(?) mein Kahn:
Alles dies zusammen
Greift mich mächtig an(!).

„Nasse" Wellen: in der That ein sehr neues Epitheton! Der Mond scheint zugleich „heiter" und „betrübend", die Sterne nicken „launig", der Kahn ist „selbstvergnügt"! Und nun gar der unnachahmliche Schluß! Die „Fischlein" singt Curti also an:

Die Fischlein auf der Tiefe Grund,
Die leben ohne Kummer und Sorgen
Sind immer lustig und gesund
Und kennen kein Heut' und Morgen.

Ich schaue aus meinem kleinen Kahn
Scheel in das Wasser hinunter,
Ich sehe betrübt die heitern an:
Ach, wär' ich auch so munter!

Curti sagt von einem Vergißmeinnicht auf seinem Grabe:

Das dolmetscht und spricht immer aus,
Was unten noch im kühlen Grab
Mein letzter Knochen spricht.

Von einem Strauße sagt er:

Der Strauß hat's wie das Gefühl, er zeigt
Viel Farben, es kommt auf die helle
Die weniger helle und so fort,
Sie folgen einander schnelle.

Von einem durch eine Schäferin geknickten „Blümlein" heißt es:

Blümlein sagte nichts und dacht':
„'S ist so eine Sache;
Weil sie mich gebrochen hat,
Bin ich froh und lache."

Curti sagt „erlischen" statt „erlöschen", bildet ein Verbum „nüstern", ein Substantivum „Liederträumer", spricht von „zerknitterten" Wellen, sagt „an einen sinnen", statt „an einen denken" u. s. w.

Hiernach müssen wir entschieden protestiren, wenn Curti sagt:

Es kehrt zuweilen unverhofft
Die Muse bei mir ein.

Und wenn er fragt:

Soll ich immer weiter dichten
Denn in meinem Liederbuch? —

so antworten wir ihm: Beileibe nicht! Er mag ein sehr braver (vermuthlich auch noch sehr junger) Mann sein, aber die Musen haben nicht an seiner Wiege gesessen.

4. Glockentöne. Gedichte von Bernhard Ruschi. Würzburg, Julien. 1867. 16. 18 Ngr.

Der Verfasser theilt uns mit, daß sein Epos „Der Ewige Jude" 1865 bei dem frankfurter Concurrenzausschreiben unter 50 Concurrenzepopöen als die sechste preiswürdige Dichtung bezeichnet worden sei „neben Leistungen von Julius Große, Hermann Lingg u. a." Inwieweit hierzu Berechtigung vorhanden gewesen, läßt sich aus der mitgetheilten kurzen Probe nicht ersehen; die hier abgedruckten lyrischen Ergüsse aber sind in jeder Weise unfertig, unreif und nach Sprache und Inhalt unbedeutend. Man vergleiche Verse wie die folgenden:

Sündenregister.

Jederzeit, so oft es für mich schicklich,
Raubte ich mir Kleinigkeiten,
So erhielt ich denn in schönen Zeiten
Mehrmal Züge deiner eignen Schrift!

Von dem Kleide
Fiel dir einstens eine mir geweihte (?) *) —
Perle schüchtern nieder,
Aufbewahrt erfreut sie oft mich wieder.

Und dein Bild aus frühern Jahren,
Als die Augen mir noch fremder waren,
Hat mir Amor's Hinterlist verliehn.

Der Dichter hat aber hieran noch nicht genug:

Dein Bild aus neuen Tagen,
Das an meinem Herzen stets zu tragen,
War mein höchstes Ziel, mein höchster Wunsch.

Auch dieser Wunsch wird erfüllt; durch ihres „Blickes Segen" wird er dann „verwegen" und er bringt es dahin, daß er — eine Locke von ihr erlangt:

Bittend hab' ich dich bezwungen,
Habe eine Locke mir errungen,
Und ich könnte so zufrieden sein.

In der That, dies Gedicht ist ein „Sündenregister" in ganz anderm Sinne, als es der Verfasser gemeint hat; die in Rede stehende Locke aber spielt auch in andern Gedichten noch eine große Rolle, der Dichter fragt:

Kannst du diese Wehmuth mir verzeihen,
Gutes Mädchen, alles kannst du ja:
Sieh, ich mußte diese Thränen weihen,
Als ich deine schöne, schöne Locke sah!

Wie geistreich ist folgender Gedanke:

Augenblicke sind oft lange Zeiten,
Lange Zeiten unnennbarer Qual;
Und es gibt so viele solcher Leiden
In der Erde schönem Jammerthal.

Dieser Vers wird dann zum Schluß fast noch geistreicher variirt:

Augenblicke sind oft lange Zeiten,
Lange Zeiten unnennbarer Qual,
Und du könntest sie so oft vermeiden,
Dächtest du auch meiner manches mal.

In demselben Gedicht findet sich folgender Vers:

Nach des Nordens eisumblitzten Höhen,
Wo die Liebe trauernd niedersank,
Muß nun meines Wallens Sterben gehen,
Bis ich Trost in Eises Sterben trank.

Der Verfasser spricht von „reizenden Gemüthern", „balden Tod"; in einem Sonett reimt er „Wonnefühlung", „Meeresstrandbespülung", „Sturmeswellenwühlung". Wir denken, diese Proben genügen, um die betreffenden Gedichte bezüglich ihres Werths zu charakterisiren.

5. Mein Herz in Liedern. Neue Lieder von August Silberstein. Stuttgart, Grüninger. 1868. 16. 1 Thlr.

August Silberstein hat sich als Novellist einen nicht unbedeutenden Namen gemacht, und wir sind nicht gemillt, seinen Verdiensten auf diesem Gebiet zu nahe zu treten. Was dagegen diese „Lieder" betrifft, so müssen wir Protest einlegen, wenn man uns dieselben — wie von verschiedenen Seiten geschehen — als etwas Besonderes anpreisen will. Was zunächst Metrik und Sprachbehandlung angeht, so begreifen wir nicht, wie man diese Gedichte „fertig in der Form" hat nennen können. Um mit den Einfachsten zu beginnen, so finden sich sogar Verstöße gegen die Grammatik. Silberstein sagt: „bis in den fernsten Tagen" (S. 106), er construirt „voll" mit dem Dativ (voll mildem Glanz, S. 59), gleichfalls construirt er „statt" mit dem Dativ (statt dem Dornenkranze, S. 9); ferner bildet er ein Participium „umquillt" (S. 35: „Es steht ein Baum im Walde Und trägt ein frommes Bild, Es ist tief eingewachsen, Vom Stamm und Mark umquillt"); ein anderes Participium lautet: „enttragen" (für: fortgetragen, S. 44); ferner sagt Silberstein S. 61: „nach des Tages drängend Thun", er setzt stets: „all schweres Leid", „all Hoffen" u. s. w. Daß er vor Consonanten stets ganz ungenirt die Elision des e eintreten läßt und daß sich mitunter ein Versfuß zu viel findet (z. B. S. 94, Z. 5 v. o., auch S. 72), das sei nur nebenbei bemerkt. Ferner wimmelt das Buch von Prosaismen und andern Beweisen holperiger Sprachbehandlung. Man sehe folgende Verse. S. 37:

Wer das Lied vernommen

Und kann's wohl verstehn,
Wird in's Aug' bekommen
Eine Liebesthrän'.

S. 40:

Wärst du im Wald die Quelle,
Ich wär' der stille Grund,
An den du kämest helle,
Zu küssen ihm den Mund!

*) Dieses Fragezeichen stammt vom Dichter selbst, nicht vom Recensenten.

44:
Ein wunderbarer Zauber
Entströmet deinem Blicke,
Daß ich mich wie gebannet
In deine Kreise „schicke"!

51 („Abschied und Wiedersehen"):
Auf all' das Trübe jetzt
Das Hoffen frisch gesetzt:
Gott läßt geschehn
Das Wiedersehn!

55:
Was Menschen erhebet,
Erfreuet und belebet,
Es wird allein erstrebet
Nur durch Geselligkeit.

67:
Die Welt ist weit, der Tag verglimmt,
Des Schicksals ist so vielerlei.

69:
Dem Ehrenmann, dem rechten Mann,
Vermöget ihr nicht auszumerzen,
Was doch allein beglücken kann u. s. w.

70:
Die Jugend liebet und vermag
Mit aller Kraft zu hassen,
Doch wird den raschen Herzensschlag
Noch manche Wandlung fassen.

79:
So reich bestellt
Ist nun Wald und Feld,
O wie schön ist doch die Welt!

83:
Schon fangen die Bäume zu sprechen an
Und künden mit säuselndem Wort:
Nun ziehet erfrischendes Leben heran,
Und schöner wird's fort und fort.
Gebt Acht nun, nicht lange verzögert es mehr,
Da hebt es sich stark rings und frei
Und rufen die Stimmen lauteſt umher:
Hoch lebe der Frühling, juchhei!

84:
Kein Würmchen ist ja noch so arm,
Es liebt und schaffet ohne Harm,
Jed's Vöglein baut am frischen Nest,
Und thust du gleich, so thust du best (!)

89 („Im Frühling"):
Die Greisin weinet, sinket,
Das Leben geht ihr aus.

97 (ein Mann sagt von seinem Weibe und Kinde):
Das Kind liegt lieblich im Schos,
Sie lächeln so auf und ab,
Ich selbst, ich fühle mich groß,
Wie nie gefühlt ich hab'.

98:
Einst kannt' ich das Weibergeschlecht
Nur von Scherz und Zeitvertreib,
Doch jetzt erst weiß ich recht,
Was „eigentlich" ein Weib.

Wir könnten diese Blütenlese leicht noch vermehren, ben aber, daß diese Proben dem Leser von der Sprachndlung Silberstein's den richtigen Begriff geben. Was Inhalt angeht, so finden wir denselben nicht im min- „überraschend neu und originell" („Ueber Land und r"), vielmehr ist er in den allermeisten Fällen geradezu ıl, und „eine liebenswürdige Unmittelbarkeit" ist nur ern zu merken, als Silberstein die beliebigsten Re- en, wie sie ihm gekommen sind, ohne Wahl aufs Papier geworfen und auf die dichterische Gestaltung derselben nicht die mindeste Sorgfalt verwandt hat. Diese Lieder sollen den Ton des Volksliedes nachahmen, ein Volkslied ist aber keineswegs schon damit fertig gebracht, daß man sehr einfache Metra wählt, die Sprache in das Stadium des Lallens zurückzwingt und jedem Verse einen Refrain wie „Germania" oder „Im Grünen" oder „Gebt frei, gebt frei" u. s. w. anhängt, oder also singt:

Versunkne Lieb',
Begrabne Lieb'
Erwacht
Mit Macht, mit Macht
In der Nacht u. s. w.

Die einfache Innigkeit und der tiefe Gemüthston des echten Volksliedes fehlt diesen Gedichten ganz und gar, sie sind nicht entstanden, sondern gemacht, und es findet sich in dem ganzen Buche kein einziger, wahrhaft zum Herzen sprechender Klang.

6. Wald- und Jagdgedichte von A. Scheuermann. Guben, Ehrlich. 1868. 16. 15 Ngr.

In diesem Bändchen besingt ein Forstmann Gefühle und Erlebnisse, wie sie das edle Weidwerk mit sich zu bringen pflegt. Ihm ist aber nicht blos Diana sein Leben lang hold gewesen, sondern auch Apollo hat ihm seinen Segen ertheilt. Denn diese Gedichte beschämen, was zunächst die Form betrifft, eine große Zahl hochmüthiger Dichterlinge, die Verse sind sehr glatt und lesen sich — die Hexameter des letzten epischen Theils nicht ausgenommen — ganz vortrefflich; nur selten finden sich Unebenheiten und Prosaismen, welche letztern namentlich in der „Treibjagd" durch häufig gebrauchte Jagdausdrücke herbeigeführt werden. Ueberhaupt dürfte diese „Treibjagd" (welche 70 Seiten füllt) nur für Jäger genießbar sein, was auch von verschiedenen andern Jagdgeschichten gilt. Dagegen sind namentlich die lyrischen Ergüsse ganz allgemein ansprechend; denn es geht durch dieselben ein ehrlicher Gemüthston und sie besingen den Zauber der Waldnatur oft in ganz erfreulichen und durchaus wohlthuenden Klängen.

7. Regenbogen im Osten. Die Krone des Orients. Ghaselen. Von Adolf Ebeling. Aachen, Jacobi und Comp. 1868. 16. 20 Ngr.

Wenn jemand wie Ebeling August von Platen verehrt und sich denselben zum Muster nimmt, so läßt sich schon von vornherein erwarten, daß er der Form eine ganz besondere Sorgfalt zuwendet und daß er uns in metrischer Beziehung keine Stümpereien darbietet. Demgemäß können wir denn auch bei Ebeling mit der Sprachbehandlung im ganzen einverstanden sein, nur selten finden sich kleine Verstöße oder unmögliche Constructionen, z. B. S. 84: „Seele, deinem Erdenlose traure", oder S. 91: „die Morgenluft buhlt ihrem (der Blumen) heitern Sinn". Im übrigen ist die Sprache mit lobenswerther Gewandtheit gehandhabt.

Was weiterhin die Ghaselenform betrifft, so sind wir an sich nicht gegen dieselbe eingenommen; daß sich mit derselben etwas machen läßt, das haben Platen, Rückert, Daumer, Bodenstedt u. a. genügend bewiesen. Doch ist die Ghaselenform nur da wahrhaft an ihrem Orte, wo es sich — um mit Emil Kuh zu reden — darum

handelt, einen Gedanken (dessen Pointe in den Ghaselenreimen liegen muß) „auszusaugen" und seinen Gehalt nach allen möglichen Seiten hin zu variiren. In allen übrigen Fällen artet die Ghaselenform allzu leicht in Spielerei aus. Auch versteht sich von selbst, daß der stets wiederkehrende Ghaselenrefrain sich natürlich und ohne Zwang in den Gedankenzusammenhang einfügen muß. Bezüglich der Ebeling'schen Ghaselen läßt sich nun keineswegs behaupten, daß sie in dieser Beziehung immer den strengsten Anforderungen genügen. Die Form macht doch häufig den Eindruck einer willkürlich gewählten und nicht aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangenen, und deshalb ist der Schein des Spielenden durchaus nicht immer vermieden. Auch steht der Ghaselenrefrain häufig nur da, weil die Versstelle ihn verlangt, nicht aber weil er durch den Gedankenzusammenhang erfordert wird, z. B. S. 87:

Gott rief das hehre Schöpfungswort: Es werde Licht!
Durch alle Himmel klang es fort: Es werde Licht!
Erhaben flammten rings voll Glanz die Sonnen auf,
Der Welt ein ew'ger Lebenshort: Es werde Licht.

Jeder wird hier sofort herausfühlen, daß die letzte Zeile durch den Zwang des Ghasels, nicht aber durch den Gedanken herbeigeführt ist. S. 40 ist das Thema:

Welt, du bist ein Trauerhaus,
Aber der Zecher ist heiter.

Dies wird eine Zeit lang treffend variirt, gegen den Schluß hin aber gestaltet sich der Gedanke zweimal so, daß statt des „aber" durch den Sinn ein „denn" gefordert wird. Der Dichter läßt nichtsdestoweniger das „aber" und verstößt nun geradezu gegen die Logik. Auch ist der wiederholt nöthige Refrain bei der deutschen Reimarmuth nicht immer ohne Zwang herausgebracht, z. B. um einen weitern Reim auf „bot", „Noth" u. s. w. zu erhalten, sagt Ebeling:

In der Weltenwage
Wiegt des edeln Strebens
Auch das kleinste Loth.

Was die behandelten Gedanken als solche — ohne Rücksicht auf die Ghaselenform — betrifft, so sind dieselben, wenn auch keineswegs absolut gewöhnlich, so doch ebenso wenig sehr bedeutsam und originell; weder in den Klängen der Liebe, noch des Schmerzes, noch sonst erhebt er sich zu besonderer Eigenthümlichkeit, am meisten haben uns die den Wein feiernden Ghaselen angesprochen.

8. Von der Pilgerfahrt. Dichtungen von Julius Sturm. Halle, Barthel. 1868. 8. 1 Thlr.

Hier tritt uns ein wahrhaftiger Dichter entgegen, und es ist eine wahre Wohlthat, nach der Musterung von so mancherlei Verfehltem oder Halbgelungenem endlich ein Buch in die Hand zu bekommen, über das sich eine unbedingte Anerkennung aussprechen läßt. Sturm's Name ist dem deutschen Publikum ein längst bekannter, sein Ruf als Dichter ist seit Jahren fest begründet, und das vorliegende Buch kann nur dazu dienen, seiner Muse neue Freunde zu erwerben. Was zunächst Form und Sprache in den Gedichten betrifft, so läßt sich in dieser Beziehung kaum der leiseste Tadel erheben: die Verse sind in jeder Weise mustergültig, und Sturm erweist sich in jeder Zeile als ein Mann, der die deutsche Sprache nicht vergewaltigt, sondern in schönster Weise beherrscht. Rücksichtlich des Inhalts sodann ist zu sagen, daß man allerdings, um von demselben uneingeschränkten Genuß zu haben, auf Sturm's Standpunkt stehen muß. Julius Sturm ist bekanntlich ein durch und durch religiöses Gemüth und die Klänge seiner Leier sind fast ausnahmslos religiöser Natur. Seine Religiosität ist freilich von der edelsten Art, er feiert das Christenthum überall als die Religion der Liebe und seine im poetischen Gewande auftretende Frömmigkeit macht stets einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Immerhin aber bleibt doch zu sagen, daß die Poesie, die wie alle Kunst souverän und selbstgenugsam ist, diese ihre Souveränetät und Selbstgenugsamkeit opfert und sich in den Dienst einer ihr an sich fremden Idee begibt, sobald sie es sich zur Aufgabe macht, religiöse oder philosophische oder moralische Gedanken und Gefühle in ein poetisches Gewand zu kleiden. Die Poesie ist in erster Linie die Kunst des allgemein Menschlichen, sie hat sich auf einem Gebiet zu bewegen, wo es keine Parteiungen und Meinungsverschiedenheiten mehr gibt, und nur dann, wenn sie singt, „was allen gemein ist", kann sie auch alle erfreuen und begeistern: in jedem andern Falle wird sie mehr oder weniger einseitig und hat nur auf ein beschränktes Publikum zu rechnen. Da nun heutzutage — man mag die Thatsache bedauern oder nicht — speciell die religiöse Idee nicht die unser Zeitalter in erster Linie beherrschende Macht ist, so steht Sturm's Richtung, trotz all seiner Vorzüge, seiner Popularität entschieden im Wege. Wir wiederholen aber nochmals, daß darum seine Werthschätzung als Dichter nicht geringer ausfallen kann. Denn der frühverstorbene geniale August Wolf hat mit Recht gesagt, daß man nicht vor allem darauf zu sehen habe, *was* der Dichter behandle, sondern *wie* er es behandle, und dieses Wie verräth bei Julius Sturm überall den echten Dichter.

9. Gedichte von Karl Stelter. Zweiter Band. Elberfeld, Bädeker. 1869. 16. 1 Thlr.

Diese Gedichte sind dem Maler Karl Scheuren gewidmet, doch gehört das an denselben gerichtete Einleitungsgedicht zu den am wenigsten gelungenen Stücken der Sammlung. Im übrigen ist auch Karl Stelter's Name in der Dichterwelt kein unbekannter, er ist auf dem Gebiete der lyrischen und epischen Poesie bereits mehrfach in erfolgreicher Weise thätig gewesen, und auch dieser neue Band bietet vielerlei Anmuthendes und Herzgewinnendes. Die Form ist fast durchgängig mit lobenswerther Sorgfalt gehandhabt, und nur hin und wieder finden sich Prosaismen (z. B. S. 45: „Leb' wohl, leb' wohl, mein Vaterhaus, Ich kann bei dir nicht bleiben"), gezwungene Wendungen (z. B. S. 41: „Wo Rolandseck, am schönen Rhein, Begrüßt die sieben Berge, Und wo der helle Feuerwein Des Lebensschiffes Ferge" u. s. w.) oder kleine Unmöglichkeiten in der Construction (z. B. S. 61: „Drum gilt's zu temporiren und keine Zeit verlieren", wo doch beim zweiten Infinitiv „zu" fehlt).

Was die behandelten poetischen Stoffe betrifft, so ist Stelter kein Freund pathetischer Leidenschaftlichkeit, es fehlt ihm jeder Zug nach dem Gewaltigen, seine Muse schwingt sich weder jemals in titanischem Drange zum Himmel empor, noch steigt sie in die tiefsten Abgründe des Gefühls und Gedankens hernieder. Vielmehr ist Stelter eine einfach-sinnige und schlicht-beschauliche Natur, der

freilich wegen dieser ihrer Eigenart die ergreifendsten Töne versagt sind, welcher aber in ihrer anspruchslosen Liebenswürdigkeit manches herzinnige Lied, mancher das Gemüth mit elegischer Wehmuth durchhauchende Klang gelingt. Namentlich da, wo Stelter seinem Heimatsgefühle, dem Glücke des Familienlebens und dem Zauber des Lenzes Ausdruck verleiht, fühlen wir uns durch die ungeschminkte Wahrheit des Gefühls überall sympathisch berührt und können ihm unsern Beifall nicht versagen. Doch sind auch mancherlei andere Stücke der Sammlung wohlgelungen zu nennen. Am wenigsten befriedigt hat uns der „Sonettenkranz" (diesen Namen im ursprünglichen engern Sinn der Italiener genommen). Die durch diese Form gebotene künstlerische Verschlingung und Verbindung der 15 Sonette untereinander legt jedem Dichter einen so großen Zwang auf, daß es geradezu unmöglich ist, einen wahrhaft bedeutenden Inhalt in befriedigender Weise zum Ausdruck zu bringen.

10. Ein Leben in Liedern. Gedichte von Gottfried Flammberg. Erlangen, Deichert. 1868. 16. 24 Ngr.

In diesem Bande bietet uns ein gereifter Mann (seiner Stellung nach, wie es scheint, Theolog) die poetische Ausbeute eines ganzen Menschenlebens. Es handelt sich hier also nicht wie bei jugendlichen Talenten darum, zu untersuchen, inwieweit sich etwa Hoffnungen für die Zukunft hegen lassen, sondern inwieweit wirkliche Resultate vorliegen. Um wieder mit der Form zu beginnen, so haben die Verse, rein musikalisch betrachtet, einen guten rhythmischen Fall und klingen im allgemeinen ganz melodisch ins Ohr. Entschieden zu tadeln aber ist, daß auch hier Reime wie: „Bruder" und „guter", „schleichen" und „schweigen", „blicken" und „Friederiken", „saugen" und „rauchen", „wandte" und „Stande", „rothe" und „Mode" u. s. w. sich unablässig wiederholen. Auch ruht der Ictus häufig auf einer falschen Silbe. Z. B. betont Flammberg: Mühsalen (S. 27), mit endlosém Fußfälle (S. 39), Irrsal (S. 212) u. s. w. Weiterhin läßt die Sprachbehandlung — abgesehen von der rein metrischen Seite — sehr viel zu wünschen übrig. Der Verfasser spricht von „gegilbten" Zweigen (S. 17), sagt: „ein Haupt, von Lorberreisern umhaaret" (S. 34), „heften" statt: haften (S. 44), der Stern „lischt" (S. 55), „Wolkengezwiesel!" (S. 63), „Weltenspielerei'n" (S. 79), „dortwärts" (S. 79), „schmiß" (S. 85), „zur Mühle klapperndem Gesang" (S. 86), statt: zum klappernden Gesang der Mühle; er bildet „festgeständet", „berändet" (S. 116), die „Elende" (Plural von: das Elend, S. 117), die „Asche" (Plural von: das Ach, S. 127), „wühlige Flammen" (S. 125), „thörig" statt: thöricht, (S. 128), „goldener Kamm" statt: Krone (S. 129), „Wimpel" statt: Fahne (S. 163), „Hemisphäre" statt: Horizont (S. 114), „das Meeresgrab (der Gnade) fließt von Golgatha herab" (S. 81), die Flamme „tost" (S. 119), die Alpenwelt „erklingt" in „Farbensymphonien" (S. 158), Engelflügel „nippen" (S. 101), der Vögel „Schrein" schmettert im Walde (S. 18), „des Lebens nächt'ge Kerzen malen die Schläfen" (S. 27), die Glocken „küssen sich" (wenn sie läuten, S. 28), Sonette sind „Mode" (S. 37), ein Bild wird „besehen" (S. 105), „er spielt hinreißender denn je" (S. 172), „des Töpfers Hand hat das Gefäß zerschlagen" (vom Tode eines Freundes gesagt), „ich sah Gattin an und Kleinen" (S. 182), „ich rechn' es zu dem schweren" (S. 195), der Bund ruht „auf dem in der Brust der Brüder keusch verborgnen Felsengrund" (S. 221) u. s. w.

Was den Inhalt angeht, so bieten die Gedichte uns des Verfassers „Leben in Liedern", knüpfen also in den meisten Fällen an persönliche Erlebnisse an und sind durchaus subjectiver Natur. Es ist nun aber durch sich selbst klar, daß das einzelne Individuum mit seinen persönlichen Freuden und Leiden an und für sich und als solches noch weit davon entfernt ist, ein würdiger Stoff für poetische Darstellung zu sein, vielmehr kommt alles darauf an, inwieweit es dem Verfasser gelingt, das jedesmalige Ereigniß mit Beseitigung von allem Subjectiv-Zufälligen zu allgemein gültiger Bedeutung zu erheben, aus der beliebigen Verkettung des wirklichen Geschehens gleichsam den ewigen Kern herauszuschälen und damit einen für alle interessanten und die öffentliche Aufmerksamkeit verdienenden Inhalt zu gewinnen. Nur so ergeben sich Gelegenheitsgedichte im Goethe'schen Sinne, andernfalls kommen wir über die Grenze des nur für den Verfasser und seine Freunde Interessanten nicht hinaus, bleiben also im Gebiete des Gelegenheitsgedichts im gewöhnlichen Sinne stecken. Nach diesen Grundsätzen wäre eine nicht unbedeutende Reihe von Gedichten zu tilgen gewesen, weil das Persönliche in denselben ohne den Hauch ideeller Verklärung erscheint, und auch unter der kleinern Anzahl von Gedichten, welche mehr objective Stoffe behandeln, finden sich nicht wenige herzlich unbedeutende. Als Nummern, die entschieden besser weggeblieben wären, glauben wir z. B. folgende bezeichnen zu müssen: „Emiliens Auffahrt", „Sommerabend", „Der Wanderer", „Van Dyck's Grablegung Christi", „Wettkampf in Sonetten", „An die Geliebte", „Ritt auf den Brocken", „Blocksbergskneipe", „Des Burschen Traum", „Die verschwundene Blume", „Noch ein Idyll", „Im Spätherbst" u. a. Alle übrigen Gedichte bekunden eine immerhin liebenswürdige, aber doch nicht eben bedeutende Individualität und kommen über den Werth von Mittelgut nicht hinaus.

11. Das Leben des Volks. Gedichte von Adalbert J. Stelzmüller. Wien, Gerold's Sohn. 1868. 8. 20 Ngr.

Will dieser Poet den Leser zum besten haben oder ist es ihm wirklich Ernst mit seiner Poesie? Diese Frage drängte sich uns bei der Lektüre wiederholt auf, und wir waren oft genug versucht, sie im erstern Sinne zu beantworten. Denn es schien uns doch geradezu unglaublich, daß jemand den Inhalt dieses Bandes im Ernst für Poesie ausgeben könne. Indeß wir mußten doch schließlich jeden Zweifel aufgeben, es ist dem Verfasser in der That bitterer Ernst mit seinen Versen, er will „das Leben des Volks" besingen, und was er darunter versteht, das wird am leichtesten durch die folgende Probe klar werden. „Die Eheleute" (S. 18):

Geht nur, geht nur, hat ja nichts zu sagen,
Macht kein Aufsehn, geht und mischt euch nicht hinein,
Hat er sie — sie ihn recht abgeschlagen,
Dann wird in der Hütte wieder Friede sein.

Wer sich unter Kleien mischt, den essen,
Wie ein altes Sprichwort sagt, die Schweine auf,
Morgen ist der ganze Streit vergessen,
Uebermorgen nimmt er seinen alten Lauf.

Kleid und Mieder hat er ihr zerrissen,
Weil sie mit dem schönen Nachbarhans gescherzt,
Eines Aehnlichen war sie beflissen,
Hat ihm mit der Faust die Wangen abgeherzt.

Dennoch trotz zerrissnem Kleid und Mieder,
Trotz, daß eins dem andern nicht ins Aug' kann sehn,
Küssen beide sich am Abend wieder
Vor dem Schlafengehn, ja vor dem Schlafengehn.

Darum geht nur! — Hat ja nichts zu sagen!
Macht kein Aufsehn, geht und mischt euch nicht hinein,
Hat er sie — sie ihn recht abgeschlagen,
Dann wird in der Hütte wieder Friede sein.

Hat ja alles auf der Welt zwei Seiten;
Was zur Linken rauh, das ist zur Rechten fein;
Warum soll sich nicht die Liebe streiten,
Ist ja kein geschliffner Stein, soll's Liebe sein.

Sind auch eines Bessern wir beflissen,
Schließlich kommt es bei uns allen darauf an,
Wie wir uns da auszugleichen wissen;
Keiner weiß, was über ihn noch kommen kann.

Man vergleiche noch folgende einzelne Verse (S. 112):

Demungeachtet sind nach hundert Jahren
Die Musterschuster der Vergangenheit
Der Statusquo zum neuen Stiefelstreit,
Und ihre Muster gleichen Todtenbahren.

Die Welt ist ungerecht, sie ist ein Streithans,
Wenn's möglich wäre, triebe sie die Laus
Sogar noch aus dem Bettelsack hinaus
Und lästerte die Ewigkeit als Zeittanz.

S. 39:

Doch still — dabei still dum, dum, dum,
„Vergebens" ist des Lebens Abguß.
Bst, pst — dabei still dum, dum, dum,
Vergebens macht man Rechnungsabschluß.

„Vergebens" ist ein großes Wort,
In jenem denkt's, in diesem leibt es,
Den dritten zieht es mit sich fort,
Im fünften spricht's, im zehnten schreibt es.

Leute, die es lieben, die unwillkürliche Komik auf dem Punkte zu studiren, wo dieselbe in den höhern Blödsinn übergeht, werden in dem Buche eine reiche Ausbeute finden. Uns selbst ist es unbegreiflich, wie die Firma Gerold ein solches Buch in Verlag nehmen kann.

Glücklicherweise brauchen wir nicht mit einem absoluten Mißklang zu schließen. Die beiden letzten zur Besprechung vorliegenden Bände:

12. Immortellen aus Toledo. Romanzen und Sonette von J. Fastenrath. Leipzig, E. H. Mayer. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

13. Hesperische Blüten von J. Fastenrath. Leipzig, E. H. Mayer. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

verrathen wieder einen wirklichen Dichter, der auch als solcher schon wiederholt anerkannt worden ist. J. Fastenrath hat sich Spanien als poetische Domäne ausersehen, und er überschüttet uns mit einem wahren Füllhorn von Poesien, die, theils Nachdichtungen, theils selbständige Schöpfungen, sämmtlich dem Preise jenes schönen Landes geweiht sind. Allerdings ist auf seiten des Lesers eine ziemlich große Vorliebe für Spanien erforderlich, um bei einer so unerschöpflichen poetischen Verherrlichung desselben (beide Bände zusammen sind fast 1000 Seiten stark) nicht schließlich einigermaßen zu ermüden. Auch können bei einer derartigen Massenproduction selbstverständlich nicht alle Stücke von gleichem Werth sein. Trotzdem ist Fastenrath's poetisches Verdienst immer noch groß genug und sein Talent jedenfalls ein eigenes und ungewöhnliches, und da es seine frühern, dem Ruhme Spaniens gewidmeten Sammlungen bereits zu zweiten Auflagen gebracht haben, so werden auch diese beiden neuen Bände sicherlich einen ausgedehnten Leserkreis finden.

Leopold von Ranke.

(Beschluß aus Nr. 35.)

1. Leopold von Ranke's sämmtliche Werke. Erster bis zwölfter Band. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868—69. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Geschichte Wallenstein's. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine so volksthümliche Persönlichkeit wie der Held des Dreißigjährigen Kriegs, dargestellt von einem Historiker ersten Ranges, muß der Theilnahme der Nation besonders nahe gerückt werden. Hierzu kommt, daß Wallenstein nicht blos ein Kriegsheld war, sondern in noch höherm Grade ein Diplomat, und daß gerade eine diplomatische Geschichtschreibung, welche feinspurig den verborgenen Motiven und verdeckten Zusammenhängen nachzugehen weiß, besonders berufen ist, die Geschichte des merkwürdigen Mannes zu schreiben. Schwebt doch, trotz aller von Förster, Hurter und Aretin veröffentlichten Actenstücke noch immer ein nicht ganz gelichtetes Dunkel über seinen letzten Entwürfen, und geistvoller Combination, wie sie unserm Historiker eigenthümlich ist, bleibt noch immer ein weiter Spielraum übrig, zumal wenn dieselbe auch aus neuen Quellen schöpft. Nimmt man die Vorzüge eines mit dem Streben nach classischer Haltung abgewogenen Stils hinzu, so sind die Ansprüche auf das allgemeine Interesse, welche ein Werk wie Ranke's „Geschichte Wallenstein's" (Nr. 2) erheben darf, hinlänglich motivirt.

Was die Quellen betrifft, so erkennt Ranke die fleißigen Forschungen in den wiener Archiven an, ebenso den hohen Werth der aus den münchener Archiven stammenden Mittheilungen und Papiere, welche das meiste zu der jetzt herrschenden Auffassung beigetragen haben, aber doch nur einseitig den Standpunkt der Feindseligkeit und des Argwohns darstellen, auf dem sich der damalige Baiernfürst gegen Wallenstein hielt. Die Venetianer standen den in Deutschland kämpfenden Interessen zu fern, um genügende Auskunft geben zu können, dagegen sind die Berichte der römischen Nuntien von Gewicht für alle Momente, die mit der Herstellung des Katholicismus zusammenhängen, sowie die französischen Sammlungen für die Unterhandlungen mit Frankreich wichtige Aufklärungen geben. Dagegen legt Ranke das Hauptgewicht auf die in Dresden und Brüssel befindlichen Mittheilungen. Denn der sächsische Hof war von allem, was Wallenstein

mentlich in den letzten Jahren seines Lebens vorhatte und
ternahm, unmittelbar berührt und stand zuletzt mehr
i irgendein anderer in seinem Vertrauen. Die Be-
lmächtigten der spanischen Monarchie, deren Papiere
istens in Brüssel aufbewahrt werden, waren in den
ten Jahren Wallenstein's entschiedenste und wirksamste
gner: die Nachrichten, die sie über ihr eigenes Verhal-
geben, sind zugleich die wichtigsten für die Geschichte
allenstein's.

Das sind die Quellen, aus denen Ranke mit Vor-
e schöpft und aus Oñate's Berichten fällt zum Theil
neues Licht auf die letzten Verhandlungen und die
tastrophe des Friedländers.

Eine Geschichte Wallenstein's erscheint in erster Linie
Biographie, doch als eine Biographie, die sich nach
Verfassers Intentionen zur Geschichte erweitert. Hier-
r spricht sich Ranke geistreich in der Vorrede aus:

Wenn Plutarch einmal in Erinnerung bringt, daß er nicht
chichte schreibe, sondern Biographie, so berührt er damit
der vornehmsten Schwierigkeiten der allgemein historischen
ol wie der biographischen Darstellung. Indem eine leben-
Persönlichkeit dargestellt werden soll, darf man die Be-
ungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirk-
ist. Indem man den großen Gang der welthistorischen
ebenheiten schildert, wird man immer auch der Persön-
eiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihren Impuls
fangen. Wie viel gewaltiger, tiefer, umfassender ist das
meine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener
ömung erfüllt, als das persönliche, dem nur eine Spanne
gegönnt ist, das nur da zu sein scheint, um zu beginnen,
, um zu vollenden. Die Entschlüsse der Menschen gehen
den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände
ieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung
homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe
als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch
r ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz. Aber von der
rn Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder
: moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen
; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft.
m sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentiren,
en sie doch wieder durch eingeborenen innern Antrieb be-
nend in dieselbe ein. Jedermann weiß, wie sehr dies bei
Manne unvergänglichen wiewol noch zweifelhaften An-
ns, dem die nachfolgenden Blätter gewidmet sind, der
ist. Wer hätte jemals sich auch nur oberflächlich mit dem
ßigjährigen Kriege beschäftigt, ohne den Wunsch zu em-
en, über Wallenstein unterrichtet zu werden: — wol die
rordentlichste Gestalt, die in der weitausgreifenden Bewegung
Epoche auftritt. Er erscheint als eine ihrer eigenthümlichsten
orbringungen; sein Emporkommen wird von ihr getragen:
langt zu einer Stelle, in der er eine Reihe von Jahren
maßgebenden Einfluß ausübt, bis er zuletzt von einer
strophe erreicht wird, die noch immer unverständlich ge-
en ist.

In der That ist Ranke's ganze Darstellungsweise
danach angethan, eine Biographie im engern Sinne
Wortes zu schreiben, in welcher die Fülle specieller
n überwiegt und mit mehr oder weniger lebendigem
rit, zu welchem die Farbenkleckse der Anekdotenpalette
Hauptbeisteuer geben, eine oft ziemlich buntscheckig
emalte Individualität uns vorgeführt wird. Ranke
nicht den Sinn, auch nicht die Gabe für Ausmalung
Details, um so mehr, als gerade bei den pikantesten
n viel Unverbürgtes mit unterläuft, was für einen
Glaubwürdigkeit strebenden kritischen Forscher un-
sig erscheint. Sein Sinn ist stets auf Darlegung
der allgemeinen Verhältnisse gerichtet, und für Auffassung
der Weltlage hat er den feinsten und schärfsten combina-
torischen Weltblick.

Wallenstein's Jugendgeschichte erzählt er in ihren be-
kannten Hauptzügen, mit Kepler's Horoskop beginnend.
Die Anekdoten, mit denen sie früher ausgestattet wurde,
will er nicht wiederholen; wohl aber hält er an der
Thatsache fest, daß der Albrecht Waldstein, der in den
Auszügen aus den Annalen der Universität Altdorf vor-
kommt, unser Held ist. Um seine Erziehung verständlich
zu machen, die den durch Herkunft und Landesart der
evangelischen Partei angehörigen Knaben aus der Schule
der Bruderunität zu den olmützer Jesuiten führte, gibt
Ranke ein kurzes, aber prägnantes Bild der damaligen
politischen und religiösen Lage Böhmens. Seinen ersten
Kriegsdienst that Wallenstein unter Basta, in einem Heer,
das den Türken widerstehen und den Nacken der pro-
testantischen Ungarn beugen sollte. Er selbst war von
Haus aus unbegütert; doch eine Ehe mit einer reichen
ältern Dame, Lucretia Nekyssowa von Landeck, ließ ihn
ebenbürtig in die Reihe der mährisch-böhmischen Magnaten
treten, da nach dem frühen Ableben derselben ihre an-
sehnlichen, in Mähren belegenen Güter in seinen Besitz
übergingen.

Es gibt eine sehr profane Geschichtsbetrachtung, die-
jenige der kleinen Ursachen und großen Wirkungen; und
ihrer Frivolität dürfte es nicht fern liegen, die weltge-
schichtliche Rolle Wallenstein's aus seiner „reichen Heirath",
die im Grunde wol nur eine Güter- und Geldspeculation
war, herzuleiten. Wurde Wallenstein doch nur durch sie
befähigt, jene Werbungen zu unternehmen, auf denen
damals Einfluß und Macht im Heerwesen beruhte und an
dem kaiserlichen Hof eine hervorragende Rolle zu spielen.
Mit einer Truppenschar, die er selbst ins Feld stellte, folgte
er dem jugendlichen Erzherzog Ferdinand von Steiermark
ins Heerlager, mit eigenen Soldaten entsetzte er die von
den Venetianern belagerte Festung Gradiska, und hatte
damals bereits solche Autorität, daß der Rath der Zehn
insgeheim mit ihm verhandelte. Seine sociale Stellung
hob Wallenstein durch seine zweite Ehe mit der Tochter
des Grafen Karl von Harrach, eins der thätigsten und
angesehensten Mitglieder am Hofe des Königs Ferdinand.
Er wurde nun der entschiedenste Parteigänger des künf-
tigen Kaisers. Als die böhmischen Unruhen ausbrachen,
commandirte Wallenstein in Mähren, und da er die
Truppen nicht dem Könige erhalten konnte, zog er mit
der Kriegskasse, obgleich sie eine ständische war, dem
Könige zu. In Flandern hatte er 1000 Kürassiere
werben lassen, welche unter Boucquoy's Oberbefehl in der
Schlacht bei Matolitz und Tein mitkämpften und den
Böhmen eine empfindliche Niederlage beibringen halfen.
Als Bethlen Gabor und Graf Thurn vor Wien standen,
kämpfte Wallenstein mit seinem Regiment an der Donau-
brücke tapfer gegen sie. An der Schlacht am Weißen Berge
betheiligte er sich nicht selbst, wohl aber sein Regiment.
Glänzend war, nach dem Sieg der Kaiserlichen, die Be-
lohnung seiner Treue. Bei den Güterconfiscationen und
Verschleuderungen wurde er in erster Linie bedacht. Die
ansehnlichen Güter eines nahen Verwandten, der bei der
Rebellion eine große Rolle gespielt hatte, fielen ihm von

selbst zu. Im Herbst 1621 kaufte er einige andere bedeutende Güter der mächtigen Berka von Dub, dann die Herrschaften Friedland und Reichenberg. Stadt und Schloß erhielt Wallenstein 1622 als Erblehn und Fideicommiß. Bald hatte er in verschiedener Weise an 60 Güter an sich gebracht und im September 1623 ward er, als der reichste Besitzer im Lande, zum Fürsten von Friedland erhoben. Bald trat er auf einen größern Schauplatz. Die damalige europäische Situation wird von Ranke mit gewohnter Schärfe zusammengefaßt:

Der Moment ist einer der wichtigsten in der europäischen Geschichte, in welchem der große Kampf zwischen Oesterreich-Spanien, das nochmals die Idee der Wiederherstellung des Katholicismus vor sich hertrug, und den Mächten der europäischen Opposition, die den Protestantismus erhalten wollten, zum Ausbruch kam. Was Frankreich und Schweden später ausgeführt haben, das unternahmen damals England und Dänemark, in einer dem protestantischen Gemeingefühl noch mehr entsprechenden Tendenz als die darnach festgehaltene ist; die Erneuerung des maritimen Kriegs gegen die Seeherrschaft der spanischen Monarchie, welche noch Portugal umfaßte, die Bewegungen in Italien, wo die Gegner derselben zuweilen selbst an dem Papstthum Rückhalt gewannen, zugleich die Aufrechthaltung der Republik der Niederlande und des europäischen Gleichgewichts überhaupt hängen damit zusammen. Doch war es nicht blos ein einseitiger Angriff; die Bedrohungen waren gegenseitig. Man darf nie vergessen, daß Oesterreich-Spanien, nach einer Reihe von Jahren, in denen der allgemeine Friede und das Gleichgewicht der Mächte und der Religionen bestanden hatte, wieder eine aggressive Haltung annahm, nicht geradehin mit den Weltherrschaftsplänen Philipp's II., aber doch in einer gewissen Analogie damit. Philipp IV. und Olivarez, Ferdinand II. und seine Staatsmänner hatten die Feststellung eines allgemeinen Uebergewichts der spanisch-österreichischen Dynastie im Auge. Diese Tendenz und der Widerstand, den sie hervorrief, begegneten einander. In Wien ward eine Anzahl aufgefangener Schreiben eingebracht, die von den Regungen einer weitverzweigten Opposition Kunde gaben, welche vom Haag nach Venedig und Konstantinopel reichte, und die Absicht verrieth, den in den Erblanden eingerichteten Zuständen ein Ende zu machen. Es war die natürliche Folge der Ereignisse und erschien den Betheiligten vor allem als Vertheidigung der einmal eingelebten Zustände; in Wien hielt man es für einen unberechtigten Angriff, den man zurückweisen müsse und mit neuen Machterweiterungen erwidern könne. In dieser Krisis der Angelegenheiten hat nun Wallenstein die Sache des Hauses Oesterreich in Deutschland zu führen unternommen.

Die Darstellung der folgenden Ereignisse und des Antheils, den Wallenstein an denselben hat, der Ueberwältigung Dänemarks, des Feldzugs von 1628 und der politischen Umwandlung Norddeutschlands, der Epoche des Restitutionsedicts, des Kurfürstentags von 1630, der Abdankung Wallenstein's, seines Wiedereintritts, schließt sich im allgemeinen an die bisherigen Geschichtswerke an, zeichnet sich aber durch einen Pragmatismus aus, der die militärischen und diplomatischen Haupt- und Staatsactionen stets im engsten Zusammenhang zeigt und beide wieder durch die Lage der allgemeinen europäischen Politik erläutert. Die einzelnen Ereignisse, wie die Belagerung von Stralsund, später die Schlacht von Lützen, und wie wir gleich hinzufügen wollen, die dramatisch so interessante Katastrophe Wallenstein's, werden allerdings nicht mit jener Lebendigkeit und Anschaulichkeit erzählt, die wir von dem Historiker verlangen, der nicht blos den Verstandescombinationen des geschichtlichen Causalnexus zu folgen hat, sondern auch der Phantasie das lebensvolle Bild der Begebenheiten vorführen soll.

Interessant ist die Mittheilung über Wallenstein's große Plane und Entwürfe, namentlich die schwedischen und türkischen:

Man hatte den Gedanken gefaßt, Polen durch Vermittelung einer Pacification mit Schweden nicht allein zu sichern, sondern diese Macht selbst für den Kaiser zu gewinnen. Wallenstein knüpfte daran an, daß der letzte Friede mit Dänemark für Schweden sehr ungünstig ausgefallen war: er stellte dem König Gustav die Erwerbung der streitigen Landschaften, selbst die Eroberung von Norwegen in Aussicht, wenn er mit dem Kaiser und den Spaniern gemeinschaftliche Sache machen wolle. Man bot ihm überhaupt eine grandiose Stellung an: der Besitz von Dänemark würde ihm unter kaiserlicher Lehnsherrlichkeit zugefallen sein. Der König von Polen würde seinen Anspruch auf die schwedische Krone haben fallen lassen; das vornehmste der zwischen den nordischen Potentaten streitigen Lande, Livland, wäre bei Schweden geblieben. Unter den Motiven, die Wallenstein anführt, ist auch das, daß man den Krieg zwischen Polen und Schweden, in den man auch die Ungläubigen, Türken und Tataren hineinziehe, nicht länger fortsetzen lassen dürfe. Der Kaiser, als das höchste Haupt der Christenheit, dürfe das nicht dulden. Diese Idee der abendländischen Christenheit unter dem Kaiser erhob sich noch einmal in aller ihrer Macht und zugleich ihrer Beschränktheit. Zu den Feinden der Christenheit rechnete Wallenstein auch die Moskowiten; er brachte die Prätension des Römischen Reichs auf das Ordensland Preußen in Erinnerung, wiewol davon noch nicht die Rede sein dürfe; er hat das Land, soviel wir wissen, zugleich auch dem König von Schweden angeboten: Widersprüche dieser Art nahm er sich nicht übel. In die große nordische Allianz sollte, wie sich versteht, Spanien aufgenommen werden, doch nicht etwa Holland. Wallenstein theilte noch gegen die Republikaner die volle Antipathie des Erzhauses, er bezeichnete sie als Feinde und Vertilger der Könige und Fürsten. Wie mächtig erhob sich da die Idee des Kaiserthums, als einer universalen Autorität! Sie fiel mit dem Gedanken der spanisch-österreichischen Weltmacht, die nun ihren Schwerpunkt in Deutschland gefunden haben würde, zusammen.

Ein wichtiger Hauptplan Wallenstein's war der Umsturz des türkischen Reichs, den er mit Hülfe des Papstes und einer spanischen und venetianischen Flotte auszuführen gedachte. Binnen drei Jahren, mit sieben Millionen Thalern wollte er den ganzen Krieg durchführen, den auch Tilly eine „heilige leichte und nützliche Impensa" nannte. Die Eroberungen sollten nach Maßgabe der Beiträge vertheilt werden, doch alle unter dem Kaiser stehen, wie die Landschaften in Deutschland. Kurz vor seiner Abdankung gedachte er die Rechte des Reichs in Italien wiederherzustellen, und zeigte auch gelegentlich keine Scheu, in der Art und Weise des alten Feldhauptmanns Karl von Bourbon und des neuen glänzenden Condottiere Garibaldi dem Papst einen unwillkommenen Besuch abzustatten, denn er ließ wohl einmal das drohende Wort verlauten: „es seien schon hundert Jahre, daß man Rom nicht geplündert habe, und jetzt sei es noch viel reicher als damals."

Die wichtigste Epoche in Wallenstein's Leben bilden die letzten zwei Jahre, die Zeit seiner diplomatischen Verhandlungen mit den Feinden, seiner nicht minder diplomatischen zögernden Kriegführung, seines offenen Bruchs mit dem Kaiser und seine Katastrophe. Hier ist der Tummelplatz der verschiedensten Anschauungen über die Schuld und Unschuld des Herzogs, der mannichfachsten Hypothesen über seine Plane, und hier in der That schwankt sein Bild, von der Parteien Haß verwirrt, in

der Geschichte. Die wichtigsten Kriterien für die Beurtheilung liegen jedenfalls in dem Verhältniß des Feldherrn zum Kaiser bei seinem Wiedereintritt und in den damals ertheilten Vollmachten, in dem Verhältniß des Feldherrn zu seinem Heer und in den Endabsichten Friedland's, die bei einem so projectenreichen Kopf, dem gewiß die verschiedensten weitaussehenden Plane, je nach der Wandlung der Verhältnisse und gleichsam von Tag zu Tag vorschwebten, nicht leicht zu ergründen sind.

Als Friedland zum Capo d'Armada der kaiserlichen Truppen ernannt wurde, war die Armee, die er zum Theil mit Hülfe der spanischen Subsidien reorganisirte, nicht unbedingt seiner Verfügung anheimgegeben. Wenn er auch die Obersten nach seinem Gutdünken einsetzen konnte, so waren doch Männer wie Gallas, Aldringer, Marradas, Tiefenbach, die unabhängig von ihm commandirt hatten, ihm nicht in gleichem Maße unterworfen; für die Einsetzung der Generale hatte er blos die Vorschläge zu machen, die Ernennung behielt sich der Kaiser vor. Die strategische Führung bekam der Generalissimus vollkommen in seine Hand, ebenso die Direction der Politik; die Verhandlungen mit Sachsen, die Anträge des Herzogs von Orleans wurden an ihn verwiesen. Er entschied sich dafür, den Herzog mit einer stattlichen Macht zu Pferd und zu Fuß zu unterstützen. Von dem Erfolg des Herzogs hing der Friede zwischen Spanien und Frankreich ab, der dann den Frieden in Deutschland auf erträgliche Bedingungen zur Folge gehabt haben würde. Diese Bedingungen festzusetzen und den Frieden herbeizuführen, darin lag die Summe der Wallenstein'schen Politik. Anfangs hatte der Feldherr den Oberbefehl nur auf drei Monate übernommen; ersucht vom Kaiser, verstand er sich nach einer neuen Verhandlung mit Eggenberg dazu, ihn auf Lebenszeit als Generalissimus der beiden Linien des Hauses Oesterreich zu übernehmen. Der Kaiser übermachte 400000 Thaler, die Wallenstein aus den verkauften Confiscationsgütern schuldete, auf die böhmische Kammer, bestätigte Wallenstein sein Recht auf Mecklenburg und gewährte ihm interimistisch das Fürstenthum Glogau, sowie er ihm die Aussicht auf eine in den Erblanden zu beschaffende Belohnung eröffnete. Auch das Recht der Confiscation und der Begnadigung, zwei höchste Prärogative der kaiserlichen Gewalt, wurden ihm überlassen. Außer dem ausschließenden Recht der Heerführung hatte er auch die Befugniß, den Reichsfürsten annehmbare Friedensbedingungen anzubieten. Auch nach Ranke's Darstellung kam nach Ausscheidung unzulässiger Annahmen in Betreff der Zugeständnisse des Kaisers an Wallenstein „die Summe der Geschäfte in seine Hand".

Daß dieser Vertrag später von seiten des Kaisers nicht eingehalten wurde, daß der Hofkriegsrath, namentlich seit Graf Schlick die Leitung der Geschäfte hatte, sich mehrfache Eingriffe in die Heeresleitung und die strategischen Plane des Feldherrn erlaubte, welche den letztern bestimmten, sich auf das Heer zu stützen, geht aus Ranke's Darstellung ebenso hervor, wie daß Wallenstein allmählich durch die Machtsumme, die ihm zugestanden war, zu einer Selbständigkeit hingedrängt wurde, die ihn auch im Widerspruch mit dem Kaiser zur eigenmächtigen Verfolgung politischer Plane veranlaßte. Sehr interessante Parallelen für Wallenstein's Stellung und schließliche Wendung gegen den Kaiser finden sich in der folgenden Stelle des Ranke'schen Werks:

Im Orient ist es fast die Regel, daß große Kriegsführer mit dem Fürsten, dem sie dienen, wieder in Streitigkeiten gerathen und die Macht desselben bedrohen, gefährden, an sich reißen. Die ganze Geschichte des Khalifats beruht darauf. Auch im Occident kommen, obwol das erbliche Fürstenthum daselbst fest begründet ist, häufig noch Analogien dieser Entzweiungen vor. Wie oft begegnen wir in Frankreich autonomen Erhebungen großer Kriegsführer und Vasallen: von jenem tapfern Connétable Duguesclin an, welcher trotz aller Treue der Eifersucht König Karl's V., den man den Weisen nennt, nicht entgehen konnte, bis zu Biron, der, als er in Widerspruch mit König Heinrich IV., dessen bestes Schwert er gewesen war, eine eigene Politik ergreifen wollte, darüber umkommen mußte. In Italien ist Carmagnola ein berühmtes Beispiel eines verwandten Bestrebens; er entzweite sich mit dem Herzog von Mailand, dem er den größten Theil der Lombardei unterworfen hatte; das Geschick, dem er damals noch entging, erreichte ihn später doch im Dienste der Republik Venedig. In der spanischen Monarchie, die dem deutschen Oesterreich so nahe stand, hatten die großen Heerführer kein besseres Schicksal. Der große Capitan, der ihre Reihe eröffnet, ward aus dem Königreiche, das er erobert hatte, weggeführt, und es erregt Verwunderung, daß er sich nicht widersetzte. Pescara, Alba fielen in Ungnade. Noch vor wenigen Jahren war Spinola in einer Art von Verzweiflung gestorben. Daß seine Regierung in dem Augenblicke, in welchem er Casale zu erobern im Begriffe stand, einen Stillstand abschloß, erweckte in ihm den Verdacht, man wolle ihm nur seinen Ruhm schmälern; in den Phantasien, die seinem Tode vorangingen, haderte er mit König Philipp IV., der seine zweiunddreißigjährigen Dienste vergessen habe. Und wer gedächte hier nicht des ritterlichen Grafen von Essex! Er hat auch einmal, wie Wallenstein, sein Verfahren gegen die Aufständischen in Irland, das Königin Elisabeth misbilligte, durch seine Kriegsobersten rechtfertigen lassen; er wollte an der Spitze der ihm ergebenen Soldaten die Regierung von England zum Krieg mit Spanien fortreißen, oder vielmehr sie stürzen, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Dafür hat er denn auch mit dem Tode gebüßt. Denn zwischen den Ansichten einer erblichen Gewalt, welche eine unvordenkliche Vergangenheit mit der fernsten Zukunft zu verbinden trachtet, und den Wünschen oder Entwürfen eines Kriegführers, dem nur die Gegenwart gehört und der sich in derselben geltend machen will und muß, besteht ein natürlicher Widerstreit. Wallenstein hatte einen solchen in doppelter Stärke zu bestehen, da ihm das Interesse des Gesammthauses Oesterreich in seinen beiden Linien, der deutschen und der spanischen, gegenüberstand.

Ebenso treffend schildert Ranke die Wallenstein'sche Armee:

In Deutschland gewann, namentlich unter Wallenstein, die Zusammensetzung der Armee selbst einen finanziellen Charakter. Die Obersten brachten ihre Regimenter, die Kapitäne ihre Compagnien auf eigene Hand und auf eigene Kosten zusammen. Es galt als ein besonderes Verdienst, wenn es jemand damit gelang — wie denn das Ansehen Terzka's auf dem Erfolg beruhte, den er darin zu haben pflegte: vermöge des persönlichen Credits, den er genoß, hat er eine ganze Anzahl von Regimentern ins Feld gestellt. Als Wallenstein bei seinem Wiedereintritt in den Dienst die Armee zum zweiten mal zusammensetzte, hielt er sich soviel möglich an die erprobten alten Freunde, von denen viele nach seiner Abdankung auf seinen Gütern Unterhalt gefunden hatten; er sah es gern, wenn ein Reiteroberst auch ein Regiment zu Fuß, oder ein Oberst zu Fuß auch ein Reiterregiment anwarb; sie fanden gediente, erfahrene Leute, durch welche die angeworbenen Neulinge, mit denen man sie mischte, zu militärischer Haltung angeleitet wurden. Die Obersten sorgten für Rekrutirung und Ausrüstung; durch sie selbst oder ihre Stellvertreter — die ersten Oberst-

lieutenants — die von ihnen ernannten Hauptleute oder deren Lieutenants, wurde dann das Commando geführt. Für ihre Schadloshaltung bürgte ihnen der allgemeine Heerführer. Die Obersten bildeten zugleich eine Corporation von Staatsgläubigern, an deren Spitze der General stand, welcher die größten Auslagen gemacht hatte, und als der Unternehmer, wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen, der Impresario des Kriegs erschien. Mit finanziellen und militärischen Talenten verband Wallenstein besondere Begabung für die Administration. Er gab gute Löhnung und reichliche Verpflegung. Er verstand es, wie wir erwähnten, das Contributionswesen auf eine Weise einzurichten, daß für die Besoldung und Erhaltung der Truppen gesorgt war und doch die Landschaften noch dabei bestehen konnten. Wo die Stände die Zahlungen in der Hand behielten, hatten doch die Obersten den Befehl, die säumigen Glieder mit Strenge dazu anzuhalten: ohne Rücksicht auf fürstlichen Rang und bevorzugte Stellung.

Die Armee war aus allen Nationen zusammengesetzt: Spanier, Italiener, Wallonen, Deutsche waren meistens die Obersten, ebenso auch böhmische Herren; außerdem fanden sich Kroaten, Dalmatier, Rumänen, Polen, zahlreiche Norddeutsche, Protestanten wie Katholiken ohne Unterschied. Er hielt immer eine Anzahl goldener Ketten in Bereitschaft, um auf der Stelle belohnen zu können, und erhob selbst in den Adelstand.

So klar indeß diese Verhältnisse von unserm Historiker auseinandergesetzt werden: so wenig dürfte seine Darstellung einen widerspruchslosen Abschluß finden in Betreff der Wallenstein'schen Plane selbst und seiner ganzen politischen Haltung. Die Verhandlungen mit den beiden Kurfürsten, mit Arnim, mit den Schweden und mit den Franzosen werden zwar in ihrer chronologischen Folge und im Zusammenhang mit den jedesmaligen militärischen Erfolgen und Rücksichten quellengemäß dargelegt; die Stellung des Feldherrn zu der spanischen Politik, die ihm allmählich immer feindseliger gegenübertrat, geht aus den von Ranke benutzten Quellen, namentlich aus den Berichten seines Hauptgewährsmanns Oñate, deutlicher hervor als bisher; aber eine präcise Fassung und Formulirung finden Wallenstein's Absichten nicht in dem Ranke'schen Werk. Er läßt ihn dem Gedanken der „spanischen Monarchie", welchem sich der Kaiser zuneigte, gegenübertreten und vergleicht ihn in mancher Hinsicht mit Moritz von Sachsen:

Wie einst Kurfürst Moritz, so ging er von der engsten Verbindung zu einer abweichenden Politik über. Er hatte nicht die hohe reichsständische Autorität des Kurfürsten; aber wie dieser suchte er die norddeutschen Streitkräfte mit sich fortzureißen und war nahe daran es zu erreichen; wie dieser so machte auch er das Gleichgewicht der Bekenntnisse zur Grundlage seiner Politik: der kaiserliche General fühlte sich selbst noch weniger als der Kurfürst Moritz auf die Wahrung der katholischen Interessen angewiesen: da die katholischen Fürsten, deren dieser nicht entbehren konnte, ihm feindselig gegenüberstanden, die protestantischen aber nur durch die volle Herstellung der Gleichberechtigung gewonnen und dann, wie Wallenstein noch hoffte, auch von den Schweden losgerissen werden konnten. Im ganzen ermächtigt, verfuhr er im besondern sehr auf eigene Hand. Wallenstein war doch in seiner Jugend von den Böhmischen Brüdern nicht so ganz zu den Jesuiten übergetreten: jetzt neigte er sich fast mehr zu den ersten als zu den zweiten. Im äußersten Falle würde er selbst das ständische Interesse der Böhmen, das er einst bekämpft hatte, wieder zu dem seinen gemacht haben.

Den Unterschied zwischen den Bestrebungen der beiden hebt Ranke an einer spätern Stelle hervor:

Wenn wir bei dem Vorhaben Wallenstein's an das Unternehmen des Kurfürsten Moritz gegen Karl V. erinnerten — es hatte dasselbe Ziel, die Gleichberechtigung der beiden Bekenntnisse im Reich, die fernere Unabhängigkeit der norddeutschen und protestantischen Elemente; es war ebenso auf die Entfernung des spanischen Einflusses berechnet —, so bemerken wir auch den ungeheuern Unterschied: Moritz war selbst der Kriegsherr seiner Truppen; er hatte mancherlei Schwierigkeit mit ihnen, aber sie folgten seinem Namen. Wallenstein war ein von dem Kaiser eingesetzter General; auf dessen Namen war die Armee geworben; wenn es zum Zwiespalt kam, sollte der Dienst des Kaisers nicht dem Gehorsam gegen den General vorgehen? Der Boden, auf dem er stand oder auf den er sich stellte, war bereits unterwühlt. Wenn er seine Verbindung bei der Armee hauptsächlich auf das Geldgeschäft gründete, so waren die spanischen Subsidien bereit, um die Ansprüche zu befriedigen, welche eine so hohe Bedeutung hatten.

An einer spätern Stelle spricht sich Ranke über Wallenstein's Absichten in folgender Weise aus:

Wenn man die Intentionen eines bedeutenden Mannes, die nicht aufgeschrieben worden, und wenn sie es würden, vielleicht auch dann nicht unbedingt angenommen werden dürften, aus seinen Aeußerungen, seinen Präcedenzen und seiner Lage abnehmen darf — denn etwas Hypothetisches bleibt in dem Dunkel menschlicher Antriebe und Ziele immer übrig — so wage ich dies als die vornehmste Absicht Wallenstein's zu bezeichnen. Er dachte noch mit Hülfe der beiden norddeutschen Kurfürsten die Angelegenheiten des Reichs auf der Grundlage des Religionsfriedens zu ordnen: was denn nicht geschehen könnte, ohne auch in Böhmen den Emigranten und den österreichischen Erblanden überhaupt durch Erneuerung der ständischen Verfassung in weitester Ausdehnung gerecht zu werden. Zugleich wollte er die Armee in ihren Ansprüchen befriedigen, und zugleich den Umfang seiner eigenen Gebiete und die Zukunft seines Hauses festsetzen. Es scheint selbst, als würde er alsdann das Commando niedergelegt und an den König von Ungarn, den er noch zum römischen König zu krönen gedachte, abgetreten haben.

Wir glauben, daß hier Ranke dem Ehrgeiz des Generalissimus zu bescheidene Ziele steckt. Gerade seine eigene Darstellung der Verhandlungen über die böhmische Königskrone, welche namentlich die Franzosen dem Feldherrn zuzuwenden gedachten, berechtigt zu solcher Anschauung. Ohne Frage liebt Ranke etwas sehr, den Gegensätzen die Spitze abzubrechen und allzu diplomatisch die Energie geschichtlicher Conflicte zu dämpfen. Zur Zeit des Patents vom 24. Januar stand Wallenstein gewiß nicht mehr auf jenem maßvollen Standpunkt, wie ihn Ranke hier bezeichnet hat.

Die drei letzten Kapitel: „Absicht und autonome Erhebung", „Offener Bruch zwischen dem Kaiser und dem General", „Katastrophe Wallenstein's", behandeln die eigentlich dramatische Epoche aus dem Leben des merkwürdigen Mannes, mit sorgfältiger Motivirung, aber mit geringerm dramatischen Leben, als der Stoff selbst wol erfordert hätte. In Betreff des Reverses und der darin enthaltenen Clausel behauptet Ranke, daß die auch in Schiller's „Piccolomini" dramatisirte Sage von der anfangs mit aufgenommenen, nach Tische fortgelassenen Bedingung unwahrscheinlich sei und eine zu grobe Betrügerei involvirt habe. In dem Original des Reverses, das der warmbrunner Bibliothek angehört (der in Regensburg hingerichtete Graf Schaffgotsch war unter den Mitunterzeichnern) und von Dr. Burkhardt veröffentlicht wurde, ist von dieser Clausel keine Rede. Nach Ranke's spanischen Quellen soll sie schon von Wallenstein selbst

trichen worden sein, ehe der Revers den Offizieren gelegt wurde.

Das Werk Ranke's schließt wiederum mit einer feinigen Parallele:

In der Reihe der großen Generale, die nach Selbstänkeit getrachtet haben, steht Wallenstein in der Mitte zwin Essex in England, Biron in Frankreich auf der einen, mwell auf der andern Seite, auf dessen Spuren sich später gewaltige Corse bewegte, dessen noch weit umfassendere olge ihn in den Stand setzten, ein neues Kaiserthum zu nden. Was ist der Unterschied zwischen ihnen? Warum ng es den einen und ist es den andern mislungen? r, welcher der Königin Elisabeth von England eine andere itik aufzwingen wollte, als welche ihr Geheimerrath und elbst beliebten; Biron, der sich in Verabredungen mit den iden seines Königs einließ; Wallenstein, der erst das eine entschieden und mit einer gewissen Berechtigung, und uf das andere wiewol nur schwach versuchte, hatten geborenen Fürsten zu kämpfen, deren Autorität seit Jahrderten fest begründet und mit allen andern nationalen itutionen verbunden war. Sie erlagen ihr. Cromwell Napoleon dagegen fanden die legitime Autorität, als sie nternahmen sich unabhängig zu machen, bereits gestürzt. hatten mit republikanischen Gewalten zu kämpfen, welche keine Wurzeln geschlagen hatten und nur eine bürgerliche ht besaßen, die dann dem Führer der Truppen gegenüber, ld sie sich entzweiten, keinen Widerstand leisten konnten. ter fortgehend wird man fragen, warum nun doch das rectorat mit dem Tode des Protectors verging, aus den ren des gestürzten Kaiserthums aber in unsern Tagen ein s, das als die Fortsetzung des ersten auftritt, sich erheben te. Der vornehmste Grund liegt darin, daß Cromwell ocialen Verhältnisse, wie sie einmal gebildet waren, er n vorfand und eher in Schutz nahm als umzustürzen e, sodaß sie nach seinem Abgang eine ihnen analoge Reung nothwendig machten. Dagegen fand Napoleon eine le Revolution in den größten Dimensionen durchgeführt er brauchte sie nur zu consolidiren und mit seiner militen Gewalt zu durchdringen, um ein neues Imperium richten.

Ein Anhang: „Analekten zur Geschichte der Katahe Wallenstein's", theilt die wichtigsten Actenstücke auf denen die Ansicht Ranke's entsprungen ist und sucht besonders die Beschaffenheit der Publicationen, welche das gegen Wallenstein eingehaltene Verfahren durch eine Erörterung seiner Vergehungen rechtfertigen sollten. Interessant ist namentlich die Untersuchung über Khevenhiller und die Quellen seines Berichts. Außerdem werden aus den sächsischen Verhandlungen und „aus den spanischen Papieren in Brüssel" die einschlägigen Actenstücke mitgetheilt.

Das Bestreben Ranke's in diesem Werke geht, wie er selbst sagt, dahin, „aus dem Kreise der Anklage und Vertheidigung herauszutreten und eine historische Anschauung zu begründen". Es liegt hierin viel von der Art und Weise der ganzen Ranke'schen Geschichtschreibung ausgesprochen. Die Historiker mit „sittlichem Pathos", wie Schlosser, Rotteck, lieben in der Geschichtschreibung das System der Anklage und Vertheidigung; Ranke erklärt dasselbe für „unhistorisch". Seine „historische Anschauung" beruht auf dem Verständniß der oft complicirten Motive des Handelns; der Einfluß der Weltlage überwiegt bei ihm wenigstens die Initiative der freien Selbstbestimmung. Er sagt nicht: „Tout comprendre c'est tout pardonner", denn „das Verzeihen" gehört dem moralischen Standpunkt an; aber das „tout comprendre" ist bei ihm überhaupt die letzte Instanz, über welche hinaus es für den Historiker keine Appellation mehr gibt. Die Geschichte ist bei ihm nur Lehrmeisterin in Betreff der Analogie; ähnliche Verwickelungen müssen ähnliche Resultate ergeben; keineswegs aber in Betreff der großen Beispiele, die sie der Gegenwart gibt; denn die Größe sittlicher Willensenergie tritt zurück gegen die Bedeutung der Verstandescombinationen, in denen Ranke die Bedeutung der großen Männer sucht. Für ihn gibt es keine Carlyle'schen Heroen und Halbgötter; der Cultus des Genius liegt ihm fern.

Man könnte eine Geschichtschreibung unterscheiden, in welcher die Grundstriche, eine andere, in welcher die Haarstriche überwiegen. Historiker der Grundstriche sind Schlosser und Gervinus; der Historiker der Haarstriche ist Ranke.

Rudolf Gottschall.

Vom Büchertisch.

lagien. Baltische Studien und Erinnerungen von Berram. Mit einer Karte. Dorpat, Gläser. 1868. Gr. 8. Thlr. 10 Ngr.

Die östliche Hälfte des Estenlandes, das westlich am ssee gelegene alte Wagien ist der Gegenstand ziemngeordneter Zusammentragungen des deutschen Vers. Geschichte, Topographie und Statistik, Ethnoie und Geologie werden in loser Aneinanderreihung mannichfaltigen Gesichtspunkten uns vorgeführt. Kapitel von der Etymologie der Ortsnamen sowie von der Archäodoxie der Esten dürfte auch vor den s des Sprachforschers Gnade finden. Neues findet Bertram's Monographie weder für den Ethnographen für den Naturforscher, am ehesten noch für den envergleicher. Die „nach authentischen Quellen" ruckte Reise der Kaiserin Katharina nach Est- und ıd entbehrt selbst für den Culturhistoriker jeglichen Interesses und ist in ihrem Hofjournalstil unerquicklich langweilig.

2. Europa den Europäern. Von Eduard Talbot. Zürich, Schultheß. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Russen sind keine Europäer, sie sind Asiaten, Europa und Rußland stehen sich fortan gegenüber, Civilisation oder Barbarei — das ist die Frage. Das sind die Stichwörter, die der Franzose als Anhaltspunkte für seine erbitterten Tiraden gegen die Tataren Europas festhält. Kritiklos aufgenommene Citate aus Custine, Segur, Castera und andern bilden das Fleisch des höchst marklosen Gerippes, das in seiner logischen Anatomie den französischen Ursprung nicht verleugnet. Oft gemahnt uns Talbot's Ausdrucksweise an Scherr's Hofgeschichten; oft auch schimmert ein Strahl von Polonismus idealis durch die Zeilen, der uns andeutet, daß die polnische

Emigration in Paris dieser Broschüre nicht fern zu stehen scheint. Der Laie wird vor den furchtbaren Schandthaten, die hier dem Russen als erb- und eigenthümlich vindicirt werden, in frommem Schauder erbeben; der Geschichtskundige dagegen wird bei der Lektüre lebhaft daran erinnert werden, daß es seit drei Decennien eine historische Kritik gibt, die man nicht beiseite setzen darf, wenn man ein Stück Weltgeschichte in nuce auftischen will.

3. Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die obern Klassen der Real- und höhern Töchterschulen von Ferdinand Seinecke. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1869. Gr. 8. 27 Ngr.

Mit Vergnügen sehen wir in diesem Lehrbuch einen sonst in Schulhandbüchern vernachlässigten Theil der Weltgeschichte, die neueste Geschichte seit den Wiener Verträgen, mit Vorliebe und sehr sachgemäß erzählt. Der Schüler erhält einen Ueberblick über funfzig Jahre Weltgeschichte, die sonst mit Schweigen oder ein paar Phrasen abgespeist werden. Ueber die sociale Frage, die beiden christlichen Kirchen, über Wissenschaft und Kunst erhält er Aufschlüsse, die nie zu früh kommen können und in weiser Beschränkung abgehandelt werden. Den richtigsten, weil den culturhistorischen Standpunkt vertritt der Verfasser und so deutet er ihn auch im Vorwort sehr markirt an. Es ist der moderne Standpunkt, der auch für die Behandlung der Wissenschaft der berechtigtste ist, den auch diese Blätter mit Energie betonen und vertheidigen. Aus solchen Gesichtspunkten heraus ist das vorliegende Lehrbuch abgefaßt; darum eben lehrt es auch die Geschichte unserer Tage, damit die Jugend sich in der Gegenwart zurechtfinden und ihr eigenes Schaffen und Wirken mit Bewußtsein an ihre Aufgaben und Kämpfe anknüpfen lerne.

4. Der rastatter Gesandtenmord. Mit Benutzung handschriftlichen Materials aus den Archiven von Wien und Karlsruhe von Karl Mendelssohn-Bartholdy. Heidelberg, Bassermann. 1869. 8. 12 Ngr.

Der talentvolle Sohn des großen Componisten gibt in vorliegender Monographie die Resultate sorgfältiger archivalischer Studien über den noch immer nicht aufgeklärten mysteriösen Vorgang vor dem Rheinthor zu Rastatt am Abend des 28. April 1799. Die Anschuldigungen, die lange Zeit gegen den Grafen Lehrbach, als intellectuellen Urheber des Gesandtenmordes, im Schwange waren, entkräftet Mendelssohn auf das schlagendste, wie er denn überhaupt den österreichischen Hof von jedem Vorwissen um die Unthat freispricht. Nach Mendelssohn sind die in Baden und im Breisgau befindlichen Emigranten der That am meisten verdächtig; die Dohm'schen Widerlegungen dieser Anschauung müssen also, obwol Mendelssohn nicht näher auf dieselben eingeht, unserm Autor nicht stichhaltig genug erschienen sein. Klarheit der Disposition und Eleganz des Ausdrucks sind auch dieser kleinen Schrift des tüchtigen Historikers eigen; einer Schrift, die übrigens nur als der Vorläufer eines größern Werks: „Der Rastatter Congreß und der Gesandtenmord", zu betrachten ist.

5. König Wilhelm als Soldat. Eine militärische Lebensbeschreibung dem Heere gewidmet von Wilhelm Petsch. Berlin, Schlesier. 1869. 16. 3 Ngr.

Für die Wachtstube und Kaserne ist dieses patriotische Büchlein geschrieben, für jene Gemüther, in denen die altpreußische Tradition des Soldatenstaates noch lebendig ist. Das Volk in Waffen wird mit Eifer das Bild des preußischen Heldenkönigs, wie es Petsch mit kräftigem Pinsel malt, betrachten und sich an dem männlichen und ehrenfesten Gebaren seines Fürsten erfreuen. Mit gewissenhafter, oft peinlicher Genauigkeit sind die Daten aus dem militärischen Leben des Königs angeführt; jede unnöthige Polemik ist vermieden und so trägt hier Verständniß für des Königs Charaktereigenthümlichkeit und rechter Sinn für den Ruhm der preußischen Heimat mit wenig Kunst sich selber vor.

6. Wiener Bilder und Büsten von Michael Klapp. Treppau, Kolck. 1867. 8. 1 Thlr.

Michael Klapp hat sich als gewandter Feuilletonist schnell einen Namen erworben. So bieten auch diese losen Albumblätter mit Photographien aus dem Leben der großen Donaustadt auf wenig Seiten viel scharf Beobachtetes, farbenreich Geschildertes, mit klugen Augen Geschautes. Dennoch fehlt dem wiener Scribenten ein je ne sais quoi, jenes liebenswürdige Gemisch von Geistesschärfe, prickelndem Witz und Zauber des Stils, das z. B. Wachenhusen unter den cisrhenanischen Feuilletonisten so vortheilhaft auszeichnet. Dagegen sind Beobachtung, Liebenswürdigkeit der Reproduction und Sicherheit der Feder bei dem Wiener in hohem Maße vertreten.

7. Liebes-Leben Italiens. Fünfte revidirte Auflage von Fiormona, Briefe aus Italien. Durchgesehen von Friedrich Rückert. Berlin, Rauck. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Als das wunderliche Buch zum ersten male erschien, glaubte eine gläubige Schar, ein posthumes Werk Heinse's darin zu erkennen. Leicht genug wird diese Meinung durch die der Heinse'schen ganz heterogene Darstellung entkräftet: wo bei Heinse kraftvolle Gedanken, oft ein ganzes Feuerwerk von Sturm- und Drangideen die glühend sinnlichen Schilderungen durchbraust, waltet bei dem coätanen (?) Briefsteller ein weichlicher Zug, eine blasse Sentimentalität und ohnmächtige Humanität vor, die sich mehr in wohlgefälligen Selbstbeschauungen als in objectiven Darstellungen gefällt. Es ist etwas von der Schreibweise Ernst Wagner's, des Autors der „Reisenden Maler", in dem Liebhaber der Fiormona und seinen Herzensergüssen. Unbefriedigt legt der Leser diese Briefsammlung fort, die einer Periode angehört (oder vielleicht ihrer Manier nachgebildet ist), in der schöne Gedanken, welche nicht den Lebenskern einer bedeutenden Handlung ersetzen können, das Wesen der Dichtung ausmachten.

Feuilleton.

Urtheil der „Westminster Review" über die Shakspeare-Ausgabe von Tschischwitz.

„Das Studium Shakspeare's", sagt die „Westminster Review" vom Juli d. J., „blüht besser in Deutschland als in England. Wir haben unlängst auf Benno Tschischwitz' «Shakspeare-Forschungen» aufmerksam gemacht. Das nämliche hohe Lob, welches wir jenem Werke gespendet haben, müssen wir auch dem ersten Bande*) seiner Shakspeare-Ausgabe ertheilen. Die einzige, mit der wir sie an Genauigkeit und Fülle der Erläuterungen vergleichen können, ist die von Delius. . . . Die kritische Einleitung ist vortrefflich. Jede Seite derselben bekundet mühsame Forschung und ein Wissen, das nur das Ergebniß eines vieljährigen Studiums sein kann. Auch die Anmerkungen sind voll von Belehrung, und zwar gerade von solcher Belehrung, wie sie der, welcher den Dichter studiren will, bedarf. Wenn wir etwas auszusetzen haben, so geschieht es nicht in einem tadelsüchtigen Geist. Dr. Benno Tschischwitz hat eine Aufgabe übernommen, deren Schwierigkeit nur dann richtig geschätzt werden kann, wenn man sich einen Engländer vorstellt, der einen kritischen und philologischen Commentar zu Luther's Werken ohne die Hülfe von Dietz' Wörterbuch zu Luther's Schriften unternähme. Denn zur Schande unserer Literatur besitzen wir noch kein Shakspeare-Wörterbuch. Nares' Glossar ist selbst mit Wright's und Halliwell's Berichtigungen und Vermehrungen ein sehr dürftiges Ding; während des jüngst verstorbenen Swynfen Jervis' Wörterbuch der Sprache Shakspeare's nichts als ein Stück nutzlosen Plunders ist.

Mr. Dyce's Glossar befriedigt allerdings das Bedürfniß einigermaßen, und diesem verdankt denn auch Tschischwitz das meiste. Man darf sich gleichwol nicht zu sehr selbst auf dieses letztere verlassen. So z. B. nehmen wir die Rede des Rosencrantz (Aufzug 2, Scene 2): „We coted them (the players) on the way, and hither are they coming to offer you service." Dr. Tschischwitz führt sowol Dyce als auch Nares zu dem Worte cote an, doch keiner von beiden erklärt den vollen Sinn des Wortes. Es ist nicht nur, wie Nares sagt, ein technischer Jagdausdruck, sondern wird noch bis heute bei der „Hetzjagd" gebraucht. Die wahre Bedeutung des Wortes erhellt am besten aus mehrern Stellen von Markham's „Country Contentment" und andern Büchern über die Jagd. Es befremdet uns daher, daß Tschischwitz nicht lieber mit seinem eigenen Fleiße einige Beispiele von der technischen Bedeutung des Wortes „cote" gesammelt hat, als sich auf Dyce und Nares zu verlassen. . . . Einige Erklärungen des Herausgebers sind nicht ganz genau. So sagt er uns, die „crow-flower" (der wilde Meerrettich; IV, 1) sei die Lychnis flosculi. Wir halten sie vielmehr für die Ranunculus bulbosus, in welcher Ansicht wir uns freuen, von einem so guten Botaniker wie Mr. Beisly in seinem „Shakspeare's Garden" unterstützt zu werden, einem Werkchen, in welchem, wenn Tschischwitz dessen Inhalt nicht schon kennt, er viel werthvolle Belehrung über die Pflanzen und Blumen, die Shakspeare erwähnt, finden wird. Indem wir diese Ausstellungen machen, wollen wir keineswegs die großen Verdienste dieser neuen Hamlet-Ausgabe verkleinern. Sie werden von allen Shakspeare-Forschern in der ganzen Welt anerkannt werden. Wir wünschen, wir hätten Raum genug, um einige der Lesarten, die Tschischwitz im Text angebracht hat, zu besprechen." . . . Wie sich die „Saturday Review" über diese neue Ausgabe ausspricht, haben wir unsern Lesern bereits mitgetheilt. Solche Anerkennung wird den fleißigen Herausgeber für die etwas mäkelnde Besprechung seiner Ausgabe in dem „Literarischen Centralblatt" wol entschädigen.

*) „Hamlet, Prince of Denmark" enthaltend.

Bibliographie.

Achtzehnhundert und dreißig. Ein Todtentanz am Teutoburger Walde. Leipzig, Naumann. Br. 8. 15 Ngr.

Bacher, J., Auf dem Wiener Congreß. Historischer Roman. 4 Bde. Leipzig, Matthes. 8. 6 Thlr.

Bensey, R., Alexander von Humboldt und seine Bedeutung für Volksbildung. Eine Festschrift zu seinem 100jährigen Geburtstage am 14. September 1869. Berlin, Albrecht. Gr. 8. 10 Ngr.

Brook, A., Das Schloß in den Ardennen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Carl, J., Das Ostseebad Neukuhren mit seinem gemüthlichen Strandleben. Humoristische Skizzen. Königsberg, Koch. 8. 15 Ngr.

Compendium der schönen Künste. 1ster Thl. Literatur der Deutschen. Düsseldorf, Budich. 16. 7½ Ngr.

Delamarre, C., Ein Volk von 15 Millionen Seelen, welches von der Geschichte vergessen worden ist. Eine Petition an den französischen Senat. Aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt mit einem Anhang und Bemerkungen von Charlier von Steinbach. Berlin, Behr. 8. 12 Ngr.

Gaboriau, M., Herr Lecoq. Criminal-Roman. 2 Bde. Berlin, Brigl. 8. à 10 Ngr.

Geldert, J. P., Magister Johann Baber's Leben und Schriften, Nicolaus Thomae und seine Briefe. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte der Städte Landau, Bergzabern und der linksrheinischen Pfalz, zur Feier des 50jährigen Jubiläums der kirchlichen Union. Neustadt a. d. H., Gottschick-Witter. 1868/69. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geschichten und Sagen vom Rhein zwischen Worms und Köln. Heidelberg, K. Groos. 1870. 16. 10 Ngr.

Münchener Greg. Humoristisch-satirisches Originalblatt. Red.: C. Braun. 1ster Jahrg. 1869. 52 Nrn. München, J. A. Finsterlin. Gr. 8. Vierteljährlich 10 Ngr.

Hase, O., Die Koburger, Buchhändler-Familie zu Nürnberg. Eine Darstellung des deutschen Buchhandels in der Zeit des Uebergangs von der scholastischen Wissenschaft zur Reformation. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 20 Ngr.

Hillern, Wilhelmine v. (geb. Birch), Ein Arzt der Seele. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jaeger, J., Der menschliche Verkehr und seine Theorie. Ein Beitrag zur Socialwissenschaft. München, Franz. Gr. 8. 20 Ngr.

Janke Carola, Die Fortsetzung des Räthsels der Unsterblichkeit oder: „Nur eine Religion." Berlin, Conrad. 8. 4 Ngr.

Liebetrut, F., Vorträge. Gotha, Schloeßmann. 8. 24 Ngr.

Marx, F., König Nal. Dramatisches Gedicht nach dem Italienischen des Angelo De-Gubernatis. Hamburg, J. F. Richter. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Maxhafa tomár. Das aethiopische Briefbuch nach 3 Handschriften herausgegeben und übersetzt von F. Praetorius. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12½ Ngr.

Meyer, L., Die gothische Sprache. Ihre Lautgestaltung insbesondere im Verhältniss zum Altindischen, Griechischen und Lateinischen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 Thlr.

Mill's, J. S., gesammelte Werke. Autorisirte Uebersetzung unter Red. von T. Gomperz. In 12 Bdn. 1ster, 3ter und 6ter Bd. Leipzig, Fues. Gr. 8. à 1 Thlr.

Payn, J., „Todt gefunden". Roman. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1870. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Plath, C. H. C., Die Missionsgedanken des Freih. v. Leibnitz. Eine Studie. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

Pröhle, H., Harz und Kyffhäuser in Gedichten, Schilderungen und Aufsätzen von Bürger, Göthe, Hölty rc. Mit einer literar-historischen Einleitung. Berlin, Moeser. 1870. 8. 15 Ngr.

Racki, F., Fiume gegenüber von Kroatien. Aus dem Kroatischen übersetzt von X. Y. Agram, Suppan. Gr. 8. 28 Ngr.

Renata, Herzogin von Ferrara. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Mit einem Vorwort von W. v. Giesebrecht. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 24 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Der achtzehnte Brumaire. Historischer Roman. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Seefried, J. N., Die Grafen von Abenberg fürstlich bayerisch-welfischer Abkunft die Ahnen des preußischen Königshauses und der Fürsten von Hohenzollern. München, Franz. Gr. 8. 15 Ngr.

Semper, G., Ueber Baustyle. Ein Vortrag. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 10 Ngr.

Semper, H., Uebersicht der Geschichte toskanischer Sculptur bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 10 Ngr.

Strohecker, J. R., Die freie Naturbetrachtung gegenübergestellt der materialistischen Lehre von Stoff und Kraft. Wegweiser zum Frieden zwischen Christenthum und Naturwissenschaften mittelst unparteiischer Beurtheilung des Dr. L. Büchner'schen Werkes „Kraft und Stoff". Für alle Gebildete. Augsburg, Kollmann. 8. 25 Ngr.

Tagebuch des Sultans. Erinnerungen an Paris, London, Coblenz, Wien. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. 16. 20 Ngr.

Tennyson, A., Aylmer's Feld. Aus dem Englischen übertragen von H. A. Feldmann. Mit einem Vorworte von E. Geibel. Hamburg, Grüning. 1870. 16. 15 Ngr.

Turgénjew's, J., ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. 2ter Bd.: Eine Unglückliche. Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow. Ein Briefwechsel. Assja. Vier Novellen. Mitau, Behre. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

—— Die Unglückliche. Erzählung. Aus dem Russischen von M. v. Pezold. Berlin, Janke. 16. 1 Thlr.

Venedey, J., Die Arbeiterbewegung nach ihren Hauptrichtungen. Kaiserslautern, Rohr. Br. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ideen zur Geschichte der Menschheit.

Von

Johann Gottfried von Herder.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Julian Schmidt.

In drei Bänden. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" sind bekanntlich das Hauptwerk desselben, dem sich alle seine frühern und spätern Arbeiten nur ergänzend anschließen. Ihre Bedeutung liegt aber noch tiefer; denn, wie Julian Schmidt in der Einleitung dazu sich ausdrückt, „sie fallen in den Knotenpunkt der gesammten deutschen Culturbewegung von der Mitte des vorigen bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts". Vorliegende neue, vollständige, correcte und dabei außerordentlich wohlfeile Ausgabe macht das classische Werk zum ersten mal weitern Volkskreisen zugänglich.

Herder's „Ideen" bilden den 23.—25. Band von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Band 1—22 enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen (zwei Theile), von Hettner;
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein (zwei Theile), von Buchner;
Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte (zwei Theile), von Max Müller;
Goethe's Faust (zwei Theile), von Moriz Carriere;
Bürger's Gedichte, von Julius Tittmann (Doppelband).

Jeder Band einzeln geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird im Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Besteller extra zu bezahlen.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blicke

in die intellectuelle, physische und moralische Welt

nebst Beiträgen zur Lebensphilosophie.

Von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte Verfasser hat in diesem Werke eine Fülle von Gedanken und Betrachtungen über die mannichfachsten Gegenstände der Wissenschaft und des Lebens niedergelegt, die in ähnlichem Verhältniß zu seinen übrigen Schriften stehen, wie Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena" zu dessen Schriften. Wegen der Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung ist das Werk besonders geeignet, philosophische Bildung auch in dem weiten Kreise gebildeter, nach tieferer Erkenntniß strebender Laien zu verbreiten.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 2 Thlr.
Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. Geh. 1 Thlr.
Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. Geh. 1 Thlr.
Briefe über natürliche Religion. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
Das sittliche Leben. Ethische Studien. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit.

Nach neuen Quellen bearbeitet von

Pasquale Villari.

Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt von **Moritz Berduschek.**

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Villari's Geschichte Savonarola's hat weit über die Grenzen Italiens hinaus die günstigste Aufnahme gefunden. Die „Historische Zeitschrift" von Sybel nannte sie „das Beste, was die Geschichtschreibung in Italien seit Jahren geliefert". Durch Berduschek's Uebersetzung wird nun das Werk dem deutschen Publikum zugeführt, und gerade in einer Zeit wie die unserige, in welcher der alte Kampf zwischen Glauben und Vernunft, zwischen Kirche und Staat wieder heftig entbrannt ist, wird die Geschichte dieses Märtyrers für religiöse Freiheit, den Luther selbst als Vorläufer der Reformation bezeichnete, die Aufmerksamkeit gewiß in hohem Grade auf sich ziehen.

An alle deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen!

Der Unterzeichnete hat ein Centralorgan für die deutsche Schriftstellerwelt, betitelt „Feuilleton", gegründet, das den Abdruck aller Arten literarischer Erzeugnisse in Zeitschriften des In- und Auslandes vermittelt, für raschen Entscheid und sofortige Honorarzahlung sorgt. Es wird dadurch jedem Schriftsteller die Mühe des Zeit und Geld kostenden Versendens von Redaction zu Redaction erspart.

Altona (Holstein).

Dr. **Otto Spielberg.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 9. September 1869.

Inhalt: Populäre Vorträge über Akustik. Von Heinrich Birnbaum. — Speculative Philosophie. Von Karl Fortlage. — Romane und Novellen. Von Wilhelm Andreä. — Eine Autobiographie. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Klopstockiana.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Populäre Vorträge über Akustik.

Der Schall. Acht Vorlesungen, gehalten in der Royal Institution von Großbritannien von John Tyndall. Autorisirte Ausgabe herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann. Mit 169 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir beeilen uns, die Leser auf dies soeben erschienene Werk aufmerksam zu machen. Es verdient seines innern gediegenen Gehalts wegen die sorgfältigste Beachtung. Der Verfasser ist unsern Lesern schon bekannt aus einer frühern Besprechung seiner populären Vorträge über die Mechanik der Wärme; er bewährt hier dieselbe Meisterschaft, sich leichtfaßlich und durchweg interessant über das neue Thema zu verbreiten. Unter der Zahl der großen Gelehrten, welche die ebenso ehrenvolle als schwere Aufgabe zu lösen trachteten, wissenschaftliche Erfolge zu einer befriedigenden Einsicht aller denkenden Menschen zu machen, nimmt John Tyndall schon jetzt einen hervorragenden Ehrenplatz ein. Er ist ein Schüler des unsterblichen Faraday und wirkt ganz in demselben Geiste, sowie dieser von seinem genialen Vorbilde Humphry Davy beseelt wurde. Mit eminenter Geschicklichkeit versteht es der Verfasser, Licht und Klarheit über die bedeutenden ältern Leistungen und über die epochemachenden neuesten Fortschritte der Tonlehre zu verbreiten, um daraus ein harmonisches Ganzes zu machen. Er ist Selbstforscher und der Leser fühlt überall die Nähe eines tüchtigen Gelehrten, der auf der Höhe der Wissenschaft steht, aber er bewundert dann auch zugleich die liebenswürdige Herablassung, mit welcher der gefeierte Mann jedem verständlich zu werden bemüht ist. Doch liegt auch in diesem Herablassen ein eigenthümlicher wohlthuender Charakterzug, es bewährt sich dadurch ein feiner richtiger Takt, der sich stets freizuhalten versteht von der ermüdenden Umständlichkeit und Breite, der nie außer Acht läßt, daß der Zuhörerkreis eine ebenbürtige Reife des Verstandes, einen allgemeinen Bildungsfonds mit hinzubringt. Dadurch gewinnt das Ganze eine gemüthliche Frische, eine natürliche Färbung, in welcher sich jeder Denker heimisch und behaglich fühlt. Es ist, als stehe der Verfasser mit der zuhörenden Versammlung auf demselben Standpunkt geistiger Höhe, als überlege er mit derselben die zweckmäßigsten Wege, als wähle er mit ihr die einfachsten naheliegenden Mittel aus zur gründlichen Beweisführung, als benutze er nur zuweilen eine passende Gelegenheit, auch seine Ansichten einmal zu äußern, als habe sie ihn beauftragt, ganz in ihrem Sinne zu denken, zu reden, zu experimentiren, zu erfinden. Alles kommt dadurch so ungesucht, so anspruchslos, überhaupt so natürlich heraus, als könne jeder andere ganz dasselbe ebenso leicht und verständlich durchführen. Darin besteht aber gerade das Wesen der wahren Kunst, populär zu sein, daß man den Zuhörer zu einer geistigen Activität anregen kann, damit er sich nicht damit begnüge, daß ihm von den schönsten Blüten der Wissenschaft fertige Sträuße gepflückt und überreicht werden, sondern daß er im Geiste dazu befähigt werde, sich die Blumen allmählich selbst zu ziehen.

Wer das vorliegende Buch zur Hand nimmt, wird sofort von seinem Inhalt und von der eigenthümlichen Art der Behandlung des Stoffs gefesselt. Nirgends werden sachliche Vorkenntnisse vorausgesetzt, überall wird experimentirt, aber meistens mit Apparaten, die jedermann aus dem alltäglichen Leben kennt oder sich ohne großen Kostenaufwand leicht verschaffen kann. Bald spricht der Verfasser mit kurzen raschen Zügen von alten allgemein bekannten Wahrheiten der Akustik, wobei aber nie versäumt wird, dem Gegenstand eine neue Lebensfrische einzuhauchen; bald vertieft er sich in die allerjüngsten Erforschungen und Lehren der Tonempfindungen und bleibt hier ebenso klar und verständlich und anziehend, wie dort neu belebend und unterhaltend. Die Vorträge haben ganz den Charakter, als würden sie unmittelbar vor einem gebildeten, sehr großen Auditorium gehalten. Das gibt der Sache einen ganz

eigenthümlichen Reiz für den Leser, denn er wird unwillkürlich in eine Lage versetzt, als wäre er mit Zuhörer und Zuschauer des Ganzen. Dadurch paßt es aber auch wie die wirklich gehaltenen Vorträge für das gebildete große Publikum, ganz vorzugsweise aber für die Lehrer der Naturwissenschaften, weil sie von ihm das Lehren lernen können und wichtige Fingerzeige zum erfolgreichen Experimentiren erhalten. Selbst den hochgebildeten Männern von Fach gibt es überall Andeutungen zur Förderung der Wissenschaft, sodaß auch für sie das Interesse nicht fehlt. Ganz besonders ist das Buch den Meistern und Freunden der Musik zu empfehlen, denn bei weitem die größte Hälfte beschäftigt sich mit der Tonbildung auf den verschiedenen musikalischen Instrumenten, bezieht sich auf die Leistungen des menschlichen Stimmorgans und auf die ästhetischen Gesetze der Tonempfindungen. Da ist viel zu lernen, viel zu beherzigen.

Die erste der acht Vorlesungen bereitet die Zuhörer für den Hauptgegenstand dadurch vor, daß von der Nerventhätigkeit überhaupt geredet wird, und gezeigt, wie sie mit dem Gehirn in Verbindung stehe, um die äußere Thätigkeit der Natur zur innern Wahrnehmung zum Bewußtsein zu bringen. Der Gehörnerv erweckt durch die ihm mitgetheilte Vibrationsbewegung die Vorstellung vom Schall. Um in dieser Hinsicht gleich ein imponirendes Beispiel zu haben, hält der Experimentator einen Augenblick die Lichtflamme unter einen mit Knallgas gefüllten Collodiumballon. Die Aufmerksamkeit der so energisch überraschten Zuhörer ist augenblicklich auf den erklärenden Redner gerichtet, der sogleich die Gelegenheit benutzt, den Unterschied zwischen der fließenden und vibrirenden Bewegung der Luft zu entwickeln, wovon die letztere den Schall erzeugt mit einer Geschwindigkeit von 1090 Fuß in der Secunde bei 0° Temperatur. Zum Anschaulichmachen der Vorgänge in der Luft nimmt er von einer in horizontaler Rinne neben ihm stehenden Reihe Glaskugeln eine und rollt dieselbe in kleiner Entfernung auf die übrigen, dann zeigt sich nach dem Zusammenstoß, wie auf dem entgegengesetzten Ende nur eine Kugel abgestoßen wird, während alle andern in Ruhe verharren.

So wird der Schall von Theilchen zu Theilchen durch die Luft fortgepflanzt. Die Theilchen, die die Höhlung des Ohrs anfüllen, werden zuletzt gegen das Trommelfell gestoßen, welches quer über die Höhlung gespannt ist, die zum Gehirn führt. Diese Membrane, die die Trommel des Ohrs schließt, wird in Schwingungen versetzt, ihre Bewegung wird den Enden der Gehörnerven mitgetheilt, und von diesen der Nerv entlang zum Gehirn fortgepflanzt, wo die Schwingungen sich in Schall umwandeln. Wie es kommt, daß die Bewegung der Nervenmaterie uns den Schall zum Bewußtsein bringt, das ist ein Geheimniß, welches wir nicht ergründen können.

Sobald nun hierdurch und auch noch durch andere passende Beispiele dargethan ist, daß die Luft den Schall zum Ohre führt, so wird auch die Rückprobe mit der Glocke in luftleere Recipienten gemacht, von der man bei dem Anschlagen das Tönen nicht hören kann, weil die vermittelnde Luft fehlt. Bei dem Füllen des Recipienten mit Wasserstoffgas wird die Schallentwickelung nur sehr gering erzeugt, weil diese Luftart funfzehnmal dünner ist als die atmosphärische. Entfernt man nun auch diese Luft wieder, so erhält man ein noch besseres Vacuum als vorher, und der Versuch muß natürlich auch noch besser gelingen. Dabei wird erwähnt, daß den ersten Versuch schon Hawksbee 1705 mit dem besten Erfolg anstellte, und daß wahrscheinlich Leslie es war, der den zweiten Versuch zuerst mit Glück ausführte. Als praktische Anwendung macht der Redner auf die Erfahrungen der Bergreisenden aufmerksam, welche in der verdünnten Luft großer Höhen den Schall viel schwächer hören, und berührt dabei auch seine eigenen Erlebnisse. Er erzählt:

Ich habe diesen Versuch öfters wiederholt, zuerst, da ich nichts Besseres hatte, mit einer kleinen Zinnkanone, deren zerstörte Reste vor Ihnen liegen, und dann mit Pistolen. Was mich am meisten überraschte, war der Mangel jener Fülle und Schärfe im Schall, der ihn an niedriger gelegenen Orten charakterisirt. Der Pistolenschuß glich der Explosion einer Champagnerflasche, aber er war doch laut. Die Verdünnung der Luft bis auf den Druck einer halben Atmosphäre übt keinen besondern Einfluß auf unsere tönende Glocke aus, und Luft von der Dichtigkeit, wie sie auf der Spitze des Montblanc gefunden wird, kann die Gehörnerven noch sehr kräftig erregen. Daß sehr verdünnte Luft einen Schall von großer Stärke fortführen kann, ist durch die Explosion von Meteoren in großen Höhen über der Erde erwiesen worden. Hier muß indeß die anfängliche Störung sehr heftig sein.

Auf diese Weise wird die Untersuchung allmählich weiter geführt, bis die Zuhörer zuletzt eine ganz klare Vorstellung von der vibrirenden Bewegung der Lufttheilchen bekommen, welche im Ohr die Empfindung von Schall erzeugen. Das dabei vorkommende Ausdehnen und Zusammenziehen der Lufttheilchen erhält den Namen Amplitude oder Weite der Schwingung, und es wird das charakteristische Gesetz abgeleitet, daß die Stärke des Schalls stets dem Quadrat der Amplitude proportional sei. Daraus folgt nun unmittelbar, daß die Schwächung des Schalls behindert wird, wenn die Luft in Röhren eingeschlossen ist, und hiermit kommt der Verfasser auf ein ebenso fruchtbares als interessantes Gebiet von Versuchen, wobei auch die berühmten Erfahrungen von Biot und Martin an der eisernen Röhre von 3120 Fuß zu Paris nicht unerwähnt bleiben, daß nämlich die beiden Akademiker sich ganz leise flüsternd miteinander unterhalten konnten, obgleich sie mehr als eine Viertelstunde voneinander entfernt waren. Von diesem Fernrohr fürs Ohr macht man in großen Geschäftslocalen, wie Bahnhöfen, Gasthäusern, Druckereien u. s. w. schon vielfach praktischen Gebrauch; aber es liegt auf der Hand, daß sich die Sache noch viel großartiger verwerthen läßt, sodaß die Röhrenlänge sogar 20, 30 geographische Meilen betragen kann. Hätten wir nicht schon die verhältnißmäßig viel billigern elektrischen Telegraphen, so würden die Sprachröhren sicher einen noch viel vollkommenern Ersatz dafür geben können. Dieselben Röhren im kleinen Maßstabe liefern das Mikroskop fürs Ohr, wovon die Aerzte in ihrem Stethoskop eine sehr wichtige Anwendung machen. Hier deutet der Verfasser darauf hin, daß schon Dr. Robert Hooke, der Zeitgenosse und Rival Newton's, die Theorie des Stethoskops genau gekannt und für praktische Benutzung warm empfohlen habe. Die mitgetheilte Stelle aus Hooke's hinterlassenen Schriften wird große Sensation machen, da man ziemlich allgemein der Ansicht ist, daß der französische Arzt Laennec das Stethoskop 1819 erfunden und zur praktischen Benutzung in Vorschlag gebracht habe.

Die Untersuchungen über die Geschwindigkeit der Fort-

anzung des Schalls durch verschiedene andere Stoffe als
nosphärische Luft sind belehrend, eignen sich aber weniger
unsere Unterhaltung, sondern mehr zum eigenen Lesen;
nso die für die neueste wissenschaftliche Untersuchung
:r die Umwandlung eines Theils der Geschwindigkeit
Schalls in Wärme sehr wichtige populäre Darstellung.
In der zweiten Vorlesung wird zunächst auf den
ysikalischen Unterschied zwischen Geräusch und Musik
gewiesen, dann die Sirene in ihrer ältern und durch
ve verbesserten neuesten Form erklärt und sehr geschickt
ewendet. Die Schallwelle wird nun auf die mannich-
ste Weise zur Darstellung gebracht und führt zu dem
ahrungssatze, daß bei weniger Schwingungen als 16
der Secunde das menschliche Ohr keinen musikalischen
n, sondern nur getrennte Stöße empfindet; übersteigt
egen die Zahl der Schwingungen 38000 in der Secunde,
hört auch hier die Wahrnehmung des Tons vollständig
. Das beste Gehör erstreckt sich nicht über den Umfang
11 Octaven, die Durchschnittszahl der gewöhnlichen
zane ist nur auf 6—8 Octaven beschränkt; die für
sik passenden Töne beziehen sich auf Schwingungen
40 bis zu 4000 in der Secunde und haben einen
fang von 7 Octaven. Der Vergleich der Schallwellen
denen des Lichts ist sehr interessant, der Verfasser ver-
dies sehr geschickt zur Anschauung zu bringen und
mt schließlich zu der Ueberzeugung, daß das mensch-
Auge kaum einen Spielraum für eine Octave sicher
Der menschlichen Stimme wird besondere Aufmerk-
keit geschenkt, und dabei der Unterschied der Wellen-
ge für Männer und Frauen nachgewiesen. Sehr über-
hend sind die Versuche über absichtlich erzeugte momen-
Taubheit mit Hülfe der Eustachischen Röhre, welche
dem Munde zur Trommelhöhle führt. Aber noch
derbarer ist das Ueberführen der musikalischen Töne
h flüssige und feste Körper; durch viele Zimmer und
kwerke hindurch werden die Töne erst da gehört, wo
Schwingungen einen geeigneten Resonanzboden treffen.
Verfasser bespricht diesen Gegenstand und überrascht
Zuhörer mit einem staunenerregenden Versuche:
In einem Zimmer, zwei Stockwerk unterhalb dieses Saals,
ein Piano. Durch die beiden Stockwerke geht eine Zinn-
von 2½ Zoll Durchmesser, und in der Achse der Röhre
n tannener Stab befestigt, dessen Ende aus dem Boden
diesem Tische hervorragt. Der Stab ist von Kautschuk-
rn umschlossen, welche die Zinnröhre vollständig schließen.
untere Ende des Stabes ruht auf dem Resonanzboden des
, das obere sehen Sie vor sich. Ein Künstler spielt in
Augenblick das Instrument. Ich lege eine Violine auf
Ende des Stabes. Die Violine tönt augenblicklich, indeß
durch die Schwingungen ihrer eigenen Saiten, sondern
die des Piano. Ich nehme die Violine fort, der Ton
auf; ich lege an ihren Platz eine Guitarre, und die Musik
ht wieder. Ich ersetze die Violine und Guitarre durch
gewöhnliche Holzbret, es tönt ebenfalls. Hier ist endlich
eine Harfe, gegen deren Resonanzboden ich das Ende des
abes drücken lasse; jeder Ton des Piano erklingt vor
r. Ich hebe die Harfe so weit fort, daß ihre Verbindung
em Piano unterbrochen ist; der Schall verschwindet; in
Augenblick aber, wo der Resonanzboden den Stab berührt,
Musik wieder da. Der Ton des Piano gleicht so sehr
ier Harfe, daß man sich kaum des Eindrucks erwehren
daß die Musik, die man hört, nicht dem letztern Instru-
zuzuschreiben ist. Eine ungebildete Person könnte wol
glauben, daß Zauberei bei der Erzeugung dieser Musik im
Spiele sei.

Diese von Wheatstone zuerst gemachte wunderbare Entdeckung bildet ein vortreffliches Seitenstück zu den vorher erwähnten Fernröhren für Sprache und Ohr. Das sehr natürliche allgemeine Interesse an der Sache läßt hoffen, daß man sich bei den bisher bekannten, vereinzelten kleinern Versuchen nicht lange mehr begnügen wird.

In der dritten Vorlesung werden die Schwingungen der Saiten zu musikalischer Verwendung besonders ins Auge gefaßt und dabei der Einfluß der Resonanzböden gezeigt, die Gesetze der Wellen mit ihren Knotenpunkten und Bäuchen entwickelt. Die Töne, welche der Theilung der Saite in aliquote Theile entsprechen, werden harmonische Töne genannt. Sobald die Saite als Ganzes schwingt, so fehlen auch die Schwingungen der aliquoten Theile nicht, wodurch neben dem Grundton auch die harmonischen oder obern Töne mit entstehen. Diese Verbindung erzeugt die Qualität, die Farbe des Tons, wodurch der Ton der Clarinette, Flöte, Geige u. s. w. ein wesentlich verschiedener wird. Das Interessante des ganzen Kapitels besteht nun vorzugsweise darin, daß die Versuche auf das Sehen und Hören eines großen Auditoriums berechnet sind.

Die vierte Vorlesung bildet eigentlich nur eine Fortsetzung der vorhergehenden. Die Schwingungen der an einem oder an beiden Enden befestigten elastischen Stäbe sind denen der Saite ähnlich. Der Verfasser zeigt dies durch Versuche und benutzt das Gesetz zur Erklärung der Schwingungen der Stimmgabel, Holzfiedel, Eisenvioline und der Spieldose. Der Uebergang zu den elastischen Platten führt zu den berühmten Chladni'schen Klangfiguren, wobei auch den neuesten Ansichten von Wheatstone, Helmholtz u. a. gehörig Rechnung getragen wird. Auch ist hier von den Schwingungsknoten der Glocken die Rede. Bei den mit Flüssigkeiten gefüllten Gläsern kommt eine Vereinigungsschwingung des Ganzen vor, und jede Störung des vollkommenen Zusammenhangs der ganzen Masse verhindert das Tönen.

Ginge ein Riß im Glase vom Rande abwärts, so würde es nicht mehr tönen. Eine Unterbrechung der Continuität der Flüssigkeit würde dasselbe bewirken. Um dies zu beweisen, habe ich eine Lösung von kohlensaurem Natron in dieses Glas gegossen. Ich schlage an das Glas und Sie hören diesen hellen musikalischen Ton. Jetzt füge ich etwas Weinsteinsäure zu der Flüssigkeit hinzu; sie schäumt, und dieses trockene, unmusikalische Geräusch tritt an die Stelle des musikalischen Tons. Sowie der Schaum verschwindet, vermag das Gefäß von neuem zu tönen, und jetzt, wo die Flüssigkeit wieder ungetrübt ist, hören Sie den Ton wie vorher. Die Wellen der Flut lassen ihren Eindruck auf dem Sande des Strandes zurück. Faraday hat gezeigt, daß die Kräuselungen, die durch tönende Schwingungen entstehen, sich ebenso abbilden können. Befestigt man eine Glasplatte an einem langen biegsamen Brete und gießt eine dünne Schicht Wasser über die Oberfläche des Glases, so theilen seine Erschütterungen, wenn man das Bret schwingen läßt, das Wasser in ein schönes Mosaik von Kräuselungen. Eine dünne Schicht Sand, die auf die Platte gestreut ist, wird vom Wasser bewegt und bildet dabei ein Muster, von dem Figur 78 ein verkleinertes Bild gibt.

Die Figur, worauf hier hingewiesen ist, sieht aus wie ein Netz von regelmäßig ineinandergewobenen großen und kleinen Maschen.

Um die Theorie der Schwingungen zum Abschluß zu bringen, werden in der fünften Vorlesung die Längenschwingungen zur Anschauung gebracht, welche ein Seitenstück zu den vorherbesprochenen Querschwingungen bilden. Das führt denn zu der Untersuchung offener und gedeckter Orgelpfeifen, zu den Zungenpfeifen und dem menschlichen Stimmorgan und zu der Resonanzwirkung der Mundhöhle. Der Verfasser sagt:

Ich habe hier eine Reihe Stimmgabeln, wovon ich eine anschlage, sie vor den Mund halte und nun die Form der Mundhöhle verändere, bis sie kräftig resonirt. Ist dies geschehen, so nehme ich die Gabel fort und treibe, ohne die Form oder Weite des Mundes im geringsten zu verändern, Luft durch die Stimmritze. So erhalte ich den Vocalton U, und nie einen andern. Nun nehme ich eine andere Gabel, schlage sie an, halte sie vor meinen Mund und verändere seine Höhlung, bis sie mittönt. Danach entferne ich die Gabel und treibe einfach Luft durch den Kehlkopf. Das gibt den Vocal O, und dieser ist der einzige, den ich dabei hervorbringen kann. Wieder nehme ich eine dritte Gabel, stimme meinen Mund für sie und treibe Luft durch den Kehlkopf; man hört den Vocal A, und keinen andern. In allen diesen Fällen sind die Stimmbänder in dem gleichen Zustande geblieben. Sie haben stets denselben Grundton und dieselben Obertöne hervorgebracht, und die Veränderung des Tons, die sie bewirkten, kam nur davon her, daß in den verschiedenen Fällen verschiedene Töne von der Resonanz des Mundes verstärkt worden sind. Donders bewies zuerst, daß der Mund für die verschiedenen Vocale verschieden abgestimmt sei.

Es wird dann gezeigt, wie die Mundbildung bei jedem Vocal eine besondere sei, die nicht zugleich für die andern mitpasse. Wir wissen, wie gerade diesen Gegenstand Helmholtz in seiner berühmten Lehre von den Tonempfindungen zu einer ebenso gründlichen als praktisch wichtigen Untersuchung macht. Das läßt aber auch Tyndall nicht unerwähnt, sondern weist darauf mit Nachdruck hin.

Ganz besonderes Interesse erregt die sechste Vorlesung durch die Besprechung der singenden Flammen. Als Vorbereitung wird zunächst der Satz begründet, daß jede Reibung einen rhythmischen Charakter besitzt. Streichen wir mit einem beharzten Bogen über eine straffgespannte Saite, so entwickeln die regelmäßig folgenden Erschütterungen den Ton; ebenso erzeugt die Reibung des Glasrandes mit nassem Finger das bekannte Tönen dieses Körpers, und wenn Wasser unter starkem Druck aus feinen Oeffnungen getrieben wird, so fehlt auch hierbei die Schallentwickelung nicht; die abgeschossene Büchsenkugel läßt das charakteristische Pfeifen in der Luft hören. Bläst man sanft gegen die Flamme eines Kerzenlichts, so deutet das schwirrende Geräusch auf den Anfang rhythmischer Stöße, und wenn man sich dabei eines Gebläseapparats bedient, so wandelt sich das Schwirren in ein musikalisches Brummen um. Einfache Gasflammen mit offenen Röhren überdeckt, lassen das bekannte Singen hören, ändert man dabei die Stärke der Flamme, so ändert sich auch der Ton und zwar nach der Octave; läßt man dagegen die Flamme unverändert, sorgt aber mit Hülfe eines Papierschiebers dafür, daß die Längenschwingungen der Röhre eine Umwandlung erfahren, so ändert sich auch hierdurch das Singen. So führt der Verfasser allmählich über zu der von dem verstorbenen Grafen Schaffgotsch zuerst gemachten Entdeckung, daß eine gewöhnliche Gasflamme, über welche eine kurze Glasröhre gesteckt ist, zu zittern anfange, wenn dieselbe mit einer starken Fistelstimme angesungen wurde, welche den Grundton oder den ersten Oberton der Röhre angab, daß dies Zittern sogar bis zum Erlöschen der Flamme gesteigert werden könnte, wenn der Ton der Röhre recht hoch gelegen sei. Seit 1857 hat der Verfasser diesem Gegenstand seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet, wobei er sehr überraschende neue Wahrnehmungen hinzubringt. Er sagt bei einem interessanten Versuche zu seinen Zuhörern:

Sie sehen nun eine Flamme von wunderbarer Ruhe und Helle vor sich, sie brennt aus einer einzigen kreisförmigen Oeffnung in einem nabelförmigen Eisenstück. Dieser Brenner, dessen Flamme nur bei sehr großem Druck ins Flackern kommt, ist absichtlich gewählt, damit Sie recht deutlich den allmählichen Uebergang von Apathie zur Empfindlichkeit daran beobachten können. Die Flamme ist nun 4 Zoll hoch und ganz unempfindlich gegen den Schall. Durch Steigerung des Drucks mache ich sie 6 Zoll hoch; sie ist aber noch immer unempfindlich. Ich mache sie 12 Zoll und ein kaum merkbares Zittern antwortet auf das Pfeifen (mit dem Munde). Mache ich sie 16 oder 17 Zoll hoch, so hüpft sie lebhaft in dem Augenblicke, wo auf einen Amboß geschlagen oder gepfiffen wird. Ich steigere den Druck noch mehr, sodaß die Flamme nun 20 Zoll lang wird, und Sie bemerken, wie sie in bestimmten Zwischenräumen zittert, was anzeigt, daß sie dem Brausen nahe ist. Noch ein wenig mehr Druck und sie braust und verkürzt sich zugleich bis zu 8 Zoll. Ich lasse nun im Druck wieder etwas nach; die Flamme wird wieder 20 Zoll lang, steht aber auf dem Punkte, zu brausen und kürzer zu werden. Wie die singenden Flammen, die von der Stimme den Anstoß erhielten, steht sie am Rande eines Abgrundes und der richtige Ton stößt sie nieder. Sie verkürzt sich beim Pfeifen, gerade wie sie es that, als der Druck zu stark wurde. Diese Wirkung erinnert uns an die Geschichte der schweizer Maulthiertreiber, von denen man sagt, daß sie an gewissen Stellen ihre Glocken abnehmen, damit das Geklingel nicht eine Lavine zum Fallen brächte. Das Gleichgewicht des Schnees müßte ungemein genau abgewogen sein, wenn dieser Fall sich ereignen sollte. Ich glaube auch nicht, daß er je vorkam; jedenfalls aber erläutert unsere Flamme die Theorie solchen Vorgangs. Wir bringen sie an die Grenze des Fallens, und die Tonwelle beschleunigt das, was schon droht. Dies ist die einfachste Theorie aller dieser sensitiven Flammen.

Es wirken also die Tonschwingungen auf die Lichtflamme wie die Steigerung des Drucks im Gasbehälter. Die Ursache des Flackerns einer Lichtflamme kommt also hierdurch zu einer ganz klaren Anschauung. Das Gas erleidet in der Oeffnung des Brenners Reibung, gerät in rhythmische Schwingungen, und ist die austreibende Kraft stark genug, so gehen diese Schwingungen in Flackern über, und wenn die Flamme dem Flackern nahe ist, so kann ein äußerer sehr kleiner Zuwachs an Schwingung in der umgebenden Luft, wie ein leises Pfeifen mit dem Munde dieselbe z. B. schon erzeugen kann, die Veranlassung zur Flatterbewegung sein. Ebenso ist auch die Form und Größe der Gasflamme von der Art der Töne in der umgebenden Luft abhängig, und der Verfasser zeigt seinen erstaunten Zuhörern, wie eine Gasflamme von 24 Zoll Höhe, plötzlich zu 7 Zoll herabsank, als er mit dem Hammer auf den Amboß schlug, wie sie unruhig flackerte, als er mit dem Schlüsselbunde ein Geräusch machte; ja es zeigte sich ein auffallendes Verkürzen und Verästeln der Flamme, als er in 60 Fuß Entfernung ein Sixpencestück auf ein anderes Geldstück in der Hand fallen ließ; selbst das Knirschen der Sohlen unter seinen Stiefeln zeigte in ähnlicher Entfernung einen ebenfalls

merklichen Einfluß; das Rauschen der Damen in seidenen Kleidern, das Umblättern im Buche, das Niederfallen eines Regentropfens, das Ticken der Uhr in der Tasche, das entfernte Gezwitscher der Sperlinge, das Zirpen eines Heimchens zeigen alle einen sichtbaren Einfluß auf die Flamme. Der Verfasser zeigt, wie in 90 Fuß Entfernung von einer solchen Flamme die verschiedenen Zischlaute und Vocale des gewöhnlichen Sprechens das Hüpfen und Tanzen des Lichts zur Folge haben können. Nach den Lichtstrahlen geht er zu den Wasserstrahlen über und zeigt bei diesen ebenfalls den Einfluß der Reibung auf Schallentwickelung und auf die davon abhängige Tropfenform und Tropfenfolge in den Strahlen. Er legt dabei überall die schönen und geistreichen Erfahrungen von Felix Savart zu Grunde.

Die beiden letzten Vorlesungen besprechen die Zusammensetzungen der Schwingungen und die Verbindungen der musikalischen Töne zu Consonanzen und Accorden; obgleich gerade diese Untersuchungen sehr schwieriger Art sind und eigentlich dem höchsten Gebiet der Wissenschaft angehören, so versteht es der Verfasser doch meisterhaft, sie durch und durch populär zur klaren Anschauung zu bringen. Besonders interessant ist die Interferenz des Schalls, welche zuerst von Thomas Young entdeckt und dann später von Gebrüder Weber weiter verarbeitet wurde. Der Verfasser operirt mit der Stimmgabel, macht darauf aufmerksam, wie man die vier Interferenzpunkte finden kann, wenn man die leise tönende Gabel in die Nähe des Ohrs bringt und dieselbe langsam um ihre Achse dreht; dann sagt er:

Ich habe hier ein Gefäß, welches mit dieser Stimmgabel mächtig mittönt. Indem ich die Gabel über das Gefäß halte, drehe ich dieselbe langsam um. Bei vier Stellungen haben Sie diesen lauten Widerhall; bei vier andern absolute Stille, während abwechselndes Steigen und Fallen des Tons die Umdrehung der Gabel begleitet. Indem ich die Gabel mit der Kante nach unten und mit ganz erloschenem Tone über das Gefäß halte, schiebe ich eine Pappröhre über eine ihrer Zinken, und eine laute Resonanz zeigt an, daß die Vibrationen von der einen Zinke fortgenommen sind.

Dadurch paßt der Versuch für ein großes Publikum, und es läßt sich denken, welche überraschende Wirkung derselbe machen muß, wenn man erkennt, wie Ton zu Ton gefügt eine lautlose Stille erzeugt, und wie die Stille wieder zu einem lauten Ton wird, wenn der eine von den beiden Tönen abgehalten ist, auf den andern zu wirken. Bekanntlich war dies die Veranlassung, daß Young seine Entdeckung der Interferenz des Lichts machte, wobei Finsterniß entstand durch Hinzufügen von Licht zu Licht, eine Thatsache, die den denkwürdigen Sieg der Vibrationstheorie über die Emanationstheorie des Lichts zur Folge gehabt hat.

Die Frage über musikalische Consonanzen weiß der Verfasser vortrefflich zu beantworten, auch ebenso den Grund klar zu machen, warum manche Verbindungen von Tönen dem Ohr angenehm oder unangenehm sind. Er zeigt, was Pythagoras, was Euler über diesen Punkt gedacht haben, wie aber erst Helmholtz zu einer vollkommen befriedigenden Aufklärung des Gegenstandes gelangt ist. Warum wird das wohlgefällige Zusammenklingen von Tönen durch einfache Zahlenverhältnisse ihrer Schwingungen bedingt? Warum entsteht daraus eine Dissonanz, wenn man über diese einfachen Verhältnisse von 1 : 1, 1 : 2, 2 : 3, 3 : 4, 4 : 5 und 5 : 6 hinausgeht? Der Verfasser sagt bei der Beantwortung dieser schweren Frage:

Lassen Sie mich hier einen Versuch wiederholen, der fast von selbst diese Erklärung Ihrem Geiste aufdrängt. Sie sehen hier zwei brennende Gasflammen, welche ich in singende Flammen verwandeln kann, indem ich sie in Röhren einschließe. Die Röhren sind von gleicher Länge und die Flammen singen unisono. Mittels dieses Teleskopenschiebers verlängere ich die eine Röhre ein wenig; Sie hören jetzt diese deutlichen Stöße, welche so langsam aufeinanderfolgen, daß man sie mit leichter Mühe zählen kann. Ich verlängere die Röhre abermals um ein Stück. Die Schläge folgen jetzt so rasch, daß sie kaum mehr gezählt werden können. Jetzt möchte ich die Musiker bitten, mir mit Aufmerksamkeit zu folgen, während ich die Geschwindigkeit der Schwebungen allmählich erhöhe. Es ist ganz offenbar, daß das Rasseln, welches Sie jetzt vernehmen, sich nur durch seine Schnelligkeit von den langsamen vorhin gehörten Schwebungen unterscheidet. Es findet auch nicht die leiseste Unterbrechung in der Aufeinanderfolge der Schläge statt. Wir beginnen langsam und steigern allmählich die Geschwindigkeit, und jetzt folgen sie sich so rasch, daß sie jene eigenthümlich knarrende Wirkung hervorbringen, welche jeder Musiker eine Dissonanz nennen würde. Ich will nun den Vorgang umkehren und von den raschen Stößen zu langsamern übergehen. Ich verkürze nach und nach die vorhin verlängerte Röhre. Dieselbe continuirliche Veränderung der Erscheinung tritt ein. Die Stöße trennen sich allmählich mehr und mehr voneinander, bis sie schließlich langsam genug sind, um gezählt werden zu können. Auf diese Weise machen die singenden Flammen es für uns möglich, die Stöße mit Sicherheit zu verfolgen, bis dieselben aufhören, Stöße zu sein und sich in eine Dissonanz verwandeln.

Zum Schluß berührt der Verfasser auch das interessante Kapitel vom Mitschwingen verwandter Töne. Wenn von zwei 18 Zoll voneinander entfernten gleichstimmenden Stimmgabeln die eine mit dem Geigenbogen zum kräftigen Ton getrieben wird, so tönt die andere mit, welches sich daraus ergibt, daß bei der erstern durch Anfassen der Ton zum Schweigen gebracht ist. Ebenso wird dies auch bei gespannten Saiten mit Hülfe der kleinen Reuterlein nachgewiesen. Das führt dann noch zu einer sehr speciellen Untersuchung des Gehörorgans, wobei auch die neuesten Entdeckungen der Höhrhärchen von Max Schultze nicht unerwähnt beiben.

Damit wollen wir nun unsere literarische Unterhaltung in Bezug auf das vorliegende Werk schließen. Wir haben demselben eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und sind überzeugt, die Leser werden mit uns die Ueberzeugung gewonnen haben, daß dasselbe ein volles Recht zu einer solchen Bevorzugung besitzt.

Heinrich Birnbaum.

Speculative Philosophie.

1. Die Logik als Wissenschaftslehre dargestellt von Leopold George. Berlin, G. Reimer. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
2. Abhandlungen zur systematischen Philosophie von Friedrich Harms. Berlin, Hertz. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Wege unserer Philosophie, alle ausgegangen von der Kant'schen Vernunftkritik, haben sich zwar nach sehr verschiedenen Richtungen hin ausgedehnt. Dabei hält jedoch das Bewußtsein, von einem und demselben Punkte ausgegangen zu sein, das Bedürfniß wach, trotz aller Controverse im einzelnen allgemeine Verständigungspunkte festzuhalten und immer aufs neue hervortreten zu lassen, damit das Auseinandergehen der Wege nicht in ein blindes Irren in Wildnissen ausarte, sondern ein planmäßiges Fortarbeiten an dem von den großen Vorgängern angefangenen Werke einer Wissenschaftslehre bleibe. Der Zweck der von Kant angebahnten und von Fichte im ersten, einfachsten und zugleich großartigsten Entwurf vorgezeichneten Wissenschaftslehre ist kein geringerer, als die Herstellung eines aus den Grundbegriffen des Denkens geschöpften Gesammtplans der Architektur des Weltalls, eines vollständigen und correcten Grundrisses desselben in seinen tiefsten und innersten Zusammenhängen. Natürlich ist dieses ein Werk, welches nicht mit den Kräften einer einzelnen Wissenschaft vollzogen werden kann, sondern woran alle in Gemeinschaft und gegenseitiger Verständigung zu arbeiten haben. Aber eine Wissenschaft muß es geben, welche den Gesammtplan entwirft, um die Arbeiten aller in gegenseitiger Verständigung und Vereinigung zum höchsten Zwecke zu leiten. Diese Wissenschaft ist die Philosophie.

Daß der aus frühern Schriften als scharfsinniger Psycholog bekannte Verfasser der „Logik als Wissenschaftslehre" (Nr. 1), Leopold George, in diesem Sinne und Geiste arbeitet, zeigt gleich der Titel seines Werks. Die Fichte'sche Wissenschaftslehre arbeitete aus den Kant'schen Principien ein System des vollkommenen Idealismus heraus, und Hegel ist ihr darin gefolgt. Diesen Weg verschmäht zwar der Verfasser, weil er ihn für ein einseitiges Verfahren hält, welches zu tief in bloße Abstractionen hinein und zu weit vom Boden der Erfahrung ablenke. Aber noch weit weniger ist er gewillt, sich auf die entgegengesetzte Seite eines entschiedenen Realismus zu schlagen, dessen Wege so mannichfaltig und individuell sind, wie die Personen, die sie einschlugen (Jacobi, Baader, Fries, Herbart, Schopenhauer, Beneke, Lotze, Noack, Feuerbach u. s. w.). Er wählt sich vielmehr eine Mittelstraße zwischen Idealismus und Realismus, und zwar bezeichnet er Schleiermacher und Trendelenburg als die beiden Vorgänger auf dem Wege, welchen er hier weiter verfolgt. Er stellt sich hiermit in die Reihe der vermittelnden Denker, sozusagen der diplomatischen Unterhändler auf dem Felde der Philosophie. Schleiermacher war im höchsten Grade und zugleich im edelsten Sinne des Worts ein solcher zu nennen. Während er einerseits den Grundgedanken seiner Dialektik dem Fichte'schen Idealismus entnahm, vermittelte er denselben zugleich andererseits auf höchst geistvolle Art mit einer realistischen Gefühls- und Glaubenstheologie, welche zu Jacobi in einem Verhältnisse naher Verwandtschaft stand; dies hat der letztere freilich, weil er reiner Realist blieb, zeitlebens niemals begriffen. Von Trendelenburg ist zu behaupten, daß er zur Hegel'schen Philosophie eine ähnliche Doppelstellung einnimmt, wie sie Schleiermacher zur Fichte'schen einnahm. Denn von der einen Seite her ist Trendelenburg ein ebenso entschiedener Hegelianer zu nennen, als er von der andern Seite her Hegel als entschiedener und unversöhnlicher Gegner gegenübersteht. Der Widerspruch, welcher hierin zu liegen scheint, ist nur ein scheinbarer und verschwindet auf der Stelle, sobald man nur die Grundgedanken der Hegel'schen Philosophie, auf welche er sich bezieht, näher ins Auge faßt. Denn der Grundgedanke des Hegel'schen Systems, daß die Denkgesetze zugleich eine Gesetzgebung für alles Dasein sowol der Natur- als der Geistwelt in sich schließen, beseelt auch die logischen Untersuchungen Trendelenburg's auf Schritt und Tritt. Daß er hierbei sämmtliche einzelnen Schritte der Hegel'schen Dialektik in ihrer wörtlichen Fassung misbilligt und bekämpft, hat darum eine weniger große Bedeutung, weil auch viele Hegelianer auf demselben polemischen Wege gegen den Hegel'schen Buchstaben zu Gunsten des Hegel'schen Geistes bereits sehr weit vorgeschritten sind, ohne hierdurch schon aufgehört zu haben, wirkliche Hegelianer zu sein. Denn man kann in dieser Beziehung alle Formen preisgeben, und dennoch dabei im Wesen völlig bei der Sache bleiben. Was dagegen Trendelenburg Hegel sowie Fichte unversöhnlich gegenüberstellt, ist sein Kampf gegen einen andern Grundgedanken Hegel's, gegen den Gedanken, daß der Materie eine objective Realität gegenüber dem Geiste überhaupt nicht zukomme, daß die Materie folglich nichts anderes sei, als umgewandelter Geist, alterirtes oder degenerirtes Denken, Anschauen und Wollen. George verbindet den theologischen Realismus Schleiermacher's mit dem physikalischen Realismus Trendelenburg's zu einem schwer bewaffneten Coalitionssystem, gerüstet zum Angriffe gegen die Festungswerke des reinen Idealismus Fichte's und Hegel's.

Es ist ein Rüsten ansehnlicher wissenschaftlicher Heeresmassen in aller Stille, welches in diesen und ähnlichen wissenschaftlichen Manövern des heutigen Tags sich zu erkennen gibt, und dem bewundernden Zuschauer die Vorahnung bevorstehender wissenschaftlicher Umwälzungen erweckt, wie sie der Menschheit in frühern Lebensaltern noch fremd waren. Zwar hat die Menschheit eine ähnliche tiefgreifende Gärung der Geister, wie die gegenwärtige, schon einmal erlebt, in den Zeiten der Entstehung des Christenthums, wo alte Glaubenssysteme sanken, Neues noch nicht befestigt und erprobt war, die philosophischen Systeme von jeder Art und Farbe herbeigezogen wurden, um unerfüllte geistige Bedürfnisse zu befriedigen, entstandene Lücken und Leerheiten auszufüllen, und wo alle diejenigen, welche das Alte verloren hatten, ohne das Neue finden zu können, ebenso wie heute in den Abgründen eines bodenlosen Scepticismus versanken. Aber der große Unterschied zwischen jener Zeit und der

erigen besteht in der Fülle der uns zugewachsenen gei-
n Mittel. Waren es dort noch die bloßen Ver-
uelzungen philosophischer Systeme mit den Mysterien
Moses, Mithras, Manes, Orpheus und Hermes,
he in den religiösen Gemüthern rangen, um zuletzt
Christenthum verschlungen zu werden, so sind es bei
schon die philosophischen Systeme selbst ohne allen
hologischen Zusatz, in denen das religiöse Bedürfniß
Befriedigung findet, und unter denen es zuletzt
wendig bei demjenigen wird festankern müssen, in
hem die vollendetste religiöse Befriedigung zu finden
Erst dann, wenn dieses geschehen ist, kann in einem
nern und beglückendern Menschheitklima der wirkliche
anismus gedeihen. Denn dieser gedeiht nur durch
Philosophie; reine Philosophie aber ist reiner
lismus.

Unter allen bisher aufgetretenen Formen des Idealis-
ist die Fichte'sche Wissenschaftslehre die vollständigste
reinste. Denn ihr zufolge raubt der alldurchdrin-
e Urgeist dem menschlichen Geiste nicht die Freiheit,
ern ertheilt sie ihm. Ihr zufolge besteht die Natur
nach unerklärlichem dunkeln Schicksal, sondern wird
ein ewiges Anschauungswesen im Urgeiste und von
hervorgebracht um der höchsten moralischen Zwecke
n. Ihr zufolge gibt es in der Welt nirgends Tod,
nds Untergang, sondern überall Verwandlung und
ickelung. Ihr zufolge ist das Gesetz des niedern
is, am höhern seinen scheinbaren Untergang zu fin-
um als ein verwandelbarer niederer Stoff dem
n Leben seine Kräfte anzubieten, gleichwie die
pe an der Puppe und die Puppe am Schmetterling
Untergang findet.

s Finsterniß zum Licht steigt eine Stufenleiter,
e dunkel ist am Fuß und an der Spitze heiter.
Schatten siehst du nicht, wie hoch die Leiter du
klommest, doch du klimmst zum Licht auf, klimm nur zu!
nn du im Licht erkennst, wie aus dem Licht erstanden
thwendig Finsterniß, dann ist die Welt verstanden.
(Rückert.)

Auch das vorliegende Werk ist immerhin wesentlich
in solches zu bezeichnen, welches auf dieser Leiter
t, indem es auf dem Boden des echten Idealismus
lt, nur mit der angegebenen Modification. Auf
Seite das Recht ist, ob auf seiten des reinen oder
mperirten Idealismus, kann sich durch weiter zu
de Discussionen über diesen Gegenstand erst in der
eit entscheiden. Durch den Hauptgrund des Ver-
gegen den reinen Idealismus wird freilich weniger
selbst, als eine falsche Abart desselben getroffen.
Hauptgrund besteht nämlich darin, daß sich die
sche Function des Empfindens ebenso wenig aus
riorischen Function des Denkens ableiten läßt, als
us jener. Die Behauptung ist psychologisch voll-
n richtig. Empfinden und Denken entspringen aus
entgegengesetzten Quellen des Seelenlebens, das
aus dem Geiste, das Empfinden aus dem anima-
Triebe. Aber bei Fichte wird auch eine solche
ng nicht versucht. Seiner Wissenschaftslehre zufolge
igt der animalische Trieb nebst der ihm beiwoh-
Empfindung keineswegs aus dem Denken des
s, sondern vielmehr aus dem Willen desselben,
nämlich aus denselben drei Urthathandlungen des absoluten
Ich, aus denen andererseits, jedoch auf einem ganz
entgegengesetzten Wege (dem der Abstraction) auch die
Acte des Denkens hervorgehen, um durch ihre Einwirkung
auf das animalische Triebleben den freien Willen der zu
unsterblicher Selbstvervollkommnung emporstrebenden Per-
sonen zu entbinden und mit immer wachsenden mora-
lischen Kräften aus dem Urgeiste zu bewaffnen und zu
verstärken.

Das System der Logik des Verfassers beschreibt den
Gang der Entwickelung des menschlichen Wissens in drei
großen Stationen, deren jede in neun kleinere Wegstrecken
zerfällt. Der beliebte dreitaktige Schritt der Hegel'schen
Methode macht sich in dieser Gliederung immer noch
deutlich genug hörbar, obgleich die Ausführung durch
ihren Wortreichthum und ihre rhetorische Breite mehr an
Schleiermacher erinnert. Daß die häufig eingestreuten
Beispiele aus dem Felde der empirischen Wissenschaften,
insbesondere der Naturwissenschaft, sowie auch diejenigen
aus dem gemeinen Leben und seiner Technik, immer in
Cartesianischer Fülle und Anschaulichkeit vorgeführt wer-
den, ist besonders dankens- und lobenswerth. Die erste
Station des Wegs betrifft den Glauben, welcher sich
auf das Gefühl und die Empfindung stützt und eine
Wissenschaft der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung
begründet. Die zweite Station betrifft diejenige Erkennt-
niß, welche auf dem Denken beruht und die Themata
der formalen Logik enthält. Die dritte Station betrifft
das Wissen, welches aus beiden Theilen, Empfindung und
Gedanke, Erfahrung und Speculation in Durchdringung
seiner Vollendung entgegenreift. Die zweite und dritte
Station enthält die am wenigsten, die erste Station die
am meisten vom reinen Idealismus abweichenden Theile
der Arbeit.

Die „Abhandlungen zur systematischen Philosophie" von
Friedrich Harms (Nr. 2) behandeln vielerlei Themata,
aus Politik und Ethik, Logik und Metaphysik, Geschichte der
Philosophie und Philosophie der Geschichte; sie handeln
von Materie und Seele, Atomismus und Dynamismus,
Induction und Deduction, Herbart und Fichte. Sie
tragen daher wol eher einen bunten und fragmentarischen
als einen systematischen Anblick zur Schau, und führen
unvermeidlich zu der Frage, worin das Systematische
einer Philosophie bestehe, welche in einem so auffallend
unsystematischen Gewande vor uns hintritt.

Eine recht präcise Antwort auf diese Frage gibt der
Verfasser nicht. Wäre die von ihm gemeinte systematische
Philosophie eine der bereits vorhandenen, so würde er
sie ohne Zweifel nennen. Da er dies unterläßt, so wer-
den wir sie wol aus seiner eigenen Hand noch erst zu
erwarten haben, und müssen uns an dasjenige halten,
was sich als ein gemeinschaftliches charakteristisches Band
durch alle diese Abhandlungen hindurchzieht. Als ein
solches erscheint der nur selten abreißende Faden einer
Polemik gegen die historische Philosophie, welche im Sinn
und Geiste des Verfassers den Gegensatz bildet zu der
von ihm gewollten systematischen. Unter einer historischen
Richtung in der Philosophie befaßt er aber zweierlei
Kennzeichen, welche zum vollkommenen Verständniß seines
Begriffs gesondert ins Auge gefaßt sein wollen.

Er versteht erstlich darunter diejenige weitverzweigte Richtung in der Philosophie des heutigen Tags, welche die Geschichte der Philosophie für das unaufhörlich wachsende System der Philosophie selbst ansieht, indem sie von dem Grundsatze ausgeht, daß die Denkgesetze den, welcher an ihrer Hand streng und treu die letzten Gründe des Seins und Erkennens untersucht, nicht in zufälliger Abwechselung auf lauter Irrpfaden umhertappen lassen, sondern ihn vielmehr in dem Grade, als er ihnen treu bleibt, in einem geregelten Stufengange gesetzmäßig der höchsten Wahrheit immer näher führen, nach dem Ausspruche des Dichters:

Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Die so Gesinnten bauen darauf, daß die Entwickelung der Gedanken, welche der einzelne Denker, sobald er vollkommen consequent verfährt, für sich allein durchzumachen hat, mit der Entwickelung der Gedanken, welche der Menschengeist in allen consequenten Denkern aller Zeitalter bereits durchgemacht hat, nothwendig im wesentlichen übereinstimmen muß. Dieser Auffassung zufolge ist jedes System eines einzelnen Philosophen eine in seinen Gedanken fragmentarisch und einseitig entwickelte Geschichte der ihm voraufgegangenen philosophischen Standpunkte; die Geschichte der Philosophie aber das aus den einseitigen Systemen der einzelnen Forscher sich in gesetzmäßigen Fortschritten hervorentwickelnde Totalsystem einer Philosophie der Menschheit. Diesen zuerst von Hegel geltend gemachten Standpunkt eines Zusammenfallens der Philosophie mit der Geschichte der Philosophie versteht der Verfasser unter dem Namen eines historischen Philosophirens.

Jedoch nicht diesen allein. Sondern er versteht ebenso sehr zweitens darunter eine nicht erst von Hegel, sondern bereits schon von Fichte herstammende Methode der Ableitung philosophischer Begriffe aus ihren letzten Gründen, nämlich die Methode der Wissenschaftslehre, welche unter gewissen Modificationen von Schelling und Hegel fortgesetzt wurde. Fichte nannte sie eine Methode der Deduction, Schelling eine Methode der Construction, Hegel eine Methode der Dialektik. Das Gemeinsame dieser drei Methoden, abgesehen von ihren Abweichungen im einzelnen, besteht ganz vorzüglich in dem Bestreben, an der Hand philosophischer Grundsätze in das Reich der Natur, der Geschichte und des Menschenlebens möglichst weit bis in das äußerste Detail der einzelnen Thatsachen einzudringen und dadurch sämmtlichen empirischen Wissenschaften mit dem lebendigen Beispiel einer philosophischen Behandlung ihrer Stoffe voranzuleuchten. Dieser Auffassung zufolge verwandelt sich das System der Philosophie in ein encyklopädisches System aller Wissenschaften, auch die empirischen mit inbegriffen. Nicht als ob damit der Unterschied zwischen empirischen und nichtempirischen Wissenschaften hinwegfiele. Die Geometrie z. B. bleibt in Ewigkeit eine aprioriſche Wissenschaft, welche niemals zur empirischen werden kann. Wohl aber verschwindet nach dieser Auffassung der Sache die conventionelle Grenzlinie, welche man ehemals zu ziehen liebte zwischen philosophischen Wissenschaften (z. B. Logik, Psychologie, Moral, natürlicher Theologie) einerseits und nichtphilosophischen Wissenschaften (wie z. B. Geometrie, Mechanik, Sprachenkunde, Politik) andererseits. Denn nach dieser Auffassung sind alle Wissenschaften nichts als lauter integrirende Theile der Philosophie oder der Allwissenschaft, die Philosophie aber das sie alle in einem harmonischen Bauplane einigende, umfassende und begreifende System derselben.

Man kommt nicht in Gefahr, die Verdienste der großen Vorkämpfer in unserer Philosophie zu überschätzen, wenn man die Behauptung aufstellt, daß die historische Methode in ihrer beschriebenen Doppelbedeutung die glänzendste Errungenschaft der Philosophie seit Kant genannt zu werden verdient. Denn sie ist das gesetzmäßige Resultat und die reife Frucht aus einer consequenten Weiterentwickelung der von Kant gelegten neuen Grundlage des philosophischen Denkens gewesen. Mit ihr haben sich zugleich für den Gesammtbau aller Wissenschaften neue heilsame und bisher verschlossen gewesene Aussichten eröffnet. Mit diesen neuen und erweiterten wissenschaftlichen Aussichten ist bei unserer Nation ein ohne sie nicht möglicher erhöhter Eifer in Betreibung der philosophischen Studien erwacht, wie er sich anfangs zumeist an den Universitäten entzündete, gegenwärtig aber noch weit mehr in den gebildeten Kreisen des großen Lebens auf eine höchst erfreuliche Weise kundgibt. Man ist daher wohl veranlaßt zu einiger Verwunderung über den nahe an Schopenhauer grenzenden Eifer des Verfassers gegen diese beiden glänzenden Errungenschaften unsers Jahrhunderts, gegen diese beiden so erfolgreichen und nützlichen neuen Werkzeuge der Wissenschaft.

Es ist keine Frage, daß dieser Eifer aus einer andern und edlern Quelle fließt, als bei Schopenhauer der Fall war, wo ihm nichts als der nackte gekränkte Stolz zu Grunde lag, welcher sich durch schweres, ihm widerfahrenes Unrecht zwar entschuldigen, obwol nicht rechtfertigen läßt. Schopenhauer strebte wie Simson das Haus einzureißen, dessen wohlberechtigter Miteinwohner er selbst war, weil man ihm unrechtmäßigerweise die Mitbewohnung versagen wollte. Die Zeiten haben sich seitdem sehr geändert. Schopenhauer ist von den Geschichtschreibern unserer Philosophie sein ihm gebührender Platz gegenüber Fichte und Schelling längst angewiesen worden. Parteirücksichten machen sich in der Philosophie (die Herbart'sche Richtung ausgenommen) heutzutage nur noch wenig geltend, weil jeder, welcher sich nur fest in Kant gegründet fühlt, derselben nicht mehr bedarf, sondern immer gemäß seinen Leistungen in dem gemeinsamen und planmäßig fortschreitenden historischen Bau ganz von selbst seine Stelle angewiesen findet, welche ihm kein anderer zu ertheilen braucht und auch kein anderer ertheilen kann. Unter solchen Umständen kommt eine Polemik gegen die ganze historische Methode, gegen den ganzen Glauben an ein planmäßiges und gesetzmäßiges Fortschreiten des Menschengeistes in seiner philosophischen Arbeit den voreiligen Verwünschungen gleich, mit denen Faust die gerechte Rüge der warnenden Geisterschar auf sich zieht:

Weh! weh! du hast sie zerstört,
Die schöne Welt, mit mächtiger Faust.
Mächtiger der Erdensöhne,
Prächtiger baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!

Allerdings ist auf den historischen Wegen der Phi-
phie nicht immer alles so zugegangen, wie es wol
e zugehen sollen. Anstatt in der Geschichte der Phi-
phie die Systeme wirklich genetisch und nach innersten
ammenhängen auseinander entstehen zu lassen, hat
sie zuweilen in mehr äußerlicher Weise in beliebige
emata nach oberflächlichen und einseitigen Gesichts-
kten zusammengeordnet. Anstatt im encyklopädischen
bau der Wissenschaften die concreten Begriffe wirklich
den obersten Grundsätzen methodisch zu construiren,
man sich zuweilen aus Unvermögen mit dürftigen
magern Auszügen und Uebersichten aus dem Erwerbe
empirischen Wissenschaften begnügt. Und eben gegen
Misbräuche und Unzulänglichkeiten, welche nicht aus
cht, sondern aus Schwäche sich in einen allerdings
utenden Theil unserer philosophischen Literatur ein-
lichen haben, zieht der Verfasser überall zu Felde.
wollte leugnen, daß er ihnen gegenüber überall in
m guten Rechte sich befindet? Aber muß man, um
von unfertigen Mitarbeitern in der Ausführung be-
enen Fehler willen, einen vortrefflich angelegten Plan
lich aufgeben? Muß man, weil in einigen Zimmern
Gebäudes sich Ungeziefer sehen läßt, sofort das
e Gebäude anzünden? Muß man, weil in einigen
len der Verwaltung eines Staats Fehler begangen
en, darum sofort das ganze Regierungssystem
ürzen?

Ein solches radicales Beginnen hat nichts Einleuch-
s, auch nicht für den, welcher, wie der Schreiber
Zeilen, den vielen Unfug, der mit der historischen
jode getrieben worden ist, bereitwillig anerkennt.
r kann Prof. Harms auf den Beifall einer großen
eilung unsers gebildeten Publikums ganz sicher rech-
aber diese besteht — hierüber täusche er sich nicht —
solchen, welche überhaupt Philosophie nicht wollen,
einige ebenso wenig als die Fichte'sche, Kant'sche
Hegel'sche. Diese, wenn auch noch so zahlreiche
eilung des gebildeten Publikums darf der Philosoph,
viel von welcher Farbe er sei, immer nur als voll-
en nichtexistent betrachten.

Um so angenehmer berührt des Verfassers richtiges Urtheil über Fichte's frühern ethischen Standpunkt im Verhältniß zu seinem spätern religiösen. So wenig der Verfasser der von Fichte begründeten historischen Methode der Deduction gerecht zu werden gewußt hat: in diesem andern Punkte hat er Fichte vortrefflich verstanden: daß, wie Fichte's Philosophie überhaupt aus einem Gusse war, auch zwischen den Principien seines frühern und spätern Systems durchaus keine Differenz stattfand. Er schreibt darüber (S. v):

> Schon in meiner Schrift über den „Anthropologismus in der Entwickelung der Philosophie seit Kant" (Leipzig 1845) habe ich geltend gemacht, daß die Lehre Fichte's nicht richtig aufgefaßt werde, wenn man sie nach dem parteiischen Urtheile von Schelling, in seiner Streitschrift „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre", wie das bisher geschehen ist, darstellt. Fichte hat nicht zwei verschiedene Systeme gelehrt, seine Lehre nicht durch die Schelling'sche Naturphilosophie verbessert; sondern die verschiedenen Darstellungen, welche Fichte von seiner Philosophie gegeben hat, enthalten eine und dieselbe ausschließlich ethische Weltansicht, welche auch schon in den ersten Schriften aus der jenenser Periode enthalten ist.

Dieses stimmt vollkommen überein mit dem Urtheil Fischer's in seiner ausführlichen und höchst genauen Darstellung des Fichte'schen Systems.*) J. H. von Fichte hat ebenfalls von jeher diese Ueberzeugung verfochten, welche auch an andern Orten nach unabhängiger Erwägung der Sache bisher vereinzelt hervorgetreten ist.**) Und so dürfte denn dieselbe von jetzt an wol einige Hoffnung haben, allmählich zur allgemein geltenden heranzuwachsen, weil sie die schlichte Wahrheit ist, während die von Schelling auf die Bahn gebrachte Meinung einer Abtrünnigkeit Fichte's von sich selbst, in einer leidenschaftlich geführten literarischen Parteifehde, um hierdurch das Ansehen Fichte's zu schwächen, ausgesprochen und zeither vom schlecht unterrichteten Publikum auf guten Glauben allgemein hingenommen wurde.

Karl Fortlage.

*) „Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer. Fünfter Band: Fichte und seine Vorgänger" (Heidelberg 1869). Vgl. die Kritik über dies Werk von E. von Hartmann in Nr. 28 d. Bl.

**) Z. B. in der „Genetischen Geschichte der Philosophie seit Kant von C. Fortlage" (Leipzig 1852).

Romane und Novellen.

Von der Liebe Gnaden. Eine Geschichte von E. M. Vacano. Berlin, Lassar. 1868. 8. 1 Thlr.

Aus Sommertagen. Novellen von Walter Schwarz. Dritte Sammlung. Berlin, R. Hoffmann. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vergißmeinnicht und Lilie. Von Daniel von Kászony. Leipzig, Rötschke. 1868. 8. 1 Thlr.

Veilchen. Von Auguste Schmidt. Leipzig, Rötschke. 1868. 8. 1 Thlr.

Schlachten und Kämpfe. Militärroman von Robert Byr. Wien, Verlag der Administration des „Kamerad". 8r. 8.

Das Fischermädchen. Erzählung aus dem norwegischen eben von Björnstjerne Björnson. Deutsche Originalausgabe. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 12 Ngr.

Das Fischermädchen. Eine Erzählung aus dem norwegischen Hochlande von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Henrik Helms. Mit Porträt. Leipzig, Fritsch. 1868. 8. 15 Ngr.

8. Prinz Pudel. Von Eduard Laboulaye. Heidelberg, C. Winter. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

9. Altes und Neues. Vier Erzählungen von J. Ludwig. Erste Sammlung. Düsseldorf, Budich. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

10. Heidekraut und Riedgras. Märkisch-preußische Historien aus alten Tagen von F. Tietz. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

11. Eine vornehme Frau. Roman aus der Neuzeit von Karl Wartenburg. Gera, Issleib und Rietzschel. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vacano, der Verfasser von Nr. 1: „Von der Liebe Gnaden", schreibt sehr viel und er affectirt eine eigenthümliche Art und Weise des Erzählens:

> Und ist Monseigneur sehr stolz und streng? — Und das und jenes, und Madame Schitieff gibt ihr umsichtige Rathschläge über das und jenes, und schildert ihr die Schwächen des gnädigen Herrn und die Unarten der kleinen Lonza, und

da ist die kleine, blasse, kränkliche Lonczа schon selber und schreit, Mademoiselle müsse zu ihr kommen und das Piano ansehen, und sie sei bei Papa gewesen, und der werde Mademoiselle beim Diner sehen, und ... und ... und kritisirt jedes einzelne Garderobestück der Gouvernante, und sagt ihr, sie selber habe viel schönere Kleider, keine so ärmlichen.... Und Fräulein Mary küßt das Kind und nennt sie die lieblichste Kleine, die sie je gesehen, und Lonczа sagt: ich bin kein Kind mehr, ich bin ein Fräulein! Und dabei nimmt sie die Gouvernante bei der Hand und zerrt sie nach der Thür, denn sie soll das Piano sehen, und hören, was sie schon spielen könne. Den Kaisermarsch wenigstens! Und die alte Wirthschafterin u. s. w.

So schreibt ein Schriftsteller kaum vierzig Jahre nach Goethe's Tode! Durch solchen Stil kann der Geschmack des Publikums nur verdorben werden.

Die Conjunction „und" nach Schlußsätzen und sogar am Anfange neuer Kapitel ist fast stereotyp bei ihm, sodaß die Wirkung, die er etwa damit beabsichtigen mag, gänzlich verfehlt wird. Bacano macht sogar noch ganz andere Kunststücke, um original zu sein. In einer seiner Novellen — sie führt den Titel „Entsagen" — stand wörtlich also gedruckt: „Ein schöner Mann. Ein stolzer Mann. Ein liebenswürdiger Mann. Ein geistvoller Mann. Ein blonder Mann."

Das geht doch noch über Temme! Unwillkürlich mußten wir uns fragen, ob mehr der Verfasser oder der Verleger unser Staunen errege? Beide müssen seltsame Vorstellungen von dem Geschmacke ihrer Leser haben.

Auch einen neuen, obschon keinen glücklichen Ausdruck für erwidern, antworten, entgegnen hat der Verfasser gefunden, und zwar in dem Worte „machen". „Soyez — sage! macht Fräulein Mary lächelnd" (S. 26). „Doctor, Sie erschrecken mich! macht Fräulein Mary" (S. 27).

Im übrigen ist die Geschichte „Von der Liebe Gnaden" eine recht glücklich erfundene, oder, wie Bacano im Vorworte sich ausdrückt, „geträumte", obschon die kalt berechnende, heuchlerische, rache- und gewinnsüchtige, „lieblose und selbstsüchtige" Heldin derselben (so nennt Mary sich selbst) unser Interesse dauernd nicht fesseln kann und wir uns nur schwer wieder mit ihr aussöhnen, nachdem sie schließlich durch „der Liebe Gnaden" plötzlich umgewandelt und gebessert wird. Ob diese Besserung von Dauer gewesen ist, verschweigt uns der Verfasser. Mary hat den Hafen der Ehe glücklich erreicht. Sie ist mit einem Verwandten, einem sehr reichen und schönen Manne vermählt, und da derselbe obendrein ein Geistlicher ist, so dürfen wir allerdings voraussetzen, daß Mary noch immer tugendhafter geworden ist.

Durch die vier Novellen von Walter Schwarz (Nr. 2), welche sämmtlich in den „Sommertagen" spielen, weht ein gesinnungstüchtiger und zugleich poetischer Geist. Ueberdies fesseln sie sowol durch ihren lebensfrischen Inhalt als ihren eleganten Stil und sind deshalb nicht mit gewöhnlichen Alltagsnovellen auf eine Stufe zu stellen. Der Verfasser ist offenbar ein feiner Menschenkenner und ein vielseitig, besonders psychologisch gebildeter Schriftsteller, der, weil er nicht wie die Mehrzahl der Novellisten unserer dampfschnellen Zeit seine Erzählungen nur flüchtig aufs Papier wirft, sondern augenscheinlich eine sorgfältige Feilung derselben vornimmt (ohne welche auch niemals ein vollendetes Kunstwerk geschaffen werden kann), ein freundliches Willkommen aller gebildeten Leser verdient.

Was „Vergißmeinnicht und Lilie" von Daniel von Kászony (Nr. 3) betrifft, so erkennt man in den zwei (den ersten Band des „Novellenstrauß" umfassenden) Novellen „Vergißmeinnicht" und „Lilie" eine noch ziemlich ungeübte Feder. Die Grundidee beider Erzählungen, die der Form und dem Inhalte nach eher den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts anzugehören scheinen als unserm Zeitalter, ist diese: Ehemals in glücklichen Verhältnissen lebende Personen — im ersten Falle ein Gutsherr, im zweiten ein spanischer, karlistischer Offizier — werden durch schlechte Wirthschaft und Leichtsinn an den Rand des Verderbens gebracht, aber durch einen Engel in weiblicher Gestalt wieder zu früherm Wohlstande und Glanze zurückgeführt. Der Verfasser läßt seine Phantasie noch zu ungezügelt schweifen und verläßt zu häufig den realen Boden; daher die vielen Unwahrscheinlichkeiten, welche sich mit eingeschlichen haben. Nur das Natürliche ist auch das wahrhaft Poetische, denn die Natur ist nicht nur die größte Malerin, sondern auch die größte Dichterin. Zu diesen Unnatürlichkeiten gehören unter anderm die langen Monologe des Ladislaus und das taktlose Ausplaudern seines Plans, den reichen Halbbruder durch allerlei unredliche Mittel zu kirren und durch seine Kinder kirren zu lassen, um seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder auf die Beine zu helfen. Unredlich sind diese Mittel deshalb, weil er von den Kindern Verstellung fordert: „Nur Melie, fürchte ich, wird es nicht vermögen, eine Bresche in des alten Grimmbarts Herz zu schießen, sie ist zu aufrichtig, zu offen, kann sich nicht verstellen, keine Liebe heucheln, wenn sie keine fühlt."

Das Haschen nach Stoffen aus den nagelneuesten politischen Begebenheiten, die sich noch nicht geklärt haben, hat uns nie gefallen wollen. Obgleich Romane, aus solchem Stoff geknetet, von der gedankenlosen Menge gern gelesen, ja heißhungrig verschlungen werden, haben sie doch selten einen ästhetischen Werth; sie sind und bleiben Ephemeren. Aus frischem Holze läßt sich kein dauerhaftes Haus zimmern und ohne die wohlthuende räumliche oder zeitige Entfernung kein auf die Dauer befriedigendes Kunstwerk schaffen. Der poetische Hauch darf nicht fehlen und dieser wird wesentlich durch die Illusion mit hervorgebracht.

Die Verfasserin des „Veilchen" (Nr. 4; den zweiten Band des „Novellenstrauß" bildend), Auguste Schmidt, die uns hier einen kleinen Roman gibt, scheint dies auch gefühlt zu haben und deswegen hat sie mit feinem Takt von den kriegerischen Ereignissen des Jahres 1866 nur so viel benutzt, als für ihren Zweck unumgänglich nöthig war. Sie hat es glücklich vermieden, im Zeitungsstil die politischen Fäden, deren Endpunkt Nikolsburg war, mit obligaten Liebesscenen und Intriguen verflochten, uns aufs neue vorzuführen. Ihre Heldin ist eine Barmherzige Schwester, die, vereinsamt, sich dem edeln Dienste der Krankenpflege widmet, in dem Hause eines jungen, reichen Kaufmanns, welcher etwa funfzig Verwundete bei sich aufgenommen hat, deren Pflege übernimmt, sich in einen derselben, einen österreichischen Offizier, verliebt und nach dessen Tode den Kaufmann heirathet.

Die in der Beurtheilung der vorigen Erzählung gemachten Bemerkungen gelten auch für den Roman Robert Byr's: „Schlachten und Kämpfe" (Nr. 5). Der Verfasser, welcher unter dem Pseudonym „Byr" das Publikum schon mit mancher wackern Erzählung erfreut hat, ist selbst ein Soldat und hat deswegen natürlich eine große Vorliebe für militärische Stoffe. Er möge aber bei seinem vortrefflichen Erzählungstalent sich hüten, in Einseitigkeit oder Wiederholung zu verfallen, und wol bedenken, daß seine Stoffe auch bei der geschicktesten Bearbeitung den Laien weniger Interesse abnöthigen als dem Kriegerstande. In dem vorliegenden Romane treten außer einigen weiblichen Nebenfiguren ausschließlich Militärpersonen auf, österreichische Offiziere verschiedenen Ranges, die uns sowol in ihren friedlichen Beschäftigungen: in der Offiziermesse, bei ihren Manövern, in ihren Vergnügungen und faden, mit schlechten Witzen gewürzten Unterhaltungen, als auch in den böhmischen Schlachten des Jahres 1866 vortrefflich gezeichnet vorgeführt werden. Der Hauptheld, der Major Rüdemann, fällt in der Schlacht bei Königgrätz. Die ihm zu spät verliehene Eiserne Krone „schmückt nunmehr sein Grab". Der Roman zeichnet sich durch lebendige Schilderung und gutgehaltene Charakteristik vor vielen ähnlichen vortheilhaft aus.

Der Roman: „Das Fischermädchen" von B. Björnson (Nr. 6), eine Uebersetzung aus dem Dänischen, hat sowol in seinem Geburtslande wie auch in Deutschland einiges Glück gemacht. Welchen Antheil die große Reclame daran hat, wissen wir nicht; so viel aber steht fest, daß sein innerer Werth seinem Rufe nicht entspricht. Die Erzählung, welche uns in logischer Stufenfolge die Auflösung eines psychologischen Räthsels liefert, zeugt allerdings von dem sorgfältigen Fleiße des Verfassers, aber sie hat nicht den geringsten poetischen Werth, denn sie ist, gleich einem niederländischen Genrebilde, der bloße Abklatsch der Natur. Ein zerlumptes, struppiges Fischermädchen, ohne Erziehung, roh und verwildert aufgewachsen, wird endlich durch mehrere glückliche Zufälligkeiten auf die Idee gebracht, daß sie den Beruf zu einer Schauspielerin habe. Sie erreicht ihr Ziel. Mit den Worten: „Der Vorhang ging auf!" schließt der Roman und läßt den Leser in Ungewißheit, ob das Gefühl der Heldin sie richtig leitete und ob ihre Bestrebungen von dem gewünschten Erfolge gekrönt wurden. Dies hätte der Verfasser in einem zweiten Bande ausführen und seinen Lesern das Naturkind nun als gebildete und vollendete Künstlerin vorführen müssen. Die Uebersetzung ist fließend.

Die zweite Uebertragung desselben Romans (Nr. 7) entspricht dem Originale insofern nicht genau, als sie uns dasselbe etwas verkürzt wiedergibt. Dieser Umstand gereicht indessen dem an und für sich schon monotonen Roman keineswegs zum Nachtheil, da nur unwesentliche, das Verständniß nicht störende Dinge ausgelassen worden sind. Hinsichtlich der Form verdient übrigens die Uebersetzung Nr. 6 den Vorzug.

Der Tendenzroman: „Prinz Pudel" von Eduard Laboulaye (Nr. 8), scheint eine Satire auf die kaiserliche Regierung in Frankreich zu sein, wie auch aus dem vorwortlichen „Gespräch zwischen dem Verfasser und Freund Dingskirch" hervorgeht; aber auch einige Nachbarstaaten werden mit ein paar Seitenhieben bedacht. Unter dem Prinzen Pudel (prince hätte richtiger durch „Fürst" übersetzt werden müssen) ist offenbar Ludwig Napoleon gemeint, der durch eine gütige Fee zuweilen in einen Pudel verwandelt wird, in welcher Eigenschaft er dann mit andern Hunden und Menschen aus niedern Volksklassen in Berührung kommt und Kenntniß über die Misregierung seiner Minister erhält. In welcher Beziehung stehen aber diese mehrfachen Verwandlungen zu dem Kaiser? Seitdem er auf dem Throne sitzt, hat er nie wieder Gelegenheit gehabt, sich unter das Volk zu mischen. Der Vergleich hinkt. Ueberhaupt kann der Leser des Pudels Kern aus der dunkeln Umhüllung der Fabel nur mit großer Mühe herausfinden. Diese Art und Weise der Allegorie und Satire sagt unserm deutschen Geschmacke nicht zu. „Prinz Pudel" ist eben ein Literaturwerk aus der Zeit des zweiten empire — voilà tout.

Die Verfasserin der Novellen „Altes und Neues", J. Ludwig (Nr. 9), läßt sich dem Publikum durch Heyse und Lingg vorführen. Daß sie mit einem für eine Dame ungewöhnlichen Grade von Bildung eine echt poetische Natur und hübsches Erzählungstalent verbindet, wird durch die Novellen hinlänglich documentirt, die in ihrer Vortrefflichkeit fremder Empfehlungen nicht bedurft hätten. Ganz besonders hat uns die erste und umfangreichere Erzählung: „Mein Großoheim" — eine Herzensgeschichte eines stillen, deutschen Gelehrten — angesprochen, die, obwol wir sie hinsichtlich der Form hier und da etwas knapper gewünscht hätten, gewiß jeden gebildeten Leser befriedigen und erfreuen wird. Dem „Großoheim" fast ebenbürtig ist die kleine, einfache nachfolgende Erzählung: „Das Gericht im Walde", in welcher wir die Verfasserin auch als eine ausgezeichnete Naturmalerin kennen lernen. Möge sie die Leserwelt bald mit einer zweiten Sammlung erfreuen.

Den sonderbaren Titel „Heidekraut und Riedgras" für geschichtliche Erzählungen (Nr. 10) begründet der Verfasser, F. Tietz — „ein alter Antiquarius" —, mit ihrer Anspruchslosigkeit und weil sie aus märkischem und preußischem Sande herausgewachsen seien. Seine Bitte um Nachsicht ist überflüssig, weil diese Novellen, die sammt und sonders auf geschichtlichen Thatsachen beruhen und in denen die interessantesten Persönlichkeiten als Haupt- oder Nebenfiguren auftreten, wie unter anderm der fromme Simon Dach, der Zeit, in der sie spielen, entsprechen, ihr Dialog sogar das damalige Kauderwelsch unserer Sprache genau wiedergibt, kurz, weil sie in ihrer Art ausgezeichnet sind. Die Perle der Erzählungen ist die urkomische Novelle: „Am Hofe und aus der Stadt", die zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm I. spielt und in ihrer meisterhaften Ausführung sich den besten humoristischen Werken unserer Literatur dreist an die Seite stellen darf. Wir heißen den „alten Antiquarius" herzlich willkommen!

„Eine vornehme Frau", von Karl Wartenburg (Nr. 11), ist ein Herzens- und Familienroman. Der Rechtsanwalt Victor von Linden ist mit Clotilde Weber, der Tochter eines reichen Kaufmanns, eines Emporkömmlings, verlobt. Durch die Dazwischenkunft eines adelichen

Wüstlings, des Barons von Portheim, sowie auch eines Vetters der Braut, eines heuchlerischen Frömmlers, des Pfarrvicars Johannes Frommhold, wird das Verhältniß wieder aufgelöst. Clotilde, die mehr durch den äußern Glanz, welcher ihr an der Seite des Barons winkt, angezogen als durch Liebe geleitet wird, zerreißt mit Hülfe ihres Vaters das Verlobungsband und wird Portheim's Gattin — „eine vornehme Frau". Ihre Ehe ist aber unglücklich, ihr Herz verödet, erkaltet. Sechs Jahre später treffen wir sie in der Sommerfrische des Thüringerwaldes wieder, sie und ihren Vetter Johannes, der zum Besuche bei ihr weilt und sich wie früher in seinen banalen Phrasen über die Verdorbenheit der Welt ergeht. Ihr Gemahl ist abwesend; er folgt seinen nobeln Passionen. Ganz in Clotildens Nähe hat sich zufällig auch ihr einstiger Verlobter, Victor von Linden, niedergelassen, der inzwischen seine Frau verloren und ein berühmter Parlamentsredner geworden ist. Alte Liebe rostet nicht. Nach längerm Kampfe läßt sie sich von dem wüsten Portheim scheiden und nach lange sorgfältig vermiedener und dennoch so sehnlich erwünschter Erneuerung der Bekanntschaft mit Linden wird sie schließlich noch dessen glückliche Gattin. Portheim verliert sich in dem Gewühl der Stadt Paris und der heuchlerische Geistliche wird Katholik und endet sein ruchloses Leben auf einsamer Zelle — im Wahnsinn.

Dieser Roman, den eine recht elegante Diction kennzeichnet, ergeht sich mehrmals in der Erörterung religiöser und socialer Fragen und bietet, ungeachtet seiner Kürze, dem Leser eine große Mannichfaltigkeit und vielfachen Stoff zum Nachdenken. Er ist offenbar einem echt deutschen Gemüthe und der Feder eines wahrhaft gebildeten Schriftstellers entsprungen.

Wilhelm Andreä.

Eine Autobiographie.

Leben des Grafen Kaspar Sternberg, von ihm selbst beschrieben, nebst einem akademischen Vortrag über der Grafen Kaspar und Franz Sternberg Leben und Wirken für Wissenschaft und Kunst in Böhmen, zur funfzigjährigen Feier der Gründung des Böhmischen Museums herausgegeben von Franz Palacky. Prag, Tempsky. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Graf Kaspar Sternberg hat, sowie sein etwas jüngerer Vetter Franz, die größten Verdienste um die Gründung und Erhaltung des Böhmischen Museums, und es war nicht mehr als billig, daß man bei der funfzigjährigen Feier der Gründung desselben beider dankbar gedachte. Kaspar Sternberg ist bei dieser Veranlassung durch die Aufstellung einer, wie es heißt, sehr gelungenen Büste in den Räumen der Anstalt, durch verschiedene Reden und Toaste gefeiert worden, und auch Graf Franz ist nicht leer ausgegangen. Schließlich ist zu beider Angedenken noch eine literarische Veröffentlichung erfolgt, mit der wir es hier zu thun haben. Sie besteht aus zwei Haupttheilen, einer Autobiographie des Grafen Kaspar und aus einer biographischen Gedächtnißrede auf beide Grafen, die von dem Historiker Palacky 1842 in der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag gehalten worden ist. Als Anhang folgen noch einige Aphorismen aus den Reden des Grafen Franz an die Schüler des Kunstinstituts zu Prag, allgemeine theoretische Sätze über Kunst und Kunstbetrieb enthaltend.

Offenbar liegt die eigentliche Bedeutung dieser Sammelschrift in demjenigen Theile, welcher die Autobiographie des Grafen Kaspar Sternberg enthält, die auch räumlich mehr als Dreiviertel des ganzen Umfangs füllt. Graf Franz Sternberg's Verdienste um die Kunst und Wissenschaft in Böhmen, seine gründliche Bildung als Mensch und Gelehrter, besonders in dem Bereiche der Landesgeschichte, die lebendige Förderung, die er dem Böhmischen Museum vom Anfang seines Bestehens erwies — er hat ihm z. B. noch kurz vor seinem Tode seine unvergleichlich werthvolle böhmische Münzsammlung geschenkt — das alles würde einer selbständigen Biographie, die unsers Wissens noch nicht existirt, hinlänglichen Stoff geben. Aber für das deutsche Publikum, und nicht blos für dieses, sondern für die gesammte gebildete Welt muß seine immerhin anziehende und bedeutende Persönlichkeit doch in Schatten treten, wo sie, wie hier und wie es im wirklichen Leben durch Jahrzehnte hindurch geschah, neben die seines Vetters Kaspar trat. Zum Glück für beide waren sie einander in so zärtlicher und treuer Freundschaft verbunden, daß sie selbst nie über diesen Punkt nachzudenken veranlaßt wurden, der so leicht ein mehr äußerliches Verhältniß hätte stören können. Graf Kaspar nahm in diesem wahrhaften Seelenbunde die Stelle eines ältern Bruders ein, die ihm nicht sowol die geringe Ueberlegenheit an Jahren — er war 1761 geboren, Graf Franz 1763 — als vielmehr seine wuchtigere Persönlichkeit, seine größere Welterfahrung und Menschenkenntniß anwies. Auch äußerlich war er eine imposante, hochvornehme Erscheinung, wie sich wol noch manche der jetzt Lebenden erinnern werden, wogegen Graf Franz jenen mildern und feinern Typus repräsentirte, in dem man die edle Geburt und exquisite Bildung zwar nicht so in die Augen fallend, aber ebenso vollständig ausgeprägt erkennen mußte.

Graf Kaspar ist uns neuerdings durch seinen Briefwechsel mit Goethe, den Bratranek 1866 so verdienstlich herausgegeben hat, in die Reihe der Gestalten gerückt, die den Heroengreis Goethe bis zu seinem Ende halb als werthgeschätzte Freunde, halb als bewundernde Paladine umstanden. Allerdings war Graf Kaspar nur 11 Jahre jünger, aber der Altersunterschied ist es begreiflich nicht, auf den es hier ankommt. Daß Goethe seinerseits gerade diesen Freund mit mehr als gewöhnlicher Hochschätzung aus der Zahl der andern heraushob, wie die Briefe und die bekannten Gelegenheitsgedichte, namentlich das herrliche „Wenn mit jugendlichen Scharen" aus dem Sommer 1827, beweisen, erklärt sich durch die Persönlichkeit des Grafen, und nicht zum wenigsten durch ihr echt aristokratisches Gepräge, sowie durch die Gemeinsamkeit der wissenschaft-

ien Interessen und Principien. Graf Sternberg zählte
: bekannt seinerzeit zu den bedeutendsten Geognosten
ɔ Paläontologen, ja er darf wol für den Begründer
letztern Wissenschaft gelten, wenn man eine That von
her Tragweite auf eine Persönlichkeit zurückführen will.
:durch wurde seine Bekanntschaft mit Goethe vermittelt,
, als sie einmal, spät genug, nämlich erst 1822 zu
rienbad angeknüpft war, in raschestem gegenseitigen
schluß gleichsam das Versäumniß so vieler Jahre nach-
en zu wollen schien.

Auffallend bleibt es, daß Palacky so lange zögern
nte, das Manuscript der Autobiographie, das schon
1838, dem Todesjahr des Grafen, in seine Hand
zwar zum Behufe einer Redaction und Herausgabe
ergelegt war, drucken zu lassen. Die Redaction machte,
es scheint, keine Schwierigkeiten; es ist unverändert,
die Hand des Grafen es geschrieben, publicirt, während
an vielen Stellen einige erklärende Notizen und
ientlich eine genauere Feststellung der Chronologie recht
ünscht gewesen wäre. Auch hätte es sich wol der
he verlohnt, die vielen unrichtig und oft bis zur Un-
tlichkeit verstümmelten Eigennamen, die wahrscheinlich
h die Schuld des Copisten hineingerathen sind, zu
igiren und sicherzustellen. Trotzdem aber sind wir
die endliche Herausgabe sehr dankbar. Denn wir
lten dadurch ein frisches und originelles Lebensbild
: höchst bedeutenden Persönlichkeit, wie es eben nur
hochgebildete Hand von sich selbst entwerfen kann.
besitzt zwar nicht den eigenthümlichen Reiz der un-
rtesten Gegenständlichkeit des einzelnen Moments,
sie wirkliche Tagebücher gewähren, denn solche bilden,
es scheint, nur die Grundlage, sind aber in größern
chen zu einem zusammenhängenden Ganzen vom
idpunkt des biographischen Geschichtschreibers umgear-
t. Dafür entschädigt aber die abgeklärte Form und
Reife der Verarbeitung.

Aber auch für die allgemeine Geschichte seiner Zeit
der Biograph reiche Beiträge gegeben, indem er
großem Blicke überall seine speciellen Erlebnisse und
Thätigkeit an das Allgemeine anzuknüpfen wußte.
in gehört alles, was sich auf seine Jugend und Bildungsgeschichte bezieht. Der Graf erfuhr an sich selbst die Einwirkung der ersten Lichtstrahlen, welche durch Joseph II. in die zweihundertjährige Nacht der Jesuitenherrschaft in Oesterreich fielen. Zum Geistlichen bestimmt, auf dem Collegium Germanicum in Rom gebildet, später bis 1806 Domherr in Freising und Regensburg, repräsentirt er den vielgeschmähten Josephinismus und erklärt ihn zugleich auf die denkbar würdigste und edelste Weise. Nicht minder wichtig ist die Schilderung seines Verhältnisses zu Karl von Dalberg und seines Wirkens im Dienste des spätern Fürsten Primas, damaligen Kurerzkanzlers. Die Zustände in Regensburg, die Personalien des damaligen Dalberg erhalten durch manche pikante Erzählungen und Anekdoten lehrreiche Streiflichter. Der Graf Sternberg verließ zwar schon 1806, noch unmittelbar vor dem Zusammenbruche der letzten Reichstrümmer seine ihm unerträgliche Stellung in Regensburg, um sich von da an ganz den Naturwissenschaften zu widmen, aber er behielt doch ein wachsames Auge für den Gang der Politik, und eine Anzahl von Briefen und Memoiren aus verschiedener Zeit gewährt dafür sehr werthvolle Belege, aus denen man nicht blos seine eigene, sondern die Ansicht seiner gebildetsten Standesgenossen abstrahiren mag. Mehr von speciellerm Interesse sind die ausführlichen Notizen über seine wissenschaftlichen Bestrebungen, worunter wieder seine Thätigkeit für die jährliche deutsche Naturforscherversammlung, wozu er den lebendigsten Impuls gegeben, und für das Böhmische Museum, dessen Mitgründer er war, vorzüglich hervortreten. Hätte er geahnt, daß letzteres dazu hauptsächlich verwendet werden sollte, um Böhmen oder die Czechen möglichst von der deutschen Cultur zu isoliren, so würde er schwerlich mit solchem Eifer für die Anstalt gesorgt und gearbeitet haben. Er fühlte sich, wie seine Autobiographie auf jeder Seite zeigt, überall und immer als ein deutscher Aristokrat und Gelehrter, und verstand den tückisch heraufbeschworenen Gegensatz zwischen Böhmenthum und Deutschthum so wenig, daß er bis zu seinem Ende 1838, wo derselbe doch schon sich merklich herauswagte, gar nichts davon ahnte.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Klopstockiana.

Vom Oberbibliothekar Merzdorf in Oldenburg erhalten
olgende Mittheilungen:
Der verstorbene Lappenberg macht S. 519 in der von ihm
stalteten, aber erst nach seinem Tode durch Weiland her-
gebenen Sammlung der „Briefe von und an Klopstock"
unschweig 1867) zu folgender Stelle eines vom 10 X 82
en an C. J. Cramer gerichteten Briefs: „Wär kan anders
di Ortografi denken, als Franklin und ich? Ich bleibe
, mein einziges Ferdinft bei der Sache sei, daß ich den
gehabt habe, si forzuschlagen. Ich hatte dis äben geandet,
h beiligenden Brif fon Gleim bekam. Si würden gleich
daß doch etwas daran ist, wen ich fon Mute rede. Nun
Si (das jetzt überflüssige Blat schikken Si an Voß).
ze foraus, daß Si geläsen haben. In ein so heisses Feuer
ine Freundschaft noch nicht gefürt worden; aber ich fürchte
beina, daß si darin bleiben wird. Wollen Si darüber an Gleim schreiben, so tun Si es. Ich selbst habe im über einen solchen Brif nichtz zu sagen" die Bemerkung: „Ein Brief Gleim's, worin dieser Klopstock wegen seiner Orthographie angreift, ist nicht bekannt geworden, wol vernichtet." Das beruht auf einem Irrthume.

Lappenberg hat sich jahrelang mit der Sammlung Klopstock'scher Briefe beschäftigt und dazu schon vor 1855 die zu Kiel zum Cramer'schen Nachlasse gehörigen Fascikel in Händen gehabt. Ohne von diesem Unternehmen etwas zu wissen, hatte ich später gleiche Absicht und die kieler Papiere ebenfalls in Händen, die ich genau — also auch mit der abstrusen Orthographie, wie das obige Stück zeigt, wenn man dasselbe mit Lappenberg S. 308 vergleichen will — copirte. In diesen Papieren, Fascikel 12, fand sich auch der Brief Gleim's vom 1. December 1782, welcher eine Antwort auf Klopstock's Brief vom 25. November 1782 (Klamer Schmidt, „Klopstock und seine Freunde", Halberstadt 1810, II, 273) war. Daraus ergibt

sich aber: 1) daß das Datum des Klopstock'schen Briefs an Cramer statt 10 X 82, 10 XII 82 zu lesen ist, und 2) daß Cramer den Brief nicht an Voß geschickt hat. Ich habe vor Jahren diesen Brief, nebst einigen nothwendigen Verbesserungen anderer Stellen Herrn Weiland gesendet und sollte noch ein Nachtrag zum Lappenberg deshalb geliefert werden. Da dies nicht geschehen, glaube ich jetzt hier diesen Brief mittheilen zu dürfen, indem derselbe jedenfalls von Interesse ist, und wir daraus erfahren, wie selbst die nächsten und durch langjährige Zuneigung verbundenen Freunde Klopstock's mit dessen Orthographie unzufrieden waren und sich darüber misbilligend äußerten.

Halberstadt, den 1. December 1782.

Darüber war ich nicht böse, mein bester Klopstock, daß Sie nicht kamen; darüber war ich's, daß Sie nicht schrieben, Sie kämen nicht! Warten auf einen Klopstock und einen Stolberg, das ist ein gar zu dummes Ding! Sie haben das Nichtschreiben leider nun einmal sich angewöhnt! Der jüngere Klopstock war besser als der alte! Der jüngere schrieb fleißig, und was er drucken ließ, das ließ sich lesen.

Lassen Sie, mein theurer Klopstock, mich's los werden vom Herzen. — Mit Ihrer Rechtschreibung ist doch auch in Deutschland nicht einer zufrieden, so viel ich's weiß, und doch bestehen Sie auf Ihrem Vaterkopf! Und wenn der liebe Gott ein Buch in ihrer Sprache schriebe, nicht Sprache, sondern Rechtschreibung, so könnt' ich's nicht lesen; deshalb hab' ich die herrliche Ode, die Sie beigelegt hier finden, abdrucken lassen für mich, und würde, wenn Sie's nicht verboten hätten, die alle, die Sie mir schickten, abdrucken lassen für mich. Ziererei ist's nicht, mein bester Klopstock! nicht Eigensinn! es ist Unmöglichkeit das, was ich in dieser Unrechtschreibung lese, zu verstehen! Unrechtschreibung ist sie, Sie mögen sagen, was Sie wollen. Ihre Regel: Wir müssen schreiben, wie wir sprechen, ist falsch. Wir können so nicht schreiben, wie wir sprechen! Denn jeder spricht anders. Sie sprechen: Där Mensch — ich nicht u. s. w. Wir wollen aber uns nicht zanken hierüber, Sie haben mehr als ich darüber nachgedacht. Wir stritten mit gleichem Muth, nicht aber mit gleichen Waffen. Indeß, wie fang' ich's an, daß ich die Oden meines Klopstock's verstehe! — Fischer, der nur nicht viel Zeit hat, soll sie mir abschreiben, einem andern darf ich sie nicht in die Hände geben.

Daß die Gräfin von Bernsdorf*), von der ich so viel Gutes gehört habe, gestorben ist, und der kleine Voß**), mein Pathchen vermuthlich, das thut mir weh.

Lieber möcht' ich sogleich nach Hamburg und nur zu Ihnen nach Hamburg abreisen, als erst im Sommer. Wer kann so lange vorher sein Jawort geben! Besser wär' immer, Sie kämen zu uns — und wir suchten dann auf unserm Harze nach einer Stelle zur Pyramide für den Härzer Herrmann! Sie sind, mein Lieber! der Geheimnißvolle! Denn, warum denn nun soll ich nicht wissen, wer der Pyramiden-Setzer ist? Fürchten Sie, daß ich's ausschwatzen werde? Daß ich dem Fürsten von Dessau zuvorkommen möchte?

Mit unserm Cäsar ist's, mein Bester! doch noch so und so! Die Geschichte mit den achthundert Judenfamilien, die sich sollten beschneiden lassen, um Juden zu sein, und daß er Despot ist gegen die Stiftungen der Alten und daß er nichts thut von allem dem, was er einem Klopstock versprochen hat, das sind nur drei Beschwerden, welche machen, daß ich über die Klopstocke, die ihn besingen, mich wundere, sie müssen's alles besser wissen, als ich! Nur sollten die Klopstocke nicht necken, sollten meinen Friedrich zufrieden lassen, den ich doch tausendmal besser, als sie, zu kennen die Ehre habe. — Daß sie Gelegenheit vom Zaun abbrechen, von meinem Friedrich etwas ihm Nachtheiliges unter die Leute zu bringen, darüber werde ich gewiß noch einmal böse! Der Cramer, was er da nicht alles so vortrefflich schwatzt von Jordan und dem König, und keine Seele hat gehört, was Jordan und der König miteinander sprachen im Krankenzimmer — denn sie waren darin, das weiß ich zuverlässig, beide ganz allein. Gualtieri horchte, dieser ein Schwager Jordan's, und — ein Priester, war hartköpfig, und ein Priester — und — alles was geschwatzt wird, kommt von diesem! Klopstock hat's von Sal — und Sal und der König sind, das wissen Sie, nun eben nicht die besten Freunde! So, mein Lieber, haben Sie nun alle meine Galle!

Ja wohl, möcht' ich nur gleich abfliegen zu Ihnen. Der Winter ist so schön, der Weg so gut. Und meine Fensterscheiben da, die sind so schön beschrieben!

Was Gott geschrieben hat auf meine Fensterscheiben,
Das möcht' ich wohl verstehn!

Wären Sie hier auf diesem Zimmer, auf welchem Sie geschlafen haben, in demselben Bett, in welchem ich jetzt schlafe, Sie sollten's mir erklären.

Es ist so herrlich geschrieben!

Von ihren Schwestern hab' ich lange nichts gehört, ich komme jetzt nicht oft nach Quedlinburg, doch weiß ich, daß die älteste noch Braut ist. — Sie sollten doch den Bräutigam mores lehren! — Tanten Nichte, die krank gewesen ist, zum Sterben, itzt aber wieder gesund sich befindet, läßt grüßen, und ich umarme meinen alten lieben Klopstock, wie der jungen. Gleim.

Unter diesen Brief war nachstehendes Gedicht geschrieben, das, soviel mir erinnerlich, wol schon gedruckt sein dürfte, das ich aber, da es kurz ist, hier wieder hersetze:

Im November 1782.

Der Vater Papst zu Rom, und der zu Hamburg sitzen
So fest, wie sonst nicht mehr, gottlob! auf ihrem Stuhl!
Der Vater Papst zu Rom, und der zu Hamburg schwitzen
Für Angst, er stürze bald! Aus Satans Höllenpfuhl
Holt auf die Engelsburg kein Peter mehr die Stützen!
Soweit hat Cäsar es gebracht!
Allein er gehe sanft, und nehme sich in Acht!
Er kann's! Und wie? und wie? wenn Er, wie Klopstock Christ,
Wie Lessing Philosoph, wie Titus Kaiser ist,
Wenn er den Frieden liebt, und sich an seinen Busen
Gepflegt die deutsche Muse schmiegt,
Und über ihre Feinde siegt,
Und wenn von aller Völker Musen
Er einst gesungen wird, und keine Muse lügt!

Obgleich nun zwischen Klopstock und Gleim eine momentane Erkaltung der Freundschaft eingetreten war, so behauptete die langerprobte doch bald wieder ihren Einfluß, zumal als Gleim seinen Klopstock in einem der nächsten Jahre besuchte.

Ich theile hier noch einen im großherzoglichen Haus- und Centralarchiv befindlichen Brief Klopstock's mit, damit derselbe eine Lücke im Briefwechsel ausfülle!

{Empf. Oldg. d. 16. Oct. 1791}
{Beant. Oldg. d. 30. Oct. 1791}

Dies Eingeklammerte ist von der Hand des Herzogs Peter Friedrich Ludwig auf dem Originale bemerkt. Das Concept einer Antwort hat sich nicht vorgefunden. Hier sei noch bemerkt, daß der Herzog Peter, ein großer Verehrer Klopstock's, durch den Bildhauer Landelin Ohmacht (geb. 1760 zu Donaueschingen in Würtemberg, gest. 1834 zu Maßburg) im Jahre 1794 eine lebensgroße Marmorbüste (ad naturam sculpsit Ohmacht DCCXCIV) Klopstock's anfertigen ließ, welche jetzt in der öffentlichen Bibliothek zu Oldenburg aufgestellt ist. Eine kleinere 8—9 Zoll hohe Büste Klopstock's von eben diesem Bildhauer wurde 1795 angefertigt und befindet sich im Besitz der Familie von Winthem.

Der Brief lautet:

Ich habe dem Hrn. von Dorgeto aufgetragen, gegen Ew. Durchlaucht eines Wunsches zu erwähnen, den ich habe. Er wird Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen Bruder genannt haben; denn ich behielt es mir vor, Ew. Durchlaucht selbst zu sagen, daß ich für meine Nichte, die von Winthem wünschte, und daß mein Bruder nur an ihrer Stelle das Geschäft, in dem Falle, daß Sie mir die Freude machten, es ihm zu überlassen, führen würde. Ich will Ew. Durchlaucht von den Schicksalen meiner Nichte nicht unterhalten, zu denen auch das gehört, daß ihr Bruder, dem die meisten seiner nicht kleinen Handlungsunternehmungen mislungen sind, jetzo kränkelt. Der

*) Stolberg's Schwester.
**) Friedrich Leopold, geb. Juli 1778.

mich selbst betrifft, so denke ich zwar mit Vergnügen daran, daß die Gräfin Luise Stolberg mich den ewigen Jüngling zu nennen pflegt; indeß bekomme ich doch zuweilen diese und jene kleine Erinnerung, welche sie zu widerlegen scheint. Die neueste dieser Erinnerungen ist, daß ich jetzt, ohne eben dasjenige zu haben, was man einen offenen Beinschaden nennt, doch das Bein von Zeit zu Zeit trocknen lassen muß. Das Schlimmste dabei ist, daß ich mich die letzte Zeit nicht mehr zu reiten getraue; denn sobald das Pferd springt, kann ich die Berührung nicht vermeiden. Doch ich werde mit dem Doctor sprechen, und ihn fragen: Ob die Berührung oder das Nichtreiten schädlicher sein würde? und dann das kleinere Uebel wählen. Ich bitte Ew. Durchlaucht mich nicht zu vergessen, wenn Sie mit Ihren, auch von mir sehr geliebten Söhnen sprechen. Sie wissen, wie sehr ich der Ihrige bin Klopstock.

Hamburg den 14. Oct. —91.

Ich hoffe, durch diese Beiträge denen, welche sich mit Specialitäten unserer Dichter abgeben, einen neuen Beweis geliefert zu haben, daß sich noch überall für Nachlesen Stoff darbietet. Ich selbst kannt noch mancherlei Briefliches mittheilen, wenn auch nicht gerade von den Koryphäen, doch von Dichtern zweiten Ranges, welche man unbilligerweise gar zu sehr beiseitegeschoben hat.

Bibliographie.

Amba. Eine Episode aus dem Mahábhárata übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Arndt, F., Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos. Sein Leben und seine Werke. Berlin, R. Lesser. 8. 10 Ngr.

Auer, Adelheid v., Schwarz auf Weiß. Novelle. Berlin, R. Lesser. 8. 15 Ngr.

Beecher-Stowe, Harriet, Kleine Füchse oder die kleinen Fehler, welche das häusliche Glück stören. Aus dem Englischen. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 16. 9 Ngr.

Bender, J., Geschichte der philosophischen und theologischen Studien in Ermland. Festschrift des königl. Lyceum Hosianum zu Braunsberg zu seiner 50jährigen Jubelfeier. Braunsberg, Peter. 1868. Hoch 4. 1 Thlr.

Béranger, Lieder und Chansons. Uebertragen von A. Laun. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

Biber, R., Carl Vogt's naturwissenschaftliche Vorträge über die Urgeschichte des Menschen. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Bismarck vor der Geschichte. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Bjurstein, H., Der Fluch der Armuth. Roman. Aus dem Schwedischen von F. Zeibberg. 3 Bde. Wien, Müller. 8. 2 Thlr.

Boegehold, J., Der Deserteur. Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. Berlin, Beck. 8. 10 Ngr.

Böhmer, E., Die evangelische Bewegung in Spanien. Ein Vortrag. Halle, Schwabe. 8. 5 Ngr.

Chlebik, F., Dialektische Briefe. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 20 Ngr.

Coozo, A., Ueber die Bedeutung der classischen Archaeologie. Eine Antrittsvorlesung. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Frauen Königreich. Eine Liebesgeschichte von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Droege, G., Der Krieg in Neuseeland. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 12 Ngr.

Durdik, J., Leibnitz und Newton. Ein Versuch über die Ursachen der Welt auf Grundlage der positiven Ergebnisse der Philosophie und der Naturforschung. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 10 Ngr.

Eggenburg, J., Tornister-Geschichten. Heft 1—9. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 4 Ngr.

Erinnerungs-Blätter an die Eröffnung des Museums zu Weimar und an die Brellerfeier. Weimar, Böhlau. Gr. 4. 6 Ngr.

Galen, P., Der Löwe von Luzern. Roman. 5 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gneist, R., Die Selbstverwaltung der Volksschule. Vorschläge zur Lösung des Schulstreites durch die preußische Kreis-Ordnung. Berlin, Springer. Lex.-8. 20 Ngr.

Gonne, C. F., Flüchtige Blicke in Natur und Kunst. Ein Beitrag zum Kunstverständniss. Dresden, Burdach. 8. 10 Ngr.

Gröber, G., Die handschriftlichen Gestaltungen der Chanson de Geste „Fierabras" und ihre Vorstufen. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 24 Ngr.

Gustav vom See, Neue Novellen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hagen, T. v., Kritische Beiträge zu Gottfrieds von Strassburg Tristan. Inauguraldissertation. Mühlhausen, Heinrichshofen. 1868. 8. 10 Ngr.

Haoh Kjöb, Tieh und Pinsing. Ein chinesischer Familien-Roman in 3 Büchern. Deutsche Säkular-Ausgabe. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Harms, L., Honnig. Vertellen un Utleggen in sin Moderspraak. Utgäwen von T. Harms. 1stes Heft. Leipzig, Naumann. 8. 4 Ngr.

Hartsen, F. A. v., Untersuchungen über Logik. Mit Rücksicht auf Apelt, Bolzano, Drbal etc. und einem Aufsatz über die Wunderfrage und einer Kritik des „teleologischen Beweises" für das Dasein Gottes. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 15 Ngr.

Haupt, Sind die Ultramontanen eine vaterlandslose Parthei? 1ster und 2ter Abdruck. Bamberg, Reindl. Gr. 8. 6 Ngr.

Helfferich, A., Das deutsche Reichsfürstenthum. Frankfurt a. M., Winter. 8. 6 Ngr.

Hildebrand, R., Ueber Grimm's Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung. Vorlesung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 5 Ngr.

Hochmuth, F. J. F., Gedichte. Luxemburg, Brück. Gr. 16. 6 Ngr.

Höfler, C., Wenzel's von Luxemburg Wahl zum römischen Könige 1376. Eine historische Untersuchung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Hübner, J., Schadow und seine Schule. Festrede. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 5 Ngr.

Alexander von Humboldt. — Zum 14. September 1869, seinem hundertjährigen Geburtstage. Als Erinnerungsblatt für das deutsche Volk. Leipzig, Hartmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Italiens Urtheil über die deutschen Zustände und die Verbrüderung der Völker. Dresden, Gärtner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Juri Samarins Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußland's. Uebersetzt aus dem Russischen. Eingeleitet und commentirt von E. Eckardt. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Kilian, A., 50 Jahre aus dem Neuwieder Leben. Neuwied, Heuser. 16. 10 Ngr.

Köpke, R., Die älteste deutsche Dichterin. Kulturgeschichtliches Bild aus dem 10. Jahrhundert. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Kulemann, R., Cornelie von Lentulus. Roman. 3 Bde. Leipzig, Rötschke. 8. 2 Thlr.

Elsässische Lebensbilder aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Bevorwortet von E. Stäbelin. Autorisirte Ausgabe. Basel, Schneider. 8. 24 Ngr.

Die Leiden des Churfürstenthums Sachsen im siebenjährigen Kriege. Darmstadt, Würk. 8. 7½ Ngr.

Marbach, O., Timoleon. Trauerspiel. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 10 Ngr.

Michelis, F., Die Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der katholischen Wahrheit und der Humbug, den die neueste Vertheidigung damit treibt. Braunsberg, Peter. 8. 6 Ngr.

Naumann, H. E. A., Beiträge zur Vor- oder Anrede der 10ten Auflage der von Dr. L. Büchner verfassten Schrift: „Kraft und Stoff". Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Naville, E., Die Pflicht. Zwei Reden an die Frauen. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Haessel. 16. 8 Ngr.

Die Krakauer Nonne und andere Klostergeschichten. Enthüllungen über das Treiben in Klöstern von Louis d'Indiscret. 1ste und 2te Auflage. Leipzig, Minde. 8. 5 Ngr.

Novellenstrauß. 1er Bd.: Stiefmütterchen von Paula Herbst. Leipzig, Rötschke. 8. 1 Thlr.

Opitz, G., Junge Lieder. Leipzig, Scholtze. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oppermann, H. A., Onno Klopp's Auslegung des nicht angenommenen Briefes von König Georg V. an den König von Preußen. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Der Weg zum Jahr 1866 und seine Nothwendigkeit für das Heil Deutschlands. Studie zur Belehrung, Verständigung und Versöhnung. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Persekutionsbüchlein. Geschichte der Verfolgungen des Evangeliums in Böhmen seit Einführung des Christenthums bis auf die Regierung Kaiser Ferdinand II. (894—1632.) Nach der lateinischen Original-Ausgabe vom Jahre 1648 deutsch bearbeitet von V. Cjerwenka. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 Thlr.

Perty, M., Die Natur im Lichte philosophischer Anschauung. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Plitt, H., Zinzendorfs Theologie. 1ster Bd. Die ursprüngliche gesunde Lehre Zinzendorfs, 1723—1742. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Rebbert, Sanct Ignatius und sein Orden. Paderborn, Junfermann. 8. 4 Ngr.

Die Religionsphilosophie als eine Wissenschaft für Jeden, ist reif für eine Umgestaltung. Halle, Hermann. 8. 10 Ngr.

Rosenthal, D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. 3ter Bd. 1ste Abth. Frankreich. Amerika. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schaumayr, C., Nord und Süd. Geographisch-ethnographische Studien und Bilder. Als Beitrag zur Verständigung, zugleich als Reisehandbuch. Braunschweig, Bruhn. Gr. 8. 25 Ngr.

Schießl, J., Gedichte eines Süddeutschen. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 16. 18 Ngr.

Schulte, J. F. Ritter v., Die Stifte der alten Orden in Oesterreich. Ihre Aufgabe, Stellung, Wirksamkeit. Giessen, Roth. Gr. 8. 10 Ngr.

Seligmann, L., Die Antigone des Sophokles. Ein Beitrag zur Antigone-Litteratur. Halle, Heynemann. Gr. 8. 1 Thlr.

Shakespeare's, W., dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, F. Freiligrath, O. Gildemeister ꝛc. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. 20stes Bdchn.: König Lear. Uebersetzt von G. Herwegh. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Sibylla, Herzogin von Jülich-Cleve-Berg, Briefe, an ihren Gemahl Johann Friedrich den Grossmüthigen, Churfürsten von Sachsen. Aus dem S. Ernest. Gesammt-Archive herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Veröffentlicht durch den bergischen Geschichts-Verein. Bonn, Marcus. Gr. 8. 25 Ngr.

Springer, A., Die mittelalterliche Kunst in Palermo. Bonn, Marcus. Gr. 4. 1 Thlr.

Târanâtha's Geschichte des Buddhismus in Indien. Aus dem Tibetanischen übersetzt von A. Schiefner. St. Petersburg. Lex.-8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Temme, J. D. H., Die Erbgrafen. Roman. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wickede, J. v., Joachim Slüter, oder: die Einführung der Reformation in Mecklenburg. Historischer Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von

seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von

Friedrich Nippold.

Zweiter Band:

Schweiz und England.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erste Band: Jugendzeit und römische Wirksamkeit, hat denselben Preis.)

Dieser lange erwartete zweite Band von Bunsen's Leben und Memoiren wird das lebhafte Interesse, welches dieses Werk wie in England (wo sofort eine zweite Auflage desselben nöthig wurde) so auch im Vaterlande Bunsen's erregt, sicherlich noch steigern. Besonders verdienen die darin zum ersten male veröffentlichten, in der englischen Ausgabe nicht enthaltenen Auszüge aus den Tagebüchern Bunsen's in den Jahren 1848 und 1849 sowie die Mittheilungen über seinen Verkehr mit König Friedrich Wilhelm IV. nach und vor dessen Thronbesteigung, namentlich aber nach 1848, die allgemeinste Beachtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Ludewig Heinrich Christoph Hölty.

Nebst Briefen des Dichters

herausgegeben von

Karl Halm.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hölty's Gedichte erscheinen hier in ihrer ursprünglichen Fassung, wie sie der Herausgeber theils nach den ersten Drucken, theils nach den Originalmanuscripten kritisch wiederhergestellt hat. Die beigefügten abweichenden Lesarten sowie die zum ersten mal gedruckten Briefe Hölty's verleihen der Ausgabe besondern Werth für Literarhistoriker wie für alle Freunde deutscher Poesie.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von **Karl Gutzkow.**

Dritte Auflage.

Neun Bände. 8. Geheftet 4 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 6 Thlr.

Diese neue dritte Auflage des berühmten Romans, eines Culturgemäldes der Gegenwart voll umfassendster Anregung, ist durch ein interessantes neues Vorwort des Verfassers eingeleitet, worin die römische Frage in ihrem heutigen Stande scharf und treffend beleuchtet wird.

Um das Werk in immer weitere Kreise zu verbreiten, wurde bei dieser neuen Auflage ein so wohlfeiler Preis gestellt, daß er nur noch ein Drittel des Preises der ersten Auflage beträgt. Die neue Auflage liegt bereits vollständig vor, kann aber auch nach und nach (in 9 Bänden zu je 15 Ngr.) durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Paulus.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit einer Karte.

8. Geheftet 2 Thlr. (Auch in 8 Lieferungen zu je 7½ Ngr. zu beziehen.) Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Gleichzeitig mit dem französischen Original ist dieses mit Spannung erwartete neue Werk Renan's über den Apostel Paulus in einer vom Verfasser autorisirten deutschen Ausgabe erschienen. Der „Paulus" schließt sich eng an die beiden berühmten Werke des Verfassers „Das Leben Jesu" und „Die Apostel" an und hat bereits gleich lebhafte Theilnahme wie diese in den Kreisen der Theologen und der gebildeten Laien gefunden.

In demselben Verlage erschien:

Die Apostel. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Wohlfeile Ausgabe von Humboldt's Briefwechsel mit Heinrich Berghaus.

Alexander von Humboldt's Briefwechsel mit Heinrich Berghaus

aus den Jahren 1825 bis 1858.

Zweite wohlfeile Jubel-Ausgabe.

Drei starke Bände. Gr. 8. Nur 2½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben des Generals von Scharnhorst.

Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt von

Georg Heinrich Klippel.

Zweiter Theil.

Drittes und viertes Buch. 1793 bis 1801.

8. Geh. 2 Thlr.

(Der erste Theil, mit dem Bildnisse Scharnhorst's, kostet 1½ Thlr.)

Eine Biographie Scharnhorst's, dieses echt deutschen Mannes, von Arndt „Der Deutschen Waffenschmied" genannt, darf gerade in unserer Zeit auf die wärmste Theilnahme rechnen. Das vorliegende Werk hat aber um so größern Werth, weil der Verfasser ein sehr reichhaltiges handschriftliches Material benutzen konnte, das den frühern Biographen Scharnhorst's verschlossen war. Es verdient nicht blos Militärs und Historikern, sondern den weitesten Kreisen des deutschen Volks empfohlen zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 16. September 1869.

Inhalt: Ein poetisches Kaleidoskop. Von Rudolf Gottschall. — Oesterreich bis zum Jahre 1809. Von Hans Prutz. — Neue Romane. — Feuilleton. (Eine wissenschaftliche Biographie Alexander von Humboldt's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein poetisches Kaleidoskop.

Einförmigkeit darf man der deutschen Dichtung wahrlich nicht zum Vorwurf machen; wenn man unser poetisches Kaleidoskop schüttelt, so kommen alsbald die verschiedenartigsten Figurationen zum Vorschein. Von dieser Vielseitigkeit der aneinanderschießenden Formenbildung wollen wir unsern Lesern einen Begriff geben, indem wir vier Dichter herausgreifen, deren Dichtweise so heterogen ist, daß man sie kaum für Söhne einer und derselben Epoche halten dürfte. Daß unsere Lyrik so durchweg verwaschen sei, wie oft behauptet wird, ließe sich schon durch unser poetisches Kaleidoskop widerlegen; eher dürfte man befürchten, daß hier und dort die Originalität sich in Manier verwandelt, und eine barocke Buntheit, welche auch alle erdenklichen Spitzen und Härten der Sprache herauskehrt, an die Stelle der harmonisch gefärbten und klar gezeichneten Gestaltungen tritt, in denen sich der classische Adel der Dichtung ausprägt.

Also — greifen wir zu und schütteln wir.

1. Hohenfriedberg. Von C. F. Scherenberg. Berlin, F. Duncker. 1868. Gr. 8. 25 Ngr.

In dieser Dichtung herrscht der militärische Bravourstil, der alle Schlachtgemälde Scherenberg's charakterisirt. In „Waterloo" nahm dieser Stil den edelsten Aufschwung und brachte es zu wahrhaft dichterischer Bedeutung; einzelne Partien des Gedichts, wie die historische Einleitung mit ihrer begeisterten Haltung und ihren großen Perspectiven, die Schilderung der Stimmung vor der Schlacht, des großen Reiterkampfes u. a., mit der gedrungenen Energie der Zeichnung und dem blitzartig leuchtenden Colorit dürften dauernden Werth behalten. Eine moderne Schlacht läßt sich nun einmal nicht in Homerischer Art und Weise schildern; es spielen in den Massenkampf so viele Elemente militärischer Technik mit herein, daß die Kunst des Dichters darin besteht, Widerstrebendes in dem Guß der Begeisterung mit fortzuführen und den technischen Rest durch dichterische Anschaulichkeit zu adeln. Das gelang Scherenberg namentlich in seinem „Waterloo" vortrefflich, und abgesehen von einiger Trü heit durch zu häufige Sprachmengerei und allzu lakonischen Parolebefehlstil machte die Dichtung, da sie in das dichterische Element der Begeisterung und Stimmung getaucht war, einen künstlerischen Eindruck. Hierzu kam, daß die Entscheidungsschlacht von Waterloo in ihrer großartigen historischen Bedeutung noch einmal das ganze Pathos der Befreiungskriege in sich zusammenfaßte, daß also der Dichter auch mit großen geschichtlichen Ziffern rechnen konnte und nicht aufging in blos äußerlicher Schlachtenmalerei.

Diese Bedeutung fehlte den spätern Schlachtenbildern: „Leuthen", „Ligny", „Abukir", damit auch der grandiose Wurf des Ganzen und die allgemein menschlichen Züge, wie die Stimmung vor der Schlacht u. dgl. m., was der Dichter, wenn er sich nicht wiederholen wollte, doch in den spätern Schlachtgedichten nicht noch einmal darstellen konnte. Hierzu kam, daß der Kraftstil sich allmählich in eine Manier verwandelte, gegen deren Lässigkeit, Gewaltsamkeit und Verzerrtheit, gegen deren beliebte, stets wiederkehrende Sprachwidrigkeiten die Wächter der ästhetischen Bildung Protest einlegen mußten. Diese Manier ist nun auch in der neuesten Dichtung: „Hohenfriedberg", sehr scharf ausgeprägt. Ueberdies ist die Schlacht bei Hohenfriedberg keine historisch wichtige Entscheidungsschlacht und hat vor den andern Schlachten des zweiten Schlesischen Kriegs, vor Sohr und Kesselsdorf nur das voraus, daß sie in dem Geßler'schen Reiterangriff ein kriegsgeschichtlich glänzendes und auch für dichterische Schilderung günstiges Moment enthält. Wenn aber alle Schlachten der Schlesischen Kriege, des Siebenjährigen Kriegs, der Befreiungskriege in solcher Vereinzelung zu Gegenständen der Dichtung gemacht werden sollten, so würde unsere Literatur mit einer fabrikmäßigen Bataillenpoesie bedroht, die sich zuletzt von der gereimten Kriegschronik wenig unterscheiden dürfte. „Hohenfriedberg" ist der preußischen Armee gewidmet in folgenden lapidar gedrungenen Stanzen:

Ihr Braven, nehmt in frische Siegeskronen
Kamradlich auf ein Blatt, das nur noch grün
Wie 's alte Denkmalerz aus Siegskanonen,
Ein Blatt aus Hohenfriedbergs Sonnenglühn,
Als Friedrich frug, kraft seiner Legionen:
„Weß Adler schirmt der deutschen Eiche Blühn,
Daß sich der Baum nach allen Erdenweiten
Entfalt' in allen seinen Herrlichkeiten?"

Ihr gabt so glorreich Antwort auf die Frage,
Als schlüg das eh'rne Schicksal selber drein,
Ihr sangt euch selbst mit schnellem Schwertesschlage
Und zogt, ein dröhnend Riesenepos, ein —
Verwirklicht sahn wir alle Heldensage.
Ja, Preußens Adler, du wirst Schirmherr sein,
Aus welchem Himmel Sturmnacht auch gezogen;
Dem bleibt die Sonne, der sie so erflogen.

Diese Verse sind die glänzendsten der Dichtung.

Hierauf folgt eine Art politischer Ouverture in frisch volksthümlichem Marschtakt und allerlei drastischen Wendungen, z. B.:

Nun tritt ihr Franzl, Gott sei's geklagt,
Als Kaiserleiche in Scene —

oder:

Schon sangen im leipz'ger Concert sie durch
Ihm 's Schwanenlied donnertönig:
„Sei Friedrich nur Markgraf von Brandenburg
Und nicht mehr Preußens König!
Der allen uns just so unbequem,
Wie uns dein Königreich angenehm."
Schon wollt' man die Löwenhaut theilen,
Und blos weil man, bei Licht beschaut,
Den Löwen noch nicht hatte zur Haut,
So ließ man's noch einstweilen.

An diese Einleitung schließt sich eine Schilderung des Ziethen'schen Rittes, der sich mit seinen Husaren, dem Befehl des Königs folgend, durchschlägt, um das abgeschnittene Corps des Markgrafen von Schwedt herüberzuholen. Diese Schilderung nimmt fast die Hälfte der Dichtung ein. Die Kriegslist des wackern Ziethen wird mit burschikosem Soldatenhumor dargestellt, der Dichter fühlt offenbar besonderes Behagen in der Ausmalung dieses militärischen Abenteuers, welches für die Schlacht selbst doch nur die Bedeutung einer Episode hat. Nach einer Darstellung des Kampfes, in welchem Dumoulin die Sachsen zurückdrängt, werden dem Hauptkampf bis zur Attake des Dragonerregiments Baireuth nur einige Verse gewidmet; diese Attake wird farbenreicher ausgemalt, obgleich sich die Darstellung durchaus nicht mit derjenigen des großen Reitergefechts in „Waterloo" messen kann.

Der Dichtung fehlt alle künstlerische Läuterung; der Barock- und Zopfstil der damaligen Zeit ist hier und dort mit einer Treue wiedergegeben, deren Gallicismen das Kunstgewand der Dichtung bedenklich durchlöchern, und die Knappheit des Ausdrucks streift ebenso oft an das Unschöne wie an das Unverständliche.

Es ist dies um so mehr zu bedauern, als Scherenberg auch in diesem Gedicht wiederum zeigt, daß er echte poetische Intuition besitzt, und daß er mit vollen Händen jene inhaltsschweren Metaphern auszusäen versteht, von denen oft eine einzige bezeichnender und schlagkräftiger ist als eine lange mühselig auseinandergezerrte Schilderung. Verse wie die folgenden:

Abwälzt sich der Erzstrom, die Erde bebt
Von lavaschwerer Cascade,
Mit nieder die Heereswüste schwebt,
Als wenn mit der Bundesarmade
Die ganze Bergwand her sich schiebt,
Ihr voran, wie 's Geröll vorm Bergrutsch stiebt,
Des Leichtvolks Schwärme schwirren,
Der rothe Kroat, der blaue Pandur,
Hellustig, wie durch Roggenflur
Die Feuer- und Kornblumen flirren —

oder:

Da lüftet das wehende Morgengrau
Das schwarze Nachtgeschleier,
Streift weg sein Geflatter, auf Lagerau
Verglimmen die Biwachtfeuer,
Verlöschen, sinkend in Aschentod;
Anzündet drüber purpurroth
Sich an der Berge Stirne
Des kommenden Tages Hochsanal,
Nachlichtet sich das dampfende Thal,
Durchglitzert vom goldigen Firne.

Der Junihimmel sprengt flüsternd ein
Mit Rosenwasser die Saaten
Sie priesterfeierlich einzuweihn
Zum Tanzplatz für die Soldaten,
Schier ein paar hunderttausend da,
Zu tanzen um Frau Victoria,
Die, wenn auch gefährlich zu lieben,
Doch für ein richtig Soldatenherz
Vor allen Liebsten allerwärts
Die Allerliebste geblieben —

und manche andere tragen das Gepräge eines kernig Dichtertalents. Wie viel Unmögliches und Unsaglich wie viel Geschmackloses und Bänkelsängerartiges müß wir dafür mit in den Kauf nehmen! Die Verse laß sich als Verse mit vier Hebungen und Senkungen betra ten, dann darf man über die unreinen Daktylen, die f sogar bisweilen in schwerwuchtende Molosse verwandel z. B.: „Und Zufalls blind launischer Gnade", nicht wei klagen. Unreine oder hart apostrophirte Reime wie „Za und „beid'", „ward" und „gepaart" begegnen uns auf je Seite; ebenso schwer zu enträthselnde Ausdrücke wie:

Deine Blauen, verzweifelt durch Schlapperment,
Ins grüne Gras zu beißen.

Welches unverständliche Kauderwelsch durch den schna bärtigen Lagerhumor und seine Kunstausdrücke, sowie du die verwickelten Constructionen bisweilen herauskomm davon noch ein Beispiel:

„Die Scharte", jubelt's, „habt ausgewetzt ihr!"
Doch, weil die Patronenbeißer
Auch Aerger brauchten zu ihrem Plaisir,
Ein Gusto vom Fuchtelaufschmeißer,
So fuchste man sich schließlich noch,
Daß man gegessen und getrunken doch
Zu wenig in böhmischen Auen —
Was allerdings höchst ärgerlich
Für einen, der verpflichtet sich
In alles brav einzuhauen.

Ja mancher desperat mal schrie,
Wie wenn's noch drinnen brennte,
Ließ das verpfaffte Böhmakenvieh,
Das Ketzern die Lust nicht gönnte,
Noch baumeln, abgefaßt im Geist,
Als Warn-Exempel, was es heißt:
Zu kommen den blauen Bravouren —
Fechtend für ihres Königs Spruch:
Jedem das Seine, bis alle genug —
Mit Hunger- und Durstes-Curen.

Ursprüngliche Dichterkraft, oft großartig in einzelnen
ıdungen, drastische Frische und Anschaulichkeit auf
einen Seite; auf der andern gänzlicher Mangel
künstlerischem Bewußtsein, edler Haltung, geläuter-
Form — das sind Vorzüge und Mängel dieser
illenpoesie.

Buddha. Epische Dichtung in zwanzig Gesängen. Von
oseph Victor Widmann. Bern, Dalp. 1869.
r. 8. 1 Thlr.

Einen scharfen Gegensatz gegen die genial zerhackten
e Scherenberg's bilden diese ottave rime Joseph
r Widmann's, eines auch in seinen Tragödien nach
terter Kunstform strebenden Dichters, der an den
schen Traditionen festhält. Gegenüber dem martialisch
hen, militärisch burschikosen Ton Scherenberg's und
wenig disciplinirten Metrik, die eben mit der Feld-
und nicht mit dem Paradehelm erschien, sehen wir
die Dichtung in das anmuthig wallende Gewand der
nischen Strophen gehüllt, ohne Risse und Sprünge,
atter Harmonie und sauberer Ausführung. Und wie
Scherenberg kampflustige Bravour, so herrscht hier
ertige Milde. Ja, gegenüber der Verherrlichung des
s, die sich in den dichterischen Schlachtgemälden
ägt, bildet den Grundton der Dichtung „Buddha"
erwerfung des Kriegs, das Evangelium des Friedens,
iebe.

Der Held Buddha, Siddharta, erscheint zuerst als ein
sprinz, den aber ein Gang über das Schlachtfeld,
Anblick der Verwundeten und Todten, des ganzen
der Menschheit, plötzlich von allen Kriegsgelüsten
Statt den Sieg zu benutzen, führt er sein Heer
und weigert sich auch, den Krieg als Feldherr
führen gegenüber dem erzürnten Verlangen seines
risch gesinnten Vaters, des Königs, der sogar im
ausbruch einen Speer nach dem Sohne wirft. Die
same innere Wandlung macht aus Siddharta einen
r, einen Religionsstifter und Friedensapostel. Seinem
seinen Gebeten gehorchen die jenseitigen Götter nicht;
ubt daher nur an die in der Welt selbst lebendige
eit. Der einsame Denker findet seine Gemeinde
den Auswanderern von Kaschmir; er predigt ein
der Liebe, der Menschlichkeit, umarmt den Paria,
nmert die Schranken des indischen Kastenwesens.
ndringlichsten tönt seine Rede von den Schutthaufen
rtrümmerten Herrscherstadt. Nachdem Versöhnung
npfenden Völker geeinigt hat, läßt sie Buddha den
legen, sein Evangelium treu zu bewahren, und ver-
det dann in der Morgendämmerung.

ne Liebesepisode von indischer Zartheit, erinnernd
milden Hauch, der die „Sakuntala" durchweht, ist
Handlung eingefügt. Die schöne Sanumati ist
htes Lotosblumenkind. Das verwaiste Mädchen,
n Scheiterhaufen an der Leiche der Mutter trauert,
em edeln Fürstensohn, der sie einladet, mit ihm
mmen:

Dies sinnend ließ das Mädchen es geschehen,
Daß sanft Siddharta sie von hinnen zog.
Noch rauschten einen Gruß im Abendwehen
Die Wipfel ihr, und wie der Wind sie bog,
So ließen sie die ersten Sterne sehen
Und Wolkenheere, die der Mond durchflog.
Ein Traum schien alles; aber im Gemüthe
Der beiden drängte Blüte sich an Blüte.

Das indische Colorit in Natur-, Volks- und Sittenschilderungen tritt nicht aufdringlich, nicht brennend und bunt, aber sanft und anmuthend hervor. Die Dichtung ist vielleicht für ihren Inhalt etwas zu gedehnt, namentlich in dem zweiten Theil, welcher Buddha's Priesterthum feiert; sie hätte durch größere Concentration gewonnen; aber auch wie sie ist, führt sie uns nirgends auf jene epischen Sandwege, auf denen man watend fahrend, wie Jean Paul sagt, einschläft; sondern der philosophische Geist, der sie durchweht, hält stets unsere willig lauschende Aufmerksamkeit wach. Ist doch das Thema an und für sich bedeutend und trotz der Zeitferne der Gegenwart geistig naheliegend. Die Verwandtschaft zwischen dem Buddhismus und dem Christenthum in Betreff der Reinheit und Menschlichkeit der gepredigten Sittenlehre ist oft hervorgehoben worden. In neuerer Zeit hat aber die Schopenhauer'sche Philosophie manche buddhistische Lehren dem Zeitbewußtsein nahe gelegt, namentlich die buddhistische Moral des Mitleids und der Weltverneinung in sich aufgenommen, sodaß hier ehrwürdig Altes und epochemachend Neues sich berühren.

Das Verschwinden Buddha's mag vielen nicht als genügender Abschluß erscheinen, es entspricht nicht ganz dem indischen Nirvâna. Wol aber mag der Weisheitslehrer sein Werk mit Recht für vollendet halten, wenn seine Lehren in großen Volksgemeinden Wurzeln geschlagen haben.

Joseph Victor Widmann hat durch diese Dichtung von weicher Schönheit und harmonischer Form sich ein Recht erworben, unter den bessern Dichtern der Gegenwart mitgenannt zu werden. Ex ungue leonem — und so mögen die nachfolgenden Proben dazu dienen, das Urtheil der Kritik, das in Bejahung und Verneinung, in Verherrlichung und Verwerfung leicht den Anschein eines dictatorischen Machtspruchs gewinnt, durch unmittelbare Appellation an das Urtheil der Leser zu rechtfertigen; sie werden die Klarheit der Gedanken und Schilderungen, die Grazie dieser Reimverschlingungen, die nirgends unschön zwingend auf den dichterischen Stil wirken, nirgends zu syntaktischen Verrenkungen oder zu Schiefheiten des Ausdrucks führen, sie werden das edle Gleichmaß der Empfindung, das in der Dichtung herrscht, jedem unbefangenen Sinn darlegen. Wol kann man hier und dort an Einzelheiten mäkeln; unter den epischen Vergleichungen finden sich einige, welche allzu Ungleichartiges durch ein gemeinsames tertium comparationis aneinanderheften, wogegen wir uns in unserer „Poetik" erklärten. Denn bei den ausgeführten Bildern des epischen Gleichnisses genügt nicht das Richtige und Zutreffende des Vergleichungspunktes; wenn unsere Phantasie zu gewaltsam in eine andere Sphäre durch das Gleichniß versetzt wird, verliert sie die Einheit der Stimmung. So schildert Widmann ein Schlachtfeld, im ganzen schön und klar, ohne Uebertreibungen und Verzerrungen; dabei vergleicht er aber die Geier mit Bajaderen:

Wie schlanke Bajaderen oft im Reigen
Wetteifernd schweben und mit kühnem Sprung
Als Meisterinnen ihrer Kunst sich zeigen —
Ihr Auge leuchtet vor Begeisterung —

So ſah man hier jetzt auf- und niederſteigen
Die weißen Geier und mit raſchem Schwung,
Wenn ſie ihr Theil erhaſcht, zum Horſt enteilen;
Und in der Luft noch kämpften ſie zuweilen.

Der Vergleichungspunkt des ſchwebenden Schwungs iſt gewiß zutreffend. Doch einestheils führt der ausgemalte Bajaderentanz uns ganz vom Schlachtfeld ab in den Bereich entgegengeſetzter, lebensluſtiger Stimmung, anderntheils iſt die Ungleichheit zwiſchen tanzenden Bajaderen und nach Raub ausſpähenden Geiern zu groß, als daß ſie die Wirkung des Bildes nicht lahm legen ſollte.

Hören wir eine Friedensrede Buddha's:

„Der Purpur", ſprach er, „den die Kön'ge tragen,
Wird wol geprieſen als ein Segenskleid,
Doch laßt von beſſerem Gewand Euch ſagen:
Den Bettlermantel rühm' ich, der das Leid
Der ganzen Welt, der einer Menſchheit Klagen
In ſeinen Falten hegt. Das Glück weckt Neid.
Wer lauſcht den Worten von des Thrones Stufen?
Doch hört weithin man ſtiller Dulder Rufen.

„Ein König mag dem Feind die Macht wol mindern
Und mag vielleicht beſchirmen ſein Gebiet.
Doch Leiden gibt es, die er nicht kann lindern
Und Wunden, die kein Königsauge ſieht.
Auch hilft ſein Arm nicht allen Menſchenkindern,
Eng iſt der Grenzwall, der ſein Reich umzieht;
Weit iſt die Welt, und tauſend Völker weinen
Und harren, ob das Heil nicht will erſcheinen.

„Das Heil kommt nicht mit Schwertern und mit Spießen,
Kommt nicht in ſtaubumwölkter Heeresmacht;
Wie ſanfte Mondesſtrahlen niederfließen,
So naht es ſich der Welt in ſtiller Nacht.
Aus dürrem Stab des frommen Wandrers ſprießen,
Vom Feuer ſeiner Hand zum Blühn erwacht,
Die Zweige, die zum mächt'gen Baume werden,
In deſſen Schatten ruhen Hirt' und Heerden."

Das Flehen Siddharta's zu den Göttern und der Ausbruch ſeiner Verzweiflung iſt in folgender Weiſe dargeſtellt:

Siddharta ſprach: „In euerm Himmelsſaale,
O gute Götter! höret mein Gebet.
Euch iſt es leicht, mit einem einz'gen Strahle
Mir Troſt zu ſpenden; höret mein Gebet.
O! gießet Balſam aus der Segensſchale
In meine Wunde. Höret mein Gebet!
Gebt mir ein Zeichen, daß in euern Armen
Die Welt ihr tragt mit liebendem Erbarmen.

„Gebt mir ein Zeichen, daß nicht ſo verlaſſen,
Wie mich's bedünkt, die armen Menſchen ſind,
So will den Fuß des Altars ich umfaſſen
Und wiederkehren als ein gläubig Kind,
Will meines Herzens finſtern Argwohn haſſen
Und Buße thun und ſprechen: Ich war blind,
Daß ich der Götter Wirken nicht erkannte
Und dieſe Welt die Gottverlaſſne nannte.

„O! gebt ein Zeichen. Tauſend Himmelsfunken
Sprühn oft um nichts zur Nachtzeit erdenwärts.
So ſendet einen jetzt! Macht freudetrunken
Durch ſeinen Glanz mein angſterfülltes Herz.
Iſt dieſe letzte Hoffnung mir entſunken,
Wo ſetz' alsdann ich Grenzen meinem Schmerz?
Ihr müßt, o Götter! Gebet mir ein Zeichen,
Daß Menſchenhände bis zum Himmel reichen."

So betete ſein Herz, und auf dem Steine
Kniet' er und ſah empor erwartungsvoll.
Doch nirgends regte ſich's. Nur aus dem Haine
Am Felſenhang ein kurzer Schrei erſcholl
Und das Geräuſch zerbrechender Gebeine, —
Da ſprang Siddharta auf, und furchtbar ſchwoll
Sein Herz vor Jammer und vor jähem Grimme,
Dies aber rief er aus mit lauter Stimme:

„Nichts ſeid ihr, Götter! Während hier ich zage,
Ausſchüttend meinen Schmerz vor euerm Thron,
Zerbricht das Raubthier dort mit mächt'gem Schlage
Den Rücken der Gazelle, wie zum Hohn,
Daß ich in tollem Wahn zu hoffen wage,
Es dringe der Verfolgten Jammerton
Zu euern Herzen durch die dichte Wolke.
Fern aber ſeid ihr, fern von allem Volke!

„Doch ha! Was hofft' ich Thor, es werde hören
Der Himmel meiner Worte bloßen Schall,
Da kräft'ger als mit Worten ihn beſchwören
Des Jammers düſtre Bilder überall
Und ſeinen heitern Glanz doch nirgends ſtören!
Was iſt ihm einer Menſchenſtimme Hall,
Da ſtumme Blicke der zum Tod Geführten,
Da Mutterthränen niemals noch ihn rührten!

„Weh mir! Wie bin ich hülflos und verlaſſen!
Wie arm ſind alle, die durchs Leben gehn,
Die auf dem Schmerzenslager jetzt erblaſſen,
Und die das Licht zum erſten male ſehn!
O! du, mein Herz, wie willſt dies Leid du faſſen?
Um alle deine Freuden iſt's geſchehn!" —
So rief er aus mit klagender Geberde
Und warf im Schmerz ſich nieder auf die Erde.

Die Anklagen gegen die Lügen der Natur und ihre Täuſchungen lauten in melodiſchem Klageton:

„O lügneriſche Mutter aller Dinge!
Weshalb doch ſchmückſt du jährlich deinen Schos?
Damit ihm junge Lebensluſt entſpringe,
Und denkſt im Schaffen doch der Stunde blos,
Wo das Geſchaffne ſchnell dein Mund verſchlinge!
Wie fein die Liſt! Und deine Gier, wie groß!
Ein duftend Brautbett ſcheinſt du zu bereiten —
Und Todesgötter ſtehn zu beiden Seiten.

„Mit ſonn'gem Lächeln ſchmeichelſt du dem Baume,
Mit ſanftem Hauche zwingſt du ihn zu blühn,
Nun lockt er ſelbſt zu ſeinem duft'gen Raume
Den Vogel, der aus Halmen weich und grün
Sein Neſt ſich flicht und, wie berauſcht vom Traume
Der Frühlingsluft, mit Liedern friſch und kühn
Sich die Gefährtin ſucht, und beide wohnen,
Ein jubelnd Paar, in blätterreichen Kronen.

„Und wer den Schall der Luft auf allen Zweigen,
Den Wonnegeſang vernimmt, der ſtimmt mit ein.
Die Schmetterlinge freuen ſich im Reigen,
Und Leben pocht im lebensloſen Stein.
Dann kommt die Nacht; die dunkeln Wälder ſchweigen,
Doch tönet noch vom Teich der Hirſche Schrein,
Und ſchmeichelnd zeigt der ſtaunenden Gazelle
Ihr eignes Bild die mondbeglänzte Welle.

„So wirbt Natur mit gleißneriſcher Schöne
Um ihres ew'gen Daſeins Unterpfand,
Streut Sonnenglanz und helles Luſtgetöne
Und bunten Blumenſchmuck aufs weite Land,
Lockt auch die leicht verführten Menſchenſöhne,
Ausſtattend mit verſchwenderiſcher Hand
Das Weib, ſo ſchön, daß Götter niederſteigen
Und auch die Weiſen ſich wie Thoren neigen.

„Und niemand ſieht die Nacht! Von deinen Sonnen
Iſt trunken jedes Aug' und jedes Herz.
Die Seele denkt nur ihre neuen Wonnen
Und nicht den eignen, nicht den fremden Schmerz.
Und doch bricht an die Stunde, wo die Bronnen
Der Freude ſtehn verſiegt; es ſchweigt der Scherz;
Das Lied erſtirbt dem Sänger in der Kehle,
Und Todesangſt umkreiſt die bange Seele.

„Es rinnt ein Strom ins Meer der Ewigkeiten
Und wälzt die ganze Welt in seinem Schos,
Erloschne Sterne, welke Blumen gleiten
Auf ihm dahin, und er ist breit und groß.
Was Erd' und Himmel Liebliches bereiten,
Es ist zuletzt des Stromes Beute blos. —
Du Frühlingsantlitz mit so hellen Zügen,
Du Sonnenpracht — wie darfst so grell du lügen?"

So spricht nur ein echter Dichter, und er spricht in einem von jeder Grimasse freien, krystallklaren Stil.

3. Vom Kothurn der Lyrik. Gedichte von Karl Ziegler (Carlopago). Salzburg, Mayr. 1869. 16. 16 Ngr.

In diesen Gedichten ist wiederum eine gänzlich verschiedene Tonart angeschlagen. Hier herrscht der Stil des Erhabenen vor, der Oden-, Hymnen- und Dithyrambenstil mit größerer Kühnheit der Wortbildungen, größerer Freiheit der rhythmischen Bewegung, grandioser Architektur des Strophenbaues, und in Gedankenund Empfindungen jener Aufschwung, den die höhere Gattung der Lyrik verlangt. Wir haben in unserer „Poetik" mehrfach darauf hingewiesen, wie wünschenswerth die Pflege dieser Gattung ist, damit unsere Lyrik sich nicht ganz in den leichten Blättern der Empfindung verzettle oder in den mittlern Regionen sinniger Reflexion mit ausschließlicher Vorliebe verweile. Unsere Mahnung ist nicht vergeblich gewesen, wie viele Gedichte von Robert Hamerling und von Karl Ziegler beweisen; die Ode, längere Zeit ein Fremdling in unserer Poesie und auch jetzt noch den meisten fremdartig, tritt wieder über die Schwelle unserer Lyrik; der Zug des Großen, Bedeutenden, untergegangen im Cultus der auf dem Klavier geklimperten Lieder und der Gedankenguirlanden, wie sie beschauliche Dichtweise sinnig und träumerisch, aber nicht mächtig und schwunghaft zu winden pflegt, macht sich wieder geltend.

Karl Ziegler besteigt mit vollem Bewußtsein den „Kothurn der Lyrik" und streut von demselben seine Oden, Hymnen, Dithyramben, Phantasien, Rhapsodien und Elegien aus. Es findet sich darunter vieles, was die echte Schwungkraft des Dichters beweist, freilich auch manches, aus dem uns nur die Absicht, die gleichsam versteinerte Geste des Grandiosen entgegentritt. Denn wie der Werth der Gattung, ist auch ihre Klippe von Haus aus klar. Der Aufwand der Form und die geistige Bedeutung müssen sich decken. Ist dies nicht der Fall, so hören wir nur ein hohles, hoch aufgebauschtes Pathos, und die Kritik sammelt für die „Poetik" Proben des Schwulstes, des überspannten Stils, der schiefen Hyperbeln und der unter der Hand zerbröckelnden Kraftausdrücke ein.

Was zunächst die Form betrifft, so steht die Flora der Wortcomposita in voller Blüte. Neue und kühne Wortzusammensetzungen passen für die Ode; sie sind Sache des glücklichen Griffs, des sprachschöpferischen Talents. Wer sie mühsam zusammenleimen wollte, würde nur poetisches nürnberger Spielzeug liefern. Ziegler ist meist glücklich in diesen Compositen, wie in dem Gedicht „Sängerfahrt":

Kühn aufwallendes,
Tiefernsthallendes,
Dunkles Meer....

Eisumschimmerter,
Schneeumflimmerter
Marmorthron.

„Wolkenentragend", „stolzselig", „strahlenumzittert", „dumpfanrollend", „Meerespolypengeflecht", „Qualmwolkengedränge", „lichtbegeistert", „nachtbekriegend" und viele andere Wortbildungen geben der Sprache Gedrungenheit und echten Kothurngang. Freilich findet sich auch hier einzelnes Mislungene. Wörter wie „frühlingsmitternächtig", „frühlingdurchgossene Brust" erscheinen gesucht. „Grünumdunkelter Sonnenstrahl" gibt ein unklares Naturbild, „wonnebetrunken" erscheint als ein unschönes Zugeständniß an die Metrik statt des einzig richtigen „wonnetrunken". Und so finden sich unter derartigen Beiwörtern noch manche nebulose oder solche, deren wuchtvolles Auftreten nicht durch ihre geistige Bedeutung und Prägnanz gerechtfertigt wird.

Was Metrik und Reim betrifft, so erscheint es als ein großes Verdienst des Dichters, daß er nicht zu den veralteten reimlosen Odenformen zurückkehrt, sondern, vielleicht angeregt durch die gereimten Oden des Unterzeichneten und durch die Vertheidigung derselben in der „Poetik", gesucht hat, eine oft nach antiken Maßen geregelte Rhythmik mit dem Reime zu verbinden. Nur in solcher Weise kann die höhere Kunstform deutscher Lyrik erzeugt werden. Zwar finden sich bei Ziegler nirgends bestimmte antike Strophen, alcäische, sapphische, asklepiadeische, gereimt; darauf kommt es überhaupt nicht an; aber einzelne Verse aus diesen Strophen liegen vielfach dem metrischen Schema zu Grunde. Dann finden sich wieder Anklänge an antike Strophen, wie man das Schema der alcäischen unschwer aus der „Macht des Morgens" heraushört:

Auftaucht der Morgen neu. Sein schimmernd Auferstehn
Ergießt ein mildes Roth, und erfrischende Lüfte wehn.
Die Lerchen und die Menschenherzen steigen
Wirbelnd empor in entzückter Wallfahrt Reigen.

O Sonne, goldnes Lichtbewußtsein dieser Welt,
Prachtflamme, deren Flut nach der Ebbe der Nacht sich schwellt,
Dich sahn des Erdseins Millionen Tage
Brechen hervor aus gestirntem Sarkophage!

Du wirfst den Tod zurück zur Schattenwüstenei,
Du machst die Seel', o Licht, von dem finstern Verfolger frei!
Der Angstgespenster Nebel, sie zerrinnen,
Welche wie graues Gewölk die Brust umspinnen.

Glanz ew'ger Wahrheit wogt durchs weite Erdenthal;
Der Lüge Geister fliehn. Es verjagt sie der Sonne Strahl.
Sie taumeln fort gleich sturmzerrissnen Wettern,
Wollen nicht hören des Morgenlieds laut Schmettern.

Auch du, tiefnächtig Herz, sei wieder taghell rein!
Auf Jubelschwingen zieh in den Himmel des Lichtes ein!
Denn Lerch' und Menschenherz muß jetzo steigen
Wirbelnd empor in entzückter Wallfahrt Reigen.

Hier ist der erste Vers ein Alexandriner, und die drei andern haben einen Fuß mehr als die Verse jener Strophe, wodurch indeß ein etwas schwerfälliger Gang hervorgerufen wird. Gelungen erscheinen Strophenbildungen wie die folgenden, die aus den zwei ersten Versen der alcäischen Strophe gebildet sind:

Der höchsten Berghöhn Spitzen erklimmt' ich doch,
Wohin nur folgt, kühnschwebenden Flugs, der Aar,
Im Strom der Lüfte schwimmend zum Felsaltar,
Gleich mir verspottend, was sich im Thal verkroch!

Oder die ähnlichen der „Lenzode":

Zutiefst im Herzgrund schlummernde Liebeswelt,
In Zauberschlaf, der starr dich gefesselt hält,

Schon weht des Frühlings mächtiger Himmelshauch,
Fühlſt du nicht auch
Den Drang des Lebens, welcher die Knospen ſchwellt?

Oder die asklepiadeiſchen Verſe in folgender Strophe:

Waldborn, welcher des Thals dunkelſter Einſamkeit
Friſchaufrauſchend entquillt, laß mich Vergeſſenheit
Trinken tief aus den hellen
Silbern ſchäumenden Wellen,
Laß entſchwinden dem Blick alle die Sorgen weit!

Dagegen iſt der choriambiſche Versanprall zu jäh, gleichſam der Anlauf zu kurz in Strophen wie die folgende:

Laßt mich los, Krallen der Erddämonen!
Geiſter, weicht, ſchwindet in Nebeln leiſe!
Denn ich muß oben im Lichte wohnen.
Göttliche Kraft reißt mich aus euerm Kreiſe!
Erdenball, ſink' in die graue Ferne!
Schon umringen mich Sterne.
Seid mir gegrüßt, ewigen Domes Lichter!
Weihenden Glanz gießt um das Haupt dem Dichter!

Und noch ſchwerfälliger, allen melodiſchen Fluß aufhebend, ertönen die aufeinanderſtoßenden Längen in dem Gedicht „Im Abendglühen“:

Gebirgsgipfel, wolkenentragende, könnt' ich ſo kühn
Der Nacht trotzen, welche ſchon hüllt Thäler und Wald in ihr dunkel Gewand,
Während euch muß herrlich des Tags Strahl noch umglühn,
Tauchend das ſchneeſilberne Kleid in den roſigen Brand.

Ebenſo fallen aus aller Melodie heraus die unermeßlich langen Schlußzeilen einzelner Strophen, die man wie Maccaroni herunternudeln muß; ſo in dem Gedicht „Weit voran“:

Welt, wie biſt du zurück mir geblieben
Hinter des Geiſtes mächtigem Schwung!
Zwar, den Lenz ſah bald ich zerſtieben,
All ſein Blühn und das Glühn und das Lieben,
Doch längſt ſteh' ich im Schos der Zukunft, die ich erreichte mit kühnem Sprung —

und in der Ode „Sturmgeſang“:

Es hebt ſich der Wind;
Er heult durch die menſchenverödeten Gaſſen.
Jetzt will ich geſchwind
Die Wände, die dumpf mich umfangen, verlaſſen.
Jetzt will ich hinaus
Ins tolle Getos, in das nächtige raſende Stürmen;
Das Herz mit Gebraus
Wird hoch ſich zum Himmel empor, dem von Dunkel umnachteten, thürmen.

Doch danken wir dem Dichter die vielen Treffer in neuer Formbildung und vergeſſen darüber die einzelnen Nieten.

Der Inhalt der Oden, die an manchen kühnen Gedankenverbindungen ohne Gewaltſamkeit reich ſind, den Frühling, die Erinnerungen der Kindheit, Jugend und Liebe feiern, ohne ins Liederartige oder Triviale zu verfallen, zeigt zwar nicht einen bedeutenden und originellen Dichtergenius, aber er trägt das Gepräge eines edeln, nach dem Großen und Schönen ſtrebenden Geiſtes, der ſich namentlich in dem „Opfergeſang“: „Lodre, Flamme, du heiliges Licht“, in hinreißender Dithyrambik ausprägt. Gerade da, wo die metriſchen Formen minder ſchwierig und ausgebildet auftreten, gelingt dem Dichter oft ein vortreffliches Gedicht. Wir führen zwei von durchſichtigſter Schönheit an, Perlen der Sammlung, von denen das erſtere durch ſeine ſtrophiſche Figuration ſchon äußerlich anſprechend wirkt und ſich auch innerlich als gutgegliedert ausweiſt:

Der Längſtverſtorbenen.

Im ſchönſten Frühlingsglanz biſt wieder du erſchienen,
In holdem Maienlicht,
Geſpenſterbraut!
Ich kannte dich ſogleich aus deinen Geiſtermienen,
Doch hat dem Herzen nicht
Vor dir gegraut!

Du tratſt verklärt hervor aus tiefverſchloſſnen Grüften,
Wo du geſchlummert lang
In ſtarrem Schlaf!
Du wachteſt lächelnd auf, als Ruf von Liebesdüften
Und Nachtigallgeſang
Dich weckend traf!

Es rauſcht die Welt ringsum von neugebornen Blüten.
Sie würzen allerwärts
Der Lüfte Flut.
Laß Aug' und Wange glühn, ſo wie ſie einſt erglühten,
Daß ſich erwärmt das Herz
An ihrer Glut!

Himmel und Erde.

Oft tönt es nachts wie Lieder
Aus Sternenlippen nieder,
Als wären's Himmelsklänge,
Verliebt in Erdentöne,
Als ob das Ewigſchöne
Die arme Form des Staubes mild durchdränge.

Da muß ſich mächtig ſammeln
Der Erdenworte Stammeln.
Sie flammen auf und glänzen,
Sie gären und ſie ringen
Und wollen ſich verſchlingen,
Voll Herrlichkeit, zu reichen Liedeskränzen.

Und was im Menſchenherzen
An ſtummgebornen Schmerzen
Geruht in dumpfem Schweigen,
Das wird ertönen müſſen,
Berührt von Sternenküſſen,
Das muß als redend Himmelskind ſich zeigen.

Die Erde, ſtrahlbegeiſtert,
Erhebt ſich und bemeiſtert,
Der Endlichkeit vergeſſen,
Sich kühn der goldnen Sterne,
Und will des Himmels Ferne
An ſich mit Armen des Entzückens preſſen.

Aufs neu zum Licht geboren,
Zur Himmelsbraut erkoren,
In höchſtem Liebesſchwunge,
Vergißt ſie Grab und Sterben
Und all des Staubs Verderben,
Und Lebenshymnen jauchzt die Todeszunge.

4. Der neue Tanhäuſer. Berlin, Reichardt und Zander. 1869. 8. 5 Ngr.

Wieder eine gänzlich andere Tonart! Wie Ziegler an Klopſtock und Platen, ſo klingt der Dichter des „Neuen Tanhäuſer“ an Heine an; aber er iſt kein blinder Nachtreter, er hat auch eigene Saiten auf ſeiner Leier und mit Heine vor allem die Grazie und Keckheit gemein, mit welcher die ſinnlichen Liebesmyſterien behandelt werden. Der neue Tanhäuſer iſt ein Don Juan, der ſeine Frau Venus in den verſchiedenſten weiblichen Weſen verwirklicht findet und uns Kunde davon gibt in graziöſen Novellen, wie das mit ſeinem Humor erzählte Abenteuer mit der Schwedin, oder in feurigen Liebesgedichten. Auch findet ſich unter dem Mitgetheilten ein ſinnreiches philoſophiſches Gedicht, die Begegnung Fauſt's mit Ahasver in Auerbach's Keller. Jener möchte ſeine Liebe zur ſchönen

Helena gern verewigen, während sich Ahasver ihm und diesem Wunsch mit den Worten gegenüberstellt:

Du dürstest also immerdar zu leben?
Dem Augenblick die Ewigkeit zu geben?
Sehr sonderbar! Für mich wär' höchstes Glück,
Schrumpft' Ewigkeit mir ein zum Augenblick,
Und diesen Augenblick macht' ich zum Nichts,
Zum raschen Jetzt die Stunde des Gerichts.

Er heilt Faust durch Erzählung seiner Leiden und den Hinweis auf das Gift, in welches sich die verewigte Wollust verwandeln würde, gänzlich von seiner Leidenschaft für Helena. Auch der Tanhäuser ruft, bekehrt durch diesen Dialog der beiden Titanen, aus:

Frau Venus, nun lachst du umsonst mich an
Auch aus dem schönsten Weibe:
Durch dich ward meine Seele krank,
Ich ward auch krank am Leibe.

Er will nach Rom zum Papst wallfahrten, nicht zur Seite schauen nach den schönen Römerinnen:

Ich wollt' des Heiligen Vaters Fuß
Zu küssen mich erkühnen,
Ich wollte fragen: Wird dies Reis
Noch einmal wieder grünen?

Kannst du mich sprechen wieder rein
Wie in der Kindheit Tagen?
Kann dieser welke Dornenkranz
Noch einmal Rosen tragen?

Nicht üpp'ge Rosen wünsch' ich mir,
Purpurne, liebesheiße —
Ach, nein! die stechen viel zu tief,
Nur sanfte, lilienweiße;

Wie sie die Gruft des heil'gen Franz
Umschatten dornenlose —
Wird mir Vergebung noch zutheil,
Zutheil die weiße Rose?

Ach, oder willst du, daß auch ich
Zum Venusberge kehre,
Wie einst zum Venusberg gekehrt
Der edle Tanhusaere?

Wenn in diesen Versen der Heine'sche Ton vernehmlich durchklingt, ohne daß sie irgendwie als seichte Nachahmung erscheinen, sondern mit der Prägnanz eines ursprünglichen Talents ausgestattet sind, so zeigt sich die Eigenthümlichkeit des Dichters namentlich in den ernstern Partien des Gedichts. Bei der Begegnung von Faust und Ahasver stören die leisen komischen Anklänge und leipziger Localbeziehungen; wir hätten das Gedicht gern ebenso rein gehalten gesehen wie das folgende, eine dichterische Blüte von großem Reiz:

O ihr, Savoyens veilchenfarbne Höhn,
Und du, Montblanc, in ros'gen Abendgluten,
Tiefblauer See — wie seid ihr heute schön!
Und dennoch blick' ich traurig in die Fluten;
Ich schaue seufzend nach La Meillerie
Und fühl' ins Aug' mir eine Thräne steigen,
O Tag von Clarens, Bosquet de Julie! —
Wär' Sie mein eigen!

Und sieh! vor meiner Seele steigt empor
Das süße Märchen holdvergangner Tage:
In Fribourgs Dome horch! den Orgelchor
Wie Engelstimmen und wie Geisterklage;
Du sahst uns, dunkle Wölbung, Hand in Hand,
Du sahst zur Lippe sich die Lippe neigen,
Ihr Töne trugt uns in ein sel'ges Land —
Sie ward mein eigen.

Dann träumten wir den ersten Liebestraum
In jener tiefversteckten Rebenlaube,
Die Rosen blühten, doch wir merkten's kaum,
Wir pflückten nicht die purpurgold'ge Traube —
Ach, Aug' in Aug' und wieder Mund an Mund,
Verliebtes Plaudern und verliebtes Schweigen!
Versunken schien das ganze Erdenrund —
Du warst mein eigen. —

Du warst mein eigen — Das ist nun vorbei!
O fragt mich nicht, was uns so bald geschieden —
Der Welt Lauf, Zufall, Laune — Einerlei!
Man trennt sich ja so grausam leicht hienieden;
Und wieder einsam rudr' ich auf dem See,
Vom Ufer klingen melancholi'sche Geigen,
Der Mond geht auf wie damals in Vevey —
Wärst Du mein eigen!

Ebenso klar gehalten und von einem eigenthümlich üppigen Hauch durchzittert ist die Aphrodite-Vision im zehnten Gedicht, sind die Sonnen- und Mondphantasien des zwölften. Nirgends ist hier eine Spur Heine'scher Saloperie; die Form ist fest gegossen und hat das Gepräge echten Talents.

Wir haben unser Kaleidoskop geschüttelt! Vier begabte Dichter bildeten mit ihren Werken die Figuren desselben; wir lernten vier Stilarten von himmelweiter Verschiedenheit kennen: den militärisch barschen, grandios lakonischen Kraftstil; den glatt graziösen Stil von dichterischem Adel; den schwunghaften, in kunstvollen Metren sich bewegenden, nach dem Ungewöhnlichen trachtenden Odenstil, und den geistreich pikanten, duftig-üppigen Stil modernster Liebesphilosophie.

Wird man später glauben, daß diese vier Dichter einer und derselben literarischen Epoche angehört haben?

Rudolf Gottschall.

Oesterreich bis zum Jahre 1809.

Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Von Clemens Theodor Perthes. Zweiter Band: Die deutschen Länder des Hauses Oesterreich von Karl VI. bis Metternich. Gotha, F. A. Perthes. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Das bekannte Wort: „Gäbe es nicht zum Heile für Europa und insbesondere für Deutschland ein österreichisches Kaiserthum, man müßte es in jedem Augenblicke neu schaffen", hat lange Zeit dazu dienen müssen, alle die Widersprüche auszugleichen, welche, wie das Innere des aus so ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Kaiserthums, so auch die Beziehungen desselben zu dem großen Gange der europäischen Politik erfüllt haben und mehr als einmal der Anlaß zu den verhängnißvollsten Krisen geworden sind. Daß der nationalitätenreiche Staat alle die Schicksalsschläge, die ihn vernichten zu müssen schienen, überdauert und, wenn auch fast stets zwischen Sein und Nichtsein schwankend, auch aus den schwersten Katastrophen sich mit unverwüstlicher Lebenskraft emporgearbeitet hat, wird von den gläubigen Verkündigern jener

Lehre von der Unentbehrlichkeit Oesterreichs als der sicherste und schlagendste Beweis für die Richtigkeit ihrer Ansicht angeführt. Auch läßt sich gewiß nicht leugnen, daß Oesterreich für die Entwickelung der europäischen Politik und namentlich für die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den Großmächten von hoher historischer Bedeutung gewesen ist. Die Stürme des Revolutionszeitalters und der Napoleonischen Kriege hat Oesterreich siegreich überdauert: gerade in jener Zeit ist der Satz von der politischen Unentbehrlichkeit Oesterreichs aufgekommen. Die Entwickelung aber, welche die europäische Politik in der neuesten Zeit genommen hat, der vollständige Umschlag, der besonders in den Verhältnissen Deutschlands eingetreten ist, namentlich das Jahr 1866, stellt diese Unentbehrlichkeit für Deutschland in Frage. Je mehr nun aber damit dem österreichischen Staat der Boden, auf dem er bisher gestanden, unter den Füßen weggezogen zu sein scheint, um so dringender wird für denselben das Bedürfniß der innerlichen Consolidirung und Festigung, um so nachdrücklicher gilt es jetzt, die Theile, die bisher nur äußerlich aneinandergefügt und durch den von außen geübten Druck zusammengehalten waren, wirklich zusammenwachsen und sich zu einem organischen Ganzen zusammenschließen zu lassen. Ob und wie weit das gelingen wird, muß die Zukunft lehren: der augenblicklich eingeschlagene Weg mit den Consequenzen, zu denen er unvermeidlich führen wird, scheint jedoch weniger eine Schließung des lockern Bandes, das die ungleichartigen Theile zusammenhält, als vielmehr eine völlige Lösung desselben in Aussicht zu stellen. Inmitten der Krisis aber urtheilen zu wollen, würde voreilig sein; das eine jedoch steht fest: die Schlacht von Königgrätz kann für die habsburgische Monarchie das werden, was 60 Jahre früher für Preußen die Schlacht bei Jena geworden; sie kann aber auch der Anfang vom Ende gewesen sein. Wer den Gang der Dinge in Oesterreich in dieser letzten Zeit aufmerksam verfolgt hat, der wird für beide Möglichkeiten der Anzeichen genug bemerkt haben. Welches der Ausgang der jetzt schwebenden Entwickelung auch sein möge, jedenfalls wird, wie in der Geschichte Deutschlands, so auch in der Oesterreichs von dem Jahre 1866 ab eine neue Epoche datirt werden.

Wenig mehr als ein Jahrhundert ist seit dem Ende des Siebenjährigen Kriegs verflossen; das Aufkommen Preußens gegen Oesterreich durch die Siege Friedrich's des Großen bezeichnet den Anfang, das Ringen beider Mächte um den Vorrang und namentlich um die Leitung in Deutschland bildet den Inhalt, der Sieg Preußens über Oesterreich steht am Schluß einer Periode, bewegt und inhaltsvoll wie keine andere. Wie heute infolge der Schlacht bei Königgrätz, sehen wir nach den Niederlagen des dritten Schlesischen Kriegs Oesterreich den Versuch machen zu einer innern Wiedergeburt, einer Erneuerung seiner politischen, kirchlichen, militärischen und socialen Zustände; vor einem Jahrhundert so gut wie heute sehen wir den katholischen Staat einen Anlauf nehmen, um sich den Fesseln des Ultramontanismus zu entreißen, sehen wir die österreichischen Staatsmänner sich abmühen in dem Bestreben, mit Befriedigung der Einzelwünsche der den Gesammtstaat bildenden Nationalitäten zugleich eine Kräftigung der Centralgewalt durchzusetzen, sehen wir Oesterreich mit seiner Vergangenheit eigentlich völlig brechen, um sein Leben für die Zukunft in ganz neuen Formen zu gestalten. Der Vergleich der jetzigen Lage der habsburgischen Monarchie mit derjenigen, in welcher sich dieselbe nach der Beendigung des Siebenjährigen Kriegs befand, ergibt eine so überraschende und bis in kleine Züge hinein verfolgbare Aehnlichkeit, daß man gegen die Versuchung ankämpfen muß, den augenblicklich diesseit und jenseit der Leitha gemachten Experimenten einen Ausgang vorauszusagen, wie ihn die ganz ähnlichen Verjüngungsversuche ein Jahrhundert zuvor gehabt haben. Lieber werden wir uns zur Vergangenheit, die uns einen Schlüssel geben kann zum Verständniß der Gegenwart und damit zugleich wenigstens eine allgemeine Hinweisung auf die Zukunft.

In die Zeit gerade, von welcher die gegenwärtig in Oesterreich schwebende Krisis eine mehr oder minder getreue Wiederholung genannt werden kann, führt uns in selten meisterhafter Weise das obengenannte Buch von Clemens Theodor Perthes, bei dem wir von vornherein nur das eine zu bedauern haben, daß es, an sich schon ein nachgelassenes Werk, uns keine weitere Fortsetzung hoffen läßt. Im Jahre 1862 veröffentlichte Perthes den ersten Band seines Werks über „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft", in welchem zunächst das südliche und westliche Deutschland behandelt war. Der Grundgedanke, von welchem diese mit Recht von dem allgemeinsten Beifall begrüßte Arbeit ausging, war der, eine Geschichte der Entstehung und Entwickelung der politischen Parteien in Deutschland zu geben, die Elemente also nachzuweisen, aus denen das so verwickelte und inhaltreiche politische Parteileben der Gegenwart in Deutschland sich herausgebildet hat. Die Anfänge desselben gehören in das Zeitalter der Revolution, die ersten und fundamentalen Parteiunterschiede haben sich während der französischen Herrschaft über Deutschland festgestellt und für die ganze Zukunft bleibend bestimmt. Mit Recht hob Perthes damals in der Einleitung zu seiner Darstellung hervor, wie das 18. Jahrhundert keine politischen Parteien gekannt habe und auch gar keine habe kennen können; nur politische Schulen, welche nicht aus praktischem, sondern aus rein theoretischem Bedürfniß entstanden, hat es vor der Französischen Revolution in Deutschland gegeben. Praktisch bedeutsame, in die historische Entwickelung eingreifende und sie leitende und bestimmende Parteien kann es eben blos da geben, wo die Nation an dem politischen Leben Antheil nimmt; das aber war vor dem Jahre 1789 in Deutschland nirgends der Fall, es gab da nur eine Politik der Fürsten und der leitenden Minister. Erst in dem letzten Jahrzehnt des 18. und dem ersten des 19. Jahrhunderts sind die Völker zur politischen Thätigkeit erwacht, erst seitdem gibt es auch politische Parteien in dem wahren Sinne des Worts.

Der Gesichtspunkt, von dem Perthes ausging, ist ebenso richtig, wie die Aufgabe, die er sich von da aus gestellt, bedeutend und schwierig. Die von ihm begonnene Lösung derselben blieb aber auch nicht hinter dem zu erreichenden Ziele zurück; ohne über besondere, etwa bisher noch nicht benutzte Quellen verfügen zu können, hat Perthes die geistige Bewegung einer gewaltig erschütterten Zeit, sich

anschließend an die in ihr entstandenen und sie widerspiegelnden literarischen Denkmäler, Geschichtswerke, Memoiren, Briefwechsel, Denkschriften und statistischen Sammlungen, in ihrer Gesammtheit bewundernswürdig klar erfaßt und war tief in ihre innersten Regungen eingedrungen, überall die leitenden Ideen darlegend und diejenigen besonders betonend, welche in dem Parteileben der jüngsten Vergangenheit ihre Fortsetzung und Weiterbildung gefunden haben. So hat der erste Band des Perthes'schen Werks, das ganz aus dem Geiste und den Bedürfnissen unserer Zeit hervorgewachsen war, erst die politischen Zustände und Personen auf dem linken Rheinufer zur Zeit der Fremdherrschaft geschildert; die drei geistlichen Kurfürstenthümer und die rheinischen Reichsstädte in ihren mittelalterlich zurückgebliebenen Zuständen, das geistige, sittliche und sociale Leben in ihnen wurden dort mit plastischer Lebendigkeit und reichem culturhistorischen Detail dargestellt, die Persönlichkeiten Dalberg's und Forster's besonders in den Vordergrund geschoben, dann in gleicher Ausführlichkeit die Entwickelung der Rheinbundsstaaten im allgemeinen, Baierns und Würtembergs im besondern nachgewiesen.

In gleicher Weise hatte Perthes die Absicht, Oesterreich und die für die Bildung der Parteien dort besonders wichtigen politischen Zustände und Personen zu behandeln, um endlich zu zeigen, wie die nationale Partei in Deutschland unter Preußens Leitung und Mitwirkung sich entwickelt und damit den Grund zu einer Neugestaltung unsers Vaterlandes und der Befreiung desselben von dem französischen Joche gelegt hat. Leider ist es Perthes nicht vergönnt gewesen, den Plan, den er für sein Werk entworfen, auch bis zu Ende auszuführen; schon in der Vorrede zu dem 1862 erschienenen ersten Bande sprach er die Befürchtung aus, daß ihm bei seinem schon leidenden Zustande Kraft und Zeit zur Ausführung des ganzen Werks schwerlich vergönnt sein werde. Sein Gefühl hatte ihn nicht getäuscht: er starb im November 1867. In seinem Nachlaß aber fand sich ein großer Theil von der Fortsetzung des Buchs ausgearbeitet vor, derjenige nämlich, welcher die Zustände in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich bis zum Jahre 1809 behandelt, und zwar in einer Gestalt, welche zum Zwecke der Veröffentlichung nur einige wenige unwesentliche Aenderungen nöthig machte. Der Aufgabe, diese rein äußerliche Redaction des nachgelassenen Werks zu besorgen, hat sich Anton Springer unterzogen, ebenso bewährt als geistvoller Kunsthistoriker wie gerade zu dieser Pietätspflicht berufen als Kenner und meisterhafter Bearbeiter der neuesten österreichischen Geschichte. Das Werk von Perthes bildet, wie es uns jetzt vorliegt, zugleich eine ausführliche Einleitung zu dem Springer'schen Buche, welches 1866 als ein Bestandtheil der von Karl Biedermann herausgegebenen „Staatengeschichte der neuesten Zeit" erschien.

In der Schilderung der politischen Zustände und Personen in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich zur Zeit der französischen Herrschaft unterscheidet Perthes mit Recht fünf Hauptstadien der Entwickelung. Ausgehend von der Regierung Karl's VI., des letzten eigentlichen Habsburgers, und der während derselben unangetasteten Geltung der eigenartigen und so bunt verschiedenen überlieferten Zustände, wendet sich der Geschichtschreiber zu den Zeiten Maria Theresia's und Franz' I. und zeigt, wie in ihnen ein neues Oesterreich mit entschieden centralistischer Tendenz geschaffen zu werden beginnt. Gleich diese ersten, eigentlich nur einleitenden Abschnitte des Werks sind, obgleich sie nicht gerade Neues enthalten, höchst interessant und lehrreich, da sie uns auf Grund einer weitschichtigen und ziemlich ungenießbaren, meistens auch schwer zugänglichen Literatur ein Bild geben von den, man kann nicht anders sagen als verzwickten und unnatürlichen Verhältnissen des österreichischen Staats in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Stellung des Kaisers zu den Ständen, denen ebenso in der Rechtspflege wie im Heerwesen eine die fürstliche Macht im höchsten Grade beschränkende Mitwirkung zustand, während die finanziellen Angelegenheiten fast ganz in ihrer Hand lagen, wird uns geschildert als das getreue Spiegelbild „des zufälligen, jede innere Nothwendigkeit und jede politische Regel entbehrenden Verhältnisses, in welchem die aus Privilegien und Vergleichen, aus ständischen Siegen und ständischen Niederlagen, aus zerstörenden Ereignissen und zähen Gewohnheiten hervorgegangenen landesfürstlichen und ständischen Regierungsrechte zueinander standen". Dem entsprach denn auch die mittelalterlich schwerfällige und unzweckmäßige Organisation der Verwaltung, welche seit den Zeiten Leopold's I. ihren Gipfel fand in der sogenannten Conferenz, dem frühern Geheimrath, welcher zugleich als habsburgische Centralbehörde die Einheit der verschiedenen Kronländer darzustellen und den Zusammenhang zwischen ihnen aufrecht zu erhalten bestimmt war. In Wahrheit aber lag das Moment der Einheit ganz wo anders: nämlich in der Armee, welche schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nicht angesehen worden war als die Vereinigung der Contingente aller einzelnen Grafschaften und Herzogthümer, sondern als das Heer des Gesammtstaats Oesterreich. Daneben beginnt dann während des 18. Jahrhunderts auch auf dem Gebiete der Finanzwirthschaft eine größere Zusammengehörigkeit und ein Streben nach Centralisation von oben herab sich geltend zu machen. Namentlich wurde die 1703 gegründete Bank, welche ein Staatscreditinstitut sein sollte, nicht blos das Herz des so unregelmäßig gehenden Geldumlaufs, sondern stieg allmählich zu dem Range einer obersten Finanzbehörde auf, eine Erscheinung, die für die österreichische Finanzwirthschaft und ihre trotz der abenteuerlichsten Speculationen immer am Rande des Staatsbankrotts hinführende Bahn im höchsten Grade charakteristisch ist. Die Geldnoth ist von jeher Oesterreichs böseser Feind gewesen; schon Prinz Eugen sah sich zu dem verzweifelten Geständniß genöthigt, daß, wenn die ganze Monarchie auf der äußersten Spitze stände und wirklich zu Grunde gehen sollte und man mit 50000 Gulden helfen könnte, man es ruhig geschehen lassen müßte und dem Uebel nicht zu steuern vermöchte!

Bedenkt man diese Zerrüttung des in den verzwicktesten und unzeitgemäßesten Formen bestehenden österreichischen Staats zur Zeit Karl's VI., erwägt man die schweren Schläge, von denen derselbe während der nächsten zwei Jahrzehnte getroffen wurde, und vergleicht damit dann dasjenige, was unter Maria Theresia aus der scheinbar dem sichern Untergange geweihten Monarchie geworden

ist, so kann man dem Herrschertalent und der staatsmännischen Energie der letzten Habsburgerin seine aufrichtige Bewunderung nicht versagen. Von der Persönlichkeit und der Regierungsweise Maria Theresia's, sowie von dem Kreise bedeutender Männer, welcher unter und mit ihr den Grund zu einem neuen Oesterreich legten, entwirft uns Perthes in dem zweiten Buche seines Werks ein mit ebenso viel Vorliebe wie glücklichem Erfolg ausgeführtes Bild. In großen Zügen stellt er uns die zur Herrscherin geborene Frau vor Augen:

Maria Theresia war in ihrem innersten Wesen bestimmt und durchdrungen von der Großartigkeit ihrer Stellung; sie hätte nicht vermocht, sich gesondert zu denken von ihrem Berufe; die Idee des österreichischen Kaiserthums hatte, noch bevor sie als Institution verwirklicht war, in ihr einen persönlichen Ausdruck gefunden; sie war die Erscheinung der Herrscherwürde Oesterreichs, und zwar der Herrscherwürde Oesterreichs in diesem bestimmten Augenblicke großer Gefahr; sie fühlte, dachte, wollte nur Oesterreich und Oesterreichs Rettung. Es war ihr so gewiß wie das eigene Leben, daß die Erblande ihres Hauses zusammengehörten und daß niemand ein Recht habe, sie zu beherrschen, als Karl's VI. Tochter.

Die ersten acht Jahre ihrer Regierung sah sich Maria Theresia von wilden Kriegsunruhen umtobt; glücklich vertheidigte sie, das vielgespaltene Reich durch den auf alle Theile gleichmäßig wirkenden hinreißenden Zauber ihrer Persönlichkeit zu einer großen, gemeinsamen Anstrengung zusammenraffend, den gefährdeten Bestand der habsburgischen Monarchie gegen den ländersüchtigen Ehrgeiz Baierns und die alte Eifersucht Frankreichs, während sie den Verlust ihres geliebten Schlesiens an Preußen nicht vermeiden konnte. Unmittelbar nach dem Erbfolgekriege ging sie, selbst anregend und leitend, an den Versuch, eine Centralisation in dem stets mit Zerfall drohenden Reiche herzustellen, welche für die Zukunft die sichere Gewähr gab, solche Stürme, wie sie eben hereingebrochen waren, ungefährdet bestehen zu können. Darin eben lag das Neue und wahrhaft Schöpferische der von Maria Theresia inaugurirten Politik: was von den Habsburgern keiner zu erreichen vermocht, ja kaum zu versuchen gewagt hat, die letzte Habsburgerin hat es unternommen und trotz aller Ungunst der Zeit zu einem so glücklichen Ende geführt, daß man sie eigentlich als die wahre Gründerin des österreichischen Staats bezeichnen muß. Die europäische Machtstellung Oesterreichs, die niemals so schwer gefährdet war als gerade in ihrer Zeit, hat Maria Theresia gerettet und neu begründet: das allein erstrebte sie auch zunächst, und nur soweit sie diesen Zweck erreichen half, war ihr die innere Reform ihrer Staaten von Werth und Wichtigkeit:

Dauernde Einrichtungen und eine Gestaltung des Innern waren nothwendig, welche der Regierung die Macht und das Recht gaben, die reichen aber ungesehen, unentwickelt und ungesammelt in den Erblanden vorhandenen Kräfte zu suchen, zu entwickeln, zu sammeln und gesammelt nach ihrem Willen zu verwenden. Nicht um Oesterreichs inneres politisches Leben zu erfrischen und zu entfalten, sondern um dessen Machtstellung nach außen zu sichern und zu erhöhen, wollte Maria Theresia in ihren Unterthanen die Scheidung nach Nationalität und Geschichte durch die Gemeinschaft der Verwaltung und Gesetzgebung, die Scheidung nach Bildung und Gesittung durch die Einheit der Kirche, die Scheidung nach Privilegium der Gemeinde und des Standes durch die Einheit des monarchischen Rechts überwinden.

Darin liegt Maria Theresia's Größe, darin aber zugleich auch die Schwäche und Verderblichkeit ihrer Politik; denn nicht die Entwickelung des Staats im Innern war ihr Zweck, sondern die Behauptung einer europäischen Machtstellung. Es ist das derselbe Fehler, in den die meisten der spätern Reformversuche in Oesterreich gerathen und durch den sie nicht blos um ihren wahren Nutzen gebracht, sondern sogar mehr als einmal geradezu in das verderblichste Gegentheil umgeschlagen sind; der Fehler, der auch die gegenwärtig in Angriff genommene Regeneration der österreichisch-ungarischen Monarchie am schwersten gefährden kann, und den zu vermeiden das Haupterforderniß zu einem endlichen glücklichen Ausgang genannt werden darf. Zum Gehülfen in der schwierigen Arbeit, in welche sie mit dem Beginn der angedeuteten Reformen eintrat, wählte Maria Theresia mit richtigem Blick den talentvollsten und ihr am meisten geistesverwandten der jüngern österreichischen Staatsmänner, den Grafen Kaunitz, der im Jahre 1753 mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zugleich eigentlich die der gesammten Regierung in die Hand nahm, die unbrauchbare und allen energischen Handeln nur hindernde Conferenz in kurzer Zeit thatsächlich beseitigte und dann in inniger Uebereinstimmung mit der Kaiserin und mit ihr persönlich alles entscheidend mit einschneidenden Reformen das alte Oesterreich zu erneuern begann. Auch war Graf Kaunitz zu einer so umfassenden Thätigkeit in seltenem Grade befähigt durch die Vielseitigkeit seiner Bildung, seine Vertrautheit mit allen Disciplinen der Staatswissenschaften, seine unermüdliche Arbeitskraft, seinen offenen und klaren Blick und die vorurtheilsfreie Empfänglichkeit für neue Anregungen und eine Bereicherung seiner Anschauungen. So fielen denn in den nächsten Jahren die meisten von den Schranken, durch welche die Regierung sich bisher von seiten der eine Art von Mitregierung führenden Stände und der überall sich eindrängenden Hierarchie gehindert und eingeengt gesehen hatte. Die nach dem Vorbild einer ältern böhmischen Einrichtung vorgenommene Eintheilung der deutschen Reichsstände in Kreise, welche von Kreishauptleuten, die der Regierung unmittelbar zu Organen dienten und von beigegebenen Kreisämtern geleitet wurden, durchbrach und zerriß die ständische Verfassung; mit gleicher Entschiedenheit trat man den so lange geduldeten Uebergriffen der Hierarchie entgegen, welcher Maria Theresia trotz ihrer streng katholischen Gesinnung doch jeden Einfluß auf die Politik zu nehmen entschlossen war, und gegen welche durch die Umwandlung der Universität Wien im antijesuitischen Geiste der neuen Zeit eine gewaltig wirksame Waffe geschaffen wurde. Die theilweise auch auf dem Wege des Vertrags, namentlich durch den gewandten Grafen Haugwitz, erreichte Beschränkung der ständischen Rechte ermöglichte dann eine noch nie erreichte Centralisation im Militärwesen, in den Finanzen und der Rechtspflege. Der totale Umschwung in der auswärtigen Politik Oesterreichs, das im Widerspruch mit seiner gesammten Vergangenheit Frankreichs Bundesgenosse wurde, bildete das Seitenstück zu diesen innern Reformen und half dem alten Oesterreich des 17. und 18. Jahrhunderts vollends sein Grab bereiten. In den Stürmen des Siebenjährigen Kriegs fand das neue Staatswesen

zuerst Gelegenheit, sich zu bewähren: und es that das und hatte, trotz aller Niederlagen und trotz seiner völligen Erschöpfung, damit doch das Unterpfand einer glücklichen Zukunft gewonnen. Das Ergebniß der ersten 25 Jahre von Maria Theresia's Regierung, welches die eigentliche Grundlage bildet für die neueste Geschichte der habsburgischen Monarchie, faßt Perthes kurz und treffend in folgenden Worten zusammen:

Das Hergebrachte und Gewohnheitsmäßige war in Bewegung gerathen, auf dem Rechtsgebiete überall an den bestehenden Zuständen gerüttelt, im Kriegs- und Finanzwesen viel Neues an die Stelle des Ueberlieferten gesetzt, in allen politischen Verhältnissen die Nebenregierung der Stände und der Hierarchie, wenn auch nicht beseitigt, doch zurückgedrängt, die Centralmacht dagegen gestärkt und auf Einrichtungen gestützt, welche derselben Macht und Einfluß sicherten, auch wenn sie nicht durch die Persönlichkeit hervorragender Fürsten, Minister und Feldherren getragen ward. Die deutsch-slawischen Gebiete des Hauses Oesterreich waren auf dem Wege, aus einem losen, durch Dynastie und Heer zusammengehaltenen Länderverbande ein auch durch einheitliche Regierung und gemeinsame oder doch gleichartige Institutionen zusammengehörendes Reich zu werden.

Mit dem Jahre 1765 tritt die Entwickelung Oesterreichs in eine neue Phase: von dem Augenblick an, wo Joseph II. nach dem Tode seines Vaters die Mitregentschaft erhält, beginnen die Mächte der Aufklärung auf den österreichischen Staat zu wirken und eine raschere Zersetzung der bisher traditionell bestehenden Verhältnisse herbeizuführen, und es wird dadurch nothwendigerweise auch das eben von Maria Theresia Geschaffene wieder in Frage gestellt. Zwei Zeitalter und zwei Principien treten sich in Maria Theresia und ihrem Sohne entgegen: daraus und aus den eigenartigen, schroffen Charakteren beider erklärt sich die Bitterkeit und Heftigkeit des zwischen beiden ausbrechenden Zwistes, in welchem selbst die schärfsten persönlichen Conflicte nicht ausblieben: Wochen vergingen, ohne daß Mutter und Sohn sich sahen, und klagend schreibt die Kaiserin 1769 an Joseph's Geburtstag, den sie auch getrennt verlebten:

Wer hätte vor 28 Jahren geglaubt, daß wir beide so lange leben und diesen Tag so hinbringen würden, wie wir es thun! Es ist demüthigend, traurig und unbegreiflich, wenn uns das bis an das Ende geleiten soll! Zum Glück ist alles zu ertragen! Mein Los, mein Leben ist so sonderbar, so niederschlagend! Ich erwarte mein Ende mit mehr Ungeduld als Furcht!

In den Briefen Joseph's kommen die heftigsten Aeußerungen der Ungeduld vor: er in seiner feurigen, übereilten Weise sieht sich zur Verzweiflung getrieben durch die Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Regierungsformen, auf die er angewiesen war, und in denen er, durch den Widerstand seiner Mutter gehindert, vollends nicht das Geringste auszurichten vermochte. Um so eifriger und unvorsichtiger warf er sich in die kaiserliche Politik, die doch auch nichts war als eine einseitig habsburgische Vergrößerungsbestrebung. Während des Bairischen Erbfolgekriegs sah man das wunderbare Schauspiel, daß in Oesterreich zwei einander diametral entgegengesetzte politische Systeme gleichzeitig praktisch durchgeführt werden sollten; ja, als Maria Theresia den von ihrem Sohn als Kaiser unternommenen Krieg, den sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu hindern bemüht gewesen war, auf das kopfloseste geführt und damit ihre Staaten in der schwersten Weise gefährdet sieht, da unterhandelt sie hinter Joseph's Rücken im geheimen mit Friedrich II., um so den vernichtenden Schlag aufzuhalten, der Oesterreich treffen zu müssen schien: sie erreichte ihren Zweck, aber ihre Beziehungen zu ihrem Sohne wurden um nichts besser, im Gegentheil nahm Joseph in seiner rein geschäftlich geführten Correspondenz einen Ton gegen seine Mutter an, von dem diese selbst sagte, er sei grausam, sie werde heruntergekanzelt und wie mit Ruthenschlägen getroffen. Im November 1780 befreite der Tod Maria Theresia's ihren Erben von jeder Schranke, die ihm bisher gesetzt gewesen war.

Oesterreich trieb von diesem Augenblick an mit vollen Segeln auf dem Strome der Aufklärung: nach den Gesetzen der Logik wollte Joseph seinen Staat umgestalten, die Philosophie zur Gesetzgeberin in demselben machen. Aber auch bei ihm war die Neugestaltung Oesterreichs nicht Selbstzweck, auch für ihn war sie nur das Mittel, um in Europa mächtig und einflußreich dazustehen. Es kam dazu, daß Joseph der Begründer einer neuen Dynastie war und daher den sonst so ehrfurchtsvoll betrachteten Ueberlieferungen der habsburgischen Hauspolitik gleichgültig gegenüberstand. Es würde uns zu weit führen, wollten wir im Anschluß an die treffliche und lebensvolle Darstellung, welche Perthes von diesen Verhältnissen gibt, die überstürzten, nur zerstörenden, nicht systematisch aufbauenden Reformen Joseph's im einzelnen verfolgen: rücksichtslos wurde in den einzelnen Erblanden beseitigt, was noch an ständischer Mitregierung die Zeiten Maria Theresia's überdauert hatte; die Centralisation wurde in einer Weise durchgeführt, daß sie zu einem persönlichen Willkürregiment führte und eigenmächtige Einmischungen des Kaisers, Eingriffe desselben in den Gang der Verwaltung über die Köpfe seiner Beamten hinweg an der Tagesordnung waren. Zum Theil wenigstens wurden dadurch die guten Wirkungen wieder aufgehoben, welche die eiserne Disciplin, die Joseph in das österreichische Beamtenthum einführte, bisher gehabt hatte; denn wie seit den Siegen Eugen's zuerst das Heer sich als eins zu fühlen begonnen hatte und zuerst der Ausdruck der Einheit des Reichs geworden war, so wollte Joseph aus seinen Beamten sich ein zweites Heer bilden, das durch Corpsgeist und Disciplin fest geeinigt sein und in dem Befehle des Kaisers allein die bewegende Kraft erkennen sollte. Gleich ungestüm reformatorisch wirkte Joseph auf dem Gebiete der Finanzen, der Rechtspflege und des Heerwesens; trotz mancher Ueberstürzung aber hatte er auch hier Erfolge aufzuweisen und konnte auf eine dauernde Wirkung seiner Bemühungen rechnen. Erst als er mit seiner aufgeklärten Neuerungslust auch das kirchliche Gebiet berührte und auch da von Grund aus umzubilden begann, erst da kam er mit einer Macht in Conflict, deren Kraft und Zähigkeit er weit unterschätzt hatte, deren zum guten Theil unentbehrliche Bedeutung für seine Zeit er nicht erkannte und der er daher in dem nun entbrennenden Kampfe nothwendig unterliegen mußte. Joseph II. war ein guter Katholik und wollte Oesterreich als ein katholisches Land erhalten, aber jede politische Thätigkeit, jede beeinflussende Theilnahme an den weltlichen Dingen sollte der auf ihr ursprüngliches Gebiet zu beschränkenden Kirche genommen werden; er sah es, wie er sagte, nicht gern, daß die Leute, denen die Sorge für

das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viel Mühe geben, unser Dasein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen. Die Loslösung der österreichischen Bischöfe von Rom, die Beseitigung der päpstlichen Mitwirkung bei Besetzung der Kapitelstellen, die Beschränkung der kirchlichen Jurisdiction, ihre Beseitigung namentlich in Ehesachen, die Einführung einer strengen staatlichen Aufsicht über das Leben der Geistlichkeit waren die ersten reformatorischen Schritte Joseph's auf diesem Gebiete, gegen die gewiß kein Vorurtheilsfreier etwas einzuwenden haben konnte. Aber in autokratischer Selbstüberhebung griff Joseph bald auch in die innern Angelegenheiten der Kirche, die zu ordnen dieser mit Recht vorbehalten war; eine neue Gottesdienstordnung, die Beseitigung der den wunderthätigen Heiligenbildern angehängten Weihgeschenke und andere Eingriffe konnten in der streng katholischen Bevölkerung nur böses Blut machen, mußten selbst die aufbringen, die mit der Beschränkung und theilweisen Aufhebung der Klöster einverstanden waren. Die absolutistischen Launen waren es auch, die selbst den Toleranzedicten Joseph's ihre gute Wirkung nahmen und dieselben sogar von den dadurch Begünstigten hier und da nur lästig empfinden ließen; denn auch die Toleranz sollte sich fügen in die ihr vom Kaiser willkürlich gegebenen Formen und sich binden an den todten Buchstaben gesetzlicher Bestimmungen, sie war mehr äußerlich und formell, das Ergebniß einer logischen Schlußfolgerung als einer wirklich lebendigen, in der Milde des Herzens und der Duldsamkeit der Gesinnung wurzelnden Ueberzeugung; daher wurde, was in das einmal zurechtgemachte Schema nicht passen und sich demselben nicht unbedingt fügen wollte, mit einer mehr als intoleranten Härte behandelt. Bekannt ist, wie bei der Einführung des Toleranzedicts in Böhmen einmal blos die bis zu einem bestimmten Termin sich als Protestanten Meldenden auch wirklich als solche anerkannt, die Deisten aber, welche, Gott im Lichte der Vernunft verehrend, weder Katholiken noch Protestanten waren, doch sich für eine von beiden Confessionen entscheiden mußten, oder nach dem Banate und der türkischen Grenze verpflanzt wurden! So konnte denn auch auf dem kirchlichen Gebiete aus den Reformen Joseph's II. nur ein künstliches und trügerisches Gebäude hervorgehen; kaum während der Kaiser am Leben war, haben seine kirchlichen Einrichtungen der von allen Seiten her sich erhebenden Opposition standgehalten. Der Grund davon lag aber darin, daß Joseph, eine kritische, eine skeptische Natur, an dem Bestehenden Anstoß nahm, ohne doch den Muth zu haben, sich ganz auf einen neuen Boden zu stellen; anzufechten, zu untergraben, niederzureißen verstand er, aber zu erhalten, zu befestigen, zu schaffen war ihm versagt. Wahre Freiheit ist den Josephinischen Reformen durchaus fremd; die eine bisher unbedingt geltende Autorität wurde beseitigt, nur um einer andern Platz zu machen. Treffend sagt darüber Perthes bei der Würdigung der durch Joseph's Regierung gewonnenen Resultate:

> Es sollte nach wie vor für die Entwickelung des einzelnen Wille, Ansicht und Lehre einer Autorität den Gang bis in das einzelnste vorschreiben, ihm nicht allein Kenntnisse, sondern auch Wissenschaft und Ansicht, Glaube und Empfindungen eingeübt, der Mensch ohne Spielraum für seine Persönlichkeit abgerichtet werden; aber diese Autorität sollte nicht die der Hierarchie, sondern die der Regierung sein: das Staatsregiment trat an die Stelle des Kirchenregiments, die weltliche Polizei an die Stelle der kirchlichen Zucht und konnte große Ziele nicht erreichen, große Hoffnungen und große Thaten nur unterdrücken, aber nicht schaffen.

Joseph II. ist der Schmerz nicht erspart worden, selbst die Vergeblichkeit seines Wirkens einzusehen; am Ende eines in fruchtloser Arbeit verbrachten Lebens sah er alles, was er geschaffen, rings um sich zusammenstürzen: er hinterließ Oesterreich seinem Nachfolger nicht verjüngt und innerlich neu geordnet, sondern in innerer Auflösung, in einer Verwirrung, welche durch das Niederreißen des bisher Bestehenden, durch die Haltlosigkeit des sich innerlich widersprechenden und daher schnell zu Grunde gehenden Neuen zu einer im höchsten Grade gefährlichen gemacht wurde.

In dieser Lage trafen Oesterreich die Stürme des Revolutionszeitalters: mit ihnen und unter ihrem Einflusse vollzieht sich nun eine für die folgenden Schicksale Oesterreichs höchst wichtige Parteischeidung, aus welcher diejenigen Factoren hervorgehen, deren Gegeneinander- und Zusammenwirken die treibenden Kräfte der österreichischen Politik in den nächsten beiden Jahrzehnten darstellen. In Oesterreich ebenso wie in den übrigen deutschen Ländern schieden sich jetzt zuerst die — wie Perthes sie nennt — territorialen und nationalen Parteien; erstere faßten das Reich auf als den Zusammenhang der deutschen Staaten, letztere wollten es zum Ausdruck der nationalen Einheit machen: und so werden die einen zu den Vorläuferinnen unserer Particularisten, die andern die ersten Vertreterinnen nationalen Einheitssinns. In dem Gegensatze dieser beiden Parteigruppen findet auch der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen seinen scharfen Ausdruck. Fein charakterisirt Perthes denselben als den zwischen Werden und Thun, und die Durchführung dieses Gedankens ist ebenso scharf wie nach allen Seiten hin richtig und zutreffend:

> Die Kraft, welche Oesterreich zur europäischen Macht erhoben hatte, war die Kraft des Werdens, fortgesetzt durch eine vielhundertjährige Geschichte; so große kriegerische Erfolge es auch in seiner Geschichte aufzuweisen hat, hatten Verhältnisse und Ereignisse doch größern Antheil an seiner Machtstellung als Thaten; es war sich der Macht, durch die es geworden was es war, bewußt, und hatte scheue Achtung vor ihr; es trug Bedenken, in das Gewordene einzugreifen und an die Stelle des politischen Werdens politische Thaten zu setzen.... Oesterreich war ein alter Staat, fest hineingewachsen in den Gang der europäischen Geschichte, reich an politischer Erfahrung und diplomatischen Ueberlieferungen, vorsichtig und ruhig, aber nicht frei von greisenhaften Beimischungen, schlau, berechnend, frischen Bewegungen und neuen Thaten abgeneigt.... Preußen dagegen hatte seine europäische Stellung durch Thaten, durch großes und kühnes Handeln, durch bedeutende Persönlichkeiten, vor allem seines Herrscherhauses, in raschem Fluge erobert.... Preußen selbst hatte sich noch nicht eingelebt in seine neue Stellung, ohne überlieferte europäische Erfahrung fühlte es sich unsicher.... Auf seiner Geschichte konnte es nicht unthätig ruhen, sondern mußte sich Geschichte schaffen, mußte kühn handeln; seine Zukunft war auf seine Thaten gestellt....

Wie für das Verhältniß Preußens und Oesterreichs und beider europäische Stellung im 18. Jahrhundert, so gelten alle diese Sätze ganz ebenso von der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart, und allem Anschein nach

rden sie auch für die Zukunft ihre Berechtigung behal-
. Neben und zwischen den beiden deutschen Groß-
chten hebt Perthes namentlich Baiern und dessen Be-
tung für die Zeit der Revolutionskriege hervor, und
s einem kurzen Ueberblick über die Geschichte desselben
dem 17. Jahrhundert erklärt er die für den Gang
deutschen Geschichte im Napoleonischen Zeitalter so
hängnißvolle Stellung dieses großmachtsüchtigen Mittel-
ts, der seit anderthalb Jahrhunderten als Hort des
ramontanismus von Deutschland entfremdet war, sich
Oesterreich zum Lohn für alle ihm geleisteten Dienste
während bedroht fühlte und daher nothgedrungen an
nkreich einen Halt suchte. In die Entwickelung der
iehungen Oesterreichs zum Deutschen Reiche seit dem
bruch des Revolutionskriegs näher eingehend, charak-
irt Perthes dann weiterhin die unter Preußens Füh-
g immer entschiedener hervortretende Conföderations-
ei, welche infolge des Baseler Friedens und der in
m gezogenen Demarcationslinie im Norden Deutsch-
s mehr und mehr das Uebergewicht gewann, bis dies
eben Preußens, sich durch Beraubung seiner schwächern
stände zu vergrößern, immer offener hervortrat und
Conföderationspolitik geradezu in eine Eroberungs-
k ausartete und damit 1803 der Untergang dieser
en Partei erfolgte.

Im Gegensatz hierzu schildert Perthes dann die kai-
che Partei Oesterreichs, die das Reich unter der habs-
ischen Führung zu einigen suchte, während sie doch
ßlich Deutschland überall preisgab und auf Kosten
lben Oesterreich für seine Verluste zu entschädigen
te: die Unmöglichkeit, dieses selbstsüchtige Trugspiel
r zu führen, hatte das gänzliche Scheitern dieser so-
nnten deutschen Kaiserpolitik zur Folge. In demsel-
Grade aber, wie Oesterreich und Preußen mit ihren
ßlich doch nur vom Egoismus getragenen politischen
emen Schiffbruch leiden, hebt sich in den mittlern
itorien die Sonderbundspartei, an deren Spitze Baiern
in der dann namentlich Würtemberg und Baden
rtreten und welche in allen Zügen bereits die Signa-
es künftigen Rheinbundes und der französischen Su-
etät an sich trägt. Im Jahre 1803 schien geradezu
Theilung Deutschlands bevorzustehen; politische Par-
gab es eigentlich nicht mehr, sondern nur drei
te, Oesterreich, Preußen und die südwestliche Staaten-
e, deren jede einen möglichst großen Antheil an der
zu gewinnen trachtete. Gegenseitiges Mistrauen
eutschen Staaten, unüberwindliche Abneigung nament-
zwischen Oesterreich und Preußen entschieden das
ksal Deutschlands und der beiden deutschen Groß-
e in den Jahren 1805—7: Oesterreich, in ver-
ißvoller Verblendung befangen, that 1805 keinen
tt, um sich der Hülfe Preußens zu versichern und
bei Austerlitz von Napoleon unter die Füße getre-
Preußen erntete bei Jena und Auerstädt, was es
seine zweideutige und wetterwendische Politik wäh-
der letzten Jahre gesäet hatte; der Südwesten begab
m Rheinbund unter Napoleonische Herrschaft und
die Stütze des Imperators zur Unterjochung des
äischen Continents. Die alten Verhältnisse waren
ch umgestürzt, die früher bestehenden Bande völlig
gelöst: Oesterreich, auch aus der zuletzt nur formellen Verbindung mit Deutschland getreten, war auf sich selbst angewiesen, eine neue Aera wurde für dasselbe mit dem Jahre 1805 eingeleitet.

Damit war denn auch eine von Grund aus neue Parteibildung zur Nothwendigkeit geworden. Bei der Darstellung derselben hebt Perthes zunächst Gentz und dessen Kreis hervor. Auf Grund der Schriften und des Briefwechsels von Gentz wird uns das ja hinlänglich bekannte Bild des so großartig begabten, dabei doch in Kleinlichkeiten der erbärmlichsten Art befangenen Mannes in lebhaften Farben entworfen. Hier sowenig wie in den frühern Abschnitten wird eigentlich sachlich Neues geboten; aber die feine und sinnige Auffassung, die geistvolle Nachweisung der in dem scheinbaren Chaos jener wildeinherstürmenden Ereignisse herrschenden und in den handelnden Personen sich verkörpernden Ideen, die außerordentliche Belesenheit in der Literatur jener Zeit, aus der die ganze Darstellung zwanglos und anmuthig sich zu einer anziehenden Mosaik zusammenfügt, das alles gibt gerade diesem Theile des Perthes'schen Werks einen besondern Reiz und läßt uns auch das anderweitig schon Bekannte mit Vergnügen wie etwas Neues genießen. Waren es bisher die Zustände des österreichischen Staats, welche uns vorgeführt wurden, so sind es in diesem zweiten Theile vornehmlich die Personen, welche als Träger der neuen Zeit hervortreten, die uns in einer Reihe zum Theil meisterhaft ausgeführter Charakterbilder nahe gerückt werden, sodaß sich in ihnen zugleich die ganze Zeit und ihr buntbewegter Inhalt widerspiegelt. Das Bild freilich, welches Perthes von Gentz entwirft, würde sich, wie es uns scheinen will, in manchen Zügen wol etwas anders gestaltet haben und Licht und Schatten, die ja gerade in dieser Persönlichkeit so grell nebeneinanderliegen, in einzelnen Partien noch etwas anders vertheilt worden sein, wenn es dem Geschichtschreiber vergönnt gewesen wäre, die in der letzten Zeit erschienenen wichtigen neuen Publicationen (wir erinnern nur an den von Mendelssohn-Bartholdy herausgegebenen Briefwechsel zwischen Gentz und Pilat) bei der letzten Ueberarbeitung seines Werks zu benutzen. Neben Gentz, der trotz seiner äußerlich unscheinbaren Stellung eine wirklich europäische Bedeutung beanspruchen kann und sich einer solchen in seiner Eitelkeit auch nur zu sehr bewußt war, treten namentlich noch drei Persönlichkeiten hervor als diejenigen, welche in dem Oesterreich der Jahre 1805—9 entschieden die bedeutendsten und zugleich politisch am anregendsten wirkenden waren: das sind die Erzherzoge Karl und Johann und dann der Graf Stadion. Sie gruppiren sich daher auch in der Perthes'schen Darstellung um den in dem Mittelpunkt stehenden Gentz. Die Persönlichkeit, namentlich des Erzherzogs Johann, tritt uns dabei als eine ebenso edle wie liebenswürdige und anziehende entgegen, und das schöne patriotische Feuer, welches in der Brust des kaiserlichen Jünglings lodert, sticht glänzend ab gegen die erbärmliche Langsamkeit und die feige Schwäche eines Thugut und Genossen, von denen Johann, durch seine Stellung genöthigt, sich zu Dingen gebrauchen lassen mußte, die seiner Ueberzeugung völlig zuwiderliefen.

Erzherzog Karl wird uns von Perthes zuerst geschil-

dert in der eigenthümlichen Stellung, die er in den 1805 in den politischen Kreisen Wiens ausgefochtenen Kämpfen einnahm; ein entschiedener Gegner des Kriegs, zu dem er Oesterreich in seinem damaligen Stande nicht für fähig hielt, drang er doch nicht mit seinen Ansichten durch, mußte schließlich selbst die Stellung, in der er die österreichische Armee zu dem künftigen Entscheidungskampfe fähig machen sollte, aufgeben und dem ihm in keiner Hinsicht vergleichbaren Mack weichen. Wie recht Erzherzog Karl gehabt, zeigte der Verlauf des Kriegs im Jahre 1805. Ein gänzlicher Umschlag erfolgte: die Cobenzl, Colloredo u. s. w., die „Kothseelen", wie Gentz in leidenschaftlicher Wuth sie nennt, die untergehen zu sehen ihm eine Wollust sein würde, selbst wenn die Monarchie mit in das Verhängniß gezogen würde, jene „Hunde", von denen nicht einen gehängt oder geviertheilt zu sehen er unmöglich verdauen zu können erklärt, wurden endlich ihrer Stellung beraubt; gegen Mack, der an dem Unglück unschuldig war, da man ihn auf einen Posten berufen, dem er nicht gewachsen war, wurde ein Verfahren eingeleitet, zu dem die Untersuchung, die nach der Katastrophe von 1866 gegen Benedek und andere Generale stattfand, ein unerfreuliches Seitenstück bildet, und Erzherzog Karl trat an die Spitze der von ihm neu zu organisirenden Armee. Ihre wahre Bedeutung aber erhielt diese Thatsache erst dadurch, daß gleichzeitig die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hände des edeln Grafen Philipp Stadion überging; mit ihm zog in die gesammte Verwaltung ein neuer und freierer Geist ein, ein bisher ungekannter Aufschwung machte sich in der überraschendsten Weise in allen Zweigen des öffentlichen Lebens geltend. Auch hier liegen, wenn man der Perthes'schen Darstellung folgt, die Parallelen zwischen den Jahren nach der Schlacht von Austerlitz und dem, was seit der königgrätzer Schlacht in Oesterreich geschehen ist, so nahe, daß man, ohne sie zu suchen, immer von neuem auf sie geführt wird. Stadion, Erzherzog Karl, ebenso wie Erzherzog Johann und Gentz begegneten sich in der festen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines neuen Kampfes gegen Napoleon; nur über die Mittel und Wege und über den Zeitpunkt, wo man diesen Versuch wagen durfte, waren sie nicht völlig einig. Auch hier ist es Erzherzog Johann, der durch sein jugendlich frisches, dabei doch männlich ernstes und patriotisch entschlossenes Wesen unser Interesse am meisten erregt und entschieden als die edelste und dabei liebenswürdigste unter den uns vorgeführten Personen bezeichnet werden muß. Die Verwickelungen, welche im Jahre 1809 begannen, führten zu einem neuen Kriege: schwere Parteikämpfe gingen demselben vorher, durch welche die bisherigen Parteispaltungen angesichts der drohenden Gefahr ausgeglichen wurden, und gemeinsam wirkten die drei bis dahin ausgebildeten Richtungen nach demselben Ziele hin. „Oesterreich bot das großartige Bild eines Landes dar, welches entschlossen ist, alles in allem zu wagen und den Kampf auf Leben und Tod zu bestehen."

Hier bricht das nachgelassene Werk von Perthes ab; wir scheiden von ihm mit Dank für die schöne Gabe, als die wir es begrüßten, und mit dem wiederholten Bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt gewesen ist, den von ihm entworfenen großen Plan auch bis zu Ende auszuführen.

Hans Prutz.

Neue Romane.

1. Unter den Waffen. Roman in sechs Büchern von Franz von Nemmersdorf. Drei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 2 Thlr.

Der talentvolle Verfasser hat sich als Darsteller der interessanten und vielfarbigen Verhältnisse der vornehmen deutschen Gesellschaft einen guten Namen gemacht. Auch in dem vorliegenden Romane wählt er sein Sujet sowie die Hauptgestalten seiner Schilderung aus dem aristokratischen Leben einer süddeutschen Residenz und behandelt seinen Stoff mit derselben Unbefangenheit, die wir schon an den frühern Arbeiten Nemmersdorf's schätzen gelernt haben. Er denkt nicht daran, die Schattenseiten seines Standes zu verdecken, im Gegentheil zeichnet er den Verfall desselben dort, wo dieser durch müßige leichtfertige Genußsucht, das Zurückbleiben hinter den Anforderungen der Zeit bedingt wird, mit großer unerbittlicher Schärfe, aber er zeigt auch den Weg, auf welchem der Edelmann der neuen Zeit seine Stellung durch nützliche Thätigkeit, geistige und wirthschaftliche Regsamkeit, intelligente Ausbeutung seines Grundbesitzes und Vermögens befestigen und derselben sogar neuen Glanz und neues Ansehen verschaffen kann. Die Handlung des Buchs, über welcher das düstere Gespenst eines vor Jahren durch einen frivolen Aristokraten begangenen Verbrechens drohend schwebt, ist reich an Spannung und wechselvollen Bildern. Verdienstvoll ist auch die Zeichnung der Charaktere der Gestalten des Romans. Die beiden Helden, Hartmann Graf Moosburg und Leontine Baronin von Uslar, sind durch ihre natürliche, frische, geistige Klarheit und redliche Gesinnung wahrhaft herzerquickende Erscheinungen; doch fehlt es auch nicht an den geschickt porträtirten Repräsentanten aller der hervorstechenden Nachtseiten der modernen Gesellschaft und des modernen Staatswesens. Zu den gelungensten Einzelheiten zählen wir die kleinen Schilderungen des tiroler Lebens, sowie die nächtliche Scene, in welcher die edelmuthige Tochter ihren verbrecherischen, von seinem Gewissen zermalmten Vater rettet. Die Darstellung ist von einer gewissen angenehmen Wärme angehaucht, die Sprache correct und lebhaft. Tadeln möchten wir nur den doctrinirenden Ton, in welchem der Verfasser seine Erzählung hier und da durch ziemlich hausbackene Reflexionen unterbricht und den Eindruck derselben stört.

Vor kurzem hat Nemmersdorf auch einen interessanten Novellencyklus „Moderne Frauen" begonnen, dessen erste Pièce: „Ein dämonisches Weib", einen großen Fortschritt sowol in der Energie der künstlerischen Composition als in der leidenschaftlichen Bewegung der Darstellung offenbart.

2. Lavinia. Roman von G. Ruffini. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Lewald. Mit einer Einleitung von Adolf Stahr. Vier Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Deutschen sind seit lange gewohnt, ihren Bedarf an Unterhaltungslektüre zum Theil vom Auslande zu entnehmen, da ihre eigenen Schriftsteller allein der Nachfrage nicht vollständig genügen. Es konnte hierbei nicht ausbleiben, daß vieles ohne kritische Auswahl und in schlechter Uebersetzung sich Eingang zu verschaffen suchte und, oft unerwünscht, auch wirklich Eingang gefunden hat. Um so mehr müssen wir die vorliegende Romandichtung begrüßen, welche Adolf Stahr mit treffenden Worten einleitet, wobei er ganz besonders betont, „daß diejenigen Leser, die in der Lektüre von Romanen mehr als frivolen «Zeitvertreib» suchen, dieses Werk mit Genuß lesen werden, das sie obenein getrost ihren Frauen und Töchtern in die Hände geben mögen — ein Vorzug, den Ruffini's Dichtungen überhaupt nicht nur vor der großen Mehrzahl der französischen, sondern auch vor gar manchen vielverbreiteten deutschen Romanen der Gegenwart voraushaben".

Wir können diesen Ausspruch in der That bestätigen, denn Ruffini hilft uns in seinen Dichtungen überhaupt nicht nur über derartige Bedenken hinweg, sondern er weiß auch — in der ihm eigenen großen Begabung — sowol durch Darstellung der verschiedensten socialen Verhältnisse, als auch durch seine feine und doch scharfe Zeichnung des Seelenlebens den Leser dauernd zu fesseln und das Schöne und Wahre zur vollen Geltung zu bringen. Der Kampf des Idealismus mit dem Realismus wird hier ebenso geistvoll durchgeführt wie anmuthig und zart geschildert.

Schließlich sei noch der Uebersetzerin, welche sich bereits mehrmals mit Glück auf diesem Felde versucht hat, deswegen unser besonderer Dank ausgesprochen, daß sie sich nicht allein treu den Intentionen des Dichters anzuschließen, sondern auch durch fließende Leichtigkeit und große Gewandheit im Ausdruck dem Buch jenen Reiz zu geben gewußt hat, welchen man bei ähnlichen Productionen oft vermißt. Wir vergessen, daß wir nur eine Uebersetzung vor uns haben.

Feuilleton.

Eine wissenschaftliche Biographie Alexander von Humboldt's.

Während die Humboldt-Feier diesseit und jenseit des Oceans einem großen Naturforscher, dem hervorragendsten Vermittler zwischen den Naturwissenschaften und der allgemeinen Bildung, ein Zeichen von der dankbaren Pietät der nachlebenden Geschlechter gibt, liegt uns nun auch der nähere Prospect jener von uns bereits erwähnten wissenschaftlichen Biographie Alexander von Humboldt's, herausgegeben von Karl Bruhns, vor, die bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen soll. Der Herausgeber sagt in dem Prospect: „Eine umfassende Biographie Alexander von Humboldt's ist bisher noch nicht geschrieben worden, weil ein einzelner Biograph kaum im Stande sein möchte, den großen Mann in seiner Vielseitigkeit und seinem ganzen Wesen zu erfassen. Aus Anlaß des hundertsten Geburtstags Alexander von Humboldt's vereinigte sich der Unterzeichnete mit einem Kreise von Gelehrten aus denjenigen Fächern der Wissenschaft, in welchen Humboldt vorzugsweise thätig war, um ein Lebensbild des deutschen Naturforschers vom wissenschaftlichen Standpunkte zu entwerfen, und die Vorbereitungen dazu sind bereits so weit gediehen, daß an dem heutigen wichtigen Tage das Unternehmen als gesichert angekündigt werden kann."

Die „Wissenschaftliche Biographie Alexander von Humboldt's" soll enthalten: I. Sein äußeres Leben und seinen Bildungsgang im allgemeinen, in mehrern Abschnitten von verschiedenen Autoren, unter welchen Dr. R. Avé-Lallemant in Lübeck, bearbeitet. Auch der Herausgeber selbst und der Director der berliner Sternwarte, Herr Professor W. Förster, welcher einen ansehnlichen Theil von Manuscripten Alexander von Humboldt's in Verwahrung hat, werden dieser Abtheilung des Werks ihre besondere Mitwirkung zuwenden. II. Darstellung der Wirksamkeit Alexander von Humboldt's in den einzelnen Wissensgebieten, und zwar im Gebiete 1) der Meteorologie und Hydrographie, bearbeitet von Geheimrath Dr. H. W. Dove in Berlin; 2) der Physiologie, bearbeitet von Professor Dr. E. du Bois-Reymond in Berlin; 3) der Zoologie, bearbeitet von Professor Dr. J. V. Carus in Leipzig; 4) der Pflanzengeographie und Botanik, bearbeitet von Hofrath Dr. A. H. R. Grisebach in Göttingen; 5) der Geologie und Mineralogie, bearbeitet von Professor Dr. J. W. Ewald in Berlin; 6) der Geographie, bearbeitet von Dr. O. Peschel in Augsburg; 7) der Astronomie und mathematischen Geographie, bearbeitet vom Herausgeber, Professor Dr. K. Bruhns in Leipzig; 8) der Physik und des Magnetismus, bearbeitet von Hofrath Dr. G. H. Wiedemann in Karlsruhe.

Das ganze Werk wird aus zwei starken Bänden bestehen und mit einigen bisher noch nicht vervielfältigten Originalporträts, Alexander von Humboldt in seinen verschiedenen Altersstufen darstellend, geschmückt sein.

Bibliographie.

Jugend-Erinnerungen aus dem Leben eines häßlichen Mädchens. Von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Hausig-Klozin. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Heinersdorff. 8. 1 Thlr.

Rasch, G., Vom spanischen Revolutionsschauplatze. Spanische Zustände. Charakteristiken und Geschichte. Wien, Hartleben. 8. 20 Ngr.

Ring, M., Lieben und Leben. Neue Erzählungen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Das neue Rom und sein neuester Don Quixote. Ein freies deutsches Wort über den Ultramontanismus und die Conciligedanken des Protestanten Baumstark von einem Laien, d. h. von einem Mann aus dem Volke. Lahr, Schauenburg. 8. 6 Ngr.

Rougemont, F. de, Geschichte der Astronomie in ihren Beziehungen zur Religion. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Französischen v. B. T. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Rumpelt, H. B., Das natürliche System der Sprachlaute und sein Verhältnis zu den wichtigsten Cultursprachen, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Grammatik und Orthographie. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ruthner, A. v. Aus Tirol. Berg- und Gletscher-Reisen in den österreichischen Hochalpen. Neue Folge. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 Thlr.

Schmidt, F., Alexander v. Humboldt. Ein Lebensbild für Jung und Alt. Berlin, Kastner. 16. 7½ Ngr.

Schücking, L., Filigran. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Selwich, S., Eine Volksschule, wie sie sein soll. Erlebtes und Durchdachtes. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 8 Ngr.

Semper, C., Die Philippinen und ihre Bewohner. Sechs Skizzen. Nach einem im Frankfurter geographischen Verein 1868 gehaltenen Cyclus von Vorträgen. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Social-Demokratie auf dem Reichstage. Berlin, Herbig. Gr. 8. 10 Ngr.

Sokoloff, N., Die soziale Revolution. Bern, Jenni. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Tobler, T., Alte Dialektproben der deutschen Schweiz. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 7 Ngr.

Uschner, K. R. W., Schauspiele. Leipzig, Leiner. Gr. 16. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe von Alexander von Humboldt

an

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zum hundertsten Geburtstage Alexander von Humboldt's werden diese an Bunsen gerichteten vertrauten Briefe Humboldt's als eine gewiß willkommene Festgabe dargebracht. Mit urkundlicher Treue abgedruckt, bilden sie ein schönes Zeugniß des unmittelbaren lebendigen Verkehrs zwischen zwei so hervorragenden Männern, während zugleich die interessantesten Mittheilungen über Personen und Zustände darin enthalten sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Mit Wort- und Sacherklärungen herausgegeben

von

Karl Bartsch.

Zweite Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Ausgabe des Nibelungenliedes im Originaltext — die zugleich den III. Band der von Franz Pfeiffer begründeten Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" bildet — ist mit allen Hülfsmitteln zum sprachlichen Verständniss versehen und erscheint in so gefälliger äusserer Ausstattung, wie sie bisher noch nie den altdeutschen Dichtungen zutheil geworden. Sie hat in kurzer Zeit die weiteste Verbreitung gefunden und liegt bereits in zweiter, vom Herausgeber sorgfältig revidirter Auflage vor.

In demselben Verlage ist erschienen:

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Karl Bartsch. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese neue Uebertragung unsers größten altdeutschen Epos ins Hochdeutsche von dem bekannten Germanisten, der auch das Original neu herausgegeben, hat wesentliche Vorzüge vor allen bisherigen Uebersetzungen. Während sie sich in der Versform enger an das Original anschließt, vermeidet sie dagegen, ohne doch die Localfarbe zu verwischen, die Beibehaltung altdeutscher Ausdrücke und Wendungen, welche dem mit dem alten Idiom nicht vertrauten Leser das Verständniß erschweren würden. In einer vorausgehenden Einleitung gibt der Uebersetzer dankenswerthe Aufschlüsse über den Stoff und die Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Le Mexique,

l'Empire et l'Intervention.

8. Geh. 15 Ngr.

Diese Schrift, aus dem Kreise der nächsten Umgebung des Kaisers Maximilian ausgehend, enthält wichtige Enthüllungen über das Verhältniss Frankreichs zu dem mexicanischen Kaiserreich und bildet somit einen sehr werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau

von

A. Essenwein.

Fol. Mit 106 in den Text gedruckten Holzschnitten und 80 Tafeln in Lithographie und Stahlstich. Geh. 16 Thlr.

In diesem durch Holzschnitte und lithographirte Tafeln reich ausgestatteten Werke bietet der als erster Vorstand des Germanischen Museums, sowie als einer der bedeutendsten Kenner der gesammten Kunst des Mittelalters bekannte Verfasser eine ausführliche Darstellung der reichen Kunstwerke der ehemaligen Krönungsstadt der polnischen Könige. Die Schilderung beschränkt sich nicht allein auf die Denkmale der kirchlichen und bürgerlichen Baukunst, sondern umfasst auch Werke der Goldschmiedekunst, der Elfenbeinsculptur, der Paramentenstickerei und der Miniaturmalerei.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gotthold Ephraim Lessing.

Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen.

Mit einer Einleitung.

Von **Friedrich Bloemer**, Obertribunalsrath.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung von ausgewählten, bequem und übersichtlich geordneten Stellen aus Lessing's Schriften und Briefen enthält unvergängliche Schätze von Weisheit und Lebenserfahrung für jeden gebildeten und Bildung suchenden Sinn. Alles Confessionelle hat der Herausgeber absichtlich ausgeschlossen.

Das Werk reiht sich folgenden, unter dem gemeinsamen Titel „Lichtstrahlen" in demselben Verlage erschienenen Sammlungen an:

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier.

Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz.

Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von Horst Kesterstein.

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Fünfte Auflage.

Friedrich Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Dr. Julius Frauenstädt. Zweite Auflage.

William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff.

Jedes dieser Werke kostet geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
iterarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

rscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 23. September 1869.

alt: Ein philosophischer Roman. Von Rudolf Gottschall. — Ein neuer Beitrag zur Gesundheitslehre. Von Heinrich Birnbaum. — Ein italienischer Reformator. Von Otto Speyer. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein philosophischer Roman.

Kampf ums Dasein. Roman von Robert Byr. Fünf inde. Jena, Costenoble. 1869. 8. 6 Thlr.

Das neueste Stichwort des Darwinismus auf dem blatte eines Romans verfehlte nicht, seine Anziehungs- auf uns auszuüben. Sieht man doch schon dem vieler Romane an, daß in ihnen nichts geschieht, daß der Hans seine Grete bekommt, während man en meisten historischen schon von weitem erkennt, daß dein Band Weltgeschichte servirt wird mit pikanter e und etwas poetischem Zugemüse.

Ein philosophischer Roman — das ist wenigstens nicht Alltägliche, das Gemeine, das Traurig-Wahre der ibliotheken; da muß doch über den bunten Aben- der Phantasie etwas wie Duft des Gedankens n; da muß doch nicht blos die müßige Neugier werden, sondern auch der denkende Geist Befrie- g finden.

reilich fiel uns alsbald die Art und Weise ein, in r philosophische Probleme in Romanen behandelt zu n pflegen. Die laxe Kunstform des Romans erlaubt , daß ein solcher Gedanke zur innern Seele des rischen Organismus gemacht werde, welche die ganze gung der Handlung bestimmt, und daß der Grund- le zugleich als das Facit aus allen Factoren der ischen Erfindung sich ergebe. In der Regel wird r wie das Thema der Programmmusik über die ner gesetzt, und wie wir hier heraushören müssen, lcher Weise der Componist einen gegebenen Gedan- usikalisch einkleidet, während wir ohne die Angabe Programms von diesem bestimmten Gedanken keine g haben, sondern eher auf alles erdenkliche Andere würden, so ergeht es uns auch bei den meisten phischen Romanen, wo das Programm uns erst die tung der Melodienführung und Instrumentation h macht und wir ohne das Titelblatt und seine im f des Romans selbst wiederholten Ankündigungen gänzlich im Dunkel tappen würden über das Ziel, welches dem Romandichter vorschwebte.

Hierzu kommt, daß die epische Breite des Romans eine Fülle von Episoden gestattet, und daß durch diese Liberalität der Form die durchsichtige Führung der Handlung erschwert wird. Alle diese Verzweigungen können nicht von dem einen Grundgedanken ausgehen. Bei dem Behagen, welches der Roman wie die epische Dichtung überhaupt auch dem Nebensächlichen zuwenden darf, fehlen dem Romandichter die Mittel der Abtönung und Farbenabstufung, um die bedeutsamen Gruppen zu unterscheiden von dem nebenherspielenden Beiwerk und der Staffage des Hintergrundes.

Wir kennen nur einen einzigen philosophischen Roman, der sein Facit nett und rund explicirt und sich fortwährend im Mittelpunkt, im durchsichtigsten Fahrwasser der Idee hält, während man bei den andern die eifrigen Bemühungen merkt, dies Fahrwasser im Schweiße des Angesichts auszubaggern. Dieser Roman ist die Schöpfung eines großen Dichters: wir meinen die „Wahlverwandtschaften" Goethe's. Hier decken sich die Handlung und der Grundgedanke ohne Rest; das Werk stimmt zusammen wie eine Rechnung, auf welche man die Probe machen kann, wie ein chemisches Experiment, dessen Resultat sich in der Retorte nachweisen läßt. Weiße und andere Aesthetiker haben freilich auch mit Recht darauf hingewiesen, daß die „Wahlverwandtschaften" ein dramatischer Roman zu nennen sind. In der That hat dies Werk die Präcision einer dramatischen Dichtung.

Von den andern Romandichtungen der Goethe'schen Literaturepoche dürfte nur Jean Paul's „Titan" noch zu nennen sein; denn diese Schöpfung eines als confus und willkürlich verschrienen Dichters hat, trotz der berechtigten Freiheit des Humors, einen tief philosophischen Grundgedanken mit voller Klarheit und in großen Zügen ausgeprägt. Es ist das geistige Titanenthum, das in seinen

Ueberstürzungen, in den genial gezeichneten Typen eines Roquairol und einer Linda zu Grunde geht, während im Gegensatz dazu der Held der Dichtung Albano zum Ziel harmonischer Lebensbildung geführt wird.

Von den besten neuern Romanen erheben sich diejenigen Freytag's nicht zu philosophischer Bedeutung; aber sie behandeln praktische Lebensfragen mit ebenso vieler Grazie wie einleuchtender Beweisführung. Die großen Romane Gutzkow's sind Zeittableaux von bedeutenden Dimensionen; sie führen nicht ein einzelnes philosophisches Axiom durch; aber man könnte sie geschichtsphilosophische Werke nennen, die freilich zuletzt in den Visionen einer künftigen bessern Welt verdämmern. Spielhagen's Romane athmen allerdings einen philosophischen Geist, aber die oben aufgedeckten Mängel des philosophischen Romans treten in denselben bereits merklich hervor. In den „Problematischen Naturen" hat es sich der Dichter zur Aufgabe gemacht, sogenannte „moderne" Charaktere zu zeichnen, ohne damit, trotz der Verdoppelung des Romans, in dem zweiten: „Nacht und Licht", einen Abschluß zu erreichen, der sich in eine klare Formel fassen ließe; „Die von Hohenstein" ist ein crasser politischer Tendenzroman; die neuesten Werke dagegen: „In Reih' und Glied", sowie „Hammer und Amboß" verrathen ausdrücklich die Intention des Autors, einen bestimmten Gedanken in der Handlung auszuprägen und durchzuführen. Dieser Gedanke klingt denn auch vielfach in die Handlung hinein und prägt sich in einzelnen Situationen scharf aus, namentlich in dem zweiten Roman; doch nicht ohne ein bedeutendes Residuum für den chemischen Proceß der Gedankenbildung unverwerthbarer Stoffe zu hinterlassen.

Am glücklichsten erscheint in Durchführung des philosophischen Gedankens noch Levin Schücking in seinem neuesten Roman: „Dornegge oder der Weg zum Glück", während manche andere deutsche Autoren ihre Grundgedanken, man könnte sagen, unterwegs aus der Tasche verlieren. Der Roman von Robert Byr: „Der Kampf ums Dasein", hat, noch dazu bei seiner Ausdehnung in fünf Bände, ebenfalls nicht vermocht, seine Grundidee vollständig in Handlung umzusetzen oder durch Hereinleitung einer dialektischen Strömung dieselbe in Bewegung und Gegenbewegung aufzulösen. Es kommt hinzu, daß der Darwin'sche Lehrsatz von einer Allgemeinheit ist, welche kaum eine größere Specialisirung zuläßt. Alle Wesen kämpfen den Kampf ums Dasein. Was daher immer im Menschenleben geschieht, kann man sub specie dieses Kampfes anschauen. So wird zwar nirgends die einzelne Thatsache des Romans rebellisch gegen das Titelblatt; jede läßt sich ohne Schwierigkeit unter den allgemeinen Satz subsumiren; aber damit wird der Satz selbst zugleich für die Dichtung nichtssagend und inhaltlos; auch sind die einzelnen Anwendungen desselben auf vorkommende Ereignisse und Situationen mehr gelegentlich und machen nirgends den Eindruck zwingender Nothwendigkeit. Wohl aber hat der Verfasser jenen Satz selbst vielfach zum Gegenstand philosophischer Erörterung gemacht und den Professor der Zoologie Kühlrich als den Lehrer und Vertreter desselben hingestellt, ja den Kampf für und gegen diese Wahrheit als Motive einzelner Scenen und Situationen benutzt. So bildet „der Kampf ums Dasein" eine selbständige philosophische Partie innerhalb des Rahmens des Romans, von welcher hier und dort ein Licht über benachbarte Partien ausstrahlt, ohne das ganze Werk in diese Beleuchtung zu rücken.

Schon in Venedig, wo der erste Band des Romans spielt, tritt der Zoologe als Vorkämpfer des Darwin'schen Gedankens auf. Er spricht die Ansicht aus: „Dasein ist Leben, und das Lebensprincip: der Kampf ums Dasein":

Professor Kühlrich war keiner jener immerwährend zerstreuten Stubengelehrten, die über ihre unausgesetzten, beinahe zur fixen Idee gewordenen, einseitigen Grübeleien ihr Aeußeres, ja sogar ihre Existenz und alles bis auf ihre Pfeife oder Tabacksdose vergessen und die man mit großem Unrecht zum Typus der deutschen Gelehrtenwelt gestempelt hat. Er faßte die Wissenschaft wie das Leben, eins ergänzte bei ihm das andere, die Wissenschaft gab den Calcul, die Theorie, die Welt das anatomische Theater, sein scharfer durchdringender Geist war die Lanzette und das Secirmesser. Allen Erscheinungen in der Natur wie in der menschlichen Gesellschaft wendete er mit gleichem Interesse seine Beobachtung zu, wenn er sich auch speciell blos dem Fache der Zoologie gewidmet hatte. Niemals vergaß er über dem Einzelnen die beständige Wechselwirkung des Gesammtvorhandenen. Der Makrokosmus zerlegte sich vor seinem Forscherblick, vor seinem rastlosen Gedanken wol bis zum Atom, aber aus all den mikroskopischen Lebensäußerungen und Vorgängen erwuchs ihm wieder stufenweise das untrennbare, strengbedingte Gesammtdasein des Alls. Wenn auch einer der ersten, kühn Voranschreitenden seiner Zeit, lebte er doch in und mit derselben. Mit seinem Urtheil aber hatte er sich unbefangen losgelöst aus dem täglichen Gedränge und sah auf dieses ruhig und unparteiisch herab. In seinen Augen gab es keine Halbgötter und keine Teufel, keine übermenschlichen Verdienste und keine verdammnißwürdige That: es gab nur Naturnothwendigkeiten.

Wir sehen, der Verfasser ergreift von Haus aus die Partei des ehrwürdigen Gelehrten, dessen hohe schöne Greisengestalt, dessen Denkerstirn er uns anschaulich geschildert hat. Weiterhin fährt dieser Priester des neuen Weltgesetzes fort:

Man hat für den Lauf der Welt, wie für alles in ihr Vorfallende eigene Triebfedern erfunden, sowie das nur die Oberfläche sehende Kind auch den Stuhl schlägt, an den es sich gestoßen, und ihm eine eigene Kraft, wie dem Schmerz eine falsche Ursache beimißt. Hinter all den verschiedenen Namen und, im Grunde genommen, ziemlich hohlen Klängen verbirgt sich aber nur ein einziges, einfaches und doch in seinen Wirkungen so großartig erhabenes Grundgesetz, das freilich in der vielfachst modificirten Gestaltung einzugreifen scheint, aber doch immer nur eins und dasselbe bleibt. So hat auch der Klang oder der Ton immer nur eine Ursache, welche durch das Gesetz gegeben ist, daß die Erschütterung der Luft sich in Schallwellen weiter pflanzen muß. Diese sind dann der Art der Erschütterung entsprechend; wer aber von diesem Gesetz nichts weiß oder wissen will, der kann dann allerdings sagen: die Ursache dieses Tons ist die Trompete, die des andern eine Faust, welche dreinschlägt, oder er begnügt sich gar blos damit, daß er sagt: „Nu, es tönt eben, weil es einmal tönt."

Um aber den Hörern die Wahrheit anschaulich zu machen, will er sie an den von der Ebbe entblößten Strand des Lido führen:

Alle diese unzähligen Rückbleibsel, die Schnecken, Muscheln und Taschenkrebse, die der Italiener mit einer so glücklichen Metapher „frutti di mare" — die Früchte des Meers — nennt, sollen dir in ihrem Gehaben ein Miniaturbild der Natur geben. Du wirst sehen, wie das ganze kleine Volk nur im Aufsuchen der Nahrung oder überhaupt der Lebensbedingungen, mit fortwährendem Kampfe in seinem Widerspiel von Angriff und Vertheidigung, thätig ist, und wie die Chance hier allein entscheidet.

werde dir dann im kleinen zeigen, wie sich alle diese Exi-
zen die Chancen zu erringen streben und wie daraus der
ndliche Fortschritt hervorgeht, daß dir aus dem Geschauten
Schlußfolgerung leicht fallen wird, wie in der ganzen Natur
unausgesetzte Kampf Schlüssel zu dem Geheimniß der Be-
zung ist, dessen Gegensatz: der Stillstand, die Ruhe, mit
ergang und Tod gleiche Bedeutung hat.

Hier wird nun auch schüchtern das entgegengesetzte
incip aufgestellt. Der „Kampf ums Dasein" lenkt und
egt doch nicht alles. Die Liebe steht höher und um-
t die ganze Menschheit, in ihr findet der Kampf seine
ung, das individuelle Sein aber die Vollendung.

Später, im vierten Bande, wird uns der Inhalt
r Vorlesung mitgetheilt, welche Professor Kühlrich
r den Darwinismus hält und welche bedenkliche Un-
en von seiten einer durch die Gegenpartei aufgehetzten
örerschaft zur Folge hat. Die Erlebnisse Karl Vogt's
Lachen scheinen unserm Autor dabei vorgeschwebt zu
en.

Wie wird denn nun aber in unserm Roman der
mpf um das Dasein" gekämpft? In der verschiedensten
se, selbst durch Spitzbüberei, Buhlerei und Heuchelei.
er Stand kämpft ihn für sich und seine Rechte, das
stenthum, die Aristokratie, die reiche Bourgeoisie, das
eiterthum; die verschiedensten Charaktere behaupten sich
l und ihre Zwecke gegenüber den feindlichen Gewalten.
s Menschenleben ist ja eben dieser Kampf, und der
ter braucht blos das Leben abzuschreiben, um ihn
anschaulich zu machen. Doch hat er versäumt, uns
das Gegenbild in lebensvollen Farben vorzuführen.
ein solches Gegenbild gibt es. Das eine ist von
selbst in flüchtiger Andeutung vorgeführt worden
liegt zum Theil der Schlußkatastrophe des Romans
Grunde, doch mußte die Intention des Dichters hier
fer hervorgehoben werden; den Gegensatz zu dem
pf um das Dasein bildet offenbar die Aufopferung
Daseins, die Hingabe, die in der Liebe, in den Groß-
n der Menschlichkeit liegt. Indem der Held, Graf
rian, um die bedrohten Bergwerksarbeiter zu retten,
Leben in die Schanze schlägt und diesem Edelmuth
zum Opfer fällt, widerlegt er die ausschließliche Be-
ung jenes Axioms in seiner Anwendung auf mensch-
und moralische Verhältnisse. Wo aber ist Professor
rich), um über diese Widerlegung zu quittiren? Es
t fast, als hätte mehr das romanhafte Abenteuer
seinem spannenden Reiz als das Interesse an dem
ndgedanken des Werks dem Dichter jene Schlußwen-
eingegeben. Ferner hätten wir dem Professor Kühl-
auch auf dem Gebiete der Theorie nicht gern das
Wort gegönnt. Es hätte ihm einer jener Denker
übergestellt werden müssen, welche theils an Jean
's hohe Menschen, theils an Shakspeare's ascetische
ge und ihre Willensverneinung erinnern, Männer,
e den Kampf ums Dasein geistig überwinden, indem
u einem über dasselbe hinausgehenden Frieden des
ens und Empfindens durchdringen. Ein solcher Cha-
: fehlt in dem Roman.

Sehen wir indeß von diesen Mängeln ab, welche die
des Werks betreffen, betrachten wir dasselbe blos als
sbild, so haben wir ihm viel Rühmliches nachzusa-
Der Verfasser hat eine lebendige Phantasie, weiß anschaulich darzustellen und schüttet durch das allerdings etwas langathmige Werk eine Fülle geistvoller Reflexionen aus. Es ist ein staatlicher Mikrokosmos, in den wir eingeführt werden; doch die Zeit der Jean Paul'schen Scherau und Flachsenfingen ist ja überall vorüber. Auch in den kleinsten politischen Organismen pulsirt das allgemeine Leben der Gegenwart; die größern geschichtlichen Bewegungen greifen in dieselben ein; wir finden in allen Bankwesen, Presse, Arbeiterunruhen, alles nach den großen Mustern organisirt. Und so werden wir auch in dem Byr'schen Roman in unserm Interesse für die Handlung nicht durch das Bedenken beeinträchtigt, daß der Staat, in welchem sie spielt, „klein ist unter den Staaten Germaniens".

Bedenklicher erscheint es schon, daß wir uns fast ausschließlich in Hofkreisen bewegen. Die Helden des Romans, Valerian und Kurt, — jener Graf, Dichter und Idealist; dieser Offizier, Spötter von Profession und einer der Glücklichen, welche durch eine gesunde Mischung der Elemente vor Extremen bewahrt bleiben und ihre Lebensziele erreichen — gehören diesen Kreisen an. Ein Erbprinz, der alsbald den Thron besteigt, steht im Mittelpunkte der Handlung und der Parteikämpfe. Die Ultramontanen, die starre Reactions- und Militärpartei auf der einen Seite, auf der andern die liberalen Minister und Hofleute machen abwechselnd ihre Einflüsse auf ihn geltend und kämpfen „den Kampf ums Dasein". Der Erbprinz, in vieler Hinsicht edel und vorurtheilsfrei, doch abhängig von schwärmerischen Herzensneigungen und den nächsten Einflüssen, steht schwankend in der Mitte und schenkt längere Zeit der Partei des Rückschritts Gehör. Seine Liebe zu der zartbesaiteten Risa, zu dieser ätherischen Cäcilie, welche entsagt und ins Kloster geht, ist mit poetischem Hauch geschildert. Im ganzen macht der Fürst den wohlthuenden Eindruck einer jener feingebildeten Fürstlichkeiten, welche viele Schranken der äußern Verhältnisse zu überwinden haben, um ihren innern Werth zu voller Geltung zu bringen.

Um den Prinzen gruppiren sich der eifrige Nimrod und Soldat Prinz Venerand, der Ministerpräsident Graf Müderegk, der barsch durchgreifende Graf Degenhard, und vor allem die klerikale Camarilla, deren Intriguen und Agitationen im Roman mit mehr Ausführlichkeit geschildert sind, als die geistige Bedeutung dieser homiletischen Ergüsse verdient. Ein sehr gelungenes Charakterbild ist der Hofmarschall und Theaterintendant Graf Blitzer. Zwar ist die Schablone des Schiller'schen Hofmarschalls Kalb hier kaum zu verkennen, wie überhaupt diese Gestalt zum Stammvater einer ganzen Linie geworden ist, die in allen Stücken und Romanen auftaucht. Doch hat Blitzer auch eine Menge von Zügen, die ihm das Recht ursprünglicher Eigenthümlichkeit sichern, und daß er zugleich Theaterintendant ist, gibt Veranlassung zu vielen erheiternden Scenen, welche zum großen Theil dem Leben abphotographirt sind.

Eine ebenso mit vieler Vorliebe durchgeführte Figur ist der Bankier Lauer, ein reicher Vertreter der Bourgeoisie und ihrer politischen Oppositionslust, der sich bei Verlegenheiten oder im Affect die Glatze zu reiben pflegt, wozu ihm der Dichter, ganz abgesehen von dem letzten

Aufstande seiner Arbeiter, häufig genug Veranlassung gibt. Ein anderer Typus ist der Journalist, Publicist und Kritiker Schmerle, der mit Cynismus die Presse vertritt. Es ist neuerdings Mode geworden, in den Journalisten und Publicisten der Romane und Dramen den Revers der Münze herauszukehren. Es ist jedenfalls ein gutes Recht der Dichter, die Charaktere zu verwerthen, wie sie dieselben brauchen können. Immerhin würde einmal ein Roman willkommen sein, in welchem ein edler Journalist voll Ueberzeugungstreue, Unabhängigkeit der Gesinnung, Opfermuth und Begeisterung für die Sache der Wahrheit und Humanität eine der Hauptrollen spielte.

Der Verfasser entschädigt indessen für die wenig schmeichelhafte Darstellung des Journalismus durch die Tüchtigkeit, mit welcher er die Männer der Wissenschaft und Kunst ausstattet; denn außer dem Professor Kühlrich ist der Maler Il Zotico ein Künstler von origineller und barocker Selbständigkeit des Fühlens und Denkens, welcher wie ein Meteor in den Dunstkreis des Hofs hineinplatzt.

Alle diese Charaktere, die dem Kreise der feinen Bildung angehören, sowie die Haupthelden Valerian und Kurt bieten in ihren Schicksalen, Kämpfen und Neigungen kaum Gelegenheit zu jener Romantik, welche doch einmal bei einem Roman unentbehrlich ist. Es würden die stärkern Gewürze, die kräftigen Ingredienzien fehlen, die den Appetit des größern Lesepublikums reizen, wenn der Autor nicht noch in die tiefern Volksschichten hinabgestiegen wäre, um grellere Scenen, spannende criminalistische Momente mit in den Roman aufzunehmen. In jene höhern Kreise ragt ein Parvenu herein, der Secretär des Erbprinzen, Brokmann, der sich gleich beim Beginn des Romans in der unzweideutigen Eigenschaft eines gemeinen Spitzbuben einführt, indem er zusammen mit dem Kammerdiener Veigl die Kasse des Hofmarschalls bestiehlt. Veigl wird ertappt, und man sieht nicht recht ab, aus welchem Grunde er Brokmann im ersten Bande nicht mit denuncirt; wol nur zu dem Zweck, damit der Verfasser bis zum letzten ein Moment der Spannung in Bereitschaft habe und uns die Ironie der Lebensschicksale nachweisen könne, indem ein ordinärer Dieb nicht nur nicht gehangen, sondern sogar in den Adelsstand erhoben wird. Pater Nicasius ist indeß, außer Veigl und dem Publikum, mit im Geheimniß und benutzt dies, um den Secretär Brokmann für den Dienst der Kirche zu pressen. Brokmann wird bei dem Fürsten die rechte Hand der Ultramontanen, bis seine Antecedentien ihm über den Kopf zu wachsen drohen und er sich selbst das Leben nimmt.

Veigl selbst ist das dämonische Princip below stairs, der Mann, auf den die Hoffnungen der Romanleser von Fach schon von Haus aus gerichtet sind; denn daß man nur von ihm außer den kleinen Diebstählen auch ein anständiges Verbrechen erwarten darf, bei dem etwas Blut, Schrecken und Gruseln mit unterläuft, merkt der Kundige ihm frühzeitig an. Auch ist er nicht so grausam, solche Hoffnungen unerfüllt zu lassen. Die Scene, in welcher er seine ungetreue Geliebte, des Harfners Tochter Rike, zuletzt die Maitresse des Intendanten und Debutantin des Hoftheaters, von der Brücke herab in den Bach stürzt, ist drastisch genug; auch kommen allmählich noch andere Verbrechen zu Tage. Der alte Harfner mit seinen beiden Töchtern ist im ersten Band eine nicht unpoetische Erscheinung auf dem Hintergrunde des venetianischen Lebens. Die jüngere Tochter Cordula gemahnt anfangs wie eine Mignon; doch verläuft sich die Intrigue der Pfaffen, welche sie dem Prinzen verkuppeln wollen, allmählich im Sande, und zuletzt wird das nervöse Mädchen eine Wunderpuppe, die für klerikale Kunststücke dressirt ist.

Die Schilderungen aus Venedig im ersten Bande, der Arbeiterunruhen und Kämpfe sowie der Katastrophe im Bergwerk zeugen von einem schätzbaren Talent der Darstellung, welches die Vorgänge in lebendiger Weise vor die Phantasie zu führen versteht, während die zahlreichen Gespräche über Kunst, Politik und alle wichtigen Lebensfragen, welche in die Handlung verflochten sind und vorzugsweise den Roman zu einem ungewöhnlichen Umfang anwachsen lassen, einen gebildeten Geist verrathen, der seinen Gedanken einen oft prägnanten Ausdruck zu geben weiß. Eine kleine Anthologie mag dies beweisen:

„Die Eitelkeit ist kein persönlicher Vorwurf", bemerkte der Professor. „Der erste will schöne Kleider, der zweite Orden, der dritte Titel und Rang, der vierte Popularität und Anerkennung, der fünfte Ruhm und den ehrenden Nachruf der Nachwelt — jeder will sich zieren und vor den andern auszeichnen. Der Verstand muß, genau genommen, alles verwerfen, eins wie das andere ist thöricht, ist nur die Eitelkeit der Ameise in einem großen Ameisenhaufen. Wie lächerlich erscheint Napoleon's Bildsäule auf dem Vendômeplatz neben der Insel Helena, und wie klein diese wieder gegen das unscheinbare flüchtige Kreuzzeichen, das Millionen und Millionen spurlos auf der Stirne andeuten. Jedes Hervorheben des Ich, jede künstliche Verlängerung des Daseins — denn darauf geht ja doch alles hinaus — schrumpft im Vergleiche immer wieder zwerghaft ein, nichts ist absolut kleinlich, und man darf nichts als thöricht beurtheilen, während man selbst — wenn auch in anderer Weise — eine gewisse Pietät gegen sich ausübt....

„Wer ist im Rechte? Alles kämpft miteinander und jedes hat Recht", widersprach der Professor lächelnd. „Der Kampf ums Dasein ist der naturgemäße Zustand der Menschheit; er ist der Motor der Weiterentwickelung, ohne ihn stockt und stirbt alles; er treibt, er belebt, er zeugt, er bewegt, und eben deshalb ist er auch unsere Aufgabe, ich möchte sagen: unsere Religion. Alles kämpft — der Arme, der den Communismus verlangt, der Reiche, der ihn verdammt, der strebende Kopf, der verrottete Aristokrat, der Geistliche, der Soldat, der Republikaner, der behäbige Constitutionelle, der Monarch — sie alle sind im Recht — es handelt sich um ihr Dasein. Es handelt sich darum, wer siegt. Wer es auch sei, er muß über die Leichen der Besiegten hinwegschreiten, das ist Naturgesetz. Wer davor zaudernd zurückschreckt, bringt sich selbst um die Chancen der Existenz. Ein sogenannter versöhnender Abschluß ist bei solchem Grundgesetz freilich eine Unmöglichkeit. Der Kampf ist unendlich. Der Gedanke ist — ich gestehe es — für unsere weichen, künstlich geschmolzenen und empfindsamen Gemüther erschütternd; aber wir müssen eben Herz und Geist stählen. Muth, Scharfsinn, Charakter, Kraft brauchen wir — nicht Entsagung, Versöhnung, Nachsicht und wie all die Masken von Trägheit, Schwäche und Feigheit heißen...."

Thörichte Menschenherzen, die von einem unparteiischen Gott der Liebe schwärmen, und ihn doch von Moment zu Moment durch Bestechung in einen parteiischen Götzen des Zorns zu verwandeln verlangen! Wißt ihr nicht, daß das Gesetz, dem ihr wirklich folgt, ein unwandelbares, und das, dem ihr zu folgen vermeint, nur ein doctrinärer Traum ist?! Kämpft und ringt, würgt und erhebt euch — lasset eure Interessen zusammen oder widereinander gehen, nützt eure Kraft

s, einzeln oder verbündet, überbietet euch mit den Waf-
des Friedens oder des Kriegs, streitet um euer Dasein
oder ohne Bewußtsein, mit Gewalt oder List, Kühnheit
r feiger Zähigkeit, folgt dem ewigen Drange, der euch be-
rscht von der Geburt bis zum Tode — aber lügt nicht, daß
einander liebt!...

Ave Venezia! Wie schön bist du stolze Meerbraut, San-
rco's kostbarer Reliquienschrein! Ein Jahrtausend ist über
dahingegangen, und dein wechselvolles Schicksal hat dich
die Höhe der Macht und in die Tiefe der Sklaverei ge-
gen; das Asyl verfolgter Flüchtlinge wuchs zur Herrscherin
Meers empor, um allmählich wieder zu sinken und zu
den; deine Reichthümer, die du mit klugem Sinn, mit küh-
Hand aus dem Morgenlande holtest, um sie dem Abend-
e zu gewinnen, sie sind verflüchtigt; der Glanz deiner
cht ist erloschen; deine Galeren, die alle Meere befuhren,
vermodert; deine Helden sind todt und ruhen unter kost-
m Marmor, und es ist gut, daß auf diesem ihre Siege
egraben sind, denn ihre Nachkommen sind erschlafft und
n ein schwaches Gedächtniß; das Meer selbst zieht sich von
zurück, als wäre es müde, dir den alten Schutz zu gönnen,
glaubte es nimmer an die sagenhafte Zeit seiner Unter-
figkeit gegen dich, du nun selbst Unterworfene — alles,
ist dahin, was dich einst stolz und groß gemacht: nur
ist dir geblieben — deine wunderbare, unvergängliche
nheit. Die Jahrhunderte konnten sie dir nicht rauben, du
alt geworden, dein Mark ist ausgetrocknet, deine Jugend-
erloschen wie dein Muth, deine Seele ist entflohen, dein
aber ist durch ein Wunder in ewiger Jugend, in zauber-
r Schönheit erhalten; was du auch verloren, was du ein-
ßt, du bist noch heute wie damals: la bella Venezia!...

Wir müssen aufhören, mit Fictionen uns zu vertrösten,
n sie einer diesseitigen oder jenseitigen Zukunft gelten.
dem Tage heißt es leben und mit der Wirklichkeit rech-
nen! Keine süße Täuschung! Die Zeit des kosmopolitischen Weltfriedens ist noch nicht gekommen, und sie wird nicht kommen, solange Menschen die Erde bevölkern. Die Idee der Geistergemeinschaft und friedlichen Bruderliebe war eben nur eine Idee — die im Kampfe um ihr Dasein unterlegen ist. Nur dem Schein nach drang sie durch, und er ist es, der die Menschheit gegenwärtig noch äfft. Der Kampf ist das Zauberwort, dem die Menschheit gehorcht; sie theilt und schart sich heute nach ihrer Zunge, wie sie sich früher nach ihrem Glauben geschieden und nach andern Gemeinsamkeiten geschart, um völkerweise ihr Dasein zu erstreiten. Der Waffenstillstand ist das Aufathmen vom blutigen Kriege, und während desselben wird in anderer Weise weitergekämpft. Der Friede aber wäre Erschlaffung — Tod. Eine untergegangene Nation hat Frieden! Mit allen Mitteln, mit Benutzung aller Chancen muß eine jede Nation um ihr Dasein ringen, geistig und körperlich. Den Frieden wollen, heißt die Macht von sich geben, die eigene Unterdrückung verlangen. Der Sieg — die Herrschaft — das Dasein: das ist das Ziel des Kampfs, Sieg oder Vernichtung die einzige Alternative für eine Nation. Und jetzt, wo jedes Nationchen sein Missionchen haben will, soll es Deutschland allein sein, das grübelnd die eigene Mission nicht erkennt?! Deutschland muß herrschen in Europa — in der Welt, oder es wird verschwinden und seine Sprache eine todte werden, die man alsbald nur neben dem Sanskrit citirt. Siegen und leben — oder sterben; Deutschland hat nur diese Wahl! — Ob es die Chancen zum Siege hat? — Ich denke wol!

Robert Byr, dem wir bisher nur in kleinern Novellen begegneten, hat durch dieses größere Werk, dessen Stil, mit Ausnahme einzelner undeutsch zu nennender Absonderlichkeiten, ein trefflicher ist, seinen Beruf bekundet, sich der Phalanx unserer im Vordertreffen des Zeitgeistes kämpfenden Romanschriftsteller anzuschließen.

Rudolf Gottschall.

Ein neuer Beitrag zur Gesundheitslehre.

: die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Ver-
tung. Von Eduard Reich. Erlangen, Enke. 1868.
:.8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Auf dem jetzt sehr fleißig bebauten Felde der medici-
n Volksbelehrung ist der Verfasser dieser Schrift
seit Jahren einer der thätigsten. Er hat viel dazu
tragen, daß man anfängt, ein wachsames Auge
die Gesundheitspflege des Volks zu richten, und das
gende Werk ist ganz dazu geeignet, diese Aufmerk-
it noch höher zu steigern. Dem Buche recht ein-
lich und warm das Wort zu reden, halten wir
nsere Pflicht, und dies nicht blos wegen seiner vor-
chen Abfassung, sondern viel mehr noch wegen des
Zwecks, das Menschengeschlecht durch gründliche
sserung der Gesundheit glücklicher zu machen. Es
jedem wahren Freunde des Menschen reichen Stoff
Nachdenken und erweckt auf jeder Seite wiederholt
Wunsch, daß es viel gelesen und beherzigt wer-
möchte — und zwar von jedermann, von dem
ittelten Tagelöhner bis zum reichsten Fabrikherrn —,
:s zu einem Familienbuche werde für alle Klassen
Gesellschaft, daß es sich aber vor allem die
dschaft der Männer erringen möchte, welche das
sal so hoch gestellt hat, daß sie die physische und
ische Wohlfahrt ganzer Staaten und Kreise, ganzer
- und Landgemeinden zu überwachen haben. Allen gibt es Fingerzeige und Winke, die fürs wirkliche Leben passen, weil sie auf dem alltäglichen Boden eines erfahrenen praktischen Arztes ihre erste Begründung und mit Hülfe des Nachdenkens ihre Reife erhalten haben. Es redet oft eine freimüthige derbe Sprache, aber nie anders als im Dienste und zum Besten der leidenden Menschheit, und wo wirklich Grund dazu vorhanden ist; es trifft mit scharfen Hieben alle Gegner, oder besser alle Saumseligen in der Ausübung der humanen Pflicht, sich selbst und die Nebenmenschen durch Gesundheit glücklich zu machen. Dabei ist der Verfasser nie blind für das bereits errungene Gute, im Gegentheil macht er gerade hierauf mit dankbarer Anerkennung aufmerksam. Aber als entschiedener Feind aller halben Maßregeln, jedes Bemänteln, tritt er mit seiner Aufklärungsleuchte dreist vor die Schattenstellen der Civilisation, zeigt das Ungenügende, die Jämmerlichkeit der vermeinten Hülfeleistung; bei dieser Gelegenheit führt er seine Leser zum geistigen Mitschauen selbst in die verrufensten Winkel, wo die Scheußlichkeiten der Entartung des Menschen so recht heimisch geworden sind, leuchtet mit dem hellsten Licht der Aufklärung muthig hinein, spricht dann noch viel muthiger den Behörden ins Gewissen, damit sie wach werden und es am ehrlichen Zugreifen nicht fehlen lassen. Doch tragen alle Worte des Unmuths eine würdevolle Ruhe, das Bewußtsein einer innern Berechtigung, sie sind

frei von Uebertreibung und Gehässigkeit, und man fühlt nicht blos ihre Wahrheit, sondern auch daß sie aus einem guten Herzen kommen. Gerade diese humane Grundlage, diese schlichte Wahrheitstreue läßt uns hoffen, daß die scharfen Worte nicht übel gedeutet, nicht ungehört bleiben werden. Wer sich dadurch verletzt fühlt, ist kein wahrer Freund des Menschen; für den hat der Verfasser kein Wort geschrieben, es sei denn, daß in ihm selbst schon eine starke moralische Entartung Wurzel gefaßt hätte, die auszurotten wäre. Er ist nie und nirgends ein Mann der Uebertreibung, er hat auch niemals Plane im Auge, welche nicht zu verwirklichen sind. Der Zweck seiner Hygieine ist kein utopisches Phantasiegebilde, sondern er hat stets die erreichbare Wirklichkeit zum Maßstabe und die Natur zur Grundlage genommen.

Das Werk löst seine Aufgabe auf zwei ganz verschiedenen Seiten: einmal durch selbstgemachte Erfahrung und die darauf bezogenen Reflexionen; dann aber auch durch die Berücksichtigung von Ansichten und Vorschlägen anderer erfahrener Fachmänner. In beider Hinsicht ist dasselbe gleich ausgezeichnet. Unsere heutige Civilisation ist in manchen Punkten entartet und krank. Darauf soll aufmerksam gemacht, es sollen die Ursachen erforscht und die Mittel zur Verhütung und Heilung in Vorschlag gebracht werden. Das ist eine Aufgabe von der allergrößten Wichtigkeit. Unsere Schrift läßt dies mit großer Klarheit zum Bewußtsein der Leser kommen. Sie stellt sich dabei auf den richtigen Standpunkt eines Naturforschers, sammelt durch Beobachten und Versuche Erfahrungen ein und sucht dann mit den so gewonnenen Naturgesetzen naturgemäß zu helfen. Ihr Verfasser ist praktischer Arzt, aber auch ebenso ein Sachverständiger in der Chemie, Physik und Seelenkunde; er ist ein Menschenkenner, Menschenfreund, Menschenbeschützer. Seine Rede trifft stets den Nagel auf den Kopf; sie hat nichts von schulmeisterischer Umständlichkeit, oder seelsorgender Gerührtheit, oder poetischer Schwunghaftigkeit; ihr liegt nichts am Herzen als die Gesundheit des Menschen.

Nach der kurzen Einleitung, welche Begriffsfeststellungen und eine allgemeine Uebersicht über den zu behandelnden Gegenstand in sich faßt, zerfällt das Werk in zwei ungleiche Hauptheile, wovon der größere erste „die physischen Ursachen der Entartung", der kleinere zweite „die moralischen Ursachen der Entartung" bespricht. Der erste Theil lenkt dann die Aufmerksamkeit auf die Krankheiten, welche als die Quelle und die Folge der Entartung des Menschen zu betrachten sind, auf die Zeugungsverhältnisse, auf die Diätverhälnisse, auf die klimatischen und professionellen Verhältnisse, durch welche Entartungen veranlaßt werden. Der zweite Theil weist nach, wie in dem heutigen Erziehungswesen und in den politischen und socialen Verhältnissen der Keim der Entartung zu suchen und zu tilgen ist. Dieses allgemein gefaßte Inhaltsverzeichniß gibt uns schon eine Andeutung von der reichen Fülle des Stoffs, und wir wollen durch das Herausheben des einen oder des andern Punktes sehen, wie der Verfasser seine Aufgabe zu lösen bestrebt ist.

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser gleich auf eine Schattenseite der menschlichen Entwickelung, wo die Entartung unstreitig den höchsten Grad erreicht hat — auf den Cretinismus. Physisch und moralisch ist der Cretin ein durch und durch entarteter Mensch. Wie sind solche Landestheile zu beklagen, wo diese Krankheit zur Endemie geworden ist, wo jährlich Tausende von Menschen geboren werden, welche Zeit ihres Lebens der Vernunft und des Verstandes beraubt bleiben. Wie läßt es sich mit der Humanität in Einklang bringen, daß man hier nicht gründlich zu helfen trachtet? Was nützen die künstlich zusammengestellten statistischen Angaben, die überschwenglichen Wortmalereien, wenn man es nicht zu wirklichen und ehrlich gemeinten Thaten kommen lassen will? Der Verfasser glaubt, daß die Ursache dieser Entartung eine dreifache sei, daß man sie in der fehlerhaften Ernährung, in der Ungunst des Klimas und der Bodenverhältnisse und in der traurigen Gewohnheit, Ehen unter Blutsverwandten zu schließen, aufsuchen müsse.

Ohne Zusammenwirkung der genannten drei Gruppen von Ursachen kommt der endemische Cretinismus wol niemals zu Stande. Seine letzten Gründe sind schlechte hygieinische und ökonomische Verhältnisse. . . . Ungemein beachtenswerth sind die Vorschläge, welche die sardinische Commission zum Behufe der Verminderung und Ausrottung des Cretinismus macht. Sie verlangt unter anderm: Austrocknung der Sümpfe, Kanalisirung der dem Austreten unterworfenen Bäche, Umwandlung der von den Bächen ehedem überschwemmten Felder in Ackerland; Entfernung der Gruppen hochstämmiger Bäume aus der Nähe der Wohnungen in einer Entfernung von funfzig Metern, damit der Luft freier Zutritt gewährt sei, die Feuchtigkeit nicht stationär bleibe, sondern durch Einfluß der Sonne verscheucht werde; Beschaffung guten Trinkwassers; Vernichtung der Wohnungen, welche, sei es durch schlechte Lage oder durch fehlerhafte Construction als höchst gesundheitswidrig erkannt und als der Verbesserung unfähig erachtet werden; Verbot des Erbauens von Häusern an ungesunden Orten; Verpflichtung der Unternehmer, nach den Regeln der Gesundheitspflege zu bauen; Bestellung eines vorzüglich aus Aerzten bestehenden Gesundheitsrathes; Schaffung kluger Proviantgesetze zur Verhütung der übermäßigen Theuerung der zum Leben unentbehrlichen Nahrungsmittel, und Einführung solcher Gesetze, welche geeignet sind, den Misbrauch geistiger Getränke zu verhüten; Verkauf des Kochsalzes zu möglichst niedrigem Preise; Beförderung des Fleischgebrauchs; bestmöglichste Begünstigung des Handels; Eröffnung neuer Verkehrsstraßen; Einführung öffentlicher gymnastischer Spiele; Verminderung der Ehen zwischen Menschen, welche Cretinenfamilien angehören oder in hohem Grade rhachitisch oder skrofulös sind; Beförderung der Rassen; Regelung des Hebammenwesens u. s. w.

Schließlich spricht der Verfasser als erfahrener Arzt noch seine Meinung aus, daß bei dem Cretinismus die Heilkunde so gut wie gar nichts vermag, daß dabei alles auf eine vernünftige Pflege der Gesundheit ankomme, welche den Keim der Krankheit gleich in der Geburt erstickt. Idiotismus und Cretinismus sieht er nur dem Grade nach für verschieden an.

Die Epilepsie ist nach des Verfassers Ansicht ein das ganze Nervensystem betreffendes Leiden, welches schon sehr beklagenswerth zur Entartung des Menschengeschlechts beigetragen hat, dessen Ursachen indeß mehr moralischen als physischen Einflüssen zuzuschreiben sind. Und in dieser Hinsicht steht der Schreck obenan, wenn übrigens schon Disposition zur Krankheit vorhanden war. Von 364 an Epilepsie leidenden Personen fand Moreau, daß 62 Blutsverwandte hatten, die mit demselben Leiden behaftet waren,

; 17 Fälle hysterischen, 37 apoplektischen, 38 irrsin-
en Ursprungs waren, daß in 195 Fällen die Aeltern
) andere Blutsverwandte an Convulsionen, Schwind-
jt, Skrofeln, Eklampsie, Asthma, Amaurose, Trunk-
jt, Stottern litten oder sich durch Selbstmord das
en genommen hatten. Der Verfasser sagt:

Man kann Menschen, welche nur in kleinerm Maße an
sucht leiden, die Verehelichung nicht verbieten; aber man
m Stande durch Verbreitung gemeinfaßlicher Schriften und
h geeignete Predigten die Bevölkerung darüber aufzuklären,
gute Gesundheit die oberste Voraussetzung einer rechten Ehe
und daß nichts so schädliche Folgen habe als die Verhei-
ung eines kranken Mannes mit einer kranken Frau. Da-
) dürfte der Epilepsie und den Geistesstörungen ein gutes
k Boden genommen sein.

Doch soll hierbei weniger verboten als dafür gesorgt
)en, daß das Menschengeschlecht sich nicht durch
veichlichung krank mache, und hierzu muß eine
Volkswirthschaft, gute Erziehung, gute öffentliche
ndheitspflege und Belehrung einen soliden Grund
ben. Also auch wieder das Wegnehmen der Ver-
ssung zur Degeneration. Man sorge für Wohlstand,
lärung, Nächstenliebe, aber versäume die sichere Be-
dung der Gesundheit nicht, dann läßt sich auf einen
igen Menschenschlag rechnen, in welchem die Entar-
eine Unmöglichkeit ist.

Taubstummheit trägt ebenfalls den Stempel dieser
rtung in sich. Worin besteht die Veranlassung
welche Mittel gibt es zu ihrer Verhütung?
Leiden zu heilen ist noch so wenig geglückt,
man es fast für eine Unmöglichkeit halten kann,
nur darauf zu denken hat, das Unglück so er-
ch wie nur möglich zu machen. Dazu dienen die
so vortrefflich gehobenen Taubstummen-Institute.
r wäre es allerdings, wenn man die Ursache dieses
is genau kennte und derselben kräftig entgegen-
eiten wüßte. In Corsica kommt die Taubstummheit
ganz Frankreich am häufigsten vor, sodaß unter
00 Seelen durchschnittlich 146 Taubstumme sind.
t sieht der Verfasser eine Bestätigung dafür, daß die Ver-
ung unter Blutsverwandten eine Hauptveranlassung
mehr Ehen zwischen nahen Verwandten, desto mehr
tumme. Nach Wappäus sind unter 10000 Ein-
rn in Island 11, in Schweden 7, in Norwegen 8,
inemark 6, in Schleswig-Holstein 5, in Preußen 7,
nnover 7, in Sachsen 6, in Großbritannien 6,
land 8, in Belgien 5, in Baiern 6, in Frankreich
bstumme. Auch hat sich herausgestellt, daß beim
ichen Geschlecht die Zahl der Taubstummen größer
beim weiblichen. Ferner hat man gefunden, daß
je 100 Taubstummen durchschnittlich $28_{,3}$ aus Ehen
lutsverwandten entsprungen sind. Darin liegt also
chtiger Fingerzeig für die Hygieine. An ein Ver-
solcher Ehen ist natürlich nicht zu denken, wenn
:sunde Sinn der Betreffenden nicht schon von
)avon abräth. Ob die Taubstummheit erblich ist,
jetzt noch kein Erfahrungsgesetz beweisen können,
sieht der Verfasser auch keine Veranlassung zu
Verbote ein, selbst wenn beide Verlobten taubstumm
lten.

ähnlicher Weise werden dann auch die Lungen-
schwindsucht, die Geisteskrankheit, die Hypochondrie, die Skrofelkrankheit, die Gicht u. s. w. als Grundlagen der Entartung des Menschen besprochen. Wir wollen aber dabei nicht länger verweilen, um das Buch auch noch von andern Seiten kennen zu lernen, und wenden uns zu den professionellen Verhältnissen, welche Erkrankungen bedingen. Hier muß recht viel geschehen, wenn das schon sehr tief eingewurzelte Elend nur einigermaßen gelindert werden soll. Mit der bloßen Verbesserung der Löhne, der Abkürzung der Arbeitszeit, der Ventilation der Werkstätten ist noch lange nicht alles gethan, was hier nöthig ist. So lange bei diesen Unglücklichen noch die wahre Einsicht und die hierauf gestützte Selbsthülfe fehlt, läßt sich an eine andauernde gründliche Besserung nicht denken. Darum müssen wir es stark beklagen, wenn bei der Klasse der Arbeiter aller Art sich unberufene Schreier einschleichen, welche die Verbesserung der Lage nur auf die vorhin erwähnten Aeußerlichkeiten stützen wollen, wodurch blos Unmuth gegen den Staat, gegen den Fabrikbesitzer und Arbeitgeber ins Leben gerufen wird, ohne daß der eigentliche Keim des Uebels an der Wurzel erfaßt werde.

Das Schneiderhandwerk ist schon seit langer Zeit auf dem schrecklichsten Wege der Gesundheitsentartung. Die statistischen Forschungen belehren uns, daß der dritte Theil aller Schneider bereits mit einunddreißig Jahren und neun Monaten stirbt, daß nur die Hälfte zweiundvierzig Jahre und sieben Monate alt wird, daß nur ein Viertel von der ursprünglichen Zahl zu dem Alter von einundsechzig Jahren und fünf Monaten gelangt.

In der Schneiderprofession liegt also in der That ein Maß von Bedingungen der Entartung, wie in nur wenig Berufsarten es der Fall ist. Und insbesondere degeneriren durch den Einfluß dieses Handwerks solche Menschen, deren ganze Anlage Ernährungsstörungen einerseits, mehr oder minder beschränkte Entwickelung des Brustkorbes andererseits ausdrückt. Da man nun das Aufhören der Schneiderei nicht decretiren kann, auch nicht im Stande ist, das Ergreifen dieses Handwerks den Leuten polizeilich zu verbieten, so heißt es einen Weg betreten, auf dem man sein humanes Ziel erreicht, ohne irgendeinen Eingriff in die bürgerliche Freiheit zu thun. An den Aerzten, Schriftstellern, Lehrern, Predigern und Menschenfreunden überhaupt ist es, durch Wort und Schrift das Volk über das Nachtheilige und Verderbliche des Schneiderhandwerks für schwächliche, engbrüstige, ungesunde Knaben zu belehren; dadurch wird am sichersten viel Unheil verhütet werden.

Will man die Schneider so viel nur möglich vor der Tuberkulose bewahren, so sorge man für luftige, geräumige Arbeitszimmer, für die Einführung der Nähmaschinen, für gute Ernährung ihres Körpers, für fleißige gymnastische Uebungen, für alltägliche Waschungen und Bäder und für gesunde Schlafräume und zweckmäßige Betten. Besonders ist aber dafür zu sorgen, daß die Werkstätten im Winter nicht überheizt werden, wozu diese verweichlichten Naturen gar zu leicht Neigung haben. Turner Tackrah kam einst in eine Schneiderwerkstatt, welche eine Temperatur von 98° F. (fast 30° R.) besaß!

Die Entartung der Schuhmacher ist allerdings nicht so groß als die der Schneider, sie fehlt indeß auch nicht und hat sich besonders in letzterer Zeit merklich vermehrt. Vielleicht möchte hier wie auch bei den Schneidern das

übertriebene Arbeiten auf Accord eine nicht unwesentliche Quelle der Entartung abgeben. Diese Art des Arbeitens bringt größern Gewinn sowol für den Meister als für die Gesellen, aber leider nur auf Kosten der Gesundheit der letztern.

Den Webern, Uhrmachern und Seidenspinnern geht es ähnlich. Bei den Arbeitern in den Bergwerken und Hütten, in Metallen, in den Fabriken der Metallfarben und deren Verwendung, bei den Bäckern, Schreinern, Bierbrauern, Gärtnern, Metzgern, Gerbern u. s. w. kommt überall bald mehr bald weniger die Veranlassung zur Degeneration vor, worauf der Verfasser hinweist, aber auch nie unterläßt die Mittel zu bezeichnen, wodurch eine Verhütung möglich ist. Die Gelehrten und Künstler kommen übrigens auch an die Reihe, und wahrlich nicht ohne Grund, denn die mit ihren Thätigkeiten verbundene Versäumniß der Gesundheitspflege bei Ueberanstrengung und Aufregung des Geistes veranlassen eine große Reihe von körperlichen und geistigen Leiden aller Art. Es ist sehr beklagenswerth, daß man besonders in unserm deutschen Vaterlande die Geistesproducte hervorragender Männer mit vollen Zügen genießt, ohne dabei der Urheber so zu gedenken, wie es die Menschenpflicht erforderte. Der Verfasser ruft aus:

Zumal in Deutschland thut Hebung des Standes der Gelehrten, der Schriftsteller, Dichter, Künstler noth; denn keine Nation achtet ihre geistigen und künstlerischen Kräfte geringer, behandelt sie elender, als die deutsche. Dem Deutschen imponirt mehr als allen andern Völkern das Geld und der Titel. Wo diese beiden fehlen, sieht der Deutsche nur Lumpengesindel.... Um also den Gelehrten, den Künstler u. s. w. vor Entartung zu bewahren, ist es nöthig, seine Existenz sicherzustellen, in der öffentlichen Achtung ihn zu erheben, vor dem eintretenden Einflusse der Unternehmer ihn zu schützen. Und es geschieht dies alles, theils indem der Staat dem Gelehrten, dem Künstler u. s. w. das Product seiner Thätigkeit abkauft, es vervielfältigt und verbreitet, theils indem die Gelehrten, Künstler u. s. w. zusammentreten und in der bezeichneten Art den einzelnen auf feste Basis stellen. Mit einem Worte: der Denker, Dichter u. s. w. wird seinem Volke erhalten, um diesem zu nützen und es zu verherrlichen, wenn man ihn achtet und weder unmittelbar noch mittelbar zum Hungertode ihn verurtheilt.

Eine noch speciellere Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser dem Arzt, dem Geistlichen, dem Richter und Lehrer, welche alle dazu berufen sind, ihre gelehrte Bildung praktisch zu verwerthen. Entartung fehlt natürlich auch hier nicht, nur springt sie mit Ausnahme des Arztes weniger stark in die Augen und ist leicht zu verhüten. In Bezug auf den Arzt bringt der Verfasser sehr beherzigenswerthe Winke und Züge, welche eine gründliche Reform der ärztlichen Stellung und Thätigkeit als durchaus nothwendig erscheinen lassen. Der Verfasser hat schon in seiner 1861 erschienenen Schrift „Zur Staats-Gesundheitspflege" Vorschläge gemacht, wonach es am zweckmäßigsten sei, den praktischen Arzt als Offizier der Gesundheit von Staats wegen anzustellen und reichlich zu besolden, während ihm die Annahme eines Honorars von seiten der Kranken geradezu untersagt würde.

Eine Sache von ganz besonderer Wichtigkeit, die Förderung öffentlicher Gesundheitspflege durch die Aerzte, fände bei Verwirklichung unserer Vorschläge ihre Erledigung. Man könnte alsdann leicht zur Bildung von Gesundheitsbehörden schreiten, dieselbe unter das Präsidium eines höhern Sanitätsoffiziers stellen und diesem das Commando über alle Offiziere der Gesundheit in seinem Bezirke übertragen. Die dazu qualificirten Personen würden alsdann zum Dienste der Hygieine, die besser zum Heilen geeigneten Aerzte zum Dienste der Therapie befohlen.

Wir geben dem Verfasser vollkommen recht in der Behauptung, daß die gegenwärtige Stellung des Arztes als bloßer Heilkünstler eine zu einseitige und beschränkte ist, und daß es auch dringend wünschenswerth sei, seine Subsistenz nicht blos von dem Honorar für seine Besuche beim kranken Publikum abhängen zu lassen; können uns aber andererseits nicht gut denken, daß ein Offizierarzt mit militärischer Kürze und Pünktlichkeit als Wächter der Gesundheitspflege und zugleich als Helfer am Krankenbette eine stets willkommene Persönlichkeit wäre. Es würde schwerlich etwas anderes daraus erwachsen als höchstens ein gut organisirtes Polizeiregiment der ärztlichen Gesundheitspflege. Dafür paßt der Vorschlag vortrefflich, nur nicht für das Krankenbett der Familie.

Das, was das Buch über den Soldatenstand und den Seemann bringt, kann nicht warm genug der Beachtung empfohlen werden; denn hier thut Hülfe sehr noth, wenn die Entartung der Menschen verhütet werden soll. Das gezwungene Zusammenleben junger Männer in einem verhältnißmäßig kleinen Raume ist ohne Entartung der Sitten nicht denkbar. Bleiben wir zunächst bei dem Militär stehen, und zwar im Friedenszustande. Da ist eine gesundere und kräftigere Verpflegung eine sehr dringend gewordene Nothwendigkeit. Junge Leute, die sich im Wachsthum befinden, von denen man einen über alle maßen schwer gewordenen Dienst fordert, gehen zu Grunde, wenn sie ohne älterlichen Beistand, blos von der Kasernenkost sich ernähren sollen.

Bei keinem Stande — sagt der Verfasser mit Frederick Roberts — werden die Gesetze der Physiologie mehr verletzt als bei dem Militär, und die Gesundheit und das Leben des Soldaten leidet sehr durch Verordnungen, die dem Baue und den Verrichtungen des menschlichen Körpers widerstreiten. Dann stecken Verkehrtheiten, die oft so groß sind, daß man in die Gefahr gerathen könnte, über die menschliche Kurzsichtigkeit und Geistesbeschränktheit zu erstaunen! In einer größern Armee Deutschlands mußten die Gardesoldaten am Abend vor der großen Parade halbnasse, enganliegende Hosen anziehen, die Nacht über umhergehen und die Hosen auf dem Leibe trocknen lassen; es hatte dies den Zweck, die Hosen ohne Falten anliegend zu machen und die Augenweide der Zopfgenerale zu erhöhen. Und so gibt es noch tausend und wieder tausend Thorheiten in den Verordnungen, die nur dazu dienen, Krankheit und Sterblichkeit muthwillig zu erhöhen.

Bei den Seefahrern ist die Entartung anderer Art. Auf dem Meere sind sie fast immer von allen Familienbanden abgetrennt, darin steckt die Veranlassung zu allerlei Gemüthsleiden, Krankheiten, Untugenden und Lastern. Wo die edle Sonne des Familienglücks fehlt, da herrscht die finstere Nacht der Sittenlosigkeit in allen Stufen der Entartung. Der Matrose, erzählt der Verfasser nach Fonssagrives, ist ein excessives Wesen, welches nichts zu gebraucht, sondern alles nur misbraucht; er denkt überhaupt wenig, aber am wenigsten an seine Erhaltung und an seine Zukunft; er lebt nur für schwere Kost und berauschende Getränke auf dem Wasser, wozu dann noch eine viehische dritte Unmäßigkeit auf dem Lande hinzukommt. Daß unter dem jungen Schiffsvolke viel heimlich gesündigt

werde, kann man sich leicht hinzudenken. Aber ungeachtet der vielen Entartungsursachen bei den Seeleuten ist dennoch die Sterblichkeit weit geringer als bei dem Kasernenmilitär. So ist z. B. in England bei der Marine die Sterblichkeit nur $8_{,8}$ pro Mille, dagegen bei der Landarmee $13_{,8}$; und in Frankreich ist die Sterblichkeit bei der Marine $9_{,3}$ pro Mille, bei der Landarmee dagegen 18. Ueberhaupt ergeben die statistischen Resultate, daß man das Erhalten der Gesundheit auf dem Schiffe bei weitem mehr in seiner Gewalt hat als in der Kaserne; wozu der Grund wol hauptsächlich darin liegen mag, daß auf dem Schiffe die Offiziere beständig bei der Mannschaft verbleiben, während sie auf dem Lande von dem Wohnen in der Kaserne ganz befreit sind.

Die Entartung der Gefangenen war in früherer Zeit entsetzlich, sie ist noch jetzt weit davon entfernt, ganz beseitigt zu sein, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß eine merkliche Besserung eingetreten ist. Die physischen Uebelstände sind ziemlich gehoben, dagegen laborirt man an dem Wegräumen der moralischen noch immer vergebens. Man kann sich darüber nicht gerade wundern, sobald man nur nicht außer Acht läßt, daß die Sträflinge die moralische Entartung schon mit in das Gefängniß bringen und selten oder nie einen eigenen guten Willen zur Besserung haben. Unsere Richter sehen die Gefängnisse meistens nur als Strafanstalten oder Absperrungsmittel für Bösewichter an; daß dieselben auch Besserungsanstalten sein sollen, hält man nicht gerade für unmöglich, aber nicht eigentlich für nothwendig, da man für diesen Zweck besondere Besserungsanstalten hat. So lange diese alte inhumane Anschauung maßgebend bleibt, ist das Streben, die Entartung der Gefangenen zu verhüten, ohne Werth. Der Verfasser interessirt sich lebhaft für die Idee, die Verbrecher zur Gründung von Ackerbaucolonien zu verwenden; der Staat würde dadurch bedeutend an Kosten sparen, und den Gesundheitszustand sicherlich bessern. Dann redet er auch der relativen Einzelhaft das Wort und stellt sich auf den bekannten Standpunkt Mittermaier's, der die Sträflinge mit ihren Pflegern, Erziehern und Arbeitgebern fleißig verkehren lassen will, aber sorgfältig verhütet, daß sie mit den übrigen Strafgenossen zusammenkommen; es wird nachgewiesen, daß eine so durchgeführte Einzelhaft durchaus keine Seelenstörung veranlassen könne, wenn sie dennoch vorkomme, so trage sicher die human durchgeführte Strafe nicht die Schuld. Die Physiognomie der Verbrecher bekunde einen eigenthümlichen Typus, das Gesicht sei hundeartig, der Ausdruck desselben traurig, körperliche Schönheit und Feinheit sehr selten, Stumpfsinn und Schwäche des Geistes herrsche vor; ihr Blut sei von Haus aus verdorben, das Gehirn vergiftet, denn sie seien gewöhnlich die Frucht aus Verbrecherehen, wo Trunksucht und Ausschweifung tief eingewurzelt wären. Hiernach schließt der Verfasser:

> Nehmen wir nun an, diese Verhältnisse existirten bei allen Verbrechern in der civilisirten Welt — und man darf in der That glauben, daß die meisten Verbrecher geistig unter dem Durchschnitt stehen, körperlich verkommen sind —, so können wir gerade in der relativen Isolirung nur ein vortreffliches Mittel zur Besserung und Heilung des Sträflings erblicken. Denn die sorgfältigste Beachtung, Pflege und Erziehung, welche in gut eingerichteten Zellengefängnissen dem zu bessernden Individuum zugewandt werden, heben seine körperliche Gesundheit und geben auch hinreichend Mittel an die Hand, Geistesstörungen rechtzeitig und sicher vorzubeugen. Besserung des Verbrechers ist gleichbedeutend mit Besserung seiner Organisation, und diese ist nicht möglich bei gemeinsamer Haft; gemeinsame Haft kann die Organisation nur herabsetzen, den Menschen nur degeneriren, wenn er nicht schon entartet ist.

Das ist verständig gesprochen und wird seine gute Wirkung wol nicht verfehlen. Es ist schade, daß der Verfasser einen sehr wichtigen Punkt unerwähnt läßt, nämlich den des Wiedereinführens der aus der Strafanstalt Entlassenen ins bürgerliche Leben. Für solche Reconvalescenten zu sorgen ist eine hochwichtige Christenpflicht. Hier und da thun humane Vereine allerdings schon etwas, aber noch lange nicht ausreichend; darum hätten wir es recht gern gesehen, wenn der Verfasser darüber seine Meinungen und Vorschläge auch mitgetheilt hätte.

Die Frage, ob auch der Bauernstand der Gesundheitsentartung unterworfen sei, will der Verfasser nicht geradezu mit nein beantworten, denn wenn auch der Landbau an sich wenig oder gar keine Ursache dazu gäbe, so sprächen mancherlei sociale Verhältnisse der heutigen Dorfbewohner mit, welche den Zustand der Gesundheit untergraben könnten. Darum dürfe auch hier das wachsame Auge der Männer, denen die Ueberwachung und Pflege der Gesundheit anvertraut sei, nicht fehlen. Diesen Gegenstand hat der Verfasser etwas kurz behandelt. Aber noch viel kürzer wird der Fürstenstand von ihm abgefertigt. Er sagt:

> Auch Fürsten entarten, aber nicht wegen allzu eifrigen oder allzu lästigen Regierens, sondern wegen Verheirathung im Kreise der nächsten Verwandtschaft und durch Uebermaß von Genüssen. Kein Stand könnte so sehr vor Degeneration sich schützen als jener der Regenten. Aufhebung unhygieinischer Hausgesetze und Vereinfachung oder Verbürgerlichung des Hoflebens, dies wird die Familien der Fürsten vor Entartung bewahren.

Wir freuen uns, daß der Verfasser dies Thema mit wenigen, aber inhaltsreichen Andeutungen erledigt hat. Das Kapitel ist leider schon weit über Gebühr viel besprochen, wodurch man sicherlich mehr geschadet als genützt hat. Es stände sehr zu wünschen, daß die edeln Erziehungsgrundsätze von Rousseau, Basedow, Campe, Engel, Pestalozzi, Fellenberg, Salzmann u. a. nie verloren gingen, und man fortwährend eingedenk bliebe, daß die Entartung der Gesundheit des Menschen stets in den allerhöchsten und allerniedrigsten Ständen am stärksten ausgeprägt vorkomme und der Natur der Sache nach vorkommen müsse.

Aus eben diesem Grunde richtet der Verfasser nun auch ganz vorzugsweise seine Aufmerksamkeit auf die Proletarier:

> Sie sind der untere Theil der Sohle des gesellschaftlichen Stiefels und werden demnach stets am meisten getreten. Die menschliche Feigheit macht ihnen, den Wehrlosen, gegenüber am meisten sich geltend, und die Infamie probirt ihren scheußlichen Stachel an diesen Armen. Gebannt in die elendesten Löcher der bewohnten Orte, den Aussätzigen gleich erachtet, zu harter Arbeit und zu noch härtern Entbehrungen verurtheilt, fließt ihr Leben dahin, ohne daß sie jemals frei ihr Herz erheben, wahrhaft ihres Daseins sich freuen können. Sie sind Sklaven im eigentlichen Sinne des Worts, und genau betrachtet ist ihr Los ein viel traurigeres als das der schwarzen Sklaven, weil sie mehr als diese von dem Bewußtsein ihrer fürchterlichen Lage erdrückt werden.

Das ist wahr; aber es ist auch ebenso gewiß, daß hier sehr schwer zu helfen ist. Durch Staatshülfe kann hier manches gebessert werden, aber radicale Heilung des Uebels kann nur von dem eigenen guten Willen dieser Gesellschaftsklasse selbst ausgehen. Die Geschichte der Verarmung lehrt uns, daß in dem Begründen und Aufblühen der Fabriken der eigentliche Urquell dieses schrecklichen Elends zu suchen ist. Es wäre aber ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn man deswegen einen Haß auf die Fabriken werfen wollte, da sie unverkennbar ein sehr großer Segen für die ganze Menschheit sind. Doch das liegt klar auf der Hand, daß die Fabrikbesitzer jetzt alles aufzubieten haben, damit der von ihnen oder ihren Vorfahren veranlaßte Krebsschaden nicht weiter um sich fresse, daß Heilung gerade von ihrer Seite eingeleitet und kräftig unterstützt werden müsse. Sie holen ja dadurch nur nach, was ursprünglich schlimm versäumt worden ist. Und das geschieht jetzt, Gott sei Dank! schon an vielen Orten in England, Belgien und Deutschland.

Doch noch viel wichtiger ist die Hülfe, welche der Arme sich selbst bringen kann, und es muß ebenfalls als ein großes Glück angesehen werden, daß es hier nicht an begeisterten Armenfreunden fehlt, welche unermüdet mit Rath und That beistehen. Alles, was der Verfasser über diesen Punkt zur Sprache bringt, ist jedem edeln Menschenfreunde aus dem Herzen geschrieben und verdient die vollste Beachtung. Er gehört durchaus nicht in die Klasse der Uebertreiber und Schreier, sondern in die der verständigen Leute, welche das Unglück ganz erkannt haben und klar begreifen, daß hier geholfen werden kann und geholfen werden muß, damit nicht das übrige Glück der Menschheit in Gefahr komme.

Wir wenden uns nun zum zweiten Theile des Buchs, welcher die moralischen Ursachen der Entartung bespricht. Sie wurzeln im Gehirn und beherrschen von hier aus den ganzen Organismus. Die nächste Veranlassung hat man schon lange in der Disharmonie der physischen und geistigen Erziehung des Menschen aufgefunden, sie liegt aber auch in dem Misverhältniß zwischen Bildung und Wohlstand. Mangel an Erziehung führt verhältnißmäßig weniger zur Entartung als verkehrte und einseitige Erziehung. Der Verfasser ist kein Freund unserer modernen Erziehung, welche in einer Ueberfülle halbverdauten Wissens ihre Aufgabe gelöst zu haben vermeint; damit tödte man Herz und Gemüth, verhöhne den gesunden Menschenverstand, schwäche den charakterfesten Willen und vertilge alle wahre Liebe, besonders die zur Gerechtigkeit und zum Vaterlande.

Die unglückselige moderne Erziehung ist die Todesglocke für die wahre Wissenschaft und Kunst; denn sie bringt diese beiden in knechtische Abhängigkeit von jener aufgeblasenen, vorurtheilsvollen, unwissenden und heuchlerischen Rotte, welche man die gute Gesellschaft nennt. Sie strebt danach, Wissenschaft und Kunst, Gelehrte und Künstler in lächerliche Rangklassen und Rubriken zu zwängen und diejenigen, welche ihre Ueberzeugung dem Vorurtheil der Idioten nicht aufopfern wollen, unbarmherzig zu vertilgen. Also die moderne Erziehung ist ein Scheusal, ein Pestgift!

Diese starke Entrüstung sucht der Verfasser denn auch durch Thatsachen zu begründen. Man sei allerdings in dem Entwerfen guter Unterrichtspläne für die Schulen jetzt viel weiter vorwärts gekommen als ehemals, aber man denke nicht daran, fortwährend nur tüchtige Lehrer herbeizuziehen und diese würdig zu besolden, damit sie ihrem schweren Berufe mit ganzer Liebe und Hingebung, ja mit Begeisterung zugethan sein können. Und diese Tüchtigkeit der Lehrer sucht er nicht so sehr in der Tiefe und dem Umfang des Wissens, als vielmehr in der Gewandtheit und Sicherheit, gut zu erziehen, und in dem vortrefflichen Beispiel, welches sie der Jugend und der übrigen Welt durch ihre persönliche gute Erziehung geben können. Besonders nothwendig scheint ihm aber, daß jeder Director der höhern Schulen ein ganzes Vorbild eines physisch und moralisch kerngesunden Menschen abgebe, daß ihm die Kunst, gut zu erziehen, zur eigenen Natur geworden sei, und daß er sich der Welt stets als verständigen Patrioten, Menschenkenner und Philosophen zeige, als einen Mann, welcher Herz und Sinn für die Natur überhaupt, aber ganz besonders für die gesunde Natur des Menschen besitze. Daß man in dieser Hinsicht große Misgriffe gethan habe, liege auf der Hand, und die Entartung der Jugend auf den Universitäten, polytechnischen Schulen und im praktischen Leben sei eine traurige Frucht dieser fehlerhaften ersten Erziehungsgrundlage.

Noch viel weniger ist der Verfasser mit der gegenwärtigen häuslichen Erziehung der Kinder zufrieden, wobei er am meisten von der Mutter erwartet:

Nun denke man sich eine Familienmutter, die mit dem Roman in der Hand und der Brille auf der Nase beim Kochtopf steht, die in griechischer Götterlehre schwärmt, die an Briefgeklingel sich entzündet oder an Theaterstücken sich berauscht, derweilen die Kinder nichts Ordentliches zu essen bekommen und in beschmierten, zerrissenen Kleidern einhergehen, später von der Schwärmerei, Duselei und Verzückung ihrer Mutter angesteckt werden, das Leben nur im Lichte der Romane sehen lernen, und zuletzt, wenn sie mit der Nase tüchtig anstoßen und im Meer rauher Prosa schwimmen, mit den Wellen kämpfen müssen, entweder zu Grunde gehen oder ausarten!

Gebt darum der Frau, rufen wir mit ihm noch weiter aus, eine ihrer Natur anpassende, das Haus und die Familie beglückende einfache Erziehung, welche alles Gute, Edle und Schöne warm zu Herzen nimmt, damit sie sich nur glücklich fühle, wenn sie ihren Gatten, ihre Familie, ihr Haus wahrhaft glücklich gemacht hat. Des Verfassers Bild mag der Wirklichkeit entnommen sein und Wahrheit enthalten, nur ist die Zeichnung etwas zu eckig und scharf und die Farbe zu grell gewählt. Das ist aber seine natürliche Derbheit, die wir schon kennen und die nie ohne Grund wach wird. Er bleibt stets ein biederer Menschenfreund und will das Gute; wir wollen es ihm zugute halten, wenn er dabei oft ein wenig über die Schnur schlägt.

Heinrich Sirnbaum.

Ein italienischer Reformator.

ichichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit. Nach neuen Quellen dargestellt von Pasquale Villari. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Italienischen übersetzt von Moritz Berduschek. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 868. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Name Girolamo Savonarola's, den das Jahrhundert der Aufklärung als den eines Schwärmers und natikers zu den Todten geworfen hatte, leuchtet in erer Zeit, die so manche ehrwürdige Gestalt der Vergenheit aus der Vergessenheit hervorgezogen oder von ihr anklebenden entstellenden Roste des Vorurtheils eit hat, heller als je am Himmel der Geschichte. Nicht die Männer der Wissenschaft, die Historiker und ologen von Fach studiren Leben und Werke des zen Mönchs von San-Marco: das treffliche Lebens- Karl Hase's, das Gedicht Nikolaus Lenau's, die zartige Erzgestalt des wormser Monuments haben Züge dem ganzen gebildeten Publikum wenigstens rs Vaterlandes vertraut gemacht.

Auch in der Wissenschaft haben die Deutschen das dienst, zuerst das Auge der Mitwelt wieder auf Sarola gelenkt zu haben. Unmittelbar nach seinem Tode äftigten sich allerdings seine Landsleute auf das angentlichste mit seinem Leben und seiner Lehre, zumal Anhänger, die das Bedürfniß empfanden, sein An- n und damit sich selbst gegen die siegreichen Feinde vertheidigen. So entstanden die Biographien von lamacchi und dem jüngern Pico della Mirandola nebst größern Anzahl von solchen, die nicht zum Druck igten, und zum Theil erst von dem Verfasser des egenden Buchs in den Manuscriptensammlungen der atinischen Bibliotheken entdeckt und verwerthet wurden, von Ordensbrüdern Savonarola's verfaßt, wie die Fra Marco della Casa, Serafino Razzi, Placido zzi, die „Vulnera diligentis" von Savonarola's standn Freunde Fra Benedetto und dessen schon früher den Padre Marchese von San-Marco veröffents Gedicht „Cedrus Libani", endlich die wichtigen, Villari während des Drucks seines Buchs aufgefun- „Giornale" des Lorenzo Violi, das sorgfältigste und le gleichzeitige Sammelwerk über Savonarola's Tha- Reden und Schicksale. Dagegen scheint dem Verdie älteste deutsche Schrift über Savonarola, die von genberg *), unbekannt geblieben zu sein. Wie hoch Männer der Reformation den Mann stellten, den sie hren Vorläufer betrachteten, zeigen Luther's Worte „Vorrede zu Savonarolä Auslegung des einundfunfi Psalms": „Er erlitt den Tod, weil er Rom, den nd alles Verderbens, reinigen wollte. Aber siehe, er und sein Gedächtniß ist ein Segen. Christus kanonin durch uns, sollten gleich die Päpste und Papisten ander darüber zerbersten."

ber auch viele Katholiken vindicirten sich wenigstens Theil der Erbschaft des als Ketzer und Aufrührer nnten Mönchs von San-Marco. Sie brachten es , daß das Lesen seiner Schriften von den Päpsten gestattet, ja daß einzelne, wie der „Triumph des Kreuzes", als Lehrbücher an den Seminarien approbirt wurden. In der Periode der Erstarrung des religiösen Lebens in beiden Kirchen während des 17. Jahrhunderts gerieth der Name Savonarola's in Vergessenheit, während die Freidenker des 18. Jahrhunderts nur ein verächtliches Lächeln für den fanatischen Mönch und eingebildeten Propheten hatten. Der Streit eines Jesuiten und eines Dominicaners, von denen der erstere Savonarola aufs heftigste angriff, der andere sich seines Ordensbruders mit Wärme annahm, ließ das große Publikum unberührt. Erst mit Rudelbach's im Jahre 1835 veröffentlichter Biographie erwacht ein neues Interesse für den großen Todten. Rudelbach stellte jedoch nur dessen Lehre und auch diese nur in einseitig protestantischer Auffassung dar, während auch Meier's im folgenden Jahre erschienenes Werk, wenn auch auf sorgfältigeres und umfassenderes Quellenstudium gegründet, die geschichtliche Erscheinung des Mannes noch nicht lebensvoll zu gestalten vermag. Ungleich größeres Interesse erregte zumal in Italien der Abschnitt über Savonarola in des Padre Vincenzo Marchese Geschichte des Klosters von San-Marco, zum Theil wegen der frisch lebendigen Darstellung, welche die Begeisterung für den großen Märtyrer seines Klosters dem Mönche von San-Marco einflößte, besonders aber, weil hier zum ersten mal Savonarola zugleich als der Apostel politischer Freiheit erschien. Das fast gleichzeitig veröffentlichte Werk des Franzosen Perrens bot zwar eine geordnete und ausführliche Schilderung aller Erlebnisse Savonarola's; aber das Buch ist, zumal in Bezug auf die Lehre seines Helden, voller Widersprüche, die Quellenkenntniß unvollständig, das Urtheil des Verfassers einseitig und befangen. Noch weit unzuverlässiger und mangelhafter ist die zweibändige Schrift, welche der Engländer Madden 1854 über „Savonarola's Leben und Märtyrerthum" herausgab.

Aus der Stadt selbst, in der und für die Savonarola zunächst gewirkt und geblutet hatte, sollte seine erste vollständige und nach allen Richtungen hin befriedigende Lebensgeschichte hervorgehen. Ihr Verfasser, Pasquale Villari, bisher nur durch seine „Sagen zur Illustration der Göttlichen Komödie", politische und literarische Essays und in Deutschland zumal durch seine trefflichen Artikel über den öffentlichen Unterricht in Deutschland und Italien *) bekannt, ist jetzt Professor der italienischen Geschichte an dem Istituto di Studj superiori in Florenz. An seinen Vorlesungen rühmt man ebenso die Gründlichkeit der Quellenforschung und die Neuheit der Resultate, wie die geist- und lichtvolle Darstellung. Denselben Ruhm müssen wir der vorliegenden Schrift vindiciren, die Sybel's „Historische Zeitschrift" das beste Geschichtswerk nennt, welches Italien in diesem Jahrhundert hervorgebracht habe. Der gründlichste und gewissenhafteste Fleiß des Forschers, der vor keiner Mühe und Anstrengung zurückschreckt, um die verborgensten Quellen ausfindig zu machen und Schutthaufen umzuwühlen, um die einzelnen darin versteckten Goldkörner aufzufinden, verbindet sich bei ihm mit dem

r. Spangenberg, „Historie des Savonarola" (Wittenberg 1557).

*) In der florentinischen Zeitung „La Nazione", Jahrgang 1865.

klaren Blick des genialen Historikers, der nie über den zahllosen Details den Ueberblick über das Ganze, nie über den speciellen Gegenstand, den er behandelt, den Zusammenhang mit der ganzen Zeitgeschichte, mit Vergangenheit und Zukunft aus dem Auge verliert, der es endlich versteht, in ebenso einfacher wie klarer und anschaulicher Darstellung die gewonnenen Resultate vor den Blicken seiner Leser auszubreiten. Erfüllt von dem Bewußtsein, daß man den Charakter und Entwickelungsgang, die Thaten und Leiden eines Helden nur aus seiner Zeit heraus zu begreifen vermöge, entwirft er uns ein lebensvolles Bild jener stürmischen Epoche, wo die politische Freiheit und nationale Unabhängigkeit Italiens in ihren letzten Zügen lag, schildert uns mit den frischesten Farben das vorübergehende Aufflammen des alten republikanischen Geistes in Florenz, zeigt uns die hochbegabte, aber wankelmüthige und entartete Bevölkerung in ihren stürmisch bewegten Rathsversammlungen, ihrem rast- und oft rathlosen Parteigetriebe, ihrer unersättlichen Vergnügungslust, ihrer vorübergehenden Bekehrung und Bußfertigkeit, die, rasch wieder in das entgegengesetzte Extrem umschlagend, den eben noch fast göttlich verehrten Bußprediger zum Gegenstand des grausamsten Hohns machte. Erbarmungslos reißt er den glänzenden Schleier ab, den eine höfisch-servile und unmoralische Geschichtschreibung über die Herrschaft der Mediceer gebreitet, und zeigt uns den prächtigen Lorenzo, den man auch in Deutschland noch viel zu sehr nach den Schilderungen seiner Hofschriftsteller oder nach dem unzuverlässigen Buche des Engländers Roscoe*) zu beurtheilen pflegt, in seiner ganzen moralischen Versunkenheit. Zugleich aber führt er uns ein in die neue platonische Akademie, schildert den hitzigen Streit zwischen den Anhängern des Plato und Aristoteles über die Natur der Dinge, den er in erhöhter Bedeutung auf einen Kampf zwischen Materialismus und Spiritualismus, zwischen dem blinden Spiel der Naturkräfte und dem Walten eines selbstbewußten Gottes zurückführt, und läßt uns einen tiefen Blick thun in jenes wunderbare Leben und Treiben der Renaissance, welche gleichsam das Gespenst der antiken Civilisation aus dem Grabe heraufbeschwor und mit einer uns jetzt unbegreiflichen Naivetät heidnische und christliche Elemente im seltsamsten Durcheinander vereinigte.

Dann führt er uns an den Hof Alexander Borgia's, des schlimmsten unter den schlimmen Päpsten des 15. Jahrhunderts, wo Blutschande, Mord, feilste und schamloseste Bestechlichkeit an der Tagesordnung waren, und der sich rühmen konnte, daß ihm kein Laster fehle; zeigt uns in dem rasch vorübergehenden Triumphzuge des schwachen und charakterlosen Karl VIII. von Frankreich, in den Intriguen der kleinen und großen Tyrannen der Halbinsel und in dem gedankenlosen Wankelmuth der Bevölkerungen ein Bild der tiefen Versunkenheit der italienischen Nation. Um so heller hebt sich von diesem düstern Hintergrunde das Bild des großen Reformators ab, der seinem Volk den Spiegel vorhielt, in dem es die eigenen verzerrten Züge erblickte, mit gewaltiger Stimme zur Buße und Umkehr mahnend. Wir sehen ihn, dem Wunsche der Seinen, die er doch innig liebte, zum Trotz, Mönch werden, abgestoßen von der verdorbenen Welt, in der er lebte und von der er in seiner Rechtfertigungsschrift: „De contemptu mundi", einem rhetorischen Meisterstück im Stil der alttestamentlichen Propheten, voll Glut und Feuer, ein entsetzenerregendes und doch in allen wesentlichen Zügen treues und wahres Bild entwarf. Aber bald genug mußte er diesem Werke und seinem Gedicht: „De ruina mundi", ein zweites: „De ruina ecclesiae", folgen lassen. Mit dem tiefsten Schmerze mußte er sich überzeugen, daß das Salz der Erde dumm geworden sei. Bitter war die Erkenntniß, hart und schwer die folgenden innern Kämpfe. Aber immer heller und mächtiger flammte in seinem feurigen Geiste der Gedanke empor, ein Regenerator dieser verdorbenen Welt auf allen Gebieten des geistigen Lebens zu werden. Mit dem intuitiven Instinct des Genius erkannte er, unterstützt von philosophischen, theologischen und historischen Studien, die Schäden der Zeit. Mit einem scharfen und klaren Verstande verband sich in seinem hochbegabten Geiste ein tiefes, leicht erregtes Gefühl und eine schöpferische Phantasie. In der stillen Einsamkeit der Klosterzelle bei Fasten, Wachen und Beten erblickte er wunderbare Gesichte, das Zukünftige erschien ihm als gegenwärtig, er hielt sich selbst für einen Propheten und verkündete laut vor allem Volk in Schrift und Wort die nahe bevorstehende Züchtigung und Erneuerung der Kirche, den Zug Karl's VIII., den nahen Tod mehrerer italienischer Fürsten. Seine Predigten, ein wunderbares Gemisch scholastischer Rhetorik und glühender, naturwüchsiger, aus tiefstem Herzen stammender Beredsamkeit, anfangs verspottet, wurden bald der Mittelpunkt des florentiner Lebens. Das leichtsinnige, vergnügungssüchtige Volk der Arnostadt, welches mehr als eine seiner Prophezeiungen in Erfüllung gehen sah, wurde in seine Begeisterung fortgerissen, schlug an seine Brust und that Buße. Der feige und lasterhafte Piero von Medici war vertrieben, die Republik wiederhergestellt; von dem Prior von San Marco verlangte das Volk eine neue Verfassung. Ein wunderbares Schauspiel! Von der Kanzel des Doms herab entwickelte ein Mönch die Grundzüge des neuen Staatswesens, welche alsbald in die Wirklichkeit übertragen wurden. Und dies Staatswesen war kein utopistisches: die politischen Gedanken des Predigers waren von echt staatsmännischem Geiste durchweht und bildeten doch zugleich, indem sie die Religion und Sittlichkeit stets zur Grundlage hatten, einen schneidenden Contrast zu der von aller und jeder Moral entblößten Politik seines Jahrhunderts.

Das Wunderbarste aber war, daß ein einziger Mann, ein einfacher Mönch von der Kanzel aus eine so gewaltige Bewegung hatte leiten und allemal zum Guten wenden können: ein Beispiel von der Allmacht des Worts und des menschlichen Willens, wie es in der Geschichte einzig dasteht. Er trat nicht auf der Piazza auf, er saß nicht mit zu Rath im Palazzo, und doch wurde er die Seele des Volks und der Haupturheber aller Gesetze, welche dem neuen Staatswesen zur Grundlage dienten. Kaum war die Revolution von 1494 geschehen, so tritt uns in den neuen Gesetzen deutlich und fast bei jedem Wort das geistige Gepräge des demokratischen Mönchs entgegen. Aus der lateinischen Sprache, in welcher dieselben früher abgefaßt waren, wird die italienische; eine neue Form, ein neuer Stil, ein neuer Geist belebt sie, man glaubt gleichsam Savonarola's eigene Stimme aus ihnen zu vernehmen; ja sie bestehen oft nur aus dem betreffenden Stück der Predigt, in welcher er sie empfohlen hatte. Und treten wir in die Rathe-

*) „The life of Lorenzo de' Medici", deutsch von Spielhagen.

sammlungen, so sind es seine Ideen, für welche die Bürger
ıpfen, und seine Sprache, welche sie reden. Noch größer
r wird unser Erstaunen, wenn wir, am Ende des Jahres
)5 angelangt, einen Blick zurückwerfen und sehen, daß Flo-
z noch nie zuvor so viel Klugheit und Mäßigung bewiesen
; daß die neue Staatsform die beste, ja die einzige dauer-
te ist, welche sich die Florentiner in den langen Jahren ihrer
mischen Geschichte zu geben gewußt; daß endlich ihre größ-
politischen Schriftsteller, wenn sie von dieser Verfassung
chen, sich zu dem überschwenglichsten Lobe derselben hin-
ssen fühlen.

Aber indem der Reformator, dem ganzen Volke zu
em Recht verhelfend, das Staatsgebäude auf breit
ıokratischer Grundlage errichtete und dem überwiegen-
Einfluß der Aristokratie zugleich mit ihren Intriguen
Sonderinteressen ein Ende machen wollte, mußte er
zahlreiche und mächtige Feinde erwecken. Der Kampf
ınn. Freunde und Clienten der Medici, die Anhän-
der alten Verfassung, die vergnügungssüchtige Jugend,
Fürsten Italiens, endlich der verbrecherische Papst,
vor dem Mönche von San-Marco zu grauen be-
n, vereinten sich zu seinem Sturze. Langsam aber
ermeidlich sehen wir in der einfach schlichten Darstel-
Villari's, die uns doch fesselt wie ein gewaltig er-
fendes Drama, die schreckliche Katastrophe herannahen.
h hält der größte Theil des Volks zu ihm; aber als
ıen Gegnern gelingt, den Kampf von dem politischen
das religiöse Gebiet hinüberzuspielen, als bei der
istig erfundenen Feuerprobe das erwartete Wunder
ıleibt, fällt es von ihm ab, die Begeisterung für den
pheten und Reformator verwandelt sich in Wuth gegen
Ketzer und Betrüger; das Kloster wird gestürmt,
onarola ergriffen, in den Kerker geworfen, durch die
cklichsten wiederholten Foltern dahin gebracht, zwar
seine politische und religiöse Ueberzeugung, wol aber
Prophetengabe zu verleugnen, und in barbarischer
se wegen Ketzerei, doch ohne den Nachweis ketzerischer
en, und wegen ungenannter politischer Verbrechen, da
trotz der gefälschten Protokolle keine wirklichen nam-
zu machen vermochte, halbtodt in Ketten am Galgen
end zwischen zweien seiner treuesten Ordensbrüder zu
e verbrannt.

„Wer Savonarola nicht an die Spitze der neuen Zeit
wird seinen Charakter nie begreifen." Großen Ge-
:n, die in seiner Zeit überall ans Licht traten, Wurzel
gen im Herzen der Völker und gewaltige reforma-
he und revolutionäre Charaktere und Bewegungen
rriefen an allen Enden der civilisirten Welt, hat er
iner der ersten Leben und Gestalt verliehen. Durch
anze Welt ging damals, als das Mittelalter Abschied
, ein Vorgefühl bevorstehender großer Veränderun-
eine Erwartung welterschütternder Begebenheiten, ein
r Geist der Neuerung auf allen Gebieten des Lebens
der Wissenschaft, mit oft unbestimmten, mehr dunkel
lten als klar erkannten Zielen.

Die Renaissance ist noch nicht die moderne Civilisation,
n nur gleichsam das Vorgefühl derselben. Sie hatte zwar
universellen Charakter, aber einen unbestimmten, unent-
nen. Die Menschen sehen eine neue und umfassendere
it ihres Geschlechts voraus und fühlen sich Gott näher;
Blut schlägt in ihren Adern mit der Glut des Fiebers;
Ideen wechseln mit der Schnelligkeit der Phantasien des
iums; sie gehorchen einer Macht, der sie nicht gewachsen
sind, die sie treibt, sich auf unbekannte Meere zu wagen, um ein Land zu entdecken, das sie nicht kennen, aber ahnen. Christoph Columbus personificirt und erklärt sie alle. Es ist ein Zeitalter mehr von Heroen als von Denkern. Sie zu fragen, was sie wollen, wohin sie streben, ist thöricht. Sie wissen nur, daß sie vorwärts gehen; sie fühlen, daß sie in ihrem Lauf die Welt mit sich fortreißen, weiter nichts. Aber diese Unbewußtheit ihres Thuns und Strebens darf uns nicht befremden; sie ist vielmehr gerade ihre Stärke, ihr Verdienst. Sie zerreißen den Schleier, sie öffnen die Bahnen des neuen Lebens nicht durch die Macht des Verstandes, sondern durch die Macht des Willens und des Glaubens. Sie haben das Genie von Propheten, das Herz von Heroen und das Schicksal von Märtyrern. Die Welt erschrickt vor diesen neuen Titanen, die ihr die alten Idole umzustürzen drohen, und fällt über sie her, um sie zu vernichten; bald aber betet sie ihre Reliquien an und folgt begeistert ihren Spuren. Nun weicht die Renaissance der modernen Civilisation. Auf die Synthesis folgt die Analysis; es bilden sich Schulen und Systeme: Galileo, Bacon, Descartes sammeln die Ernte, die das 16. Jahrhundert gesäet. Was aber hätten diese stillen Denker vermocht, wenn jene großen hochherzigen Kämpfer und Dulder nicht vorher durch ihr feuriges Ungestüm die Finsterniß durchbrochen und durch ihr Märtyrerthum die Woge geebnet hätten?

In seinem Ringen, sich von den altgewohnten Banden der Autorität und des Buchstabens loszumachen, gerieth der menschliche Geist auf die seltsamsten Abwege. Und wie in der Zeit selbst, so treten uns auch in dem Wesen und Leben ihrer hervorragendsten Männer die schärfsten Contraste entgegen:

Ein Mann, der ein ganzes Volk beherrschte und mit dem Ruf seiner Beredsamkeit die ganze Welt erfüllte, der der selbständigste Philosoph des Jahrhunderts war und der Republik Florenz die beste Verfassung gab, die sie je besessen — dieser Mann konnte so viel Werth darauf legen, in der Luft Stimmen gehört, das Schwert des Herrn gesehen zu haben und der Gesandte der Florentiner an die Jungfrau Maria gewesen zu sein! Das ist eine Thatsache, welche die Geschichte nicht bemänteln noch fälschen darf, sondern die sie vielmehr in ihr rechtes Licht zu setzen hat, weil sie dem Philosophen Stoff zum Nachdenken gibt. Denn es hat fürwahr etwas Ergreifendes, wenn man sieht, wie tief die Vorsehung auch die größten Menschen demüthigt, indem sie zu deren herrlichsten Gaben doch allemal Schwächen gesellt, welche uns daran erinnern, daß auch sie armselige Sterbliche sind.

Wir wollen es dem Verfasser gern glauben, daß er seine Arbeit ohne vorgefaßte Meinung begonnen und durchgeführt, daß er nicht gewollt hat, „daß der Mönch des 15. Jahrhunderts unter seinen Händen ein Vorkämpfer der Ideen und Leidenschaften des 19. Jahrhunderts" würde; daß er nicht um Rom anzugreifen oder zu vertheidigen, nicht im Interesse einer politischen Partei geschrieben hat. Wie klar ihm die Aufgabe des echten Historikers vorschwebt, beweisen die Worte der Vorrede:

Wer es unternimmt, die Vergangenheit zu schildern, betritt einen heiligen und unverletzlichen Boden. Er hat nicht den Beruf, als Vorkämpfer der Tugend und der Freiheit aufzutreten, sondern er muß vielmehr von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß die Geschichte des Menschengeschlechts schon an und für sich ein lebendiges Drama ist, welches den Menschen zur Freiheit führt, indem es seinen moralischen Charakter erhebt und seine geistige Bildung fördert. Wer sie daher im geringsten verändert, der vermißt sich, an dem Werke der Vorsehung zu bessern, und zerstört vielmehr dessen erhabene Harmonie.

Bei alledem scheint uns, vielleicht dem Verfasser selbst unbewußt, ein leitender Grundgedanke das ganze Buch zu durchziehen und nicht ohne Einfluß auf die Auffassung

und Darstellung des Helden geblieben zu sein. An den verschiedensten Stellen und unter den mannichfachsten Anknüpfungen kommt es zum Vorschein, daß Villari noch in dem von vielen liberal denkenden italienischen Katholiken genährten Traum befangen ist, daß eine Verbrüderung der römisch-katholischen Religion mit Freiheit und Wissenschaft möglich, und daß die italienische Nation zur Trägerin und Verwirklicherin dieses Gedankens bestimmt sei. In Savonarola glaubt er den Mann zu erkennen, in dem diese Idee zum ersten mal in die Erscheinung getreten sei. Deshalb polemisirt er immer von neuem gegen die Behauptung Luther's, Rudelbach's, Perrens' u. a., daß das sogenannte Materialprincip der protestantischen Kirche, die Rechtfertigung durch den Glauben, auch ein Glaubensartikel seines Helden gewesen sei, obgleich sich aus seinen Anführungen doch nur erweisen läßt, daß in Savonarola's religiösem Bewußtsein die Gegensätze noch unvermittelt nebeneinanderlagen, daß er bald den Glauben, bald die Werke betont, bald den erstern als genügend zur Seligkeit, bald vor allem die Liebe und ihre Thaten als Grundlage aller Religion bezeichnet. Im ganzen mag man jedoch mit Recht sagen, daß ein Mann, dessen religiöses Hauptwerk noch jetzt als katholisches Lehrbuch benutzt wird, kein Lutheraner gewesen sein kann. Und doch zählt ihn der Protestantismus auch mit Recht unter seine Märtyrer und stellt seine Bildsäule gleich der des böhmischen Reformators an den Fuß des Luther-Denkmals. Denn er predigte nicht nur die sittliche Reinigung und die politische Reformation, sondern vor allem die religiöse Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit des Individuums. Deshalb war er kein Katholik im römischen Sinne, mochte er auch noch so oft erklären, sich der Kirche zu unterwerfen und in ihrem Sinne zu lehren.

Wenn wir aber auch in dieser Beziehung der Auffassung des Verfassers nicht ganz beipflichten können, so thut das dem Werthe und der Zuverlässigkeit seines Buchs keinen Eintrag. Es ist keineswegs eine Apologie Savonarola's vom katholischen Standpunkt aus, es ist auch mehr als eine Stahr'sche „Rettung". Hier und da hätten wir noch eine größere Verarbeitung des reichen Materials gewünscht; auch spricht der Verfasser — nach italienischer Sitte — zu oft von seinem Verhältniß zu dem Buche (vgl. z. B. II, 181 und anderwärts). Die Uebersetzung, von dem jetzt als Professor der deutschen und englischen Sprache an dem Gymnasiallehrer-Seminar in Pisa thätigen Dr. Moritz Berduschek, unter des Verfassers Augen entstanden, von dem letztern sorgfältig durchgesehen und auf seinen Wunsch an einigen Punkten vom Original abweichend, ist so meisterhaft bearbeitet, daß sie, nirgends den Zwang der fremden Sprache verrathend, selbst als Original gelten könnte. Von den sehr zahlreichen Documenten, welche die Originalausgabe in extenso mittheilt, hat der Uebersetzer nur die für den Leser interessantesten, zumal alle Briefe Savonarola's abgedruckt, ja sogar noch einige im italienischen Texte fehlende hinzugefügt. Ein vollständiges Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung des Werks.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Notizen.

Wieder einmal wird das prüde Neuengland, das mit dem lustigen Altengland wenig mehr gemein hat, durch einen Byron-Skandal in Bewegung gesetzt. Es ist das Verdienst eines nordamerikanischen Blaustrumpfs, der Frau Beecher-Stowe, welche durch ihren Negeremancipationsroman: „Onkel Tom's Hütte", auch in Deutschland bekannt geworden ist, diesen Skandal hervorgerufen zu haben. Die Dame hat offenbar die Manie, sich der Unterdrückten anzunehmen. Die Rolle des alten Onkel Tom spielt diesmal Lady Byron, des Dichters geschiedene Gattin, die vor neun Jahren gestorben ist. Ueber diese hatte Byron's Geliebte in Italien, die Gräfin Teresa Guiccioli in ihren Denkwürdigkeiten zur Charakteristik sich einige unliebsame Bemerkungen erlaubt; jenseit des Oceans erstand der gekränkten Gattin die Rächerin. Frau Beecher-Stowe beschuldigt Byron nicht blos des Ehebruchs, sondern eines blutschänderischen Verhältnisses mit seiner Halbschwester Augusta. Diese Anklage setzt ganz England in Bewegung; die „Times" wird wieder einmal überflutet von den Wogen der öffentlichen Meinung in den „Eingesandts" an den Editor; auch sind alle Zeitungen voll Betrachtungen über die Enthüllungen, welche Mrs. Beecher-Stowe in „Macmillan's Magazine" gegeben hat. Es ist indeß ein Fortschritt in der öffentlichen Meinung Englands unverkennbar, die früher den Lord schonungslos verketzerte, jetzt aber diese verspätete Verketzerung desselben ablehnt. Die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" beruft sich bei ihren Enthüllungen auf Lady Byron selbst, bekanntlich eine frömmelnde und gewiß auch von Hallucinationen mancherlei Art heimgesuchte Dame. Die Herren Wharton und Foods, die Sachwalter der Lady Noel Byron und ihrer Descendenten, protestiren gegen den Artikel der Mrs. Stowe, weisen jede Betheiligung an demselben zurück, erklären ihn für einen Vertrauensbruch, für eine Verletzung einer ausdrücklichen Bestimmung im Testament der Lady Byron. Sie fügen hinzu, daß sich eine eigenhändige Aufzeichnung der Lady Byron über ihre Ehe in den Händen ihrer Familie befinde, und wenn die Welt jemals das Wahre darüber erfahren solle, so werde sie es aus dieser Aufzeichnung erfahren. Die Familie bilden die Enkel des Lord und der Lady Byron, die Kinder ihrer verstorbenen Tochter Ada, welche den Lord Lovelace geheirathet hat. Die „Times" gibt, trotz einzelner Zuschriften, die sie selbst bringt und die sich für Lord Byron erklären, die Möglichkeit zu, daß Mrs. Stowe's Mittheilung wahrheitsgemäß sei. Auch die „Saturday Review" zeigt sich wenig byronfreundlich. Im ganzen aber dürfte dieser unterseeische Torpedo explodirt sein, ohne dem Flaggenschiff des Byron'schen Ruhms Schaden zugefügt, ohne etwas anderes als Lärm und Strudel erregt zu haben.

Für uns ist in dem ganzen Handel nur ein Punkt von Interesse. Mrs. Stowe macht es, wie es viele deutsche Commentatoren machen: sie zeigt, zu welchen Consequenzen eine Erklärungswuth führt, die fortwährend die Werke der Dichter durch ihre Biographie, und ihre Biographie durch ihre Werke zu erläutern sucht, ohne zu bedenken, daß diese Wechselwirkung oft eine sehr zufällige, lockere, oft überhaupt gar nicht vorhanden ist. Mrs. Stowe beruft sich auf Byron's Dichtung „Manfred", welche in jene Zeit fiel und bald darauf veröffentlicht wurde. Die dunkle That, die auf Manfred's Seele lastet und welche schon Goethe in vollkommen irrthümliche Beziehung zu Byron's Leben brachte, soll eben jener Incest gewesen sein. Byron lasse aus Manfred seine eigenen Gewissensbisse sprechen. In solcher Art schlägt die Nordamerikanerin, deren Bedeutung übrigens von ihren eigenen Landsleuten sehr gering angeschlagen wird, Kapital aus Byron's Dichtung, um sein Leben anzuklagen. Daß viele gelehrte Klatschschwestern in Deutschland

mit unsern großen Dichtern ähnlich verfahren, wenn sie dieselben auch nicht zu verleumden, sondern zu verherrlichen suchen, ist ganz fraglos. Das Motiv ist entgegengesetzt, die Wirkung aber oft dieselbe; denn in sehr erbaulicher Weise wird Goethe wenigstens nicht durch seine Liebschaften illustrirt, aus denen man ja ein Studium macht, wie die Mythologie aus den Liebschaften des Zeus.

In München ist am 28. August ein Goethe-Monument enthüllt worden, welches Professor Widermann modellirt und Miller in Erz gegossen hat. Die Statue selbst findet nur wenig Beifall. Ein Correspondent der wiener „Presse" meint, daß die Blätter des Lorberkranzes, welche der jugendliche Goethe in den wallenden Locken trägt, auf einem Salatbeete gewachsen sein könnten, daß die Formen des Körpers unschön sind, der rechte Fuß sogar bedenkliche Symptome der Elephantiasis verräth und die antike Gewandung aller stilvollen Harmonie entbehre. Zur Verherrlichung der Enthüllungsfeier wurde am Vorabend im Residenztheater „Torquato Tasso", am Festtag selbst im Hoftheater „Iphigenie" aufgeführt. Der Oberstkämmerer Graf Pocci, der mit mehrern Ministern, mit dem Generalintendanten, den Professoren der Universität und den Spitzen und Mitgliedern der städtischen Behörden der Feier beiwohnte, hielt eine Anrede, anknüpfend an Goethe's Vers:

Hatte das Bild der Würdigen fest, wie leuchtende Sterne
Theilte sie aus die Natur durch unermeßlichen Raum; —

er überwies das Standbild als königliches Geschenk der Stadt München. Der Bürgermeister, von Steinsdorf, sprach den Dank der Stadt aus und betonte, daß dies Denkmal den jugendlichen Goethe darstellte, der an die sogenannte Sturm- und Drangperiode erinnere. Auch wir lebten in einer solchen Periode; doch Goethe könne unserer Jugend zum Vorbild dienen in rechtzeitiger Ermannung und Erfassung des Richtigen.

Während das Bild dieses „Literaturpoeten", um einen Ausdruck Richard Wagner's zu gebrauchen, enthüllt wurde, befand sich München in einer musikalischen Sturm- und Drangperiode; denn es fanden die Proben des „Rheingold" statt, die einen so ärgerlichen Ausgang nehmen sollten.

Von Johann Wilhelm Schaefer's „Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur. Zum Gebrauch in höhern Unterrichtsanstalten" (Altona, Haendcke und Lehmkuhl, 1869) ist eine zweite verbesserte Auflage erschienen. Schon in der ersten galt es dem Verfasser für die Hauptsache, die in die Literatur eingreifenden Männer nach ihrem ersten Auftreten und somit nach dem ersten Erscheinen ihrer Hauptwerke oder der ersten Sammlung ihrer Dichtungen so zusammenzustellen, daß damit der Faden der historischen Entwickelung, also die Verbindung der äußern und innern Geschichte der Literatur anschaulich gemacht werde. Doch während in der ersten Ausgabe die Jahre einflußreicher Productivität in den Vordergrund traten, sind jetzt auch die Geburts- und Todesjahre bei jedem einzelnen Namen im Register mit beigefügt. Auch ist die neuere Literatur mit Verständniß und Anerkennung des Hervorragenden berücksichtigt.

Von der historisch-kritischen Ausgabe von „Schiller's sämmtlichen Schriften" (Stuttgart, Cotta) ist die erste Hälfte des fünften Theils und der sechste Theil neu erschienen. Jene enthält außer einer Vorrede des Herausgebers, der sich darüber beklagt, daß das Publikum an der ernsthaft gemeinten Lösung der Aufgabe im allgemeinen nicht den erwarteten Antheil nimmt, den von Professor Sauppe in Göttingen bearbeiteten „Don Carlos", soweit derselbe in der „Thalia" erschien, und ein außerordentlich fleißiges Wort- und Namensverzeichniß zu Theil 2—5 der Ausgabe. In dies Verzeichniß hat Goedeke auch, wo es rathsam erschien, aus dem Kreise der spätern Schriften Beispiele angezogen. Der sechste Theil umfaßt Schiller's kleinere Arbeiten in Vers und Prosa, die er von seinem Eintritt in Weimar bis zur Sicherung seiner Lage durch das Geschenk des Prinzen von Augustenburg vollendete, mit Ausschluß der größern Geschichtswerke und der ästhetischen Untersuchungen, die, in besondern Gruppen zusammengestellt, die weitern Theile bis zum zehnten bilden sollten. „Alle diese Theile sind", wie Goedeke im Vorwort sagt, „als ein zusammenhängendes Ganzes anzusehen und zwar als Sammlung der Belege einer Uebergangsepoche in Schiller's geistigem Leben. Er war noch nicht mit sich darüber im Reinen, ob er Historiker oder Philosoph, Dramatiker oder Lyriker sei oder sein sollte, konnte aber in der Folge, als er sein ganzes Wesen zur Kunstmäßigkeit und diese zur Natur durchgebildet hatte, die Durchgänge und Umwege nicht bereuen, auf denen er zu seinem Ziele gelangt war." Bunt genug sieht dieser sechste Theil aus. Außer Gedichten, wie „Die Priesterinnen der Sonne", „Die Götter Griechenlands", „Die Künstler", enthält er die Uebersetzungen antiker Dichtwerke, der „Iphigenie in Aulis" des Euripides, der Gesänge der Aeneide des Virgil; Kritiken wie über Bürger's Gedichte, Goethe's „Egmont" u. a. Auch die epischen Plane, mit denen der Dichter sich trug, sind hier aus seinen Briefen mit angeführt.

Bibliographie.

Arndt, Pauline, Up Hohenmüren oder Anna Werner. Ludwigslust, Hinstorff. 8. 15 Ngr.

Bartsch, K., Herzog Ernst. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr.

Brand, C. J., Aus Schwaben zur Ostsee. Reiseeindrücke. Kempten, Dannheimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Buchholz, E., Die sittliche Weltanschauung des Pindaros und Aeschylos. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Castelar, E., Rede über Religions-Freiheit. Gehalten am 12. April 1869 in den spanischen Cortes-Sitzungen. Berlin, Rubenow. Gr. 8. 1½ Ngr.

Du Boys, J., Die Gräfin von Monte-Christo. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. 8. à 4 Ngr.

Flügel, O., Das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fortlage, C., Sechs philosophische Vorträge. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frühling, G., Die Rose von Kissingen. Erinnerungen aus dem Badeleben eines Kurgastes. Kissingen, Schachenmayer. Gr. 16. 10 Ngr.

Germanistische Handbibliothek. Herausgegeben von J. Zacher. 1ster Bd.: Walther von der Vogelweide, herausgegeben und erklärt von W. Wilmanns. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hanslick, E., Geschichte des Concertwesens in Wien. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. VII. Die Arbeiterfrage in England. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 16 Ngr.

La Roche, J., Homerische Untersuchungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Laudenbach, F. C., Eine liberale Polemik gegen den Atheismus. 2 Thle. in 1 Bd. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 2 Thlr.

Lieser, E., Die modernen Judenhasser und der Versuch von J. Lang, das Judenthum mit Richard Wagner zu versöhnen. Nakel, Kallmann. 8. 5 Ngr.

Martin, H., Dichterische Erzählungen. Bd. 1. Linos. Paramythien. Dresden, Jacnicke. 16. 20 Ngr.

Mele, H. E., Versuche. Innsbruck, Wagner. 8. 16 Ngr.

Nold, Baron F. v., Poetische Versuche. 2 Bde. Mitau, Lucas. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 3ter Bd. 8. Juni bis 31. December 1813. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Neither, R., Aus der Schule. Pädagogische Distichen. Ansbach, Junge. Gr. 16. 12 Ngr.

Saint-Georges, Ein Geheimniß. Roman aus dem Französischen. Deutsch von Th. W. 2 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 1 Thlr.

Stadion, E. Graf v., Christa. Drama. Pest, Heckenast. 8. 15 Ngr.

Stifter's, A., Briefe, herausgegeben von J. Aprent. 3 Bde. Pest, Heckenast. 8. 3 Thlr.

Ule, O., Alexander v. Humboldt. Biographie für alle Völker der Erde. Berlin, R. Lesser. 8. 10 Ngr.

Vorschläge zur Erhaltung der Selbstständigkeit Sachsens. Dresden, Gärtner. Gr. 8. 5 Ngr.

Wachenhusen, H., Irrlichter. Glossen zu Tagesthemen. Berlin, Hausfr.-Exped. 8. 10 Ngr.

Wehl, F., Dramen. V. Schauspiele. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Weißner, Carl Heinrich Graun, der Sänger- und Capellmeister Friedrichs des Großen. Ein Lebensbild. Finsterwalde, Schneider. 16. 2 Ngr.

Wilden, F., Gedichte. Leipzig, Matthes. 16. 25 Ngr.

Wilhelmshaven. Ein Gedenkblatt an die Einweihung des ersten deutschen Kriegshafens an der Jade durch König Wilhelm I. am 17. Juni 1869. Oldenburg, Schulze. 8. 7½ Ngr.

Winkler, B. v., Die Nationalitäten Pommerellens. Hirschberg, Wendt. 8. 15 Ngr.

Wintersberg, E., Brennende Fragen. Zürich, Verlags-Magazin. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Die jüdischen Wirren in Ungarn. Beitrag zur Zeitgeschichte. Von Leon da Modena Redivivus. 1ster Thl. Vor dem Kongresse. Pest, Aigner. 1868. Br. 8. 15 Ngr.

Zetter, C., Familienrache, oder: Das Erdbeben von Calabrien im Jahre 1783. Novelle. Graz, Moser. 8. 16 Ngr.

Ziegler, K. (Carlopago), Vom Kothurn der Lyrik. Gedichte. Salzburg, Mayr. Gr. 16. 16 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe
und
Alexander von Humboldt
an
Varnhagen von Ense
aus den Jahren 1827 bis 1858.
Nebst Anhängen aus Varnhagen's Tagebüchern,
und
Briefen von Varnhagen und Rahel an Humboldt.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Bekanntlich hat dieser Briefwechsel bei seiner Veröffentlichung durch Ludmilla Assing wegen der eigenthümlichen Persönlichkeit, mit welcher Humboldt darin und Varnhagen über die Beziehungen der russischen Partei am preußischen Hofe sich aussprechen, ein ganz außerordentliches Aufsehen erregt und bewiesen auch die anerzeigendsten Recensionen von Werken aller Art, daß diese fünfte Auflage gewiß binnen kurzer Frist vergriffen sein wird. Die Briefe Humboldt's handeln vielfachen, zum Theil sehr delicaten Erörterungen, und müssen schon deshalb an Bedeutung, Reiz und Anziehungskraft mit den eigner Charakterschrift zur Seite gestellt werden können.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine pommersche Rachcur.
Roman von
Heinrich Koenig.
8. Geh. 2 Thlr.

Mit dem vorliegenden Romane nimmt sich Heinrich Koenig zum ersten Male einer Aufgabe der Gegenwart an, und wir können nicht umhin, ihm unsere Anerkennung für die Art und Weise auszusprechen, in welcher er sie gelöst hat. Wir wünschen dem Buche eine recht weite Verbreitung, und wollen nicht verfehlen, es unsern Lesern zu empfehlen.

Literarische Zeitung.

Berlin, 1858.

Das vorliegende Werk bildet gewissermaßen den Schluß der „Gesammelten Schriften" des talentvollen Koenig. Die übrigen Bände bestehen nämlich:

1. Aegidius, Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.
2.—4. Aus dem Tollhause! Curiosum. Humoristisch-Satirisches. Drei Theile. 3 Thlr.
5. 6. Gedanken, Erlebnisse, Eine Novelle. Zweite, durchaus verbesserte Auflage. Zwei Romane „Die Weltmeise". Zwei Theile. Zweite Auflage. 2 Thlr.
7.—9. Die Glocken in Rom. Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.
10. 11. Georg Forster's Reise in Java und Holl. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.
12. 13. William Shakspeare. Ein Roman. Dritte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.
14. Nach zwanzig Jahren. Erinnerungen und Bekenntniß. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.
15. 16. Alte Geschichten. Erinnerungen und Bekenntniß. Zwei Theile. Zweite Auflage. 2 Thlr.
17.—19. Der kalte Arzt. Ein psychologischer Roman. Dritte Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung ist seit ein vierteljahrhundert literarisch und nationalen, auch allen Gebieten menschlichen Wissens bekannt und gehört zu den ersten Erscheinungen unserer periodischen Literatur in Deutschland. Die bei politischer Originalcorrespondenz, Originalberichten über Literatur, Kunst und Wissenschaft, Originalmittheilungen über Handel und Industrie, ferner den Handelsberichten Berlin, Süddeutschlands und Wiens, Correspondenzen aus Indien und den Hauptstädten Mittelamerikas und speciell Londons und namentlich Originalcorrespondenzen aus Nordamerika, Originalberichte darüber den deutschen Verein bei Washington und Originalcorrespondenzen

Mit dem Schlusse bereits, in der sie schon mehrmals so Bedeutendes geleistet, wird die Deutsche Allgemeine Zeitung in ihrer Ausstattung noch vervollkommnet werden. Sie wird, wie bisher, Correspondenzen, über die Bedeutendsten Ereignisse für den In- und Auslande Zeitungen, Briefe, Privatbriefe Biedermann, ein Abgeordneter zum deutschen Parlament, Originalcorrespondenzen aus Nordamerika, Originalberichte darüber den deutschen Verein bei Washington, ferner Correspondenzen aus Indien und den Hauptstädten Mittelamerikas und speciell Londons und namentlich Originalcorrespondenzen aus Nordamerika, Originalberichte darüber den deutschen Verein bei Washington und Originalcorrespondenzen

Mit dem Schlusse bereits, in der sie schon mehrmals so Bedeutendes geleistet, wird die Deutsche Allgemeine Zeitung in ihrer Ausstattung noch vervollkommnet werden. Sie wird, wie bisher, Correspondenzen, über die Bedeutendsten Ereignisse für den In- und Auslande Zeitungen, Briefe, Privatbriefe Biedermann, ein Abgeordneter zum deutschen Parlament, Originalcorrespondenzen aus Nordamerika, Originalberichte darüber den deutschen Verein bei Washington und Originalcorrespondenzen

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonn- und Montags täglich und kostet vierteljährlich 2 Thlr. 15 Ngr. in allen deutschen Landen. Nach auswärtigen Orten hat man besondere Postverabredungen getroffen, welche bei Bestellungen angegeben werden können.

„Interessanter Inhalt macht die Deutsche Allgemeine Zeitung, wie sie es verdient, zu einer der gelesensten Zeitungen und namentlich einer Reihe gediegener staatlicher Aufsätze regelmäßig zu einer der ersten Quellen für Diejenigen, welche sich über politische Ereignisse und Zustände unterrichten wollen."

Illustrirte Zeitung.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder älteren Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, welches mit der neuesten Auflage und der Fortsetzung durch die neueste ältere Auflage zur Hälfte in Zahlung angenommen werden kann, ist

gebraucht, statt 23 Thlr., um 15 Thlr.
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., um 19 Thlr.
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., um 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder hier oder bei der Buchhandlung S. H. Spiro in Berlin, aber auch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung besorgt werden; die Kosten der Versendung trägt der Empfänger.

Ein Prospect mit den näheren Bedingungen liegt zur Ansicht bereit.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1869.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Philosophische Literatur. Von Alexander Jung. — Humoristisches Potpourri. Von Rudolf Gottschall. — Das von der Decken'sche Reisewerk. Von Karl Ruß. — Feuilleton. (Nekrologe.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Philosophische Literatur.

1. Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik. Von Immanuel Hermann Fichte. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 4 Thlr.

Man kann keinen wohlthuendern, erhebendern Eindruck erhalten, als wenn man es miterlebt, daß einer der thätigsten, gedankenvollsten, auch in der Sprache gewandtesten Schriftsteller der Gegenwart, nachdem er durch seine Hauptwerke die Wissenschaft bereichert und um vieles weitergebracht hat, nun zu einem so vollständigen Abschluß gelangt, daß er auch seine andern Arbeiten zunächst seiner Nation vorlegt, und wir jetzt das Ganze seines Wirkens zu überschauen vermögen. Dieser Fall ist mit dem Erscheinen obiger vermischten Schriften eingetreten. Ihr Verfasser hat sich seit einer langen Reihe von Jahren als einer der klarsten, scharfsinnigsten Denker bewährt. Was ihn noch besonders kennzeichnet, ist, daß er der ausgezeichnete Sohn eines ausgezeichneten Vaters ist, dessen Andenken nicht blos unter den Philosophen fortlebt, sondern unter allen Deutschen, solange es Deutsche geben wird. Da Immanuel Hermann Fichte, besonders am Anfang des ersten Bandes, über den Verlauf seiner Bildung, über den Einfluß aus nächster Nähe, aber auch über die Art, wie die großen Denker aller Zeiten auf ihn gewirkt, die interessantesten Bekenntnisse ablegt, so dürfte es um so mehr angebracht sein, daß wir über die höchst interessante Eigenthümlichkeit des Bekenners uns ebenfalls hier äußern; es wird das Seinige dazu beitragen, daß der Leser um so weniger säume, sich mit allen Werken Fichte's, des Sohnes, gründlich bekannt zu machen. Dazu kommt, daß diese kleinern Schriften desselben mit seinen Hauptwerken im genauesten Zusammenhang stehen.

Was nun das Charakteristische Immanuel Fichte's betrifft, so tritt überall aufs deutlichste hervor, daß er sehr wohl weiß, was er will, wie er auch unumwunden ausspricht, auf wen zurückgegangen werden müsse, um von diesem Denker aus nochmals, aber ganz anders denn bisher, mit Erfolg weiter zu gehen; daß er genau die Aufgabe kennt, die ihm, dem Anmahnenden, zugewiesen; daß er sich des Ziels schon früh bewußt geworden ist, auf welches er hinzustreben habe, und daß in ihm das Bewußtsein lebt, bei diesem Ziele angelangt zu sein. Es ist zugleich das Ergebniß all seines Forschens, nämlich: der ethische Theismus. Jedoch mit dem allen haben wir noch keineswegs die eigensten Charakterzüge unsers Autors herausgestellt. Bestimmter unterscheidet ihn von so vielen dieses, daß er ungeachtet der feurigsten Begeisterung für die Sache der Philosophie überall mit der größten Bescheidenheit seine Ansichten darlegt; daß er vor allem erst bemüht ist, den hervorragenden Denkern der Vergangenheit wie den heutigen ihr volles Recht zu ertheilen, ihre Lehre vor Entstellung zu schützen; daß er der offenste Feind jeder Jagd auf neue Systeme ist; daß er das einsame Forschen mit der Berathung, mit dem geselligen Austausch der Ideen verbunden wissen will; endlich daß ihm, während er nie beabsichtigte, in seinen Lehrvorträgen, in seinen Werken ein neues System den bisherigen anzureihen, dennoch, sozusagen unter der Hand, eine ganz neue und zwar wahrhaft großartige Weltanschauung erwächst, wofür wir die objectiven Belege finden in obigen Schriften wie in den frühern umfangreichen Schöpfungen unsers Denkers. Ist jene Weltanschauung von der Art — und wahrlich, sie ist es —, daß sie uns die tiefsten Erklärungen der Existenz gibt, daß sie uns mit dieser vollständig aussöhnt, noch dazu den heitersten Blick in eine unendliche Zukunft eröffnet, und das alles in einer Sprache, die jedem Gebildeten verständlich sein muß, so ist das ein Gewinn, auf den wir nicht dringend genug die weitesten Leserkreise aufmerksam machen können.

Man wird einräumen, daß es nichts Kläglicheres gibt, als wenn eine Philosophie, die ihrer Idee nach organischer Verein aller wissenschaftlichen Disciplinen, also Gesammtwissen sein sollte, hinterher erklärt, daß der Mensch nichts zu wissen vermöge. Wozu also der ganze Anlauf? Wozu der Aufwand von Gelehrsamkeit, von logisch-sophistischen Fechterkünsten? Ein derartiges Philosophiren ist leere Großthuerei, Mystification, ein unleugbarer Betrug des Publikums. Wir meinen hier nicht blos solche, die zuletzt einer denkscheuen Orthodoxie ihre Dienste antragen oder sich dem rohesten Materialismus in die Arme werfen; wir spielen vor allem auf diejenigen an, die erst viel Lärm darüber erheben, daß es ihnen nur um die Wahrheit zu thun sei, um die wahrhafte Lösung höchster Probleme, die sie auch wirklich gelöst hätten, die aber bald darauf fast nur von dem „Räthselhaften" unserer Existenz sprechen, mit dem frivolsten Sarkasmus sich über die vorhandene Welt äußern und mit stolzer Genugthuung den giftigsten Stachel des Zweifels nicht blos, sondern des Wissens von nichts und des Glaubens an nichts im Leser zurücklassen. Gesellt sich dazu bei eiteln Denkern noch das Liebäugeln mit sich selbst, die starre Abhängigkeit von einem fremden System, welches man allein richtig verstanden habe, oder gar das Wohlgefallen an dem eigenen, die Vorliebe für das Abstracte, die Verwechselung bloßer Privatvorstellungen mit Ideen, die gänzliche Unfähigkeit, auf die Realität, auf die Thatsachen der Weltwirklichkeit einzugehen; erhebt sich dem gegenüber noch gar jener bekannte Dünkel einseitiger Empiriker, der gewissen Leuten, die ohnehin nur für das Handgreifliche Sinn haben, alles wahrhaft wissenschaftliche Forschen verdächtigt; vereinigen sich zuletzt Ueberglaube und Unglaube in der Ablehnung des Denkens: so ist es in unserer Zeit begreiflich, daß man gegen jede Philosophie das beschränkteste Vorurtheil hat.

Wenn man die vortrefflichen Darstellungen Fichte's in den beiden Bänden liest, so wird man lebhaft dessen inne, daß sie alle, wie verschiedenen Perioden sie auch angehören, unter dem Schmerze niedergeschrieben worden sind über die Zerfahrenheit unserer Gegenwart in obigen Beziehungen; jedoch viel stärker und zugleich objectiv gelangt man zu der Wahrnehmung, daß die deutsche Philosophie schon wieder in ein neues Stadium getreten ist, daß sie zu neuen Triumphen vorrückt, daß der Autor selbst bereits über jeden Zwiespalt zwischen Spiritualisten und Sensualisten gesiegt hat, und daß sich zwischen Philosophen und Naturforschern, zwischen Männern der verschiedensten Systeme und speciellen Untersuchungen bereits ein Verständniß und Einverständniß, eine Gemeinschaft bildet, an die in der Vergangenheit und noch in der letzten Zeit gar nicht zu denken war, sodaß also auch hier der Fortschritt außer Zweifel ist.

Schon die Vorrede des ersten Bandes, welche die wichtige Erklärung enthält, daß unser Denker vom Standpunkt Kant's seinen Anlauf nimmt, verbreitet die hellsten Lichter über die gegenwärtige Lage der Dinge, zumal was die oben von uns angedeuteten Gegensätze betrifft. Der Verfasser ist streng in der Scheidung, aber gerecht nach allen Seiten hin. So ist unter anderm über Arthur Schopenhauer und sein Publikum nie Treffenderes gesagt worden, wobei nur zu wünschen bleibt, der Verfasser möge uns seinen frühern Aufsatz über den Frankfurter auch noch geben. Möchten Anhänger und Gegner jenes Pessimismus in neuester und grellster Gestalt das Jetzige doch ja ebenfalls nicht ungelesen lassen! Unter der anspruchslosen Ueberschrift: „Bericht über meine philosophische Selbstbildung, als Einleitung zu den «Vermischten Schriften» und als Beitrag zur Geschichte nach-Hegel'scher Philosophie", empfangen wir vom Autor eine Reihe von Confessionen, Darlegungen, Auseinandersetzungen, Urtheilen, Ergebnissen seiner Studien, welche uns so lebhaft beschäftigen, durch das Gewichtvolle des Inhalts, durch das Gefällige der Darstellung so untrennbar anziehen, daß es gewiß vielen von außerordentlichem Werth sein würde, in dieser Weise einst mit einer vollständigen Selbstbiographie, mit philosophischen Memoiren von einem Manne erfreut zu werden, der unermüdet sein ganzes Leben den Ideen gewidmet hat. Hier finden wir nun die schönste Vereinigung von Aufnehmen und Hervorbringen, den Umblick nach allen Seiten hin, der sich keine Erscheinung entgehen läßt, um zu untersuchen, ob sie bleibenden Gewinn für die Wissenschaft absetzt. Dem also mit höchster Besonnenheit Fortschreitenden ist es darum zu thun, die Natur der Dinge zu erkennen; daher das vielsagende, echt philosophische Bekenntniß: „Ich will als Naturforscher beurtheilt sein." Hier ist freilich von einer Natur der Dinge, von einer Allnatur die Rede, wie von einer solchen der wackere Lucretius auch noch nicht die entfernteste Ahnung haben konnte. Denn wie wir den Verfasser immer weiter kennen lernen, nimmt er seinen eigensten Standpunkt der Untersuchung in der Region der Thatsachen im umfassendsten Sinne, also in der Natur und Geschichte zugleich. Dabei ist ihm der Mensch der Gegenstand, auf den er speciell immer wieder zurückkommt, daher Anthropologie und Psychologie, mit Hereinnahme dessen, was die eigenen Hauptwerke darüber festgestellt haben, ihm im einzelnen Auskunft geben, wobei es überall zutrifft, daß die Vernunft im Menschen und die in den Weltgesetzen, im Kosmos, stets übereinstimmen.

Wie kühn unser Denker aber auch vorgeht, sodaß sich die Grenzen des bisherigen Wissens mit jedem Schritt erweitern, Kant bleibt ihm zu unwandelbarer Orientirung, so jedoch, daß die übersinnliche, die Transscendentalwelt ebenfalls in Anschlag gebracht wird, die frühern Systeme der größten Denker ihren Einfluß üben, wie wir denn auch über Leibniz, Fichte, Schelling, Hegel überraschende Aufschlüsse erhalten. Unterschreibt unser Autor doch sogar den viel angefochtenen und selten richtig verstandenen Ausspruch Hegel's: Was wirklich ist, das ist auch vernünftig; und doch hält er sich stets fern in seiner Fahrt durch die Geschichte der Philosophie von jener gefährlichen Klippe, daß in jener schon ohne alles Weitere der Begriff sich selbst bewege. So wird auch mit Recht abgelehnt, daß das Absolute dem Werden unterworfen sei, was sich bei Schelling sogar in einen theogonischen Proceß zuspitzt; wie es ferner für das Gedeihen der wahrhaften Wissenschaft ein baarer Gewinn ist, daß Fichte gegen die Behauptung protestirt, das menschliche Denken vermöge mitten aus dem Absoluten heraus zu operiren. Für die Weltanschauung unsers Forschers ist es daher, mit unserm

len Einverständniß, ein für allemal maßgebend, wenn da wo von Weiße die Rede ist, sagt: „Niemals wer- wir ihm in jene transscendenten Regionen folgen kön-, weil wir an der besonnenern Auffassung festhalten, unser Standpunkt niemals ein «theocentrischer» wer- könne, sondern daß wir lediglich «kosmo- und an- pocentrisch» aus der empirisch gegebenen Beschaffenheit Weltthatsachen zurückzuschließen vermögen auf die e des höchsten Wesens, welches in seinem Ansich nur irect erkennbar ist und bleibt." Der große Vortheil ächst Fichte daraus, daß, was er nun unter einer so st auferlegten Beschränkung erkennt, ein so sicheres ebniß ist, wie es nur je eine andere exacte Wissen- st gewonnen hat. Daher auch die unbedingte Aus- hntheit mit der Existenz in jeder Einzeluntersuchung in der Totalität unsers Forschers, daher sein objecti- Optimismus, der allerdings zugleich subjectiv ist, so- auf die Fichte'sche Ontologie in jedem Betracht der nnte Ausspruch jenes Engländers die vollste Anwen- leidet: „Was immer ist, das ist gut", und jede osophie, welche die Einsicht in solche Wahrheit nicht agt, darf in keiner Weise ihres Namens werth be- en werden. *)

Wie außerordentlichen, überaus fruchtbaren Momenten schon hier begegnen, beweist unter anderm das, was Verfasser S. 14 und 15 vom Raum bemerkt, wor- wir stets dieselben Ansichten gehegt. Nicht wenige eilen sich so sehr, daß sie von einem Subject etwas agen, was nie von demselben ausgesagt werden darf. verhält sich mit dem Raume ähnlich wie mit der Zeit mit dem Nichts. Vom leeren Raume, von der leeren und dem Nichts dürfte nichts prädicirt werden. Raum schon an sich Manifestation und ist schon mit der erie, werde diese auf Kraft oder auf Licht reducirt, en, oder die Zeit auf das Ereigniß, auf das Ge- en. Daher sind Weltraum und Weltzeit zugleich iv, und Fichte sagt vortrefflich: „Der unendliche m ist die erste und ursprünglichste Schöpfungsthat Urwesens" und „Beweis für das Dasein Gottes". in der That, Raum als solcher ist schon die unend- Kundgebung eines Lebens, welches mehr als wir ist. In allen weitern Entwickelungen des „Berichts" wie spätern Abtheilungen ist höchst rühmenswerth, wie hängig ganz und gar sich unser Philosoph von der logie und von der Naturwissenschaft hält, wohl aber voller Freiheit auch wieder auf sie eingeht und in die gründlichsten Kenntnisse besitzt; wie er, ursprüng- philologischen Studien hingegeben, stets die Gesammt- aller Zweige des Wissens vor Augen hat, da es sich nichts Geringeres handelt, als den gewaltigen Lebens- der Wissenschaft als solcher, aber auch mit Bezie- auf die Religion und die Kunst emporzurichten. In onsphilosophischer Angelegenheit ist auch sehr bedeu- voll, was uns über den frühen Einfluß beider her- genden Aeltern auf den Sohn mitgetheilt wird. Eine Mutter mußte auch ihrerseits früh die Idealwelt ie zartesten Mysterien des Gemüths in dem Knaben zum Bewußtsein bringen. Es wird mancher edeln Weiblichkeit, die vielleicht einsam um das Höchste kämpft, zur Genugthuung und Aufmunterung gereichen, wenn jene herrliche, außerordentliche Frau von den „Vorlesungen über die Thatsachen des Bewußtseins" ihres Gatten an Charlotte von Schiller schreibt: „Diese Vorlesungen sind meine Lieblinge; denn sie sagen mir ganz wonach wir eigentlich ringen müssen, und ich freue mich, daß es einmal so deutlich ausgesprochen wurde, was die wahren Resultate seiner Philosophie und seiner Forschungen sind, daß sie ganz mit dem wirklichen Christenthum (nicht wie es gewöhnlich unter den Menschen cursirt) übereinstimmen."

Was Schelling und Hegel angeht, von denen im Fortgange wiederholt die Rede ist, indem der Verfasser beider außerordentliche Verdienste in hohem Grade feiert, freilich auch in vielen Punkten von ihnen vollständig abweicht, so ist hier in astronomischer Hinsicht Folgendes zur Sprache zu bringen. Wenn sich viele Philosophen wie Theologen schon oft dahin aussprachen, daß die Erde in jeder Beziehung die Hauptsphäre im Universum sei, daß die Vielheit oder gar Unzahl der Welten in der christlichen Anschauung nicht wohl zugegeben werden könne, so beruht das unsers Erachtens auf einem Irrthum, um nicht zu sagen auf einer engherzigen, von einem zu kleinen Horizont bedingten Voraussetzung. Welch einen ganz andern Gesichtskreis eröffnet unser Denker S. 112 fg., in welchem auch wir unsere Ansichten bestätigt finden. Schon in Hegel's Encyklopädie mußten wir von jeher den entschiedensten Anstoß nehmen, wie auch da unsere Erde auf Kosten der andern Sterne als vollendete Sphäre hervorgehoben wird. Bei Schelling begegnen wir hier und da Aehnlichem, so wenn er der „kleinen Erde", nicht den „stolzen Lichtern des Himmels", die Hauptbedeutung beilegt, ja sie zum „Mittelpunkt" des Kosmos macht. Wenn sich Schelling auf die „Verwirklichung des endlichen Geistes", ja auf die „Menschwerdung Gottes" beruft, so müssen wir bei aller Verehrung des außerordentlichen Genius in Schelling behaupten, daß derselbe die Verwirklichung des Geistes und die Welterlösung universell und nicht blos partiell hätte fassen können und müssen, sodaß die Erde dadurch an Bedeutung nicht verliert, sondern erst recht in ihrer totalen Bedeutung gewinnt. Auch Franz von Baader, wie reich er an Tiefblick ist, schwankt, und bekämpft den Herder'schen Satz: „Die Erde ist ein Stern unter Sternen"; ja er legt offenbar das ganze Gewicht auf die Erde. Dagegen Karl Rosenkranz *) weicht, soviel wir wissen, in der astronomischen Weltanschauung ebenfalls von Hegel ab. Wir gehen unfehlbar einer Periode entgegen, in der sich die Harmonie der sinnlichen und übersinnlichen Welt auch der Wissenschaft zweifellos ergeben wird, sodaß in aller Speculation wie Empirie allein die Vernunft, weil sie das Grundgesetz des Universums ist, den Ausschlag ertheilt, und auch die wahre Theologie, als Wissenschaft, sich der Eintracht aller Doctrinen nicht mehr entziehen kann. Dann wird auch aller Pantheismus fallen. Wir unsererseits können weder in Hegel noch Schelling Pantheismus als ausdrückliche Lehre entdecken.

*) Diese Ansicht steht im directesten Gegensatz zur Weltanschauung nhauer's, der den Optimismus eine ruchlose Gesinnung nennt. D. Red.

*) Man vgl. die unendlich reichhaltige Schrift von Karl Rosenkranz: „Hegel's Naturphilosophie" (Berlin, Nicolai), eine höchst beachtenswerthe Erscheinung.

Bei beiden ist der Pantheismus nur Durchgangsmoment ihres ganzen Philosophirens. Wir berufen uns auf folgende Aussprüche in Hegel's „Religionsphilosophie": „Das absolute Subject, der Geist, bleibt auch Substanz, aber er ist nicht nur Substanz, sondern in sich auch als Subject bestimmt. Von diesem Unterschiede wissen die gewöhnlich nichts, die sagen, speculative Philosophie sei Pantheismus; sie übersehen die Hauptsache, wie immer" (II, 54). Ferner S. 63: „Das Bewußtsein von Gott fassen wir so, daß er zugleich ist nicht blos der meinige, im Subject, in mir, sondern unabhängig von mir, meinem Vorstellen und Wissen, er ist an und für sich." Endlich S. 372: „In der Religion des absoluten Geistes ist die Gestalt Gottes nicht vom menschlichen Geist gemacht. Gott selbst ist der wahrhaften Idee nach, als an und für sich seiendes Selbstbewußtsein, Geist, producirt sich selbst, stellt sich dar als Sein für anderes." *) Wer, setzen wir hinzu, überhaupt bis zu den Ideen vordringt, wer nach dem Woher der Ideen fragt, kann nie Pantheist sein, da dieser stets in der Atmosphäre weilt, die noch tief unter den Ideen liegt, daher sich ihm auch alles eigentliche Denken in einen Nebel verflüchtigt.

Vielem bereits Angedeuteten begegnen wir in weiterer Ausführung in der zweiten Darstellung unsers Autors: „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie", ein Aufsatz, der auch für die Geschichte dieser Wissenschaft die prägnantesten Auseinandersetzungen enthält, schon insofern hier ein für allemal ausgesprochen wird, was die große Bedeutung der Gegenwart ist, worin die nächst zu lösende Aufgabe besteht, welches der Keimpunkt ist, woraus eine ganz neue Entwickelung erwächst, die eine der reichsten Ernten verspricht. Mögen nicht allein Anhänger Hegel's, mögen alle Denker und für das Nachdenken Interessirte prüfen und wiederholt prüfen, was hier sehr scharfsinnig über eine gewaltige „Lücke" zwischen der Logik und der Natur bei Hegel nachgewiesen wird, und möge man sich vor der Wahrheit fragen, ob nicht auch in andern berühmten Systemen, wie in vielen Institutionen unserer heutigen Wirklichkeit noch Stellen vorkommen, die Unterbrechungen des ganzen Culturzusammenhangs sind, sodaß man alles schon geebnet wähnt, wo der, welcher schärfer blickt, das Unwegsame, keine Verbindung zwischen der höhern Logik und der Wirklichkeit sieht. Erstreckt sich viel Derartiges doch selbst bis in unsere Gewohnheiten, Umgangssitten und zumal in unsere literarischen Zustände, sodaß, wo der eine alles folgerichtig und durchdacht findet, der andere, ohne splitterrichterlich zu sein, zwischen der Idee und der äußern Wirklichkeit noch eine gewaltige Kluft erblickt (S. 140). Auch was S. 144 vom Absoluten, wie sich das erhabene Wort so leicht ausspricht, in Erinnerung gebracht wird, ist von den systematischen Denkern wohl zu überlegen, zur Warnung von einem größern Publikum angelegentlich zu beherzigen. Manches andere noch, was für das Leben ersprießlich wäre, unser aller Dasein zu neuem Gedeihen verjüngen würde, sehen wir hier zu Worte gebracht.

Der dritte Abschnitt: „Der Begriff des negativ Absoluten und der negativen Philosophie", führt uns in ein Gebiet, welches für die Religionswissenschaft, für das Verhältniß der frühern Philosophie Schelling's zur spätern, für die so erhebliche, tief eindringende Thätigkeit Ch. H. Weiße's ebenso belehrend wie gedankenreich ist. Es hatte sich vor längerer Zeit die Meinung geltend gemacht, als wären Fichte und Weiße durchweg übereinstimmend in ihren Ansichten. Das ist ein großer Irrthum. In den vorliegenden „Vermischten Schriften" stellen sich die wissenschaftlichen Differenzen beider Männer in aller Klarheit heraus. Wir haben uns mehrfach auch von Weiße angezogen gefühlt. Worüber wir jedoch bei ihm nie wegkommen konnten, war ein Misverhältniß zwischen der Spannung, in die er uns versetzte, und dem Ertrage, welchen sie herbeiführte, wozu in den meisten seiner Schriften noch ein Satzbau kommt, der so labyrinthisch sich erhebt, daß wir stets den Eindruck eines durchaus Abstrusen erhielten, dessen Nothwendigkeit uns nie einleuchten wollte. Fichte steht jedenfalls ganz anders da und entwickelt seine Philosophie auf dem festen Fundamente all des Großen, Sichern, was er in den bereits vorhandenen Systemen antrifft, dabei mit voller Freiheit seiner Individualität und dessen, was in ihm selbst der Genius ist, daher er sich auch stets klar und ohne jede Accommodation ausspricht. Weiße dagegen ist bald abhängig von der Hegel'schen Logik und Dialektik, bald von der Potenzenlehre und ganzen, positiven Philosophie Schelling's, welche er noch dazu beide weiter zu führen gedenkt, bald auch von der theologischen Dogmatik, obwol es auch ihm an Scharfsinn und Tiefblick nicht fehlt. Was das Detail der Abweichungen beider Denker, Fichte's und Weiße's, betrifft, so ist es von unserm Autor so lebendig und mannichfaltig besprochen, daß nicht blos Philosophen und Theologen, sondern alle Leser von Bildung auch bei diesen Partien gern verweilen werden. Auch dieser Abschnitt ist bei Fichte voll großer Gesichtspunkte in Anerkennung, Polemik und selbständiger Weitergestaltung: linke Seite der Hegel'schen Schule, freisinnige Auffassung (in edelster Bedeutung) der Theologie, stets bei unserm Denker mit der Anerkennung verbunden der Einzigkeit und Unendlichkeit des Christenthums.

Der vierte Abschnitt: „Vorschläge zu einer Philosophenversammlung", müßte, wenn das intelligente Deutschland sich nicht bereits gänzlich abhanden gekommen ist, für die künftige Gegenseitigkeit, für die gesellige Eintracht aller Philosophen unberechenbaren Segen stiften und hat solchen Einfluß auf die schon stattgefundenen Versammlungen der Denker verschiedener Schulen sicher auch gehabt. Wer könnte dieser auf Wahrheit beruhenden Beredsamkeit, dieser idealischen und doch die vollständige Realität bezweckenden Begeisterung widerstehen, er müßte denn allen Geistesadel, alle Weihe der Ethik und Aesthetik aus seinem Systeme gestrichen haben? Dieses „Sendschreiben an die Philosophen Deutschlands, 1846" müßte von allen philosophischen Facultäten der civilisirten Erde als Preisschrift gekrönt werden. Der allein würdige Preis würde allerdings nur der sein, daß sämmtliche Schüler und Meister der Philosophie sich hinfort zu einer noch schönern, höhern Geselligkeit für immer vereinigten, als sie einst zu Athen

*) Eine Gedankenharmonie aus Hegel's Werken würde diesen Stellen eine große Zahl entgegengesetzter gegenüberstellen, welche ihre wahre Bedeutung ins Licht setzen wird. Alle diese Stellen finden sich gesammelt in Bruno Bauer's Schrift: „Die Posaune des Gerichts über Hegel den Antichristen." D. Red.

in den Hallen der Akademie oder unter den Baumgruppen und in den Schattengängen des Ilyssus gepflogen wurde.

Was sollen wir jedoch dazu sagen, wenn wir schon in der Vorrede zu dem köstlichen Vortrage des fünften Abschnitts über „Die Philosophie der Zukunft, zur Eröffnung der ersten Philosophenversammlung in Gotha 1847" vernehmen, daß der „erste Vorschlag" zu „wiederkehrenden" Zusammenkünften auch „Misfallen" hervorgerufen habe? Was müssen das für Verhockte und Verstockte sein, die gegen ein so humanes, mit aller Fülle des Geistes und Anmuth der Sprache entgegenkommendes Einladen und Motiviren sich sperren können? Und doch können wir uns eine derartige Rusticität, einen solchen Mangel an Lebensart wohl erklären. Es gibt noch immer sogenannte Philosophen, wie nicht minder Empiriker, die von der Aufgabe der Wissenschaft, von dem Plane, der Architektonik des Ganzen, welches nur von Ebenbürtigen gemeinsam ausgeführt werden kann, keine Ahnung haben. Ist doch der Grundton aller Wissenschaft, Kunst und Religion Heiterkeit. In jenen dagegen herrscht ein dumpfes Finsterlingswesen. Sie treibt nur Eitelkeit oder Eigennutz. Sie bringen nur sich selbst unter Dach, und wäre es die Baracke, die durch den Materialismus heute wieder in Mode kommenden Pfahlbauten eines kleinen Systems oder irgendwelcher physikalischen Entdeckung. Wie sie das Universum als ein geistloses Zusammentaumeln blinder Atome sich denken, nicht merken, daß ein Kosmos unmöglich ist, dessen Unendlichkeit nicht von einer und derselben Intelligenz durchdrungen und gewußt wird, so merken sie auch nicht, daß Wissenschaften nicht möglich sind ohne eine Gesammtwissenschaft, die Philosophie. Oder sie sind eben nur Eklektiker, Experimentenmacher. Oder sie sind am Tempelbau der Wissenschaft nur Kärrner, Handlanger, die zufahren, zutragen, höchstens Steine einsetzen, festmauern, ohne vom Bauplan, vom architektonischen Kunstwerk etwas zu wissen, ohne auch nur je den Abriß sich anzusehen, den der Architekt öffentlich ausgestellt hat. Daher folgen sie auch keiner Einladung zum Feste, zum Anhören der Baureden, sie bleiben lieber in ihrer Pfahlbaute und ruhen von ihrer Arbeit aus im Dienst der Materie.

Der Freimuth Fichte's, wie er sich selbst über jene Species ausspricht, ist nicht blos geistreich, sondern mustergültig für alle Zeiten; denn daß jenes Geschlecht nicht aussterben sollte, ist nicht wahrscheinlich. Fichte sagt S. 246:

> Wie die Philosophie bisher behandelt worden ist, muß es ganz in der Ordnung erscheinen, von Philosophenversammlungen einen Erfolg zu erwarten. Seit J. Kant hat eine speculative Götterdynastie die andere vom Throne gestürzt; jetzt kämpfen der Kronprätendenten gar viele gegeneinander. Wie kann einen die Anmuthung gefallen, mit ihren Gegnern zusammentreffen, ja sogar in persönliche Verhandlungen mit ihnen eintreten! Ein Gegner ist aber nach der bisherigen Consequenz jedem Philosophen jeder, der überhaupt ein anderes Princip hat, der nicht sein Anhänger ist oder der von ihm adoptirten Schule. Eine theilweise Anerkenntniß ist ihnen so gut wie keine; es gilt völlig zu siegen, und eine Schule zu bilden höchstes Ziel.

Der sechste Abschnitt: „Ueber den Unterschied zwischen ethischem und naturalistischem Theismus", mit besonderer Beziehung auf Schelling, bringt so viel des Wichtigen, Schwerwiegenden, aber auch in Ausführung wie Gedrängtheit genau Zusammenhängenden, daß wir nur zu dem überreichen Gastmahle selbst einladen können, aus Mangel an Raum in diesen Blättern, weshalb wir uns leider auch über das Ende des ersten und die Inhaltsfolge des zweiten Bandes um so kürzer auslassen müssen, da wir auf den herrlichen Geist, der auch diese vermischten Schriften unsers Denkers charakterisirt, bis dahin schon vielfach hingewiesen, einzelnes besonders hervorgehoben haben. Man wolle doch ja tief erwägen, was der Verfasser S. 272 bemerkt, wo es heißt, „die Philosophie gehöre nicht mehr zu den Tagesinteressen". Dieses ist nur zu sehr gegründet. Es hat sich aber an denen, welche die Philosophie aus Mode und Flachheit vernachlässigen, schwer gerächt, es ist für die Nachlässigen, Abgestumpften selbst ein großer Schaden daraus erwachsen: sie sind in der Bildung um ein Beträchtliches zurückgekommen. Die Schwerfälligkeit im Verstehen hat heute so um sich gegriffen, daß, während zur Zeit unserer größten Denker und Dichter das Tiefste, Kühnste nicht blos Eingang, sondern begeisterten Rückklang fand, gegenwärtig eine unglaubliche Unfähigkeit, aufzufassen oder gar zu bewundern, in weiten Schichten gepriesener Bildung platzgreift: ein Uebelstand, der nur durch die Reform vieler andern modernen Zustände gehoben werden kann, sowie dadurch, daß man sich überzeugt, wahre Urbanität und Bildung ist nur auf dem Wege der Philosophie zu erlangen. Die Philosophie geht dennoch stetig fort. Der ganze vorliegende Abschnitt beweist den rastlosen Fortschritt. Vieles in dieser Entwickelung wird mächtig wirken, die unglaublichen Vorurtheile, welche man durch einseitige Beschäftigung mit der materiellen Seite der Existenz, mit der Breite der Erscheinungen gegen die Welt der Gedanken und Ideen einsaugt, wieder in nichts aufzulösen. Es ist von unberechenbarer Tragweite, was unser Autor S. 316 so trefflich ausspricht, wobei wir uns ganz mit ihm einverstanden wissen *): „Wir erhalten als ersten Moment einen vorwirklichen Gedankenkosmos, der zu Raum und Zeit in gar keinem realen Verhältnisse steht, wiewol beide als schlechthin nothwendige Formen alles Realen im Systeme seiner ewigen Gedanken allerdings mitgesetzt sind."

Der siebente und achte Abschnitt bringen uns sehr Interessantes und Mannichfaltiges über J. G. Fichte und Schleiermacher wie über Herbart. Zumal Philosophen und Theologen werden hier reiche Aufschlüsse finden. Fichte's „Wissenschaftslehre" wie sein ganzes System treten in eine ganz neue Beleuchtung. Fichte's, des Sohnes, Ansicht vom „Genius", als Einzigkeit, als „Subject", ist eine der bedeutungsvollsten Errungenschaften der Philosophie. Das über Herbart Beigebrachte wird vieles über diesen Denker berichtigen. Vom Schlusse des vorletzten Aufsatzes blicken wir von höchster Warte aus in ein gelobtes Land der Civilisation.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

*) Man vgl. „Das Geheimniß der Lebenskunst. Von Alexander Jung" (Leipzig, Brockhaus, 1858, I, 159 fg.: „Der Gedankenkosmos").

Humoristisches Potpourri.

Der deutsche Humor erfreut sich noch immer nicht einer freien selbständigen Entwickelung. Echte und große Humoristen wie Jean Paul sind unpopulär in der Gegenwart; der Ton Heine's wird bei seinen Nachahmern nachgerade eine unerträgliche Manier; in Blättern wie „Kladderadatsch" überwiegt ausschließlich die Satire, und in vielen unserer Lustspiele die zahlungsfähige Moral und die insolvente Langeweile. Die selbständigen humoristischen Schriften verfallen meist ins Triviale, Burleske, oder zeigen eine merkwürdige Unsicherheit des Tons. Es ist ein bedenkliches Zeichen, daß bei Declamatorien und gesellschaftlichen Unterhaltungen noch Saphir mit seinen „Humoresken und Klatschrosen" die Kosten decken muß, das heißt der Wortwitz und die geistige Flachheit. Um den Humor vor der Zerflossenheit des Feuilletons zu erretten, wäre es wünschenswerth, wenn unsere Humoristen an ältere feststehende Dichtformen, wie z. B. die humoristische Epistel, anknüpften, dies und ähnliche Genres wieder pflegten; denn auch der Humor darf trotz seiner Freizügigkeit nicht ins Stillose verfallen.

An Versuchen nach dem Vorbild des Aristophanes fehlt es nicht. Das Muster ist vortrefflich. Doch dürfen die Nachbildner nicht vergessen, daß Aristophanes ein Humorist war, welcher die Bühne beherrschte. Das ist für komische Dichtungen unerlaßlich, dürfte aber nicht möglich sein bei dem Festhalten der antiken Formen. Darum kann hier nur die Parole sein: aristophanischer Geist in moderner Form, welche bühnenmöglich ist.

Zu diesen aristophanischen Dichtungen gehört:

1. Das Mammuth. Satirisches Drama mit Chören in einem Aufzuge von Karl Weiser. Königsberg, Braun und Weber. 1868. Qu.-4. 5 Ngr.

Die Aufführung dieses Stücks ist, wie uns eine Notiz des Verfassers mittheilt, nur auf antediluvianischen Bühnen gestattet; postdiluvianische müssen die Erlaubniß des Dichters einholen. Doch welche Bühne könnte diese barocke Dichtung zur Aufführung bringen?

Das Druckformat derselben ist ein sehr originelles, mehr Noten- als Buchformat. Es dehnt sich erstaunlich in die Länge. Der Grund hiervon ist das Versmaß, in welchem die vorweltlichen Thiere sprechen, die vierzehnfüßige Mammuthzeile, ein metrischer Streckvers der Vorzeit. Die Würde dieser Verszeile könnte nur verlieren bei jeder Theilung aus Rücksichten des Formats. Diese Zeile lautet:

Ha, auf Ehre, ihr Herrn! Schon sehr lange zerriß mir der katzendarmzähe Bindfaden der sich immer bezwingenden Unterthanengeduld!

Personen der Handlung sind das Mammuth, der König der Ungeheuer; Ichthyosaurus, Pterodaktylus, Riesenrhinoceros und Megatherium, Hauptviehcher; Ungeheuer aller Art als Chor; der Zopfgeist als Prolog; der Geist der Natur als deus ex machina; der homo diluvii testis; Adam und Eva, Menschen.

Die Beschreibung der Scene und der Personen ist in Hexametern abgefaßt. Im Prolog erklärt sich der Zopfgeist, die alte Leier in der linken Hand, gegen die moderne Muse zu Gunsten des rein Menschlichen: eine Satire, die wir natürlich sehr schmackhaft finden, da wir stets unsere akademische Aesthetik bei ihrem „rein menschlichen" Zopfe schüttelten.

Der Gedanke, welcher der Dichtung selbst zu Grunde liegt, ist zwar barock, doch keineswegs ohne tiefern Sinn. Die Thiere der Urwelt, namentlich ihre Anführer, Ichthyosaurus der Große, von Bauernschindang auf Faulholz, mit einem Glasauge, das wie ein vorweltlicher Klemmer aussieht, Pterodaktylus, Hochehrwürden zu Nebula-Mönchsheim, eine Fledermaus von dunkler Tracht und unergründlichem Magen, das Riesenrhinoceros, der Philosoph und Dickhäuter der Vorwelt, und Megatherium, mit furchtbaren Krallen, genannt Blitz-Bomben-Granater, empören sich gegen den Tyrannen Mammuth mit den andern Ungeheuern, deren Chorgesang folgendermaßen lautet:

Himmeldonnerwetter-Kreuzmillionen-Sakrament
Fahr' dazwischen, hat die Knechtschaft nun nicht bald ein End'!
Hirnverbrannt-vernagelt-balkenstirnbesetzt
Ist, wen solche Höllen-Teufels-Wirthschaft nicht verletzt.
Purpursetzen-schleppend-unersättlich Ungethüm
Ist das Mammuth, auf Canaille! Hauet ihm! —
Reißend,
Beißend,
Mächtig,
Prächtig
Sind wir eben so,
Und doch werden wir des Erdenlebens nimmer froh;
Immer
Schlimmer
Wuthet,
Knutet
Er in unserm Land; —
Auf die Tyrannei! und schnell die Krallen aufgespannt!
Himmeldonnerwetter-Kreuzmillionen-Sakrament!
Kugelspritzen-Bajonneten-Bombenelement!

Das Mammuth kommt dazu und beginnt, nachdem es mit den gewaltigen Hieben seiner Hauer das Volk getheilt hat, seine Rede mit folgenden, wie Felsblöcke übereinandergewälzten Molossen:

Treibt Sturmmuth heut wild tolldumm Volk Ur-Welt-Thier-Reichs hoch auf Fels-Fürst-Klipp-Haupt, kron-firnumkränzt, voll Weltmeer-Aufruhr-Sinn?

Das Unthier sieht ein, daß es Concessionen machen muß; Pterodaktylus will ihn die Wege des Heils führen; Mammuth erklärt, gemeinsam mit den andern herrschen zu wollen. Da macht Riesenrhinoceros die treffende Bemerkung, daß er, wenn ein jeder hier herrscht und keiner gehorchen will, keinen sieht, der zu beherrschen ist. Nun kommen die Ungeheuer überein, ein beherrschtes Gesindel zu schaffen — den Menschen, der sich alles gefallen läßt. Da erscheint der homo diluvii testis, ein Salamander von Riesengestalt, und die Schöpfer glotzen das Unthier an, das ihren Schöpfungsplanen so wenig entspricht. Gleichwol stimmen sie das Jubelgegrunze an. Da schwebt aus der Quelle des Lichts der Geist der Natur herab, läßt den Salamander verschwinden, verwünscht die tollkühne Brut, welche der Natur vorgegriffen hat, und schafft nach einer Erdrevolution ein freies Geschöpf, den Men-

schen, Adam und Eva, welche der Welt Schönheit und die eigene Liebe feiern.

Gewiß ein dichterischer Gedanke; aber warum diese Einkleidung in ebenso unmögliche Mammuthverse, deren kolossaler Humor doch fast ungenießbar ist? Es ist barock gedacht, durch solche Vers- und Wortungeheuer ein vorsündflutliches Colorit zu erzielen; aber dergleichen wird doch eine Spielerei, welche den Aristophanes überaristophanisirt. Wie geschmackvoll derselbe Poet zu dichten versteht, beweise die Rede, welche der Geist der Natur der für den Menschen wiedergeborenen Erde hält:

Sei gegrüßt, du schöne Erde,
Blauer Himmel über mir,
Daß auf mein gewalt'ges „Werde"
Du erstandst in freier Zier!
Kreist in unermessnen Weiten,
Lichtverbreiter sonder Zahl!
Prange du in Herrlichkeiten,
Paradiesisch Erdenthal!
Laßt die Lieder hell erklingen,
Sänger ihr, in Flur und Hain!
Alles soll zum Lichte dringen,
Zu der Wahrheit Sonnenschein!
Blüh' in abertausend Lenzen,
Jugendliche Erde, auf,
Und mit ewiggrünen Kränzen
Schmücke sich der Zeiten Lauf! —
Aus der bräutlichen Umarmung
Zwischen Erd' und Himmelsglut
Ring' in lebender Erwarmung
Sich ein Keim voll Jugendmuth!
Aufrecht wandle durch das Leben,
Frei die Stirn, das Auge mild;
Meinen Geist will ich dir geben,
Wunderholdes Menschenbild!
Deine Sendung sei die Liebe,
Liebe deines Lebens Ziel!
Stirb, und schaff' im Wechseltriebe
Ein unendlich holdes Spiel!

2. Die Philologen am Parnaß oder: Die Vivisectoren. Ein Satyrspiel von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Stilke und van Muyden. 1869. 8. 10 Ngr.

Dieses Satyrspiel beginnt mit einem Prolog zwischen dem Dichter und seinem Kind, einem ziemlich naseweisen Gelbschnabel, der zuerst mit den Geschwistern in Streit kam, die ihn nicht anerkennen wollten. Namentlich fuhr ihn ein ausgewachsener, ganze fünf Acte großer Bengel an, nannte ihn unverschämter als dumm und sagte: er solle ihm nur einen einzigen Act weisen, wie er deren fünf hätte. Dann muß das Kind die Nase hübsch putzen und das Haar glatt streichen und zur Kritik gehen. Das Kind weigert sich, um nicht an sich herumzerren zu lassen, nicht zu hören, daß sein Oberleib viel zu lang sei für die Beine, daß es wirklich und überhaupt ein miserables Geschöpf sei. Endlich geht es doch ab, und das Stück beginnt auf der Höhe des Parnaß mit einer schönen Anrede des Phöbus an die versammelten Musen:

Zurückgekehrt von langgedehnter Reise,
die durch der Sterne ungemessne Welten
ich unternahm, und die mich eins gelehrt,
daß ein Gesetz es ist, das voller Kraft,
voll wunderbarer, dieses mächt'ge All
im ungeheuern Schwunge treibt: die Schönheit,
begrüß' ich froh die langentbehrte Erde,
des schönen Weltalls allerschönsten Theil.
Denn, hold sich rundend, zwischen Größ' und Kleine
hält sie das rechte Maß, nicht also schwellend
wie die gigantischen Planeten, die
gleich der Barbaren Königen, ihre Bahn
umschwärmt von der Trabanten Scharen gehn;
Und gleicher Weise, von dem Angesicht
der güt'gen Sonn' entfernt, bewegt sie sich
zu nahe nicht, daß nicht gleich Ikar's Fittich
ihr glüh'nder Athem ihren Leib zerschmelze,
noch auch getrennt von ihr durch ew'ge Weiten,
gleich den freudlosen Welten, die der Tod
in ungebrochnem eis'gem Gürtel hält;

Und froh bewegt begrüßt nun meine Seele
euch Herrliche, die ihr in treuen Händen
der Mutter Erde schönstes Gut bewahrt.

Sagt, ihr Verwalterinnen ew'ger Jugend,
vor deren Augen die Jahrhunderte
sich thürmen wie ein markgefüllter Baum,
der Ast aus Ast und tausend Blätter treibt,
den Himmelshauch durchbraust und Himmelsthau
befruchtend näßt, und dessen rauschend Haupt,
das stolzgereckte, zu den Wolken strebt:

Sagt, lebt es noch auf dieser schönen Erde
der Menschen frohes, vielgeliebt Geschlecht?
Schaun sie empor noch, voll von stiller Andacht,
zu euern Sitzen, wenn mit süßem Weh
des eignen Wesens Doppelart sie quält?
Und treibt sie noch der alte Gottesdrang
dem Schöpfer nachzuahmen, der sie rief,
Gebilde schaffend nach dem Bild der seinen
in Wort und Schrift, in Farbe, Stein und Ton?

Doch nicht minder beklagen sich Kalliope und Euterpe über die Menschen, während Klio, sich die Brille aufsetzend, zufriedener ist und die Philologie lobt. Um Phöbus' Rückkehr zu feiern, holt Hermes aus der Unterwelt die Freunde der Musen, die alten Dichter und Denker. Zu ihnen tritt dann eine Schar Philologen im Frack, die sich zuerst über den Parnaß streiten und dann auf die großen Geister, die sie erblickt haben, losgehen. Der erste packt gleich den Homer, mustert ihn von Kopf zu Fuß und fragt ihn dann, wo seine Nähte sind, zieht dann ein Messer hervor, um die Auswüchse fortzuputzen, zerrt an der Nase. Dann geht es über den Aristoteles; es wird untersucht, wo ihm die Katharsis steckt. Der eine behauptet im Munde, der andere im Bauche. Der Tumult wird immer heftiger, bis Homer Frieden stiftet und sie auf die Philologenversammlung in Halle verweist. Kalliope hält dem seltsamen Völkchen eine freundliche Nachrede.

Die Dichtung hat ebenfalls wie die frühere einen guten, für die Satire fruchtbaren Grundgedanken und einzelne Stellen von dichterisch-schöner Färbung; doch ist sie als Ganzes zu skizzenhaft, um einen nachhaltigen Totaleindruck hervorzurufen.

3. Zwischen Thal und Gletscher. Dramatische Ferien-Humoreske in Strecknersen von einem Mitglied des Baseler-Thalsohlen-Clubs. Basel, Schweighauser. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Dies dialogisirte Gedicht ist eine Humoreske, keine Satire, und gibt sich sehr anspruchslos. In einer Sennerei zwischen Thal und Gletscher, welche Knecht und Magd verlassen haben, um sich auf der Kirmes im Thal zu amusiren, kehren verschiedene Gäste ein: zuerst ein Vagabund und Spitzbube, der sich im Heu des

Dachs versteckt, dann Alpensteiger, Engländer, ein Badegast aus dem Thal, der hier oben eine allgemeine Bewirthung versprochen hat, Dichter, Maler, Sänger, ein Major, ein Commis-voyageur, eine sentimentale Dame; und die ganze Bewegung in diesen Gruppen wird dadurch hervorgerufen, daß der Vagabund die Hutte stiehlt, damit entwischt, aber wieder von dem Sennen eingefangen wird.

In der Handlung ist selbstverständlich kein Inhalt, also auch kein Humor. Dieser kann nur in den Gesprächen liegen. So liest z. B. der Vagabund aus einem Zeitungsblatt der Zukunft die wunderbarsten Dinge vor; der Maler Tusch spricht sich über seine Richtung recht charakteristisch aus:

Helldunkel — ja! das ist das Wort,
Das findet Echo und Accord
In meiner Brust — denn meine Natur
Ist ganz dämonischer Structur.
Ein Düster muß sein, wie im dunkeln Tann,
Daß man's mit Messern schneiden kann;
Eine Siebenachtelsfinsterniß,
Beinah' total, daß nur durch 'nen Riß
Das schwache Licht hindurch sich ringt,
Kurz — alles verschwommen, nichts distinct.
So mal' ich, so will's mein innerster Drang.
Die hellen Farben hab' ich schon lang
Aus dem Farbenkasten verbannt als Quark.
Schwarz muß es sein im Staate Dänemark,
Schwarz, immer schwarz, schwarz bis ans Ende,
Da schwimm' ich in meinem Elemente,
Eine wahre Sepianatur,
Ein malender Graf Oerindur.

Major Rasselhuber verspottet die Politik von Blut und Eisen, indem er sie verherrlicht; der Poet Schwanfeder trägt ein vielgereimtes und doch ungereimtes Hochzeitsgedicht vor. Doch wozu der Lärm? Der Casus macht nicht einmal lachen!

4. Frau Venus und unsere Gelehrten. Von Hilmar Schedlich. Nr. 1. Leipzig, Jünger. 1869. 16. 5 Ngr.

Eine leipziger Localhumoreske, die uns im einzelnen vielfach unverständlich geblieben ist. Den Inhalt gibt der Verfasser selbst in Prosa an:

Einige gutgemeinte Worte der Begrüßung und Aufklärung, gerichtet an den derzeitigen Intendanten der leipziger Theater und sein gebildetes Publikum, zur Anbahnung eines Verhältnisses zwischen Bühne und Volk, im Geiste der Zeit und der Umgebung des Aristophanes.

Sonst ist die Humoreske in Versen geschrieben. Im ersten Gedicht fragt der Dichter die Götter der Griechen, ob sie den Doctor Laube empfehlen können? Auch an Frau Venus richtet er diese Frage mit dem Zusatz, daß sie ihn doch kennen müsse. Laube erscheint als der Mann, der die Leipziger von der Bühne herab bilden und bessern soll. Zu diesem Zwecke werden ihm drei Proben des leipziger Lebens vorgeführt. An einer Stelle wird Laube sogar als deutscher Troubadour begrüßt. Derartige Romantik ist dem Director des Burgtheaters stets gänzlich fremd gewesen.

Was Frau Venus eigentlich für eine göttliche, allegorische oder symbolische Bedeutung hat, ist uns unklar geblieben. Jedenfalls wird sie sich mit der „schönen Helena" auf der leipziger Bühne rasch befreundet haben.

5. Bibliothek humoristischer Dichtungen, herausgegeben von Gustav Haller. Dritter, vierter und fünfter Band. Zweite Auflage. Halle, Barthel. 1868. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Die beiden ersten Bändchen dieser humoristischen Bibliothek sind bereits in Nr. 25 d. Bl. besprochen worden. In der Vorrede zum fünften Bändchen sagt der Verfasser:

Der Humor ist jetzt rar und muß genommen werden, wo er gefunden wird. Besonders selten sind gute Declamationsstücke, auf die selbstverständlich großes Gewicht gelegt werden mußte; und von den besten dieser Gattung gilt noch, was Kopisch mit Bezug auf seine, in ihrer Art ausgezeichneten Gedichte „Kleine Geister" ausruft:

Ihr Herrn, die Fackel nicht zu nah!
Die Poesie verhält sich da
Wie die Laterna-magica.

Es wurde eben manches, was aus ästhetischen Gründen keine Aufnahme verdiente, aus literarischen, manches sogar aus reinstofflichen aufgenommen und zwar im Hinblick auf gesellige Kreise.

Es entspricht dies unserer bereits oben ausgesprochenen Meinung. Wo sich der Humor in geschlossenen Formen zeigt, ist er in dem neuen Deutschland in der Regel trivial; während unsere geistreichen Humoristen in der Prosa, in Feuilletons u. s. w. hin- und herirrlichteliren. Für die geselligen Kreise mußte daher in der zweiten Sammlung, welche 104 Stücke aus 64 Dichtern enthält, oft auf ungedruckte Quellen zurückgegangen werden. So finden sich Originalbeiträge von Emil Barthel, Karl Elze, Richard Gosche, Friedrich Schottin, Max Swissen, Bernh. Tschischwitz, namentlich aber zahlreiche von Julius Sturm. Es ist besonders interessant, den Sänger frommer Lieder auf dem Gebiete des Humors zu begegnen. Freilich, das Gedicht: „Die alte Zeit kehrt wieder", gehört wol nicht in eine humoristische Bibliothek; es ist mit schwunghaftem Ernst ausgeführt. Dagegen sind einige kleine Fabeln nicht ohne Humor. Begabte Dichter sollten in der That auch dieser fast vergessenen Dichtform ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Sollte denn das 19. Jahrhundert nicht auch seine Lichtwer und Pfeffel haben? Sturm ist nicht ohne Anlage für dies Genre, wie die folgenden Gedichte beweisen:

Böser Lohn.

Ein Spitz und Pinscher bissen sich
In toller Wuth, und keiner wich.
Da rief ein Pudel: „Schämt euch doch!" —
„Was?" kläfften sie, „das fehlte noch,
Du Klughans, du Schmarotzgesell!"
Und zausten ihm vereint das Fell.

Deutscher Trost.

's sitzt eine Flieg' an der Wand,
Flieg' an der Wand;
Naht mir der Schlummer,
Setzt sich das böse Thier
Frech auf die Nase mir;
Das macht mir Kummer,
Ja Kummer.
Wenn ich so faul nicht wär',
Faul nicht wär',
Wollt' ich nicht klagen;
Zornig schlüg' ich sie todt;
So muß ich meine Noth
Ruhig ertragen,
Ja tragen.

Doch ist mein Trost dabei,
Trost dabei,
Daß mich zum Glücke
Nur eine Fliege sticht,
Der es an Gift gebricht,
Und keine Mücke,
Ja Mücke.

Von den ältern Gedichten verdienen diejenigen von Victor Scheffel und „Die Reichsversammlung der Thiere" von Eduard von Bauernfeld besonders hervorgehoben zu werden.

Das dritte und vierte Bändchen der Sammlung enthalten die „Acharner" des Aristophanes und „Humoristische Lyrik des classischen Alterthums", Uebersetzungen von Rudolf Westphal, einem der gediegensten Kenner griechischer und römischer Dichtung. Der Uebersetzer sendet eine lehrreiche Uebersicht der humoristischen Lyrik der Griechen und Römer voraus. Westphal hat zur Uebertragung den gereimten Vers gewählt, wie schon in seinen „Catulliana", er hält die reimende Form für unerläßlich, wenn das antike Gedicht ein wirkliches sein, aber deutsches Gewand tragen soll. Die Metra trotzdem beizubehalten, erscheint ihm, mit Ausnahme der logaödischen Verse nicht schwer; er wählt indeß freie deutsche Maße, weil die in Deutschland nicht zu umgehende Forderung von der Congruenz des Rhythmus und Gedankens bei Uebertragungen jener Strophen, bei denen ein allzu häufiger Gegensatz zwischen rhythmischem und Sinnesabschnitt ist, sonst nicht zu erreichen wäre.

Sehr gefreut hat uns, daß ein so tüchtiger Alterthumsforscher sich zu Gunsten der gereimten antiken Strophen erklärt, als deren Anwalt wir in Theorie und Praxis stets aufgetreten sind. Hört man unsere deutschen Aesthetiker, so sind diese antiken Strophen etwas so Ureigenes, daß aus ihrer Verbindung mit dem Reim nur eine Monstrosität hervorgeht. Westphal entkleidet sie dieser Ureigenthümlichkeit und zeigt recht schlagend, was diese alcäischen und sapphischen Strophen sind: nichts als Jamben und Trochäen, die an einer bestimmten Stelle durch einen Daktylus und Anapästus unterbrochen werden.

Lassen wir in fünftaktigen Trochäen, demselben Metrum, in welchem die bei uns Deutschen einheimisch gemachten serbischen Volkslieder gehalten sind, an Stelle des zweiten Trochäus den Daktylus eintreten, so haben wir den bei Catull und Martial so sehr beliebten phalereischen Vers; vertauschen wir dort nicht den zweiten, sondern den dritten Trochäus mit dem Daktylus, so ergibt sich ohne weiteres der sapphische Vers; nehmen wir ferner in dem gemeinen Verse des modernen dramatischen Dialogs, in den vollständigen fünftaktigen Jamben an Stelle des vorletzten Jambus einen Anapäst, so entsteht der alcäische Vers; vertauschen wir in einem sogenannten elegischen Pentameter den ersten und letzten Daktylus mit einem Trochäus, so wird derselbe zum beliebten asklepiadeischen Verse des Horaz; und so ist auch für alle übrigen hieher gehörenden Metren die Bildung eine möglichst einfache — so einfach, daß derjenige, der das Wort Rhythmus nicht blos vom Hörensagen kennt, in der That nicht weiß, was er von dem Heiligenscheine, mit welchem gewisse Bewunderer des Alterthums jene Horazischen Verse im Gegensatze zu den bei uns üblichen Maßen umgeben, sagen soll. Wenn Horaz an bestimmten Stellen regelmäßig einen Spondeus statt des Trochäus gebraucht und eine ständige Cäsur beobachtet, so wird kein Einsichtiger behaupten wollen, daß durch diese Neuerung die griechische Bildungsweise der Verse veredelt sei. Warum könnte man nicht auch diesen alcäischen und sapphischen Strophen u. s. w. noch den deutschen Reim hinzufügen, wie auch, wenn ich nicht irre, Gottschall es versucht hat. Zwar ist eingewandt worden, daß, wenn die beiden ersten und die letzten Verse der alcäischen Strophe je ein Reimpaar bildeten, daß dann das Wesen der tetrastichischen Composition durch die jetzt fühlbar hervortretende Zertheilung in zwei Abschnitte gestört würde; doch ist darauf zu antworten, daß gerade diese Zweitheiligkeit der vierzeiligen Strophe auch schon bei den Alten besteht: die beiden ersten Pentapodien bilden nur die beiden Kola, den rhythmischen Vorder- und Nachsatz einer rhythmischen Periode, und dasselbe gilt auch von den zwei letzten Reihen der Strophe. Der Reim hat die rhythmische Einheit, welche ohnehin besteht, nur noch mehr hervorgehoben.

Auf das letztere legen wir das Hauptgewicht. Der Reim hebt eben den Rhythmus hervor. Den Rhythmus selbst aber reicher, beweglicher zu machen, und doch in dieser Beweglichkeit gesetzlich festzuhalten — dazu sind gerade die antiken Verse und Strophen trefflich geeignet.

Die Uebersetzungen von Westphal, aus der Anakreonteen-Sammlung, aus Moschos, Meleagros, Theognis, Kallimachos, Catull, Tibull, Horaz sind durchaus fließend, die Gedichte selbst gut ausgewählt. Auch der Uebersetzung des Aristophanes schickt Westphal eine Einleitung voraus, in welcher er mit Recht den Hauptnachdruck auf Wiedergabe der attischen Eleganz des aristophaneischen Ausdrucks legt. Auch hier spricht sich Westphal für die gereimten antiken Metren aus:

Die eigenthümlichen Rhythmen der melischen Poesie der Griechen sind soviel wie möglich auch für die deutschen Verse festzuhalten, aber dabei dürfen dieselben des melodischen Schmucks nicht entbehren, der nun einmal dem deutschen Liede durchaus nothwendig ist: — es muß sich der griechische Rhythmus mit dem deutschen Reime verbinden. Wenn diese zuerst von Droysen eingeschlagene Methode der Aristophanes-Uebersetzung von den Nachfolgenden verlassen ist, so liegt dies wol nur daran, daß derselbe jenes Verfahren nicht vollständig durchführt und da, wo er reimt, den eigenthümlichen Rhythmus der Alten nur sporadisch hervortreten läßt. Die vorliegende Uebersetzung zeigt, daß die beiden Principien des eigenthümlich griechischen Taktverhältnisses und des deutschen Reims in so inniger Weise sich vereinen lassen, daß gerade die Anwendung des Reims das hauptsächlichste Mittel ist, um z. B. die der modernen Poesie an sich so ganz und gar fremden Päon und Dochmius auch für den deutschen Vers als leicht faßlichen Takt zu verwenden und das hier waltende Accentverhältniß auch dem der melischen Metrik der Alten unkundigen Leser sofort fühlbar zu machen. Wir Modernen bedürfen nun einmal für das Ende einer rhythmischen Reihe auch einen äußern Anhaltepunkt; wir verlangen hier nicht blos ein Wortende, sondern auch Gedanken- oder Satzabschnitt irgendwelcher Art. Am fühlbarsten aber wird das Ende der Reihe durch den hier eintretenden Reim: das erste Reimwort am Ende der einen rhythmischen Reihe zeigt uns nothwendig an, daß wir an einer andern zunächst folgenden Stelle den entsprechenden Gegenreim zu erwarten haben; noch ehe wir ihn gelesen, empfindet unser Gefühl den Klang desselben und wird nun unter diesem Eindrucke mit Sicherheit sich in dem Rhythmus der folgenden Worte bis zum Ende der Reihe zurechtfinden.

Die leichte und fließende Uebersetzung eines Dichters, den die deutschen Interpreten vielfach durch gesuchte Künsteleien interessant zu machen suchten, spricht von selbst für Westphal's Princip. Den dorischen Megarenser und den äolischen Böoter in den „Acharnern" läßt Westphal jeden einen besondern niederdeutschen Dialekt sprechen, den Dorer die Sprache des nordöstlichen Hannover und der Elbherzogthümer, den Aeoler das Fritz

Reuter'sche Mecklenburgisch. Die erklärenden Anmerkungen erläutern das interessante, gegen den Bürgerkrieg gerichtete Stück des Aristophanes und sind dabei ebenso sachlich wie maßvoll gehalten.

6. Dintenklexe in Form humoristischer Skizzen. Von C. Reinhardt. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus dem Reich aristophanischer Verse begeben wir uns jetzt in den Bereich der Prosa-Humoresken, die im ganzen noch stilloser sind als unsere humoristischen Dichtungen. „Dintenklexe" dürfte kaum ein geeigneter Titel sein, ein Dintenklex ist mehr etwas Aergerliches als etwas Erheiterndes, und der Humor will doch erheitern.

Der Inhalt dieser „Dintenklexe" ist nun sehr mannichfach; es sind humoristische Geschichten aus alter und neuester Zeit, im ganzen mit etwas trockener Farbengebung; die Farben sind nicht gehörig verrieben, auch fehlt dem Colorit ein gewisser Schmelz. Gleichwol ist manches ganz amusant und die Erfindung nicht übel. Dies gilt namentlich von der hamburger Geschichte: „Der Speculant." Der Bierwirth Stilke vernimmt, daß ein Schiffskapitän in Owaihi für einen alten Hut eine Perlenschnur von unermeßlichem Werth erhalten hat, eine Perlenschnur, für die er später 100000 Mark empfing. Er beschließt nun, in Owaihi mit Hüten ein Geschäft zu machen. Wie diese Speculation ausgeführt wird und misglückt, ist mit guter Laune erzählt. „Der Pulvermacher in Nürnberg" erzählt die Geschichte eines Stegreifritters aus den Zeiten des erlöschenden Faustrechts und gibt manche launige Illustration zu dem alten Sprichwort: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor." Die Künstlernovellen „Erinnerungen" und „Aus Wien" behandeln Themata aus dem Theater- und Musikleben, die bereits auch in humoristischen Variationen etwas abgespielt sind. Der philosophische Vortrag von Schultze: „Das Unglück des Besitzes und das Glück des Nichthabens", ist im berliner Dialekt abgefaßt und hat manche nicht üble Wendung. Am besten haben uns indeß die drei Humoresken im sächsischen Dialekt zugesagt: „Herrn Krawwes Reise in die Türkei", „Der Kaiser von China oder Vortheile eines sächsischen Briefträgerrocks", und „August Käßebeiser's Abenteuer im Feldzug von 1866". In diesen Humoresken herrscht eine groteske Naivetät, die es hin und wieder zu sehr drolligen Einfällen bringt. So erzählt z. B. Käßebeiser:

Mir wollten noch immer stehn bleiben un loshauen, besonderich als mir merkten, daß nur immer drei preische Husaren hinter uns her waren. Ich sagte ooch emal zu unsern Unteroffiziehr: Dunnerwetter, Herr Krauseminze, de ganze preische Armee scheint mer nur aus drei Husaren zu bestehen, die hinter uns her reiten. Am Ende is gar kee Krieg, un die ham sich nur verloosen und ferchten sich alleene zu reiten, deshalb halten se sich immer zu uns. — Oder vielleicht wollen se uns was sagen? — Warten mer doch e mal e Bischen.

Und weiterhin:

Nu sag ich widder zum Unteroffiziehr: Dunnerwetter, Krauseminze, is das hier ene Gegend for ene anständige Armee zum Marschieren? — Warum ham se uns nich dorch de sächsche Schweiz gefihrt, wo's so viele scheene Wirthshäuser giebt, un wo mer ooch was sieht un renen de Führer de Torniſter tragen?

Amusant ist es auch, wie Käßebeiser an der Ge... als er den österreichischen Adler auf dem schwarz... Pfahl sieht, eine Höllenangst bekommt wegen der ... undzwanzig Cigarren in seinem Torniſter und ... Unteroffizier Krauseminze die Hälfte zum Einstec... Nachdem sie bei den Zollbeamten vorüber sind, ... Krauseminze, daß er aus Angst, als ihn die Zo... so verdächtig angucken, die Cigarren fortgeworfen ... und verlangt für die überstandene Angst noch die ... von Käßebeiser's Cigarren, welche ihm dieser auch ... willig gibt. Nicht minder burlesk ist die Geschich... Herrn Krawwes von seiner Reise in die Türkei:

Wie mer nu nach Konstatinobel neinkamen, da war ... Sonntag, un da ham mer die Derken gesehn wie le... Harems spazieren gingen. Da hat der so e reiche ... manchmal hundert un och zweehundert Weiber hinter ... losen gehabt, un was mer am mesten gefallen hat, ... wenn der Mann sei Schnuptuch hat fallen lassen, ... förmliche Keilerei untern Weibern entstanden, deshalb, ... ihm usheben wollte. Hernach sin uns och viele Derken begegnet, die hatten Säkke uf en Buckel, da hat was drinne gezappelt, un die Säkke ham se ins Wasser geworfen. Da hat mer ... Fuhrmann erklärt, das wer enne derkische Scheidung: ... sich nähmlich der Derke von seiner Frau scheiden läßt, ... er se in e Sack un schmeißt se ins Wasser. Ich kann ... daß mer das unsinnig gefallen hat, un ich hawwe mer ... gedacht, das sollte mer in Leipzig och einführen.

Die Kritik hat gerade keine Veranlassung, diese Dintenklexe auszuradiren.

7. Leben, Wirken und Ende weiland Sr. Excellenz des ... fürstlich Winkelkramschen Generals der Infanterie ... Leberecht vom Knopf. Aus dem Nachlaß eines ... herausgegeben durch Ludwig Siegrist. Darmstadt, ... 1869. Gr. 8. 25 Ngr.

Diese Schrift ist eine Satire auf den Militär... Kleinstaaterei, abgefaßt im behäbig breiten Stil ... lischen und deutschen Satiriker des vorigen Jahrh... ein Stil, zu dessen Vollgenuß das gegenwärtige ... zu ungeduldig und hastig ist. In dieser weit ausg... Langathmigkeit liegt indeß für den Kundigen ein ... Reiz, etwa wie in dem Dehnen und Recken der ... auf einem bequemen Ruhebette. Nur verfällt ... artiger Humor zu leicht in krausen und ... Arabesken, und dies ist auch in dem vorliegenden ... der Fall. Schon die Einleitung, welche die ... Autorschaft behandelt, ist zu weitschweifig; ... Schilderung der winkelkramschen Hof- und ... verhältnisse. Dagegen enthält die humoristische ... klitterung recht gute Einfälle. Schon der Gedanke, ... General vom Knopf, der sich stets in Uniform ... eine problematische Existenz hinzustellen, deren ... zweifelhaft bleibt, ist gar nicht übel, und bei der ... ristischen Transfiguration streiten sich, wie im ... Theil des „Faust", Engel und Teufel um den ... Leberecht vom Knopf und erkennen bei dieser Gel... daß er nur vom Schneider gemacht war; dann ... zwar sein irdisches, von Liebeslust und Soldatenleben ... fach bewegtes Leben im Widerspruch; doch über ... Widersprüche setzt sich der Humor leicht hinweg. ... passirt dem winkelkramschen General manches ... dige, zum Beispiel seine Liebe, Vermählung und ... die in einem durchaus poetischen Mittelstück ...

Absätzen geschildert wird. Leberecht Knopf steht vor der Hauptwache am Schloßbrunnen unter der Linde, er sieht empor zum offenen Fenster am gothischen Bau des Schlosses, wo die schöne Isidore von Maienlust am offenen Fenster sitzt, neben ihr die runde, blonde Zofe Adele. Nun begibt es sich, daß aus Langeweile Isidore dem Offizier Avancen macht, welche diesem einige dienstwidrige Liebesseufzer entlocken. Der Schluß des Abenteuers besteht in der Verehelichung Leberecht's vom Knopf, doch nicht mit der schönen Isidore, sondern mit der runden Adele: eine Wendung, worüber man das Nähere in dem Werke selbst nachlesen mag. Nicht minder seltsamlich ist die Geschichte von der Veredlung der drei Schillerköpfe, welche Knopf für das kriegshistorische Museum zurechtmacht. Er erhandelt diese Köpfe von Papiermaché von dem plastischen Figurenhändler Michel Angelo Schmiergips. Dann preßte und modellirte er an dem einen Kopf Nase und Kinn, öffnete am andern den Mund des Dichters bis zur Breite eines Froschmauls, schneidet dort aus dem Nacken der dritten Büste wurstartige Segmente, um die enorme Masse des erforderlichen Doppelkinns zu gestalten, klatschte dreimal mit breiter geballter Faust auf die hohe gewölbte Stirn des Dichters — und so erstehen Baron Hinerbürzel, Oberstwachtmeister von Krötenbein und der Schloßhauptmann Baron Kurt von Lämmerschwanz für das Museum, in welchem zwölf der berühmtesten winkelkramschen Generale, Stabs- und Oberoffiziere in lebensgroßen ordonnanzmäßig-plastischen Nachbildungen aufgestellt werden sollten. Würdig ist auch die Heldenthat Knopf's erzählt, wie er auf durchgehendem Roß allein in die Feinde hineinsprengt. Humoristische Excurse über den Werth der Uniformen u. s. w. erinnern an das Jean Paul'sche Vorbild.

8. Ehemänner und Ehefrauen. Neue Folge. Von Friedrich Friedrich. Berlin, Brigl. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Friedrich Friedrich hat, seitdem er den deutschen Studenten treulich abphotographirt, in seinem photographischen Atelier allerlei Charaktertypen zur Anschauung gebracht, die von einem geübten Blick für menschliche Schwächen und einem gesunden, wenn auch hier und dort etwas trockenen Humor Zeugniß ablegen. In seiner neuesten Veröffentlichung hat er die Ehemänner und Ehefrauen aufs Korn genommen, und indem er uns einzelne Exemplare dieser Species vorführt, illustrirt er die Leiden und Freuden der Ehe und den „Humor" davon. Freilich ist es nicht zu vermeiden, daß, wie im Charakterlustspiel, auch hier die vorgeführten Charaktere einen zu typischen Charakter haben und an der Grenze der Caricatur stehen. Doch sollen diese Gestalten uns ja auch nur die eine Seite des Charakters, oder überhaupt eine bestimmte Eigenschaft, die sich in der Ehe geltend macht, hervorheben. Der musikalische, der eifersüchtige, der phlegmatische, der superkluge, der ungeschickte Ehemann, die Schwiegermutter, die Betschwester, die dumme Ehegattin werden uns der Reihe nach vorgeführt, ja in der Menagerie des ehelichen Glücks fehlen auch zoologische Wesen wie „Der Dienstmädchenmarder" nicht. Die Darstellung nimmt manche trivialen Züge aus dem Leben auf, erheitert aber oft durch Hyperbeln von drastischer Wirkung. So heißt es von dem Superklugen: „Er hat an allem etwas auszusetzen, was er nicht selbst gemacht hat, und wenn ihm Jakob die Himmelsleiter, welche er im Traum gesehen hatte, zeigte, so würde er die Mundwinkel verächtlich herabziehen, mit den Achseln zucken und behaupten, auf dem Dinge getraue er sich nicht einmal auf einen Apfelbaum zu steigen." Und von seiner dummen Gattin sagt der Assessor Hülse: „Ich kann ihr erzählen, die Fauteuils wachsen in Afrika fix und fertig auf den Bäumen, sie glaubt es wahrhaftig und wundert sich nur, daß die Mohren sie nicht bereits schwarz gesessen haben."

9. Allerlei mit Krebsnasen. Aufgetischt von Prinz Carneval III. (Louis Julius). Leipzig, Matthes. 1869. 16. 15 Ngr.

Den Leipzigern ist der unverwüstliche Humor und die unerschöpfliche Beredsamkeit des Carnevalsprinzen von 1869 Fui-Schwupp-Quang-Hau-Ihn in guter Erinnerung. Hinter dem Prinzen verbarg sich der Schauspieler Louis Julius, der seine humoristische Ader jetzt auch für die Literatur verwerthet. Schade, daß der Titel des Werks und die Einführung des Autors als Carnevalsprinzen uns von Haus aus auf Burlesken im buntscheckigen Faschingsstil gespannt machen, während der Inhalt der Schrift durchaus nicht den officiellen Carnevalshumor zur Schau trägt. „Aus dem Kunstwinkel" wäre ein passenderer Titel gewesen; denn die Schrift enthält eine Menge Geschichten, oft auch ernster Art, Schwänke, Abenteuer, phantastische Humoresken, die sich einige Schauspieler, ein Arzt und ein lustiger Maler erzählen. Diese Geschichten gehören, wie gesagt, zu den verschiedensten Sorten; einige sind sehr elementarischer Art, bloße Anekdoten, bei denen Kopf und Schwanz fast zusammenstoßen; andere sind mehr novellistisch gegliedert; alle aber munter und lebhaft erzählt. „Die Komödie im Himmel" dürfte als Hoffmann'sches Phantasma mit glücklichen Schlaglichtern des Humors in erster Linie stehen; von den Erzählungen hat uns namentlich „Der Schneesturm" angesprochen, dessen gewagte Erfindung in Spannung und Lösung glücklich durchgeführt ist und den ganzen Reiz der echten Novelle besitzt, und „Doctor Teufelskerl", eine amusante Persiflage der Duellwuth. Von öffentlichen Charakteren erscheinen Bogumil Dawison, Ludwig Tieck und Ludwig Napoleon in den Erzählungen, der erstere in der Beleuchtung eines „geisterklopfenden" Schwanks. Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt, er selbst werde wol die Nasen von der Kritik und sein Herr Verleger die Krebse besehen, so ist das erstere nicht der Fall, und dies dürfte auch für das zweite eine gute Prognose geben.

9. Die Berliner Wespen im Aquarium. Humoresken von Julius Stettenheim. Mit Illustrationen von G. Heil. Berlin, Brigl. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ja, diese „Berliner Wespen" haben auch im Aquarium einen nicht ungefährlichen Stachel. Satire und Humor kleiden sich in die verschiedensten Formen: Dialoge vor den Wasserbecken, Charakterbilder von Fischmenschen und Menschenfischen, wie der Gründling, der Bückling, der Backfisch, die Sirene u. a.; Lieder wie „Die kokette Auster" und „Das Lied vom Hering", ein Parlamentsfeuilleton, ein

kleiner Führer zu den interessantesten Geschöpfen des berliner Aquariums u. dgl. m. Die Illustrationen von G. Heil erläutern treffend die satirischen Intentionen des Dichters. Als Probe diene die „Sumpfromantik", Elegie eines Menschheitsmüden, illustrirt durch die Vignette eines behaglich rauchenden Frosches:

Ich bin die alte Leier
Des trockenen Lebens satt,
Ich wollt', ich säß' im Weiher
Auf schimmerndem Nummelblatt.

Dann schlüpft' ich, wenn es lenzte,
Vergnüglich aus dem Laich,
Froh spielt' ich als geschwänzte
Kaulquapp' im kühlen Teich.

Und wär', beglückt und thöricht,
Der Jugendtraum vorbei,
Dann quackt' ich in dem Röhricht
Als Frosch frisch, froh, fromm, frei.

Es glitzert' des Irrlichts Funke
Gespenstig durch das Rohr,
Mein Liebchen wär' eine Unke
Und unkte mir etwas vor.

Viel wohler und viel kühler
Wär' mir mit einem mal, —
Und Eulenburg und Mühler
Wären mir ganz egal.

Auch dem Heringslied fehlt es nicht an Humor, den der Verfasser als Feuchtigkeit, „attische Salziake", definirt.

Rudolf Gottschall.

Das von der Decken'sche Reisewerk.

Es ist eine vorzugsweise interessante Aufgabe, bei einem bedeutenden Reisewerke die culturgeschichtliche Tragweite zu verfolgen, welche dasselbe an sich hat und praktisch und lebensvoll auf verschiedene Schichten der Leserwelt zu äußern vermag. Diese Bedeutung erscheint nach beiden Seiten hin groß bei einem Werke wie das vorliegende:

Baron Karl Klaus von der Decken's Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—65. Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden, Fürstin Adelheid von Pleß. Mit zahlreichen Abbildungen, gezeichnet von C. und E. Heyn, G. Sundblad u. a. und Karten von B. Hassenstein. Erster Band: Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859—61. Bearbeitet von O. Kersten. Mit einem Vorwort von A. Petermann. Erläutert durch 13 Tafeln, 25 eingedruckte Holzschnitte und 3 Karten. Leipzig, C. F. Winter. 1869. Hoch 4. 5 Thlr. 15 Ngr.

Dies Werk nimmt von vornherein das wärmste Interesse aller Gebildeten in Anspruch; es hat aber auch, wie unschwer nachzuweisen ist, einen sehr weit reichenden praktischen Werth für alle Bevölkerungsklassen Deutschlands.

Seit undenklichen Zeiten her war Afrika, „das Land der Wunder und Fabeln", vorzugsweise für uns Deutsche interessant; noch ungleich bedeutungsvoller für uns ist es aber durch unsere deutschen Forscher und Reisenden geworden, welche Gut und Leben an die Aufgabe gesetzt haben: das Innere dieses geheimnißvollen Erdtheils der wissenschaftlichen Ausbeutung näher zu bringen, die Civilisation und Erhebung seiner Bewohner anzubahnen und, wenn möglich, auch diesen bisher verschlossenen Theil unserer Erde dem Verkehrs- und Geschäftsleben zugänglich zu machen.

Während aber seit Jahrhunderten fast immer nur die Westküste Afrikas das Ziel der Forscher und Reisenden war, gewann die Ostküste plötzlich ein ungleich höheres Interesse durch die Kunde, welche von den deutschen Missionaren Krapf, Rebmann und Erhardt nach Europa gelangte, daß nämlich im Innern hier große Binnenseen und riesige Schneeberge sich befinden sollten. Als diese Nachricht sich zuerst durch A. Petermann in der geographischen Welt verbreitet hatte, erregte sie nicht allein Staunen und große Verwunderung, sondern auch entschiedenen und sehr heftigen Widerspruch von seiten englischer Geographen und Afrika-Reisenden.

Unter den Reisenden, welche jetzt nach und nach der Ostküste Afrikas sich zuwendeten, durfte Baron Karl Klaus von der Decken vorzugsweise große und zuverlässige Hoffnungen an den Erfolg seiner Expedition knüpfen. Denn er war ein Mann in der Fülle der Kraft und Gesundheit, vom glühendsten Enthusiasmus beseelt, mit großer Thatkraft und zäher Ausdauer, und zugleich mit so reichen Privatmitteln ausgestattet, wie sie nur selten einem deutschen Reisenden zur Verfügung stehen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir seine viermal neu begonnenen, zuletzt mit zwei in Europa für seine Reise eigens erbauten vorzüglichen Dampfern unternommenen Reisen eingehend verfolgen wollten; wir können nur darauf hinweisen, daß Baron von der Decken nach fünfjahrelangen, immer erneuten Versuchen, mit wahrhaft ungeheuern Opfern und unablässig verfolgt vom „treuen Unglück", wie Petermann sagt, endlich auch sein Leben dieser hohen Aufgabe zum Opfer gebracht hat.

Wenn nun aber auch Decken's Reisen leider nicht der Erfolge in Betreff großartiger Entdeckungen sich erfreuen durften, deren sie wol werth gewesen wären, so haben sie doch einen großen Vorzug, welcher sie vor vielen andern auszeichnet: sie wirken und leben fort, frisch und lebensvoll, vor den Augen des für solche Opfer stets dankbaren deutschen Volks. Dies verdankt der Reisende vornehmlich dem Umstande, daß er sich mit gleichgesinnten, gleichstrebenden und gleich opferfreudigen Männern umgeben hatte.

Unter diesen Reisebegleitern Baron von der Decken's war es Otto Kersten vergönnt, nicht allein dem tragischen Geschick, welches Decken selbst und eine Anzahl seiner Begleiter traf, zu entgehen, sondern auch die Aufgabe zu übernehmen, die werthvolle Hinterlassenschaft des großen Reisenden zum bedeutendsten Theile zu bearbeiten und der Nachwelt zu überliefern.

Während Kersten sich der Bearbeitung der Decken'schen Hinterlassenschaft ursprünglich nur in der Absicht unterzog,

dem Reisenden ein bleibendes Denkmal zu setzen, ward unter seinen Händen etwas ganz anderes daraus, als er zunächst beabsichtigt hatte. Unterstützt von der Mutter des Reisenden, der Frau Fürstin Adelheid von Pleß, und dem Bruder Baron Julius von der Decken, vermochte Kersten nun ein ganz umfassendes Reisewerk zu schaffen. Theils nach den Aufzeichnungen des Barons, ergänzt durch die eigenen Anschauungen und Erfahrungen, theils nach den Tagebüchern des Afrikareisenden Richard Thornton, welcher von der Decken begleitet und auch eigene Reisen gemacht hatte, ferner unter Benutzung alles bisher vorhandenen Materials, gibt Kersten nun eine Darstellung Afrikas, welche über den Rahmen der Decken'schen Reise weit hinausgeht und eine Gesammtübersicht alles bisjetzt über Ostafrika Bekanntgewordenen bietet. Niemand wird bestreiten können, daß dies Werk dadurch einen sehr hohen wissenschaftlichen Werth erhalten hat, welcher es von vornherein dazu geeignet macht, für lange Zeit, mindestens bis zum Erscheinen einer noch eingehendern Darstellung, allen Reisenden, Forschern und Geographen als Handbuch über diesen noch sehr wenig bekannten Theil unserer Erde zu dienen.

Nach der andern Seite hin hat aber das Decken-Kersten'sche Reisewerk eine noch fast wichtigere Aufgabe sich gestellt, und um diese recht würdigen zu können, wolle man eine kurze Abschweifung mir gestatten. Verfasser dieses hatte zuerst die Gelegenheit, den jungen Afrikareisenden Otto Kersten näher kennen und schätzen zu lernen, als derselbe in einem Cyklus von Vorträgen zu Gunsten Ostpreußens über die Insel Sansibar sprach. Nicht allein der so viel versprechende Stoff, sondern noch ungleich mehr die schwungvoll-poetische und doch einfach lebenswahre und lebensvolle Auffassung, die bedeutende Gabe anschaulicher, echt populärer Darstellung und die seltene persönliche Anspruchslosigkeit des Sprechenden ließen diese Vorträge überaus interessant und anregend erscheinen. Bei näherer Bekanntschaft mußten Kersten's Plane, vereint mit und entsprungen aus seinen bisherigen Erfahrungen an Ort und Stelle, in ungewöhnlichem Grad die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Nach vielfachen persönlichen Unterhaltungen, ebenso wie nach eingehendem Studium wird es mir, hoffe ich, möglich sein, über die zweite Seite des Decken'schen Reisewerks, d. h. seine praktische, dereinst vielleicht recht tief und inhaltsschwer in das Leben des deutschen Volks eingreifende kulturliche Bedeutung ein zutreffendes Urtheil auszusprechen.

Gehen wir in diesem Sinne auf das Werk näher ein, so dürfen wir zunächst constatiren, daß alle jene Vorzüge, welche bei dem mündlichen Vortrage Kersten's uns auffallen, hier in demselben, vielleicht in noch höherm Maße zur Geltung kommen. Er erzählt auch hier lebendig, seine klare Sprache wird stets ganz besonders lebhaft und warm, wo es sich um seine Plane handelt; er besitzt zugleich die ausreichenden Kenntnisse, um mit Geschick und Verständniß, aber auch mit Takt aus der großen Fülle des fremden Materials das für sein Buch Geeignete zweckmäßig zu benutzen.

Was nun seine Plane anbetrifft, so beabsichtigt er zunächst, die allgemeine Aufmerksamkeit — und, wenn irgendmöglich, zu Thaten und Werken anregend — auf die reiche Ostküste Afrikas zu lenken; er möchte jenes paradiesische Land, namentlich bei uns Deutschen, allgemein bekannt machen, denn nach seiner Ueberzeugung ist es die einzige gesunde Weltgegend, welche für vernünftige und thatkräftige deutsche Auswanderung jetzt noch übrig ist und ihr eine gute Zukunft verheißt. Er hält es geradezu für Sünde, eine so ruhmreich begonnene Forschung ergebnißlos fallen zu lassen, ein geistig bereits erobertes Land nicht auch materiell in Besitz zu nehmen, um so mehr, als wir Deutsche doch zweifellos eine uneinlösbare Hypothek ersten Rangs darauf stehen haben, und als wir die dringendste Nothwendigkeit anerkennen müssen, daß alle jene zahlreichen, in der Heimat verkommenden und verkümmernden unruhigen Geister systematisch an einen Ort geleitet werden, wo sie in geregelter Thätigkeit Großes wirken und schaffen können, zum Wohle ihrer selbst und zur Ehre und zum Vortheil des alten Vaterlandes. Und in seinem menschenfreundlichen Herzen vermag Kersten auch das innigste Mitleid mit der dunkelfarbigen Bevölkerung jenes Erdstrichs nicht zu unterdrücken. Er hat sich überzeugt von den werthvollen Anlagen jener armen Menschen, die zu erheben und zu bilden nur die Berührung mit Europäern, namentlich mit Deutschen, nothwendig sein würde. Er glaubt, daß gerade dieses Land für uns Deutsche eine große segensreiche Zukunft bieten kann und dereinst zweifellos bieten wird. Und darum eben schilderte er die reichen Schätze dieser Gegenden so ausführlich, darum ging er namentlich auf die Pflanzenwelt in umfassender Weise ein. Immerhin hat er damit aber der Wissenschaft wie dem Leben sehr werthvolle Gaben gespendet. Denn abgesehen von seinen Mittheilungen für diejenigen Leser, welche über das Land, seine Producte u. s. w. sich zu belehren wünschen, bietet er zugleich eine äußerst wichtige Ergänzung zu andern Beschreibungen tropischer Reisen und erspart andern Schriftstellern und Forschern die unendliche Mühe, welche ihm das Beschaffen des Materials gekostet hat. Nach der erstern Seite hin leuchtet der Werth dieser eingehenden Beschreibungen um so mehr ein, wenn man ermißt, daß selbst in sehr gebildeten, ja sogar in fachwissenschaftlichen Kreisen die Kenntniß von vielen der wichtigsten tropischen Culturpflanzen und sonstigen Erzeugnissen oft genug eine sehr dürftige ist.

Wollte man in Hinsicht seiner Plane Kersten für einen Schwärmer halten, welcher nur mit Idealen sich trägt, so fehlt dazu jede Berechtigung. Man lese nur aufmerksam seine Schilderungen, insbesondere seine eigenen Beobachtungen der Menschen, des Landes und aller Erzeugnisse, man achte auf seine verständnißvolle Auffassung der Verhältnisse, man sehe nur, wie er immerfort, im Gegensatz zu allen Schwärmereien, sich stets auf den realen Boden der praktischen Ausnutzbarkeit aller Gegenstände und Verhältnisse stellt, so wird man ihn zweifellos ebenso wol als den rechten Mann für die Ausführung dieses großartigen Werks anerkennen müssen, als auch die freudigsten Hoffnungen daran knüpfen, daß er über kurz oder lang noch einmal im Stande sein werde, die Hinterlassenschaft seines Freundes von der Decken auch praktisch durch eigene Reisen und Forschungen zu erweitern.

Mit dem vorliegenden ersten Bande ist das Werk noch bei weitem nicht abgeschlossen; wir behalten uns daher vor, auf die übrigen Bände seinerzeit ebenfalls noch gebührend einzugehen. Nach dem Plane umfassen der erste und zweite Band den „erzählenden Theil" des Werks. Der erste Band, „Die Insel Sansibar, Reisen nach dem Niassasee und dem Schneeberge Kilimandscharo", welcher bisjetzt allein vollständig erschienen ist, wird durch ein Vorwort von A. Petermann eingeführt und ist ausgestattet mit 13 Tafeln, 25 eingedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von C. und E. Heyn, G. Sundblad u. a. und 3 Karten von B. Hassenstein; er umfaßt 21 Bogen. Auch sei darauf hingewiesen, daß das Werk der Frau Kronprinzessin Victoria von Preußen gewidmet und die Widmung von derselben angenommen wurde.

Vorläufig dürfen wir noch angeben, daß der dritte Band, umfassend die „Wissenschaftlichen Ergebnisse", in drei Abtheilungen erscheinen wird: 1) „Zoologie und Botanik"; 2) „Entomologie"; 3) „Geologie, Astronomie, Beobachtungen, Sprachliches, Geschichtliches" u. s. w. Der vierte Band, die „Ornithologie" enthaltend, wird von Dr. Hartlaub und Dr. Finsch bearbeitet. Hiernach dürfte das Gesammtwerk nach der Vollendung von keinem ähnlichen Unternehmen erreicht werden.

Schließlich müssen wir noch bemerken, daß ein Ertrag dieses Werks, nach Verfügung der Frau Adelheid von Pleß, dazu bestimmt ist, eine Stiftung zur Förderung der Erdkunde zu bilden. Von ganzem Herzen schließen wir uns daher den Worten Kerstens in der Vorrede an: „Möge das vorliegende Buch schon um seinetwillen einen Platz in Haus und Familie sich erwerben, möge es anregen, dem hehren Vorbilde eines edlen Herzens nachzueifern; möge es den Blick des einzelnen wie des Vaterlandes auf jenen gesegneten Erdstrich lenken, daß sie festhalten und nützen, was mit so vielen Opfern errungen!"

Karl Ka...

Feuilleton.

Nekrologe.

Karl Gustav Carus, der Präsident der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, der am 28. Juli in Dresden starb, hat eine über seine ärztliche Fachwissenschaft weit hinausreichende Wirkung geübt. Er gehörte zu jenen Gelehrten, die bei der fortschreitenden Theilung der wissenschaftlichen Arbeit und der exacten Pflege der Specialität, dem neuerdings vielgerühmten Endziel der Wissenschaft, immer seltener werden, zu den Männern der allgemeinen Bildung, welche die Gebiete des Wissens und der Kunst gleichmäßig umfaßten und ihr besonderes Fach stets sub specie seiner Bedeutung für die ganze Wissenschaft anschauten. Einen solchen Vertreter allgemeiner Bildung, der durch große Gesichtspunkte die Entwickelung der Naturwissenschaften maßgebend förderte und den ganzen Kosmos als eine Einheit erfaßte, hat die deutsche Nation jüngst in Alexander von Humboldt gefeiert. Carus hat kein Werk von so umfassender Tendenz geschaffen wie Humboldt's „Kosmos"; aber Kunst und Natur gleichmäßig studirt in Goethe'schem Geist, durch den Cultus des Wahren und Schönen gleichmäßig sein Leben bestimmen lassen.

In den in Nr. 28 und 29 d. Bl. f. 1867 besprochenen „Denkwürdigkeiten" gibt Carus selbst ein klares Bild seiner Lebensverhältnisse, seines innern Entwickelungsganges. Er wurde am 3. Januar 1789 zu Leipzig geboren, wo sein Vater im Besitz einer Färberei war; nach dem Besuch der Thomasschule suchte er sich für sein ursprüngliches Lebensziel, die spätere Uebernahme der Färberei, durch den Besuch der Vorlesungen an der Universität vorzubereiten. Bald aber wurde das wissenschaftliche Streben in ihm so überwiegend, daß er die versäumte gelehrte Schulbildung nachholte, sich ganz dem Studium der Medicin widmete und 1811 zu Leipzig promovirte. Bald darauf hielt er als Privatdocent Vorlesungen über vergleichende Anatomie, und indem er die Entbindungskunst und die Frauenkrankheiten zu seiner Specialität machte, erhielt er bereits 1814 den Ruf als Professor der Entbindungskunst und Director der geburtshülflichen Klinik in Dresden. Hier machte er sich durch wissenschaftliche Arbeiten in seinen Specialfächern, durch sein „Lehrbuch der Zootomie" (1818), „Lehrbuch der Gynäkologie" (2 Bde., 1820), „Grundzüge der vergleichenden Anatomie und Physiologie" (3 Bde., 1828), „System der Physiologie" (2 Bde., 1829) und durch einige von mehrern Akademien gekrönte zoologische Untersuchungen einen Namen in der gelehrten Welt. Gleichzeitig pflegte er praktisch die Landschaftsmalerei, in welcher er Beachtenswerthes leistete, und widmete der Kunst seine freie Muße. Der gelehrte Ruf und die feine Bildung des tüchtigen Arztes verschafften ihm 1827 die Stelle königl. Leibarzt, Hof- und Medicinalrath, die er bis zu ... Tode bekleidete. Im Jahre 1843 wurde er Geheimer Rath, 1861 Geheimrath und 1862 von der kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie zum Präsidenten erwählt.

Die über das Fachwissenschaftliche hinausgehende Bedeutung seines Wirkens liegt namentlich in jenen Schriften geprägt, die sich an das große Publikum wandten und die Resultate der Wissenschaft ihm nicht in flach volksthümlicher, sondern mit philosophischer Tiefe vermittelten. Daß Carus Schelling's Naturphilosophie so bedeutende Anregungen ... mochte ihm von einseitigen Empirikern zum Vorwurf ... werden; gerade diese Neigung zu denkender Naturbetrachtung zugleich mit der ästhetischen Bildung, welche seine ... Form läuterte und klärte, befähigte ihn, die Schranken der Fachwissenschaft zu durchbrechen und sich, wie Humboldt, an das große Publikum zu wenden. Wie jener den Makrokosmos suchte Carus den Mikrokosmos, den Menschen, zu ergründen, Seele und Leib an und für sich und in ihrer Wechselwirkung darzustellen. Dies geschah in seinen Hauptwerken: „Zur Entwickelungsgeschichte der Seele" (1846), „Physis. Geschichte des leiblichen Lebens" (1851) und seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" (1852), einem bedeutenden Werke, welchem die Einseitigkeiten der Physiognomik und Phrenologie aufgehoben und diese bisher mehr dilettantischen Studien ihren wahren wissenschaftlichen Gehalt zurückgeführt ... Die Schriften über Kranioskopie und die Proportionsverhältnisse der „Symbolik der Gestalt" vorausgegangen und ... vielen Theilen derselben eine gediegene Grundlage ... Auch die wichtigen Erscheinungen des Somnambulismus ... die ganze moderne Mystik unterzog Carus einer sorgfältig gehenden Kritik in seiner Schrift über „Lebensmagnetismus" (1857). Außerdem gedenken wir noch, um die Fülle seines trotzdem unzersplitterten und aus einem geistigen Mittelpunkte herausschaffenden Wirkens darzulegen, der Briefe über Goethe und Tieck, der Briefe über Landschaftsmalerei, der Schriften über die ärztlichen Erfahrungsresultate, über Erdleben, über vergleichende Psychologie u. a.

Wenn Carus in der doppelten Vornehmheit der Geburt und der akademischen Gelehrsamkeit von dem medicinischen Dilettantenthum gering dachte, weil die journalistische Beschäftigung und das publicistische Eingreifen in die Interessen des Tages seine Goethe'schen Cirkel störte, so mag diese Einseitigkeit des sonst hochverdienten Mann um so mehr verziehen werden, als ihm vielleicht diese oder jene mißliebige Erfahrung ...

Kreisen der Literatenwelt nahegetreten ist. Wie sehr das Wirken der Journalistik in die Breite geht und alle Kreise des Lebens bestimmt, zeigt die Gegenwart.

Einer der fleißigsten Journalisten, der zugleich die unermüdliche, selbstthätige und aneignende Thätigkeit einer nicht auf künstlerische Bedeutung gerichteten, aber die Kunst vielfach fördernden Production durch ein sehr lehrreiches Beispiel erläuterte, war der am 25. Juli in Schloßchemnitz bei Chemnitz verstorbene Redacteur und Schriftsteller August Diezmann. Er war am 1. September 1805 in Gazen bei Groitzsch in Sachsen geboren, bezog 1824 ohne Mittel die Universität Leipzig, auf der er medicinische und naturwissenschaftliche Collegien besuchte und wandte sich nach vierjährigen Studien ganz der Literatur zu. Er trat zuerst als Uebersetzer aus dem Französischen und Englischen auf, eine Thätigkeit, der er zeitlebens treu geblieben ist; denn noch eine seiner letzten Veröffentlichungen war die Uebersetzung von Victor Hugo's „Shakspeare". Trotz des fabrikmäßigen Betriebs waren seine Uebersetzungen treu und elegant zugleich. Dumas, George Sand, Eugen Sue, Paul Féval, E. About, Prosper Mérimée, Marryat, Bulwer, Dickens, Warren, auch Fielding und Sterne, waren die Schriftsteller, die er mit feinem Verständniß der deutschen Sprache aneignete, nicht ohne hin und wieder eine editio castigata mit Ausschluß des Anstößigen und Sittengefährlichen für die deutschen Leser zu veranstalten. Gleichzeitig war er als Redacteur thätig, gründete 1830 die „Blätter aus der Gegenwart für nützliche Unterhaltung", und übernahm 1834 die Redaction der „Allgemeinen Modenzeitung", die er bis zu seinem Tode führte. Auch die „Gartenlaube", ein Blatt, das an Verbreitung alle andern, außer den großen Modezeitungen, übertrifft, sowie das „Leipziger Tageblatt" hat er lange Jahre redigirt, und letzteres zu einem auch die Kunstinteressen fördernden Localblatt erhoben. Seine Uebersetzungsthätigkeit wandte sich auch mehr wissenschaftlichen Werken zu. Außerdem gab er allerlei criminalistische und biographische Sammelwerke heraus: „Leipziger Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart" (1856), mit W. Jordan und L. Meyer zusammen: „Nachtseiten der Gesellschaft. Eine Galerie merkwürdiger Verbrechen und Rechtsfälle" (18 Thle., 1841—46); „Die berühmtesten Staatsmänner und Diplomaten unserer Zeit" (1835—36), den „Neuen Plutarch" (4 Thle., 1858). Verschiedene Wörterbücher zu neuen Sprachen und Lesebücher kennzeichnen wieder eine andere Seite seiner Thätigkeit. Seine literarhistorische Specialität war die classische Zeit in Weimar. Hierher gehört namentlich sein Hauptwerk: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" (1857), ferner „Goethe's Liebschaften und Liebesbriefe" (1866), „Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller" (1855), Text zu dem „Weimar-Album" (1855), „Goethe's Egmont für die Bühne bearbeitet von Schiller" (1857), „Friedrich von Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, geschrieben von ihm selbst" (1862). Auch schrieb Diezmann zwei Romane: „Leichtes Blut" (3 Bde., 1864) und „Frauenschuld" (1866), wie es scheint, an die Erlebnisse befreundeter Männer und Frauen anknüpfend.

Man darf das Verdienst solcher rastlosen journalistischen Thätigkeit nicht mit dem Maßstabe messen, den die Nationalliteratur an selbständige Productionen anlegt. Dieser Journalismus gleicht den Insekten, welche den befruchtenden Blütenstaub getrennter Blumengeschlechter von einer Pflanze zur andern tragen. Wenn der Garten in Blüte steht — darf man dann dieser Träger vergessen?

Bibliographie.

Aegidi, L. K., Die Mainlinie. Ein Beitrag zur Interpretation des Prager Friedens. Bonn, Marcus. Gr. 4. 7½ Ngr.

Alexander, R., Napoleon III. Eine Skizze. Graz, Pock. Gr. 8. 10 Ngr.

Becker, C., Einige unserer alten Liederfürsten. Berlin, Beck. 8. 5 Ngr.

Die Belastung der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Bodon, A., Vertheidigung deutscher Klassiker gegen neuere Angriffe. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Erlangen, Besold. Gr. 8. 15 Ngr.

Calmberg, A., Wer ist der Herr Pfarrer? Lustspiel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Br. 8. 6 Ngr.

Duda, T., Versuch einer naturgemäßen Entwickelung der Aehnlichkeitslehre. Brieg, Bänder. Gr. 8. 5 Ngr.

Friedberg, E., Agenda, wie es in des Churfürsten zu Sachsen Landen in den kirchen gehalten wirdt. Ein Beitrag zur Geschichte des Interim. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 20 Ngr.

Fröhlich, F. J., Beiträge zur Geschichte der Musik der älteren und neueren Zeit, auf musikalische Documente gegründet. 1ster Bd. Würzburg, Stahel. 1868. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gaume, Leben und Nicht-Leben, oder: der große Irrthum des 19. Jahrhunderts. Autorisirte Uebersetzung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 20 Ngr.

Grabowski, S. Graf, Gesammelte Novellen und Erzählungen. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hamm, C., Zeit- und Charakterbilder aus dem Volk, für das Volk. Der Geschichte Frankens entnommen. Würzburg, Julien. 8. 10 Ngr.

Helfferich, A., Die phoenizisch-cyprische Loesung. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 15 Ngr.

Herbst, W., Karl Gustav Heiland. Ein Lebensbild. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 22½ Ngr.

Humboldt's, A. v., Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Mit einer biographischen Einleitung von B. v. Cotta. Jubiläums-Ausgabe zum 14. September 1869. 4 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Jordan, W., Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik. Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag. Gr. 8. 18 Ngr.

König Jérôme und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Ernestine von L. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kraußold, L., Die weiße Frau und der orlamündische Kindermord. Eine Revision der einschlagenden Dokumente. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 5 Ngr.

Krüger, W., Der theologische Liberalismus und die Bekehrung Pauli. Neuwied, Heuser. 8. 3 Ngr.

Kühne, G., Römische Sonette. Mit Noten zum Text. Ein Beitrag zum ökumenischen Concil. Leipzig, Hartknoch. Br. 8. 12 Ngr.

Löwenberg, C., Verfehlte Ziele. Roman. 4 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. 8. 5 Thlr.

Mayer, J. M., Das Bayern-Buch. Geschichtsbilder und Sagen aus der Vorzeit der Bayern, Franken und Schwaben. 1ster Halbband. München, Lindauer. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Meibauer, R. O., Alexander von Humboldt. Sein Leben und Forschen. Berlin, Gerstmann. 8. 7½ Ngr.

Mill, J. S., Die Hörigkeit der Frau. Aus dem Englischen übersetzt von Jenny Hirsch. Berlin, Berggold. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, C., Geschichte der Stadt Osnabrück. Nach den besten Quellen und Urkunden neu bearbeitet und herausgegeben. 1ster Bd. Osnabrück, Rackhorst. Gr. 8. 20 Ngr.

Nagler. — Briefe des Königl. Preuß. Staatsministers, General-Postmeisters und ehemaligen Bundestags-Gesandten Karl Ferdinand Friedrich von Nagler an einen Staatsbeamten. Als ein Beitrag zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts herausgegeben von E. Kelchner und L. Mendelssohn-Bartholdy. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Olivier, U., Raimund der Pflegling. Eine waadtländer Dorfgeschichte. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Gotha, F. A. Perthes. 8. 22 Ngr.

Paur, T., Die Stimmen des Landes in der Schulfrage, nach den an das preußische Abgeordnetenhaus gerichteten Petitionen. Berlin, F. Duncker. 8. 5 Ngr.

Die klassische Philologie als Bildungsmittel. Eine historische Skizze. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 4. 7 Ngr.

Plitt, G. L., Luther vor Kaiser und Reich. Ein Vortrag. Erlangen, Deichert. 16. 4 Ngr.

Rode, Barbara Ubryk oder die Geheimnisse des Karmeliter-Klosters in Krakau. Aus den Papieren eines Karmeliter-Mönchs. 1ste Lief. München, Neuburger u. Kolb. Gr. 8. 4 Ngr.

Roesler, R., Die Jugend Napoleons I. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 8 Ngr.

Roskoff, G., Geschichte des Teufels. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Sach, A., Joachim Rachel, ein Dichter und Schulmann des 17. Jahrhunderts. Mit 3 litterar-historischen Anhängen. Schleswig, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 9 Ngr.

Schmidt, J. C., Elemente zur Begründung einer mathematisch-physikalischen Organismenlehre oder Mathesis allein ist Wissenschaft. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Spath, L. F., Bilder aus dem Leben Jesu. Wien, Mayer u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stinzing, R. v., Hugo Donellus in Altdorf. Erlangen, Besold. Gr. 8. 15 Ngr.

Struensee. Historisches Trauerspiel von H. B. Berlin, Köppen. Gr. 8. 20 Ngr.

Tayler, J. J., Christliche Betrachtungen über Glauben und Pflicht. Nach dem Englischen übertragen von J. Bernhard. Nebst einer kurzen Biographie des Verfassers. Gotha, Thienemann. 8. 16 Ngr.

Thyen, L., Benno II., Bischof von Osnabrück (1068—1088). Nach den Quellen dargestellt. Inaugural-Dissertation. Osnabrück, Oberwetter. Gr. 8. 24 Ngr.

Voigt, J. A., Skizzen aus dem Leben Friedrich David Ferdinand Hoffbauers, weil. Pastors zu Ammendorf. Ein Beitrag zur Geschichte des Lützow'schen Corps. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vruwenlof. — Van sunte Marinen. Mittelniederdeutsche Gedichte, herausgegeben von C. Schröder. Erlangen, Besold. Gr. 8. 10 Ngr.

Weinhold, M., Geschichte der Arbeit. 1ster Bd. Dresden, Heinsius. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zur Lage in Böhmen. Prag, Calve. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuer Roman von Levin Schücking.

Schloß Dornegge
oder
Der Weg zum Glück.
Roman in vier Büchern von
Levin Schücking.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Levin Schücking, der seit einer langen Reihe von Jahren einen der ersten Plätze unter den deutschen Romanschriftstellern behauptet, führt den Leser in diesem seinem neuesten Roman mitten in das moderne Leben und in die frischeste Zeitströmung. Die Gestalten desselben zeigen sich in ihrem Thun wie in ihren Seelen- und Gemüthsstimmungen als echte Kinder unserer Zeit, sodaß der Leser zu manchen unschwer die lebendigen Originale entdecken wird; ebenso sind die Motive der spannenden, rasch bewegten Handlung der unmittelbaren Gegenwart entnommen. Aus dem verwirrenden Getriebe der Erscheinungen aber schuf der Verfasser mit sicherer Hand ein künstlerisch abgerundetes Gemälde, dessen Betrachtung nur harmonische und befriedigende Eindrücke hinterläßt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Ausgewählte Romane. Zwölf Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Frauen und Räthsel. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hausbibel.
Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments
nach der Luther'schen Uebersetzung.

Quart. Geh. 3⅓ Thlr. Geb. in Leder 5 Thlr., mit Goldschnitt 6⅙ Thlr.

Diese vollständige, mit scharfen neuen Lettern auf weißes Papier sorgfältigst gedruckte Bibel eignet sich vorzüglich zum Gebrauch im Hause und in der Familie, da sie auch für die schwächsten Augen ohne Anstrengung lesbar, und ebenso einfach und würdig als sauber und geschmackvoll ausgestattet ist. Gegen besondere Vergütung von 5⅓ Thlr. wird der Einband mit eigens dazu gefertigten silbernen Schließen versehen.

Das Neue Testament und der Psalter.
Mit Photographien
nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands.

Octav. Cart. 4 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Leder mit Goldschnitt 6 Thlr. und mit silbernen Schließen 7 Thlr. 4 Ngr.

Eine wegen ihrer schönen typographischen und künstlerischen Ausstattung mit Recht allgemein beliebte Ausgabe, die jeder Bibliothek, jedem Büchertisch zur wahren Zierde gereicht. Das Neue Testament und der Psalter werden auf Verlangen auch jedes einzeln, cartonnirt und gebunden, zu entsprechenden Preisen geliefert.

Die vorstehenden Werke, in der Bibel-Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen, sind jetzt in den Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Commentaire
sur les Éléments du droit international et sur l'Histoire des progrès du droit des gens de
Henry Wheaton.

Précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton.

Par **William Beach Lawrence,**

Ancien ministre des États-Unis d'Amerique à Londres, auteur du «Droit de visite en temps de paix» etc.

Tome second. 8. Geh. 2 Thlr.

Dem 1868 erschienenen ersten Theil dieses lang erwarteten Commentars zu den zwei bekannten, bereits in vierter Auflage vorliegenden Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton über das Völkerrecht folgt hiermit der zweite Theil. Wie in dem ersten, gibt der Verfasser auch hier nicht blos Zusätze und Erläuterungen zu jenen Werken, sondern er führt zugleich die Geschichte und die verschiedenen Materien des Völkerrechts bis auf die neueste Zeit fort.

Die beiden Werke Wheaton's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS EN EUROPE ET EN AMÉRIQUE DEPUIS LA PAIX DE WESTPHALIE JUSQU'À NOS JOURS. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch
der
italienischen und deutschen Sprache.
Von Dr. **Francesco Valentini.**

Sechste Auflage.

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Italienisch-Deutscher Theil: geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 5 Ngr.
Deutsch-Italienischer Theil: geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren ist Valentini's italienisches Wörterbuch, zum Gebrauch für Deutsche wie für Italiener, als eins der vorzüglichsten geschätzt. Wie fest sich das Werk in der Gunst des Publikums behauptet, zeigt das Erscheinen der vorliegenden sechsten Auflage. Durch den sehr billigen Preis wird die Anschaffung erleichtert, namentlich auch in größern Partien für Schulen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die kanonischen Evangelien
als geheime kanonische Gesetzgebung in Form von Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu dargestellt von
Dr. Gustav Moritz Redslob,

Prof. d. bibl. Philologie am akademischen Gymnasium in Hamburg.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 7. October 1869.

Inhalt: Die pariser Decembertage. Von Rudolf Doehn. — Philosophische Literatur. Von Alexander Jung. (Beschluß.) — Zur Frauenfrage. Von Rudolf Gottschall. — Ein Prachtwerk über die Balearen. — Feuilleton. (Heinrich Koenig; Die moderne und akademische Richtung im deutschen Drama.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die pariser Decembertage.

Paris im December 1851. Historische Studie über den Staatsstreich von Eugen Ténot. Deutsch von Arnold Ruge. Einzige rechtmäßige Uebertragung. Leipzig, C. F. Winter. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Eugen Ténot, Redacteur des pariser „Siècle", hat im Juli des verflossenen Jahres (1868) eine Broschüre erscheinen lassen, welche höchst werthvolle Beiträge zur Geschichte des Staatsstreichs vom 2. December 1851 liefert, der Napoleon III. zum Kaiser von Frankreich gemacht hat. Die genannte „historische Studie" liegt uns in einer autorisirten deutschen Uebersetzung von Arnold Ruge vor; sie erschien im Originale zu einer Zeit, wo die französische Regierung selbst erklärt hatte, der Augenblick sei gekommen, das befestigte Gebäude der Einrichtungen von 1852 durch freisinnige Verbesserungen zu krönen, und enthält in knappen und kurzen, aber lebhaften Zügen einen gewissenhaften und unparteiischen Bericht der Thatsachen, die der Volksabstimmung vom 20. December 1851 vorhergingen, Thatsachen, die durch eben diese Abstimmung für nicht verbrecherisch (der Ausdruck ist von Ludwig Napoleon selbst) erklärt worden sind. Etwa anderthalb Jahre vor Veröffentlichung der in Rede stehenden Broschüre schrieb Eugen Ténot eine Schrift: „Die Provinzen im December 1851", in der er den Widerstand schilderte, welchen der Staatsstreich vom 2. December in den Provinzen Frankreichs erfuhr. Beim Abfassen der letztgenannten Schrift hatte der Verfasser, wie er selbst sagt, zweierlei im Auge: einmal wollte er spätern Geschichtschreibern durch die Erzählung wichtiger Thatsachen, die, obschon sie vor kaum 15 Jahren geschehen waren, doch schon der Vergessenheit anheimzufallen drohten, einigen nützlichen Stoff liefern; dann aber beabsichtigte er, durch einen schlichten, wahrheitsgetreuen Bericht, der sich auf sichere Beweise stützte, dem Gerede von einem demagogischen Bauernaufruhr, welcher im December (1851) in den Provinzen geherrscht hätte, ein Ende zu machen: einem Gerede, das immer mehr das Ansehen einer unbestrittenen geschichtlichen Thatsache annahm. Dieser zweite Punkt lag Ténot wol ganz besonders am Herzen; denn er hatte unter den gehässigen Anklagen — von Meuchelmorden, Plünderungen, Schändungen, Brandstiftungen — gelitten, durch welche man 1852 von seiten der „Ordnungspartei", die Ludwig Napoleon an die Spitze der Nation berufen, die Republikaner zu beschimpfen suchte, welche sich in den Departements dem Staatsstreich vom 2. December mit bewaffneter Hand widersetzt hatten und durch Kriegsgerichte und gemischte Commissionen zu Tausenden nach Cayenne, nach Afrika oder ins Exil verwiesen worden waren.

Die Aufnahme, welche die Schrift Ténot's: „Die Provinzen im December 1851", bei einer großen Anzahl von Männern fand, die sich ebenso durch ihren Charakter wie durch ihren Geist auszeichneten, veranlaßte unsern Autor, diese unparteiische Arbeit über die Decemberereignisse in den Provinzen Frankreichs durch einen getreuen Bericht über den Staatsstreich, wie er sich in Paris abspielte, zu ergänzen. Hierzu bestimmten ihn außerdem noch folgende Erwägungen:

Die Jahre vergehen. Es sind bald siebzehn seit dem Staatsstreiche vom 2. December verflossen. Eine ganze Generation ist herangewachsen, die nicht weiß, die es nicht wissen kann, wie dieser berühmte Staatsstreich, der Vater des Regiments, unter dem sie lebt, zu Stande gekommen ist. Wo hätte diese herangewachsene Generation eine richtige Kenntniß der Thatsachen schöpfen sollen? Wo ist das ehrlich geschriebene Buch, das diese Ereignisse erzählt? Die wenigen Berichte, die über diesen Gegenstand in den ersten Monaten des Jahres 1852 in Frankreich erschienen, sind zum Erschrecken parteiisch. In ihnen werden die Thatsachen durch eine Menge von Verleumdungen, Unwahrheiten, entstellten Vorfällen und verstümmelten Documenten erdrückt. Diese Berichte lassen sich nur benutzen, wenn man die Zeit und die Mittel hat, durch die sorgfältigste Prüfung jeder Versicherung mit einer gesunden und strengen Kritik in ihnen das Wahre vom Falschen zu sondern.

Eugen Ténot erhebt nicht den Anspruch, durch das vorliegende Buch eine Geschichte im vollen und höhern Sinne des Worts geschrieben zu haben; er erzählt als schlichter, aber wohl orientirter Berichterstatter. Er setzt auseinander, was geschehen, er würdigt die Thatsachen nicht, er beurtheilt sie nicht. Der gegenwärtige Zustand der französischen Presse läßt dies nicht zu. Er beschäftigt sich daher nicht mit der Untersuchung, ob der Staatsstreich Napoleon's III. durch höhere Rücksichten auf das Gemeinwohl Frankreichs nothwendig geworden war, oder ob sein Urheber und dessen Gehülfen andern Antrieben gefolgt sind; er forscht nicht nach, ob dies Verfahren gesetzlich oder ungesetzlich war; so wenig er die Mittel, es ins Werk zu richten, lobt, ebenso wenig tadelt er sie; auch über die Volksabstimmung (plébiscite) vom 20. December gibt er keine ausführliche Erörterung, er stellt die betreffenden Zahlen fest und gibt die amtlichen Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurden. Allein die Methode, welche er als getreuer Berichterstatter befolgt, hat das nicht zu unterschätzende Verdienst, daß sie die Wahrheit der Thatsachen zu entdecken sucht, um sie so sehr als möglich in ihrem unverfälschten Lichte erscheinen zu lassen, daß sie nichts mittheilt, ohne reelle Beweise dafür anzuführen, daß sie die genauesten Belege beibringt, ohne sich weiter damit zu befassen, welche Schlüsse der Leser daraus ziehen und was für ein Urtheil er darüber fällen mag. Facta loquuntur.

Das in Rede stehende Buch zählt 240 Seiten und zerfällt in sechs Kapitel. Der Verfasser gibt im ersten Kapitel eine kurze, objectiv gehaltene Prüfung der republikanischen Verfassung Frankreichs, wie solche durch die Schlußabstimmung der Constituirenden Versammlung vom 4. November 1848 festgestellt wurde. Er bezeichnet dies Grundgesetz sehr richtig als ein Abkommen, eine Compromißacte zwischen den demokratischen Bestrebungen der Franzosen und ihren monarchischen Ueberlieferungen. Er schildert die Stellung, welche Ludwig Napoleon, bevor er aus dem Exil nach Frankreich zurückkehrte, der Republik gegenüber einnahm, und gibt die Briefe, in denen der spätere Kaiser seine Begeisterung und Verehrung für die Republik kundthut, in ihrer ganzen Vollständigkeit. Alsdann rollt er, stets auf Grund officieller Actenstücke, das Bild der Ereignisse auf, welche vom 10. December 1848 an bis zum 4. November 1851 stattfanden. In der Sitzung der Nationalversammlung vom 20. December 1848 wurde Ludwig Napoleon zum Präsidenten der Republik eingesetzt. Er verdankte seine Wahl dem Zauber seines Namens und der Unterstützung der Wahlausschüsse der „Ordnungspartei". Die Gesetzgebende Versammlung aber wurde, ohne gerade nach einem gewaltsamen Umsturz der republikanischen Verfassung zu streben, in ihrer Majorität*) unglücklicherweise von einer verhängnißvollen Leidenschaft beherrscht. Das war ihre Furcht vor dem Volke, welches sie erwählt hatte, ihre Furcht vor der Freiheit, ihre Furcht vor dem allgemeinen Stimmrechte, vor den Republikanern. Der Gedanke, daß letztere in einigen Jahren regelmäßig und gesetzlich die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand nehmen könnten, erschreckte die Mehrzahl der Volksvertreter wie eine tödliche Katastrophe. Dieser Gesinnung sind die verderblichen Maßregeln ganz besonders zuzuschreiben, welche die Bevölkerung gegen die Gesetzgebende Versammlung aufbrachten und den Abgrund aushöhlten, in den dieselbe stürzte und in ihrem Falle die Republik und die Freiheit mit hineinriß. Die Opposition der Republikaner gegen den Kriegszug nach Rom hatte nur die Verbannung einer großen Anzahl republikanischer Volksvertreter zur Folge; es begann bereits das unerhörte Schauspiel, daß in einer Republik die Eigenschaft eines Republikaners ein Beweggrund zum Verdacht und zur Verfolgung war. Es waren die Koryphäen des parlamentarischen Liberalismus, die Thiers, die Berryer, die Barrot, die Molé, die Montalembert, die Falloux u. s. w., welche dieses Werk einer unsinnigen Reaction ausführten, weil sie den Charakter „des Helden von Strasburg und Boulogne" nicht erkannten und seine Fähigkeiten unterschätzten: eine Verblendung, die sie später grausam büßen mußten.

Am 31. October 1849 erließ Napoleon eine Botschaft, die ein wahrer Theaterstreich war, zugleich aber entließ er das Ministerium Barrot-Dufaure, ohne daß ein politischer Beweggrund dieser Aenderung zu entdecken gewesen wäre. Die Angst vor dem „rothen Gespenste" wuchs, aber auch die Reibungen zwischen der Legislative und dem Präsidenten nahm zu. Während der Ferien der Gesetzgebenden Versammlung im Jahre 1850 machte Napoleon Reisen in die Departements und hielt verschiedene bedeutungsvolle Reden, z. B. in Lyon und Cherbourg. In Lyon wies er auf die Gründung des ersten Kaiserreichs hin und erklärte: „Ich erkenne niemand das Recht zu, mehr ein Vertreter des Volks von Frankreich zu sein, als ich es bin." In Cherbourg lobte er das erste Kaiserreich und versprach, die Unternehmungen großer öffentlicher Arbeiten zu begünstigen. Die Truppen ließen bereits oft den Ruf: „Es lebe der Kaiser!" hören; der General Neumayer, welcher der Infanterie solche Rufe verboten hatte, wurde seines Commandos entsetzt. Bald darauf wurde auch Changarnier, der Obercommandant der Armee von Paris war, seines Amtes enthoben, und Thiers sprach das bekannte Wort: „Das Kaiserreich ist fertig." Eugen Ténot schildert alle diese Vorgänge und belegt sie mit unzweifelhaften Actenstücken; so beweist er z. B. S. 35 fg., daß der Staatsstreich schon seit den ersten Monaten des Jahres 1851 im Princip von Ludwig Napoleon beschlossen worden war und daß er sich bereits mit den Mitteln zu seiner Ausführung beschäftigte. Im October 1851 zog sich das Ministerium Faucher-Baroche zurück und wurde nach etwa zehn Tagen Anarchie durch ein Ministerium von Männern ersetzt, die dem Glücksstern Ludwig Napoleon's ganz besonders ergeben waren. Der General Saint-Arnaud, dessen Erhebung längst vorbereitet war, erhielt das Kriegsministerium; an demselben Tage löste Hr. von Maupas, der Präfect der obern Garonne, Carlier auf der Polizeipräfectur ab. In dem Augenblick, wo die Nationalversammlung ihre Arbeiten wieder aufnehmen wollte, war alles voll von den

*) Wie Eugen Ténot angibt, gehörten von den 750 Volksvertretern, welche die Versammlung ausmachten, mehr als 500 zu der reactionären Verbindung (Orleanisten, Legitimisten und Ultramontane); man zählte kaum 230 Republikaner der verschiedensten Schattirungen.

Gerüchte des Staatsstreichs, der während der Vertagung hatte ausbrechen sollen. Die Zeitungen unterhielten ihre Leser damit; in allen politischen Kreisen war es der Gegenstand der Unterhaltung. Mitten in diesem von Grund aus beunruhigten Zustande eröffnete am 4. November 1851 die Nationalversammlung ihre Sitzungen.

Einen ziemlich klaren Einblick in Napoleon's Absichten ließ die Rede thun, welche er bei der Eröffnung einer Eisenbahn in Dijon hielt. Ténot theilt diese Rede mit, wir heben daraus folgende charakteristische Stellen hervor:

Frankreich will weder die Rückkehr zum alten Regiment, welches auch die Form sei, unter der es sich verbirgt, noch den Versuch mit verhängnißvollen und unmöglichen utopistischen Ideen. Weil ich der natürlichste Gegner des einen sowol als des andern bin, hat es mir sein Vertrauen geschenkt.... Und wirklich, wenn meine Regierung nicht alle Verbesserungen, die sie im Sinne hatte, ausführen konnte, so muß man dafür die Durchstechereien der Fractionen verantwortlich machen. Seit drei Jahren hat man beobachten können, daß ich immer die Unterstützung der Nationalversammlung gehabt habe, wenn es sich darum handelte, Unruhen durch Unterdrückungsmaßregeln zu bekämpfen. Wenn ich aber Gutes thun und das Los der Bevölkerungen verbessern wollte, hat sie mir ihre Mitwirkung versagt.... Wenn Frankreich anerkennt, daß man nicht das Recht hat, über das Volk ohne Volk zu verfügen, so braucht Frankreich dies nur auszusprechen: mein Muth und meine Thatkraft sollen ihm nicht fehlen.

Diese wenigen Worte beweisen schlagend, wie geschickt Ludwig Napoleon die Orleanisten, die Legitimisten und die Republikaner zu bekämpfen wußte, und wie er es — trotz dem gewandtesten Demagogen — verstand, den Leidenschaften des Volks zu schmeicheln und dasselbe auf das Kaiserthum vorzubereiten.

Im zweiten Kapitel seines Buchs schildert Ténot die Haltung der verschiedenen parlamentarischen Parteien nach der Wiedereröffnung der Nationalversammlung am 4. November 1851; er citirt einige Hauptstellen aus der äußerst geschickt abgefaßten Botschaft, womit Napoleon die Sitzungen der Legislative eröffnete. Diese Botschaft schloß mit einem förmlichen Vorschlage, das Gesetz vom 31. Mai abzuschaffen und das allgemeine Stimmrecht wiederherzustellen. Auf S. 51—63 gibt der Verfasser eine höchst anschauliche Schilderung der Debatten und Maßregeln, durch welche die Nationalversammlung sich gegen den drohenden Staatsstreich zu sichern suchte, er macht auf die dabei begangenen Fehler aufmerksam und hebt treffend hervor, wie Napoleon die letzten Vorbereitungen zum Staatsstreiche in Angriff nahm, als man schon anfing nicht mehr daran zu glauben. Alle diese Vorgänge werden mit den glaubwürdigsten Beweismitteln belegt. Der Schluß des Kapitels enthält eine übersichtliche Angabe des Plans, welchen Napoleon zur Ausführung seiner Absichten gefaßt hatte, und eine Aufzählung und interessante Charakteristik der vornehmsten Vertrauten des Präsidenten; zu diesen Vertrauten rechnet der Verfasser vorzüglich Morny, Persigny, Fleury, Saint-Arnaud, Magnan, Maupas und schließlich den Director der Nationaldruckerei Saint-Georges. Die in Frankreich bestehende Centralisation gab Ludwig Napoleon die ganze organisirte Macht des Landes in die Hände; der Satz des blinden Gehorsams sicherte ihm die Mitwirkung der Unterbeamten, wenn ihm ihre Vorgesetzten treu waren. Er brauchte also nur diese letztern, und diese waren ihm schon seit längerer Zeit mit Leib und Seele ergeben.

Ludwig Napoleon hatte bekanntlich den 2. December, den Jahrestag von Austerlitz, zur Ausführung seines Staatsstreichs gewählt. Der Autor beginnt das dritte Kapitel mit der Schilderung einer Abendgesellschaft, die am Montag den 1. December vom Präsidenten im Elysée gegeben wurde. Der Zudrang war bedeutend. „Der Prinz", sagt Granier de Cassagnac in seiner „Geschichte des Falls von Ludwig Philipp u. s. w." (II, 398), „zeigte seinen Gästen die unerschütterlichste Ruhe des Geistes und seine gewöhnliche Anmuth im Umgange. Der aufmerksamste Beobachter hätte weder auf seiner Stirne eine Wolke, noch in seinen Worten eine Befangenheit entdecken können." Im Laufe der Nacht ward der Palast der Nationalversammlung durch den Obersten Espinasse überrumpelt.

Der Verfasser erzählt mit großer Anschaulichkeit und unter Angabe vieler Details die Verhaftungen der Generale Leflô, Bedeau, Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, des Obersten Charras und vieler anderer Volksvertreter; er theilt die verschiedenen Decrete und Proclamationen mit, welche Napoleon an das Volk, an die Armee, an die Einwohner von Paris u. s. w. erließ, und schildert die Haltung der Bevölkerung der Hauptstadt. Nur das freisinnige Bürgerthum schien dem Staatsstreiche feindlich. Die republikanischen Zeitungen, welche die ersten Eindrücke des Ereignisses auf die Arbeiterbevölkerung vielleicht hätten umwandeln können, wurden zum Schweigen gebracht; nur der „Constitutionel" und „La Patrie", zwei Blätter, die seit langer Zeit auf den Staatsstreich und die Widerherstellung des Kaiserreichs hindrängten, behielten das Wort. In den ersten Morgenstunden, während die überraschte und in verschiedenem Sinne bewegte Bevölkerung von Paris die vielen Plakate in Haufen umstand, sie besprach und eifrig die Nachrichten über die Vorgänge der Nacht vom 1. auf den 2. December zu sammeln suchte, begaben sich beim und im Palaste der Nationalversammlung und etwas später auf der Bürgermeisterei des zehnten Bezirks Vorfälle, die Eugen Ténot werth hielt in einem besondern Kapitel ausführlich zu erzählen.

Im vierten Kapitel schildert er nämlich die Versuche des parlamentarischen Widerstandes, welchen ein Theil der Volksvertreter im Sitzungssaal der Nationalversammlung, ein anderer in der Bürgermeisterei des zehnten Bezirks wagte; dort zeigte sich Dupin, der Präsident des Legislativen Körpers, in einer nicht sehr rühmenswerthen Art und Weise; hier faßte man, namentlich auf Berryer's Betreiben, den Beschluß, „daß Ludwig Napoleon Bonaparte der Präsidentur der Republik entsetzt sei, und daß infolge dessen die executive Gewalt mit vollem Rechte an die Nationalversammlung übergehe". Ueber diese interessanten Ereignisse veröffentlicht Ténot den Bericht der gewöhnlichen Stenographen der Nationalversammlung. Nachdem er dann die gewaltthätige Verhaftung der Abgeordneten und ihre Abführung nach der Kaserne auf dem Quai d'Orsay beschrieben, berührt er kurz das charakterlose Benehmen des „Hohen Gerichtshofs" und schließt das Kapitel mit einem detaillirten Bericht über die Maßnahmen der Abgeordneten von der Linken, zu welcher

bekanntlich Männer wie Schölcher, Jules Favre, Victor Hugo, Michel de Bourges, Mathieu de la Drôme, General Leydet, Emmanuel Arago, de Flotte und viele andere gehörten.

Die beiden letzten Kapitel enthalten eine wahrheitsgetreue und darum um so mehr ergreifende Darstellung der Kämpfe und Schreckensscenen während des 3. und 4. December. „Der Bonapartismus", sagt Johannes Scherr in seinen „Studien" (II, 372), „wollte sich so recht mit Eclat inthronisiren, der Napoleonismus ganz à la Jupiter tonans unter Blitz, Donner und Kugelhagel sein Auferstehungsfest begehen." Unter den Anhängern Napoleon's hat Hr. de Morny das Hauptverdienst, den militärischen Operationsplan entworfen und denselben mit allem Nachdruck dem General Magnan empfohlen zu haben. Man kann diesen mörderischen Plan, wie Eugen Ténot (S. 172) es thut, folgendermaßen zusammenfassen: Man muß die in großen Massen zusammengezogenen Truppen mit Trank und Speise gut pflegen und sie von der Berührung mit der Bevölkerung vollkommen abschließen; die Posten, welche zu schwach sind, müssen zurückgezogen werden; man muß sich aller Runden enthalten und die Barrikaden ruhig bauen lassen; wenn aber der rechte Augenblick zum Handeln gekommen ist, muß man mit geschlossener Macht scharf und plötzlich angreifen und jeden Widerstand zermalmen. „Nur mit einer gänzlichen Zurückhaltung", so lauteten die letzten Worte einer Depesche, welche Hr. de Morny in Bezug auf eine Hauptgegend des Kampfs an den General Magnan absandte, „wenn man ein Viertel einschließt und aushungert, oder wenn man es mit Schrecken erstürmt, läßt sich der Straßenkampf durchführen." Dieser letztere Weg wurde mit unbarmherziger Energie eingeschlagen und führte zum Ziele. Die revolutionäre Bewegung, die sich in der ersten Hälfte des 4. December mit so viel Kraft aufgerafft hatte, daß es schien, als müsse sie ganz Paris mit sich fortreißen, wurde schließlich von einer mehr als zehnfach überlegenen Militärmacht zu Boden geworfen. Die Schlacht, welche in den alten Straßen der Centralgegend der Stadt geliefert worden war, hatte, wie der Autor versichert, die Auserlesenen und Thatkräftigen unter der republikanischen Partei zermalmt. Die Hälfte, wenn nicht mehr, von denen, die sich geschlagen hatten, war getödtet, verwundet oder gefangen. Als passenden Schluß zu seiner Erzählung des Staatsstreichs gibt der Autor das Resultat der Volksabstimmung vom 20. Dec. 1851 und die bei dieser Gelegenheit von Bischof Ludwig Napoleon gehaltenen salbungsvollen Reden.

In der letzten Zeit sind überhaupt verschiedene Broschüren und Bücher in Frankreich erschienen, welche ein eigenthümliches, nicht gerade verlockendes Licht auf die „Idées Napoléoniennes" werfen; es muß in der That wol etwas faul sein jenseit des Rheins. Man ist nicht mehr zufrieden den Neffen anzugreifen, man tadelt und verdammt geradezu auch den großen Onkel; so nannte z. B. ein kürzlich im „Figaro" erschienener Aufsatz, welcher die vom jetzigen Kaiser herausgegebenen Briefe Napoleon's I. besprach, den letztern kurzweg „le parvenu". Im jetzigen Frankreich den großen Mann einen „einen Emporkömmling", „einen Glückspilz" nennen zu dürfen, das möchte doch entschieden auf einen verhängnißvollen Umschwung in der öffentlichen Meinung der Franzosen schließen lassen.

Rudolf Dan

Philosophische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Der zweite Band der „Vermischten Schriften" von Immanuel Hermann Fichte überraschte uns aufs angenehmste mit Ergänzungen der Hauptwerke des Verfassers. So der erste Abschnitt: „Auferstehung, Geisterreich, allgemeine und individuelle Vorsehung"; der zweite über „M. Carriere, Strauß, Weiße"; der dritte: „Die Unsterblichkeitsfrage im Geiste gegenwärtiger Wissenschaft"; der vierte: „Ueber die religiöse und antireligiöse Speculation der Gegenwart"; der fünfte: „Die Religion und Kirche" als wiederherstellende Macht der Gegenwart. Auch in allen diesen Deductionen verbindet der Autor Eigenschaften, wie sie äußerst selten vereint angetroffen werden. Er läßt sich nie durch Dogmatismus, durch theologische Doctrinen bestimmen, er hält sich unausgesetzt auf dem Wege philosophischer Untersuchung, er operirt stets mit rationellen Mitteln und ist doch mit seinem innersten Menschen voller Ehrfurcht vor dem, was übersinnlich ist, vor dem Positiven, den Ueberlieferungen der Religion, nicht so, daß er jene zuvor in Metaphysik umsetzte und verwandelte, sondern so, daß er das Historische für sich bestehen läßt, jedoch die Thatsachen der Geschichte mit der Natur des physischen und psychischen Menschen, mit den Gesetzen des Seelenlebens, aber auch mit denen des ganzen Universums in Vergleich bringt und so zunächst durch Induction zu Schlüssen, zu Resultaten gelangt, die dem folgerichtigen Denken als Gewißheit heraustreten. In dieser Methode des Verfahrens ist Fichte der einzig, im Fortschritte der Allmählichkeit, welche Sicherheit mit Begeisterung, Klarheit mit Wärme, Sachlichkeit mit schärfster Polemik vereinigt. Da nun die Darstellungen des zweiten Bandes wiederholt auf des Verfassers „Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen" (Leipzig, Brockhaus) hingelenkt werden, so sei hiermit, daß wir dieses Werk als ein classisches auf dem Gebiete der neuesten Philosophie in jedem Betracht

Auch im comparativen Verfahren ist Fichte Meister, aber er braucht diese Methode nur, um den Durchgang zu erreichen zu einem Wege, wo er auf einer ganz neuen, von ihm entdeckten Bahn ungehemmt weiter dringt. Er hat sich, um in die noch unbekannte Regionen zu gelangen, ganz emancipirt wie die Bisherigen. Dies beweist in und doch solid wissenschaftlicher Weise die Tendenz der Abhandlung „Auferstehung, Geisterreich"

Es ist dies ein sehr schwieriges Terrain. Entweder verfallen die Durchforscher desselben in rationalistische Plattheiten, oder sie ergehen sich im Vorwitz vulgärer Starkgeisterei, oder sie gerathen in die Wildniß leerer Phantastik, oder sie hören bei aller Vorsicht doch auch auf wissenschaftlich zu sein, indem sie blos philologisch exegetisch obenhin sich verhalten. Es muß mit allem Danke zugestanden werden, daß unser Autor auch auf jenem Gebiete ganz eigenthümlich wie wissenschaftlich verfährt und bedeutende Ergebnisse gewinnt durch das, was ihm Vision, das Erscheinen eines Geistes, individuelle Vorsehung ist, und wie er das Wesen der Phantasie faßt und mit Scharfblick durchdringt. Auf welch einem ganz andern festen Boden der Wissenschaft steht hier Fichte im Vergleich mit Schopenhauer, der doch nicht umhin konnte — so reich war auch er mit Geist ausgestattet und so wenig konnte er durch den bloßen gesunden Menschenverstand sich genügen lassen —, uns einen „Versuch über Geistersehen", „Ueber Absichtlichkeit im Schicksale des einzelnen" (vgl. „Parerga und Paralipomena", Bd. 1), wenn auch nur als eine Art Doppelspaß, zu geben. Nie hat aber ein außerordentlicher Kopf sich so selbst dupirt, wie Schopenhauer mit jenen beiden Abhandlungen. Was Fichte betrifft, machen wir noch aufmerksam auf die vortreffliche Charakteristik, die dort vom Apostel Paulus durchgeführt, wie dessen Christophanie deducirt ist, und was über ein doppeltes Traumleben, über den Wachtraum, über Hellsehen beigebracht wird.*) Mit feinster Sonde, mit aller Sicherheit, mit scharfer Beobachtung auch des Geheimsten geht unser Forscher auf das Psychische im Menschen ein. Zur nähern Erwägung des S. 99 zur Sprache Gebrachten, wo von einem „mehr als menschlichen Elemente" die Rede ist, erinnern wir an den Umstand, daß der Mensch, um sich culturbeflissen, vollends ethisch und religiös zu befriedigen, gerade das oft durchsetzen muß, was ihm individuell unangenehm ist, sodaß das Ich hier eine Einwirkung erfährt, in der ein anderer Wille gebietet als der im Ich bis dahin vorhandene, ein Wille, der sich jedoch dem Menschen als Wohlthäter bewährt, wenn er ihm folgt. S. 127, Z. 11 v. u. ist wol ein Druckfehler, indem man statt „Poeten" Propheten zu lesen hat. Was das Leugnen gewisser übersinnlicher Thatsachen betrifft (vgl. S. 143), die allerdings nie der menschlichen Vernunft widersprechen dürfen, so merken die Leugner gar nicht, daß das Mirakel der Vernunft und eines existirenden Universums doch immer wieder zum Vorschein kommt, weil beide nun einmal sind, sodaß alles Leugnen nichts hilft, das Wirkliche unwirklich zu machen. In Ansehung des im zweiten Abschnitte vielfach in Betracht Gezogenen erlauben wir uns die Bemerkung, daß unsers Erachtens heutzutage der Islam deshalb oft über die maßen hochgestellt wird und so viele Lobredner findet, weil nicht blos der Realismus, sondern auch die Sinnlichkeit und Glut der Leidenschaft jetzt so viele Anhänger haben.

Der dritte Abschnitt: „Die Unsterblichkeitsfrage", deutet in der vielseitig gründlichen Beantwortung mit Recht auf die heutige Frivolität hin, welche mit der Denkträgheit und mit dem Mangel an jedem höhern Lebensreiz gemeinsame Sache macht, er gedenkt daher auch des gleich stumpfen Materialismus wie Zelotismus. Dem Materialisten ist die leidige Gattung, die zwecklose Fortpflanzung das einzige, was ihm bleibt. Der Zelotismus haftet am Buchstaben und läßt sich trotz aller Warnung von seiten des Christenthums vom Buchstaben tödten. Goldene Worte unsers Autors sind: „Gefällt es dem Leser, diese hier kurz angedeutete Gedankenreihe tiefer zu erwägen, so wird er an seinem eigenen Urtheil ermessen, wie unendlich seicht und oberflächlich dem Kundigen jenes modern-sentimentale Gerede erscheinen müsse von dem nothwendigen Untergange und Selbstopfer des einzelnen, «damit» die unsterbliche Gattung fortschreite."

Endlich am Schlusse des zweiten Bandes ist noch von allerhöchster Wichtigkeit, was über den hitzigen Kampf in der Gegenwart gesagt wird zwischen dem Christianismus und Humanismus: ein Kampf, in dessen Feuer wir vorwärts Strebenden jetzt alle mitteninne stehen.

Wahrlich, in beiden Bänden dieser „Vermischten Schriften" Fichte's, deren weitere Fortsetzung wir angelegentlichst wünschen, sind Gedankenschätze niedergelegt, welche das goldene Zeitalter unserer classischen Philosophieperiode wiederbringen! Fichte, auch der Sohn, ist ein wahrer Priester der Weltweisheit im Sinne des Gottesreichs. Und doch hat auch Fichte viele Jahre hindurch vom Katheder aus gewirkt. Wenn es daher mit der ganzen Menschenkenntniß und Wissenschaftskunde Schopenhauer's so schlecht steht, wenn alles bei ihm auf so schwachen Füßen sich befindet wie das, was er von Philosophieprofessoren behauptet hat, dann mögen die, welche ihm unbedingt glauben, auf ihrer Hut sein!

Fichte's Schriften haben eine lebhafte Gegnerschaft gefunden, aber dieser Kampf der Geister trägt jedenfalls zum Fortschritt der Philosophie bei. Sage man gegen den Krieg was man wolle, und es ist in religiös-ethischer Beziehung vorzugsweise dem Frieden das Wort zu sprechen, aber der Krieg spannt. Schon wenn wir in einem glaubwürdigen Blatte lesen, daß man in den Arsenalen, auf den Werften eines bestimmten Landes unabläßig rüste, erregt es unsere Lebensgeister. Wir machen uns gefaßt, daß der tägliche Lauf der Dinge in unerhörter Weise binnen kurzem unterbrochen werde. Aehnliches erfahren wir oft in Sachen der wissenschaftlichen Forschung. Auf dem Gebiete der deutschen Philosophie herrscht wieder eine außerordentliche Thätigkeit. Man begnügt sich nicht mehr mit Geschichten der Philosophie, die seit Jahren kein Ende nahmen. Man schickt sich an selbst zu produciren, Eroberungen zu machen. Die gründliche Durchdringung und Beleuchtung früherer Systeme, deren tiefe Bedeutung vielen dadurch erst klar wurde, die Gesammtausgaben hervorragender Denker, die Vervielfältigung einzelner ihrer Werke für ein größeres Publikum, Musterstellen aus ihren Schriften, zum ersten mal erscheinende Bücher, denen man eine außerordentliche Originalität zugestehen muß, sogar vollständig neue Systeme, ausgeführt oder doch in den Grundzügen: alles das sind Vorgänge, die auf einen großartigen Umschwung deutscher Philosophie mehr als

*) Man vgl. A. Jung, Das Geheimniß der Lebenskunst, 1, 240: „Der Traum."

hindeuten. Zweierlei ist hier besonders von höchster Wichtigkeit. Einmal, daß all diese Ereignisse es bereits außer Zweifel lassen, daß ein in solcher Heftigkeit noch nie dagewesener Kampf ausbrechen wird zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Theismus und Pantheismus, zwischen denen, die mit Recht erklären, daß ohne rationelle Vermittelung keine wissenschaftliche Errungenschaft möglich ist, und denen, die entweder aus Zelotismus aller Vernunft mistrauen oder aus Gründen des schroffsten Materialismus alle Vernunft, mit ihr das Wesen der Ideen und des Geistes, leugnen. Sodann aber ist beachtenswerth, daß gegenwärtig die schärfsten, eigenthümlichsten unserer Denker mit den Fortschritten der Empirie gründlichst vertraut sind, daß sie sich mit den Empirikern bereits geeinigt haben und man auf beiden Seiten darin übereinkommt, daß es nur eine Wissenschaft gibt, die als solche — oder sie verdient ihren Namen nicht — auch stets exact sein muß. Die Reibung der Gegensätze wird sich nun erst im weitern Fortgang wahrhaft fruchtbar erweisen. Dies ist der Krieg, der innerhalb der Intelligenz unausweichlich bevorsteht, ja schon begonnen hat und uns auf seine Ergebnisse in die äußerste Spannung versetzt.

Die Bücher, welche wir im Folgenden hervorheben, werden, wenn man gründlich auf sie eingeht, viel dazu mitwirken, daß man sich gegenseitig unterrichtet, daß man sich über einander aufklärt, nöthigenfalls sich auch gegen einander erklärt. Nur kein schleichendes, dumpfes Ignoriren, nur kein Absprechen über das, was man nicht kennt! Nichts ist der Wissenschaft und ihrer Vertreter unwürdiger, als wenn man Vorurtheile nährt, als wenn man Urtheile spricht, ohne in die Acta Einblick genommen zu haben.

Ein vielumfassendes Werk, welches in dem vor sich gehenden Kampfe den Sieg der Wahrheit beschleunigen kann, ist:

2. Philosophische Schriften von Franz Hoffmann. Zwei Bände. Erlangen, Deichert. 1868—69. Gr. 8. 4 Thlr. 14 Ngr.

Gibt der wahrhafte Philosoph sich darin kund, daß er das All des Lebens in seinem nie stillstehenden Proceß immer nach zwei Richtungen zugleich beobachtet, nach der Seite der Geschichte und der der Natur, aber auch nie das aus dem Auge verliert, was das Sein in allem Werden, der feste Punkt in dem Umkreise ist, so darf solches Verfahren auf den Denker, dessen Schriften wir eben in Betracht ziehen, vollauf angewendet werden, sodaß sie schon in dieser Beziehung eine Bereicherung für die philosophische Literatur sind. Dabei ist es von keiner wesentlichen Entscheidung, welchen Ausgangspunkt der Forscher wählt, ob er in einem Ganzen für sich seine Weltanschauung darlegt, oder ob er, wie der Verfasser des Vorliegenden, kleinere Arbeiten aneinanderreiht, die aber einander ergänzen. Der letztere Weg hat sogar den Vorzug, daß die große Mannichfaltigkeit der Darstellung alsbald hervortritt, daß die Beziehung auf die zeitlichen Ereignisse, auf bestimmte Strömungen, auf außerordentliche Geister, die von weitreichendem Einfluß waren, sogleich uns entgegenspringt, daß sich Durchsichten öffnen, welche auf die Zukunft schließen lassen. Der treffliche Verfasser verbindet in diesen Arbeiten eine staunenswerthe Belesenheit, allseitiges Wissen, treffende Kritik und Charakteristik, glückliche Combination oft weit getrennter Einzelzüge, Gegenstände, Persönlichkeiten, die er unter gemeinsame Gesichtspunkte bringt. Er weist die Differenzen mit Scharfsinn nach, wie der eine durch den andern gefördert, auf neue Anschauungen gebracht worden ist, und wie die Wissenschaft dadurch unendlich gewonnen hat. Er ist der parteiloseste, gerechteste Beobachter, den es geben kann. Eine außerordentliche Milde spricht sich in seinem Verfahren aus, ein humaner, durch nichts von dem, was er erkannt hat, abzulenkender Charakter, der aber auch, wo es nöthig wird, keine weichliche Rücksicht nimmt, sondern die schärfste Polemik mit siegender Uebermacht anzuwenden weiß. Daher halten wir dafür, daß obige Schriften nicht zeitgemäßer erscheinen konnten, daß sie den Principienstreit, wie den Kampf ganzer Systeme miteinander, die gerade jetzt schroff die Spitze sich bietenden keckſten Behauptungen zu jenem Kriege, der nicht mehr rückgängig gemacht werden darf, entflammen werden. Freilich gehören Geister dazu, wenn „Geister aufeinanderplatzen" sollen, und unser Verfasser ist ein ganzer, umsichtiger, tief unterrichteter Geist, der in der Kritik wie Charakteristik sich auszeichnet, der aber im Urtheil, wie zuverlässig und tief er auch im Referiren ist, doch immer auch eigene Gedanken von productivem Gewicht bringt, daher er selbst da, wo er kritisirt, polemisirt, stets zugleich speculativ ist.

Schon die Ueberschriften der Darstellungen im ersten Bande — nachdem man sich über den Freimuth und die Offenheit der energischen Vorrede, wie über die „Ansprache an die Freunde Franz von Baader's in den Culturstaaten Europas und Vereinigten Staaten Nordamerikas" (wodurch diese Apostrophe einen internationalen Ausdruck im größten Stil bekommt) höchlich gefreut hat — frappiren gewaltig, sowie man nur zu lesen beginnt: „Ueber die Idee der Universitäten" (es ist uns längst zugestanden, daß wir Deutsche eigentlich allein Hochschulen besitzen, die hinter der Idee nicht zurückbleiben); „Baader in seinem Verhältniß zu Hegel und Schelling" (ein Aufsatz, der beseelt ist durch den unmittelbaren Verkehr und Einfluß großer Denker aufeinander); „Die Bedeutung der Facultäten für die Entwickelung der Wissenschaft"; „Die neueste Vergötterung des Stoffs"; „Der Materialismus als Köhlerglaube"; „Menschenseele und Physiologie"; „Ueber den Werth und die Bedeutung der Philosophie"; „Akademische Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Schiller's"; „Die Gottesidee des Anaxagoras, Sokrates, Platon"; „Theismus und Pantheismus"; „Die Aufgabe der Naturphilosophie und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft"; „Akademische Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags J. G. Fichte's". Ebenso was noch dazwischenliegt und was wir aus Mangel an Raum unerwähnt lassen müssen. Kurz, alle jene Darstellungen üben einen erfrischenden Reiz aus, sie beruhen auf lebenslänglichen Studien, sie belehren in gründlichster Weise und sind immer geistreich, über welchen Gegenstand sie sich auch verbreiten mögen; jeder Gebildete muß die Form wahrhaft populär finden. Sie werden daher nicht blos den Philosophen als solchen lebhaft beschäftigen, sie werden auch zur Philosophie wecken und auch dem Naturforscher viel zu erwägen geben, was ihm für seine eigene Disciplin zu statten kommt und da

igleich mit dem Ganzen der Wissenschaft in Rapport setzt. s dürfte auf dem Gebiet des Denkens keinen Namen von Beutung geben, der hier nicht seine Stelle würdig einnähme id in einem durchaus neuen, oft höchst überraschenden chte erschiene. Der Verfasser ist in allen Sphären der ıltur bewandert, besonders aber wird der Leser für die tschichte und Entwickelung der neuern und neuesten Philoohie aus dem einen Bande, der uns vorliegt, mehr nen als aus manchem voluminösen Werke über denben Gegenstand. Bei der gewandten Feder unsers ıtors, und da er für die Denkenden, Lehrenden, Hannden begeistert, in ihre Systeme tief eingeweiht, aber ch in seiner eigenen Weltanschauung zu festen Resulen gelangt ist, blicken wir nicht blos in die Studirmer, die Auditorien der Philosophen, werden uns nicht in über die Werke der Forscher neue Aufschlüsse gege-, sondern wir erfahren auch manches Detail aus ihren ensbeziehungen. Auch in diesem Sinne sagt der Ver-er sehr treffend (S. 6 fg.):

Die Beziehung zum handelnden Leben, zu den wesentlichen ecken des menschlichen Daseins ist der Wissenschaft nicht von en angethan, sondern geht mit Nothwendigkeit aus ihrem nen Wesen hervor. Sie würdigt sich hierdurch selber soig herab, daß sie vielmehr ihre Würde wie ihre Macht recht dadurch offenbart, daß sie die äußere Wirklichkeit nach n hohen, unbestechlichen Anforderungen zu beurtheilen, zu fen, zu ordnen und umzugestalten lehrt.

Noch ist zu bemerken, daß der Autor seinen Darstelzen oft auch den höchsten rednerischen Schwung gibt, er sich auf den Idealismus und die Gestalten der sie aufs sinnigste versteht sowie auf die lebhafteste gegenwärtigung dessen, was Denker ihrer Nation und Menschheit durch Energie des Willens und der That :fen sind, wie die Denkmale beweisen, welche er Schilund Fichte gesetzt hat. Nur das dürften wir noch ragen uns erlauben, ob es nicht immer etwas Stöes hat, wenn man in so gediegenen, auch künstlerisch nischen Entwickelungen nicht selten auf beträchtliche ierkungen unterhalb des Textes, besonders aber in Beilagen, verwiesen wird? Wer so wie unser Autor Vollgefühl des Erhabenen und Schönen ist, wer sich n ganzen Umfang der Ideenwelt heimisch weiß, sollte orziehen, auch den Ueberfluß seines Reichthums auf stattlichen Bau selbst zu verwenden, müßte er ihn um einige Hallen und Säle erweitern.

In dem zweiten Bande von Hoffmann's Schriften ist geistige Kampf und die Polemik noch hervortretender. Vorrede zu demselben ist im höchsten Grade gewicht-

Sie ist ein feuriges Manifest, welches selbst bereits Waffen in Thätigkeit setzt, so manchen Gegner nicht aufruft, reizt, nachdem er freilich vorher auch schon t hat, sondern ihn mit kleinem und großem Geschütz eitet, dabei trefflich zielt, trifft, sodaß berühmte Feldt verwundet werden, Führer von noch zweifelhaftem ick fallen, ganze Rotten sich strecken. Wer von den lenen wieder aufkommt, wird, sobald er ausgeheilt aran denken, sich aufs neue zu vertheidigen; es fragt ur, ob man es ihm rathen solle, denn einem so gen, meisterhaften Polemiker gegenüber ist der Auskaum zweifelhaft. Wir lernen hier einen Kampfnäher kennen, der weiß, was er will, der in jedem Betracht die Wahrheit, und zwar die wissenschaftlich objectiv dargelegte Wahrheit will, für den daher die blos subjective, vorgegebenerweise nur aus der Erfahrung geschöpfte Behauptung noch gar keine Beweiskraft hat, allerdings ebenso wenig ein Operiren mit abstracten Begriffen. Dabei ist unser Polemiker ehrenhaft in jeder Beziehung. Er ist der entschiedenste Gegner einseitiger Richtungen. Er verfolgt die Einseitigkeit in der Philosophie wie in der Empirie; auf beiden Gebieten ist er gründlich bewandert, und er beabsichtigt, beide für die Wissenschaft als solche zu gewinnen. Er selbst ist oft der Vertheidiger des Gegners, wo dieser recht hat, und schreitet mitten im Kampfe gegen seine eigenen Bundesgenossen ein, wo solche in Irrthum verfallen. Dabei ist er in seinem ganzen Verfahren offen, ohne sich je durch confessionelle oder politische, durch Unterschiede der Systeme und sociale Meinungen bestimmen zu lassen, wie er sich denn schon im Vorwort für ein großes einiges Deutschland erklärt und auf die erhabene Mission Preußens mit Begeisterung hinweist.

Auch dieser zweite Band enthält einen großen Reichthum von philosophischen, theologischen, naturwissenschaftlichen, politischen, culturgeschichtlichen Erörterungen, Andeutungen wie ideenvollen Ausführungen. Sogar die Kritiken, die Berichterstattungen sind auch hier wieder erfüllt von eigenen Gedanken, neuen Anschauungen, überraschenden Gesichtspunkten, gestellten Problemen. Wir geben nur einzelne Ueberschriften, um bei dem höchst Fruchtbaren, Tiefen, Geistvollen, auch durch Kunst der Darstellung sich Auszeichnenden noch einige Augenblicke verweilen zu dürfen: „Die Gotteslehre J. G. Fichte's"; „Ueber die Persönlichkeit des Absoluten" (hier bekommen wir Einblick in einen sehr wichtigen Kampf des Verfassers mit Hrn. Michelet, dem Schüler Hegel's); „Erinnerungen an Ernst von Lasaulx"; „Sendschreiben an Hrn. Professor Ulrici"; „Ueber Schopenhauer's: Die Welt als Wille und Vorstellung"; „Ueber die Baader'sche und Herbart'sche Philosophie"; „Franz von Baader's sämmtliche Werke"; „Ueber die Baader'sche und Schopenhauer'sche Philosophie"; „Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung"; „Die Gotteslehre Schelling's" (in zwei Artikeln).

Der Verfasser ist im Besitz der selten zu findenden Kunst, die Grundzüge und Hauptmomente ganzer Systeme zusammenzufassen, sie zu einem Gesammtbild vor die Anschauung zu rücken, und zwar mit solcher Treue, daß man die Urbilder vor sich zu haben glaubt. Dies bewährt er hier besonders an Baader, Fichte, Schelling und Schopenhauer. Oft arbeitet er in diese lebendigen Darstellungen auch zugleich sein Urtheil mit ein mit Beistimmung und Abweichung, welche letztere ihm dann bisweilen wieder Gelegenheit gibt, die volle Stärke und Schärfe seiner Polemik glänzend hervortreten zu lassen. Noch von keinem andern sind bis dahin die Widersprüche, Schroffheiten, misanthropischen Anmaßungen, frivolen Ausbrüche, schreienden Unmöglichkeiten, die unklaren Principien, die tristen, ascetischen Ergebnisse der Schopenhauer'schen Weltansicht in ein so helles Licht gesetzt worden als in mehrern dieser Darlegungen unsers Verfassers, gleichwol läßt er auch dem Gesunden, den Glanzseiten des seltsamen Frankfurters alle Gerechtigkeit widerfahren. So werden auch Herbart und einige seiner Schüler, nach Gebühr

ihrer Schwächen und oft lustigen Versicherung vieler realen Wesen, einer strengen Kritik unterzogen, und doch wird kein wahrheitsliebender Herbartianer leugnen können, daß ihm wie seinem hervorragenden Lehrer auch warme Anerkennung zutheil wird.

Will man sich mit einem mal überzeugen, welch ein reiner, hoher Gewinn der philosophischen Literatur wie der Wissenschaft durch diese Schriften Hoffmann's zufließt, welche großen, eminenten Eigenschaften sich in diesem Autor vereinigen, so lese man in diesem zweiten Bande vorerst das „Sendschreiben an Professor Ulrici". Hier sieht man wieder recht: edle, ausgezeichnete Geister ziehen sich an; dieser Zug indessen, wird er auch durch Ursympathien bestimmt, schließt keineswegs aus, daß auch manche Abweichung sich geltend macht, welche aber die Uebereinstimmung wieder bald um so voller zu Gehör bringt. Bezieht sich die Betrachtung hier auf ein so vortreffliches Buch wie Ulrici's „Gott und die Natur", so sind der Ideengehalt und die positiven Ergänzungen Hoffmann's nicht minder vortrefflich. Es wäre dringend zu wünschen, daß man beweglich und gerecht genug wäre, den Standpunkt des Verfassers ebenso zu würdigen und zu ehren, wie er es seinerseits nie daran fehlen läßt, andere zu würdigen und zu ehren. Dabei hat er stets einen so weiten, klaren Gesichtskreis vor sich, daß er nie über dem Universellen vergißt, das Moment sich ebenfalls aussprechen zu lassen. So sehen wir ihn in obigem Sendschreiben, ihn, der als entschiedener Theist und in Bezug auf das Universum und den Totalzweck des Weltprocesses dem Optimismus huldigt; wir sehen ihn den relativen Pessimismus so vieler Erdzustände und Uebel mit hinreißender Eloquenz zur Sprache bringen. Wir heben dafür nur einzelne Stellen hervor. Er äußert sich unter anderm so:

Die grandiose Planmäßigkeit des Weltalls zwingt die forschende Vernunft zur Anerkenntniß einer einigen weltbildenden, planmäßig wirkenden und somit denkenden Weltmacht. Ob diese denkende Weltmacht aber auch eine ethische Weltmacht ist, darüber sagt die Natur und ihre Ordnung für sich zunächst nichts aus. Die Weltbildung, wenigstens derjenige Theil derselben, welcher unsern Erdplaneten betrifft, ist nicht blos durch gewaltige, stürmische, zerstörende und zertrümmernde Katastrophen hindurchgegangen, in welchen der furchtbarste Kampf der Elemente stattgefunden hat, sondern die gesammte organische Schöpfung ist auch in allen ihren Individuen dem sogenannten natürlichen Untergange oder Tode gewidmet.

Und später:

Je höher die Stufe ist, die ein irdisches Lebenswesen einnimmt, um so mehr ist es einerseits zwar höherer Lebensfreude fähig, aber auch andererseits größerer Leiden.

Und weiter:

Schopenhauer schildert uns zwar, ich möchte sagen aufrichtiger als alle andern, auf ergreifende Weise die Leiden und Qualen alles Lebens, kennt aber keine andere Erlösung aus ihnen als den durch Erringung völliger Willenslosigkeit zu gewinnenden Rückgang alles individuellen geistigen Lebens in das Nichts, und hält also gleichfalls die Welt für nothwendig und unausweichlich unvollkommen.

Daß es eine andere Lösung des Räthsels und Problems, daß es eine die menschliche Vernunft völlig befriedigende Ausgleichung gibt, beweist unser Autor in beiden Bänden seiner „Philosophischen Schriften". Möchten sie daher zahlreiche Leser finden! Jeder, der Studien machen will in Friedens- und Kriegsangelegenheiten der Intelligenz; jeder, der das Verlangen hat, sich von dem beschleunigten Fortschritt der Cultur in der Gegenwart für immer zu überzeugen; jeder, der sich an hohen Gedanken, an belebenden, erfreuenden Aussichten erheben will, der beschäftige sich viel und anhaltend mit diesen beiden Bänden. Gewiß, der Verfasser hat seinen Kampf in einer Weise geführt, wie er unter Ehrenmännern stets geführt werden sollte, und hat in diesem Kriege für die höchsten Ideen, welcher in unberechenbare Richtungen sich immer weiter erstrecken wird, bereits Eroberungen gemacht, die der Wissenschaft als sichere Besitzthümer zufallen. Und wenn er, seiner Tapferkeit sich bewußt und gleichwol stets anspruchslos für sich und zu jedem Opfer bereit, auf jede seiner Siegesfahnen den Namen seines Lehrers Baader schrieb, und wenn er wieder und wieder auf die große Zukunft der Baader'schen Philosophie hinweist, so gereicht auch das ihm zur vollsten Ehre; es wird aber auch das Seinige reichlich dazu beitragen, daß man innerhalb und außerhalb Deutschlands sich emsig bemüht, das Baader'sche System selbst kennen zu lernen.

Ein Buch, dessen Herausgeber obiger Autor ist, liefert dazu einen willkommenen Beitrag:

3. Die Weltalter. Lichtstrahlen aus Franz von Baader's Werken. Von Franz Hoffmann. Erlangen, Besold. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

In unsern Tagen einer entschiedenen Hast der Existenz und Genußsucht wird es dem Beobachter nicht entgehen, daß es nur zu viele Leser gibt, die sich für den Gedankengehalt eines Buchs in keiner Weise mehr interessiren. Ein nicht kleiner Theil der belletristischen Literatur trägt das Seinige dazu bei, nur für Vorgänge die Aufmerksamkeit zu fesseln, welche, wenn man sie in einer Novelle, einem Roman gelesen hat, nicht die kleinste Spur in der Seele zurücklassen. Wodurch soll man eine solche Sinnesart wieder auf das hinlenken, was dem Innern bleibenden Gewinn zuführt? wodurch sie gar für Ideen empfänglich machen und wol selbst für den Zusammenhang derselben in den Schriften unserer großen Denker? Seit einiger Zeit hat man den lobenswerthen Weg eingeschlagen, daß man Musterstellen aus ihren Werken hervorhebt, daß man in sogenannten „Lichtstrahlen", die man sozusagen auffängt, beim Leser einen Reiz hervorbringt, der so belebend wirkt, daß sich sein Auge an immer stärkeres Licht gewöhnt und er später vielleicht das Verlangen fühlt, bei der Quelle des Lichts einzukehren, um sich da an noch vollern Strömen zu laben. Es ist nicht zu leugnen, daß selbst Gelehrte, deren Beruf es ist, viel zu lesen, gar zu leicht abschließen, über gewisse Autoren nur noch schwer hinausgehen, die aber dennoch durch derartige Lichteffecte gewonnen werden und nun die Bekanntschaft mit einem neuen Geiste machen, wofür sie dem Vermittler Dank wissen.

Haben wir bisher aus Hamann, Fichte, Schelling, Schopenhauer u. a. solche Darstellungen erhalten, so empfangen wir in obigem jetzt auch „Lichtstrahlen" aus Franz von Baader. Es gibt nicht leicht einen Denker, der durch die Effulgurationen, durch die überraschend großartigen Aperçus, durch welthaltige Paradoxien, durch Blitze, die noch nie gesehene Abgründe und Himmel

aufreißen, durch prägnante Sprachwendungen, welche seine Schriften auszeichnen, so selbst schon Lichtstrahlen schießt und mehr geeignet wäre, dem Leser, der ihn nur oberflächlich oder am Ende noch gar nicht kennt, durch einzelne Strahlen seines Genies ein für allemal lieb zu werden. Es war dennoch keine leichte Aufgabe, gerade aus Baader eine passende Auswahl zu treffen. Der Herausgeber hat sie mit großer Geschicklichkeit und Umsicht gelöst. Er hat eine ganz eigenthümliche, neu erfundene Spectralanalyse in Anwendung gebracht, um in das fluctuirende Lichtmeer seiner mystisch-theosophischen Sonne einzudringen, ihre Strahlen zu ordnen, uns über die Oberfläche, die Tiefen und Höhen, die Atmosphäre und den innersten Kern derselben zu unterrichten, und das Ganze, trotz seiner oft räthselhaften Dunkelheiten, als einen selbständigen Kosmos von staunenswerthem Umfang und Inhalt nachzuweisen. Der Haupttitel: „Weltalter", wie glücklich er auch ist, befremdet zuerst. Die meisten werden dabei an Schelling denken. Wir deuten diese Ueberschrift so: der sich bildende Mensch, auch der Denker, macht in seiner Entwickelung immer wieder auch für sich die entsprechenden Perioden durch, welche die Menschheit zurücklegt, ja denen die Erde, vielleicht die ganze Sinnenwelt in ihrem Werden unterworfen sind. So hat auch die intelligente Individualität ihre Weltalter. Der Herausgeber bezeichnet die Aufeinanderfolge dieser Stadien für den Bildungsgang Baader's und seiner Productionen als: „Selbstbildung", „Glaube und Wissenschaft", „Gott", „Die Weltschöpfung", „Welterlösung", „Weltvollendung".

Alle diese Abschnitte und Metamorphosen entsenden nun ihre Lichtstrahlen. Wie belehrend, aufhellend, anregend, sogar unterhaltend diese Wanderung mit einem der originellsten und schärfsten Denker aller Zeiten für den empfänglichen Leser sein muß, wird jeder schon von vornherein vermuthen. Welch unerschöpfliche Mannichfaltigkeit des menschlichen Erfahrens, äußern und innern Erlebens eröffnet sich! Schon wenn man vergleicht, schon wenn man an seine eigenen Bildungsphasen zurückdenkt. Trifft jeder selbständige Leser in diesen Aussprüchen Baader's gewiß auch vieles, was er nicht erwartet, um so wohlthuender. Es schnellt ihn zu neuen Anschauungen empor, es fordert ihn zur Opposition auf, es bestärkt ihn in seinen Ueberzeugungen; sicher aber wird er — wir bürgen dafür — auch nie geahnte Eroberungen machen; er wird den Kampf, in den er sich einließ, segnen, er wird auch seinerseits den Krieg in die Oeffentlichkeit der Gegenwart hinüberführen helfen. Philosophen, Theologen, Naturforscher, Staatsmänner, aber auch Dichter, Künstler, vor allem freilich Religiöse werden hier Schätze des Geistes finden, die sich ihnen unendlich verwerthen.

Um aus der Ideenregion obigen Buchs schon hier unsern Lesern einige Schlaglichter herüberzuleiten, seien einige Stellen citirt. Denen, die so gar keinen Unterschied der Geister in Anschlag bringen, sagt Baader einmal:

In einem Tischgespräch mit einem Genie kannst du mehr lernen als in einem Dutzend von Collegien der akademischen Magnificenz. Das Genie ist ein Stahl, der aus dir Funken schlägt, aber freilich aus Leimen springt kein Funken, wol aber aus hellem Kiesel, und in jenem Falle lag es wenigstens nicht am Stahle.

Wer würde das schneller unterschrieben haben als der alte Kant, auf dessen Tafel auch nicht blos Weine funkelten, sondern die auch Geister ersten Rangs erleuchteten. Und wie dachte unser Philosoph und Theosoph über den Fortschritt?

Stagnation ist in aller Natur der Anfang des Verderbnisses. Auch das reinste Wasser fault, wenn nicht frische Luftwogen kommen, die es rütteln und aus der trägen Ruhe wecken.

Und wie denkt er speciell über den Menschen?

Der Mensch trägt das Samenkorn des Lichts und der Wahrheit in sich selbst. Aeußert er eine Thätigkeit, so muß er das Vermögen dazu in sich selbst haben, und dieses Vermögen kann ihm nicht durch die Sensationen kommen. Hier gilt, daß nur der Sprechende hört, nur der Bewegende empfindet. Locke sah lauter Peripherien und keine Centra.

Und wie man die Zeit zu Gunsten der Freiheit auskaufen soll:

Nirgends gilt mehr als hier, daß nur der Sklave den Despoten macht, und daß jede Despotie auf und über der Erde in demselben Moment verschwände, in welchem der Sklavensinn auf ihr verschwände. Einen solchen feigen Sklavensinn äußert nun der dieser äußern Welt lebende Mensch am deutlichsten dadurch, daß er nicht die Zeit und das Zeitliche bemeisternd sich über der Zeit zu erhalten strebt, sondern seinen ganzen Lebensgenuß darin sucht, daß er sich, so viel er nur kann, selbst unter der Zeit und dem Zeitlichen niederhält.

Franz von Baader's System wird eine große Zukunft haben. Den Außerordentlichen in ihm erkannten bereits: Schelling, Hegel, Goethe, Varnhagen, Rahel und unzählige andere. Dank dem tiefsten Kenner Baader's und Herausgeber seiner sämmtlichen Schriften, daß er denen, die noch draußen stehen, den Weg beleuchtet, der in das Heiligthum führt! Niemand lasse das ausgezeichnete Vorwort Franz Hoffmann's zu diesem Buche ungelesen, ein Wort, welches auch auf den dringenden Kampf der Geister hindeutet, der sicher bis zum Ende unsers Jahrhunderts reichen wird, aber Herrliches verheißt. **Alexander Jung.**

Zur Frauenfrage.

Die „Frauenfrage", die am Anfang der dreißiger Jahre, zur Zeit der George Sand und der jungdeutschen Schriftsteller auf der Tagesordnung stand und längere Zeit wegen der dringendern politischen Kümmernisse der Nation abgesetzt war, tritt jetzt wieder in den Vordergrund des Interesses. Freilich wird sie jetzt mehr von ihrer praktischen Seite aufgefaßt. Während damals Emancipation der Frauen und Emancipation des Fleisches fast gleichbedeutend war, spielt die letztere jetzt gar keine Rolle mehr unter den zukunftsvollen Thesen der Reformprophetinnen. Auch hat es damit nicht Noth, seitdem die Offenbachiaden und die Feenstücke des Châtelet-Theaters auf deutschen Bühnen die Praxis der Emancipation des Fleisches mit einer früher nicht gekannten Glorie bekleiden. Und wozu noch eine Frage in ein anderes Licht rücken, die längst aufgehört hat eine Frage zu sein, nachdem sie

von Magnesia- und elektrischem Licht mit einer mehr als olympischen Klarheit beleuchtet worden ist? Dagegen werden die Rechte der Frauen, namentlich das Recht auf Arbeit, mit einem Eifer vertreten, der schon praktische Resultate erzielt hat.

Ein sehr gewichtiger Vorkämpfer ist diesen Bestrebungen in einem englischen Philosophen erwachsen, der an das Problem der Stellung der Frauen mit einer nüchternen Logik herantritt. Klar, fest, ohne Zagen zieht derselbe alle Consequenzen, die sich aus seinem Grundsatze der Gleichberechtigung beider Geschlechter ergeben; das Abenteuerliche selbst erscheint in so ruhiger Fassung, daß der Sinn der feindlich abgewandten principiellen Gegner wenigstens so weit gewonnen wird, um der logischen Beweisführung Gehör zu schenken. Wir meinen die folgende Schrift:

1. Die Hörigkeit der Frau von John Stuart Mill. Aus dem Englischen übersetzt von Jenny Hirsch. Berlin, Berggold. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Die These des Philosophen geht schon aus dem Titel des Werks hervor; sie lautet sehr einfach: Unsere Frauen sind Sklavinnen; sie theilen das Los der Sklaven des Alterthums und der Südstaaten; doch dieser Zustand der Hörigkeit muß aufhören und einem Zustand der Gleichberechtigung Platz machen. Wenn nun aus den gebildeten Kreisen heraus dem Verfasser entgegnet wird, daß dies thatsächlich nicht der Fall sei, und wenn zum Beweis dafür Beispiele aus diesen Kreisen angeführt werden, so hält sich John Stuart Mill zwar nicht beide Ohren zu, er nickt sogar beistimmend, indem er die Thatsachen zugibt, aber aus denselben für sich selbst Kapital schlägt. Die Bildung mag die gesetzlich bestehende Ungleichheit und Ungerechtigkeit in den Fällen einer harmonischen Ehe ausgleichen; aber sie kann damit die Thatsache nicht aufheben, ja diese tritt um so greller und schreiender hervor, wenn jenen harmonischen Verhältnissen andere gegenübertreten, in denen die Brutalität des Mannes unter dem Schutz der Gesetze die Frau mishandelt.

Nun gibt es zwar noch einen dritten Fall, der sich nicht beiseiteschieben läßt, da er sich uns im Leben allzu oft aufdrängt, eine Variante, welche in die Casuistik John Stuart Mill's nicht passen will, mit der er sich aber wohl oder übel abfinden muß! Wie nun, wenn trotz aller gesetzlichen Ungleichheit die Frau den Pantoffel schwingt und ihren Mann wie einen Sklaven behandelt? Mill sieht hierin nur einen Act der Selbstvertheidigung:

Ich gebe sehr gern zu, daß die Frau, wenn sie auch keinen offenen Widerstand zu leisten vermag, doch Wiedervergeltung üben und dem Manne das Leben unsaglich verbittern kann, und auf diese Weise die Macht hat, vieles durchzusetzen, was sie will, und vieles zu hintertreiben, was sie nicht will. Diese Art der Selbstvertheidigung hat jedoch den großen Fehler, daß sie meistens nur gegen die am allerwenigsten tyrannischen Oberhäupter und zu Gunsten der ihrer am wenigsten bedürftigen Untergebenen angewendet wird. Es sind dies die Waffen eigensinniger und unverträglicher Frauen, solcher, die, wenn sie die Macht hätten, davon den übelsten Gebrauch machen würden, und die sie jedesmal zu einem bösen Zwecke in Bewegung setzen. Die liebenswürdigen, freundlichen Frauen können eine solche Waffe nicht gebrauchen, die hochgesinnten verachten sie. Von der andern Seite sind diejenigen Männer, gegen die sie am häufigsten und mit dem meisten Erfolge angewendet wird, die sanftern und harmlosern, Männer, die, selbst wenn man sie provocirt, nicht zu einer rauhen Anwendung ihrer Autorität zu verleiten sind. Die Macht der Frau, unangenehm und unliebenswürdig zu sein, führt gewöhnlich nur eine Gegentyrannin ein und macht hauptsächlich solche Männer zu Opfern, die am wenigsten geneigt sind, den Tyrannen zu spielen.

Daß die Frauen unter Umständen großen Einfluß auf den Mann und eine Macht über ihn gewinnen, gibt Mill bereitwillig zu; doch meint er, daß Macht weder in Angelegenheiten der Familie noch in denen des Staats ein Ersatz für Freiheit sei. Man wird wol aber nicht behaupten können, daß die Unterdrückten im Staate jemals die „Macht" besäßen. „Macht" ist Freiheit, zum mindesten die Freiheit, seine Elnbogen zu brauchen, eine sehr schätzbare Freiheit, „die viele andere in sich schließt". Wir sehen hier unsern Logiker sich auf jener abschüssigen Fläche bewegen, die zur Sophistik führt. Auch ist es ja keineswegs immer Selbstvertheidigung, was dem Weibe den Pantoffel in die Hand drückt, sondern ebenso oft die reine Freude an der Herrschaft, welche manchen weiblichen Seelen nicht minder eingeboren ist als den geistesverwandten männlichen. Holt doch der Verfasser selbst einen Beweisgrund für die Gleichberechtigung der Frau aus der Geschichte her, indem er nachweist, welches Talent viele Frauen für Regierung großer Länder an den Tag gelegt haben. Wenn also den Frauen das Herrschertalent im Blute liegt, so werden sie auch im Familienkreise das Herrscherscepter mit Kraft zu schwingen wissen, wenn der beschränkte Unterthanenverstand des Gatten oder seine christliche Demuth sie dazu herausfordern.

John Stuart Mill verlangt zunächst in der Ehe Gleichberechtigung und vergleicht sie mit einem Compagniegeschäft, in welchem ebenfalls beide Socii das gleiche Stimmrecht haben, keiner befiehlt und keiner gehorcht; dann verlangt er, daß die Frau ein Recht auf ihr Eigenthum habe, daß ihr ererbtes oder erworbenes Vermögen ihr ebenso gut nach der Heirath wie vor derselben gehören soll. Gegen die Gütergemeinschaft an und für sich hat er keine Einwendungen, vorausgesetzt, dieselbe beruhe nicht auf dem Satze: „Was dein ist, ist mein; aber was mein ist, ist nicht dein!" Einer der wichtigsten Punkte ist der nächste, den Mill bespricht, die Zulassung der Frauen zu allen Aemtern und Beschäftigungen, die ihnen bisher als Monopol des stärkern Geschlechts vorenthalten wurden. Es ist dies dasselbe Postulat, welches die deutschen Frauenvereine mit der Formel: „Das Recht der Frauen auf Arbeit", auf ihre Fahne geschrieben haben, und es ist eins der vernünftigsten Postulate, indem in der That die Frauen hierin noch sehr eingeschränkt und ihnen eine Menge von Berufszweigen abgesperrt ist, zu denen sie zweifellos die Fähigkeit besitzen. Bei den Millionen von Frauen, die von der Ehe ausgeschlossen sind, erscheint dies als eine Frage von höchster Wichtigkeit, deren praktische Lösung auch in Deutschland von den Frauenvereinen eifrig angestrebt wird. Es gibt hierüber ja schon sehr fleißige statistische Arbeiten und Zusammenstellungen. Dennoch kommt es sehr auf den Standpunkt an, von dem aus man diese Frage aufwirft: man kann dies Recht der Frauen auf Arbeit als ein Palliativmittel für die Nothzustände der Gegenwart betrachten; man kann in der Arbeit der Frauen, in den der Häuslichkeit fernliegenden Fächern ihre Lebensaufgabe für

: Zukunft sehen. Wir stellen uns auf den ersten Stand-
ıkt, und indem wir alle derartige Bestrebungen als be-
jtigt und geboten ansehen, meinen wir doch, daß sie
tiefern Schaden der Gesellschaft nicht zu heilen ver-
gen, welcher darin liegt, daß so viele Frauen ihrem
hsten Beruf und dem aus demselben ersprießenden
ensglück entfremdet werden. Liegt doch jenen Tenden-
die Gefahr nahe, die Liebe zu einem gleichgültigen
:tor herabzusetzen. Daß die Geschlechtsliebe aber das
fen des Weibes in ganz anderm Maße ausfüllt, als
bei dem Mann der Fall ist, das sollte doch als eine
hrheit der Physiologie weder verschwiegen noch ge-
gnet werden. Eine Radicalcur dieser gesellschaftlichen
en müßte also an diejenigen Institutionen rühren, welche
geschlechtlichen Leben eine bestimmte Norm anweisen;
setzt eine große Revolution der Weltanschauung voraus,
sich vielleicht niemals, vielleicht erst im Laufe der
rhunderte vollziehen wird.

John Stuart Mill verlangt aber für die Frauen nicht
das Recht auf Arbeit, er verlangt auch für sie po-
che Rechte und öffentliche Aemter. Hierin geht Mill
weitesten von den Vorkämpfern der Frauenemancipa-
; es ist interessant, seine Gründe zu hören, um so
r, als er diese anscheinende Extravaganz mit der ge-
nlichen unerschütterlichen Ruhe behandelt:

Das Recht der Theilnahme an der Wahl solcher Personen,
n ein öffentliches Vertrauensamt übertragen wird, ist gänz-
verschieden von dem, sich um ein solches Amt bewerben zu
en. Könnten nur diejenigen für ein Parlamentsmitglied
men, welche selbst die erforderlichen Eigenschaften eines
didaten dafür besitzen, so würde die Regierungsform eine
ränkte Oligarchie sein. Der Besitz einer Stimme bei der
l derer, von denen man regiert wird, ist ein Mittel des
sschutzes, das jedem zustehen sollte, bliebe er auch für
:r von der Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen;
daß es Frauen nicht an den Fähigkeiten für die geeignete
übung dieses Rechts gebrechen kann, läßt sich doch, dächte
aus dem Umstande folgern, daß ihnen das Gesetz schon
das Wahlrecht in dem für sie allerwichtigsten Falle ge-
rt. Ist ja doch die Wahl des Mannes, der ihr ganzes
n lang über sie herrschen soll, wie man wenigstens anzu-
ren pflegt, in ihren freien Willen gestellt. Aufgabe jeder
itutionellen Verfassung ist es, das Recht der Wahl für alle
tlichen Vertrauensämter mit Gesetzen zu umgeben, welche
nöthigen Garantien und Beschränkungen bieten; aber es
rf für das weibliche Geschlecht durchaus keiner andern Vor-
maßregeln, als für das männliche geboten sind. Es gibt
den Schatten eines gerechten Grundes dafür, daß man
Frauen nicht unter denselben Bedingungen und innerhalb
lben Grenzen, wie man sie für die Männer aufgestellt,
Wahl zuläßt. Die Majorität der Frauen aus einer Klasse
)e in ihrer politischen Ansicht höchst wahrscheinlich nicht viel
der politischen Ansicht der Männer derselben Klasse ab-
)en, es sei denn, die Frage beträfe Dinge, in welchen das
reſſe der Frauen als solche besonders verflochten wäre. Gibt
ber solche Fälle, so bedürfen Frauen um so mehr des
mrechts, als der besten Garantie für eine gerechte und
rteiische Vertretung. Dies, dächte ich, müßte sogar denen
chten, welche sonst in keinem andern der von mir ver-
igten Punkte mit mir übereinstimmen. Wäre selbst jede
verheirathet und müßte jede Ehefrau eine Sklavin sein,
:dürften diese Sklavinnen ja um so mehr des gesetzlichen
tzes; und wir kennen den gesetzlichen Schutz, der den
ven durch Gesetze zutheil wird, die ihre Herren machen.
nun die Fähigkeit der Frauen anbetrifft, nicht allein das
lrecht auszuüben, sondern selbst Aemter zu verwalten oder
fszweigen obzuliegen, mit denen eine wichtige Verantwort-

lichkeit der Oeffentlichkeit gegenüber verbunden ist, so habe ich bereits bemerkt, daß diese Erwägung für die praktische Behandlung der vorliegenden Frage nicht wesentlich ist, da jede Frau, die in einem freien Gewerbe etwas leistet, dadurch den besten Beweis liefert, daß sie dafür qualificirt ist. Hinsichtlich der öffentlichen Aemter aber sind zwei Fälle möglich: entweder das politische System des Landes schließt unfähige Männer von ihnen aus, dann wird es mit unfähigen Frauen dasselbe thun; oder es läßt ohne Prüfung jeden Mann zu, dann wird der Umstand, daß die unbefähigte Person eine Frau statt eines Mannes ist, das Uebel nicht ärger machen. Sobald man daher zugeben muß, daß Frauen, und sollten dies auch nur wenige sein, für derartige Aemter die erforderlichen Eigenschaften besitzen, können die Gesetze, welche solchen Ausnahmen dazu den Zugang versperren, keine Rechtfertigung in den im allgemeinen über die Capacität der Frauen vorwaltenden Ansichten finden.

Mill schließt hieran längere Betrachtungen über die Fähigkeiten der Frauen. Er unterscheidet das, was die Frauen bisjetzt gewesen sind, von dem, was sie sein können und werden; er sucht die Einwürfe gegen die geringere Befähigung der Frau zum Theil auf physiologischer Basis zu widerlegen. Daraus, daß bisher keine Leistung ersten Rangs in Philosophie, Kunst oder Wissenschaft das Werk einer Frau sei, will er keine für die Zukunft gültigen Schlüsse machen. Es hat den Frauen nach seiner Ansicht bisher an Vorbereitungen, ja an Zeit gefehlt; sie haben für die Familie, für die Gesellschaft, für die Toilette sorgen müssen. Wenn sie in einzelnen Künsten, wie in der Musik, nichts geleistet haben, so liegt dies daran, weil sie in der Compositionslehre keinen Unterricht genießen wie die Männer. „Die einzige unter den schönen Künsten, der sich Frauen in ihrem ganzen Umfange als Beruf und einer Beschäftigung für das Leben widmen, ist die dramatische Kunst, und darin stehen ihre Leistungen anerkanntermaßen denen der Männer gleich, wenn sie letztere nicht noch übertreffen."

Im letzten Kapitel wirft Mill noch die Fragen auf:

Was haben wir von der für unsere Sitten und Einrichtungen vorgeschlagenen Veränderung Gutes zu erwarten? Würde es besser um die Menschheit stehen, wenn die Frauen frei wären? Und wenn dies nicht der Fall sein sollte, weshalb alsdann die Gemüther beunruhigen und im Namen eines abstracten Rechts den Versuch einer socialen Revolution machen?

Wie er diese Fragen beantwortet, darüber kann nach seinen frühern Deductionen kein Zweifel sein. Einen Hauptnachdruck legt er als echter Nationalökonom auch hier auf die Interessen des geistigen Nationalreichthums, indem er es scharf tadelt, daß die eine Hälfte dessen, was die Natur an individuellem Talent für Besorgung und Wahrnehmung menschlicher Angelegenheiten bietet, ungenutzt beiseitegelassen werde.

Jedenfalls ist den Rechten der Frauen in diesem unerschrockenen britischen Logiker ein starker Anwalt erstanden, den Rechten politischer, nationalökonomischer, juristischer Art — von denen freilich die Rechte des Herzens und der Natur noch sehr verschieden sind.

2. Zur rechtlichen Stellung der Frauen von Ludwig Wachler. Breslau, Maruschke und Berendt. 1869. Gr. 8. 6 Ngr.

In John Stuart Mill's Schrift findet sich mehr Declamatorisches, als man von einem nüchternen englischen Logiker erwarten sollte. Der kleinen Schrift von

Ludwig Wachler dagegen muß man das vollkommen Sachgemäße der Darstellung nachrühmen. Und in der That geben wir ihr den Vorzug vor sehr umfangreichen Werken, in denen die Declamation überwiegt. Sie ist mit das Inhaltvollste, was über die Frauenfrage bisher veröffentlicht worden ist, indem sie eine Seite derselben, die juristische, erschöpfend behandelt. Wachler lehnt sich, nach einer längern geschichtlichen Einleitung, vorzugsweise an die preußische Gesetzgebung an. Während im Allgemeinen Landrecht die principielle Gleichstellung beider Geschlechter ausgesprochen ist und der Artikel 4 der Verfassungsurkunde alle Preußen für gleich vor dem Gesetz erklärt, ist jenes Princip vielfach durch gesetzliche Ausnahmen durchlöchert worden, und es fehlt noch viel daran, daß dieser Artikel der Verfassungsurkunde vollkommen verwirklicht sei. In privatrechtlicher Hinsicht finden noch große Rechtsanomalien statt. Die Frauensperson muß bei Uebernehmung von Bürgschaften, bei ihrem Eintritt in fremde Schuldverbindlichkeit jedesmal gerichtlich über die Wirkungen und Folgen bedeutet und verwarnt werden. Ehefrauen muß bei gemeinsamen Hypothekbestellungen oder Kaufverträgen mit ihrem Manne noch ein rechtskundiger Beistand zugeordnet werden. Ueber die Einschränkungen, welche die Frau in Bezug auf ihr Vermögen und auf ihre Rechtsverhältnisse überhaupt durch die Ehegesetzgebung erfährt, gibt Wachler eingehende Auskunft; er erklärt sich gegen dieselben und nennt namentlich das Verwaltungs- und Nutznießungsrecht des Ehemanns an dem eingebrachten Vermögen der Frau eine Eigenthumsentziehung, die in dem Unterschiede der Geschlechter keine Basis findet. Er weist fernerhin ähnliche Beschränkungen der Frauen den Männern gegenüber nach in Bezug auf das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern und zu dem Vormundschaftsrecht. Außerdem hebt er die Zurücksetzung der Frauen in Bezug auf adeliche Familienrechte hervor, die Bestimmung, daß beim Erlöschen des Mannsstammes das Fideicommiß ein freies Vermögen des letzten Besitzers wird und die weiblichen Mitglieder der Familie das Näherrecht nicht ausüben dürfen, daß adeliche Personen weiblichen Geschlechts, gegen die ausdrückliche Bestimmung des Artikels 4 der Verfassung, die persönlichen Vorrechte verlieren, wenn sie durch Verheirathung mit einem Unadelichen ihren Geschlechtsnamen ändern u. dgl. m.

Das Schriftchen von Wachler ist durchaus empfehlenswerth; es weist auf gesetzliche Bestimmungen hin, welche die Rechte der Frau beeinträchtigen und sich außerdem neben den Principien unserer Verfassung als Inconsequenzen behauptet haben. Hier dürfte der gesetzgebenden Initiative eine lösbare Aufgabe gestellt sein.

3. Die socialen Reformbestrebungen unserer Frauen. Entwurf zu einem Programm für Frauenvereine übersichtlich dargestellt von Minna Pinoff. Breslau, Maruschke und Berendt. 1868. 8. 6 Ngr.

Minna Pinoff zeichnet sich durch die praktische Tüchtigkeit ihrer Vorschläge und durch die gediegene geistige Basis, auf welche sie den Fortschritt der Frauen stellt, vor vielen gleichstrebenden Genossinnen aus. Auch der vorliegende Entwurf ist durchaus sachlich gehalten. Sie fragt nach den nächsten Zwecken, welche Frauen in vereinter Wirksamkeit zur Lösung der socialen Reformaufgaben der Frauen zu verfolgen haben, und gliedert dieselben nach zwei Seiten hin:

Nach der einen Seite werden die Frauenvereine zur directen Lösung der Arbeitsfrage der Frauen beitragen und somit die Erwerbsfähigkeit unter den Frauen durch entsprechende Mittel zu fördern suchen. Als die hierzu nothwendig zu verfolgenden Ziele werden erachtet: Erweiterung des Arbeitsgebiets der Frau, Sicherung einer freien gewerblichen Thätigkeit für die Frau, Bereitung eines auf genossenschaftlichen Principien beruhenden wirthschaftlichen Bodens für die Frauenarbeit. — Nach der andern Seite hin werden die Frauenvereine eintreten für die gemeinnützigen Zwecke der Gesellschaft und dazu in erster Reihe die Volkserziehung sich zu ihrer besondern Aufgabe machen. Eine wohlgeordnete Volksgesundheitspflege auf diätetischem Wege einzuführen, sowie die Erziehung der Kinder des Volks zur Arbeit auf vernunftgemäßem Wege anzustreben, sei die Aufgabe der Vereine. Nach beiden Richtungen hin wird es ihnen gelingen, mit diesen Mitteln Wohlstand und Sittlichkeit im Volke fördern zu helfen.

Zur Förderung der Erwerbsfähigkeit sollen dienen: die Errichtung von Erwerbsschulen, die Begründung von Erwerbsstätten zu genossenschaftlicher Arbeit, die Begründung von Centralstellen für Frauenarbeit, die Vermittelung derselben. In Betreff der Volkserziehung sollen die Frauen die Kostkinderpflegestätten und Krippen, die Volkskindergärten, Volksküchen und Waschanstalten besonders ins Auge fassen, dann für die sittliche und geistige Fortbildung der weiblichen Jugend sorgen. Minna Pinoff legt großen Werth auf gründliche Erziehung, auf die hohen Fortbildungsanstalten und Lehrstätten; sie spricht von Gewerbeschulen, behufs der Vorbildung für gewerbliche und kunstgewerbliche Zwecke, von Kunstschulen behufs der Ausbildung für die schönen Künste, von Oekonomie- und Handelsschulen; ja wir wissen aus frühern Schriften der Verfasserin, daß sie nicht einmal gesonnen ist, den Mädchen das Latein zu schenken.

Gelingt es indeß derselben, diese theoretischen Vorschläge praktisch zu verwirklichen und ein Netz derartiger Organisationen über Deutschland auszuspannen, so dürfte man ihr den Namen eines weiblichen Schulze-Delitzsch nicht streitig machen.

4. Zur Frauenfrage. Von der Verfasserin des Album einer Frau. Ein neues Kapitel für die dritte Auflage des Album einer Frau. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 15 Ngr.

Die Verfasserin braut im Grunde „ein Ragout aus anderer Schmaus"; aber die Sauce, die sie aus eigenen Mitteln dazugibt, ist durchaus nicht unschmackhaft, wie überhaupt die Schrift ganz geeignet scheint, ein Bild der geistigen Bewegung auf diesem Gebiet zu geben, indem sie aus den Schriften von Minna Pinoff, Holtzendorff, Virchow, Richter, Bormann eine Menge tonangebender Aeußerungen mittheilt, die sie durch eigene ablehnende oder zustimmende Bemerkungen erläutert. Die Verfasserin spricht zuerst über gebildete deutsche Frauen ohne Stellung und Nahrung, dann über die Befähigung des weiblichen Geschlechts zum Lehramt in öffentlichen Töchterschulen, über die gewerbliche Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, über die Erziehung des weiblichen Geschlechts zur Erwerbsfähigkeit, am Schluß über die Bewahrung weiblicher Natur und Bildung sowie des innern Berufskreises der deutschen Frau. Im Vordergrund der Schrift steht, wie wir sehen, die Frage von der Erwerbsfähigkeit

Frauen, welche ja auch von tüchtigen Männern wie
e und Holtzendorff nicht nur mit eingehender Würdi-
g behandelt, sondern zum Theil auch durch praktische
eine der Lösung nahegebracht ist. Unsere Verfasserin
t ihre praktische Richtung namentlich durch Empfeh-
l einzelner Institute, wie des Clement'schen Handels-
Gewerbeinstituts für erwachsene Töchter in Berlin.
In Bezug auf die allgemeine Bildung der Frauen
jt die Verfasserin etwas geringere Ansprüche als Minna
off und hält namentlich das Lateinische für überflüssig.
warnt vor Gedächtnißüberladung, namentlich auch
dem Felde der Religion, und führt an, daß es bei
Examen der jungen Lehrerinnen in Preußen nöthig
soll, außer der Kenntniß der Religions- und Kirchen-
, sowie der allgemeinen der Bibel und des Katechis-
, mindestens 30 Gesänge, ferner die sonntäglichen
ngelien und die ersten Kapitel des ersten Buches Mosis
oendig zu wissen! Erfreulich ist es, daß die Verfasserin
Weiblichkeit und Häuslichkeit betont, die mit allen
erungen der Cultur in Einklang bleiben soll. Frei-
ein weiblicher Post- und Telegraphenbeamter wird
die Häuslichkeit wenig Zeit und Sinn haben. Wenn
Frauen derartige Erwerbszweige ergreifen, so ist es
nur der Kampf um die Existenz, der sie dazu treibt,
Nöthigung der jetzigen Verhältnisse. Daß sie damit
e ihre weibliche Mission erfüllen, wird wol niemand
apten. Sie verzichten eben auf Liebe und Häuslich-
wie die Nonnen in den Klöstern darauf verzichtet
n. Wir bekennen aufrichtig, daß wir die meisten
so eifrig angestrebten Stellungen immer von dem
schen Widerspruch der Natur bedroht sehen, sobald
Weib auch die Mission seines geschlechtlichen Lebens
gzeitig erfüllen will. Ihre Krisen würden amtliche
ungen rasch gefährden, wenn sie da zum Ausbruch
ten dürften. Etwas von dem Duft der Weiblichkeit
bei den meisten praktischen Thätigkeiten abgestreift
en. Wir wiederholen, ein harmonisches Dasein für
Frau läßt sich aber nur schaffen, wenn auch die
rderungen der geschlechtlichen Sphäre in einer be-
genden Weise in Einklang mit den Satzungen und
igungen der Gesellschaft gebracht werden. Die Ver-
in meint zwar:

Sobald weder die Töchter noch die Mütter für ihre Töch-
ch dem Versorger im Manne ängstlich auszusehen brauchen,
die Persönlichkeit desselben, werden seine Eigenschaften,
Gesinnungen von ihnen einer strengern Prüfung unter-
n werden. Die Frauen werden wirklich wählen können;
che Würde und mütterliche Würde wird dem Manne gegen-
ehen, und nicht der Brotstelle, sondern dem männlichen
wird er das Jawort zu danken haben. Mit diesem Werth
er also werben müssen.

Der Schiller'sche Spruch: „Der Wahn ist kurz, die
ist lang", werde also in solcher Weise zu nichte wer-
Wir meinen indeß, daß ein langes Auswählen auch
ter „bessern Welt", wo die Frauenarbeit organisirt
ine Gefahren mit sich bringen dürfte.

5. An die denkenden deutschen Frauen von Elise von Asztalos. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Diese Schrift beschäftigt sich weniger mit der Frauenfrage, als daß sie im Geist der Frauen aufzuräumen und namentlich alle materialistischen Anschauungen, die sich dort einnisten könnten, aus dem Wege zu räumen sucht. Die Verfasserin zeigt sich, wo sie selbst spricht, als begeisterte Idealistin oder, wie sie es nennt, Spiritualistin. Sie sagt in der Vorrede:

Menschenveredlung ist die mächtigste Triebfeder des Fortschrittes; diesen zu fördern liegt vor allem in euern Händen, ihr Frauen und Mütter, die ihr, wie M. de Staël sagt, dem Vaterlande des Gedankens angehört und die Werke großer Denker zu würdigen wißt. Durch den Einfluß ihrer Schriften, sagt eine warme Vertreterin des Fortschritts („Album einer Frau"), hat unser Empfinden erst Gestalt gewonnen; ihre tiefen Gedanken, weil sie eben ein Ausfluß der ewigen Wahrheit sind, haben dem unruhigen Wogen und Streben des Frauenherzens Ruhe gegeben und ihm Kraft verliehen, das Bessere anzustreben, sodaß die Frauen, durchdrungen von der Erkenntniß ihrer Mission, nicht mehr Opfer der Mode und der Zerstreuungen sein mögen, sondern als Priesterinnen am Altare vor ihrer Aufgabe stehen, willig und freudig darbringend was ihre Bestimmung als ein göttlicher Auftrag von ihnen fordert.

Im ganzen aber spricht die Verfasserin wenig selbst; sie läßt die Denker und Dichter aller Zeiten sprechen, tapezirt ihren Originaltext mit Citaten aus, sodaß das Werk als eine Anthologie erscheint, ganz abgesehen von dem Anhang, der sich direct als solche gibt. Die Belesenheit der Verfasserin ist erstaunlich; wir brauchen zum Beweis nur die Autoren anzuführen, die von ihr in bunter Reihe zu Hülfe gerufen werden: Goethe, Schiller, Jean Paul, Byron, Schleiden, Seinecke, Necker de Saussure, H. Klencke, Fichte, Bechstein, Hölderlin, Oersted, K. Burdach, Schreiber, Gutzkow, Diesterweg, A. Ruge, Kinkel, Tiedge, F. H. Jacobi, Herder, Schefer, Harro Harring, Rückert, H. von Schubert, Friedrich Halm, Geibel, Zschokke, Carus, J. F. Fries, Schleiermacher, Ennemoser, Feuchtersleben, Heine, Hegel, Chateaubriand, Novalis, Otto Ule, Pfau, Alexander von Humboldt, Hamann, Feodor Wehl, Lamartine u. a.

6. Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen von F. Arndt. Mit einem Porträt der Prinzessin Wilhelm von Preußen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1868. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift enthält Biographien der Königin Luise, der Prinzessin Wilhelm von Preußen, der Fürstin Luise Radziwill, der Gräfin Elise Ahlefeldt (ohne Rücksichtnahme auf ihre Biographie nach den Befreiungskriegen), der Eleonore Prochaska, der Sophie Dorothea Krüger, Johanna Steger u. a. Die letztern drei zeigen uns tapfere Frauen, welche die Kriege mitmachten und das „Recht auf Arbeit" ausdehnten auf die militärische Blutarbeit, die bisher in den „Freien Bahnen" nicht mit vertreten ist. Doch auch die Heldinnen in friedlicher Thätigkeit, geistreich thätige Frauen und die Frauen des Luisenordens werden als Vorbilder für die Jetztzeit in ihrem Wirken geschildert. **Rudolf Gottschall.**

Ein Prachtwerk über die Balearen.

Die Balearen. In Wort und Bild geschildert. Erster Band. Die alten Pityusen. Leipzig, Brockhaus. 1869. Folio.

Ein Liederbuch der Natur — die Natur, wie sie sich selbst besungen, in Bildern, die zu den Augen sprechen, und treuer und wärmer ist sie selten besungen, als auf diesen funfzig Tafeln Farbendruck, die von anerkannten Künstlern nach den Originalaufnahmen des Verfassers und unter seiner Oberleitung ausgeführt sind. Jeder, der die labende Luft des Südens getrunken, wird unter diesen wunderbar aufgefaßten und wunderbar wiedergegebenen Farbentönen ein Meer längst vielleicht verschollener, aber jetzt plötzlich neu erweckter Erinnerungen heranschwellen fühlen; stundenlang könnte man in diese Ansichten und Aussichten hineinblicken, immer wieder treibt es, ihre Seiten vor sich aufzuschlagen. Was ist das Fesselnde, das Magische auf Tafel XXXVIII, die Anziehungskraft, „die an Sinnesberauschung grenzt", wie es der Verfasser selbst ausdrückt? Erklärbar aus den einzelnen Pinselstrichen sind solche Zauberketten nicht, aber jeder Reisende, den sie umstricken, fühlt ihre Macht intuitiv, wenn er aller jener Abende gedenkt, wo er in ähnlicher Weise auf ähnlicher Höhe stand, auf ähnliche Meeresfläche hinausblickend. Der Zauber dieser an sich so einfachen Bilder liegt in ihrer treuen Wahrheit; sie spiegeln die Natur wie sie ist, und vollendeter wird sie niemand geben können noch wollen.

Der vorliegende erste Band beschäftigt sich mit den Pityusen, Ibiza und Formentera; weitere Bände werden die übrigen Balearen behandeln. Das enge Terrain, das zum Gegenstande der Untersuchungen gewählt wurde, ist nach allen Seiten durchforscht, geologisch, botanisch, zoologisch, und vornehmlich auch in den menschlichen Bewohnern. Ueberall tritt uns in den Schilderungen dasselbe Verständniß für das Natürliche, dieselbe ungeschminkte Auffassung der Umgebung entgegen wie in den Bildern (außer 50 Tafeln in Farbendruck enthält dieser Band noch 2 Tafeln in Holzschnitt und 40 in den Text gedruckte Holzschnitte). Der Verfasser besitzt jene empfängliche Künstlerbegabung, der sich die Natur in unverhüllter Schöne dahingibt, lieblich und rein wie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen. Die literarische Behandlung bietet deshalb eine einfach unverfälschte Speise, die dem gesunden Sinn weit besser zusagen wird als die gewürzten Ragouts geistreich raisonnirender Touristen. So sehr sich der Verfasser inmitten des von ihm beobachteten Volks bewegt, so bewahrt sein Urtheil doch einen Standpunkt unbetheiligter Objectivität, die, von den Mistönen des einzelnen unberührt, dadurch nicht verstimmt wird und uns deshalb in der Totalauffassung einen harmonischen Abriß gewährt.

Das Stillleben der Insulaner in diesem abgelegenen Winkel Europas gewinnt einen doppelten Reiz, wenn es hier und da mit den unruhigen Figuren der spanischen Verbannten contrastirt, die in der schmuzigen Fonda nur ungeduldig auf das langsame Postdampfschiff und seine Zeitungen warten, durch politischen Parteieifer kalt und blind für die anmuthigen Schönheiten, die sie umgeben.

Möchte der Verfasser, dessen Name leider verschwiegen bleibt, in einer weniger kostbaren Ausgabe sein Prachtwerk (das nicht in den Buchhandel gekommen ist) auch weiteren Kreisen zugänglich machen, und so noch viele mit den reichen Schätzen beschenken, die er von seiner Erholungsreise zurückgebracht hat!

Eine eingehendere Besprechung des Inhalts behalten wir uns bis zum Erscheinen der Fortsetzung vor.

Feuilleton.

Heinrich Koenig.

Am 23. September starb in Wiesbaden der Nestor der deutschen Romanschriftsteller, **Heinrich Koenig**, nachdem ein bei weitem jüngerer, in der Romanliteratur bekannter Namensvetter, Theodor König, ein Autor von nicht unbedeutendem, aber ungeläutertem Talent, der in Löwen in Schlesien lebte, dort bereits im vorigen Jahre verstorben ist. Heinrich Koenig hat das hohe Alter von fast 80 Jahren erreicht, ein Beweis, daß auch die moderne Romanproduction nicht die Kräfte frühzeitig aufzehrt. Freilich hatte Koenig sich stets einer maßvollen Production befleißigt und nicht alljährlich, wie es gegenwärtig Mode geworden ist, mehrere mehrbändige Romane vom Stapel laufen lassen.

Heinrich Koenig war am 19. März 1790 zu Fulda geboren. Sein Jugendleben hat er uns selbst in anziehender Weise geschildert in dem Werke: „Auch eine Jugend" (Leipzig 1852), welchem sich später als autobiographische Fortsetzung „Ein Stillleben" (Leipzig 1861) anschloß. Die Erinnerungen an die französische Herrschaft in Kurhessen waren mit denen seiner Kindheit und Jugend verknüpft, und diese Anregungen lassen sich in seinen Hauptwerken verfolgen. Im Jahre 1816 trat Koenig in den kurhessischen Staatsdienst, doch als Vertreter einer freien politischen und geistigen Richtung konnte er sich in den Zwangsfesseln desselben nicht wohl fühlen. Conflicte konnten nicht ausbleiben, um so weniger, je mehr die politische Bewegung in Deutschland Boden gewann und die Verfassungsfragen in den Vordergrund traten. Koenig war selbst Abgeordneter in der kurhessischen Kammer, gehörte der Opposition an und opferte seine Ueberzeugung nicht den Anforderungen seiner Beamtenstellung. Seine Muße benutzte er zur Abfassung von Romanen, von denen gleich der erste: „Die hohe Braut" (2 Bde., Leipzig 1833), allgemeine Theilnahme erregte. Der Einbruch der französischen Revolution in die feudalen Zustände Oberitaliens bildete den bewegten Hintergrund des Gemäldes, ebenso wie später in den „Clubisten in Mainz" (3 Thle., Leipzig 1847) der Einbruch der französisch-revolutionären Propaganda in die deutsche Grenzfestung Mainz und in das geistliche Zopfwesen des kurfürstlichen Hofs mit lebendigen Farben geschildert wurde und einen gestaltenreichen Hintergrund hergab für die interessante Persönlichkeit Georg Forster's, der, von vielen als Vaterlandsverräther gebrandmarkt, von Koenig mit besonderer Liebe, auch in einer selbständigen Biographie („Haus und Welt", 2 Bde., Braunschweig 1852) charakterisirt wurde. Von seinen übrigen Romanen, von denen wir noch die „Waldenser" und „König Jérôme's Carneval", eine vielfach auf eigenen Anschauungen und privaten Ueberlieferungen ruhende Dichtung aus der Zeit der Napoleonischen Herrschaft in Kassel, erwähnen, nimmt sein Roman: „William's Dichten und Trachten" (2 Bde., Hanau 1859) wol durch geistreiche Erfindung und poetische Ausführung den ersten Rang ein. Alle diese Romane zeichnen sich, bei

r oft sehr ins Breite gehenden, aber doch dem epischen Stil prechenden Behandlung, durch Klarheit der Schilderung und Gedanken und durch einen Reiz plastischen Behagens aus, wir in vielen überstürzten Romanschöpfungen der Neuzeit nissen. Seine spätern mehr novellistischen Schriften sind t frei von einer gewissen verschnörkelten Manier und von Vorliebe für das psychologisch Gewagte, haben aber noch meisten Vorzüge der frühern Dichtung bewahrt.

Im Jahre 1847 ließ Koenig sich pensioniren und lebte em in Hanau, zuletzt in Wiesbaden. Seine Gattin, geb. ler, verlor er in diesem Sommer durch den Tod. Er selbst) bis zum letzten Augenblicke ein tüchtiger Patriot, der auch jüngsten politischen Ereignissen warme Theilnahme schenkte. r beherzigenswerth sind die Worte, die er seinem letzten nan: „Eine pyrmonter Nachcur" (Leipzig 1869), vorchickt, indem er seine eigenen Beziehungen zu dem politi- Entwickelungsgange Deutschlands erwähnt: „Nicht Geringfehlt noch zur Bildung einer deutschen Einheit — selbst seiten der Macht, die so große Verheißung für sich hat. sind aber nicht widerwillige oder abgeneigte Gegner, es sind de die hoffnungsvollen Freunde Preußens, die sich in der ze zusammenfinden. Dieses Preußen, das nun so mächtig Welt gegenübersteht, wird es denn nicht endlich den Muth u, auch groß in den Augen einer edeln gebildeten Nation rscheinen? Groß im Innern durch gesetzliche Anerkennung r Bewegung im Staats- und Kirchenleben, wie im Be e der Wissenschaft mit unabhängiger Schule?" Und, fügen hinzu, der Literatur, der Dichtkunst, des Theaters!

---

moderne und akademische Richtung im deutschen Drama.

Ueber diese in d. Bl. vielfach erörterte Frage veröffentlicht ſtav Hauff in dem eben erschienenen vierten Hefte des ndvierzigsten Bandes des „Archiv für das Studium der neuern achen und Literaturen", von L. Herrig herausgegeben, sehr lesens- und beherzigenswerthe Abhandlung. Sie knüpft chst an eine vom Herausgeber d. Bl. (Nr. 4 und 5 f. 1867) Gelegenheit seiner Beurtheilung der Lindner'schen Tragödie utus und Collatinus" angeführte Stelle aus Vischer's ſthetik" an, und untersucht dann, inwiefern die Dramen rer zweiten classischen Literaturperiode der einen oder der rn der genannten Richtungen huldigen. Es unterlaufen dabei reffliche von Kühnheit des Urtheils zeugende Bemerkungen Lessing's „Nathan" und andere Schöpfungen unserer ter, denen er übrigens, hierin Rümelin's Ansicht theilend, htere Würdigung angedeihen läßt als unser großer Literarciker Gervinus. Von Rümelin selbst sagt er, er habe den kspeare'schen Stücken denselben Dienst erwiesen wie Schleier- er den kirchlichen Glaubenslehren, und man könnte ihn r den Schleiermacher der Shakspeare-Kritik nennen. (Ein Paul würde ihm freilich gerade einen solchen Namen nicht ; denn die Schleiermacher sind viel mehr auf der andern e zu suchen und — zu finden.) „Die Begünstigung der erdramen, wie die Krönung der von einem Gymnasiallehrer ßten Tragödie «Brutus und Collatinus» wäre nicht mög- , sagt Hauff kurz vor dem Schluß, „wenn nicht die römische ache und Literatur gegen die Sprache des mit uns weit wahlverwandten griechischen Volks, dessen Literatur auf e Classiker weit tiefer eingewirkt hat, ungebührlich bevorwürde." Schließlich verlangt er, daß man beim Drama schon beim Jugendunterricht Gegenwart und Vergangenheit während in lebhafter Wechselbeziehung erhalte. Ein Publidas schon in der Schule mit dem wesentlich modernen unserer großen Denker und Dichter genährt worden, werde nicht so leicht von der Bühne herab kalte akademische Kunststücke bieten lassen. Es müsse ein Nationaldrama geben und zu diesem Behufe eine nationale Akademie gegründet werden, in welcher Literatur, Sprache und Dichtung die erste bevorzugte Klasse bilden. Er verweist bei dieser Forderung Herder, der eine solche Akademie als erstes patriotisches Institut für den Allgemeingeist Deutschlands faßte. („Werke zur Literatur und Kunst", XXVIII, 203.) „Eine solche Akademie", so beschließt Hauff seine höchst anziehende Abhandlung, „wäre das beste Gegenmittel gegen die weltbürgerliche Verschwommenheit der einseitig akademischen Richtung und die kräftigste Unterstützung der wahrhaft nationalen Entwickelung auf dem Gebiete des Dramas."

Bibliographie.

Berlepsch, Lina Freifrau v., Nebelbilder. Skizzen. Mannheim, Schneider. 8. 20 Ngr.

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. 5ter Bd: Die schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland ausgeführt in den Jahren 1861, 1864 und 1868 unter Leitung von O. Torell und A. E. Nordenskiöld. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Passarge. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr.

Bonaparte, Talleyrand et Stapfer 1800—1803. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Büchner, L., Die Stellung des Menschen in der Natur in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Oder: woher kommen wir? wer sind wir? wohin gehen wir? Allgemein verständlicher Text mit zahlreichen wissenschaftlichen Erläuterungen und Anmerkungen. 1ste Lief. Woher kommen wir? Leipzig, Thomas. 8. 25 Ngr.

Busch, M., Geschichte der Mormonen nebst einer Darstellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen socialen und politischen Verhältnisse. Leipzig, Abel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Buxbach, J., Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein. Aus der lateinischen Handschrift übersetzt und mit Beilagen vermehrt von D. J. Becker. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Cornelius, C. A., Die niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534 bis 1535. München, Franz. Gr. 4. 22½ Ngr.

Davis, A. J., Die Principien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit. Aus der 30sten Ausgabe des amerikanisch-englischen Originals mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und mit einem Vorwort nebst Anhang herausgegeben von A. Aksákow. 2 Bde. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 1870. 6 Thlr. 20 Ngr.

Dedenroth, C. H. v., Der Händler von Nachod. Eine moderne Criminalgeschichte. Berlin, Brigl. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Erläuterungen zu den Liedern eines Patrenka. Hamburg, Grüning. 8. 10 Ngr.

Erlebnisse eines deutschen Landsknechts (1484—1493), von ihm selbst beschrieben. Ein Beitrag zur Geschichte des schwarzen Heeres. Zum ersten Mal herausgegeben und erläutert von W. J. A. Freih. v. Tettau. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 8 Ngr.

Ernst, T., Der Bürgergeist, die Bühne und der Bühnenvorstand. Ein Wort der Bitte und Mahnung an Staatsmänner, Gemeinderäthe, Lehrer und die Glieder des Schauspielerstandes. Zürich, Herzog. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Flammberg, G., Die Rose von Urach. Eine Erzählung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Geerling, C. F. A., Bunte Bilder. Leipzig, Mayer. 16. 15 Ngr.

Gilow, C., De Minich, Anclam, Krüger. 8. 20 Ngr.

Hetzel, H., Die Todesstrafe in ihrer kulturgeschichtlichen Entwickelung. Eine Studie. Berlin, Moeser. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, C., Gedichte und Lieder. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 16. 18 Ngr.

Jerrold, D., Madame Caudels Gardinenpredigten. Bearbeitet von F. Gerstäcker. 5te Aufl. Leipzig, O. Wigand. 4. 2 Thlr. 24 Ngr.

Marinelli, C., Saul. Trauerspiel. Wien, Wallishausser. 16. 15 Ngr.

Meier, H., Ostfriesische Kinder- und Volksreime. Leer, Securius. 1868. 8. 4 Ngr.

Märtyrer, J. F., Englische Reformatoren und Märtyrer in Biographieen. 3tes Bchn.: Dr. John Hooper. — Dr. Rowland Taylor. — Mr. John Bradford. — Dr. John Jewel. Heidelberg, C. Winter. 8. 8 Ngr.

Oesterreich-Ungarns Neutralität in einem künftigen Kriege, besprochen mit Hinblick auf die Arkolay'sche Brochure von einem Husaren. Pest, Aigner. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfalz, F., Bilder aus dem deutschen Städteleben im Mittelalter. 1ster Bd. Leipzig, Klinkhardt. 8. 22½ Ngr.

Schaufert, H. A., Schach dem König. Historisches Lustspiel. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 1 Thlr.

Schlägel, M. v., Tolle Liebe. Zwölf Novellen. Berlin, Brigl. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Schrötter, A. K. v., Karl Ludwig Freih. v. Reichenbach. Eine Lebensskizze. Wien, Gerold's Sohn. 8. 6 Ngr.

Segur, M. de, Die Freiheit. Autorisirte Uebersetzung von J. Molzberger. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 10 Ngr.

Sienkawski, E., Das Interregnum und die Königswahl in Polen vom Jahre 1587 quellenmässig dargestellt. Breslau. Gr. 8. 15 Ngr.

Söltl, Widukind. Schauspiel. München, Lentner. 8. 16 Ngr.

Strauß, V. v., Aus der Vergangenheit. Der Schulmeister und der Herr Lehrer. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

— — Der Zweikampf. Eros und Agape. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

Zahn, A., Wanderung durch die heilige Schrift. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 28 Ngr.

Ziemssen, L., Fürst und Waidmann. Historische Novelle. Berlin, Liebheit u. Thiesen. 8. 20 Ngr.

Oesterreichs politische Zustände. Von einem Oesterreicher. Köln, Bachem. Gr. 8. 12 Ngr.

Zimmermann, P., Die Unsterblichkeit der Seele in Plato's Phaedo. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe
von
Alexander von Humboldt
an
Varnhagen von Ense
aus den Jahren 1827 bis 1858.
Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern,
und
Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt.
Fünfte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Bekanntlich hat dieser Briefwechsel bei seiner Veröffentlichung durch Ludmilla Assing wegen des rückhaltlosen Freimuths, mit welchem Humboldt sowol als Varnhagen über die Bestrebungen der reactionären Partei am preußischen Hofe sich darin äußern, die erbittertsten Angriffe erfahren. Nichtsdestoweniger ward die unvergleichliche Wichtigkeit des Werks allgemein erkannt, denn fünf Auflagen gelangten binnen wenigen Wochen ins Publikum. Auch bis heute ist nichts aus Humboldt's Nachlaß erschienen, was diesen seinen Briefen an Bedeutung für die Zeitgeschichte und für seine eigene Charakteristik zur Seite gestellt werden könnte.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Der Kampf um's Dasein.
Roman
von
Robert Byr.
5 starke Bände. 8. Eleg. brosch. 6 Thlr.

Haus Morville.
Ein Roman
von
Karl Grüel.
2 Bände. 8. Eleg. brosch. 3 Thlr.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird im Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Besteller extra zu bezahlen.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine pyrmonter Nacheur.
Roman von
Heinrich Koenig.
8. Geh. 2 Thlr.

Mit dem vorliegenden Romane nimmt der fast achtzigjährige Dichter, in Vorahnung seines nahen (am 23. September d. J. erfolgten) Todes, Abschied von dem deutschen Lesepublikum, dessen Gunst er sich während einer langen Reihe von Jahren so unvermindert zu erhalten wußte, daß mehrere seiner Romane in dritter und vierter Auflage erschienen, wie vor kurzem erst der Roman „Die hohe Braut", mit welchem Heinrich Koenig 1833 zum ersten male als Romanschriftsteller auftrat. Es ist eine einfache Familien- und Herzensgeschichte, die er hier erzählt; aber wie in allen seinen Schriften ist auch in ihr das Weben des Zeitgeistes zu spüren, wodurch das Alltägliche in eine höhere Sphäre erhoben wird.

Das vorliegende Werk bildet zugleich den 20. Band der „Gesammelten Schriften" von Heinrich Koenig.

Die übrigen Bände derselben enthalten:

1. Regina. Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.
2.—4. König Jérôme's Carneval. Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.
5. 6. Hedwig, die Waldenserin. Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
7.—9. Die Clubisten in Mainz. Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.
10. 11. Georg Forster's Leben in Haus und Welt. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.
12. 13. William Shakspeare. Ein Roman. Vierte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.
14. Auch eine Jugend. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.
15. 16. Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Theile. 3 Thlr. 20 Ngr.
17.—19. Die hohe Braut. Ein geschichtlicher Roman. Dritte Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die architektonischen Stylarten.

Eine kurze, allgemeinfassliche Darstellung der charakteristischen Verschiedenheiten der architektonischen Stylarten. Zur richtigen Verwendung in Kunst und Handwerk. Für Architekten, Maler, Bildhauer, Stukateure, Bauschulen, Baugewerkschulen, Bauhandwerker, Modellirer, Metallarbeiter etc. sowie zur Belehrung für gebildete Freunde der Kunst und Architektur.

Von **A. Rosengarten,**
Architekt.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Mit 638 Illustrationen in Holzstich. Royal-Octav. Fein Velinpapier. Geh. Preis 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 14. October 1869.

Inhalt: Shakspeare-Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Karl Gutzow's „Schönere Stunden". Von Alexander Jung. — Ländische Classiker in Deutschland. Von Karl Bartsch. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Shakspeare-Literatur.

Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Vierter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1869. Lex.-8. 3 Thlr.

Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik von C. Humbert. Leipzig, Teubner. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.

Das Buch: Shakspeare von Gervinus. Ein Wort über dasselbe von H. Freiherrn von Friesen. Leipzig, Bänsch. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Shakspeare's Frauen-Ideale. Festvortrag am 23. April 1868 zu Weimar gehalten von F. A. Leo. Halle, Barthel. 1869. 8. 10 Ngr.

Das „Shakspeare-Jahrbuch" (Nr. 1) nimmt seinen regelmäßigen Fortgang. Wir müssen nach wie vor, bei manchem Tüchtigen, das es enthält, doch das Ueberwiegen des philologischen Kleinkrams und die geringe Berücksichtigung aller wichtigen Punkte rügen, welche die Zeiten Altenglands mit der unmittelbaren Gegenwart verknüpfen. Die Anekdote, welche sich gegen die parasitische Existenz einer gewissen Shakspeare-Gelehrsamkeit richten, können nur durch ihren Stachel verlieren, wenn die Beziehungen derselben zu unserer Zeit und zu unserer Bühne stets wach und lebendig erhalten werden. Wir finden aber in diesem ganzen Jahrgang nur einen einzigen Artikel, der diesen Anforderungen entspricht; es ist der auch im Separatabdruck erschienene Aufsatz von W. Oechelhäuser: „Shakspeare auf dem wiener Burgtheater." Nirgends werden Shakspeare-Aufführungen auf andern deutschen Bühnen besprochen, nirgends neue Darsteller in ihrer verschiedenartigen Auffassung der Shakspeare-Charaktere; nirgends werden diese Charaktere selbst in einer für die Darsteller und für einsichtige Beurtheilung des Publikums förderlichen Weise beleuchtet. Auch vermissen wir Aufsätze, in denen der heilsame oder schädliche Einfluß Shakspeare's auf die dramatische Literatur der Deutschen im classischen Zeitalter und in der Neuzeit erörtert, wo nichtverstehende Nachahmung von der berechtigten Nachfolge gesondert wird. Ja, was Shakspeare selbst betrifft, fehlen allgemeinere, nicht an einzelnen Stücken haftende Abhandlungen, wie z. B. über die Anwendung des bildlichen Ausdrucks bei Shakspeare und ähnliche, welche für den dichterischen Stil der Neuzeit förderlich werden könnten, wenn sie die Tropen Shakspeare's einer eingehenden Analyse unterzögen, die von Schulmeisterei natürlich ebenso frei sein müßte als von Apotheose.

Dafür enthält der jetzige Jahrgang sehr viel, was in den Bereich der Shakspeare-Glossen gehört, die man sich wol unter den Miscellen, aber nicht als maßlos ins Breite gedehnte selbständige Abhandlungen gefallen läßt. Ebenso ist wieder jene philologische Kritik in voller Thätigkeit, welche die Stücke zerpflückt und gegen die niemand lebhafter protestiren würde als der Dichter selbst. Die Bibliographie ist ausgefallen, die literarische Uebersicht ist sehr mager; wir meinen, daß die Kritik wichtiger Erscheinungen auf dem Gebiete der Shakspeare-Literatur doch bei weitem eingehender vertreten sein müßte. Ein so verfehltes und als ästhetische Verirrung zu betrachtendes Werk, wie dasjenige von Gervinus: „Händel und Shakspeare", bedurfte doch schon wegen des Namens des Verfassers eine eingehendere Besprechung, um den Grundsatz zunichte zu machen, daß die Flagge das Gut deckt. Schonende Andeutung des Verfehlten, eingehüllt in einen Qualm psalmodirender Lobsprüche, ist hier übel angebracht. Allerdings ist Gervinus Ehrenmitglied der Shakspeare-Gesellschaft; doch auch Ehrenmitglieder sind nicht unfehlbar und eine Kritik, die Bücklinge macht, gibt sich selbst auf.

Die Shakspeare-Gelehrten dürfen nicht vergessen, daß sie nicht für sich selbst schreiben, sondern für das Publikum, für den größern Kreis von Gebildeten, der theils der Gesellschaft angehört, theils außerhalb derselben steht. In gebildeter Gesellschaft zieht man aber den Frack an und hängt den Arbeitsrock an den Nagel. Die gelehrte Wortklauberei muß soviel als möglich eingeschränkt werden. Wir plaidiren im Interesse der Shakspeare-Gesellschaft selbst und ihrer immer weitern Verbreitung. Solange

das Jahrbuch eine Zeitschrift für Shakspeare-Philologie ist, wird diese Verbreitung sich wenig über die Grenzen der Gesellschaft hinaus erstrecken. Wir vermissen einen das Ganze durchdringenden frischen, lebendigen Zug.

Und in der That, wie sollen sich weitere Kreise für die philologischen Händel interessiren, die in dem Werke einen so breiten Raum einnehmen? Und welches Resultat kommt dabei heraus, wenn der Jahrgang 1869 den Jahrgang 1867 ins Gesicht schlägt und Tschischwitz das Gegentheil von dem beweist, was Delius vorher bewiesen hat? Oder enthält seine Beurtheilung des „Timon von Athen" nicht das Gegentheil der Delius'schen? Der jüngere Kritiker versucht zwar höflich eine Art von Concordanz herzustellen; doch das ist unmöglich, denn kaum hat seine Höflichkeit den Rücken gekehrt, so prügeln die beiden Hypothesen wieder rücksichtslos aufeinander los.

Der arme „Timon von Athen"! Das Publikum meint immer, das Stück sei von Shakspeare, weil es in Shakspeare's sämmtlichen Werken steht, genießt seinen Geist und seine Schönheiten und drückt über einzelne Mängel ein Auge zu. So gewissenlos wie dies genußsüchtige Publikum denken die Shakspeare-Kritiker nicht. Nikolaus Delius bewies zwar noch in seiner Schrift: „Die Tieck'sche Shakspeare-Kritik, beleuchtet gegen Knight", daß der ganze „Timon" in allen seinen Theilen Shakspeare's Werk sei, allerdings eine Jugendarbeit, die er später theilweise überarbeitet habe, sodaß an einzelnen Stellen die Mängel der Jugend noch sichtbar blieben. Das war die erste Anschauung des „Timon" aus der Vogelperspective der Shakspeare-Kritik.

Bald darauf aber folgte die zweite; Delius hatte seine Ansicht geändert, gab dem Hrn. Knight recht und bewies nun, daß ein Anonymus den „Timon von Athen" mit Benutzung des Lucian'schen Dialogs gedichtet, und Shakspeare dies vollständig und fertig vorliegende Drama in einzelnen Scenen umgearbeitet habe. Bei Gelegenheit einer ähnlichen Analyse des „Perikles" entdeckte Delius im Jahrgang 1868 auch den muthmaßlichen Verfasser: Wilkins. Die Leser des „Shakspeare-Jahrbuch" legten sich nun ein Jahr lang ruhig mit dem Gedanken zu Bett, daß der „Timon" nicht von Shakspeare, sondern nur von ihm überarbeitet worden sei. Von dem Ruhekissen dieser Ueberzeugung werden sie nun wieder durch den Jahrgang 1869 grausam aufgeschreckt; ein anderer tüchtiger Shakspeare-Kritiker, V. Tschischwitz, nimmt den unglücklichen „Timon von Athen" nochmals unter die kritische Lupe und kommt dann wieder zu einem gänzlich verschiedenen Resultat:

Die von Nikolaus Delius aufgestellte Behauptung, daß ein anderer als Shakspeare an der Bearbeitung des unter Shakspeare's Namen überlieferten Trauerspiels „Timon von Athen" theilgenommen, bleibt in ihren wesentlichsten Punkten bestehen; wir haben aber in dem genannten Drama ein ursprüngliches Kunstwerk des großen Dichters selbst vor uns, das erst nachträglich, möglicherweise erst nach dem Tode Shakspeare's die Beschädigungen erlitt, die es als ein Werk desselben bis auf einzelne Partien fast unkenntlich machen. Shakspeare selbst ist daher von der Urheberschaft der mancherlei Wirrnisse in dem Drama so gut wie vollkommen freizusprechen.

Die Behauptung von Delius bleibt bestehen in ihren wesentlichsten Punkten? Und doch behauptet Tschischwitz ja das directe Gegentheil, und das scheint uns doch wesentlich genug. Delius sagt, das Stück ist von einem andern; Tschischwitz sagt, es ist von Shakspeare; Delius sagt, Shakspeare hat es überarbeitet; Tschischwitz sagt, ein anderer hat es bearbeitet und verstümmelt! Nein, meine Herren, das können Sie uns nicht einreden, daß das dasselbe ist; so leicht lassen wir uns nicht beruhigen! Das ungelöste Timon-Problem verfolgt uns jetzt bei Tag und Nacht; denn ein Problem ist doch ungelöst, solange zwei Autoritäten das Gegentheil von ihm aussagen. Hie Welf, hie Waiblingen; hie Delius, hie Tschischwitz!

Doch vielleicht überrascht uns der Jahrgang 1870 noch mit einer neuen Variante in Betreff der Autorschaft des „Timon", wenn überhaupt der disjunctive Schluß noch ein Glied in sich aufzunehmen vermag. Es bleibt freilich nach den erschöpfenden Möglichkeiten der Logik nur übrig, daß das Stück ganz von Shakspeare, wie Delius anfangs annahm, oder gar nicht von Shakspeare sei, auch nicht einmal bearbeitet. Am besten würde Shakspeare wol hierüber selbst Auskunft geben können, wenn ihn die Spiritisten einmal citiren möchten, und wir fürchten sehr, er würde einen entsetzlichen Lärm machen und sich bitter beschweren, wie man ihm alle Lappen vom Leibe reiße. In der That, Delius wüthet hier und Tschischwitz wüthet dort, und es bleibt nicht viel übrig, was man ihm läßt. Wir meinen, Shakspeare würde sagen: „Das hab' ich schlecht gemacht, und das hab' ich gut gemacht. Kritisirt mich, aber zerfetzt mich nicht."

Tschischwitz geht Scene für Scene durch und sucht überall Streichungen und Verstümmelungen nachzuweisen, ja sogar die fehlenden Verse aus eigener Machtvollkommenheit zu ergänzen. Wo ein Widerspruch, eine Incorrectheit vorliegt, da ist Shakspeare unschuldig, da ist der spätere Bearbeiter strafbar. Solche Widersprüche finden sich aber mehr oder weniger in allen Shakspeare'schen Werken, da der Dichter rasch für die Bühne producirte; bei der Streichung oder Einrichtung von eigener oder fremder Hand bleibt dann manches stehen aus Nachlässigkeit, was nicht zusammenpassen will. Hätte Shakspeare gewußt, welche Mühe und Kopfzerbrechen er den Gelehrten des 19. Jahrhunderts verursachen würde, er hätte wahrscheinlich, als ein humaner Mann, seine Stücke sorgfältiger redigirt, als dies für seine Collegen, die leichtlebigen Schauspieler, und für die Gründlinge im Parterre nöthig war. Die Hälfte der nothwendigen Ergänzungen und der kleinen Widersprüche, welche Tschischwitz nachweist, kommen auf Rechnung der flüchtigen Bühnenproduction. Aber die andere Hälfte? Was wir von ihr denken, möge ein Beispiel beweisen. Tschischwitz sagt:

Daß Timon's Monolog sowie seine Reden gegen den Alcibiades und seine Begleiterinnen echt shakspearisch sind, wird wol niemand bezweifeln; nur scheint allerdings nach den Worten: „And to make whores" (V. 134) einiges gestrichen zu sein, da das folgende „bawd" dem Sinne nach und auch grammatisch nicht dazu paßt. Man würde erwarten: „Enough to make a whore forswear her trade, And to make virgins whores; the chastest matron a bawd", oder etwas Aehnliches.

Es handelt sich um die Stelle, wo die Buhlerinnen des Alcibiades, Phrynia und Timandra, den Timon ersuchen, ihnen Geld zu geben, wie er dem Alcibiades Geld gegeben hat:

Phrynia and Timandra.

Give us some gold, good Timon: Hast thou more?

Timon.

Enough to make a whore forswear her trade,
And to make whores, a bawd.

Und a bawd soll weder grammatisch noch dem Sinn nach passen? Der Sinn ist doch hier wirklich beim ersten Lesen vom Blatt zu spielen. Geld genug, um eine Hure zu bestimmen, ihrem Gewerbe zu entsagen, und um eine Kupplerin zu bestimmen, auch ihrem Gewerbe, „Huren zu machen", zu entsagen. Tschischwitz hat also die Stelle geradezu nicht verstanden und sie verbessert in derselben Weise wie Ballhorn, der dem Hahn Sporen anmalte. In der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung ist die Stelle zwar herzlich schlecht, aber doch ihrem Sinn entsprechend übersetzt:

Genug, daß Huren ihren Stand verschwören,
Die Kupplerin nicht Huren feilscht.

Das denken wir von der zweiten Hälfte der Emendationen und Zusätze: sie sind nicht nur überflüssig, sondern oft auch unrichtig. „Die zerstörende Hand" jenes geheimnißvollen Wesens, welches Tschischwitz den „Redactor" nennt, ist also oft minder gefährlich wie die aufbauende Hand der neuesten Shakspeare-Gelehrsamkeit.

Weit verdienstlicher ist derjenige Theil der Abhandlung von Tschischwitz, welcher Shakspeare's Verhältniß zu seiner Quelle, dem Lukian, näher untersucht. Delius hatte behauptet, daß Lukian dem Shakspeare schwerlich zugänglich gewesen sei; Tschischwitz führt drei italienische Octavausgaben von Uebersetzungen des Lukian an, die schon zu Shakspeare's Zeiten bestanden, und ebenso eine französische Uebersetzung von Filbert Bretin. Shakspeare konnte also die Quelle benutzen, und Tschischwitz meint, es liege hier ein „großartiger Beweis vor, mit welcher Gewissenhaftigkeit Shakspeare seine Quellen zu studiren und zu benutzen pflegte".

Die Gewissenhaftigkeit in Benutzung der Quellen bezeichnete College Robert Greene in etwas abweichender Weise, wie auch die eifrigen Vorkämpfer des geistigen Eigenthumsrechts und die Gegner des literarischen Communismus in der Neuzeit über diesen Punkt Anschauungen huldigen, die man auf Shakspeare nicht anwenden dürfte. Die Mittheilungen aus Lukian, welche Tschischwitz gibt, zeigen allerdings, wie viel Shakspeare dem Samosatenser verdankt, nicht blos in Bezug auf die einzelnen Situationen, sondern auch auf den geistigen Inhalt. Im vierten Aufzug haben wir, wenn wir von Alcibiades und seinen Begleitern absehen, fast die nämlichen Auftritte wie in Lukian's humoristischem Monologe:

Wir finden bei Lukian und Shakspeare Timon zunächst in einem Walde, versehen mit einem Handwerkszeuge, das sich zu Erdarbeiten eignet; nach Shakspeare's Idee gräbt Timon nach Wurzeln, um sich von ihnen zu nähren, Lukian läßt ihn mit Taglohn sein Brot verdienen. Aber auch in der griechischen Bearbeitung des Stoffs erscheint der Held mit einem langen prachtgewaltigen Monolog, in welchem er in beißend ironischer Weise Zeus zur Rechenschaft zieht, daß er, den die Dichter mit einer langen Reihe von Beinamen ausstatten, und der in seiner Jugend so häufig von Blitz und Donnerkeilen Gebrauch gemacht, jetzt gewissermaßen im Schlafe liege und der Menschen überhandnehmende Verbrechen weder sehe noch höre. In alten Zeiten war es anders; da führte er noch Krieg mit den Ungerechten; sein Blitz ruhte nicht; gleich dem Donner dröhnte das Schütteln der Aegis; Erdstöße rüttelten die Länder zusammen wie in einem Siebe; Schnee stürzte in Haufen herein; Hagel entlud sich wie Felsenstücke, und Regengüsse, von denen jeder Tropfen ein Strom war, wurden über die Gefilde geführt, alles Lebendige, bis auf Deukalion, den Ausgangspunkt aller spätern Verbrechen, ertränkend. Jetzt würde es kaum Wasser genug geben, um all die Frevel, in denen die Menschheit sich erschöpft, zu tilgen. Er (Timon), der einst so vielen Athenern zu Reichthum, Glück, Ehren und Lebensfreuden geholfen, dem so viele sich beugten, den so viele knechtisch verehrten, er wird von ihnen auf der Straße nicht mehr gekannt, man flieht von weitem schon seinen Anblick, oder geht an ihm vorüber, wie vor einem umgestürzten Grabdenkmale, dessen Inschrift niemand interessirt, weil man den nicht gekannt, den es deckt. Warum öffnet Zeus nicht die Schlünde des Aetna, um diesmal in einer Feuerflut das ganze Geschlecht zu vertilgen? Man sieht mit Einem Blick, daß in dem Grundgedanken sowol wie in der Kraft des Ausdrucks dieser Monolog manche Aehnlichkeit mit den Reden Timon's im vierten Act bei Shakspeare aufweist.

Für den Apemantus war Shakspeare's Quelle Plutarch, der im Leben des Antonius (cap. LXX) Folgendes über Timon und sein Verhältniß zu Apemantus berichtet:

Timon war ein Athener, dessen Leben in die Zeit des Peloponnesischen Kriegs fällt, wie man aus den Werken des Aristophanes und Platon entnehmen kann. In demselben wird er nämlich als mürrisch und menschenfeindlich verspottet. Obgleich er aber jeden Verkehr vermied und zurückstieß, liebte er doch den jungen und kecken Alcibiades und war ihm von ganzer Seele zugethan. Da sich nun Apemantus darüber wunderte und den Grund wissen wollte, erklärte er, daß er den jungen Mann deshalb so gern habe, weil er wisse, er werde den Athenern die Ursache großer Uebel werden. Nur den Apemantus, weil er ihm ähnlich war und seine Lebensweise nachahmte, ließ er bisweilen bei sich zu. Einstmals, während des Kannenfestes, speisten beide miteinander. Als aber Apemantus sagte: „Wie schön, o Timon, ist unsere Mahlzeit!" sagte er: „O ja, wenn du nur nicht dabei wärest." Er soll auch einst, als die Athener eine Volksversammlung hielten, auf die Rednerbühne gestiegen sein und nach gebotenem Stillschweigen durch eine überraschende Rede großes Aufsehen gemacht haben, indem er unter anderm sagte: „Ich habe, o Athener, eine kleine Baustelle, auf der ein Feigenbaum steht, an dem sich schon sehr viele Bürger aufgehängt haben. Im Begriff nun, den Platz zu bebauen, wollte ich der Versammlung hierdurch angezeigt haben, daß die unter euch, welche noch Lust haben, sich aufzuhängen, es thun mögen, ehe der Baum umgehauen wird."

Weniger gelehrt als der Aufsatz von Tschischwitz ist der des Freiherrn von Friesen über Shakspeare's „Macbeth". Die hauptsächlichste Tendenz desselben ist, nachzuweisen, daß Lady Macbeth nicht so unweiblich ist, wie man allgemein annimmt, und so in die bereits von Goethe verurtheilte „retrograde Bewegung der romantischen Schule" einzulenken, welche in Lady Macbeth die liebevolle Gattin sah. Wir können nur sagen, daß die Beweisführung des Freiherrn von Friesen für uns jeder Beweiskraft ermangelt. Daß Shakspeare der Lady auch einige Züge gab, die dem weiblichen Charakter entsprechen, hebt er mit Recht hervor; eine Virago soll die Lady Macbeth gerade nicht sein; aber sie als eine Frau von „leidenschaftlicher Reizbarkeit, die nur in der Liebe zu ihrem Gatten aufgeht", zu betrachten, das stellt doch den Charakter derselben auf den Kopf. Was sie spricht und thut, ist doch deutlich genug — Freiherr von Friesen argumentirt aber mehr aus ihrem Schweigen. Holinshed, Shakspeare's Quelle, meint von der Lady, daß sie sehr ehrgeizig war und „von der unlöschbaren Begierde entbrannt, den Namen einer Königin zu tragen". Und eben haben wir erst von

Tschischwitz gehört, „mit welcher Gewissenhaftigkeit Shakspeare seine Quellen zu studiren und zu benutzen pflegte". Es wird dann wol in der Hauptsache dabei bleiben, daß Lady Macbeth eine ehrgeizige Dame ist, bei der es dahingestellt sein mag, ob sie von Haus aus starke Nerven hat oder nur in der Ueberreizung derselben handelt, daß indeß ihre Nachtwandlerscene zwar eine der bedeutendsten Situationen der Shakspeare'schen Dramatik ist, aber dieselbe Lücke in der Motivirung aufweist wie der Wahnsinn der Ophelia.

Heinrich Viehoff's Aufsatz über Shakspeare's „Coriolan" können wir im ganzen unterschreiben; er enthält zwar wenig Neues, aber er begründet frühere Ansichten in einleuchtender Weise. Viehoff sieht die Peripetie des Stücks nicht in der Scene zwischen Coriolan, seiner Gattin und Mutter, wie der Herausgeber d. Bl. in seiner „Poetik", die Viehoff hier citirt, sondern in der Scene bei Aufidius. Wir müssen unsere Ansicht beibehalten, auch nach der Begriffserklärung des Aristoteles, der die Peripetie definirt als „eine Veränderung mit den handelnden Personen, wodurch sie in einen entgegengesetzten Zustand kommen, und zwar auf eine wahrscheinliche, wohlmotivirte Art". Der entgegengesetzte Zustand ist doch bei Coriolan offenbar derjenige, in welchem er, der sein Vaterland mit Krieg überzieht, der Stimme der Pietät weicht und ihm den Frieden gibt; der Vaterlandsverräther verwandelt sich in den guten Sohn und Gatten. Das ist eine großartige und, was die Hauptsache ist, auch entscheidende Peripetie, denn sie hat den Untergang des Helden zur Folge. Darin, daß Coriolanus bei Aufidius Hülfe sucht, liegt doch kein Glücksumschlag irgendwelcher Art. Dagegen hat Viehoff recht, wenn er dem Unterzeichneten zum Vorwurf macht, daß er den vierten und den fünften Act verwechselt habe. Dies ist allerdings der Fall; der Irrthum wurde durch deutsche Bühneneinrichtungen hervorgerufen, soll aber in der eben jetzt unter der Presse befindlichen zweiten Auflage der „Poetik" verbessert werden.

Der Aufsatz von Theodor Vatke: „Shakspeare und Euripides", gehört in das Gebiet jener Parallelen, durch welche man zuletzt alles, was sich zwischen Himmel und Erde befindet, vergleichen kann. Ein sehr lehrreiches Muster dieser willkürlichen Geistreichigkeiten hat Gervinus in seinem „Händel und Shakspeare" gegeben. Theodor Vatke befindet sich nicht ganz auf derselben schiefen Ebene, da er wenigstens zwei Dramatiker miteinander vergleicht; aber gerade diese beiden Dramatiker haben so wenig Berührungspunkte wie irgend möglich, und mit Recht erwähnt Vatke selbst, daß eigentlich unser deutscher Dramatiker Schiller dem Griechen weit näher stehe. Eingehende Analysen einzelner Stücke, wie der „Bacchen" des Euripides, fallen doch wieder aus der Parallele heraus, da sie nur ein Beitrag zur selbständigen Charakteristik des griechischen Dichters sind. Sachlich ist dagegen nur etwa die Parallele zwischen Medea und Lady Macbeth. Die scharfen Antithesen der stichomythischen Reden, die Shakspeare mit Euripides gemein haben soll, finden wir bei jenem durchaus nicht; denn die gelegentlichen Euphuismen sind doch damit nicht zu verwechseln. Wenn indeß Vatke den Euripides „in der Seelenmalerei" den Shakspeare des Alterthums nennt, so war damit eigentlich das Thema des Aufsatzes gegeben, der eine logische Gliederung nur dann gewinnen konnte, wenn dies Thema mit Rücksicht auf die verschiedenen Hauptcharaktere beider Dichter in fortgehenden Parallelen durchgeführt wurde.

Zwei sich ergänzende Artikel, den von N. Delius: „Dryden und Shakspeare", und den von K. Elze: „Sir William Davenant", halten wir, nächst dem Oechelhäuser'schen: „Shakspeare auf dem wiener Burgtheater", für die besten des diesjährigen „Shakspeare-Buchs". Wenn die beiden erstern auch auf den großen Dichter selbst nur indirecte Beziehung haben, so sind sie doch für die Geschichte der englischen Bühne und den Einfluß, den Shakspeare auf dieselbe ausübte, von durchgreifender Wichtigkeit. Es bleibt eine merkwürdige Thatsache, daß kaum ein Menschenalter nach Shakspeare's Tode dieser Dichter der englischen Bühne erst wieder zugänglich gemacht werden mußte, da inzwischen durch französischen Einfluß die englischen Theaterzustände eine gänzliche Umwandlung erlebt hatten. Und noch merkwürdiger ist es, daß diese Wiedergeburtsversuche, diese Aneignungen und Zurechtmachungen des großen Dramatikers in ähnlicher Weise vorgenommen wurden, wie man heutigentags den „Sturm" und den „Sommernachtstraum" mittels decorativen Schmucks und musikalischer Zuthaten dem Geschmack eines Publikums mundgerecht zu machen sucht, welches sich sonst von den phantastischen Ungeheuerlichkeiten und burlesken Absonderlichkeiten dieser Märchendramen zurückgestoßen fühlen würde.

Diese Aneignungsversuche knüpfen sich an die Namen Davenant und Dryden. Der erstere galt für Shakspeare's natürlichen Sohn, da Shakspeare oft im Gasthof zur Krone in Oxford einkehrte, wo John Davenant, ein großer Theaterfreund, mit einer schönen und gebildeten Frau die Wirthschaft führte. Er zeigte früh Anlage zur Poesie, studirte eine kurze Zeit in Lincoln's College, war dann Page im Haushalt des Sir Fulke Greville, Lord Brooke, und widmete sich später der dramatischen Literatur, indem er zunächst drei Stücke dichtete: „Albovine", „The cruel brother" und „The just Italian". Durch seine dramaturgische Thätigkeit erwarb er sich die Gunst des Hofs, so wurde er nach Johnson's Tod im Jahre 1637 mit einem Gehalt von 100 Pfd. St. Poet Laureate. Er lebte nun ganz im Hofstil der Stuarts, das heißt in lockerster Weise, und soll infolge seiner Ausschweifungen seine Nase eingebüßt haben. Zur Zeit der puritanisch-republikanischen Bewegung gerieth Davenant selbstverständlich in Zerwürfniß mit den Staatsgewalten und wurde 1641 vom Parlament der Theilnahme an der Verschwörung angeklagt, die das Heer vom Gehorsam gegen das Parlament abwendig machen sollte. Verhaftet und wieder freigelassen kam er nach Frankreich, kehrte dann mit den königlichen Heeren nach England zurück und zeichnete sich bei der Belagerung von Gloucester als Generallieutenant der Artillerie aus; ein sicherer Beweis dafür, daß damals die technische Wissenschaft des Artilleriewesens noch nicht in Blüte stand, sonst würde nicht ein dramatischer Poet die Geschütze commandirt haben. Er erhielt dafür den Ritterschlag. Doch mußte er wieder

ich Frankreich zurückkehren, beschloß von dort 1750 nach irginien auszuwandern, das Schiff der Auswanderer rde aber von einem Parlamentsschiff genommen, und avenant mußte wieder ins Gefängniß wandern. Zuerst ß er als Gefangener im Schloß Cowes auf der Insel ight, wo er, obgleich er täglich auf sein Todesurtheil ge- t sein mußte, tapfer an seinem Heldengedicht „Gondibert" tarbeitete. Später wurde er nach dem Tower gebracht, n aber durch Milton's Verwendung frei, wie umgekehrt avenant wieder nach der Restauration sich Milton's nahm. Die Freundschaft der Poeten wurde durch den gegengesetzten Parteistandpunkt nicht erschüttert. Dave- nt feierte die Restauration wie den General Monk in begeisterten Gedichten, wie sie einem Poet Laureate amen. Ueber Davenant's Hauptgedicht „Gondibert" t Elze interessante Mittheilungen. Er sagt sehr tref- d: „Ein solches Gedicht, das die Heldenthaten fabel- ter Longobardenfürsten besingt, konnte dem Sinn und wußtsein einer Zeit, wo König und Volk in einem mpfe um die politische Existenz aufgingen, unmöglich eilnahme erregen." Und doch verlangen unsere gegen- rtigen Völkerwanderungsdichter für ihre Longobardenpoesie h die Theilnahme der Jetztzeit.

Davenant's Bedeutung liegt, wie Elze meint, in sei- dramaturgischen Thätigkeit: er bildet die Brücke zwischen Shakspeare'schen Nationaltheater und dem mit der tauration seinen Einzug haltenden französischen Hof- ter; er führte Musik und Scenerie ein, daher datiren lier und die Shakspeare-Fanatiker von ihm den Verfall englischen Bühne. Die Umwandlung kam vom Hofe her, einzelne Maskenaufführungen mit besonderm Glanze nstaltete; es war natürlich, daß der Hofpoet Propa- dist dieser Verbesserung für die Bühne überhaupt de, namentlich seit Hofbaumeister Jones, als Architekt Maler berühmt, ausgezeichnet durch seine geschmack- n Arrangements, sich mit ihm vereinigte. Davenant, n früher Hoftheaterintendant, hatte in Paris die fran- che Bühne kennen lernen und führte nach der Restau- n ihre Einrichtungen, die beweglichen Decorationen, London ein. Davenant wie Dryden suchten Adel der nnung in den Stücken zu vertreten, es wurden keine men im Stile Shakspeare's, sondern „moral" und oic plays" aufgeführt. Das Nähere sowie eine Analyse Davenant's Hauptdrama „Love and honour" und an- Stücke möge man in Elze's interessantem Aufsatze selbst lesen. Wie Davenant französische Stücke von Scar- nd Molière bearbeitet hat, so auch altenglische, welche, Evelyn in seinem Tagebuche bei einer Aufführung „Hamlet" im November 1662 erwähnt, „das verfei- Zeitalter anzuwidern anfangen, seitdem Seine Ma- so lange im Auslande gewesen ist". Davenant und jüngerer Freund Dryden bearbeiteten zusammen den rm", wo Davenant den Charakter des Hippolyto führte, der, als Gegenbild zur Miranda, nie ein Mädchen en, dann die Schwestern Miranda's und Caliban's, Humor der Matrosen, wie dies Delius in seinem el über Dryden bei näherer Analyse der Bearbeitung „Sturm" auseinandersetzt. Sehr originell ist Da- t's Stück: „The law against lovers", das aus sure for measure" und „Much ado about nothing" zusammengeschweißt ist. Benedick und Beatrice sind aus dem letzten Stück in die Verwickelungen des ersten mit aufgenommen. Elze gibt eine eingehende Analyse des Stücks, aus der wir das Folgende entnehmen:

Schon die Aenderung des Titels zeigt, daß es dem Bearbeiter nicht um die Ausführung einer sittlichen oder poetischen Idee zu thun ist; sein Titel verdreht schon die ganze Sache, denn das Gesetz, welches in „Measure for measure" verkündigt wird, ist ja nicht gegen Liebende, sondern gegen Lasterhafte und Uebertreter gerichtet. Dadurch wird der sittliche Standpunkt, auf den sich Davenant bei jeder Gelegenheit so viel zugute thut, völlig verrückt. Davenant zerstört überhaupt den ganzen Plan und Organismus des Stücks, weil er ihn nicht verstanden hat; statt eines geschlossenen einheitlichen Ganzen gibt er einen zerfahrenen Wirrwarr von Anläufen, Intriguen und Begebenheiten; er verflacht und verdirbt die Charaktere, die Motivirung und die Verwickelung. Angelo's Erneuerung des alten Drakonischen Gesetzes erscheint zunächst unmotivirt, da Mrs. Overdone mit ihrem Anhang, welche uns einen Blick in den sittlichen Abgrund der Stadt thun läßt, gestrichen ist. Wir hören nichts von den liederlichen Häusern der Vorstädte, welche dem Boden gleichgemacht werden sollen, nichts von dem kupplerischen Gesindel, welches ins Gefängniß geschickt wird. Claudio, der bei Shakspeare nur der vornehmste Sünder ist, tritt hier als der einzige auf. Damit hängt zusammen, daß die Opposition gegen das Gesetz hier nicht dem Gesindel, sondern den anständigen Leuten, der Tugend statt dem Laster in den Mund gelegt wird. Die hauptsächlichen Träger dieser Opposition sind die aus „Much ado" herübergenommenen Benedick und Beatrice. Wenn nicht alles verschoben wäre, so könnte ein junges Mädchen unmöglich gegen ein auch zu ihrem Schutze erlassenes Gesetz Fronte machen. Benedick, der wie bei Shakspeare eben siegreich heimgekehrt ist, wird zum Bruder Angelo's gemacht, während Beatrice dessen eben volljährig werdende Mündel ist. Benedick's (wie auch Beatrice's) Abneigung gegen die Ehe ist bekannt. Da nun sein Bruder Angelo keine andere als eheliche Liebe dulden will, so ist damit in Davenant's Augen eine interessante Situation und ein Conflict geschaffen. Offenbar hat der Reiz dieser Gegenüberstellung den Grund abgegeben, weshalb Davenant diese Partie aus „Much ado" in das Stück verflochten hat. Es mag dabei gleich bemerkt werden, daß auch Balthasar mit herübergenommen und daß der Beatrice eine junge Schwester, Viola, beigegeben ist. Weshalb nehmen sich nun diese Ehefeinde der Liebenden an? Theils aus verwandtschaftlichen Rücksichten, denn Julietta ist Beatricens Base; noch mehr aber aus der mehrfach betonten sonderbaren Furcht, daß das Gesetz eine Entvölkerung herbeiführen werde; sämmtliche Kindsfrauen, Ammen und Milchweiber seien bereits in vollem Aufruhr gegen das Gesetz: the good Duke when he returns will find no Children left in Turin.

Im einzelnen können wir nicht mit allem Tadel Elze's einverstanden sein. Ueber Dryden, der im allgemeinen bekannter ist als Davenant, gibt Delius nähere Aufschlüsse. Außer dem „Sturm" hat Dryden auch „Troilus and Cressida" bearbeitet, eins der geistreichsten, aber auch haltlosesten Stücke Shakspeare's, eine echte Tragikomödie. Dryden versuchte mit richtigem Takt diese etwas monströse Parodie in ein Stück zu verwandeln, in welchem Einheit der Stimmung herrscht, obgleich er mit der Veredlung der schönen Cressida, der trojanischen Halbweltdame, nicht sehr glücklich war. Dryden war auch ein Shakspeare-Kritiker und hat als solcher sehr oft den Nagel auf den Kopf getroffen, mehr als unsere Shakspearomanen zugeben wollen. Wenn es im „Essay on dramatic poesy" heißt, daß Shakspeare's historische Dramen eher dramatische Chroniken als eigentliche Tragödien seien, so wird dies Urtheil von der fortgeschrittenen Aesthetik

der Gegenwart nur unterschrieben werden können. Auch Dryden's Abhandlung: „The grounds of criticism in tragedy", enthält viel Treffendes, namentlich eine eingehende Parallele zwischen Shakspeare und Fletcher. Die charakteristische Kraft des erstern erkennt Dryden an, dagegen seien Fletcher's Charaktere arm und kümmerlich:

Doch habe Shakspeare auch seine Mängel, nicht so sehr in den Leidenschaften selbst, wie in seiner Ausdrucksweise, die oft dunkel und unverständlich sei. Seine poetische Ekstase (the Fury of his Fancy) habe ihn oft über die Grenzlinien des gesunden Urtheils weggerissen, sodaß er entweder neue Wörter und Phrasen geschmiedet oder gebräuchliche Wörter verkehrt in Metaphern verwendet habe. Um ein Beispiel solcher Verkehrtheit zu geben und doch den einem so großen Dichter gebührenden Respect nicht zu verletzen, will Dryden eine Stelle citiren, die nicht von Shakspeare, sondern von irgendeinem andern Dichter verfaßt sei: die Rede vom rauhen Pyrrhus, in der Schauspielerscene des „Hamlet".

Delius fügt hinzu:

Dryden's Kritik, wohlfeil und mit schlechten Witzen untermischt, beweist seine absolute Unfähigkeit, eine im höchsten Stil der Leidenschaft absichtlich auf Hamlet's Gemüthserregung berechnete Schilderung zu verstehen. Jammerschade, daß Shakspeare diese Kritik nicht gekannt hat! Er hätte sie unbedenklich seinem Polonius in den Mund gelegt, denn wirklich glaubt man den Polonius zu vernehmen.

Wir zögern gar nicht, hier die Partei Dryden's gegen Delius zu nehmen. Die Pyrrhus-Rede ist ein ganz gutes Muster Shakspeare'schen Schwulstes und Shakspeare'scher Geschmacklosigkeiten und die Analyse Dryden's durchweg zutreffend. Uns erinnern noch mehr manche Shakspeare-Erklärer an Polonius, wenn sie wie dieser ausrufen: „«Schlottrige Königin» ist gut."

Wilhelm Oechelhäuser, der bei weitem freisinnigste und am meisten kritische von allen Mitarbeitern des „Shakspeare Jahrbuch", hat diesmal zwei Beiträge beigesteuert, die auch in einem Separatabdruck erschienen sind:

I. Ueber eine neue Bühnenbearbeitung von König Richard III. II. Shakspeare auf dem wiener Burgtheater. Von Wilhelm Oechelhäuser. Berlin, G. Reimer. 1869. Gr. 8.

Der erste Aufsatz berichtet über eine an den Essay sich anschließende Bühnenbearbeitung von „Richard III.", der wir in fast allen Einzelheiten zustimmen möchten. Namentlich tritt der Charakter der Elisabeth in derselben weit mehr hervor. Die von uns vollkommen gebilligte Auffassung, daß sie in Richard's Werbescene ihm widersteht und am Schluß ihn täuscht, läßt diesen Charakter, wie Oechelhäuser mit Recht meint, als Haupt des Gegenspiels gegen Richard erscheinen. Da die Rolle dadurch gehoben wird, so ist auch die Aufnahme der ausdrucksvollen Rede Elisabeth's an den Tower berechtigt. Auch daß Anna noch einmal wieder auftritt und uns durch ihr Unglück und ihre Reue versöhnt, ist um so mehr zu billigen, als die auf der Spitze stehende erste Werbescene sonst nur noch durch Erwähnung ihres gewaltsamen Todes von seiten Richard's ergänzt wird: ein crasser Abschluß nach einer crassen Scene.

In dem zweiten Aufsatz bespricht Oechelhäuser diejenigen Partien des von uns ausführlich gewürdigten Laube'schen Werks, die sich auf Shakspeare beziehen. Oechelhäuser tadelt, daß das Repertoire des Burgtheaters in den Lustspielen nicht als ein vollständiges oder mustergültiges angesehen werden kann. Keineswegs ist Oechelhäuser indeß ein Shakspeare-Fanatiker, der alle Stücke mit Haut und Haar auf der Bühne sehen will. Er sagt:

Laube scheint also im ganzen nicht übermäßig viel von Shakspeare's Lustspielen zu halten und hat darin theilweise recht. Manche davon sind mittelmäßig, manche geradezu schlecht; überhaupt spricht sich Shakspeare's bewundernswürdiges Talent für das Humoristische und Komische weit energischer in den heitern Episoden der Historien und Tragödien aus, als in den eigentlichen Lustspielen.

Er gibt manche Lustspiele preis, beklagt sich aber namentlich, daß Shakspeare's „Was ihr wollt" nicht auf das Hofburgtheater gebracht worden sei. Dies beruht indeß auf einem Irrthum, denn wir haben das Stück selbst an der Burg aufführen sehen. Oechelhäuser hält für das nächstbeste Lustspiel: „Wie es euch gefällt", und bedauert, daß dies reizende Stück so wenig in Wien als auf den meisten andern deutschen Bühnen angetroffen werde. Es ist indeß in Dresden, Breslau, Leipzig, Weimar in der recht guten Bearbeitung von Hofrath Pabst gegeben worden, doch ohne irgendwie nachhaltigen Erfolg. Das Stück ist poetisch und geistreich, aber ohne jeden spannenden Zug in der Handlung, und die Idylle, die sehr in den Vordergrund tritt, ist zu veraltete Pastoraldichtung. Weiterhin nimmt Oechelhäuser die Dingelstedt'schen Historienaufführungen gegen Laube's Anklagen in Schutz, erklärt sich gegen die Zusammenziehung der beiden Theile von „König Heinrich IV.", meint dagegen, daß wol „Heinrich VI." in Ein Stück zusammengezogen werden könnte.

Offenbar schlägt Oechelhäuser den richtigen Ton an, der für die Shakspeare-Kritik in heutiger Zeit paßt. Ein großer Bewunderer des Dichters, gibt er Unhaltbares preis, und es wäre nur zu wünschen, daß diejenigen, die vor jedem Tüpfelchen auf dem i, wenn es bei Shakspeare steht, die Mütze abnehmen, seinem Beispiel folgen möchten. Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Karl Gutzkow's „Schönere Stunden".

Die schöneren Stunden. Rückblicke von Karl Gutzkow. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jeder dichterische Mensch, aber auch jeder von Tiefe des Gemüths, von Geist, von Phantasie wird die Neigung haben, bisweilen bei der Vergangenheit seines Lebens einzukehren. Er wird Vergleiche anstellen zwischen einst und jetzt, er wird bekennen, daß Stunden, die er in ihrer Gegenwart vielleicht nicht so hoch anschlug, die heutigen um vieles überglänzen, sodaß er jene gern noch einmal in Erfahrung brächte. Man kann von Täuschung sprechen, Abzüge von obiger Wahrnehmung machen, zu bedenken geben, daß jede Ferne verkläre, gleichwol, wer uns von schönern Stunden erzählt, wird dazu meistens ein Recht haben, wird unser Aufmerken spannen. Ist der Erzähler noch dazu, wie in vorliegendem Falle, ein außerordentlicher Geist, gar ein Dichter, wir werden seinen

ittheilungen mit regster Erwartung lauschen. Was r vollends den besonnenen Menschen berechtigt, schönere nden zu behaupten, bei ihnen zu verweilen, ist, daß damals gewisse traurige Erfahrungen noch nicht ge-cht hatte, daß er damals noch unbefangener an Er-tung, an Zuversicht war, als gemeine Krittelei, Klein-keit, Misgunst, Neid, Ungerechtigkeit von andern an noch nicht herangekommen waren, und vor allem, als icher von denen noch unter den Lebenden sich befand, en Vergegenwärtigung er bedurfte bei allem, was er rnahm, dessen persönliche Nähe er auch aus räum-r Ferne verspürte, um selbst in der Geselligkeit die nsten, gehaltvollsten Momente doppelt zu genießen, r froh zu werden. Ein einziger Todesfall — wie vieles ert er daran, sodaß wir uns nach den „schönern nden" sehnen!

Das vorliegende Buch hält reichlich und mehr noch, sein vielsagender, sinnreicher Titel verspricht; denn so che Situation, in die der Verfasser gelangt, so man-Gedanke, den er äußert, sie bringen uns außer dem hönen" auch das Erhabene zur Anschauung. Dabei die Darstellungen, die sich hier aneinanderreihen, mmuthig, so frisch aus dem Leben genommen, durch Einzigkeit des Erzählers über das Beste der Art in rn Büchern der Gegenwart hinausgehoben, von solcher nnichfaltigkeit, daß wir diese novellistischen Reise-nerungen, Gespräche, Schilderungen, Erweiterungen Berichtigungen historischer Ansichten und Vermuthun-Vorgänge auf dem Gebiete höherer Geselligkeit, ob isch, ob ländlich, diese würdigen Monumente, diese önern Stunden", selbst hinter Eisenstäben im Gefäng-mit Dank begrüßen. So hoch steht dieser Autor, doch auch so durchaus ist er stets darauf bedacht, n größern Kreise das Schönste zugänglich zu machen, er nie, in heute nur zu oft vorkommender Weise, Menge sich anbequemt, sondern er verbindet immer Gehalt und Ausdruck edelster Intelligenz und ung mit der Gabe und Ausführung angenehmster rhaltung.

„Peschiera!" Vielgenannter Name aus naher Kriegs-wie lebendig sind Hinfahrt und Oertlichkeit uns nahe kt, mit Gemüth, mit schalkhafter Ironie, mit dich-hem Humor illustrirt! Glückliche Combination, welche Vorgänge aus Literatur, Politik und Leben, Vergan-s und Gegenwärtiges zusammenbringt, zu Gestalten chtet, durch Analogien verbindet, wo andere viel zu ig reisten, um sie auch nur zu entdecken. Das alles iet, malt uns Deutschland und Italien zugleich. he in Malcesine, das Junge Deutschland, das Junge pa — Laube sitzt leibhaftig da, ins Anschauen seiner versunken —, die österreichischen Offiziere, allerliebst graphirt, alles ist mit wachem Auge beobachtet, mit sem Ohr gehört, mit gewandter Feder eingetragen, nie fehlt der Ernst, nie der philosophische Blick und ruck dafür, so wenn es heißt: „Wie Gottes Politik s realistischen Jahrhunderts immer nur Idealpolitik das haben wir gesehen und erlebt bis zu dieser ide." Aus dem Gespräche mit Cornelius in Rom uns warme Künstlerluft an. Auch hier finden wir zerung tiefster Gedanken, z. B. bei Gelegenheit Liszt's und dessen, was auf Adoration so vieler Menschen zu geben ist. Entzückt hat uns die „Besteigung des Vesuv", nachdem wir uns in dem neuerstandenen Pompeji ebenso ergötzt, wie über das Städtewesen der Alten und Mittlern mehrfach belehrt hatten. Wer hätte seit Jean Paul vom Vesuv aus ein solches Panorama uns aufgerollt, durch Denken und Dichten, durch Idealblick und Phantasie zum Universum erweitert, als Gutzkow? Durchs Kleinste wird er ans Größte mehr als gemahnt. Er gelangt in des letztern Sehweite. Mitten hinein spielt wieder zu köstlicher Labung irdischer Vorgang, Neckerei des Zufalls, der alte Plinius nebst Sohn, doch auch ein italienisch-österreichischer Diplomat, Brutalität der Führer bis zur jähesten Oeffnung des Dante'schen Höllentrichters und der antiken Werkstatt des Hephästos-Vulcan; und überall ist es doch zuletzt das Mysterium der Existenz und des Alls, daher der Refrain: „Ja, ja, merkwürdig, was drinnen stecken mag!" Und nun die Stelle von um so gewaltigerer Wirkung: „In welch starrer Ruhe steht der Monte Somma hinter uns, über ihm der silberne Mond!" u. s. w. „Darüber hinaus ist alles noch Berg und Thal, bewegte Welle und belebte Luft und — Gott und Welt, unser Denken und Ahnen ist ebenso endlos, ebenso ewig und unbegrenzt!" Wahrlich, zu solchem Schluß brachte es noch kein bloßer Weltgänger oder Tourist, am wenigsten ein Materialist von heute; es gehören dazu andere Bedingungen als Skizzenbuch, Function und Phosphorescenz des Gehirns!

An diesen prachtvollen Beleg für „schönere Stunden", als man sie im Umgange mit sogenannten gesetzten Leuten von großem Behagen und hausbackenem Amusement zu erleben pflegt, schließt sich: „Antike Romantik?" Das Fragezeichen überrascht, aber es ist für das, was und wie vom Verfasser geantwortet wird, von prägnantester Bedeutung. Auch diese Durchführung ist voll ergiebigster Gesichtspunkte in Bezug auf Geschichte und Philosophie. Wir, zunächst für uns, sahen uns bestärkt durch die ganze, treffliche Erörterung in der Ueberzeugung: Julianus Apostata war in seinem grandiosen Irrthum ein Repräsentant des damaligen Humanismus, aber vom Universalismus hatte er noch keine Ahnung, daher es auch ein Vorurtheil und abstracter Wahn von ihm war, das Christenthum als bloße Jenseitigkeit zu fassen und zu bekämpfen. Und wenn Gutzkow sehr beachtenswerth von Julian sagt: „Die Sonne war ihm nicht, wie dem Parsen, die Gottheit selbst, sondern nur die Pforte zu ihr. Alle Götter nannte er in diesem Sinn nur die Voridеen zu einem ihnen entsprechenden Jenseits", so erkannte der „Abtrünnige" hier an was er oben anfeindete, und weiter können auch wir, selbst mit dem schärfsten Verstande, in der Mythologie nicht vordringen, denn über diese Grenze hinaus schauen wir schon das Absolute, sodaß denn auch aus der ganzen Beantwortung der gestellten Frage erhellt, welch hohen Standpunkt Gutzkow einnimmt. Um so interessanter wird es dem Leser des Buchs sein, aus dem Zusammenhange des von uns hier nur Angedeuteten zu erfahren, welche Stellung der Verfasser unter anderm zu David Strauß hat. Hieraus sind dann wieder weitere Folgerungen der wichtigsten Art zu ziehen, die alle beweisen, wie selbständig unser Autor auch in seiner

historischen und philosophischen Weltbetrachtung ist, die den Denker und Dichter immer zugleich bekundet.

Aus der „Ewigen Jüdin", die groß gedacht, ungeachtet der spannenden Verwickelung mit aller Sicherheit, Leichtigkeit und modernen Grazie novellistisch in Scene gesetzt ist, sprüht uns das feinste Arom, der süßeste Duft heutiger auserwählter Gesellschaft entgegen. Auch fehlen diejenigen Figuren nicht, welche im heutigen Salon als Mitlauter unvermeidlich sind, obwol sie nur dazu dienen, die Ueberlegenheit der andern um so stärker hervortreten zu lassen. Die köstliche Ironie des Dichters macht uns jene Masken nur noch ergötzlicher, indem eine jede von ihnen verräth, auf welcher Stufe der Bildung sie weilt. Wer von den Lesern nicht Vorurtheile hegt, wer die Fähigkeit besitzt, dem Poeten zu folgen, dessen wartet der höchste Genuß. Reichen doch die Lichter hier vom Parket der elegantesten Welt modernen Stils bis in das Zeitalter Johannes des Täufers und wieder zurück. Das Ganze ist eine weltgeschichtlich-humoristische Parodie alter und neuer Zustände, aber noch mehr, ein Weltgericht, welches über Vorwitz und Eitelkeit, über Untreue und Frivolität ernst hereinbricht mit dem Nebengewinn an Einsicht, daß die Mehrzahl der Menschen im Durchschnitt zu allen Zeiten sich gleichbleibt. So ist diese Darstellung ein satirisch-meisterhaft durchgeführtes, stets sich anders mischendes Kartenspiel vor den Augen des Zuschauers, welches diesem unter dem Walten einer unerbittlichen Nemesis auch die Zukunft mehrfach voraussagt. Auch nichts fehlt, um die unverbesserliche Beschränktheit gewisser materialistischer Köpfe von heute durch den Sieg der Ideen, des Geistes, des Erhabenen lächerlich zu machen bis auf den vortrefflichen Passus, in dem der Dichter ausruft: „Ein französischer Arzt, Bourdelot, von der Art jener modernen medicinischen Nihilisten, die ebenfalls alle Räthsel der Welt beim Zerlegen eines wohlgetrüffelten Truthahns vergessen können!" Lebhaft vergegenwärtigt uns jener Eine Feinschmecker die ganze Sorte heutiger Zweckesser, die zum Zwecke das Essen haben und nach so mancher wissenschaftlichen Versammlung behaglich und üppig fortdiniren, ohne sich durch die ungelösten Probleme bei Austern und Champagner auch nur im geringsten den Appetit verderben zu lassen. Doch, wie gesagt, die Nemesis bleibt in unserer Gesellschaftsnovelle, wie in der Weltgeschichte, nicht aus; die Opfer, welche ihr fallen, ob sie genannt werden oder ungenannt bleiben, werden jeden warnen. Die Warnung erweist sich so wirksam und rapid, daß der Vorleser der Novelle in der Novelle sich sogar die Braut erobert, die fast geneigt war sich von einem Concurrenten rauben zu lassen.

Im Nächsten begehen wir ein „Ländliches Fest". Da sage man, die moderne Zeit habe nicht Poesie, nicht Anmuth und Feinheit der Geselligkeit mehr! Hier ist alles voll moderner Reize. Echt aristokratische Gestalten, ausgesuchte Tournure, Grafen, Gräfinnen, Comtessen zu Pferde, zu Wagen. Auch der Dichter befindet sich mitten in der Cavalcade, er verfehlt den Gesprächston nie, im Gegentheil, er bringt ganz neue Elemente hinein, schickt sich in die exquisiten Passionen. Und wie sollte er auch nicht, da er als Dichter die ganze Welt, also auch die vornehmste, in und mit sich trägt? Auch in der Umgebung bemüht man sich zu dichten, gesellig zu dichten, in den Arrangements, im Costüme, in der Haltung, in tausend glücklichen Einfällen, geistvollen Bemerkungen; es gelingt vortrefflich. Einige entwickeln sogar die äußerste Ueberlegenheit über andere, bewähren feinsten ästhetischen Geschmack; einer dagegen blamirt sich mit viel gutem Willen, mit allem Aufwand, der ihm nur irgend zu Gebote steht. Unser Dichter freilich, der das alles so sinnvoll componirt und gruppirt, persiflirt zugleich die Situation, die Vorgänge, da wo sie die Grenze des Modernen erreichen und der Idealwelt gegenüber dem glänzenden, vorüberrauschenden Augenblicke verfallen. Wir verrathen nichts. Man mache diese Flucht aufs Land, diese phantasiereiche, liebliche Idylle mit, diese brillante Verbindung von Vornehmheit und Pastorale, an der allerdings eine Liaison scheitert, und man wird sich ebenso unterhalten, wie über das unerwartete Fehlschlagen menschlicher Pläne und Liebesneigungen, wie ungeahnter Rivalität sogar von allernächster Seite menschlicher Verwandtschaft belehrt sehen, um daraus vielleicht auch für sich selbst zu lernen.

Die noch folgenden Abschnitte: „Schiller-Festspruch", „Körner-Festspruch", „Lessing und Emilia Galotti", „Hofrath Teichmann", „Heinrich Meidinger", „Ein Besuch in Coppet", „Zwei Gefangene", sind Denkmale, deren Idee aus der Tiefe des Gemüths entsprungen ist; sie sind mit Geist und Geschmack ausgeführt, mit Gedanken geschmückt, welche weit in die Zukunft hinausreichen. So wird man gern und sinnend bei ihnen verweilen, gern zu ihnen zurückkehren, weil hier nichts von jener Ostentation und Zeitmanie ist, die schon manchen nöthigten, in dem Grade, als er Pietät vermißte, mit Ueberdruß sich wegzuwenden. Für unsern herrlichen Schiller sagt schon „das zauberische Wort des Ideals" alles (S. 190 und 191), und dann wieder die Stelle: „Jedes seiner Gedichte schon wurde ein Glockenruf mehr zu einem idealen Gottesdienst." Kurz, diese Schillerrede Gutzkow's ist ein echt deutscher Nationalact. Sinnvoll, daß die beiden Monumente mit den Namen Schiller und Körner (der letztere erinnert auch wieder an zwei) zusammenstehen. Voll schöner Inschriften und Mahnreden sind auch die Denkmale für Lessing, Teichmann, Meidinger. Je mehr jemand Ehre verdient, desto mehr ehrt er andere. Auch hier geht das wieder in Erfüllung. Es macht Gutzkow alle Ehre, daß er während seiner Anwesenheit in der Schweiz der Frau von Staël, ihrer Familienglieder, ihrer Schriften und auch der beiden Schlegel so lebhaft gedenkt, zumal August Wilhelm's. Der Stimmen gegen die Dichterin und die beiden Dichter-Brüder sind viele genug laut geworden, ihrer großen Verdienste ist noch lange nicht hinlänglich Erwähnung gethan. Auch diese Schweizerfahrten sind von unserm Autor sauber gezeichnet, mit frischen Farben gemalt. Besonders aber ergreift uns die Wallfahrt nach dem Grabe der Staël, das Verweilen in ihrem Schlosse, in ihrer Bibliothek, in ihrem Museum, vor dem Bilde August Wilhelm's. Wir denken uns Herrn von Schlegel, wie er hier am Hofe seiner hohen Gönnerin verkehrt und gewiß Verwandlungsgabe des Costüms, der Sprache, Gewandtheit des Körpers genug hatte, um sich in das Zeitalter Shakspeare's, Ludwig's XIV. und XV., ja der

Spanier und Italiener meisterhaft zurückzuversetzen und durch Kleidung und Esprit alle die anwesenden Franzosen auszustechen. Und nun sind hundert Jahre verflossen, seitdem Frau von Staël das Licht der Welt erblickte; die ganze Schweiz erinnert sich dessen nicht, alles saust und braust vorbei, jagt dem Genusse der Gegenwart nach: ein Norddeutscher ist's, der aller Freude des Augenblicks vergißt, um sich in das Andenken einer der seltensten Frauen zu vertiefen, die das erste bedeutende Urtheil über Deutschlands Literatur und Einzigkeit in Frankreich aussprach. Diese ganze Charakteristik einer so merkwürdigen Persönlichkeit, diese dankbaren Exsequien, den Manen der Frau von Staël dargebracht, sie ergreifen uns wunderbar, und auch unsere Nachbarn werden so deutsche Treue und deutsche Tiefe des Andenkens anzuerkennen nicht unterlassen.

Endlich, der Schluß dieser „Schönern Stunden", die wahrhaft erheiternde Erzählung: „Zwei Gefangene", ist ein Doppelmonument, welches der vielbewegte Dichter einem der trefflichsten genialen Mimen der Gegenwart, Theodor Döring, und der Zeit seines eigenen manheimer Gefängnißlebens setzt, und welches uns den Contrast zwischen einem mit edler Haltung duldenden Dichter und einem um sich tobenden Ajax, der sich freilich zu noch ganz andern tragischen wie komischen Rollen im 19. Jahrhundert entpuppt, in dramatischer Weise vorführt. Man lese und staune, wie hier zwei Leidensgefährten sich einen Tag und eine Nacht mit dramatischer Kunst verkürzen, Tragödie und Komödie tractiren und genießen, bei der wiener und berliner Posse vorsprechen, sich köstlich unterhalten, bis diese drastischen Bühnenvorstellungen mit einer Farce enden, in der sogar Mäuse aus dem Stegreif mitspielen.

Vieles in diesen schönsten Stunden des sehr zu empfehlenden Buchs, welches nicht selten die ergötzlichsten Anspielungen auf gegenwärtige Zustände darbietet, gemahnte uns an verwandte Darstellungen und Muster höchster Ironie in des Verfassers „Maha Guru", „Oeffentlichen Charakteren" und andern seiner Werke, nur daß unsers Dichters Vielseitigkeit in dem vorliegenden auch wieder ganz neue Weisen kundgibt. Daß die Modernen auf dem Gebiete der Poesie wie der Prosa, selbst mit Hereinnahme und Verarbeitung philosophischer Anschauung, bedeutende Fortschritte gemacht haben, beweisen die „Schöneren Stunden" in jeder ihrer Gaben, die sie uns spenden. Wer diese „Stunden" liest, wird die des längsten Tags, vielleicht sogar mit Hinzunahme des Abends, auf ein Minimum verkürzt sehen, aber auch einen Gewinn haben, der durch keinen Stundenzähler zu messen ist.

Alexander Jung.

Ausländische Classiker in Deutschland.

Bibliothek ausländischer Classiker in deutscher Uebertragung. Erster bis achtundneunzigster Band. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865—69. 8. 25 Thlr. 28½ Ngr.

Seit Altmeister Voß mit einer noch heute staunenswerthen Kraft die deutsche Sprache geschmeidig machte, die Töne fremder Zungen in dichterischer Form wiederzuklingen, hat der deutsche Geist sich alle Formen der Poesie von allen Völkern angeeignet und eine Weltliteratur in deutschem Gewande geschaffen. Den Ruhm, Meister in der Kunst des Uebersetzens zu sein, genießen die Deutschen längst bei allen Nationen; aber es darf auch rühmend anerkannt werden, daß sie nicht auf ihren Lorbern ruhen, sondern redlich trachten, sie immer aufs neue zu verdienen und zu vermehren. Dafür zeugen die neuen Uebersetzungen von Schriftstellern, die schon wiederholt übersetzt worden sind. Das wird freilich in infinitum so bleiben müssen, weil jede Uebersetzung nur der Schattenriß des Originals ist, und jeder nachfolgende Uebersetzer an seinem Vorgänger Mängel bemerkt, die er vermeiden möchte und vielleicht auch glücklich vermeidet, um dafür manches anders, aber nicht immer besser zu machen als seine Vorgänger.

Der Gedanke einer Weltliteratur, wie zuerst Goethe ihn erfaßte, mußte den andern nahe legen, die Meisterwerke der verschiedenen Literaturen zu einer Sammlung von Uebersetzungen zu vereinigen. Solche Unternehmungen hat unser Jahrhundert schon mehrere aufzuweisen, die aber nach Umfang und Planmäßigkeit, ja auch nach der Ausführung von der „Bibliothek ausländischer Classiker", die das Bibliographische Institut sie unternommen hat, übertroffen werden. In vier Jahren sind 98 Bände erschienen, die durchweg in neuen, zum größten Theil recht guten Uebersetzungen in die Literaturen aller modernen Culturvölker uns einführen. Doch auch das Alterthum, ja der ferne Orient ist bereits darin vertreten.

Homer's „Odyssee" liegt in einer Verdeutschung von F. W. Ehrenthal vor, der, wie das Vorwort meldet, von keinem Geringern als A. Böckh zur Veröffentlichung seiner Uebersetzung veranlaßt wurde. Wir erkennen an, daß der Uebersetzer von dem sprachlichen Zwang, den Voß namentlich in seinen spätern Ausgaben der Sprache auferlegte, um möglichst treuen Anschluß an das Original zu erreichen, mit Recht zurückgekehrt ist; sein Ausdruck ist meist einfach und ungesucht, aber etwas nachlässig scheint uns denn doch die Behandlung des Hexameters. Denn wenn wir auch die Zulassung der Trochäen gerade bei einer Homer-Uebersetzung nicht tadeln, weil das Original selbst hierin den Weg zeigt, so darf dieselbe doch nur mit Maß geschehen und den Wohllaut nicht beeinträchtigen. Einen Vers wie S. 13 (I, 45):

Vater unser aller, Kronion, höchster der Herrscher —

können wir unmöglich billigen. Voß übersetzte in seiner ersten Ausgabe:

Unser Vater Kronion, der herrschenden Könige Herrscher; —

in den spätern:

Vater uns allen gesammt, o Kronid', hochwaltender König; —

jenes weniger treu, dieses nicht einfach genug. Treu und einfach ist hier Ehrenthal's Uebersetzung, aber der Vers ist unerträglich, wenn man den wohllautenden griechischen Vers danebenhält.

Sophokles, von H. Viehoff überſetzt, trägt im Dialoge das ſtrenge antike Gewand des Trimeters, dagegen hat in den Chorgeſängen der Ueberſetzer dem modernen Geſchmack ein Zugeſtändniß gemacht, indem er dieſelben nicht im Metrum des Originals wiedergegeben, ſondern in freiern lyriſchen Maßen, die den Geſammteindruck der Chöre unverändert laſſen und die Sprache doch nicht in die Feſſeln einer Metrik zwängen, für die unſer Ohr, weniger fein als das der Griechen, unempfänglich geworden. Damit iſt ein Mittelweg eingeſchlagen zwiſchen denen, die treuen Anſchluß an die Form ſich zum Geſetz machen, und denen, die nach Schiller's Vorgange den modernen Reim anwenden; jenes widerſtrebt zu ſehr dem Geiſte der deutſchen Metrik, dieſer dem des antiken. Nur die anapäſtiſchen Syſteme ſind mit Recht beibehalten, weil Anapäſten auch unſern Dichtern längſt geläufig ſind. Freilich als höchſtes Ziel können wir dieſen Mittelweg nicht anſehen: dieſes beſtände darin, daß wir dahin gelangten, in das rhythmiſche und muſikaliſche Verſtändniß der griechiſchen Chorgeſänge tiefer einzudringen, wozu neuerdings die Forſchungen von H. Schmidt: „Die Eurhythmie der Griechen" (Leipzig 1868), einen weſentlichen Schritt gethan haben. Es wird freilich noch lange dauern, bis ſolches Verſtändniß Gemeingut der Gebildeten geworden, und bis dahin heißen wir den Vermittelungsverſuch Viehoff's, als dem Bedürfniß der Zeit durchaus entſprechend, gern willkommen.

In den fernen Orient führt uns Kalidaſa's „Sakuntala", überſetzt von dem bekannten Orientaliſten E. Meier. Der Ueberſetzer hat ebenfalls dem modernen Geſchmacke Zugeſtändniſſe gemacht, indem er den Unterſchied zwiſchen der Proſa des Dialogs und den lyriſchen Partien aufhob und für beides den Vers des deutſchen höhern Dramas, den fünffüßigen Jambus, verwendete, nur an einigen Stellen von beſonders lyriſcher Haltung gereimt, im übrigen reimlos. Damit können wir uns durchaus nur einverſtanden erklären; es iſt dadurch ein weſentlicher Schritt geſchehen, um die fremdartige Blume des orientaliſchen Dramas auf unſern Boden zu verpflanzen und uns näher zu bringen, wozu noch die am Schluſſe beigefügten Anmerkungen das Ihrige beitragen. Wir müſſen es uns verſagen, auf die intereſſanten Vergleichungspunkte einzugehen, welche dieſe Ueberſetzung mit der von Wolzogen verſuchten Bühnenbearbeitung darbietet.

Unter den europäiſchen Literaturen, die in der „Bibliothek" vertreten ſind, nehmen naturgemäß die engliſche und franzöſiſche den breiteſten Raum ein, jene mit Recht in noch höherm Maße als dieſe, weil ſie von ungleich größerer allgemeiner Bedeutung und namentlich auch von größerm Einfluß auf unſere claſſiſche Literatur geworden iſt. Den Reigen eröffnet der ehrwürdige Chaucer, der Vater der engliſchen Poeſie, wie er oft genannt worden iſt, in einer trefflichen Ueberſetzung von Wilhelm Hertzberg, der erſten, die ein vollſtändiges und treues Bild von den „Canterbury-Geſchichten" gibt. Sie iſt von einer Einleitung über des Dichters Zeit und Leben und von ſehr gründlichen Anmerkungen begleitet, die gerade bei dieſem Dichter recht nothwendig waren. Dieſe Arbeit beanſprucht auch in philologiſcher Beziehung einen großen Werth; ſie wird deswegen aber nicht minder auch jedem Gebildeten Genuß bereiten durch die Bekanntſchaft mit einem ſo liebenswürdigen und anmuthigen Dichter wie Chaucer iſt.

Die Ueberſetzung von Shakſpeare's Werken übergehen wir, weil dieſelbe im Zuſammenhalt mit andern Bearbeitungen zum Theil ſchon beſprochen iſt; nur die Verdeutſchung der Sonette durch F. A. Gelbcke ſei hier erwähnt, die ſich vollberechtigt neben die vorhandenen von Bodenſtedt und Jordan ſtellen darf. Sie ſind nach Maßgabe der Unterſuchungen von Maſſey (1866) geordnet und geben ſo ein anſchauliches Bild ihres innern Zuſammenhangs und ihrer Beziehungen zum Leben des Dichters.

Weiterhin enthält die Bibliothek Milton's „Verlorenes Paradies", das freilich mehr verehrt als geleſen werden wird, von K. Eitner; Defoe's „Robinſon", der in dieſer Geſtalt ſich hoffentlich an Stelle des Campe'ſchen recht einbürgern wird, von Altmüller; Sterne's „Empfindſame Reiſe", von K. Eitner, und „Triſtram Shandy", von Gelbcke übertragen. Von Dichtern des vorigen Jahrhunderts Burns' „Lieder und Balladen", in meiner Ueberſetzung, die ſich beim Publikum und bei der Kritik einer ſehr wohlwollenden Aufnahme erfreut hat. Von Dichtern unſers Jahrhunderts W. Scott, Byron, Shelley und Tennyſon. W. Scott's romantiſche Dichtung: „Das Fräulein vom See", hat Viehoff recht gewandt und geſchmackvoll überſetzt; Byron's Werke zu verdeutſchen war, nachdem Gildemeiſter's Ueberſetzung erſchienen war, keine leichte Aufgabe; doch wollen wir gern anerkennen, daß die Ueberſetzung der erſten ſechs Geſänge des „Don Juan" und der kleinen Dichtungen („Belagerung von Korinth", „Gefangene von Chillon", „Die Inſel") durch W. Schäffer ſich meiſt recht gut lieſt, nur auf die Reinheit des Reims hätte etwas mehr Sorgfalt verwendet werden können; auch kommen im „Don Juan" Härten vor wie die, daß die Präpoſitionen in und von in den Reim gebracht werden, ſo S. 9:

dem von
Dem reinſten Gothenblute u. ſ. w.

S. 40:

doch immer in
Dem Schein des Feuers.

Auch die Ueberſetzung des „Childe Harold" durch Jenert lieſt ſich fließend und leicht. Das ergreifende Abſchiedslied im erſten Geſange iſt freilich nicht ganz nach Wunſch geglückt und bei Gildemeiſter jedenfalls viel beſſer.

Shelley und Tennyſon hat, von beiden ausgewählte Dichtungen, A. Strodtmann überſetzt; wie man erwarten durfte, gewandt und geſchickt. Wunder nehmen muß uns deshalb, das ſchöne Gedichtchen, „Verlauf des Lebens" von Tennyſon (S. 24) nicht in Reimen, ſondern in Blankvers überſetzt zu finden, wodurch es offenbar ſehr verliert. Ich erlaube mir den Verſuch, wie ich es überſetzen würde, hier mitzutheilen:

Kreislauf.

Zwei Kinder, aus zwei Nachbardörfern beide,
Die tolle Poſſen treiben auf der Heide;
Zwei Fremde, die beim Feſtgelag ſich ſchaun;
Ein flüſternd Liebespaar am Gartenzaun;
Zwei Leben, feſt vereint zu Freud' und Leide;

Zwei Gräber grün an grauen Thurmes Runde,
Von Maßlieb überblüht, von Regen feucht,
Zwei Kinder, die dasselbe Dorf erzeugt —
So rollt das Rad des Lebens Stund' um Stunde.

Auch das berühmte „Reiterlied von Balaklawa" entfernt sich allzu weit vom Original: der Uebersetzer macht aus den 600 Reitern 1000, um des Refrains willen, allein das heißt doch die Uebersetzerfreiheit etwas weit treiben. Eine ganze Strophe fehlt, oder vielmehr sind zwei in eine zusammengezogen. Wenig gelungen ist auch das dritte der aus der „Prinzessin" entlehnten Lieder (S. 119), und es wäre nicht schwer, hier eine viel bessere Uebersetzung zu liefern. Offenbar hat der Uebersetzer nicht alle Kraft darangewendet, des schwierigen Dichters Herr zu werden.

Aus der französischen Literatur liegen Werke von Beaumarchais („Figaro"), Bernardin de St.-Pierre („Paul und Virginie"), Châteaubriand („Erzählungen"), Lesage („Der hinkende Teufel"), mehreres von George Sand, „Corinna" von Frau von Staël, und „Rosa und Gertrud" von dem Schweizer Töpffer vor. In gebundener Rede ist allein die Uebersetzung Molière's von A. Laun, nämlich der drei Charakterkomödien: „Misanthrop", „Tartüffe" und „Die gelehrten Frauen". Der Uebersetzer hat sich streng an die Form des Originals gebunden, strenger als z. B. Baudissin gethan, der den fünffüßigen reimlosen Jambus an Stelle des Alexandriners gesetzt. Wir müssen Laun beistimmen, der die Form des Alexandriners als Mittel zu Pointen und Antithesen für wesentlich bei der französischen Komödie hält, nur hätte er, wenn er sich einmal den Zwang derselben auferlegte, auch den nicht wesentlich größern des regelmäßigen Wechsels männlicher und weiblicher Reime beibehalten können. Wir sind ja doch auch sonst, z. B. bei der Lyrik, gewohnt, das Reimgeschlecht des Originals zu bewahren, und es ist bekannt, daß man in Deutschland im 17. Jahrhundert mit dem Alexandriner auch diesen regelmäßigen Wechsel mit herübernahm, der freilich das Wesen der französischen Komödie weniger berührt als die Versform. Die Uebersetzung liest sich recht gut, einzelne Härten wollen wir nicht gerade betonen. Im „Misanthrop" S. 40 ist die Form „Gegener" für Gegner doch wol kaum zulässig, auch kann man nicht sagen „Die Lacher stehen auf Ihren Seiten" (S. 65) statt „auf Ihrer Seite"; eher wäre der alterthümliche Dativ „auf Ihrer Seiten" erlaubt, doch auch dieser leicht zu umgehen gewesen.

Aus der italienischen Literatur finden wir Dante's großes Gedicht von K. Eitner in reimlosen Versen übersetzt; diese Art, die „Göttliche Komödie" zu verdeutschen, ist neuerdings sehr beliebt geworden; wir können sie aber nur als Abschlagszahlung betrachten, bis einst der richtige Mann kommt, der die Terzinenform gewandt genug handhabt, um von Dante's Gedanken nichts Wesentliches aufzuopfern, ohne doch die wunderbar schöne Form der Terzine, die gerade bei Dante's tief allegorischem Wesen so große Bedeutung hat, preiszugeben. Die Thatsache, daß bisher keine Uebersetzung beiden Forderungen genügt hat, berechtigt noch nicht dazu, von ihnen abzugehen; freilich wird, wer auf ihre Erreichung verzichtet, besser thun, die Form, nicht den Gedanken dranzugeben, und insofern können wir Eitner's Uebersetzung empfehlen, als sie, wenn man die Forderung einmal so weit herabspannt, dieser durchaus Genüge leistet und den Dichter, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, treu und lesbar wiedergibt. Von neuern Schriftstellern liegen Dichtungen von Leopardi, übersetzt von R. Hamerling, und Manzoni's „Verlobte", übersetzt von Schröder, vor; letzteres Buch, gern gelesen von denen, die sich mit dem Italienischen vertraut machen wollen, wird auch in deutscher Gestalt willkommen sein; Leopardi ist den meisten unserer Landsleute wol noch wenig bekannt und, soviel wir wissen, hier zum ersten mal, wenigstens in größerer Zahl seiner Dichtungen, übersetzt.

Von Spaniern ist bisjetzt Cervantes durch seinen „Don Quixote", übersetzt von Zoller, und durch neun Zwischenspiele, übersetzt von Hermann Kurz, vertreten. Letztere bilden den zweiten Band des „Spanischen Theater" von M. Rapp, dessen erster Band die Anfänge desselben (Gil Vicente und Lope de Rueda), der dritte und vierte eine Auswahl aus Lope de Vega enthalten. Beide Uebersetzer sind längst auf diesem Gebiete bewährt und zeigen auch hier die früher bewiesene Meisterschaft.

Auch der Norden Europas ist durch mehrere Dichter vertreten: Dänemark durch den alten Holberg, von dessen Lustspielen Robert Prutz eine Auswahl in vier Bänden gibt, und der wol mehr gelesen zu werden verdient, weil er voll ist von köstlichem Humor und gesundem, wenn auch manchmal derbem Witz; Schweden durch die Uebersetzung von Tegnér's „Frithjofssage" durch Viehoff, die neben den vielen vorhandenen Verdeutschungen der lieblichen Dichtung, zu denen neuerdings eine der besten von K. Simrock gekommen ist, eine ehrenvolle Stellung behaupten wird; Norwegen endlich durch B. Björnson, den Begründer der norwegischen Dorfgeschichte, dessen „Arne" ein Lebensbild von packender Wahrheit ist. Freilich sind seine Dramen, deren Uebersetzer wie auch der Bauernnovellen Lobedanz ist, an Bedeutung nicht entfernt mit jenen Novellen zu vergleichen, und auch unter diesen stehen die jüngsten nicht ganz auf der Höhe der beiden ersten.

Noch ganz unvertreten sind die slawische Literatur und Amerika, das doch schon manchen Dichter zählt, der recht wohl eine Stellung in einer „Bibliothek ausländischer Classiker" einnehmen darf. Hoffen wir, daß diese Lücke bald ausgefüllt wird und so das schöne Unternehmen immer mehr seiner Vollendung entgegenreift.

Karl Bartsch.

Vom Büchertisch.

1. Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preußischen Diplomaten herausgegeben von dessen Neffen L. von L. Erster Band. Berlin, Kortkampf. 1868. 8. 2 Thlr.

Es sind die schriftlichen Hinterlassenschaften des Geheimraths Leopold von Schladen (geb. 1772, gest. 1845), die in vorliegendem Werke zum ersten mal Abdruck finden. Die ersten diplomatischen Arbeiten, Auszüge aus den Archiven der preußischen Gesandtschaft zu Wien, Dechiffrirungen u. a. m., der Abdruck officieller Actenstücke, welche die dritte Theilung Polens betreffen, eine Correspondenz zwischen Lucchesini (damals in Wien) und Hardenberg (in Basel), sowie endlich Bruchstücke eines Reisejournals des Hrn. von Schladen bilden den Inhalt der höchst interessanten Schrift, die eine genaue Einsicht von historischer Seite wohl verdient. Zumal der Briefwechsel Friedrich Wilhelm's II. mit der Kaiserin Katharina bietet manche Aufschlüsse über die Grenzregulirung zur Vergrößerung Südpreußens. Einen sehr willkommenen sittengeschichtlichen Beitrag zur Geschichte der neunziger Jahre hat der Herausgeber (wol Hr. von Ledebur?) in den Bruchstücken des westfälischen Reisejournals Schladen's geliefert. Dennoch wäre demselben eine übersichtlichere Anordnung des Stoffs anzuempfehlen, derart, daß die Verhandlungen über die polnischen Angelegenheiten hintereinander folgten (also Nr. 9 auf Nr. 5, ohne die dazwischengeschobenen Nummern 6—8). Dem Erscheinen des zweiten Bandes sehen wir mit Erwartung entgegen.

2. Briefwechsel des Grafen Montvallat oder Erinnerungen an die französische Emigration von 1792—97. Herausgegeben von W. M*. Zürich, Schultheß. 1868. Br. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber hat nicht das Talent gehabt, eine kritische Emendation bei Veröffentlichung des Montvallat'schen Briefwechsels eintreten zu lassen: infolge dessen werden wir fortwährend von der Erwartung gequält, ein bedeutendes Leben aus jenen Schriftstücken sich entwickeln zu sehen, und schließlich doch enttäuscht. Als wir das Buch in die Hand nahmen, glaubten wir, voller verzeihlicher culturhistorischer Neugier, einen werthvollen und interessanten Beitrag zur Privat- und Sittengeschichte der Emigranten vor uns zu haben. Nichts davon! Eine unabsehbare Reihe der uninteressantesten Briefe bilden den Grundstock einer weitschichtigen Lebensschilderung des Grafen, und mühsam und umständlich bauen sich auf diesem Grundstock die dürftigen Erlebnisse des Emigranten auf. Wir müssen gestehen, die Mühe des Durchlesens ist uns bei diesem Buche weder durch Belehrung noch durch Amusement vergütet worden.

3. Richard Cobden. Sein Leben und sein Wirken. Von einem Freihändler und Friedensfreunde. Bremen, Kühtmann und Comp. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Um vieles liebenswürdiger und markiger tritt uns vorliegende Biographie entgegen. Der große Freihandelsapostel hätte wirklich keine populärere und sachgemäßere Lebensschilderung für das deutsche Volk finden können, als die vorliegende. Der liebevollen Schilderung von Cobden's Jugend folgt eine scharfe Exposition der Bewegung gegen die Korngesetze, durch die wir das Terrain von Cobden's Wirksamkeit genau kennen lernen. Die Bildung der Anti-Corn-Law-League, Cobden's Parlamentsthätigkeit, des großen Nationalökonomen Stellung zum edinburger Friedenscongresse von 1853, sowie seine Abneigung gegen den Krimkrieg und die Feindseligkeiten Englands gegen China werden in geklärter Form und wohlgelungener psychologischer Motivirung vorgeführt. Den französischen Handelsvertrag sieht der Biograph mit Recht als eine Friedensbrücke zwischen England und Frankreich an; auch bei dem Zustandekommen dieser volkswirthschaftlichen Eroberung war Cobden in erster Reihe betheiligt. Unleugbar zeichnet den Verfasser dieses Lebensabrisses neben warmer Liebe für den Gegenstand eine durchdringende Sach- und Fachkenntniß vortheilhaft aus, die dabei wohl vermeidet, das allgemein menschliche Interesse an dem edeln Briten dem wirthschaftlich belehrenden unterzuordnen.

4. König Ludwig I. von Baiern. Eine biographische Skizze von L. Schönchen. Augsburg, Kranzfelder. 1868. Lex.-8. 10 Ngr.

Dem Leben des englischen Bürgers reihen wir die biographische Schilderung des deutschen Königs an. König Ludwig hat es wol verdient, von der Feder eines umsichtigen Biographen dem Publikum, das für seine populäre Gestalt stets große Theilnahme hegte, vorgeführt zu werden. Wenn auch bei der Lebensbeschreibung eines vielgenannten Regenten eine Portion Emphase und die Kritiklosigkeit des „beschränkten Unterthanenverstandes" eine schwer vermeidliche Beigabe geworden ist, so läßt sie sich doch bei geschmackvoller Anordnung des Stoffs und Durchglättung der Form leidlich ertragen. Um so mehr muß es anerkannt werden, wenn, wie im vorliegenden Falle, dem Leser eine wohlthuend gehaltene Lebensskizze des hochbegabten Fürsten geboten wird, die, von der Parteien Gunst und Haß unverwirrt, ein wenn auch nicht scharfes, so doch farbenfrisches Charakterbild zeichnet. Tritt auch das Wirken des Königs in unserer Schilderung hinter dem rastlosen Thun des Menschen zurück, so ist doch nach dieser Hinsicht der reichen und vielseitigen Natur des Fürsten Rechnung getragen und ein bleibendes Denkmal der Erinnerung einem vielgeliebten Monarchen gestiftet worden.

5. D. Hermann Hupfeld. Lebens- und Charakterbild eines deutschen Professors gezeichnet von Eduard Riehm. Halle, Fricke. 8. 20 Ngr.

Ein Spätling tritt diese Schrift an unsern Tisch. Der „deutsche Professor" wird uns von collegialischer Hand in seinem gelehrten wie politischen Denken mit eingehendster Detailkenntniß geschildert. Ein scharfes Auge für die Welt blieb dem halleschen Professor neben seinen exegetischen und sprachwissenschaftlichen Studien ungetrübt. Leiden auch die von Riehm citirten Aussprüche Hupfeld's über staatliche Institutionen größtentheils an Einseitigkeit des Urtheils, so ist doch die Festigkeit religiöser und politischer Ueberzeugung beiden Extremen gegenüber stets ein hervorzuhebender Charakterzug des Verblichenen gewesen. Zu den hohen Fragen unverzagt, aber auch zu den niedrigen unverdrossen, bewahrte sich der Nachfolger von

Gesenius neben der Anhänglichkeit der Studirenden auch ein bleibendes Gedächtniß in der theologischen Welt, deren linkem Centrum er sein Leben lang treu geblieben ist. Es ist die freiere Luft hallescher Gottesgelehrtheit, die uns in dem Charakterbilde von Hupfeld, das wir seinem Gesinnungsgenossen verdanken, mit frischem Hauch, unbeirrt von der „Theologie der Thatsachen", entgegentritt.

6. Joachim Brunschweiler, oder Lehr- und Wanderjahre eines Porträtmalers am Ende des 18. und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Mit Vorwort von J. A. Pupikofer. Frauenfeld, Huber. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Vieler süddeutschen Menschen Städte und Dörfer hat der rastlose Wanderer, dessen Fata er selbst als bescheidener Homer schildert, gesehen. Rührend ist es zu lesen, wie der junge Brunschweiler, ausgerüstet mit seinem „Arcanum" des weißen Lack, die größten Entbehrungen, Hunger und Armuth auf seinen Fußwanderungen durch die Schweiz und den deutschen Süden erträgt, bis er endlich in der Anerkennung seiner hohen Begabung für Porträt-Miniaturmalerei Ehre und Brot findet. Von dem Eintritt dieses günstigen Zeitpunkts an verliert das Werkchen seinen sittengeschichtlichen Charakter, wird es dürftig in Stoff und Ausführung und hätte füglich gekürzt werden können.

7. Der Tanz und seine Geschichte. Eine culturhistorisch-choreographische Studie. Mit einem Lexikon der Tänze. Von Rudolf Voß. Berlin, Seehagen. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Aphoristische, lose Zusammenhängende der Studie kann diese Tanzmonographie nicht verleugnen. Culturhistorische, ästhetische, sprichwörtliche, physiologische Citate sind in bunter Reihe aneinandergestellt, ohne die innere Nothwendigkeit einer gegliederten Verbindung. Dennoch blickt aus den Zeilen des Buchs eine warme Liebe für den Gegenstand und das aufrichtige Bestreben hervor, einem großen Leserkreise neben einer oratio pro domo Interesse und Aufklärung über die geschichtliche Entwickelung des Tanzes zutheil werden zu lassen. Dieser Zweck ist erreicht worden, wenn auch nicht verschwiegen werden kann, daß uns Czerwinsky's „Geschichte des Tanzes" logischer und strenger gehalten zu sein scheint als die fleißige Zusammenstellung des reichen Materials, dem das vorliegende Buch gewiß einen großen Leserkreis zu danken haben wird. Sehr flüchtig ist die Geschichte des Ballets behandelt: es kann doch unmöglich dem Verfasser, der ja vom Handwerk ist, Ernst damit sein, mit einer oberflächlichen Aufzählung der beliebtesten berliner Ballets die Daten über die Geschichte des Tanzes auf der Bühne zu erschöpfen. Abgesehen von der Geschichte des Ballets, bietet doch die Gegenwart (wir erinnern an das jetzige moskauer, sowie an das warschauer Ballet der funfziger Jahre) neben den Schöpfungen Taglioni's noch eine Menge anderer Blüten der Choreographie, die der Autor ganz vergessen hat aufzuführen. Dagegen ist die Entstehungsgeschichte des Walzers, der Polka u. a. m. mit sehr gelungener Ausführlichkeit behandelt und mit Recht einer gründlichen Kritik unterworfen worden.

8. Die Pfahlbauten und Völkerschichten Osteuropas, besonders der Donaufürstenthümer. Von E. Rückert. Mit einer Lithographie. Würzburg, Stuber. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein interessantes, anregendes Werk, wol werth, einer öftern Lektüre gewürdigt zu werden. Nimmt auch die Besprechung der Pfahlbauten nur ein Drittel des Werks in Anspruch, so sind die ethnographischen Forschungen Rückert's gründlich und geistvoll, da sie eine reiche Anzahl neuer Gesichtspunkte für die Völkerkunde erschließen. Man mag mit dem Verfasser über einige gewagte Etymologien rechten, überall aber tritt uns aus Rückert's Darstellung ein denkender, selbständiger Geist entgegen, der vor keinem noch so kühnen Resultat eigener Forschung zurückschreckt. Nur vermissen wir in der Schrift die Kenntniß des Sanskrit, die den Autor vor mancher unmotivirten Etymologie bewahren und ihm andererseits Aufschluß über manches Zweifelhafte geben würde. Höchst interessant und nach unserer Meinung stichhaltig ist die von Rückert nachgewiesene Identität der Zigeuner mit den schon Herodot bekannten Sigynen, eine Stammbestimmung, welche die indische Heimat des geheimnißvollen Volksstammes zurückweist. Das Werk ist dem Fürsten Karl von Rumänien gewidmet und durch ein schwungvolles Sonett an denselben eingeleitet.

9. Indische Streifen. Eine Sammlung von bisher in Zeitschriften zerstreuten kleinern Abhandlungen von Albrecht Weber. Berlin, Nicolai. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Streifzüge, die der wackere Forscher auf dem Gebiete des indischen Schriftthums mit vorliegendem Buche unternimmt, sind ungeordnete, ohne einen verbindenden Faden nebeneinandergestellte Stücke aus dem unendlich reichen Gebiet des indischen Culturlebens. Die Nachsicht, um die der Autor gegenüber mehrfacher Härte und Unbeholfenheit der Uebersetzung bittet, kann man dem berühmten Indophilen gern angedeihen lassen, wenn man den Reichthum des mitgetheilten Stoffs und die unsaglich schwierige Gelehrtenarbeit, die uns dies lehrreiche Opus geschaffen, in die andere Wagschale legt. Weber's Auswahl aus seinen bisher gedruckten Aufsätzen ist sehr geschickt getroffen: dem vergleichenden Mythenforscher werden die vier Legenden aus dem „Satapatha-Brâhmana", dem Freunde indischer Weisheit der Aufsatz über die Pragnottararatnamâlâ, der einen reichen Juwelenkranz von Fragen und weisen Antworten enthält, dem Arithmetiker die vedischen Angaben über hohe Zahlenbestimmung, dem Professor Daumer aber die Abhandlung über Menschenopfer bei den Indern der vedischen Zeit von hohem Interesse sein. Dem Referenten selbst ist die Analogie einer Erzählung der Pâli-Legende von der Entstehung des Sâkya-Geschlechts mit einem Stück der „Gesta Romanorum" in überraschender Weise aufgefallen.

10. Die Natur. Ein Essay von Ralph Waldo Emerson. Aus dem Englischen von Adolf Holtermann. Hannover, Meyer. 1868. 8. 10 Ngr.

Auf drei Bogen erörtert der rühmlichst genannte Verfasser den ästhetischen Begriff der „Natur" in seiner originellen Weise, die Hermann Grimm so treffend in seinem Essay über Emerson charakterisirt hat. Der tiefdenkende Amerikaner gehört — das tritt uns gleich auf der ersten Seite entgegen — zu jenem nicht mehr stillen Bunde der

Realisten, die auf dem Boden ihrer Zeit und deren Denkweise die Consequenzen vorurtheilsloser und origineller Denkthätigkeit ziehen. „Die Natur", sagt Emerson, „stellt dem menschlichen Geiste drei Probleme: Was ist Materie? Woher ist sie? und Wozu ist sie? Die Idealtheorie beantwortet nur die erste dieser drei Fragen." Auf die andern beiden Fragen sucht unser Autor redlich und eifrig Antworten. Das ganze Buch ist ein Streben, zeit- und denkgemäße Antworten auf jene und andere Fragen der Idealwelt und der natürlichen Welt zu finden. Die Uebersetzung schmiegt sich sehr glücklich dem Original an, wie denn dem Uebersetzer ein sicheres Urtheil und eine seinem Autor congruente Anschauung nachzurühmen ist. Wir schließen uns ganz seinem Wunsche an, wenn er ausruft: „Möge Emerson, möge jeder Genius, ja jeder Mensch reden, wie er und nicht wie wir es für gut finden; denn diese Freiheit allein kann uns von der Sklaverei des Phrasenthums erlösen."

11. Die deutsche Auswanderung und die Verschleppung deutscher Auswanderer. Mit speciellen Documenten über die Auswanderung nach Brasilien zur Widerlegung falscher Angaben. Von J. J. Sturz. Berlin, Kortkampf. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Das deutsche Publikum ist bereits durch die letzten Jahrgänge der „Gartenlaube" von dem Bemühen des Hrn. Sturz unterrichtet, die deutschen Auswanderer vor den unredlichen Verlockungen brasilianischer Agenten zu warnen. In vorliegender Broschüre wiederholt der Autor auf 24 Seiten seine Expositionen über die Misère der deutschen Colonisation in Brasilien; den bei weitem größern Theil der Schrift nehmen Briefe ein, die meist schwere Anklagen auf Deutsche und Brasilianer schleudern, in vielen Fällen aber doch den Wunsch erwecken, dem audiatur et altera pars Geltung zu verschaffen!

12. Palästina als Ziel und Boden germanischer Auswanderung und Colonisation. Mit Rücksicht auf eine germanische Colonisation des Orients im allgemeinen. Mit einer Karte von Palästina. Wien, Hartleben. 1868. 8. 15 Ngr.

Die Genossenschaft für „urbildliches Leben" (sic!) läßt durch ein berufenes Mitglied in lockenden Farben Propaganda für eine deutsche Auswanderung nach dem vom Verfasser dieser Broschüre „gelobten Lande" machen. Die Bestimmung dieser Genossenschaft wird uns in zwölf breitgehaltenen Artikeln in weitschweifigster Manier, die sich überdies durch einen Ueberfluß von Unverständlichkeit auszeichnet, auseinandergesetzt. Eine Art Brüderschaft des gemeinsamen Lebens, die nach dem Urbild der reinen Menschheit Bildungs- und Organisationszwecke verfolgt, will die Gesellschaft uns in eindringlicher Rede von der Ergiebigkeit Palästinas als volkswirthschaftliches Gebiet für die neue anthropologische Lehre überzeugen. Das viele Richtige und Beherzigenswerthe, was dieser nicht mehr neue Vorschlag zur Emigration nach Palästina enthält, wird nur durch die geschmacklose und unbehülfliche Stilistik des Buchs, die unter anderm auf S. 9 und 10 ein Monstrum von einem anderthalbseitigen Satze aufweist, beeinträchtigt.

13. Die Hygieine und ihr Studium. — A. u. d. T.: System der Hygieine. Einleitung. Von Eduard Reich. Erlangen, Enke. 1868. Lex.-8. 9 Ngr.

So wenig versprechend auch das selbstverfaßte Motto des rüstigen Autors ist, welches behauptet, „das Studium der Hygieine werde in den Ländern zwischen dem Rhein und dem Uralgebirge vernachlässigt", so wird dieser nicht gerade wohlthuende Ton der Einleitung sehr bald durch das Durchblicken aufrichtigen hygieinischen Strebens verwischt. Die Quellen der menschlichen Leiden können mit Hülfe der Medicin und Anthropologie allein nicht erkannt werden. Das ist das Grundthema, das durch die ganze Schrift hindurch variirt wird. Der Gegenstand der allgemeinen Naturlehre ist der Mensch als Ganzes, wie er der Außenwelt gegenübertritt, wie er in der Geschichte figurirt, wie er der Socialwissenschaft und Statistik, der Medicin, Pädagogik und Moral als Object sich darbietet. Mit diesem ganzen Menschen hat die allgemeine Naturlehre es zu thun; mit den Verhältnissen seiner Individualität und Gattung; mit dem Menschen als Glied der Familie, der Gesellschaft, des Staats; mit allen menschlichen Bedürfnissen und Leidenschaften; mit den Beziehungen des Menschen zur Außenwelt, jetzt und in vergangenen Zeiten. Eine so moderne und gesunde Anschauung geht durch das ganze Werk hindurch. Franzosen und Engländer (unter letztern Buckle) werden am passenden Ort angezogen; bis zum Schluß ermüdet dem Leser nicht das Interesse am Gegenstand. In der That muß man wünschen, daß in Sachen der Gesundheit endlich einmal die zahlreichen Vorurtheile aufhören möchten.

14. Lose pädagogische Blätter. Skizzen aus dem Gebiete der Schule und des Lebens. Herausgegeben von Gustav Zeynek. Graz, Leuschner und Lubensky. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.

Dem Reich'schen Buche schließt sich passend die Besprechung vorliegender Blätter an. Eine tüchtige Gesinnung neben tiefgreifender pädagogischer Bildung zeichnet diese pädagogischen Aphorismen und Essays aus. Das Buch zerfällt in buntem Durcheinander in einen pädagogischen Theil, einen biographischen, der Lebensabrisse Pestalozzi's, Humboldt's, Fröbel's u. a. m. enthält, und einen aphoristischen, der am Schluß als „Geistesfunken" in das pädagogische Gebiet einschlägige Citate von Dichtern und Denkern mittheilt. Das Werkchen ist ein erfreuliches Zeichen von der Regsamkeit der österreichischen Lehrerschaft, der denn auch die Schrift gewidmet ist.

15. Philosophisches Memoirengeplauder von Friedrich Caprăz. Bern, Heuberger. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein philosophisch plauderndes und ästhetisch murmelndes Bächlein ergießt sich in breitem Schwall in diesem Büchlein, in unser Denken dringt aber nichts von der gemüthlichen Plauderei des biedern Schweizers. Höchstens amusiren uns die auf S. 9 und 10 gegen den philosophischen Kunstjargon gerichteten Philippiken. Die gediegene ethische Gesinnung des Autors ist nicht wegzuleugnen; mit Gesinnungen aber schreibt man kein Buch, nicht einmal ein philosophisches Memoirengeplauder, das doch wenigstens durch eine kleine Quantität Geist genießbarer gemacht werden könnte.

Feuilleton.

Notizen.

Die Ausgabe von Friedrich Rückert's „Gesammelten
schen Werken" (Frankfurt, Sauerländer) ist jetzt mit der
indvierzigsten Lieferung zum Abschluß gekommen und wird
Freunden des Dichters zum ersten male ein Gesammtbild
r unerschöpflichen Production geben. Der zehnte Band
lt die Dramen: „Kaiser Heinrich IV.", erster Theil: „Des
rs Krönung", zweiter Theil: „Des Kaisers Begräbniß", und
oforo Colombo" in drei Theilen. So wenig Rückert als
atischer Dichter nationale Bedeutung gewonnen hat, so
doch das mannichfach Tüchtige, das in seinen Dramen
lten ist, bei behaglicher Lektüre, zu welcher diese Ge-
tausgabe in jeder Hinsicht einladet, um so willkommener
rtreten. Der elfte und zwölfte Band enthalten epische
chte, und zwar zunächst die Evangelienharmonie in gebun-
Rede: „Leben Jesu", dann die „Makamen des Hariri",
unterhaltende Plauderhaftigkeit gegen die allzu schlichten
verse des „Lebens Jesu" angenehm absticht; dann eine
: indischer und arabischer Nachdichtungen, darunter die vor-
chen: „Nal und Damajanti" und „Rostem und Suhrab",
eben einigen kleinern Gedichten Nachrichten über „Rückert's
" von C. Beyer, dem Verfasser eines größern Werks
den Dichter. Mit dieser poetischen Gesammtausgabe
ideß der Kreis von Rückert's Werken keineswegs um-
ben; seine Schriften auf dem Gebiete der Sprachwis-
aft bilden eine nothwendige Ergänzung; denn ein gro-
Theil seiner poetischen Aneignungen kann als Arabesken zu
Studienheften betrachtet werden. Vermißt haben wir
ier Gesammtausgabe die reizende Uebersetzung des indi-
Liebesidylls: „Gitagowinda", in welcher die Aneignungs-
Rückert's einige der schönsten Blüten getrieben hat; wir
dafür bereitwillig einige brahmanische Erzählungen und
das „Leben Jesu" in den Kauf gegeben.

J. M. Wagner hat unter dem Titel: „Hoffmann von
leben 1818—68. Funfzig Jahre dichterischen und ge-
n Wirkens. Bibliographisch dargestellt" (Wien, Gerold's
, 1869), in der fleißigen Weise, wie sie Goedeke in seinem
turhandbuch liebt, die Summe von dem litterarischen
n des bekannten Dichters und Gelehrten zu ziehen einem
dadurch ermöglicht, daß er die einzelnen Summanden
einander hinstellt. Dennoch konnten wir uns eines un-
chen Gefühls bei dem Durchblättern der Schrift nicht
ren. Hoffmann's Wirken ist zur größern Hälfte selbst
: ein litterarhistorisches und bibliographisches; wird nun
e wieder in gleicher Weise registrirt, so ist der ertödtende
uck einer sich in den Schwanz beißenden Literaturgelehr-
t unvermeidlich und es weht uns an wie Bücherstaub.

Von Nikolaus Delius' neuer Ausgabe von „Shakspeare's
n" (Elberfeld, Friderichs, 1869) liegt die dreizehnte bis
nte Lieferung vor, die mit dem gewohnten Fleiß und
chtigen Präcision des Herausgebers ausgearbeitet sind.
hier sind die Einleitungen wiederum sehr lehrreich, na-
ch die mitgetheilten Scenen aus dem alten „King John",
590 aufgeführten Werke eines Vorgängers, das manche
e Jugendarbeit Shakspeare's halten wollten: eine Ansicht,
Delius nicht beitritt. Um so überraschender ist aller-
die aus einer Vergleichung hervorgehende Geistesver-
chaft der beiden Dramen. Eine derartige Ausdeutung
sich jeder Dramatiker der Gegenwart von einem Nach-
verbitten, selbst wenn alle Abänderungen ebenso viele
serungen wären.

er dreizehnte Band der „Collection of German Authors.
nitz Edition", jenes verdienstvollen Unternehmens, wel-
r Einbürgerung deutscher Literatur in England in einer
ungekannten Weise beiträgt, enthält: „Poems by *Fer-
! Freiligrath* edited by his daughter." Die Tochter,
reiligrath-Kroeker, sendet der Sammlung ein Widmungs-
an den Vater und eine Vorrede voraus, in welcher sie
die Entstehungsgeschichte und die leitenden Principien der Gedichtsammlung auseinandersetzt. Der eine Band macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch, doch enthält er das Beste aus den ersten „Gedichten", aus dem „Glaubensbekenntniß" und von den spätern poetischen Ergüssen Freiligrath's. Die rothrevolutionären Gedichte sind ausgeschlossen. Da die Muse des Dichters dem englischen Nationalcharakter höchst sympathisch und den weltweiten Beziehungen britischer Nation mit ihren exotischen Inspirationen eng verwandt ist, so waren seine besten Gedichte schon vereinzelt mannichfach übersetzt worden und die Herausgeberin hatte bei den bekanntern unter mehrfachen Uebertragungen zu wählen. Einige Uebersetzungen von ihr selbst finden sich ebenfalls in der Sammlung, so z. B. die von „Der Blumen Rache", die als wohlgelungen betrachtet werden kann. Von „The flowers' revenge" lauten die ersten Strophen:

Wrapt in deep repose, the maiden
On the bed's soft couch is lying,
Gently droops her silken eye-lash,
Crimson her hot cheek is dyeing.

Glittering on the chair of rushes
Stands a vase of rich adorning,
Flowers are gathered in its chalice,
Fresh and fragrant but this morning.

Von den übrigen Uebersetzern erwähnen wir G. E. Shirley, C. T. Brooks, J. R. Chorley, Bayard Taylor, J. C. Mangan, Charles Boner, William und Mary Howitt, J. M'Carthy, Ernest Jones, Adelaide Anne Procter u. a. Der von Brooks übersetzte „Löwenritt" beginnt mit folgender Strophe:

King of deserts reigns the lion; will he through his realm go riding,
Down to the lagoon he paces, in the tall sedge there lies hiding.
Where gazelles and camelopards drink, he crouches by the shore;
Ominous, above the monster, moans the quivering sycamore.

„The spectre caravan", eine Uebersetzung von J. C. Mangan, schließt mit dem Verse:

Patience! till the morning breezes wave again your turban's plume;
Morning air and rosy dawning are their heralds to the tomb.
Once again to dust shall day-light doom these Wandrers of the night
See, it dawns! — a joyous welcome neigh our horses to the light!

Trefflich ist auch „Der Alexandriner" mit seinen Gedanken- und Versesprüngen übersetzt. Die Herausgeberin will nicht behaupten, daß alle diese Uebertragungen vollkommen sind und daß sie dem Geist des Lesers einen vollen Begriff von dem glühenden Colorit, der reichen harmonischen Diction des Originals geben; denn wenn alle Poesie durch Uebertragung verliere, so sei dies noch mehr bei derjenigen der Gedichte ihres Vaters der Fall, welche ihrem unendlichen Reiz des Ausdrucks, ihrer unübertragbaren Grazie der Sprache und Melodie mehr als andere ihre Erfolge verdanken. Jedenfalls wird die erste umfassende Sammlung Freiligrath'scher Gedichte ein neues engeres Band um deutsche und englische Dichtung schlingen, ein Verdienst, das man den Anregungen einer für diese Zwecke unermüdlich strebsamen Verlagsbuchhandlung verdankt.

Karl Gutzkow, der sich besten Wohlseins erfreut und Anfang October seine Sommerfrische am Bodensee verlassen hat, um nach Berlin überzusiedeln, hat seine ländliche Muße vortrefflich benutzt: sein neuester auf drei Bände berechneter Roman ist vollendet und wird demnächst bei Janke in Berlin erscheinen. Es sind in diesem Werke die Strömungen und Strebungen der gegenwärtigen Pädagogik, welche ihre hauptsächlichsten Impulse durch Pestalozzi empfangen hat, zum Vorwurf genommen, und wird dasselbe wahrscheinlich den Titel führen: „Die Söhne Pestalozzi's."

Bibliographie.

Grabowski, S. Graf, Der Schützling des Kaisers. Roman. 3 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. 8. 3 Thlr.

Der Herr Doktor. Schwank in einem Akt von H. v. W. Berlin, Hoffmann. 1870. 8. 20 Ngr.

Hoffmann, P. E. F., Die Jesuiten. Geschichte und System des Jesuitenordens. 1ste Lief. Mannheim, Schneider. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe

des Königl. Preuß. Staatsministers, General-Postmeisters und ehemaligen Bundestags-Gesandten

Karl Ferdinand Friedrich von Nagler

an einen Staatsbeamten.

Als ein Beitrag zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts

herausgegeben von

Ernst Kelchner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Professor Mendelssohn-Bartholdy sagt am Schluß seiner ausführlichen Vorrede: „So weit auch das Zeitalter der Restauration jetzt nach den Erfahrungen von 1848 und 1866 hinter uns liegen, so sehr es namentlich für uns Deutsche als eine überwundene Krankheitsform gelten mag, immerhin stellt es eine hochbedeutende Entwickelungsstufe unsers politischen und nationalen Lebens dar, und Nagler's Nachlaß wird dazu beitragen, über die tiefern und geheimen Motive der leitenden Persönlichkeiten jener Jahre Licht zu verbreiten." Die Correspondenz umfaßt die Jahre 1824—1846 und enthält eine Fülle des interessantesten historischen Details.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Völker des östlichen Asien.

Fünfter Band:

Reisen im Indischen Archipel, Singapore, Batavia, Manilla und Japan.

Von

Dr. **Adolf Bastian.**

Präsident der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin.

Gr. 8. Eleg. brosch. 3 Thlr. 10 Sgr.

Neben den persönlichen Erlebnissen des Verfassers macht das Werk besonders das Geistesleben der jene reiche Inselwelt bewohnenden Volksstämme zum Gegenstande der Betrachtung in der bunten Mannichfaltigkeit ihrer mythologischen Anschauungen, ihrer socialen und rechtlichen Institutionen, ihrer Sitten und Gebräuche.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

König Jérôme und seine Familie im Exil.

Briefe und Aufzeichnungen.

Herausgegeben von

Ernestine von L.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In diesen Tagebuchblättern aus dem Nachlaß einer Dame, welche lange Zeit zur nächsten Umgebung des Exkönigs von Westfalen und seiner Familie gehörte, spielt sich ein Stück Depossedirtenleben ab, das, obwol ohne alle tendenziöse Färbung völlig wahrheitsgetreu erzählt, keinem Roman an spannendem Interesse nachstehen dürfte und für die Gegenwart, wegen naheliegender Vergleichungen, erhöhte Bedeutung gewinnt. Zahlreiche in die Erzählung verflochtene Briefe Jérôme's, der Exkönigin von Neapel Karoline Murat und anderer historischer Persönlichkeiten geben dem unterhaltenden Buche gleichzeitig auch geschichtlichen Werth.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Das Geheimniß der Frau von Nizza.

Eine Geschichte

aus den letzten Lebensjahren Ludwig des Vierzehnten

von

Emile Mario Vacano.

8. Eleg. brosch. 1⅓ Thlr.

In vorstehendem Buche entrollt der geistvolle Verfasser ein Bild von so tief ergreifender Wirkung aus Ludwig's letzten Tagen, daß es jeden gebildeten und denkenden Leser und besonders jede Leserin in immer steigernder Spannung erhalten wird.

Der Winkelschreiber.

Humoristischer Roman

von

A. von Winterfeld.

3 Bände. 8. Eleg. brosch. 4 Thlr.

Von allen Winterfeld'schen Romanen ist dieser ohne allen Zweifel der spannendste und effectvollste und namentlich gegen den Schluß hin von schlagender Wirkung.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

4. Fein Velinpapier. Sechszehnter Band. Preis jedes Bandes von 26 Nummern 3 Thlr.

Der „Globus" erscheint vom sechszehnten Bande an in Wochen-Nummern von je zwei Bogen, reich illustrirt und mit Kartenbeilagen.

Vollständige Exemplare der frühern Bände können, soweit der Vorrath reicht, zum Preise von 3 Thlr. pro Band durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundriß der hebräischen Grammatik

von

Dr. **Gustav Bickell,**

außerordentlichem Professor der orientalischen Philologie zu Münster.

Erste Abtheilung:

Sprach- und Schriftgeschichte; Lautlehre.

Nebst einer Schrifttafel.

8. Geh. 7½ Ngr.

Nach der historisch-comparativen Methode verfaßt, soll diese Grammatik zu einer rationellen Begründung der hebräischen Sprachformen beitragen. Die beigegebene Schrifttafel ist mit besonderer Sorgfalt nach den besten Quellen bearbeitet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 21. October 1869.

Inhalt: Aeltere und neuere Componisten. — Shakspeare-Literatur. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Die Berührungen zwischen Occident und Orient. Von Richard Andree. — Feuilleton. (Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aeltere und neuere Componisten.

1. Karl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann Bach und deren Brüder. Von C. H. Bitter. Mit Porträts und Facsimile, sowie zahlreichen Musikbeilagen. Zwei Bände. Berlin, W. Müller. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Sebastian Bach erging es etwa wie jenen reichen Leuten, die Schätze sammeln, damit ihre Erben sie wieder verprassen. Von seinen vier Söhnen gelang es nur einem, zu einer beachtungswerthen Stellung als Componist sich aufzuschwingen, während die andern drei ihrem großen Vater wenig Ehre machten. Auch jener eine lebt mehr in der Musikgeschichte, als daß seine Werke noch irgendwie in der Gegenwart lebendige Wirkung äußerten.

Karl Philipp Emanuel Bach wurde 1714 geboren. Eine bessere Unterweisung als die seines Vaters hätte er nirgends genießen können. In seinem einundzwanzigsten Jahre ging er nach Frankfurt a. O. zur Universität, wo er drei Jahre blieb. Wenn man die vier Studienjahre Emanuel Bach's in Leipzig und Frankfurt im Auge behält, so wird man leicht erkennen, daß er in sorgfältiger Erziehung zu einer höhern Bildung gereift sein mußte, als der Mehrzahl seiner Standesgenossen sonst zutheil zu werden pflegt. Wenn der Verfasser ihn indeß mit Graun als den einzigen Musiker aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts bezeichnet, welcher der Feder völlig gewachsen war, so scheint uns dies wol zu viel gesagt. Welche Gründe es waren, die Friedrich den Großen noch als Kronprinzen bewogen, ihn, den noch Unberühmten, in seine Nähe zu ziehen, ist unbekannt, man müßte denn annehmen, daß die in der ersten Zeit seines künstlerischen Strebens unverkennbare Vorliebe für das Lieblingsinstrument des Königs, die Flöte, die Veranlassung dazu gegeben habe. Indeß wurde er erst im Jahre 1742, als Graun die große königliche Oper vollständig reorganisirt hatte, etatsmäßig mit 300 Thalern in Berlin angestellt, eine Summe, die alle erhielten, welche nicht in hervorragender Stellung engagirt waren. Schwerlich würde Emanuel Bach es vermocht haben, die Schranken der alten Schule, in der er erzogen war, zu durchbrechen und gewissen Richtungen der Tonkunst neue Bahnen anzuweisen, wenn er nicht am Hofe Friedrich's des Großen jene Verschmelzung von Gesang und classischer Würde in sich aufgenommen hätte, wenn er dort nicht gelernt hätte, das Gesangmäßige in der Musik, die Melodie seinen Instrumentalcompositionen aufzuprägen. 292 Klaviercompositionen, von denen 175 gedruckt wurden, stammen, außer andern Instrumental- und Kirchenwerken, aus den 27 Jahren, während welcher er in preußischen Diensten stand. Emanuel Bach eröffnete für die Klaviermusik jene Bahn neuer Schöpfungen, welche die gebildete Welt erwartete. Er hatte es, der erste unter allen bekannt gewordenen Musikern, gewagt, populäre Musik zu setzen, populär in dem bessern Sinne des Worts. Er hatte zugleich gewagt, den Humor in die Musik einzuführen, und das alles für ein Instrument, das den weitern Kreisen der Kenner wie der Liebhaber zugänglich war. Darum wirkten seine Klaviercompositionen, um die sich gewissermaßen der ganze übrige Inhalt seines Lebens gruppirt, sehr bald wie elektrisch zündende Funken. Alles blos Bravourmäßige war ihm verhaßt. Das Klavierspiel sollte ein singendes sein. Daher seine melodiöse, klare Behandlung der Tonstücke, das gefühlvoll Rührende, das er in sie zu legen wußte, das geistvoll Spielende, humoristisch Neckende derselben. „Mich däucht", sagt er am Schlusse seiner Lebensskizze, „die Musik müsse vornehmlich das Herz rühren, und bis dahin bringt es ein Klavierspieler nie durch bloßes Poltern, Trommeln und Harpeggiren." Andererseits muß zugegeben werden, daß Emanuel Bach bei seinen Compositionen nicht überall den absoluten Standpunkt festgehalten hat, den die Kunst streng genommen erfordert. Er war ein praktischer Kopf und schrieb für Bedürfnisse und Forderungen, die nicht immer mit den Bedingungen des rein künstlerischen Zwecks in Uebereinstimmung waren.

Sein berühmtes Werk: „Versuch über die wahre Art, das Klavier zu spielen", ist jedenfalls aus der gleichartigen Arbeit von Quantz über die Flöte hervorgegangen. Die ganze Einrichtung und Ausführung weist darauf hin. Bach trat mit seinem Buche über das Klavierspiel vor ein Publikum, dem bis dahin durch den Druck und die Oeffentlichkeit wenig theoretischer Unterricht geboten worden war. Vorgänger hat er wenige gehabt, keinen von einiger Bedeutung. Couperin's „L'art de toucher le clavecin" ist wol das einzige Buch von Werth, das schon vor dem seinen vorhanden war. Bach's Werk erschien im Selbstverlage des Verfassers 1753. Später (nach acht Jahren) kam noch ein zweiter Theil hinzu.

Mit seinem „Magnificat" betrat er den Boden der kirchlichen Composition in einer Weise, die zu hohen Erwartungen berechtigen durfte. Doch zeigt sich darin bereits die durchgreifende Verschiedenheit der musikalischen Ziele zwischen Vater und Sohn. Der polyphone Stil, der bei jenem überall in seiner höchsten Strenge festgehalten ist, wird bei diesem durch die Neigung zum Wohlklange, zur melodiösen Rhythmik, zur weichern Gefühlsrichtung weit überwogen. Durch seine Compositionen der geistlichen Oden und Lieder Gellert's wurde, wie der Verfasser meint, Emanuel Bach der Begründer und Schöpfer des deutschen Liedes in seiner jetzigen Bedeutung. Uns scheint dieser Satz doch zu allgemein gehalten. Die Composition weltlicher Lieder, d. h. solcher, welche nicht unmittelbar den Beruf hatten, der Kirche als Choräle zu dienen, war von den Musik- und andern Gelehrten jener Zeit mit überwiegender Geringschätzung betrachtet worden. Daß die ersten Versuche in dieser Richtung zum nicht geringen Theile anonym erschienen, ist nicht ohne Bedeutung. Freilich findet man auch in den Liedern der bessern Tonsetzer zu altmodischen, der Zopfperiode der deutschen Literatur angehörigen Texten noch lange Zeit hindurch jenen steifen Charakter, der, durch die Kindheit dieser Musikform begründet, Melodie ohne Leben und Wärme, Begleitung ohne harmonischen und charakteristischen Zusammenhang mit dem Inhalte des Liedes darbot. Mit den geistlichen Liedern ist Emanuel Bach unmittelbar auf den Boden übergetreten, von dem aus er die schöne Gabe des deutschen Liedes in unser dankbares Jahrhundert hinübergereicht hat. Was andere Tonsetzer von Bedeutung (z. B. Reichardt und Schulz) unmittelbar nach ihm geschaffen haben, geschah in der von ihm gegebenen Richtung, auf dem von ihm gewonnenen Terrain. Er verließ die magere, meist zweistimmige Behandlung der Melodie, stellte sie selbständig in den Charakter des Gedichts und gab ihr eine bestimmt geformte harmonische Begleitung. Wohl fühlte er, wie aus seiner Vorrede zu den Gellert'schen Liedern hervorgeht, die Uebelstände, mit welchen das Lied zu kämpfen hatte, wenn alle Strophen eines Gedichts nach einer und derselben Melodie gesungen werden mußten. Dies ist der schwache Punkt, der dem deutschen Liede noch bis in das jetzige Jahrhundert hinein gefolgt ist, obschon der gewaltige Fortschritt in der Poesie zu einer eingehendern Prägnanz der Melodien hätte auffordern können.

Im Jahre 1767 erhielt Emanuel Bach eine Berufung nach Hamburg als städtischer Musikdirector am Johanneum, nachdem er sich bereits 1750 vergeblich um des verstorbenen Vaters Cantorat in Leipzig beworben hatte. Während seiner hamburger Periode verfaßte er 106 Klaviercompositionen, von denen 75 bei seinen Lebzeiten im Druck erschienen sind. Die erste „Sammlung der Sonaten für Kenner und Liebhaber", im Jahre 1779 im Selbstverlage des Autors erschienen, fand 519 Abonnenten mit nahezu 600 Exemplaren. Die folgenden Sammlungen erreichten indeß diese Abonnentenzahl nicht mehr, und die letzte hatte nur noch 288 Abonnenten.

Emanuel Bach arbeitete nicht wie sein Vater vorzugsweise zu seiner innern Befriedigung. Er selbst sagt in seiner biographischen Skizze, indem er der Kritik vorwirft, daß sie unbarmherzig urtheile, ohne die Umstände, Vorschriften und Veranlassungen zu kennen, durch welche die Musikstücke entstanden seien: „Unter allen meinen Arbeiten fürs Klavier sind blos einige Trios, Solos und Concerte, welche ich mit aller Freiheit und zu meinem eigenen Gebrauch gemacht habe." Seine Wirksamkeit bildet eben die vermittelnde Uebergangsstufe zwischen der alten contrapunktistischen Schule und der neuen freien Kunst. Nach keiner von beiden Seiten hin war es ihm gegeben, höhern Ansprüchen genügen zu können. Auf dem alten Wege ließ sich nichts Neues mehr erreichen, und für die Weiterführung des Neuen bis zu einem gedeihlichen Ziele gehörten ganz andere Kräfte, als Emanuel Bach besaß. Der Verfasser sagt:

> Manches in seinen Compositionen erscheint bizarr. Vieles in den Formen und den oft gehäuften Verzierungen ist veraltet. Hier und da sind seine Sätze, zumal die Schlußsätze der Sonaten, kurz hingeworfen, ohne eigentliche Durcharbeitung, mitunter selbst ohne Tiefe. Nach jetziger Auffassung würde man auch die Kleinheit der Motive, deren kurze Structur tadeln können. Was für die jetzige Zeit ihnen am meisten fehlt, ist die Vervollständigung der Harmonie.

Außerdem hat Emanuel Bach während seines hamburger Aufenthalts verschiedene andere Klaviercompositionen und eine Menge von Kirchenmusiken verfaßt, welche indeß zum größern Theile wenig Werthansprüche haben. Ueberhaupt hat er gerade in dem wichtigsten Punkte der modernen Kunstentwickelung, in der Orchesterbehandlung, insbesondere in der Begleitung der Instrumente zum Gesange, wenig geleistet. Aehnliches ist von ihm in Bezug auf die Behandlung der Arie zu sagen. Seine Arien sind die Stiefkinder seiner Muse. Da er nun den Schwerpunkt seiner Kirchenmusiken in den Arien, nicht in den Chören suchte, so ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß sie bald der Vergessenheit anheimfielen. In seinem Oratorium: „Die Israeliten in der Wüste", ist der polyphone Stil sogar ganz beseitigt. Seine im Selbstverlage herausgegebene Composition zu Klopstock's „Männergesang am Schöpfungstage" fand 204 Subscribenten. Nach seinem 1788 im fünfundsiebzigsten Jahre erfolgten Tode erschien noch eine Sammlung von 21 Liedern von Hölty, Gleim, Lessing u. s. w.

Wie sehr stach gegen den in seinen bürgerlichen Verhältnissen wohlgeordneten Philipp Emanuel der ältere Bruder Wilhelm Friedemann ab, der Liebling des Vaters, auf welchen er alle Sorgfalt des Unterrichts übertrug, den er als einen Erben seines Wirkens zu hinterlassen gedachte. Friedemann war 1710 geboren. Im Jahre

1733 war die Organistenstelle an der Sophienkirche zu Dresden erledigt. Friedemann bewarb sich darum in einem Schreiben, welches freilich keine Spur davon zeigt, daß es von einem jungen Manne herrührte, der nach erlangter wissenschaftlicher Vorbildung auf der Thomasschule vier Jahre lang zu Leipzig die Rechte und die Philosophie studirt hatte. Der mit dieser Stelle verbunden Gehalt betrug im ganzen 159 Thaler und 3 Faß Bier oder 5 Thaler Tranksteuerbenefiz. (Das jetzige feste Einkommen derselben beträgt 40 Thaler weniger.) Dreizehn Jahre blieb Friedemann in dieser Stellung, welche er alsdann mit der Organistenstelle an der Liebfrauenkirche in Halle vertauschte, die besser honorirt wurde. In Halle war es, wo die unglückliche geistige Disposition Friedemann's, welche ihn nach und nach dem Leben mit edeln Menschen entfremdete und seinen Mitbürgern und Kunstgenossen feindlich und abstoßend gegenübergestellt hat, zuerst in ihrer ganzen Schroffheit hervortrat. Ihr gesellte sich noch jene übergroße Zerstreutheit hinzu, die ihn zu jeder Art von Geschäften unfähig machte. Dies alles trieb ihn in ein ungeordnetes Leben und nach und nach in völlige Zerrüttung nach außen und innen. Dieses schroffe Wesen offenbarte sich auch in seinen dienstlichen Verhältnissen. Oft präludirte er in einer Breite und Ausführlichkeit, welche die Kirchengemeinde zu nichts weniger als zur Andacht stimmen konnte. Als ihm einst der Geistliche, der auf der Kanzel den Beginn des Liedes erwartete, bedeuten ließ, daß es Zeit sei zu enden, rief er dem Kirchendiener überlaut zu: „Der Herr Pfarrer versteht den Teufel, was zu einer guten Fuge nöthig ist. Ich werde spielen und schließen wie sich's gehört." Fehlte es ihm dagegen an Lust, so konnte er so spielen, daß es nicht zum Anhören war und großen Anstoß und Aergerniß gab. Wohl mag es schwer gewesen sein, mit einem Organisten im geordneten Dienstverkehr zu bleiben, der neben seinen sonstigen Widerwilligkeiten einst, statt auf dem Orgelchor seinen Dienst zu verrichten, ruhig in der Kirche unter der Gemeinde sitzend den Anfang des Gottesdienstes abwartete und auf die an ihn gerichtete Frage, wer denn heute die Orgel spielen werde, ganz einfach die Antwort gab: „Ja, ich bin auch recht neugierig."

Sein herabgekommenes Ehrgefühl zeigt folgender Vorfall: Als er im Jahre 1749 von den Studenten in Halle ersucht worden war, ihnen für ein Honorar von hundert Thalern eine Abendmusik für den Prorector der Universität zu componiren, war er viel zu bequem und lässig dazu, er zwängte den ihm gegebenen Text in einige Stücke aus der großen Passionsmusik seines Vaters ein und schickte die Arbeit so den Bestellern zu. Indeß kam die Sache heraus und das Honorar wurde ihm nicht ausgezahlt.

Vielfache Verdrießlichkeiten mit der Kirchenbehörde führten endlich zum völligen Bruch, und der letztern mochte es keineswegs unangenehm sein, als Friedemann im Jahre 1764 sein Entlassungsgesuch einreichte. Man sollte es kaum glauben, daß er vier Jahre später, als sein Nachfolger gestorben war, wieder um die Stelle einkam; freilich vergeblich. Ein anderer Dienst war fortan für ihn nicht mehr zu finden. So begann er ein meist unstetes Leben zu führen, in dem er die Sicherung seines Unterhalts und der Existenz seiner unglücklichen Familie von einem Tage zum andern suchen mußte. Eine Zeit lang soll er sein Brot mit der Violine unter Musikbanden und in Dorfschenken verdient haben. Der älteste Sohn Sebastian Bach's als Dorffiedler den Bauern zum Tanze aufspielend! Wenn es ihm paßte und er gerade in der Stimmung und Lage war, anständig auftreten zu können, gab er auch Klavier- oder Orgelconcerte. Doch wird dies wol nur selten geschehen sein. Tiefer und tiefer sank er herab, bis er in dem Schmuz und Ekel der Gassenrinnen gefunden wurde. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Berlin. Freunde der Kunst und des Bach'schen Namens haben ihn, erzählt Reichardt, mehr als einmal im eigentlichen Sinne vom Miste genommen, anständig untergebracht und mit den Nothwendigkeiten des Lebens versorgt. Nie aber gelang es ihnen, ihn in einem dauernden Zustande von Ordnung zu erhalten. Sein Eigensinn, sein Hochmuth von der gemeinsten Art und sein großer Hang zum Trunke ließen ihn immer wieder ins Elend zurückfallen. Friedemann starb 1784, im Alter von 74 Jahren, an völliger Entkräftung und in großer Dürftigkeit. Was Friedemann an Compositionen hinterlassen hat, ist an Masse im Verhältniß zu seinem langen Leben gering und im ganzen dem Inhalte nach unbefriedigend. Wodurch er eine so große Wirkung auf seine Zeitgenossen auszuüben verstand, das war sein gewaltiges Orgelspiel verbunden mit freier Phantasie. Die Kunst verdankt ihm nichts.

Von Johann Christoph Friedrich Bach, dem Bückeburger, ist wenig anderes zu melden, als daß er 1732 geboren wurde, sein ganzes Leben lang die Stelle eines Concertmeisters am Hofe des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe bekleidete und 1795 starb. Er hat viel im Stile Emanuel's geschrieben, aber seine Compositionen haben geringern Gehalt.

Bewegter war das Leben seines 1735 geborenen Bruders Johann Christian, genannt der londoner Bach, des elften Sohnes Sebastian's. Nach seines Vaters Tode hatte sich Philipp Emanuel des funfzehnjährigen Jünglings angenommen, da der große Sebastian seine Familie in sorgenvoller Lage zurückgelassen hatte, und ihm bei sich eine Stätte gegeben. Doch scheint das Künstlerblut bei ihm früh in Wallung gerathen zu sein; denn vier Jahre später verließ er, 19 Jahre alt, mit einer italienischen Sängerin Berlin. In Mailand wurde er, nach kurzem Aufenthalt, obgleich Lutheraner, zum Kapellmeister an einer der dortigen Kirchen ernannt. Da blieb er, bis im Jahre 1759 Händel gestorben war. Sofort eilte er nach London und erhielt, etwa 24 Jahre alt, dessen Stelle als Musikmeister der Königin, ein Dienst, in welchem er bis zu seinem im siebenundvierzigsten Lebensjahre erfolgten Tode (1782) verblieben ist. So war der jüngste Sohn Sebastian Bach's an die Stelle jenes großen Tonsetzers getreten, der, als er auf der Höhe seines Glanzes stand, es nicht hatte über sich gewinnen können, mit dem einfachen Cantor der Thomasschule in persönlichen Verkehr zu treten. Doch was galt diesem Sohn der Gedanke an den Vater? Leben wollte er und genießen; und so schlürfte er in dem berauschenden Tranke sinnlicher Lust das Vergessen seiner großen Stellung und Aufgabe mit durstigen Zügen ein. Sein Einkommen wurde auf 1500 Pfd. St.

geschätzt; dennoch hinterließ er gegen 30000 Thlr. Schulden. Als ihm einst einer seiner Freunde über sein leichtsinniges Leben und Componiren Vorwürfe machte und ihm das Beispiel seines Bruders Emanuel vorhielt, antwortete er: „Mein Bruder lebt um zu componiren, ich componire um zu leben." So ist sein Künstlerthum zu Grunde gegangen. Er hat viel in allerlei Fächern, auch in der Oper geschrieben, was aber alles längst verschollen ist.

Neben den Porträts von Philipp Emanuel und Friedemann Bach zieren vielfache Notenbeispiele, (großentheils unbekannte) Stammbäume der Bach'schen Familie u. s. w. das verdienstliche Werk, welches den sich für Geschichte der Musik Interessirenden nicht erst als in hohem Grade beachtenswerth empfohlen zu werden braucht.

2. Musikalische Charakterbilder. Von Otto Gumprecht. Schubert. — Mendelssohn. — Weber. — Rossini. — Auber. — Meyerbeer. Leipzig, Gumprecht. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In der Vorrede zu diesem Werke heißt es:

Das vorliegende Buch ist zum großen Theil die Frucht verschiedener musikalischer Studien, welche der Verfasser in der „Nationalzeitung", „Unsere Zeit" und in den Westermann'schen „Monatsheften" veröffentlicht hat. Während er diese frühern Versuche für ihre jetzige Bestimmung mehr oder weniger eingreifend umzugestalten, ihnen die höchstmögliche formelle Abrundung zu geben, sie durch manche inzwischen gewonnene Einsicht zu ergänzen und zu berichtigen getrachtet, glaubte er das Charakterbild Auber's als ein durch die gesammte Entwickelung mit innerer Nothwendigkeit gefordertes Glied hier noch hinzufügen zu müssen. Schwerlich hatte er dem ganzen Kreis der Sachkundigen etwas Neues zu bieten, galt es ihm doch lediglich, Empfindungen und Eindrücke, die in jeder für die Seligkeit der Töne empfänglichen Seele ruhen, zu hellerm Bewußtsein und bestimmtern Vorstellungen zu erwecken.

Von den sechs hervorragenden Componisten, welche die Charakterbilder uns vorüberführen, weilt der Blick bei weitem am liebsten auf Franz Schubert, dem letzten Ausläufer der großen wiener Musikepoche, jenem von der Natur so überschwenglich reich begabten Sänger, dessen geistige Seite um so lebhafter hervortritt, je mehr der körperliche Theil seines Daseins im Hintergrunde verschwindet. In ihm quillt ein unendlicher Schöpfungsdrang, wie er nur noch in Mozart sich manifestirte. Sein ganzes Leben war in Musik aufgelöst. Zu einer Zeit, wo andere noch in den Vorstudien sich befinden, schuf er bereits Werke in fast allen Fächern der Tonkunst, oder besser gesagt, sie entquollen ihm wie unbewußt. Sein achtzehntes Lebensjahr verzeichnet z. B. über 100 Lieder, unter ihnen „Erlkönig", „Ossian's Gesänge", verschiedene Mignonlieder, Symphonien, Messen und andere Kirchencompositionen, Kammer- und Klaviermusik jeder Art, sieben zum Theil mehractige Singspiele und Opern. Und so ging es alle Jahre fort, als ahnte ihm sein früher Tod. Ist es da ein Wunder, wenn ein Menschenalter hindurch nach seinem Heimgange immer neue Schätze aus seinem Nachlasse zu Tage kommen? Er schuf, weil er schaffen mußte; keine kritisirende Reflexion hemmte den Strom seines Melodienflusses.

Wie wenig die Welt Schubert für seine Gaben belohnte, ist bekannt; für sein großes Es-dur-Trio erhielt er 20 Fl. Honorar! Sein erste im Stich erschienene Composition war der „Erlkönig" und zwar im Selbstverlag, wozu einige Freunde das Geld zusammenschossen, nachdem jeder Versuch, das eine oder das andere seiner Werke selbst ohne jedes Honorar bei den Musikalienhändlern unterzubringen, gescheitert war. Als Schubert starb, waren nicht viel mehr als 100 seiner Lieder veröffentlicht. Außerdem hatten nur noch einige Klaviersachen, das Trio in Es und ein paar andere Werke dieser Gattung den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden.

Wie ganz anders gestaltete sich das Leben und Wirken Felix Mendelssohn-Bartholdy's. Mangel und Noth traten ihm nie hindernd in den Weg. Unbeirrt von andern Lebenseinflüssen konnte er sein ganzes Dasein, sein ganzes Trachten und Sinnen dem fest ins Auge gefaßten künstlerischen Ziele widmen, und dies Ziel strebte durchaus nicht über die von dem allgemein Herkömmlichen gezogenen Grenzen hinaus, es streifte nur insoweit an die Tiefe der Empfindung, als dadurch das Ebenmaß seiner Kunstformen nicht beeinträchtigt wurde. Der Verfasser sagt:

Er täuschte sich weder über die Lebenskreise, welche der Musik in einer Zeit noch zu erfüllen blieben, der bereits auf allen einzelnen Gebieten eine unübersehbar reiche Verlassenschaft zugefallen, noch über die Art und die Schranken der individuellen Gaben und Fähigkeiten, mit denen er als Erbe und Fortsetzer der kunstgeschichtlichen Entwickelung in sein Tagewerk trat. Wohl wußte er, daß das Tonreich in allen seinen Höhen und Tiefen schon durchmessen worden (?), und weder jetzt noch für die Zukunft irgendwelche ausgedehnte Entdeckungen und Eroberungen in Aussicht stehen u. s. w.

Wir sind nun freilich ganz anderer Ansicht über das Feld, welches die Musik der schöpferischen Kraft noch bietet, und meinen, daß dergleichen apodiktische Aussprüche, wie sie der Verfasser wagt, der bloßen Aesthetik nicht zukommen. Die Theorie hat in der Musik nie etwas Neues geschaffen; alle Eroberungen und Erweiterungen der Kunst geschehen trotz ihrer. Die vier Sätze der Symphonie z. B. waren vor Beethoven längst vorhanden; formell blieb diesem nur übrig, sie in größere Formen zu gießen und ihnen ein eigenthümliches neues Leben einzuhauchen. Ebenso gut hätte also auch vor Beethoven jemand die Behauptung unsers Autors aufstellen können. Sollten die neun Symphonien Beethoven's aber schon wirklich alle Höhen und Tiefen dieser größten Instrumentalkunstform durchmessen haben? Wie gering wäre dann ihr Gebiet!

Seine Klaviervirtuosität bot Mendelssohn ein bedeutendes Mittel mehr, sich äußerlich emporzuschwingen. Während von Franz Schubert bekannt ist, daß er von seinen größern Compositionen nur Vereinzeltes hatte zur Aufführung bringen können, glitten an Mendelssohn's Ohr von früh an alle seine Schöpfungen in vorzüglichster Aufführung vorüber und stärkten so seine Selbstkritik. Zu Franz Schubert verhält sich Mendelssohn, wenn überhaupt ein Vergleich zwischen beiden verstattet ist, wie eine sorgsam im Blumenbeet gehegte Pflanze zu einem wild, aber in üppigster Naturkraft und Fülle aufgeschossenen Baum. Obgleich Franz Schubert's Kunst eigentlich keinen universellen Charakter besaß, sondern in einem gewissen individuell beschränkten Kreise sich bewegte, so läßt sich bei seinem angeborenen Gedankenreichthum doch nicht ermessen, welche Werke die Welt bei längerm Leben noch von ihm zu erwarten gehabt hätte, während von Mendelssohn's Instrumentalmusik sich in Wahrheit sagen läßt, daß er sich längst ausgesprochen hatte und die Form zuletzt den Gedanken zu überwuchern anfing.

Das dritte Bild führt uns Karl Maria von Weber
:. Gumprecht sagt:

Kein Componist hat eine mächtigere Einwirkung geübt.
:er Freischütz", „Euryanthe" und „Oberon" bezeichnen gleich-
t drei gewaltige Stromgebiete der Musik. Die Epigonen
Agathe, des Aennchen und Max begegnen uns überall. Die
uryanthe" ist die Ahnfrau unserer großen heroischen und roman-
ten Oper von rein nationalem Gepräge. Im „Oberon"
lich hat die phantastische Richtung, die seit einem Menschen-
r fast unsere gesammte Instrumentalmusik beherrscht, ihren
prung, ebenso jene Art von Cantaten, die ihre Stoffe der
gen- und Märchenwelt entnehmen, und deren vornehmste
treter wir in Mendelssohn, Schumann und Gade erblicken.
Was der Weber'schen Musik abging und ihr erst den
iten Rang anweist, besteht in der mangelhaften orga-
hen Gestaltung. Darum scheinen auch seine Töne, so-
) sie den Zusammenhang mit der Bühne aufgeben,
natürlichen Resonanzbodens zu entbehren. Weil nun
nationale Element Weber's Musik so sehr erfüllt und
chdringt, daß nichts anderes mehr neben ihm Raum
, sagt der Verfasser, so dürfen wir behaupten, daß
zur Tonsprache der classischen Meister in dem näm-
:n Verhältniß stehe, wie eine besondere Mundart zum
emeinen Tauschmittel des Geistes.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, das die Geschichte der
r im zweiten und dritten Decennium unsers Jahrhunderts
t. Wir sehen in dieser Periode die Gesangsbühne der drei
allen andern in der Pflege der Tonkunst betheiligten Völker
lich eine neue Gestalt gewinnen. In Italien, Frankreich
Deutschland gelangt gleichzeitig eine wesentlich nationale
tung zur Herrschaft, und bezeichnet wird sie durch die klang-
n Namen Rossini, Auber und Weber.

Den Stoff zum vierten Bilde liefert Rossini, der
öpfer des „Barbier" und des „Tell", der bereits im
r von 37 Jahren freiwillig von der Bühne zurück-
als er eben die Höhe seiner Triumphe erreicht und
Probe davon abgelegt hatte, daß er auch edlern und
ern Aufgaben gewachsen war: ein Verzicht, der seines-
jen in der Kunstgeschichte nicht hat, der uns aber
ommen zu beweisen scheint, daß dem italienischen
ter ein eigentlicher innerer Schaffensdrang abging.
was wäre noch von dem Liebling seiner Zeit zu
, was nicht alle Welt schon längst wüßte? Seine
: Einwirkung auf die italienische Oper, die er mit
n Inhalt erfüllte, wie nicht minder auf die fran-
he Oper verzeichnet die Geschichte der Kunst. (Ros-
wurde 1824 zum Director der Italienischen Oper
aris ernannt, bereits nach anderthalb Jahren indeß
: Function wieder enthoben, der er ohne Eifer vor-
ıden haben soll.)

Der einzige noch lebende von den sechs vorgeführten
ünstlern ist der siebenundachtzigjährige Auber. Bereits
Jahre war er alt, als die Sonne des Ruhms ihre
Strahlen auf seine Bahn warf. Ueber sein erstes
nmentreffen mit Rossini — ein Gastmahl bei Caraffa
sie zum ersten mal persönlich zusammengeführt —
tet er selbst:

Als man vom Tische sich erhob, wurde Rossini ans Kla-
edrängt, und ich werde nie die Wirkung vergessen, welche
er von Leben und Laune glühende und sprühende Vortrag
Figaro-Arie hinterließ. Nicht minder staunenswerth war
Begleitung. In ein Orchester schien das Klavier umge-
lt, so gewaltig war der Tonsturm, den seine allgegen-
jen Hände entfesselten. Da er geendet, fiel mein Blick unwillkürlich auf die Tasten, ich glaubte sie rauchen zu sehen. Spät in der Nacht heimgekehrt, hatte ich Lust, meine Partituren ins Feuer zu werfen. Vielleicht werden sie dann warm, sagte ich zu mir in tiefster Entmuthigung. Was nützt es, Musik zu machen, wenn man es nicht kann wie Rossini.

Die Auber'sche Oper, ihre Vorzüge und Schwächen kennt die Welt. Deutsche Tiefe wird niemand darin suchen. Ihr Kern ist der pariser Salon. Innerhalb der Opéra comique schaltet Auber als oberster Herr und Meister. Was jene während des letzten Menschenalters gespendet, kommt entweder unmittelbar von ihm oder verleugnet wenigstens nicht seine Anregung und sein Vorbild. Halévy, Adam, Donizetti, Lortzing, Flotow bis Offenbach sind ihm tausendfach verschuldet. Die pariser Salons, die Boulevards, die Theater, sie umschließen den Kreis, der ihn jahraus jahrein festgehalten. Als er einst einen Freund, der ihn besucht, zur Thür geleitete, sprach er, nach einigen Landschaftsbildern an der Wand deutend: „Betrachten Sie diese Berge, Wiesen, Wälder; es ist ungefähr alles, was ich je von der Natur und ihrer Herrlichkeit gesehen." Lächelnd fügte er hinzu: „Ich denke, Scribe hat mich in meinen Opern genug auf Reisen geschickt, daß ich wol mit gutem Gewissen daheim bleiben und mich ausruhen darf."

Den Schluß der Galerie macht Meyerbeer, dessen eklektische und realistische Musik in den „Hugenotten" die in der „Stummen", in „Tell" und in der „Jüdin" zu weiterer Entfaltung gelangte historische Oper zum innern Abschluß brachte. So stellt uns Anfang und Ende unserer Wanderung die entschiedensten Gegensätze gegenüber: Franz Schubert und Meyerbeer. Die Empfindung des Bergabsteigens wird freilich dabei sehr deutlich. Die „tiefe Kluft zwischen Meyerbeer und den Meistergestalten der classischen Vergangenheit" erklärt genügend das abfällige Urtheil künstlerischer Zeitgenossen, z. B. Robert Schumann's, über jenen, ohne daß darum der Verfasser zu dem Satze seine Zuflucht zu nehmen braucht, daß die Componisten in der Regel die allerbefangensten Richter gewesen.

Das Buch von Otto Gumprecht gehört zu den geistvollsten Unterhaltungsschriften für Musikfreunde.

Von viel geringerm Gehalt als die Gumprecht'schen Charakterbilder sind:

3. Musikalische Studienköpfe. Von La Mara. Leipzig, Weißbach. 1868. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Auch dies Werkchen, dessen wirkliche Autorschaft sich nicht verleugnet, hat seinen Ursprung in der Zusammenstellung verschiedener Aufsätze aus Zeitschriften. Das Ganze soll ein Gesammtbild der großen Bewegung vorstellen, die sich seit Beethoven auf dem Gebiete der Tonkunst vollzogen. Wir gestehen aufrichtig, daß wir diese angebliche große Bewegung in den vorgeführten Repräsentanten nicht wahrzunehmen vermögen. Noch sind die Grundlagen Beethoven'scher Instrumentalmusik im wesentlichen in Geltung geblieben, und seine Schöpfungen überragen denn doch noch immer die seiner berühmt gewordenen Nachfolger. Richard Wagner's Opernbestrebungen sind aber zu individuell und zu einseitig, um als allgemein gültiger Maßstab zur Geltung zu gelangen.

Die Verfasserin lehnt jede wissenschaftliche Bedeutung ihrer Studien ab; „nicht für Künstler, sondern für Kunstfreunde vielmehr wurden sie geschrieben. Das deutsche Volk dem Verständniß des Lebens und Wirkens einiger

seiner größten Meister näher zu führen, diesen zu der ihnen gebührenden, ihnen zum Theil bis auf den heutigen Tag noch vorenthaltenen allgemeinern Anerkennung zu verhelfen, war die Aufgabe, die der Verfasser mit seinen bescheidenen Kräften zu lösen strebte". Von dem Siebengestirn, das uns vorgeführt wird, sind Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann und Chopin längst genügend gewürdigt und gekannt und bedürfen folglich keiner weitern Verwendung zu ihrer Empfehlung. Die Verleger ihrer Werke können Auskunft geben von der Theilnahme des Publikums für ihre Compositionen. Es bleiben also blos Liszt und Wagner übrig. Indeß auch Wagner kann sich über Mangel an Beifall nicht beklagen, wenn er sich auch aus Eitelkeit als Märtyrer darzustellen beliebt. In prächtiger Villa ganz seinen Neigungen lebend, zählt er der Anhänger genug, welche ihre Federn für ihn in Bewegung setzen. Franz Liszt's Klaviercompositionen ist durch den Namen ihres Urhebers der Absatz gesichert; auch andere seiner Compositionen finden vielfache Verbreitung, und uns scheint, daß auch dieser Tonsetzer mit seinem Los ganz zufrieden sein kann. Wenigstens wird die Verfasserin der „Studienköpfe" nichts zu dessen Besserung beizutragen vermögen.

Wir haben uns bei der Vorrede länger aufgehalten, als bei dem Werkchen selbst nothwendig ist, das seiner Natur nach für die Besprechung keinen greifbaren Halt bietet. Die an die Oberfläche streifende Darstellung des Lebens und Wirkens der vorgeführten Tonsetzer ist fließend gehalten und für die Unterhaltung der betreffenden Kreise geeignet. Daß die gegebenen Bilder zuweilen ins Unbestimmte verschwimmen, liegt eben in dem Mangel tiefern und kritischen Eingehens.

4. Mozartbuch von Konstantin von Wurzbach. Wien, Wallishauser. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Separatabdruck des Artikels „Mozart" aus des Verfassers „Biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich". In dem Vorwort heißt es:

> Der Separatabdruck des Artikels „Haydn" hatte von so vielen Seiten eine so freundliche Aufnahme gefunden, daß ich es immerhin wagen mochte, meine mit aller Pietät, ja mit wahrer Begeisterung für den unsterblichen Tonheros ausgeführte Mozartstudie in einem Sonderabdruck dem großen Publikum vorzulegen.

Diese Begeisterung für Mozart („der alle andern, die vor ihm, mit ihm und nach ihm gelebt, weit überragt", meint der Verfasser) gibt sich in der auf den ersten 67 Seiten des Buchs enthaltenen Biographie überall kund. Etwas Neues kann sie freilich nicht enthalten. Zunächst folgt dann auf 38 Seiten eine Uebersicht der sämmtlichen bisher im Druck erschienenen Compositionen Mozart's. Die nächste Beilage bildet ein Verzeichniß der Quellen zur Biographie Mozart's (a. Selbständige Werke. b. Kleinere Biographien in lexikalischen, encyklopädischen und Sammelwerken, in Zeitschriften u. dgl. m. c. Anekdoten, einzelne Züge, Episoden aus seinem Leben). Nr. 3 der Beilagen enthält Mozart'sche Gedenktage. Nr. 4: Mozart's Wohnungen in Salzburg, Wien und andern Städten. Nr. 5: Mozart's Sterben, Tod und Grab. Nr. 6: Zur Geschichte und Kritik von Mozart's größern Tonwerken. Nr. 7: Mozart's Briefe. Nr. 8: Reliquien (a. Mozart's Autographe überhaupt und Nachrichten über neuaufgefundene Autographe Mozart's. b. andere Gegenstände, die Mozart besaß, benutzte etc. sonst zu ihm in irgendeiner Beziehung stehen). Nr. Mozart's Bildnisse. Apotheosen und bildlich dargest. Scenen aus seinem Leben. Nr. 10: Statuetten, Büsten, Medaillons in Gips und Wachs, Medaillen und Denkmünzen. Nr. 11: Denkmäler und Erinnerungstafeln Mozart zu Ehren errichtet. Nr. 12: Mozart in der Dichtung, im Drama, Roman, in der Novelle und Erzählung. Nr. 13: Gedichte von Mozart. Nr. Urtheile über Mozart u. s. w. Nr. 15: Stiftungen Ehren Mozart's. Nr. 16: Mozart's Verwandtschaft und Verschwägerung. Nr. 17: Die Besitzer der Mozart-Autographe. Nr. 18: Mozart's Säcularfeier und Feste. Nr. 19: Populär gewordene Bezeichnungen Mozart'scher Compositionen. Nr. 20: Einzelheiten. Nr. Quellen zu einer Mozart-Literatur. Nr. 22: Skizzen von Mozart's Vater, Söhnen, Frau und Schw.

Dieses reiche Inhaltsverzeichniß legt Zeugniß ab dem Sammelfleiß des Autors, der ihm den Dank sichert, welche in die Lage kommen, Mozartiana nachschlagen zu müssen.

5. Neues Skizzenbuch. Zur Kenntniß der deutschen, namentlich der münchener Musik — und Opernzustände der Gegenwart. Von Ludwig Nohl. München, Merhoff. 1869. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Nohl's Schriften finden bei den dem Parteiwesen fernstehenden Musikern von Fach, soweit sie sich überhaupt um Unterhaltungsliteratur kümmern, wenig Gnade; in den Musikjournalen classischer Richtung regelmäßige Abfertigung. Wir selbst hatten bereits mehrfach Gelegenheit, in d. Bl. Schriften des Verfassers zur Anzeige, Besprechung zu bringen, und haben uns stets der Objectivität zu befleißigen gesucht, obwol Nohl es dahin gebracht hat, daß man weder seinem zur Schau getragenen Enthusiasmus für die alten Meister, noch dem für die sogenannte Neue Schule Glauben schenkt, sondern in ihm blos einen Vorwand erblickt, um nach beiden Richtungen hin Bücher zu fabriciren u. s. w. In der Vorrede zu diesem seinem neuesten Buche spielt er auch auf jene Kritiken an und motivirt damit die Herausgabe dieser Sammlung von Briefen und Berichten, welche er im Laufe Jahre veröffentlicht hat und mit manchen bisher ungedruckten ergänzt.

Der erste Abschnitt enthält zunächst eine vermittelnde, 16 Seiten lange Einleitung: „Das Bildungselement in der Musik", worin, wie sich von selbst versteht, die Paradoxa vorkommen; z. B.: „Wenn wir bedenken, daß im modernen Musikdrama, dessen Aufgabe es ist, die tiefsten Probleme der Zeit lösen zu helfen und den wichtigsten Gehalt nicht blos unserer nationalen Denk- und Empfindungsweise, sondern der gesammten modernen Menschheit künstlerisch auszusprechen" u. s. w. Welcher vernünftige Mensch kann dergleichen Uebertreibungen für Ernst nehmen! Wir nennen das Salbadereien. Oder wer sich dem Geheimniß der Form, das in keiner Kunst eine solche Rolle spielt wie in der Musik, auch nur genaht hat, der wird von dieser Kunst aus eine Einwirkung auf sein gesammtes inneres Dasein verspüren, mit nichts anderm zu vergleichen und schlechthin

ts anderes zu ersetzen ist." Darauf folgen Reisebriefe
1 Jahre 1862 aus Wien, Dresden, Berlin, ein Ar-
über Marx' Buch: „Beethoven's Leben"; über „Mün-
er Musikleben" (1861): Allgemeines, Aufführungen
zart'scher und anderer Opern; das zweite Musikfest
3, das Conservatorium der Musik, Quartettsoiréen,
gner's „Fliegender Holländer", ein Brief aus Vevey
s durcheinander), Wagner's „Tristan und Isolde",
: Reisebriefe aus Wien, Berlin, München.

Der zweite Abschnitt: „Der münchener Frühling von
8", bespricht verschiedene Musikaufführungen. Bei
genheit des „Fliegenden Holländer" heißt es unter an-
1, daß Wagner nicht blos Gluck's dramatische Größe
Manneshöhe überrage, schon weil allüberall und nicht
nur an einzelnen passenden Stellen (Nohl hat, danach
rtheilen, nie eine Gluck'sche Oper gehört) die Kunst
Töne ihre Ausdrucksgewalt zeigt und so das, was Gluck
intentionirte, hier wirklich ganz und gar ausgeführt
eint, sondern weil er auch in seinen Operntexten Werke
affen habe, die in dramatischer Beziehung an Stelle
blos verstandesmäßigen Composition und sorgfältigen
richtigkeit der Lessing'schen Stücke den poetischen
f des Genius setzen! Nohl ist offenbar ein Partei-
er, der durch dick und dünn mitwatet und vor keiner
rdität zurückschreckt, wenn sie nur dem Ohr seines
ters wohlgefällig klingt.

Der dritte Abschnitt handelt von Wagner's „Meister-
r in Nürnberg" und dessen münchener Aufführung.
müssen es dem Geschmack des Lesers überlassen, ob
ch durch diesen Wust von schwülstigen Uebertreibun-
durcharbeiten will. Es gehört dazu allerdings ein
tismus für Wagner's Ausschließlichkeit, welcher doch
llgemeinen sehr selten anzutreffen sein möchte.

ngleiche Verwandte unter den Neudeutschen. Ein kritischer
ssai zu Wilhelm Tappert's Buch „Musikalische Studien".
on Karl Fuchs. Berlin, Kießling. 1868. Gr. 8.
) Ngr.

Ein kritischer Essai zu Wilhelm Tappert's „Musika-
1 Studien", worin der Verfasser diese letztern gegen
Recension in der „Neuen leipziger Musikzeitung" ver-
gt. Die „Studien" von Tappert haben auch wir
chen. Die 76 enge Seiten starke Broschüre freilich
für ein allgemeines Publikum, wie es doch bei
zu berücksichtigen ist, zu wenig Mittheilsames,
daß wir unsere Leser damit beschäftigen könnten,
außerdem die betreffende Recension bei der so ge-
1 Verbreitung der musikalischen Fachblätter gewiß
ch unbekannt ist. Auf die Auslegung und Deutung
ccorde haben wir von unserm rein praktischen Stand-
aus übrigens nie den geringsten Werth gelegt.
n sich die Theoretiker darüber herumstreiten, die
onisten kümmern sich nicht darum. Hoffen wir,
Verfasser einmal auf einem Gebiete von allgemeiner
nglichkeit anzutreffen.

ine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und
re Briefe an mich. Von Eduard Devrient. Leipzig,
ber. 1869. 8. 2 Thlr.

in Buch über Mendelssohn, den wie äußerst wenige
Glück in jeder Hinsicht begünstigten Tonsetzer, kann
eben nur durchaus von Licht durchwebt sein, und so tritt uns in diesen „Erinnerungen" überall ein ungetrübt dahinwallender Strom des Lebens entgegen. Nur selten sind die Augenblicke, wo die Oberfläche sich etwas kräuselt und einigermaßen zu Wogen zu gestalten scheint; doch rasch besänftigen diese sich wieder und fließen ruhig in ihrem Bette dahin. Die Erinnerungen beziehen sich im wesentlichsten auf Mendelssohn's Knaben- und Jünglingszeit. Dreizehn Jahre war derselbe alt, als Devrient, damals Baritonist am berliner Hoftheater, im Jahre 1822 mit ihm in persönliche Beziehung trat. Der Verfasser schildert das glückliche Familienleben Mendelssohn's im älterlichen Hause, die Hülfsmittel, die ihm in reichster Fülle allerseits geboten waren, um sich zu entwickeln und emporzuschwingen:

> Wenn man zu den ausgezeichneten Persönlichkeiten, welche bestimmt verpflichteten Einfluß auf Felix hatten, noch die Einwirkung der alten und jungen Hausfreunde, der angesehenen und merkwürdigen Fremden hinzuzählt, welche das Haus vorübergehend besuchten, so kann man sagen, daß wir unter allen hervorragenden Männern unsers Volks kein zweites Beispiel einer so begünstigten Jugend aufzuweisen haben.

Bekanntlich bildete das Haus von Mendelssohn's Aeltern damals einen Mittelpunkt, wo die meisten hervorragenden geistigen Elemente Berlins sich sammelten. Fremde Musiker waren gewöhnlich dem Hause empfohlen und brachten für Felix und seine Schwester Fanny viel musikalische Anregung. Am längsten hielt sich der seltsame Geiger Boucher, der durch seine Aehnlichkeit mit Napoleon I. Aufsehen erregte, in Berlin und als eine Merkwürdigkeit im Mendelssohn'schen Hause. Er beutete sein bonapartisches Profil in seinen Concerten aus, indem er während der Tutti seine Geige weglegte und dem Publikum die bekannten Kaiserstellungen zeigte. Er spielte auch gelegentlich, die Violine auf dem Rücken haltend. Die Flötisten Guillot und Drouet, der von Felix hochgeehrte Moscheles, Reissiger vor seinem Antritt der dresdener Kapellmeisterstelle: von allen diesen Persönlichkeiten waren die verschiedenartigsten Anregungen für den jungen Künstler unausbleiblich.

Es war damals die Zeit der Ludwig Robert, Rahel, Varnhagen und alles dessen, was sich diesem Kreise anschloß. Auch Professor Gans, Steffens, Holtei, Schall, Heinrich Heine und andere mehr gehörten zu den Besuchern des Hauses. Als der Enthusiasmus für Jean Paul bei den Kindern des Hauses sich äußerte, sagte Heine gedehnt: „Was ist Jean Paul! Hat das Meer nicht gesehen" (Heine hatte damals seine „Nordseebilder" erscheinen lassen.) Fanny in glücklicher Schlagfertigkeit replicirte: „Freilich, er hatte keinen Onkel Salomo, der ihm das Reisegeld dazu gegeben hätte." Devrient erzählt von der Mühe, welche es kostete, Mendelssohn's Oper: „Die Hochzeit des Camacho", im königlichen Schauspielhause zur Aufführung zu bringen (1827). (Sie wurde übrigens nur einmal gegeben und kam mit Recht nicht wieder zum Vorschein.)

Endlich ließ Spontini den jungen Componisten rufen. Die Partitur wurde mit mitleidiger Geringschätzung besprochen und der schließliche Rath in Betreff der Composition einer komischen Oper bestand darin, daß Spontini den jungen Mann zum Fenster führte — er wohnte dem Kuppelthurm der fran-

zösischen Kirche gegenüber — und ihm sagte: „Mon ami, il vous faut des idées grandes, grandes comme cette conpole.“ Dagegen schrieb Mendelssohn an Devrient bei Gelegenheit der Ertheilung des Doctortitels an Spontini: „Der Kerl wird noch ganz verrückt.“

Die Kette der dabei erlebten widrigen Erfahrungen drückte den ersten Stachel der Abneigung gegen die berliner Zustände in Felix' Seele. Einen großen Einfluß, einen Einfluß, wie später niemand auf ihn ausgeübt, gewann Marx als Verfasser der Broschüre „Ueber Malerei in der Musik“ auf den jugendlichen Genius. Später kamen sie freilich auseinander. Für Freundschaft war Mendelssohn von Natur besonders glücklich angelegt:

> Aber hier muß gesagt werden, sie war mehr als naturgemäß parteiisch, sie war Parteisache. Er liebte nur den, der ihn wiederliebte. Er war ein verwöhntes Schoskind des Glücks; die Atmosphäre der Bewunderung und Liebe, in der er aufgewachsen, war ihm zum Bedürfniß der Existenz geworden; wer sich kalt oder gar ablehnend gegen ihn und seine Musik verhielt, der berührte ihn feindlich, und die Empfindlichkeit darüber ging bis zum Verkennen des Werths, den ein solcher Gleichgültiger außerdem haben mochte. Auch eine einzelne Aeußerung, die ihm gegen den Strich ging, konnte ihn ganz abwendig machen, er war dann widerwärtig und unausstehlich. Bernhard Klein z. B. hat er nie leiden können, und im Grunde doch nur, weil — wie er mir verrieth — Klein, in einer Theaterloge neben Felix sitzend, der noch ein Knabe war und seine Beine von dem hohen Stuhle etwas störend baumeln ließ, halblaut ausgerufen hatte: „Kann denn der Junge die Füße nicht stillhalten!“ Solche unbedeutende Vorgänge trug seine Verletzlichkeit lange nach, denn er war nicht gewöhnt, unangenehme Dinge zu hören und sie hinnehmen zu müssen oder mit gutem Humor darüber wegzukommen.

Die Bemühungen, die Bach'sche große Passionsmusik ihrer Vergessenheit zu entreißen und zur Aufführung zu bringen, ebenso wie die, nach Zelter's Tode Mendelssohn an die Spitze der Singakademie, wenigstens der activen Leitung zu bringen, werden ausführlich berichtet. Das Scheitern der letztern verstimmte den jugendlichen Meister und seine Familie noch mehr, und dieser erklärte insgesammt ihren Austritt aus der Akademie. Den Text zu „Haus Heiling“, welchen später Marschner so glücklich in Töne setzte, hatte Devrient ursprünglich für Mendelssohn verfaßt; aber weder zur Composition dieses noch eines andern Operntextes vermochte sich Mendelssohn zu entschließen, und so blieb es denn zuletzt bei den Loreley-Fragmenten. Jedenfalls hätte er seine Sache geschickter gemacht als Robert Schumann in seiner „Genoveva“; ob er aber seiner Schöpfung wahres dramatisches Leben einzuhauchen vermocht hätte, bleibt sehr zweifelhaft. Die mitgetheilten Briefe Mendelssohn's reichen bis ins Jahr 1846 und athmen ganz das Wesen, welches aus seiner übrigen bekanntgewordenen Correspondenz hervorspringt. Einen Einfluß auf das Urtheil über Mendelssohn's Sein und Wirken vermögen allerdings keine neuern Mittheilungen mehr zu äußern, so werthvolle Reliquien sie für die besondern Freunde des dahingeschiedenen Tonsetzers auch bilden mögen. Wir haben wol nicht erst nöthig, diesen Kreis auf den reichen Schatz derselben in vorliegenden „Erinnerungen“ aufmerksam zu machen.

Shakspeare-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 42.)

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Vierter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1869. Lex.-8. 3 Thlr.
2. Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik von C. Humbert. Leipzig, Teubner. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Das Buch: Shakspeare von Gervinus. Ein Wort über dasselbe von H. Freiherrn von Friesen. Leipzig, Baensch. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Shakspeare's Frauen-Ideale. Festvortrag am 23. April 1868 zu Weimar gehalten von F. A. Leo. Halle, Barthel. 1869. 8. 10 Ngr.

Das Werk von C. Humbert: „Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik“ (Nr. 2) ist von einem bei weitem größern Umfang, als sein Titel vermuthen läßt, der mehr auf eine Broschüre deuten würde. Seines Zeichens gehört es zur gesinnungsvollen Opposition gegen den übertriebenen Shakspeare-Cultus und wird schon deshalb von uns mit Freuden begrüßt; denn die Exclusivität der Shakspearomanen und die Sucht, aus jedem Fehler des Dichters einen Vorzug zu machen, verdienen stets erneuten Widerspruch. Die Kritik wird sich dabei weniger gegen den Dichter als gegen die Reproductionen, Analysen, Auslegungen und Unterscheidungen der deutschen Shakspeare-Kritik richten. So ist es auch in dem Werke Humbert's der Fall; nur würde dasselbe außerordentlich gewonnen haben, wenn es der Autor verstanden hätte, sein Thema in gedrängterer Weise zu behandeln.

Das Werk enthält manche interessante Untersuchung über das Wesen des Komischen, das natürlich durch die Charakteristik zweier Dichter wie Shakspeare und Molière am besten illustrirt wird. Aber auch diese Untersuchungen sind zu sehr verzettelt; Humbert nimmt zu viele Anläufe, um seinen Satz zu beweisen, und ermüdet damit auch den geduldigsten Leser. Der Satz aber ist die Ueberlegenheit Molière's über Shakspeare als Lustspieldichter, während dem letztern die tragische Palme nicht streitig gemacht wird. Zu solchem Beweis mußten erst die allgemeinen Betrachtungen über das Wesen des Komischen, über das Lustspiel und seine Unterschiede im Laufe der literargeschichtlichen Entwickelung vorausgehen, dann die Kritik der Shakspeare'schen Lustspiele und die Analyse der Molière'schen folgen. Es ist dies auch ungefähr der Gang des Werks; aber er ist nicht klar und bewegt sich oft im Zickzack, indem allgemeine Betrachtungen, wie über das Wesen des Humors, wieder in die Analyse der beiden Dichter mit hineingeschoben sind. Für die glänzendste Partie des Werks halten wir die Widerlegung der Kritiken von Gervinus über die Shakspeare'schen Lustspiele: Kritiken, deren Haltlosigkeit mit überzeugender Gründlichkeit nachgewiesen wird. Gleichwol wird der unbefangene Tadel, der dabei die Charakteristik und die Compositionen des großen Dichters mitstreift, wieder mehr als aufgewogen

ch das uneingeschränkte Lob, welches Molière und ten sämmtlichen Stücken zutheil wird. Was hilft es, einem Gerüst die bengalischen Flammen ausblasen, m auf dem benachbarten die Apotheose um so unörter ihren verklärenden Farbenschimmer ausstreut? Es hätte wol vor allen Dingen dargethan werden ssen, daß Shakspeare und Molière in ähnlicher Weise beiden Lustspielpole bezeichnen, wie dies im griechin Drama durch Aristophanes und Menander geschieht. se beiden polaren Gegensätze der Lustspieldichtung müßnun analysirt werden in der ganzen Eigenthümlichkeit s Wesens, und wenn der Kritiker sich auf die eine die andere Seite stellte, so mußte er auch hierfür chgreifende Gründe angeben.

Nun ist zwar auch zwischen Aristophanes und Shakre noch ein wesentlicher Unterschied, obwol beide jene ait vertreten, die sich in den freien Ergüssen der Phanbewegt. Die dramatische Satire des Aristophanes gegen die Gestaltungen der Lebenswirklichkeit in Staat, ist und Gesellschaft gerichtet; nur die Einkleidung war phantastische; die Gestalten selbst hatten ihren Schwerlt in dem freispielenden Witz des Dichters, nicht in innern Lebenswahrheit des Charakters. Bei Shakre fehlt es den Lustspielcharakteren zum großen Theil an jener innern Lebenswahrheit, welche seinen Trauercharakteren eigen ist, und es ist ein anerkennenswerVerdienst Humbert's, diesen Unterschied vielfach nachiesen zu haben; es gibt Charaktere bei ihm, die nichts als Verkörperungen des Witzes in seiner damals sirenden Form, während die Affecte und Leidenschafgegenüber der Macht und Fülle des tragischen Pathos einen großen Dramen, in den Lustspielen oft farblos schwankend dargestellt sind. Doch nirgends trifft kspeare's Witz die Zustände des öffentlichen Lebens; phantastischen Gestalten, wie im „Sommernachtsm" und „Sturm", sind keine Erfindungen der Satire, ern es sind Gebilde des Volksglaubens, die als solche schen Reiz ausüben und eine Welt bunter Abenteuer mannichfacher beleben sollen. Das Abenteuer ist Selbstzweck — und nicht blos in den Märchendichtunauch in den eigentlichen Lustspielen, wo Edelleute Räubern werden, verbannte Könige mit Schäfern n, Mädchen sich als Pagen verkleiden und den Männachlaufen, bei der höchsten Gunst der Liebe absicht, zum Theil von sittsamen Mädchen arrangirte Verhungen mit unterlaufen, dazwischen in bunter Reihe sche und seine Spaßmacher und Witzredner sich beu: kurz, es ist Gott Phantasus, der in diesen Lustn frei seine Flügel regt, der Schutzgott der italieniNovellistik und der deutschen Romantik. Humbert daher vollkommen recht, die Shakspeare'schen Lustspiele ntasielustspiele zu nennen. Daß bei einem dichteriGenius auch in dieser bunt abenteuerlichen Welt viel iges mit unterläuft, daß der Dichter es liebt, in die Lasuistik wechselnder Lebensverhältnisse auch diese oder Lebenswahrheit zu beleuchten, namentlich in paralleHandlungen, indem er zwei Novellenstoffe in bezeichter Weise nebeneinanderschob oder zu einem Novellen eine entsprechende Handlung hinzuerfand, darf weiter nicht wundernehmen, nur „muß man sich nicht allzu ängstlich quälen", und die Ideenjagd der Shakspearomanen wird mit Recht von Humbert gegeißelt.

Gervinus mit seinen moralisirenden Etiketten und seinen ganz bestimmten Ideen, die zuweilen trivial genug sind, verfehlt oft den Sinn der Shakspeare'schen Lustspiele oder schiebt ihnen eine gänzlich fremde Bedeutung unter; Ulrici ist darin glücklicher, indem er die Grundideen selbst in eine freie phantastische Beleuchtung rückt, sie in einem allgemeinen Aether hält. So sagt er von „Was ihr wollt":

In der That ist es daher wol Shakspeare's Absicht gewesen, dem Stück gar keine besondere Grundidee zu geben. Die komische Weltanschauung selbst sollte seine Grundidee bilden; und insofern ist es gleichsam als ein Normallustspiel im Shakspeare'schen Stile zu betrachten. Darum ließ Shakspeare alle Hauptmotive der komischen Weltanschauung zusammenspielen; darum mußte er jede von allen so ins Gleichgewicht mit den übrigen zu setzen, daß keine eine Herrschaft über die andere behaupten kann; darum endlich vermied er im Stück selbst sorgfältig jede Andeutung auf eine besondere Modification der komischen Weltanschauung, wodurch der Zuschauer doch nur hätte irregeleitet werden können.

Im „Sommernachtstraum" findet Ulrici sämmtliche Charaktere, im Sinne der Grundidee, in einem verschwimmenden Helldunkel gezeichnet; alle voll Empfindung und Phantasie, voll Eigensinn und Laune, während die Action in einem „bunten Gewirr von Zufällen und Neckereien" verläuft. In den „Lustigen Weibern von Windsor" sieht er eine satirische Darstellung des Komischen selbst, eine Verspottung des Komischen durch das Komische, die sich selbst persiflirende Intrigue. Falstaff meint es indeß wol sehr ernst mit seinen Zwecken und wird in einer wenig ironischen, sondern volksthümlich derben Weise geprellt. Man mag auch an den Ulrici'schen Allgemeinheiten hier und dort Anstoß nehmen; sie kommen doch dem freien Charakter des Phantasiespiels näher, als jene so bestimmt ausgeprägten „Grundideen" von Gervinus, deren manche mit dem vollen Aplomb einer dickbefohlten Moralweisheit die schönsten Blüten Shakspeare'scher Phantastik niedertreten. Sehr treffend ist das von Heine mitgetheilte und gerühmte Urtheil Guizot's über die Shakspeare'schen Komödien:

Shakspeare's Komödie ist ein phantastisches und romantisches Geisteswerk, ein Zufluchtsort für alle jene ergötzlichen Unwahrscheinlichkeiten, welche die Phantasie aus Trägheit oder Laune nur an einem dünnen Faden zusammenreiht, um daraus allerlei bunte Verknüpfungen zu bilden, die uns erheitern und interessiren, ohne eben dem Urtheil der Vernunft standzuhalten. Anmuthige Gemälde, Ueberraschungen, heitere Intriguen, gereizte Neugier, getäuschte Erwartungen, Verwechselungen, witzige Aufgaben, welche Verkleidungen herbeiführen, das ward der Stoff jener harmlosen, leicht zusammengewürfelten Spiele. Man darf sich nicht wundern, daß Shakspeare's junge und glänzende Einbildungskraft sich gern in jenen Stoffen wiegte, wo sie, des strengen Vernunftjochs bar, auf Kosten der Wahrscheinlichkeit alle möglichen ernsten und starken Effecte bereiten konnte. Er konnte alles in seine Komödien hineinschütten, und, in der That, er goß alles hinein, ausgenommen was mit einem solchen System unverträglich war, nämlich jene logische Verknüpfung, welche jeden Theil des Stücks dem Zwecke des Ganzen unterordnet und in jeder Einzelheit die Tiefe, Größe und Einheit des Werks bekundet. In den Tragödien Shakspeare's findet man schwerlich irgendeine Conception, eine Situation, einen Act der Leidenschaft, einen Grad des Lasters oder der Tugend, welchen man nicht ebenfalls in einer seiner

Komödien wiederfände; aber was sich dort in die abgründlichste Tiefe erstreckt, was sich fruchtbar an erschütternden Folgerungen erweist, was sich streng in eine Reihe von Ursachen und Wirkungen einfügt, das ist hier kaum angedeutet, nur für einen Augenblick hingeworfen, um einen flüchtigen Effect zu erzielen und sich ebenso schnell in einer neuen Verknüpfung zu verlieren.

Einer unbefangenen Betrachtung kann es nicht entgehen, daß schon die Titel der meisten Shakspeare'schen Lustspiele: „Was ihr wollt", „Wie es euch gefällt", „Ein Sommernachtstraum", „Ein Wintermärchen", das freie Spiel der Phantasie deutlich genug ankündigen, während andere nur den thatsächlichen Inhalt angeben; wie: „Die beiden Edelleute von Verona", „Die Zähmung der Widerspenstigen", „Die lustigen Weiber von Windsor", „Viel Lärmen um Nichts", in welchem letztern kein ethischer Grundgedanke liegt, sondern nur der Inhalt des Novellenstoffs resumirt wird. Es gibt nur einen einzigen Titel von Shakspeare's Lustspielen, der klar eine solche sittliche Grundidee ausprägt, das ist „Maß für Maß".

Was uns jetzt fehlt, ist nicht eine Kritik Shakspeare's, sondern eine Kritik der Shakspeare-Kritik, und Humbert hat hierfür einen anerkennenswerthen fleißigen Beitrag geliefert. Es gilt hier einen Augiasstall auszumisten, wobei auch mancher kostbarer geistiger Guano mit herausgeworfen werden muß, der sich für andere Felder fruchtbringend erweisen mag, aber hier nur im Wege liegt.

Humbert widmet einen Abschnitt der Analyse der „Idee", wie sie von den Shakspeare-Kritikern erfaßt und oft dem Humor gleichgesetzt wird; er sagt darin manches Beherzigenswerthe, doch schlagender hat wol Heinrich Heine in den „Reisebildern" sich über dies Thema ausgesprochen: „Madame, haben Sie überhaupt eine Idee von einer Idee? Was ist eine Idee? «Es liegen einige gute Ideen in diesem Rock», sagte mein Schneider, indem er mit ernster Anerkennung den Oberrock betrachtete, der sich noch aus meinen berlinisch eleganten Tagen herschreibt und woraus jetzt ein ehrsamer Schlafrock gemacht werden sollte. Meine Wäscherin klagt: «Der Pastor S. habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf gesetzt, und sie sei dadurch unklug geworden und wolle keine Vernunft annehmen.» Der Kutscher Pattensen brummt bei jeder Gelegenheit: «Das ist eine Idee! Das ist eine Idee!» Gestern aber wurde er ordentlich verdrießlich, als ich ihn frug, was er sich unter einer Idee vorstelle. Und verdrießlich brummte er: «Nu, nu, eine Idee ist eine Idee! Eine Idee ist alles dumme Zeug, was man sich einbildet!»" Das sind nun auch die Ideen vieler Shakspeare-Commentare, und wenn Heine gründlich und systematisch wird und von den Ideen im allgemeinen spricht, diese wieder eintheilt in vernünftige und unvernünftige Ideen, und letztere wieder in „gewöhnliche", und Ideen, „die mit grünem Leder überzogen sind", so lassen sich auch für diese Unterabtheilungen die nöthigen Proben aus dem unerschöpflichen Vorrath unserer Shakspeare-Gelehrsamkeit liefern. Namentlich gewöhnliche und lederne Ideen finden sich reichlich auf Lager. Kein Wunder — Shakspeare's Schatten erhebt sich drohend vor diesen Pedanten und ruft ihnen mit der Donnerstimme des Erdgeistes zu: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir."

Wo gehobelt wird, fallen Späne. Indem Humbert die Gervinus-Kritik der einzelnen Lustspiele kritisirt, kommt auch Shakspeare selbst unter den Hobel der Kritik, und das vielfach Unzusammenhängende und Unmotivirte seiner Phantasiestücke, die groben Nähte, mit denen er sie zusammengeheftet hat, die häufigen leeren Witzhaschereien des Dialogs werden nach Gebühr gerügt. Humbert geht sehr ins Detail; da man indeß an Rümelin das Gegentheil getadelt hat, so dürfte diese sorgfältige kritische Ausdröselung der Shakspeare'schen Lustspiele wenigstens von dem Tadel flüchtigen Einlassens und oberflächlichen Absprechens verschont bleiben. Allerdings schüttet unser Autor hin und wieder das Kind mit dem Bade aus, um dafür seinen Molière in die Wanne zu legen.

Was die beiden ersten Komödien: „Die beiden Edelleute von Verona" und „Ende gut, alles gut", betrifft, so hat Humbert leichte Arbeit mit der Widerlegung des Gervinus; denn der Nachweis, daß ungefähr von allem, was dieser sagt, das Gegentheil das Richtige sei, geht schon aus der einfachen Erzählung des Stoffs hervor. Bei „Ende gut, alles gut" findet Gervinus es geradezu außerordentlich, daß Shakspeare hier den unwahrscheinlichsten aller Stoffe nicht gescheut, daß er denselben, wie ihn die zu Grunde liegende Novelle lieferte, heilig gehalten(!), ja sogar die Schwierigkeiten noch gehäuft habe, im Bewußtsein, sie zu besiegen. Er erblickt dann „in Fabel und Charakteren nichts als schlichte Natur, thatinniges Streben, Handlung ohne viele Worte". Humbert beweist, daß alle Charaktere des Stücks redselig genug sind. Was den Charakter der Helena betrifft, so beruht ihre Weiblichkeit mehr in ihren Reden als in ihren Handlungen. In der That ist ihr Auftreten bei Hofe und die Auswahl vor allen Rittern des Hofs so unweiblich wie möglich. Klein in seiner „Geschichte des italienischen Dramas" erwähnt als Shakspeare's Stoffquelle für dies Stück auch die Commedia des Accolti, „Virginia", von welcher er eine genaue vergleichende Analyse gibt. Diese Virginia ist nicht so unweiblich wie die Helena Shakspeare's, vor dem ganzen Hofe eine Bräutigamsschau zu halten und dem Erwählten gleichsam ihr Schnupftuch zuzuwerfen, sie bezeichnet nur dem König unter vier Augen den Mann ihrer Wahl; der König aber spricht es dem Prinzen als seinen Wunsch aus, daß er sich mit Virginia vermähle. Wie viel taktvoller und feiner ist dies bei Accolti als bei Shakspeare, der sehr plump und auf den crassern Bühneneffect zutappend zu Werke geht. Wie fein ist es von Accolti, daß er dieser Helena noch einen schwärmerischen Liebhaber gibt, um für die bei Shakspeare allgemein Verschmähte zu interessiren. Wenn trotzdem Klein behauptet, Shakspeare's „Ende gut, alles gut" stände „sternenhoch" über Accolti's „Virginia", so läßt sich dies nur aus der Shakspearomanie erklären, die bei diesem Literarhistoriker eine acute Form angenommen hat, sodaß er in einer Art von Tobsucht auf alles losschlägt, was sich gegen die unbedingte Apotheose des Briten auflehnt. Gleichwol haben die von Klein aufgedeckten dramatischen Stoffquellen des Dichters dem Ansehen desselben einen kleinen Stoß ertheilt; denn die Parallelen mit den italienischen Versen zeigen doch eine solche Menge von Aehnlichkeiten, von nur anders paraphrasirten Gedanken, daß die moderne Welt einen ebenso verfahrenden Dichter mit dem Vorwurf des Plagiats nicht verschonen würde.

Die Humbert'sche Kritik des Stücks und der Charak-
und des Gervinus'schen Vexirspiegels, der beides in
er Spiegelung auf den Kopf stellt, ist eingehend und
rf; auch der Tadel des Stils zutreffend:

Es leidet ganz bedeutend an Affectirtheit in der Sprache;
diesen Fehler hat es mit allen Shakspeare'schen Lustspielen
ein. Unklarheiten, die, wie in seinen großen Tragödien,
„Othello", aus den Leidenschaften der Charaktere herrüh-
und hinter denen sich tiefe Gefühle verbergen, bin ich gern
it zu bewundern; und da verlohnt es sich wirklich der Mühe,
Schlegel sagt, über Shakspeare's Zeilen zu grübeln. Mit
Unklarheiten seiner Komödie verhält es sich ganz anders.
Dichter sucht da nur ganz gewöhnlichen Gedanken durch
Nebel, in den er sie hüllt, den Schein einer größern Tiefe
erleihen. Wenn man über die Unklarheiten gegrübelt und
ich den Sinn herausgebracht hat, so hat man als einzigen
die Erkenntniß, daß es nicht der Mühe werth war, über
Zeilen zu grübeln.

„Viel Lärmen um Nichts" nennt Gervinus eins der
sterwerke der Shakspeare'schen Komödie und der Cha-
rkomödie überhaupt. Humbert sagt:

Die Fehler des Stücks, unter anderm das auffallende Be-
ten der Hauptpersonen, deutet er als Schönheiten der Cha-
ristik. Und wenn wir fragen wollten, wozu man uns denn
der Schilderung solcher Charaktere zu behelligen brauchte,
mmt flugs eine Idee, um ihm auch über diese Verlegen-
hinwegzuhelfen. Die Idee des Stücks erforderte solche
aktere; und diese Idee sei: „daß vom Glück verwöhnte Per-
bei den schönsten Charakteranlagen in Leichtsinn, Leicht-
igkeit, Wankelmuth verfallen. Diese Verweichlichten wür-
ann durch einen tragischen Zwischenfall aufgeschreckt, der
hlaffern Naturen aufrüttele. Und hierdurch bekomme das
einen tiefen Hintergrund." In uns hat das Stück stets
ganz eigenthümliche Idee hervorgerufen, die jeden andern
ruck überwog: nämlich Aerger und Unwillen über das
hmen des Claudio, woran sich dann höchstens noch die
der Verwunderung darüber anschließt, daß ein Vater nach
emachten Erfahrungen das Glück seiner Tochter, und daß
Tochter das Glück ihres Lebens einem solchen Manne an-
uen kann. Daran knüpfen sich dann noch vielleicht einige
ideen, die aber alle leider mit der Gervinus'schen Idee,
em Drama einen tiefen Hintergrund gibt, nicht im ge-
en verwandt, sondern vielmehr nur dazu angethan sind,
tiefen Hintergrund aus dem Stücke zu verbannen.

Humbert fährt fort, daß, wenn Shakspeare die Ger-
'sche Idee hätte dramatisch ausführen wollen, er
dreierlei hätte zeigen müssen: erstens, daß seine Hel-
und vor allem Claudio, wirklich die schönsten Cha-
anlagen besitzen; zweitens, wie diese Charaktere wirk-
urch Verwöhnung des Glücks in Leichtgläubigkeit und
lelmuth verfallen; drittens, daß die verweichlichten
ren schließlich auch durch den tragischen Zwischenfall
schreckt und aufgerüttelt werden, damit wir erkennen,
ene schlechten Eigenschaften nur zeitweilig ihre Woh-
in ihnen aufgeschlagen haben. Daß von dem allen
die Rede ist, ergibt die genaue Analyse des Stücks.
ist kein Vorwurf für Shakspeare, wol aber für die
willkürliche Auslegungsweise des Gervinus. Der-
„Ideen" könnte man mit gleichem oder mit mehr
noch dutzendweise in dem Stück auffinden. Wohl
trifft den Dichter der Tadel, daß die ernstere In-
so plump wie möglich angezettelt ist. Indessen
n wir gegen Humbert Benedict und Beatrice in
z nehmen; es sind dies nicht Phantasiegestalten, son-
echte Charaktere, und zwar von jener geistigen Frei-
heit, von jenem souveränen Humor, wie sie eben nur Shakspeare und nicht Molière zu erfinden vermochte.

Dem „Wintermärchen" rühmt Humbert nach, daß es eine durch manche allerliebste, die Phantasie ganz angenehm erregende Scenen ausgezeichnete Phantasiekomödie sei, während er den Charakter des Leontes, den Gervinus so sehr bewundert, in seiner Haltlosigkeit aufdeckt. Schlimmer ergeht es dem „Sommernachtstraum", „der zu sehr alles Inhalts entbehrt, um selbst nur unsere Phantasie hinreichend beschäftigen zu können". Auch die Dürftigkeit der Handlung wird betont. Wenn Humbert sagt, eine befriedigende Darstellung des „Sommernachtstraums" sei eine unlösbare Aufgabe, so hat er vollkommen recht. Ohne die Mendelssohn'sche Musik würde niemand, außer Gervinus und einige Sinnesverwandte, das Stück ansehen mögen. Sein Reiz geht bei der Darstellung verloren. Die Apotheose eines so schwachen Stücks wie „Der Liebe Müh' umsonst", die moralische Etikette, die Gervinus mit der gewohnten Gravität eines preisvertheilenden Magisters dem Stücke anzuhängen sucht, weist Humbert mit den folgenden Worten zurück:

Wenn Shakspeare wirklich am Schluß den Eidbruch und die Witzkämpfe hätte tadeln wollen; wenn er selber diese Reden für so hohl, jene Witze für so fade gehalten, wie Gervinus sie nur deshalb zu nennen wagt, weil er eine Idee gefunden zu haben glaubt, wodurch er ihre Fadheit rechtfertigen konnte: so würde der Tadel ihn selbst nicht weniger treffen als seine Helden, da er uns fünf Acte hindurch alles Ernstes zugemuthet hat, an den Witzen und Reden derselben uns zu amusiren.

Daß Humbert „Was ihr wollt" und „Wie es euch gefällt", zwei der besten Lustspiele Shakspeare's, nicht analysirt, weil ihm das Manuscript verloren gegangen ist, bleibt zu bedauern. Auch „Der Kaufmann von Venedig", der im Sinne Shakspeare's und seiner Zeit ohne Frage ein Lustspiel war, und „Maß für Maß", dasjenige Lustspiel Shakspeare's, in welchem ein Grundgedanke mit unverkennbarer Bestimmtheit ausgeprägt ist, hätten eine Analyse verdient, welche manches, was Humbert über Shakspeare's Lustspielcharaktere äußert, in einem etwas andern Lichte würde erscheinen lassen.

Die Kritik Shakspeare's ist indeß, wie oben erwähnt, hier nicht Selbstzweck, sondern soll nur der Anerkennung Molière's den Weg bahnen und den Satz beweisen helfen, daß Shakspeare als Verfasser komischer Charakterschauspiele nicht mit Molière verglichen werden kann.

Was Humbert zum Beweise dieses Satzes gegen Schlegel-Eichendorff und die Romantiker vorbringt, hat seine volle Berechtigung, und schon die Autorität Goethe's genügt, um diese wegwerfenden Urtheile zu widerlegen. Die Vorwürfe der Kammerdienermoral und geistigen Hofatmosphäre in Molière's Stücken müssen wesentlich modificirt werden. Humbert sucht Molière's Selbständigkeit den Zeitgenossen gegenüber in moralischer und künstlerischer Beziehung nachzuweisen. Er führt ferner an, daß Molière in England günstiger beurtheilt wird als bei uns:

Lewes, W. Scott und Reade denken sowenig daran, Shakspeare als Komiker über Molière zu stellen, daß sie sich nicht scheuen, dem letztern dieselbe Bedeutung für die Komödie zuzusprechen, wie dem erstern für die Tragödie: im Munde von Engländern ein Lob, das alle weitern Erläuterungen unsererseits überflüssig macht.

Ueber die verschiedenen Arten komischer Charaktere

sagt Humbert manches Zutreffende; doch hätte er den Gegensatz wol von Haus aus auf ein festes Princip zurückführen müssen. Er meint, alle wirklich komischen Charaktere Shakspeare's werden dadurch komisch, daß sie wegen Schwäche im Denken, Empfinden und Wollen nicht im Stande sind, ihren Gedanken, Empfindungen und Bestrebungen einen der Wirklichkeit entsprechenden Ausdruck zu geben; sie werden komisch durch Denk- und Sprachfehler; die Hauptcharaktere seiner Stücke seien aber nicht einmal komisch, sondern nur witzig. Bei Molière, dessen Charakterkomödien man eben am passendsten mit Shakspeare's Charaktertragödien vergleichen könne, nehme die dramatische Entwickelung des Hauptcharakters oder seiner Leidenschaft den ersten Platz ein:

Da in den verschiedenen Molière'schen Charakteren die Haupteigenschaft, welche jeden einzelnen Charakter kennzeichnet, wirklich zur Leidenschaft geworden, die den ganzen Menschen beherrscht: so müssen seine Charaktere auch dieser Leidenschaft gemäß auf ihre Umgebung zu wirken suchen. In dem daraus entstehenden Conflicte reden und handeln fast alle mit demselben Ernst der Leidenschaft wie die Helden der Shakspeare'schen Tragödie; und uns erscheinen sie gerade dadurch komisch. Die komischen Situationen entstehen also stets aus dem Conflicte widerstreitender Interessen. Daraus läßt es sich erklären, daß Gervinus Molière's Charakterkomödien als Intriguenkomödien betrachtet. Er übersieht, daß jene Interessen in den Charakteren ihren Grund haben, und daß somit alles zur Charakteristik dient. Er könnte mit demselben Recht Shakspeare's Tragödien Intriguentragödien nennen. . . .

Molière läßt fortwährend in den Worten und Handlungen, durch welche sie ihre Verkehrtheit offenbaren, den Widerspruch zwischen Schein und Wirklichkeit, Zweck und Mittel, beabsichtigtem und wirklichem Erfolg hervortreten, durch den sie unserm praktischen Verstande komisch erscheinen.

Der Verfasser sieht zwar, worauf es ankommt, deshalb sucht er das Wesen des Humors zu ergründen; doch wäre hier eine Polemik gegen Jean Paul, Ruge, Vischer wichtiger gewesen, als diejenige gegen Laun und Bohtz. Er untersucht, ob Molière prosaischer, Shakspeare poetischer war; er schreibt eine lange Abhandlung über die komische Bearbeitung tragischer Stoffe gegen Marckwaldt, ohne dabei der eigentlichen Tragikomödie zu gedenken. Doch verliert sich dies alles ins Weite und Breite. Die Hauptsache ist doch wol folgende: Shakspeare's und Molière's Lustspiele unterscheiden sich dadurch, daß in den erstern die subjective oder, wenn man sich zu Vischer's Entwickelungen bekennt, die absolute Komik, der Humor, in denen Molière's die objective Komik überwiegt, und zwar sowol in den höhern Charakterkomödien als in den Possen. Die komischen Hauptcharaktere Shakspeare's sind in der Regel Humoristen, die über den Ereignissen stehen durch ihre geistige Freiheit, und selbst der Hauptvertreter einer mehr objectiven Komik, Falstaff, ist in den beiden Theilen von „Heinrich IV." eine durch das freie Spiel des Witzes anziehende Persönlichkeit, während er allerdings in den „Lustigen Weibern von Windsor" zu einem Possenhelden degradirt ist, dem die geistige Souveränetät ganz abhanden kam. Bei Molière machen die Charaktere, wie ja auch Humbert richtig und wiederholt auseinandersetzt, vollständigen Ernst mit ihren Zwecken, werden aber komisch durch den Widerspruch zwischen Zweck und Mittel, Streben und Resultat; oder durch innere Widersprüche, falsche Einbildungen: ein Lieblingsmotiv bei Molière und auch bei Shakspeare. Das Verlangen, das z. B. Freytag an die Charakterkomödie stellt, daß sie uns auch das Werden des Charakters darstelle, daß wir sehen wollen, wie einer geizig wird, nicht wie er es ist, gehört auch zu den falschen ästhetischen Abstractionen, die hier wie die Faust aufs Auge passen. Kein Dramatiker der Welt, weder der chinesische Autor des Geizigen, noch Plautus, noch irgendein anderer Dichter, hat das Werden des „Geizes" dargestellt. Wir wüßten auch in der That nicht, wie sich die Genesis des Geizes dramatisch darstellen ließe. Auerbach hat hierüber in den „Deutschen Abenden" Treffendes gesagt.

Man lasse also jeden der beiden Lustspieldichter als groß und bedeutend in seiner Art gelten. Wenn man die Molière'schen Lustspiele veraltet nennen wollte, obgleich sie am Théâtre français noch ein großes Publikum erfreuen, so gilt dies von den meisten Shakspeare'schen in noch höherm Maße. Das Lustspiel schildert die Sitten und trägt das Costüm seiner Zeit; es veraltet für die Bühne, aber nicht für die Literatur. Der mit Shakspeare getriebene Götzendienst mag den gesunden Sinn zum Widerspruch herausfordern, ja das Gegengewicht einer berechtigten Kritik ist um so höher anzuschlagen, je seltener es in die Wagschale fällt. Dennoch darf nicht verkannt werden, daß bei Shakspeare's Humoristen nicht blos Witz und Heiterkeit vorherrscht, sondern auch eine Tiefe der Weltanschauung, wie sie bei der objectiven Komik, welche von einseitigen Zwecken befangene Personen darstellt, nicht zur Geltung kommen kann.

Wir vermögen dem Werk von Gervinus über Shakspeare kaum etwas Gutes nachzusagen, als daß es eine elegante Reproduction vieler Shakspeare'schen Stücke enthält. Im übrigen ist, solange die Welt steht, kein so unkritisches Werk geschrieben worden, in welchem die absoluteste Schönfärberei eine fast burleske Rolle spielt. An innern Widersprüchen fehlt es demselben nicht; einige derselben weist ihm Freiherr von Friesen in seiner Schrift (Nr. 3) nach; mit Recht tadelt er die nüchterne Moralität des Mittelwegs, die Gervinus oft als das sittliche Recept Shakspeare's aus seinen Stücken herausliest. Was aber Friesen an die Stelle setzt, die specifische Christlichkeit, liegt dem großen Dichter doch noch weit ferner und wird am wenigsten durch einzelne Wendungen in seinen Dramen bewiesen. Es liest eben jeder nur sein eigenes Credo aus dem Dichter heraus. Abgesehen von dieser Auffassung Shakspeare's enthält die Schrift Friesen's wenig Neues. Als Curiosum erwähnen wir noch, daß Friesen zusammenaddirt hat, wie oft der Name Jesu und der Name Christus in Shakspeare vorkommt:

Der Name Jesu kommt vor: zweimal in „Richard II.", dreimal in „I. Henry IV.", einmal in „II. Henry IV.", fünfmal in „II. Henry VI.", zweimal in „Richard III.", dreimal in „Romeo und Julie". Der Name Christus zweimal in „Richard II.", zweimal in „I. Henry IV.", einmal in „Henry V." und einmal in „Richard III."

Es ist dies nicht oft; doch war kurz nach dem Regierungsantritt Jakob's I. ein positives Verbot gegen die Nennung der Namen von Gott und dem Heiland in Bühnendichtungen erlassen worden. Die schlagende Uebereinstimmung von Shakspeare's Anschauungen mit solchen, die nur aus der Heiligen Schrift zu entnehmen sind,

übersehen zu haben, macht Friesen zum Vorwurf für Gervinus; doch wenn Shakspeare blos die Bibel abgeschrieben hätte, wäre er niemals ein großer Dichter gewesen. Ohne Originalität der Weltanschauung gibt es keinen großen Genius, und es ist ganz gleich, ob ein Dichter heilige oder profane Weisheit blind nachbetet.

F. A. Leo's „Shakspeare's Frauen-Ideale" Nr. 4) ist ein schwunghafter Vortrag, der im einzelnen manche geistreiche Bemerkung enthält. Zu diesen zählen wir die folgende über Shakspeare's „Coriolan", die zwar nicht das Hauptthema berührt:

Wir sehen hier die interessante Erscheinung, daß das Werk stärker ist als der Meister. Das sittliche Recht siegt über die Sympathie des Dichters. Wir sehen im Stücke einen Kampf zwischen berechtigten Forderungen eines gedrückten, hungernden Volks und der hochmüthigen Gewaltthätigkeit des Aristokraten, der nicht geringe Lust hat, ein Prätorianerthum herrschen zu lassen. Alle sittliche Sympathie muß hier auf seiten des Volks stehen — nur Shakspeare liebt dieses Volk nicht, weiß keine Gestalt dieses Kreises so zu zeichnen, daß man ihr anmerkt, der Dichter habe sympathisch für sie gefühlt; und vermag durch den Zauber seiner Schilderung selbst den Leser so irrezuführen, daß dieser ebenso erbittert über das brutale Volk ist, sich ebenso darüber freut, es niedergeworfen zu sehen, wie die Patricier, ja wie vielleicht der Dichter selbst. Aber die Gerechtigkeit ist stärker und es wird dem Blicke, nachdem der erste Rausch verflogen, klar, daß in dem Volke doch etwas anderes wohne als nur Feigheit und Sklavensinn, und man sagt, was der Dichter zu zeigen gezwungen ist — gegen seine persönliche Sympathie gezwungen ist! — das Recht liegt auf seiten des Volks und Coriolan verdiente unterzugehen!

Wenn Leo am Schluß als die Shakspeare'schen Frauenideale die Mutter Volumnia, die Gattin Imogen, die Tochter Cordelia hinstellt, so vermissen wir doch bei dieser Gruppirung noch Rücksichten der Familienpietät, jene Grazie, Geist und Leben athmenden, humoristischen Frauengestalten Shakspeare's, die gerade ihm eigenthümlich sind, die Porzias und Beatricen.

Rudolf Gottschall.

Die Berührungen zwischen Occident und Orient.

Jerusalem. Gegenwärtiges und Vergangenes. Von A. Graf Wartensleben. Nebst einer Ansicht: Jerusalem aus der Vogelschau, sowie einer Karte von Palästina und der Stadt Jerusalem. Berlin, Barthol u. Comp. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Staaten des Morgenlandes und vorzüglich jene, in denen der Islam herrscht, sind ausnahmslos in einem Zustande des Verfalls begriffen, der durch das Eindringen der Europäer beschleunigt wird. Sobald die thätigern Menschen aus dem Norden ihre Ueberlegenheit die in alter Weise fortvegetirenden Orientalen fühlen ließen, offenbarte sich die Schwäche der despotisch oder patriarchalisch regierten Staaten, in denen wir geistigen Aufschwung vermissen, die meist durch Anarchie oder Bürgerkriege zerklüftet sind. Ueberall begegnen uns neben den Ruinen einer dahingeschwundenen Cultur, die nun nach dem Occident übertragen ist, die Ruinen einst mächtiger Völker, über die nun der Europäer mittelbar gebietet. Wie haben sich die Zeiten geändert! Da wo der gepanzerte Kreuzritter den mächtigsten Widerstand fand, oder wo, wie in den Barbareskenstaaten, Christensklaven in schauerlichen Gewölben schmachteten, zieht unbehindert, wiewol immer noch gehaßt von den Eingeborenen, der Franke seine Straße, gebieten seine Consuln, predigen seine Glaubensboten. Die alte in Verfall gerathene Handelsstraße nach Indien, sie ist zu neuem Leben erwacht und der Verkehr lenkt wieder ein in die Bahnen, die er vor Jahrhunderten schon betreten hatte, seit Ostasien aus seinem Schlummer aufgestört wurde, China und Japan als active Factoren im Welthandel dastehen.

Ueberall an den Küsten des Morgenlandes werfen unsere Dampfer ihre Anker aus, und Bahnen sind schon gebaut oder sollen da gebaut werden, wo der müde Fuß des frommen Pilgers durch wasserlose Einöden daherzog. Der Orient ist heute ein Durchgangsland von Europa nach Ostasien geworden; ihn durchzuckt der indische Telegraph, der von Abendländern gebaute Suezkanal hat ihn zerrissen.

Wie nach Westen hin ungeheuere Menschenströme von dem kleinen Europa auszogen, um eine neue Welt zu besiedeln, so ergießt sich, wiewol in kleinerm Maßstabe, die Auswanderung nach Osten, um dort frische Culturkeime auf alten Trümmerstätten zu säen. Aber trotz aller politischen Macht, trotz der Gewalt, die dem völkerverbindenden Handel innewohnt, trotz des Uebereifers der verschiedenen geistlichen Corporationen werden die Gegensätze noch für lange Zeit fortbestehen, und es dürften Jahrhunderte vergehen, ehe sie nur einigermaßen sich abschleifen. Die abendländische Civilisation und der mohammedanische Orientalismus sind starre Contraste, die so leicht einen Ausgleich nicht zulassen, und es wird noch zahllose Conflicte politischer, handelspolitischer und religiöser Art geben, ehe an ein friedliches Nebeneinander gedacht werden kann.

Liegt sonach der Verfall der mohammedanischen Staaten auf der Hand, so ist es doch ein anderes Ding mit der Religion des Propheten. Diese blüht heute noch kräftiger als zuvor, und ihre weltstürmende Macht hat nur eine andere Richtung angenommen; sie gewinnt alljährlich an Boden und mehr an Proselyten als sämmtliche christliche Glaubensbekenntnisse zusammengenommen, und zwar ohne die Millionen dafür auszugeben, welche jene sich das Missionswerk kosten lassen. Dem Islam ist der ganze Norden und ein großer Theil der Mitte Afrikas schon verfallen, er gewinnt dort Raum nach Quadratmeilen, schmiegt sich der Denkungsweise der Eingeborenen an und findet einen nicht geringen Halt darin, daß er so recht eigentlich für den Nomaden paßt, dessen geistig-trägem Charakter der Fatalismus vortrefflich entspricht, für den der Koran wie gemacht erscheint und auch gemacht ist.

In dem vorliegenden Buche ist den confessionellen Verhältnissen, wie sie in der Heiligen Stadt der Christenheit herrschen, ein besonderes, recht interessantes Kapitel gewidmet und dabei die Ansicht ausgesprochen, daß Jerusalem ein Vorort der deutschen Missionsthätigkeit werden möge. Das mag sein, aber mit den Erfolgen wird es leider übel bestellt sein, und mit so geringen Mitteln, wie

sie den christlichen Glaubensboten zur Verfügung stehen, selbst die hunderttausende von Pfunden eingerechnet, die England alljährlich spendet, wird man die Anschauungsweise der Orientalen nicht ändern, ihnen weder europäische Denkungsart noch Christenthum beibringen. Schlimmer ist bei alledem noch die große Zerfahrenheit, die in Jerusalem sich unter den Anhängern der verschiedenen christlichen Bekenntnisse kundthut und über die Graf Wartensleben bitter klagt. Die Russen und orientalischen Griechen, die Unirten und Nichtunirten, die katholische Klostergeistlichkeit und die Weltgeistlichen bilden ebenso viele Gegensätze:

Denkt man nun an all die andern in Jerusalem lebenden Confessionen, als die Armenier, die aber auch wieder in unirte und nicht-unirte zerfallen sind; ferner die Maroniten, syrischen Christen, Abyssinier, Kopten u. s. w., der Protestanten noch nicht zu gedenken, so sieht man wie verschiedenartig die christliche Lehre aufgefaßt wird und wie zugleich der Sektenhaß leider und vor allem in der Heiligen Stadt seine Stätte hat, bisweilen auch mit einem Fanatismus daselbst gestritten wird, der an die Zeiten der Pharisäer und der Zeloten erinnern könnte.

Welches Schauspiel für Juden und Mohammedaner, die mit Behagen dieser streitenden Kirche zuschauen und dabei gewiß die Bemerkung nicht unterdrücken werden, welchen Antheil die europäische Politik an der ganzen Sache hat. Die Russen besitzen vor dem Jaffathore eine besondere Stadt voller Prachtbauten und außerdem wichtige Theile der Heiligen Grabkirche, deren andere Hälfte unter Frankreich steht, dessen Kaiser den Titel eines „Protectors des Heiligen Grabes" beansprucht und mit Oesterreich Hand in Hand geht. Beide Staaten sind unermüdlich im Bau von Kirchen, Hospitälern, Pilgerherbergen gewesen. Von seiten Preußens ist man mehr praktisch verfahren. Das Consulat des Norddeutschen Bundes, in dem früher der berühmte Dr. Rosen und jetzt der nicht weniger berühmte Afrikareisende Gerhard Rohlfs wirkten und wirken, ist „eine der schönsten Privatwohnungen Jerusalems", aber mit der Kirche für die Protestanten ist es übel bestellt, und Graf Wartensleben's Schrift soll den Anstoß geben, der „nicht sehr großen" deutschen Gemeinde, die aber immer noch größer als die englische ist, eine Kirche zu verschaffen.

Bisher halten Anglikaner und deutsche Protestanten zusammen. Letztere benutzen, wiewol unter drückenden Verhältnissen, das Gotteshaus der erstern und die Ernennung des protestantischen Bischofs erfolgt abwechselnd von den Kronen Preußen und England. Letzteres nahm hierbei jedoch den Löwenantheil, und die Darstellung, die Graf Wartensleben von dem Verhältnisse gibt, vermag uns keineswegs mit Genugthuung zu erfüllen, wenn wir den deutschen Standpunkt dabei einhalten:

Der Bischof ist stets ein anglikanischer und kein preußischer. Er functionirt nach englischem Ritus und mit englischer Liturgie, in den Hauptgottesdiensten auch in englischer Sprache, und das Kirchengebäude, welches England gehört, ist ganz nach dem englischen Gebrauche, ohne Altar und Crucifix, eingerichtet. Nur mit Mühe soll es nachträglich erreicht worden sein, daß neben der Königin Victoria jetzt auch der König von Preußen im Kirchengebet genannt werden darf. Dabei besoldet Preußen den Bischof zur Hälfte und soll sogar das dazu nöthige Kapital zu einem außerordentlich niedrigen Procentsatze auf der englischen Bank haben deponiren müssen.

Außer dem Consulat und der Kirche bietet aber noch das Johanniterhospiz einen Anhaltepunkt für den Deutschen in der Heiligen Stadt, und gerade mit besonderm Bezug auf die Johanniter, die in Jerusalem die Wiege und eigentliche Heimat ihres Ordens verehren, hat der Verfasser sein Buch geschrieben. Er hat es sich auch angelegen sein lassen, den noch vorhandenen Ruinen der alten Johanniterresidenz nachzuforschen, aus denen sich ein Bild des frühern Palastes herstellen ließe. Hauptzweck des Werks ist, den Pilgern einen Leitfaden an die Hand zu geben, der das Studium der großen und gelehrten Literatur über die Stadt unnöthig macht, und dieser Zweck ist, so glauben wir, vollkommen erreicht. Etwas trocken wol und manchmal der Sprache entbehrend, die wir großen historischen Ereignissen oder Eindrücken der Natur und des Landes gegenüber für nothwendig halten, dabei aber doch angehaucht von dem romantischen Geiste, wie er sich in einem Friedrich Wilhelm IV. für das Heilige Land kundgab, fromm und bibelfest, schildert Graf Wartensleben die Stadt, einst so herrlich und schön, die aber „in ihrem Innern einen trübseligen und einförmigen Anblick darbietet". Doch er sucht mit den Augen des Geistes, findet die interessantesten Stellen heraus und beschreibt uns nacheinander Zion, Moriah, Akra, den Johanniterplatz, Bethzetha, den Oelberg, Golgatha in klarer, übersichtlicher und sehr verständlicher Weise. Wir können ihm nicht auf das Gebiet der biblischen Topographie folgen, die in der neuesten Zeit so vieles geleistet und theilweise ein ganz anderes Gesicht bekommen hat, doch scheint es uns, nach einigem, was wir zu controliren vermögen, daß die Quellen gut benutzt und die neuen Forschungen berücksichtigt sind. Ein Ueberblick der ganzen „viertausendjährigen" Geschichte der Stadt von Melchisedek an bis auf die Gegenwart herab beschließt das Buch. Elf Völkerstämme, die über Jerusalem geherrscht, die Jebusiter, Israeliten, Assyrier, Babylonier, Perser, Griechen, Römer, Franken, Mamluken, Tataren und Türken gehen an uns vorüber, und von neunzehn Eroberungen, die meist von Zerstörungen begleitet waren, wird Bericht erstattet. Aber noch immer steht Jerusalem, eine der ältesten Städte der Welt überhaupt, während Theben und Memphis, Babylon und Ninive von Schutt und Sand überdeckt sind.

Richard Andree.

Feuilleton.

Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.*)

Ueber den bei Meyer in Hannover erschienenen zweiten Theil der „Lebensbilder, geschichtliche und culturgeschichtliche, aus den Erinnerungen und der Mappe eines Greises", sagt die „Saturday Review" vom 4. September: „Es ist ein großes und seltenes Vergnügen, einmal einem reizenden Buche zu begegnen, welches seinen Reiz nicht der innern Anziehungskraft oder der Wichtigkeit der darin behandelten Gegenstände, sondern einer es durchwehenden Atmosphäre von Schönheit und Zartheit verdankt. Ein solches Lob verdiente der erste Theil der „Lebensbilder" reichlich, und dieser zweite Theil steht ihm wenig nach. Er hat allerdings etwas von der Verdrießlichkeit sowol wie von der ruhigen Beschaulichkeit des Greisenalters an sich. Die genauere Bekanntschaft mit des Verfassers Persönlichkeit ist nothwendigerweise von einer gewissen Enttäuschung begleitet, politische und religiöse Vorurtheile treten zu sehr hervor, und einige der Skizzen sind mehr Geschichte als Idylle. Nichtsdestoweniger ist der größere Theil des Buchs ganz herrlich und vieles darin von einer ungesuchten Schönheit. Hervorragend unter dessen Schönheiten sind die Bilder aus des Verfassers Kindheit und die Schilderungen der Harzwaldung. Seine Jugenderinnerungen sind, wenn auch weniger poetisch, doch nicht minder anziehend. Die glänzendste Partie des Buchs indessen ist unstreitig das lange dem Gemälde einer kleinen Provinzialstadt gewidmete Kapitel. Die Kleinlichkeit und Beschränktheit kleinstädtischer Gesellschaft sind nie in schärferer Weise bloßgestellt worden, und ein eigenthümlich deutsches Element macht das Bild unwiderstehlich komisch. Das ganze Kapitel ist eine Galerie zarter Cabinetstücke von Charakteren, deren Sonderbarkeit die Arbeit der Schilderung gut lohnt, und eine Sammlung von sehr gelungen erzählten Anekdoten, die vielleicht dazu bestimmt sind, den Stoff zu künftigen Novellen und Lustspielen zu liefern. Wir haben angedeutet, daß der Verfasser auf historischem Boden, wo Abneigungen und Vorurtheile mit ins Spiel kommen, nicht ganz so glücklich sei. Er ist augenscheinlich ein hannöverscher Pfarrer, mit warmer Theilnahme für die reactionäre Bewegung in Kirche und Staat. Ueber die Richtigkeit dieser Ansichten sagen wir nichts; allein Meinungen, die dem Zeitgeiste entgegen sind, gleichviel ob richtig oder nicht, können kaum ohne einen Anstrich von Bitterkeit behauptet werden. Diese Kapitel sind indessen wegen der darin enthaltenen Porträts zweier britischer Fürsten, die Hannover nacheinander regiert haben, für englische Leser interessant. Das Bild des Herzogs von Cambridge entspricht zwar dem von der häuslichen Ueberlieferung überkommenen; doch obschon man sich der Unbeliebtheit Ernst August's unzweifelhaft erinnert, so wird es immerhin Erstaunen erregen, so streng auch seine Orthodoxie sein mag, ihn im Auslande kanonisirt zu finden. In den Augen der Hannoveraner, welche nicht preußisch werden wollen, werden die sonst verborgenen Tugenden des Welfenhauses durch die gegenwärtige Lage des Landes ohne Zweifel seltsamerweise in den Vordergrund gestellt. Des Verfassers Schrift ist voll von den handgreiflichsten politischen Anspielungen; allein er ersucht uns feierlich, sie nicht zu sehen, und wir schließen ebenso feierlich unsere Augen gegen sie."

Ueber Julius Sturm's „Von der Pilgerfahrt", sagt die „Saturday Review", sie sei gefällig im Tone und Geiste, zeichne sich aber mehr durch Frömmigkeit als durch Poesie aus.

In Betreff Spielhagen's sagt sie: „Der Name Friedrich Spielhagen fängt an, in England bekannt zu werden, obschon wir nicht wissen, ob irgendeins seiner Werke bisjetzt in unsere Sprache übersetzt worden ist. «Hammer und Amboß», sein neuestes, wird wegen seiner ungewöhnlichen Länge kaum zu solcher Auszeichnung gelangen. Es erstreckt sich auf fünf Bände, und lange vor deren Ende sind die ursprüngliche Frische und das Interesse nothwendigerweise sehr abgeschwächt. Die erste Hälfte des Werks ist eine vortreffliche Probe von der ereignißvollen Novelle oder dem Roman des heutigen Lebens; wir haben eine fortwährende Reihenfolge von Begebenheiten und Abenteuern, und sind diese auch gewöhnlich von einer für den erzählenden Helden sehr unbehaglichen Art, so artet doch das Streben nach Effect niemals in das Sensations-Melodrama aus. Um es kurz zu sagen, das Werk bringt durch seine gesunde Objectivität, welche mit der krankhaften und langweiligen Selbstanatomie, die in neuern Romanen so häufig ist, stark contrastirt, einen recht angenehmen Eindruck hervor."

Schließlich erwähnt die „Saturday Review" die Mannichfaltigkeit von interessanten Artikeln, welche „Unsere Zeit" enthält, und hebt besonders die über die neueste Geschichte Oesterreichs rühmend hervor.

*) Auf mehrfache Anfragen, die an uns ergangen sind, erwidern wir, daß die Urtheile der englischen Blätter von uns keineswegs mitgetheilt werden, weil sie uns für kritische Autorität gelten, sondern nur um zu zeigen, wie sich die deutsche Literatur unter der kritischen Brille John Bull's ausnimmt. Unsere aufmerksamen Leser wissen, daß das Urtheil der englischen Blätter von demjenigen, das unsere Zeitschrift ausspricht, oft ganz und gar abweicht. D. Red.

Bibliographie.

Agnis-Säjt, Angeli-Lieder. Frei aus dem Orientalischen übersetzt. Leipzig, Matthes. 16. 7½ Ngr.

Auerbach, B., Das Landhaus am Rhein. Roman. In 3 Bänden. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 2 Thlr.

Pädagogische Bibliothek. Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit. Im Verein mit Gesinnungsgenossen herausgegeben von K. Richter. 1stes Heft. Berlin, Klönne u. Meyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bibliothek pädagogischer Classiker. Eine Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit. Unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner und Gelehrten herausgegeben von H. Beyer. 1ste Lief. Langensalza, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 5 Ngr.

Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848 bis 1856. 2te Aufl. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 15 Ngr.

Gilbert, W., Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara. Nach seltenen und zum Theil unbekannten Quellen bearbeitet. Autorisirte deutsche Ausgabe von F. Steger. Leipzig, Abel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hugo, V., Der lachende Mann. Autorisirte Uebersetzung von G. Büchmann. 4 Bde. Berlin, F. Duncker. 8. 4 Thlr.

Jerwitz, W., Fromm und Fröhlich. Dichtungen. Dresden, Burdach. 16. 15 Ngr.

Krassier, F., Offenes Visir! Zeitgedichte. Hamburg, O. Meißner. Gr. 16. 10 Ngr.

Leibing, F., Die Inscenirung des zweitägigen Luzerner Osterspieles vom Jahre 1583 durch Renward Cysat. Nach den handschriftlichen Papieren Cysat's auf der Bürgerbibliothek zu Luzern dargestellt. Elberfeld, Friderichs. Gr. 4. 20 Ngr.

Mansfield, E. D., Ulysses S. Grant und Schuyler Colfax. Populäre und authentische Lebensbeschreibungen. Cincinnati. 1868. 8. 2 Thlr.

Maurer, K., Die Quellenzeugnisse über das erste Landrecht und über die Ordnung der Bezirksverfassung des isländischen Freistaates. München, Franz. Gr. 4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Meissner, C. F., Denkschrift auf Carl Friedr. Phil. v. Martius. München, Franz. Gr. 4. 11½ Ngr.

Meis, A., Gebilde und Gestalten. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Memoiren einer jungen Griechin. Geheimnisse und Nachtseiten des Hoflebens von Sachsen-Coburg. (Ein Seitenstück zur Affaire Edergenyi-Chorinsky.) Als Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts aus dem Französischen übersetzt, mit Einleitung, Erläuterungen und Schlußwort versehen von A. Kastenbieck. 2 Thle. Wels, Haas. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Möllhausen, B., Das Hundertzauberblatt. Erzählung. 3 Abtheilungen. à 3 Bde. Berlin, Janke. 1870. 8. 9 Thlr.

Ratzel, F., Sein und Werden der organischen Welt. Eine populäre Schöpfungsgeschichte. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ritter, H., Ueber das Böse und seine Folgen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmidt, G. W. E., Das schwedisch-sächsische Bündniss vom 1. September 1631 und der im Abschluss des Prager Friedens gegen Schweden begangene Vertragsbruch Johann Georgs im Schleier des „schwedischen Störenfrieds" und im Lichte der Wahrheit. Berlin, Löwenstein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Seegemund, J. G., Dr. R. Gneist und die confessionelle Schule. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 10 Ngr.

Sharpe, S., Geschichte des hebräischen Volkes und seiner Literatur. Mit Bewilligung des Verfassers berichtigt und ergänzt von H. Jolowicz. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 18 Ngr.

Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit. Dargestellt von einem Handarbeiter. Eine abermalige Kritik der reinen und praktischen Vernunft. (Von J. Dietzgen.) Hamburg, O. Meißner. 8. 18 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Im Ural und Altai.

Briefwechsel zwischen

Alexander von Humboldt

und

Graf Georg von Cancrin

aus den Jahren 1827 — 1832.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alexander von Humboldt's Briefwechsel mit dem russischen Finanzminister Graf Cancrin vor und während seiner im Jahre 1829 auf Wunsch des Kaisers Nikolaus unternommenen Reise in den Ural und Altai wird hier zum ersten mal aus den russischen Staatsarchiven veröffentlicht. Der rastlose Forschungseifer, von welchem Humboldt noch im hohen Alter beseelt war, wie nicht minder die gemüthlichen Seiten des großen Mannes finden in jedem dieser Briefe den wohlthuendsten Ausdruck. Die Schrift gewährt daher nicht blos bedeutendes fachwissenschaftliches Interesse, sondern empfiehlt sich allen gebildeten Kreisen zur Lektüre.

In demselben Verlage erschien:

Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827—1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. Fünfte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Soeben erschien:

Römische Ausgrabungen im letzten Decennium. *(Die Callistus-Katakomben. Der Palatin. Die Unterkirche San Clemente.)* Vorstudien zu Meyers Reisehandbuch für Italien, von Dr. Th. Gsell-Fels. Mit 3 Plänen und 2 Ansichten; 112 Seiten gr. 8. Preis 22½ Sgr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Juri Samarin's

Anklage gegen die Ostseeprovinzen Rußlands.

Uebersetzt aus dem Russischen.

Eingeleitet und commentirt von

Julius Eckardt.

8. Geh. 2 Thlr.

Das Samarin'sche Pamphlet, welches Fürst Gortschakow „un événement" nannte und das in Rußland ebenso viel Zustimmung wie in den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurlands Entrüstung hervorgerufen hat, ist durch die „Livländische Antwort" von C. Schirren glänzend abgefertigt worden. Eine gründliche Widerlegung der einzelnen unwahren Behauptungen und Darstellungen der Samarin'schen Anklageschrift aber gibt der bekannte Redacteur der „Grenzboten", Julius Eckardt, als Commentar zu der hier vorliegenden deutschen Uebersetzung dieser vielbesprochenen Schrift. Namentlich werden deutsche Leser durch dieselbe über die baltischen Verhältnisse nach allen Seiten hin orientirt werden.

Neue populär-philosophische Werke.

Sechs philosophische Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Kantische Philosophie. II. Ueber Jenas philosophischen Ruhm. III. Ueber Novalis und die Romantik. IV. Ueber die Glückseligkeitslehre der Stoiker. V. Ueber das Gastmahl des Plato. VI. Ueber die Anfänge der Musik.

Acht psychologische Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Natur der Seele. II. Ueber das Gedächtniß. III. Ueber die Einbildungskraft. IV. Ueber den Charakter. V. Ueber die Temperamente. VI. Ueber den Instinct. VII. Ueber die Freundschaft. VIII. Ueber Materialismus und Idealismus.

Jena 1869. **Mauke's Verlag** (Hermann Dufft).

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird in Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Besteller extra zu bezahlen.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung

vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung

dargestellt von

Hermann J. Klein.

Das Sonnensystem,

nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft.

Mit drei Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Fein Velinpapier Geh. Preis 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 28. October 1869.

Inhalt: Physiologische Belehrung für jedermann. Von Heinrich Birnbaum. — Renan's „Paulus". Von Moritz Carriere. — Dante-Forschungen. Von Theodor Paur. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Notizen; Mittelniederdeutsche Gedichte.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Physiologische Belehrung für jedermann.

Populäre physiologische Vorträge, gehalten im akademischen Rosensaale zu Jena in den Jahren 1867—69. Von J. N. Czermak. Mit 3 Steindrucktafeln und 34 Holzschnitten. Wien, Czermak. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Was wir in der Ueberschrift erwähnen, das findet sich in dem vor kurzem erschienenen, sehr interessanten Werke, von dem wir mit Zuversicht hoffen, daß es eine rasche allgemein beifällige Aufnahme finden werde. Es bringt nicht viel: aber das, was es bietet, ist gediegen, und gerade so, wie es jeder Denkende gern hat und zu seinem geistigen Eigenthume macht; auch zeichnet es sich vor vielen ähnlichen Arbeiten durch eine lebendig anregende, leicht faßliche Durchführung aus. Der Verfasser ist schon rühmlichst bekannt auf dem neubegründeten Gebiete der experimentirenden Naturkunde des Menschen, deren Aufgabe es ist, die gesammten Lebensfunctionen zur klaren und wahren Erkenntniß zu bringen. Er hält sich ganz frei von den haltlosen Speculationen, womit die physiologischen Halbwisser die streng wissenschaftliche Sphäre leichtfertig überschritten und in Miscredit gebracht haben. Unter den strebsamen Männern des Fortschritts hat er sich einen Namen errungen, der nicht blos ihm, sondern auch seiner Wissenschaft zur Ehre gereicht. Wir erinnern in dieser Hinsicht nur an seine Leistungen mit Hülfe des Kehlkopfspiegels, dem er erst eigentlich Bedeutung und Werth für die Gelehrten und für die praktische Anwendung verliehen hat, wodurch er nicht blos in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich die bedeutendsten Fachgenossen in Staunen setzte. Doch neben dieser Gelehrtentüchtigkeit besitzt Czermak auch das sehr edle Streben, sein Wissen gemeinnützig zu machen, damit es für alle Gebildeten verständlich und nutzbar werde. Und gerade in diesem zweiten Punkte hat er sich durch das vorliegende Werk eine ganz neue Thätigkeit zu eröffnen gewußt, welche eine große Zukunft verspricht. Mit feinem Takt hat er hier gerade nur solche Gegenstände ausgewählt, durch die man sich in gebildeten Familienkreisen am lebhaftesten angezogen fühlt, und hat dann zugleich mit ebenso glücklicher Gabe alles anschaulich zu machen und bis zum befriedigenden Verständniß zu bringen gewußt. Dabei ist es gewiß kein kleines Verdienst des Verfassers, daß er überall darauf hingestrebt hat, die Lebensthätigkeiten der innern Organe, welche eigentlich nur für individuelle Beobachtung passen, so mit allerlei Hülfsmitteln in Verbindung zu bringen, daß sie auch einer gemeinschaftlichen gleichzeitigen Anschauung für ein großes Publikum entsprechen können. In dieser Hinsicht erinnert das Werk sehr an die vortrefflichen populären englischen Arbeiten, unter denen sich besonders die von John Tyndall als meisterhaft auszeichnen.

In Jena werden schon seit zwanzig Jahren im Saale des akademischen Rosengebäudes zu gemeinnützigen Zwecken Vorlesungen aller Art vor einem gemischten Publikum gehalten, wobei besonders die Professoren der Universität thätig sind. Der Verfasser erkannte hierin sogleich ein sehr werthvolles Mittel zur Verbreitung wahrer Bildung und Humanität, „welches der Würde der Wissenschaft und ihrer Vertreter nicht den mindesten Eintrag thue", und war daher gern bereit, nach Kräften mitzuwirken. Er hielt seit 1867 vier solcher Vorträge, bis er Ostern 1869 einem Rufe nach Leipzigs Hochschule folgte:

Im Begriffe, meine akademische Stellung in Jena mit einer solchen in Leipzig zu vertauschen, wünsche ich durch die vorliegende Veröffentlichung der von mir gehaltenen „Rosenvorträge" zunächst dem gebildeten Publikum der erstern Stadt, in welcher ich nun seit vier Jahren gewohnt und gewirkt habe, ein Zeichen dankbarer Erinnerung zu hinterlassen; sodann die vielen Beweise freundlichen Entgegenkommens von seiten der Bewohner meiner neuen Heimat zu erwidern; und endlich den weiten Kreisen der deutschen Leserwelt einen vielleicht nicht unwillkommenen Beitrag zur populären naturwissenschaftlichen Literatur darzubieten.

Damit kennen wir nun die Veranlassung und den Zweck des Buchs. Wir wollen jetzt suchen, den Inhalt desselben näher kennen zu lernen.

Die erste Vorlesung: „Das Herz und der Einfluß des Nervensystems auf dasselbe", deutet zunächst darauf hin, daß die im gewöhnlichen Leben oft gehörten Redensarten von einem Menschen ohne Herz, von einem mit warmem, kaltem, hartem, weichem, gutem, schlechtem Herzen nicht blos ethisch, sondern auch physiologisch zu fassen und zu erklären seien. Zwischen dem materiellen Herzen und den idealen Regungen unsers Gemüths bestehe ein viel innigerer Zusammenhang, als man es für den ersten Augenblick denken sollte. Doch fehle dazu auch die alltägliche Erfahrung nicht, denn jeder wisse, daß die Herzthätigkeit bei enthusiastischer Begeisterung, zorniger Wallung, peinlicher Verlegenheit, sittlicher Entrüstung, angstvoller Erwartung, lähmendem Schrecken, überwältigender Freude u. s. w. eine wichtige Rolle spiele, daß überhaupt die Gemüths- und Herzbewegung in unverkennbarer Causalbeziehung zueinander stehen. Welches sind nun aber die geheimnißvollen Fäden für diesen wunderbaren Zusammenhang, welche Vermittelung besteht zwischen dieser geistigen und körperlichen Thätigkeit der menschlichen Natur? — Das ist gerade die Frage, welche der Verfasser vom Standpunkte der experimentellen Physiologie zu beantworten strebt, und man kann sich leicht denken, wie er dadurch sogleich die gespannteste Aufmerksamkeit der Zuhörer für sich hat. Es wird zuerst als nothwendige Vorbereitung der äußere Bau und die innere Einrichtung des Herzens anatomisch besprochen, und wie damit der Mechanismus der Herzpumpe für den Kreislauf des Bluts in Verbindung stehe. Darauf ist von dem Nervensystem des Herzens die Rede, welches anregend und regulirend den Herzschlag bedingt. Alles wird mit Hülfe vortrefflicher Abbildungen und Apparate klar ins Licht gestellt, wobei der vom Verfasser selbst ersonnene Herz- und Pulsspiegel sowie die höchst sinnreiche Vorrichtung zur elektromagnetischen Markirung der Pulsschläge durch Glockensignale Anwendung finden.

Nachdem der Verfasser auch noch den Einfluß der erregenden und lähmenden Gehirnthätigkeit auf die Mechanik des Herzens besprochen hat, kommt er wieder auf das Hauptthema zurück. Alle Gemüthsbewegungen sind Erregungszustände des Gehirns oder werden davon begleitet:

So also kommt z. B. der plötzliche Herzstillstand bei einer erschütternden Gemüthsbewegung, die eine Trauerbotschaft plötzlich hervorgerufen, dadurch zu Stande, daß dabei jener Hirntheil, aus dem die hemmenden Herznerven entspringen, erschüttert wird, und daß sich diese Erregung innerhalb der Hemmungsnervenbahnen am Halse herab fortpflanzt — wie eine Depesche im elektrischen Telegraphendraht — und auf die Widerstandsvorrichtung im Herzen überträgt. So werden bei freudigen Gemüthsaffecten, wo die Pulse rascher und höher schlagen, jene beiden Hirnregionen materiell gereizt, aus denen einerseits die excitirenden, andererseits die hemmenden Nerven ihren Ursprung nehmen und, indem sich diese Reizungen gleichzeitig bis zum Herzen fortpflanzen, dasselbe durch ihre Gegenwirkung, wie wir sahen, zu raschen und zugleich starken Schlägen veranlassen. Und so in allen Fällen!

Damit ist nun der Beweis geliefert, daß es sich bei allen Gemüthsbewegungen, welche auf den Herzschlag Einfluß ausüben können, stets um materielle Reizungs- oder Lähmungszustände gewisser Theile des Gehirns handelt, wodurch also der früher so unsichere Standpunkt des Hypothesenglaubens beseitigt und auf denjenigen absolut festgestellter Thatsachen zurückgeführt ist. Wir haben so eine jedem verständliche physiologische Antwort auf die Frage erhalten, wie das Herz zu jener hohen ethischen Bedeutung kommt, welche ihm der Sprachgebrauch aller Völker und Zeiten beilegt.

„Das Ohr und das Hören" ist der Titel des zweiten Vortrags, welchen der Verfasser am 12. Februar 1868 gehalten hat. Er sucht von seinem Erfahrungsstandpunkte der heutigen Physiologie allgemein faßlich zu erklären, worin die Vorgänge bestehen, die der wunderbar mannichfaltigen Erscheinungswelt der Akustik zu Grunde liegen, und welches der Mechanismus des betreffenden Organs ist, dessen wir uns zu dieser Art von Wahrnehmung bedienen. Die Zuhörer werden auch hier erst wieder vorbereitet durch das Besprechen der Schallbewegung im allgemeinen, durch die anatomische Beschreibung des Baues der Gehörorgane und ihrer Functionen, durch die Erklärung der hierbei thätigen Nervenmechanik. Dann kommt der Autor auf sein Hauptthema zurück, wobei er seine Meisterschaft ebenso vortrefflich zu bewähren weiß wie im ersten Vortrage. Wir wollen auch hier den Verfasser selbst reden lassen. Bei Gelegenheit der Erklärung der Ohrtrompete, welche hauptsächlich zur Ausgleichung der Druckdifferenz auf das Trommelfell dient, sagt er:

Dies geschieht, ohne daß wir es wollen und wissen, während der Schluckbewegung. Machen wir daher, sobald sich eine Schwerhörigkeit infolge von Luftdruckdifferenzen einstellt, einige Schlingbewegungen, so verschwindet dieselbe sofort wieder, weil durch die dabei sich öffnende Ohrtrompete Luft entweder aus der Nase in die Paukenhöhle, oder aus dieser in die Nase einströmt und das Gleichgewicht auf beiden Seiten des Trommelfells sich herstellt. Bei verschiedenen Menschen ist die Ohrtrompete von sehr verschiedener Weite. Bei manchen ist sie so weit, daß sie immer offen steht und es daher niemals zu den beschriebenen Erscheinungen kommt, weil die ungehinderte Ausgleichung das Zustandekommen etwaiger Spannungsunterschiede verhindert. Bei andern ist sie wieder so eng, daß sie bei der geringsten Schwellung der Schleimhaut ganz unwegsam wird. Die stets verhältnißmäßig geringe Weite des Ohrtrompetenkanals ist, beiläufig bemerkt, der Grund, warum man so häufig bei heftigem Schnupfen, wo die Schleimhäute schwellen, schlecht hört.

Dann erzählt der Verfasser mit ganz besonders lebhaftem Interesse seine Erfahrungen in der Taucherglocke unter Wasser und bei einer Luftreise in einem Luftballon und bemerkt dazu:

Weder die unheimliche gedrückte Situation in der gräulich dämmerigen Taucherglocke, noch die wahrhaft entzückende Empfindung bei der Luftfahrt und die über alle Beschreibung herrliche Aussicht aus dem Ballon auf das vom schönsten Abendgold übergossene Paris mit seinen zahllosen punktförmigen Menschlein und zwerghaft zusammengeschrumpften Bauten — seinem Hotel der Invaliden, seinem Pantheon, seinem Arc de l'Etoile... tief unter meinen Füßen — haben mich an der physiologischen Beobachtung über die unter diesen Umständen eintretende Schwerhörigkeit und deren sofortige Vertreibung durch Schlingbewegung verhindert.

Er geht darauf die verschiedenen Arten der Schallbildung durch, bis er zuletzt bei der Tonempfindung ankommt und sein Lieblingsthema erreicht hat. Hier ver-

weilt er nun, um seine Zuhörer mit dem eben jetzt so reich und fruchtbar bestellten Gebiete gründlich bekannt zu machen. Man begreift durch seine vortreffliche Darstellung vollkommen, auf welche Weise die Empfindung von Tonhöhe, Tonstärke, Tonfarbe erst eigentlich zum Bewußtsein kommt, welche Mitwirkung dabei die Corti'schen Stäbchen und die Fasern der Schneckennerven haben, und wie die sogenannte Klangfarbe von der Art der Zusammensetzung und Bildung der Schwingungen abhängig ist. Das ganze Wunder der höchst complicirten Welt der Schallerscheinungen wird zuletzt zu einem sehr verständlichen, überall klar entwickelten Acte der Mechanik, wobei die Gehörsorgane und die Gehirnnerven in gegenseitigen Wechselverkehr treten.

Die beiden nun folgenden Vorlesungen sind in demselben Winter 1868 am 24. Februar und 3. März gehalten. Sie bilden Theile eines und desselben Ganzen. In der ersten wird die Anatomie und Physiologie der Stimm- und Sprachwerkzeuge behandelt, während die andere das Wesen und die Bildung der Stimm- und Sprachlaute zum Gegenstande der Untersuchung macht. Dort eröffnet der Verfasser seine Auseinandersetzung damit, daß er das Stimm- und Sprachorgan Schritt vor Schritt mit einer Orgel vergleicht, um durch diesen vortrefflich passenden Vergleich den Mechanismus und die Spielart des Instruments, vermittels welcher wir singen und sprechen, im allgemeinen verständlich zu machen. Zugleich demonstrirt er an den vor Augen stehenden bildlichen Darstellungen und plastischen Nachbildungen den Zusammenhang, den genauern anatomischen Bau, sowie die physiologische Mechanik und die akustische Bedeutung der einzelnen Bestandtheile. Der bewegliche Brustkasten mit den Lungen bildet den Blasebalg der Stimm- und Sprachorgel; die Luftröhre mit ihren beiden Lungenästen und Bronchialverzweigungen agirt als Windlade der Orgel für das Ein- und Ausströmen der Luft; das biegsame Knorpelskelet des Kehlkopfes mit den elastischen Stimmbändern stellt das Bild einer Pfeife mit zwei membranösen Zungen dar. So wird die ganze anatomische Zerlegung nur ein Zurückführen auf physikalisch längst erforschte Gesetze und Apparate. Die Experimente werden theils mit einem künstlichen, theils mit dem präparirten Kehlkopfe eines menschlichen Leichnams durchgeführt, und besonders die letztern erregen ein eigenthümliches unheimliches Gefühl:

Um Ihnen zu beweisen, daß der wirklichen Stimmbildung in der That nichts weiter zu Grunde liegt als eben dieser grob mechanische Bewegungsvorgang, ohne irgendwelche Beimischung von vitalen oder mystischen Einflüssen der sogenannten Lebenskraft, so will ich jetzt einen wirklichen Kehlkopf, den ich aus einem menschlichen Leichnam herauspräparirt habe, zum Tönen bringen. Es wird mir gelingen, einen Stimmton des Verstorbenen, dem dieser Kehlkopf angehörte, ohne alle Zauberei in diesem Saale wieder erklingen zu machen. Ich stecke den Kehlkopf auf das Blasrohr und werde mich bemühen, während ich einen kräftigen Luftstrom hindurchtreibe, den Stimmbändern vermittels einer Pincette solche Stellung und Spannung zu geben, welche sie zur Stimmbildung befähigen. Sie hören jetzt in der That verschiedene sehr vernehmliche und zum Theil auch recht wohllautende Töne, denen Sie den Charakter der menschlichen Stimme nicht ganz absprechen werden, wenn Sie dem nicht gewöhnlichen Umstand billig Rechnung tragen, daß sie factisch der Kehlkopf eines Verstorbenen gesungen hat.

Das Gelingen dieses interessanten Versuchs beweist aber ganz klar, daß der Stimmerzeugung nur die mechanische Membranbewegung zu Grunde liegt, und daß die Stimmbänder allein das wesentliche tonerzeugende Gebilde des Kehlkopfs sind, denn der Leichenkehlkopf hat gesungen, obgleich ihm Ansatzrohr und alle übrigen Bestandtheile des lebenden Körpers fehlten. Bei dieser Gelegenheit können wir es nicht unterlassen, an die Kreischtöne zu erinnern, welche die Dorfjugend mit der Luftröhre der geschlachteten Gans in dem daran befindlichen Kehlkopfe erzeugt. Diese Töne sind entsetzlich genug, haben aber unverkennbar den Charakter einer schreienden Gans, welche sich des Beifalls musikalischer Ohren noch nie hat erfreuen können. Das Schöne spielt hierbei eine ganz untergeordnete Rolle, die Hauptsache bilden die belehrenden Studien, welche sich daran knüpfen lassen. Die ganze Untersuchung läßt genau erkennen, wie die Stimmritze die Hauptgrundlage zur Erzeugung des Tons bildet, und wie die Mittel zur Spannung der dazu gehörenden vibrirenden Membranen die Höhe und Tiefe sowie die Reinheit des Tons bestimmen, während die Nasen- und die Mundhöhle hauptsächlich zur Resonanz und zur Artikulation verwendet werden. Es werden so alle Bestandtheile der Stimmbildung befriedigend erklärt und mit Hülfe vortrefflicher Abbildungen und Apparate anschaulich gemacht; natürlich auch der Kehldeckel, welcher, wie der Verfasser erwähnt, beim Niederschlucken von Speisen und Getränken durch eine angeborene Naturkraft sorgfältig verschlossen gehalten wird, damit dieselben in die dicht neben der Luftröhre gelegene Speiseröhre gelangen können. Schließt man diesen Deckel nicht genau beim Essen und Trinken, wie dies durch Lachen und Sprechen während der Mahlzeit gar leicht geschehen kann, so dringen Theile der Speisen und Getränke in das Innere des Kehlkopfes und erzeugen oft die heftigsten Husten- und Erstickungsanfälle. Man kennt diesen Zustand des Verschluckens im gewöhnlichen Leben recht gut, und pflegt dann zu sagen, es sei etwas in die unrechte Kehle gekommen; sehr zu tadeln ist es, wenn man die Sache für eine zu unbedeutende Lappalie hält, welche der verhütenden Vorsicht nicht werth sei, da die Beispiele nicht fehlen, wo wirkliche Lebensgefahr und selbst Tod dadurch herbeigeführt wurden, auch abgesehen davon, daß das Stimmorgan durch eine so heftige Erschütterung andauernd krank werden kann.

Nach dieser ebenso ausführlichen als gründlichen Vorbereitungsrede kommt der Verfasser nun in seinem letzten Rosenvortrage auf „Das Wesen und die Bildung der Stimm- und Sprachlaute". Damit hat er seine Zuhörer gewiß sehr gefesselt, denn schon beim Lesen fühlt man sich ausnehmend hingezogen zu einem Thema, das der Verfasser mit jugendlicher Begeisterung erfaßt und durchführt, weil er darin als Selbstforscher, Selbsterfinder auftritt und überall durchfühlen und erkennen läßt, welche bedeutungsvolle Wichtigkeit er dem Gegenstande beilegt und mit vollem Rechte auch beilegen darf. Er säumt daher auch nicht, seine Methode der directen Untersuchung und Besichtigung des Kehlkopfs am lebenden Menschen den Zuhörern und Lesern als einen Hauptpunkt seiner Schlußvorlesung voranzustellen. Da der Mund und

der Schlund unter einem Winkel zusammenstoßen und in der Gegend der Zungenwurzel einen tief hinabgerückten röhrenförmigen Hohlraum darstellen, so ist es natürlich unmöglich, ohne besondere Vorrichtung bis an das Ende des Schlundes oder gar in den Kehlkopf und die Luftröhre selbst hinabzublicken, man müßte sonst sozusagen um die Ecke sehen können, und zwar nach einem spärlich erleuchteten Orte. Solche Vorrichtungen sind nun erfunden und den Zwecken entsprechend verbessert worden, sodaß hierin kaum noch ein Wunsch unerfüllt geblieben ist. Die außen nach der Straße zu angebrachten Spiegel vor den Fenstern geben schon die Möglichkeit an die Hand, daß man „um die Ecke" sehen kann. In Holland, wo diese Spiegel seit lange in Gebrauch sind, erhielten sie den Namen „Spione", weil man mit ihrer Hülfe die Thür und Straße beobachten kann, ohne selbst gesehen zu werden. Czermak sagt in Bezug hierauf:

Das Beispiel von diesen praktischen Spionen wird Ihnen sofort begreiflich gemacht haben, daß auch das Bild des so verborgenen Kehlkopfs in einem kleinen Spiegel, der durch den weit geöffneten Mund unter einer Neigung von 45° bis in die Gegend des weichen Gaumens gebracht worden wäre, nothwendig sichtbar werden müßte, wenn es nur in der Tiefe des Schlundes nicht dunkel wäre. Dieses Hinderniß ist aber leicht zu beseitigen, indem man kräftiges Licht auf dasselbe Spiegelchen in der Richtung einfallen läßt, in welcher man hineinsieht. Denn da nach den bekannten Gesetzen der Zurückwerfung des Lichts der Einfallswinkel stets gleich dem Reflexionswinkel ist, so werden unter diesen Umständen immer gerade jene Theile beleuchtet werden, deren Bilder das Spiegelchen ins Auge des Beobachters eben zurückwerfen muß.

Die weitere Durchführung wird dann mit Hülfe leicht verständlicher Figuren gegeben. In historischer Hinsicht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß die erste Idee zu einem Kehlkopfspiegel allerdings schon sehr früh aufgetaucht ist, daß aber die praktischen Anfänge erst von Babington (1827) gemacht worden sind, woran sich dann Beaumès (1838), Liston (1840), Warden und Avery (1844), Garcia (1854) und Türck (1857) mit ihren Versuchen angeschlossen haben. Der Erfolg war indeß bei allen ein sehr geringer, sodaß selbst noch Türck dem Gegenstand keine große Zukunft prophezeite, weil es an Mitteln fehle, ihn wahrhaft praktisch zu machen. Garcia bediente sich mit vielem Eifer des Kehlkopfspiegels zu Beobachtungsstudien über Stimmbildung; er war aber der Meinung, daß man die Beleuchtung des Kehlkopfes nur mit Hülfe eines concentrirten Sonnenlichts bewirken könne, und vertauschte deshalb seinen nebeligen Wohnort London mit dem sonnigern Paris. Da legte unser Verfasser Hand an die Sache und gab ihr eine bewundernswürdig praktische Vollendung, sodaß nun jedes klare Lampenlicht zur Beleuchtung paßte und man daher ebenso gut bei Nacht als bei Tage Beobachtungen anstellen konnte. Das Merkwürdigste hierbei blieb aber, daß er es sogar möglich zu machen wußte, die Beobachtung an seinem eigenen Kehlkopfe vorzunehmen. Die erklärenden Figuren machen alles anschaulich und leicht begreiflich. Jetzt fehlt auch die allgemeine Anerkennung nicht. Der verbesserte Kehlkopfspiegel Czermak's ist von allen strebsamen Aerzten gekannt und fleißig benutzt. Der Verfasser sagt:

Im Jahre 1859 begann ich in verschiedenen größern Städten des In- und Auslandes, wie Leipzig, Berlin, Breslau, Amsterdam, Paris, London, Dublin, Glasgow, Edinburg u. s. w., jene zahlreichen und vielbesuchten Vorträge und Demonstrationen zu halten, welche einen großen Theil der medicinischen Welt von dem überraschend hartnäckigen Unglauben an den praktischen Werth der Laryngoskopie bekehrten, und so wesentlich zur weiten und beispiellos raschen Verbreitung und endlichen allgemeinen Anerkennung der Sache beitrugen. Die wachgerufene Betheiligung zahlreicher Mitarbeiter vollendete alsbald die weitere Ausbildung der von mir begründeten Specialität, welche gegenwärtig das ganze Gebiet der Kehlkopfsleiden umgestaltet hat, und selbst für die Erkennung und Behandlung anderer Krankheiten unentbehrlich geworden ist. Doch ich bin da auf rein medicinisches Gebiet gerathen, das zu berühren gar nicht in meiner Absicht lag. Ich wollte Ihnen ja nur eine vollständige und klare Vorstellung von der Exactheit der Hülfsmittel zur Untersuchung der Stimm- und Lautbildung im Kehlkopf geben. Wenn mich mein persönliches Interesse an der Laryngoskopie nun doch zu weitergehenden Bemerkungen hinriß, so wird dies bei Billigdenkenden wol Entschuldigung finden — denn das unscheinbare Kehlkopfspiegelchen war sozusagen eine spröde Braut, von vielen gekannt und umworben — ich aber habe sie heimgeführt.

Wir konnten es uns nicht versagen, dieses charakteristische Entschuldigungswort des Verfassers mit herzustellen, weil es der ganzen Denk- und Darstellungsweise erst jenen eigenthümlichen Farbenton und Reiz verleiht, auf den wir gleich zu Anfang unserer Besprechung hingewiesen haben. Die weitere Benutzung des Vortrags zur Untersuchung der Stimme und Sprache können wir nun auch dem Selbstlesen überlassen, da das bereits Mitgetheilte gewiß dazu auffordern wird, das Buch ganz zu studiren und geistig zu genießen.

Daß es dem Verfasser in seinem neuen Wirkungskreise nicht an Gelegenheit fehlen wird, eine Fortsetzung seiner populären Vorträge folgen zu lassen, bezweifeln wir keinen Augenblick. Wir nehmen daher für heute von demselben nur mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen Abschied. Er ist unstreitig ein tüchtiger Gelehrter seines Fachs, der es nicht verschmäht, sein Wissen dem gebildeten großen Publikum zugänglich zu machen. Damit vergibt er seiner Gelehrtenwürde nichts, im Gegentheil gewinnt sie dadurch erst die höhere Weihe der wahren Humanität.

Heinrich Birnbaum.

Renan's „Paulus".

Paulus. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch ist der dritte Band des berühmten Werks, in welchem Renan die Geschichte der Anfänge des Christenthums darstellt; er trägt dasselbe Gepräge wie die vorhergehenden. Die anschauliche Erörterung der Weltlage, die reizende Schilderung von Land und Leuten ist ein beneidenswerther Vorzug der französischen Schrift vor ähnlichen Arbeiten deutscher Gelehrsamkeit; aber diese erhebt auch wieder ihre Bedenken, wenn Renan aus den spärlichen Ueberlieferungen und trümmerhaften zerstreuten Notizen ein Gesammtbild entwirft, in welchem das That-

liche und das Mögliche nicht getrennt nebeneinander-
en, sondern ineinander verwoben sind, wie in der ge-
kten Restauration einer plastischen Gruppe aus dem
erthum die künstlerische Phantasie aus dem Erhaltenen
das Fehlende schließt, es ersetzt und so ein in sich
mmenhängendes Ganzes schafft. Doch kommt dem
n Bande zu statten, daß wir eine Reihe echter Briefe
Paulus selbst besitzen, die uns sichere Anhaltepunkte
ähren, die uns auf den festen geschichtlichen Boden
n, von welchem aus wir die in der Luft schwebende
nde beurtheilen können; wir haben unmittelbare Do-
ente aus der Zeit selbst neben der spätern Erzählung
er Apostelgeschichte. In Deutschland hat die Kritik
Tübinger Schule, voran ihr Meister Baur, die
ärfe des Gegensatzes zwischen Paulus und den andern
steln hervorgehoben; die Briefe von Paulus lassen
in viel heftigere Kämpfe hineinblicken, als die ver-
elnde Apostelgeschichte, die das endliche Ergebniß
r Streitigkeiten als das von Anfang an Vorhandene
von beiden Seiten Gewollte hinstellt. Renan sucht
hier auszugleichen, er gibt namentlich dem Petrus
über die Schroffheit der Parteien erhabene, an Jesus
t erinnernde Stellung, während er dem Paulus am
e eine Nachgiebigkeit zuschreibt, die dessen Charakter
Lebensprincip zu widersprechen scheint.

Pauli Bekehrung, die ersten Jahre seines Wirkens,
Gründung der Gemeinde in Antiochien hat Renan
ts in den „Aposteln“ erzählt; auf die weitern Mis-
reisen des Apostels hinschauend, sprach er am Schluß
s Werks von „der großen christlichen Odyssee“, die
chreiben wollte, ein Bild entwerfend von den weit-
nten Straßen Asiens und Europas, längs welchen
Korn des Evangeliums gesäet, von den Wogen, die
st und unter so verschiedenen Umständen durchsegelt
en. Jetzt fügt er hinzu:

Die Fröhlichkeit, die Jugendlichkeit, die diese evangelischen
hrten athmeten, waren etwas Neues, Originelles, Ent-
ides. Die Apostelgeschichte, der Ausdruck dieses ersten Auf-
ngs christlichen Bewußtseins, ist ein Buch der Luft, des
igen Feuers. Seit den Homerischen Gedichten hatte man
Werk so voll von frischen Eindrücken gesehen. Eine Mor-
st, ein Meeresduft, wenn ich so sagen darf, die dem Buche
gewisse Frische und Stärke verleihen, durchhauchen das
e und machen es zum ausgezeichneten Reisegefährten, zum
wählten Brevier desjenigen, der den alten Spuren an dem
ieer folgt.

Renan hat dies gethan, und so schildert er nun mit
nderswürdiger Frische und Lebendigkeit die erste
des Paulus nach Cypern und in Kleinasien. Man
dabei festhalten, daß die Juden sich längst als Han-
ute in den bedeutenden Küstenstädten des östlichen
elmeers festgesetzt, daß sie dort ihre Synagogen hat-
in diesen trat der Apostel predigend auf. Ueberall,
r eine Zeit lang blieb, nahm er sein Zeltmacher-
verk auf und lebte von seiner Arbeit; so glich er
: Handwerker, der das Land durchwandert und die
i ausäet, von denen er durchdrungen ist. Die
doxen Juden wandten sich gegen ihn, riefen die
che Macht gegen ihn zu Hülfe; aber unter denen,
ch ihm anschlossen, sah man bald auch Heiden, ernste
ither, denen die sinnliche Vielgötterei nicht genügte,
die das Evangelium, den Glauben an einen geistigen Gott,
die Liebeslehre Jesu gern annahmen. So befestigte sich
auf dem neuen Boden der Gedanke, daß die Zukunft
mehr den Heiden als den Juden gehöre, in der Seele
des Apostels.

Nun entstand die entscheidende Krisis, die das Chri-
stenthum nicht als eine jüdische Sekte verkümmern ließ,
sondern es zur Weltreligion machte, und Paulus ist der
Held dieses Kampfes. Jesus, der den Vater im Geist
und in der Wahrheit anbetete und alles auf die Innerlich-
keit der Gesinnung stellte, war gegen die Ceremonien
gleichgültig gewesen; aber die Frage, ob Heiden, ohne
zuerst Juden zu werden, seine Jünger sein könnten, war
noch nicht praktisch geworden. Sie ward es jetzt. Und
die Kirche in Jerusalem verlangte die Beschneidung, die
Paulus für unnöthig erklärte, ebenso die Beobachtung
der israelitischen Speisegesetze. Renan sagt:

Es handelte sich darum, ob das Christenthum eine for-
melle ritualistische Religion, eine Religion der Waschungen, der
Reinigungen, der Unterscheidung zwischen Reinem und Unreinem
sei, oder vielmehr die Religion des Geistes, der ideale Cultus,
der den religiösen Materialismus, alle Aeußerlichkeiten und
Ceremonien getödtet hat oder noch tödten sollte; ob der Gedanke
Jesu an der Unfähigkeit seiner Schüler scheitern, oder ob er
durch seine natürliche Kraft über das Bedenken einiger beschränk-
ten und im Rückstand gebliebenen Geister triumphiren sollte.

Daß dies letztere geschah, ist das Verdienst von Pau-
lus, und Renan hat sehr unrecht, den hohen Werth des
Genius der That zu verkennen und einen Franz von
Assisi oder Thomas von Kempen über ihn zu stellen;
diese schwärmerisch milden Seelen hätten das Christen-
thum vom Judenthum nicht losgerissen. Wol aber be-
tont Renan mit Recht, daß die Erinnerung an Jesus
und das Band der Liebe unter den Christen stärker war
als selbst jener grundsätzliche Widerspruch zwischen Paulus
und den Säulenaposteln; trotz der heftigen Kämpfe kam
es zu keiner Scheidung, sondern endlich zur Versöhnung.

Neben den Missionsreisen von Paulus breitete sich
aber das Christenthum dadurch im stillen weiter aus, daß
einzelne Glieder der Gemeinde eine auswärtige Wohnstätte
fanden und ihren Glauben mit sich nahmen. Sueton
erzählt vom Kaiser Claudius: „Er vertrieb die Juden aus
Rom, die häufig Tumulte erregten unter Anstiften des
Chrestus.“ Renan deutet dies dahin, daß zufolge der
Predigt des Christenthums unter den Juden Streitigkeiten
entstanden. Er setzt hinzu:

Einen Hauptzug muß man schon jetzt hervorheben. Daß
nämlich die römische Kirche nicht wie die Kirchen Kleinasiens,
Macedoniens, Griechenlands eine Gründung der pauliniſchen
Schule, sondern eine judenchristliche Schöpfung war, welche
sich direct an die Kirche von Jerusalem anknüpfte. Als echte
Tochter Jerusalems zeigt sie in Zukunft immer einen ascetischen
priesterlichen Charakter gegenüber der protestantischen Tendenz
von Paulus. Ihr wahrer Führer ist Petrus; von dem politi-
schen und hierarchischen Geist des alten heidnischen Rom durch-
drungen, wird sie wirklich das neue Jerusalem, die Stadt des
Pontificats, der feierlich priesterlichen Religion, der äußern
Sakramente, die zur Rechtfertigung genügen, die Stadt der
Ascheten in der Art von Jacobus dem Gerechten mit Schwielen
am Knie und Goldflitter an der Stirn, die Kirche der Autorität,
die als einziges Zeichen apostolischer Mission einen Brief mit
der Unterschrift der Apostel oder ein Zeugniß der Orthodoxie
verlangt. Was die Kirche von Jerusalem dem entstehenden
Christenthum Gutes und Uebles gethan, das thut die Rome

der Gesammtkirche. Vergeblich richtet Paulus seinen schönen Brief an sie, um ihr das Mysterium des Kreuzes Jesu und des Heils durch den Glauben allein auseinanderzusetzen; die Kirche von Rom versteht ihn nicht. Aber 14½ Jahrhundert später versteht ihn Luther und eröffnet eine neue Aera in dem Reiche der Wechseltriumphe des Paulus und Petrus.

Die zweite Missionsreise führte Paulus nach Europa. Die Kirchen zu Philippi, zu Thessalonich, zu Korinth werden von ihm gegründet, in Athen „der unbekannte Gott" gepredigt. Die seelsorgerische Thätigkeit des Apostels, sein Zorn, sein rechthaberisches Selbstgefühl, wie die selbstlose reine Hoheit seiner Gesinnung heben sich von dem Hintergrunde der griechischen Städte und ihrer Bildungs- und Sittenzustände lebhaft ab. Dabei macht Renan sehr beherzigenswerthe Bemerkungen:

Die auf ihre Ueberlegenheit stolzen athenischen Philosophen verachteten die Fragen volksthümlicher Religion. Die Aristokratie der Denker ließ neben sich den Aberglauben wuchern, ohne sich um die socialen Bedürfnisse zu kümmern, die unter dem Deckmantel so vieler groben Culte zu Tage traten. Eine solche Scheidung wird stets bestraft. Wenn die Philosophie erklärt, sie beschäftige sich nicht mit Religion, dann ist die gerechte Antwort diese, daß sie jene unterdrückt; denn Philosophie bedeutet nur dann etwas, wenn sie der Menschheit ihren Weg zeigt, wenn es ihr Ernst ist um die Lösung des für alle gleichen Problems.

Renan erwähnt dann, wie gerade das junge Christenthum sich der Armen und Verlassenen annahm, wie die Innigkeit und Zärtlichkeit des gemeinsamen religiösen Lebens ihnen Trost und Hülfe bot, wie alle gleich und brüderlich sich in Christus einverleibt fühlten:

Man begreift, welch ungeheure Anziehungskraft ein so energisches inneres Leben inmitten einer Gesellschaft ohne moralische Bande hauptsächlich unter den von Staat und Religion gleichmäßig vernachlässigten Volksklassen ausüben mußte. Darin besteht die große Lehre, die aus dieser Geschichte für unser Jahrhundert hervorgeht: die Zeiten gleichen sich, und die Zukunft wird der Partei gehören, welche die Volksklassen ergreifen und erziehen wird.

Nun beginnt auch die schriftstellerische Thätigkeit von Paulus; seine Briefe sind die ältesten Urkunden des Christenthums und wurden veranlaßt durch die Gegenstrebung der „Nazarener" gegen seine freisinnige Heidenmission, die das Aeußerliche dem Innerlichen gegenüber geringachtete. Eine dritte Reise führte ihn nach Ephesus. Phrygien ward ein wesentlich christliches Land für Jahrhunderte. Es folgt ein zweiter Aufenthalt des Apostels in Macedonien und Korinth. Er dachte nach Rom, nach Spanien zu gehen; aber die Zerwürfnisse mit der juden-christlichen Partei riefen ihn abermals nach Jerusalem; er fühlte die Gefahren dieser Reise, doch konnte er sich ihr nicht entziehen. „Das Ereigniß, das in zehn Jahren Jerusalem und damit die dortige Kirche von Grund aus zerstörte, erwies dem Christenthum den größten Dienst, den es jemals im Laufe seiner langen Geschichte erhalten."

Von den Judenchristen, den „Säulenaposteln", ward längst gegen Paulus geeifert als gegen einen Abtrünnigen, einen Feind des Judenthums, der die Welt durchziehe, um das Gesetz Moses' zu zerstören; und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie mit den Juden gemeinsam den Aufruhr gegen ihn begannen, der die Römer veranlaßte, den Heidenapostel dem Getümmel zu entreißen und nach seinem eigenen Wunsch ihn zur Verantwortung nach Rom zu senden. Aber unwahrscheinlich ist, daß Paulus dem Verlangen des Jacobus nachgegeben und mit vier Bettlern, für sie die Opferkosten bezahlend, das Nasiräergelübde im Tempel vollzogen habe, um sich als Jude zu legitimiren. Wol mochten ihm alle Ceremonien gleichgültig sein, aber ebendeshalb konnte ein Charakter wie seiner sich ihnen nicht auf feierliche Weise unterwerfen, sowenig als Luther einen Ablaßbrief für sich kaufen, Calvin eine Messe hören konnte, wenn auch Heinrich IV. das thun mochte, um seinem Volk Einheit und Frieden zu geben. Es scheint jene Erzählung eine Legende, um den Friedensschluß mit seinen Gegnern, nachdem der Fortgang der Geschichte die Gegensätze überwunden, schon in jene Tage zu übertragen. Sonst sucht Renan den Apostel zu entschuldigen. Man könne hienieden nichts gründen, ohne der Mittelmäßigkeit Zugeständnisse zu machen. Vielleicht habe Paulus in seinem ganzen Leben seiner guten Sache kein so großes Opfer gebracht, als indem er dieser abergläubischen Ceremonie sich unterwarf:

Christus hat uns von jedem Gesetz befreit, aber wenn man im Gebrauch dieser Freiheit einem Bruder Aergerniß gibt, dann ist es besser, auf die Freiheit zu verzichten; kraft dieses Grundsatzes war Paulus Jude mit den Juden, Heide mit den Heiden. Solche Helden des praktischen Lebens haben andere Pflichten als die des beschaulichen; diese haben als erste Pflicht ihre thätige Rolle ihrer Idee zu opfern, zu sagen alles, was sie denken; nichts als das, was und wie weit sie es denken; jene oft ihre Ideen, manchmal selbst ihre ausgeprägtesten Grundsätze dem Interesse der Sache zu opfern, der sie den Triumph verschaffen wollen.

Wenn einige Gelehrte in Paulus statt in Jesus den eigentlichen Gründer des Christenthums sehen wollten, so hat Renan recht, sich dagegen zu erklären. Er findet die größte Aehnlichkeit zwischen Paulus und Luther; hier wie dort dieselbe Heftigkeit der Sprache, dieselbe Energie der Leidenschaft, dieselbe edle Unabhängigkeit, dasselbe enge Ketten an einen Satz, den man als unumstößliche Wahrheit erfaßt hat:

Paulus steht, nachdem er seit 300 Jahren der christliche Lehrer im wahren Sinne des Worts gewesen, in unsern Tagen seine Herrschaft enden, Jesus ist lebendiger als jemals; der Römerbrief ist nicht mehr Inbegriff des Christenthums, sondern die Bergpredigt; das wahre Christenthum kommt aus den Evangelien.

Aber man vergesse nicht, daß Paulus das Evangelium aus einer knechtischen Auffassung befreit, daß er dem Geiste gehuldigt statt der Satzung des Buchstabens, der Gesinnung und Innerlichkeit statt der Ceremonien und Aeußerlichkeit, daß er die herrlichen Worte von der Liebe geschrieben hat; dadurch kann er seine Geltung nie verlieren.

Wir danken es Renan, daß er neben die wuchtigen Werke deutscher Kritik und Gelehrsamkeit und auf ihnen fußend ein so anziehendes und allgemein verständliches Buch geschrieben hat. Sein anschauliches Erzählen erinnert an Walter Scott und Macaulay; was der Gegenwart fern liegt oder in einem seltsamen Heiligenschein ihr fremd geworden, das tritt ihr hier wieder menschlich nahe, das wird ihr hier verständlich im Zusammenhang mit der Zeit und Sitte des Alterthums, des Morgenlandes. Die Darstellung Renan's ist um so anregender und fesselnder, als sie in ihrer Originalität auch zum Widerspruch reizt, und Renan weiß ihn zu ertragen, denn es gilt ihm um die Wahrheit.

Moriz Carriere.

Dante-Forschungen.

e-Forschungen. Altes und Neues von Karl Witte. Mit nte's Bildniß nach Giotto, nach dem 1840 wiederentdeck- Frescobilde im Palazzo del Bargello (Pretorio) bevor ſelbe 1841 übermalt ward, in Kupfer geſtochen von Thaeter. Halle, Barthel. 1869. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Die Dante-Studien in Deutſchland ſind noch ſo jun- Datums, die Reſultate der Forſchung auf dieſem et der fremdländiſchen Literatur bei uns noch an ſo ge Namen geknüpft, daß es ſich wol für jeden, der wärtig das ſchwierige Thema anfaſſen will, verlohnt für denjenigen, welcher darin fruchtbringend zu ar- beabſichtigt, geradezu erforderlich ſcheint, ſeinem n Vorſchreiten durch Heimiſchwerden in der Ent- ungsgeſchichte des deutſchen Dante-Studiums eine Grundlage zu ſchaffen. Und in dieſer Entwickelungs- chte nehmen die nun faſt ein halbes Jahrhundert rch raſtlos fortgeſetzten Bemühungen des einen Man- deſſen Namen das vorliegende Buch trägt, die haupt- ch leitende Stelle ein, ſowol in der ſtrengen Rich- des eigentlichen Forſchens als in der anſprechendern nterpretirens und Aufklärens durch treffende Ueber- g, geſchickte Erörterung und geiſtreiche, tieferfaſſende ipfung der Grundelemente des Dante'ſchen Geiſtes. s innerlich zuſammenhängende, conſequent auf das tziel, die Herſtellung des urſprünglichen Dante, los- nde Wirken Karl Witte's, das mehr und mehr auch alien von den unbefangenen Beurtheilern anerkannt verleiht ſeinen Arbeiten von den früheſten an, auch n ſich unbedeutenden, einen bleibenden Werth, in- ſie in ihrer Aufeinanderfolge uns das allmähliche hreiten der Bemühung um Dante auf deutſchem wie in einer Documentenreihe darlegen. Es iſt b erfreulich und dankenswerth, daß der Verfaſſer t einer Zuſammenſtellung ſeiner zahlreichen, theils zelt, theils in Zeitſchriften erſchienenen, großentheils änglich gewordenen, kritiſchen und darſtellenden Auf- ntſchloſſen hat; eine Sammlung, die freilich nicht as gewöhnliche belletriſtiſch-oberflächliche Intereſſe gt iſt, ſondern nur für den ernſtlich Mitſtrebenden her Art, nämlich für den Forſcher im engern Sinne, für jeden, der die literargeſchichtliche Erſcheinung 's in einer gewiſſen Vollſtändigkeit zu erfaſſen Nei- hat. Jenen wird in dem Buche alles intereſſiren, wird das eine und das andere beiſeitelaſſen, gewiß us dem meiſten fördernde Nahrung für ſich zu n wiſſen.

as den Beginn und Fortgang von Witte's Dante- n betrifft, ſo gibt der Verfaſſer ſelbſt in dem Vor- inige beachtenswerthe Andeutungen darüber. Wir n, wie Witte vor 50 Jahren auf einer Reiſe in das erſte Intereſſe für Dante gewann, zu einer vo die „Göttliche Komödie" den eigenen Landsleu- Dichters faſt unbekannt war, dagegen unter den n Künſtlern in Rom begeiſterte Aufnahme fand; trug der Verfaſſer zu Anfang des Jahres 1820 Deutung des „Inferno" vor. Dann, ſeit dem Ende genden Jahres zu Breslau, traf er in Steffens' Sympathie für den Dichter und nahm davon Anlaß zu ſeiner erſten Publication über Dante (1824). In den folgenden Jahren ſehen wir ihn mitwirkend an der Kannegießer'ſchen Ueberſetzung der „Commedia" und an der Herausgabe der lyriſchen Gedichte, ſowie in Italien ſelbſt bereits ernſtlich beſchäftigt mit Conjecturalkritik und dem Beginn einer Probevergleichung ſämmtlicher Handſchriften der „Commedia"; eine Frucht deſſelben Aufenthalts in Italien war außerdem die erſte Sammlung Dante'ſcher Briefe (1827). Die Ueberſiedelung an die Univerſität in Halle im Jahre 1834 bereitete ihm das Glück des unausgeſetzten perſönlichen Verkehrs mit L. G. Blanc, deſſen Verdienſte um die philologiſche Interpretation der „Commedia" ihm jedenfalls die nächſte Stelle nach Witte ſichert. Seitdem erſchienen von letzterm die bibliographiſch-kritiſche Einleitung und die Anmerkungen zu Dante's lyriſchen Gedichten (1841), beide von den Italienern zu ihrem größten Schaden wenig berückſichtigt; in den erſten Jahren des gegenwärtigen Jahrzehnts, das Werk eines arbeitsvollen Menſchenalters, die große kritiſche Ausgabe der „Divina commedia", und drei Jahre ſpäter, im Wetteifer mit Blanc, die deutſche Ueberſetzung derſelben in reimloſen Jamben. Die Gründung der Deutſchen Dante-Geſellſchaft, von deren Jahrbuch ſoeben der zweite Band ausgegeben worden, iſt die jüngſte Schöpfung Witte's, die hoffentlich nach ſeiner Abſicht den Dante-Studien in Deutſchland für immer eine heimatliche Stätte bereitet.

Von den in vorliegendem Buche zuſammengeſtellten Arbeiten, die nach ihrem chronologiſchen Urſprunge ſich über einen Zeitraum von 45 Jahren erſtrecken, gehören zunächſt eine größere Anzahl dem Gebiet der ſtrengern Forſchung an. Zwei, in lateiniſcher Sprache, ſind akademiſche Gratulationsſchriften aus den Jahren 1855 und 1861: die ältere beſeitigt, auf Grund von Lesarten eines münchener Codex, gewiſſe Einwendungen gegen die Authenticität der berühmten Zuſchrift Dante's an Can Grande von Verona; die jüngere reproducirt ein ſelten gewordenes Schriftchen des in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts an den italieniſchen Univerſitäten florirenden Profeſſors der Jurisprudenz, Bartolus de Saxoferrato, worin derſelbe die hohe Auffaſſung Dante's vom Weſen des Adels in der Canzone zum vierten Tractat des „Convito", eben vom Standpunkt jener gemeinläufigen Anſicht, gegen die der Dichter ſich wendet, zugleich nicht ohne einen groben Schnitzer der Interpretation, zu widerlegen ſucht. Drei andere Aufſätze, aus den Jahren 1826, 1827 und 1846, ſind italieniſch abgefaßt. Der mittlere, über die Chronologie der drei Theile des Dante'ſchen Epos, beſteht urſprünglich aus einem Briefe an A. Wagner, den dieſer ſeiner Einleitung zum Text der „Commedia" im erſten Bande des „Parnasso italiano" einverleibte; der neue Abdruck hat verſchiedene Zuſätze und Verbeſſerungen; doch iſt S. 138 die fehlerhafte Verweiſung auf „Purgatorio", XXXII, 43, anſtatt XXXIII, 43, aus dem alten Druck mit herübergenommen. Die Pièce vom Jahre 1826 bringt den Wiederabdruck der damals von Venedig aus mit kritiſchem Apparat publicirten Canzone, die von Witte auf den Tod Kaiſer Heinrich's VII. gedeutet und Dante zugeſchrieben wird, während der Italiener Fraticelli beides

mit nicht unerheblichen Gründen bestreitet; es ist bemerkenswerth, daß der Herausgeber an dieser Stelle derselben mit keinem Wort gedenkt und so die Hoffnung Fraticelli's, daß Witte sich schließlich noch zu ihm bekehren werde, vollkommen zu Schanden gemacht hat. Auch hier, S. 421, ist aus dem frühern Druck das fehlerhafte pegni statt pogni, wie es doch offenbar heißen muß, festgehalten, außerdem S. 424 in dem Sonett V. 8 la statt fa; S. 433 in der Mitte der langen Anmerkung con statt non neu hinzugekommen. Der dritte italienische Aufsatz vom Jahre 1846 behandelt die Frage der Ursprungszeit und der Autorschaft des sogenannten „Ottimo commento" zur „Commedia", aus Anlaß einer Schrift des Dante-Bibliographen Colomb de Batines, welcher zwar mit Witte für diesen Commentar ein jüngeres Alter, als für den des Jacopo della Lana annimmt, doch abweichend von ihm einerseits einen viel jüngern Ursprung, andererseits eine Compilation aus mehrern ältern Commentaren behauptet, wogegen Witte mit schwer widerleglichen Beweisgründen die Einheit des Werks vertheidigt und als Zeit der Abfassung die Jahre 1333 und 1334 feststellt; fehlerhaft aus dem frühern Druck ist herübergenommen S. 412 die doppelt vorkommende Angabe: Canto XIII del Purgatorio, statt XXIII.

Alle übrigen Aufsätze sind deutsch abgefaßt. Zu den ausschließlich der Dante-Kritik dienenden von Belang gehört zuerst der über noch ungedruckte Gedichte Dante's vom Jahre 1828, in welchem höchst belehrende Auskunft über die frühern und spätern lyrischen Sammlungen der Italiener mit Bezug auf Dante ertheilt und weiterhin speciell vierzehn in der Ambrosianischen Handschrift enthaltene, für Dantisch geltende Sonette behandelt werden. Wenn der Verfasser von diesen hier nur sechs als wahrscheinliches Eigenthum Dante's annimmt, während er in der spätern Ausgabe der lyrischen Gedichte vom Jahre 1842 dazu noch ein siebentes fügt, welches er zuvor dem Dichter entschieden absprechen zu müssen glaubte, so wäre eine Notiz über diese spätere Aenderung seiner Ansicht nicht unerwünscht gewesen. Erfreulich ist in dem kurzen Nachwort die Ankündigung des baldigen Erscheinens einer kritischen Ausgabe von Dante's lyrischen Gedichten. Zwei Aufsätze aus den Jahren 1838 und 1843 befassen sich mit den Briefen Dante's: der ältere berichtet über die Vervollständigung der ersten Sammlung von 1827 durch sieben noch völlig unbekannte, die der Herausgeber in einem römischen, zur ehemals von dem bairischen Kurfürsten Max dem päpstlichen Hofe geschenkten sogenannten Heidelberger Beute gehörigen Codex entdeckte. Wie dann vier Jahre nach dieser Entdeckung, welche die Custoden der vaticanischen Bibliothek in große Unruhe versetzte, Alessandro Torri dem deutschen Kritiker mit seiner unkritischen Ausgabe der „Epistole" vorgriff, das erfahren wir aus dem zweiten Aufsatze vom Jahre 1843; alle hier von dem Verfasser gerügten Verstöße finden sich, wie es scheint, in der spätern Sammlung von P. Fraticelli berichtigt. Die Untersuchung über die beiden ältesten Commentatoren der „Commedia", nämlich den Anonymus des „Ottimo commento" und Jacopo della Lana vom Jahre 1828, ist ein Vorläufer des obenerwähnten italienischen Aufsatzes über denselben Gegenstand, erörtert aber noch anschaulicher und eingehender das Verhältniß beider zueinander und auch zu den übrigen Commentatoren: hiernach erscheint der Erstgenannte persönlich mit Dante bekannt, in dessen Schriften und sonst im Geschichtlichen gut unterrichtet, nicht ohne wiederholte Bezugnahme auf frühere Commentatoren, in der Sprache rein und correct; alle diese Merkmale fehlen dem andern, bei welchem dagegen die legendarisch-novellistische Vermischung des Geschichtlichen und Mythischen, des Antiken und Neuesten zwar für den Mangel an Kritik, aber zugleich, neben anderweitigen Indicien, für einen ältern Ursprung Zeugniß ablegt.

Umfassende Belehrung über die ganze Reihe der schlechten und bessern Ausgaben der „Commedia" in ihrer Fortentwickelung vom Ursprung an, ausgestattet mit einer Fülle bibliographisch-kritischen Materials, gewähren zwei Arbeiten aus den Jahren 1838 und 1854, speciell über die zweite von der Akademie der Crusca veranstaltete und über vier neue Ausgaben der „Commedia": am Schlusse der ersten, nachdem die zahlreich fehlgeschlagenen Versuche charakterisirt worden, stellt der Verfasser die Forderung, endlich mit Feststellung der Familien unter den Handschriften, sowie mit Aussonderung der geringen Zahl dieser letztern den Anfang zu machen; genauere Auskunft, wie dies zu bewerkstelligen und wie weit er selbst bereits mit der Sichtung von mehrern hundert Handschriften vorgeschritten, ertheilt der Verfasser in dem erst neuerdings hinzugekommenen Aufsatze über „Probecollationen und Familien der Handschriften der Divina commedia". Derselbe führt tief in die Werkstätte der Textkritik ein, liefert aber zugleich den niederschlagenden Beweis, wie fern wir davon sind, noch einmal den reinen Originaltext zurückzugewinnen. Allerdings betrifft der weit überwiegende Theil der Varianten nicht das Wesen des Gedichts; aber schlimm bleibt es doch immer, nicht mit Zuversicht den Ausdruck des Dichters als unverfälscht genießen zu können, da ja bei einer Dichtung Inhalt und Form so unmerklich ineinander übergehen. Der verehrte Forscher zweifelt daran, daß er selbst noch das vorgesteckte Ziel erreichen werde, verheißt jedoch in seinem Nachlaß ein unentbehrliches Material zur erfolgreichen Fortführung der Arbeit. Vorläufig indeß haben wir allen Grund, uns des von Witte wirklich Erreichten, wie es in seiner kritischen Textausgabe von 1862 vorliegt, dankbar zu erfreuen.

Die vorerwähnten Aufsätze haben ihrem Gegenstande und ihrer dadurch bedingten Form nach wol nur für denjenigen ein Interesse, der sich selbst mit der Forschung auf dem Gebiet der Dante-Literatur befaßt; der Referent kommt nun zu der Reihe der übrigen, die keine solche Voraussetzung stellen und sich an den Dante-Freund im weitern Sinne des Worts richten. Hierher sind zuerst verschiedene Beurtheilungen von allgemeiner bekannt gewordenen Schriften über Dante zu rechnen: so vor allem die der ausgezeichneten Dante-Biographie von F. X. Wegele; sie bezieht sich zwar nur auf den ersten Druck vom Jahre 1852, doch ist in Anmerkungen manches, mit Rücksicht auf die verbesserte Ausgabe von 1865, nachtragsweise rectificirt. Der Bedeutung des Werks, als der ersten aus den eigentlichen Lebenselementen des Dichters

schöpften, auf dem geschichtlichen Hintergrunde des Zeit-
ers ausgeführten Darstellung, hat der Beurtheiler, wenn
ch nicht in allem mit dem Verfasser übereinstimmend,
nso volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie er in
i Beurtheilungen der Vorträge von J. K. Bähr über
ie göttliche Komödie in ihrer Anordnung nach Raum
d Zeit" und der „Studien" von E. Ruth einerseits
verkennbare Schonung, ohne das Bedenkliche zu ver-
weigen, andererseits — der bedeutendern Leistung gegen-
r — scharfe, aber gerechte Kritik anwendet. Von
i Aufsätzen aus dem Jahre 1856 verbreitet sich der
gere berichterstattend über die Versuche dänischer, schwe-
her und russischer Dante-Uebertragungen, der längere
r „Deutsche Dante-Studien im Jahre 1855"; in dem
tern spielt die anerkennende Würdigung der Schlosser'-
n „Dante-Studien" die Hauptrolle; doch kann der Re-
nt die ausgesprochene Billigung der von dem genialen
toriker paradox hingeworfenen Aeußerung nicht theilen,
bei Erklärung der „Göttlichen Komödie" wenig dar-
ankomme, was der Dichter selbst gedacht und gemeint
, indem er vielmehr der Ueberzeugung ist, daß bei der
chenden Interpretation gerade hierauf alles ankomme
irgendwelche subjective und willkürliche Auffassungen
erer und späterer Leute an und für sich jedes Werths
angeln. Das erweist Witte selbst am schlagendsten in
sehr eingehenden Besprechung der berühmten und be-
tigten „Dante-Erklärung" von G. Rossetti, deren
i Quixote'sche Tollheiten er mit ergötzlichem Humor
schneidendem Sarkasmus, sammt dessen nachtrabendem
cho Pansa Arouz, zu Tode geiselt. Dieser Aufsatz
rt zu den besten der Sammlung.

Den Wiederabdruck der Kritik aus dem Jahre 1825
die deutschen Uebersetzungen der „Commedia" von
negießer und Streckfuß, die in ihrer ursprünglichen
n, auf welche die Beurtheilung sich bezieht, vollständig
quirt sind, wie auch die Erneuerung der verschollenen
e mit Streckfuß im spätern Nachwort, würde man
wärtig ohne Bedenken für überflüssig erklären müssen,
nicht wiederum die Erörterung der einschlagenden
nstände des Anziehenden und Belehrenden so vieles
was man schließlich ungern vermissen möchte; ebenso
llt es sich mit der Recension der Kopisch'schen Ueber-
ng vom Jahre 1838, der es sehr zugute gekommen,
der Beurtheiler es erst mit einem Theile des Ganzen
un hatte, da gerade die spätern Abschnitte die schlimm-
Nachlässigkeiten zu Tage förderten, die leider der
usgeber der neuen Auflage, zum Nachtheil des sonst
efflichen Buchs, sämmtlich unverbessert stehen gelassen

Die Beurtheilung der deutschen Uebersetzung von
lethes ist dagegen vom Jahre 1866 und erst durch
euen billigern und verbesserten Ausgaben des Werks
rgerufen; auch hier nimmt der Verfasser Gelegenheit
lehrenden Excursen, die sich über die bisherigen Ueber-
gsversuche überhaupt, auch des Auslandes, verbrei-

Wenn derselbe die Uebersetzung von Philalethes als
eueste und geschmackvollste von allen charakterisirt,
ihm darin unbedenklich beizustimmen, insofern man
beiden Epitheta in ihrer Untrennbarkeit voneinander
zt; was die Vorzüge des Commentars betrifft, so
e der Referent zu den von dem Verfasser hervor-

gehobenen noch den nicht weniger anzuerkennenden der völligen Unbefangenheit und Objectivität in der Auffassung hinzufügen, indem der Commentator sich schlechterdings nur darauf einläßt, den Dichter aus seiner Zeit zu erklären, und nicht etwa, nach dem seltsamen Wunsche Schlosser's und wie z. B. Kopisch es thut, irgendwelche subjective Einbildungen vorträgt.

Schließlich noch ein Wort über den frühesten und den spätesten der gesammelten Aufsätze, worin Witte selbst den Kern seiner „Dante-Forschungen" erkennt; der eine: „Ueber das Misverständniß Dante's", ist im Herbst des Jahres 1823, der andere: „Dante's Trilogie", erst im vorigen Jahre für die gegenwärtige Sammlung geschrieben; sieben Jahre nach jenem erschien außerdem unter dem Titel: „Ueber Dante. Breslau 1831", ein enthusiastisch und bilderreich abgefaßter Essay, in welchen die weltgeschichtliche Bedeutung Dante's anschaulich gemacht und die persönliche und menschheitlich ideale Entwickelung des Dichters an dem organischen Fortgang seiner drei Hauptwerke, der „Vita nuova", des „Convito" und der „Commedia", übereinstimmend mit den Andeutungen des Aufsatzes von 1823, nachgewiesen wird. Dieser letztere, mehr im ruhigen Tone der Untersuchung geschrieben, enthält eine vortrefflich angelegte, lebendig vorschreitende Erörterung über die Reihenfolge aller hervorragenden Schriften zur Dante-Literatur bis zur Zeit des Berichterstatters und zeigt, mit besonderm Bezug auf Marchetti's Abhandlung über die Allegorie der „Commedia", wie verschieden sie in ihren Zielen fehlgingen, hauptsächlich darum fehlgingen, weil ihre Urheber der rechten Liebe zum Dichter ermangelten, die nirgends das Eigene sucht, sondern selbstlos sich in den Gegenstand versenkt und das Wesen desselben nicht aus der Gegenwart, sondern aus der unbefangen erfaßten Vergangenheit zu erkennen sucht und darstellt. Den Anlaß zur jüngsten Wiederaufnahme der Untersuchung über die Trilogie der angeführten drei Hauptwerke Dante's in ihrem organischen Zusammenhange bot ein absprechender Artikel von Julian Klaczko in der „Revue contemporaine" (1854). Witte hält zuerst die bezüglichen Stellen der „Vita nuova", des „Convito" und der „Commedia" einander gegenüber, um den stricten Zusammenhang vor Augen zu stellen; dann geht er zur kritischen Neubegründung seines Systems und zur Widerlegung des Gegners über. Es gelingt ihm dabei viel, nur das eine nicht, die Ueberzeugung zu erwecken, daß schon in der „Vita nuova" von Ursprung an das zweite Liebesverhältniß und der zeitweise Abfall von Beatrice symbolisch zu fassen seien. Was ferner die von Klaczko eingewendete Zeitfolge der Abfassung betrifft, so spricht alles zu Gunsten Witte's, wenn man nur der Annahme desselben als sicher folgen kann, daß der Dichter erst so spät an die Abfassung der „Commedia" Hand angelegt, wonach allerdings die des „Convito" gerade mitten zwischen die „Vita nuova" und die „Commedia" fallen würde; aber jene Annahme stützt sich wesentlich auf die Zuversicht, daß der Dichter unter dem Veltro des „Inferno", Gesang I, den Can Grande von Verona verstanden und die bezügliche Stelle des Gesanges XIX erst nach dem Tode des Papstes Clemens geschrieben habe, und diese Zuversicht wird nicht jeder zu theilen vermögen. Stelle sich indeß die Sache, wie es auch sei, jedenfalls

hat der Verfasser in dieser ausgezeichneten Abhandlung das erforderliche Material zur einstigen Lösung der wichtigen Streitfrage reichlich geboten. Ueberhaupt gründet sich der Werth der Sammlung, abgesehen von einzelnen hervorragenden Aufsätzen, hauptsächlich auf die durch sie vermittelte Einführung in den ganzen weiten Kreis der Dante-Forschung; wer mit Ernst an den Gegenstand herantreten will, dem eröffnet sich hier eine unerschöpfliche Fundgrube anregender Information.

Das dem Titel vorangestellte Bildniß Dante's nach Giotto's Freske im Bargello zu Florenz, der Kinkel'schen Copie von Julius Thaeter in München mit großer Treue nachgestochen, ist ein schöner Schmuck des Werks; nur die Ergänzung des dem Original abhanden gekommenen Auges wäre besser unterblieben, da es doch, auch in so vorsichtiger und zarter Ausführung, mit dem Ganzen nicht harmoniren will.

Theodor Paur.

Vom Büchertisch.

1. Die Culturgeschichte im Lichte des Fortschritts. Einleitung zu einer Culturgeschichte der neuern Zeit. Von Otto Henne-Am Rhyn. Leipzig, O. Wigand. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Wer die neuere Literatur der Geschichtswissenschaft mit Aufmerksamkeit verfolgt, den muß es erfreuen, wie die Pragmatik einer culturhistorischen Anschauung, welche die neuern Resultate der Buckle, Draper u. a. berücksichtigt, immer mehr Raum gewinnt. Man kann die britischen und amerikanischen Denker und die Ergebnisse ihrer Forschungen nicht mehr mit vornehm akademischem Achselzucken links liegen lassen, man muß anerkennen, daß der Kern jener Untersuchungen, wie logisch richtig, so auch in seinen Consequenzen epochemachend ist. In diesem Sinne ist auch das vorliegende Buch verfaßt: Buckle's, Draper's und des jungen Irländers Lecky geschichtsphilosophische Werke werden einer unparteiischen Kritik unterworfen, die in ihren Ausgangspunkten wesentlich die Thesen jener Historiker anerkennt. Es wäre vortheilhaft für die neuere Geschichtschreibung, wenn sie diese Einleitung des Verfassers der schweizerischen Culturgeschichte nicht wie manches andere Werk, das den Resultaten der empirischen Geschichtsauffassung gerecht wird, ignoriren würde. Allein trotz seiner Anerkennung der angelsächsischen Empiriker bleibt der Autor doch in manchen Punkten mit jenen wie mit sich selbst im Widerspruch. Wenn er zu dem Resultat kommt: daß die Geschichte wol an Gesetze gebunden ist, daß aber diese den Menschen zu ihrem Heile unbekannt sind und unbekannt bleiben werden, so ist das eine Halbheit, die uns nach den scharfen Consequenzen der ersten Seiten etwas enttäuscht. Es ist ferner ein Widerspruch mit seinen eigenen Ausführungen, wenn der Autor der Ansicht Buckle's, die den Erdtheil zur entscheidenden Grenze verschiedenartiger Cultur macht, widerspricht und gleich darauf erklärt, nur die Arier hätten sich auf die Dauer des Fortschritts fähig erwiesen; wo sie aber über Europa hinausgegriffen hätten, da seien sie entartet und, wie z. B. in Indien und Aegypten, von der Natur überwältigt worden — ein Zugeständniß, das eine treffliche Illustration des Buckle'schen Textes bietet. Und auf S. 30 spricht es Henne-Am Rhyn geradezu aus: die Culturgeschichte spielt im südlichen und mittlern Europa und in Nordamerika — also, setzen wir hinzu, und Buckle würde uns recht geben, in der gemäßigten Zone.

Ein anderer Fehler im logischen Aufbau des Gedankengerüstes unsers Werks beruht auf einem ziemlich ärgerlichen Widerspruch, in den der Autor sich gebracht hat. S. 34 erklärt er:

> Eine den Fortschritt leugnende, dem Stillstand oder gar dem Rückschritt huldigende Culturgeschichte ist daher schlechterdings undenkbar; denn eine solche müßte das Lebensprincip der Menschheit selbst geradezu verleugnen und der letztern alle Fähigkeit zu weiterer Entwickelung absprechen, oder sie müßte, da ein solches Absprechen doch gar zu sehr der offenbaren Thatsächlichkeit Hohn böte, willkürlich einen Haltpunkt annehmen, von welchem aus die Menschheit nicht weiter schreiten dürfe, und eine solche Willkürlichkeit würde sich von selbst richten!

Sehr richtig! Und doch nimmt der sonst so consequente Verfasser bei seiner Klassification der geschichtlichen Epochen eine ganze „fortschrittlose Stufe des Mittelalters" an! Und weiter sagt er es geradezu:

> Das positive, d. h. durch die Kirchenväter, Concilien und Päpste zu einem dogmatischen System verarbeitete Christenthum hat die antike Cultur aufgelöst — dafür aber keinen Ersatz geleistet und mithin erst einen jähen Rückschritt und darauf einen tausendjährigen Stillstand in der geistigen Entwickelung Europas herbeigeführt.

Mit dieser Erklärung hat der Autor also nach seinen eigenen Worten „willkürlich einen Haltpunkt angenommen, von welchem aus die Menschheit nicht mehr weiterschritt". Es ist aber, wie wir im Hinblick auf die tüchtige Arbeit des Verfassers zugestehen wollen, nicht so schlimm gemeint. Nur um einen jener beliebten Seitenhiebe gegen den „Rückschritt" des Mittelalters handelt es sich, um einen unmotivirten Seitenhieb, der „zu sehr der offenbaren Thatsächlichkeit Hohn bietet". Für die moderne Cultur ist Henne-Am Rhyn's Buch ein empfehlenswerther Regulator, der vielleicht besser als die doctrinäre Gervinus'sche Einleitung geeignet ist, eine klare und ernste historische Auffassung unserer Zeit zu vermitteln.

2. Geschichte der volkswirthschaftlichen Literatur im Mittelalter. Von H. C. W. Contzen. Leipzig, Priber. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Ganz entgegen jener eben berührten Anschauung, die das Mittelalter gern zum Prügeljungen der Culturgeschichte machen möchte, steht Contzen's Buch, die Arbeit eines rüstigen volkswirthschaftlichen Champions der historischen Methode. Wer die grundlose Unwissenheit — selbst vieler Historiker — über die wirthschaftlichen Ansichten des Mittelalters kennt, wird es der vorliegenden Arbeit Dank wissen, daß sie ihrerseits beigetragen hat, das Dunkel der Vorurtheile aufzuhellen, um in gewissenhafter Weise über die nationalökonomischen Theoreme des deutschen Jünglingsalters zu referiren. Hören wir Contzen selbst:

Im Gegensatz zu jener Unterschätzung des Mittelalters entfaltet sich vor dem Auge des Forschers ein überraschend reges Leben, eine mannichfaltige Entwickelung im Staats- und Volksleben, ein gewaltiges Kämpfen in und mit der Kirche, eine Kraftfülle in den Bildungstrieben, eine ungemein ernste und heitere Dichtung, ein frisches, fast poetisches Recht, eine durch edle Tiefe und durch Großartigkeit der Conception hoch hervorragende Kunst, die noch heute unsere Bewunderung im vollsten Maße verdient. Daß eine solche Zeit auch einen entschieden bedeutenden Kreis socialer und ökonomischer Ideen besitzen mußte, lehrt schon der flüchtigste Blick in die Werke eines Thomas von Aquino, der, wie gewiß zur Genüge aus meiner Schrift hervorgehen wird, unter den theologischen und philosophischen Schriftstellern des Mittelalters weit hervorragt, eines Dante und vieler anderer von mir aufgezählten Denker jener Zeit, deren Schriften die Ansicht gründlich widerlegen, daß im Mittelalter eine volkswirthschaftliche Theorie nicht vorhanden gewesen sei.

In diesem wackern und unparteilichen Sinne ist das ganze Buch geschrieben. Aus den italienischen Klerikern, den nationalökonomischen Grundsätzen der Kirche, den arabischen, griechischen und jüdischen Religionsphilosophen lernen wir die Grundanschauungen eines halben Jahrtausends über die Wirthschaft, das Kapital, die Idee der Arbeit u. s. w. kennen. Und das alles in gediegener übersichtlicher Darstellung, die nicht mehr geben will, als sie in ihrem Material vorfindet. So heißen wir Contzen's Buch, das Wilhelm Roscher gewidmet ist, freudig willkommen.

3. Der menschliche Verkehr und seine Theorie. Ein Beitrag zur Socialwissenschaft von Julius Jäger. München, Franz. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Nach Jäger „ist die Bestimmung des Menschengeschlechts dahin gerichtet, in gegenseitiger Ergänzung der Individuen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur möglichst auszugleichen und dadurch zu einer immer vollkommenern Erfüllung der Lebenszwecke aller einzelnen hinzuführen". Die Aufgabe, die Phasen, in denen jene Bestimmung sich äußert, nachzuweisen, hat der Autor sehr hübsch gelöst; er hat in großen Umrissen ein System gegeben, in welchem alle Erscheinungen des Verkehrs ihre Einordnung finden. Wie bei Carey sind ihm die Ausdrücke „Gesellschaft" und „Verkehr" identisch, und wir erhalten so in der umfassenden Schrift eine erhebliche Bereicherung der Socialwissenschaft. Die Verkehrsbedürfnisse werden sowol in Beziehung auf die körperliche Menschennatur als auch auf die geistigen Bedürfnisse des Menschen erörtert, die Mittel des materiellen und geistigen Verkehrs, die Verkehrsverbände (als Staat, Kirche, Schule) einer denkenden Untersuchung unterworfen, kurz, das Ganze ermangelt nicht der Uebersichtlichkeit und Verständlichkeit, wenn auch in den Anmerkungen in buntem Gemisch „Gartenlaube", „Ueber Land und Meer" u. a. m. neben wissenschaftlichen Quellen citirt werden.

4. Die Bronzen und Kupferlegirungen der alten und ältesten Völker, mit Rücksichtnahme auf jene der Neuzeit von Ernst Freiherrn von Bibra. Erlangen, Enke. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Den vielfachen rühmlich bekannten chemischen und archemischen Arbeiten des bekannten Verfassers reiht sich neuerdings die vorliegende archäologisch-chemische Untersuchung an. Durch sie sollen, das wäre in der That zu wünschen, die Archäologen in den Stand gesetzt oder veranlaßt werden, bestimmte Fragen an die Chemie zu stellen. Der wesentlich chemische Charakter des Buchs hindert uns, eine Probe oder ein ausführlicheres Referat über das sorgsame Werk zu geben: eine Darlegung, die überdies über Raum und Aufgabe d. Bl. hinausgehen würde. Nur die Archäologie sei hierdurch aufmerksam gemacht, daß ihr eine Legirung mit der Chemie nicht schaden würde, und sei ihr deshalb die Bibra'sche Schrift angelegentlich empfohlen.

5. Der rastatter Gesandtenmord und die Anekdotensammlung des Herrn Zandt sen. von Karl Mendelssohn-Bartholdy. Heidelberg, Bassermann. 1869. Gr. 8. 3 Ngr.

Als wir in Nr. 36 d. Bl. Mendelssohn's Schriftchen über den rastatter Mord, den Vorläufer eines größern Werks, besprachen, ahnten wir nicht, daß sich am Oberrhein ein kleines Gewitter über dem klaren Himmel der Mendelssohn'schen Darlegung zusammenziehen würde. E. Zandt in Karlsruhe hat die energische Vertheidigung des Grafen Lehrbach angegriffen; auf die Papiere seines Vaters gestützt, hat er wieder die alten Anklagen gegen das wiener Cabinet vorgebracht, die der freiburger Professor geschickt entkräftete. Während dieser die Betheiligung des Grafen am Gesandtenmord völlig unerwiesen läßt, vielmehr die Urheberschaft der Emigranten als wahrscheinlich hinstellt, hält Zandt die Angaben der Hormayr, Lang u. s. w. aufrecht. Aus den scharfen Ausführungen, mit denen Mendelssohn-Bartholdy dem karlsruher Lyceumsprofessor (der sich übrigens selbst für einen Dilettanten erklärt) zu Leibe geht, erhellt nun zur Genüge, daß Zandt sich zum mindesten habe ein und das andere Märlein aufbinden lassen: seine Stützen sind Gesprächsäußerungen und alte Weiber-Berichte, während Mendelssohn's Untersuchungen in den Archiven Wiens unendlich mehr Garantien für die Folgerichtigkeit ihrer Resultate bieten. Für den Historiker ist, beiläufig bemerkt, interessant, wie Schlosser's unkritische Subjectivität auch bei der rastatter Affaire wieder zu Tage tritt. In seiner „Weltgeschichte" sagt Schlosser: „Wir wissen jetzt zuverlässig, daß Thugut und der schlechteste und gewissenloseste aller Diplomaten jener Zeit, der Graf Lehrbach, die Gesandten hatten überfallen lassen" u. s. w. Wir wissen jetzt, was wir von der „Zuverlässigkeit" des alten Herrn zu halten haben: ein neuer Beleg, wie richtig Sybel's Urtheil über Schlosser (vgl. Sybel's „Kleine Schriften", S. 352) ausgefallen ist.

6. Grundzüge einer Geschichte des Bilderräthsels. Von F. R. Hoffmann. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, Hoffmann. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine Interesse erweckende kleine Schrift, die sich vorzugsweise mit dem altfranzösischen Rebus beschäftigt. Der Inhalt ist geschmackvoll ausgewählt und geschickt gruppirt, die Illustrationen sind sauber und sorgsam gearbeitet. Man lernt aus vorliegendem Büchlein, daß der Ausdruck „Rebus" für Bilderräthsel nicht (wie dies auch in Brockhaus' „Conversations-Lexikon" angegeben ist) im 17. Jahrhundert von den Italienern zuerst gebraucht worden sei, sondern daß man den Ursprung dieser Bezeichnung schon im 16. Jahrhundert und zwar in der Picardie zu suchen habe. Jugendliche Notarschreiber (Clercs) pflegten zur Carnevalszeit Pasquille zu fertigen, mit der Aufschrift:

„De rebus, quae geruntur", was Stadtklatsch bedeuten sollte. Von diesen Libellen, die ihre Verfasser öffentlich vorlasen, soll das Bilderräthsel seinen jetzt beliebten lateinischen Namen führen.

7. Die Modenarrheiten. Ein Spiegelbild der Zeiten und Sitten für das deutsche Volk von Rudolf Schultze. Berlin, Nicolai. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In seiner „Geschichte des Weins und der Trinkgelage" hat Schultze bereits sein Talent, culturhistorische Specialitäten zu schildern, aufs glücklichste bewiesen. Die vorliegende Arbeit über die „Modenarrheiten" bedurfte zu ihrer Durchführung gründliche Studien; wenn wir sagen, daß die historische Grundlage überall fest ist, und daß dennoch mit vielem Humor und einer gewissen Grazie der Darstellung die verschiedenen Phasen der Moden an uns vorübergeführt werden, so ist das ein wohlverdientes Lob des Verfassers. Die tüchtigen deutschen Hiebe, die der Autor im neunten Kapitel der modernen deutsch-französischen Stutzerei austheilt, sind nicht unverdient, wenngleich wir die Begeisterung des Autors für den deutschen Schlafrock nicht gerade theilen können.

Von der Besprechung der neuesten Früchte culturhistorischer Literatur gehen wir zu einer Serie der neuern Vortragsliteratur über. Wiederum liegen uns einige Lieferungen der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung vor. Es sind folgende:

8. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz. 1869. Gr. 8. In Heften zu 5 Ngr.

Heft 73: Der Farbensinn. Von Albrecht Nagel. Mit einem Holzschnitt.

Um die Kenntniß vom Farbensinn haben sich drei Wissenschaften erfolgreich bemüht, die Physik, die Physiologie und die Psychologie. Allen dreien ist es gelungen, wie der Nagel'sche Vortrag ausweist, die Lehre von der Sinnesthätigkeit in Beziehung auf das Licht zu einem Lichtpunkt der modernen Naturwissenschaft zu machen. Die Analogie des Gesichtsorgans mit dem Gehörorgan tritt dabei auch in unserm Vortrage klar ins Auge. Interessant ist das Resultat der Nagel'schen Darlegung, das dahin geht: „die glänzende Farbenpracht, welche Natur und Kunst vor unsern Augen ausbreitet, ist so, wie wir sie uns vorstellen, in Wirklichkeit nicht vorhanden". Man braucht nicht gerade Kantianer zu sein, um diese Behauptung dem physikalischen Vorgang gegenüber sehr begreiflich zu finden.

Heft 74: Die monumentale Darstellung der Reformation durch Rietschel und Kaulbach. Von Eduard Dobbert.

Die beiden modernen monumentalen Darstellungen der Reformation, das Lutherstandbild zu Worms und das Wandgemälde im Treppenhause des berliner Museums werden im vorliegenden Vortrag ästhetischer Kritik unterworfen, die der plastischen Darstellung der Reformation günstiger ist als der malerischen. Während sie bei jener die Harmonie des Ganzen und die künstlerische höchst gelungene Durcharbeitung der Einzelfiguren rühmt, hat sie bei dieser so manches Bedenken. Vor allem rügt sie die vielfachen Uebelstände, die das Allegorisirungsprincip Kaulbach's mit sich bringt; zuvörderst den Mangel einer günstigen Staffage für die Naturforscher der Reformationsperiode und eine oft unpassende Gruppirung nicht zusammengehöriger Figuren. Alle einzelnen Schönheiten des Kaulbach'schen Gemäldes sind, wie Dobbert meint, leider nicht im Stande, dem Betrachter des Ganzen den Eindruck der Zerfahrenheit zu nehmen. In seinem Vortrag hat Dobbert zu zeigen versucht, daß dieser Eindruck dadurch hervorgerufen wird, daß wir uns dem Kaulbach'schen Werk gegenüber vor einem Erzeugniß der bildenden Kunst befinden, welches die dieser Kunst gesteckten Grenzen überschritten hat.

Heft 78: Ueber Arbeitstheilung in Natur- und Menschenleben. Von Ernst Häckel. Vortrag gehalten am 17. December 1868. Mit 1 Titelkupfer und 18 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Mit nicht geringerer Ausbeute an neuen Kenntnissen als Lieferung 52 und 53 der vorliegenden Sammlung (von uns in Nr. 11 d. Bl. besprochen), legten wir diese neueste morphologische Darstellung des rühmlich bekannten Autors aus der Hand. Analoge Verhältnisse mit der Menschenwelt durchziehen auch die Thier- und Pflanzenwelt. Der Bienenstaat und der Ameisenstaat bieten in ihren Organisationen als Militär- und Sklavenstaaten dem Autor Gelegenheit, die strenge höchlich überraschende Durchführung der Arbeitstheilung auseinanderzusetzen. Desgleichen zeigen die Medusen (zumal die Siphonophoren) in ihren prachtvollen Formationen eine wunderbare Zusammengehörigkeit und Solidarität aller einzelnen Theile. Den Ausgangs- und Anfangspunkt aber für alle Gesetze jener Solidarität findet Häckel in der Arbeitstheilung der Zellen, wie er das auch durch saubere Holzschnitte verdeutlicht. Und so zieht er am Ende, ein eifriger Darwinianer, den wichtigen Schluß, daß die ältesten gemeinsamen Vorfahren aller Thiere einfachste Zellen waren.

Heft 79: Heinrich Pestalozzi. Ein Lebensbild von C. E. R. Alberti.

Ein den neuern pädagogischen Bestrebungen gegenüber sehr zeitgemäßer biographischer Abriß des großen Volkslehrers, warm gehalten und eingehend in die Eigenthümlichkeiten der Pestalozzi'schen Anschauung, deren bleibender Kern aus vielen Hüllen der Zeit und der Individualität immer mehr anerkannt wird. Auf die Regulative fällt manches Schlaglicht: „Hatte Pestalozzi nicht Religion", sagt Alberti, „so war er Religion"; bei ihm war Religion und Leben eins, obgleich er entschieden gegen das frühe Auswendiglernen des Katechismus und unverstandener Bibelstellen war!

9. Der Cardinal Richelieu. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 1. Februar 1868 von C. Trauttwein von Belle. Berlin, Springer. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Wirken des großen Staatsmanns des ancien régime wird in lebhafter Schilderung uns vorgeführt. Soviel man nämlich in zwei Bogen von dem Leben, der Organisationsneuerungen und den diplomatischen Thaten des Cardinals handeln kann! Derartige zeitfärbende Größen entziehen sich meist einem biographischen Gemälde

engem Raum und wollen mehr ausgeführte Pinselstriche flüchtige Skizzirung. Gleichwol finden wir in Hrn. Belle's Vortrag den Lebensnerv der Richelieu'schen ätigkeit durchweg markirt: den Gedanken der Centrali- on in der Verwaltung, sowie den der Zertrümmerung spanisch-österreichischen Monarchie, die sonst „mit dem ypenarm eines riesigen, cäsareopapistischen Despotismus Erdball umklammert hätte".

Vom Vergessen. Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten am 20. März 1869 von Erdmann. Berlin, Hertz. 1869. 16. 5 Ngr.

Die Vorträge, welche der bekannte treffliche Psychologe berliner Wissenschaftlichen Verein zu halten pflegt, er- en sich alle großer Beliebtheit. Die Kunst, einen irn- oder Gemüthsvorgang in seinem Entstehen zu uschen und sein Wirken zu beleuchten, versteht mann in hohem Grade. Hier haben wir es mit n der gewöhnlichsten Vorgänge des Geisteslebens hun, den Erdmann in eleganter Manier zu erklären icht.

Populäre Vorträge und Abhandlungen über Rechtsmaterien von W. A. Günther. Berlin, Kortkampf. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Vorliegende Aufsätze sind nach des Verfassers Bemer- aus Vorträgen hervorgegangen, die von ihm in n verschiedenen Wohnorten gehalten wurden. Sie han- über Ehe, Adel, Duell, Lehen und Eid. Vorzugs- kritisch, geben alle diese Abhandlungen klarsten Auf- über die Genesis mannichfacher Punkte der Gesetz- ıg. In dem Aufsatz „Ueber die Ehe" geht es scharf das preußische Landrecht her: wir sehen, wie der l- und Nützlichkeitsbegriff des 18. Jahrhunderts sich ıem Sittlichkeitsprincip unserer Zeit als hohl erweist; ehen auch, wie noch Kant tief in jener Anschauung ;eit steckt, während die Hegel'sche Auffassung der Ehe chon bedeutend dem modernsten Bewußtsein nähert. ich springt uns bei dem Aufsatz über den Adel die ache ins Auge, daß bei der Beurtheilung einer histo- Erscheinung wie der des Adels die moderne An- ıng den richtigern Weg der historischen statt den hilosophischen Betrachtung, der Induction statt der :tion einschlägt. So gibt uns Günther in seinen ıanderſetzungen über Adel und Lehen historische ckelungs- und Erklärungspunkte seines Gegenstandes; ıuch in dem Duellaufsatz geht er sehr richtig theils er Annahme des Duells als culturhistorischer Spe- aus, theils von der Meinung einer fehlerhaften tiven Behandlung der Duellfrage, sodaß hier wie- e historische, d. i. wissenschaftliche Berechtigung das bloße deductive Raisonnement (wie in der vsky'schen Broschüre) gerettet wird. Dagegen wehrt Schlußstudie über den Eid der Verfasser energisch orische Eigenthümlichkeit der Standesprivilegien in Bezug auf die Stellvertretung bei der Eidesleistung ab. Wie das Hegel'sche Princip, daß alles, was wirklich, auch vernünftig sei, durch die Expositionen des Autors überall hindurchklingt, so trägt auch das ganze Werk den Stempel tiefgehender wissenschaftlicher Forschung und bewegt sich in geschmackvollster Redeform. Erfreulich war es uns zu sehen, wie gewandt der Autor die einschlägige germanistische Literatur beherrscht; so wird Grimm's Wörterbuch zum öftern angezogen, wo es sich um etymologische Feststellung eines Rechtsbegriffs handelt.

12. Die deutsche Studentenschaft. Eine akademische Zeitstudie. Zugleich Entgegnung auf die neuesten Flugschriften der Corpsstudenten und Burschenschafter. Würzburg, Stuber. 1869. Gr. 8. 6 Ngr.

The last, not least, in love — zuletzt, doch nicht die letzte unserm Herzen, reihen wir diese Studie vorstehenden Besprechungen an. Sie soll eine Entgegnung auf die neuesten Flugschriften der Corpsstudenten und Burschenschafter sein. Der anonyme Verfasser hält sich streng neutral zwischen der Rechten (den Corps) und der Linken (den Burschenschaften) der deutschen Studentenschaft. Mit anerkennenswerther Ruhe und Sicherheit geht er auf die Mensur gegen den Kern der Verbindungen, seine Hiebe fallen schwer und scharf, kein „flacher" kommt zum Vorschein und kein heimtückischer „Buckelhieb", alles „sitzt"; wir müssen nun abwarten, ob die Gegner sich von dem forschen Paukanten werden „abführen" lassen. Nach unserm Autor steht das corporative Leben überhaupt heute in Frage. Indem er dem neuesten Corpsvertheidiger sowie einem ziemlich ungeschickten Verfechter der Burschenschaft entgegentritt, indem er schonungslos die Schwächen beider Corporationsarten aufdeckt, sieht er das Heil des Verbindungslebens einzig „in einer Fusion, welche der Ehre keiner Partei etwas vergibt". Ein Abkommen der Corporationen unter sich über die Ertheilung von Satisfaction — etwa die Einrichtung einer Ehrenjury — gehöre gewiß nicht zu den Unmöglichkeiten. „Um der «Obscurantenschaft» gerecht zu werden, lasse man sie Vertreter wählen und betrachte sie als gleichberechtigten Theil der Föderation." Das sind alles keine neuen Vorschläge. Genau dasselbe hat das leipziger Studentencomité erstrebt — aber die Realisirung wird noch lange auf sich warten lassen. Gewiß nun trägt nicht das Comité die Schuld, aber an dem uralten Widerstande deutscher Genossenschaften gegen eine Unterordnung, auch wenn sie noch so heilsam ist, wird sie scheitern. Und wenn sie auch gelingt, bringt sie jede akademische Feierlichkeit, jeder neue Fackelzug, Commers u. s. w. durch Rangstreitigkeiten zum Falle. Der Verfasser der akademischen Studie (den wir wol unter den würzburger Arminen zu suchen haben?) hat ein gutes freies Wort gesprochen, aber „der Worte sind genug gewechselt, laßt mich nun endlich Thaten sehn"!

Feuilleton.

Notizen.

Das Werk von Joseph Bayer: „Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die classische Zeit des deutschen Dramas" ist in einer zweiten, mit Zusätzen und Ergänzungen versehenen Ausgabe erschienen (3 Bde., Prag, Mercy, 1869). Die Charakteristik der Goethe'schen und Schiller'schen Dramen in diesem Werke hat viel Zutreffendes und hat der ersten Auflage bereits vielfache Anerkennung verschafft. In der neuen Auflage ist ein Anhang hinzugefügt, welcher „Bemerkungen über die dramatische Dichtung in Oesterreich" enthält, einen Ueberblick der Wechselbeziehungen zwischen der österreichischen Production und der deutschen Nationalliteratur. Der Einfluß der spanischen Dramatik unter Schreyvogel's Direction wird sachgemäß entwickelt; die Gestalt, welche damals das wiener Drama annahm, treffend charakterisirt:

„Unter dem Einflusse jener Anregungen entschied sich der Schulcharakter des wiener Dramas. Eine sichere Bühnentechnik zeichnet es vortheilhaft aus, ebenso Anmuth und Glanz der Form; aber es fehlt ihm das Mark der Gesinnung, der lebendige Ideengehalt, die durch Ueberzeugungen getragene und befestigte Eigenthümlichkeit. Die Charakterzeichnung der österreichischen Dichter, ohnehin zum Flachen sich hinneigend, konnte unter der Nachwirkung der spanischen Muster sich nicht eben vertiefen; man gewöhnte sich, statt resolut ins volle Menschenleben zu greifen, sich künstliche Themata für die dramatische Dichtung auszusinnen, wenn man nicht gar völlig spanisches Costüm und spanische Conflicte copirte. Die süddeutsche, speciell österreichische Gemüthlichkeit ging nun ein ganz eigenthümliches Bündniß mit der romanischen Phantasiewelt ein: daraus entstand unter anderm auch jene sinnlich ausdrucksvolle, wenn auch nicht immer correcte Bildersprache, wie wir sie schon bei Zedlitz in schönen Formen antreffen, aber erst bei Halm mit aller Ausprägung eines entwickelten poetischen Stils wiederfinden. Der flachern Manier der Charakteristik kam jene Rhetorik trefflich zu statten, die wie ein trügerisches Gewässer über Tiefen und Untiefen gleichförmig hinwegrauscht und die seichtern Stellen dem ausforschenden Blicke verbirgt."

Aehnlich erklärt sich Laube gegen die spanische Dramatik, deren Einfluß auf dem ersten wiener Theater gebrochen zu haben wesentlich sein Verdienst ist. So gut wie die spanische Epoche Schreyvogel's verdiente indeß auch wol die modern-deutsche Laube's eine eingehende Charakteristik. Laube ist in der Geschichte des österreichischen Theaters ein Factor, den man nicht übersehen darf. Und wenn Bayer die Mosenthal'schen Dramen einer eingehenden Analyse unterwirft, so darf man wol mit Recht sich wundern, daß er die Laube'schen Stücke unbeachtet läßt. Mosenthal ist ebenso wenig ein geborener Oesterreicher wie Laube — der Einfluß Laube's aber auf die wiener Bühne war schon durch seine Stellung ein bei weitem größerer.

Von dem „Europäischen Geschichtskalender" von H. Schultheß (Nördlingen, Beck) ist der neunte Jahrgang 1868 erschienen; die Anordnung des neuen Jahrgangs ist dieselbe wie die der frühern. Eröffnet wird das Werk mit einer „Chronik der wichtigsten Ereignisse im europäischen Staatensysteme im Jahre 1868", einer allgemeinen Geschichtschronik, welche gleichsam die rothen Kalendertage von europäischer Wichtigkeit bringt; es folgt dann ein Specialkalender für Deutschland, Preußen und Oesterreich, ein anderer für die außerdeutschen Staaten, ein dritter für Nordamerika. In diese Kalender sind auch die Actenstücke von Bedeutung mit aufgenommen. Eine Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1868 stellt dieselben in ihrem Zusammenhang dar, rückt die einzelnen chronologischen Angaben in die Beleuchtung einer pragmatischen Auffassung.

Von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" ist der zwölfte bis vierzehnte Band erschienen (Leipzig, Duncker und Humblot, 1870). Der zwölfte Band enthält Analekten der französischen Geschichte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert und ist wesentlich umgearbeitet und vermehrt; er bringt in seiner jetzigen Gestalt wichtige Beiträge zur Quellenkritik jener Zeit und manche neue aus den Quellen geschöpfte Auffassung der Ereignisse. Mit dem vierzehnten Band beginnt die rühmlich bekannte „Englische Geschichte vornehmlich im 17. Jahrhundert".

Unter den diesjährigen Lieferungsschriften bemerken wir eine Schrift über ein ziemlich pikantes Thema, das sich so leicht schwerlich wird erschöpfen lassen, indem jedes Jahr stets neue Beiträge liefert: „Die interessantesten Ehescheidungsprocesse der ältern und neuern Zeit. Nach actenmäßigen Quellen von mehrern Juristen" (Leipzig, Minde). „Gefährlichkeit der Photographie", „Eine Heirath durch Zeitungsblätter", „Die weiße Sklavin", „Der Malteserritter" sind Ueberschriften, welche das Streben der Herausgeber charakterisiren, vorzugsweise novellistisch-pikante Stoffe zu verarbeiten.

Eine an und für sich nicht sehr bedeutende Studie von Pietro Ardito: „Giulio Schanz e le sue poesie" (Turin, Negro, 1869), legt Zeugniß ab für das eifrige Interesse, welches die jüngere italienische Literatur an deutscher Poesie nimmt, und zugleich für die Anerkennung, welche Julius Schanz in Italien als Dichter und Vermittler deutsch-italienischer Bildung gefunden hat.

Eine beachtenswerthe Erscheinung ist die von Karl Richter im Verein mit Gesinnungsgenossen herausgegebene „Pädagogische Bibliothek. Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften alter und neuer Zeit" (Berlin, Klönne und Meres). Der Prospect empfiehlt die Bibliothek nicht blos der deutschen Lehrerschaft, sondern auch dem gesammten gebildeten Publikum und allen Freunden und Beförderern der Volkserziehung und Volkswohlfahrt. Ueber den ausgedehnten Plan des Werks erhalten wir die folgenden Angaben:

„Wird sich auch die Auswahl der zu veröffentlichenden Werke zunächst auf das beschränken, was deutsche Männer schon von der Zeit des Mittelalters an — wie Berthold von Regensburg u. a. — bis herab zu unserm Altmeister Diesterweg Bedeutendes auf dem Felde des Unterrichts- und Erziehungswesens geleistet haben, so werden doch auch Schriften der altclassischen Zeit, wie von Aristoteles, Plato, Plutarch, Quintilian, Seneca u. a. für die Folge nicht ganz unberücksichtigt bleiben, andere außerdeutsche Schriften aber, die, wie Montaigne's «Essais», Rousseau's «Emile» u. s. w., der Gegenwart viel näher liegen und als bahnbrechende auch für die Entwickelung der deutschen Erziehungsgrundsätze von entscheidendem Einflusse gewesen sind, von vornherein mit in den Kreis der zu treffenden Auswahl gezogen werden müssen. Neben den Werken von Männern wie Amos Comenius, Basedow, Salzmann, Pestalozzi, Diesterweg u. a., die mitten aus dem Erzieherberufe heraus geschrieben haben, werden auch die Schriften unserer bedeutendsten Dichter und Denker, wie Jean Paul, Herder, Kant, Fichte, Schleiermacher, Herbart u. a., soweit sie der Erziehung ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, Berücksichtigung finden, und es wird aus ihren Schriften das Wichtigste und Bedeutendste theils vollständig, theils in zusammenhängenden Auszügen geboten werden."

Erläuternde Einleitungen und Anmerkungen sollen das Verständniß der betreffenden Autoren erläutern; auch sollen falsche und entstellte Texte berichtigt werden. Das erste Heft bringt den Anfang von Pestalozzi's „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Albert Richter. Die Einleitung entwirft mit kurzen, aber treffenden Zügen ein Bild von Pestalozzi's Bestrebungen und der Bedeutung der neu herausgegebenen Schrift.

Der jüngere Alexandre Dumas erscheint als Großalmosenier für das Magdalenenstift des Fräulein Chopin, in der Broschüre: „Büßende Magdalenen" (einzige vom Verfasser autorisirte Uebersetzung; Wien, Wallishauser, 1869). Die Dame wandte sich an ihn, das von ihm Verschuldete möglichst wieder gutzumachen, da doch seine Werke eine Ursache der Verderbniß so vieler „Magdalenen" gewesen waren. Er nimmt sich der Sache eifrig an, gibt, wirbt und bettelt, schreibt an die Kaiserin

er er thut dies alles mit einem skeptischen Zug, einem nischen Lächeln. Ihm scheinen die Schwierigkeiten des Unnehmens so unberechenbar, als ob man ein Schiff, welches en Leck bekommen, mit dem Suppenlöffel ausschöpfen wollte. wendet sich an seine Freundinnen, die Almosenbüchse in Hand, aber den Schalk im Nacken. Hören wir ihn, wie anklopft, wie er bittet:

„Nun wohlan denn, liebe X.! — Du, die Venus erhört — die ich als Austrägerin in den Markthallen gekannt, mir barfüßig, vor Hunger zitternd, an den Ufern der Seine egnet, — die du dich mit einem Viertelhundert Nüsse oder gebratenen Kastanien für zwei Sous, als Nachtmahl, beigen mußtest — du — die ich gestern bei der feierlichen sse von Rossini wiedersah, im reichen Spitzen- und Diantenschmucke — denke ein wenig zurück! Habe ein wenig chsicht und Mitleid für deine unglücklichen Colleginnen, denen Glück nicht gleich dir gelächelt. Sie werden für dich be- — und weiß man denn, was noch geschehen kann? — Und , Comtesse, die Sie mich früher zum Vertrauten erwählt en, nehmen Sie mich nun als Rathgeber an. Sie besitzen 000 Francs Rente, welche Ihnen gestattet haben, mehrere- e zu lieben — ohne daß dieses Sie oder andere jemals as gekostet hätte. Ihre Ehre ist unangetastet — Ihr Geen ruhig — Ihr Gatte wußte nichts oder wollte nichts en — die Welt lächelt Ihnen zu, Ihre Kinder verehren . Seien Sie nicht zu strenge! Folgen Sie einer guten ung für meine Schutzbefohlenen, deren größtes Unrecht eicht nur darin bestand, nicht so reich wie Sie gewesen zu Und fürchten Sie für Ihren Ruf in so zweifelhafter Gechaft, fürchten Sie vielleicht einige boshafte Anspielungen, n man erfahren sollte, daß Sie Protectorin des Asyls Anna sind, in welchem Sie Büßerin sein könnten — nun unterstützen Sie dasselbe im geheimen, senden Sie Ihren rag in einem jener reizenden Briefchen, welche Sie so ich schreiben und so unleserlich unterschreiben. — Endlich, o Mensch! O meinesgleichen, du, den ich durch mich aus mir erkenne, wunderliches Thier! verabscheuungswürzugleich und erhaben, Geschöpf, zu allem fähig, selbst zum en — du bist die Ursache des Uebels gewesen, gehe hin thue gleich mir — suche es wieder gutzumachen."

Wir zweifeln, daß Fräulein Chupin mit diesem Bittsteller eden sein wird.

Mittelniederdeutsche Gedichte.

Für die mittelniederdeutsche Literatur beginnt sich ein lebenes Interesse zu regen. Schon bekannte, aber nur bibliohisch bekannte Dichtungen werden veröffentlicht, neu entgleichfalls zugänglich gemacht, auch zusammenfassende ellungen dieser Literatur und Untersuchungen über einzelne ungen derselben sind neuerdings geliefert worden. Eine tenswerthe Publication aus der geistlichen Dichtung in lniederdeutscher Sprache verdanken wir dem verdienten ust Lübben: „Mittelniederdeutsche Gedichte aus Handten herausgegeben" (Oldenburg 1868). Aus den Gebetrn des 15. Jahrhunderts, einem oldenburger und zweien Bremen werden uns 19 Gedichte mitgetheilt; einige wenige n sich gemeinschaftlich in den gedachten Handschriften. Die der Textherstellung, die sich möglichst an die Ueberlieferung ießt, ist sehr zu billigen; bei vorgenommenen Aenderungen Verbesserungen sind die Lesarten der Handschrift unter dem angegeben, Zusätze durch eckige Klammern kenntlich ge- „Ob der poetische Werth der Stücke so groß ist", sagt n, „daß sie eine Herausgabe verdienen, darüber läßt sich n. Da indeß so wenige mittelniederdeutsche Gedichte verlicht, diese aber unter vielen, die mir durch die Hände fen sind, mir wenigstens als die erträglichsten erschienen so habe ich es gewagt, sie den Freunden der mittelniederhen Sprache anzubieten." Nach unserm Dafürhalten ist ings die sprachliche Rücksicht die wichtigere, aber auch in rischer Beziehung verdienten diese geistlichen Poesien unllen Umständen die Veröffentlichung. Sicher sind nicht alle hochpoetisch, aber wer die reiche geistliche Poesie jener Zeit kennt, der wird nicht anstehen, gerade an den niederdeutschen Dichtungen Innigkeit, Tiefe und Volksthümlichkeit anzuerkennen. Nur ein einziges, das achtzehnte Stück, beginnend: „Criste, du bist dach unde licht", war uns bereits bekannt aus P. Wackernagel's großer Sammlung der deutschen Kirchenlieder (Thl. 2, S. 431). Dort sagt Wackernagel, daß er die Mittheilung August Lübben in Oldenburg verdanke. Schade, daß Lübben seine Publication nicht eher förderte oder überhaupt seine Funde nicht allesammt Wackernagel zur Aufnahme in die große Sammlung überließ. Nur das erste umfangreichere Stück hätte nicht dahin gepaßt wegen seines vorwiegend epischen Charakters, und für dieses wäre dann sicher eine der bestehenden Zeitschriften für ältere deutsche Literatur ein geeignetes Organ zur Veröffentlichung gewesen. Wir betonen dies ausdrücklich, weil wir eine entschiedene Abneigung gegen die kleine Broschürenliteratur hegen.

Bibliographie.

Die Arbeitseinstellung. Lebensbild aus unserer Zeit. Frei nach dem Englischen. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arndts, Maria (geb. Vespermann), Dramen für das christliche Haus. IV.: Mozart als Ehestifter. Lustspiel. Wien, Sartori. 16. 6 Ngr.

Barth, C. G., Vier Lebensbilder. Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 8 Ngr.

Bohn, Herr Medicinal-Rath Dr. Friedrich Küchenmeister und die Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher. Hamburg, Hauke Söhne. Gr. 8. 6 Ngr.

Bienemann, F., Aus baltischer Vorzeit. Sechs Vorträge über die Geschichte der Ostseeprovinzen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bombard, H., Der Veits-Uller von Reth. Eine alte Geschichte, die doch neu ist. Bern, Mann u. Baeschlin. 8. 7 Ngr.

Camoens, L. de, sämmtliche Idyllen. Zum ersten Male deutsch von C. Schlüter und W. Storck. Münster, Russell. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

De vita, moribus et litteris pulcis. Blicke in das Leben und Treiben des besten Freundes der Menschen. Mit einer Blüthenlese der Literatur derselben, sowie zahlreichen interessanten Aufschlüssen von H. van der Flocc. Görlitz, Wollmann. Gr. 16. 5 Ngr.

Eberty, G., Waldeck. Ein Lebensbild. Berlin, Marcus. 8. 5 Ngr.

Ettmüller, L., Altnordischer Sagenschatz in 9 Büchern. Uebersetzt und erläutert. Leipzig, Fr. Fleischer. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frank, Hermine, Familiensilhouetten. Freie Uebertragung und Bearbeitung der „little foxes" by Mrs. H. Beecher-Stowe. Frankfurt a. M., Alt. 1870. Gr. 16. 24 Ngr.

Funcke, J., Der Waldcultus und die Linde in der Geschichte, in Sagen und Liedern. Köln, Du Mont-Schauberg. 16. 15 Ngr.

Gerbel, C. N. v., Dichtungen. 1ste Sammlung. Leipzig, Matthes. 16. 1 Thlr.

Gmür, J., Landammann Baumgartner. Kurze Skizze einer großen staatsmännischen Laufbahn. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 6 Ngr.

Gurkowski, Elisabeth, Gedichte. Berlin, Ebeling u. Plahn. Gr. 16. 1 Thlr.

Helene (Frau von Hülsen), Novellen und Skizzen für ihre Freunde. Berlin, v. Decker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hermann, C., Philosophie der Geschichte. Leipzig, Fr. Fleischer. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Hohl, A., Das unenthüllte Geheimniß. Lustspiel. Nach dem Englischen von Charles Mathews frei bearbeitet. Weinfelden. Br. 8. 8 Ngr.

Humboldt-Perlen. Ein Diamantkranz aus Alex. v. Humboldt's Leben und Schriften. Nebst einer chronologischen Uebersicht seines Lebens, ein Verzeichniß seiner zahlreichen Werke und ein Porträt A. v. Humboldt's nach dem von ihm selbst entworfenen Spiegelbilde. Leipzig, Wartig. 16. 7½ Ngr.

Jäffing, A., Der Bahnhof auf Golgatha. Eine kleine Weltausstellung in Liedern. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Zur Reform der Bühne. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 5 Ngr.

Im Ural und Altai. Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Graf Georg von Cancrin aus den Jahren 1827—1832. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kämmel, H. J., Johann Musler. Bilder aus einem Lehrerleben des 16. Jahrhunderts. Görlitz, Wollmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Keinz, F., Indiculus Arnonis und breves notitiae Salzburgenses nach den bekannten und nach bisher unbenützten Handschriften neu herausgegeben und mit Erläuterungen versehen. München, Fleischmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Klein, H. J., Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung vom Standpunkt der kosmischen Weltanschauung dargestellt. — A. u. d. T.: Das Sonnensystem nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Petzholdt, J., Nachtrag zum Versuch einer Dante-Bibliographie von 1865 an. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 5 Ngr.

Rölly, J. J., Uebersicht der vorzüglichsten Studien und Studienorte im Occident während der römischen Kaiserherrschaft. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 4. 6 Ngr.

Stab, R. L., Auf dornigem Pfade. Eine Künstler-Novelle. Berlin, v. Decker. 8. 1 Thlr.

Wilibald, D., Kleines Treiben aus einer kleinen Stadt. Roman. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen:

Frenzel (Karl), Neue Studien. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Von dem geistvollen Feuilletonisten der National-Zeitung liegt ein Band «Neuer Studien» vor, welche wir auf das angelegentlichste allen empfehlen, die für Kunst und Wissenschaft ein Bildungsinteresse haben. — Die lebensvolle Form der Entwickelung aller Ansichten, welche stets in die volle Wirklichkeit hineingreift, ist nicht der geringste Vorzug des Buchs, und wird ihre Anziehungskraft auf einen gebildeten Leserkreis bewähren." (Liter. Centralblatt.)

Grimm (Herman), Neue Essays über Kunst und Literatur. Velinpapier. Gr. 8. Eleg. geh. 2 Thlr.

„Hier tritt uns eine befestigte künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich culturgeschichtlichen Interessen, selbständig anziehende Momente der Kunst und Literatur in einer fast durchweg eigenthümlichen, den Leser persönlich fesselnden Form auffassend und von dem sicher erkannten und frisch dargestellten Detail immer zu allgemein bedeutsamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Resultaten fortschreitend." (Pr. Jahrb.)

Rochholz (Prof. E. L.), Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. 1867. Zwei Bände. Velinpapier. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieses Werk bringt über eine große Anzahl weit verbreiteter, namentlich oberdeutscher Sitten und Gebräuche die merkwürdigsten Mittheilungen und anziehendsten Aufschlüsse. Der Verfasser hat nicht blos mit großem Fleiß aus eigener Beobachtung und aus literarischen Quellen den Stoff zu seiner Arbeit gesammelt, sondern weiß auch, wie seine frühern Arbeiten gezeigt haben, denselben geistreich und fesselnd darzustellen.

Heine. — Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Von seinem Bruder **Maximilian Heine.** Velinpapier. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in diesen Skizzen seines Bruders vieles Anziehende finden. Von besonderm Interesse sind die zum ersten male mitgetheilten Testamente H. Heine's: das deutsche von 1846, und das französische von 1848.

Berlin. **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die kanonischen Evangelien

als geheime kanonische Gesetzgebung in Form von Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu dargestellt von

Dr. Gustav Moritz Redslob,

Prof. d. bibl. Philologie am akademischen Gymnasium in Hamburg.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit.

Fünfter Band:

Die

Schwedische Expedition

nach

Spitzbergen und Bäreneiland

in den Jahren 1861, 1864 und 1868

ausgeführt unter Leitung

von

A. Torell und **A. E. Nordenskjöld.**

Vollständige Ausgabe für Deutschland.

Aus dem Schwedischen

von

L. Passarge.

Nebst 8 großen Ansichten in Tondruck, 28 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte von Spitzbergen in Farbendruck.

Groß Octav. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr.

Für alle, welche sich für die deutsche Nordpolfahrt interessiren, ist vorstehendes Werk von hervorragender Bedeutung, da es die bedeutenden wissenschaftlichen Ergebnisse der drei schwedischen Nordpol-Expeditionen enthält.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Breslau.

Soeben erschien:

Aus dem

Leben eines alten Organisten.

Nach den hinterlassenen Papieren

Carl Gottlieb Freudenberg's

bearbeitet von **Dr. W. Viol.**

Mit Portrait und Facsimile.

15 Bogen Octav. Elegant geheftet. Preis: 1 Thlr.

Inhalt: Aus der Jugendzeit; Studienzeit in Breslau und Berlin; Begründung der Existenz in Breslau. Reise nach Italien, Aufenthalt in Wien, Besuch bei Beethoven. Auf der Wanderschaft. Rom und Neapel, Heimreise. — Wiedereröffnung der Berufsthätigkeit in Breslau. Anstellung als Oberorganist. Freuden und Leiden im Amte und in der Ehe. Musikalisches Leben in Breslau. — Freudenberg in der Gesellschaft und vor der Behörde; als Lehrer, Componist und Kritiker.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 4. November 1869.

Inhalt: Reisebilder aus dem Süden. Von Rudolf Gottschall. — General von Scharnhorst. Von Karl Gustav von Berneck. — Aus dem Flüchtlingsleben. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Reisebilder aus dem Süden.

1. Im Lande der Pharaonen. Reisebilder aus Aegypten von Arthur Stahl. Wien, Hartleben. 1869. 8. 20 Ngr.
2. Ein Winter in Rom. Von Adolf Stahr und Fanny Lewald. Berlin, Guttentag. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Das heutige Rom. Skizzen und Charakterbilder aus dem wirklichen Leben von A. Valladier. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1869. 8. 20 Ngr.
4. Sommer und Winter am Genfersee. Ein Tagebuch von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1869. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
5. Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Briefe von W. Roßmann. Leipzig, Grunow. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Vom spanischen Revolutionsschauplatze. Spanische Zustände, Charakteristiken und Geschichte. Von Gustav Rasch. Wien, Hartleben. 1869. 8. 20 Ngr.

Arthur Stahl hat durch die spanischen Reiseskizzen bewiesen, wie anschaulich und geistreich zugleich er oder vielmehr sie zu schreiben versteht. Denn daß hinter diesem Namen sich eine Dame verbirgt, ist den Eingeweihten schon lange kein Geheimniß mehr, obschon das Publikum sich, bei dem Ernst der auf tüchtigen Studien beruhenden Kunstbetrachtungen und historischen Darstellungen, leicht darüber täuschen konnte. Wie nun die Verfasserin jener Reisebilder nach Spanien reiste, um Quellen- und Modellstudien für den geschichtlichen Roman „Die Tochter der Alhambra" zu machen, mit einer ihren productiven Mitschwestern zu empfehlenden Gründlichkeit, so scheint sie jetzt zu ähnlichem Zweck eine Reise nach Aegypten unternommen zu haben, die sie uns in neuen Reisebildern: „Im Lande der Pharaonen" (Nr. 1), beschreibt.

Eine Dame, mag sie noch so wissenschaftlich gebildet sein, wird unter den Aegyptologen von Ruf keine Rolle spielen wollen und nicht gegen einen Lepsius und Brugsch in die Schranken treten. Man wird von ihr keine Bereicherung der Wissenschaft erwarten, keine Abhandlung über die demotische Sprache, über altägyptische und altäthiopische Alphabete, oder über die doppelsprachige Inschrift, die Lepsius in den Ruinen von Gau gefunden hat; aber was der Leser hier erwartet, ist eine lebendige Schilderung von Land und Leuten, Monumenten und Ruinen, bei welchen letztern der Verfasserin zugute kommt, daß sie eine genaue Kennerin der Architektur und mit deren bezeichnenden Kunstausdrücken vertraut ist. Hierzu kommt ein moderner, oft heinisirender Esprit, der sich zwar in dem ehrwürdigen Lande der Pharaonen seltsam genug ausnimmt, den sich aber auch die Obelisken und Pyramiden gefallen lassen müssen, seitdem man fast ganz im Eisenbahnwaggon zu ihnen wallfahrten kann. Das Buch ist klein und enthält nur flüchtige Skizzen, und dennoch ist es reich an Geist und Poesie. Zur poetisch-philosophischen Weltbetrachtung geben die ägyptischen Riesenmonumente, gibt die Einsamkeit der Libyschen Wüste hinlänglich Stoff und Stimmung.

Anziehend sind die Schilderungen von Alexandrien, Kairo und Memphis, der Pyramiden, der Trümmer von Luxor und Karnak, namentlich der reizenden Nilinsel Philäe. Im Tempel von Denderah, dem herrlichen und fast unversehrt erhaltenen Werk der Königin Kleopatra, gedenkt die Reisende der verführerischen Fürstin, deren Ehrenrettung sie in anderer Weise als Adolf Stahr unternimmt:

Wenn es schon ganz undenkbar ist, daß Cäsar und Antonius, Römer, die Höchsten, ja man konnte sagen die Ersten der damaligen Welt, dauernd, ja bis in den Tod von einer Frau gefesselt waren, die nur mit buhlerischen Künsten zu siegen verstanden hatte, so wird man hier inne, daß gerade diese Liebe in der antiken Welt fast einzig dasteht, weil sich ihr geistiges Element beimischte. Alles, was von der Kleopatra als redendes Zeugniß übergeblieben ist, Bauwerke, Bildnisse, Statuen, ja selbst der Schmuck, welcher auf den Reliefs ihr Haupt und ihre Brust zu zieren pflegt, verräth immer die höchste Feinheit und Durchbildung ihres Geschmacks, und die Art, wie sie sich mit der Schönheitsgöttin Zathor identificirt und ihr doch huldigt, wie sie das Kind der Liebe, den Sohn Cäsar's, ihren Cäsarion anbetet, ihm göttliche Ehren erweisen läßt und ihn (auf den Statuetten) doch so ängstlich schützend zwischen ihren großen Flügeln hält, zeigt uns neben dem Stolz der Königin eine liebenswürdige, graziöse und fast naive Weiblichkeit. Bei so reichen Naturanlagen, wie die junge Königin sie besaß, war

es kaum anders möglich. Sie war stolz auf ihre hinreißende Schönheit und gebrauchte allen Glanz der Welt zum Schemel ihrer Füße, ja — aber sie war zugleich die Erbin der Bildung der Ptolemäer, der neuen Geistesära, welche diese über Aegypten heraufgeführt hatten, der Gelehrtenschulen, der Bibliotheken, kurz der besten Zeit, welche es je für Aegypten gegeben hat, und die sie als geistige Atmosphäre von ihrer Kindheit an in sich aufgesogen hatte.

Die ägyptische Sphinx regt die Verfasserin zu folgenden Betrachtungen an:

Die Sphinx schläft, und von allen Eindrücken, welche das alte Aegypten zu bieten hat, ist dies der seltsamste. Hingelagert im Wüstensande, stets von den glühenden Pfeilen der afrikanischen Sonne getroffen, hat sie die Augen geschlossen über der untergegangenen Welt, welche sie schuf, um von ihr überlebt zu werden. Wollte sie die neuen Geschlechter nicht sehen, welche, den Segen des heiligen Nil für sich begehrend, die Königsthrone der Pharaonen erschüttert und zertrümmert hatten? Widert es sie an, in der mystischen Unzerstörbarkeit ihres Daseins, auf den nüchternen Materialismus unserer Zeit zu blicken? Ist sie ermüdet, ein Volk von Pygmäen zu betrachten, das gewagt hat, die Götter Aegyptens zu stürzen? Die Sphinx kann nicht sterben, denn sie stellt das schaffende Princip, die zeugende Urkraft selbst dar, aber sie schläft. Als ich zum ersten mal im Vollmondschein die Sphinx betrachtete, überfiel mich dieser Ausdruck in seiner tiefen Bedeutung fast mit Grauen. Es ist unbegreiflich, daß, soviel ich weiß, nie ein Reisender dieses seltsamen Umstandes erwähnt hat. Die Verstümmelungen, welche Menschenhand und Zeit verübten, haben diesen bedeutsamen Zufall hervorgebracht. Die Augen, welche sonst wie jene der Kolosse ewig offen in den klaren Aether stierten und das Land des Nil bewachten, sind der Pupillen beraubt, aber nur so, als seien die Lider im Schlafe herabgesunken und keineswegs den Ausdruck des Todes darstellend. Es ist unmöglich, die Majestät dieses Antlitzes und dieses ernsten Mundes zu beschreiben. Man hat sie mit der Medusa verglichen, aber dies ist nicht richtig; weit eher möchte man glauben, der Künstler, welcher den erhabenen Kopf der Juno Ludovisi schuf, habe zuvor die große Sphinx gesehen. Denn dieses Antlitz hat in seiner Unbeweglichkeit nichts Starres, nichts Versteinerndes, aber auch nichts von jenem stereotypen Lächeln, welches man den Nachbildungen zu geben pflegt. Es trägt den Ausdruck der ernsten Milde, einer gütigen Mutter, welche ewig aus ihrem Schos das Leben erneuert, aber sich in stolzer Majestät bewußt ist, daß sie die Erhalterin und Trägerin der Schöpfung ist. Und dies ist auch die Idee und die Bedeutung der Sphinx; das Princip des Lebens sollte sie darstellen, die ewig schaffende und zeugende Naturkraft, symbolisirt durch die Vereinigung des Löwenleibes mit der Brust und dem Haupt des Weibes, dem noch jetzt in der Verstümmelung und im Schlaf auf seiner Stirne steht: Ich bin. Und wer es wagt, den Schöpfungsgedanken auszudenken, dem ist zugleich das Räthsel aufgegeben, an welches er ewig mit der Frage tritt, warum? Oedipus durfte leben, wenn es ihm gelang, das Räthsel zu lösen; wir müssen sterben, wenn wir es gelöst, das heißt, wenn wir das Leben erfüllt haben.

Weiterhin nennt die Verfasserin sehr treffend die Idee, welche die Sphinx repräsentirt, den „Willen Schopenhauer's".

Sehr lebendig ist auch die Schilderung des von „himmelblauen Mauern" umschlossenen Harems, seiner indolenten Bewohnerinnen, der zweckwidrigen Gestalt, in welcher die europäische Civilisation in diesen Räumen erscheint, und daneben die Schilderung der Häuslichkeit des arabischen Scarabeenverkäufers Abdallah, der nur mit zwei Frauen sich begnügt:

Ein kleiner schwarzer Eunuch, ohne welchen kein Haus im Orient bestehen zu können scheint, öffnete, und wir stiegen aus dem dunkeln Parterre in die obern freundlichern Etagen des Hauses. Ich hörte die Pantoffeln und Gewänder der Damen an einer der Thüren rauschen, aber sie erschienen noch nicht. Man führte mich zuvor in ein Gemach, in welchem meine Augen auf das sonderbarste durch die Farbenabdrücke berührt wurden, die an den Wänden hingen und die „Wengernalp" wie andere Schweizeransichten darstellten. Ein Tanz der Mumien oder eine Procession der Sonnenpriester würde mich weniger überrascht haben. Sodann öffnete sich die Thür und Charel trat ein. Sie war eine Frau von 20 Jahren mit hübschen einnehmenden Zügen. Ein herabfallender Schleier von weißem Musselin umrahmte das ausdrucksvolle Gesicht, die Füße steckten in goldbordirten kleinen Pantoffeln, und über den weiten weißen Pantalons, welche um den Knöchel schlossen, trug sie einen gesteppten losen Rock von gelbem Stoffe. Obwol dieser Anzug an sich nicht schön war, kleidete er sie doch, oder vielleicht lag das Gefällige mehr in ihren zurückhaltenden und anmuthigen Bewegungen. Sie reichte mir die Hände, von welchen jeder Finger mit einem großen Ringe von imitirten Brillanten besteckt und jeder Nagel mit Genné roth gefärbt war, und führte mich in das Wohnzimmer. War es die lange, erkältende Nothwendigkeit des Hotellebens und zugleich das den Deutschen nun einmal angeborene Verlangen nach häuslichem Behagen — dieses Gemach mit seinen Bewohnern gewährte mir einen der angenehmsten Eindrücke, die ich in Kairo gehabt habe. Die Einrichtung war sehr einfach. Das Fenster nach der Straße hin hatte zu meinem Erstaunen einen offenen Balcon, was mich auf die Vermuthung brachte, daß Abdallah in Bezug auf die Frauen ein aufgeklärter Mann, ein Freigeist sei. An der ganzen Länge des Zimmers liefen zu beiden Seiten rothe Divans hin und vor einem derselben lag ein breites Polster, mit einem Teppich bedeckt, um auf der Erde zu sitzen, wie die Orientalen es lieben. Auf diesem Polster saßen die Mutter und die Schwester der Frau vor einem antikgeformten Kohlenbecken, um den Kaffee zu bereiten. Ein großer Blasebalg und ein silberner Teller mit den bekannten Kaffeeschälchen und Bechern vervollständigten das Bild, ebenso ein weißer Schoshund, der sich behaglich auf dem Polster zusammenrollte, und der Negerknabe, welcher bereit stand aufzuwarten. Auf dem gegenüberliegenden Polster nahmen die beiden Gatten Platz und ließen mich in ihrer Mitte sitzen. Der Anstand und die Sitte des Hauses erfordern, daß die Frau sich an diesen kleinen Beschäftigungen nicht betheilige, sie ruht auf dem Divan an der Seite des Mannes und wird bedient. Der Blasebalg fachte jetzt die Kohlen zu heller Glut, das Wasser brodelte in der kleinen Kanne, der feingestoßene Mokka wurde hineingeschüttet und einige Augenblicke gekocht. Während dieses köstliche Gebräu sich setzte, erfüllte sich das Zimmer mit dem Aroma des Kaffees und des Ambra, den man in die Glut wirft. Der Negerknabe brachte jetzt zwischen den Fingern die kleinen Kaffeebecher und — verhülle dein Antlitz, Kranzler, Felsche und wie sonst unsere Kaffeekünstler heißen mögen — nie hat ein köstlicheres Kaffeearom meine Lippen berührt, als im Hause des Scarabeenhändlers in Kairo! Charel reichte dazu ihrem Gatten und mir Papiercigarren, die der Knabe uns mit einer Kohle anzündete, und es war sehr hübsch anzusehen, wie sie in einer ihrer beringten Hände zierlich die Schale hielt, um sie auszunippen, und in der andern die Cigarrette. Die Mutter zündete sich einen langen Tschibuk an, und Abdallah flüsterte mir zu, daß dies nur noch die alten Frauen thäten — nicht mehr Fashion. Mich überkam ein unaussprechliches Behagen. Die ganze Scene hatte einen Anstrich ruhiger Vornehmheit, welchen man zuweilen in den vornehmsten Häusern vergeblich sucht; sie repräsentirt die Poesie des Hauses in ihrer einfachsten, wahrsten und reizendsten Gestalt, und der Anblick der antiken Ruhe, mit welcher die Orientalen die kleinen täglichen Freuden genießen, erfüllt uns fieberisch unruhige Geister des 19. Jahrhunderts mit einer Art beneidender Bewunderung.

Auf ihrer Rückreise hatte die Verfasserin noch Gelegenheit, vom Golf aus den Vesuv in voller Thätigkeit zu erblicken, und sie schließt mit der folgenden dichterisch glänzenden Schilderung ihre kleine Schrift:

Es war eine Stunde vor Sonnenaufgang. Der Golf von Neapel lag noch in Dunkel gefärbt, auch die Lichter in Resina,

:tici, Sorrent und den kleinern Orten, welche abends wie Flammenkranz den Meerbusen umschließen, waren erloschen. s leise Gemurmel der Wellen und selbst das Geräusch der schinen wurde übertäubt von dem gewaltigen unterirdischen llen, welches den Leib der Erde zu erschüttern und dann wann das Meer mit wildem Gischt aufspritzen zu lassen n. Und aus diesem Dunkel trat zur Rechten, im eigent- n Sinne des Worts, ein Feuerberg hervor: der Vesuv, un- reiblich prachtvoll in seiner verheerenden Thätigkeit. Aus Krater stieg hoch die gewaltige Feuersäule auf, mit grau- Glut den Himmel beleuchtend, und aus der Esse Vulcans sen die Cyklopen die Eingeweide der Erde, das geschmolzene n, die glühenden Steine, Asche, Lava, in ungeheuerm en zischend und prasselnd. Der breite Strom der Lava an der Seite des Vulkans nieder, welche dem Meer zu- andt war, und in der Dunkelheit noch rothglühend hüllt er ganzen Berg wie in einen feurigen Mantel, noch auf das r seinen Glutschein werfend. Aber nicht lange sollte dies Schauspiel den Augen sich darstellen. Helios hatte ein stolzeres heraufzuführen, und wie die Sterne, so mußte vor göttlichen Gestirn die Feuerarbeit der Erde erbleichen. Die Glut des Himmels verwandelte sich allmählich in das sichtige Gelb des ersten Morgenroths; der Golf vertauschte schwarzgelbe Decke der Nacht mit den duftigen Schleiern Morgens, leichter Wind machte sich auf; ein Meer von entönen wogte über Himmel, Berg und Land, ein hellerer in quoll um die jetzt dunkel gewordene Bergwand des v, einige Secunden noch, und dann stieg langsam, maje- ch, siegend die Sonne empor, den Golf von Neapel mit nem Glanz überflutend. Die Spitzen der Berge rötheten die Kronen der Pinien, welche sie umkränzen, die Zinnen Burgen und Paläste, deren Fuß noch im Dunkel lag; und ihlich immer tiefer zu den Ufern niedersteigend, grüßten lebenspendenden Strahlen segnend das Kleinste wie das tte, den Palast wie die Hütte, das Prachtschiff wie die rbarke. In voller Morgensonne lagen jetzt die Inseln und alerischen Ufer, welche den Golf umgeben, Capri in seiner rgestalt, Portici, Sorrent, die Massen des Vesuv, der ippo — und in unbeschreiblicher Schönheit, süß hingeschmiegt n schönen Busen, noch schlummernd in der wonnevollen mung des Meers, das Juwel der Städte, der Traum Doeten, das schimmernde Napoli!

Wenn Arthur Stahl trotz ihrer werthvollen spanischen skizzen den Ruf einer geistreichen Touristin in wei- Kreisen sich erst erwerben muß, so erfreut sich Fanny ald seit längerer Zeit dieses Rufs, und ihre neuen ften, der mit Adolf Stahr zusammen herausgegebene ter in Rom" (Nr. 2) und der „Sommer und Winter Genfersee" (Nr. 4) werden denselben nicht schmälern. y Lewald hat nicht den funkelnden Esprit, der durch le Sprühlichter überrascht und blendet, ihr Geist t sich am sichersten auf breiter, solider Grundlage; Landschaftsbilder sind mit Behagen ausgemalt wie in nglischen Romanen; ihre Volks- und Sittenstudien n die Tüchtigkeit einer humanen Gesinnung, welche ir erreichbare Reformen begeistert.

Italien ist seit langer Zeit die Domäne des Stahr'- Ehepaars. Das Werk von Adolf Stahr: „Ein in Italien", ist ohne Frage das beste, das in neue- Zeit über dies Land erschienen ist, und auch das enische Bilderbuch" von Fanny Lewald dürfte im it die frischeste unter ihren Reiseschriften sein. Eine tzung bringt jetzt: „Ein Winter in Rom", eine um kommenere Ergänzung, als die politischen Verhält- für welche Stahr zuerst, gegenüber den frühern unstgenuß schlürfenden Italianissimi unserer Reise- ur, ein offenes Auge zeigte, sich in Italien in der Zwischenzeit wesentlich umgewandelt hatten. Die neueste Reise Stahr's fällt in das Jahr 1866. Der letzte Krieg gegen Oesterreich, die unglückliche Schlacht von Custozza, die Befreiung Venetiens fallen in dies denkwürdige Jahr. Gleichwol boten die italienischen Zustände unserm Reisenden kein recht befriedigendes Bild, sondern das Bild des Unfertigen. Von Como schreibt Stahr:

Die vorherrschende Stimmung, der wir hier wie bisher überall begegneten, war indessen eine sehr gedrückte und niedergeschlagene. Das Volk ist überall mit großem Enthusiasmus in den Kampf gegangen; desto schwerer lastet jetzt auf ihm das Bewußtsein, daß all seine Begeisterung, all sein Muth, all die gebrachten Opfer an Blut und Geld ihm keine Erfolge gebracht haben. Der Gedanke, daß Italien alles, aber auch alles, was ihm durch diesen Krieg von 1866 zugefallen, fremden Waffenerfolgen zu verdanken hat, daß die Preußen es gewesen, die ihm Venedig gewonnen haben, daß die italienische Armee nicht wie 1859 ebenbürtig an der Seite ihres Alliirten gekämpft hat, daß nach der Niederlage von Custozza der Kampf nicht von Victor Emanuel erneuert worden ist, und schließlich die Schlappe von Lissa auch Italiens kriegerische Ehre zur See schwer geschädigt hat — das alles erfüllt die Herzen mit einer dumpfen Bitterkeit, die um so schwerer lastet, als jetzt keine Aussicht ist, die verlorene Ehre wieder herzustellen. Der einzige Trost, den sie sich selber geben, ist der traurige, daß sie „verrathen worden". Tradimento war das dritte Wort, das wir auf dem Comersee und in Como und auf der Weiterreise nach Bologna zu hören bekamen.

Und von Florenz aus schreibt der Reisende:

Ich habe übrigens an mir selbst und meinem Verhalten zu den Menschen und Dingen, die mich hier umgeben, die Bemerkung gemacht, daß ich an den jetzt befreiten und uns gegenüber politisch sogar frei zu nennenden, selbstbewußten, einer neuen großen Zukunft entgegengehenden Italienern von heute nicht mehr den Herzensantheil nehme wie an den unglücklichen, geknechteten, von fremder und einheimischer Tyrannei gepeinigten Italienern vor 21 Jahren; daß ich sie strenger kritisire, für ihre Nationalfehler, ihre Schwächen und Mängel ein schärferes Auge und Urtheil habe, und daß sie mir in ihren gegenwärtigen Zuständen weniger interessant, weniger liebenswürdig erscheinen als damals. Ich fand jedoch darin bald nur eine Bestätigung für die alte Wahrheit, daß wir Menschen eben alle ein Stück Egoismus in uns beherbergen, und daß wir nur deshalb mehr Interesse für die Unglücklichen und Unterdrückten, für die Schwachen und Leidenden haben, weil ein solches Mitgefühl immer zugleich mit einem heimlichen, uns schmeichelnden Bewußtsein unserer eigenen Ueberlegenheit verbunden ist. Und wie hoch erhaben über jeden Italiener von 1845 erschien sich damals jeder Deutsche in den vielversprechenden Anfängen unserer nationalen Bewegung. Jetzt ist das Ding freilich ein wenig anders. Die verachteten Italiener haben auf demselben Felde Riesenfortschritte gemacht und der erstaunten Welt plötzlich gezeigt, was sie sind und was sie können. Sie haben einen Cavour und Garibaldi und einen Victor Emanuel aufzuweisen und eine zehnjährige Geschichte, in deren Verlaufe es ihnen durch Glück und geschickte Benutzung der Umstände gelungen ist, den „geographischen Begriff" Italien fast über Nacht zu einer großen nationalen Staatseinheit zu machen, innerhalb deren die Freiheit weiten Spielraum der Bewegung gefunden hat, während wir — aber basta! Zwar haben sie noch unermeßlich viel zu thun, um das Schnellgewonnene auf sichern Grundlagen dauernd zu befestigen. Aber Rom ist auch nicht in Einem Tage gebaut worden, und ich möchte wol sehen, wie hier nach einem Menschenalter die Dinge stehen werden, wenn Italien während eines solchen Zeit behalten wird für die Arbeit des Friedens, die schwerer ist als die des Kriegs.

Die liebenswürdige Wärme und die Begeisterung der Reisenden für die Herrlichkeit Roms und Italiens spricht aus jeder Zeile ihres Werks; Rom ist nicht blos die alte

Weltstadt, es ist auch die Heimat ihrer Liebe, wie wir ja aus Stahr's „Gedichten" wissen. Und so knüpft sich an manches Plätzchen in der Alten Stadt (sei es auch eine Bank auf dem Monte Pincio mit dem Blick auf die schönsten Blumen und Statuen) eine Erinnerung des Herzens, welche über dasselbe eine eigenthümliche, warme Beleuchtung ausgießt, während jeder dritte gleichgültig vorübergeht. Daß es für einen Sohn des 19. Jahrhunderts und der modernen Cultur einiger Anstrengung bedarf, sich mit einer so verfallenen Stadt und zum Theil verkommenen Bevölkerung, wenn man sie nur im Lichte der Gegenwart sieht, zu befreunden, muß Fanny Lewald selbst zugeben, und auch Adolf Stahr findet, daß die römische Bevölkerung in den letzten zwanzig Jahren in der Cultur und selbst in äußerer Stattlichkeit zurückgegangen sei. Jene geistvolle Wienerin, welche meinte, „man lebe doch nicht von Sonnenschein und Ruinen", traf jedenfalls den Nagel auf den Kopf, und auch die unbefangenen Bemerkungen der auf den Trümmern des Palatins herumkletternden Damen, von denen Fanny Lewald berichtet, haben bei aller ihrer Einseitigkeit doch ihr gutes Recht. Die blonde Schöne sagte zu dem jungen Gelehrten: „Ich weiß nicht, ich mache mir aus dem alten Wesen, wenn es so zerfallen ist, nicht viel", und da die Begleiter darüber lächeln, sagt die alte Mama: „Wissen Sie, da kann ich meine Tochter nicht darin verdenken. Wenn man denn doch Sinn für Ordnung und für Schönheit hat und gewohnt ist, es um sich her alles wohlerhalten zu sehen —" Sie gingen vorüber, Fanny Lewald hörte das Ende dieser Unterhaltung nicht.

Das klingt freilich sehr trivial und hausbacken, und man sollte nicht nach Rom reisen, wenn man alles ordentlich und comfortable um sich sehen will. Doch diese Verurtheilung des heutigen Rom durch unbefangene Naturen, die sich in die moderne Civilisation eingelebt haben, ist ebenso berechtigt wie die Schwärmerei der Gelehrten, welche sich das alte Rom herausgraben, die Trümmerstätten beseelen und sich an den großen geschichtlichen Perspectiven erfreuen, die sich hinter dem Verfall der Gegenwart aufthun. Diese Reconstruction ist ein Act der Wissenschaft und der Phantasie; doch wer offenen Sinn und offenes Auge hat für das, was ihm die Gegenwart entgegenbringt, der wird zunächst das große nationalökonomische Deficit des heutigen Rom entdecken und sich unbehaglich fühlen in einer so verwahrlosten Stadt, welche in Bezug auf äußere Einrichtungen im wüstesten Verfall begriffen ist und selbst hinter dem zurückbleibt, was man hierin von jedem sogenannten „Nest" in Deutschland und Frankreich erwarten darf. Sehr anschaulich wird uns dieser Verfall von Fanny Lewald selbst geschildert:

Ich kann mich jetzt wie früher des Glaubens nicht erwehren, daß der beständige Anblick einer solchen Zerstörung nachtheilig und entsittlichend auf den Charakter des Volks einwirken müsse. In Städten, in welchen die öffentlichen Bauwerke in Ordnung gehalten werden, in denen vor dem Geschaffenen Achtung herrscht, schämt sich der einzelne Hauseigenthümer, sein Haus verfallen zu lassen; denn neben der Ordnung, die ihn umgibt, macht jede Unordnung einen häßlichen Eindruck, und in einem wohlgehaltenen Hause mag man selber nicht zerlumpt einhergehen. Hier jedoch, wo man von der grauenerregenden Vernichtung des Erhabensten und Herrlichsten umgeben ist, fällt es nicht sonderlich auf, wenn an einem gewöhnlichen Wohnhause der Abputz von den Ziegeln abspringt, die Farbe an dem Holzwerke der Thüren und der Fenster fehlt, wenn hier ein Laden schief herunterhängt, dort eine Thürschwelle — und sie sind ja genug aus schönem Marmorgetrümmer gemacht — ausgetreten ist und einsinkt, oder eine geplatzte Fensterscheibe mit Papier ersetzt wird. Solange das Gebäude nicht völlig aus den Fugen geht und seinen Einwohner über den Kopf zusammenzustürzen droht, wird nicht leicht daran etwas gebessert oder erneuert; und muß dies endlich geschehen, so macht man es, ohne alle Rücksicht auf das Schöne oder das Schickliche, eben nur, wie man am bequemsten dem augenblicklichen Bedürfniß zu entsprechen vermag. Gerade so halten es denn auch die Menschen, welche in diesen halbverfallenen und zusammengeflickten Häusern wohnen; und da die hiesige Regierung für die Bildung und Erziehung dieses Volks so gut wie nichts thut, da nichts geschieht, ihm vorwärts zu helfen, da Handel und Industrie völlig daniederliegen und ein furchtbarer Steuerdruck auf dem Volke lastet, so ist es kein Wunder, wenn es immer tiefer und tiefer herunterkommt. Außer an den Irländern in den ärmsten Quartieren von London und von Edinburg habe ich ähnliche Verkommenheit nie gesehen, und auch dort ist mir kaum eine so furchtbare und allgemeine Zerlumptheit wie hier vorgekommen. Sogar bei denjenigen, die noch Selbstachtung genug besitzen, um ihre Kleider, freilich auch nur mit den ersten beim Lappen, welche ihnen unter die Hände kommen, auszubessern, muß man sich sagen, daß solch ein Flickwesen nur da möglich wird, wo die Steuern jeden fabricirten Stoff theuer und der Mangel an lohnender Arbeit die Zeit werthlos machen. Ich kenne Arme und Armuth auch in Deutschland, aber von solcher Flickerei, wie hier die ordentlichern Frauen sie über sich nehmen, ist mir zu Hause nie ein Beispiel vorgekommen. Es würde bei uns auch geradezu eine Verschwendung der Zeit und damit überhaupt ein Verschwendung sein. Es ist immer ein mißliches Ding um die Bewunderung des Mittelalters und jener unmenschlichen und selbstsüchtigen Romantik gewesen, in der für einige wenige auf Kosten der großen Mehrheit ein willkürliches und doch nur einseitiges Behagen erschaffen wurde. Hier aber, wo so vieles noch tief im Mittelalter steckt, muß man, trotz der vollkommenen Erkenntniß des Schönen, was die verschiedenen Epochen der Vorzeit in sich und aus sich heraus gebildet haben, einen völligen Widerwillen gegen das Mittelalter fassen und es diesem Mittelalter und der antiken Welt gegenüber in jedem Augenblicke segnen, daß sie vorüber sind, und daß man in einer Zeit geboren ist, in welcher der einzelne mehr und mehr von allem selbstsüchtigen Belieben geheilt und zu der Erkenntniß gefördert wird, wie sein wahres Heil nur innerhalb des Wohlbefindens aller möglich ist.

Ueberhaupt gibt uns Fanny Lewald in ihren Briefen mit dem klaren Blick und der praktischen Tüchtigkeit, die sie in ihrer Geburtsstadt, der Stadt der „reinen Vernunft", heimisch sind, Auskunft über mancherlei Verhältnisse des täglichen Lebens in Rom, die für die Volkssitte charakteristisch sind; sie schreibt einen Haushalts- und Küchenbrief, der uns mit den Details der Wirthschaft genau bekannt macht; sie schildert uns Handel und Wandel in Rom, das klägliche Postwesen, das verworrene Geldwesen mit seinen zwei Valuten, das Volksleben auf der Via Sistina, wie es sich an einem Morgen gestaltet, Scenen aus dem bürgerlichen Leben, dem Leben der jungen Mädchen, ihre Vergnügungen u. s. w. Ueber die Organisation des Bettelwesens oder Unwesens gibt sie die folgenden Mittheilungen:

Eine Regierung, welche vielen Hunderten von rüstigen arbeitsfähigen Männern ihren Müßiggang und ihr Betteln für ein Gott wohlgefälliges Werk auslegt, kann den Bettel nicht bestrafen, und es gibt denn hier auch Bettler der verschiedensten Grade und Arten. An der Spitze stehen natürlich die Bettelmönche, die mit einem Eselchen, oder mit ihrem Korbe in der Hand, durch die Straßen ziehen, bei jeder Gemü-

erin, bei jedem Friggitoren und Pizzikarolen einen Halt chen, eine Prise anbieten, ein wenig klatschen und Neuigkeiten agen, und dafür irgendein Regalo (Geschenk) in ihren Sack orfen bekommen. Die zweite Klasse sind die privilegirten ter, die — wie unsere unglücklichen orgeldrehenden Invali- im Thiergarten zu Berlin — ein Blech auf der Brust tra- , das sie als „Privilegiati" (als Privilegirte) bezeichnet, und je nach ihren Verdiensten, zu bessern oder schlechtern Bettel- en befördert oder degradirt werden. So ist der bekannte den Händen kriechende Bettler vom Monte Pincio, weil er en Fremde grob gewesen ist, nach einem entlegenen Stadt- le verwiesen worden und kommt jetzt nur gelegentlich als f nach der spanischen Treppe, auf welcher er sich ein Ver- gen erworben hat; und ein anderer sehr schöner, stets heiter elnder und immer wohlgekleideter Mann mit einem Stelz- , ist aus einer Seitenstraße nach der Mitte der Stadt rdert worden, wo er uns jetzt immer, wenn wir vom itole oder von dem Forum kommen, anständig den Hut end, seinen Bettlergruß entgegenruft. Zu der dritten und verbreitetsten Klasse von Almosen Begehrenden und Empfan- den gehört ungefähr das halbe Rom, d. h. alle Gewerbtrei- den, Beamten, Bürgerfamilien, die nicht reich sind, und System, nach welchem das Almosengeben und Almosen- fangen für diese Klassen eingerichtet ist, ist so fein berechnet, zuletzt alles zum Vortheil der Kirche und der Klöster aus- gt, welche hier den Menschen von der Stunde seiner Ge- als einen zinstragenden Gegenstand mit Beschlag belegen, die Steuer von seinem einstigen Dasein noch über seinen hinaus in den Seelenmessen beziehen, die für ihn gelesen den.

In einem Kapitel: „Die Fremden und die Gesell- ft in Rom", schildert Fanny Lewald das Künstlerleben, Gesellschaftsabende im Palast Caffarelli bei Hrn. von im, dem preußischen Gesandten, einen Besuch bei dem zog von Sermoneta, einem erblindeten, geistreichen ischen Aristokraten, außerdem namhafte Persönlichkei- wie Ferdinand Gregorovius, Franz Liszt, Elpis lena. Von dieser Freundin Garibaldi's und Liszt's, u von Schwarz, erhalten wir folgende Schilderung:

Sie war schon vor 21 Jahren hier, damals noch jung noch verheirathet, und schon viel in der Welt herum sen. Seitdem ist sie noch weit mehr gereist, und sie kann lich wie das Bächlein im Liede von sich sagen: „Das Wan- , das ist meine Lust, das Wandern!" Im Orient und in er, in Kreta und auf den andern Inseln, bei Garibaldi Caprera und im Varignano — überall ist sie gewesen. Sie n Perpetuum-mobile, bei dem eine lebhafte Einbildungs- und ein ganz vortreffliches Herz nebst einem guten Theil borener Rastlosigkeit die treibenden Kräfte sind. Ihr Vater, Mutter, die ich vor Jahren in London kennen lernte, n äußerst originelle Menschen, und originell ist Elpis na oder, wie ich sie viel lieber nenne, Marie Espérance Schwarz auch selber. Sie kann nicht leben ohne irgend- Plan, ohne einen abenteuerlichen Plan; denn es muß an allem, woran sie lebhaft theilnehmen soll, eine gewisse teuerliche Ader sein. Jetzt spricht sie davon, eine Reise China zu machen, und sie würde die Strapazen einer n wol ertragen; aber es käme, glaube ich, nur darauf an, ine Reise nach dem Nordpol richtig zu beleuchten, um sie iefen Süden sofort mit dem hohen Norden vertauschen zu en. Dabei ist sie mannichfach unterrichtet, musikalisch, ewandt, im Besitz reicher Sprachkenntnisse, und eine Frau, ie Honneurs ihres Hauses in großem Stil zu machen weiß, dies ebenso in dem schönen gastlichen Hause ihrer Aeltern Cornwall Terrace in London üblich war. Ihr Salon ist auch so vielfarbig in seinen Gästen, wie eine ausgebreitete bekanntschaft ihn werden läßt. Fremde von allen Nationen, rte, Künstler, Musiker, und unter diesen Franz Liszt als berall erste; vertraute Freunde Garibaldi's, römische Pa- n und daneben hohe Geistliche kommen als Gäste in ihre hübsche Wohnung im Hofe des Palastes Lovatti auf der Piazza di Popolo; und es nimmt mich wunder, daß man von seiten der Kirche nicht darauf denkt, diese energische und bewegliche Natur für die Zwecke der Kirche zu gewinnen. Hätten wir noch die großen Kreuz- und Pilgerzüge, so wäre solche große Wallfahrt nach dem Heiligen Grabe — wenn sie nur gefährlicher wäre als jetzt — recht wie geschaffen für Elpis Melena, die über alle dem, was sie möchte und vorhat, das vergißt, was sie vor allem andern ist, eine herzensgute und dabei fast kindlich harmlose Frau. Sie bringt mich — und ich bin doch sonst ernsthaft genug — immer zum Lachen, wenn sie sich auf die großen politischen Fragen verlegt, während sie hausfraulich den Thee bereitet und ihre beständigen Begleiter, zwei Windspiele, zu ihren Füßen spielen. Sie ist ihrem eigensten Wesen nach eine so ganz und gar lenksame und bestimmbare Natur, daß sie für mich etwas liebenswürdig Komisches bekommt, wenn sie ernsthaft von den Dingen redet, die einen kalten, festen Sinn und eine sichere und energische Hand verlangen.

Die Nachlese, welche Adolf Stahr zu seiner frühern eingehenden Schilderung Roms in diesem Werke liefert, enthält viel Anziehendes — bietet Rom doch einen unerschöpflichen Stoff, und selbst in den zwanzig Jahren, daß Stahr es nicht besuchte, hat sich manches Neue dort zugetragen und die nicht stillstehende Weltgeschichte hat wiederum manche Stätten durch denkwürdige Thaten geweiht. Fällt doch in die Zwischenzeit die glorreiche Vertheidigung Roms durch Garibaldi gegen die Franzosen. Valladier spricht zwar in seinem Buch über das heutige Rom (Nr. 3) sehr geringschätzig von dieser Vertheidigung und meint, daß den Franzosen keine Horatius Cocles oder Mucius Scävola gegenübergestanden hätten. Stahr dagegen besuchte pietätvoll die Kampfstätten vor und bei Porta di San-Pancrazio, die Villen Pamfili, Corsini und Giraud, Savorelli und das noch jetzt in Trümmern liegende Vascello, das damalige Hauptquartier Garibaldi's, an der Hand des „Tagebuch aus Italien 1849" von Oberst von Hofstetten, in welchem dieser Waffengefährte des italienischen Volkshelden jene Kämpfe beschreibt, und er bekennt offen, daß er keine der unzähligen historischen Walstätten Roms mit tieferer Bewegung betreten habe:

Ohne die Geschichte dieses Kampfes zu kennen, kann man Garibaldi's ganze Größe nicht verstehen, ihn nicht verstehen in seinem Schmerze um das verlorene Rom und in seinem unablässigen achtzehn Jahre langen Ringen, es wieder zu gewinnen für Italien. Rom, die Geburtsstätte seines Heldenruhms, ist zugleich die offene Wunde seines Herzens. Der vierzehnstündige Kampf, den er hier bei diesem Thore mit nur wenig über viertausend Mann gegen Oudinot's zwanzigtausend Franzosen vom frühesten Morgengrauen bis zum späten Abend des 3. Juni 1849 gekämpft hat, wird für alle Zeiten zu den heldenmüthigsten gehören, welche die Kriegsgeschichte kennt; denn nicht die Massen der Kämpfer, sondern der Geist, mit dem, und die Sache, für die sie kämpfen, sind es, welche einem Kampfe Bedeutung verleihen. Die vertragsbrüchigen Franzosen hatten sich durch nächtlichen Ueberfall vor Ablauf des geschlossenen Waffenstillstandes fast aller festen Positionen vor dem Pancratiusthore bemächtigt, unter ihnen auch der Villen Pamfili und Corsini. Diese wiederzugewinnen war das Ziel des blutigen Ringens. Es ward nicht erreicht; daß aber mit wahrer Todesverachtung um dasselbe gestritten worden war, das bewiesen die tausend Mann, darunter hundert Offiziere, der nur viertausend Mann starken Division Garibaldi's, welche am Abend dieses glorreichen Kampftages todt oder verwundet dahingestreckt lagen, unter den Todten die heldenmüthigen Führer Daverio und Masina, Dandolo und Morosini. Noch dreißig Tage lang vertheidigte Garibaldi das mit Bomben überschüttete, elend befestigte Rom

gegen die Ueberzahl der Belagerer, ehe er die Stadt verließ, um jenen Rückzug nach San-Marino anzutreten, der allein ihm als Krieger unsterbliches Andenken sichern könnte. Seine Besten waren gefallen, Italien war seiner hoffnungsvollsten Söhne beraubt, die im wiederkehrenden Freiheitskampfe neuen Scharen als erprobte Führer hätten vorausschreiten können. Das kleine republikanische Heer Roms hatte in seiner Gesammtstärke kaum 15000 Mann betragen, und von diesen waren bis zum Ende des Kampfes an 300 Offiziere und 4000 Mann Unteroffiziere und Soldaten getödtet oder schwer verwundet worden. So viel Blut war nicht vergebens geflossen. „Die Italiener schlagen sich nicht!" hatte am Beginn des Kampfes der französische General Lamoricière auf der pariser Tribüne höhnend ausgerufen. Jetzt konnte Italien mit Stolz auf Rom hinweisen, dessen Vertheidiger bewiesen hatten, daß dies übermüthige Wort eine freche Lüge (una stolta menzogna) sei.

Auch auf dem Gebiete der Archäologie findet Stahr Neues zu berichten: zunächst die Ausgrabungen auf dem Palatin, die bedeutendsten antiken Kunstfunde in Rom, und zwar den berühmten Apoxyomenos Lysipp's, die überlebensgroße Statue des Kaisers Augustus, die im Frühlinge des Jahres 1863 in der Nähe von Rom, bei Prima Porta an der alten Flaminischen Heerstraße, ausgegraben worden ist, die Porträtbüsten der Enkel August's, Cajus und Lucius Cäsar, den kolossalen Hercules von vergoldeter Bronze, aufgefunden bei der Aufgrabung der Fundamente des Palazzo Pio, und den Sarkophag der Gallierschlacht, gefunden bei Aufgrabung der Via Appia einige Miglien von Rom. Von der Via Appia selbst, von dem Museum des Laterans und andern wichtigen archäologischen und Kunststätten erhalten wir eine eingehende Beschreibung, wie wir sie von Stahr's kundiger Feder gewohnt sind. Interessant ist Stahr's eigener Fund, die Entdeckung eines trefflichen Lessing-Bildes bei einem Trödler der Via San-Giuseppe.

Von den gegenwärtig in Rom gepflegten Künsten nimmt die Bildhauerkunst die erste Stelle ein, während die Maler sich meist nur vorübergehend in der Weltstadt aufhalten. Die Bildhauer werden nicht nur angezogen durch die großen Vorbilder ihrer Kunst, die sich nirgends so zahlreich und so bedeutend finden wie in Rom, nicht blos durch die Vorzüge der Modelle, sondern auch durch die große Geschicklichkeit der Marmorari, Marmorarbeiter, welche eigentlich die technische Hauptarbeit machen, indem sie das Modell des Künstlers in Marmor ausarbeiten. Unter den sich in Rom aufhaltenden Bildhauern nimmt der Amerikaner W. W. Story einen hervorragenden Platz ein. Stahr rühmt seine Kleopatra, Delila, Libysche Sibylle" und den Thonentwurf einer neuen Schöpfung, der Gruppe Amor und die Sphinx. Story vertritt in der Bildhauerkunst eine neue Richtung, indem er in seinen Gestalten nicht blos das Ideale, sondern auch das typisch Nationale ausdrückt, wie die nubischen Lippen und andere charakteristische Eigenthümlichkeiten der ägyptischen Gesichtsbildung bei der Kleopatra, die vollen Lippen, die kräftige Nase die jüdischen Rasse-Eigenheiten bei der Delila beweisen. Stahr sagt in Betreff der Kunstschöpfungen Story's:

Der bedeutende Eindruck, welchen mir die Anschauung dieser Werke machte, beruhte besonders darauf, daß hier von einem genialen, hochgebildeten Künstler eine neue Aussicht für die Zukunft seiner Kunst auf das glücklichste eröffnet zu sein schien, ein neues Feld gleichsam für schöpferische Bethätigung der Plastik, hinaus über die erschöpften Motive der Antike und ihrer Ideale. Wo er eine Fortsetzung derselben versucht hat, wie in einer Venus und in einer sitzenden Sappho, da ist er nicht über das längst Bekannte neuerer Versuche hinausgekommen. Hier aber, im Gebiete des Historisch-Nationalen, ist er völlig neu und schöpferisch aufgetreten und hat damit der Plastik ein neues Feld erschlossen, das unter seiner und unter glücklicher Nachfolger Hand reiche Ausbeute verspricht. Beim Anblick dieser Kleopatra, dieser Libyschen Sibylle, dieser Delila, zu denen sich noch eine Judith und ein Saul und eine über ihrem Vorhaben brütende Medea gesellen, ist es immer, wie ein mit uns anwesender Betrachter sich ausdrückte, „als athme man neue Lebenslust und Hoffnung für die Fortentwickelung der Plastik". Und gewiß ist es ein bedeutungsvoller Umstand, daß derselben diese neue belebende Richtung von einem Sohne des jüngsten Culturvolks, von einem Sohne Amerikas kommt, von dem schon Goethe das Wort gesagt hat:

Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, der alte!

Story ist übrigens ein vielseitig gebildeter Künstler, auch Musiker und Dichter, und die beiden von Stahr mitgetheilten poetischen Proben sind durchaus anziehend und gehaltvoll. Außer Story halten sich noch drei amerikanische Bildhauerinnen in Rom auf, von denen namentlich Miß Hosmer von Stahr hervorgehoben wird. Auch sie verfolgt eine eigenthümliche, dem Anschein nach mit dem Wesen der Plastik in Widerspruch stehende Richtung — die phantastische:

Höchst anmuthig und geistreich ist besonders ihre Darstellung des Shakspeare'schen Sommernachtstraum-Geistes Puck, der der Künstlerin, welche eine Schülerin Gibson's ist, zuerst einen Namen gemacht hat. Der neckische fledermausgeflügelte Genius, in der rechten eine Schildkröte, in der linken Hand eine Eidechse haltend, sitzt auf einem riesigen Pilze, unter welchem kleinere Pilzchen und allerlei Waldgekräut hervorwachsen, und sieht uns mit dem durchtrieben schalkhaften Gesichte so verschmitzt und zugleich so drollig an, daß wir in ihm auf den ersten Blick den zu aller Neckerei aufgelegten Waldkobold der derben und tappischen Volksphantasie erkennen, aus deren Quelle Shakspeare seinen Puck geschöpft hat, „den schlauen Poltergeist".

Aehnlichen Humor zeigt sie in ihrer Gruppe eines an einem Baumstamm schlafenden Fauns, den ein kleiner Satyr mit dem Schwanze und Klauenenden des ihn bedeckenden Pantherfells festbindet. Außerdem steht ihr auch das furchtbar Tragische zu Gebote, wie ihr Brustbild einer Medusa und ihre Beatrice Cenci beweisen.

Von den mannichfachen selbständigen Essays von Stahr, unter denen mehrere Michel-Angelo-Studien wegen origineller Auffassung hervorzuheben sind, erwähnen wir noch denjenigen über den „Adel des heutigen Rom", der über die Bestandtheile und nur noch äußerlichen Vorrechte desselben genaue Auskunft ertheilt.

Der heutige römische Adel ist dreierlei verschiedenen Ursprungs. Er ist hervorgegangen theils aus den alten Feudalgeschlechtern, als deren vornehmste von jeher die jetzt erloschenen Familien der Conti und Savelli und die noch fortblühenden der Colonna und der Orsini gelten; theils aus den Nachkommen der Träger städtischer Würden und Ehrenämter, dem sogenannten Municipaladel, der sich durch die städtischen Annalen (Fasten) und die sogenannten „goldenen Bücher" feststellte; theils endlich aus dem Nepotismus, indem die Päpste, sofern sie nicht schon selbst dem hohen Adel angehörten, ihre Verwandten mit fürstlichem Range und Besitz ausstatteten. Zu diesem nationalrömischen Adel gesellten sich dann noch viele Adelsgeschlechter aus andern italienischen Städten, namentlich aus Florenz, die sich zum Theil als Vertriebene hierherzogen, theils von den Päpsten gelegentlich nach Rom berufen wurden.

In das auf dem Capitol befindliche Adelsregister,

Albo, wurde durch Pius IX. 1853 auch der alte römische Baronialadel aufgenommen, und damit erhielt der Stolz dieses fürstlichen und herzoglichen Adels, der früher eine solche Vermengung mit dem Stadtadel als eine Erniedrigung ansah, einen harten Stoß. Die Privilegien bestehen in Vorrechten des päpstlichen Hofdienstes, dem „Recht des Baldachins", dem Recht, die päpstlichen Schlüssel im Wappen zu führen, die Nobelgarde des Papstes zu bilden u. s. f.

Was das Werk des Stahr'schen Ehepaars so interessant macht, die gemeinsame Schilderung von Roms Eigenthümlichkeiten, das zeigt doch auch Schattenseiten in den häufigen Wiederholungen, die hoffentlich eine neue Auflage beseitigen wird. So erfahren wir z. B. S. 121 von der Kirche Santa-Maria degli Angelo, welche Michel Angelo in die Thermen des Diocletian hineingebaut hat, daß sie echt kolossale Monolithe von rothem ägyptischen Granit enthält, und dasselbe erfahren wir S. 197 durch Adolf Stahr noch einmal, sowie auch die Schilderung des Prätorianerlagers in allen Hauptpunkten mit derjenigen übereinstimmt, die uns Fanny Lewald schon gegeben hat. Ebenso viele Wiederholungen enthalten die Beschreibungen des Palatins und seiner Ausgrabungen, wenn sie auch von Fanny Lewald mehr feuilletonistisch, von Adolf Stahr mehr wissenschaftlich ausgeführt sind. Daß Franz Liszt von den Römern Signor Commendatore genannt wird, weil er alle möglichen hohen und höchsten Orden besitzt, erfahren wir S. 216 und S. 372 noch einmal u. dgl. m.

Neben der kunstbegeisterten Darstellung Roms, welche uns das Stahr'sche Ehepaar gibt, nehmen sich die Skizzen und Charakterbilder des Franzosen Valladier (Nr. 3) auf den ersten Blick etwas sehr nüchtern aus. Enthält er sich doch jeder Kunstbeschreibung, indem er die Beschreibung eines Gemäldes oder einer Statue für schlecht angewendete Zeit erklärt. So nimmt seine Darstellung des Vatican nur drei Seiten ein; Laokoon und Consorten gehen dabei ganz leer aus. Nicht besser ergeht es dem Forum. „Der Besuch des Forum ist höchst interessant, man hat ein Stück römischer Geschichte unter den Füßen; aber eine Beschreibung kann nur an Ort und Stelle von Nutzen sein. Deshalb unterlasse ich solche."

Gewiß, wortkarger kann kein Reisender über die großen Merkwürdigkeiten Roms hinweggehen; auch Valladier's übrige topographische Skizzen sind sehr flüchtig gehalten. Wenn man seine Beschreibung der Peterskirche mit derjenigen der Fanny Lewald vergleicht, erkennt man den Unterschied zwischen eingehender Vertiefung und oberflächlicher Berührung. Dasselbe gilt von der Schilderung des Pantheon, des Forum Trajan's, des Quirinals u. s. f. Doch der nüchterne Franzose, der sich gegen die Märchen der Büchersabrikanten, gegen die kindische Charlatanerie, mit welcher die Stadt Rom angepriesen wird, lebhaft zur Wehr setzt, entschädigt uns für seinen Mangel an Enthusiasmus für Kunst und Alterthum durch gute Beobachtungen des Volkslebens und tüchtige Sittenschilderungen. Er sagt:

Wer nur wenige Tage in Rom verweilt, sieht nichts. Altes zerfallenes Gemäuer, Trümmer von Steinen, umgestürzte Säulen und Statuen; Sarkophage, die zur Viehtränke dienen, Tempel in Kirchen umgewandelt, ungeheure öde Paläste, Museen voll Kunstwerke, die er nicht im Sinne behalten kann; häßliche Straßen, besudelte Gebäude, schmuzige Mönche, heuchlerische Priester, kecke Diebe und Bettler — das ist's, was er sieht. Was er aber nicht sieht, das sind die Sitten und Gebräuche, die Zerrüttung und die Verderbniß bei Beamten und Richtern, die Intoleranz der Geistlichen, denen die Religion als Deckmantel oder Waare dient; der Aberglaube, die Misbräuche, die Willkür, der Sittenverfall und die Schamlosigkeit in allen Ständen.

Von dem römischen Klerus, seiner Rangordnung, seinen verschiedenen Fähnlein und Heerscharen, vom Conclave und der Krönung des Papstes, von der heiligen Woche, dem Osterfest u. dgl. m. erhalten wir nach Durchlesung der betreffenden Kapitel des Buchs ein anschauliches Bild. Am wenigsten läßt sich Valladier pikante Merkwürdigkeiten des klerikalen Lebens entgehen. Das Santo Bambino von Ara Coeli, das auch in dem Stahr-Lewald'schen Werk mit besonderer Vorliebe in der oben getadelten doppelten literarischen Buchhaltung behandelt ist, wird auch von Valladier nach Gebühr geschätzt als ergiebiger Anekdotenstoff. Das Santo Bambino wird häufig zu Kranken in verzweifelten Zuständen gebracht, man zündet Kerzen und stellt Gebete an und befragt es:

Wenn die Wangen des Kindleins nur leicht roth sich färben, ist der Kranke gerettet; werden sie dagegen blaß, so hat man nur noch für sein Seelenheil zu beten. Aber warum heilt es denn nicht, fragt man, wenn es doch die Kraft hat? Weil dann die Menschen gar nicht mehr sterben würden, ist die Antwort, und das wäre wider die Ordnung Gottes. Diese Consultationen des Santo Bambino sind unentgeltlich, nur einige Accidenzien sind dabei, und ein Scudo für den Wagen, der es herbeiführt, ein Scudo für die Kerzen und einen für den Sakristan; das macht funfzehnmal den Betrag für den Besuch eines Arztes. Wie wohl es dem Kindlein behagt, beweist folgende Geschichte. Eine reiche Dame ging in ihrem frommen Eifer so weit, daß sie es zu entführen beschloß, indem sie ein unechtes, mit den Kleinodien desselben geziert, an seine Stelle legte, ohne daß die Mönche es merkten. Aber in der nächsten Mitternacht wurden sie durch ein reges Getöse an der Pforte geweckt, und als man öffnete, hatte sich das echte von selbst wieder eingestellt und mit dem einen Füßchen, welches sich aus den Windeln frei gemacht, angeklopft. Seitdem ist es in seiner Wiege um so mehr behütet, und zu Weihnachten in einer Kapelle mit dem nackten Füßchen zur Schau ausgestellt.

Von der heiligen Treppe in der Kapelle Sancta Sanctorum am östlichen Ende des St.-Johannesplatzes berichtet Valladier nach den Mittheilungen des dienstbeflissenen frommen Bruders:

daß von den fünf Treppen nebeneinander, welche alle zu derselben Kapelle führen, die mittlere von Jerusalem hergebracht wurde, wo sie im Gerichtshause durch die Schritte unsers Heilands, als er zu Pilatus geschleppt wurde, geheiligt ward, und daß diese kostbare Reliquie ohne die darübergelegten Bretter längst von den Knien der Pilger abgenutzt wäre, denn es ist gebräuchlich, diese Stufen nur auf den Knien hinaufzurutschen. Dann weist er auf eine Affiche an der Wand, worauf zu lesen steht: 1) Daß durch eine Bulle Papst Leo's IV. aus dem Jahre 850 neun Jahre Ablaß für jede der 28 Stufen, welche die Gläubigen auf den Knien berutschen, gewährt sind. 2) Daß Pio VII. im Jahre 1817 erklärt hat, dieselben Indulgenzen seien auch auf die Seelen im Fegfeuer anwendbar. 3) Daß Pio IX. die Wohlthat dieses Ablasses für manche Tage im Jahre auch auf die andern Treppen zur Seite ausgedehnt hat. Nun kann man durch ein einfaches Rechenexempel finden, daß man mit jedem male, da man hinanrutscht, für 252 Jahre

Ablaß sich erwerben kann. Durch weitere Multiplication ergibt sich, daß man durch hundertmalige Vornahme dieser Uebung 25200 Jahre solcher Gnade gewinnt. Man erzählt von einem Greis der Nachbarschaft, der fast alle Tage seines Lebens die Stiege herutschte, und siebenzig Jahre alt ward. Nehmen wir nun an, er habe funfzig Jahre nur 300 mal die fromme Uebung gemacht, so sieht man, daß er 37,800000 Jahre Ablaß mit in jene Welt hinübernahm. O glückliche Stadt, wo man solche Schätze sich sammeln kann!

Mit Behagen erzählt uns Valladier auch die Legende von dem abgeschnittenen Häutchen Jesu nach den Mittheilungen der päpstlichen Presse. Diese Reliquie hatte bei der Plünderung Roms durch die Scharen Bourbon's ein Soldat gefunden, der später gefangen dem Beichtvater des Hospitals Mittheilung machte von seinem Fund, den er im Stroh einer Grotte zu Calcata versteckt hatte. Zwanzig Jahre später wurde die Reliquie erst entdeckt und durch zarte Frauenhände der Kirche von Calcata übergeben, wo sie alljährlich am Feste der Beschneidung Christi der Verehrung und den Küssen der Gläubigen dargereicht wird.

Valladier, geschult durch das pariser Leben, hat auch offene Augen für die Liebesheimlichkeiten, die in der Ewigen Roma hinter dem Vorhang kirchlicher Zucht eine so wichtige Rolle spielen. Unsern deutschen Idealisten entgeht der Teufelsspuk der römischen Amoretten, und wenn Fanny Lewald uns Lieben und Leben der Mädchen in Rom beschreibt, so erhalten wir eine bürgerliche Idylle gewiß nicht ohne Lebenswahrheit, die aber nur für beschränkte Kreise gilt. Damit vergleiche man Valladier's Kapitel, welche die „Ehe", und„ Sittenpolizei" behandeln, und man wird gänzlich andere Eindrücke mit hinwegnehmen. Unter den verschiedenen Eheformen ist die unangenehmste die Zwangsehe, durch welche man zwei Personen vereinigt, die so unvorsichtig waren, sich bei einer compromittirenden Vertraulichkeit überraschen zu lassen. Oft ist sie auch das Resultat einer geschickt angelegten Falle. Sie findet statt auf Befehl des Generalvicars, und man kann sich ihr nur durch ewiges Gefängniß entziehen. Es genügt, in einem Tête-à-tête mit einem Mädchen betroffen zu werden, um binnen vierundzwanzig Stunden heirathen zu müssen. Mindestens ist für Geldentschädigungen, Drohungen, Erpressungen ein weiter Spielraum gegeben. Die Liebhaber galanter Abenteuer meiden daher in Rom meistens die Jungfrauen und halten sich dafür an verheirathete Frauen, wo sie höchstens kurze Gefangenschaft oder Geldstrafe zu erwarten haben. Valladier behauptet, daß Rom an Verdorbenheit keiner Stadt der Welt, auch London und Paris nicht nachstehe, und daß der schamlosem Handel dort mit weniger Frechheit, aber mehr Heuchelei betrieben werde. Die Prostitution hat hier aber, wie auch in Neapel, ihre Agenten, denen ein Album von Photographien als Musterkarte dient. Das Laster auf der Straße erscheint schüchtern, niedergeschlagen, weiß aber mit Gewandtheit Winke zu geben, in einer nahen Kirche mit Sicherheit ein Rendezvous zu veranstalten. In alle Wohnungen, alle Kreise der Gesellschaft dringt es, ohne Ueberwachung zum Schutze der Gesundheit verbreitet es die Entsittlichung des einzelnen und die Entartung der Generation.

Ueber Justiz, Heerwesen, Finanzen, Douane, Eisenbahnen, Unterrichtswesen gibt Valladier manche werthvolle Mittheilung, welche freilich darauf verzichten muß, das Entzücken der Nationalökonomen über den römischen Musterstaat wach zu rufen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

General von Scharnhorst.

Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt von Georg Heinrich Klippel. Erster und zweiter Theil. 1755—1801. Mit einem Bildnisse Scharnhorst's. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

In neuerer Zeit ist die Literatur durch mehrere werthvolle Werke biographischen Inhalts bereichert worden; diesen reiht sich das vorliegende würdig an. Mit Recht sagt der Verfasser in der Vorrede, daß nach 55 Jahren, seit Scharnhorst im Beginn des Kampfes für die Befreiung Deutschlands von fremder Gewaltherrschaft dem Vaterlande viel zu früh durch den Tod entrissen worden, das deutsche Volk noch immer auf eine ausführliche, den Anforderungen unserer Zeit entsprechende Lebensbeschreibung des ausgezeichneten Mannes gewartet habe. Wir theilen diese Ansicht. Ueber Scharnhorst ist viel geschrieben worden, seine Mitkämpfer haben wichtige Beiträge zu seiner Charakteristik geliefert, es sind auch mehrere Biographien von ihm erschienen (vgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1861), doch ist keine derselben als vollkommen genügend anzuerkennen. Der Verfasser der vorliegenden neuen Lebensbeschreibung hat es daher unternommen, seinem berühmten Landsmanne auf Grund genauer Nachrichten, welche er über Scharnhorst's Jugend in seiner Heimat gesammelt hat, und authentischer Quellen, die ihm sowol hier als in den Archiven mit großer Liberalität geöffnet worden sind, ein würdiges biographisches Denkmal zu setzen. Wir heißen dasselbe willkommen, indem wir gleich von vornherein erklären, daß sein ernstes Streben mit Erfolg gekrönt worden ist, soweit sich das nach den beiden ersten Theilen schon beurtheilen läßt.

Das Werk wird drei Theile umfassen, von denen der dritte, der wichtigste, bei den Schwierigkeiten seiner Bearbeitung vielleicht erst im nächsten Jahre erscheinen kann. wir wollten unsere Besprechung nicht bis dahin verschieben, sondern hielten es für unsere Pflicht, schon jetzt auf diese gediegene Arbeit aufmerksam zu machen, welche allen willkommen sein wird, die bisher eine völlig befriedigende Lebensbeschreibung Scharnhorst's vermißt haben. Die Vertheilung des Stoffs auf die drei Bände ist logisch und zweckmäßig; der erste enthält Scharnhorst's Jugendgeschichte und Lehrjahre und stellt ihn dann als Lehrer und Schriftsteller während seiner hannoverschen Dienstjahre im Frieden 1778—93 dar; der zweite schildert seine Feldzüge in den Niederlanden 1793—95 und seine

hältnisse bis zum Uebertritt in preußischen Dienst; der te wird sein ausgezeichnetes Wirken in Preußen als rer und Organisator, als Staatsmann und Helfer an Befreiung Deutschlands zur Anschauung bringen. er hat der große Mann die Krönung seines Werks t erlebt, da er nach dem ersten ungünstigen Abschnitte Feldzugs von 1813 an seiner bei Großgörschen ltenen Wunde für Deutschland und Preußen zu früh b, aber er konnte seine Augen mit der vollen Zuver- des endlichen Siegs schließen. Betrachten wir seine este und beste Lebensbeschreibung eingehend.

Das erste Buch ist betitelt: „Die Lehrjahre 1755—78." Verfasser läßt dieselben also schon mit der Geburt nnen, als Pädagog mag er das verantworten. Ger- Scharnhorst, der Sohn eines gewesenen Quartier- ters in einem hannoverschen Cavalerieregiment, wurde 12. November 1755 zu Bordenau, einem adelichen gut, das seinem Vater gehörte, geboren. Man hat er immer den 10. November als Scharnhorst's Ge- stag angenommen und ihn daher mit demjenigen Schil- und Lessing's zusammengestellt; in dem Kirchenbuche Bordenau ist aber der 12. verzeichnet, sodaß kein ifel mehr sein kann. Der Irrthum beruht auf einer wechselung mit einem jüngern Bruder Scharnhorst's, am 10. November 1760 geboren wurde. Wir lesen die Aeltern unsers Helden und ihre gegen die dorf- okratischen Vorurtheile erzwungene Ehe ganz inter- te Dinge. Die Rangordnung der Dorfbewohner im de hatte acht Stufen: Freisasse, Vollmeier, Halbmeier, ing, Köther, Brinksitzer, Kirchhöfner, Häusling. Der rtiermeister Scharnhorst war Sohn eines Brinksitzers, der Vater des Mädchens, das er liebte, Namens meyer, Freisasse und Besitzer von Bordenau, eine indung der jungen Leute also eine Misheirath, die durch einen Fehltritt, dessen Frucht ein Töchterlein ertrotzt wurde und dann zu einer sehr glücklichen führte. In dieser war Gerhard das erste Kind, seine Taufe der Tag völliger Versöhnung des Vaters seinen Schwiegereltern. Als der Knabe vier Jahre war, übernahm sein Vater die Pachtung eines Vor- s, und Gerhard besuchte hier von seinem siebenten e an eine Dorfschule, seine schulfreie Zeit brachte er Hütung der Schafe und Kühe auf der Weide und n ländlichen Beschäftigungen zu, woraus wol die entstanden ist, daß ihn der Graf von Bückeburg beim Schafehüten getroffen und für den lebhaften en eine solche Vorliebe gefaßt habe, daß er ihn auf Militärschule genommen. Der Vater wurde nach Tode seiner Schwiegermutter, welche das Gut Bor- von ihrem Manne geerbt hatte, in einen langwie- Proceß um dasselbe mit seinen Schwägerinnen ver- t, den er endlich nach zehn Jahren gewann, da ihm seiner Frau das Gut durch ein von der Justizkanzlei annover bestätigtes Testament erb- und eigenthümlich cht war. Für den Gang damaliger Rechtspflege ist Proceß, den der Verfasser nach den ihm zugänglich denen Proceßacten in einem eigenen Kapitel schildert, emerkenswerthes Beispiel. Der junge Scharnhorst indessen kräftig heran, kein Graben war ihm zu kein Baum zu hoch, kein Pferd zu wild; sein Geist war reich begabt, aber dessen Ausbildung bei dem mangel- haften Unterrichte sehr vernachlässigt. Da wollte es das Glück, daß sein Vater gleich im ersten Jahre seiner Ueber- siedelung nach dem erstrittenen Bordenau die Achtung und Gewogenheit des berühmten Grafen Wilhelm von Lippe- Bückeburg gewann, der von nun an auf das Leben und die Ausbildung des jungen Scharnhorst den entschiedensten und dauerndsten Einfluß ausübte.

Von diesem ausgezeichneten Fürsten gibt es viele Biographien und Charakterbilder (noch in jüngster Zeit sind „Erinnerungen an den Bückeburger" erschienen); der Verfasser unsers Werks hat es aber mit Grund für noth- wendig erachtet, aus seinem Leben dasjenige hervorzuheben, wodurch er als Vorbild und Lehrer auf den berühmtesten seiner zahlreichen Schüler eingewirkt hat. So erhalten wir denn eine gelungene Darstellung seiner Thätigkeit für das Kriegswesen im eigenen Lande. Er erneuerte die alt- germanische allgemeine Wehrpflicht und bildete aus den Ausgehobenen ein Regiment zu Fuß von 800 Mann, eine Abtheilung Artillerie von 300 Mann und eine Schwa- dron ausgesuchter, vortrefflicher Reiterei. „Er selbst übte sie unablässig in den Waffen und unterrichtete sie in allen Zweigen des Kriegsdienstes. So bildeten diese Truppen in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen Kern von Kriegern, denen an Waffentüchtigkeit keine andern in Deutschland gleichkamen." Wir lassen die letztere Be- hauptung in Bezug auf Friedrich's II. Truppen dahin- gestellt. Im Siebenjährigen Kriege hatten die tapfern Bückeburger als Verbündete der Preußen Gelegenheit, sich zu erproben, ihr Landesherr, zum hannoverschen General- feldzeugmeister ernannt, ließ die bedeutenden Hülfsgelder, die ihm von England gezahlt wurden, seinen Unterthanen zugute kommen und wurde dann auf Empfehlung des englischen Cabinets vom König von Portugal zur Re- organisation seines Heers und als Oberfeldherr zur Ver- theidigung des Landes gegen die mit Frankreich verbün- deten Spanier berufen. Nach dem Frieden 1763 in die Heimat zurückgekehrt, gründete er zur Ausbildung junger Leute zu Offizieren die Festung Wilhelmstein auf einer in der Mitte des Steinhuder Meers, eines Landsees von sechs Stunden im Umkreise, künstlich angelegten Insel. Hier errichtete er eine musterhafte Kriegsschule. Die reichen Ergebnisse seiner Erfahrungen und seine eigenen Gedanken über die Kriegskunst legte er in einem ausführ- lichen, französisch geschriebenen Werke nieder, von welchem er 1775 einen Auszug unter dem Titel: „Mémoires sur la guerre défensive", aber leider nicht für die Oeffent- lichkeit bestimmt und nur in zehn Exemplaren drucken ließ, welche nebst seinen sämmtlichen Handschriften auf seinen Befehl im Archiv zu Bückeburg verschlossen wurden und bis auf diesen Tag noch sind. Es wäre wünschenswerth, daß das Gediegenste daraus, was für alle Zeiten Geltung behalten wird, unter geschickter Redaction herausgegeben und der militärischen Welt zugänglich gemacht würde.

Was hier aus der Einleitung jenes Werks mitgetheilt wird, was Scharnhorst und andere Schüler des Grafen darüber geäußert, vor allem Gneisenau's Urtheil, recht- fertigt den Wunsch nach Veröffentlichung desselben. Gnei- senau hat die Handschriften im Archiv zu Bückeburg durch- gelesen und davon gesagt:

Unsere ganze Volksbewaffnung von 1813, Landwehr und Landsturm, das ganze neuere Kriegswesen, hat der Mann ausführlich bearbeitet, von den größten Umrissen bis auf das kleinste Einzelne, alles hat er schon gewußt, gelehrt, ausgeführt. Was ist das für ein Mann gewesen, aus dessen Geiste, so weit seiner Zeit voraus, die größten Kriegsgedanken sich entwickelt, aus deren späterer Verwirklichung zuletzt die ganze Macht Napoleon's eigentlich zusammengebrochen ist.

Der Grundgedanke des Werks, der schon in der Vorrede bestimmt ausgesprochen, ist, daß „keiner als der Krieg zur Vertheidigung rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes sei".

Wann und wie der alte Scharnhorst mit dem Grafen bekannt geworden, ist nicht zu ermitteln gewesen, er benutzte aber die erste sich darbietende Gelegenheit, den erlauchten Gönner um die Aufnahme seines Sohnes in die neuerrichtete Kriegsschule zu bitten. Der Graf stellte, wie er bei allen Aspiranten that, zuerst eine Prüfung mit Gerhard an, und dieser machte auf ihn einen so vortheilhaften Eindruck, daß ihm die Aufnahme zugesagt wurde. Schon in früher Jugend war dessen Vorliebe für den Kriegerstand durch die Erzählungen seines Vaters und der Freunde desselben, meist alter Soldaten, mit denen er umging, geweckt worden. Jetzt trat er, 18 Jahre alt, im Herbst 1773 (nicht schon früher, wie mehrfach angenommen worden) in die Kriegsschule auf dem Wilhelmstein. Ueber die Einrichtung derselben erhalten wir genaue Nachrichten, dann werden uns Scharnhorst's Studien, sein Leben auf dem Wilhelmstein und sein Verhältniß zu dem Grafen geschildert, der an seinem gesetzten, bescheidenen Wesen, seinem scharfen durchdringenden Verstande und ausdauernden Fleiße großes Gefallen fand, ihm die für Auszeichnung der Eleven bestimmte goldene Medaille verlieh und ihn zum Feuerwerker, dann zum Stückjunker und endlich zum „Conducteur" ernannte, womit er den Offiziersrang erhielt. Der Graf starb indessen schon 1777, das Land fiel an eine Nebenlinie und der Fortbestand der Kriegsschule war in Frage gestellt. Die Zöglinge verließen dieselbe vorläufig, und auch Scharnhorst kehrte nach Bordenau zurück, um Kriegsdienste in seinem Vaterland Hannover zu nehmen. Es gelang ihm, durch den Chef desselben Regiments, in welchem sein Vater gedient hatte, General von Estorff, eine Anstellung als Titularfähnrich zu erhalten, die Entlassung aus dem bückeburgischen Dienst wurde ihm aber erst auf Verwendung des Feldmarschalls von Hardenberg gewährt, nachdem der neue Landesherr von Bückeburg ein Gesuch des Generals von Estorff ganz unbeantwortet gelassen hatte! Der Abschied, der unter vielen größtentheils werthlosen Papieren sich noch in Bordenau befindet, ist von einem Kapitän ausgefertigt!

Im zweiten Buche werden die hannoverschen Dienstjahre im Frieden (1778—93) dargestellt. In dem Regiment Estorff suchte der Chef seine jüngern Offiziere durch praktischen Unterricht in allen Zweigen des Feldbienstes, wie durch Aufgaben zur schriftlichen Bearbeitung militärisch weiter auszubilden; er errichtete dann eine Kriegsschule für das Regiment, zu welcher die jüngsten Offiziere und Cadetten, nebst einer ausgewählten Zahl von Unteroffizieren und Dragonern commandirt wurden. Als Scharnhorst in das Regiment trat, wurde er als Schüler des Grafen von Bückeburg sofort von seinem Chef veranlaßt, einen Plan für die schon bestehende Kriegsschule nach dem Vorbild der wilhelmsteiner zu entwerfen und selbst einen umfassenden Unterricht zu übernehmen, in welchem er bald einen ausgezeichneten Ruf als Lehrer gewann. Dabei betrieb er seine Privatstudien mit dem regsten Eifer. Er wurde deshalb 1782 als Lehrer an die neuerrichtete Artillerieschule nach Hannover berufen und zur Artillerie versetzt. Ihm eröffnete sich jetzt ein weiteres und lohnenderes Feld der Thätigkeit. Die Einrichtung dieser Schule und ihr Lehrplan werden uns ausführlich dargestellt, und besonders die öffentlichen Prüfungen hervorgehoben, auf welche Scharnhorst in mehrern spätern Gutachten und Denkschriften einen großen Werth legte. Der Verfasser unsers Werks hat von ihm mehrere auf die Schule bezügliche Aufsätze in der Registratur der Generaladjutantur gefunden und führt aus denselben das Wesentlichste an, das noch heute Beachtung für das Militärbildungswesen verdient.

Allmählich nahmen nun auch Offiziere der Infanterie und Cavalerie an dem Unterricht in der Artillerieschule theil, gegen welche sie anfangs ein Vorurtheil hegten. Auch einige Pagen besuchten diesen Unterricht, doch siegte hier die aristokratische Abneigung und bewirkte später die Errichtung einer besondern Pagenschule. Scharnhorst gab 1788 sein „Handbuch für Offiziere" heraus, welches fortan von sämmtlichen Lehrern der Anstalt ihrem Unterricht zum Grunde gelegt wurde; er hielt neben seinen Vorträgen noch öffentliche Vorlesungen, die auch von gebildeten Bewohnern Hannovers besucht wurden, seine Ideen darüber werden uns aus einem zwischen alten Papieren aufgefundenen Manuale wörtlich mitgetheilt. Von seiner Thätigkeit als Schriftsteller erhalten wir eine eingehende Uebersicht; wir bedauern mit dem Verfasser, daß von dem „Militärischen Taschenbuch zum Gebrauch im Felde", dessen dritte, 1815 erschienene Auflage längst vergriffen, keine neue Ausgabe veranstaltet worden ist. Clausewitz erklärt, daß Scharnhorst über den eigentlichen Krieg am besten geschrieben habe. Von den Lebensverhältnissen Scharnhorst's in Hannover erzählt der Verfasser, was er darüber hat erfahren können: es ist mehr, als sich in irgendeiner Biographie des berühmten Mannes findet; daran knüpft sich auch eine Schilderung von Hannover, wie es damals war, welche zu interessanten Vergleichen mit der Gegenwart Veranlassung gibt. Damals hatte die Stadt kaum 17000 Einwohner (jetzt über 80000), es herrschte aber hier ein frisches geistiges Leben, in welches Scharnhorst thätig eintrat. Auch die gesellschaftlichen Verhältnisse werden geschildert, besonders die Adels- und Beamtenaristokratie, die sich von den übrigen Ständen abschloß. Scharnhorst, seinem Charakter und bürgerlichen Verhältniß gemäß, hielt sich am liebsten zu dem zweiten Stande, in welchem er meist größere Geistesbildung fand. Im Jahre 1785 verheirathete er sich mit Klara Schmalz; ihr Bruder war der 1831 verstorbene Geheimrath und Professor Schmalz in Berlin. Aus den glücklichsten häuslichen Verhältnissen, aus seiner Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller, die ihm zu steigendem Ruhme verhalf, rief ihn die Mobilmachung des hannoverschen Heers 1793 ab, nachdem er 1792 zum Titularkapitän ernannt worden war.

Hier schließt der erste Theil, dem mehrere bezügliche Beilagen hinzugefügt sind.

Im zweiten Theil werden unsere militärischen Leser ihr specielles Interesse durch die Darstellung der Feldzüge des hannoverschen Contingents von 1793—95 befriedigt finden. Der Verfasser hat dazu gute Quellen benutzt, außer bekannten Werken Scharnhorst's kriegsgeschichtliche Aufsätze über jenen Krieg und die Feldacten aus dem hannoverschen Kriegsarchiv. Die schlechte Kriegführung der Verbündeten, welche die großen Vortheile der Lage 1793 nicht zu benutzen wußte, tritt auch hier wieder in das volle Licht, doch ist der Prinz von Koburg von einem Theile der Vorwürfe, die ihn getroffen, freizusprechen: ihm waren durch die Politik die Hände gebunden (vgl. Nr. 4 d. Bl. f. 1863). Dies hannoversche Corps, 13000 Mann stark, unter dem Feldmarschall von Freytag, nahm ruhmvollen Theil an allen Gefechten, doch wurden die deutschen Truppen des Königs Georg III. von seinen englischen Befehlshabern schlecht geführt und von den Commissaren in der Verpflegung noch schlechter versorgt. Die englische Feldadministration ist darin von jeher, bis zum Krimkriege herab, stark gewesen! Den Verbündeten ergaben sich Condé und Valenciennes, welche der österreichische Feldherr nicht etwa für den legitimen König von Frankreich (jetzt in partibus) besetzte, sondern als wohlerworbenes Eigenthum des Kaisers in Besitz nahm und daselbst sofort eine österreichische Regierungsbehörde einrichtete. Die Proclamation, die er darüber kraft des Eroberungsrechts erließ, ist in den Beilagen unsers Werks enthalten. England suchte dagegen Dünkirchen zu erobern, und die Armee wurde dadurch verhängnißvoll zersplittert, sodaß der Umschwung der Dinge bald eintrat. Scharnhorst, zur reitenden Artillerie versetzt, fand im Laufe des Feldzugs Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Nach der verlorenen Schlacht bei Hondscote deckte er den Rückzug. Im December übertrug ihm Wallmoden, welcher nach Freytag's Verwundung den Oberbefehl der hannoverschen Truppen erhalten hatte, das Commando über die ganze Artillerie in Menin, wo er sich bekanntlich im folgenden Jahre bei der Vertheidigung des Platzes und dem Durchschlagen der Garnison unter General von Hammerstein die glänzendsten Lorbern pflückte. Diese ausgezeichnete Waffenthat mit allen ihren Umständen ist so genau geschildert, wie sie es verdient, der Verfasser hat dazu in der Registratur der hannoverschen Generaladjutantur reiches Material gefunden und benutzt. Er theilt auch mehrere, vor dem feindlichen Angriff verfaßte Denkschriften Scharnhorst's mit, die eine scharfe Kritik der genommenen Maßregeln, nebst Vorschlägen zur bessern Befestigung enthielten, aber keine Berücksichtigung fanden. Als endlich der größte Theil der Stadt in Schutt und Asche lag, die Kräfte der Soldaten, die Lebensmittel und die Munition erschöpft waren, sodaß auf den Mann nur noch 30—40 Patronen vorhanden, schlug sich Hammerstein, der jede Aufforderung zu capituliren abgelehnt hatte, in der Nacht zum 29. April durch einen zehnmal stärkern Feind mit verhältnißmäßig geringem Verluste durch.

Scharnhorst hat diese That in seinen „Militärischen Denkwürdigkeiten" vortrefflich erzählt. Sein officieller Bericht, sowie der des Generals von Hammerstein, ist in unserm Werke nach den Handschriften, die sich im Kriegsarchiv befinden, abgedruckt. Hammerstein's, an den Oberbefehlshaber gerichtete Relation schließt: „Vor den Hauptmann Scharnhorst aber erflehe ich auf das dringendste eine besondere Gnade von Sr. königlichen Majestät zu bewirken, da dieser Mann, wenn je einem eine Belohnung vor etwas Außerordentlichen geworden, sie jetzt im größten Maße verdient." Scharnhorst wurde denn auch unter Verleihung des Majorscharakters zum zweiten Aide-General-Quartiermeister ernannt, als welcher er bis zum Schluß des Kriegs thätig war. Der traurige Ausgang desselben ist bekannt. Die deutschen Truppen König Georg's thaten als brave Soldaten ihre Schuldigkeit, noch zuletzt vertheidigten Hannoveraner mit Emigranten die Festung Nieuwport tapfer, aber vergeblich, gegen die Uebermacht, sie wurden kriegsgefangen und die Emigranten schonungslos erschossen.

Wie anders hatte Hammerstein in Menin für sein Bataillon „Loyal"-(Royal?)Emigrants gesorgt, das sich mit ihm durchschlagen konnte! In Nieuwport geschah nichts, sie zu retten! Als die Uebergabe der Festung Robespierre gemeldet wurde, fragte er: „Hat man die Garnison massacrirt?" — „Nein!" hieß es. „Man hat die Emigranten getödtet, aber die Hannoveraner konnte man nicht über die Klinge springen lassen, weil der Platz nicht mit Sturm genommen war, was uns 6000 Mann gekostet haben würde." — „Was liegt an 6000 Mann, wenn es sich um ein Princip handelt!" rief Robespierre. „Ich betrachte die Einnahme dieser Stadt als ein Unglück."

Als die hannoverschen Truppen ausschließlich unter dem Herzog von York mit den Engländern und Holländern vereinigt wurden, verschlechterte sich ihre Lage noch mehr; wir lesen darüber mehrere Berichte Wallmoden's an den König. Scharnhorst leistete in diesen schwierigen Verhältnissen die ausgezeichnetsten Dienste, die von den Feldherren auch anerkannt wurden. Der für Deutschland verhängnißvolle Frieden von Basel machte endlich dem Kriege der Hannoveraner ein Ende, indem ihr Land durch die Demarcationslinie neutral wurde. Scharnhorst kehrte nach Hannover zurück, wo er zunächst bei den Seinigen und im Umgange mit einigen der angesehensten und gebildetsten Familien genußreiche Tage verlebte. Hier knüpfte sich auch die erste Bekanntschaft zwischen ihm und dem Reichsfreiherrn von Stein an, welcher damals Oberpräsident von Westfalen war und von Minden oft zu seinem Schwiegervater Wallmoden nach Hannover kam. Dann setzte Scharnhorst seine durch den Krieg unterbrochene literarische Thätigkeit wieder fort (1797 erschien der erste Band der „Militärischen Denkwürdigkeiten unserer Zeit"), er entwarf auch einen Lehrplan für die wieder zu eröffnende Artillerieschule, doch wurde er bald durch die gegen die Uebergriffe der Franzosen nöthig gewordene Aufstellung einer Observationsarmee abgerufen, indem er Wallmoden, welcher die zu derselben stoßenden hannoverschen Truppen commandirte, als Aide-General-Quartiermeister folgte. Im Hauptquartier zu Horza beschäftigte er sich vorzüglich mit Entwürfen zur Vertheidigung der Weser und ihres ganzen Flußgebiets. Aus seinen noch bei den

Acten befindlichen Denkschriften darüber gibt unser Werk das Wesentlichste, auch ein Gutachten über die reitende Artillerie, auf welche er einen großen Werth legte. Er wurde nach dem Tode des Generals von Estorff, welcher General-Quartiermeister war, mit dieser Function bekleidet und, aus der Artillerie scheidend, dem Generalstabe attachirt. Dadurch trat er in dienstliche Beziehungen zu dem Herzog von Braunschweig, welcher die Observationsarmee befehligte, zu der Preußen 25000, Hannover 15000 und Braunschweig 2000 Mann gestellt.

Es ist vielleicht wenig bekannt, daß Ludwig XVI. von Frankreich, als er 1792 den Krieg an den „König von Ungarn und Böhmen" erklärt, dem Herzog von Braunschweig den Oberbefehl über seine gesammte Kriegsmacht anbot: einem deutschen Fürsten gegen den deutschen Kaiser! Der Herzog lehnte die Ehre, welche ihm sein Feldzug von 1787 nach Holland zugezogen, würdig ab und übernahm dagegen 1792 den Oberbefehl gegen das revolutionäre Frankreich. Mit traurigstem Erfolg! Jetzt commandirte er die Observationsarmee. Durch Scharnhorst's Arbeiten im Hauptquartier über das Kriegstheater in Westfalen lernte er den Geist des bedeutenden Mannes kennen, dieselben wurden die nächste Veranlassung, daß ihn der Herzog für den preußischen Dienst zu gewinnen suchte, daher lesen wir sie hier, wie sie in den Acten vorgefunden worden sind. Sobald sich der Herzog durch diese Leistungen und den persönlichen Umgang mit Scharnhorst von dessen militärischem Talent und seinen Kenntnissen überzeugt hatte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen auf ihn und ließ, nachdem er dessen Zustimmung erhalten, Scharnhorst einen vertraulichen Antrag zum Uebertritt in den preußischen Dienst machen, in welchem ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet werden sollte. Scharnhorst, der schon 1795 einen sehr ehrenvollen Ruf nach Dänemark unbedenklich abgelehnt hatte, dachte nicht entfernt daran, den vaterländischen Dienst zu verlassen. Nur wünschte er hier seine noch immer nicht gesicherte Lage zu verbessern und die Aussicht zu haben, einst Regimentscommandeur zu werden. Ersteres wurde ihm durch eine Zulage in etwas gewährt, auch wurde er zum Oberstlieutenant „declarirt", den zweiten gerechten Wunsch wußte aber die Aristokratie, welche keinen Bürgerlichen an der Spitze eines Cavalerieregiments sehen wollte, durch ihren allmächtigen Einfluß zu vereiteln, und die wärmste Befürwortung Wallmoden's konnte dagegen nichts ausrichten. Es war dieselbe Altadelspartei, deren jetzige Generation vor 1866 selbst verdiente Generale, die nur von jungem Adel waren, geringschätzig behandelte, der Gemahlin eines Ministers dieser Kategorie Anlaß gab, ihren Mann weinend zu bitten, sie nicht mehr in die Hofkreise zu bringen, wo sie nur schlecht behandelt würde, und die alle andern Stände ihren abstoßenden Hochmuth fühlen ließ. Hat nun diese Partei nach 1866 bei ihrer Aufhetzung des Volks gegen seine neue Regierung in reinster loyaler Absicht lediglich die Wiederherstellung des Welfenthrons zum Zweck, oder betrachtet sie letztern nur als Mittel zur Wiedererlangung ihrer alten Vorrechte, die ihnen freilich im preußischen Staatsverbande nicht gelassen werden konnten? Sie begreift bei ihrem ohnmächtigen Gebaren nicht, daß die Wiederherstellung eines beseitigten deutschen Kleinstaats, selbst bei einer Niederlage Preußens gegen Frankreich, unter dem Zeitendrange nach nationaler Einheit ebenso unmöglich ist, als wenn ein Bächlein, das sich in einen Strom ergossen, wieder aus demselben ausscheiden und rückwärts fließen sollte!

Kehren wir aber zu den alten Zeiten zurück. Daß Scharnhorst nicht daran dachte, sein engeres Vaterland zu verlassen, beweist noch 1799 der Bau eines neuen Hauses auf seinem Freigute Bordenau. Auch war er thätig bei der Reorganisation der Artillerie, welche damals beabsichtigt wurde, er arbeitete darüber mehrere Aufsätze aus, welche aus seinen Handschriften in unserm Werke mitgetheilt werden und in ihren allgemeinen Principien noch jetzt Werth haben. Aber als ihm die Gewißheit wurde, daß sowol der Geheimrath von Lenthe beim König in London, als auch einige einflußreiche Männer von Adel in Hannover ihm entschieden jede Aussicht auf Beförderung zum Regimentscommandeur abschnitten, gab er endlich den aufs neue an ihn ergangenen Anträgen von seiten Preußens Gehör. Preußen und Deutschland können dafür der Partei, welche ihn zu diesem Entschlusse trieb, nur dankbar sein. Der Verfasser sagt: „In den Verhandlungen, welche seinem Abschiede von Hannover vorausgingen, zeigt sich sein edler und reiner Charakter in einem so hellen und schönen Lichte, daß es wol keiner Entschuldigung bedarf, wenn wir das, was diesen wichtigsten Schritt seines Lebens betrifft, so ausführlich als möglich mittheilen." Gewiß nicht! Der zweite Theil schließt damit. Auch hier sind mehrere interessante historische Documente als Beilagen hinzugefügt, unter denen wir die Proclamation des Prinzen von Koburg nach der Einnahme von Valenciennes, das Schreiben des französischen Kriegsministers Narbonne an den Herzog von Braunschweig, welches den obenerwähnten Antrag enthält, und die Antwort des Herzogs hervorheben.

Der dritte Theil wird darstellen, wie Scharnhorst seine große, ihm vom Schicksal bestimmte Aufgabe im preußischen Dienste ausführte. Wir sind gespannt auf die Fortsetzung des Werks, welche hoffentlich dasselbe in diesem dritten wichtigsten Theile würdig schließen wird, trotz der Schwierigkeiten, den gewaltigen Stoff, der Anlage der beiden ersten Bände entsprechend, in einem verhältnißmäßig engern Rahmen zu bearbeiten. Jedenfalls ist das Werk als eine wichtige Erscheinung der neuern Literatur zu begrüßen, welche selbstverständlich in keiner Militärbibliothek fehlen darf, aber auch in größern deutschen Kreisen sich Anerkennung und Bahn schaffen wird. Ein schönes Bildniß von Scharnhorst gereicht dem gut ausgestatteten Buche zur besondern Zierde.

Karl Gustav von Bernd.

Aus dem Flüchtlingsleben.

chtlingsleben von M. C. Gritzner. Mit einem einleiten-
:n Kapitel von Moritz Hartmann. Zürich, Schabelitz.
. 24 Ngr.

Man hat nicht selten Grund, Federzeichnungen poli-
; Verfolgter mit einigem Mistrauen in die Hand zu
nen. Es sind oft so flüchtige, zufällig hingeworfene
nerkungen, daß sie für Zeit- und Menschenkenntniß
) nicht den geringsten geistigen Ertrag geben. Noch
: treten ihre Verfasser bisweilen mit dem Anspruche
. als wären sie schon ihres Schicksals wegen als lite-
sche Größen zu feiern, wie man es denn auch ander-
ig in derartigen Schriften mit Halbwahrheiten, exal-
n Ansichten, Schwärmereien, wenn nicht mit einer
alischen Anbrüchigkeit zu thun bekommt. Von all dem
nichts auf obiges Buch anzuwenden, das durchaus
ıswerth ist. Es betrifft einen jungen Mann von edelm
urell, guter Erziehung, entschiedenen Anlagen im Be-
e der Intelligenz, der eben in seinen Studien begrif-
ist, als er während einer der letzten politischen Be-
ungen im Kaiserstaat Oesterreich in arge Verwickelun-
geräth, sodaß er und sein Vater in ihrer Freiheit
äußerste bedroht sind. Nachdem sich beide, mit
e von Freunden und Bekannten, durch Versteck in
gene Räumlichkeiten geschützt haben, bleibt ihnen nun
nichts übrig als die schleunigste Flucht. Bei den
n Wiens, indem die Oesterreicher klingenden Spiels
ie Thore rücken, trennen sich Vater und Sohn aufs
; Ungewisse, ob sie sich noch einmal wiederfinden.
Vater hören wir nichts mehr, der Sohn beschreibt
seine Fata des Nähern. Diese Flucht aus den Thoren
Kaiserstadt, über den Kahlenberg, die Donau, zu-
t bis Breslau, ist mit allen Details geschildert, mit
eicher Abwechselung, farbigen Lichtern, belebenden
nken, daß man kaum sich erlaubt, die Lektüre auch
einmal zu unterbrechen. Von Zeit zu Zeit schiebt
Verfasser im Laufe der Darstellung Genrebilder ein,
auch Gespräche, welche die Situation lebhaft ver-
wärtigen, die politischen Zustände illustriren. Der
ıthalt in Leipzig zeichnet sich aus. Die Gestalt
:er's fesselt uns besonders, dann vor allen Ritter
Frank, dessen Schicksale bis nach England verfolgt
n, was zu der ebenso komischen wie rührenden Scene
ıdon, im Palast eines Lords, uns schon vorweg hin-
ihrt. Die Kunst des Erzählers verdient hier, wie auch
immer wieder, alles Lob.

reffen wir den Verfasser nun bald in Paris, so
des Interessanten so viel, daß wir es nicht mehr
hen können: treffliche Sprachmalerei, Paris, wie
bt und lebt, deutscher Humor vermählt mit fran-
er Grazie, Behaglichkeit des Flanirens mit drohen-
der Rebellion eines leeren Magens; die Wirthin mit ih-
ren duftigen Coteletts; die Polizei; das brillante Stadtfest,
Geburtstagsfeier der Republik, mit allen nur denkbaren
Effulgurationen, der Erzähler mit fortgerissen von der
Woge des Volks. Mit dem Feuerwerk steht aber auch
die deutsche Phantasie im höchsten Glanz und läßt uns
alle Gefahr des Gedränges vergessen, indem wir noch
dazu unter dem Obelisken von Luxor mit einer klein-
bürgerlichen Familie aus Schwaben Bekanntschaft machen,
deren Gebaren, bis auf die Kindermagd, unsern Lach-
werkzeugen das Aeußerste von Motion zumuthet. Was
nun aber den Ernst betrifft, so ist auch das ein hervor-
stechender Zug des Autors, daß er stets höher steht als
alles, was der Tag auch in der Politik bringt, daß er
das Flüchtlingswesen auch in dem Bedenklichen, das
sich auf so verhängnißvollen Wegen einfindet, mit Ob-
jectivität, sogar mit Selbstkritik beurtheilt. Wir sehen,
daß wir es mit keinem gewöhnlichen Heimatlosen, sondern
mit einem gebildeten, edeln Menschen zu thun haben.
Ein glänzendes Finale für Paris, was die brillante
Darstellung betrifft, bilden nun noch: das Gespräch der
Flüchtlinge in der Nähe von Ermenonville (S. 129) und
die Scenerie in einem Redactionszimmer, wo Hr. Reuter
eine „lithographirte Correspondenz" dirigirt (S. 149).
Auch hier wieder goldener Humor des Autors, trotz des
schlechten Goldgeschäfts, welches gemacht wird.

Ebenso mit Geist ausgestattet ist die Schilderung des
Aufenthalts in England. Auch diese ganz andere Welt
Londons, mit ihrem Steinkohlengeruch, mit scharf eindrin-
genden Nebeln, mit Luxus und Elend steht vor uns leib-
haft da. Wie spannend angelegt, aber nicht ausgeführt,
ist diese Novelle von Don Romero, in welcher Wien, ein
londoner Familienabend, spanische Grandezza und Liebes-
abenteuer nebst Strafgericht durch einen jungen Commis
seltsam zusammenspielen; wie ergreifend die Geschichte
eines Flüchtlings, Namens Friesen, und des Mr. Smythe
in Daubington, dazwischen die „Präludien zu einem
Staatsstreiche", aus einem Tagebuch von 1850! Der
Verfasser erweist sich von London aus als der glücklichste
Prophet für das damalige Frankreich. Einige Leichtfer-
tigkeiten wünschten wir aus dem Buche fort.

Zuletzt scheidet der Flüchtling auch aus jener Um-
gebung, er schifft hinüber nach Amerika. Wir legen das
Buch, welches uns so mannichfach unterhalten hat, mit
der wehmüthigen Frage fort: wie es dem rastlos Um-
irrenden nun dort ergangen sein mag? Wir sollten
meinen, bei der idealen Gesinnung, die ihn trotz mancher
irrthümlichen Ansichten charakterisirt, müßte er nach dem
heutigen Deutschland sich doppelt zurücksehnen.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Notizen.

Von Robert Hamerling's Dichtung: „Ahasver in Rom" (Hamburg, J. F. Richter), ist die sechste Auflage erschienen, ein Beweis dafür, daß in unserer prosaischen Zeit doch auch einzelne Dichtungen und zwar solche, die nicht blos für den Toilettentisch der Damen bestimmt sind, sondern die sich durch einen großen historischen, geistig und sittlich freigeistigen Zug auszeichnen, noch ein Publikum finden.

Von den „Bildern aus Griechenland", nach der Natur gezeichnet von A. Löffler, mit beschreibendem Text begleitet von Moritz Busch (Triest, Literarisch-artistische Anstalt) liegen sieben Lieferungen vor, welche treffliche Stahlstiche in wohlgetroffener Auswahl enthalten, während der begleitende Text von kundiger Feder die Erinnerungen Altgriechenlands mit den Schilderungen Neugriechenlands in ansprechender Weise verknüpft. Die sechste und siebente Lieferung enthalten die Stahlstiche: Schlachtfeld von Platää, Theben, Kloster Megaspyläon und Quelle des Styx. Die beiden letzten Bilder sind ausnehmend pittoresk, das Kloster sowol in seiner Architektur, wie in seiner Lage, die Quelle des Styx durch die imponirende arkadische Felseinsamkeit mit ihren starren Wänden und unergründlichen Tiefen, welche den Ursprung der alten Mythe anschaulich erläutern.

Unsere Doctorpromotionsschriften fangen in neuer Zeit an häufig ein allgemeineres Interesse zu beanspruchen, indem sie sich mit ihren Stoffen nicht in dem früher beliebten wissenschaftlichen Detailkram verlieren. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns die Promotionsschrift von Ernst Ziel: „Ueber die dramatische Exposition. Ein Beitrag zur Technik des Dramas" (Rostock, Druck von Adler's Erben, 1869). Der als strebsamer Dichter bekannte Verfasser sucht die Regeln kunstgerechter dramatischer Exposition aus den Werken der Alten, aus Shakspeare's, Lessing's, Goethe's und Schiller's Tragödien herzuleiten, und ertheilt mit Recht in Bezug auf diesen Theil des Dramas Shakspeare und Schiller den Preis. Die Schrift enthält manche treffende Bemerkung, z. B. über das Präludium, wobei vielleicht das Element landschaftlicher Stimmung, wie es sich in Shakspeare's „Macbeth" und „Romeo und Julie" findet, noch mehr hervorgehoben werden konnte. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn Ziel auch die Werke der neuern Dramatiker mit in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen und die Quarantäne, welche das moderne Drama vom classischen in den Augen der modernen Gelehrsamkeit trennt, übersprungen hätte.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1869) sind die Lieferungen 99—107 erschienen. Sie zeigen den weiten Umkreis, den das Unternehmen beschreibt und das Streben desselben nach universeller Bedeutung. Finden wir doch in diesen Heften Aeschylos neben Shakspeare und Racine und die russische Poesie neben der portugiesischen. Die letztere ist durch die von Karl Eitner übersetzten „Lusiaden" des Camoëns vertreten, eine Uebersetzung, welche größtmögliche Treue beabsichtigt, und deshalb in reimlosen Jamben die ottave rime des Portugiesen wiedergibt. Wir glauben, daß der Reimluxus der portugiesischen Dichtung auch zu ihrer Costümtreue gehört und gerade die sonstige schlichte Haltung derselben erhebt. Aeschylos wird von A. Oldenberg verdeutscht; die auserwählten Tragödien des Racine von Adolf Laun, welcher die „Andromache", den „Britannicus", den „Mithridat" und die „Athalie" übersetzt hat. Von Shakespeare'schen Dramen finden sich in den vorliegenden Heften: „Der Kaufmann von Venedig" und „Julius Cäsar", jener von Karl Simrock, dieser von Heinrich Viehoff verdeutscht. Die Gelbcke'sche Uebersetzung von Sterne's „Tristram Shandy" nimmt ihren Fortgang; Puschkin's Dichtungen übersetzt Ferdinand Löwe; das vorliegende Heft enthält unter anderm das Drama „Boris Godunof", das von doppeltem Interesse ist, da jetzt die Demetrius-Tragödien auf deutschen Bühnen Mode geworden sind. Eine „Morgenländische Anthologie" stellt Ernst Meier aus Gedichten der Chinesen, der Inder, der Perser, Araber und Hebräer zusammen.

Von der in demselben Verlag erscheinenden kritischen Ausgabe von „Schiller's sämmtlichen Werken", die Heinrich Kurz veranstaltet, liegt die dreizehnte bis achtzehnte Lieferung vor, welche die Dramen von der „Jungfrau von Orleans" bis zum „Wilhelm Tell", die dramatischen Uebersetzungen und Fragmente enthält. Auch die Bühnenbearbeitung von Goethe's „Egmont" ist nach dem Originalmanuscript des mannheimer Theaterarchivs aufgenommen und mit der Diezmann'schen Ausgabe mehrfach parallelisirt. Hier enthält diese Bühnenbearbeitung nur drei Acte.

Bibliographie.

Auer, Adelheid v., Die barmherzige Schwester. Eine Wald- und Seegeschichte. Schwerin i/M., Hildebrand. 1870. 16. 10 Ngr.

Baggesen, C., Der Apostel Johannes, sein Leben und seine Schriften. Zwei Vorträge. Bern, Mann u. Baschlin. 8. 6 Ngr.

Bechtinger, J., Ein Jahr auf den Sandwich-Inseln. (Hawaiische Inseln.) Land, Leute, Sitten und Gebräuche etc. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Thlr.

Berlin und Mottenburg. Ein Rothbuch herausgegeben von ††† (einem Kreuzritter.) Brünn, Karafiat. Gr. 8. 1 Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus drei Jahrhunderten. Historische Novellen in zwei Bdn. Schwerin i/M., Hildebrand. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Donalitius, C., Litta'ische Dichtungen nach den Königsberger Handschriften mit metrischer Uebersetzung, kritischen Anmerkungen und genauem Glossar herausgegeben von G. H. F. Nesselmann. Königsberg, Bon'er u. Mah. Gr. 8. 2 Thlr.

Geiger, L., Der Ursprung der Sprache. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Halder, A., Bergluft. Sonntagsstreifereien eines alten Clubisten. Mit einem Vorwort von Abraham Roth. Bern, Dalp. 8. 1 Thlr.

Hartmann E. v., Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 15 Ngr.

Hartson, F. A. v., Grundzüge der Wissenschaft des Glücks. Halle, Pfeffer. 8. 8 Ngr.

Hopf, A., Schultze und Müller als Kloster-Revisoren. Leipzig, J. Schäfer. Br. 8. 10 Ngr.

Kalchberg, V. Freih. v., Der Suez-Canal und die Zukunft des directen oesterreich-ostindischen Handels. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Die Angriffe gegen Gurdy's Moral-Theologie in der Main-Zeitung und der 2ten Kammer zu Darmstadt. Zur Beleuchtung der neuesten Kampfesweise gegen die katholische Kirche für alle redlichen und unparteiischen Männer. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Körner, F., Große Männer, große Zeiten. Geschichte des letzten Jahrhunderts in Biographien. 1ster Thl.: Friedrich der Große und seine Zeitgenossen. Die Zeit der Aufklärung. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krek, G., Ueber die Wichtigkeit der slavischen traditionellen Literatur als Quelle der Mythologie. Wien. Gr. 8. 16 Ngr.

Krüger, J., Die Todten stehen wieder auf. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 1870. 8. 25 Ngr.

Lewald, A., Inigo. Eine Bilderreihe aus dem Leben des heiligen Ignatius von Loyola. Schaffhausen, Hurter. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lorinser, F., Vor dem Concil. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 10 Ngr.

Luz, G., Schlaf und Traum. Oeffentlicher Vortrag. Wiesbaden, Schmid. 8. 4½ Ngr.

Mariola oder ein blonder Dämon. Roman vom Verfasser von: „Die Afrikanerin" &c. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Maurer, F., Eine Reise durch Bosnien, die Saveländer und Lazarn. Berlin, C. Heymann. 1870. Br. 8. 2 Thlr.

Menk, A., Gajus Gracchus. Tragödie. Wiesbaden, Feller u. Gecks. Gr. 8. 16 Ngr.

Meyr, M., Erzählungen aus dem Ries. Neue Folge. Hannover, Rümpler. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Mystiker. Vom Abbé ***. Autorisirte deutsche Ausgabe übertragen von A. W. Peters. 2 Bde. Bremen, Kühlmann u. Comp. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Novellenstrauß. 10ter Bd.: Sonnenblumen von Amely Bölte. Leipzig, Rötschke. 1870. 8. 1 Thlr.

Rees, W. A. van, Erinnerungen aus der Laufbahn eines indischen Officiers. Nach der 3ten Auflage des Holländischen übersetzt von L. Berg. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. 1ste Serie. 1ster Bd. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 20 Ngr.

Römhild, Amalie, Anna Braun. Roman. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1870. 8. 2 Thlr.

Sancta Agnes. Provenzalisches geistliches Schauspiel herausgegeben von K. Bartsch. Berlin, Weber. 8. 20 Ngr.

Stolz, A., 25 Exemplare Naturgeschichte der Freimaurer. Wien, Sartori. 8. 6 Ngr.

Vondel's, J. van den, Jephta. Trauerspiel. Aus dem Holländischen bearbeitet von F. Grimmelt. Münster, Russel. Gr. 16. 12 Ngr.

Westritz, J., Gegen den Strom. Roman. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1870. 8. 2 Thlr.

Zinck, Auguste, Gedichte. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 20 Ngr.

Anzeigen.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung A. Charisius in Berlin:

Sammlung gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

Im Abonnement = jedes Heft nur 5 Sgr. =

Folgende werthvolle Abhandlungen sind jüngst erschienen:

78. **Haeckel**: Arbeitstheilung in Natur- und Menschenleben. Mit 18 Holzschnitten und 1 Kupferstich . . ⅓ Thlr.
79. **Alberti**: Pestalozzi . . . . . ⅓ Thlr.
80. **Cohn**: Licht und Leben . . . . . ⅓ Thlr.
81. **Henke**: Johann Hus und die Synode von Constanz ¼ Thlr.
82. **Nippold**: Aegyptens Stellung in der Religions- und Culturgeschichte . . . . . ⅕ Thlr.
83. **Nibbeck**: Sophokles . . . . . ⅓ Thlr.
84. **Emminghaus**: Hauswirthschaftliche Zeitfragen. — Dienstbotennoth ꝛc. . . . . ¼ Thlr.
85. **Lammers**: Entwickelung des Freihandels . . 8 Sgr.
86. **Jaddach**: Die ältere Tertiärzeit. — Ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde . . . . ⅕ Thlr.
87 u. 88. **de Bary**: Schimmel und Hefe. Mit 7 Holzschnitten . . . . . ½ Thlr.
89. **A. Bernstein**: Alexander von Humboldt . . ¼ Thlr.

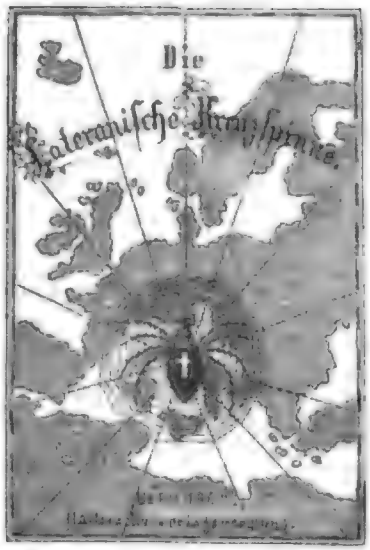
In neuen Auflagen erschienen aus der I. Serie:

5. **Foerster**: Ueber Zeitmaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie . . . . . ¼ Thlr.
10. **Kühns**: Bedeutung des Wechsels für den Geschäftsverkehr . . . . . ¼ Thlr.
12. **Zschokke**: Heinrich Zschokke . . . . . ⅓ Thlr.
13. **Aug. Müller**: Die erste Entstehung organ. Wesen ⅓ Thlr.
14. **Bona Meyer**: Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte . . ½ Thlr.
15. **Baeyer**: Ueber den Kreislauf des Kohlenstoffs in der organischen Natur . . . . . ¼ Thlr.
17. **Holtzendorff**: Richard Cobden . . . . . ¼ Thlr.

☛ Der Subscriptionspreis für eine Serie von 24 Heften ist 4 Thlr.

Die Theilnahme aller Schichten des Publikums hat sich immer steigend diesen Vorträgen zugewendet, und wir empfehlen dieselben jeder Hausbibliothek, besonders aber den Lehrern aller Bildungsvereine, den Lesecirkeln, sowie den Lehrer- und Schülerbibliotheken. Wie bisher wird auch ferner die Redaction bemüht sein, namentlich den in der Zeit besonders hervortretenden wissenschaftlichen Interessen die gebührende Berücksichtigung zu schenken. Die hervorragendsten Männer der Wissenschaft haben sich den Redacteuren Virchow und Holtzendorff angeschlossen und alle diese Namen bürgen für die Wissenschaftlichkeit in der Methode wie auch für die Verständlichkeit in der Darstellung.

Die Jury der „Internationalen Ausstellung zu Amsterdam" hat diesen Vorträgen soeben die **goldene Preismedaille** zuerkannt.



I. Theil: **Die Päpste als Menschenschlächter.** Preis 16 Ngr. Zweite Aufl. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Ferner erschien im gleichen Verlag soeben:

Lob und Schimpf
des
Jesuitenordens
im Interesse der bürgerlichen Wohlfahrt
historisch dargelegt
von
Dr. Franz Huber,
Verfasser der „Lateranischen Kreuzspinne".

10 Bogen 8. in eleg. schwarzem Umschlag.

Preis 12½ Ngr.

Haller'sche Verlagsbuchhandlung in Bern.

Neue populär-philosophische Werke.

Sechs philosophische Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Kantische Philosophie. II. Ueber Jenas philosophischen Ruhm. III. Ueber Novalis und die Romantik. IV. Ueber die Glückseligkeitslehre der Stoiker. V. Ueber das Gastmahl des Plato. VI. Ueber die Anfänge der Musik.

Acht psychologische Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Natur der Seele. II. Ueber das Gedächtniß. III. Ueber die Einbildungskraft. IV. Ueber den Charakter. V. Ueber die Temperamente. VI. Ueber den Instinct. VII. Ueber die Freundschaft. VIII. Ueber Materialismus und Idealismus.

Jena 1869. **Mauke's Verlag** (Hermann Dufft).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte des Teufels.

Von

Gustav Roskoff.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der bekannte Verfasser, ordentl. Professor an der k. k. evangel. theologischen Facultät zu Wien, behandelt in diesem Werke die Vorstellung von einem bösen Wesen im Zusammenhange mit der Natur und den geschichtlichen Erscheinungen, indem er sie nach ihrem Ursprunge und ihrer weitern Entwickelung unter culturhistorischem Gesichtspunkte darstellt. Es wird sowol der religiöse Dualismus bei den Völkern des Alterthums nachgewiesen, als auch gezeigt, wie innerhalb der christlichen Welt die Vorstellung vom Teufel Raum und Herrschaft erlangt hat, bis sie in den geläuterten Anschauungen der Gegenwart allmählich ihre Macht zu verlieren beginnt. Gegenüber den Verfinsterungsversuchen in unsern Tagen verdient das Werk die besondere Beachtung jedes Gebildeten.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an:

Vernunft und Offenbarung.

Die Widersprüche zwischen Glauben und Wissen.

Naturwissenschaftlich-philosophisch bearbeitet von

Karl Wilhelm Kunis.

Preis: Eleg. brosch. 1 Thlr. — Fein geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Das Werk wird allen, welche sich für die jetzige Bewegung auf kirchlichem Gebiete interessiren, hoch willkommen sein.

Leipzig. Moritz Schäfer.

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die

Verbindung der Künste

auf der

dramatischen Bühne.

Eine Reihe akademischer Vorträge

von

Dr. Karl Robert Pabst,

Professor der deutschen Literatur an der Hochschule zu Bern.

15 Bogen. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Heinrich Laube hat die Widmung dieses Werks: „Dem wackern Vorkämpfer für Befreiung und Veredlung der deutschen Bühne", von dem Hrn. Verfasser freundschaftlichst angenommen.

Haller'sche Verlagshandlung in Bern.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig sind soeben erschienen:

Alaska.

Reisen und Erlebnisse im hohen Norden.

Von

Frederick Whymper.

Autorisirte deutsche Ausgabe

von

Dr. Friedrich Steger.

Mit 36 Illustrationen und 1 Karte. Gr. 8. Velinpap. Geh.

Preis 2⅔ Thlr.

Alaska, das frühere russische Amerika, ein sehr interessantes, aber fast unbekanntes Land, entschleiert Fr. Whymper unsern Blicken und zeigt es uns in seiner ganzen herben Schönheit, mit seinem Riesenstrome, dem Yukon, mit seinen Wäldern und Schneewüsten, seinen Indianern und Eskimos, seinen polarischen Hütten ꝛc. ꝛc. Seine Darstellungen, die den künstlerisch und wissenschaftlich gebildeten Mann verrathen, sind ein volles und warmes Leben und sind mit einem heiteren Humor gewürzt.

Der Malayische Archipel.

Die Heimath

des Orang-Utan und des Paradiesvogels.

Reiseerlebnisse

und

Studien über Land und Leute

von

Alfred Russel Wallace.

2 Bde. Mit 51 Original-Illustrationen in Holzschnitt und 9 Karten.

Autorisirte deutsche Ausgabe

von

Adolf Bernhard Meyer.

Gr. 8. Geh. Velinpapier. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

Dieses bedeutende Werk des berühmten Reisenden, der die Erforschung des Malayischen Archipels den langen Jahren von acht Jahren widmete, enthält eine Schilderung seiner Reiseerlebnisse, untermischt mit Abschweifungen über die interessantesten naturwissenschaftlichen, ethnologischen, socialpolitischen und andern Fragen, und wird durch ein Kapitel über die Entdeckungsgeschichte jeder einzelnen Inselgruppe abgeschlossen. Das Ganze aber durchzieht jene Wärme der Empfindung, jene Unmittelbarkeit der Beobachtung und jene Tiefe der Ueberzeugung, welche viele Werke der Engländer als leuchtende Muster erscheinen lassen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 11. November 1869.

Inhalt: Die Anfänge der Hierarchie. Von Hans Prutz. — Reisebilder aus dem Süden. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Neue Romane. — Feuilleton. (Deutsche antike und Kaiserdramen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Anfänge der Hierarchie.

ie Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII. Dargestellt von Rudolf Baxmann. Zwei Theile. Elberfeld, Friderichs. 1869. Gr. 8. 4 Thlr.

Die römisch-katholische Kirche bietet gerade in diesem genblick ein höchst merkwürdiges Schauspiel dar: seit r Jahrhunderten nicht zur Anwendung gebracht, wird n jetzt der ganze mittelalterlich-kirchliche und hierarchische parat von neuem in Bewegung gesetzt, den nach so ger Vergessenheit wieder einmal thätig zu sehen in der iten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollends befremdlich heinen muß. In Rom rüstet man zu einem ökumehen Concil, welches die wankende Macht des Papstms von neuem stärken und womöglich in ihrer alten le verjüngen soll; während sich die Bischöfe zu der dieser Veranlassung seit Jahrhunderten nicht vorommenen Reise nach Rom bereiten, ergehen vom Vaan her Ausschreiben selbst an die Protestanten, als ob i in unsern Tagen eher als im 16. und 17. Jahrdert eine Beilegung des alten Streits und eine Wiedervinigung der getrennten Glieder der ehemals Einen he hoffen könnte. Es sind das Vorgänge, welche im sten Grade charakteristisch sind für unsere an innern erspr üchen und unvereinbaren Gegensätzen reiche Zeit. Jahren sehen wir den Augenblick als nahe bevorand an, wo die weltliche Macht des Papstthums, in Grundfesten schon lange erschüttert, in Trümmern und ihr unbeugsamer Träger entweder in dem e seines bisherigen Beschützers und der Chassepothre, deren wunderbare Wirkung ihn und seine schwer rdete Herrschaft bei Mentana noch einmal gerettet, Zuflucht zu suchen genöthigt sein wird; und nun wir Zeugen davon sein, wie in derselben Stadt, e als die natürliche und geschichtliche Hauptstadt ms gelten muß und durch deren Hinzutritt die Einiz Italiens erst vollendet würde, die katholische Kirche en Leitern und Häuptern sich der gesammten Cultur unserer Zeit und den geschichtlichen Thatsachen der letzten Jahrzehnte noch einmal entgegenzusetzen versucht. Wird das Concil wirklich im Stande sein, den Gang der in voller Entwickelung begriffenen Geschichte aufzuhalten oder noch für einige Zeit abzulenken? Oder wird dieses rückgängige Streben von dem Rade derselben ergriffen und um so sicherer zermalmt werden? Ja, entspringt diese ganze künstliche Bewegung und der Versuch, den längstvergessenen und kaum noch ernstlich beachteten Apparat der mittelalterlichen Hierarchie noch einmal in Wirksamkeit zu setzen, etwa nur aus dem dunkeln Gefühl, daß das Ende doch näher sei als man gemeint, und aus dem Wunsche, wenigstens mit Ehren und äußerlich umgeben mit all den glänzenden Attributen einer längst entschwundenen Macht und Herrlichkeit dem solange abgewehrten Verhängniß zu verfallen? Bereitet das Papstthum, indem es pomphaft dieses — jedenfalls letzte — allgemeine Concil in Scene setzt, vielleicht in einer unbewußten, tragikomischen Selbstironisirung sich sein glänzendes Leichenbegängniß? Schon die nächste Zukunft, so glauben wir, wird auf diese Fragen uns eine Antwort zutheil werden lassen, und nicht mehr allzu lange wird es dauern, so wird die Geschichte des Papstthums wenigstens in seiner bisherigen Verfassung als ein abgeschlossenes Ganzes, in allen Entwickelungsstadien klar zu übersehen, vor uns liegen; dann wird auch die historische Betrachtung desselben eine andere und vorurtheilsfreiere sein als bisher; es wird uns als eine der merkwürdigsten, hier und da fast unbegreiflichen Episoden aus der Entwickelung des menschlichen Denkens und Glaubens immer besonders lehrreich und bedeutend bleiben.

Diese naheliegenden Beziehungen auf die in unserer Zeit und vor unsern Augen sich abspielende Entwickelung der großen Frage, welche in der bisher noch erhaltenen weltlichen Macht des Papstthums liegt, verleihen dem obengenannten Werke gerade jetzt ein besonderes Interesse

und machen dasselbe zu einem recht zeitgemäßen, und zwar um so mehr, als sein Verfasser die zur Behandlung dieser Aufgabe unerläßliche theologische Gelehrsamkeit mit ernstem historischen Sinn vereinigt und dabei mit erfreulicher Vorurtheilslosigkeit und kritischer Nüchternheit an seinen Gegenstand herangeht. Diese empfehlenden Eigenschaften treten auch während des ganzen Verlaufs der umfangreichen Darstellung nur selten etwas zurück und werden durch andere Einflüsse verdunkelt. Ist das Buch zunächst auch für Theologen und Historiker von Fach bestimmt und wendet es sich daher seiner ganzen Anlage und Form nach an ein gelehrtes Publikum, so hätten wir doch im Interesse des wichtigen und auch in der Gegenwart so bedeutsam erscheinenden Stoffs gewünscht, daß die Darstellung etwas weniger breit gehalten wäre und sich nicht zu tief in das Detail der für die Hauptsache meistens durchaus gleichgültigen Nebendinge, scholastischen und diplomatischen Spitzfindigkeiten verloren hätte. Die leitenden Ideen, auf deren Darlegung es dem Verfasser doch zunächst ankam, und die eigenthümliche, je nach Zeit und Verhältnissen wechselnde Bethätigung und Wirksamkeit derselben würde dann klarer und im Zusammenhang anschaulicher hervorgetreten sein. Was die Benutzung der hier in Betracht kommenden frühern Arbeiten anderer angeht, so ist dieselbe eine sehr sorgfältige und vollständige, wie denn auch die hier ja besonders reiche und wichtige deutsche Geschichtschreibung in der umfassendsten Weise verwerthet worden ist. Ja, hier und da empfängt man den Eindruck, als ob der Verfasser sich allzu sehr auf die an sich ja anerkennenswerthe, hier und dort aber doch anfechtbare Autorität seiner historischen Gewährsmänner verlassen habe und nicht selbst zu dem Studium der Quellen, die der Darstellung jener zu Grunde liegen, zurückgegangen sei. Die unvermeidliche Folge davon ist, daß das Buch stellenweise den Eindruck nicht einer originalen Arbeit, sondern einer aus zweiter und dritter Hand schöpfenden Compilation macht. Eine gewisse Ungleichmäßigkeit ist in diesem Punkte unverkennbar; denn es fehlt andererseits nicht an Stellen, wo der Verfasser sich der bisher üblichen Auffassung entschieden entgegenstellt und auf Grund einer in das Detail eingehenden kritischen Untersuchung des in den Quellen Ueberlieferten eine neue Darstellung und Beurtheilung der fraglichen Ereignisse vorträgt. Von diesen Einzelheiten abgesehen enthält das Buch freilich nichts eigentlich Neues; sein Verdienst besteht eben darin, daß es das bisher im allgemeinen Bekannte in der massenhaften Fülle der einzelnen Erscheinungen nachweist, und zeigt, wie die in dem Papstthum einmal verkörperte Idee zu den verschiedensten Zeiten, unter den verschiedensten Verhältnissen und durch die verschiedensten Träger repräsentirt, sich geltend zu machen und die Welt demgemäß zu beherrschen und umzugestalten bemüht gewesen ist. In der Erfassung und Bestimmung dieser Idee selbst und der Abgrenzung der verschiedenen Entwickelungsstadien, die in der Bethätigung und Verwirklichung derselben zu unterscheiden sind, weicht Baxmann auch in keinem wesentlichen Punkte ab von der Anschauung, welche durch die neuere Geschichtschreibung zu fast allgemeiner Geltung gelangt ist. So kommt es, daß die classische, in großen Zügen entworfene Abgrenzung und Charakterisirung der in der Entwickelung des Papstthums zu unterscheidenden Epochen, welche Leopold Ranke in der Einleitung zu seiner „Geschichte der römischen Päpste im 16. und 17. Jahrhundert" gegeben hat, geradezu als Programm oder als Inhaltsangabe für das vorliegende Werk gelten kann; was dort mit Einem Worte angedeutet, blitzartig beleuchtet ist, wird hier auf das genaueste und mit fast überwucherndem Detail ausgeführt und zergliedert.

Durch die Beschränkung auf die Zeit von Gregor I. bis Gregor VII. gibt uns dieses Werk eigentlich nur von dem allmählichen Wachsthum des Papstthums und der Entwickelung desselben bis zur Entstehung einer wirklichen Hierarchie eine zusammenhängende Darstellung; doch wird man mit dem Verfasser über diese Abgrenzung nicht weiter rechten können, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß es verhältnißmäßig der uninteressanteste Theil der Geschichte des Papstthums ist, der uns hier in der eingehendsten Weise vorgeführt wird. Ohne Zweifel sind die Zeiten des gewaltigen Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum im 12. und 13. Jahrhundert durch ihre stürmische Bewegtheit und die Größe und Bedeutung der miteinander ringenden Gewalten, sowie durch den ungeheuern Einfluß, den sie auf das gesammte geistige und politische Leben der katholischen Christenheit ausübten, von einem höhern, ergreifendern, gleichsam dramatischern Interesse als die Jahrhunderte eines langsamen und mühevollen, oft aufgehaltenen oder irregeleiteten Strebens zur Gewinnung einer die Welt beherrschenden Machtstellung, die einzunehmen das Papstthum nur in seinen eigenen Augen berechtigt war und die ihm daher von allen Seiten gleichmäßig streitig gemacht wurde. Eben dies aber ist zugleich der Grund, um dessentwillen diese frühern Abschnitte der Geschichte des Papstthums verhältnißmäßig selten und meist nur flüchtig behandelt worden sind, namentlich außerhalb der Kreise der theologischen und historischen Fachgelehrten nur wenig Theilnahme gefunden haben. Schon von diesem Gesichtspunkt aus verdient daher das Werk Baxmann's eine besondere Beachtung auch von seiten der der eigentlichen Forschung fernerstehenden Geschichtsfreunde, für welche freilich eine oder die andere Partie etwas allzu breit und ausführlich behandelt ist.

In der Einleitung bestimmt und erklärt der Verfasser genauer den Standpunkt, von dem aus er seine Aufgabe erfaßt hat, und weist namentlich, unter einem kurzen Hinblick auf das vor ihm auf diesem Gebiete von andern Geleistete, die üble Nebenbedeutung ab, die für eine beschränkte Auffassung in dem Ausdrucke Politik der Päpste liegen konnte. Dessen hätte es allerdings kaum bedurft, wenn es sich wirklich nur darum handelte, den Gedanken des Unwürdigen, Schlauen, Listigen zu beseitigen, der hier und da wol als mit der Politik untrennbar verbunden gilt; aber es wird der Begriff einer päpstlichen Politik hier gleich noch höher und inhaltsvoller gefaßt, wie das in folgendem, für die ganze Anlage des Werks bezeichnenden Satze ausgesprochen ist:

Wir erkennen auch für die Gemeinden ein χάρισμα κυβερνήσεως, eine Regierungskunst als nicht eben unwesentliches Moment für den Bau der Kirche als eines realen Rechtsinstituts an: und an solchem staatsmännischen Sinn und staatsmännischen Walten hat es der Kirche nie und nimmer gefehlt. Die Landeskirchen bieten nicht minder als Rom eine Fülle von

solchen Talenten, die für das Ineinandergreifen der verschiedenen Sphären des Gottesreichs auf Erden besonders entwickelte, erfolgreich wirkende Gaben hatten. Die christliche Kirche ist aber auch ein fest ineinandergefugtes, organisch erwachsenes Ganzes, eine Welt für sich in reichentwickelter Fülle der Formen, obwol sie den andern Gebieten sittlichen und religiösen Menschenlebens ebenso sehr neue Elemente zuführt, als sie von ihnen dergleichen für den eigenen Ausbau entnimmt. Als ein unverrückbarer Gesichtspunkt hat aller Kirchenhistorie zu gelten, daß die Kirche weder eine äußere Anstalt des Staats oder der Wissenschaft oder beider zusammen ist, noch in dem Innenleben der Familie oder künstlerisch entwickelter Virtuosität aufgeht, sondern das Reich Gottes in der centralen, religiösen und zugleich sittlichen Bedeutung des Worts darstellt, neben den Sphären des Staats und der Wissenschaft, des Hauses und der Kunst, denen ihr Charakter als Stiftungen göttlicher Ordnungen unverkümmert bleibt.

Bei einer so strengen Fassung des Begriffs der Kirche wird man den Verfasser wenigstens von jeder Voreingenommenheit, jeder protestantischen Abneigung gegen die Institution des Papstthums freisprechen. Wo er die im Papstthum gipfelnde Verfassung der katholischen Kirche kritisirt und an die von ihr erhobenen und zeitweise ja auch zur Geltung gebrachten Ansprüche den sittlichen und kirchlichen Maßstab legt, geschieht das in durchaus sachlicher und maßvoller, würdiger Weise; ja hier und da scheint es uns fast, als ob er allzu sehr in die katholische Denkweise eingegangen sei und den principiellen Widerspruch lange nicht stark genug betont habe, der doch selbst bei einer rein historischen Betrachtungsweise in einem Papstthum, das mit weltlicher Herrschaft verbunden, in ihr sogar eine unerlaßliche Bedingung seiner Existenz vertheidigt, liegt und immer liegen wird. An vielen Stellen hätten wir die Reflexion, die historische sowol wie die sittliche und kirchliche Kritik, gern weit stärker und lebhafter gewünscht. Wie er über diesen, für die ganze Auffassung maßgebenden Punkt denkt, spricht der Verfasser eigentlich nur einmal, in dem einleitenden Abschnitt über die vorkonstantinische Zeit deutlich aus, wo er, anknüpfend an Christi Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und die darin gegebene Beschreibung der unsichtbaren, idealen Gestalt der Kirche, die später im Papstthum eingetretene Entwickelung kurz folgendermaßen charakterisirt:

> Aber wie? Wenn nun die Vertreter des unsichtbaren Gottesreichs im specifischen Sinne den Namen des allerhöchsten Gottes, den Namen Jesu Christi und des Heiligen Geistes dem Staat und allem weltlichen Wesen entgegenhalten wollten zum Gleichen der Oberherrschaft, die dem Geistlichen gebühre? Es währte freilich noch eine gute Zeit, ehe es zu solchen übermannten Ansprüchen kam, durch welche ebenso sehr die wahrhafte Innerlichkeit, als die wahrhafte Allgemeinheit des göttlichen Geistes, der die Welt überwindet, beeinträchtigt wurde. Die wahrhafte Innerlichkeit litt Schaden, denn die Kirche, die eine Verwalterin aller Gnaden im Himmel und auf Erden und unter der Hölle zu sein beanspruchte, wurde zur Grundbesitzerin, zu einer Weltmacht, reich durch die Vergabung frommer, Sühnung suchender Seelen, bereit zum Kampf für solchen Besitz mit furchtbaren Fluchformeln und selbst mit dem Schwerte. Die wahrhafte Allgemeinheit des göttlichen Geistes wurde beeinträchtigt, denn alle Mächte wahrhaft menschlicher Bildung, Poesie und Philosophie, Natur- und Geschichtswissenschaft, die wesentlichen Factoren des Familien-, Staats- und Kunstlebens wurden als profane, dem Bösen verfallene Sphären weit zurückgestoßen und um die Weihe und Verklärung durch die Macht des Geistes gebracht.

Ueber die Entwickelung der christlichen Kirche vor Konstantin dem Großen wird sehr kurz hinweggegangen: man vermißt da aber entschieden eine, wenn auch nur knapp andeutende Würdigung der welthistorischen Bedeutung des Christenthums im allgemeinen und eine Anwendung derselben auf die Verhältnisse des römischen Reichs im besondern, wie eine solche von Ranke an der schon oben angeführten Stelle in ebenso bündiger wie treffender und geistvoller Weise gegeben worden ist. In Betreff der Zeit Konstantin's des Großen wird hervorgehoben, daß es zu viel gesagt scheine, wenn man schon in jener Periode von der christlichen als einer Staatskirche zu sprechen pflege. Auch ist es ganz richtig, daß damals Heidenthum und Christenthum nur als gleichberechtigt nebeneinander traten, wie das schon in der eigenthümlichen Doppelstellung des Kaisers Konstantin selbst, der, obgleich Heide, doch die Leitung der äußern Angelegenheiten der Kirche mit Entschiedenheit für sich beanspruchte, seinen Ausdruck fand. Auf der andern Seite aber ist es doch auch entschieden zu wenig gesagt, wenn man blos von einer den Christen gewährten Duldung sprechen will; denn Konstantin selbst hat die politische Bedeutung des Christenthums für sein Reich klar erkannt und es bereits völlig begriffen, daß diesem die Zukunft gehöre, wenn seine Stellung auch dadurch eine zweideutige würde, daß er in seiner Person die im Christenthum und Heidenthum innerhalb seines Reichs vorhandenen Gegensätze auszugleichen und zu vereinigen sucht: eine Rücksicht, die in den Verhältnissen der zahlreichen heidnischen Unterthanen zum Kaiser und zum Staate leicht ihre Erklärung findet. War das Christenthum auch noch nicht in unserm Sinne Staatsreligion geworden, so will uns doch das Heidenthum nur als das noch geduldete erscheinen, wie das auch mit dem Grundcharakter der gesammten Konstantin'schen Regierungsweise übereinstimmt; die christliche Lehre und die auf ihr erwachsene Kirche unterstützten das centralisirende Streben Konstantin's, das sich bemühte, eine abstracte Reichseinheit, die in des Kaisers Person ihren Ausdruck finden sollte, zu schaffen, während das Heidenthum mit der Religionsmischung seiner vielen Culte eher das Gegentheil zu bewirken geeignet war. Die christliche Kirche im römischen Reiche zur Zeit Konstantin's als Staatskirche zu bezeichnen, scheint uns auch nur insofern berechtigt, als der Rechtsboden, auf dem dieselbe stand, auf dem namentlich die an die Spitze der einzelnen Kirchensprengel tretenden Patriachate erwuchsen, durch einen Act kaiserlicher Gewalt geschaffen worden ist. Schon auf dem Concil zu Nicäa (325), also unter kaiserlicher Autorität, wurden dem Bischof von Rom die gewohnheitsmäßig geübten Metropolitanrechte über die Kirchen seines Sprengels ausdrücklich bestätigt. Und von dieser Stellung aus erhoben sich die römischen Bischöfe in den nächsten Jahrhunderten zu Häuptern der gesammten katholischen Kirche. Als wesentliche Momente in dieser Entwickelung treten hervor: einmal der sich mehr und mehr verschärfende Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Rom, der daraus entstehende Rangstreit zwischen dem Bischof von Rom und dem von Konstantinopel; dann die Völkerwanderung mit ihren Drangsalen, durch welche viele Gemeinden zur Anerkennung der Hoheit des römischen Bischofs

geführt wurden; endlich die Zertrümmerung des weströmischen Reichs, nach welcher die Kirche und zwar zumeist die römische Kirche zur Repräsentantin und Trägerin der römischen und christlichen Cultur im Gegensatz zu den siegreichen Germanen und deren arianischem Bekenntniß wurde.

Hans Prutz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reisebilder aus dem Süden.

(Beschluß aus Nr. 45.)

1. Im Lande der Pharaonen. Reisebilder aus Aegypten von Arthur Stahl. Wien, Hartleben. 1869. 8. 20 Ngr.
2. Ein Winter in Rom. Von Adolf Stahr und Fanny Lewald. Berlin, Guttentag. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Das heutige Rom. Skizzen und Charakterbilder aus dem wirklichen Leben von A. Valladier. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1869. 8. 20 Ngr.
4. Sommer und Winter am Genfersee. Ein Tagebuch von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1869. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
5. Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Briefe von W. Roßmann. Leipzig, Grunow. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Vom spanischen Revolutionsschauplatze. Spanische Zustände, Charakteristiken und Geschichte. Von Gustav Rasch. Wien, Hartleben. 1869. 8. 20 Ngr.

Das Tagebuch, welches Fanny Lewald an den Ufern des Genfersees geschrieben (Nr. 4), hat alle Vorzüge, die wir an den Werken dieser Schriftstellerin schätzen: Klarheit der Darstellung, Wärme des Naturgefühls, Vielseitigkeit der Bildung und ein lebendiges Interesse für die Fragen des praktischen Lebens. Dabei muß man freilich eine gewisse Breite und Redseligkeit der Schilderung mit in den Kauf nehmen, und wird bisweilen von einem Detail der Lebensprosa behelligt, das wol von Interesse für die Betheiligten sein mag, aber bei dem größern Publikum keine Theilnahme beanspruchen kann. Ebenso unvermeidlich ist das etwas buntscheckige Aussehen dieser Briefsammlung; denn heute erhalten wir eine Biographie von Calvin, während wir uns morgen mit den ehrenvollen Zeugnissen in den Dienstbüchern eines Hausmädchens beschäftigen; heute ist Bonivard der Held des Tags, und morgen seufzen wir über die fehlenden Watercloſets der Pension Moser. Auch Wiederholungen werden nicht vermieden. Schloß Chillon bildet zweimal den Mittelpunkt der Beschreibung; Bonivard wird hier flüchtiger, dort ausführlicher erwähnt. Warum rückt die Autorin nicht in einem Buche zusammen was zusammengehört, mag sie es in den Tagebüchern auch vereinzelt besprochen haben?

Doch diese kleinen Ausstellungen beeinträchtigen das Interesse des Ganzen nicht. Der „Genfersee" ist nicht blos durch Matthisson's Gedicht, das dem heutigen Geschlecht ferner liegt, er ist durch seine Naturschönheit, seine geschichtlichen und literarischen Erinnerungen bei allen Gebildeten populär. Calvin und Bonivard, Rousseau, Frau von Staël und Byron haben an den Ufern des Sees gelebt; eine ganze Encyklopädie liegt gleichsam aufgeschlagen vor uns da, und wir blättern mit Fanny Lewald in derselben umher. Das Bild, das sie uns von Calvin entwirft, erscheint uns zu geschmeichelt für eine so freisinnige Autorin; die Verherrlichung dieses Reformators mag man Heinrich Leo in Halle überlassen, der von der Verbrennung Servet's sich ganz sonderlich erbaut fühlt. Am schlimmsten sind die theologischen Fanatiker, die wie Calvin zugleich Sittlichkeitsrigoristen sind. Die Scheiterhaufen, welche dieser Genfer errichten ließ, sind so fluchwürdigen Angedenkens, wie es nur irgend die Scheiterhaufen der spanischen Inquisition sein können. Von Bonivard's Schicksalen gibt uns Fanny Lewald eine aus den Quellen geschöpfte Darstellung. Ueber den Touristen-Aberglauben, daß Bonivard der Held von Byron's „Gefangenen von Chillon" sei, schreibt sie Folgendes:

Byron war im Jahr 1816 von England an den Genfersee gekommen, und lebte mit seinem Freunde Hobhouse in Clarens in einem an der Seeseite tief am Ufer gelegenen Hause, das wie viele dieser Landhäuser eine hübsche Galerie vor den Zimmern hat. Das Zimmer, welches auf die Galerie hinausführt, wurde von Byron bewohnt, und die sanfte Schönheit der friedlichen Natur, die er aus seinem Fenster übersah, übte auch auf ihn ihren vollen Zauber aus. Die Eindrücke, welche er hier empfing, klingen häufig und deutlich im „Childe Harold" wieder. Tagelang durchkreuzte er in Gesellschaft seines Freundes den See nach allen Richtungen, und so kamen sie auf der Barke, die vor seinem Hause immer seiner warten mußte, eines Tags auch nach Chillon und ließen sich die Gewölbe zeigen. Der Anblick dieser Hallen, der Gegensatz der kahlen grauen Wände und des trüben Lichts in ihnen, mit der weiten freien lachenden Natur, die mächtigen Pfeiler des Erdgeschosses, welche noch die Spuren der eisernen Ringe zeigten, an denen man in frühern Zeiten die Gefangenen angekettet, wirkten mächtig auf des Dichters Phantasie und schmolzen in seinem Geiste mit dem Schicksal Ugolino's und seiner Söhne zusammen, wie Dante es dargestellt hat. Während dessen erzählte der Cicerone den Freunden die Geschichte Bonivard's, welche mit der des Ugolino allerdings nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat; aber die Scenerie, die ihn umgab, die Namen, welche von dem Führer an sein Ohr getragen wurden, und seine eigenen Erinnerungen und Vorstellungen fügten sich wie die einzelnen Theilchen in einem Kaleidoskop zusammen, und der Stern, der sich daraus in rascher Fügung in des Dichters Seele bildete, war „Der Gefangene von Chillon", wie er als eine der schönsten Dichtungen Byron's vor uns liegt. Als sie Chillon verließen, war Byron ungewöhnlich heiter. Er ließ seine Barke nach Clarens zurückfahren und machte mit seinem Freunde den Heimweg zu Fuße. Wo er ein Kind ansichtig wurde, gab er ihm ein Geldstück. Es schien, als ob er nach dem Anblicke des Kerkers das Glück der freien Athmens in der Natur in erhöhtem Maße genieße. „Ich bin förmlich unter dem Zauber dieser Gegend", sagte er, „meine Seele belebt sich neu mit ihrem Geiste und nimmt ihre Gestalten in sich auf. Orte wie diese sind eigentlich zu schade, um von den Menschen unter die Füße getreten zu werden, sie sind wie geschaffen, der Aufenthalt seliger Götter zu sein." Die Folge dieses Besuchs von Chillon waren die Entwürfe zu dem Gedichte, die er gleich an dem Abende niederschrieb. Ein paar Tage später fuhr er zu Wasser nach Lausanne. Als sie aber in Ouchy, dem Hafen von Lausanne, landeten, war ein heftiges Unwetter losgebrochen. Man konnte nicht daran denken, in dem offenen Kahne zurückzukehren. Byron sah sich genöthigt, am Lande zu bleiben, und dort, im Gasthof Zum Anker, brachte

er den ganzen „Gefangenen von Chillon" zu Papier. Später erst entstand das Sonett an Bonivard, das wirklich dem historischen Bonivard gewidmet und auf dessen besonderes Schicksal begründet ist.

Die schönsten dichterischen Verherrlichungen vom Genfersee finden sich übrigens im dritten Gesang von Byron's „Childe Harold". Hier gedenkt er auch Rousseau's und Voltaire's, denen beiden auch Fanny Lewald eine Studie widmet. Treffend sind folgende Bemerkungen über Rousseau's „Bekenntnisse":

Man kann es bisweilen bei dem Lesen der „Bekenntnisse" kaum verstehen, wie ein Mensch im Stande gewesen ist, eine solche Kette von schlechten und niedrigen Gesinnungen und Empfindungen in sich zu tragen, sie so weit zu erkennen, daß er sie mit der Sicherheit eines Anatomen und Chemikers vor den Augen der andern zersetzen und mit der Kraft eines Künstlers und eines Dichters wiederzugeben fähig gewesen ist, ohne daß dies eine rückwirkende und erziehende Kraft auf ihn selber ausgeübt hätte. Man wird förmlich in die Mitleidenschaft mit allen denjenigen gezogen, die von Rousseau zu leiden gehabt haben, und wenn man am Ende das Werk aus der Hand legt, und froh ist, diesem neidischen, mistrauischen, hinterlistigen und gehässigen Charakter nicht im Leben begegnet zu sein, denkt man urplötzlich an seine entzückenden Naturschilderungen, aus denen eine so tiefe Empfindung für die Schönheit spricht, an die reizende kleine Reise nach Thoune mit den beiden jungen Frauenzimmern, Fräulein Galley und Fräulein von Graffenried, an einzelne Scenen mit der leichtsinnigen Beschützerin des jungen Rousseau, an die Schilderung dieser Madame de Warrens — wie sie in den „Bekenntnissen" genannt wird — und man steht vor ihrem Liebreiz verwundert da, und weiß sich nicht anders aus dem Zwiespalt zu befreien, als indem man Faust's Ausruf: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust!" eben auch auf Rousseau in Anwendung bringt.

Frau von Warrens tritt in der freundlichen Beleuchtung Rousseau's, welcher Fanny Lewald einige, wenn auch nicht schwer fallende Schlagschatten hinzufügt, vor uns hin. In der „Neuen Heloise", meint Fanny Lewald, sei keine Spur von der trotzigen Auflehnung gegen die Sittlichkeit zu finden, die seit 1830 in der Mehrzahl jener französischen Romane fast zum Dogma erhoben worden ist, die man überall in den Händen der Frauen antreffen kann, und der lange thränenreiche Ausgang des Romans dürfe entschieden als volle Buße und ethische Ausgleichung für den Augenblick der selbstvergessenen Leidenschaft erachtet werden.

In jene Zeit, wo die Verfasserin an den Ufern des Leman wohnte, fällt der genfer Friedenscongreß, und die geistige Atmosphäre, die dieses Ereigniß um sich verbreitete, ist nicht ohne Einfluß auf die Tagebücher der Verfasserin geblieben. Durch das ganze Werk ziehen sich die Declamationen gegen den Krieg, und wer würde nicht mit dem großen königsberger Denker im Interesse der Humanität eine Aera des ewigen Friedens wünschen? Schade nur, daß dieser Traum der Denker so alt ist wie die Welt, und doch noch nicht verwirklicht. Deshalb darf man an seinen Idealen festhalten — aber Einfluß auf die Gegenwart werden sie nicht ausüben. Garibaldi mit seinem ganzen Generalstab wohnte dem Friedenscongreß bei; wir haben ihn dort selbst gesehen, und sein würdiges Haupt, das Haupt eines Generals, der seinen Ruhm dem Schwerte verdankt, unter den Aposteln des Friedens zu erblicken wäre ein ergreifender Anblick gewesen, hätte in dieser lärmenden Versammlung sich überhaupt irgendein Eindruck festhalten lassen und hätten Garibaldi und seine Helden überhaupt das Schwert von da an mit dem frommen Stab vertauscht. Statt dessen sehen wir sie bald darauf bei Mentana den französischen Chassepots unterliegen. So groß ist die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit! Fanny Lewald, angeregt durch die methodistischen Traktätlein, die sie in ihren Pensionszimmern fand, meinte auch für humane Ideen in solcher Weise Progaganda machen zu können, und schickte als Probe dem genfer Congreß ihre zehn Artikel wider den Krieg, die wir auch dort vorlesen hörten. Gleichwol und trotz der durchgängigen Polemik gegen den Krieg in dieser Schrift wird doch die Bellona ihre Muse, wenn sie die Heldenthaten ihres jungen und schönen Freundes, des ehemaligen ungarischen, jetzt Garibaldi'schen Obersten Frigyesi schildert, desselben, der auf dem genfer Congreß alle seine militärischen Ehrenzeichen von sich ablegte und sie dem Präsidenten mit den Worten übergab:

Sie waren mir theuer als Erinnerung an die Tage, an welchen wir für die Befreiung eines edeln Volks gefochten haben; aber der Krieg, der Menschenwohl verschlingt, ist ein Unglück für Tausende und Tausende, und man soll sich mit solchen blutgetränkten Siegeszeichen nicht schmücken. Verkaufen Sie diese Orden, Herr Präsident, schaffen Sie einem armen Tagelöhner dafür ein Werkzeug, einem armen Kinde dafür ein Schulbuch an, dann werde ich dieser Orden wieder gern gedenken.

Sehr treffend ist das Porträt Garibaldi's gezeichnet. So sahen auch wir den Helden der italienischen Freiheit unter den Myrten und Lorbern der Borromäischen Inseln:

Ich hatte sein Bildniß, ich weiß nicht wie oft gesehen, ich hatte so viel von ihm durch die mündliche Erzählung von Personen gehört, die ihm nahe gestanden, ich kannte die Formen und Züge seines Gesichts — und doch rührte mich seine Erscheinung, doch kam es mir vor, als verstehe ich es jetzt erst völlig, was er sei und in welcher Lage er sich befinde. Garibaldi ist nicht sehr groß, aber er muß eine äußerst kräftige und elastische Gestalt gehabt haben, ehe Leiden und Krankheit und die Verwundung von Aspromonte ihn angegriffen und mitgenommen haben. Sein Haar ist noch bräunlich blond und wenig mit grau gemischt, aber die Jahre haben sein Antlitz stark gefurcht und eine tiefe Schwermuth über seine Stirne gebreitet. Er sieht traurig, recht eigentlich traurig aus, traurig und so erbarmungsvoll wie manche Christusköpfe.

Außerdem wird uns der lebensfrische Karl Vogt geschildert, ebenso Edgar Quinet, der übrigens, obwol die Verfasserin ihn sagen läßt, seine Gesundheit verhindere ihn, den genfer Congreß zu besuchen, doch dort war und eine philosophische Rede hielt, die für die tumultuarische Menge etwas zu lang war und sich am Schluß mit einem succès d'estime begnügen mußte. Der ehrwürdige genfer Maler Hornung, Eduard Schuré, der Verfasser einer „Histoire du Lied ou la chanson populaire en Allemagne", ein beider Sprachen mächtiger, für deutsche Poesie begeisterter Elsasser, Prokesch-Osten, der bei einer Durchreise gastirt und über die sogenannte europäische Monogamie ähnliche Ansichten aufstellt wie E. von Hartmann, der Philosoph des Unbewußten, belebten das Stilleben der Pension Glion-sur-Montreux. Die Schilderung der Städte Genf und Lausanne, der Städtchen Clarens, Montreux, Vevay ist anschaulich und lebendig, Anekdoten und Genrebilder aus dem Pensionsleben, das im ganzen aber weniger

mit Humor als von seiner praktischen Seite gezeichnet wird, bilden genrebildliche Arabesken um die größern historischen Tableaux und Landschaftsbilder. Die Naturschönheiten des herrlichen Sees treten in lebendigem Colorit vor uns hin. In der That kann sich mit dem östlichen Theil des Sees, mit den Prachtgestalten seiner Alpenzinnen, nur das großartige Panorama messen, das der Lago-Maggiore bei Stresa gewährt.

Wer über Italien noch etwas Neues schreiben will, muß in das Detail gehen; der Schaum der allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen ist nachgerade abgeschöpft. Diese Detaildarstellungen, welche sogar in den Marktkorb und den Küchentopf gucken, sind Vorzüge des Stahr-Lewald'schen Werks, und auch die Briefe von W. Roßmann: „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen" (Nr. 5), Briefe über Neapel und Sicilien, erregen unsern Antheil durch eine Detailschilderung, welche dem Werk fast die Bedeutung einer Specialität sichert. Denn Roßmann ist nicht blos Archäolog, welcher die Trümmer Pompejis mit genauester Sachkenntniß untersucht, neue Conjecturen aufstellt, wie er z. B. aus dem zweifelhaften Augustustempel des Pompejanischen Forums ein Buffet für die Vornehmen macht; er ist vor allen Dingen ein Philolog, der die Alten nicht hinter sich ließ, die Schule zu hüten, sondern sie mitnahm an das Gestade der Cyklopen und Sirenen und die classischen Localitäten durch die Verse der römischen Dichter erläutert. Diese Versflora steht namentlich in voller Blüte auf dem classischen Boden von Cumä und Bajä, in der Gegend der unterweltlichen Pforten, der sibyllinischen Weisheit und des frechsten römischen Lebensgenusses. In Cumä führt Virgil das Wort, in Bajä mehr Horaz; doch hätten hier wol auch Martial und die römischen Satiriker eine reiche Blumenlese ergeben. Auf der Insel Capri wird Vater Homer citirt; hier sucht Roßmann die Sirenenfelsen, wie ja auch Preller die charakteristischen Zacken und Bogen seiner Odysseebilder von den malerischen Felsformen des südlichen, dem offenen Meere zugewandten Ufers der Insel entlehnte.

Roßmann belebt die Scenerie überall mit einer Fülle geschichtlicher Gestalten, die er mit genauer Kenntniß der classischen Quellen heraufbeschwört. Selbst auf dem Vesuv, wo doch das naturgeschichtliche Interesse in erster Linie steht, weist unser Autor auf die geschichtlichen Erinnerungen der Landschaft hin. Vom Rande des Kraters aus überblickt er nach Norden hin das Schlachtfeld, wo Titus Manlius Torquatus und Publius Decius Mus sich in der Latinerschlacht ein ewiges Gedächtniß stifteten, und wo später Spartacus mit seinen Sklaven die römischen Legionen schlug. Ueber welche Fülle von Bildern und Gestalten aus dem Schatz geschichtlicher Ueberlieferung der Verfasser gebietet, mögen z. B. seine Betrachtungen in der Arena von Pozzuoli beweisen:

> In dieser Arena nahm der kaiserliche Henker Nero, einem Gastfreunde zu Ehren, den Kampf mit den Bestien auf. In welch eine Zeit fürchterlichster Blasirtheit, geistiger Oede und Leere, tiefster moralischer Verkommenheit versetzt uns der Anblick dieses entsetzlichen Schauplatzes? Ein Genuß nur noch in thierischer Zerstörungswuth, ein Kitzel nur noch in den Zuckungen der sterbenden Creatur. Die Aussicht vom Rande des Amphitheaters gibt zu denken. Dort in dem einst prächtigen Hafen landete der Apostel Paulus im Jahre 60, um wegen seiner Gefangennahme Berufung an den römischen Kaiser einzulegen, und verweilte auf Bitten der Brüder sieben Tage in der Stadt. Wie wenig Aussicht auf Gerechtigkeit, wie viel weniger auf offene entgegenkommende Gemüther! Drei Bauwerke, deren Trümmer wir jetzt erblicken und die der Apostel damals in all ihrem Schmucke prangen sah, charakterisiren die Gesellschaft jener Zeiten. Im Amphitheater selbst mischte sich der vornehme mit dem niedern Pöbel zu gedankenlosen bestialen Vergnügungen; im Hause des Lucullus hatten vordem die stillen Schlemmer ihrem Gotte, dem Bauche, so manches Opfer gebracht; in der Akademie Cicero's war für geistigere Menschen jene nüchterne kleine Philosophie ausgebildet worden, die in eitler Selbstgefälligkeit und Formseligkeit dem Menschen für jede tiefergreifende kräftige Erregung meinte eintreten zu können. Aber über diese Häuser hinweg erblickt man die Kathedrale der Stadt. Ein Tempel jenes Kaisers, unter dem Christus geboren wurde, hat ihr Platz machen müssen, seine Säulen zieren den Altar des Gekreuzigten; sie selbst trägt den Namen eines der Märtyrer, die hier umgebracht wurden, des Proculus. Ebenda ruht ein Sänger, dem in gesunkenen Zeiten noch ein Rest der Schöpferkraft innewohnte, welche die altkatholische Kirche mit so wundervollen Werken ausgeschmückt hatte, des Pergolese. Heute sind seine Weisen verklungen, und trübselige Pfaffen verrichten in der Nähe seines Grabes einen völlig entgeisteten Gottesdienst. Auch sie sehen aus wie aus mehrhundertjähriger Lava herausgegrabene Reliquien einer andern Zeit. Wer wird nach ihnen kommen?

Ueber das Museum gibt Roßmann eingehende Mittheilungen, analysirt kunstverständig nicht nur die Hauptbildwerke, sondern auch die Cameen, Gemmen, Vasen mit genauer archäologischer Kenntniß. Da er überdies das neapolitanische Volksleben, sowie die landschaftlichen Schönheiten Sorrents und Capris, Neapels und Palermos mit Lebhaftigkeit schildert, und als Begleiter der Herzogin von Meiningen auch Zutritt in die Hofkreise des damals in Neapel anwesenden Kronprinzen von Italien hatte, so gewinnt sein Werk einen mannichfaltigen Inhalt und ist nicht nur als eine lehrreiche, sondern auch als eine anziehende Lektüre zu empfehlen.

Die Männer des „Feuilleton" sind überall in Europa frisch hinter den Ereignissen her. Seitdem die Times-Correspondenten in der ganzen Welt sich als eine allgemein respectirte Macht in den Hauptquartieren der kriegführenden Heere einfinden, sieht man auch die deutschen Zeitungscorrespondenten in den Heereslagern nicht blos geduldet, sondern auch für die Zwecke ihrer Berichterstattung mannichfach unterstützt. Dasselbe gilt von den unabhängigen Touristen, die nicht blos Zeitungsartikel, sondern selbständige Schriften in Aussicht stellen. Die Eisenbahnen führen sie mit Schnelligkeit überall hin, wo sich Ereignisse von Bedeutung vorbereiten, wo die Telegraphen zu spielen anfangen. Gustav Rasch ist einer der eifrigsten, wo es gilt, unterdrückte Bruderstämme abzuphotographiren, Revolutionen zu schildern, Abenteuer zu erleben. So hat er sich denn auch auf den spanischen Revolutionsschauplatz begeben, und was er dort gesehen und erfahren, den ganzen frisch abgeschöpften Schaum der Ereignisse, alsbald in einer neuesten Schrift (Nr 6 den deutschen Lesern credenzt.

Gustav Rasch ist Republikaner; er sagt es uns so oft, daß wir es glauben müssen; er ist, wie es scheint, Republikaner à tout prix, nicht blos in Spanien, sondern in der ganzen Welt. Und die Republik ist ihm nicht nur das Ideal einer fernen Zukunft, sondern e

hofft auf ihre baldige Verwirklichung in den drei romanischen Staaten: Spanien, Frankreich und Italien. Ueberall in Spanien hat er das Glück, nur Republikaner zu finden; daß es indeß dort auch Vertreter eines andern politischen Credo gibt, beweist die Abstimmung der Cortes in der Regentschaftsfrage. Wundern darf man sich freilich nicht, daß die neuesten republikanischen Aufstände, von denen Rasch noch keine Mittheilung machen konnte, einen so breiten Boden fanden und den Regierungstruppen eine so hartnäckige Gegenwehr entgegenstellten. Nach den Erfahrungen, welche Spanien mit seinen Königen und Königinnen gemacht hat, muß das republikanische Glaubensbekenntniß zahlreiche Anhänger finden. Immerhin erscheint ein republikanischer Aufstand als eine Anomalie in einem Lande, das doch zunächst keinen König hat, wenn auch die provisorische Regierung und die Cortes einen verschreiben wollen. Die Gegner werden sogar nicht zögern, diese Unruhen und Aufstände in dem königlosen Spanien in das Schuldbuch der Republik zu schreiben als Beweis dafür, daß ohne Monarchen ein Land der Anarchie preisgegeben ist, und dabei ganz vergessen, daß eine geordnete Republik himmelweit verschieden ist von den provisorischen Zuständen einer Uebergangsepoche und den Convulsionen, welche sie mit sich bringen.

Wenn Gustav Rasch in Spanien mit den Republikanern sympathisirt, so wollen wir ihm das gern zugute halten. Was aber seine Beurtheilung deutscher Verhältnisse betrifft, so müssen wir ihm nicht nur seinen beschränkten particularistischen Standpunkt vorwerfen, sondern auch seine Inconsequenz. Die preußische Gesinnung der Deutschen in Barcelona gibt ihm Veranlassung, von der „Preußenseuche" zu sprechen, dieser „widerlichen Krankheit". Er meint, daß diese Deutschen „ordentlich aufgedunsen von dem Ruhm der in Böhmen geschlagenen Schlachten und errungenen Siege in Barcelona einherstolzirten und sich einbildeten, unter den Völkern Europas durch den Tod von Hunderttausenden den Kugeln und den Krankheiten erlegener Menschen etwas geworden zu sein". Das Unhistorische dieser Auffassungs- und Darstellungsweise grenzt an das Burleske; denn auch der blindeste Particularist wird die großen Ereignisse und die deutschen Umwälzungen von 1866 nicht en bagatelle behandeln. Er frage in fremden Welttheilen nach, wo man die norddeutsche Flagge mit Jubel begrüßt hat, wo der deutsche Name wieder zu Ehren gekommen ist; er frage nach in der freien Republik Nordamerika, bei den deutschen Republikanern, welche für die Freiheit diesseit und jenseit des Meeres gefochten haben, überall werden seine Herzensergüsse mit Achselzucken aufgenommen werden, und er wird die Preußenseuche finden bei einem Hecker und Schurz, bei Kinkel und Ruge, die er denn doch von einem Standpunkte aus nicht so mir nichts dir nichts in die Pfanne hauen kann.

Doch nicht blos diese Einseitigkeit, sondern auch Inconsequenz machen wir Gustav Rasch zum Vorwurf. Wer las nicht mit Interesse seine Schriften über den unterdrückten deutschen Bruderstamm, seine Anklagen über die dänische Fremdherrschaft? Und wer hat diesen Bruderstamm befreit? Die Preußen! Wiederum jammerte Rasch über die Unterdrückungen der Italiener in dem österreichischen Italien, in dem noch unbefreiten Venetien, und setzte auf das Titelblatt seiner Schrift: „Frei bis zur Adria". Und wer hat dies Programm erfüllt? Wiederum die Preußen. Ohne die Schlacht bei Königgrätz wäre Italien nicht frei bis zur Adria geworden. Und dafür, daß Preußen das Programm von Gustav Rasch in Nord und Süd verwirklicht hat, wird es mit Schimpfreden überhäuft? Ist das Billigkeit und Consequenz, oder nur der Ausfluß einer persönlichen Rancune?

Gustav Rasch schildert lebendig und pikant, und wenn er auch hier und da einen renommistischen Ton anschlägt, so beeinträchtigt derselbe wenigstens nicht die Frische der Darstellung. Seine Landschafts- und Städtebilder sind etwas flüchtig skizzirt; seine von ihm oft citirte „schöne Freundin", Arthur Stahl, ist in ihren Schilderungen von Madrid, Toledo, Cordova, Sevilla weit anschaulicher und bedeutender. Doch dergleichen ist bei Rasch ja auch Beiwerk; der Schwerpunkt seines Werks fällt auf die Darstellung der politischen Stimmung und Bewegung, der Ereignisse und Persönlichkeiten. Und nach dieser Seite hin ist das Buch anziehend und interessant; es belebt den todten Stoff der Zeitungen durch die lebendige Schilderung jener Männer, welche jetzt an der Spitze der spanischen Nation stehen, sowie der Führer der republikanischen Partei, und gibt außerdem eine pikante Chronique scandaleuse des vertriebenen Hofs. Rasch hat Sinn für die Anekdote, und die Anekdote zeigt sich ihm dankbar; sie hängt sich ihm wie die Klette an. Die Anekdote ist zwar nicht immer wahr, aber sie ist meist charakteristisch, auch wenn sie nicht wahr ist, und ein ganzer leuchtender Gürtel von Anekdoten schlingt sich um das Buch von Rasch, wie ein Gürtel von Leuchtkäfern um den schlanken Leib einer Brasilianerin.

Von selbsterlebten Ereignissen erzählt Rasch die Eröffnung der Cortes und die damit verbundenen Feierlichkeiten. Rasch befand sich im Cortespalast und sah von der Höhe der Freitreppe den festlichen Zug:

Alle Fenster der hintereinander aufsteigenden Häusergruppen, der weite Platz vor dem Gebäude, die beiden Seiten der breiten Straße hinter den Freiwilligen der Freiheit, welche von dem Präsidentschaftspalaste in der Alcalastraße über die Puerta del Sol, die Straße San-Geronimo hinab bis zu den Treppenstufen des Cortespalastes Spalier bildeten, waren mit Menschenmassen besetzt, Kopf an Kopf; ganz Madrid und die ganze Umgegend war auf den Beinen, um der Eröffnung der ersten Cortessitzung nach der Revolution beizuwohnen. Auf der ganzen Linie der Bataillone der Freiwilligen der Freiheit bis zum Sonnenthorplatze hinauf begannen nun die Musikcorps die Riegohymne zu spielen, die spanische Marseillaise, welche bei allen spanischen Revolutionen erklungen ist...

Ein Piket Guardia Civica erschien auf der Höhe der Straße, wo dieselbe sich vom Sonnenthorplatze hinabsenkt. Hinter ihnen Wappenherolde in altspanischer, rother Tracht, dann eine Reihe von Wagen, in denen immer je zwei Männer in schwarzem Anzug saßen. Es war der Alcalde von Madrid, Rivero, mit den Gemeinderäthen. Eine neue Reihe von Wagen schloß sich an. Sie führten die provisorische Regierung nach dem Cortespalaste. In dem letzten Wagen befanden sich die Generale Prim und Serrano, der Kriegsminister und der Präsident der provisorischen Regierung. Einige Offiziere folgten zu Pferd. Unter ihnen ritt ein Knabe, ebenfalls in Offiziersuniform. Ein Piket Guardia Civica bildete den Schluß des Zugs. Langsam bewegte sich der Zug die Straße abwärts bis zu den Stufen der Freitreppe, die zu der Halle des Palastes hinanführen. Kein Ruf ertönte, während der Zug die Strecke zurücklegte. Nur das Gemurmel der Menschenmenge, die

Klänge der Riegohymne und das Geläute der Glocken. Es waren andere Tage, als General Serrano nach der Schlacht von Alcolea mit seinen siegreichen Bataillonen durch die Straße zog, als Prim aus dem Exil in Madrid eintraf, als der Admiral Topete erschien!

In dem Conversationszimmer vor dem Sitzungssaale sah Rasch ganz in der Nähe die Mitglieder der provisorischen Regierung, vor allen Prim und seinen in Offiziersuniform umherlaufenden Jungen. Ein Freund erklärte ihm diese auffallende Erscheinung:

Isabel hat eines schönen Tages Prim's Jungen aus der Taufe gehoben und hat ihm das Patent als Lieutenant in der Wiege überreicht. Seitdem bezieht der Junge Lieutenantsgehalt, trägt die Uniform, avancirt auch mit. Das kam vor bei den Bourbonen! Einer meiner Bekannten, ein General, hat einen Jungen, der auch schon in der Wiege Lieutenant wurde. Jetzt ist er 15 Jahre und schon Kapitän.

Weiterhin erhalten wir von Prim ein wenig geschmeicheltes Porträt; der General erscheint als Abenteurer und Ueberläufer, der durch geschickte Benutzung der Umstände, durch politische Schwenkungen aller Art, durch Intriguen und Ränkemachereien Carrière gemacht hat. Von seinem Vater wird erzählt, daß er Hauptmann der königlichen Freischärler war, die gegen Don Carlos kämpften, daß sein Regiment einmal einige Karlisten und unter diesen einen Bischof zu Kriegsgefangenen machte und daß er die Gefangenen, statt sie, seinem Auftrag zufolge, nach dem Hauptquartier zu führen, unterwegs niedermetzeln ließ. Dafür wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode durch die „Garotta" verurtheilt. Sein Sohn hat sich in demselben Regiment zum Major aufgeschwungen, kommt zu dem Vater ins Gefängniß, theilt ihm mit, daß keine Hoffnung für seine Rettung mehr sei, daß die Hinrichtung durch die Garotta aber seiner eigenen, so ruhmvoll begonnenen Carrière im Wege stände. Der Vater sieht dies ein, erblickt aber keinen Ausweg. Da zieht der Sohn ein Fläschchen Gift aus der Tasche; der Vater nimmt das Gift und wird nach der Entfernung des Sohnes von dem Gefangenwärter sterbend am Boden gefunden.

Diese Geschichte klingt so romanhaft, als ob sie für einen Retcliffe'schen Lieferungsroman auf Bestellung erfunden worden wäre. Glaubwürdiger sind die folgenden Mittheilungen. Im Jahre 1843, als die Schilderhebung der Moderados und Progressisten gegen Espartero stattfand, wurde Prim nach dem Gefecht bei Ardoz zum Grafen Reus ernannt, später Militärgouverneur in Madrid und focht als solcher gegen seine frühern Glaubensgenossen in Catalonien, die sich gegen die provisorische Regierung erhoben; Prim machte bei Barcelona 300 Gefangene und ließ sie sämmtlich in Mataro niederschießen oder mit Messern erstechen. Nicht lange darauf knüpfte Prim insgeheim wieder Unterhandlungen an mit dem Brigadier Atmeller, der die Insurgenten in der noch nicht eroberten Festung Figueras commandirte, und wurde, als die Regierung davon Nachricht erhielt, zur Disposition gestellt. Im Jahre 1844 stand General Prim vor einem Kriegsgericht, angeklagt eines fehlgeschlagenen Mordversuchs gegen den damaligen Ministerpräsidenten Marschall Narvaez, und wurde zum Verlust seines Rangs als General und zu sechsjähriger Deportation nach den Philippinen verurtheilt, doch infolge eines Fußfalls seiner Mutter begnadigt. Bald darauf sehen wir ihn als Generalkapitän von Portorico. Aber auch dieses Postens wurde er bald wieder enthoben und in dem Entsetzungsdecret für unfähig erklärt, jemals wieder ein Commando in den Colonien bekleiden zu können. Dann erscheint er als Militärbevollmächtigter auf dem orientalischen Kriegsschauplatz, erklärt sich für die Militärrevolution O'Donnell's, wird zum Generallieutenant befördert, aber doch nur mit untergeordneten Stellungen betraut. Aus der Gefahr, in Vergessenheit zu gerathen, errettete ihn der marokkanische Feldzug, dessen Held er mit Hülfe einer gutbezahlten Reclame wurde. Sein Lohn war die Stellung eines Generaldirectors des Geniecorps und der Titel Marquis de los Castillejos. Dann befehligte Prim die mexicanische Expedition, ließ indeß die Franzosen im Stich, als er sah, daß seine Privatplane ebenso scheiterten wie die Zwecke der ganzen Expedition. Ohne Befehl von der Regierung zu haben, schiffte er sich nach Cuba ein. Anfangs wollte ihn O'Donnell vor ein Kriegsgericht stellen, doch überzeugte er sich bald, daß Prim unter den obwaltenden Umständen richtig gehandelt habe. Nach seiner Rückkehr nach Madrid schloß sich Prim, welcher wieder die Witterung hatte, daß es mit der Regierung Isabel's sich zu Ende neige, der Progressistenpartei an, leitete den verunglückten Aufstandsversuch von 1866, stand auch mit demjenigen von 1867 im Zusammenhang und betheiligte sich dann 1868 an der erfolgreichen Insurrection Serrano's, welche den Sturz der Bourbons zur Folge hatte.

Diese Lebensskizze ist wenig einnehmend zu Gunsten des spanischen Machthabers. Rasch, dem Amt der historischen Todtenrichter vorgreifend, urtheilt über Prim:

An geistigen Fähigkeiten sowie an Energie und Willensstärke ist Prim Serrano weit überlegen. Die Hauptcharakterzüge Prim's sind grenzenlose Eitelkeit, gewissenloser Ehrgeiz und despotische Willkür. Alle Mittel sind ihm recht, um die Ziele seines Ehrgeizes und seiner Eitelkeit zu erreichen. Prim wäre Kaiser von Mexico geworden, sowie er sich durch irgendeinen Staatsstreich zum König von Spanien machen wird — wenn es möglich ist. Selbst ein Abklatsch eines Bonaparte, eine Ausgabe desselben in Taschenformat, hat er sich den „Helden" des 2. December zum Vorbild genommen, der immer seine Sympathien gehabt und mit dem er immer eine intime Verbindung unterhalten hat. Blutdürstig und grausam, vor keinem Blutvergießen zurückschreckend, wenn der Weg durch das Blut nur zum Ziele seiner ehrgeizigen Plane führt, kann Prim der gefährlichste Feind der spanischen Freiheit werden. Ich sage kann; denn Prim macht auch ein Bündniß mit den Republikanern, wie er Bündniß mit den Conservativen, Liberalen und Fortschrittsmännern gemacht hat, wenn er glaubt, sich dadurch in der Macht und in der Gewalt zu erhalten. Von einem Cromwell oder einem Washington hat er auch nicht eine Ader; er ist und bleibt immer der gewissenlose, egoistische, politische Abenteurer. Am spanischen Revolutionshimmel ist er momentan ein Meteor, aber ein Meteor, das bereits im Sinken begriffen ist. Seine Popularität war nur die eines Tags, des Tags, wo er in Madrid seinen Einzug hielt; aber schon im Januar hatte Prim in Madrid seine ganze Popularität eingebüßt. Aber ebenso wie Prim fähig ist, sich selbst der obersten Gewalt zu bemächtigen, oder sich mit den Republikanern zu verbinden, so ist er auch bereit, das Stück Macht, welches er besitzt, an irgendeinen Kronprätendenten zu verhandeln, um am Hofe desselben für einige Monate oder für einige Jahre in irgendeiner Machtstellung oder auch als „Retter des Vaterlandes" wieder zu figuriren, um später begraben zu werden im Pantheon ehrgeiziger, ruhmloser, gewissenloser spanischer Abenteurer, welche sich unter der schwachen und obscuren Regierung der letzten spanischen Bourbonen geltend zu machen wußten.

Und von Prim's Persönlichkeit erhalten wir die folgende Photographie:

Seine körperliche Erscheinung ist durch nichts ausgezeichnet. Von Gestalt unter Mittelgröße, mager, dunkles Haar, welches sich auf dem Hinterkopfe bedeutend gelichtet hat, dunkler Bart, ist er ohne Würde in Haltung und Gang. Sein Gesicht ist ohne irgendeinen edeln oder auch nur bedeutenden Zug. Der Typus desselben ist gemein. Im Auge, welches nichts von dem Glanze hat, welchen schmeichelnde Maler und Photographen ihm auf ihren Abbildungen zu geben suchen, blitzt zuweilen Tücke und Bosheit auf, um ebenso schnell wieder unter der Maske eines lauernden Blicks zu verschwinden.

Da ist Serrano, der eigentliche Held der jüngsten Erhebung, ein ganz anderer Mann:

Serrano, welchen die verliebte Isabel als funfzehnjähriges Mädchen „den hübschen General" nannte, ist noch heute, obschon 21 Jahre seit jener Zeit verflossen sind und sein Haar gebleicht haben, ein stattlicher Mann von schlanker und kräftiger Gestalt, mittlerer Größe und von gerader und stolzer Haltung. Seine Gesichtszüge sind regelmäßig und von einem edeln Typus, seine Stimme ist sonor; seine Bewegungen sind edel. In Serrano's Erscheinung contrastiren Gestalt und inneres Wesen in so auffallender Weise, wie ich es selten gesehen habe.

Denn von dem innern Wesen Serrano's entwirft unser Tourist ein keineswegs günstiges Bild; er wirft ihm ebenfalls seine zahlreichen Schwenkungen, seine Bestechlichkeit vor, da er, trotz seines Versprechens, die Progressisten zu unterstützen, mit Narvaez conspirirte und sich von den Moderados 5 Millionen Realen geben ließ, später als Generalkapitän von Cuba sich bereicherte durch die Begünstigung des Negerhandels, indem er für jeden eingeschmuggelten Sklaven 5 Unzen Gold erhielt. Im Jahre 1866 bekämpfte er noch Prim und dessen Parteigänger auf das entschiedenste, im September 1868 schloß er den Bund mit ihm zum Sturz der Dynastie.

Das sind die Brustbilder der spanischen Freiheitshelden — wie mußte es da erst bei Hofe aussehen! Mit Behagen taucht Rasch seine Feder ein, um diese skandalösen Hofgeschichten seinen Lesern mitzutheilen. Da ist Pater Claret, Sohn eines Stellmachers aus Barcelona, der ein Buch geschrieben: „Der goldene Schlüssel", das unter andern Dingen eine Anweisung für Geistliche im Beichtstuhl enthält, ein langes Frageregister, dessen sie sich bedienen sollten, das aber die weltliche Censur verbieten mußte:

In den langjährigen Karlistenaufständen zu Espartero's Zeit diente Pater Claret als Unteroffizier eine Zeit lang in einem karlistischen Regiment. Eines Tags verschwand er mit der Regimentskasse. Lange nachher, als er schon Beichtvater der Königin und Bischof „in partibus" war, begegnete ihm sein ehemaliger Oberst in Madrid in der Straße von Sevilla, als er im bischöflichen Ornat zwischen zwei Priestern langsam und würdevoll durch die Straße schreitet, um in seinen an der Ecke haltenden Wagen zu steigen. Der Oberst ist ganz erstaunt, seinen ehemaligen Unteroffizier so unerwartet „in pontificalibus" vor sich zu sehen. „Halunke", schreit er ihn an, „wie kommst du in dies Kleid; oder, will ich lieber fragen, wie kommt dies Kleid zu dir; wo hast du meine von dir gestohlene Regimentskasse gelassen?" Aber Pater Claret ist nicht so leicht in Verlegenheit zu bringen. Lächelnd bleibt er stehen und schaut seinen Obersten an. „Sonderbarer Mann, dieser Oberst", wendet er sich dann zu den beiden ihn begleitenden Priestern, „war immer seine Gewohnheit, so schlechte Späße zu machen! Ich sehe, er hat die Gewohnheit immer noch nicht abgelegt." Dann wendet er sich ab und steigt würdevoll mit den beiden Priestern in seinen bischöflichen Wagen.

Da ist die Nonne Maria Rafaela del Patrocinio, die im Jahre 1835 mit Wunden an der Stirn, an Händen und Füßen Wunder that und darauf als Betrügerin verurtheilt wurde. Das waren die einflußreichen Creaturen am Hofe der Königin, welcher Rasch indeß noch mehr Vorzüge nachrühmt als ihrer ganzen Umgebung. Desto schwärzere Schlagschatten fallen auf das Bild des Königs Francisco von Assis, der weder so dumm noch so ungebildet ist, wie man allgemein glaubt, da er Musik und Naturwissenschaften liebt, aber dafür pfiffig, schlau und boshaft. Wie er Geld zu machen verstand, davon gibt Rasch mehrere sehr sprechende Belege. Der Königin war und blieb er unausstehlich; in der Regel genirten sie sich gar nicht. Er bewohnte eine andere Seite des Palastes, und sie sahen sich oft wochenlang nicht. Bisweilen aber kam es zu harten Conflicten. So konnte Don Francisco an einer Procession in der Charwoche nicht theilnehmen, weil die Königin ihm einen Schlüssel an den Kopf geschleudert hatte. Als König hatte er zu den Nonnenklöstern freien Zutritt. In Bezug hierauf erzählt Rasch das folgende Kapitel für einen Lieferungsroman:

Das Kloster Salesias Reales in Madrid dient als Pensionshaus und Erziehungsanstalt für die Töchter reicher und vornehmer spanischer Familien. In einer Nacht drang Francisco mit Meneses und Guelbenzu und ähnlichen Spießgesellen in das Kloster ein. Die Aebtissin hatte dem Pförtner Auftrag gegeben, dem König und seiner Begleitung das Kloster zu öffnen. Die elenden Subjecte fielen über die jungen Mädchen her. Die Schandthat wurde ruchbar. Die „Iberia" veröffentlichte den Skandal mit allen Einzelheiten. Die andern Blätter traten ebenfalls in den Kampf ein, riefen die Familien der jungen Mädchen zur Rache auf und verlangten die Bestrafung der Buben. Die Blätter wurden confiscirt, unterdrückt, gegen ihre Redacteure Preßprocesse angestrengt. Aber keiner von diesen Processen konnte zum Austrag kommen. Die Aebtissin beschwor ihre Aussage, daß sie nichts von der Sache wisse, mit einem Zeugeneide. Nun gab es aber noch einen Zeugen, den die verfolgten Redacteure vor Gericht laden lassen wollten, den Pförtner, der Francisco und seine Spießgesellen eingelassen hatte. Aber er war todt, derselbe Pförtner. In der Nacht, wo der Gemahl der Königin und seine Spießgesellen das Verbrechen im Kloster begingen, war er plötzlich in Krämpfen gestorben. Im Todeskampfe hatte er seiner Frau gesagt: er glaube an Gift zu sterben. Bevor er in der Nacht die Klosterpforte aufgeschlossen, habe ihm die Frau Aebtissin ein Glas Limonade gegeben, welche einen ganz sonderbaren Geschmack gehabt habe.

Ein anderes Romankapitel läßt sich mit der Geschichte des königlichen Günstlings Meneses ausfüllen. Dieser war ein Straßenmusiker, der mit einer vornehmen russischen Dame ein Liebesverhältniß hatte, später in Verdacht kam, dieselbe in Malta ermordet und ihrer Kleinodien beraubt zu haben, und dann plötzlich in Madrid auftauchte als der allmächtige Günstling Don Francisco's von Assis. Eine geheimnißvolle junge Dame von großer Schönheit und unbekannter Herkunft im Hause des Meneses, zu welcher der König ein Liebesverhältniß hatte, soll diese Beziehungen desselben zu Meneses wach gehalten haben.

Bedankt euch bei Gustav Rasch, ihr Romanschriftsteller, er streut die Novellen mit vollen Händen aus und die Romankapitel wachsen ihm in der flachen Hand. Es gehört wenig Phantasie dazu, um nach Lektüre des Buchs von Rasch einen Roman zu schreiben: „Vom Manzanares bis zur Bidassoa", ein sehr schöner Titel, den wir gratis ablassen!

Doch was werden die französischen Hofgenealogen zu der folgenden Entdeckung sagen:

Wer ist die Gräfin Montijo? Welche Carrière hat sie selbst gemacht? — In Malaga wohnte vor vielen Jahren ein armer deutscher Spielwaarenhändler, der eine sehr schöne Tochter hatte. Der dritte Sohn des alten, in Andalusien reich begüterten Grafen Montijo fing mit der schönen Tochter des armen deutschen Spielwaarenhändlers eine Liebschaft an. Aber das Mädchen war klug — wie so und so viele Jahre später ihre Tochter Eugenie, als sie in Paris die Bekanntschaft Louis Bonaparte's, des damaligen Präsidenten der Republik, machte; denn sie sagte: „Ohne Heirath keine Liebe." Der Sohn des alten Grafen Montijo war aber liebestoll, er mußte die Tochter des armen deutschen Spielwaarenhändlers besitzen, und heirathete sie wider den Willen seines Vaters und der ganzen Familie. Der alte Graf wurde wüthend und entzog seinem Sohn jedes Einkommen, es ging daher den jungen Eheleuten lange Zeit miserabel. Aber die junge Gräfin hatte Glück; die beiden ältern Brüder ihres Mannes starben, und letzterer wurde der Erbe der Titel und Besitzungen seines reichen Vaters. Die Tochter dieses armen deutschen Mädchens ist die „Kaiserin der Franzosen, Louis Bonaparte's Frau".

Nach der französischen Hofgenealogie war ihre Mutter Maria Manuela Kirkpatrik von Kloseburn und stammte aus einer schottischen katholischen Familie, die nach dem Sturze der Stuarts flüchten mußte. Wir schenken zwar den Genealogen der Tuilerien kein sonderliches Vertrauen, aber auch diese Genealogie aus dem Gothaischen Kalender der spanischen Republikaner, wie sie Rasch uns mittheilt, gibt Raum zu begründeten Zweifeln.

Rudolf Gottschall.

Neue Romane.

1. Eine pyrmonter Nachcur. Roman von Heinrich Koenig. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 2 Thlr.

Ehe die Zeitungen die Nachrichten von Heinrich Koenig's Tode brachten, theilten sie mit, daß er seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert habe, und er selbst sagt in dem Vorwort zu diesem neuesten Werke, daß er damit kurz nach dem Erscheinen seines zum dritten mal aufgelegten ersten Romans: „Die hohe Braut", seine letzte Romandichtung an der Schwelle des achtzigsten Lebensjahres seinen wohlwollenden Lesern darbiete. Eine solche Productionskraft ist eine seltene Erscheinung in unserer Literatur, die unter ihren Denkwürdigkeiten verzeichnet werden wird.

Eine so ruhige, ebenmäßige, immer fortschreitende und von innerer Befriedigung durchdrungene Wirksamkeit, wie sie Heinrich Koenig als Romandichter seit 36 Jahren ausgeübt hat, muß unsern jüngern Dichtern als eine beneidenswerthe Laufbahn erscheinen. In seinem Geiste und seinem Schaffen spiegelte sich die edle Nachwirkung der Goethe'schen Literaturepoche, obwol Koenig in seinem Ideenleben weit über dieselbe hinausging und das Hinstreben des deutschen Geistes nach dem Staats- und Gesellschaftsleben der Neuzeit schilderte. Die künstlerische Verklärung, in welcher er diesen Stoff erscheinen ließ, und die Ruhe, mit der er ihn bearbeitete, machten ihn zum Herrn desselben und prägten seinen Dichtungen den Stempel der formellen Vollendung auf, den wir bei den neuesten Erzeugnissen der Romanliteratur oft so schmerzlich vermissen. Die Unruhe und die Hast, mit der jetzt producirt wird, überträgt sich auch auf den Leser, und man hat lange nicht mehr den Genuß, welchen die Dichtungen unserer ältern Romandichter gewährten. Die „Hohe Braut", die „Clubisten von Mainz" werden noch lange Zeit hindurch gelesen werden, während dies selbst von den besten Productionen unserer jetzigen Koryphäen der Romanliteratur zu bezweifeln ist. Ihre Wirkung ist groß und dringt oft selbst in die Tiefe des nationalen Geistes, aber sie verrauscht, weil ihnen mit der Ruhe des Schaffens die Plastik der Gestaltung fehlt.

Die letzte Romandichtung Koenig's kann sich mit seinen frühern freilich nicht messen; dazu reicht ihr Stoff nicht aus, der sich in der Sphäre des gewöhnlichen gesellschaftlichen Lebens einer deutschen Mittelstadt, in der wir unschwer Kassel erkennen, bewegt; aber in der psychologischen Behandlung derselben erkennen wir die alte Kunst des Dichters wieder, und sein Streben nach der Schilderung harmonischer Charaktere macht einen wohlthuenden Eindruck, der sich von dem, welche die neueste Dichtweise gewährt, wesentlich unterscheidet. Das Schicksal edler Menschen, welche ihr Lebensglück in der Verbindung mit liebefähigen Frauen suchen und finden, wird immer die alte Anziehungskraft ausüben, wenn wir eine naturgemäße Entwickelung ihrer Charaktere durchleben; und ein solches Schauspiel hat uns Koenig in diesem Roman, der sichtbar Erlebtes und wirkliche Gesellschaftskreise schildert, bereitet. Es ist echt deutsches Leben, das darin pulsirt, und es muß jeden Leser wohlthuend berühren, einen Kaufmann kennen zu lernen, der bei der regsten Geschäftsthätigkeit Geist und Herz für eine humane Entwickelung offen erhalten hat und sich der zartesten Gewinnung eines sich ihm zuneigenden Frauenherzens widmet. Die Wahlverwandtschaften, welche sich dabei entwickeln, sind um so befriedigender, als sie zur Verherrlichung der Ehe in ihrer wahren, reinen und kraftvollen Erscheinung dienen, wobei denn freilich auch verschiedene Caricaturen derselben als Folie dienen müssen. Als Episode drängt sich dabei ein Vorfall ein, der dem öffentlichen Leben angehört und vor kurzem viel Aufsehen machte, weil er erst jetzt an das Licht gezogen wurde: die Sicherung eines Eisenbahnunternehmens durch Ueberlassung einer bedeutenden Anzahl Actien an den Fürsten, der die Concession ertheilt. Koenig hat sich den Vortheil entgehen lassen, den ihm die Schilderung des depossedirten Kurfürsten von Hessen dargeboten hätte; er ist wol zu milde seinem Wesen nach, um sich einer so rauhen Aufgabe zu unterziehen. Nach der Unterhandlung mit dem Minister des Fürsten hätten wir diesen selbst in der wüsten Ueberhebung seiner Souveränetät erblicken können, um zu erfahren, wie corrumpirt diese Gesellschaftssphäre ist, deren Selbstvernichtung Koenig annähernd schildert.

Ein wesentliches Element dazu bildet die Einwirkung des pietistischen Pfaffenthums auf das Familienleben, aus der sich ein förmlicher Jesuitismus in protestantischer

Form entwickelt. In solchen Beobachtungen ist Koenig Meister, und damit bringt er auch in dieser Dichtung eine große und sehr heilsame Wirkung hervor.

Koenig deutet damit auf eine Seite unsers nationalen Lebens hin, die einer wesentlichen Reform bedarf und eine solche von der starken Hand verlangt, welche mit der Ausübung des Eroberungsrechts auch die Pflicht übernommen hat, Deutschland nicht nur zu einigen, sondern auch innerlich zu befreien. Die Begünstigung der alten pietistischen Elemente in Kurhessen und Nassau ist einer der größten politischen Fehler, die jemals in Preußen gemacht wurden, die aber auch unablässig gerügt werden und deshalb auch sehr bald schwinden müssen. Koenig meint, er werde die Vereinigung der getrennten deutschen Staaten nicht mehr erleben, denn es fehle noch gar zu viel zur Bildung einer deutschen Einheit in Preußen selbst. Es müsse den Muth fassen, auch groß in den Augen einer edeln, gebildeten Nation zu erscheinen, groß im Innern durch gesetzliche Anerkennung freier Bewegung im Staats- und Kirchenleben wie im Bereiche der Wissenschaft mit unabhängiger Schule.

Von der Nothwendigkeit einer solchen freien und großen Entwickelung soll auch dieser Roman zeugen, indem er deutsche Zustände, wie sie kurz vor 1866 bestanden, schildert, und vieles ist Koenig darin so vortrefflich gelungen, daß er dafür den Dank der Mitwelt verdient, und daß auch dieser Roman als sein letztes Erzeugniß von seinen Verehrern gern gelesen und in gutem Andenken gehalten werden wird.

2. Maria Mancini. Roman von Julius Grosse. Zwei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Ein Revolutionär. Novelle von Julius Grosse. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Eine alte Liebe. Erzählung von Julius Grosse. Braunschweig, Westermann. 1869. 8. 1 Thlr.

Drei Romane auf einmal, das ist eine für den Kritiker bedenkliche Fruchtbarkeit. Muß sich nicht die beste Dichterkraft vorzeitig erschöpfen, wenn sie zu sehr angestrengt und zu rastlosem Produciren getrieben, ja gehetzt wird? Das haben wir allerdings bei vielen unserer jüngsten Romandichter zu fürchten, die sich thörichterweise dazu hergeben, ihr Talent für den Markt der ewig nach neuen, die Masse anlockenden Schilderungen begierigen Zeitungs-Feuilletonpresse misbrauchen zu lassen; bei einem Schriftsteller von so ausgeprägter formeller Virtuosität wie Julius Grosse können wir es indessen schon unbesorgt hinnehmen, daß er sich rasch hintereinander in verschiedenen Stoffen und Formen bewegt. Bei der Leichtigkeit und dem Geschick, mit welchem Julius Grosse historische Stoffe handhabt, muß ihm eine fast maßlose Productivität zu Gebote stehen. Wir können bei ihm aber auch sicher sein, daß er diese Gabe nicht misbraucht, wie es heutzutage nur zu oft geschieht, um überhaupt nur Romanstoff herbeizuschaffen und in spannenden Situationen zu verwerthen; Grosse ist es immer um eine geistvolle Auffassung und um eine Darstellung zur Erläuterung des ideellen Lebens der Geschichte zu thun. Er strebt nach der künstlerischen Wirksamkeit und der formellen Abrundung der Novelle und des Romans, und er erhebt sich dadurch weit über das Niveau der gewöhnlichen Romanfabrikanten, die mehr als je das Kreuz unserer Literatur und die Pein der Kritiker bilden. Er ist ein Mann, der den Stolz hegt, etwas Dauerndes für die Nationalliteratur zu schaffen, und dem auch sicherlich noch Bedeutendes gelingen wird. Ebendeshalb möchten wir aber auch ihm zu einer sorgsamen Behütung seiner Kraft und seines Talents rathen.

In seiner „Maria Mancini" (Nr. 2) liefert er ein reiches, bewegtes Lebensbild aus der Zeit des Cardinals Mazarin, und wir sehen diesen in seinem Verhältniß zu seiner Nichte, der sich Ludwig XIV. als Jüngling in voller Liebe zuneigt, und welche diese Liebe aufnimmt und erwidert, um den königlichen Jüngling zu einem großen Herrscher nach dem Ideale der französischen Dichter heranzubilden, auf geistvolle und vielfach anregende Weise geschildert; es mischt sich dabei aber doch schon viel dem Stoffe widersprechende moderne Tendenz ein, welche zur willkürlichen Behandlung führt und zum Misbrauch der Romanform verleitet. Bei so freier Benutzung der historischen Gestalten wird die Production zu leicht gemacht. Wir glauben es dem Dichter nicht, daß Ludwig XIV. als Jüngling eines so idealen Aufschwungs fähig war, und müssen es selbst bezweifeln, daß Maria Mancini ihn zu einem solchen zu befeuern vermochte. Dem widerstrebt die Zeit, und im Charakter der Zeit muß der Dichter, der das Höchste leisten und wahrhaft poetisch wirken will, seine Gestalten lassen, um die rechte Wirkung zu erzielen. Ohne den erkünstelten Idealismus würde das in sich den Kern des Untergangs tragende Liebesverhältniß der Nichte Mazarin's mit dem jungen König denselben Verlauf nehmen können, und noch tiefer ergreifen, wenn es als eine jugendliche Aufwallung zweier Liebenden, die ihre verschiedenartige Stellung unbarmherzig auseinanderreißt, geschildert würde.

Die ganze Behandlung dieser Hofintriguengeschichte, die Gruppirung der verschiedenen Gestalten und die Charakteristik der maßlosen Perfidie Mazarin's sind dagegen wohl gelungen, und die meisten Romanscenen zeugen von der Sicherheit der Behandlung, welche sich Grosse angeeignet hat.

Noch schärfer ist uns diese Meisterschaft in der Novelle „Ein Revolutionär" (Nr. 3) entgegengetreten, wo sie in den kleinern Dimensionen des Stoffs noch intensiver wirkt. Es ist die Verschwörung Pichegru's und Moreau's gegen den Ersten Consul Napoleon Bonaparte, welche dieser Novelle als Hintergrund dient, um von ihm die Charakterentwickelung eines jungen, nach der Befreiung Frankreichs von dem beginnenden Despotismus lechzenden Franzosen, Hrn. von Deville, und einer jungen, schönen, ihm in heißer Liebe ergebenen Witwe abzuheben. Deville ist ein Theilnehmer der Verschwörung, die Liebe treibt ihn dazu, ein Geheimniß mitzutheilen, auf dessen Verrath der Tod steht, und die Geliebte wird ihrerseits zur Verrätherin an dem Geliebten, um diesen zu retten und zugleich den Ersten Consul vor dem Verderben zu bewahren. Sie macht freilich die Amnestirung der Verschworenen zur Bedingung ihrer Verraths, aber damit dringt sie bei einer Regierung wie der des Ersten Consuls nicht durch. Diese weiß sie höflichst hinzuhalten, bis sie ihrer nicht

mehr bedarf, und Leonie muß den Todesschmerz erleben, den Geliebten auch bei den furchtbarsten Anstrengungen zur Rettung doch nicht vor dem Schicksal bewahren zu können, dem er mit seinen Genossen verfällt. Sein Haupt fällt wie das der übrigen, und es ist kaum noch nöthig, diese tragische Wendung einem Zufall zuzuschreiben, wie der Dichter es thut. Napoleon Bonaparte wird darum nicht besser und nicht schlechter, daß er Deville begnadigen wollte, aber es zu spät that.

Die Situationen dieser Novelle sind meisterhaft gehandhabt, und das Ganze bildet eine der spannendsten und zugleich inhaltvollsten Darstellungen, welche unsere Romanliteratur aufzuweisen hat.

Ungleich weniger hat uns die Erzählung „Eine alte Liebe" (Nr. 4) zugesagt. Die psychologische Entwickelung der darin auftretenden Charaktere ist zwar von Interesse, und die Form der Erzählung ist lebhaft genug, um zu fesseln, aber der ganze Inhalt der Rettung eines Künstlers vor dem Wiedererwachen einer ersten Liebe, nachdem ihn schon eine zweite Frau in einer guten Ehe beglückt, ist doch etwas zu einfach und mit zu wenig innerlicher Schärfe aufgefaßt und dargestellt, um bedeutend sein zu können. Wo ein Freund den Künstler so leicht vor dem Wiedererscheinen der ersten Geliebten sichern kann, daß er diese durch verständige Gründe für sich gewinnt und dazu bestimmt, ihn zu heirathen, damit der Freund nicht in Versuchung gerathe, sich noch einmal in die alte Liebe zu verlieren, kann die Gefahr nicht groß und darum auch die Verwickelung nicht schwer sein.

Im übrigen ist die Erzählung gut und leicht gehalten und schließt mancherlei interessante Situationen in sich.

5. Herzenskämpfe. Novellen und Skizzen von A. Mels. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1869. 8. 4 Thlr.

Unter diesem Titel hat der Verfasser eine Reihe von Novellen vereinigt, in denen es sich um unglückliche Liebesentwickelungen handelt, für die er eine besondere Vorliebe hegt. Er möchte seine Anschauung von dem unabweisbaren Kampfe des Herzens gegen die Herrschaft des Verstandes sogar auf das Gebiet der Geschichte übertragen, und meint:

Man könnte ganze Epochen derselben nach dem Ausgange der Kämpfe in der Brust der großen Mehrzahl der Menschen bestimmen. So sei zur Zeit des Verfalls des römischen Kaiserreichs die Niederlage des Herzens erfolgt, und erst in den Katakomben hätten die Besiegten glänzende Rache genommen. Die Napoleonische Heroenzeit sei gleichbedeutend mit dem Unterliegen des Verstandes und dem tollen Siegesrausche des ruhmtrunkenen Herzens, und in unserm heutigen Leben tummeln wir uns beständig auf dem Schlachtfelde herum, auf welchem Herz und Verstand sich einen verzweifelten Kampf liefern.

Diese Anschauungen sind ein wenig wirr. Der Kampf der politischen Leidenschaften, aus denen die Politik der Völker erwächst, ist nicht mit den Krämpfen zu vergleichen, in welche der einzelne Mensch verfällt, wenn er sich dem Einfluß einer durch äußere oder innere Hemmnisse verunglückenden Liebe nicht zu entreißen weiß. Diese traurigen Erscheinungen des menschlichen Lebens gehören der Pathologie desselben an und können nicht als normale Entwickelungen gelten, denen jeder Mensch unterworfen sein müßte. Das hat Goethe in seinem „Werther" am schärfsten dargestellt, als er unter dem vollsten Einfluß und Eindruck eigener Leidenschaft dichtete. Indem er sie schilderte, befreite er sich auch von ihr.

Mels ist zu solcher Freiheit von dem Druck schmerzlicher Gefühle nicht durchgedrungen, indem er das Geschick eines jungen Arztes schildert, der sich der Liebe zu einem ihm verwandten, unglücklich liebenden Mädchen hingibt, um es durch seine Liebe von ihrem Liebesschmerz zu heilen, aber dabei nur die Erfahrung macht, daß ihm dies nicht gelingt, wodurch auch er wieder um sein Lebensglück kommt. Uns dünkt, er hat nicht die rechten Mittel angewandt. Wenn man mit einer Cousine viele Monate lang in Italien reist, und erst nachher eine befreundete Dame das Heirathsversprechen aus beiden mühsam herauslocken muß, so ersieht man daraus, daß es dem Liebenden an der Thatkraft der Leidenschaft fehlt, die ihn aus eigener Macht zu einer Klärung seines Verhältnisses zu der unglücklichen Cousine, deren Herz an einem Todten hängt, hätte führen müssen. Selbst eine unglückliche Ehe wäre natürlicher als dieses matte Hinschmachten zweier Menschen, die einander hätten beglücken können, wenn sie ihrem Herzen eine gesundere Nahrung dargeboten hätten als das Versenken in alte Unglücksverhältnisse.

Diese traurige Liebesgeschichte ist von einigen Nebenverhältnissen begleitet, in denen der Verfasser ein nicht gewöhnliches Talent, aber auch die bedenkliche Neigung zu forcirter Situationsromantik entwickelt. Die Scene, in welcher der junge Arzt zufällig, als er sich im Walde verirrt, ein Gespräch seines Vetters und geheimen Rächers Leo mit dem Wucherer, der ihn um sein Erbgut gebracht hat, belauscht, dann, von den Blitzen des Gewitters beleuchtet, wie eine Geistererscheinung auf den Wucherer wirkt, wodurch dieser zur Flucht getrieben wird und mit Leo, der ihn zurückhalten will, in einen Abgrund stürzt, der jenem das Leben kostet, zeigt eine Effecthascherei, die ins Komische umschlägt. Vor solchen forcirten Mitteln sollten unsere Dichter sich hüten und sie den Amerikanern überlassen, die solcher „excitements" bedürfen.

Recht gelungen ist die Figur des Actuar Lanek, der sich aus Wuth über den langweiligen Aufenthalt in der ihm zugewiesenen kleinen Stadt durch sarkastische Behandlung der kleinstädtischen Verhältnisse und Personen rächt, bei aller Bosheit aber ein braves, gefühlvolles Herz hat, das ihn zu einem neuen freiern Leben führt, als er Gelegenheit dazu erhält.

Daß der Unglücksroman im ganzen eine wohlgelungene und anziehende Erzählung bildet, wollen wir ihm nicht absprechen, er genügt uns nur nicht in seiner Entwickelung.

In dem zweiten Bande der Novellen liefert „Das Weib des Karaiten" den Stoff zu einer Geschichte aus dem jüdischen Volksleben, die lebhaft, mit tiefem Gefühl und mit Kenntniß dieses Volkslebens erzählt ist. Die Karaitin ist das Weib eines verloren gegangenen Handelsmannes, der einer Sekte angehört, welche die übrigen Juden hassen. Sie wollen die arme Frau durch alle möglichen Mittel zwingen, dieser Sekte, die sie allein repräsentirt, zu entsagen; sie bleibt ihr aber aus Anhänglichkeit an den todten Gatten treu, und als sich schließlich durch das Auffinden seiner Gebeine in einem See ergibt, daß er ermordet worden, wendet sich ihr

Geschick zum Bessern und die Juden widmen ihr ihre Hochachtung.

In der „Schwester Maria de las Augustias" lernen wir eine deutsche Prinzessin kennen, welche sich in ein spanisches Kloster geflüchtet hat, um einer Heirath zu entgehen, die ihr aufgezwungen werden sollte — also abermals eine unglückliche Liebesgeschichte. Die Erzählung, welche mit den Intriguen der spanischen Parteien in Verbindung gebracht wird, ist spannend, aber ohne tiefern Inhalt, weil wir die Schicksale der Fürstin nur äußerlich, nicht als innerliches Begebniß erfahren.

Der dritte Theil der Sammlung besteht aus Beiträgen, die der Verfasser für das Blatt „Daheim" lieferte. Sie sind recht gut geschrieben, aber doch nicht sämmtlich der Aufbewahrung in einem Buche werth. Was für ein Unterhaltungsblatt taugt, braucht noch nicht für die Buchlektüre zu passen, und die „Herzenskämpfe" verlieren bei diesen Erzählungen ihre Bedeutung. Die interessanteste und beste von ihnen spielt „unter den Garibaldianern" und schildert das kecke Auftreten einer Frau, welche zur Rettung eines geliebten Parteifreundes ihr Leben mehrfach aufs Spiel setzt und glücklich den Lohn ihrer Kühnheit erntet.

Die Schilderung des italienischen Lebens in Rom und in dessen Nähe während der Kriegszeit ist wohl gelungen.

6. Unter heißerer Sonne. Novelle von Wilhelm Jensen. Braunschweig, Westermann. 1869. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wilhelm Jensen gehört zu den „aufsteigenden Gestirnen" unserer Romanliteratur. Sein „Erbtheil des Blutes" hat ihm allgemeine Achtung verschafft, und man erwartet seitdem Bedeutendes von ihm. Auch die obige Novelle zeugt von großem Talent der Schilderung, und wenn die Charakteristik auch nicht gerade in die Tiefe des menschlichen Wesens dringt, so liefert sie doch immer ein anziehendes Genrebild aus dem südlichen Leben Venezuelas. Ein junger deutscher Naturforscher, welcher sich dahin begeben hat, um Studien für sein Fach zu machen, sieht sich in eine Liebe zu Donna Juanna, der schönen Frau seines Gastfreundes, verstrickt, die verhängnißvoll für ihn wird, aber glücklich endet, weil sie ihm nach mancherlei Gefahren die für ihn zuerst in Leidenschaft entbrannte Geliebte in die Arme führt, nachdem der Gatte ihr untreu geworden und mit Freuden die Gelegenheit ergriffen hat, die Todtgeglaubte auch für todt erklären zu lassen. Die sich steigernde Entwickelung der südlichen Leidenschaft zu dem sie zuerst nicht gewahrenden Deutschen ist vortrefflich und sehr anziehend geschildert. Dann folgt eine Verirrung in einem Urwald und die Rettung des jungen Gelehrten durch die Anstrengung der Donna Juanna, welche die Vereinigung der Liebenden und ihre Flucht nach Bremen herbeiführt, wo Dr. Friedrich Woldmann noch jetzt in glücklicher, mit merkwürdigen Kindern gesegneter Ehe leben soll.

Dieses Reiseresultat wird ihn allerdings für den Mangel seiner Studien entschädigen können, denn für diese hat ihm seine Reise, fürchten wir, wenig eingetragen. Der Leser muß dies auch bedauern; wir hätten gern noch etwas mehr von Venezuela und dem Naturleben in den Urwäldern erfahren, als der Verfasser uns mittheilt. Eine solche Beigabe ist bei einer so leichten Novellenlektüre wie dieser immer schätzenswerth.

Feuilleton.

Deutsche antike und Kaiserdramen.

Der laufende Jahrgang von „Unsere Zeit" enthält mehrere Abhandlungen von literarhistorischem Interesse; wir machen namentlich auf die drei Artikel des Herausgebers über „Das deutsche Theater seit dem Jahre 1850", sowie auf den Aufsatz „Der falsche Demetrius auf deutschen Bühnen" aufmerksam, der eine parallelisirende Kritik sämmtlicher neuen Demetrius-Dramen bringt.

Die Artikel über das deutsche Theater geben eine Uebersicht der neuen Dramen, die in diesem fast dreißigjährigen Zeitraum jenen unfruchtbaren Stoffen gewidmet sind. Wir theilen dies Register mit den einleitenden Worten und Schlußfolgerungen auch den Lesern unserer Blätter, da dasselbe ein nicht unwichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart ist, nachstehend mit:

Das Literaturdrama, dessen Beachtung hier außerhalb unserer Aufgabe liegt, enthält eine solche Fülle gleichsam gebundenen Talents, so viel todtliegende Kraft, daß sich unabweislich die Frage aufdrängt, warum der so bedürftigen Bühne dieser ganze geistige und dichterische Schatz verloren geht?

Und die Antwort auf diese Frage wird nur unser Axiom bekräftigen, daß ohne Anerkennung des modernen Geistes und ohne Wahl des modernen neugeschichtlichen Stoffs, der sein Gräger ist, die Dramatik sich selbst in die Einsamkeit des Buchdens vergräbt. Wir erstaunen, wenn wir aus einer statistigen Uebersicht ersehen, mit welcher Vorliebe gerade unsere dramatischen Dichter die alterthümlichen und mittelalterlichen Stoffe wählen, sodaß von 100 Stücken etwa 80 solche der Gegenwart und ihrem Geiste fern liegende Themata behandeln. Wir haben die Mühe nicht gescheut, ein Register aller seit 1850 erschienenen biblischen, antiken und mittelalterlichen Dramen anzulegen, zugleich ein beschämender Beweis dafür, wie vergeblich die das moderne Element betonende Kritik bisher in die Luft gepredigt hat, und wie die akademischen Theorien in unserer Literatur noch immer die herrschenden sind, freilich zum größten Schaden der umsonst arbeitenden Talente und der Bühnen, die gegenüber einer solchen Fülle von Production leer ausgehen.

Facta loquuntur! Lassen wir zuerst die Bibeldramen Revue passiren. Da begegnet uns zuerst der talentvolle Gottfried Kinkel mit seinem „Nimrod" (1853), Richard Merckel behandelt Moses in dem Drama „Osarsyph" (1866); der geniale Albert Dulk, eine bedeutende Kraft, die sich fortwährend in ihren Stoffen vergreift, einen „Simson" (1859), ebenso der Hebbelianer Wilhelm Gärtner (1851) und Eduard Müller: „Simson und Delila" (1853). Saul wird dreimal behandelt, von dem gediegenen kräftigen Lyriker J. G. Fischer (1862), von Hermann Kette (1860), in einem Stück, das am berliner Hoftheater zur Aufführung kam und mit einzelnen Situationen, wie mit der Beschwörung aus dem Scheol, einen bedenklichen Erfolg erzielte, und von Hermann Hölty (1865). Die Epoche des kriegerischen Judenthums wird außer von Otto Ludwig in den „Makkabäern" noch dramatisch ausgebeutet von Leopold Stein: „Die Hasmonäer" (1859), Philipp Heinrich Wolff: „Makkabäus" (1860), und in der an großen Zügen reichen Dichtung Sigismund Wiese's: „Die Seleuciden und die Hasmonäer" (1861). „Herodes und Mariamne" wird behandelt von Friedrich Hebbel und Rudolf Neumeister (1856), während Oswald Marbach Herodes zum Helden eines Lustspiels macht; Bernhard von Lepel's „König Herodes" (1860) kommt ohne sonderlichen Erfolg am berliner

Hoftheater zur Aufführung. Andere biblische Stücke sind: J. N. Stützle's „Der ägyptische Joseph" (1854); R. Behrle's „Joseph und seine Brüder" (1858); Eduard Kreuthage's „Die Tochter Jephtha's" (1861); Karl Theodor Pyl's „Pontius Pilatus" (1854); „Judas Ischarioth" von Elise Schmidt und „Jesus der Christ" von Albert Dulk (1865), eine in vieler Hinsicht geniale Dichtung, welche nur durch Stoff und Form auf die Bühne verzichtet. „Bar Kochba", der falsche weltliche Messias der Juden, wurde von Paul Möbius (1863) und Oskar Elsner (1868) in schätzbaren Talentproben behandelt. Die Heldin von P. L. Seidler's Drama „Claudia Procula" (1859) ist die Gattin des Pontius Pilatus. Aus den ersten Zeiten des Christenthums entnahm Sigismund Wiese seine beiden geistlichen Dramen: „Der Apostel Petrus" und „Der Apostel Paulus" (1851), während Julius Kossarsky ein Drama dichtete: „Titus oder die Zerstörung Jerusalems" (1855).

Von allen diesen Stücken sind nur vier auf die Bühnen gekommen, drei davon nach einmaliger Aufführung an einer einzigen Bühne verschwunden, und nur Ludwig's „Makkabäer" haben einen größern Kreis beschrieben, sind aber jetzt auch seit Jahren im Verlöschen. Welche Talente haben in diesen Studien ihre Kraft vergeudet!

Wenden wir uns zu Griechenland! Da begegnen uns zuerst die mythischen Stoffe: „Klytämnestra" von Eduard Tempeltey (1856), eins der bessern antiken „Architekturstücke", wie sie Laube nennt, auch das erfolgreichste von allen, das in Wien und Berlin günstig aufgenommen wurde und auf sehr vielen deutschen Bühnen erschien, jetzt aber längst in den Hades gewandert ist; „Meleager" von Paul Heyse (1854); „Achilles" von Emil Palleske (1855), einem Dichter, der namentlich im „König Monmouth" anerkennenswerthe, an Shakspeare's Muster gebildete Begabung zeigte; von Reinald Reimar „Penelope" (1854); von Max Remy „Merope" (1860); von C. B. Kuntzsch „Arion" (1857). Eine ebenfalls durch Formenadel hervorstechende „Iphigenie in Delphi" dichtete außer Friedrich Halm Joseph Victor Widmann (1865), während eine anonyme Tragödie „Iphigenie in Aulis" im Jahre 1862 erschien. Friedrich Hebbel's „Gyges und sein Ring" (1856) war eine originelle dramatische Studie über weibliche Schamhaftigkeit. Auch einen Prometheus schuf die Neuzeit, „Prometheus der Verdammte" (1856), während Adolf Widmann's „Nausikaa" (1855), in Breslau aufgeführt, ein achtbares Talent bekundete. Den Boden der Geschichte betreten wir mit Wilhelm Jordan's preisgekrönter Tragödie „Witwe des Agis" (1858), einem trefflich componirten und im Stil wohl durchgearbeiteten Drama, das auch an der berliner Hofbühne günstig aufgenommen wurde. An dies Stück reihten sich: Guido Conrad's „Die letzten Messenier" (1855); Fritz Eichhorn's „Pausanias" (1858); Gisela's von Arnim „Das Herz der Lais" (1857); J. B. von Schweitzer's „Alcibiades oder Bilder aus Hellas" (1858); Ludwig Eckardt's „Sokrates" (1858), am berliner Hoftheater und in Manheim aufgeführt, mit mancher geistreichen Scene; Georg Schmidt-Ebers' „Timoleon" (1850); Eduard Baron Erstenberg's „Leonidas" (1860); die große tragische Trilogie von J. A. Märcker „Alexandra" (1857); „Olympias" von Friedrich Marx; „Der letzte Grieche" von dem formgewandten Julius Grosse (1865); „Berenize" von Friederike Kempner (1860).

Nicht minder als die griechische Geschichte wird die römische ausgebeutet. Da begrüßen wir zuerst die preisgekrönten „Sabinerinnen" von Paul Heyse (1859) und den nicht minder preisgekrönten „Brutus und Collatinus" von Otto Lindner (1866), mit Jordan's „Witwe des Agis" das dritte antike Preisstück als schlagender Beweis für die Vorliebe, welche die gelehrten Preiscommissionen dem Stoffe aus dem Alterthume entgegenbringen, eine verwerfliche und die Aufgaben unserer modernen Literatur zerrüttende Ermuthigung. Dann folgt eine lange Reihe von Stücken: Andreas Ritter von Bazzi's „Aemilius, König der Albaner" (1867); Emilie Ringseis' „Die Sibylle von Tibur"; „Dido" von Franz Nissel (1863); Georg Becker's „Die Tarquinier" (1858); Gustav Freytag's „Die Fabier"; A. von Maltitz' „Virginia" (1858); Alfred Königsberg's „Manlius" (1866); Oswald Marbach's „Coriolanus" (1864); F. Forrer's „Appius Claudius" (1868); A. von Maltitz' „Virginia" (1858); Moritz Heydrich's „Tiberius Gracchus" (1861), an mehrern Bühnen mit Erfolg gegeben, ebenso wie die achtbare Studie von Roderich Anschütz: „Brutus und seine Söhne" (1857), in Wien Erfolg hatte, wenn auch mehr Familienapplaus, wie Laube selbst constatirt; Hermann Brandis' „Cajus Gracchus" (1860); E. H. Töllen's „Das Gesetz und die Republikaner" (1850), ein Drama, dessen Held Papirius Cursor ist; A. von Maltitz' „Spartacus" (1861) und T. de Sechelles' „Spartacus" (1861), ein Thema, das bekanntlich auch Arnold Ruge bearbeitet hat. In die Zeiten der zweiten Schlesischen Dichterschule fühlt man sich versetzt, wenn man die Beiferung der Dramatiker sieht, einen Stoff wie „Sophonisbe" für die Bühne zu erobern. Die „Sophonisbe" von Hersch (1857) ging an der wiener Burg, wie Laube berichtet, mit Mann und Maus zu Grunde; Geibel's „Sophonisbe" hatte 1868 nur einen succès d'estime. Außerdem hat Friedrich Röber, der elberfelder Poet, dem dramatische Prägnanz durchaus nicht abzusprechen ist, eine „Sophonisbe" (1862) gedichtet; ebenso R. Proeß (1862) und J. F. Horn (1862). Eine „Sophonisbe, Trauerspiel aus dem Alterthume", erschien 1867. Andere Römerdramen sind: Oswald Marbach's „Brutus und Cassius" (1860), ein talentvolles Stück; Eugen Roland's „Jugurtha" (1861); Rudolf Gaßmann's „Valeria" (1852). In der Kaiserzeit spielen die Stücke: E. Buchholtz' „Herculanum" (1860); Christian und Friedrich Riedatsch's „Der Tod des Tiberius" (1862); J. Weißbrodt's „Cäcilia" (1863), ein Trauerspiel, dessen Hintergrund die Zeit des Alexander Severus in Rom ist, und drei Nero-Dramen: M. E. Schleich's „Nero" (1852); Wilhelm Molitor's „Der Freigelassene Nero's" (1865) und Ludwig Goldhann's „Der Günstling des Kaisers" (1862), ein Drama, dessen Held Petronius ist und das im einzelnen bedeutende Züge ursprünglicher Dichterkraft trägt!

Eine ganze Literatur von Stücken aus griechischem und römischem Alterthum — Preisstücke, bedeutende Dichternamen, talentvolle Studien! Und doch muß die Literaturgeschichte schon den Staub von den meisten Büchern blasen. Mit einigen Stücken machten die Bühnen den Versuch, es war kein Mangel an Achtungserfolgen, doch nirgends fanden diese Dramen Dauer. Die große Mehrzahl sah niemals die weltbedeutenden Bretter. Tragen die Bühnen die Schuld der Versäumniß? Gewiß nicht; sie haben sich dieser „Architekturstücke" mehr angenommen, als das Publikum nachträglich für gut fand. Und doch liegt in den politischen Bewegungen Griechenlands und Roms ein Gehalt, welcher der Gegenwart nicht ganz fremd ist! Mag eine spätere Zeit ausnahmsweise in diese Stoffwelt greifen, für die jetzige ziemt der Kritik die unbedingte Verwerfung solcher Stoffe, die durch ihre Geschlossenheit die Anfänger locken, aber die Kluft zwischen Bühne und dramatischer Dichtung immer von neuem aufreißen.

Was die mittelalterlichen deutschen Stoffe betrifft, so sind sie nach unserer Ansicht noch ungünstiger für das moderne Drama als die antiken. Auch die deutschen Sagenstoffe eignen sich mehr für die Oper als für das Schauspiel. Die Nibelungensage enthält Motive, die für uns durchaus ungenießbar sind, weil sie unsern Sitten widersprechen. Kein anderes Volk der Neuzeit außer dem deutschen, das nicht nur geduldig ist, sondern auch seinen Respect vor der Gelehrsamkeit, vor Literaturgeschichte und germanistischer Philologie und allen Nationaldenkmalen nur ins Theater nimmt, würde sich dergleichen Ungeheuerlichkeiten, wie die Bändigung der Brunhild, in einem Drama gefallen lassen. Das ist die Klippe auch für talentvolle Dichtungen wie Hebbel's „Nibelungen", Geibel's „Brunhild", denen sich Wilhelm Hosäus mit seiner „Kriemhild" (1866) anschließt. Eine „Gudrun" dichtete Otto von Rutenberg (1862); einen „Tristan" außer Joseph Weilen, Ludwig Schneegans (1866) und Friedrich Röber (1854); einen „Markgraf Rüdiger" Lothar Schmid (1866). Außerdem erwähnen wir noch: „Helke, ein Schauspiel aus der deutschen Heldensage" (1856) und Eginhard's „König Ragnar's Hort" (1865). In die Fußstapfen eines Elias Schlegel, Klopstock, Kleist und Grabbe treten eine Menge neuer Dramatiker der Hermannsschlacht: Hans Köster: „Hermann der Cherusker" (1861), Eduard Rüffer: „Die Hermannsschlacht"

(1862), Alexis Lomnitz: „Hermann" (1863), August Schmitz: „Hermann der Cherusker" (1865), Friedrich Pudor: „Hermann und Thusnelde" (1859); H. Brockhausen: „Die Varusschlacht" (1864). Einen „Attila" dichtete Sölll (1865), einen „Karl Martell" F. A. Märcker (1859), ebenso einen „Karl der Große" (1861), einen „Witekind" Gustav Heubner (1851) und Ernst Meyer (1859). Von Stücken aus jener Zeit erwähnen wir noch: Rode's „Ludwig der Fromme", historisches Schauspiel (1861); F. Rohde's „Desiderius" (1860); Friedrich Bodenstedt's „König Antharis' Brautfahrt" (1860); Rudolf's „Thassilo, Herzog der Baiern" (1852). Aus den Kämpfen mit den Wenden entlehnt sind die Stücke: Franz Raabe's „Ein Wendenfürst" (1867) und Friedrich Horwitz' „Die Wenden" (1857).

Eine Dramengalerie deutscher Kaiser, in welcher selten ein Kaiserbild fehlen würde, ließe sich ohne Mühe aus den Dramen der beiden letzten Jahrzehnte zusammenstellen. Am häufigsten behandelt sind Otto III., Heinrich IV., Friedrich II. und Ludwig der Baier.

Wir folgen in der Anfertigung des Registers dieser neuen Kaiserdramen der Chronologie. Arthur Müller: „Otto der Große" (1867); C. F. Flemming: „Otto I.", „Otto II." (1865); Karl Biedermann: „Kaiser Otto III." (1863); Ernst Wichert: „Kaiser Otto III." (1860); Eduard Röder: „Kaiser Otto III." (1866); J. L. Klein: „Maria, die Geliebte Kaiser Otto's III." (1860); Albert Dulk: „Konrad II." (1867); Karl Biedermann: „Kaiser Heinrich IV." (1860); „Hildebrand, ein historisches Drama" (1857); Friedrich Wilhelm Rogge: „Kaiser Heinrich IV." (1857); Julius Schrader: „Kaiser Heinrich IV." (1854); Julius Heinflus: „Kaiser Heinrich IV." (1854); Ferdinand von Saar: „Kaiser Heinrich IV." (erste Abtheilung: „Hildebrand", 1865; zweite Abtheilung: „Heinrich's Tod", 1867); J. Weißbrodt: „Gregor der Siebente" (1865); Richard Weiland: „Kaiser und Papst" (1866); „Erzbischof Anno" (1866); Alfred Königsberg: „Deutsche Kämpfe" (Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe, 1862); Otto Lindner: „Welf und Stauf"; J. B. von Schweitzer: „Friedrich Barbarossa", dramatisches Gedicht (1858); Friedrich Wilhelm Rogge: „Kaiser Friedrich Barbarossa" (1857) und „König Manfred" (1857); O. F. Gruppe: „Otto von Wittelsbach" (1860); J. Heinrich von Wessenberg: „Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen" (1863); J. G. Fischer: „Friedrich II. von Hohenstaufen" (1863); P. von Probst: „Kaiser Friedrich II."; J. Widmann: „Kaiser und Kanzler" (Friedrich II. und Vineis, 1858); A. Teichmann: „Friedrich II. von Hohenstaufen" (1867); Heinrich Baumgärtner: „Der letzte Hohenstaufe" (1866); W. H. Scholz: „Konradin von Schwaben" (1852); H. B.: „König Adolf" (1862); Placidus Plattner: „Ulrich Wikard", und J. C. von Wiesner: „Zamisch der Rosenberger" (1864), welche beiden Stücke die Kämpfe zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar behandeln; C. B. von Baumgarten: „Rudolf von Habsburg" (1859); J. E. Kopp: „Rudolf von Habsburg" (1856); Bernhard Wohlmuth: „Elisabeth von Baiern", ein Hohenstaufendrama; G. de Grahl: „Kaiser Albrecht I." (1860); Paul Heyse: „Ludwig der Baier" (1862); Heinrich Rustige: „Kaiser Ludwig der Baier" (1860); Leopold Kranz: „Deutscher Traum" (1859); Thümser: „Der Bürgerkaiser" (1864); Karl Fissel: „Die Söhne des Kaisers" (1859); Karl Hugo Hesse: „Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne.

Wir könnten das Register vervollständigen durch Anführung zahlreicher Stücke, welche deutsche Herzoge und Erzbischöfe, Ordenskämpfe, wie das schätzenswerthe Stück: „Die Johanniter" von Friedrich Notter (1865) und andere mittelalterliche Thema's behandeln; wir glauben aber, daß das obige Register genügen wird, um die Danaidenarbeit unserer dramatischen Muse jedem Unbefangenen zu vergegenwärtigen. Von allen diesen Kaiserdramen sind vielleicht drei oder vier an einer oder zwei Bühnen zur Aufführung gekommen. Der Absatz im Buchhandel mag zwischen 5 und 50 Exemplaren schwanken. Welche Vergeudung der dramatischen Kraft! Keine andere moderne Nation zeigt uns die gleiche Vorliebe für geschichtlich gestandene Stoffe, alle wählen ihre Stoffe aus der Gegenwart, aus der neuen Geschichte! Wie verschwindend klein gegen diesen mittelalterlichen Dramenwust ist die Zahl der Stücke, die aus den letzten Jahrhunderten ihren Stoff schöpfen! Nur das Zeitalter der Reformation und des Dreißigjährigen Kriegs, in welchem wir festen Boden unter unsern Füßen fühlen, wird noch von den Dramatikern ausgebeutet. Es gibt viele „Kaiser Karl V.", „Ulrich von Hutten", „Franz von Sickingen", „Gustav Adolf", „Herzog Bernhard", doch das 18. und 19. Jahrhundert spielen in der Buchdramatik eine ganz untergeordnete Rolle. Dagegen gehört die große Mehrzahl der geschichtlichen Trauerspiele und Lustspiele, welche auf die Bühne gekommen sind, der neuen Zeit an.

Es ist keine Verschwörung der Theaterdirectionen gegen das Mittelalter und Alterthum, wodurch diese Stücke von der Bühne verbannt werden. Die Indifferenz des Publikums verurtheilt sie, doch aus ihr spricht der moderne Instinct der Nation. Das Bühnendrama muß gleichartig sein der Sitte, dem Gedankenkreis, der Empfindungsart der Hörer.

Bibliographie.

An die Laien aller christlichen Kirchen des deutschen Volkes. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Aus den Annalen eines alten Ritterschlosses. Nach dem Englischen bearbeitet von Magdalene Jacoby. Bremen, Verlag des Tractathauses. Gr. 8. 17½ Ngr.

Bastian, A., Alexander von Humboldt. Festrede. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Lex.-8. 7½ Ngr.

Bellermann, H., Zum Frieden in und mit der Kirche. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Biedermann, G., Kant's Kritik der reinen Vernunft und die Hegelsche Logik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft. Prag, Tempsky. Gr. 8. 20 Ngr.

Burns, R., Lieder und Balladen. Deutsch von A. Laun. Berlin, Oppenheim. Gr. 16. 20 Ngr.

Christ, H., Ob dem Kernwald. Schilderungen aus Obwaldens Natur und Volk. Basel, Georg. Gr. 16. 22½ Ngr.

Dove, H. W., Gedächtnisrede auf Alexander von Humboldt. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dreves, L., Gedichte. 2te Auflage. Auswahl letzter Hand. Halle, Barthel. 16. 1 Thlr.

Dudik, B., Erinnerungen aus dem Feldzuge 1866 in Italien. Wien, Braumüller. 1870. 8. 26 Ngr.

Falke, J., Die Geschichte des deutschen Zollwesens. Von seiner Entstehung bis zum Abschluß des deutschen Zollvereins. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Familienbilder von M. v. B. Bern, Mann u. Baschlin. 8. 15 Ngr.

Frenzel, K., Im goldenen Zeitalter. Roman in 4 Büchern. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 6 Thlr.

Grimm, H., Das Reiterstandbild des Theodorich zu Aachen und das Gedicht des Walafried Strabus darauf. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 25 Ngr.

Lachemair, A. v., Die Schulfrage und ihre bisherige Lösung. Versuch einer Studie. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 10 Ngr.

Lange, J. P., Das Sic et Non oder die Ja- und Nein-Theologie der modernen Theologen. Eine Skizze. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 3 Ngr.

Marlitt, E., Thüringer Erzählungen. Leipzig, Keil. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Merk, J. N., Acht Vorträge über das Pantschab. Gehalten in mehreren Städten der Schweiz. Bevorwortet von A. Osterlag. Bern, Mann u. Baschlin. 8. 18 Ngr.

Modlinger, S., Lessing's Verdienste um das Judenthum. Eine Studie. Frankfurt a. M. Lex.-8. 16 Ngr.

Nohl, L., Richard Wagner. Sein Leben und sein Schaffen. Ein populärer Vortrag. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Prutz, R., Buch der Liebe. Leipzig, Keil. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern. Aufgabe des bevorstehenden römischen Concils. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 27 Ngr.

Reichenbach, A., Pflicht und Recht. 2 Vorträge. Harburg, Reichenau. 8. 2 Ngr.

Scharfenberg, H., Historien aus Oberhessen. Dem Deutschen Volk erzählt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 15 Ngr.

Schiller's und Goethe's Briefe mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Ein unentbehrliches Supplement zu den Werken beider Dichter, zu denen ihre Briefe gehören. 1ste und 2te Lief. Berlin, Allgem. deutsche Verlags-Anstalt. 1870. 16. à 3 Ngr.

Schrader, A., Die Zwillingsbrüder. Roman. 3 Bde. Leipzig, Hasfele sen. 8. 3 Thlr.

Spir, A., Kurze Darstellung der Grundzüge einer philosophischen Anschauungsweise. Leipzig, Findel. Gr. 8. 3 Ngr.

Stahlmann, C. W., Novellen und Erzählungen. 1ster Bd. Aus dem Patrimonialstaate. Novelle. Hamburg. 1870. 8. 24 Ngr.

Weiße's, C. H., Psychologie und Unsterblichkeitslehre nebst Vorlesungen über den Materialismus und verwandten Beigaben. Aus Weiße's handschriftlichem Nachlasse und akademischen Nachschriften zusammengestellt von R. Seydel. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Winter, F., Die Germanisirung und Christianisirung des Gaues Morzane. Magdeburg, Schäfer. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Subscription auf:

Winckell's Handbuch für Jäger,

Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Vierte Auflage.

Bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi.

Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt.

In 12 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Um von neuem zur allmählichen Anschaffung des Winckell-Tschudi'schen „Handbuchs", das unter allen sachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst immer noch unübertroffen dasteht, Gelegenheit zu bieten, veranstaltet die Verlagshandlung

eine neue unveränderte Auflage der neuesten, vierten Auflage.

Dieselbe erscheint in 12 Lieferungen zum Preise von 20 Ngr. für die Lieferung: vom October 1869 an werden monatlich 2 Lieferungen ausgegeben.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen auf die neue Ausgabe an und haben die erste Lieferung vorräthig. Das Werk kann übrigens fortwährend auch gleich vollständig auf einmal (in 2 Bänden, geh. 8 Thlr., geb. 9 Thlr.) bezogen werden.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder ältern Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, gebunden oder ungebunden, wird im Umtausch gegen die neueste elfte Auflage des Werks mit Zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also:

geheftet, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,
gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,
gebunden in Halbfranz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, oder durch jede Buchhandlung gegen Baarzahlung bewirkt werden; die Fracht hat der Besteller extra zu bezahlen.

Ein Prospect mit den nähern Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten

aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Volkert.

Neue Serie. Vierter Band. Drittes Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Timm Thode, der Mörder seiner Familie. (Schleswig-Holstein. Achtfacher Mord. 1866—68.) — Der Bootsmann Paulino Torio aus San-Tomas. (Hamburg. Mord. 1865—67.)

Zwei Criminalprocesse aus der jüngsten Zeit, von denen namentlich der erstere das juristische wie das psychologische Interesse im höchsten Grade in Anspruch nimmt, bilden den Inhalt dieses neuen Heftes des beliebten Sammelwerks. Das Heft ist einzeln zum Preise von 15 Ngr. zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

VETUS TESTAMENTUM GRAECE JUXTA LXX INTERPRETES.

Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis et epilegomenis instruxit

Constantinus Tischendorf.

Editio quarta,

identidem emendata, prolegomenis passimque etiam commentariis ex codice Sinaitico aliisque auctis.

2 tomi. 8. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr.

Wenn schon die erste Auflage von 1850 nach D. Redelbach's Ausdruck „ein tiefgefühltes Bedürfniss in angemessenster Weise befriedigte", so gilt dies noch weit mehr von dieser vierten Auflage, welche die zweite und dritte an Verbesserungen und Erweiterungen noch übertrifft. Der Ausfall des Commentars im Psalter durch eine grössere Lücke des Codex Alexandrinus wurde jetzt durch die Collation des Sinaiticus ausgeglichen. Die Prolegomena (CXII Seiten) wurden zum grossen Theil umgearbeitet und enthalten genaue Nachweise über die wichtigsten textkritischen Hülfsmittel, von denen viele durch den Herausgeber erst entdeckt wurden oder doch ihre erste gründliche Bearbeitung erfuhren. Es gibt keine Ausgabe der Septuaginta, die sich mit der Correctheit und textkritischen Ausstattung der Tischendorf'schen vergleichen liesse.

Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble in Jena.

Die Alpen,

in

Natur- und Lebensbildern

dargestellt

von

H. A. Berlepsch.

Mit 22 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach

Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer.

Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

32 bis 33 Bogen Lexikon-Octav. Pracht-Ausgabe auf feinstem Velinpapier. Vollständig in 9 Lieferungen mit 3 bis 4 Bogen Text und 2 bis 3 Illustrationen in Tondruck broch. à Lieferung 10 Sgr. oder complet in 1 starkem Bande 3 Thlr. Eleg. geb. 3 Thlr. 22½ Sgr.

Circa alle 3 Wochen erscheint eine Lieferung.

Die erste Lieferung ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 18. November 1869.

Inhalt: Ein vergessenes Trauerspiel. Von Rudolf Gottschall. — Neue Epen. Von Eduard Grisebach. — Die Anfänge der Hierarchie. Von Hans Prutz. (Beschluß.) — Feuilleton. (Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Ein X für ein U machen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein vergessenes Trauerspiel.

Papst Sixtus der Fünfte. Tragödie in fünf Aufzügen von Julius Minding. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Clemens Rainer und August Becker. Mit einem Vorwort und einer einleitenden Abhandlung: „Ueber die tragische Schuld und die poetische Gerechtigkeit." Oldenburg, Schulze. 1870. 8. 28 Ngr.

Unsere gelehrten Literaturforscher graben aus dem Schutte der Vergangenheit, aus alten Bibliotheken manches vergessene Dichtwerk heraus; befremdend dagegen erscheint die Thatsache, daß man auch von vergessenen Dichtwerken aus neuer Zeit sprechen kann. Doch die Hyperproduction unserer Literatur erläutert sie zur Genüge; wer kann aus diesem angeschwemmten Sande alles Gold herauswaschen? Manche Production erfreut sich keiner größern Heimlichkeit und Dunkelheit im Pult des Autors als im Buchladen, nachdem sie das sogenannte Licht der Oeffentlichkeit durch die Kunst Gutenberg's erblickt hat. Noch hat kein humoristischer Autor diesen interessanten Stoff behandelt, etwa unter dem Titel: „Gedanken und Selbstgespräche eines Buchhändlerkrebses." Was könnte ein solches geistiges Erzeugniß alles ausplaudern von seinen Schicksalen, seitdem es aus seiner ersten Geburtsstätte, dem Tintenfaß des Dichters, hervorgegangen, aus dem Kerker des Schreibpultes durch einen Vertrag zwischen Autor und Verleger befreit worden ist, durch einen Vertrag, der bisweilen auch noch die Lasten und Kosten dem erstern aufbürdet! Was könnte es erzählen von seinen Schicksalen, die es neben dem Setzerkasten und unter den Dampfpressen erlebte, und auf den „Fahnen", auf denen so oft der Corrector nicht blos die Fehler des Setzers, sondern auch die Gedanken des Dichters verbessert! Nun hat ihm noch der Buchbinder ein kleidsames Gewand angezogen, es beginnt die Wanderschaft durch die deutschen Lande, mismuthig begrüßt von den Pflegern des Bücherhandels, wenn seine Zeilen durch einen verhängnißvollen Rand, den sie vorn und hinten lassen, sich als Verse, als Ausgeburten eines scandirenden Talents enthüllen. Kaum erblickt das Büchlein das Ladenfenster, um sich eine Zeit lang den Vorübergehenden in stattlicher Schaustellung zu präsentiren; es wird alsbald in den obern etwas bestaubten Fächern untergebracht, wo es Zeit hat, über seine Existenz nachzudenken, und wo es sich jedenfalls, wenn Schopenhauer's Werke in seiner Nähe stünden und ihm ihren anregenden Umgang zutheil werden ließen, zur Verneinung des Willens zum Leben entschließen würde. In Ballen verpackt und heimgesendet, hat es auf den Lagerböden und Lagerhäusern Zeit, über die Vergeblichkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen seinen melancholischen Betrachtungen nachzuhängen. Die besser situirte Minderheit kann dieselben Betrachtungen auf den Redactionsbureaux anstellen, wo doch wenigstens hier und dort ein flüchtiger Blick auf die verborgene Schönheit fällt, wenn ihr nicht gar vor dem ganzen Publikum die Jacke kritisch ausgeklopft wird. Das Endloos aber ist hier und dort die Makulatur, das Abenteuer in Schenken, Gossen und Taschen, die Prostitution!

Gewiß, habent sua fata libelli! Die Entstehungsgeschichte jedes Buchs aber weist eine so große Menge der verschiedenartigsten Arbeit auf, daß die Verschleuderung derselben vom nationalökonomischen Standpunkte aus geradezu als ein Verlust productiver Kraft beklagt werden muß. Wie viele Arbeiter, Setzer, Drucker, Correctoren, Buchhändler, Buchbinder, von dem Hauptsünder, dem Autor, abgesehen, sind thätig, um ein Büchlein aus einem Herzensgeheimniß des Verfassers in eine literarische That zu verwandeln. Und wenn diese literarische That dann vollbracht ist, hat sie kaum einen solchen Wellenschlag in der literarischen Bewegung hervorgebracht, daß man das leise Kräuseln der Oberfläche bemerken kann. Man nehme den Meßkatalog mit den 10 bis 12000 jährlich erscheinenden Werken in die Hand — wie viele Tausende bringen es nur zu einer so unbedeutenden Zahl von Abnehmern, daß vielleicht eine alte Mönchshandschrift zu ihrer Verbreitung

genügt hätte und die Kunst des Herrn von Gensfleisch sich als gänzlich überflüssig erweist.

Nun gibt es eine Klasse von poetischen Drucken, welche in der That gar nicht unmittelbar an die Oeffentlichkeit appelliren, sondern nur die Mühe des Abschreibens vereinfachen sollen. Es sind dies die Bühnenmanuscripte! Der Dramatiker will sein Stück den Bühnen zur Aufführung einreichen; er kann es doch nicht hundertmal abschreiben lassen. So erscheint es im Druck, ohne in den Buchhandel zu kommen, und in jener bescheidenen Zahl von Exemplaren, wie sie der Bedarf der deutschen Theater verlangt. Hat ein Autor Namen und Ruf, ist das Stück an einer oder der andern Bühne mit Erfolg aufgeführt worden, so dürfen diese Exemplare darauf rechnen, von den Directoren und Regisseuren gelesen zu werden; ist dies nicht der Fall, so treiben sie sich eine Zeit lang in den Studirstuben der Directoren und Regisseure umher und finden entweder dort ein seliges Ende, oder sie wandern in das Erbbegräbniß der Theaterbibliotheken. Auch hier kann ein Stück im Druck erschienen sein, ohne von irgendeinem Sterblichen gelesen zu werden.

Wir sehen, die Acten der Literatur bedürfen vielfach einer Revision, und die Literaturzeitungen hätten die Pflicht, alljährlich eine Revue vergessener Werke, eine Art von Todtenschau abzuhalten, wenn nicht die Ueberfülle der neu herandrängenden Production und die gebieterischen Anforderungen der Gegenwart derartige Rückblicke verböten. Daß sich manche verlorene Perle unter diesen vergessenen Dichtwerken findet, ist um so mehr anzunehmen, als gegenwärtig ja nur sehr wenigen Blättern ihre Tendenz und ihr Raum eine gewissenhafte Besprechung der eingehenden Novitäten erlauben und manches durch den kritischen Sieb hindurchfährt, was ein besseres Los verdient hätte.

Zu diesen Betrachtungen regte uns das von zwei Vertretern der praktischen Bühne neu herausgegebene Minding'sche Trauerspiel „Papst Sixtus der Fünfte" an. Dies Stück existirte nur als Bühnenmanuscript vom Jahre 1846, wir wollen hoffen, daß es jetzt nicht die Vergessenheit im Theaterbureau mit der Vergessenheit im Buchladen tauscht. Gegeben wurde es damals nur an einer Bühne, in Altona, von dem strebsamen Director Dibbern, und nur eine kritische Notabilität nahm sich des Stücks an, Julius Mosen, in einem Aufsatze: „Das neuere deutsche Drama und die deutschen Theaterzustände", in welchem er mit Wärme den Werth des Trauerspiels anerkannte. Ueber die Schicksale und das Leben des Dichters berichtet das Vorwort der beiden Herausgeber nach den Mittheilungen Fr. Brunold's in der „Gartenlaube":

Julius Minding, ein Mitstrebender und Genosse Friedrich von Sallet's, verfaßte ein größeres Lehrgedicht: „Das Leben der Pflanze" (Leipzig, Voß, 1837). Das Buch ist vergessen; sein patriotisches Preußenlied „Fehrbellin" aber, sowie einzelne seiner Lieder vom alten Fritz („Fünf Bücher Gedichte", Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1841) haben große Verbreitung gefunden. Der Tragödie „Sixtus" thut auch der mit des Dichters Verhältnissen bekannte Brunold keine Erwähnung, ein Zeichen, wie wenig das Werk bekannt geworden ist; doch spricht unser Gewährsmann von einem schönen Sonettenkranz: „Daß ich dich liebe, ist's, warum ich leide", welcher in dem Hause Oranienburgerstraße 65, wenige Häuser von Alexander von Humboldt, erlebt und gedichtet wurde. Der kleine, von Ansehen unscheinbare Mann hat des Lebens Schicksale auf eigenthümliche Art erfahren. Er hat sich — wer vermag hinabzusteigen in den geheimnißvollen Schacht einer so reichen genialen Natur? es ist unaufgeklärt und bleibt ein herbes psychologisches Räthsel — von der Dichtkunst ganz abgewandt, sich der Industrie in die Arme geworfen, ist reich und wieder sehr arm geworden und in Dürftigkeit nach Amerika ausgewandert. Von seinem Freunde Dr. B..... etablirte er in Neuyork ein ärztliches Bureau und wurde wenige Monate später, 7. September 1850, todt auf dem Sofa liegend gefunden. Er hatte durch Selbstmord geendet.

Die Herausgeber, welche dem Stücke nachrühmen, daß seit den Classikern keine zweite Dichtung oder nur wenige ebenbürtige von solch tragischer Wucht und gleicher Vollendung der Form das Licht erblickt hätten, haben dasselbe durch Sceneriebemerkungen, Verlegung und Zusammenziehung einzelner Auftritte, Beseitigung einiger anderer, welche unwesentlich erschienen, Kürzung einiger Stellen von zu großer epischer Breite und Einschaltung einiger Verse an verschiedenen Stellen zur Herstellung nöthig gewordener Uebergänge und Verbindungen bühnengerecht zu machen gesucht.

Der einleitende Aufsatz von Becker hat uns in doppelter Hinsicht interessirt. Einmal ist er ein Beleg dafür, welche tüchtige, auch philosophische Bildung und welchen künstlerischen Eifer manche der gegenwärtigen Bühnenleiter besitzen, jedenfalls ein erfreuliches Symptom für den erwarteten Aufschwung des Theaters; dann aber liefert er den Beweis, daß die Schopenhauer'sche Philosophie auch auf ästhetischem Gebiete immer mehr eine unleugbare Bedeutung gewinnt, denn unser Aesthetiker stützt seine Anschauung der tragischen Schuld wesentlich auf Schopenhauer'sche Principien und zum Theil auf die weitere Ausführung derselben in der Ethik von Frauenstädt. Er wendet sich gegen die bisher gangbare Auffassung der tragischen Schuld, gegen das Abmessen von Schuld und Sühne, und meint, daß dieser herkömmliche Begriff, sofern er sich auf das Individuum und seine Schuld beziehen soll, völlig unhaltbar und nicht zu erklären im Stande sei. Diese Individualschuld sei nicht von substantiellem Werth und dürfe keineswegs mit dem Worte „tragische Schuld" begriffen werden. Er stellt ihr die tragische Urschuld, die durch den Willen zum Leben überhaupt gegeben ist, gegenüber und faßt das gewonnene Resultat in die Worte zusammen:

Die Bejahung des Willens zum Leben in jeder einzelnen seiner Erscheinungen, welche, befangen im principio individuationis, geblendet vom Schleier der Maja, der großen Täuschung, die innere Identität alles Erscheinenden und den einheitlichen Zusammenhang der Welt verkennen, das ist die Erb- und Urschuld des Lebens, ja sein Correlat, das mit ihm steht und fällt, das ist die Schuld und das Los aller und wird es bleiben, so lange der Fluß der Dinge und der Individuen währt: es ist der große tragische Riß, der durch die ganze Welt geht; es ist das punctum saliens in ihr, das die Sünde und das Uebel gebiert. — Ein kurzer Rückblick von diesem Punkte aus läßt nun auch die Individualschuld und Partikularsünde in einem ganz andern Lichte erscheinen. Sie ist stets nur eine besondere, grell und scharf in die empirische Wirklichkeit eintretende Erscheinung der Urschuld, wird also keineswegs von dieser aufgehoben und annullirt, überwuchert und erstickt, sondern erscheint eben als die Urschuld selbst in einem durch den Genius

neus herbeigeführten besonders eclatanten Falle, erhält also hierdurch erst ihre volle Erklärung und ihre metaphysisch-ethische Bedeutung.

Wir sollen also nicht für jede Schuld eine äquivalente Sühne und für jeden Untergang eine besondere Schuld suchen. Wenn indeß die Individualschuld nur eine besonders grell und scharf in die empirische Wirklichkeit eintretende Erscheinung der Urschuld ist, so darf man wol zunächst fragen, worin das Grelle und Scharfe dieser Erscheinung beruht? Denn die Urschuld der Welt und des Lebens ist ja allem menschlichen Streben eingeboren und muß in jeder dichterischen Darstellung desselben hervortreten. Wodurch unterscheidet sich nun diese Darstellung in der Tragödie von der im Epos? Oder sollen alle diese Unterschiede gleichzeitig aufgehoben werden? Dagegen müßten wir protestiren; scharfe Sonderung der Gattungen ist seit Lessing mit Recht zur Grundlage ästhetischer Kritik gemacht worden. Hierüber vermissen wir noch die nähern Bestimmungen; das allgemein Philosophische muß sich der Aesthetik gegenüber schärfer formuliren. Becker macht die Anwendung seiner Principien auf das Stück von Minding. Auch sein Held hat Theil an der Urschuld; er bewegt sich auf der Walstatt der Leidenschaften, der Bejahung des Willens zum Leben; doch nicht handelnd und streitend, sondern leidend und duldend sei die Welt zu erlösen. In der Erkenntniß dieses Fundamentalirrthums *liege* auch die tief-metaphysische Katharsis. Doch liegt es nicht im Wesen des Dramas, daß der Held sich auf dem Boden der Bejahung des Willens zum Leben bewegt? Der sterbende Talbot spricht die Schopenhauer'sche Weisheit, die Einsicht in das Nichts, die herzliche Verachtung alles dessen, was uns einst wünschenswerth erschien, des ganzen eigenen Strebens schlagend genug aus. Wir geben gern zu, daß der Grund der tragischen Stimmung in solcher Ueberzeugung liegt; verlangen aber für die tragische Schuld im einzelnen eine bestimmtere Fassung. Der Held der Tragödie ist ein Individuum; es ist also die Individualschuld, die wir nachgewiesen sehen wollen, auch wenn sie sich nur als schärfere Gestaltung der Urschuld erweist.

Nach der geistreichen und fesselnden Abhandlung des oldenburger Schauspieldirectors werden wir nun in das Stück selbst eingeführt. Die Anregung zu demselben gab dem Verfasser wol die Papstwahl von Pius IX., die in dasselbe Jahr fällt, welches das Bühnenmanuscript an der Stirn trägt; die Wahl eines liberalen, reformatorischen Papstes, auf den damals das auf seine Wiedergeburt harrende Italien seine Augen gerichtet hatte, erregte auch in Deutschland allgemeine Theilnahme, und obwenig Papst Sixtus V. zu den liberalen Päpsten gerechnet werden kann, so war er doch einer der tüchtigsten, ihr eine große Mission begeisterten Vertreter der Kirche auf dem Stuhle St.-Petri. Vor allem aber bot seine Geschichte ein wahrhaft dramatisches Moment; lange Zeit mußte sich der Cardinal Montalto als hinfällig, schwächlich, den Dingen dieser Welt abgewendet zu zeigen; weil man glaubte, ihn leicht beeinflussen zu können, wurde er gewählt; es vereinigten sich die verschiedensten Parteien zu seiner Wahl. Doch kaum gewählt, warf er den Stab fort, auf den er sich stützte, und zeigte sich als einen der am meisten energischen Machthaber und hochstrebenden Kirchenpolitiker. Das ist eine durchaus dramatische Wendung, und in der That liegen die Vorzüge des Minding'schen Stücks in dieser Charakteristik des Haupthelden, welcher den Jesuitismus und die Anwendung seiner den Zweck heiligenden Mittel nicht verleugnet, um die päpstliche Tiara auf seine Stirn zu drücken. Auch für die dramatische Darstellung bietet dieser Charakter Handhaben, welche einem bedeutenden Künstler willkommen sein müssen. Die Scene im Conclave mit der entscheidenden Wendung ist von dramatischer Lebendigkeit. Sixtus tritt, nachdem er zum Papst gewählt ist, auf die erhöhtere Stufe, auf welcher der Thronsessel sich befindet und spricht nach einer großen Pause:

Sehr ehrwürdige,
Geliebte Brüder und der Kirche Fürsten,
Nehmt meinen Dank, wiewol der äußre Schein
Mit wenig Hoffnung euern Wunsch belebt;
Denn dicht an Grabes Rande schweiften wir. —
Und nun erst, da uns Gottes Wille kund,
Gießt seine Macht sich feurig wunderbar
Durch dieses schwächste der Gefäße. Schon
Entfaltet sich im langgebundnen Geiste,
Den Leibesschwäche wie im Kerker hielt,
Ein neuerfrischendes Gefühl der Kraft. —
Und wär' es nur ein kurzer Augenblick,
Mit dem des Himmels Gnade uns beschenkt,
Wird's um so stärkre Pflicht, ihn zu benutzen:
Der Tag, der leuchtet, soll nicht untergehn,
Bevor er eine volle That geschaut.
Was einer ernstlich will, das wird geschehn;
Denn was wir selber bauten, ist gebaut.

Buoncampagno (für sich).

Welche Verwandlung?

Medicis.

Seine Züge flammen.

Alexandrini.

Sein Blick ist Feuer.

Farnese (lauter).

Fieberhitze ist's,
Die einen schwachen Greis zum Kind bewegt.

Sixtus (losbrechend, gewaltig).

Nein, es ist Kraft vom Himmel!
(Mit einem Feuerblick über die Versammlung.)
Wag' es keiner
Sie zu versuchen! Denn mit Gottes Blitzen
Und stark in allen Waffen steh' ich hier.
Der Himmelsschlüssel, den ich lange mühsam
Am Boden suchte, ist gefunden. Hoch
Erhebt ihn meine Hand. Und bei der Macht,
Der felsgegründeten, die ich ererbt!
Kein falscher Traum sei zwischen euch und mir.
Denkt nicht, die alte Schwäche lebe auf,
Die allzu lang dies Regiment geführt
Und mit Empörung grauenvoll und Mord,
Mit Ketzerei und Hunger, Seuchen, Raub
Und Hohn jedweden Rechts die Ew'ge Stadt
Der Christenheit und ihre Welt erfüllt.
Ich will — so lehrt es mich der Heil'ge Geist —
Aufs neu' verfallenes Gesetz erwecken;
Austreiben aus der Kirche Heiligthum
Unwürdiges Gezücht, das ihr Verderb
Und unsre Schmach und unsrer Herrschaft Todstreich.
(Pause.)
Blickt um euch her! So weit die Sonne scheint,
Hat sich die Welt gelöst von Gott und uns,
Der wir sein g'ringster Knecht und Stellvertreter.

Sah ich doch, wie ihr ſelbſt, der Kirche Säulen,
Den Purpur euers Hauptes tief gebeugt
Vor ird'ſchen Kronen! Sah euch, Cardinäle,
Des Himmels erſte Söhne, Fürſtengunſt
Bedürfen und erbuhlen. Wagt's zu leugnen! —
Es liegt ſo tief der Staub um dieſen Thron,
Wie Sand am Nilgeſtad' um Pyramiden.
Das Kaiſerthum durchwühlt von Ketzerei,
Hispanien, das eigenwillig herrſcht,
Abtrünnig England, ungehorſam Frankreich,
In Griechenland des Türken grimmes Schwert,
Der Biſchof weit entfernt von ſeinem Sprengel.
Noch iſt es Zeit, die Heerde zu erretten,
Daß ſie den grimmen Wölfen nicht verfällt.
Gott ſtärke gnädig meine Kraft! — Ich will
Jedwedem wiedergeben ſeinen Platz,
Jedwedem ſeine Ordnung und ſein Recht.

Dies iſt die Schlußſcene des zweiten Acts, für den dramatiſchen Bau des Stücks wol etwas zu früh gelegt. Dadurch ſchwächt der dritte Act ſich um ſo mehr ab, als er durch mehrere epiſodiſche Scenen ſich in die Breite dehnt, ſtatt ſich zu einem Gipfelpunkt hinzuſteigern. Wir ſehen den Papſt auf der Höhe ſeiner Sendung; er ſetzt dem Kaplan in geiſtvoller Weiſe ſeine weitreichenden Abſichten auseinander; er zeigt ſich als ſtarker Regent, als vernichtender Gegner der Räuber wie der Rebellen. Am Schluß dieſes Actes ſteigert ſich nur das Gegenſpiel; Mariana, von der hochherzigen Mathilde aufgeſtachelt, empört ſich als Vorkämpfer des römiſchen Adels gegen den Despotismus des neuen Papſtes. Dies Gegenſpiel, aufgehalten durch epiſodiſche Scenen, welche den Sixtus uns als Freund der Künſtler, Dichter und Gelehrten, im Verkehr mit Michel Angelo, Taſſo und Galilei zeigen, führt am Schluß die Kataſtrophe herbei, indem Mathilde, um den gefangenen Geliebten zu erretten, den Papſt vergiftet, dann aber, nun erſt in die Abſichten deſſelben eingeweiht, in Verzweiflung ausruft:

Herzbrechend Irren! falſcher Selbſtbetrug!
Den Heros meiner kühnſten Träume mord' ich,
Um den zu retten, der ſie nie erfüllt.

Papſt Sixtus enthüllt ihr, die, als Chorknabe verkleidet, ihm die vergiftete Hoſtie gereicht hat, ſeine großen Plane:

Der Sturm
Rührt ferne ſchon des Wolkenhimmels Kleid,
Und rollt es auf. Vom Po zum Mittelmeer
Wird bald der Freiheit unverhülltes Blau
Im Strahl der Heſperidenſonne leuchten.
O großer Tag und dreifach glücklich Rom!
Des Herrſchers Zügel haſt du nun erkannt,
Auch den Triumph des Siegs ſollſt bald du fühlen.
Gehorſam gab dir Macht. Was wollen die,
So mir zuwider ſind? Mein Schatz iſt voll,
Stark meine Flotte, meine Rüſtung fertig.

Mathilde (welche immer aufmerkſamer geworden iſt).
Was hör' ich? Iſt das Wahrheit oder wilde,
Krankhafte Phantaſie des Sterbenden?

Sixtus (ſelbſtvergeſſen fortfahrend).
Schwach iſt der Kaiſer, wie der Spanier,
Des großen Heinrich Bündniß iſt mir ſicher:
So mag's geſchehn! — Der alten Kriege Spiel
Sei nun geendet. Eine neue Welt
Heiſcht neue Kämpfe, ihren Geiſt zu ſchützen.
Nicht mehr um Namen, nicht um einen Mann,
Noch um ein Schwert und ander köſtlich Pfand,
Das doch ein Pfand nur war! Du Herr des Himmels,
Laß mir, o laß mir dies Erlöſungswerk,
Nicht mehr ein Pfand, der Güter höchſtes ſelbſt
Im großen Erdenkampfe zu erſtreiten!
Ich habe treu gewacht. Wenn — ſich beſiegen
Ein Sieg, der höchſten Kronen würdig, iſt:
Ich habe mich beſiegt! Gib mir den Preis!

Er iſt der Befreier Italiens; man ſieht, die auf Pius IX. geſetzten Hoffnungen ſpielen in das Stück mit herein. Ueber ſeine „Schuld" ſpricht ſich Sixtus mit folgenden Worten aus:

Das iſt das einz'ge, echte Gnadenmittel:
Vergiß dich ſelbſt! — Vermeſſner Wahn des Ich,
Die Welt durch eigne Kraft ans Ziel zu führen,
Das ſehnend ſie erſtrebt. O hatt' ich nicht
In dieſer Zeiten wunden Leib geſchaut?
Den Finger eingeſenkt in dieſe Narben,
All Greuel der Verwüſtung, alle Gluten,
Die zehrend flackern durch der Völker Leben,
Gefühlt, in tauſend Schmerzen mitgefühlt? —
Nein — dein Erlöſer ſei ein Gott! Ein Gott kann
Vollkommen lieben, ohne Haſſen lieben.
Jedwedem menſchlich gütigſten Gefühl
Drängt ſich ein ſelbſtiſch Rachempfinden zu,
Und Stolz und Ehrgeiz, Muth und Leidenſchaft —
Die ungezähmten Thäter großer Thaten —
Sind wie Saturn, der ſeine Kinder ſchlingt,
Gefräßige Vernichter ihrer ſelbſt.
O, jene Hand, die dieſen Streich geführt,
Noch manches große Werk wird ſie erſticken!

Inwieweit ſich der Dichter in Bezug auf dieſe „tragiſche Schuld" in Concordanz mit ſeinem Commentator befindet, mag man nach dieſer Stelle beurtheilen.

Die Sprache der Dichtung iſt kräftig, gediegen, voll dramatiſchen Marks und Schwungs, wie die mitgetheilten Stellen beweiſen; die Charakteriſtik, namentlich des Haupthelden und wiederum in der erſten Hälfte des Stücks, iſt eine echt dramatiſche; die Volksſcenen ſind lebendig bewegt. Wir können es daher den Herausgebern nur Dank wiſſen, daß ſie ein ſolches tüchtiges Dichtwerk vor der Vergeſſenheit gerettet haben.

Rudolf Gottſchall.

Neue Epen.

Ring und Pfeil. Ein Gedicht in zehn Gesängen von F. M. Hessemer. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Hamacher. 1868. 16. 10 Ngr.

Muhamed. Ein Epos von L. Rüben. Leipzig, Reclam jun. 1868. 16. 2 Ngr.

Nadeschda. Von J. L. Runeberg. Neun Gesänge. Aus dem Schwedischen von Selma Mohnike. Leipzig, Knoblauch. 1867. Gr. 16. 12 Ngr.

Ein Wintermärchen. Von G. Hick. Köln, Du Mont-Schauberg. 1869. 16. 15 Ngr.

Die Schlacht von Schönbund. Historisch-episch geschildert nebst andern Gedichten von K. Hermanni. Soest, Nasse. 1868. 8. 20 Ngr.

Die hundert Tage. Ein Epos von Hilgard. Stuttgart, Brüninger. 1868. Br. 8. 28 Ngr.

Johanna. Ein ostpreußisches Idyll. Von Erwin Schlieben. Oldenburg, Schulze. 1868. Gr. 16. 15 Ngr.

Der treue Eckart. Epos von deutscher Entzweiung und Versöhnung in zwölf Gesängen von J. Pape. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Paderborn, Kleine. 1869. 16. 27 Ngr.

Wie verschiedene Stoffe wählen sich die modernen Epen! Sie wandern nach Kairo und Mekka und besuchen die „braune Königin am Nil", sie ziehen mit dem finnischen Volksdichter zur Wolga, beschwören die Kaiser und Ritter des Mittelalters herauf, besingen die Schlacht von Waterloo und feiern ein ostpreußisches Weihnachtsfest. Wir geben ihnen die Stoffe immerhin frei, denn ein Dichter kann auch dem scheinbar sprödesten eine künstlerische Seite abgewinnen und aus dem alltäglichsten Material ein Kunstwerk formen. Sehen wir zu, was die Obengenannten aus ihren Vorwürfen gemacht haben.

Der Verfasser von „Ring und Pfeil", F. M. Hessemer (Nr. 1), besteigt einmal wieder das berühmte Flügelroß, welches sich vor drei Menschenaltern der Schüler Goethe's, unser liebenswürdiger Wieland, satteln ließ. Seitdem haben es eigentlich nur Heine im „Atta Troll" und Byron in seinem letzten und besten Werke, den „Abbassiden", mit Meisterschaft getummelt. Hessemer hat von seinen großen Vorgängern viel gelernt und wirklich eine recht anmuthige Dichtung geschaffen, deren verschlungenen Pfaden wir mit Vergnügen gefolgt sind und die wir dem Publikum, welches so manche mittelmäßige Prosanovelle, fast niemals ein Bändchen Verse aus der Leihbibliothek holt, bestens empfehlen.

Die Fabel, welche der Verfasser

Selbst erlauscht
Märchenduft von Kairos Säulenhallen —

zu Grunde legt, ist folgende: In Kairo ist die Pest ausgebrochen, mit Bränden in ihrem Gefolge. Der Sultan wird darüber schwermüthig, verliert den Schlaf und setzt auf dessen Wiederbringung einen Preis aus. Seine Schlaflosigkeit schildert der Dichter also:

Ich seh' des Schlafes schimmernden Palast
Inmitten eines Blumengartens,
Von einem hohen Gitterwerk umfaßt;
Die Blumen duften dort, auf jedem Ast
Von des Traumes Nachtigallen
Ist weiches Brüteneſt erbaut,
Und jedes Blatt ist glänzend überthaut
Und läßt des Schlummers Edelsteine fallen;
Ich nach der Pforte seh' ich Scharen wallen,
Ach, Männer, Frauen, Mädchen, Knaben,
Sie kommen an in buntem Zug,
Sich an des Schlafes Kost zu laben.
... Ich schließe still mich an...
Ich bin der letzte... Weh mir! Es fällt das Eisengitter vor.
Der ganze Zug, es sind jetzt alle drinnen,
Ich nur bin außerhalb mit irren Sinnen...
Bald scheinen dort, bald hier die Stäbe weiter,
Ich klemme mit Gewalt mich zwischen ihnen...
Und während ich da ringend strebe
Und mit den Händen, blutend
Am scharfgeschliffnen Eisengitter klebe,
Da kommen meine Schrecken flutend,
Die Pest, mit Pfeifen und mit Trillerschrei,
Mit tausend Leichen stürmt sie nun herbei.

Inzwischen finden sich in Kairo zwei junge Leute, Omar und Taib, zusammen, von denen der eine einen magischen Pfeil, der andere einen Zauberring besitzt. Durch beides zusammen hoffen sie dem Sultan Schlaf zurückzubringen, ohne jedoch zu wissen, wie dies anzufangen sei. Und noch ehe sie darüber ins Klare gekommen, entführt ein Falke ihnen Ring und Pfeil. Sehr hübsch ist nun geschildert, wie sie alles aufbieten, diese Kleinode wiederzuerlangen. Bei diesen Versuchen werden die Jünglinge getrennt, und Taib kommt auf wunderbare Weise zu den Eigenthümern des Falken, denen er Ring und Pfeil zugetragen hat. Es sind die zwei reizenden Töchter des Sultans, die dieser in seiner Schwermuth aber verstoßen hat:

Die eine wie der Mond nach heißem Tag,
Die andre wie nach banger Nacht die Sonne.

Taib erhält Ring und Pfeil zurück und verliebt sich in Tureira's reizenden Seidenpantoffel und dann in sie selbst. Darauf verschaffen Omar und Taib dem Sultan den Schlaf wieder, indem der eine mit dem Ring, der andere mit dem Pfeil die Laute lieblich schlägt. Am meisten aber wirken ihre frische mannhafte Erscheinung und ihre ermuthigenden Reden auf den lebensmüden Gebieter ein. Sie rufen ihm zu:

Gott ist lebendig!
Das Feuer predigt seine Herrlichkeit,
Die Pest selbst ist sein Bote....
Der Muth im Glück ist leichter Muth,
Jedoch der echte Gottesmuth im Leid
Erbaut sich auf den Trümmern selbst sein Glück.

Und am Morgen nach der zweiten durchschlafenen Nacht fühlt sich der Sultan wie neu geboren, reitet sogleich in die Stadt, um den Verwüstungen der Pest und des Brandes abzuhelfen, und feiert dann die Hochzeit seiner beiden Retter mit seinen Töchtern.

Wir haben an der Fabel nur auszusetzen, daß Ring und Pfeil bei der Heilung des Sultans, welche doch den Kernpunkt der Erzählung bildet, eigentlich gar keine Rolle spielen, und insofern ist der Titel wenig motivirt.

Auf Einzelheiten haben wir des Raums wegen nicht eingehen können und bemerken nur noch, daß der Kadi, der Stadtvorsteher und der buckelige Hofnarr (die Weiber haben seine einstige Wohlgestalt zu Grunde gerichtet) trefflich geschildert sind.

Hier und da sind uns triviale oder zu orientalisch kühne Wendungen begegnet, z. B. S. 155:

Er schien sich an Erinnerung zu laben,
Wie dies Genesende wol öfters haben.

S. 24:

Er ließ lodern des Zornes Flamme,
Als wär' in seines Wesens frommen Lamme
Vertraulichkeit in Argwohn ganz verkehrt.

Uebrigens ist „Ring und Pfeil" schon vor mindestens sieben Jahren zuerst erschienen und hier nur mit einem neuen Titel versehen worden. Bei dieser Gelegenheit und da Alexandrien nicht weit von Kairo gelegen, wollen wir an eine ebenfalls vor einer Reihe von Jahren erschienene epische Dichtung erinnern, die unverdienterweise vergessen ist, an die „Nächte der Kleopatra" (Bremen, Strack, 1857), deren Verfasser sich nicht genannt hat, auch uns nicht bekannt geworden ist. Der Dichter hat bei diesem jedenfalls schwierig zu behandelnden Thema die Schönheitslinie nie auch nur um Haaresbreite überschritten. Ohne Frage hätte das Gedicht Anerkennung verdient, da dem Dichter ein ernster Schwung eigen ist und die Glut seiner glänzenden Schilderungen oft an die düstern Farben des „Ahasverus in Rom" und des „Königs von Sion" erinnert. Die tiefsten Contraste des Menschenlebens, die Liebe und der Tod, sind hier auf geniale Weise nebeneinander zur Anschauung gebracht. Hierin liegt die Seele der interessanten kleinen Dichtung.

Weit höhere Ansprüche als die ebenbesprochenen Werke macht der als „ein Epos" bezeichnete „Muhamed" von L. Rüben (Nr. 2). Daß der Verfasser sich seine Ziele so hoch steckt — wir erinnern uns von ihm einen „Karl V." und „Brutus" angezeigt gesehen zu haben —, können wir an sich nur loben. Nur sollte er auch Talent genug zur Ausführung so bedeutender Unternehmungen besitzen.

Bei dem vorliegenden Werke haben wir von vornherein nach der formellen Seite hin eine gänzlich unglückliche, monströse Idee zu tadeln. Alles Erzählende nämlich bewegt sich in Trochäen, für die directen Reden aber sind Jamben gewählt. Ja, es wechseln sogar in einer und derselben Verszeile Trochäen und Jamben. Hierdurch kommt der Leser alle Augenblicke in die qualvolle Versuchung, Jamben als Trochäen und umgekehrt lesen zu wollen. Das heißt originell um jeden Preis sein wollen.

Leider entschädigt uns der Inhalt für diese krause Schale keineswegs. Man kann freilich im einzelnen nicht allzu viel aussetzen, es finden sich sogar manche ansprechende Naturbilder, auch einzelne gutgedachte Scenen, so am Schluß des sechsten Gesangs Muhamed's Eintritt in den Tempel von Mekka; allein das Ganze läßt doch eigentlich gar keinen Eindruck zurück. Muhamed ist allerdings vor unsern Augen von Allah's Geist ergriffen worden, er hat die Schlacht von Beder geschlagen, als König in Medina gewaltet und Mekka erobert, jedoch wie das alles zugegangen, das begreifen wir nicht, weil der Dichter es nicht verstanden hat, den dämonischen Zauber weltgeschichtlicher Größe um seinen Helden auszubreiten. Wir sehen gar nicht, wie es zugeht, daß die Koreischiten und nach und nach auch alle Beduinen diesem Kaufmann zujauchzen. Denn die Reden, welche Rüben's Muhamed hält, erheben sich so wenig über die nächstliegenden Phrasen des Islam, daß der Leser sich daraus eine solche Wirkung nicht erklären kann. Der Verfasser sieht sich daher auch alle Augenblicke genöthigt, gleichsam nachzuhelfen und uns seinerseits Muhamed's Größe zu versichern. So z. B. S. 23:

Der Prophet
War erfaßt von seiner Sendung Größe,
Die ihn jetzt auf neuer Lebensbahn
Einem wilden Kampf entgegenstellt....
In dem hoh'n (!) Bewußtsein, daß in ihm
Gottes ew'ger Geist Gestalt gewinnt.

Solch prosaische Belehrungen kommen nun sehr häufig vor, weil die Gabe anschaulicher Schilderung der Ereignisse fehlt. Es wird immer nur über dieselben reflectirt oder erzählt, was in jedem Geschichtsbuch zu lesen steht. Was hätte ein Dichter wie Robert Hamerling für ein Gemälde von Muhamed's königlicher Herrschaft in Medina entworfen! Rüben sagt ganz kahl S. 103:

In Medina sollte niemand herrschen
Als nur er; ein königlich Gepränge
War um ihn und Freudenfeste sollten
Die Moslemin in Lust der Sinne stürzen.

Den Mangel an Anschaulichkeit sucht der Verfasser durch unaufhörlich eingeflochtene Gleichnisse zu ersetzen, auf jeder Seite stehen wenigstens drei, und bei zweien davon pflegt das tertium comparationis zu fehlen. S. 56:

Abu Lahab's Wort war gleich dem Blitz,
Welcher zuckend fährt in einen See;
Hussein's Rede glich dem tiefen Wasser.

S. 54:

Der Zorn birgt in ihm sich, wie der Blitz sich birgt
In den Wolken.

S. 43:

Die Flamme ihrer Augen
Wie aus heitern Lüften oft ein Blitz.

Wasser, Blitz und Wolken sind nämlich, vielleicht mit Absicht, die stereotypen Gleichnisse.

Dieser grandiose Stoff verlangte auch einen großen Dichter. Voltaire hat seine beste Tragödie daraus gemacht, und Goethe glaubte sich diesem religiösen Titanen nicht einmal gewachsen und hinterließ uns nur einige geniale Fragmente. Wenn jemand ein vollständiges Epos „Muhamed" verfaßt, so kann er sich nicht mit dem Spruche entschuldigen: in magnis voluisse sat est.

Während die soeben Besprochenen noch keinen Namen in der Literatur haben, ist Runeberg einer der beliebtesten Dichter Finlands, welcher seine meist vaterländischen Stoffe behandelnden Dichtungen in schwedischer Sprache schrieb. Er lebt, 1804 geboren, noch gegenwärtig, ist aber vom Schlagfluß gelähmt und hat seit 1863 nichts Neues produciren können. Die Erzählung „Nadeschda" (Nr. 3) rührt aus dem Jahre 1842 her und ist hier von der Schwester des bekannten Tegnér-Uebersetzers recht gut verdeutscht worden.

Woldmar, ein russischer Fürst, besucht seine Güter an der Moskwa und verliebt sich in eine schöne Leibeigene. Er läßt sie sofort frei und in der Ferne erziehen. Als er Nadeschda später geheirathet, bewirkt seine adelsstolze Mutter bei Potemkin, daß Woldmar allein nach Tomsk verbannt wird. Katharina aber, „Rußlands hehre Mutter", vereinigt die Gatten wieder.

Einige poetische Züge im einzelnen verdienen Hervorhebung. Als des Fürsten erster Einzug im Dorf gemeldet wird, soll Nadeschda nach des Vaters Gebot sich schön mit Blumen schmücken zur Bewillkommnung des Herrn. Aber ihr ist der Geliebte in stillen Gedanken schon erschienen, „schön und stolz" stand sein Schattenbild vor ihr:

Unerreichbar ist er, blutlos auch,
Und in Träumen nur umfang' ich ihn.

Um sich daher dem geahnten künftigen Geliebten zu erhalten, wünscht sie das Auge des Fürsten nicht auf sich zu ziehen:

Nicht von Rosen, doch von Riedgras schlingt
Um die Stirne sie den dunkeln Kranz,
Steckt zum Schmuck an ihre weiche Brust
Eine Distelkrone, rauh und hart.

Der gefürchtete Fürst ist aber dann selbst der Liebling ihrer Träume. Zu dieser Landidylle bildet nun die Fürstin-Mutter und Petersburg den Contrast:

Auf hoher Fürstenburg an der Wolga Strand
In Marmorhallen, einsam mit Bildern nur
Dahingegangner, leuchtender Ahnen, sitzt
Im Glanz Natalia Feodorowna selbst.

Auf ihre Veranstaltung muß dann auch nach Woldmar's Verbannung dessen unglückliche Gattin das Schloß an der Moskwa verlassen:

Schweigend und die jungen Söhne führend
An der rechten Hand und an der linken
Ging sie fort aus Pracht und Glücksfülle
Nach des Pflegevaters leerem Dache.

Diese einfache Geschichte, im Tone der slawischen Volkslieder, kann man zwar nicht besonders originell nennen, allein über manchen Gesängen schwebt doch ein echt dichterischer Hauch. Interessanter dürfte indeß wol die Uebersetzung von Runeberg's „Kung Fjalar", sowie seiner „Erzählungen des Fähnrich Stål" gewesen sein.

Als eine Art von Uebersetzung kündigt sich auch Georg Hick's „Ein Wintermärchen" (Nr. 4) an, eine Verpflanzung von Shakspeare's gleichnamigem Drama auf den Boden des Epos, gleichsam eine umgekehrte Birchpfeifferei. Das aus Goethe geschöpfte Motto des Buchs:

Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von andern Gefundenes,
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

ist schlecht gewählt, denn, wenn der Verfasser, statt den Shakspeare zu epificiren, ihn nur fröhlich erkannt und geschätzt hätte, so würden wir nicht in den Fall gekommen sein, sein Werk beurtheilen zu müssen.

Dingelstedt hat bekanntlich dieses Shakspeare'sche Drama besonders meisterhaft für die Bühne bearbeitet, und das berliner Victoriatheater war allabendlich ausverkauft, als Charlotte Wolter die Hermione spielte. Wir bezweifeln, daß auch nur einer von je tausend jener Zuschauer Hick's Epos lesen wird. Es war also ein überflüssiges Unternehmen. Aber auch außerdem ist das Umdichtungsexperiment nicht sonderlich lobenswerth ausgeführt worden. Wir meinen nicht in Beziehung auf die Form. Vielmehr sind die Ottaven ziemlich gut gebaut, allein das halten wir auch für kein Verdienst; denn seit Wilhelm Heinse (im Anhang zur „Laidion") die ersten deutschen Stanzen wagte, ist diese Versart so unzähligemal behandelt, daß sie nunmehr jeder richtig nachmachen kann. Nicht jeder freilich würde aus Reimnoth „des Fußes Schemen" statt „Schemel" sagen, wie S. 39 wirklich steht. Also, nicht aus formellen Gründen tadeln wir den Verfasser. Aber er hat den Shakspeare'schen Inhalt durchweg verwässert und in diesem breiigen Teiche wimmelt es von den trivialsten Gründlingen der Diction. Hick's Hermione sagt z. B.:

In meinem Busen, scherzt sie weiter, fehlet
Der Eifersucht dämonische Gewalt.
— — — — — — — —
Den tiefsten Ernst fühlt' ich in meiner Brust
Die Richtung streitender Gefühle leiten.

Und eine Monstrestrophe steht S. 47 oben, welche jeder Interessent selbst nachlesen möge.

Und was ist aus der reizenden Scene zwischen Hermione und Mamillus in diesen schleppenden Ottaven geworden!

So war der Prinz zu seiner Mutter Schose
Geeilt ...
Gesegnet, wer beglückt mit solchem Lose,
Es birgt des höchsten Glücks unendlich viel.

Er hat sie „im Tändelspiel gelehrt des Weibes bedeutungsvollsten, göttlichsten Beruf".

Auch den beiden nächstfolgenden Werken, welche wol nach uns niemand mehr in die Hand nehmen wird, sprechen wir als poetischen Fehlgeburten alle Lebensfähigkeit ab.

Zunächst das historisch-epische, sehr wohlgemeinte Gedicht des königlichen Justizraths Hermanni zu Soest: „Die Schlacht von Schönbund" (Nr. 5). Es ist sehr ruhmvoll für den Verfasser, daß seine nationale Begeisterung ihn als gewiß kaum siebzehnjährigen Jüngling in die Reihen der Helden von Waterloo führte, allein der Patriotismus macht nicht auch sofort zum Tyrtäus. In dem vorliegenden Werke wenigstens können wir leider keine poetische Leistung erblicken. Es enthält in 1123 Hexametern eine ganz trockene Schlachtchronik, ohne daß der Verfasser irgendwo verstände, die Personen oder die Ereignisse anschaulich zu schildern. Von Blücher heißt es:

Deutschheit zeigt sein Wesen und heldensinnige Kühnheit,
Hoch ertönet sein Name, vor seinem flammenden Ruhme
Hüllet sich alles in Dämmrung, unsterblich klinget sein Loblied.

Napoleon's Generale werden mit Namen genannt und den Epithetis der „tapfere", der „kühne", „weltgeschichtlich berühmt". Napoleon selbst ist

Aehnlich dem Meteor in seiner heroischen Größe,
Düster und tief wie das Meer in seiner drohenden Ruhe.

Als die Preußen zur Entscheidung der Schlacht anrücken:

Brechen die Linien vor im unaufhaltsamen Sturmschritt,
Nichts widersteht dem Getriebe der alles zermalmenden Taktik
Auf concentrischer Bahn.

Wellington umarmt Blücher „im Gefühl der tiefsten Verehrung".

Und dergleichen Prosaismen und Trivialitäten auf jeder Seite! Auch die Form läßt manches zu wünschen übrig, besonders freilich im „Anhang" gereimter Gedichte. Doch enthalten wir uns der Auszüge daraus aus Achtung vor dem Verfasser. Wenn derselbe Grabbe's Behandlung seines Themas, Gaudy's Kaiserlieder und Scherenberg's Gedicht einmal mit seinem Werke vergleicht, wird er gewiß unser Urtheil selbst nur gerecht finden.

In jeder Beziehung einen Pendant zu dem eben besprochenen Buche hat Hilgard, ebenfalls Jurist und

Verfasser einer Abhandlung über Beibehaltung oder Abschaffung der Todesstrafe, in seinem Epos: „Die hundert Tage" (Nr. 6), geliefert.

Auf S. 11 sagt Napoleon auf Elba zu sich selbst:

O Spanien, o Deutschland, hätt' ich euch nicht verkannt —
— — — — — — — — — — —
Hätt' euch befreit, geschützet, gesegnet diese Hand ...
Wie anders, o wie anders wär' alles heute noch.

Derselbe S. 21 über den König von Rom:

Ha! Solcherlei Gedanken sind meiner Seele Pein,
Sie spannen auf die Folter! Ich muß mein Kind befrein.

Worauf Lätitia:

„Doch welches Blutvergießen! Bedenk' es wohl, mein Sohn!" —
„Ward meine Krone jemals von Bürgerblut benetzt?
Auch diesen Kampf, o Mutter, vollend' ich ohne Blut."

Als Kaiser Franz das Einrücken Murat's in die Lombardei erfährt, sagt er zu Metternich:

In aller Zorneswucht:
Da soll ihn ... Gott verzeih' mir, ich hätte fast geflucht.

Und in dieser Art geht es weiter durch die 1099 vierzeiligen Strophen des Buchs.

Endlich das ostpreußische Idyll: „Johanna" (Nr. 7), von Erwin Schlieben. Dasselbe zeichnet sich durch das Streben nach Localfärbung vortheilhaft aus. Die Jahreszeiten vom Winter bis Herbst sind mit lobenswerthem Detail dargestellt. So die Schilderung auf S. 133:

Die Winde wehten über Stoppelfelder,
Im Dickicht welken Haselbusch und Farrn,
Von goldnen Bäumen funkelten die Wälder,
Die Wies' in silbernem Mariengarn.
Und wieder brach die Scholle um der Pflug.

Ebenso sind sinnvolle ostpreußische Weihnachts- und andere Volksbräuche eingeflochten. Wenn vom Myrtenbäumchen ein Reis (zur Hochzeit) abgeschnitten wird:

So klopfe dreimal an die Muttererde,
So wird des Baumes Seele dir versöhnt.

Pfingsten wird das Haus mit frischen Maien geschmückt und

vor der Thür des Kalmusschilfes duft'ge Schnitte
Und weißer Sand und Tannenreiser —

gestreut.

Allein die Darstellung der Menschen, für welche jene Dinge doch nur den Hintergrund abgeben, und der Aufbau der Handlung, in welcher dieselben sich uns entwickeln sollen, sind dem Verfasser völlig misrathen. Außerdem beherrscht er auch den dichterischen Ausdruck noch lange nicht genügend, um von sich als „der Dichter" sprechen zu können. Gleich auf der ersten Seite findet sich sogar ein grammatischer Fehler, der kein Druckfehler sein kann, nämlich „dem Hause". Wir wollen uns indessen die Mühe nicht verdrießen lassen, dies Opus etwas schärfer anzusehen. Vielleicht wird durch eine unerbittliche Kritik an dieser Stelle mancher unberufene Manuscriptenbesitzer vom Drucke seines Werks abgehalten.

Johanna ist die einzige Tochter des Richters in einem ostpreußischen Orte. Sie ist einfach erzogen und ihr Wesen „vollkommenste Gestaltung der Natur". S. 13 sagt sie aber:

Er wird mich finden ...
Komm, du Ersehnter! Tief in meiner Brust
Ist deines Seins Ergänzung festgehalten,
Dein ist sie(?) werth; ich habe wohl gewußt,
Sie wahrer Mannheit würdig zu gestalten.

Das ist steif und abgeschmackt. Am wenigsten redet so ein Naturkind. Ebenso absurd ist es, daß die Tochter ihrem bejahrten Vater eine Studentenmütze in Grünmethsilber zum Weihnachten gestickt hat, worüber sich der Alte so freut, daß „in den Runzeln seiner Stirn mit hellem Roth zwei längstverloschne Narben flammten". Der Vater wird charakterisirt: „in keinem Stück ein Dichter, Doch klar von Kopf und ehrenfest als Richter". Am Weihnachtsabend hält er seiner Tochter über eine neue heilige Dreieinigkeit, die Schönheit, Freiheit, Wahrheit, einen Vortrag in besonders schlechten Versen, worin es heißt:

Die Wahrheit ist die Schöpfung, der Trug das Nichts ...
Der hilft ein Ding erschaffen, der's recht erklärt ...
Nur wer mit richtigen Namen benannt das Meiste,
Der fördert die Verklärung des Stoffs zum Geiste.

In der That eine idyllische Philosophie!

Derselbe Vater sagt S. 61 zur Tochter: Soll denn nimmer Liebe zugesellt werden

dem Stoff zu einer schönen Welt,
Der mit unzähl'gen Keimen in dir zittert?

Wie unnatürlich und unpoetisch ist das alles! Die Köchin wird geschildert:

Vom Scheitel bis zur Sohle schmuck und drall
Und prall und abgerundet wie ein Ball.

Dem Knecht

winkt ein Berg von Obst,
Ein Weizenbrod von rädergroßem Runde,
In mächt'ger Schüssel süße Schleckerein —
Das alles schlang er auf in kurzer Stunde.

Die Aufzählung aller einzelnen Weihnachtsgeschenke an sämmtliche Hausbewohner ist überhaupt unsaglich langweilig und unwillkürlich komisch. Nicht weit vom Richterhaus wohnt der Oekonom Hartmann. Wir erleben auch hier eine in extenso beschriebene Weihnachtsbescherung. In der Sylvesternacht fällt eine Sternschnuppe, und Hartmann sagt sich: Kein Jahr mehr einsam. Im Frühjahr sieht er unsere Heldin auch wirklich von weitem, welche sich infolge davon von Aepfelbaum und Linde zuflüstern läßt:

In diesem Jahr noch wirst du dich vermählen.

Und so kam es wirklich. Im Ostseebade tritt Hartmann an Vater und Tochter heran mit den schöngesetzten Worten:

Ich wünschte, daß ich hier nicht unwillkommen,
Denn eurer Stadt benachbart ist mein Dach,
Mag mir vor Euch die gleiche Heimat frommen.

Als Johanna ihm Wein einschenkt, „kochen die blauen Adern ihrer Hand schwellend".

Der Alte tischt wieder seine bekannte Philosophie von Schönheit, Wahrheit, Freiheit auf, imponirt dadurch dem jungen Oekonomen sehr und „deutet als die Meinung des Weines: Er sei der Geist des großen Weltvereines". Dann kommt auf dem heimatlichen See die Verlobung zu Stande und Johannen

lösten sich die vollen Glieder
Und wogten auf den Seligen danieder.

ein sehr gewagtes Bild, besonders für eine Idylle. so kühn ist die Schilderung des Badelebens in dem nten Ostseebade. Hier findet ein Ball der königs- r guten Gesellschaft statt, welchen Schlieben also zu rn wagt:

Zum Walzer war, was Beine schwang, entboten,
Zwar glänzten Wald und Meer im Abendstrahl,
Doch besser schienen Rothwein, Tanz und Zoten...
Die Reifrocknymphe mit dem Faun im Frack.

benso taktlos, gelinde gesagt, ist die Beschreibung Badegäste:

Da kam, verhetzt von seiner Jagd nach Brote
Der junge Kanzelmensch im Heil'genschein,
Der Krämer mit der geldbeschmuzten Pfote...
Was winterlich gewedelt und gekrochen
Vor Tribunal und Consistorium.

ndlich:

Ein Schreier aus dem Parlament.

ergleichen Attentate gegen den Anstand und den Geschmack können nicht energisch genug zurückgewie- erden.

Wir athmeten förmlich auf, als wir die ersten Strophen Treuen Eckart" von J. Pape (Nr. 8) lasen:

in den Schos die Hände und laßt die Arbeit ruhn,
Acker grünt von selber, der Spielmann spielt euch nun:
t seine Wälder rauschen, seht seine Rosen blühn,
ei die hellen Wangen der schönen — schönsten Frauen glühn.

milchweißem Zelter ein lichtes Frauenbild!
reitet dort frühmorgens, wo grün der Wald und wild;
i Edelbuben führen des frommen Rosses Zaum,
reichen Steinen leuchtet ihr Kleid mit goldgeschmück- tem Saum.

achdem uns die letztgenannten Dichter aus ledernen chen mit abgestanden nüchternstem Wasser regalirt, hier endlich in goldenen Pokalen der Wein der Poesie. er Verfasser ist ein denkender Poet; seine Dichtung eine Idee aus; seine Menschen sind Symbole. Das ende Epos will Freiheit und Gehorsam als die elemente des germanischen Staats darstellen. Es uns in die Zeit Heinrich's IV., die eigentlichen Hel- d aber die Söhne des Grafen von Nordheim; sie ntiren Freiheit und Gehorsam als anfänglich ent- dann aber versöhnt. Beiden steht Heinrich als t gegenüber. Mit diesen historischen Ingredienzien r Dichter nun zum Theil von ihm selbst erfundene, ste Züge höchst eigenthümlich verbunden. Der imsgraf ist durch ein Wunder in Besitz des Schwer- kehart gelangt, von dem es heißt:

finstre Nacht erhellt es — erhob das Unrecht Zoll,
hub es an zu klirren von selber schreckenvoll.

erschlägt damit einen Drachen und heißt seitdem lksmunde der treue Eckart. Sein Bruder Volker mit sieben wunderbaren Gesellen, worunter auch Namens Tanhäuser, nach Salamanca, begrüßt in burg Erwin (welcher erst 100 Jahre später am baute) und gewinnt in Spanien die Liebe einer chen Prinzessin. In diesem Zuge ist die Sehnsucht lordens nach dem Süden symbolisirt. Uebrigens wir das Selbsterfinden und Verschmelzen verschie- Sagen keineswegs loben. Das mythenbildende Volk t immer instinctiv poetischer als der spätere Kunst-

Der Gang der Handlung ist ungefähr folgender: Das lichte Frauenbild der Eingangsstrophen ist Rose von Schwaneck, auf der Brautfahrt nach Nordheim begriffen, und die Hochzeit mit dem Grafen von Nordheim wird im ersten Gesang erzählt. Während der Brautnacht singt unter dem Fenster der Neuvermählten der alte Sänger Döriger traurig-süße Lieder von des Grafen früherer Liebe zur Nonne Dolorosa, die er verführt und verlassen:

Am Friedhof, der jedwedem
Vergönnet seine Rast,
Zog dieser Zug vorüber
Mit seiner theuern Last.

Sie durfte nimmer ruhen
Mit mancher treuen Braut,
Man grub ihr auf der Heide
Ein Grab ins Heidekraut.

Ein Kreuz grub aus ein Schäfer
Mit seinem Hirtenstab,
Nach altem Hirtenbrauche
Auf Dolorosens Grab.

Volker ist nun der Nonnensohn, Eckart der Sprosse aus der Ehe des Grafen mit der Rose. Als Eckart schon erwachsen, besucht Heinrich IV. mit seiner schönen Schwester Anna Marei, nebst den Bischöfen Hanno und Adalbert die Grafen von Nordheim. Hier findet ein lustiges Mahl mit Gesang und Becherklang statt. Als aber der junge Heinrich, von Adalbert verleitet, ein übermüthiges Lied wider die Sachsen singt, da klirrt das Schwert Eckehart's von selber, der junge Graf muß es ziehen gegen seinen künftigen König und wird deshalb von seinem Vater verbannt. Er scheidet doppelt traurig, weil er sich in Anna Marei, die Kaiserstochter, verliebt. So schließt der erste Gesang.

Der zweite Gesang handelt von Volker's Auszug aus dem Kloster und seiner Liebe zu einer schönen Müllerin, welche ebenfalls Anna Marei heißt. Diese Contrastirung zu seines adelichen Bruders kaiserlicher Liebe ist gut gedacht, aber die Ausführung ist bei weitem nicht so gelungen wie der erste Gesang. Wir wünschten, daß der Dichter Stimmung fände, diesen ganzen Gesang umzuarbeiten. Denn die Intention ist vortrefflich.

Prächtig hebt dann sogleich der dritte Gesang mit Heinrich's Krönung zu Worms an:

Verstummt, ihr Liebesweisen, und schweigt von Volker's Leid!
Wir fahren heut' zu Hofe, wir fahren zu Festlichkeit,
Wir fahren zu den Franken, zur alten Königsstadt,
Zum Tage, da der vierte Heinrich den Thron bestiegen hat.

Zu Worms am Münster ragte mit hochgewölbtem Thor
Die Pfalz seines Vaters. Ein Bronne sprang davor,
Sprang unter grüner Linde. Und von dem Söller weit
Sah man im Wonnegaue des Rheines Herrlichkeit.

Anna Marei, von Liebe zu Eckart ergriffen, zieht indessen aus, ihn zu suchen:

Sie fuhren von dem Rheine und von der Franken Land,
Bis fern ihr spähend Auge das Harzgebirg' erkannt.
Es scheiden sich die Sprachen der deutschen Stämme dort,
Zum Bunde reicht dem Süden hier seine rauhe Hand der Nord.

Vor einer Marienkapelle treffen sich die Liebenden und knien nebeneinander, ohne es anfangs selbst zu wissen:

Da waren nun beisammen, die lang mit Qual und Drang,
Die Liebe, herzenzwingend, fern zueinander zwang.

Beiläufig gesagt, ein starke Reminiscenz aus dem „Nibelungenlied", wo es von Sigfried und Chriemhild heißt:

Es twang sie zuo einander senender minne nôt.

Anna Marei bewegt nun den alten Nordheimsgrafen, seinen Sohn aus der Verbannung zurückkehren zu lassen, und begibt sich dann selbst nach Worms zurück. Ihr folgt Eckart, vereinigt sich aber aufs neue mit dem neuen König, dessen späterer Sachsenkrieg vorbereitet wird. Auch Volker ist in Worms und sieht, ohne zu wissen, daß er es ist, seinen Bruder Eckart, dessen adelicher Blick ihm misfällt. Höchst unklar ist in diesem Gesang das Gespräch zwischen einem Junker Werner und Heinrich. Werner ist des Königs böser Genius und räth ihm, Anna Marei dem Eckart nicht zu geben, infolge dessen Anna Marei im vierten Gesang mit dem Sänger Döriger nach Thüringen flieht. Noch tadelnswerther aber ist die Art, wie dem König sein späteres Unglück durch einen mit Donnerton redenden „Engel" vorverkündigt wird, den die Festgenossen mit leiblichen Ohren hören. Dies ist veraltete epische Maschinerie. Vortrefflich ist dagegen, daß die Sachsen sich um nichts kümmern und immer blos trinken und essen.

Im fünften und sechsten Gesang ist in spanischem Romanzenton Volker's Fahrt nach Salamanca geschildert. Sehr viel Poesie ist in diesen Gesängen. Im siebenten kehrt er nach Sachsen zurück mit einer Krone auf dem Haupte, dem Angebinde der maurischen Prinzessin, die er doch, von Sehnsucht nach der Heimat ergriffen, nicht heirathen konnte.

In den kräftigen, mit interessanten Einzelheiten ausgestatteten, aber doch zu gedehnten Kämpfen des achten Gesangs streitet Volker, der zum Volkskönig der Sachsen erwählt worden, wider Heinrich IV., wird aber endlich geschlagen und muß flüchten.

Im neunten Gesang führt nun Eckart, der bisher von Heinrich in einem Thurme gefangen gehalten, aber von Döriger befreit worden, seine Sachsen an, entreißt dem König Heinrich den Sieg und soll nun selbst von seinem Volk zum König erwählt werden. Aber er entgegnet:

Es hat mich Gott erkoren nicht zu dem Königthum:
Der Volksfreien einer zu heißen, war mein Ruhm.

Volker irrt indessen im zehnten Gesang mit blutigem Haupt und ohne Krone umher, bis ihn seine alte Geliebte Anna Marei als Nonne und der alte Döriger im kölner Dom zum Christenthum, das er bisher verachtet, bekehrt. Die Mysterien des katholischen Cultus werden am kölner Dom tiefsinnig und schön gedeutet.

Im elften Gesang pilgert der reuige Volker nach Rom und wird Priester, um im zwölften Gesang seinen Bruder Eckart und die Kaiserstochter Anna Marei am Weihnachtsabend im Münster zu Nordheim zu trauen. Es einigen sich am Ende Freiheit und Gehorsam, während ein Fürstengericht über Heinrich IV. sein Urtheil spricht.

Wir haben bei dieser Inhaltsübersicht auf manche Fehler der Composition schon hingedeutet. Eine Ueberfülle des Nebensächlichen erstickt öfters die Grundidee. Auch dieser selbst würde eine noch deutlichere Herausarbeitung nicht schaden. Wie verhalten sich denn nun Freiheit und Gehorsam zur Idee des Königthums? Oder verwirft der Verfasser letztere etwa ganz? Vor allen Dingen also wünschen wir dem Dichter künftig mehr Klarheit in seinen Conceptionen.

Die dichterische Schönheit im Detail wird aus den mitgetheilten Proben jedem Leser entgegengetreten sein. Fast auf jeder Seite finden sich von wirklicher Begabung zeugende poetische Intuitionen. Auch in der Form gibt es wenig Neuere, denen eine solche Melodie der Sprache gegeben wäre. Ob die wechselnden Versmaße die Einheit des Ganzen beeinträchtigen, ist eine Frage, die sich in der Kürze nicht entscheiden läßt.

Wir erblicken in Joseph Pape einen interessanten Beweis, daß die romantische Schule in Deutschland noch immer Jünger hat, und daß gerade diese nicht zu den Schlechtesten unter den Modernen gehören.

Eduard Grisebach.

Die Anfänge der Hierarchie.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII. Dargestellt von Rudolf Baxmann. Zwei Theile. Elberfeld, Friderichs. 1869. Gr. 8. 4 Thlr.

Die Zeiten der Ostgothenherrschaft und nach dem Sturze derselben die der Wiedervereinigung Italiens mit dem oströmischen Reiche brachten dem römischen Bisthum eine lange Reihe ernster Gefahren und harter Bedrängnisse und bedrohten es wiederholt mit dem Verlust der einflußreichen Stellung, die es sich bisher schon gewonnen hatte. Zugleich aber wuchs in eben jener Zeit die enge Verbindung und Zusammengehörigkeit der römischen Kirche und ihres Leiters mit Italien und den westlichen Ländern des ehemaligen römischen Reichs, namentlich auch dadurch, daß der römische Bischof und die andern Bischöfe Italiens die Schirmer und Hüter wurden des armen, beispiellos geknechteten Landes, welches der aussaugenden Bedrückung durch Scharen entsittlichter, nur auf ihre eigene Bereicherung bedachter Beamten preisgegeben war. Es ist das ein Punkt, der für die Befestigung der kirchlichen Oberhoheit des Papstthums sehr wichtig geworden ist und da eine so entscheidende Wirkung geübt hat, daß er einer besondern Erwähnung und nachdrücklichen Betonung auch in der vorliegenden Darstellung wol werth gewesen wäre. Der Ansturm der Longobarden und die Gründung eines auf wilde Eroberung gegründeten arianischen Reichs in Oberitalien führte für Italien und namentlich das Papstthum die Zeit der allerschwersten Prüfung und der drückendsten Noth herbei; in ebendiese Zeit aber gehört der epochemachende Aufschwung des Papstthums, das Aufsteigen desselben zu einer Macht, die mit Recht universale

Bedeutung beansprucht; es rettet nicht blos seine scheinbar schon dem Untergange geweihte Existenz, sondern es begründet sich in fernen Landen, jenseit des Oceans, eine von ihm abhängige Kirche und gewinnt dadurch vollends den Primat innerhalb der katholischen Christenheit.

Der Träger dieser für die große Zukunft des Papstthums grundlegenden Ereignisse ist Gregor I., mit Recht der Große zubenannt, der erste Mönch, der den Stuhl St.-Peter's bestiegen. Seine großartige Wirksamkeit wird uns in dem vorliegenden Werke in der eingehendsten Weise geschildert: für Kirchenregiment und Dogmatik, für Seelsorge und Cultus hat Gregor den Ertrag der letzten Jahrhunderte in der lateinischen Kirche zusammengefaßt und der Folgezeit die Normen vorgeschrieben, die von da ab ziemlich unverrückt dieselben geblieben sind. Um so werthvoller ist es, daß in einer Periode, die sonst wenig historische und literarische Denkmäler aufweist, gerade Gregor's Person und Wirksamkeit uns durch eine Menge bedeutender Quellen nahe gerückt und bis in alle Einzelheiten klar erkennbar gemacht wird. Vor allem Gregor's eigener, umfangreicher Briefwechsel gewährt uns eine Reihe der wichtigsten Aufschlüsse und läßt den großen Mann selbst zu uns reden. Als tiefblickender Staatsmann wußte Gregor zu den drei für ihn wichtigsten Mächten, den Longobarden, dem fränkischen und dem byzantinischen Reiche, eine günstige Stellung zu gewinnen, während er zugleich durch seine neuen Bestimmungen über die nunmehr von ihm abhängig gemachten Wahlen der Bischöfe, über eine geordnete und von Rom aus streng beaufsichtigte Verwaltung der kirchlichen Besitzungen in Italien und außerhalb desselben, sowie durch die neue Verwendung des Mönchthums im Dienst der Kirche und gleichsam als Herr der Hierarchie die Macht des Papstthums auf allen Gebieten, wo sich dieselbe bethätigen konnte, erst wahrhaft begründete. Eigenthümlich ist die Verkettung der Ereignisse gerade in dem letzten Punkte: der Anblick angelsächsischer Sklaven soll in Gregor I. zuerst den Gedanken, dieses Volk für das Christenthum zu gewinnen, angeregt haben. Durch die Mission wurde in Britannien die erste von Rom abhängige Kirche gegründet, und merkwürdig genug, gerade von dieser Inselkirche sind die thatkräftigsten Vertreter des Katholicismus und des Primats des römischen Bischofs ausgegangen. Columban, St.-Gallus, vor allen Winfried-Bonifacius, waren Angelsachsen: durch Bonifacius, den Apostel der Deutschen, ist das fränkische Reich und Deutschland in Abhängigkeit von Rom gekommen. Dem in Rom selbst dem Papste geleisteten Eide entsprechend ordnete Bonifacius die von ihm gegründeten Kirchen und Bisthümer der Hoheit des römischen Stuhls unter und erneute wiederholt in strengster Förmlichkeit dieses von Rom her mit ganz besonderm Nachdruck betonte Verhältniß; als päpstlicher Legat übte er zugleich auf die bisher unabhängiger stehende Kirche Westfrankens einen so entschiedenen Einfluß, daß durch ihn zuerst die Autorität des Bischofs von Rom auch dort Geltung gewann. Der Angelsachse Bonifacius ist es endlich gewesen, welcher der Entwickelung des Papstthums für die nächsten Jahrhunderte die Wege ebnete, indem er den Bund desselben mit den fränkischen Majordomen aus dem kräftigen, zu so großen Dingen berufenen Geschlechte Pipin's von Heristal befestigte und für das kirchliche Gebiet ebenso wie für das weltliche nutzbar machte; aus Bonifacius' Händen empfing Pipin der Kleine, als er, die Merovinger vom Throne stoßend, sein schon lange thatsächlich herrschendes Geschlecht auch äußerlich an den ihm gebührenden Platz setzte, die Salbung und Krönung, durch welche die Kirche die Usurpation sanctionirte, von der sie für sich selbst nur den größten Gewinn zu erwarten hatte. Das Bündniß zwischen dem königlichen Geschlecht der Karolinger und dem Papstthum, wie es durch die zweite Krönung Pipin's und seiner Söhne durch Papst Stephan III. erneuert und bekräftigt wurde, ist für die Entwickelung des Papstthums während der nächsten Jahrhunderte maßgebend geworden. Und zu ebenderselben Zeit trat innerhalb der Kirche ein Ereigniß ein, durch welches die Lage des Papstthums noch nach einer andern Seite hin von Grund aus verändert wurde. Der Ausbruch des Bilderstreits bewirkte schließlich die endgültige Trennung Roms und seiner Kirche von Konstantinopel und dem oströmischen Kaiserthum; um so enger und inniger schloß sich das Papstthum nun an die glänzend aufsteigende Macht der Franken an.

In dieser Verbindung hat die Politik der Päpste in der zweiten Hälfte des 8. und der ersten des 9. Jahrhunderts ihre hauptsächlichste Grundlage gehabt, und von dem Streben, dieselbe aufrecht zu erhalten und möglichst nutzbar zu machen, wird sie während dieser ganzen Zeit beherrscht. Und der Gewinn, den dies römische Bisthum davon gehabt, ist der Ausgangspunkt seiner glänzenden Entwickelung in den spätern Jahrhunderten geworden. Den Franken verdankte Rom seine Unabhängigkeit von Konstantinopel, die seit dem Bilderstreit geradezu eine Lebensfrage geworden war; die Waffen der Franken befreiten es von der dauernden Gefahr, in die es sich durch die Nachbarschaft der trotz ihres Uebertritts zum katholischen Bekenntniß noch immer feindlichen und eroberungslustigen Longobarden gebracht sah; der Frankenkönig Pipin wurde durch seine Schenkung der Stifter der weltlichen Macht des Papstthums, die Karl der Große nach der Zerstörung des Longobardenreichs noch bedeutend vermehrte. Die Consequenzen freilich, die sich aus dieser Verbindung des Papstthums und des fränkischen Königthums ergaben, waren dem erstern keineswegs durchaus günstig: von innern Feinden bedroht und in dem Sitze seiner Herrschaft selbst gefährdet, muß der Nachfolger St.-Peter's die Behauptung derselben erkaufen mit einer Unterordnung unter die fränkische Herrschaft, welche schließlich zur Krönung Karl's des Großen führte und damit zur Gründung einer Macht, welche, wollte sie nicht ein leerer Schein bleiben, nothwendig auf Unterwerfung des Papstthums und Beherrschung der Kirche hinarbeiten mußte.

Der schnelle Verfall, in den das Kaiserthum gerieth und der die Macht es fränkischen Reichs binnen kurzem gänzlich untergrub, hat der päpstlichen Politik erst wieder die Möglichkeit gegeben, sich von den Fesseln zu befreien, in die sie sich selbst erst geschlagen hatte. Durch die lange Reihe wilder Kämpfe, welche, infolge der wiederholten Reichstheilungen des schwachen, blindlings der Kirche ergebenen Ludwig des Frommen zum Ausbruch gebracht wurden, gelangte das Papstthum inmitten der streitenden

Parteien wieder zu einer selbständigern Machtstellung; eben in jener Zeit der Erniedrigung und Zerrüttung der weltlichen Gewalten konnten die Nachfolger St.-Peter's dem Kaiserthum gegenüber Ansprüche erheben und für die Kirche auch in weltlichen Dingen eine Selbständigkeit beanspruchen, wie sie in einem schärfern Gegensatze zu den Verhältnissen in den Zeiten Karl's des Großen kaum gedacht werden kann. In der Entstehung der pseudoisidorischen Decretalensammlung um die Mitte des 9. Jahrhunderts oder zu Anfang der zweiten Hälfte desselben fand dieser vollständige Umschwung, der allmählich vorbereitet worden war, seinen Ausdruck. Was in dem vorliegenden Werke über diesen für die Entwickelung der Hierarchie in aller Zukunft wichtigen Gegenstand gesagt wird, beruht ganz auf den epochemachenden und abschließenden Untersuchungen, welche der letzte kritische Herausgeber der Decretalensammlung, Professor Hinschius, auf Grund einer umfassenden Prüfung des vorhandenen Handschriftenmaterials angestellt hat. Jedenfalls bleibt es eine der merkwürdigsten und für alle Zeiten bezeichnendsten Thatsachen, daß das literarische oder kirchenrechtliche Fundament, auf dem die Hierarchie in den nächsten zwei Jahrhunderten emporgewachsen ist, eine großartige, wenn zunächst auch wol nicht gerade zu diesem bestimmten Zweck angestellte Fälschung ist:

Die Ideen, welche im Frankenreiche höchst wahrscheinlich in der rheimser Diöcese ihre Wiege gehabt hatten, drängten zu einer ersten Probe ihrer Jugendkraft. Da hatte man jene alte Sammlung aus Spanien, welche Concilbeschlüsse von afrikanischen, gallischen und spanischen Synoden mit einer Briefreihe römischer Bischöfe enthielt, noch vermehrt und die ganze Sammlung fortan mit einer Reihe unechter Briefe eröffnet, die alle den römischen Bischöfen der ersten drei Jahrhunderte untergeschoben waren; dann folgten die Concilbeschlüsse und im dritten Theile waren unter die echten, von Sylvester bis auf Gregor II. gehenden Briefe auch noch 35 unechte Decretalen gestreut. Rom war nicht direct die Werkstatt dieser falschen Münze gewesen und doch kam der Hebung des päpstlichen Ruhms nach Lage der Dinge die Unternehmung hauptsächlich zugute. Will man einen einzigen Zweck dieser Erdichtung suchen, so darf er nicht allzu eng gefaßt werden: es handelte sich um eine Reform der fränkischen Kirche, um den Schutz der Bischöfe vor den Uebergriffen des weltlichen Arms, um ein sehr zusammengesetztes Beweisverfahren, wenn ein Bischof einmal angeklagt würde.... Von ihren Metropoliten sollten die Bischöfe möglichst emancipirt sein: weltliche Gerichte hatten keine Competenz über sie; dagegen sie selber, als die Augäpfel Gottes und Stellvertreter Christi, haben Recht, über alle weltlichen Sachen in der Appellationsinstanz zu richten. Sie sind die Nachfolger der übrigen Apostel, während der Nachfolger Petri in Rom sich ihnen als getreuer Schirmherr erbietet, um alle Brüder zu stärken und wie eine Mutter ihren einigen Sohn einen jeden Bedrängten zu trösten.

Mit Recht werden die pseudoisidorischen Decretalen als die großartigste Fälschung bezeichnet, als die folgenreichste für die Entwickelung der Weltgeschichte, die es je gegeben hat. Denn von dem Augenblick an, wo das Papstthum die Stirn hatte, jene gefälschte Urkundensammlung als eine Quelle zur Begründung der von ihm erhobenen Ansprüche zu benutzen, waren die durch die bisherige historische Entwickelung geschaffenen Grundlagen seiner Stellung vertauscht mit solchen, die allein und ausschließlich in dem Gehirn herrschsüchtiger, nach weltlicher Gewalt lüsterner Pfaffen ihren Ursprung hatten. Von einem solchen Standpunkt aus begann die Hierarchie sich zu einer aller weltlichen Macht nicht blos ebenbürtigen, sondern weit überlegenen Gewalt zu entwickeln. Aber wie bei allem Wachsthum der hierarchischen Ideen, die zurückgedrängt, doch immer wieder zum Durchbruch kommen und Haltung zu gewinnen suchen, die äußere Geschichte des Papstthums eine wechselnd auf- und absteigende Linie darstellt, so folgte auch jetzt auf die Erhebung der päpstlichen Macht gegen Ende des karolingischen Zeitalters eine Zeit der beispiellosesten Erniedrigung. In raschem Wechsel lösten einander unwürdige, in Sittenlosigkeit versunkene und immer tiefer darein versinkende Päpste ab, Spielbälle der in Rom und in Italien miteinander ringenden Parteien: die letzte Stunde des Papstthums schien geschlagen zu haben, als wollüstige Weiber, wie Marozia und Theodora, Rom und die Kirche mit ihren Buhlern beherrschten und zum Schauplatz der allergreulichsten Ausschweifungen machten. Angesichts solcher beispielloser Verwilderung möchte man in der Sage von der Päpstin Johanna, welche etwa gleichzeitig mit den pseudoisidorischen Decretalen und als satirisches Gegenstück zu denselben entstand, etwas wie eine Hinweisung auf die demnächst folgenden Zeiten erblicken! Den Zuständen in Rom entsprach die allgemeine Verwirrung, die Lähmung aller Ordnung in Italien, wo das Königthum und die kaiserliche Krone in ganz gleicher Weise ein entwürdigter Spielball sich einst befehdender Parteien geworden waren. Zum zweiten mal wurde da das Papstthum von dem Untergange gerettet durch deutsche Kraft und deutsche Strenge.

Otto I., der große Kaiser aus dem sächsischen Hause, stiftete mit eiserner Hand Ordnung in Rom und Italien, er erneute, indem er die kaiserliche Krone empfing, die auch von Karl dem Großen angeknüpfte Verbindung, zugleich aber auch die Abhängigkeit des Papstthums von dem deutschen Herrscher. Ein unwiderstehlich fesselnder Zug geht durch die genialen Ottonen, mag man auch die Folgen der von ihnen nach dem Beispiel Karl's des Großen eingeschlagenen Politik, wie das neuerdings Mode geworden ist, als die Quelle unsers nationalen Unglücks verdammen. Von den starken Armen der Kaiser zurückgerissen von dem Rande des Abgrundes, in den es zu stürzen im Begriff war, ist das Papstthum während der nächsten Jahre im Bunde mit dem Kaiserthum, wenn auch demselben untergeordnet, innerlich verjüngt in einem neuen Aufsteigen begriffen. Gibt es ein merkwürdigeres, durch seine Idealität erhabeneres Bild als das brüderlich zusammenwirkende Paar, das am Abschluß des ersten Jahrtausends des Christenthums in treuer Uebereinstimmung die höchste Gewalt im geistlichen und weltlichen Gebiet in seinen Händen hält, Kaiser Otto III. und Papst Sylvester II., der jugendlich, ja vielleicht krankhaft schwärmende junge Kaiser und der im Dienste der Kirche gereifte, endlich an ihre Spitze erhobene Philosoph? Und doch drängt sich hier die Bemerkung auf, wie festgeschlossen, wie scharf ausgeprägt schon damals, trotz der eben vorangegangenen Zeit der tiefsten Erniedrigung, der hierarchische Geist des Papstthums und der von ihm geleiteten Kirche war: Sylvester II., als Gerbert einst der Führer der kühn gegen die Hierarchie anstürmenden Opposition, ein durch und durch reformatorisch angelegter Geist, gerieth doch selbst so ganz unter den Bann des in der Kirche einmal ausgebildeten

Geistes, daß er sogar zum Verkündiger und Vertreter der pseudoisidorischen Ideen geworden ist.

Unter dem Schutze der deutschen Herrscher aus dem sächsischen Hause gewann das vorher dem Untergange nahe Papstthum neue Kraft, so viel, daß es sich endlich diesem Schutze entwachsen fühlte und sich zu dem Versuche aufraffte, die hierarchischen Ideen, welche es bisher in Uebereinstimmung mit dem Kaiserthum und zu dessen Nutzen, sowie zu seinem eigenen geltend zu machen strebte, auch der höchsten weltlichen Gewalt selbst gegenüber zur Anerkennung zu bringen und diese unter die Kirche, welche Gottes Allmacht auf Erden vertritt, zu beugen. Unter der Regierung der salischen Kaiser kam der in der Stille seit langem vorbereitete Conflict zum gewaltsamsten Ausbruch: noch einmal konnte Heinrich III., dessen Regierung hier wie in der Stellung des Kaiserthums in Deutschland selbst und zum Auslande den Gipfelpunkt bezeichnet, auf der Synode zu Sutri drei miteinander hadernde Päpste absetzen und streng gegen die allgemein eingerissene Simonie auftreten. Mit dem abgesetzten Papst Gregor VI. ging jedoch in das deutsche Exil der Kaplan Hildebrand, der berufen war, der eigentliche Schöpfer der Hierarchie im vollen Sinne des Wortes und der Begründer der weltherrschenden Stellung des Papstthums zu werden. Mit der Darstellung seiner großartigen Thätigkeit, in welcher der ganze gewaltige Inhalt der Zeit, getragen von einer ihm mehr als ebenbürtigen Persönlichkeit, zum Ausdruck kam und damit für alle folgenden Zeiten maßgebende Gesetze gegeben wurden, beschäftigt sich der letzte sehr umfangreiche Abschnitt des vorliegenden Werks. Hildebrand, als Papst Gregor VII., vollendet das, was der erste Träger dieses Papstnamens begonnen und eingeleitet hatte: das Papstthum wird unabhängig von dem Kaiserthum, es gewinnt durch den Bund mit dem in Unteritalien erwachsenen Normannenreiche einen sichern Rückhalt gegen die Gewalt der deutschen Heere; die außerdeutschen Länder werden in festere Verbindung mit dem römischen Stuhle gebracht; durch die rücksichtslose, nur unter harten Kämpfen erreichte Aufhebung der Priesterehe werden die Diener der Kirche von jeder andern Verbindung gelöst und zu einem dem Papst unbedingt ergebenen streitbaren Heere gemacht; die von den Kaisern bereits bekämpfte Simonie wird an der Wurzel gefaßt und vernichtet, und dann endlich der schwere Kampf zur Abschüttelung der Laieninvestitur begonnen, der in dem Streite mit Kaiser Heinrich IV. zu seinem heftigsten und gewaltsamsten Ausbruche kommt.

Am Schlusse seiner Darstellung wirft der Geschichtschreiber der päpstlichen Politik noch einen zusammenfassenden Rückblick auf die durchmessene Bahn und prüft namentlich die Thätigkeit Gregor's VII. in Rücksicht auf ihren historischen Werth und ihre Bedeutung für die künftigen Jahrhunderte. Man wird ihm auch da nur beistimmen können, wenn er sagt:

Der mittelalterliche Begriff des christlichen Gemeinwesens als des Gottesreichs auf Erden umfaßte seit Gelasius' I. classischen Erörterungen die beiden großen Hälften: die christliche Kirche und den christlichen Staat. In beiden Hemisphären war die Basis der schöpferischen Anfänge, die lebendige Gemeinde, das organisch gegliederte Volksthum längst unter den Füßen verloren gegangen. Der Zwang des Gesetzes war wieder aufgerichtet, die Freiheit des Evangeliums war umgesetzt in das Losungswort: „Freiheit der Kirche." Die objective Macht der Kirche schlug alle subjective Innerlichkeit, Wärme und Tiefe religiösen christlichen Gesinntseins bis auf wenige Spuren zu Boden, wie hoch auch dieser nach dem Vorbilde der israelitischen Theokratie eingerichtete hierarchische Bau als eine Pflanz- und Pflegestätte für die Sittigung wilder, barbarischer Völkerstämme, als eine heilsame festgefügte Ordnung zur Abwehr der tyrannischen frevelnden Willkür der Fürsten und zur Heilung einer Reihe socialer Schäden gerühmt werden mag. Ein unerträgliches Joch hat doch das Papstthum nach den Ideen Gregor's VII. auf den Nacken der Völker geworfen ... Hart nebeneinander lagen in der Seele Gregor's VII. die überspannteste Idee von der Kirche und dem Papstthum, der niedrigste Begriff von dem Staate und der fürstlichen Gewalt.

Mit Recht faßt der Geschichtschreiber dann zuletzt die Entwickelung der Hierarchie von Gregor I. bis Gregor VII. kurz dahin zusammen: was jener im kleinen Maßstabe ist, ist dieser im großen. Sein Schlußwort aber: „Roms Methoden bleiben dieselben; aber auch über seine eminentesten Politiker hat die Geschichte gerichtet", kann man zugleich als Motto annehmen für die schließliche Entwickelung, die das Papstthum in seiner durch die beiden großen Gregore geschaffenen Gestalt noch zu durchmessen haben wird.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Leopold von Ranke's „Geschichte Wallenstein's" sagt die „Saturday Review" vom 21. August d. J., sie sei eine charakteristische Probe seiner Manier. Doch fahren wir in den eigenen Worten des Blattes fort: „Sie ist ein reiner Strahl des lumen siccum, vollkommen trocken und leidenschaftslos, mehr wie eine Staatsurkunde als eine Biographie. An Klarheit und Gefeiltheit des Stils, an vollkommener Beherrschung des Materials und strenger Unparteilichkeit läßt das Buch nichts zu wünschen übrig. Nur der Mangel an Wärme und Farbe macht sich sehr fühlbar und tritt bei der Behandlung der malerischen Gestalt Wallenstein's ganz besonders hervor. Doch kann uns die Betrachtung, wie vollständig dieses Malerische die Phantasie früherer Historiker beherrscht hat, damit versöhnen, Wallenstein einmal in den Händen eines Mannes zu sehen, der allem Anschein nach durchaus dem Zauber seiner Persönlichkeit unzugänglich ist. Was unsere Befriedigung vermindert, ist, daß, wenn der Wallenstein der phantasiereichern Historiker etwas vom Charlatan an sich hat, der Ranke's selbst noch mehr Räthselhaftes verräth. Der erstaunenswerthe Glanz der Wallenstein'schen Laufbahn mochte dem Urtheile von Historikern imponiren, die ein außerordentliches Glück zu bereitwillig als die Gewährleistung für einen außerordentlichen Geist angenommen haben. Diese Annahme läßt sich zwar schwer mit der Unfähigkeit vereinbaren, die er bei einigen bedenklichen Gelegenheiten an den Tag gelegt hat; dessenungeachtet, sei es daß wir ihn mit Schiller zum Halbgotte erhoben, oder mit Merivale als das denkwürdigste Beispiel von der Allmacht des Glücks betrachten, so haben wir in jedem der beiden Fälle eine folgerichtige und verständliche Ansicht. Ranke's trockene Erzählung von Thatsachen jedoch läßt uns unbefriedigt; wir können nicht umhin zu fühlen, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als er sich in seiner Philosophie träumen läßt, und daß

entweder das Genie oder das Glück mit Wallenstein's Erhebung mehr zu thun hatte, als Ranke einzuräumen geneigt ist. Seine prosaische Anschauung der Sache hat indessen den Vortheil, daß sie einige Seiten im Charakter Wallenstein's hervortreten läßt, die fast ganz übersehen worden sind. So verweilt er besonders und ganz richtig bei seines Helden organisatorischem Talent. Dies bildet vielleicht auch wirklich Wallenstein's Hauptanspruch auf Größe. Seine Leistungen als General bleiben hinter der Erwartung zurück; als Staatsmann wurde er von den kaiserlichen Räthen, die er so sehr verachtete, übertroffen; als Organisator aber kann er nur selten seinesgleichen gehabt haben. Es ist schon genug, daß ein Privatmann zunächst aus seinen eigenen Mitteln ein so bedeutendes Heer schuf und erhielt, noch dazu ein Heer, welches, wie das Hannibal's, aus Miethstruppen bestand, von verschiedener Sprache, verschiedenem Glauben, und nur durch die geschickte Regierung und den persönlichen Einfluß seines Anführers zusammengehalten. Diese moralische Ueberlegenheit, diese Fähigkeit, Ehrfurcht einzuflößen, ist ein zweiter großer Zug Wallenstein's, den sein Biograph völlig anerkennt, den er uns aber nicht in den Stand setzt zu verstehen. Als Erforscher von Cabinetsgeheimnissen ist Ranke natürlich vollkommen in seinem Elemente, und so hat er durch seine geschickte Analyse von Staatsurkunden, vertraulichen Correspondenzen und der halbofficiellen Kundgebungen, die man zur Rechtfertigung der Ermordung Wallenstein's erlassen, viel Licht auf seines Helden Laufbahn geworfen. Diese Katastrophe wird in einem für das Opfer ziemlich günstigen Lichte dargestellt, so zwar, daß er zu seinem Hochverrath durch die Verhältnisse getrieben worden. Seine wunderbare Erhebung hatte ihn auf eine Höhe geführt, auf der er nicht bleiben konnte und von welcher er nicht gern herabsteigen wollte. Wallenstein scheint in der That so verlegen und unentschlossen gewesen zu sein, daß er kaum wußte, ob er Hochverrath begehe oder nicht. Er war von der Aufgabe, die er sich unüberlegt selbst gestellt hatte, überwältigt. Bei einem Ueberblick seines ganzen Lebens wird man finden, daß er selten siegte, außer wenn er eine entschiedene Ueberlegenheit der Macht besaß, und daß, nächst der Großartigkeit seiner Plane und der Gewalt seines persönlichen Zaubers, das Organisationstalent, welches ihn gewöhnlich befähigte, diese unerläßliche Bedingung zu seinem Glücke zu erfüllen, ihm vielleicht den ersten Anspruch auf unsere Bewunderung verleiht."

Weiterhin sagt die „Saturday Review": „Adolf Strodtmann's »Heine's Leben und Werke« ist endlich vollendet, und kann im ganzen als ein ziemlich gelungenes Buch angesehen werden. Es ist zwar sehr fern von Classicität in seinem Stil oder ausreichend in der Behandlung seines Gegenstandes; dagegen übertreffen seine Ansprüche nicht seine Leistung. Ein wirklich befriedigendes Leben Heine's würde eine große Arbeit sein und eine solche Vereinigung von geistigen und sittlichen Fähigkeiten verlangen, wie man sie nicht oft in einem und demselben Autor begegnet. Je besser eine solche Persönlichkeit für ihre Aufgabe befähigt wäre, um so weniger würde sie sich ihr unterziehen, ehe sie sich nicht des Zugangs zu allen wesentlich wichtigen Belehrungsquellen versichert hätte. Das kann freilich erst nach der Veröffentlichung der Memoiren des Dichters der Fall sein. Inzwischen hätte das wirkliche Bedürfniß einer einstweiligen Biographie viel schlechter befriedigt werden können, als durch Strodtmann's sehr geschickte Compilation. Der Verfasser hat eine große Masse Belehrung aus einer sehr großen Mannichfaltigkeit von Quellen zusammengetragen, hat bedeutendes Geschick in deren Verarbeitung zu einer fortlaufenden Erzählung bekundet und verdient wegen des richtigen Taktes gelobt zu werden, daß er seine Gewährsmänner für sich selbst sprechen läßt. Die Unparteilichkeit, mit welcher ihr Zeugniß angeführt wird, entschädigt in nicht geringem Maße für die ungebührliche Milde, mit welcher er seinerseits geneigt ist, die fraglichsten Stellen in der Laufbahn und dem Charakter Heine's zu behandeln."

Bei Erwähnung der Biographie Meyerbeer's von H. Mendel sagt die „Saturday Review": „Der Umschwung zu Gunsten Meyerbeer's, der bisher überall beliebter war als in seinem Vaterlande, tritt in der ausführlichern Biographie von J. Schucht sogar noch deutlicher hervor als in jener. Das Buch ist wegen einiger Briefe des Componisten und einiger Erinnerungen seiner Gespräche mit dem Verfasser erwähnenswerth. Meyerbeer sagte dem Dr. Schucht: der Hauptgrund, weshalb er es vorgezogen, seine Opern in Paris zuerst aufführen zu lassen, wäre die edlere Behandlung, die er vom französischen Publikum erfahren. Ist ein französisches Publikum, soll er gesagt haben, einmal vom soliden Werthe eines neuen Werks überzeugt, so richtet es seine ganze Aufmerksamkeit auf dessen Vorzüge und will nichts von seinen Mängeln hören; ein deutsches Publikum thut das gerade Gegentheil."

Ueber die „Reiseschule für Touristen und Curgäste" von Arthur Michelis sagt dasselbe Blatt: „Der Verfasser hat die Touristen ohne Zweifel mit einer ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten wohl angepaßten Lektüre versehen. Er ist weder sehr lehrreich noch sehr gründlich, spricht aber angenehm über eine große Zahl von Gegenständen, und geht unmerklich von einem zum andern über, ohne ermüdend zu werden. Das Buch enthält viel guten Rath und ist sehr verständig geschrieben."

„Wenn die göttliche Fähigkeit die der metrischen Composition ist, so besitzt sie Adolf Stahr", sagt die „Saturday Review", indem sie sein „Ein Stück Leben" bespricht, „in reichlichem Maße. Seine Gedichte, in jedem Sinne höchst elegant, enthalten jedoch wenig, was den Namen Poesie verdient. Die liebevolle Wärme des Gefühls macht ihm Ehre, und einige wenige Gedichte, wie die poetische Deutung der Tanzmusik von Chopin und die Verse an seine Tochter zu ihrem Geburtstag, sind recht hübsch. Im allgemeinen indessen sind die Gedanken gewöhnlich genug, und das Verdienst des Stils, so eminent es auch ist, reicht nicht hin, um den Mangel von Originalität zu ersetzen."

Günstiger lautet das Urtheil des Blattes über „Madeira", episches Gedicht von Pauline Schanz. Hier, heißt es, sei echtes poetisches Gefühl mit Eleganz der Form vereinigt. Der Hauptfehler sei Weitschweifigkeit, die zum Theil der Schwierigkeit des Versmaßes zugeschrieben werden dürfe.

Ein X für ein U machen.

Die Redensart: „Ein X für ein U machen", deren Bedeutung allgemein verstanden, deren Entstehung und ursprünglicher Sinn aber nicht so offen zu Tage liegt, hat neuerdings von gelehrter Seite verschiedene Deutung erfahren. J. K. Wagner gedenkt ihrer im dreizehnten Jahrgange von Pfeiffer's „Germania" (1868, S. 270) und geht von der Annahme aus, daß diese Wendung „bekanntlich" in dem den Buchstaben beigelegten Zahlenwerthe ihre Deutung finde. Es mag sein, daß einem, der ernstlich über die Bedeutung nachdenkt, diese Erklärung sich aufdrängen wird, aber gewiß würden auch viele nicht darauf verfallen. Wagner führt als einen sprechenden Beleg für die gedachte Deutung eine Stelle aus einem Lügenmärchen im Anhange zum Lalenbuche an (vom Jahre 1597). Da heißt es:

der wierte (Wirth) war ein geschwinder man,
die kreid in seine hand bald nam;
dieselb, wie es dann pflegt zu gen,
für einen strich recht kreidet zwen.
er macht ein *X* wol für ein *V*,
damit kam er der rechnung zu.

Die Möglichkeit einer andern Deutung als dieser ersten, welche den Sinn hätte „einem 10 für 5 berechnen, ihn übervortheilen" oder überhaupt „etwas anders machen als es ist, fälschen" u. s. w., versicht Albert Hoefer im vierzehnten Jahrgange der „Germania" (1869, S. 215 fg.). Unter den verschiedenen Geheimschriften des Mittelalters war die gewöhnlichste Art bekanntlich die, welche statt des Vocals den zunächst folgenden Consonanten setzte, also b statt a, f statt e, k statt i, p statt o und endlich x für u, v, sowie xx für w. Hier wurde also wirklich ein x für ein u gesetzt, und da die Absicht dieser Schreibweise, mag sie oftmals auch als Zeitvertreib und Spielerei geübt sein, ursprünglich nicht sowol auf ein Betrügen und Fälschen als auf ein Verbergen und Täuschen hinauslief, so

hat nach Hoefer's Ansicht unsere in völlig gleichem Sinne gebrauchte Redensart recht eigentlich auch hier ihren ersten Ursprung. Hoefer stellt nicht in Abrede, daß später dann auch die Bedeutung des x und u als X und V eingewirkt habe, vielmehr möge die zwiefache Bestimmung beider vorzugsweise Veranlassung gewesen sein, daß gerade „ein x für ein u machen" in seiner heutigen Bedeutung entstand und fortbestand. Denn freilich „ein b für ein a" oder „ein f für ein e machen" hätte sonst mit gleichem Rechte in gleichem Sinne gesagt werden können.

Bibliographie.

Anthony, W., Romane und Novellen. 4 Bde. Regensburg, Böseneker. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 26ster Band: Luise. Ein ländliches Gedicht. Idyllen. Von J. H. Voß. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. Goedeke. — 27ster Band: Monologen. Eine Neujahrsgabe. Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch. Von F. Schleiermacher. Mit Einleitung herausgegeben von C. Schwarz. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Born, G. F., Die Geheimnisse einer Weltstadt. Roman. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Braun, C., Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr.

Dedorich, A., Die Feldzüge des Drusus und Tiberius in das nordwestliche Germanien. Köln u. Neuß, Schwann. Gr. 8. 18 Ngr.

Encyclopädie der Rechtswissenschaft in systematischer und alphabetischer Bearbeitung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler namhafter Rechtsgelehrter von F. v. Holtzendorff. 1ster Thl. Systematische Darstellung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Friesen, H. Freih. v., Julius Heinrich Graf von Friesen, kaiserl. Generalfeldzeugmeister und königl. sächsischer Generallieutenant. Ein Lebensbild aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Duncker. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Goldammer, H., Sadowa. Berlin, Goldammer. Gr. 8. 25 Ngr.

Hahn-Hahn, Gräfin Ida, Die Geschichte eines armen Fräuleins. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr.

Grabowski, S. Graf, Das Käthchen von Heilbronn. Roman. 25 Lieferungen. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Gsell-Fels, T., Römische Ausgrabungen im letzten Decennium. Die Callistus-Katakomben. — Der Palatin. — Die Unterkirche San-Clemente. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1870. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kleine Erzählungen. 2 Bchn. Hamburg, J. G. Onncken. 16. à 1½ Ngr.

Franz, O., Der Messias. Eine Trilogie. 1ster und 2ter Thl.: Jesus von Nazareth. Schauspiel. Die Zerstörung Jerusalems. Trauerspiel. Berlin, Heimann. Gr. 8. à 15 Ngr.

Fritze, E., Der Major. Criminal-Novelle. Halle, Hendel. Gr. 16. 1 Thlr.

Fullerton, Lady Georgiana, Ellen Middleton. Roman. Autorisirte Uebersetzung von H. v. B. 2 Bde. Köln, Bachem. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gehrke, A., Isolde. Tragödie. Berlin, Heimann. 8. 12 Ngr.

Goltz, B., Vorlesungen. 2 Bde. Berlin, Janke. Gr. 16. 2 Thlr.

Hamerling, R., Ahasver in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einem Epilog an die Kritiker. 4te Auflage. Hamburg, J. F. Richter. 8. 1 Thlr.

Hartmann, J., Erhart Schnepff, der Reformator in Schwaben, Nassau, Hessen und Thüringen. Aus den Quellen dargestellt. Tübingen, Osiander. 1870. Gr. 8. 18 Ngr.

Hausfrau. Gattin. Mutter. Gedanken über Frauenbildung, den Gebildeten ihres Geschlechts gewidmet von der Verfasserin. Zugleich ein Beitrag zur Frauenfrage. Halle, Hendel. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Heinrich, K., Denksteine für sieben in den Jahren 69 entschlafene evangelische Sänger. Halle, Hendel. 1870. Gr. 16. 7½ Ngr.

Hobein, C., Buch der Hymnen. Aeltere Kirchenlieder aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Halle a. S., Schwabe. 1870. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hoefer, C., In der Welt verloren. Eine Erzählung. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 4 Thlr.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder. 3te Auflage. Mit Fortsetzung und Nachträgen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Homberg, Tinette, Gedanken über das wahre Glück. Berlin, Grote. 8. 25 Ngr.

Humbert, Das Bild der Bilder. Vortrag über die Sixtinische Madonna. Berlin, Rauh. 16. 9 Ngr.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Berlin, Herz. 1870. 8. 2 Thlr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. VII. Geschichte des italienischen Drama's. 4ter Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Korschelt, G., Geschichte von Oderwitz. 1ste Lief. Neu-Gersdorf, Tremmer. 8. 2½ Ngr.

Kothe, W., Friedrich der Große als Musiker, sowie als Freund und Förderer der musikalischen Kunst. Ein Vortrag. Braunsberg, Peter. 8. 10 Ngr.

Kriegk, G. L., Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung. Nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit in Frankfurt a. M. Frankfurt, Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Kühner, C., Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückert's Dichtung. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Kunis, K. W., Vernunft und Offenbarung. Die Widersprüche zwischen Glauben und Wissen. Naturwissenschaftlich-philosophisch bearbeitet. Leipzig, M. Schäfer. 1870. 8. 1 Thlr.

Kunze, A. J., Die Leitung der sächsischen evangelisch-lutherischen Landeskirche innerhalb der jüngsten Epoche. Ein Stück sächsischer Kirchengeschichte mit urkundlicher Nachweisung. Leipzig, Fr. Fleischer. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Lehmann, R., Forschungen zur Geschichte des Abtes Hugo I. von Cluny (1049—1109). Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 16 Ngr.

Leo, F. A., Gedichte. Halle, Barthel. 1870. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lipsius, R. A., Chronologie der römischen Bischöfe bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts. Kiel, Schwers. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyer, J. B., Kant's Psychologie dargestellt und erörtert. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Meyer-Merian, T., Entschwundne Zeiten. Nachgelassene Erzählungen und Bilder, herausgegeben von J. Oser. Basel, Georg. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Milton's poetische Werke. Deutsch von A. Böttger. 3te durchgesehene Auflage. Leipzig, P. Reclam jun. Gr. 16. 15 Ngr.

Minding, J., Papst Sixtus der Fünfte. Tragödie. Für die deutsche Bühne bearbeitet von C. Rainer und A. Becker. Mit einem Vorwort und einer einleitenden Abhandlung „Ueber die tragische Schuld und die poetische Gerechtigkeit." Oldenburg, Schulze. 1870. 8. 28 Ngr.

Mohr, L., Roth-Weiß. Eine Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westphalen. Cassel, C. Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, M., Essays. 2ter Bd. Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethologie. Nach der 2ten englischen Ausgabe mit Autorisation des Verfassers ins Deutsche übertragen. Mit einem ausführlichen Namen- und Sachregister. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Nordmann, J., Wiener Stadtgeschichten. Wien, Martin. Br. 8. 1 Thlr.

Novalis' Gedichte. Herausgegeben von W. Beyschlag. Halle, Barthel. 16. 10 Ngr.

Ompteda, F. v., Zur deutschen Geschichte in dem Jahrzehnt vor den Befreiungskriegen. III. Jena, Fr. Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paschkowsky, D. v., Christine. Roman in 3 Bdn. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 4 Thlr.

Perthes, H. F., Die Peleiaden zu Dodona. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung. Moers, Spaarmann. Gr. 4. 12 Ngr.

Pisemski, A., Tausend Seelen. Roman. Aus dem Russischen übertragen von L. Kayßler. 2 Bde. Berlin, Gerschel. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ramlau, T., Wanda. Berlin, Seehagen. 1870. 8. 25 Ngr.

Raumer, F. v., Litterarischer Nachlaß. 2 Bde. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Roßmann, W., Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Briefe. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr.

Samarin, J., Ueber Chomäkoff. Ein Beitrag zur Kenntniß der neuesten theologischen Bestrebungen in Rußland. Aus dem Russischen. Berlin, Behr. Gr. 8. 15 Ngr.

Schirmer, A., Die Spionin. Roman aus der Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt, J. H. H., Die antike Compositionslehre, aus den Meisterwerken der griechischen Dichtkunst erschlossen. Text und Schemata der lyrischen Partien bei Aristophanes und Sophokles. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 6 Thlr.

Scholle, F., Ueber den Begriff Tochtersprache. Ein Beitrag zur gerechten Beurtheilung des Romanischen, namentlich des Französischen. Berlin, Weber. Gr. 8. 18 Ngr.

Schönwald, R., und H. Peist, Geschichte des Thalia-Theaters in Hamburg von seiner Gründung bis zum 25jährigen Jubiläum desselben (1843—1868). Nach authentischen Quellen bearbeitet. Hamburg, Kittler. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Schubert, F. C., Und sie bewegt sich doch! Roman. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 2 Thlr.

Somin, C., Eine Novize der Jesuiten. Eine Studie. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Sundermann, F., Von Meer und Insel. Liederstrauß zur Erinnerung an Norderney, Sylt, Rügen. Aurich, Dunkmann. 32. 7½ Ngr.

— — Sagen und sagenhafte Erzählungen aus Ostfriesland. Aurich, Dunkmann. 8. 6 Ngr.

Ueber den Gräbern. Ostergruß in Wort und Lied. Leipzig, Teubner. 8. 24 Ngr.

Ulrichs, K. H., „Argonauticus." Zastrow und die Urainge des pietistischen, ultramontanen und freidenkenden Lagers. Mit Erörterungen über Blutgier und Zurechnungsfähigkeit, kleinen Mittheilungen aus der Uraingswelt und den Criminalfällen: Bischof Moreil von Edinburg, Graf Czarnecky in Posen, Superintendent Forstner in Wien. Leipzig, Serbe. 8. 20 Ngr.

Warlenberg, J. F., Weiße Sklaven, oder ein Opfer der Kirche. Social-politischer Roman aus der Gegenwart. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Freitag. Gr. 8. à 3 Ngr.

Was geht und was nicht geht. Einige Bemerkungen mit Bezug auf Staatshaushalt, Verfassung und Recht im Königreich Preußen und in dem norddeutschen Bunde. Für die Norddeutschen und die Süddeutschen. Berlin, Korkampf. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Wasserburg, P., Aus der Ferne. Novellen nach dem Französischen bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 12½ Ngr.

Weber, W., Der deutsche Zollverein. Geschichte seiner Entstehung und Entwickelung. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Wollheim, Chevalier da Fonseca, Die National-Literatur sämmtlicher Völker des Orients. Eine prosaische und poetische Anthologie aus den besten Schriftstellern des gesammten Orients mit erläuternden, kritischen, literarischen und biographischen Notizen. 1ste Lief. Berlin, Hempel. Lex.-8. 10 Ngr.

Zoepprit, M., Aus F. H. Jacobi's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von und an Jacobi und Andere. Nebst ungedruckten Gedichten von Goethe und Lenz. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Zeno, oder die Legende von den heiligen drei Königen. — Anselmus, vom Leiden Christi. Nach Handschriften herausgegeben von A. Lübben. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Anzeigen.

Neue Reisewerke und Karten

aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena:

Dixon, W. Hepworth, Neu Amerika. Rechtmäßige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der siebenten Original-Auflage aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. Lex.-8. Eleg. brosch. $2^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela. 6 Theile in 3 starken Bänden. 8. Brosch. $5^1/_3$ Thlr.

Hamm, Dr. W., Weinkarte von Europa. Chromolithographie in 7 Farben. Mit Prospect in eleg. Umschlag cartonnirt 1 Thlr. 10 Sgr. Dieselbe ungebrochen und gerollt 1 Thlr. 6 Sgr.

Baker, Samuel White, Der Albert N'yanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Deutsch von J. E. A. Martin. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt und 1 Karte. Zweite Auflage. **Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibliothek geogr. Reisen III. Bd.) Lex.-8. Eleg. brosch. $1^2/_3$ Thlr. Pracht-Ausgabe in 2 Bänden und mit 2 Karten $5^1/_2$ Thlr.

Hayes, Dr. J. J., Das offene Polar-Meer. Eine Entdeckungsreise nach dem Nordpol. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Nebst 3 Karten und 6 Illustrationen in Holzschnitt. (Bibliothek geogr. Reisen. I. Bd.) Lex.-8. Eleg. brosch. $1^2/_3$ Thlr.

Kilb, Ph. H., Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens. (Bibliothek geogr. Reisen II. Bd.) Lex.-8. Eleg. brosch. $1^2/_3$ Thlr.

Bickmore, Albert S., Reisen im ostindischen Archipel. **Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland.** Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. (Bibliothek geogr. Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. IV. Bd.) Nebst 36 Illustrationen in Holzschnitt und 2 Karten in Farbendruck. Lex.-8. Eleg. brosch. 2 Thlr. 20 Sgr.

A. Torell und A. E. Nordenskjöld, Die Schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland in den Jahren 1861, 1864 und 1866. **Vollständige Ausgabe für Deutschland.** Aus dem Schwedischen von L. Passarge. Nebst 8 großen Ansichten in Tondruck, 28 Illustrationen in Holzschnitt und 1 Karte von Spitzbergen in Farbendruck. (Bibliothek geogr. Reisen V. Bd.) Lex.-8. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr.

Heuglin, M. Th. von, Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862. Mit 10 Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, nebst Originalkarte. Gr.-Lex.-8. Eleg. Ausstattung. 5 Thlr.

Livingstone, David und Charles, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen, nebst Entdeckung der Seen Shirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Autorisirte, vollständige, allein berechtigte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei starke Bände. Gr. 8. Brosch. $5^3/_4$ Thlr.

Martins, Charles, Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe für Deutschland. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. 2 Bde. Lex.-8. Brosch. $3^2/_3$ Thlr.

Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von, Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolph und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—1858. **Erster Band: Indien,** mit 2 Karten, 7 landschaftlichen Ansichten und 2 Gruppenbildern von Eingebornen in Tondruck. Gr.-Lex.-8. Eleganteste Ausstattung. Brosch. 4 Thlr. 24 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schiller-Halle.

Alphabetisch geordneter Gedanken-Schatz aus

Schiller's Werken und Briefen.

Im Verein mit Gottfried Fritzsche und Max Moltke herausgegeben von

Dr. **Moritz Bille,**

Director des Gesammt-Gymnasiums zu Leipzig.

In 6 Lieferungen zu je 10 Ngr.

Erste Lieferung.

Die „Schiller-Halle" stellt alle bedeutsamen Aussprüche Schiller's, nach den Gegenständen oder Stichworten alphabetisch geordnet, in bequemer Uebersicht zusammen, bildet also gewissermaßen eine Real-Encyklopäde aus und zu Schiller's sämmtlichen Schriften, eine Art von Schiller-Conversations-Lexikon. Mit Recht darf sie ein mit Schiller's eigenen Worten geschriebener Erläuterungs- und Ergänzungsband zu Schiller's Werken genannt werden, der jedem Besitzer derselben zur Anschaffung zu empfehlen ist.

In allen Buchhandlungen ist die erste Lieferung nebst Prospect vorräthig und werden Unterzeichnungen angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

rſcheint wöchentlich. — Nr. 48. — 25. November 1869.

alt: Neue hiſtoriſche und ſociale Romane. Von Robert Springer. — Vom theologiſchen Büchertiſch. Von Guſtav Hauff. — Humor nördlich und ſüdlich der Mainlinie. Von Moritz Carriere. — Hans Marbach. Von Rudolf Gottſchall. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue hiſtoriſche und ſociale Romane.

as Halsband der Daubets. Hiſtoriſcher Roman von eorg Horn. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. Thlr. 15 Ngr.

Die Handlung des Romans beginnt im Jahre 1794, Markgrafenthum Ansbach und Baireuth, welches der iſchen Monarchie einverleibt worden war. Ein fran- er Emigrant, Graf Daubet, iſt von dem Kurfürſten Mainz mit einer Sendung an den berliner Hof be- worden, mit dem Auftrage, Baireuth zu berühren vorher mit dem Miniſter Hardenberg vertrauliche prache zu nehmen.

er Graf hatte als Ordonnanzoffizier des Prinzen Soubiſe gegen den großen Friedrich gefochten und oßbach die erſte Wunde erhalten. Nach Frankreich zekehrt, hatte er eine junge Erbin geheirathet und ner der reichſten Grundbeſitzer ſeinen Abſchied ge- n. Er verlor ſein Weib und ſeinen Sohn. Die r ſeines Sohnes, Victoire, ward von einer Unter- nante der königlichen Kinder in Pflege genommen. kind befand ſich in dem Leichenzuge des Königthums, r König gezwungen wurde, Verſailles mit den ien zu vertauſchen. Der Graf traf eben von ſeinen n in Paris ein, als das Volk einen Angriff auf uilerien nahm. Er ſtürzte in das Schloß, nahm reijährige Enkelin auf den einen Arm, umſchlang m andern ihre Pflegerin und trat den Rückzug das mit bewaffneten Banden erfüllte Schloß an. urden umringt, Beile über ihren Häuptern ge- zen. Da hob die kleine Victoire die Händchen die Entmenſchten auf; eine kräftige Geſtalt von edler g nahm die Bedrängten in ihren Schutz und ſie auf das andere Seine-Ufer, von wo ſie in ungen den Weg nach dem gräflichen Schloſſe in etagne einſchlugen. Der Graf nahm im Auftrage Standesgenoſſen eine geheime Miſſion an die fran- n Prinzen am Rheine an, ſchiffte mit Victoire nach Amſterdam, ging nach Koblenz und blieb ſeitdem zwei Jahre lang auf Reiſen an den Höfen der kleinen Fürſten, bis wir ihn mit ſeiner kranken Enkelin in Baireuth eintreffen ſahen.

Dieſe Enkelin, ein Kind von regem und phantaſievollem Geiſte, welches die einzige Hoffnung, den Lichtſtrahl und das Glück des Grafen ausmacht, ſehen wir unter unſern Augen zu einer blühenden Jungfrau reifen. Denn der Graf bleibt in Baireuth, ohne ſich weiter nach Norden zu wenden. Ein alter preußiſcher Major, Namens von Rhein, der mit Leidenſchaft die Melodie des Hohenfriedberger Marſches pfeift, befreundet ſich mit dem ehemaligen Gegner von Roßbach und räumt ihm eine Wohnung im Schloſſe ein. Der Franzoſe läßt ſich um ſo eher zum Bleiben nöthigen, als der Miniſter ihm eröffnet, daß man in Berlin in Betreff der Emigranten vollſtändig ernüchtert worden ſei und den Frieden zu Baſel unterzeichnen werde.

Es tritt nun ein elfjähriges Stilleben ein, während welcher Zeit ſich die junge Gräfin in aller jungfräulichen Schönheit entfaltet. Als der König und die Königin von Preußen nach der Revue bei Fürth der Stadt Baireuth ihren Beſuch abſtatteten, und die Königin aller Herzen gewann, erſchien auch Victoire auf dem Ball in ſtiller und demüthiger Schönheit und eroberte das Herz eines ſchlanken Offiziers, deſſen perſönliche Vorzüge noch durch eine kleidſame und diſtinguirte Uniform gehoben wurden. Bald fand der ſchöne Offizier Fritz Beaudrey Gelegenheit, ſeiner Angebeteten das Leben zu retten, als ſie ſich, Blumen pflückend, auf ein altes Mauerwerk wagte, das unter ihren Füßen zuſammenſtürzte. Es entſpinnt ſich nun ein zärtliches Verhältniß, das zufällig zur Kenntniß des alten Grafen gelangt und von ihm nicht gebilligt wird. Das Halsband der Daubets kommt dabei zur Sprache.

Dieſes Halsband iſt eine Schnur von erbſengroßen

Perlen in der Mitte derſelben befindet ſich als Gehänge ein Saphir von der Größe einer Walnuß, von kleinen Brillanten umfaßt. Dieſe orientaliſchen Perlen, während der Kreuzzüge aus dem Orient nach Frankreich gekommen, waren der Preis, um welchen Katharina von Medici einen Hugenotten unter den Dauvets bewog, in den Schos der katholiſchen Kirche zurückzukehren. Der blaue Saphir hatte aber einen kleinen dunkeln Fleck, der mit der Geſchichte des Steins und mit dem Umſtande, wie derſelbe in die Dauvet'ſche Familie gekommen, in engem Zuſammenhange ſtand. Fritz von Beaurey, der dieſes Halsband auf dem Königsballe als Schmuck des Fräuleins geſehen hatte, kannte dieſe Geſchichte. Er ſelber gehörte einer begüterten franzöſiſchen Familie an, welche durch die Dragonnaden Ludwig's XIV. verfolgt und mishandelt wurde. Ein Dauvet war es, der mit einem Detachement königlicher Truppen bei der verwitweten Dame de Beaurey einfiel und ihr nur die Wahl ließ, entweder ihren Glauben abzuſchwören oder ſich ihm zu ergeben. Da, im verzweiflungsvollen Momente, nahm ſie das letzte von ihrem Hab und Gut, den Saphir, die Brautgabe ihres verſtorbenen Gatten, von ihrem Herzen und reichte ihn dem Kriegsmanne. Zugleich aber kam der Schmerz über ſie, und ſie fluchte, daß das Kleinod einer jeden des Namens Dauvet, die es einmal tragen würde, Unheil bringen möge — da ſtürzte eine Thräne von ihrer Wange auf den Saphir, ein greller Sonnenſtrahl brannte zugleich auf den Stein, und im Andenken der göttlichen Barmherzigkeit rief ſie zum Himmel, daß der Fluch ſich in Segen verkehren ſolle, wenn die Liebe zwei des Namens Dauvet und Beaurey zuſammenführe.

Victoire fühlte, daß der dunkle Fleck auf dem Steine die Thräne der Dame von Beaurey ſei, aber ſie tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß ihre Liebe den Fluch zu löſen berufen ſei. Auch Beaurey ſprach die Ueberzeugung aus, daß ſeine Aeltern vor Victoire die Pforten ihres Hauſes öffnen und ſie wie ihr eigenes Kind an ihr Herz ziehen würden.

Aber der Dämon der Bosheit ſtörte dieſe Liebe. Der Offizier hatte früher ein vorübergehendes Verhältniß mit einer koketten Blondine, der Tochter eines Sprachlehrers. Dieſe, aus Eiferſucht und aus Haß gegen den frühern Anbeter, dem ſie irrthümlich eine öffentliche Beſchämung ihres Vaters zuſchreibt, ſpielt der Gräfin falſche Beweiſe von der Untreue ihres Geliebten in die Hände. Victoire verläßt in aller Stille Baireuth und wird von ihrem Großvater nach der alten Biſchofsſtadt Bamberg zurückgeführt. Da erhebt ſich von neuem das Brauſen des Völkerſturms und die franzöſiſchen Heeresſäulen nähern ſich der Biſchofsſtadt. Victoire flüchtet wieder auf preußiſchen Boden und findet eine Zufluchtſtätte bei der alten Wirthin, welche ſie vor zwölf Jahren als krankes Kind gepflegt hat. Von dem Geliebten hat ſie nichts erfahren, aber ein reuiges Geſtändniß der verleumderiſchen Kathinka, der Sprachlehrerstochter, hat ſie von ſeiner Unſchuld und von ihrem eigenen Unrecht überzeugt. Bald findet ſich aber Gelegenheit, ihre Schuld gegen den Geliebten mit Aufopferung zu ſühnen. Beaurey, der, um zu recognoſciren, ſich zu weit von dem Lager eines Streifcorps hervorgewagt hatte, war von der Nachtpatrouille der Franzoſen gefangen genommen worden. Victoire rettet ihn mit Lebensgefahr aus dem Gefängniß. Zum Gouverneur der fränkiſchen Provinz war der Brigadegeneral Legrand ernannt worden und hatte ſeine Wohnung im Schloſſe zu Baireuth genommen. Graf Dauvet erkennt in ihm jenen Pikenmann, der ihn und ſein vierjähriges Kind vor vierzehn Jahren rettete, als die Mordbeile über ihnen geſchwungen waren. Er findet auch in demſelben baireuther Schloſſe die Gemahlin ſeines Sohnes, die mit einem Verführer davongegangen war, und dieſer Vorfall wird die Urſache einer heftigen Erkrankung, welche bald mit dem Tode des Greiſes endigt. Auch der ſchuldbeladenen Mutter hat Victoire wenige Wochen ſpäter den letzten Liebesdienſt zu erweiſen. Mit Legrand's Genehmigung trifft Beaurey auf ſeiner Brautfahrt ein. Nachdem er nebſt Victoire die kirchliche Weihe ihrer Liebe empfangen, nachdem Victoire zwiſchen den beiden Gräbern ihres Großvaters und ihrer Mutter betend niedergekniet und Kränze daraufgelegt hatte, trat das glückliche Paar, in Begleitung des alten Majors von Rhein, die Reiſe nach der Mark an. Den Sprachlehrer Lang, Kathinka's Vater, welcher ſich den Franzoſen angeſchloſſen und Unheil gegen Fritz von Beaurey angezettelt hatte, trifft das rächende Schickſal in Geſtalt einer Piſtolenkugel, die auf Victoire's jungen Gatten gerichtet worden war.

Obgleich die meiſten und edelſten der handelnden Perſonen Franzoſen oder Emigrirte ſind, ſo ſchließt der Verfaſſer ſeinen Roman doch ſeltſamerweiſe mit einer etwas banalen patriotiſchen Sentenz, indem er den Arzt beim Abſchiede des jungen Ehepaars die Worte ſprechen läßt:

Beugen wir unſer Haupt unter dem Sturme der Zeit, aber laſſen wir uns nicht entmuthigen. Es iſt der letzte Angriff, den der romaniſche Geiſt auf deutſches Weſen unternimmt. Ob Ludwig XIV. oder der Corſenſohn, es ſind immer dieſelben Feinde in anderer Geſtalt; aber der deutſche Geiſt wird unter dem Druck ſich ſtählen und ſeine Angreifer in den Staub werfen. Von innen heraus muß dieſe Widerſtandskraft wachſen, am häuslichen Herde müſſen die Pfeile geſchnitzt werden. Darum arbeite jeder in geräuſchloſer Stille; darum halte jeder ſeine Herdſtätte rein und heilig, denn nur aus der Familie heraus wird der Geiſt geboren werden, der unſer Vaterland wieder groß machen und herrſchen und gebieten wird.

Trotz dem altdeutſchen Stehkragen, der gerade aus dieſer Schlußſentenz hervorragt, dürfen wir in dem vorliegenden Roman doch keine eigentliche Tendenzen ebenſo wenig wie bedeutende hiſtoriſche Perſonen oder Ereigniſſe erwarten. Der überaus feſſelnde Reiz deſſelben liegt allein in einer ſinnigen Combination von mäßigen Lebensverhältniſſen, welche nur durch die Geſchichte von jenem Perlenhalsbande eine Art von dämoniſchem Verlauf erhalten; in einer künſtleriſch ſcharfen Charakteriſirung der handelnden Perſonen, die ſich bei den Nebenfiguren, wie bei der alten Wirthin und ihrem Sohne Peterle, in gleichem Grade wie bei den Hauptperſonen bewährt; in der warmen und farbenreichen Schilderung von Naturſcenen und Landſchaften, in welche die Weltgeſchichte nur hin und wieder ein Streiflicht ſendet; endlich in einem anmuthigen Stil, der ungezwungen erzählt, die romantiſchen Glanzpunkte in blühenden Farben hervorhebt und mit den

stärksten Tuschen und Effecten meisterhaft ökonomisch verfährt.

2. Hochgeboren. Roman von E. von Dincklage. Leipzig, Schlicke. 1869. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Roman führt uns in aristokratische Kreise. Wir lernen zunächst die Gräfin Ada Rodem Greifenkron kennen, die auf ihrer Villa Rodem an einem Nebenflüßchen des Rheins wohnt; eine reiche, schöne und vornehme Dame, welche einen alten leberkranken Mann geheirathet hat und früh Witwe geworden ist. Unter die Zahl ihrer Bewerber gehört auch ihr Vetter, Graf Chlodwig Rastheim, den sie selber liebt, der aber seine eigene Neigung mehr als eine ironische Laune, als ein sonderbares Mittelding zwischen Ernst und Scherz betreibt. Die Nachbarin und Freundin der Gräfin ist Lucie von Trotter, welche eine Reihe von Jahren mit ihrem geistesschwachen Vater im nahen Städtchen wohnt und gelegentlich zur Villa Rodem hinausgeht, wenn die Gräfin sich dort aufhält. Ihr Bruder, Clemens von Trotter, ein junger Offizier in österreichischen Diensten, kein Oesterreicher von Geburt, von dem aber seine Kameraden gesagt haben, er verdiente es zu sein, trifft ebenfalls zum Besuch ein und „plauscht" in jovialer und interessanter Weise über den italienischen Feldzug.

Den Herrn Oberlieutenant ausgenommen, sind alle diese Personen stubenbleiche, sanftlebige und blasirte adeliche Gestalten, denen wir jetzt häufig in neuern Socialromanen begegnen und die wir am liebsten zu der Frau Gräfin Hahn in ein Nonnenkloster schicken möchten. Zu diesen Salonmenschen bildet aber eine andere weibliche Person den wundersamsten Gegensatz und würzt das vornehme Alltagsleben mit wild romantischen Elementen: die Gesellschafterin der Gräfin, Khea Haya, eine magere Gestalt in grün-grauer Barège, eine Art spanisch-friesische Mignon, deren Verpflegung der Gräfin von einer sterbenden Tante zur Pflicht gemacht wurde, „ein junges Weib — wie der Verfasser sagt — in dem nichts Mädchenhaftes war; sie war mehr Typus einer bestimmten, zähen, unzugänglichen brünetten Frauenrasse, als daß man in ihrer Individualität die hülfsbedürftige, schutzverlangende junge Dame gesehen hätte." Dieser Typus einer brünetten Frauenrasse hat dem Roman den Titel gegeben, denn Khea ist „hochgeboren", nämlich in dem Wärterstübchen eines Leuchtthurms: sie ist ein hochgeborenes Friesenkind vom Leuchtthurm. Als sie im vierten Jahre war, trug man ihre Mutter die Leuchtthurmtreppe hinunter. Diese, „die in den drei Namen Ines Hayo-Espada den Kreis ihres armen Daseins rundete und schloß", zählte erst dreiundzwanzig Jahre, als sie heimging. Sie hatte in Spanien einem Matrosen von einem friesischen Kutter ihr Herz geschenkt; ihre Brüder aber verfolgten den fremden Freiersmann niedern Standes, und dieser hatte das Unglück, dem ältesten derselben in der Nothwehr mit seinem Einschlagmesser eine tödliche Wunde beizubringen. Nachdem er jahrelang für verschollen gegolten, brachte er sein spanisches Weib nebst einer hübschen Summe Geldes zu seinem Stiefbruder, der aber die Schutzlose darben ließ, sodaß sie es vorzog, auf den Leuchtthurm zu ihrem Schwiegervater zu ziehen, wo dann Khea geboren wurde. Als Alarich Hayo zurückkehrte, verleumdete der Stiefbruder die arme Ines, und der Gatte verließ die vermeintliche Ungetreue, bis sie bald darauf auf den Friedhof getragen wurde. Aydolt ten Walle, der Sohn eines alten friesländischen Häuptlingsgeschlechts, schützte die Waise gegen die Mishandlungen der bösen Verwandten, bis er zur See ging, und Khea wurde nach dem Tode des Großvaters, auf Bitten eines kränklichen Knaben, in eine gräfliche Familie aufgenommen. Bei einem Sommeraufenthalte auf der heimischen Insel sah sie Aydolt wieder und verlobte sich ihm. Aber der unglückliche junge Mann forderte Dirk Hayo, der Khea's Mutter ins Verderben gestürzt hatte, heraus und tödtete ihn, als dieser ihn mörderisch angriff. Als Marinesoldat wurde er wegen der Blutthat unter die Festungssträflinge gesteckt, und als solchen erblickte ihn Khea zuweilen in der Nähe der Villa Rodem. Alarich war unterdessen durch Schmuggelei, Seeräuberei und Sklavenhandel ein gemachter Mann geworden; Khea schloß Frieden mit ihm, verließ den vornehmen Kreis, wo sie die Liebe von Ada's kleiner Tochter Agnes gewonnen und mit Lucie ein schweigendes Einverständniß geschlossen hatte, und reiste mit dem Vater ab. Sie pflegte den erkrankten Aydolt, dessen Begnadigung sie durch einen Fußfall vor dem Regenten erfleht hatte, und nahm dann als Gattin seine Hand, die noch die rothe Spur der Fessel trug.

Inzwischen hat Baron Clemens der Gräfin Ada bei der Erkrankung der kleinen Agnes mit Aufopferung beigestanden und zum Lohne die Hand der reichen Dame erhalten. Auch Chlodwig hat den Weg in die bescheidene Häuslichkeit des schwachsinnigen Obersten gefunden und endlich Lucien mittels des Eherings zu seiner Hausfrau gemacht. Bald darauf besucht die kleine Agnes mit ihrem Onkel Chlodwig und ihrer Tante Lucie die kleine ostfriesische Besitzung, in welcher Aydolt sich mit seiner Gattin niedergelassen hat, und Khea ruft ihrer Freundin entgegen: „Mir hat es geahnt, mitten zwischen den Dornen, wir rufen einander zu: wir sind glücklich!"

Der Stil, in welchem der Roman geschrieben ist, zeugt von Geist und großer Gewandtheit in der Darstellung, hat aber einen aristokratischen Schliff, der nicht selten an Unnatur und Verschrobenheit grenzt; es sei beispielsweise nur eine Stelle angeführt:

Die Hände der Gräfin zitterten ein wenig und ihre feine englische Nähnadel bohrte sich mit Ingrimm in ihren rosigen Zeigefinger, als ob ein blutdürstiger Dämon sie geleitet hätte. Unter den frischen Lippen waren die weißen Zähne fest aufeinander gebissen, aber sie schwieg; was auch ihr Inneres bewegte, sie verbarg es musterhaft. Chlodwig, welcher dem Rauche seiner Cigarre nachblickte, der sich zierlich wie flatternde Elfengewänder um den ernsten Kelch einer Kobea, die über seinem Scheitel rankte, schlang, hätte ebenso gut glauben können, sie lächle.

Solche parfümirte Stilproben gibt es fast auf jeder Seite. Das duftet, daß man Kopfschmerz bekommt, und unter der feinen Karminschminke sieht man doch die bleichen langweiligen Gesichter. Zuweilen artet dieser Glacéhandschuhstil gar in Abgeschmacktheit aus; man höre:

„Als Sie heute Nachmittag fortgingen, wie eine echte Scheherazade mir den Schlüssel zu neuen wundersamen Enthüllungen zeigend, da hatten Sie bereits die Güte, mir einen

ſehr verſtändlichen Wink zu geben über die Tragfähigkeit meiner Nerven, reſpective Willenskraft, inſofern man auch dieſe großen oder unangenehmen Eindrücken entgegenſetzen muß. Darf ich wiſſen, was Sie «Thaten» nennen?“ ... Bei jedem ſchönen Gedanken oder im Nachhall jeder bedeutenden Beziehung, die ſich aus dem leichten Wellengekräuſel der Converſation wie ein Regenbogen emporwölbte, begegneten ſich die Augen Khea's und Chlodwig's als Beglaubigung des innern Verſtändniſſes, als Antwort des Echos, wie der Geiſtesgruß frei gewordener Seelen .... „Möchte ein gütiges Geſchick nur recht bald eine neue mächtige Moderevolution herbeiführen, welche dieſe neidiſch hemmenden Fußfutterale, dieſe häßlichen Hinterhand-Säcke mitleidlos ſprengte und dafür das ſchöne Geſchlecht mit der poetiſchen Sandale beſchenkte! Wird ein Stiefel wie der Ihrige nicht geradezu die Fußangel unſers dichteriſchen Kothurns, wenn wir die Grazie ſchildern wollen? In der That, dieſes braungoldene Leder, das eine Verwandtſchaft mit Spaniſch-Fliegenpflaſter lebhaft andeutet, dieſes Leder als Umhüllung und Wiege Ihres Füßchens u. ſ. w.“

Jene Stiefeletten-Tirade ſetzt ſich noch eine Seite lang fort. Der adeliche Schuſterphiloſoph verleugnet aber zuweilen den Courrier des modes, nimmt eine echte Blut- und Eiſenphyſiognomie an und man ſieht dann die hinter dem Rücken verborgene gutsherrliche Polizeipeitſche hinter den Stulpenſtiefeln hervorgucken; man leſe:

Von Haus aus ſind wir alle Seelenverkäufer. Wenn wir nicht die Menſchen, gleich Schachfiguren, nach unſerer Berechnung hin- und herſchieben, ſo fehlt uns dazu die Macht, das Geld oder die Veranlaſſung, aber mit den beiden erſten kommt ſicher die Neigung, Sklaven zu regieren, und die erhabene Phraſe: Der Menſch iſt frei, und wär' er in Ketten geboren! mit der Wurzel auszureißen.

Wird dann die „gletſcherhafte Vornehmheit“ abgelegt, ſo kehrt ſich zur Abwechſelung die Misſtimmung gegen „die bimaniſche Creatur, Menſch genannt“, die Ironie heraus:

Der Dichter verblutet ſeinen Schmerz in Versfüßen, Bülbül, die holde Nachtigall, ſingt in Liebesweh, bis ſie einen Lungenſchlag bekommt, die Kröte und der Hypochonder werden giftig im gereizten Zuſtande; bei dem letztern nennt man das Ironie; wird dieſe Reizbarkeit aber etwa das, was man ſchlechthin Pech nennt, oder gar eine unglückliche Liebe, dann bohrt ſich der Ironiker, wie der lebensmüde Skorpion, den eigenen Stachel in die Bruſt.

Abgeſehen von dieſer Abgeſchmacktheit und Unnatur in Ideen und Darſtellungsweiſe, wozu ſich der Verfaſſer durch ſein vornehmes Gebaren hat verleiten laſſen, finden ſich in dieſem Werke vortreffliche Detailzeichnungen; zuweilen gelingt dem Autor eine höchſt würdige Diction; beiſpielsweiſe:

Es gibt Augenblicke, wo der Menſch ſeinem eigenen Weſen näher iſt als ſonſt — das ſind die Augenblicke des Alleinſeins. Nicht umſonſt bringen uns die Monologe auf der Bühne die richtigſten, werthеſten Enthüllungen, die unverſchleierte Seele des Darzuſtellenden, nicht umſonſt wird uns gelehrt, im Kämmerlein zu beten, nicht umſonſt verhüllen wir bei tiefer Rührung unſer Angeſicht; jede große Empfindung unſers Geiſtes will Raum haben, ihre Schwingen zu entfalten, ſie will die Feſſeln der Convenienz abſtreifen, ſie ſtößt Fremdes zurück, ſie will allein ſein. — Wer auf ſein Leben zurückblickt, namentlich auf ein bewegtes, ſeltſames Leben, der geſteht, wie zerklüftet die Oberfläche ſeines Daſeins ſcheinen mag, daß ihm dennoch nicht Plötzliches, Unvermitteltes begegnete. Das Gleichniß: wie ein Blitz aus heiterm Himmel! iſt ein unwahres, unmögliches, namentlich für uns Kinder des Seeſtrandes; wer ſolche Bilder braucht, geſteht nur, daß er ſelbſt nicht in die Natur der Sache eingedrungen iſt. So faſſe ich die Kette meines Schickſals, Glied für Glied, wie fromme Beter den Roſenkranz, und es ſind auch zwei wirkliche Ketten, eine von Korallen, eine von Eiſen, die Kette des Sträflings, durch welche mein Los unzerreißbar an das meines Mannes gebunden iſt.

Die Lebensſchickſale der Frieſin Khea ſind, wie wol aus der obigen Skizzirung zu erſehen, der Art, daß ſich ein ergreifendes Buch darüber ſchreiben ließe, ein Roman, von dem Khea ſelber ſagt: „Dieſer Roman iſt nicht für Menſchen, die ihre Bequemlichkeit lieben; er zerwühlt die Nerven wie der Sturm die Schiffstakelage, er bringt zu keinem Hafen, zu keinem milden Sonnenſchein, zu keiner Löſung — die Ruhepunkte gleichen der Windſtille, die ein banges Verſchmachten iſt.“ Dennoch erfahren wir dieſe tragiſchen Schickſalsfügungen und leidenſchaftlichen Handlungen nur aus einer Nebenerzählung und einem Briefe. Obgleich beim Roman in Betreff der Form eine faſt unbeſchränkte Freiheit geſtattet iſt, ſo läßt ſich doch einſehen, daß das vorliegende Werk, welches ſich ſchon über die Mittelmäßigkeit erhebt, weſentlich an ſpannender Wirkung gewonnen haben würde, wenn der Verfaſſer die erſte Heldin ſeines Romans, weil ſie eben die Heldin iſt und das höchſte Intereſſe an ſich feſſelt, und ebenſo die Perſonen, welche mit ihrem Leben enger verknüpft ſind als jene ariſtokratiſchen Kreiſe, mehr dramatiſch hätte hervortreten laſſen.

3. Graf Ellern. Roman von Ernſt Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Leipzig, Dürr'ſche Buchhandlung. 1869. 8. 4 Thlr.

Es iſt ein humoriſtiſcher Roman voll wunderlicher Figuren; aber der Humor iſt unecht, denn er kommt nicht aus dem Herzen, und die Figuren ſind unecht, denn ſie haben keine Lebenswahrheit, kein Fleiſch und Blut. „Die Limonade iſt matt.“

Aber der Stil! Es wäre gut, wenn ſich von dieſem Stil nichts Schlimmeres ſagen ließe, als was Lichtenberg über die humoriſtiſche Sprache des „Wandsbecker Asmus“ ſagte: „Iſt als wollt' unſereins immer wie ein Tiroler gehen.“ So ein Tiroler, wenn er auf dem Jahrmarkt ſeine Handſchuhe an den Mann bringen will, ſtrebt zwar auch in affectirter Weiſe nach Popularität, aber er wird doch durch ſeine Redeweiſe nicht die Marktpolizei auf ſich aufmerkſam machen, er wird doch nicht etwa ſprechen wie folgt:

Donnerwetter! An Ihrer Stelle würde ich einen curieſen Schweinehund machen! Nur ein Schweinigel kann den Fuchs eſſen, er mag zubereitet ſein wie er will.

Dergleichen Extravaganzen mag man nun allenfalls einem Autor geſtatten, der ſich bereits der Gunſt ſeines Publikums verſichert hat; ſtrenger aber wird man eine Vorliebe für Geſchmackloſigkeiten in incorrecter Satzverbindung beurtheilen:

In einer Ecke des alſo ausgeſtatteten Gemachs und mitten unter den ſoeben erwähnten Dingen brannte eine Lampe, welche mit ihrem röthlichen Lichte fruchtlos gegen das Licht des vollen Mondes kämpfte, welches durch den einen offenſtehenden Fenſterflügel mit faſt blendender Klarheit in das Gemach drang, die runden Scheiben des geſchloſſenen Fenſters diamantenig ſchimmern ließ, und den bunten Gläſern den Glanz farbiger Edelſteine verlieh, unweit des halbgeöffneten Fenſters aber und beleuchtet von den Strahlen des Mondes ſaß ein Mann, welcher einem ſeltſam geformten Inſtrumente ebenſo ſeltſame Töne

entlockte... Es war die alte Geschichte, die aber heute noch neu bleibt, welche indessen weniger die Herzen entzweibricht, sondern höchstens Arme und Beine. Das will sagen: Es stand Mondschein im Kalender, weshalb man zu jener Zeit das Oel sparte, wie heute das Gas, trotzdem daß der Mond, hinter den dichten Regenwolken, in Urlaub gegangen war und auf Erden eine undurchdringliche Finsterniß herrschte, die kaum die nächsten Gegenstände mit Mühe erkennen ließ... (Ein Jude spricht:) Aber sie hat noch Grobheiten geredet an meine Frau, als die ihr ihre Meinung gesagt wegen der Ungeschicklichkeit, sodaß die Madam Markus sie aus dem Haus gejagt, Knall und Fall, und mit Schimpf und Schand, obwol sie ein Muster war von Abscheulichkeit, was meine Frau gerne hat an die Stubenmädchen, was weiß ich warum.... Am Nordpol ist es am kältesten, ergus, wie die Gelehrten sagen, muß es am Südpol auch am wärmsten sein. Was thue ich sonst mit zwei Polen, wenn es in beiden abscheulich kalt sein soll?... Ich für meine Person habe das wenigste Recht gegen den beabsichtigten Ausgang, respective: deine Wünsche zu reagiren... Wer kann wissen, ob diese Vergangenheit in der That so ausnehmend schofel, sit venia verbo, wie sie Rechner machte, aus dessen Munde wir sie nur allein kennen, und der ein bedeutender Lügenbeutel.... Lieber Gott, man bekommt alles endlich dick, was gar nicht aufhört, und so geht mir es mit der Wahrheit, welche sonst freilich ein schöner und rarer Artikel, wenngleich flau im Geschäft und mit geringer Nachfrage.

Es gibt eitle Autoren und blaustrümpfige alte Mamsells, die sich in ihrer Dachstube am liebsten mit den höchsten Kreisen der Gesellschaft umgeben, in welche ihnen ihre Phantasie Zutritt verschaffte; nun, das ist erklärlich. Viel schwerer läßt es sich aber begreifen, daß ein Mann der höhern Stände, der sich zum Berufe eines Schriftstellers herabläßt, seine Helden in einer Sprache vorführt, die man sonst nicht einmal in Dachstuben, sondern nur in Verbrecherkellern zu hören bekommt. Einer dieser Helden, ein verkommener Lump, Namens Hackenberg, gibt uns seine anziehende Biographie, aus welcher wir nur einige Züge mittheilen wollen:

Was meine eigenen Zeitgenossen betraf, so wichen sie mir vorläufig noch nicht aus, unbedingt noch viel weniger aber suchten sie meinen Umgang; als aber, und es dauerte nicht lange, als die Zeit herankam, in welcher mein Rock fadenscheinig und der Mantel eine Sage geworden war, die Zeit, in der ich häufig fruchtlos in der Westentasche nach einem Gröschlein suchte, da begann mich alle Welt zu meiden und ich war ein selbstgeständiger Lump geworden. Alles, was mein, war längst vertrödelt, mein schäbiger Anzug war ein Unicum, und die Dachkammer, welche ich nicht deshalb bezog, weil die Miethe billig, sondern weil ich gehört hatte, daß der Vermiether nachsichtig, war ein scheußliches Loch. Die schöne Zeit des Borgens ist für Subjecte, welche nie sehr reich waren, kurz wie der Mai im Frühling und sogar, wie dieser reizende Monat ebenfalls, nicht selten mit schlimmer Witterung und unangenehmen Stürmen durchsetzt. Unverhältnißmäßig länger borgt man Leuten, welche früher ein bedeutendes Vermögen besaßen, für uns aber beginnt nur zu bald die Zeit des Bettelborgs, welcher seine eigene Sprache hat. Nachdem ich bemerkt hatte, daß ich in der Gesellschaft von Studenten nicht nur überflüssig, sondern selbst unmöglich geworden war, suchte ich freilich anfänglich Philister auf, das heißt, ich kneipte mit ärmern Handwerksleuten, aber auch das hielt nur kurze Zeit an. Zu deutlich guckte der Lump aus verschiedenen Löchlein meiner sämmtlichen Bewandung, das defecte Stiefelwerk erhob schwere Anklage gegen mich, und die wackern Meister und Gesellen gaben mir mehr mit biderben als mit höflichen Worten zu verstehen, daß ich mich meine Wege scheren sollte. In derselben Zeit begann auch meine Bierperiode sich ihrem Ende zuzuneigen, was bedeuten will, daß die Kosten zur Bezahlung dieses gesunden und wohlschmeckenden Getränks für mich unerschwinglich geworden waren. Ich griff nun zum Branntwein, und so sonderbar es klingen mag, ich kann dem guten Kerl, dem Schnaps, noch heute nicht gram sein, und seinem ganzen weit und rühmlich verzweigten Geschlechte. Den edeln Helden und Stammvätern, dem Arak, Rum und Cognac, den feinen und gebildeten Liqueuren, deren Vater der absolute Alkohol ist, während die kostbarsten Früchte und wollüstig duftenden Blüten die reizenden Mütter sind, endlich den wackern Burschen, dem Zwetschen-, dem Frucht- und endlich dem biedern Kartoffelschnabes, entschuldigen Sie, aber wir nannten zu jener Zeit alles „Gebrannte" Schnabes, was allerdings nobler klingt als die gewöhnliche Lesart „Schnaps" oder gar das kindische „Schnäpschen". Der erwähnte Biedermann, der Kartoffel, war freilich der Hahn im Korbe, vorzugsweise der Billigkeit wegen, und es war bei uns verpönt, die schlimme Nachrede, welche ihm aufgebürdet wird, mit Worten auszusprechen. Das heißt, wer das Wort „Fusel" aussprach, wurde an die Luft gesetzt.

Diese Lumpenbiographie nimmt volle 22 Druckseiten ein, und Hr. Hackenberg erbaut uns zum Schluß mit der Diagnose des delirium tremens, von dem er infolge des „Schnabesgenusses" befallen worden.

Man glaube aber nicht, daß dieser „Verkommene" eine Ausnahmefigur in dem Romane sei! Ebenso verkommen ist der gaunerische Jude Markus, der ein Document stiehlt und den Grafen Ellern um eine Erbschaft bringt; ebenso verkommen ist Madame Bockhold, eine alte Wucherin, welche Hackenberg „in ihren Klauen" hat und die folgendermaßen geschildert wird:

Die Bockhold war eine Person zwischen 30 und 50 Jahren, schlank, das heißt außerordentlich mager, hochblond, das will bedeuten roth von Haaren, und im Antlitz mit einer reichlichen Anzahl natürlicher Schönheitspflästerchen gesegnet, das ist: stark sommerfleckig. Ihre Augen waren klein und das, was man katzen- oder meergrün nennt, obgleich die Farbe des Meers nur an den Küsten oder in Meereslöchern von einigen Meilen Länge und Breite grün ist, und grüne Katzen gar nicht gefunden werden, und was endlich ihren Mund betrifft, so ersetzte derselbe die Kleinheit der Augen, indem er groß, sehr groß war, die Lippen dafür aber dünn und blaß denselben umsäumten, ja, wenn Gemüthsbewegungen das Herz der Jungfrau heftiger schlagen machten, bisweilen ganz zu verschwinden schienen.

Ihnen ebenbürtig ist Rechner, der, wie der Graf sehr richtig bemerkt, „in hohem Grade gemein" ist, ein ehemaliger Taschenspieler, der aber seine Beschäftigung aufgegeben hat, nachdem er in Besitz eines magischen Denkpfennigs gelangt und dadurch in Verbindung getreten ist mit einem Geiste, einem alten verzauberten Juden, Namens Gablidon, welcher ihm alles in die Feder dictirt, was er wissen will; Rechner macht gemeinschaftliche Sache mit Aurelien. Diese ist in ihrer Vaterstadt mit Graf Ellern bekannt geworden, wurde später Kellnerin, Zofe einer Schauspielerin, Haushälterin eines Kanonikus und dingte ein Häuflein Gauner, um den Grafen überfallen und gefangen nehmen zu lassen. Nachdem dieser Angriff aber mislang, verbündete sie sich mit Rechner.

Der Graf Joseph Franz von Ellern, auf dessen Verderben die Schurken es abgesehen haben und der schon als Haupt- und Titelheld des Buchs unsere größte Theilnahme in Anspruch nimmt, ist nun zwar kein Lump, wie die übrigen, dafür aber ein ausgezeichneter Schwachkopf. Als nachgeborener Sohn gehörte er einer begüterten Familie an und besaß, obgleich das Besitzthum in die Hände des Erstgeborenen übergegangen war, dennoch ein nicht unbedeutendes Vermögen, das er aber vorzugsweise auf physikalische Kunststücke und etwas Hexerei verwendete.

Rechner, ein muſterhafter Schwindler, treibt mit ihm — wie der Autor ſich ausdrückt — „einen ungeheuern und überſchwenglichen Blödſinn", was ihm um ſo leichter wird, als der Graf ſich derart in die abenteuerliche Richtung hineingelebt hat, daß er jeder Tollheit, die in dieſe Richtung einſchlägt, zugänglich iſt.

Der edelſte Charakter in dem Buche iſt Agnes Mattenheimer. Sie hat zwar mehrere Jahre in einer Seeſtadt in einem Hauſe der Proſtitution zugebracht; indeß darf uns dieſer geringfügige Umſtand nicht gegen ſie einnehmen, denn ſie ſelber rechtfertigt ſich mit einem Argument aus der Lebensphiloſophie, indem ſie ſagt:

Ich habe Mädchen in den Häuſern der Proſtitution getroffen, welche beſſere, treuere Frauen geworden wären als hundert „ehrliche Weiber", die ihr böſes Geſchick nicht über dieſe Schwelle jagte.

Dieſes tugendhafte Opfer der Schande iſt es denn auch allein, welche den Grafen aus den Klauen ſeiner Verderber errettet. Zum Dank dafür, daß der Graf einen Mann, der ſie „Freudenmädchen" genannt und zudringlich behandelt hat, in einem Zweikampfe züchtigt, heftet ſich Agnes an die Ferſen ihres Erretters, ſchützt ihn gegen einen Angriff „eingefleiſchter Republikaner", die auf eine „Ariſtokratenjagd" ausgegangen ſind, ſtiehlt dem Juden jene erwähnte Urkunde, welche dem Grafen geſtohlen worden war, vereitelt den Angriff jener von Aurelien gedungenen Vagabunden und entlarvt endlich den ſchurkiſchen Rechner und ſeine Gehülfin. „Sie ſind ein großer, großer Spitzbube, Rechner!" ſagt der Graf zu dem Geiſterbeſchwörer, worauf dieſer, ſich höflich verbeugend, erwidert: „Aufzuwarten, Euer Gnaden." Dem befreiten Grafen iſt es leider nicht geſtattet, die Anhänglichkeit der armen Agnes — wie er geſchworen — „nach Kräften zu vergelten", denn die drei Todesengel Schaddai, Uriel und Adonai ließen ſich auf ihrem Antlitz nieder, aber er iſt wenigſtens im Stande, im Jahre 1804 in Leipzig wieder als Magnetiſeur und Wunderarzt aufzutreten.

Der Humor, welcher das dreibändige Werk beſeelt, iſt in gleichem Grade ſchemenhaft und unnatürlich, mag er nun in Perſonen oder Situationen zur Erſcheinung kommen. Als einer der hervorragendſten humoriſtiſchen Charaktere gilt Augurelli, der ſich in einem großen Wohnhauſe abſchließt und die an ihn gerichteten Briefe auf der Straße öffnen läßt und mittels eines Fernrohrs von ſeinem Fenſter aus lieſt. Die ſeltſamſte Probe von Humor wird uns aber in der Beſchreibung des „Katzenhauſes" vorgeführt. In dieſer Katzenſtiftung bilden 18 Hauptkatzen die Penſionäre oder Stiftsfräulein; zugleich ſind aber noch gewiſſe Stipendien für ab- und zugehende fremde Katzen feſtgeſetzt, und wir werden durch eine ausführliche, 25 Seiten lange Beſchreibung mit den liebenswürdigſten Katern und Mieschen bekannt gemacht; wir erfahren ihre verliebten Abenteuer, wir erblicken in Wandgemälden die berühmteſten Katzenfreunde der Vorzeit neben ihren Katzen.

Der Verfaſſer hat zu dieſem Roman auch Quellen ſtudirt. Erſichtlicherweiſe benutzte er „Die Geſchichte der menſchlichen Narrheit", „Curioſitäten der phyſiſch-literariſch-artiſtiſch-hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt" und „Lavater's Protokoll über den spiritus familiaris Gablidone". Rechner iſt keine erfundene Perſönlichkeit, ſondern ein Schwindler aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, und der Graf ſoll — wie der Verfaſſer ſelber verſichert — wirklich gelebt haben und mit verändertem Namen hier vorgeführt worden ſein. Dieſe einſt lebenden Geſtalten leben aber dennoch im Roman nicht weiter fort, ſie treten eben nur als Schatten auf; es fehlt ihnen an Fleiſch und Gebein, an Blut und Nerven, an Geiſt und Wahrheit. Es laſſen ſich leibhaftige Charaktere auch ſyſtematiſch in Hirngeſpinſte verwandeln, ebenſo wol wie die Gebilde der Phantaſie unter der Hand des Künſtlers Leben und Seele bewinnen.

Der Verfaſſer läßt ſich von dem Geiſt Gablidon eine Kritik über ſeinen Roman ausſtellen, welche, abgekürzt, lautet:

Abermals iſt von dem bereits bekannten Verfaſſer ein Roman erſchienen, welchem wir gern zugeſtehen, daß er mancherlei Gutes enthält, welcher aber leider faſt noch mehr ſchlimme Seiten hat. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Verfaſſer im Genre der Landſchaftsſchilderungen einiges Talent zu beſitzen ſcheint, aber wer bürgt uns für die Wahrhaftigkeit dieſer Schilderungen? Wir wollen nicht mit dem Verfaſſer rechten, daß er für allerlei abenteuerliche Scenen eine beſondere Vorliebe hat, wir wollen ſelbſt nicht in Abrede ſtellen, daß ſeine Charaktere bisweilen ganz erträglich durchgeführt ſind, wenn uns gleich viele derſelben noch nicht vorgekommen. Was wir aber dem Verfaſſer direct zum Vorwurf machen, das iſt die unverzeihbare Leidenſchaft, welche er für Spitzbuben und Gauner aller Art hegt. Die unglücklichſte Wahl aber trifft der Verfaſſer faſt immer bezüglich ſeiner Helden. Nichts Heroiſches, kein durchgeführt edler, jugendlicher und tugendlicher Charakter, keine Schwärmerei, kein Ideal! Wir wollen vom Grafen Gleichen ſprechen, der doch unbedingt der Held des vorliegenden Buches und abermals ein Mittelding von Schwindel und Leichtgläubigkeit iſt und den der Verfaſſer nicht einmal erfunden hat, ſondern der wirklich exiſtirte und den er nur hier und da mit einigem chevalereskem Anſtande auftreten läßt, weil es ein Graf iſt und weil keine Krähe der andern die Augen aushackt. Im dritten Bande endlich ſtoßen wir auf eine Perſönlichkeit, vor welcher wir uns gewiſſermaßen mit Abſcheu hinwegwenden, und wir wiſſen nicht, ſollen wir uns mehr indignirt finden über die Fertigkeit, mit welcher der Verfaſſer derlei Charaktere zu erfinden weiß, oder über die Vorliebe, mit welcher er ſie zu behandeln ſcheint.

Obgleich dieſe Kritik nicht durchaus ſchmeichelhaft iſt, ſo zeigt ſie uns der Verfaſſer dennoch mit jenem Freimuth des Diogenes, der ſeinen durchlöcherten Mantel zur Schau trug. Wir könnten aber doch leicht in Verſuchung gerathen, nicht nur, wie bei jenem Philoſopher von Sinope, den Stolz durch die lückenhafte Hülle durchſchimmern zu ſehen, ſondern auch die Schlauheit jenes genialen Atheners zu argwöhnen, der ſeinem Hunde den Schwanz abhieb, damit man nichts Schlimmeres von ihm zu ſagen wüßte.

Robert Springer.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Vom theologischen Büchertisch.

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche von Karl Hase. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 3 Thlr.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Karl Schwarz. Vierte, sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Handbuch der neuesten Kirchengeschichte seit der Restauration von 1814. Von Friedrich Nippold. Bevorwortet von R. Rothe und durch eine Charakteristik des Heimgegangenen vermehrt. Zweite revidirte Auflage. Elberfeld, Friderichs. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ueber Hase als Kirchenhistoriker und namentlich über obiges Buch (Nr. 1) bemerkt Schwarz in der vierten Auflage der „Geschichte der Theologie", S. 470:

Hase war der erste, welcher die Darstellung der kirchlichen [Cultus] als wesentlichen Bestandtheil in die Kirchengeschichte aufnahm. Er hat noch in seinem letzten und bedeutendsten Werk, der „Protestantischen Polemik", in den Abschnitten über katholischen Cultus die vollgültigsten Proben gerechter Würdigung und sinnigen Eingehens in das Leben und Schaffen des katholischen Mittelalters abgelegt. Und dennoch ist er nichts weniger als ein Romantiker.

Dieses Buch ist ganz gewiß eine erfreuliche Erscheinung für alle denkenden Protestanten, ja Katholiken, ein Stoß und Aergerniß hingegen für alle, welche die Wissenschaft umkehren heißen und von Synoden und Concilien Heil für die Zukunft erwarten. Doch ist bei allem ernstlichen und freundlichen Ton der Belehrung das Buch ironisch, und fast jeder Abschnitt schließt mit der Aussicht auf den Untergang des römischen Katholicismus. Ich überlasse andern die glänzenden Vorzüge des Buchs, wie dies schon oft geschehen ist, auseinanderzusetzen, um nun selbst eine gelinde Polemik gegen den Verfasser zu eröffnen. Es handelt sich um die Kirche der Zukunft. Hase sagt S. VII, in Erwägung der gegenwärtigen Verhältnisse sei es weniger wahrscheinlich, daß die bestehenden protestantischen Kirchen sich durch zahlreiche Uebertritte erweiten, als daß aus der katholischen Kirche selbst sich eine neue Gestalt des Kirchenthums herausarbeite, welche, wie sie sich auch nenne, doch immer eine reformirte und in der Protestation gegen die Unfehlbarkeit der Papstkirche fortwirkende Kirche sein werde. Hase fährt fort:

Der Deutschkatholicismus, der trotz seines trivialen Inhalts und der von uns nie verkannten Unbedeutendheit seiner Führer in Städten einer kirchlich gemischten Bevölkerung fast alles für sich, was die katholische Kirche da seit Jahrhunderten gegen hatte, war nur die vorzeitige Fehlgeburt und Caricatur [dessen], was im Schoße der Zukunft ruht.

Eine solche Kirche müßte denn doch wesentlich rationalistische Elemente in sich aufnehmen, und wie könnte sie der Protestantismus der Zukunft hinter ihr zurücklassen? Unter dem Protestantismus, dessen Sache hier [geführt] wird, versteht er S. X kein unter uns allgemein anerkanntes und bestimmt formulirtes Dogmensystem, sondern die aus den Grundgedanken der Reformation nothwendig hervorgegangene und mit der modernen Bildung gleichstrebende christliche Weltanschauung, in welcher die verschiedenen Richtungen protestantischer Wissenschaft und Kirchenbewußtseins zusammengefaßt sind und sich der katholischen Kirche gegenüber mit sicherm Gemeingefühl verbunden wissen; nur daß zwei extreme Parteiungen, die der bloßen Freiheit und die der bloßen orthodoxen Unfreiheit, obwol auch sie noch mit unsichtbaren Banden in dieses Gemeindegefühl verschlungen, doch im Begriffe stehen, sich als kleine Minoritäten abzutrennen und zwar in den freien Gemeinden einerseits und in den lutherischen Separatisten des breslauer Oberkirchencollegiums andererseits.

Hier nun liegt die schwache Seite des Hase'schen Buchs. Der Begriff des Protestantismus ist zu unklar, zu allgemein, zu rosig gefaßt. Wo will z. B. Hase den Protestantenverein unterbringen? Wer aber einen andern angreifen will, muß von einem festen Standpunkt, nicht von einem Schwebepunkt ausgehen. Allerdings ist, wie Hase S. 619 sagt, die deutsche Literatur seit Lessing wesentlich protestantisch, und Goethe und Schiller sind aus protestantischer Bildung hervorgegangen. Aber „Protestantismus" ist ein sehr dehnbarer Begriff und zwischen der augustinisch-theologischen und der humanistischen Richtung im Protestantismus ist eine tiefe Kluft befestigt. „Goethe und Schiller", sagt Hase, „bedurften nicht erst eines Bruchs mit ihrer Vergangenheit, und nicht der Zerspaltung ihres Volks zu ihrer Anerkennung und Wirksamkeit" — dies beweist nur, daß der unkirchliche Rationalismus schon in ihrer Jugend eine Macht geworden war —, „vielmehr ist die von ihnen ausgehende Bildung und der freudige Stolz auf sie eine Einigungsmacht in unserm Volke geworden", aber nicht im Sinne der Kirche und der kirchlichen Weltanschauung im Protestantismus. Der geistliche und der weltliche Protestantismus sind zwei weit auseinandergehende Stämme, die freilich aus Einer Wurzel entsprossen sind.

So wird auch S. 90 die biblische Kritik im Protestantismus gar zu rosig gemalt; in der That, handelte es sich blos um diese harmlosen Ergebnisse der Kritik, so würde dadurch der Lebensnerv der evangelischen Kirche nur flüchtig gestreift, aber nicht im Innersten angegriffen. Hase schreibt S. 428 das vierte Evangelium dem Johannes zu, dessen Namen es trägt; wo will er aber die Menge von Theologen, welche dieses Evangelium als unecht, gefärbt, weniger glaubwürdig als die Synoptiker betrachten, wo will er diese Theologen, die ihrer Richtung nach zum Protestantenverein gehören, unterbringen? Freigemeindler sind sie nicht, kirchlich gesinnt sind sie auch nicht. Hase wird sich in einer künftigen Auflage seines Buchs entschließen müssen, den inzwischen herangewachsenen Protestantenverein ebenfalls in den Rahmen seines Begriffs vom Protestantismus aufzunehmen; wie aber dieser Verein zur Kirchenlehre sich stellt, ob er durch ein schwaches oder starkes Band mit ihr verknüpft ist, das wäre dann die Frage, oder vielmehr es ist keine Frage.

Aehnliches ließe sich da und dort noch anführen. Hase hat als Polemiker geleistet, was er als solcher leisten konnte; sein Buch ist eine Oase in der meistens dürren theologischen Literatur. Aber freilich, wenn anders die Menschheit fortschreitet, wird in der Zukunft nicht die theologische Polemik, sondern die Religionsphilosophie den obersten Rang einnehmen und das bewirken, was auch

die glänzendste Leistung auf dem Gebiet der Polemik nicht bewirken kann: Klarheit und Einigkeit.

Von Karl Schwarz' Werk: „Zur Geschichte der neuesten Theologie" (Nr. 2) ist die erste und zweite Auflage in Nr. 31 d. Bl. f. 1865 ausführlich besprochen worden. Schon die dritte, noch mehr die vorliegende vierte Ausgabe ist wesentlich vermehrt und verbessert:

Vor allem erschien es nothwendig, ein eigenes Kapitel über die neuesten Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Strauß, Schenkel, Keim u. s. w. hinzuzufügen. Auch Dr. Dorner ist diesmal, wie er es verdient, ausführlicher besprochen worden und die theologische Richtung des Protestantenvereins hat eine Schutzrede gegen falsche Anklagen erhalten. Nichtsdestoweniger ist die Auffassungs- wie die Behandlungsart der Schrift auch in dieser Auflage dieselbe geblieben.

Wie sich von selbst versteht, halten wir uns hier an die neuen Abschnitte des Buchs. Ueber Dorner's auf Veranlassung und mit Unterstützung des verstorbenen Königs von Baiern durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften erschienene „Geschichte der protestantischen Theologie" gibt Schwarz folgendes zutreffende Urtheil ab:

So sehr diesem Werke die Anerkennung sorgsamsten Fleißes gezollt werden muß, so gering ist die Kunst der Darstellung und der geschichtlichen Composition. Ueberall riecht man das Oel der Studirlampe, vernimmt man den langweiligen, mattherzigen, doctrinären Ton. Der Professorenstil, der schlechteste von allen, feiert hier seine Triumphe. Nirgends ist auch nur der Versuch gemacht, hellere Farben aufzutragen, anschaulich zu gruppiren, die individuellen Züge zur Darstellung zu bringen. Wahrhaft erschreckend ist die zur Gewohnheit gewordene Neigung, alles Große, Heroische, Durchbrechende gleichzumachen, zu einem Gelehrtenstreit zu erniedrigen. Die Heldengestalt Luther's sinkt ganz auf das Niveau des Gewöhnlichen herab. Lessing wird nebst Klopstock, Hamann, Claudius und Herder unter diejenigen gerechnet, welche die Reaction eines formlosen, aber lebendigen Geistes „gegen die todte Orthodoxie, wie die entleerende Aufklärung" erhoben. Offenbar gibt es keine ungeschicktere Charakteristik für Lessing als diese Formlosigkeit, und keine unpassendere Gesellschaft als die Klopstock's, Hamann's und Claudius'. Auch Schleiermacher widerfährt die Unbill, daß ihm eine langweilige und engherzige Theologenphysiognomie aufgeprägt wird u. s. w.

Im übrigen finden sich auch bei Schwarz mancherlei Selbsttäuschungen, z. B. über den Protestantenverein, den er zwar gegen den berliner Hoftheologen, Wilhelm Hoffmann, in Schutz nimmt, über dessen Tragweite und nothwendige Consequenzen er sich aber nicht klar zu sein scheint. Mit welchem Recht wundert sich denn Schwarz über Bunsen's Behauptung, es könne bei Annahme von dem unhistorischen Charakter des Evangeliums Johannes kein gemeindliches Christenthum ferner bestehen? Die Lehre von dem vorweltlichen Dasein und der göttlichen Würde Christi gründet sich hauptsächlich auf das Johannes-Evangelium; diese Lehre ist aber wesentlich die Lehre der christlichen Kirche. Oder denkt Schwarz bei dem „gemeindlichen Christenthum" vielleicht an die Kirche der Zukunft? Ach, aber auch diese kann uns nur in schwachen, unklaren Umrissen vorschweben und duldet kein Begreifen. Schlägt sich nicht Schwarz mit seinem eigenen Schwert, wenn er über Halbheit und Unklarheit der Vermittelungstheologie klagt? Wird nicht im Protestantenverein, falls er die Zukunft für sich hat, der neue Most die alten Schläuche sprengen? Man mag die Theologie dieses Vereins, zu dem auch Schwarz gehört, vielmehr eine Uebergangs- als eine Vermittelungstheologie nennen; aber dieser Uebergang ist bedingt durch den Untergang der urchristlichen und kirchlichen Wunder- und Wundentheologie. Darüber täusche man sich nicht.

Namentlich in seiner Polemik gegen Strauß ist Schwarz im Unklaren, d. h. im Unrecht. Von seinem Standpunkt aus hat er kein Recht, den Strauß'schen Satz: „Die Idee liebt es nicht, in ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten", anzufechten. Schwarz schreibt Jesu Einzigkeit, d. h. eine durchaus eigenthümliche und unvergleichliche Stellung für das religiöse Gebiet zu. Aber Schwarz nimmt für diese Auffassung aus dem Neuen Testament heraus, was seinem Christusbild entspricht, das andere muß er liegen lassen. Die Lehren von Wundern, Engeln, Dämonen, Auferstehung, Höllenstrafen leugnet Schwarz wie Strauß, und befindet sich damit im Widerspruch gegen Jesu vorgegebene Einzigkeit, die sich doch gewiß besonders in der Lehre zeigen muß. Ebenso wenig darf Schwarz von seinem Standpunkt aus den Strauß'schen Satz angreifen: „Ueber wenig große Männer in der Geschichte sind wir so ungenügend unterrichtet wie über Jesus." Auf dem kirchlich-dogmatischen Standpunkt brauchen wir diese ungenügende Kenntniß nicht zu bedauern; denn hier wird das Hauptgewicht auf Jesu Leiden, Sterben und Auferstehen gelegt. Betrachtet man aber mit Strauß, Schenkel, Schwarz, Keim Jesum als religiösen Genius, Religionsstifter, so müssen wir dem Strauß'schen Bedenken vollkommen beistimmen. Selbst das von Schwarz so sehr gerühmte Combinationstalent Keim's vermag die großen Lücken in der Lebensgeschichte Jesu nicht auszufüllen.

Auch in Friedrich Nippold's sehr anregend und geistreich geschriebenem Buch: „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte seit der Restauration von 1814" (Nr. 3), das die Geschichte der christlichen Kirche und der theologischen Literatur ausführlich behandelt, zeigt sich leider der Grundfehler der Theologie häufig, und dieser ist — Unklarheit. Kaiser Joseph II. ließ sich einmal eine Bibliothek zeigen; zuletzt fragte man ihn, ob er nicht auch die theologische Abtheilung sehen wolle; diese befinde sich freilich in einem ziemlich dunkeln Zimmer. Joseph antwortete mit Lachen: „O, das wundert mich gar nicht; in der Theologie ist alles dunkel."

Nippold ist Verehrer Rothe's, Bewunderer Schleiermacher's und Mitglied des Protestantenvereins. Besonders ausführlich ist Schleiermacher's Leben und Lehre behandelt, woran sich eine freilich sehr oberflächliche Polemik gegen Baur knüpft. So sagt Baur, bei Schleiermacher sei der Glaube an Unsterblichkeit schwankend; Nippold antwortet getrost: „Dies ist bei Schleiermacher durchaus nicht der Fall." Nippold lese die Rede Schleiermacher's am Grabe seines Sohnes Nathanael, wenn er sich durch die „Dogmatik" und die zweite „Rede über die Religion" nicht belehren läßt. Ebenso stimmen wir nicht mit dem überein, was Nippold über Baur's Polemik gegen Schleiermacher's „Christologie" vorbringt. Wenn irgendwo, so ist hier Baur siegreich. Einer seiner glücklichsten Gedanken ist die Vergleichung Schleiermacher's mit dem Gnostiker Marcion, eine Vergleichung, die uns ins innerste Geheimniß des Christen

thums einführen kann. Unklar ist des Verfassers Ansicht über das vierte Evangelium. Unklar ist die Losung: Christenthum (ob auch Kirchenthum?) und Cultur! Doch sieht der Verfasser ein — und hierin ist er klarer als Hase —, daß die Männer, die in der modernen classischen Literatur und Kunst als die ersten Autoritäten angesehen zu werden pflegen, selbst in Opposition gegen die Kirche stehen.

Gustav Hauff.

Der Humor nördlich und südlich der Mainlinie.

Altbairische Culturbilder. Von Ludwig Steub. Leipzig, Keil. 1869. 8. 1 Thlr.

Norddeutschland hat in Fritz Reuter einen großen und allgemein anerkannten Humoristen, ja man kann sagen, daß er dort wol gegenwärtig der gelesenste Schriftsteller ist. Er ist jener Darstellungsweise mächtig, die den Verkehrtheiten der Menschen und Dinge nachgeht, um sie lächerlich zu machen und uns damit zu belustigen, aber zugleich auch die Lyrik des eigenen Gemüths entfaltet, und um uns zu rühren, eine warme liebevolle Empfindung über die verspottete Welt ausgießt; indeß seine eigentliche Stärke ist die Plastik der Charaktere, die in ihren Handlungen und Schicksalen die Doppelwirklichkeit des Lebens zur Anschauung bringen, über deren absonderliche Eigenheiten und Schwächen wie über die ihnen daraus erwachsenden Nöthe und Verlegenheiten wir herzlich lachen, während ihre Tüchtigkeit und innere Kernhaftigkeit unsere Achtung gewinnt. Wenn Jean Paul den Engen und Beschränktheiten der Kleinstaaterei und Krähwinkelei den Idealismus des Gemüths in jener phantasievollen Ueberschwenglichkeit gegenüberstellt, die nur zu oft ins Phantastische, Sentimentale und überirdisch Gestaltlose sich verflüchtigt, so bleibt Reuter auf dem Boden der Realität und läßt aus den Genrebildern, welche eine ganz bestimmte vaterländische Vergangenheit oder Gegenwart geschichtlich und localtreu zeichnen, das Edle und Seelenvolle selber sich erheben. Er ist künstlerischer in der Composition und tendenzlos freier im Humor als Jeremias Gotthelf, während dieser mit ihm in der Betonung der sittlichen Principien übereinstimmt, ihn aber noch übertrifft in der Darstellung ideal schöner und doch ganz individueller und schlichter Gestalten, vornehmlich solcher herrlichen Frauen, wie Vreneli in „Uli" und Meieli in der „Jowägerin". Doch hat Fritz Reuter südlich der Mainlinie eine kleine Gemeinde, und das liegt in der plattdeutschen Mundart, in welcher er erzählt. Sie heimelt den Norddeutschen gar köstlich an, der sein Hochdeutsch in der Schule lernt und es dann buch- und schriftmäßig redet, ohne daß die Naturlaute der Kinderstube und der volksthümlichen Ausdrucksweise so frisch und farbig hineinklingen wie beim Oberdeutschen, der die Unterschiede von der, die, das, oder von mir und mich nicht erst grammatikalisch einzuüben braucht. Das Fremdartige und auf den ersten Blick Unverständliche des Dialekts schreckt nun die Südländer ab, und leider kommt ihnen weder der Dichter noch der Verleger dadurch hülfreich entgegen, daß sie Erläuterungen unter dem Text geben. Reuter sollte geradezu einen Roman wie die „Stromtid" in gewöhnliche Schriftsprache übersetzen, die Personen aber ihr Platt oder Messing, diese köstliche Mischung, reden lassen und schwierigere Ausdrücke erklären; das wäre eine Brücke zum Verständniß des Originals und der andern Bücher, und der Leser würde dann auch den Contrast nicht entbehren wollen, den das Hochdeutsch der Gebildeten mit dem Grundton der Erzählungen macht.

Wol der vorzüglichste Humorist, den Süddeutschland gegenwärtig hat, ist noch wenig nach dem Norden gedrungen. Zwar ist Ludwig Steub als Romandichter mit seinen „Deutschen Träumen" im ganzen unter der Linie geblieben, die einzelne meisterhafte Scenen erreichen, und was ganz besonders fehlt, das ist die Naturwahrheit liebenswürdiger Frauengestalten. Aber seine Stärke liegt auch weniger im freien dichterischen Schaffen, als in der Beleuchtung, in welche er die Wirklichkeit selber bringt, wenn er mit feinstem Verständniß von Land und Leuten uns in die bairischen und tirolischen Alpen führt und dort gar heiter und frisch die „Trompete in Es" erklingen läßt, oder den „schwarzen Gast" in die leiblich reine und geistig klare Gesellschaft echter Bildung bringt. Durch all die reizende Schalkhaftigkeit und durch das spielende Behagen, mit welchem seine Laune sich ergeht, zieht sich ein ernster Sinn, die Liebe zum Volk und zur Freiheit, und der Schmerz über das, was aus so gut angelegten Naturen durch das Pfaffenthum geworden ist, bricht aus den Scherzen hervor; die zierlichen Arabeskengewinde sind dann gar oft aus Dornen und Nesseln zusammengeflochten und sollen und wollen nicht blos durch ihre Form ergötzen, sondern auch ein Jucken und Brennen auf der Haut verursachen. Der Jesuitismus in der frühern Zeit und das Abel'sche Regiment in unserm Jahrhundert sind die beiden Feinde, gegen die Steub am öftersten sich wendet, und man nimmt vielleicht deshalb im Norden an diesem Kampf des Humors weniger Antheil, weil die specifische Gegnerschaft dort nicht belästigt; indeß mutato nomine de te fabula narratur könnte auch hier Horatius sagen; die Umkehr der Wissenschaft, die Stahl unter dem Ministerium Raumer predigte, die Hengstenberg'sche, Vilmar'sche, Knak'sche Theologie sind nicht viel besser als die Finsterlinge des Südens, und sind auch noch nicht überwunden.

Eine Aeußerung Steub's, „daß noch immer der große Judenmord vom Jahr 1337 zu Deggendorf an der Donau mit Wallfahrten und Ablässen gefeiert werde", rief die Entgegnung von klerikaler Seite hervor, daß vielmehr ein großes Wunder dort im Andenken erhalten werde. Steub nahm daraus die Veranlassung zu einem schauerlich ergreifenden Nachtbilde aus der Leidensgeschichte der Menschheit; er schildert ausführlich die Stellung der Juden im Mittelalter, und zeigt dann, wie eine ältere Legende in Deggendorf localisirt und eine blutige Judenverfolgung damit motivirt worden, daß Juden eine Hostie gekauft

und malträtirt hätten; aber es sei Blut daraus geflossen, und als sie dieselbe ins Feuer geworfen, sei das Christkind schwebend darüber erschienen. Dies Mirakel nun hielt der klerikale Gegner aufrecht, und Steub führt den Streit mit ihm siegreich durch; die Schärfe einer wohlgeschulten philologischen und historischen Kritik bildet die gediegene Grundlage, wie bei Lessing umschwirrt von den leichten geflügelten Pfeilen des Witzes. Die Abhandlung ist die umfangreichste der „Altbairischen Culturbilder". Was die Jesuiten im 17. Jahrhundert aus Baiern gemacht und wie zuerst der edle Kurfürst Max III., der Stifter der Akademie der Wissenschaften zu München, dagegen angestrebt, wird in Form einer Recension entwickelt; sie bespricht nämlich Karl von Spruner's Erläuterungen zu den Wandbildern des bairischen Nationalmuseums, ein tüchtiges Buch voll Gehalt und Unbefangenheit. Dabei nimmt Steub Gelegenheit die Kehrseite von der Medaille des Königs Ludwig I. zu zeichnen. Dem großen und bleibenden Verdienst, das dieser sich um die deutsche Kunst erworben hat, und das auch der Autor ihm nicht verkleinern will, stellt er die politische und kirchliche Reaction durch das Abel'sche Regiment gegenüber. Und da die Ultramontanen von neuem in den Kampf gegen die Einheit und Freiheit Deutschlands eingetreten sind und an die Stelle des gegenwärtigen liberalen und deutschgesinnten Ministeriums in Baiern ein klerikales und particularistisches zu bringen hoffen, so entwirft Steub noch einmal zum Schluß ein Gemälde von der Dummheit, Roheit, Sittenlosigkeit der Pfaffenherrschaft und unter ihr, indem er die bessern Elemente der Geistlichkeit auffordert, sich der Wissenschaft anzuschließen und das Volk im Sinne der Religion der Liebe und des Geistes zu erziehen:

Ihr habt die schönste Aufgabe, das höchste Ziel vor euch, und wir wollen mit allen Kräften helfen, daß ihr es glücklich erreicht; aber nur auf! auf! Nicht immer kreischend, schimpfend und heuleud sich hinterdrein schleifen lassen, sondern als wahrhaftige Erzieher und Bildner des Volks in edler Begeisterung vorwärts, vorwärts mit den Vordersten! Dann werden wir ein Christenthum erleben, das uns alle vereinigt. Und darin liegt die Versöhnung.

Wir haben den protestantischen Geistlichen schon manchmal Aehnliches gesagt.

Nach Humoristensitte hat der Verfasser einer bereits in Nr. 40 d. Bl. besprochenen Biographie des Generals vom Knopf seine Darstellung mit allerhand Arabeskenwerk umwoben. Wir erwähnen nur noch, daß der Contrast des echten kriegerischen Geistes, der im Dienst von Freiheit und Vaterland steht, mit dem hohlen und ebenso wichtig thuenden als nichtigen Scheinwesen von dem Hauptmann Streblich vertreten ist, und daß darin der leider 1866 gefallene edle hessische Offizier Königer leicht zu erkennen ist. An seinem Grabe ruft die Germania zu den trauernden Kameraden:

Klaget nicht den werthen Todten, der die Krone dort empfing,
Wo in ewigem Morgenrothe Erdenjammer unterging;
Aber denen, die da leben, sei mein letztes Wort gesagt,
Ehe mich das wirre Streben ganz aus euern Grenzen jagt.
Bin ich wirklich eure Mutter, wollt ihr meine Söhne sein,
Liebt mich mehr als Papst und Luther, geht zur Kirche Gottes ein,
Der den ewigen Himmel baute hoch ob jedem Kirchendach,
Der, als ihm mein Volk vertraute, seiner Knechtschaft Kette brach.
Liebt mich mehr als eure kleine bunte Winkelkrämerei,
Als die Trink- und Schreivereine eurer Sonderbündelei;
Liebt mich mehr als Zollern, Welfen, Habsburg oder Wittelsbach!
Lernt mit Gott euch selber helfen, Männer, Männer werden wach!

Diese Worte gelten diesseit und jenseit der Mainlinie. Und so möge diese letztere denn auch keine Grenze für die Humoristen sein, die den ernsten Kampf des Lebens mit Scherzen und Späßen führen. Gerade weil ihnen die Religiosität und die Kriegstüchtigkeit des Volks am Herzen liegen, ziehen sie zu Felde gegen ein vaterlandsloses und culturfeindliches Pfaffen- und Soldatenthum. Lachend sagen sie die Wahrheit, und wir danken ihnen die Stunde, die sie uns erheitern.

Moriz Carriere.

Hans Marbach.

1. Timoleon. Trauerspiel von Hans Marbach. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1869. 8. 10 Ngr.
2. Gedichte von Hans Marbach. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1869. 8. 20 Ngr.

Es ist Pflicht der Kritik, in dieser Zeit der Hyperproduction, in welcher Schlechtes und Gutes zugleich von der Massenhaftigkeit des gedruckten Materials überschüttet wird, sorgfältig alles hervorzusuchen, worin sich die Ader echten Talents zeigt. Denn das Publikum, überdies durch die buchhändlerischen Reclamen verwirrt, hat unmöglich Zeit und Muße, das Sortiren des Gelungenen und Verfehlten auf dem Büchermarkt vorzunehmen; Gedichte aber und unaufgeführte Trauerspiele gehören so wenig zu den Modeartikeln, daß die Dichter mit ihren Widmungsexemplaren dem Prinzen von Arkadien gleichen, welcher den Becher Lethe in der Hand hält.

In dem Trauerspiel „Timoleon" (Nr. 1) und den „Gedichten" (Nr. 2), namentlich aber dem erstern, bewährt ein jüngerer Dichter, Hans Marbach, ein beachtenswerthes Talent, welches nicht nach der leichter erreichbaren Seite akademischer Formschönheit hin gravitirt, sondern nach der bedeutsamern einer eigenthümlichen Welt- und Lebensauffassung.

Was die Wahl des tragischen Stoffs betrifft, so müssen wir unsere Einwendungen gegen antike Stoffe auch hier wiederholen. Letztere haben den großen Vorzug, daß sie den Conflict in der Regel klar und scharf formuliren, daß die Einheit der Handlung durch den Stoff mitgegeben ist. Die complicirtern Cultur- und Staatsverhältnisse der Gegenwart erschweren die Vereinfachung der dramatischen Handlung und verlangen in der Motivirung meistens ein weiteres Zurückgehen. Doch jener Vorzug

der Vereinfachung der Handlung wird theuer genug erkauft durch die Fremdartigkeit der Culturvoraussetzungen, welche auch bestimmend auf die Handlung selbst einwirken.

„Timoleon" ist nun wesentlich ein auch in seiner geistigen Bedeutung antiker Stoff, ähnlich wie „Brutus". Man muß wie ein Grieche oder wie ein Römer empfinden und so gänzlich im Leben des Staats aufgehen wie diese Männer, um ihre Handlungsweise begreiflich zu finden. Solche Gipfelpunkte des Patriotismus sind unserm modernen Empfinden unerreichbar. Ein Vater, der seine Söhne richtet, ein Bruder, der seinen Bruder ermordet aus Patriotismus, sind antike Helden, die unserm Gefühl nicht sympathisch sind. Denn wir stellen so innige Blutsverwandtschaft höher als das abstracte Pathos des Staats.

Unser Dichter hat indeß den Stoff, wie wir bereitwillig anerkennen, auf eine Basis von allgemein menschlicher Gültigkeit gerückt; er hat die hohlen patriotischen Declamationen vermieden, zu denen derselbe herausfordert; er hat seinen Charakteren Timophanes und Diogenes Reflexionen von großer Tragweite in den Mund gelegt. Freilich klingen diese Reflexionen etwas modern; sie wollen nicht recht zu dem antiken Costüm passen; es ist in ihnen ein gutes Theil Pessimismus, Blasirtheit, die innerliche Gebrochenheit, welche das Alterthum nicht kannte. Dafür haben sie für uns interessante dramatische Züge.

Namentlich ist Timophanes ein Charakter, der zu jenen liebenswürdigen Tyrannen gehört, wie sie Shakspeare zu zeichnen weiß. Er ist der Mann, wie ihn ein 18. Brumaire und 2. December brauchen, der Mann der Staatsstreiche. Waffenberühmt, kriegstüchtig, lorbergeschmückt ist er ebenso herrschsüchtig und ehrgeizig. Der Staatsstreich ist von ihm selbst, wie von dem Dichter sehr gut arrangirt; man denkt unwillkürlich an die Decembernacht im Palais-Elysée. Ein prächtiges Gastmahl versammelt die Korinther bei Timophanes, der den Zug gegen Syrakus führen soll. Einer der Gäste, Nausikles, plaudert den Plan des Timophanes aus, als eine Action, die er selbst an seiner Stelle ausführen würde. Dann tritt Timophanes hervor und erzählt, daß er gethan habe, was jener Nausikles als leere Prahlerei ihnen vorgeschwatzt. Seine Söldner stürmen die Burg, indeß er hier die Häupter der Stadt beim Mahle gefangen nehmen läßt. Sein Bruder Timoleon, der sich für Timophanes verbürgt hat, ist außer sich:

Halt' ein, Verruchter! Wurm, der wähnt, er halte
Die Welt im Schweben, weil er an ihr klebt!
Wer bin ich? — Wer bist du? — Ist zwischen mir
Und dir ein Bund zu stiften? Prahlst du mir
Von großen Zwecken? Und der Weg, der dich
Zu ihnen führt, ist Raub, Verrath und Mord!
Du kannst wol die bethören, die sich selbst
Durch dich erheben wollen. — Wäre das
Auch ganz Korinth, — es gäbe einen noch,
Der deiner Niedertracht die Stirne beut,
Und dieser eine heißt Timoleon!

Doch der siegreiche Usurpator, am erreichten Ziel, erkrankt an innerer Unbefriedigung; der Rausch der Sinne, eine Liebesnacht mit einer buhlerischen Tänzerin, stimmt ihn nur immer düsterer und blasirter. Diese Scene ist übrigens so von originellem Hauch durchdrungen, daß wir sie als Probe zugleich für den markigen dramatischen Stil des Werks hier mittheilen wollen:

Timophanes. Glykinna.
(Timophanes auf dem Ruhebett liegend.)

Timophanes.
Ich bin so müd', so müde. Komm
Hierher, mein Mädchen!
(Glykinna setzt sich auf ein Kissen zu Timophanes' Füßen. Er spielt mit ihren Locken, und spricht gedämpft, wie mit sich allein.)
So! — — Was für ein seltsam
Geschöpflein bist du! — Welcher Meister machte
Sich das Vergnügen, solch ein herrlich Werk
Zu bilden, um es nach und nach zerfallen
Zu lassen — bis es Moder wird.

Glykinna.
Soll ich
Nicht singen, Herr?

Timophanes
(auf eine an der Wand stehende Statue zeigend).
Da, diese Aphrodite
Von Marmor ist wol siebenmal so alt
Wie du; ein niedrer Mensch hat sie gemeißelt; —
Und in zweitausend Jahren lächelt sie
Vielleicht noch ebenso verliebt wie heut'. —
Wo bist dann du, Glykinna?

Glykinna.
Dort, wo du
Sein wirst.

Timophanes.
Ha, es ist wahr! Wenn doch der Himmel
Zusammenbräch' und diese faule Erde
In Trümmer schlüge! Alles, alles aus!
Damit dereinst auf meinem Grab kein Bube
Frohlockt: ich leb', und der Timophanes
Ist lange todt! — Wer war Timophanes?
Ein wilder Krieger, dem's erbärmlich dünkte,
Ein Mensch wie andre nur zu sein. Haha!
Das ist schon lange her! schon lange her!

Glykinna.
Sie werden dir ein hohes Denkmal baun
Mit deinem Bild aus Elfenbein und Gold.

Timophanes
(langsam, immer wie im Selbstgespräch).
Meine Gebeine werden hohl und morsch,
Ein Stäubchen nach dem andern löst sich los,
Vermischt sich mit der Erde, und die Winde
Fahren darüber hin und wehn den Staub
Empor, — haha! Siehst du das alte Weib?
Es wischt die triefigen Wimpern sich, ein Stückchen
Timophanes' ist ihr ins Aug' geflogen.

Glykinna.
Du machst dir trübe Bilder, Herr.

Timophanes.
Glykinna,
Bist du allein in dieser Welt?

Glykinna.
O nein,
Ich lebe stets gesellig. Alle Welt
Kennt mich.

Timophanes.
Mich auch! — Das ist der Ruhm! — Wenn du
Beim Feste deine Fackel schwingst, so rufen
Die Menschen wol, entzückt von deiner Schönheit:
Glykinna Heil! — wie sie jetzt rufen: Heil
Timophanes! — Das ist der Ruhm! Ein Name

Aus tausend Kehlen in die Luft gebrüllt,
Gleichgültig, wer den Namen trägt, ein Held
Oder 'ne Dirne, wenn's nur schallt! — Das ist
Der Ruhm! — — Besitzest du 'nen Bruder?

Glykinna.

Nein.

Timophanes.

Ich hab' 'nen Bruder, der mich einst geliebt;
Er ganz allein — und meine Mutter, doch
Die kann nicht anders, weil sie meine Mutter.
Er aber liebte mich, weil er mich kannte.
Kein Mensch in dieser Stadt versteht mich — alle
Beneiden mich, und fürchten mich, — nur er
Verstand und liebte mich. — Nicht wahr, es ist
Entsetzlich, daß er mich verfluchen muß? —

Glykinna (nach kurzer Pause).

Soll ich nicht singen, Herr?

Timophanes.

Ja, geh und bringe
Mir Wein und Blumen her, und singe, Mädchen!
Denn ich will fröhlich sein; — — ich bin ja König.

Nach dieser melancholisch-üppigen Introduction folgt die große Hauptscene des Stücks zwischen den beiden Brüdern, in welcher die Beredsamkeit Timoleon's sich in ebenso glänzender wie ergreifender Weise offenbart und welche am Schluß in durchaus schlaghafter Wendung die Bedeutung des großen Moments zusammenfaßt, und die Ermordung des Timophanes, die hinter der Scene vor sich geht, gleichsam mit dramatischer Fracturschrift ankündigt:

Timoleon
(auf den Knien, dem Timophanes nachrufend).

Timophanes! Gib nach!

Timophanes.

Geh schlafen! Geh
Zu unsrer Mutter!
(Geht nach rechts ab).

Timoleon
(rafft sich auf, erfaßt sein Schwert und eilt Timophanes nach).

Unsre Mutter ist
Korinth!
(Er verschwindet durch die Seitenthür.)

Diese Scene, welche den Höhenpunkt der Krisis bezeichnet, ist nach allen Regeln kunstgerechter Composition an das Ende des dritten Actes gelegt. Ebenso kunstgerecht bringt der vierte Act die Peripetie, die in der Wendung des Volks gegen Timoleon und im Fluche der Mutter besteht, während die Katastrophe im fünften Acte dagegen abgeschwächt erscheint durch die Nöthigung, den Hauptdaten der Geschichte treu zu bleiben. Die Korinther verlangen, daß Timoleon sie gegen Syrakus führe. Dieser, nachdem er auch den Tod seiner Mutter erfahren hat, klagt sich selbst als Muttermörder an und ruft den Syrakusern zu:

Ihr Syrakuser, jetzt erst habt ihr mich,
Jetzt bin ich ganz bereit für euch zu sterben.

Doch die innere Stimmung als solche genügt nicht zum tragischen Abschluß. Ein Feldherr, der ein Heer zum Siege führt, mag er noch so todeslustig sein, erscheint keineswegs als ein zur tragischen Sühne verurtheilter Schuldträger der Tragödie. Die frische Seeluft, der errungene Sieg können diese Stimmung ändern; es liegt darin kein tragischer Abschluß. In den letzten Acten tritt Diogenes in den Vordergrund; er hindert Timoleon am Selbstmord; er bestimmt ihn, wie der Weise zu sterben, dessen Leben nur die Erwartung des Todes ist. Der geistreiche Cynismus des Straßenphilosophen ist trefflich ausgeprägt, aber auch sein Stolz, namentlich in der folgenden Rede, in welcher er dem Einwurf des Timoleon begegnet, daß er von der Menschheit ausgestoßen sei:

Doch sie verstößt mich nicht. — Ich bin ein andrer
Als dieser Strolch, der durch die Straßen wankt
Und sich vom Bettel nährt; — ich bin der Erbe
Des Sokrates und des Pythagoras!
Jeder Gedanke, den mein Hirn gebiert,
Bereichert diese Welt, und die den Hund
Verhöhnt, sie lauscht begierig seinen Worten
Und trägt sie fort, von Mund zu Mund, vom Ahn
Zum Enkel, von Jahrtausend zu Jahrtausend.
Wie ich da stehe, schmuzig und zerlumpt,
Hungernd und dürstend, bin ich einer nur
Der Elenden und Armen, — die sich doch
Vom Glücklichen nur dadurch unterscheiden,
Daß sie ihr Elend nicht verdecken können.
Doch bin ich auch ein Theil des Menschengeistes,
Der alles Schöne, alles Gute schafft,
Der auf dem Richterstuhl der Menschheit thront,
Ein ewiger Areopag, vor dessen Spruch
Bosheit und Wahn in Nacht versinkt. — Und wir,
Wir Philosophen schöpfen unsre Kraft,
Zu dulden und zu sterben für die Wahrheit,
Aus dem Bewußtsein unsers heiligen Amtes
Als Spruchverkünder dieser einzigen Macht.

Wir brauchen, nach den angeführten Proben, nicht den Stil des Trauerspiels zu rühmen. Wir haben es hier nicht mit abgeblaßten Phrasen zu thun; sondern mit einer gedankenvollen und in formeller Hinsicht wohlabgewogenen, reinen und edeln Diction. Nirgends die Spuren unausgegorener Genialität, welche die Bühne verachtet; das Stück ist durchaus bühnengerecht und namentlich im zweiten und dritten Acte bühnenwirksam und verdient als verheißungsvolle Talentprobe angesehen zu werden.

Auch die „Gedichte" von Hans Marbach (Nr. 2) sind nicht nach der Schablone sentimentaler Albumlyrik gedichtet; sie haben ein bestimmtes Gepräge, welches man am besten als den Gegensatz gegen die blonde keusche Minne Geibel's bezeichnen könnte; sie athmen eine gewisse Ueppigkeit mit häufigem Beigeschmack von Blasirtheit und erinnern im ganzen an ein französisches Muster, an Alfred de Musset. Die unvermeidlichen Anklänge an Heine fehlen nicht, und zwar sind es nicht blos Anklänge an die lyrischen Epigramme, sondern auch an die „Nordseebilder". Marbach hat mehrere Gedichte in diesem rhythmisch freien, unscandirbaren Hymnenstil geschrieben und zwar einige schöne und schwunghafte, wie z. B. „Erinnerung" und „Mein Berather". In andern Gedichten dieser Art aber wird der geheime rhythmische Takt, welcher auch dem Gange der freiesten Verse zu Grunde liegen muß, durch allzu weit hinschleppende Längen geschädigt. So z. B. in dem Gedicht „Erotisches":

Endlich, ermattet zum Tode,
Vernichtet von deinen vernichtenden Küssen,
Nicht mehr ich selbst, ein Ueberrest nur von dem Jüngling,
Den die Flamme umtobt deiner heißen,
Verzehrenden Wollust.

Zwischen den Jean Paul'schen Streckversen und dem freien Rhythmus der Hymnen muß doch immer noch ein herauszufühlender Unterschied sein. Wie an Heine erinnert auch manches an Mirza-Schaffy, so z. B. der Schluß des hübschen Gedichts „Compliment":

Das Dunkle wird erhellt,
Das Stumme findet Töne;
Es wird die ganze Welt
Ein Spiegel deiner Schöne.

Wenn auch das Berauschende, Wollüstige, üppig Leidenschaftliche, das vor den keckſten Bezeichnungen des sinnlichen Reizes und des sinnlichen Genusses nicht zurückschreckt, in seiner häufigen Wiederkehr etwas einförmig wirkt, so geht doch durch alle diese Gedichte ein pikanter, geistreicher Zug, der mit der abgestandenen Alltagslyrik nichts gemein hat. Auch in der Form bewegt sich der Dichter frei und sicher, beherrscht die Ghasele und das Sonett; auch Gedichte mit vollerm Reimstrauß bietet er anmuthsvoll dar, z. B.:

Tadelt mich, ihr Freunde, nicht,
Daß ich allzu locker singe.
Daß ich fröhlich im Gedicht
Mit Champagnergläsern klinge,
Daß ich, ein verliebter Wicht,
Zu verliebten Mädchen springe
Und mich, wie die Mott' ums Licht,
Um ein glänzend Auge schwinge;
Daß mein Glück in Tönen spricht,
Tadelt mich, ihr Freunde, nicht.

Als Probe dafür, daß dem Dichter auch von sanfter Empfindung getragene Strophen trefflich gelingen, theilen wir das folgende Gedicht mit:

Gedenke mein.

Wenn im verlassnen, weiten Zimmer
Beredtes Schweigen zu dir spricht,
Wenn noch ein später Abendschimmer
Goldschmuck in deine Locken flicht,
Wenn märchenhaftes Mondgeflimmer
Durch der Kastanie Zweige bricht, —
Dann laß mein Bild dir nahe sein;
Gedenke mein! Gedenke mein!

Wenn bei dem Strahl von hundert Kerzen
Bewundernd dich die Welt umringt,
Wenn unter tollen, leichten Scherzen
Der Walzer Jubeltakt erklingt,
Wenn um die lustberauschten Herzen
Champagner Perlenketten schlingt, —
O spende mir ein Tröpfchen Wein;
Gedenke mein! Gedenke mein!

Wenn dich, noch glühen deine Wangen,
Des Festes bunter Reigen flieht,
Wenn Nacht in brünstigem Verlangen
Auf dich mit schwarzen Augen sieht,
Wenn Schlafes Arme dich umfangen,
Ein Traum in deine Seele zieht; —
O schließ in diesen Traum mich ein;
Gedenke mein! Gedenke mein!

Wenn Freunde liebend dich umarmen,
Wenn du an treue Brust dich schmiegst,
Wenn du erröthend in den Armen
Des heißgeliebten Gatten liegst,
Wenn du mit zartestem Erbarmen
Ein Kind in deinem Schoße wiegst;
Wo wandr' ich, einsam und allein? —
Gedenke mein! Gedenke mein!

Wenn deine süßen Locken bleichen,
Dein Mund das frische Roth entbehrt,
Wenn jene lichten Träume weichen,
Die holde Jugend nur gewährt,
Wenn Gram und Schwermuth dich beschleichen
Und Hoffnung dir den Rücken kehrt; —
Erinn'rung nur, sie bleibe dein!
Gedenke mein! Gedenke mein!

Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Notizen.

Den Schillerpreis von 1000 Thalern, welcher in Berlin für das beste Drama eines Triennimms gestiftet worden ist, wurde diesmal der „Sophonisbe" von Emanuel Geibel zutheil; eine goldene Medaille dem Drama: „Die Gräfin" von Heinrich Kruse, dem tüchtigen Redacteur der „Kölnischen Zeitung". Wir haben beide Stücke bereits in d. Bl. besprochen. Daß der Hauptpreis einem Dichter von Ruf, Talent und edler Haltung zugesprochen wurde, kann nur Befriedigung erregen. Auch hat Geibel's Stück genug Vorzüge, um die Preisertheilung zu rechtfertigen. Ueberhaupt will die Nation bei solcher Veranlassung ihre namhaften Talente ausgezeichnet sehen, nicht Anfänger, welche einmal einen zufälligen Treffer hatten, und wird es in zweifelhaften Fällen, welche doch bei derartigen Entscheidungen die überwiegende Mehrheit bilden, mit Befriedigung sehen, wenn sich das Zünglein der Wage zu Gunsten eines anerkannten Autors neigt.

Von Oscar Paul erscheint ein umfassendes „Handlexikon der Tonkunst" (Leipzig, Weißberg, 1869), von welchem die erste Lieferung vorliegt. Alle musikalischen Lexika wie: Walther, Broffard, Gerber, Koch, Lichtenthal, Schilling, Geßner, Bernsdorf, Fetis (zweite Auflage) u. s. w., wie die Specialwerke der bedeutendsten Männer und auch hinsichtlich der alten Musik die nöthigen Quellen sind benutzt worden, um sowol die größte Reichhaltigkeit in den Biographien, als auch die möglichste Vollständigkeit der technischen Ausdrücke und Themata zu erzielen. Außerordentlich reich ist das „Handlexikon der Tonkunst", nach der ersten Lieferung zu urtheilen, namentlich in biographischer Hinsicht ausgestattet; auch finden sich die musikalischen Kunstausdrücke sämmtlich kurz und treffend erläutert. Ebenso ist der verwandten Kunst, der Poesie, die nöthige Beachtung zutheil geworden; so wird z. B. das Schema der alcäischen Strophe auch in musikalischer Ausdrucksweise mitgetheilt.

Von Ludwig Büchner's Studien, Kritiken und Abhandlungen: „Aus Natur und Wissenschaft" (Leipzig, Thomas, 1869), ist eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Der Verfasser nennt das Werk in der Vorrede selbst eine Vervollständigung und Erläuterung seiner frühern Schriften, und stellt einen zweiten Band in Aussicht, welcher eine Reihe ähnlicher Artikel über philosophische und naturwissenschaftliche Aufsätze enthält. Büchner ist der Vorkämpfer des populären Materialismus; seine Aufsätze sind klar und deutlich; aber es fehlt ihnen meistens die tiefere Begründung.

Von Karl Friedrich Becker's „Weltgeschichte" (Leipzig, Duncker und Humblot, 1869) liegt ein neuer Abdruck der dritten vermehrten Auflage der achten, neu bearbeiteten bis auf die Gegenwart fortgeführten Ausgabe vor, welche Professor Adolf Schmidt in Jena herausgibt. Von dem Werke sind bisher 166000 Exemplare verbreitet worden, und man darf wol sagen, daß viele Generationen deutscher Jugend mit demselben groß geworden sind. Der naive, oft leicht plaudernde Ton der

ersten Ausgaben ist in den Fortsetzungen und den spätern Editionen allerdings mehr und mehr verwischt worden. Dennoch ist ihm die volksthümliche Haltung geblieben, die einen so großen Erfolg ebenso erklärt wie rechtfertigt.

Unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Lessing. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen. Mit einer Einleitung von Friedrich Bloemer, Obertribunalrath" (Leipzig, Brockhaus), liegt uns eine mit vielem Verständniß zusammengestellte Anthologie vor. Der Herausgeber sagt in der Einleitung: Lessing's eigener Wunsch, „weniger erhoben und fleißiger gelesen zu sein", sei noch lange nicht erfüllt. Die Sammlung erstrebe eine Besserung dieses Zustandes, indem sie den Versuch erneuere, unmittelbare Einblicke in die Auffassungen und Ueberzeugungen des großen Mannes zu gewähren, ihn dadurch auch persönlich dem Verständniß und dem Herzen des Volks näher zu bringen und zugleich in weitern Kreisen das Verlangen nach einer umfassenden und gründlichen Kenntniß seiner ganzen geistigen Thätigkeit anzuregen. Der Anthologie ist eine kurze biographisch-kritische Einleitung vorausgeschickt und ein Quellenverzeichniß beigefügt. Die Stellensammlung selbst zerfällt in zehn Abschnitte: „Der Mensch und die Gesellschaft", „Kunst und Wissenschaft", „Kritik und Leistung", „Gegen Ueberhebung und Ungebühr", „Die Meister", „Vorbilder und Lieblinge", „Welt und Leben", „Maximen und Denksprüche", „Selbstbeurtheilungen" und „Leben und Streben, Werke und Kämpfe".

Wer sich über die deutschen Dichter und Schriftsteller, namentlich über die neuesten rasch orientiren will, der benutze das kleine „Compendium der schönen Künste", dessen erster Theil die „Literatur der Deutschen" enthält (Düsseldorf, Budich, 1869). Die Werke auch der minder bekannten neuen Autoren sind mit großer Vollständigkeit mitgetheilt. Doch fanden sich einige Unrichtigkeiten in den Angaben. So lebt z. B. Ludwig Kalisch nicht in Berlin, und der Dichter der witzigen berliner Possen, David Kalisch, hätte ohne Frage einen Platz in dem Lexikon verdient. Durch ähnliche Verwechselung sind dem Dichter August Silberstein in Wien Schriften zugeschrieben, welche ein Namensvetter von ihm, Adolf Silberstein, verfaßt hat, z. B. „Die Katharsis des Aristoteles".

Das zwanzigste und einundzwanzigste Bändchen der von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Uebersetzung von „Shakespeare's dramatischen Werken" enthält eine Uebertragung des „König Lear" von Georg Herwegh und des „König Heinrich des Achten" von Otto Gildemeister. Es ist jedenfalls interessant, den leidenschaftlichen politischen Lyriker als Shakspeare-Uebersetzer kennen zu lernen, und man wird bei der nähern Prüfung der Uebersetzung die Voraussetzung bestätigt finden, daß die schwunghaften Stellen der Tragödie, wie z. B. Lear's Monologe in der Wildniß und im Sturm, besonders in entsprechender Weise wiedergegeben sind, wie sich auch nirgends sonst das anerkannte Sprachtalent des Dichters verleugnet. Gildemeister ist als Uebersetzer Shakspeare'scher Historien schon von den frühern Stücken her rühmlich bekannt.

Es scheint, daß der Dichter des „Mirza Schaffy", der Herausgeber dieser Shakspeare-Uebersetzung, jetzt wieder freiere Muße für literarische Arbeiten gewinnen wird, da er als Intendant des meininger Hoftheaters neuerdings von dem Herzog zur Disposition gestellt worden ist.

Bibliographie.

Adami, F., Große und kleine Welt. Ausgewählte historische Romane und moderne Lebensbilder. 4 Bde. Berlin, Gerschel. 1870. 8. 4 Thlr.

Album plattdeutscher Dichtungen. Leipzig, Grunow. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Altes und Neues aus dem Gebiete der Musik. 1stes Heft. Erfurt, Körner. Gr. 8. 5 Ngr.

Aufruf zur Bildung einer neuen Mittelpartei. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 10 Ngr.

Bartsch, K., Altfranzösische Romanzen und Pastourellen. Leipzig, Vogel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Die Abenteuer eines jungen Peruaners in Deutschland. Ein Roman. 3 Bde. Jena, Hermsdorf. 1870. Gr. 16. 3 Thlr.

Blaekner, J., Die Neunundsechziger bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Blümmer, F., Renata von Ferrara. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation. Frankfurt a. M., Alt. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ludwig der Vierzehnte oder die Romantik des Lebens. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 1870. 8. 6 Thlr.

Breylig, L., Die Zeit Karl Martell's. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Carlyle, T., Blicke eines Engländers in die kirchlichen und sozialen Zustände Deutschlands. Uebersetzt von B. Freih. v. Richthofen. Breslau, Max u. Comp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Dreydorff, J. G., Pascal, sein Leben und seine Kämpfe. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Ebeling, A., Lebende Bilder aus dem modernen Paris. Gbr. zur 7ten Bd.: Neue Bilder aus dem modernen Paris. 1ster und 2ter Bd. Paderborn, Schöningh. 8. 2 Thlr.

Eckardt, J., Bürgerthum und Büreaukratie. Vier Kapitel aus der neuesten livländischen Geschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Escher, H., Die Rechtsverhältnisse, der Einfluss und die Sitten der Frauen in den Gegenden, welche jetzt das Gebiet der schweizerischen Eidgenossenschaft bilden, in der 2ten Hälfte des Mittelalters nach Urkunden. Aarau, Sauerländer. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Ethé, H., Morgenländische Studien. Leipzig, Fues. 1870. 8. 15 Ngr.

Harfenklänge, neue Sammlung auserlesener lyrischer Poesien religiösen Inhalts aus deutschen Dichterwerken. Paderborn, Schöningh. 16. 15 Ngr.

Ewald, H. F., Was Ellen wollte. Eine Erzählung. Aus dem Dänischen von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann. 1870. 8. 20 Ngr.

Funcke, O., Reisebilder und Heimathklänge. Bremen, Müller. 1870. 8. 1 Thlr.

Gass, W., Die Lehre vom Gewissen. Ein Beitrag zur Ethik. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Goldhammer, T., Gedichte. Berlin, v. Decker. 16. 22½ Ngr.

Henommont, C., Suum cuique. Lustspiel. Düsseldorf, Schmitz. Gr. 16. 20 Ngr.

Heuglin, M. T. v., Reise in das Gebiet des weissen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862—1864. Mit einem Vorwort von A. Petermann. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 4 Thlr.

Hebler, C., Philosophische Aufsätze. Leipzig, Fues. Gr. 8. 24 Ngr.

Heinrich, L., Der Anthropophag oder die Kinder des Doctors. Brasilianisches Lebensbild aus den Papieren eines Touristen. Original-Roman. 3 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 4 Thlr.

Hodson, W. S. R., Zwölf Jahre Soldatenleben in Indien. Zusammengestellt aus den Briefen des Verstorbenen und herausgegeben von seinem Bruder G. H. Hodson. Autorisirte Uebersetzung von B. v. Witzleben. Leipzig, Kormann. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hollei, Königslieder — alt und neu. — Berlin, A. Duncker. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Huber, F., Lob und Schimpf des Jesuiten-Ordens, im Interesse der bürgerlichen Wohlfahrt. Historisch dargelegt. Bern, Haller. 1870. Gr. 8. 12½ Ngr.

Kaulich, W., Ueber die Möglichkeit, das Ziel und die Grenzen des Wissens. Ein Beitrag zur Erkenntnisstheorie. 2te vermehrte Auflage. Graz, Pock. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Klencke, H., Aschenkiesel oder des Weibes Beruf. Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Körner, F., Große Männer, große Zeiten. Geschichte des letzten Jahrhunderts in Biographien. 2ter Thl.: Die Zeiten Napoleons und Steins. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Kronkel, M., Paulus, der Apostel der Heiden. Vorträge gehalten in den Protestantenvereinen zu Dresden und Leipzig. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Littrow, C. v., Ueber das Zurückbleiben der Alten in den Naturwissenschaften. Rectoratsrede. Wien, Gerold's Sohn. 8. 6 Ngr.

Maurer, G. L. v., Geschichte der Städteverfassung in Deutschland. 1ster Bd. Erlangen, Enke. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mosenthal, S. H., Isabella Orsini. Drama. Leipzig, Weber. 1870. 16. 24 Ngr.

Pabst, K. R., Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne. Bern, Haller. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Paul, O., Handlexikon der Tonkunst. 1ste Lief. Leipzig, Weissbach. Gr. 8. 18 Ngr.

Pellico, S., Zwei Novellen nebst Thomas Morus. Aus dem Italienischen von B. Stehres. Trier, Lintz. 8. 10 Ngr.

Pfizmaier, A., Zur Geschichte des Zwischenreiches von Han. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Pitawall, E., Cleopatra die schöne Zauberin vom Nil. Aegyptens wunderbarste Königin. Historisch-romantische Erzählung. 2te Lieferungen. Berlin, Große. Gr. 8. à 4 Ngr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 9ter Bd. Von 1709—1747. Freiburg, Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Reich, E., System der Hygieine. 1ster Bd. Moralische und soziale Hygieine. 1ste Hälfte. Moralische Hygieine. Leipzig, Fr. Fleischer. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rupp, J., Zur Klosterfrage. Ein Vortrag. Königsberg i. P., Gräfe u. Matz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schimmel, H. J., Staats- und Liebes-Intriguen. Historischer Roman aus der Zeit König Karl's II. von England. Nach dem Holländischen frei bearbeitet von C. Senden. 3 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. 8. 3 Thlr.

Stein, W., Gedichte. Stuttgart, Göschen. 8. 15 Ngr.

Strohl, J., Reisebericht über die in Niederösterreich (Viertel ob und unter dem Wienerwalde) angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Ngr.

Westphal, R., Theorie der neuhochdeutschen Metrik. Jena, Deistereiner. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zirngiebl, E., Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Wirksamkeit dieses Ordens in Deutschland. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Geometrie

für Schulen und zum Selbstunterricht.

Drei Theile.

ler Theil: **Lehrbuch der gradlinigten Planimetrie** von Karl nell. Dritte Auflage. Mit 5 lithographirten Tafeln. 8. eh. 24 Ngr.

iter Theil: **Kreislehre und ebene Trigonometrie** von arl Snell. Zweite Auflage. Mit 4 lithographirten Ta- ln. 8. Geh. 24 Ngr.

ter Theil: **Lehrbuch der Stereometrie** von Hermann häffer. Mit 16 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 1 Thlr.

Die vorstehend aufgeführten drei Werke, welche auch einkäuflich sind, bilden zusammen ein für den Schulgebrauch ständig eingerichtetes, aber auch zum Selbstunterricht geeig- Lehrbuch der Geometrie. Sie sind zugleich für die Hand Lehrers wie des Schülers bestimmt. Der Schüler findet die Fundamentalsätze der Wissenschaft klar und faßlich ickelt; dem Lehrer bieten sie die feste Grundlage zu beliebig itertem Ausbau und zur Hinzufügung der mannichfachsten aben, sodaß sie beim Unterricht sowol als beim Selbstu- sich nützlich und fruchtbar erweisen. Vom ersten Theil eben bereits die dritte Auflage erschienen.

In demselben Verlage erschien:

itung in die Differential- und Integralrechnung von irl Snell. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 26 Ngr.

Erster Theil: Vom ersten Differentialquotienten. Mit 3 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Zweiter Theil: Von den höhern Differentialquotienten. Mit 4 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser wendet sich mit diesem Werke an ein Publi welches Gelehrte und Laien der Mathematik gleicherweise ßt, und hofft, daß seine Methode bei jedem Leser Klarheit, ht und Interesse an der Wissenschaft hervorbringen werde.

Neue Romane

für Leihbibliotheken und Lesezirkel

us dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena.

R., Der Kampf um's Dasein. Roman. Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

äcker, Friedrich, Die Blauen und Gelben. ezuelanischer Roman in 3 Bänden. Geh. 4¼ Thlr.

äcker, Friedrich, Eine Mutter. Roman im chluß an die „Colonie". Zweite Auflage. 3 Bände. . 4½ Thlr.

l, C., Das Haus Monville. Roman. 2 Bände. Geh. 3 Thlr.

ué, E., Drei Gesellen. Eine heitere und ernste ihlung. 4 Bände. 8. Geh. 4½ Thlr.

uo, E. M., Das Geheimniß der Frau von Nizza. Geh. 1½ Thlr.

mienen Keenich Willem. Van oll'n Nümarker. ite Auflage. 8. Geh. 1¼ Thlr.

ie erste Auflage fand unter den Patrioten und Freunden deutscher Literatur sehr großen Beifall und wurde in r Zeit schon vergriffen.

rfeld, A. v., Der Winkelschreiber. Humoristi- Roman. 3 Bände. Geh. 4 Thlr.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit.

Von

Julius Rodenberg.

5 Bände. Eleg. geh. Preis 6 Thlr.

Die Worte „Toleranz" und „Gewissensfreiheit", welche Cromwell zuerst mit Nachdruck ausgesprochen hat, tönen durch Rodenberg's neues Werk hindurch und stellen es unmittelbar in die geistige Bewegung des Augenblicks.

Große und kleine Welt.

Ausgewählte historische Romane und moderne Lebensbilder.

Von

Friedrich Adami.

4 Bände. Preis 4 Thaler.

Inhalt: **Kerker und Thron. — Der todte Passagier. — Das Nordlicht von Dalekarlien. — Der Herzog von Monmouth. — Napoleon als Ehestifter. — Ein Sonderling. — Der Verräther. — Aus dem Leben des Generals von Seydlitz.**

Es gehören diese Erzählungen zu den besten, welche bis jetzt von dem beliebten Verfasser erschienen sind. Die prägnante Schreibart, die farbige Frische und lebendige Darstellung, welche den historischen Schriften von F. Adami — wir erinnern nur an dessen Biographie der Königin Luise — einen so großen Leserkreis verschafften, zeichnen auch die oben genannten geschichtlichen Erzählungen aus.

Tausend Seelen.

Roman in vier Theilen

von

Alexis Pisemski.

Aus dem Russischen übertragen

von

Dr. L. Kayßler.

Zwei starke Bände. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Der geistreiche Kritiker Karl Frenzel beurtheilt diesen Roman in der „National-Zeitung" wie folgt:

„Unwillkürlich wird unser Urtheil über einen russischen Erzähler durch einen Hinblick auf Turgenjew beeinflußt. Es bedeutet schon viel, wenn ein anderer Autor desselben Volkes sich neben diesem unsern Liebling behaupten kann, wie viel mehr, wenn er ihn nach einer Seite hin übertrifft. Pisemski's Roman «Tausend Seelen» gehört zu diesen seltenen Werken. — Die scharfe Beobachtung des Einzelnen, die charakteristische, von einer gewissen humoristischen Bitterkeit überflogene Darstellung zeichnen in gleicher Weise die ersten wie die letzten Kapitel aus, das Ganze tritt uns wie unmittelbares Leben entgegen."

Neue populär-philosophische Werke.

Sechs philosophische Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Kantische Philosophie. II. Ueber Jenas philosophischen Ruhm. III. Ueber Novalis und die Romantik. IV. Ueber die Glückseligkeitslehre der Stoiker. V. Ueber das Gastmahl des Plato. VI. Ueber die Anfänge der Musik.

Acht psychologische Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Natur der Seele. II. Ueber das Gedächtniß. III. Ueber die Einbildungskraft. IV. Ueber den Charakter. V. Ueber die Temperamente. VI. Ueber den Instinct. VII. Ueber die Freundschaft. VIII. Ueber Materialismus und Idealismus.

Jena 1869. **Mauke's Verlag** (Hermann Dufft).

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Klatschereien.

Drei Geschichten

von

E. Köller.

Eleg. brosch. Preis 1½ Thlr.

Lebenswahre Schilderung leicht erkennbarer hervorragender, politischer Persönlichkeiten und Institutionen eines großen norddeutschen Staates, im höchsten Grade dazu angethan, das Buch interessant und pikant zu machen. Es ist geeignet große Sensation zu erregen!

Unter dem letzten Welfenkönig.

Roman aus der jüngsten Vergangenheit

von

F. Klinck.

2 Bände. Eleg. brosch. Preis 3 Thlr.

Die Folgen des Jahres 1866 für das ehemalige Königreich Hannover erhalten in dem letztern Werke ihre Rechtfertigung!

Es werden die letzten Jahre und Tage im Welfenreich mit treuem Festhalten an der Wahrheit in überaus fesselnden und spannenden Scenen geschildert. Das interessante Buch gewährt dem Leser Einblicke in das dunkle und verworrene Treiben der damaligen Hof- und Beamtenwirthschaft, wie es drastischer die schwungvollste Phantasie zu erfinden kaum im Stande ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur, von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Barisch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moriz Müller, Oesterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben erschien der 26. und 27. Band:

26. Voß' Luise und Idyllen. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Goedeke.

27. Schleiermacher's Monologen und Die Weihnachtsfeier. Mit Einleitung herausgegeben von D. Carl Schwarz.

Die frühern Bände (1—25) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moriz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen (zwei Theile), von Hettner;
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein (zwei Theile), von Buchner;
Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte (zwei Theile), von Max Müller;
Goethe's Faust (zwei Theile), von Moriz Carriere;
Bürger's Gedichte, von Julius Tittmann (Doppelband);
Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit, von Julian Schmidt (drei Bände).

Ein Band kostet geheftet nur 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen 27 Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas

in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.

Complet in Mappo 12⅓ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte

von Deutschland.

Zweite Auflage von 1869.

13 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton, 6 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 49. — 2. December 1869.

Inhalt: Zur neueſten Geſchichte der nordamerikaniſchen Union. Von Rudolf Doehn. — Neue Gedichte. Von Rudolf Gottſchall. — Neue hiſtoriſche und ſociale Romane. Von Robert Springer. (Beſchluß.) — Feuilleton. (Engliſches Urtheil über neue Erſcheinungen der deutſchen Literatur; Die religiöſe Lyrik der Minneſänger.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur neueſten Geſchichte der nordamerikaniſchen Union.

1. Die innern Kämpfe der nordamerikaniſchen Union bis zur Präſidentenwahl von 1868. Von Heinrich Blankenburg. Mit einer Ueberſichtskarte des Staatengebiets, Plänen des Kriegsſchauplatzes und der bis auf die neueſte Zeit vervollſtändigten Verfaſſungsurkunde der Union. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Der amerikaniſche Bürgerkrieg. Geſchichte des Volks der Vereinigten Staaten vor, während und nach der Rebellion. Von Ernſt Reinhold Schmidt. Mit Porträts, Karten und Plänen. Erſte bis zwölfte Lieferung. Philadelphia, Schäfer und Koradi. 1867—69. Gr. 8. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Der große, die ganze civiliſirte Welt vielfach in Mitleidenſchaft ziehende Bürgerkrieg, der während der Jahre 1861—65 die nordamerikaniſche Union in ihren Grundfeſten erſchütterte, iſt noch immer Veranlaſſung, daß ſich befähigte und geſchickte Federn dieſſeit und jenſeit des Atlantiſchen Oceans an eine Darſtellung deſſelben mit Berückſichtigung ſeiner Urſachen und ſeiner Wirkungen wagen. Dieſe Erſcheinung iſt ebenſo erklärlich wie gerechtfertigt; denn die Geſchichte und das Schickſal eines uns Deutſchen ſtammverwandten, durch lange Selbſtregierung zu politiſcher Kraft und Mündigkeit herangereiften Volks, von welchem in mehr als einer Beziehung ein Hauptwendepunkt der ältern und neueſten Geſchichte datirt, bieten in jeder Hinſicht das höchſte Intereſſe und vielfache Belehrung dar. Die Befreiung, Conſtituirung und Fortentwickelung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſind für die politiſchen Aufgaben in Deutſchland in der That wichtiger und lehrreicher als alle franzöſiſchen Revolutionen, auf die man — allerdings auch nicht ganz mit Unrecht — von verſchiedenen Seiten ſo oft und ſo gern hinzuweiſen pflegt. Der bekannte Ausſpruch Benjamin Franklin's: „America best cultivates what Germany brought forth", ſollte uns aber ein Sporn ſein, die freiheitliche Ausbildung deutſchen Weſens in ſtaatlichen, kirchlichen und ſocialen Dingen nicht der großen transatlantiſchen Republik allein zu überlaſſen, ſondern kräftig Hand anzulegen, daß auch auf deutſcher Erde bald ein mächtiges, freies und einiges Deutſchland erſtehe, wachſe und gedeihe. Sehen wir uns vor, daß uns des Dichters Vorwurf nicht noch einmal treffe:

> Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
> Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht.

Der Verfaſſer der „Innern Kämpfe der nordamerikaniſchenn Union bis zur Präſidentenwahl von 1868", Heinrich Blankenburg (Nr. 1), hat ſich ſchon als Mitarbeiter von „Unſere Zeit" und als Verfaſſer der trefflichen und von genauer Sachkenntniß zeugenden Geſchichte des deutſchen Krieges von 1866 *) einen rühmlichen Namen erworben; und auch das in Rede ſtehende Werk läßt in ihm faſt in allen Punkten einen fleißigen, beſonnenen und ſcharfblickenden Geſchichtſchreiber der Gegenwart erkennen. Der lobenswerthe Zweck ſeines Buchs, welches „dem Neſtor der Univerſität Breslau", Herrn Profeſſor Dr. C. J. Braniß, gewidmet iſt, geht, wie der Autor im Vorwort ſelbſt erklärt, dahin, „eine Verallgemeinerung des Verſtändniſſes für die großen politiſchen Wandlungen, deren Schauplatz die Vereinigten Staaten von Amerika ſeit Beginn dieſes Jahrzehnts geworden ſind", zu bewirken. Um dieſen Zweck zu erreichen, ſoweit es auf dem Wege hiſtoriſcher Darſtellung möglich iſt, theilt Blankenburg ſein Werk in drei Theile.

In der erſten Abtheilung hat er verſucht, zunächſt die dem Seceſſionskriege vorausgegangenen politiſchen Kämpfe unter Darlegung ihrer Veranlaſſungen zu ſkizziren, ohne dabei in der Detailausführung weiter zu gehen, als zur genügenden Erkenntniß der großen Streitfrage, um derentwillen ſchließlich an die Waffen appellirt wurde, dringend geboten erſchien. Dieſem Theile des Buchs wurden werthvolle Artikel, welche der Verfaſſer unmittel-

*) Der deutſche Krieg von 1866. Hiſtoriſch, politiſch und kriegswiſſenſchaftlich dargeſtellt. Mit Karten und Plänen (Leipzig, Brockhaus, 1868).

bar nach Beendigung des Kriegs in der Zeitschrift „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart" veröffentlichte, zu Grunde gelegt.

Bei der den zweiten Theil (S. 71—202) seiner Aufgabe bildenden Darstellung des Kriegs selbst ist, wie es die Natur des Gegenstandes erforderte, dem militärischen Momente der Vorrang vor dem politischen eingeräumt. Hier zeigt sich nun überall die kundige Hand und der Kennerblick des Militärs von Fach, welcher die strategischen Operationen auf den verschiedenen, weit entlegenen Kriegstheatern zu einem plastischen Bilde zu gestalten weiß. Ist der Krieg, wie Clausewitz sagt, überhaupt nur ein Act der Politik mit veränderten Mitteln, so gilt dies in vollstem Maße von dem brudermörderischen Riesenkampfe der Union. Ohne die Dimensionen desselben ganz zu ermessen, ist ein richtiges Urtheil über seine nothwendigen Consequenzen nicht wohl zu gewinnen.

Der letzte Abschnitt (S. 205—326) des in Rede stehenden Buchs, welcher die Zeit von der Beendigung des Kriegs bis zur unmittelbaren Gegenwart behandelt, stellt die staatsrechtliche Seite der Ereignisse ausschließlich in den Vordergrund. Eine vielleicht etwas übertriebene Pietät gegen das allerdings großartige Werk der Unionsverfassung vom Jahre 1787, jenes einzig würdige und praktisch bewährte Vorbild für eine bundesstaatliche Neugestaltung unsers eigenen Vaterlandes, hat es dem Autor nicht ermöglicht, in die Gedankenrichtung einzulenken, von der die öffentliche Meinung Deutschlands hinsichtlich der politischen Parteistellung in den Vereinigten Staaten von Amerika großentheils, und wol auch in den Hauptpunkten mit Recht, beherrscht wird. Unter allen Umständen verdient aber die ruhige, umsichtige und vorurtheilslose Behandlung der politischen Ereignisse und die stete Bezugnahme auf das verfassungsmäßige Recht, welches Blankenburg nie außer Augen läßt, volle Anerkennung, weil dadurch der Leser für eine möglichst objective Anschauung der amerikanischen Verhältnisse gewonnen wird. Er sagt:

So großartig und bewunderungswerth der Entwickelungsproceß der Union in seiner Gesammtheit auch erscheint, ebenso geboten ist es, beim Herantreten an die Parteikämpfe der Gegenwart des Horazischen Wortes: Nil admirari, stets eingedenk zu bleiben.

Die dem Buche angehängte Uebersetzung der Unionsverfassung ist wol die erste bis auf die Gegenwart vervollständigte, welche in Deutschland erschien. Sie muß nicht nur der vielfachen Bezugnahmen im Texte wegen, sondern mehr noch um ihrer selbst willen den Lesern willkommen sein. Ebenso sind die dem Texte beigefügten Pläne des Kriegsschauplatzes, sowie eine Uebersichtskarte des Staatengebietes der nordamerikanischen Union eine dankenswerthe Zugabe.

Heben wir jetzt, nach dieser kurzen Inhaltsangabe des Werks von Blankenburg, einzelne Punkte aus den drei Abtheilungen desselben noch besonders hervor.

Die erste Abtheilung, welche die Ueberschrift trägt: „Die Ursachen des innern Conflicts und dessen Entwickelung bis zum Abfall der Südstaaten", zerfällt wiederum in vier Unterabtheilungen, von denen die erste in kurzen Zügen „Die welt- und culturhistorische Bedeutung der Union" bespricht. Mit Recht weist der Verfasser hier auf die Verschiedenheit der socialen Elemente im Hinblick auf die erste Colonisation hin, er macht sowol auf die confessionellen Antagonismen, wie auf das Auseinandergehen der volkswirthschaftlichen Interessen des südlichen Pflanzers und des namentlich im Nordosten herrschenden Yankeethums aufmerksam, er folgert daraus die principiellen Divergenzen der politischen Anschauungen und die fundamentalen Gegensätze zwischen dem Norden und dem Süden der Union, und schließt ganz richtig, daß die welt- und culturhistorische Bedeutung der Vereinigten Staaten bis auf weiteres wesentlich durch ihre Erhaltung als ein ungetheiltes, staatliches Ganzes bedingt ist.

Alsdann schildert der Autor das Sklavenwesen als den verhängnißvollen Angriffspunkt gegen den Süden, nachdem der Norden sich desselben entledigt hatte. Zwar trat die Sklavenfrage zeitweise hinter die Parteikämpfe auf rein materiellem Gebiete zurück; indessen nahm dieselbe, vornehmlich durch die territoriale Ausdehnung der Ansiedelungen mit Sklaven, im Laufe der Zeit solche Dimensionen an, daß sie entscheidend für das politische Gleichgewicht der nördlichen und südlichen Hälfte der Union wurde.

Nachdem der Verfasser nachgewiesen, daß die demokratische oder Sklavereipartei durch den mexicanischen Krieg dem Höhepunkt ihrer Machtsphäre nahe gekommen, charakterisirt er mit anerkennenswerther Sachkenntniß das innere Leben und Treiben der verschiedenen Parteifractionen, wie z. B. der Demokraten, der Whigs, der Knownothings, der Abolitionisten und ihrer südlichen Gegenfüßler, der sogenannten „Feuerfresser", u. s. w. Auch vergißt er nicht, auf das durch die steigende Einwanderung an Bedeutung zunehmende fremde Element (Deutsche und Irländer) Rücksicht zu nehmen. Der Kansasstreit war die Ursache der Spaltung der allmächtig und übermüthig gewordenen demokratischen Partei, welcher durch die Wahl Lincoln's die Zügel der Herrschaft entrissen wurden. Es heißt S. 52:

Mit dem Zerschellen der demokratischen Partei, deren Fundamentalprincipien das Volk von Nordamerika in einem Menschenalter weiter geführt hatten, als andere Völker in Jahrhunderten gelangt sind, schließt ein großer Abschnitt der transatlantischen Geschichte. Ein halbes Jahrhundert hindurch, während dessen die Partei geschlossen auftrat, hat sie die besten Kräfte des Landes für und gegen sich wach gerufen. Trotz der Ungunst der Verhältnisse, welche die Sklaverei in ihre Angelegenheiten verwob, war sie die starke Trägerin derjenigen Ideen, welche die Gründer der Republik leiteten, derjenigen großen Grundsätze, welche diesseit des Oceans vielfach noch den Durchbruch zu erkämpfen haben. Die Zeit ihres tollkühnen Ueberstürzens, ihres maßlosen Ausschreitens, ihrer schließlichen Spaltung ging von seiten ihrer Gegner nicht ungenutzt vorüber. Dennoch läßt sich behaupten, daß nicht diese ihre Macht im Norden gebrochen haben, sondern daß sie dies entschieden selbst gethan hat. Von der zähen Lebenskraft der Partei gibt ihr rasches Wiederaufraffen, geben die gewaltigen Thaten Zeugniß, die sich bald darauf vollziehen sollten. Obgleich besiegt aus dem Kampfe hervorgehend, hat sie die Hoffnung nicht aufgegeben, daß ihr noch einmal die Zukunft Nordamerikas angehören werde. Wenn sich, was keineswegs unwahrscheinlich, diese ihre Hoffnung erfüllen sollte, so dankt sie es dem Umstande, daß sie auf guten und bösen Wegen sich nie auf ein anderes Fundament gestellt oder zu stellen versucht hat, als das der Verfassung, während ihre Gegner unter dem Appell an ein sogenanntes höheres Recht dieses festen Bodens vielfach entbehrten.

In dieser eben angeführten Stelle läßt sich der Ver-

fasser durch seine Pietät für die ursprüngliche Verfassung der Union seinen sonst so klaren Blick über die Verdienste der demokratischen Partei denn doch etwas trüben. Wohl war die demokratische Partei in vielen wesentlichen Punkten „die starke Trägerin derjenigen Ideen, welche die Gründer der Republik leiteten", aber doch lange nicht in allen Punkten. Gerade die Sklavereifrage war es, worin die demokratische Partei nicht die Trägerin derjenigen Ideen war, welche die Gründer, wenigstens die hervorragendsten Gründer der Republik leiteten. Während die demokratische Partei als solche stets und überall nicht blos die Existenz, sondern auch die Weiterverbreitung der Negersklaverei befürwortete und diesen Standpunkt zur Hauptsache in ihrem politischen Glaubensbekenntnisse machte, waren die genialsten und edelsten Gründer der Union, mochten sie dem Norden oder dem Süden angehören, die entschiedensten Gegner dieses verderblichen Instituts; wir nennen hier nur folgende Namen: George Washington, Alexander Hamilton, Gouverneur Morris, Thomas Jefferson, Benjamin Franklin, James Madison, James Monroe, John Jay, Benjamin Rush, Luther Martin, Oberst Mason, General Gates und Patrick Henry. Vgl. Hinton Rowan Helper, „The impending crisis" (S. 90 fg.); Horace Greeley, „The American conflict" (III, S. 49 fg.); Rudolf Doehn, „Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten von Amerika" (S. 19 fg., S. 61 fg., S. 182 fg.). Das „tollkühne Ueberstürzen" und das „maßlose Ausschreiten" hinsichtlich der Ausbreitung der Sklaverei brach die Macht der demokratischen Partei. James Henry Hammond von Südcarolina wollte lieber „die Union zerreißen und die Welt in Trümmer zerschlagen", als die Sklavereipolitik des Südens aufgeben; und J. H. Hammond gehörte zu den treuesten und fähigsten Anhängern von John C. Calhoun, dem Haupte der südlichen Demokratie, und war ohne allen Zweifel einer der einsichtsvollsten, kenntnißreichsten und entschiedensten Mitglieder der Secessionspartei. Daß aber die Secession sich nicht mit der Bundes- oder Unionsverfassung vertrug, gesteht auch Blankenburg (S. 67) zu; mithin geräth er mit sich selbst in Conflict, wenn er in der oben citirten Stelle erklärte, die demokratische Partei habe sich „auf guten und bösen Wegen nie auf ein anderes Fundament gestellt oder zu stellen versucht als auf das der Verfassung". Im Gegentheil, die südliche Demokratie hat mehr als einmal die Bestimmungen der Bundesconstitution verletzt, nicht blos hinsichtlich der Territorialfragen und des Secessionsrechts, sondern vor allen Dingen hinsichtlich der Ausübung der Rede- und Preßfreiheit und des Vereins- und Versammlungsrechts.

In dem letzten Abschnitt der ersten Abtheilung seines Buchs schildert der Verfasser die Bedeutung der Wahl Lincoln's und die unmittelbaren Wirkungen derselben; er ventilirt die constitutionelle Frage vom Rechte der Secession und erkennt dieses Recht vom Standpunkte der Bundesconstitution, wie bereits angedeutet, nicht an; er beschreibt die Bildung der südlichen Conföderation unter Jefferson Davis, den er für „eine Größe zweiten Ranges" erklärt, und weist treffend auf das decentralisirende Bestreben der demokratischen Partei hin; er verdammt die hochverrätherischen Handlungen der Buchanan'schen Minister, sucht aber diesen durchtriebensten aller amerikanischen Politiker, den Andrew Jackson bezeichnend die „pennsylvanische Schlange" nannte, vom Verdacht verrätherischer Tendenzen rein zu waschen, und entwirft schließlich ein in seinen wesentlichen Zügen richtiges Bild von der Stellung, welche Abraham Lincoln als Präsident der Secession gegenüber einnahm.

Die zweite Hauptabtheilung des Blankenburg'schen Werks gibt nun in meisterhaften Zügen das erschütternde Drama des Secessionskriegs. In acht verschiedenen Kapiteln beschreibt der Verfasser den Anfang, den Verlauf und das Ende des gewaltigen Kampfes, wobei er auf die mit den kriegerischen Ereignissen stets Hand in Hand gehenden politischen Entwickelungsmomente gebührende Rücksicht nimmt. Es ist uns nicht möglich, hier auf die Schilderungen der einzelnen zahllosen Gefechte und Schlachten zu Wasser und zu Lande einzugehen; nur die Bemerkung wollen wir uns erlauben, daß der Autor mit großer Unparteilichkeit die Fehler und die glanzvollen Thaten, die auf beiden Seiten der streitenden Parteien vorkamen, verzeichnet hat. Während er hervorhebt, daß der Süden das Höchste leistete, was ein kriegführendes Volk vermag, bekennt er, daß sich beim Norden das Dichterwort bewährte: „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken." Er sagt:

> Aus dem friedlichsten aller Völker war im Laufe eines einzigen Jahres eine streitbare Nation geworden, die zu Lande und zur See über Kriegsmittel verfügte, wie sie kein Militärstaat bis dahin gekannt hatte. Der Erfindungs- und Unternehmungsgeist des Amerikaners war plötzlich dem Waffenhandwerk dienstbar geworden. Die schweren, aus dem Frieden mit hinübergenommenen Krebsschäden der staatlichen Administration, die sich bei den ersten Rüstungen in theils verächtlicher, theils lächerlicher Weise geltend machten, traten bald vor einer in dem großartigsten Stil organisirten Armeeverwaltung in den Hintergrund. Es verdient eine Regierung allen Respect, die es verstanden hat, auf dem ungeheuern Kriegstheater eine Armee von ¾ Millionen Menschen vier Jahre hindurch mit Lebensmitteln und allem Kriegsbedarf zu versehen. Man vergleiche nur mit den Leistungen des Nordens die des stolzen, stets auf große auswärtige Unternehmungen angewiesenen England. Die britische Armeeverwaltung hat es nicht verstanden, ihr kleines Heer von 30000 Mann in der Krim auch nur einen Winter hindurch vor dem äußersten Mangel zu schützen. Die Seemacht Englands hat die hafenarme russische Ostseeküste kaum wirksam zu blokiren vermocht, während der völlig ungerüstet in den Krieg eintretenden Union wenige Monate genügten, eine Flotte zu improvisiren, die an der amerikanischen Ostküste den dreifachen Raum umspannte und mit wenigen Ausnahmen den überaus zahlreichen Buchten und Häfen den Verkehr mit dem offenen Meere verschloß.

Es entgeht dem scharfblickenden Autor nicht, daß bei der langen Dauer und der steigenden Erbitterung des Kampfes die eigentliche Streitfrage, um derentwillen der Norden zu den Waffen gegriffen hatte, nicht in ihrer anfänglichen Beschränkung bestehen bleiben konnte. Der siegreiche Norden wurde durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, nicht blos den rebellischen Süden mit Strenge zum Gehorsam zurückzubringen und die Union wiederherzustellen, er vernichtete auch das Institut der Sklaverei, welches vor allen andern Dingen den Krieg veranlaßt hatte.

Mit vollem Recht weist der Verfasser auch darauf hin, daß der Norden der Union mit eiserner Consequenz in

der innern und äußern Politik sein Ziel fest im Auge behielt. Er sagt:

> Der amerikanische Krieg steht einzig da in der Fernhaltung jeder diplomatischen Einmischung. Gerade hierdurch hat der Norden seinen politischen Standpunkt vor der Welt in entschiedenster Weise aufrecht zu erhalten vermocht. Selbst in Zeiten schwerster Bedrängniß ist von jener Doctrin Monroe's, welche die Union zum Wächter des Erdtheils gegen die Einmischung Europas bestellt, nicht das mindeste geopfert worden. Kaum war der Krieg zu Ende, noch blutete das Land aus tausend Wunden, schon tobten neue Parteikämpfe im Innern, und die Union war in der Lage, mit wenigen Federstrichen dem mächtigen Kaiser Napoleon eine Niederlage zu bereiten, die ihresgleichen in der Geschichte sucht. Sie zwang ihn, seine Schöpfung, das mexicanische Kaiserreich, fallen zu lassen, den Kaiser Maximilian dem Schächertode preiszugeben und dennoch um die Freundschaft des Cabinets von Washington zu werben. Der Versuch, dem romanischen Element auf der nördlichen Hemisphäre (Amerikas) eine feste Stätte zu sichern, war damit für immer gescheitert; keinem Zweifel unterliegt es, daß das anglogermanische Element in nicht ferner Zeit bis zur Landenge von Panama hinab seine civilisatorische Kraft zur Geltung bringen wird. Auch das ist eine Frucht des Kriegs und des Siegs des Nordens.

Wie die Sachen jetzt liegen, soll es uns sogar nicht wundern, wenn die Vereinigten Staaten über kurz oder lang auch in Cuba und Paraguay festen Fuß fassen.

Eins der bedeutsamsten Resultate für die Stellung der Union nach außen war, wie der Verfasser ebenfalls bemerkt, die Knüpfung engerer Bande mit Rußland und Deutschland. Beide hatten dem Norden ihre Sympathien zugewandt, dieses mehr aus idealen, tief im Geiste der Bevölkerung wurzelnden Gründen, jenes aus Gründen der sogenannten höhern Politik. Deutsche hatten in großer Zahl und zum Theil in hervorragenden Stellungen in den Reihen der Unionstruppen gefochten, Deutsche hatten in der Presse die Sache der Union im Geiste des äußersten Radicalismus leidenschaftlich vertreten. Ehe indeß reale Früchte aus der damit eingeleiteten Verbrüderung erwachsen konnten, mußte Deutschland selbst durch die Schule eines innern Kriegs hindurchgehen und eine neue politische Gestaltung gewinnen. Mit der Gründung des Norddeutschen Bundes begannen die staatlichen Beziehungen zwischen diesem und der Union in wesentlich neue Bahnen einzulenken, welche — so wollen wir hoffen — die Erreichung großer und für die allgemeine Gesittung segensreicher Resultate mit Gewißheit in Aussicht stellen.

Auch in sittlicher, ja selbst ästhetischer Beziehung wird, so glauben wir mit dem Verfasser, der siegreich beendigte Secessionskrieg die schönsten Früchte tragen. Denn das unvergängliche Blatt, um das beide kriegführenden Theile durch den heldenmüthigen Kampf für das, was sie für recht erachteten, die junge Geschichte des Landes bereichert haben, wird und muß, wenn die Zeit erst das Ihrige gethan, auf sittlichem und idealem Gebiet seine Wirkungen äußern. Nichts vermag — dies lehrt die Geschichte aller Zeiten — ein Volk mehr culturhistorisch zu erheben, als der Rückblick auf eine an Großthaten reiche Vergangenheit. Was heute bei dem mächtig aufstrebenden jungen Culturvolke jenseit des Oceans noch verhältnißmäßig tief daniederliegt, die Pflege des Ideals, der Sinn für Poesie und bildende Kunst, das wird schon in den nächsten Generationen durch die Geschichte der letzten Ereignisse mächtig angeregt werden.

Die dritte und letzte Abtheilung des Blankenburg'schen Werks enthält endlich eine Darstellung der „Politischen Kämpfe nach Beendigung des Secessionskriegs bis zur Präsidentenwahl 1868". Die Zeit dieser Kämpfe, die noch jetzt nicht zu einem vollständigen Abschluß gekommen sind, liegt uns schon aus diesem Grunde noch zu nahe, als daß wir so leichthin über dieselben aburtheilen möchten. Wenn der Verfasser dennoch es unternimmt, über die in der nordamerikanischen Union streitenden Parteien ein mehr oder weniger maßgebendes Urtheil zu fällen, so begibt er sich damit zweifelsohne auf ein äußerst unsicheres Gebiet. Wir können ihm nun zwar eine ziemlich genaue Kenntniß dieses Gebiets, soweit sich aus der Tagesliteratur eine solche schöpfen läßt, nicht abstreiten; auf der andern Seite aber müssen wir doch gestehen, daß ein Bücher- und Zeitungsstudium allein kaum im Stande ist, die Erkenntnisse und Urtheile aufzuwiegen, welche ein bewußtes Mitdurchleben jener Parteikämpfe zu gewähren vermag. Mag immerhin ein Bücherstudium in mancher Hinsicht die so viel gefeierte Objectivität des Urtheils sichern — es bleibt doch eine unleugbare Wahrheit, wie uns z. B. die Schriften eines Cäsar und Tacitus, um von einem Thucydides zu schweigen, lehren, daß man genau, treu und mit anschaulicher Lebendigkeit nur das beschreiben kann, was man, wenigstens bis zu einem großen Theile, selbst gesehen, selbst gehört, selbst miterlebt hat. Wol mag derjenige, welcher, inmitten von leidenschaftlichen Parteikämpfen stehend, unter dem Eindrucke dieser Kämpfe Geschichte schreibt, sich schwer einen klaren Blick und eine klare Umsicht bewahren können; wer sich aber, wenn sich Dampf und Staub des Kampfes verzogen, ruhig hinsetzt und dem „second sober thought" freien Spielraum läßt, der dürfte wol im Stande sein, das Miterlebte nicht blos anschaulicher, sondern auch treuer und wahrer zu schildern als derjenige, welcher den zu schildernden Ereignissen ganz fern stand. Dazu kommt noch, daß man es in der Objectivitätssucht ebenso gut zu weit treiben kann und schon oft zu weit getrieben hat, wie in der Parteisucht.

Um nun auf unsern Autor zurückzukommen, so müssen wir bekennen, daß wir keinen Schriftsteller diesseit des Oceans kennen, der mit einem größern Streben nach Unparteilichkeit es versucht hat, die in Rede stehende Geschichtsperiode der Vereinigten Staaten historisch treu darzustellen, als Heinrich Blankenburg. Wenn er dennoch in einzelnen Punkten geirrt hat, so mag er mit dem Chremes des Terenz sprechen: „Homo sum; humani nihil a me alienum puto." Wir müssen uns hier begnügen, einen oder zwei Punkte aus dem reichen Material der letzten Abtheilung hervorzuheben.

Was der Verfasser S. 211 fg. und an andern Stellen über die Politik sagt, welche Abraham Lincoln möglicherweise befolgt haben würde, hätte ihn nicht eines fluchwürdigen Mörders Hand so plötzlich seinem Vaterlande entrissen, das sind nur Hypothesen. Namentlich scheint es uns gewagt zu sein, mit Blankenburg aus der Inauguralrede Lincoln's vom 4. März 1861 bestimmte Schlußfolgerungen ziehen zu wollen über die politischen Maßregeln, welche dieser Märtyrer einer guten Sache nach

Niederwerfung der Rebellion getroffen haben würde. Wir gehören ebenso wenig, wie Blankenburg, zu denen, die Lincoln zu den radicalen Staatsmännern des Nordens zählen; gute persönliche und sachliche Gründe sprechen bei uns dagegen; aber deshalb halten wir es noch nicht für gerechtfertigt, die mögliche politische Haltung Lincoln's im Jahre 1865 vorzugsweise aus seiner vier Jahre vorher gehaltenen Inauguralrede abzuleiten. Indem unser Autor dies thut, werden seine Schlüsse irrthümlich. In den vier Jahren von 1861—65 war Lincoln's Politik wesentlichen Wandlungen unterlegen, selbst hinsichtlich der großen Streitfrage, ob die „secedirten Staaten" (the seceded states) jemals wirklich aus der Union ausgeschieden seien oder nicht. Es gab eine Zeit, wo Lincoln diese Frage entschieden in negativem Sinne beantwortete. In seiner am 11. April 1865 gehaltenen Rede erklärte er aber öffentlich:

Wir alle stimmen darin überein, daß die sogenannten secedirten Staaten sich außerhalb ihrer eigentlichen praktischen Verbindung mit der Union befinden (are out of their proper practical relation with the Union), und daß es das Hauptziel der Regierung ist, alle ihr zu Gebote stehenden bürgerlichen und militärischen (civil and military) Mittel anzuwenden, um jene Staaten wieder in ihre eigentliche praktische Verbindung mit der Union zu bekommen. Ich für mein Theil glaube, daß es nicht nur möglich, sondern wirklich leichter ist, dies Ziel zu erreichen, wenn wir die Frage, ob jene Staaten jemals außerhalb der Union gewesen sind, oder ob nicht, gar nicht entscheiden, ja, wenn wir sie gar nicht einmal in Betracht ziehen. (I believe that it is not only possible, but, in fact, easier, to do this without deciding, or even considering, whether these States have ever been out of the Union, than with it.)

Vergl. die von der „American News Company" im Jahre 1865 herausgegebene Schrift: „The martyr's monument", S. 285; Rudolf Doehn, a. a. O., S. 272.

Aber darin geben wir dem Verfasser vollkommen recht, daß Lincoln in der eben citirten Rede sehr versöhnliche Maßregeln dem Süden gegenüber empfahl; wir dürfen dabei jedoch nicht übersehen, daß er zu derselben Zeit ängstlich alles vermied, wodurch er mit dem Congreß in der leidigen Reconstructionsfrage irgendwie in argen Conflict hätte gerathen können: eine Vorsicht, die sein Nachfolger, Andrew Johnson, ganz aus den Augen verlor. Vgl. „The martyr's monument", S. 284.

S. 237 und 300 erklärt der Verfasser, daß der Norden mit seiner radicalen Reconstructionspolitik die Unionsverfassung verleugnete und „den Boden der Revolution betrat", und billigt die Schlagworte, welche Andrew Johnson in seiner Botschaft vom 3. December 1867 veröffentlichte: „Union und Constitution sind untrennbare Dinge. Ohne Constitution sind wir nichts, aber mit der Constitution und durch dieselbe sind wir das, wozu sie uns gemacht hat."

Zunächst steht es wol fest, daß die schönsten Worte ohne entsprechende Handlungen nur dem tönenden Erze oder klingenden Schellen gleichen; der Nachweis, daß diese Worte häufig auf Johnson ihre Anwendung finden müssen, würde uns zwar sehr leicht fallen, doch hier viel zu weit führen; wir verweisen aber die Leser d. Bl. hinsichtlich der sogenannten revolutionären Politik des Nordens einfach auf das ausgezeichnete Buch von Franz von Holtzendorff: „Die Principien der Politik", namentlich auf das fünfte Kapitel des zweiten Buchs, welches über „Die Conflicte zwischen der Handhabung des Rechts und der praktischen Politik" handelt, und wo es heißt:

Die kleinern Leiden, die sich aus einem ungerechten Gesetze für ein Volk ergeben, werden meistentheils ertragen, wenn nicht der Scharfsinn — was häufig genug der Fall ist — das Gesetz umgeht. Anders, wo die großen Lebensprocesse des Staats selbst durch ein juristisch unabänderliches Gesetz, das sich weder umgehen, noch aufheben läßt, in Gefahr gebracht werden. In dieser Alternative muß die Politik unbedenklich das Gesetz brechen und an die Stelle des gesetzlichen Unrechts das nach Existenz ringende Recht Gesetz werden lassen.

Daß aber zur Reconstruction der rebellischen Südstaaten nicht die alte Unionsverfassung ausreichte, wird uns auch wol Heinrich Blankenburg zugeben. Vgl. auch Zöpfl's Ausspruch, den von Holtzendorff (a. a. O., S. 107) citirt.

Kleinere Irrthümer, wie z. B. der, daß das von Schuyler Colfax gegründete Zeitungsblatt nicht „South Bend", sondern „The St. Joseph valley register" hieß (S. 319), wollen wir gern übergehen; „South Bend" ist nämlich nicht der Name eines Journals, sondern der einer Stadt, in welcher Colfax im Jahre 1845 die genannte Zeitung gründete.

Alles in allem genommen ist das Werk von Heinrich Blankenburg eine recht tüchtige Leistung auf dem Gebiete der neuern Historiographie und bietet dem Freund der Geschichte unter allen Umständen mehr als alle jene ephemeren Büchererscheinungen und literarischen Fabrikarbeiten, die, aus den parteiisch gefärbten und fragmentarischen Berichten der Tagespresse zusammengestoppelt, in kritikloser Weise dem momentanen Zeitgeschmack huldigen. Mag der Verfasser immerhin ein wenig mehr, als recht und billig ist, dem Süden der Union „politische Integrität und Intelligenz" vindiciren, während er dem Norden das Vorwalten der „Pöbelpartei" zur Last legt, darin trifft er sicherlich das Rechte, daß er von dem Westen der Vereinigten Staaten ein wohlthätiges Gegengewicht gegen den puritanischen Osten erwartet.

Was nun das Werk von Ernst Reinhold Schmidt: „Der amerikanische Bürgerkrieg" (Nr. 2), anlangt, so hat sich der Verfasser nach seinen eigenen Worten (Vorwort, S. VIII) die stolze Aufgabe gestellt, „das Leben der (amerikanischen) Nation in seiner Totalität darzustellen". Er beabsichtigt, „eine gedrängte Uebersicht der Entstehung und Entwickelung, der Fortschritte und Rückschritte, der jugendlichen Leistungen, Thaten und Unterlassungssünden des amerikanischen Volks mit steter Rücksicht auf die Gegenwart vorauszuschicken", um sodann „den großartigen innern Kampf, der seiner tiefern Bedeutung nach als Abschluß der bisherigen nationalen Entwickelungsperiode aufzufassen ist, mit seinen Resultaten ausführlich, getreu und anschaulich den Augen des Lesers vorzuführen". Da eine gerechte Würdigung dieses Kampfes aber nicht möglich sei ohne stete Berücksichtigung aller Einrichtungen bürgerlicher und militärischer Art, welche dem Volke der Union während der Zeit der Prüfung dienstbar oder hinderlich waren, erklärt es der Verfasser für seine fernere Aufgabe, „den Zustand des Landes und seiner Bevölkerung im Norden und Süden während und nach der geschilderten Entwickelungsperiode, die Verfassung, die Gewerbs- und Handels-

verhältniſſe, die Hülfsquellen und Mittel, die geiſtigen und ſittlichen Zuſtände, die Bildung und die Bildungsmittel, kurz, die Culturzuſtände und das innere Leben der Nation in ſeinen weſentlichen Zügen zu betrachten". Die Schwierigkeit, dieſen ungeheuern Stoff in den „engen Grenzen eines dem populären Bedürfniſſe entſprechenden Gedenkbuchs" zu bewältigen, ſcheint dem Verfaſſer nicht entgangen zu ſein; allein Begeiſterung für ſein Adoptivvaterland und der Wunſch, ſeinen Landsleuten dieſſeit wie jenſeit des Oceans „Muth und Zuverſicht für die Zukunft einzuflößen", ließen ihn vertrauensvoll ſein ſchweres Unternehmen beginnen. Und man muß geſtehen, daß, wenn es ſeine Hauptabſicht war, ein „Gedenkbuch" zur Befriedigung „populärer Bedürfniſſe" abzufaſſen, ihm dieſe Aufgabe ziemlich gut gelungen iſt. Hierin liegt aber auch der weſentliche Unterſchied zwiſchen dem Blankenburg'ſchen und dem Schmidt'ſchen Werke; dazu kommt noch, daß Schmidt gar nicht leugnet, daß „Parteinahme aus einem Geſchichtswerke, das die Gegenwart oder jüngſte Vergangenheit behandelt, nicht fern gehalten werden kann", mithin auch von ihm nicht immer fern gehalten iſt, während Blankenburg's Hauptbeſtreben darauf gerichtet iſt, ſeiner Darſtellungsweiſe den Stempel einer „vorurtheilsloſen Behandlung" aufzudrücken, um ſeine Leſer für eine „objectivere Anſchauung zu gewinnen". Allerdings erklärt auch Schmidt, der übrigens, ſo wir nicht irren, ſeit 18 Jahren in Amerika weilt, daß „das Streben nach Wahrheit, das der gewiſſenhaften Ueberzeugung entſpringt, die erſte Pflicht des Geſchichtſchreibers" ſei und bleibe.

Uns liegen von dem Schmidt'ſchen Werke 12 Hefte vor, wovon die erſten zehn den erſten Band ausmachen, der zweite und letzte Band ſoll ungefähr ebenſo ſtark werden; ein jedes Heft zählt etwa 38 Seiten. Außerdem ſind dem Buche Porträts, Karten und Pläne des Kriegsſchauplatzes beigegeben.

In der Einleitung, die LXXV Seiten beträgt, gibt der Verfaſſer eine gedrängte Ueberſicht der geſchichtlichen Entwickelung der Vereinigten Staaten von den Zeiten der Conföderation an bis zur erſten Wahl Abraham Lincoln's (1781—1860). Der Parteiſtandpunkt des Autors verleugnet ſich auf keiner Seite; er bekämpft überall die ſklavereifreundlichen Beſtrebungen der ſüdlichen Demokratie und erkennt mit Recht die Sklavenfrage als den Kernpunkt der innern Politik der nordamerikaniſchen Union, dem nicht ſelten auch die äußere Politik dienſtbar gemacht wird.

Abgeſehen von der Einleitung zerfällt der erſte Theil des Buchs in 28 Abſchnitte oder Kapitel, wovon das erſte eine Schilderung der Ereigniſſe enthält, welche dem Ausbruche des Seceſſionskriegs unmittelbar vorangingen. In den folgenden 22 Kapiteln gibt der Verfaſſer eine anziehende und feſſelnde Darſtellung der Kriegsereigniſſe vom Beginn der Rebellion bis zu der am 4. Juli 1863 erfolgten Einnahme von Vicksburg. Er hat meiſtens gute und zuverläſſige Quellen benutzt und erkennt richtig in dem Siege bei Gettysburg und dem Falle von Vicksburg den Hauptwendepunkt des ganzen Kriegs zu Gunſten des Nordens.

In den folgenden fünf Kapiteln wirft der Verfaſſer einen Rückblick auf die Entwickelung des Kriegsweſens der Vereinigten Staaten, indem er das Conſcriptionsſyſtem des Südens und das Freiwilligenſyſtem des Nordens beſpricht, ſowie die Anwerbung von Negertruppen. Er ſchildert alsdann das Marineweſen der nordamerikaniſchen Union, die Panzerſchiffe und Monitors, den Blokadedienſt der Flotte u. ſ. w. Nachdem er die Verpflegung und Bekleidung der Truppen dargeſtellt und die wohlthätige Macht der Aſſociation hinſichtlich der verſchiedenen, die Leiden des Kriegs lindernden Wohlthätigkeits- und Sanitätsgeſellſchaften, z. B. der „United States sanitary commission", hervorgehoben, erwähnt er die Ausrüſtung von Kaperſchiffen in England, namentlich auch die des Kaperſchiffs Alabama, welches unter dem Kapitän Raphael Semmes dem amerikaniſchen Handel ſo großen Schaden zufügte und deſſen Bau auf der Werft von Liverpool Veranlaſſung gab zu jenen Streitigkeiten zwiſchen England und den Vereinigten Staaten, die noch jetzt nicht beigelegt ſind. Ebenſo gedenkt er der verhängnißvollen Politik Napoleon's III., der nichts zum „ewigen Ruhme" fehlt, als daß ſie vollkommen Fiasco gemacht hat in dem Beſtreben, den fataliſtiſchen Glücksſtern des modernen Cäſar im Reiche der Azteken friſch aufleuchten zu laſſen.

Schließlich beſpricht er die innere Politik der Regierung Abraham Lincoln's, die Entwickelung und den endlichen Sieg der Emancipationsidee, wie ſolche in der Proclamation vom 1. Januar 1863 zum Ausdruck kam, und beleuchtet die Charaktereigenſchaften und Tugenden des ſechzehnten Präſidenten der Vereinigten Staaten.

In dem elften und zwölften Hefte ſeines Werks führt Schmidt die Beſchreibung der Kriegsereigniſſe bis zum letzten Kriegsjahre herab und gibt uns eine treffliche Zeichnung der Lebensſchickſale, des Charakters und der militäriſchen Grundſätze von Ulyſſes S. Grant.

Eine tiefer eingehende Vergleichung der Arbeiten von Blankenburg und Schmidt liegt außerhalb unſers Plans, zumal die des letztgenannten Autors uns nicht in ihrer ganzen Vollendung vorliegt. Die weſentlichſten Unterſchiede beider haben wir übrigens bereits angedeutet. Wir können nur noch die Werke beider Schriftſteller dem für Geſchichte empfänglichen Publikum mit gutem Gewiſſen empfehlen.

Rudolf Doehn.

Neue Gedichte.

1. Buch der Liebe. Von Robert Prutz. Leipzig, Keil. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die in dieſer umfaſſenden Sammlung enthaltenen Gedichte ſind uns in ihrer großen Mehrzahl bereits aus den frühern Sammlungen: „Herbſtroſen", „Aus der Heimat" u. ſ. w., bekannt; ſie erſcheint daher als eine Anthologie von Liebesgedichten, die der Dichter aus den bisherigen Erzeugniſſen ſeiner, gerade auf dieſem Felde ſehr productiven Muſe zuſammengeſtellt hat.

Die Schönheit der meiſten Gedichte, die wir hier wiederfinden, haben wir bereits früher anerkannt; es iſt Glut und Feuer und Schwung der Leidenſchaft in denſelben,

und wenn in den frühern Sammlungen die sinnliche Glut allzu grell lodernd emporschlug, so bemerken wir hier die aufgesetzten Dämpfer einer editio castigata. Trotzdem, daß die Ergüsse allzu stürmischer Leidenschaft nicht mit aufgenommen sind, unterscheidet sich die Sammlung doch noch immer wesentlich von den landesüblichen Liebesgedichten, in denen die Seufzer einer blonden Minne vorherrschen.

Form und Haltung dieser Gedichte reiht sie nicht gerade den sangbaren Liebesliedern ein, obgleich auch manche lyrischen Ergüsse in der Form des Liedes gehalten sind. Doch die Mehrzahl derselben trägt einen andern Charakter. Es ist ein Vorurtheil, das aus den Zeiten der romantischen Schule stammt, daß die Liebe sich vorzugsweise in der Form des Liedes zu äußern habe. Zu den größten Liebesdichtern aller Zeiten gehören die römischen Elegiker Tibull, Properz und Ovid, gehört der Sonettendichter Petrarca, und sie haben der Liebe einen poetischen Cultus geweiht, der, ebenso gedanken- wie phantasievoll, durchaus nicht in musikalischen Liedern und Liederchen aufgeht. Die Mehrzahl der Gedichte im „Buch der Liebe" reiht sich diesen Mustern an; wir finden auch manchen gelungenen Sonettencyklus darunter. Die Liebe gibt nur die Grundstimmung des Dichters her; alle Fragen der Welt und des Lebens spielen herein in ihren Zauberkreis. Wir weisen nur hin auf das tiefsinnige Gedicht: „Weltgeheimniß ist der Tod", auf die „Weltuntergangssonette", auf die vielen reizenden Naturbilder: „Nachtstille", „Sommernacht", „Winternacht", „Abendstille" u. a. So erweitert sich in dem Gedicht „Leidenschaft" die Leidenschaft der Liebe zu jener, welche die Mutter großer Thaten ist:

Leidenschaft.

Du sollst, o Herz, die Leidenschaft,
Die gottgeborne, nicht verdammen!
Es reift des Menschen höchste Kraft
Im holden Glutstrahl ihrer Flammen;
Wo etwas Großes je gelungen,
Wo je ein edles Werk vollbracht,
Da ist es ihrem Schos entsprungen,
Ihr Athem hat es angefacht!

Die Brust von ihrem Hauch geschwellt,
Berauscht von ihren süßen Gluten,
Stürzt sich der Jüngling in das Feld,
Für Recht und Freiheit zu verbluten;
Die ersten jungfräulichen Triebe
Erweckt sie in des Mädchens Brust,
Sie lehrt das Glück der ersten Liebe,
Des ersten Kusses Götterlust.

Sie lenkt des Schiffers irren Kiel
An nie betretene Gestade;
Den Forscher führt sie an das Ziel
Auf ödem, schattenlosem Pfade;
Es ringt in Farben, in Accorden
Der Seele tiefster Kern sich los;
Wo je ein Dichter ist geworden,
Da zog die Leidenschaft ihn groß.

Drum fühlst du deine Brust in Zorn
Und fühlst du sie in Liebe pochen,
O denk' an Moses und den Dorn,
Aus welchem Gott zu ihm gesprochen!
Dem zitternd alle Himmel dienen,
Der Erd' und Meere hält umspannt,
In Feuer ist der Herr erschienen,
Aus Flammen webt er sein Gewand!

So laß auch du, gebeugtes Herz,
Wie in vergangnen sel'gen Tagen,
O laß noch einmal himmelwärts
Von frommer Leidenschaft dich tragen!
Schon ihren Fittich hör' ich rauschen,
Das bange Herz wird stark und weit;
Mit jedem Kusse, den wir tauschen,
Durchflutet uns Unsterblichkeit!

Neben diesen Gedichten voll rhetorischen, gedankenreichen Aufschwungs finden wir andere, mehr kurzathmige, von mehr stimmungsvollem Hauch:

Lenz und Licht.

Rosenduft, du machst mich trunken,
Gleich wie Duft von edlem Wein,
Sonne, deine goldnen Funken
Sprühn mir tief ins Herz hinein!

Duft der Liebe, still und leise
Fächelst du mich nah und fern;
Ziehe leuchtend deine Kreise,
Lebenssonne, Liebesstern!

Im ganzen gehören indeß die liederartigen Gedichte, wie z. B. „Frühlingsliebe", zu den schwächern der Sammlung.

Schwung und Glut, Melodie, correcte Verse und Reime, eine wohlgebaute strophische Architektonik zeichnen fast durchweg die Liebeslyrik von Prutz aus und sichern derselben einen dauernden Werth in unserer Literatur.

2. Lieder aus Italien. Von Julius Schanz. Düsseldorf, Budich. 1870. 16. 15 Ngr.

Diejenigen, welche der neuern Dichtung salope Form zum Vorwurf machen und überhaupt über ihre Abirrung von unsern classischen Mustern klagen, mögen nur das „Buch der Liebe" von Robert Prutz und diese Gedichte von Julius Schanz aufschlagen, um sich davon zu überzeugen, daß auch neuere Dichter in ihre Gesänge eine lautere, melodische Fülle ausströmen, wie dies nur in den besten Zeiten unserer Dichtung geschah.

Julius Schanz ist ein eifriger Vermittler zwischen deutscher und italienischer Literatur, ein Bestreben, das volle Anerkennung verdient; denn diese beiden Völker, lange Zeit hindurch verfeindet durch unglückliche geschichtliche Constellationen, befinden sich jetzt unter dem gemeinsamen Zeichen nationalen Aufschwungs und kräftiger Verjüngung und mögen sich über die Alpen hinüber die Hände reichen. Schanz ist engbefreundet mit allen italienischen Dichtern, welche deutsche Poesie durch ihre Uebersetzungen in Italien einzubürgern suchen, wie mit Zendrini, dem meisterhaften Uebersetzer Heine's, mit Prina und vielen andern. Umgekehrt sucht er die Deutschen durch lyrische und dramatische Uebersetzungen mit den neuern Erscheinungen der italienischen Poesie bekannt zu machen.

Daß ihm Italien lieb und zur zweiten Heimat geworden ist, zeigen die obigen Lieder. Wie schwunghaft ist der „Abschied von Florenz", dessen erste Strophen lauten:

Lebe wohl, du Stadt der Blumen, wo sich Sonn' an Sonne reiht,
Heiligthum zu Heiligthumen, Stadt der Lieb' und Lieblichkeit!
Lebewohl sei dir gesungen, meiner Sehnsucht Ruhethal,
Echo meiner Huldigungen, lebe wohl vieltausendmal! —

Als, umhaucht von Maienwinden, ich im Brautgewand dich sah,
Wollt' ich reiche Kränze winden deiner Stirn, Fiorentia,

Doch die Rosen, die ich pflückte, sie entfielen meiner Hand,
Und im Auge still zerdrückte ich der Thräne Diamant.

Brunellesco's schöne Wiege, Donatello's trauter Herd,
Hat dich nicht im Geistessiege Galileo auch verklärt?
Michel Angiolo und Dante segnen deinen Mutterschos,
Deiner Freiheit Sonne brannte in der Brust Ferruccio's! —

Und wie oft mein Herz nach hohen, ebenbürt'gen Tönen rang,
Dämpften deines Ruhms Heroen mir im Busen den Gesang;
Aber heute meine Flügel ohne Zagen breit' ich aus,
Fleug von San-Miniato's Hügel, kühn, o Adler, fleug hinaus!

In der „Einladung an den Comersee" heißt es:

Entzückender, als ich es dir beschriebe,
Ist dieses Land! Ein Paradies die Flur,
Die Goldfrucht prangend am geringsten Triebe,
Der Himmel unvergänglicher Azur!
Der fromme Dienst der Schönheit und der Liebe
Hier geht er Hand in Hand mit der Natur:
Wen hier Begeisterungen nicht durchbeben,
Dem ist umsonst ein Menschenherz gegeben.

— — — — — — — — — —

Wenn Erd' und Himmel sich am frühen Tag
Verjüngend in den Glanz der Schönheit tauchen,
Tief in den Herbst hinein im sonn'gen Hag
Orangen blühn und Myrten dich umhauchen,
Wenn abends mit entzücktem Herzensschlag
Am See du schweifst, wo blaue Nebel rauchen,
Und rosig um die Berge wallt der Schleier,
Bebt dir vom Kuß der Muse Herz und Leier.

Aus dem vortrefflichen Gedicht: „Winter in Italien", theilen wir hier noch die letzten sechs Strophen mit, als Probe von dem melodischen Reigen der Verse von Schanz:

Wie hab' ich geschauert im heimischen Norden,
Wo der Himmel umwölkt und die Thäler verschneit,
Wie war's auf den Fluren so einsam geworden,
Wie trugen die Wälder so schweigend ihr Leid.

Wie grauten im Norden die Tage so finster,
Ach selber der Mai dort lächelte kaum!
Hier grünet um Weihnacht frischer der Ginster,
Als dorten im Maien der Apfelbaum.

Die kindliche Lust mit den rosigen Wangen,
Die Freuden, sie kamen dort selten zu Gast:
Wie froh die Pokale beim Fest auch erklangen,
Nie labte das Herz dort erquickliche Rast.

Im Süden, da wandeln die Göttinnen freier,
Des Tages schöneres Theil ist die Nacht,
Phantastisch weht der ambrosische Schleier
Um ihrer Locken entfesselte Pracht.

Sie pflücken die Rosen, sie winden die Kränze
Und schweben dir ungeladen ins Haus,
Sie zünden die Fackeln und schlingen die Tänze
Und ruhen in weichen Umarmungen aus.

Wie ernst mich auch mahnen die dunkeln Cypressen —
Vorüber brausen die Panther kühn,
Den Thyrsus geschwungen und selig vergessen,
Daß Monden verbleichen und Sonnen verblühn.

Auch für die geistige Bedeutung italienischer Literatur ist Schanz begeistert, wie sein Hymnus zur Dante-Feier beweist.

Seine Sonette, Terzinen und Distichen zeigen fast überall die gleiche Formvollendung; einzelne auffallende Incorrectheiten sind offenbare Druckfehler. So steht S. 25 „kann" als Reim auf „vernahm" statt „kam"; in dem zwölften Sonett ist in der neunten Verszeile ein „ist" zu viel, und im Idyll vom Comersee: „Faustine", trauert ein verwaister Hexameter nach seinem Distichongenoß vergeblich.

Dies Idyll, im Genre der Goethe'schen „Römischen Elegien" gehalten, enthält Stellen von großer dichterischer Anmuth. Einzelne Partien des Idylls sind durch eine gewisse mythologische Ueberfrachtung für uns nicht in gleichem Maße genießbar wie diejenigen, welche frei von der Nachahmung antiker Muster und des Goethe'schen Vorbildes sich in der Hingabe an die Schönheiten der Natur und die Freuden der Liebe bewegen.

Die einzige Ausstellung, die wir an diesen Gedichten machen, ist die von Platen, dem Meister dieser Schule, ausgehende, auch hier sichtbare Neigung der Poeten, so viel von sich selbst und ihrer eigenen Unsterblichkeit zu sprechen. So hält in der zwölften Elegie die Geliebte dem Dichter die folgende Anrede:

Namen, unsterblichen Namen zu leihn mir im Munde der Nachwelt
Hast du gelobt mir, o Freund, doch dein Gelübde, wo blieb's? —
Statt an den Ruhm zu gedenken, verdirbst du mit Tändeln die Zeit dir,
Schmeichelst und drückst mir die Hand, wühlst mir im offnen Haar.
Statt den Musen zu opfern, dem Bacchus huldigt die Lippe,
Nicht an Gesang mehr und Kranz denket sie, wenn sie mich küßt.
Gerne dir seien geschenkt all' deine unsterblichen Lieder,
Bleibe der Glücklichen Gott ferner das Schweigen, o Freund.

Im Munde der Geliebten klingt das noch immer erträglich genug; denn daß diese ihren Dichter für unsterblich hält, darf man ihr wahrlich nicht so übel deuten; es sind ja in der Regel nur noch die Geliebten, welche an die Unsterblichkeit der durch ihre Gunst beglückten Dichter glauben. In demselben Cyklus bekennt der Dichter, daß ihm die Scham das Blut in das Antlitz treibt, wenn er erwägt, wie er so Geringes gethan, einem Goethe gegenüber, und fügt hinzu:

Eines, der Feind selbst leugnet es nicht, wie wenig es sein mag,
Mühsam hab' ich erreicht: einen erträglichen Vers.

Doch im Stil der Platen'schen Schule und ihrer Selbsterhebung ist das folgende Gedicht gehalten:

Zu Melodie verflüchtet sich die Klage,
Die jahrelang von meiner Lippe tönte,
Daß man daheim die Histrionen krönte,
Der Dichterstirn das edle Reis versage.

Verwunden sind die kummervollen Tage,
Da laut der Sturm um meine Schwelle dröhnte,
Und mich der Feind in meinem Leid noch höhnte —
Hier wehrt mir's keiner, daß den Kranz ich trage.

Im Myrtenbusch, in duft'gen Rosenlauben
Hat sein Geheimniß mir Apoll verkündet,
Und um die Schulter flattern mir die Tauben.

Schönheit und Jugend kränzen holdverbündet
Den Becher mir, wenn mich der Sohn der Trauben
Im Schos der Nacht zu Kuß und Lied entzündet.

Auch sonst finden sich vielfach jene Selbstaufmunterungen zum Dichten, die uns in der Poesie nicht wohlangebracht scheinen. Das beständige Dichten über das Dichten verläuft ins Leere; wir wollen keine gereimten Vorreden und Nachreden, sondern die dichterische That.

3. In Lieb' und Haß. Elegien und Epigramme aus den Alpen von Adolf Pichler. Gera, Amthor. 1869. 8. 15 Ngr.

Diese Sammlung enthält viel Treffliches und Treffendes. Der in Tirol lebende Dichter schleudert seine Xenien

auch gegen die leipziger Kritik, die ihn bisher unbeachtet gelassen hat; dieser oder jener der durch keine Ueberschrift gekennzeichneten Stachelverse scheint gegen den Unterzeichneten gerichtet zu sein. Wenn der Poet indeß meint, daß dieser Nichtbeachtung irgendeine Absicht zu Grunde liege, wie er denn in der Anrede an die Kritiker sagt:

Welchen ihr nicht frisirt, den weist ihr aus dem Salon fort,
Schließt vor der Nas' ihm zu eueren Winkelparnaß —

so befindet er sich in einem großen Irrthum. Wir beweisen ihm dies dadurch, daß wir trotz der heftigen Ausfälle seinen Epigrammen jene unbefangene Würdigung zutheil werden lassen, welche einer unparteiischen Kritik geziemt.

Die Sammlung zerfällt in die Abschnitte: „Jugend und Liebe", „Natur und Heimat", „Literatur und Kunst", „Splitter und Späne", „Kampf und Ende". Die beiden ersten Abschnitte sind die reichhaltigsten. Diesen Epigrammen fehlt meistens der Stachel; es sind Sinnverse, Lyrik in Distichen, voll warmen Naturgefühls und in meistens ansprechender Form; z. B.:

Der Wasserfall.

Brausend stürzen die Fluten herab und bringen dir Blumen,
Bist du hoch im Gebirg, schweben sie leise hinauf,
Legen als Schleier sich sanft um sparrige Nadeln der Föhre,
Schimmern als Rose am Fels, wenn sie der Abend verklärt.

Gewitter.

Schwärzliches Donnergewölk, o sei mir heute gepriesen,
Segen verleihst du mir, schenkst ihn der durstigen Flur.
Wie die Blume bethaut erheb' ich die heitere Stirne!
Rauscht auch draußen der Guß, lacht mir die Sonne im Haus.
Rathlos brauche ich nicht durch Wälder und Auen zu irren,
Nach der entschwindenden Spur, wo sich die Holde verbarg.
Ruhig sitzt sie daheim und hört die zärtlichen Bitten;
Pflück' ich Blumen mir nicht, pflück' ich mir Küsse gewiß.

Die Tanne.

Hoch im Gebirg stand ich, ich hörte das Rauschen des Sturmes
Und im tobenden Sprung schoß die Lavine vorbei.
Donner saugen mich ein, im Mondschein tanzten die Elfen
Bis mich frühe der Aar weckte mit heißerem Schrei.
Tief in das Mark drang mir das Jauchzen des kräftigen Senners,
Stürzte die Gemse dem Schuß, bebte mir bang' das Gezweig.
Endlich spähte der Meister mich aus; vom Beile getroffen
Fuhr ich sausend zu Thal, wo mich die Säge zerschnitt.
Bretchen und Bretchen verband des Kundigen Finger zur Geige,
Wundern dürft ihr euch nicht, daß sie so zauberisch tönt.
Jauchzend im tödlichen Schmerz und weinend in zuckender Wonne:
Was die Tanne gelebt, tönt sie hinaus in die Welt.

Die Form des Distichons bringt von selbst eine gewisse plastische, an die Antike erinnernde Haltung mit sich. So zeichnen die Liebesepigramme meistens anmuthige, aber scharfgeprägte Situationen, es sind poetische Gemmen. Gegenüber dem unbestimmten Weben und Dämmern der Empfindung hat diese Situationslyrik ihr gutes Recht. Wir theilen zur Probe für die anmuthige Behandlung zwei dieser Situationsbilder mit:

Drohung.

Kreuzige, Mädchen, dich nur und tauche den Finger ins Weihfaß,
Nicht entgehest du doch Eros dem heidnischen Gott.
Siehst du ihn hier? Er steht und lauert hinter der Säule,
Mir zur Seite geschmiegt, welcher dir lang' schon gefolgt.
Zärtlich schau' ich dir nach; du seufzest fromm zur Madonna,
Senkend die Wimpern scheu, trifft dich der glühende Blick.
Weigere, Holde, dich nicht; wenn Heid' und Christ sich versöhnen,
Feiert die Kirche sogar ihren erhabnen Triumph.

Ertappt.

Hab' ich dich endlich ertappt! vergebens suchst du zu leugnen,
Was dein Mund mir versagt, kündet verrätherisch der Blick.
Langsam gingst du vorbei, gesenkt die Wimper, die dunkle,
Doch nicht zähmt' sie das Aug' strahlend ein Stern in der Nacht.
Ja, ich hab' es gesehn, mir folgten die feurigen Blicke,
Hätt' ich gesehn es nicht, hätt' ich es dennoch gefühlt!
Aengstlich zittert der Baum im Herbst beim Wehen des Windes,
Welcher der goldenen Frucht schützende Blätter entführt:
Schütteln will ich sie nicht, bald folgt sie selber dem Winke,
Sinkt bald schwellend und voll sanft in des Harrenden Schos.

Auch in dem Abschnitt „Literatur und Kunst" trägt die größere Hälfte der Epigramme den Charakter monumentaler Sinnsprüche; die großen Dichter der alten und neuen Zeit werden in Distichen verherrlicht; auch Platen und Hebbel finden sich unter den Gefeierten. Dagegen geht es „gewissen Leuten", Dichtern und Kritikern, sehr schlecht; hier waffnen sich die Epigramme mit ihrem oft vergifteten Stachel. Doch sind sie zu allgemein gehalten, lassen zu vielfache Beziehung und Deutung zu. Hier ein paar von den schlimmen „Xenien":

Prächtig alles gemacht! Vortrefflich das Kleinste gemeißelt!
Hätt'st du Pygmalion's Kraft, lebte das gleißende Bild.

Sentimentalität für die Weiber, Tendenz für die Männer,
Daß du ein Dichter der Zeit, wahrlich, zu wundern ist's nicht.

Stört mich nicht im Geschäft! für Fräulein schaffe ich Honig,
Und zu Kerzen das Wachs spend' ich der Kirche umsonst.

Ei, wie das Kerlchen hüpft im Flügelgewande der Unschuld!
Kindlich glaubt er zu sein, während er kindisch nur ist.

Büblein höhlten den Kürbis und steckten ein Lichtlein hinein dann:
Sei mir bewundert heut unseres Dichterleins Bild.

Im Durchschnitt sind die Hexameter und Pentameter dieser Distichen correct und die Pointen treffend. Hin und wieder findet sich wol ein Bild, das den Zwecken des Dichters nicht mit genügender Klarheit dient. So z. B. wenn es von Hebbel heißt:

Freund, du hast sie verfehlt die Zeit, was schleuderst du Felsen,
Wo der Phrase allein Riegel und Thor sich erschließt —

so ist zwar Hebbel's Dichtweise mit dem „Felsschleudern" nicht unzutreffend charakterisirt; doch Pichler will zugleich dem Freunde ein begeistertes Lob spenden. Ein Dichter indeß, der uns die Thür mit Felsstücken einwirft, hat wol auch nicht den rechten Weg gewählt, den die Musen wandeln und der ihn der Nation empfiehlt.

Hier und dort finden sich ungewohnte provinzielle Wendungen, die nicht geschmackvoll sind, z. B.:

Schon streute die Sonne des Juli
Durch das verschlungene Laub blitzende Kringeln aufs Moos.

Oder:

Sang ich dem Lenz ein Lied, sobald er die Thäler begrünte,
Grüß' ich den scheidenden jetzt, welcher die Jöcher (!) erklimmt.

Doch diese kleinen Ausstellungen schädigen nicht den günstigen Gesammteindruck dieser wohlgelungenen Epigramme.

4. Gedichte von F. A. Leo. Halle, Barthel. 1870. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Gedichte von Moritz Blanckarts. Düſſeldorf, Budich. 1870. 16. 20 Ngr.

Zwei anſpruchsloſe Sammlungen, welche manches Sinnige und Wohlgemeinte enthalten; die erſte liebt mehr die Einkehr in das Innere; die zweite hat einen mehr patriotiſchen Zug. Eine ſcharfe originelle Dichterphyſiognomie trägt keine dieſer Sammlungen zur Schau; wol aber erfreut uns in beiden manches harmoniſche Gedicht, mancher anſprechende Gedanke.

Am wenigſten ſagten uns in Leo's „Gedichten" (Nr. 4) die unter der Ueberſchrift „Lyriſches" zuſammengefaßten Ergüſſe zu. In der Mehrzahl derſelben ſind die üblichen, banalen Verſatzſtücke und Couliſſenmalereien der Liebeslyrik: Lenz und Liebe, Luſt und Leid, Blumen und Sterne mit einer unleugbaren Verſchwendung in Anwendung gebracht, und nur an denjenigen Stellen, wo allgemeinere Gedanken in das Reich perſönlicher Empfindungen eintreten, muthet uns die Dichtung eigenthümlicher an. In der Regel iſt das perſönliche Erlebniß, welches dem einzelnen Gedicht zu Grunde liegt, nicht zu allgemeiner Bedeutung verklärt.

Die Epiſode: „Eine Sirene", eine Liebesnovelle in Verſen, im Stil Dingelſtedt's und Heyſe's, hebt ſich von jenen erſten Gedichten vortheilhafter ab durch größere Prägnanz der Darſtellung. Auch in den folgenden Abſchnitten: „Natur und Welt" und „Lebensſprüche", zeigt ſich ein ſinniger Geiſt. Der Dichter iſt ein Schüler Shakſpeare's, er hat ſich durch die Ausgabe Shakſpeare'ſcher Trauerſpiele, namentlich des „Coriolanus", ein Verdienſt erworben, ebenſo durch die Ueberſetzungen däniſcher Dramen. Der große Brite iſt ein Meiſter der Lebensweisheit, und Leo zeigt in den Gnomen, daß er nicht umſonſt bei ihm in die Schule gegangen iſt, z. B.:

Des Diamanten Staub allein
Gibt Glanz dem Diamantenſtein;
So haltet, Menſchen, nichts ſo werth
Als was der Menſch, als Staub, euch lehrt.

Ich ehrte nie das graue Haar
Weil's eben grau von Farbe war!
Erſt prüft' ich den, der's trug, genau —
Denn auch in Sünden wird es grau.

Ein Schönes hat Natur zu eigen,
Das iſt des kranken Herzens Hort:
Daß ſie beredter iſt im Schweigen
Als aller Menſchen tröſtend Wort.

Ein humoriſtiſches Gedicht im Hans Sachs'ſchen Ton: „Die modernen Propheten", hat einige recht gelungene Partien. So z. B. wenn der Dichter, nachdem er ſich beklagt, daß die Weiſungen des Himmels der jetzigen Zeit fehlen, fortfährt:

Die Sodomiter, Gomorrhaner,
Die hörten freilich nicht den Mahner,
Und auch Jeruſalem mußt' fallen,
Weil ſie die Warnung ließ verhallen;
Und wär' Tarquinius klug geweſen,
So hätt' die Bücher er geleſen
Die ihm das Weib von Cumä brachte,
Die billig er zu kaufen dachte —
Und erſt zu ſpät hat er erkannt,
Daß er beim Feuer ſich verbrannt.
(Doch freilich muß man hier bemerken:
Es iſt gar ſchlimm mit ſolchen Werken;
Neun Bände, die ein Weib verfaßt,
Sind wirklich eine ſchwere Laſt;
Ich würd' ſie kaufen — herzlich gerne,
Nur mit dem Leſen bleibt mir ferne!)
Doch jetzt! Wie anders iſt's hienieden!
Die Warner alle ſind geſchieden,
Und wenn der Himmel auch noch ſpricht —
Der größte Theil verſteht ihn nicht.

Die „Gedichte" von Moritz Blanckarts (Nr. 5) zeigen ein friſches Naturell und das Streben nach volksthümlicher Liederdichtung. Der Poet iſt Maler und Dichter zugleich; er hat daher ein Recht, die Wechſelwirkung der Künſte zu preiſen:

Geſänge regen Bilder an,
Und Bilder wecken Lieder.

Er beſingt das „Malerleben", nennt den Maler „einen Dieb, welcher der Mutter ihr Kind und dem Bräutigam die Braut ſtiehlt", ſtimmt ein Lied an für künſtleriſchen Rundgeſang:

Ich lobe mir den Künſtlerſtand!
Es ſind beglückte Geiſter,
Ob Dichter oder Muſikant,
Ob Maler oder Komödiant,
Ob Schüler oder Meiſter!

Blanckarts beſingt Rubens und Tizian, Arndt und Scharnhorſt, und als Schlachtenmaler ſucht er auch manches poetiſche Bild aus neuen Schlachten zu ſkizziren. Hier und dort ſtoßen wir allerdings auf gereimte Proſa; aber die Anſpruchsloſigkeit und Liebenswürdigkeit des Dichters, die ſeine ſchlichten Klänge belebt, fordert nicht die ſtrenge Kritik heraus.

Rudolf Gottſchall.

Neue hiſtoriſche und ſociale Romane.

(Beſchluß aus Nr. 48.)

4. Die Dioskuren. Roman von Luiſe Otto. Altona, Verlags-Bureau. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Handlung begibt ſich theils in München, theils im bairiſchen Hochlande, theils in Italien. Aeſthetiſche Betrachtungen über Kaulbach's Zerſtörung von Jeruſalem führen uns in die Künſtlerwelt, mit welcher wir in dem Buche faſt ausſchließlich zu verkehren haben. Die Helden, die ſogenannten Dioskuren, ſind zwei befreundete Maler, Roderich Feldberg und Victor Herzen mit Namen. Der poetiſche Victor glaubt in einer ſchönen Griechin ein Ideal zu erblicken und ſetzt die eigene Empfindung in ihrem Herzen voraus, erfährt aber bald die Täuſchung ſeines phantaſtiſchen Idealismus. In das bairiſche Hochland berufen, wo er die Burg Felseck mit Wandgemälden ſchmücken ſoll, nimmt er den Freund als Gehülfen mit, und verliebt ſich gleich bei der erſten Begrüßung in

Melitta, die Tochter des Burgherrn, welche ſich ebenfalls einer ſchwärmeriſchen Liebe hingibt, bis ihr Vetter Arno von Burgſtetten, der ihr beſtimmte Bräutigam, erſcheint. Roderich dagegen ſchenkt ſein Herz der reizenden Geſellſchafterin Melitta's und führt ſie als Gattin nach München. Die Vermögensverhältniſſe des alten Barons ſind durch ſeine Reſtaurationsmanie in einen zerrütteten Zuſtand gerathen und er hat, als ehemaliger Verwalter des Vermögens ſeines Neffen, einen großen Theil deſſelben mit zu dem Schloßbau verwendet, um ſo kühner gemacht, als eine Verbindung Melitta's mit Arno wie ein ſchweigendes Uebereinkommen angenommen war. Arno aber iſt keineswegs mit der Verwaltung ſeines Vermögens zufrieden, ſondern droht mit gerichtlichen Schritten und will nur um den Preis von Melitta's Hand davon abſtehen. Melitta bringt ſich dem Vater zum Opfer, nur am Tage vor der Hochzeit ſchüttet ſie der Jugendfreundin ihr verzweifelndes Herz aus; der Vater hat an der Thür gelauſcht und macht ſeinem Leben durch einen Piſtolenſchuß ein Ende, weil er ſie nicht elend machen und ihr Opfer nicht annehmen will. Melitta erklärt nun ihre Verlobung mit Arno für aufgehoben und ordnet mit dem Beiſtande ihres Schwagers alles ſo, daß jener Erſatz für die verſchwendeten Summen erhält, indeß ſie das Schloß für immer verläßt und ſich als Koſtgängerin in das nahe Kloſter der Urſulinerinnen begibt. Hier in der Stille und Abgeſchiedenheit nimmt ſie ihre landſchaftlichen Studien wieder auf, malt ohne Unterbrechung und geht dann als Malerin nach Rom. Victor iſt unterdeſſen in Italien im wildeſten Kriegsgetümmel geweſen und hat als Hauptmann unter Garibaldi's Fahnen an dem Ruhme der Befreier theilgenommen. Nachdem endlich der König Victor Emanuel ſeinen Einzug in Neapel gehalten, kehrt der junge Künſtler nach Rom zurück und begegnet Melitta im Atelier des Profeſſors Schönkopf. Das Wappen, welches einſt ihren Namen umgab, hat aufgehört zu exiſtiren; ſie nennt ſich jetzt Melitta Burg, die Künſtlerin, welcher Victor Herzen gleichberechtigt gegenüberſteht. Victor führt ſeine Braut und Berufsgenoſſin zu ſeiner Mutter nach Florenz, vermählt ſich mit ihr und bezieht die Villa, welche er als Garibaldi's Maler und Hauptmann vom Könige von Italien zum Geſchenk erhielt, wo ſich ein reicheres Kunſtleben entfaltete, als jenes in Melitta's Ahnenſchloß war.

Wenn wir einzelne Verhältniſſe, wie die Intriguen des Schloßkaplans und eines Schenkmädchens, die Liebesränke einer Signora Fronti u. a., als Epiſoden betrachten, ſo ſind in den obigen Zeilen die Hauptzüge der Handlung wiedergegeben. Obgleich die Compoſition ziemlich intereſſant iſt und durch die darin aufgenommenen politiſchen Scenen an Spannung gewinnt, ſo erſcheinen doch viele Zuſtände, welche dem Roman zu Grunde gelegt ſind, faſt abnorm; zu ſolchen Abnormitäten gehört der Selbſtmord des alten Burggrafen, das Verhalten des Neffen, das Benehmen Melitta's ſelber. Auch die einzelnen Perſonen ſind, einen techniſchen Künſtlerausdruck zu brauchen, zu ſehr nach der Gliederpuppe, zu wenig nach lebenden Modellen gemalt. Nicht daß ſie gerade ſteif oder hölzern erſchienen, aber man ſieht ihnen an, daß die künſtliche Drapirung viel Mühe gemacht hat und die Phantaſie zu oft von der Lebenswahrheit im Stich gelaſſen worden iſt. Von dieſen Mängeln abgeſehen, zeugt der Roman von einem nicht gewöhnlichen Talent für eine ſinnige Erfindung und antheilerregende Darſtellung und iſt klar, ſauber und fließend ſtiliſirt.

5. Unauflösliche Bande. Roman von Luiſe Erneſti. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'ſche Buchhandlung. 1869. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die unauflöslichen Bande ſind die Bande der Ehe, durch welche eine edle Frau an einen unwürdigen Gatten geknüpft wurde. Als junges Mädchen heimlich mit einem ſchottiſchen Geiſtlichen verlobt, wurde ſie plötzlich gezwungen, den Grafen Rawicz zu heirathen, der ihrem Vater ſein Gut und ſeine ganze Habe im Spiele abgewonnen hatte. Dieſer Wüſtling ſtürzte die arme Magdalene in Armuth, Schande und Elend. Von rohen Sitten, leichtſinnig, wüſt und verſchwenderiſch, folgte er neuen Liebesneigungen und ließ die Gattin in ſchmerzlicher Einſamkeit, in welcher nur ihre Tochter Eſtrella ihr Troſt gewährte. In Italien entführte er Adele von Wallberg, die Tochter eines deutſchen Edelmanns, welche bald darauf, von ſeiner Treuloſigkeit überführt, den Tod im Meere ſuchte; ihre Aeltern ſtarben infolge dieſes ſchrecklichen Ereigniſſes, der Vater im Wahnſinn, die Mutter an gebrochenem Herzen. Magdalenen iſt das Unglück, in welches ihr Gatte die Wallberg'ſche Familie geſtürzt, nicht unbekannt geblieben, und ſie hat ſich vor dem Elenden in ein einſames Aſyl im bairiſchen Hochlande geflüchtet. Hier lernt Rudolf von Wallberg, der einzige noch übrige Sprößling jener zu Grunde gerichteten Familie, ihre Tochter Eſtrella kennen und verlangt ſie zum Weibe. Magdalene empfindet namenloſes Entſetzen, daß der Mann, der ihrem Gatten den Tod geſchworen, die Tochter des Verruchten zur Gattin begehrt. Dennoch muß ſie einwilligen und zugleich die verhängnißvollen Umſtände verſchweigen. Eſtrella wird Rudolf's Gemahlin und begleitet ihn nach ſeinem im nördlichen Deutſchland gelegenen Gute Eichwalde. Hier aber findet ſie ihr Vater und erpreßt Geld von ihr, indem er ihr zugleich droht, daß, wenn ſie ſein Daſein ihrem Gatten verriethe, er ihre Mutter von neuem an ihr Geſchick feſſeln würde. Rudolf wird endlich Zeuge der Zuſammenkunft, welche Eſtrella mit einem fremden Mann an einer entlegenen Stelle des Parks hat; er verſtößt ſie aus ſeinem Hauſe; ſie flüchtet zu ihrer Mutter und dieſe begibt ſich nach Eichwalde und entkräftet den ungerechten Argwohn ihres Schwiegerſohns, indem ſie demſelben alle Verhältniſſe offen darlegt. Der elende Graf Rawicz iſt unterdeſſen geſtorben; ſchon früher ſtarb aber der Wunſch nach Rache, den Rudolf einſt ſo glühend gehegt hatte: an dem Tage ſchon, wo er Eſtrella in ſein Haus führte, vergab er um ſeines Glücks willen jenem, der Unglück und Verderben über ſeine Familie gebracht hatte.

Man erſieht aus den obigen Contouren, daß die Lebensverhältniſſe, aus welchen ſich das verhängnißvolle Geſchick der Hauptperſonen des Romans ergeben ſollte, auf einer gewagten, faſt unwahrſcheinlichen Combination beruhen. Davon abgeſehen, ſind die einzelnen Charaktere in richtigen und natürlichen Proportionen gezeichnet und

die Handlung, welche freilich nur selten eintritt, in verständlichen und übersichtlichen Zügen dargestellt. Das ganze Werk ist mit bewundernswerthem Fleiß gearbeitet, doch ist die Verfasserin durch eine zu gleichmäßige und minutiöse Ausführung der einzelnen Theile in eine Eintönigkeit verfallen, die sich schon an der Diction wahrnehmen läßt und dem romantischen Gemälde ein Colorit verleiht, das ein wenig ins Graue spielt: ein Fehler, der sich durch eine mehr dramatische Gruppirung der handelnden Personen und durch eine effectvollere Vertheilung von Licht und Schatten hätte vermeiden lassen.

6. Die Kinder des Papstes. Historischer Roman von Wilhelm Grothe. Zwei Bände. Berlin, Grothe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

7. Glanz und Fall. Historischer Roman von Wilhelm Grothe. Zwei Bände. Berlin, Grothe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wilhelm Grothe leitet seinen ersten historischen Roman (Nr. 6) mit den folgenden schwungvollen Worten ein:

Alte Roma, ewig junge Zauberin! Wieder und wieder fesselst du die Menschen an deinen Triumphwagen, beugt deine Schönheit sie unter dein Joch, du lockst sie mit Erinnerungsklängen an große, gewaltige Zeiten, wo du den ersten Kampf um die Herrschaft des Erdkreises rangst. Dein scharfes Schwert erfocht da den Sieg, selbst die Bewunderung des Feindes, dem es tödliche Wunden schlug. Starre, mächtige Römertugend, du sankst mit deinen Göttern dahin, in Gold und Wollust ertrankst du — die Welt war frei. Doch du warst nicht todt, siebenhügelige Circe, und das Schicksal gab dir noch andere Waffen, mit denen du die Erdensöhne unterjochst, als die, welche Scipio und Cäsar geschwungen haben. Du hobst den päpstlichen Hirtenstab und zu deinen Füßen lag anbetend die Welt. Den Segen in der einen Hand, den Bannfluch in der andern, so standest du, die alte, junge Herrscherin, und dein Antlitz glühte im Stolze des neuen Triumphs, und übermüthig setztest du deinen Fuß auf den Nacken der Gläubigen. „Blind sollt ihr sein", heischtest du, und die Menschheit schloß die Augen. Da rissen deine festlichen Klänge sie aus dem Halbschlafe empor, und sie schauderte vor deinen Lastern und klirrte gegen die Kette, bis diese sprang — die Welt ist frei. Die Welt ist frei, aber gern kehrt sie in der Erinnerung zu deiner Größe und Macht, zu deiner Pracht und Herrlichkeit, zu deiner wahren oder geschminkten Schönheit, zu deinen Tugenden, ja selbst zu deinen entsetzlichen Lastern zurück — Cincinnatus und Nero, Gregor VII. und Alexander VI. Wo ist helleres Licht, wo dunklerer Schatten zu finden?

Wir schließen leicht aus der Emphase dieser Rede auf den Inhalt des Werks, auf die Behandlung des Stoffs und auf das Publikum, welches dabei vorausgesetzt worden ist, gleichwie wir durch die pomphaften Ankündigungen, die wir vor populären Schaustellungen zu hören bekommen, über die im Innern des Kunsttempels ausgestellten Gegenstände ins Klare gesetzt werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß der vorliegende Roman vulgärer Natur sei, sondern nur, daß der Verfasser einen Leserkreis im Auge hatte, welcher vor allen Dingen eine in großen Zügen und kolossalem Maßstabe gehaltene Darstellung von ungewöhnlichen Charakteren, erschütternden Handlungen und spannenden Situationen fordert.

Er wählte dazu mit großer Umsicht einen Zeitabschnitt aus der Geschichte Italiens, der, bei kühner und geschickter Behandlung, ganz geeignet war, solchen Anforderungen zu entsprechen: die Zeit des Papstes Alexander VI., der, ein geborener Borgia, gegen Ende des 15. Jahrhunhunderts zum Nachfolger Innocenz' VIII. gewählt worden war. Dieser Papst war ein Mann von wilden Leidenschaften, aber von großer Gewandtheit und Geisteskraft, der bald seinen Ehrgeiz darein setzte, seine Familie, namentlich die Kinder, welche ihm Rosa Vanozza geboren hatte, mit Aemtern und Würden zu überschütten. Er übertrug das Banner Roms seinem ältesten Sohne Giovanni und erhob den jüngsten, Cesare Borgia, zum Cardinal. Dies sind die Kinder des Papstes, die der Verfasser in seinem Roman auftreten läßt. Schwerlich wird es ihn überraschen, wenn wir an Cesare Borgia und seiner jüdischen Geliebten Esther eine auffallende Aehnlichkeit mit Bois-Guilbert und der Jüdin Rebekka in Walter Scott's „Ivanhoe" wahrgenommen haben.

Der zweite Roman ist eine Fortsetzung jenes ersten und führt uns Annibale von Gravina, Paolo Orsini und Oliveretto von Fermo vor; die wilden Abenteuer des Herzogs von Valentinois, die Anschläge der Orsini gegen den Herzog der Romagna und die Ränke der wollusthmenden Sirene Lucrezia, welche wir nach ihrer Verheirathung mit Alfonso d'Este aus der Kloake des Lasters gerettet sehen — dies macht den Hauptinhalt aus.

Das Ungeheuer unter den Päpsten und seine unehelichen Kinder, zu hoher Macht gelangt und nach noch höherer strebend, bieten dem Verfasser hinreichenden Stoff, seinen Lesern ergreifende Scenen und großartig angelegte und vorzugsweise zum Bösen geneigte Naturen vorzuführen, und man muß ihm zugestehen, daß er für diese Art der Darstellung nicht nur ein besonderes Talent, sondern auch eine durch Fleiß gewonnene praktische Tüchtigkeit besitzt, und daß manche unserer deutschen Romanschriftsteller ihm von seiner Kunsttechnik etwas ablernen sollten.

8. Die Millionenbraut. Roman von Adolf Mützelburg. Drei Bände. Berlin, Sacco Nachfolger. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Auf den ersten Anschein sollte man glauben, einen Roman von Gustav Aimard vor sich zu haben, wenn man nicht die monotone Breitspurigkeit dieses beliebten Abenteuerfabulanten vermißte, oder ein Werk des famosen Mayne Reid, wenn diesem neben seiner fesselnden Darstellungsweise zugleich die etwas gedehnte deutsche Gemüthlichkeit eigen wäre, die wir an einzelnen Stellen dieses Buchs, namentlich in den Lebensgeschichten mancher der handelnden Personen, antreffen. Jedenfalls steht Mützelburg in diesem Roman keinem seiner Vorbilder nach, man möge die von Aimard, Reid oder Gabriel Ferry zum Vergleich nehmen. Man findet darin eine seltene Kenntniß des transatlantischen Terrains und ein tiefes Verständniß der leidenschaftlichen Menschennaturen, die von den unserigen ebenso verschieden sind wie die politischen und socialen Verhältnisse jener Länder, welche der Verfasser mit großem Geschick an den Faden seiner romantischen Darstellung geknüpft hat.

In der Scenerie für die höchst wechselvollen Dramen, welche vor unsern Augen aufgeführt werden, hat sich der Verfasser große Freiheit vergönnt, indem er die Handlung bald in Italien, bald in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, bald an der Grenze der Prairien und Wüsten von Texas und Californien, bald in Mexico, bald in dem Winkel, in welchem das nordöstliche Texas, das nordwestliche Louisiana und das südwestliche Arkansas

ıſammenſtoßen, ſpielen läßt. Ebenſo legt er der Hand-
ung des Romans zwei an ſich verſchiedene große politiſche
ctionen zu Grunde: den Bürgerkrieg in Nordamerika,
n er freilich in der gangbaren Auffaſſung, als hätte es
ch dabei weſentlich um die Sklavenbefreiung gehandelt,
rſtellt, und die franzöſiſche Expedition nach Mexico,
elcher die weitergehende Abſicht untergelegt wird, ein
ündniß Mexicos unter franzöſiſchem Einfluß mit dem
üdbund der nordamerikaniſchen Staaten zu erzielen.

Wir können hier, des knapp zugemeſſenen Raums
:gen, die künſtlich vielfach verſchlungenen Fäden der
andlung nicht auseinanderlegen, können aber verſichern,
ß der Leſer keinen Augenblick außer Spannung gelaſſen
rd und alles Mögliche von Unterhaltungsmaterial auf-
boten worden iſt: blutige Kämpfe mit Indianern; die
nterliſtige Ermordung eines der Romanhelden, Namens
ichard, der aber nachher wieder auflebt, da die Kugel,
elche beim linken Ohr in den Kopf ging, an dem un-
wöhnlich ſtarken Hinterhauptbein Widerſtand gefunden
t; die Entführung deſſelben Richard durch den Böſe-
cht Yerrez und den ſchändlichen Sklavenhändler Staun-
n; der Raub der ſchönen Inez durch den Apachen-
häuptling und die Verfolgung des Räubers durch die end-
loſe Prairie u. ſ. w.

Außer den nichtswürdigen heißblütigen Böſewichtern,
die den Knoten des Verhängniſſes ſchürzen, lernen wir in
den eigentlichen Helden des Romans ſehr edle und ſtatt-
liche Männer kennen: den feinen und ſchlanken Alfonſo,
welcher, ohne Abſicht auf Vortheil oder Gewinn und nur
um die Cultur zu verbreiten, eine Colonie in Mexico
gründet; den ritterlichen Edmond de Tréport; den friſchen
nordiſchen Conningham; den Coloniſten Lotario, der in
unglaublich kurzer Zeit das wüſte Aripathal in einen
Park umwandelt. Die anziehendſte Perſönlichkeit bleibt
aber der greiſe Miſſionar Dantes, eine Art deus ex
machina, der die gefährlichſten Verhältniſſe durch ſein
Erſcheinen ſchlichtet und durch heitere Milde, Seelengüte
und heiligen Ernſt die Ehrfurcht und Liebe der Menſchen
an ſich feſſelt. Durch eine ſehr gelungene Charakteriſtik
dieſes Greiſes, der faſt zu allen Mitwirkenden in eine
geheime und antheilerregende Beziehung tritt, erhebt ſich
der Roman noch über den Werth einer blos unterhalten-
den und ſpannenden Lektüre.

Robert Springer.

Feuilleton.

Engliſches Urtheil über neue Erſcheinungen der deutſchen Literatur.

Ueber das bereits von uns beſprochene Buch „Ein Winter
Rom" von Adolf Stahr und Fanny Lewald, welche
tere die „Saturday Review" Madame Stahr nennt, ſagt
eben erwähnte Blatt: „Die Antecedentien des Herrn und
Madame Stahr ließen uns erwarten, daß ſie ein ziem-
es Quantum geſunden Menſchenverſtand zur Löſung der
niſchen Frage beitragen würden, und wir haben uns nicht
zlich getäuſcht." Wir übergehen die politiſchen Betrach-
gen, welche der engliſche Recenſent hier anknüpft und be-
änken uns auf den Schluß der Beſprechung, wo es heißt:
err Stahr iſt ein hochgebildeter Archäolog und Kunſtkritiker,
eins der werthvollſten Kapitel des Buchs iſt ſeine Schil-
ung der jüngſten Entdeckungen, welche die ſchon vorhandenen
ätze antiker Bildhauerei um ſo viele Meiſterſtücke vermehrt
en. Die vermodernden Grabmäler der Via Appia ſind in
lichem Geiſte geſchildert, und einige der neuern Berühmt-
en, welche den künſtleriſchen Ruf Roms aufrecht erhalten,
Story, Fräulein Hosner und Liszt ſind auf höchſt intereſſante
ſe ſkizzirt. Auch den Einzelheiten des geſelligen Lebens
d reichliche Aufmerkſamkeit geſchenkt und ſowol der Stand
Ackerbaus wie auch der engliſche Fuchsjägerclub beſchrieben.
ganzen haben wir den Verfaſſern für ein ſehr angenehmes
nützliches Buch zu danken, welches ſo unparteiiſch iſt, wie
es billigerweiſe erwarten konnte, wenn man ihre Sympathien
Voreingenommenheiten in Betracht zieht."

Ueber Humbert's „Molière, Shakſpeare und die deutſche
it" ſagt die „Westminster Review" vom October d. J.,
ei ein tüchtiger Beitrag zur beſten Art von kritiſcher Arbeit
Deutſchland. „Es iſt in lebendigem, kräftigem Stil geſchrie-
, der den Leſer mit fortreißt: es iſt klar und zur Sache
niemals langweilig oder unverſtändlich. Seine Ideen ſind
mmt durchgeführt; auch ſteht ihm der klare Ausdruck
Gebote. Er verliert ſich nicht in Allgemeinheiten und defi-
ſeine Termini mit Vollſtändigkeit und Hinlänglichkeit, ehe
ie gebraucht. Deutſche kritiſche Bücher ſind in der Regel
t ſehr kurzweilig; dieſes aber iſt eine der glänzendſten Aus-
men, der wir je begegnet ſind. Dennoch, ſo angenehm und
intereſſant das Buch auch iſt, ſo wünſchen wir doch, es wäre
kürzer. Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang, und die Literatur
wird täglich länger."

Ueber daſſelbe Werk äußert ſich die „Saturday Review"
in folgender Weiſe: „Humbert's Entſchuldigung für ſein
Werk iſt Juvenal's facit indignatio versum. Er iſt ſehr
ungehalten, und zwar mit größtem Recht, über den Ton,
welchen die deutſche Kritik im allgemeinen gegen den viel-
leicht größten Meiſter des Luſtſpiels, den die Welt je ge-
ſehen, anſtimmt. Schlegel's Behandlung deſſelben iſt ein noch
grelleres Beiſpiel kritiſcher Unduldſamkeit als die, welche Jeffrey
einem Wordsworth zutheil werden ließ, und ein jüngerer Kri-
tiker, der dem großen Franzoſen gerechter zu werden beabſichtigt,
glaubt viel gethan zu haben, wenn er ſein „enormes Talent"
freimüthig anerkennt. Humbert's Vertheidigung iſt in allen
Punkten gelungen; doch hat er es unglücklicherweiſe für paſſend
erachtet, den Krieg in Feindesland hinüberzuführen und das
Molière zugefügte Unrecht Shakſpeare, den Abgott ſeiner Ver-
kleinerer, entgelten zu laſſen. So iſt er in den nämlichen
Irrthum verfallen, den er verurtheilt. Jeder Abſchnitt ſeines
Werks hat ſeine Verdienſte; denn die Nachtheile einer blos
negativen und angreifenden Methode der Kritik werden in dem
einen bloßgeſtellt und in dem andern veranſchaulicht. Man
muß einräumen, daß er die Krebsſchäden der gäng und gebe
deutſchen Kritik ſehr richtig getroffen hat und daß ſeine licht-
volle Präciſion von der pomphaften Dunkelheit, die er bekämpft,
ſehr günſtig abſticht. Auch iſt es erfriſchend, einem Deut-
ſchen zu begegnen, der hinlänglich frei von Nationalvorur-
theil iſt, um eine herzliche Würdigung des esprit français
auszudrücken."

Vom zweiten Theil der Droyſen'ſchen Ueberſetzung des
Ariſtophanes ſagt dieſelbe „Westminster Review": „Die
plaſtiſche Natur der deutſchen Sprache, die ſich leicht zu allem
hergibt, die faſt mit eben ſolcher Treue dem Geiſte als dem
Buchſtaben nach zu überſetzen vermag, iſt in den Händen
Droyſen's gut benutzt worden. Er erhebt ſich zwar nicht zu
der wunderbaren Vollkommenheit Daumer's in deſſen Wieder-
gabe des Hafis; allein er übertrifft unbedingt jede engliſche
Ueberſetzung des Ariſtophanes, die wir bisjetzt beſitzen. Er hat

eine starke Sympathie für den tollen Spaß und wüthenden Humor des großen griechischen Dramatikers und gibt seinen fallenden «Worthagel» mit einem sowol des Griechischen wie des Deutschen würdigen Erfolg .... Wenn diese Uebertragung keine große Hülfe zum kritischen Studium des Dichters gewährt, so hilft sie doch besser als jede andere dazu, ihn zu genießen."

Flüchtig besprochen werden in der „Westminster Review" außerdem noch Paul Heyse's „Moralische Novellen", Halm's Ausgabe von Hölty's „Gedichten" und das „Shakspeare-Jahrbuch".

Die religiöse Lyrik der Minnesänger.

Als Ludwig Tieck seine „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" herausgab (1803), mußte erst das Interesse für die lyrische Poesie unsers Mittelalters gewonnen werden. Es lag in der Natur eines solchen Anfangs, und es entsprach zugleich der Anschauung der Romantiker von der kosmopolitischen Ungebundenheit der Poesie, wenn Tieck in der Vorrede bekennt, daß er in seiner Bearbeitung der alten Minnelieder alles weggelassen habe, was nur den Gelehrten interessiren könne, alles was sich auf die Geschichte der Zeit beziehe; und daß er lieber einigemal den Namen von Städten und Ländern unterdrückt habe, um das Gedicht allgemeiner zu machen. Wie hat sich das geändert! Wir sind im Gegentheil eher geneigt, diejenigen Gesänge, welche allgemeine Motive, wie Liebe, Frühling, Tugend u. dgl. behandeln, hintanzusetzen; wir schenken gerade den geschichtlichen und politischen Bezügen die meiste Aufmerksamkeit. So haben in letzter Zeit fast alle monographischen Darstellungen aus dem Gebiete des Minnesangs sich auf die Deutung der historischen Anspielungen beschränkt. Es ist daher sehr zu billigen, daß auch der Versuch, den Minnesang von einer andern Seite zu beleuchten, nicht verabsäumt wurde. Otto Richter betrachtet im Osterprogramm 1868 der Realschule zu Görlitz „Die religiöse Lyrik in der Blütezeit des deutschen Minnegesangs." Er beabsichtigte aber nicht damit, über die kirchlichen Gesänge des Mittelalters zu handeln, sondern er setzte sich vielmehr zur Aufgabe, aus den Minneliedern die religiösen Lieder auszuwählen, sie zu ordnen und zu einem Gesammtbilde zusammenzufassen. Auch innerhalb dieses Kreises beschränkt er sich, indem er nicht über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinausgehen will. Eine Anzahl der religiösen Dichtungen sind namenlos überliefert, andere rühren von bekannten und selbst hervorragenden Verfassern her, wie vor allen von Walther von der Vogelweide, ferner von Hartmann von Aue, von Reinmar von Zweter u. a. m. Manche Ausdrücke sind nicht specifisches Eigenthum dieser jüngern Dichter, sondern fanden schon längst vor dem mittelhochdeutschen Zeitabschnitte häufig ihre dichterische Anwendung und Verwerthung, und gründen sich auf die Sprache der Bibel, was Richter stärker hätte betonen sollen. Wenn dem Verfasser der Irrthum begegnet, trotz des schon länger geführten Gegenbeweises von Pfeiffer, den Gottfried von Strasburg noch immer für den Dichter des ihm fälschlich zugeschriebenen Lobgesangs auf die Jungfrau Maria zu halten, so wird er gewiß Entschuldigung finden, nachdem selbst Fachmänner öfter diesen Mangel an Literaturkenntniß verrathen haben. Im einzelnen sind uns manche Bemerkungen aufgefallen, die sich geschichtlich nicht halten lassen, im allgemeinen aber verdient diese fleißige und mit offenbarer Liebe geschriebene Abhandlung alles Lob und die Beachtung der Literaturfreunde. Wenn Richter am Schlusse bemerkt, daß er vielleicht den Versuch wagen dürfe, wie vorher die ältesten Liebeslieder, so auch eine Auswahl dieser religiösen Dichtungen frei zu übertragen, so möchten wir ihm rathen, diesen Gedanken nur getrost auszuführen. Vor allem freilich würde es auf eine gute und strenge Auswahl ankommen und Wiederholungen schon öfters übersetzter Lieder, wie die Walther's von der Vogelweide, würden in einer solchen Sammlung zu vermeiden sein.

Bibliographie.

Kraus, H., Tagebuch-Blätter. Gedichte. Innsbruck, Wagner. 8. 28 Ngr.

Landsberger, J., Liebe, Traum und Teufel. Drei Beiträge auf dem Gebiete der Mythologie, Psychologie und Dämonologie. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 16. 18 Ngr.

Martin, H., Die spanische Hofdame. 1ste Lief. Dresden, Jacobi. 8. 3 Ngr.

Montanus, Die Vorzeit. Sagen und Geschichten der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen. In wissenschaftlicher Umarbeitung neu herausgegeben von W. v. Waldbrühl. 1ster Bd. Elberfeld, Lucas. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, O., Der Professor von Heidelberg. Ein deutsches Dichterleben aus dem 16. Jahrhundert. 3 Bde. Stuttgart, Kröner. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Neumann, C. W., Die Kaiserherberge zum „goldenen Kreuz", in Regensburg. Eine historische Skizze. Regensburg, Bössenecker. 16. 4 Ngr.

Nordische Novellen. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, Kühlmann. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Olivier, L., Petite Cote. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Heinecke. 8. 25 Ngr.

Pauli, R., Aufsätze zur englischen Geschichte. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Putlitz, G. zu, Die Alpenbraut. Novelle. Berlin, A. Duncker. 1870. 8. 1 Thlr.

Reibt, E., Frauenbilder aus Goethe's Leben. Mit einem Geleitwort von O. Volger. Bremen, Kühlmann. 1870. 8. 1 Thlr.

Riedl, J., Kurze Geschichte des Landes Salzburg. Salzburg, Dietz u. Comp. 8. 16 Ngr.

Rodenberg, J., Von Gottes Gnaden. Ein Roman aus Cromwell's Zeit. 3 Bde. Berlin, Gerschel. 1870. 8. 6 Thlr.

Roßbach, J. J., Geschichte der Gesellschaft. 3ter Thl. Die Mittelklassen in der Culturzeit der Völker. 1ste Abth. Würzburg, Stuber. 8. 1 Thlr.

Rosenkranz, K., Hegel als deutscher Nationalphilosoph. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Rotenkirchen, B. v. (A. Görling), Langensalza. Politischer Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Braunschweig, Sievers u. Comp. Gr. 8. 4 Thlr.

Rütimeyer, L., Ueber Thal- und See-Bildung. Beiträge zum Verständniss der Oberfläche der Schweiz. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

St. Maure, A., Licht und Finsterniß. Historischer Original-Roman. 4 Bde. Stuttgart, Kröner. 1870. 8. 4 Thlr.

Schiller, J., Aus vergangener Zeit. Zwei Erzählungen aus der deutschen Geschichte. Dresden, Meinhold u. Söhne. Br. 8. 21 Ngr.

Schopenhauer, A., Ueber das Sehen und die Farben. Eine Abhandlung. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von J. Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 20 Ngr.

Schuré's, E., Geschichte des deutschen Liedes. Eingeleitet von L. Stahr. Allein berechtigte deutsche Ausgabe. Berlin, Sacco Nachf. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schweigel, R., Aus den Alpen. Erzählungen. 2 Bde. Berlin, Janke. 1870. 8. 3 Thlr.

Shakespeare, Julius Caesar annoté par Ch. Graeser. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 8 Ngr.

Steffens, A., Ein Polenherz. Roman aus der Gegenwart, mit Berücksichtigung der politischen Stellung Polens zu Rußland. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 5 Thlr.

Storch, A., Die Katakomben von Wien. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Thaler, K. v., Aus alten Tagen. Gedichte. Hamburg, J. F. Richter. 1870. 16. 15 Ngr.

Tirol und die Aufklärung. Von einem Tiroler. Graz, Moser. Gr. 8. 4 Ngr.

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 4 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Verlieren und Wiederfinden. Ein schlesischer Roman nach der Aufzeichnungen eines Heimgegangenen. Breslau, Max u. Comp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Volkmuth, P., Petrus und Paulus auf dem Concil zu Jerusalem. Beleuchtung der Schrift des Bischofs Freih. v. Ketteler: „Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit." Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 10 Ngr.

Wallace, A. R., Der malayische Archipel. Die Heimath des Orang-Utan und des Paradiesvogels. Reiseerlebnisse und Studien über Land und Leute. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wangemann, T., Reise durch das gelobte Land. Ein ausführliches Tagebuch über eine in den Jahren 1866 und 1867 unternommene Reise von England nach St. Helena und dem Cap der guten Hoffnung und die Rückreise von Natal über Mauritius, Egypten und Palästina. Berlin, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weilen, J., Dramatische Dichtungen. 3ter Bd.: Rosamunde. Trauerspiel. Wien, Hartleben. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Weis, L., Die neue Erde. Eine poetische Weltbetrachtung in 24 Gesängen. Barmen, Langewiesche. 1870. 8. 1 Thlr.

Wessenberg, I. H. v., Die Eintracht zwischen Kirche und Staat, auf die genaue Beachtung des wahren Zweckes beider begründet. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von J. Beck. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Weyrich, J., Emil Sokolowski, Pastor zu St. Gertrud in Riga. Riga, Bacmeister u. Brutzer. Gr. 8. 4 Ngr.

Whymper, F., Alaska. Reisen und Erlebnisse im hohen Norden. Autorisirte deutsche Ausgabe von F. Steger. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Ausländische Klassiker

in neuen deutschen Uebertragungen.

(England.)

Burns, Lieder und Balladen, von K. Bartsch. 18 Sgr.
Byron, Dichtungen, von W. Schäffer. 10 Sgr. — Don Juan, von W. Schäffer. 18 Sgr. — Harolds Pilgerfahrt, von A. H. Jauert. 14 Sgr.
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von W. Hertzberg. 1 Thlr. 10 Sgr.
Defoe, Robinson Crusoe, von K. Altmüller. 20 Sgr.
Milton, Das verlorene Paradies, von K. Eitner. 22 Sgr.
Scott, Das Fräulein vom See, von H. Viehoff. 12 Sgr.
Shakespeares sämmtliche dramatische Werke. 9 Bde. 8¼ Thlr.
Shakespeares Sonette, von F. A. Gelbcke. 12 Sgr.
Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von A. Strodtmann. 22 Sgr.
Sterne, Empfindsame Reise, von K. Eitner. 14 Sgr. — Tristram Shandy, von F. A. Gelbcke. 1 Thlr. 7½ Sgr.
Tennyson, Gedichte, von A. Strodtmann. 14 Sgr.

(Frankreich.)

Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von Fr. Dingelstedt. 10 Sgr.
Chateaubriand, Erzählungen, von M. v. Andechs. 14 Sgr.
Le Sage, Der hinkende Teufel, von L. Schücking. 20 Sgr.
Molière, Charakterkomödien, von Ad. Laun. 25 Sgr.
Racine, Dramen, von Ad. Laun. 20 Sgr.
St. Pierre, Paul und Virginie, von K. Eitner. 12 Sgr.
Sand, Ländl. Erzählungen, von Aug. Cornelius. 18 Sgr.
Staël, Corinna, von M. Bock. 1 Thlr.
Töpffer, Rosa und Gertrud, von K. Eitner. 15 Sgr.

(Spanien und Portugal.)

Cervantes, Don Quijote, von Edm. Zoller. 2 Thlr. 20 Sgr.
Camoëns, Die Lusiaden, von K. Eitner. 18 Sgr.
Spanisches Theater, von Rapp und H. Kurz. 2 Thlr. 26 Sgr.

(Italien.)

Dante, Göttliche Komödie, von K. Eitner. 1 Thlr.
Leopardi, Gedichte, von R. Hamerling. 12 Sgr.
Manzoni, Die Verlobten, von E. Schröder. 1 Thlr. 20 Sgr.

(Skandinavien und Rußland.)

Björnson, Bauernnovellen, von E. Lobedanz. 18 Sgr. — Dramatische Werke, von E. Lobedanz. 1 Thlr. 2 Sgr.
Tegnér, Frithjofs-Sage, von H. Viehoff. 10 Sgr.
Holberg, Komödien, von Robert Prutz. 1 Thlr. 24 Sgr.
Puschkin, von F. Löwe. 12 Sgr.

(Alterthum.)

Aeschylos, Dramen (Orestie, Prometheus), von A. Oldenberg. 16 Sgr.
Homer, Odyssee, von F. Ehrenthal. 24 Sgr.
Sophokles, Dramen, von H. Viehoff. 28 Sgr.

(Orient.)

Kalidasa, Sakuntala, von E. Meier. 12 Sgr.
Morgenländische Anthologie, von E. Meier. 18 Sgr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Weinkarte von Europa.

Entworfen und gezeichnet

von

Dr. **Wilhelm Hamm**,

k. k. Ministerialrath und Departements-Chef im Ackerbauministerium zu Wien.

In siebenfarbigem lithograph. Druck ausgeführt.

26" rhein. breit und 21" rhein. hoch.

Mit Prospect in Umschlag cartonnirt 1 Thlr. 10 Sgr.
Mit Prospect ungebrochen und gerollt 1 Thlr. 6 Sgr.

Herr Dr. Wilhelm Hamm hat es unternommen, die **Vertheilung des Weinbaus in Europa** in Form einer „Weinkarte" **geographisch darzustellen**, wie sie in ähnlicher Weise noch nicht existirt. Die „Weinkarte" veranschaulicht in einem Ueberblick die Topographie und die Ausdehnung des Weinbaus in ganz Europa sowie auf den atlantischen Weininseln. Sie bietet:

Die Angabe und die Ausdehnung sämmtlicher Weinbau treibenden Gegenden Europas. Die Weinorte Europas und die **hervorragenden Gewächse der drei ersten Rangklassen der Weine**, nach Provinzen und Lagen geordnet. **Die Bezeichnung der weißen Weine, der rothen Weine, der Liqueurweine durch verschiedene Farben** in der übersichtlichsten Weise; Angabe der Schaumweinfabrikation. **Die jährliche Weinproduction der einzelnen Länder** in Hectolitern. **Vergleichungsflächen der verschiedenen Weinproductionen** in farbigen Quadraten, um mit einem Blick die Größe der Weinproduction jedes Landes zu ermessen. **Die Aufzählung sämmtlicher größern Weinhandelsplätze** Europas. **Die europäischen Weinmaße**, reducirt auf den Hectolitre. **Die Isothermeurven** oder Linien gleicher Jahreswärme innerhalb der Region des Weinstocks. **Die Linie der Weinbaugrenze** im Norden.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas

in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.

Complet in Mappe 12½ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte

von Deutschland.

Zweite Auflage von 1869.

13 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton, 6 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber das Sehn und die Farben.

Eine Abhandlung

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Julius Frauenstädt.

8. Geh. 20 Ngr.

Die Schopenhauer'sche Theorie vom Sehen und den Farben bildet einen integrirenden Bestandtheil seines Systems, in welchem sie zu der im ersten Buch von „Die Welt als Wille und Vorstellung" dargelegten idealistischen Erkenntnißtheorie gehört; sie nimmt außerdem der Newton'schen und Goethe'schen Farbentheorie gegenüber eine selbständige Stellung ein.

In die vorliegende dritte Auflage der Schrift wurden alle diejenigen Verbesserungen und Zusätze aufgenommen, welche Schopenhauer selbst in das von ihm hinterlassene Handexemplar der zweiten Auflage eingeschrieben hat.

Von Arthur Schopenhauer erschien in demselben Verlage ferner:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Mit einer lithographirten Figurentafel. 8. Geh. 1 Thlr.

Ueber den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. 8. Geh. 1 Thlr.

Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illustrirtes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34¾ Thlr.
Volksausgabe von Schödler in 2 Leinwandbänden, 6½ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die kanonischen Evangelien

als geheime kanonische Gesetzgebung in Form von Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu dargestellt von

Dr. Gustav Moritz Redslob,

Prof. d. bibl. Philologie am akademischen Gymnasium in Hamburg.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Opfer mangelhafter Justiz.

Gallerie

der interessantesten Justizmorde aller Völker und Zeiten.

Dritter Band.

Von

Dr. Karl Löffler,

früher Redacteur der Berliner Gerichtszeitung, Ritter ꝛc.

Eleg. broschirt. Preis 2¼ Thaler.

Der dritte Band dieses interessanten Werks enthält den Criminalproceß gegen den Wundarzt Kühn in Ohrdruff, wegen Mordes, ein Fall, der als Indicienbeweis das größte Aufsehen macht und den der Verfasser einer scharfen Kritik unterwirft. Ferner enthält der Band noch den weltberüchtigten Proceß gegen den Kaufmann Fonk und seine Küper Hamacher und einen schweizer Fall (Indermauer), der bisher noch nirgends veröffentlicht wurde.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Meyers Konversations-Lexikon.

Zweite illustr. Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52. Tausend.

15 Leinwandbände, mit Atlas und Register, 37½ Thlr.

☞ Auch in Umtausch gegen alte Aufl. von Brockhaus, Pierer und Meyer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen zwei neue Bände von

Brockhaus'

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

26. Band. Voß' Luise und Idyllen. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Goedeke.

27. Band. Schleiermacher's Monologen und Die Weihnachtsfeier. Mit Einleitung herausgegeben von D. Carl Schwarz.

Die erschienenen 27 Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Jeder Band geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Textrevision von Heinrich Kurz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr. | H. v. Kleist, 2 Bände 1½ Thlr.
Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr. | Chamisso, 2 Bände 1½ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 9. December 1869.

Inhalt: Neuere Dramen. Von Feodor Wehl. — Eine Geschichte der deutschen Sprache. Von Heinrich Rückert. — Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von Rudolf Gottschall. — Militärischer Büchertisch. Von Karl Gustav von Berneck. — Sociale Literatur. Von Franz Hirsch. — Bibliographie. — Anzeigen. — Beilage: Feuilleton. (Notizen.) — Anzeigen.

Neuere Dramen.

Unter den acht Heften mit dramatischen Arbeiten, die uns heute vorliegen, haben wir als die umfangreichste und zugleich auch kühnste Schöpfung anzuführen:

1. Gudrun. Schauspiel in fünf Acten von Mathilde Wesendonck. Zürich, Schabelitz. 1868. 8. 1 Thlr.

Zunächst darf die Idee, aus dem berühmten Epos, dem Seitenstück des „Nibelungenliedes", ein Drama zu machen, immerhin als eine glückliche bezeichnet werden. Die Handlung hat dramatisches Leben und in ihrer Heldin eine Gestalt, die mit Antheil und Spannung erfüllt. Nur schade, daß die Verfasserin nicht Kraft und Formtalent genug in sich besitzt, um aus dem Stoff ein abgerundetes, wohlbemessenes und geschlossenes Theaterstück zu machen. Ihr Theaterstück ist ungefähr in der Art gemacht, wie sie einen Ausspruch von Lessing, den sie als Motto gewählt, wiedergegeben. „Kein Mensch muß müssen", sagt Nathan; Mathilde Wesendonck aber citirt: „Der Mensch muß nicht müssen." Wenn nun auch wirklich unser berühmter Schriftsteller seinen Gedanken vielleicht irgendwo in seinen Werken in solcher Weise ausgeprägt haben sollte, was möglich, wenngleich uns nicht erinnerlich ist, so bliebe es doch immer ein Misgriff, nicht diejenige Einkleidung desselben gewählt zu haben, die aus dem Munde des weisen Juden vorliegt, denn sie ist jedenfalls frappanter und drastischer als die hier beliebte.

Aehnlich ist es mit der Bearbeitung der „Gudrun". Diese Bearbeitung trifft das dramatisch Richtige, aber doch nicht in vollständigem Grade. Das Schauspiel ist ein Buchdrama, man darf mit vollem Recht sagen, wie es im Buche steht. Für die Bühne ist es zu lang, zu zerfasert, in seinem ganzen Zuschnitt zu lyrisch und opernartig. Man könnte fast meinen, die Dichterin habe sich die Richard Wagner'schen Musiktexte zum Muster genommen, so sehr scheint ihre Diction auf Composition berechnet zu sein. Wenn z. B. Ortwin zu seinem Vater Hettel sagt:

Wie blinkt der Stahl! Nicht hehrer prangt
Am Abendhimmel der Komet
Mit seinem goldnen Federschweif,
Als dir der Busch vom Helme weht!
Sag', Vater, wann geht Ortwin mit? —

oder wenn Gudrun, nach Herwig's Abschied, am Stickrahmen recitirt:

Weh, wiegtest in Glück,
Neidisches Geschick,
Jauchzend die Seele mir ein,
Daß sie, erwachet zu zehrender Pein,
Sich fände allein?
Kaum mocht' ich es fassen
Dies sonnige Glück,
Und soll es schon lassen,
O Jammer — Geschick!
War ich einsam je zuvor,
Eh' mein Busen ihn erkor? —
Nun bin ich allein —

oder wenn endlich eine ganze Scene in folgender Fassung erscheint:

Hartmuth's Page.
Gruß und Ehr' euch edlen Fraun.
(Zu Hiltburg.)
Deiner Herrin sollst du melden
Von Herrn Hartmuth solchen Gruß:
Daß Frau Gudrun sich bereite
Ihn zu sehn, ist sein Begehr,
Auf dem Fuß mir folgt er her.

Gudrun (zu Hiltburg).
Die Antwort weißt du.

Hiltburg (zum Pagen).
So spricht zu Hartmuth meine Frau:
So ihren Schmerz er achtet,
So ihren Gram er ehrt,
So ihm die Herrin werth,
Vor Augen nicht ihr zu treten —

so ist das alles wie auf gesangliche Ausführung angelegt. Tonsetzer, die ein Libretto suchen, mögen auf diese „Gudrun" hingewiesen sein, die jedenfalls von diesem mehr

als von einem regelrechten Schauspiel hat. Die Knappenscene auf dem Hofe von Hettel's Burg, die sich um den Harfner gruppirt, des letztern Romanze:

Zog vor Campatill' einst Herwig —

und der sich daranschließende Thürmerruf:

Vernehmt die Kunde
Daß ihre Runde
Die Sonne vollbracht,
Mitternacht! Mitternacht! —

sowie endlich das Lied des Matrosen im Takelwerk des Schiffs mit dem Refrain der übrigen Seeleute könnten brillante Musiknummern abgeben, und selbst die längern Reden im tragischen Affect enthalten noch immer so viel lyrisches Element, daß auch aus ihnen sich Cavatinen und Arien ohne allzu große Mühe machen ließen.

Echt dramatischen Ausdruck gewinnt jedenfalls das Schauspiel weder in seiner Sprache noch in seinen Vorgängen, obschon die Anlage und Durchführung keineswegs ungeschickt oder bühnenwidrig ist.

Das Stück fängt lebendig und frisch damit an, daß König Hettel und seine Recken Abschied von der Königin Hilde und ihrem Hofe nehmen, um gegen Siegfried von Morlant zu ziehen, weil dieser feindselig in das Land von Herwig von Seven eingefallen ist, der mit Gudrun, der Tochter König Hettel's, verlobt worden. Der Abzug der Mannen, die Trennung Herwig's von Gudrun, des jungen Ortwin's Bedauern, den königlichen Vater nicht begleiten zu dürfen, dies und anderes gibt fesselnde Auftritte. Auch Hilde's Erzählung von ihrer eigenen Lebensgeschichte im Frauengemach kann immerhin als wohlangebracht und wirksam gelten. Daß gleich auch in diesen ersten Act und mitten in die stille häusliche Existenz der Weiber der Einfall der Normannen fällt und die Entführung der Gudrun und ihrer Gespielinnen stattfindet, gibt einen bewegten und effectvollen Actschluß.

Der zweite Act spielt an Bord des Schiffs, auf welchem Gudrun von den Normannen entführt wird. Diese Entführung hätte mehr vorbereitet und motivirt sein müssen, jedenfalls aber fördert sie den Gang des Stücks, das auch in diesem zweiten, mehr pausirenden Aufzuge nicht ohne poetischen Reiz und warm pulsirendes Leben ist. Hartmuth, der Sohn König Ludwig's von der Normandie, wirbt um Gudrun, und sieht sich rauh und bestimmt abgewiesen.

In der dritten Abtheilung landen die Jungfrauenräuber an der heimischen Küste und übergeben ihre Beute an Königin Gerlint, die Mutter Hartmuth's, die sogleich gegen Gudrun gestimmt ist, weil diese der Werbung ihres Heldenkindes Widerstand entgegensetzt. Dagegen schließt sich ihre Tochter Ortrun der Entführten in echt mädchenhafter, rührender Hingebung an.

Nachdem Hartmuth noch einmal das Herz der Tochter Hettel's, der im Kampf um ihre Rettung gefallen ist, vergeblich zu bewegen gesucht, schickt Königin Gerlint Sohn und Gemahl wieder in den Krieg, indeß sie selbst verspricht, inzwischen Gudrun bekehren zu wollen.

Dieser Bekehrungversuch besteht darin, daß sie die Unglückliche demüthigt und zu niedern Magddiensten verwendet, um sie endlich der Werbung des Sohnes, als einziger Rettung aus ihrer schmachvollen Lage, geneigt zu machen.

So finden wir im vierten Act Gudrun, das edle Königskind, mit ihrer Gespielin Hiltburg im Winter am Seegestade mit bloßen Füßen die Wäsche der Königin Gerlint waschend. Frost, Entbehrung, schlechte Behandlung aller Art haben sie dem Tode nahegebracht. Sie ist auf dem Punkte zu erliegen, da erscheinen plötzlich Herwig und Ortwin, um sie zu befreien. Ihren Mannen voraus, sind sie gelandet, um Kundschaft einzuziehen. Sie treffen die Gesuchte; allein, da sie diese nicht auch rauben, sondern ehrlich erkämpfen wollen, so schicken sie Gudrun zu Frau Gerlint zurück, mit dem Versprechen, sie am andern Morgen mit Waffengewalt zu befreien und heimzuführen.

Dies geschieht im fünften Acte, in welchem zwar König Ludwig und Hartmuth herbeieilen, um die Eindringlinge mit blutigen Köpfen zurückzuwerfen, aber, der gerechten Sache erliegend, den Tod auf dem Walplatze finden. Der Untergang des Normannenreichs und die glückliche Vereinigung von Gudrun und Herwig, sowie von Ortwin und Ortrun beschließt das Drama, das leider je weiter zum Ende auch desto mehr zerfahren und wirkungslos wird.

Die heiter-heldenmüthige Art, mit welcher König Ludwig zu sterben weiß, hat etwas Versöhnliches und Erquickliches; der Tod Hartmuth's dagegen ist ganz verzettelt und verpufft. Der normannische Königssohn trifft im Gefecht mit Herwig zusammen und kämpft mit ihm. Die Gegner sind einander gewachsen und keiner kann des andern Herr werden. Endlich bietet ihm Herwig Freundschaft; aber Hartmuth weist sie ab, weiß sich noch einmal zu Gudrun durchzuschlagen und fleht sie an, ihm Gegenliebe zu schenken. Als ihm diese nicht gewährt wird, eilt er ins Getümmel zurück und findet hier den Tod.

Diese Momente sind nicht ohne Züge von Schönheit, aber sie treten verwischt und unklar ins Leben, ohne Sicherheit und energische Zeichnung. Der Autorin fehlen feste Hand und Gestaltungskraft. Das zeigt sich auch in der Zusammenführung und raschen Neigung von Ortwin und Ortrun, sowie im Untergang der Königin Gerlint, welche den Fall ihres Hauses nicht überleben will und sich in den Flammen begräbt, die ihr Meerschloß verzehren.

Alle diese Auftritte sind matt und ohne großen Stil, mehr von epischem als dramatischem Charakter, sodaß das Schauspiel zwar befriedigend, aber nur wenig erhebend und keineswegs mit zusammenfassender Wirkung ausgeht.

Dennoch ist das Ganze kein ungenialer Wurf und jedenfalls für eine dramatische Begabung ein glorioser Fingerzeig. Emanuel Geibel müßte gerade aus diesem Stoffe eine epochemachende Schöpfung zu gestalten im Stande sein. Er enthält in sich alles das, was dieser Poet zu einer dramatischen Dichtung bedarf: Tiefe der Empfindung, Größe und Adel einer weiblichen Seele, vollen lyrischen Hauch und Schmelz bei echt dramatischem Leben.

2. Im Atelier. Dramatisches Gemälde aus dem Künstlerleben in drei Acten von Heinrich Marr. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Vorwurf dieses Stücks ist einem Feuilletonartikel des pariser „Constitutionnel" entnommen und behandelt

die Entwickelung eines Mulatten, welcher dem spanischen Maler Velasquez geschenkt worden war, zum bedeutenden Künstler in dessen Atelier. Juan, eben dieser Mulatte, unter dem Namen Juan de Parega in der Kunstgeschichte bekannt, war anfangs Farbenreiber bei Velasquez, übte und bildete sich aber in der Stille nach dem Muster seines Herrn und Meisters so vorzüglich aus, daß er später als einer von dessen besten Schülern anerkannt worden ist.

Altmeister Marr, der treffliche Charakterspieler, hat diese Anekdote glücklich zu gestalten gewußt und in seinem dramatischen Gemälde ein jedenfalls ansprechendes sogenanntes Künstlerdrama geschaffen, ein Künstlerdrama, das, ohne großen poetischen Aufwand, in gefälligen Jamben abgefaßt, ohne Zweifel bei guter Darstellung überall einen Achtungserfolg erzielen dürfte. Es bietet in Juan, Rubens und Velasquez, sowie in des letztern Schülern, in Calderon und in dem reichen Kaufmann Quexada dramatische Aufgaben, die einer feinen Ausführung auf den Bretern wol verlohnen möchten.

Ein anderes, immerhin darstellbares Werk ist:

3. Die Bürgermeisterin von Schorndorf. Lustspiel in fünf Aufzügen von August Winterlin. Stuttgart, Grüninger. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Heldin desselben ist Anna Barbara Walch, die Gattin des Bürgermeisters von Schorndorf, einem württembergischen Städtchen im Remsthal, sechs Stunden von Stuttgart, das im December 1688 die Franzosen umzingelten und beschossen und die Väter der Stadt dem Feinde eben übergeben wollten, als Anna Barbara, den Rath arretirend und eine kurze Weiberherrschaft einführend, die Besatzung veranlaßte, den Platz zu behaupten.

Die Sache hat mehr Lächerliches als Komisches, und ebendeshalb mag es kommen, daß, soviel wir wissen, keine Bühne den Versuch gemacht hat, das Stück zu geben, das recht frisch und artig, nur im ganzen nicht derb genug und mit zu wenig durchgreifendem Humor geschrieben ist.

Eine fernere, gleichfalls aufführbare Arbeit ist wol:

4. Ein politischer Verbrecher. Lustspiel in vier Aufzügen von Julius W. Braun. Kassel, C. Luckhardt. 1869. 16. 15 Ngr.

Ein junger politischer Schriftsteller, der den Präsidenten von Stölzer, den Minister eines kleinen mitteldeutschen Fürstenthums, heftig angegriffen und dabei sehr liberale Grundsätze zum besten gegeben hat, soll deshalb arretirt und ins Gefängniß gesetzt werden. Dieser Unbequemlichkeit zu entgehen, begibt sich unser politischer Märtyrer auf die Flucht und sucht auf dieser ein erstes Unterkommen auf dem Gute des Barons von Edeldingen, der gerade im Begriff steht, seinen von weiten Reisen zurückgekommenen Sohn nach der Residenz zu schicken, damit er dort um eine Tochter des Präsidenten Stölzer werbe. Aber auch Dr. Arthur, unser Flüchtling, muß die Residenz passiren, um zur Grenze auf dem Wege nach der Schweiz zu gelangen. Durch ein Versehen der Polizei wird nun der junge Baron als Dr. Arthur verhaftet, und Dr. Arthur als Eduard von Edeldingen von Baron Stölzer an der Eisenbahn empfangen und in sein Haus eingeführt.

Hier ist nun die Scene, in welcher der Gegner des Ministers mit diesem und seiner Tochter zu Tische sitzt und von beiden durch Fragen über die Reisen, die Baron Eduard gemacht hat, in Verlegenheit gesetzt wird, entschieden zu breit und lang ausgesponnen. Auch ist später, als der Irrthum sich aufklärt, die Begegnung, die der alte Baron Edeldingen seinem frühern Schützling zutheil werden läßt, zu wegwerfend und brüsk abstechend gegen die anfängliche Behandlung. Schließlich ist auch unser Politikus keineswegs derart, daß man es begreiflich finden könnte, ihn von seiten des Fürsten zum Nachfolger des inzwischen abgesetzten Ministers berufen zu sehen. Es fehlt dem Stück feiner Geist und stichhaltige Motivirung, sonst aber ist es, ohne neu in der Erfindung und pikant in der Intrigue zu sein, doch immer noch so gut wie eine Menge anderer, zur Aufführung gebrachter Komödien.

5. Joost van den Vondel's Lucifer. Ein Trauerspiel. Uebersetzt von Max Werner Quadt. Nebst Porträt. Aachen, Jacobi und Comp. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Stück darf für eine sorgsame und liebevoll ausgeführte Arbeit erklärt werden. Die Dichtung selbst, welche eine Art Mysterium ist und, im Himmel spielend, den Kampf der guten und bösen Engel zeigt, ist ein dramatisches Gedicht im niederländischen Geschmack, d. h. derb und vierschrötig, bei aller Uebersinnlichkeit des Vorgangs doch von wesentlich realistischer Haltung. Vondel's Genialität ist aber auch hier ersichtlich, denn eine gewisse, wenn auch etwas holzschnittmäßig ausgetragene Größe der Conception und Charakteristik läßt diese Dichtung des 1587 in Köln geborenen und 1679 zu Amsterdam verstorbenen Poeten auch in dieser wohlgelungenen Uebertragung wahrnehmen.

6. Mahomed II. Musikalisch-lyrisches Drama in fünf Abtheilungen von Karl Sondershausen. Weimar. 1867.

Dieses Drama vergegenwärtigt die Eroberung von Byzanz durch die Türken im Jahre 1453 in etwas zu viel Sturm und Drang der Handlung. Es gebrechen dem Text wirklich lyrische Momente und damit gleichsam Ruhe- oder wenigstens Haltepunkte. Die Ereignisse jagen sich und man ist am Schluß des Dramas, noch ehe man recht hineingekommen. Auch haben einige Lakonismen des Dialogs entschieden mehr komische als tragische Wirkung, so z. B. wenn Mahomed die griechischen Gesandten fragt: „Was wollt ihr?" diese „Frieden" antworten, und der Muselman hierauf entgegnet: „Hab' ich nicht." Seltsam klingt auch die pathetische Redensart: „Die Himmel orgeln fort." Ein etwas veralteter Zuschnitt läßt sich überhaupt dieser Production nicht ableugnen, mit so viel Feuer und heiligem Eifer sie sonst auch geschaffen sein mag.

7. Drei kleine Dramen. Die Hirtinnen zu Bethlehem. Sanct-Ursula. Von N. Wiseman. Das Rosenwunder von Henriette Reusch. Dritte Auflage. Köln, Bachem. 1867. 12. 7½ Ngr.

Die Sammlung enthält zwei scenische Schöpfungen für Kinder von dem englischen Cardinal Wiseman, die Henriette Reusch recht hübsch übersetzt hat, und von dieser Autorin noch ein eigenes Drama für die Jugend: „Das Rosenwunder". Letzteres behandelt die bekannte Legende von der heiligen Elisabeth in ansprechender Ausführung

und ist das am meisten dramatisch gehaltene von den drei Werkchen. Die Arbeiten des englischen Würdenträgers der römischen Kirche sind nur dramatisch eingekleidete Reden, die erbaulich und sinnig, wenn auch sonst nicht eben bedeutend erscheinen.

8. Ein heiteres Buch. Miniaturlustspiele von Hugo Rosenthal-Bonin. Berlin, Wolf Peiser. 1867. 16. 10 Ngr.

Leicht und flüchtig hingeworfene dramatische Lustspielskizzen, die wenig freien Geist, wenig eigentlichen Humor und nur geringe Combinations- und Gestaltungsgabe bekunden, aber Dilettanten von gewöhnlichem Geschmack vielleicht doch zu geselligen Unterhaltungsabenden zweckdienlich erscheinen mögen. Der Autor ist nicht wählerisch in seinen Stoffen. Eine junge Dame, die keinen Arzt leiden kann und sich doch in einen solchen verliebt; eine Anekdote aus dem Leben Friedrich's des Großen wie die, in welcher er einen Pagen aus seiner Dose schnupfen sieht und sie ihm mit den Worten schenkt: „Da nehm' Er sie, für zwei ist sie zu klein"; ein Maler, dem ein Spießbürger seine Tochter nicht geben will, die er aber an den Hals geworfen bekommt, als er sie gemalt hat, weil der Alte sein Kind dadurch für compromittirt hält, und Aehnliches sind die Vorwürfe, die rasch, derb und ziemlich witzlos ausgeführt, nur durch ihre Knappheit und Naivetät einigermaßen gefallen können. Der humoristisch klingende Ton der Vorrede dünkt uns übrigens für so unbedeutende Productionen viel zu anspruchsvoll und herausfordernd. Feodor Wehl.

Eine Geschichte der deutschen Sprache.

Zur Geschichte der deutschen Sprache von Wilhelm Scherer. Berlin, F. Duncker. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Einem Buche von specifisch fachgelehrter Tendenz und Haltung gegenüber befindet sich ein Referent für d. Bl. immer in einer ungünstigen Stellung. Er darf weder bei den Lesern das Interesse und die vorbereitenden Studien voraussetzen, die ihm selbst das Eingehen darauf zu einem Gegenstand seines Berufs machen, noch weniger aber darf er, wenn er höflich und klug ist, sich der Pflicht entziehen, die Aufmerksamkeit aller derer, die für die Fortschritte der Wissenschaft im allgemeinen und darum auch einer Einzelwissenschaft Sinn und Verständniß in sich fühlen, auf ein solches Werk hinzulenken, das zunächst innerhalb eines abgeschlossenen Kreises, dann aber auch in dem weitesten Gebiet der geistigen Thätigkeit als eine hervorragende Erscheinung und eine bahnbrechende Leistung bezeichnet werden kann. In dem gegebenen Fall tritt dazu noch ein unserm Bedünken nach entscheidendes Motiv. Das fragliche Buch beschäftigt sich mit der Geschichte unserer eigenen Sprache, und dieser Umstand genügt oder sollte genügen, ihm auch über die relativ kleine Zahl der eigentlichen Sprachforscher hinaus eine besondere Theilnahme zuzuwenden.

Um dem Verdienste dieses Buchs gerecht zu werden, dürfte es gerathen sein, zuerst den Lesern die bisherige Methode der Behandlung der deutschen Sprachkunde und ihre Ergebnisse ins Bewußtsein zurückzurufen.

Bekanntlich pflegt man die ganze neuere Schule deutscher Sprachforschung, die am einfachsten und prägnantesten auf Jakob Grimm als ihr Haupt und ihre Quelle zurückgeführt wird, als die historische zu bezeichnen. Jakob Grimm hat, beinahe am Ende seiner langen und fruchtbaren schriftstellerischen Laufbahn, auch noch eine Geschichte der deutschen Sprache geschaffen, die dazu bestimmt war, jene sprachgeschichtliche Methode, welche in seiner unbestritten bedeutendsten Schöpfung, der deutschen Grammatik, durch die Natur des Stoffs und die Methode seiner Behandlung — die herkömmliche nach den gewöhnlichen grammatischen Kategorien — nicht deutlich und reinlich durchgeführt werden konnte, in einer vielfach revidirten Uebersicht und zusammengedrängten Darstellung ihrer Hauptresultate zum vollkommenen Ausdruck zu bringen. Begnügt man sich mit der Begriffsfassung „historisch", wie sie praktisch von ihrem Schöpfer verwandt wurde, so bleibt für die Geschichte der deutschen Sprache nichts weiter zu thun, als ein Ausbau im einzelnen nach den Massen und Verhältnissen, die im ganzen schon vorgezeichnet sind. Denn auch die bedeutende Erweiterung des Gesichtskreises, die durch die vergleichende Grammatik der deutschen Sprachgeschichte oder geschichtlichen Sprachkunde zutheil geworden ist, hat das Princip und die Methode der Forschung nicht verändert. Auch die vergleichende Grammatik ist von ihrem Begründer Franz Bopp als eine historische Wissenschaft in dem Sinne gefaßt und dargestellt worden, wie es von Jakob Grimm auf dem engern Gebiet der deutschen Sprachkunde geschehen war, und so konnten auch die Ergebnisse der einen ganz ungezwungen an die der andern angeschlossen werden. Sowie sich die vergleichende Grammatik von Bopp für die Erklärung der deutschen Sprachformen im wesentlichen auf Grimm's Gruppirung und Feststellung des deutschen grammatikalischen Materials stützt, so beruft sich umgekehrt Grimm in seinen spätern Arbeiten, und noch mehr seine directen Schüler und Nachfolger, in seiner Methode auf die vergleichende Grammatik von Bopp, und alle die in gleichem Geiste angelegten Arbeiten und Forschungen halten es ebenso, selbstverständlich nicht um unbedingt jeden Satz, der von jener Seite aufgestellt ist, anzunehmen, aber doch in vollständiger Uebereinstimmung des Ausgangspunktes und des Ziels der Forschung.

Das eigentliche Wesen dieser historischen Methode läßt sich kurz so bezeichnen, daß sie, wie man wol sagen darf, eine chronologisch oder wenigstens nach dem Princip der Zeitfolge geordnete Uebersicht der verschiedenen Spracherscheinungen zu geben unternahm und dabei die großen geschichtlichen Epochen in der Entwickelung der Sprache deutlich und klar hervortreten ließ, die man früher ganz übersehen hatte. Begriffe, welche jetzt in aller Mund sind, wie Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch mußten erst durch exacte, im strengsten Sinne urkundliche Forschung aus den echten Quellen gefunden werden und dienten dann dazu, um die sonst ungefüge und unübersehbare Masse des

Sprachmaterials zu gliedern und in ein übersichtliches Verhältniß zueinander zu setzen. Eine Erklärung der verschiedenen Spracherscheinungen ist damit insofern gegeben, als durch die möglich gewordene Einsicht in eine lange Reihe von allmählich auftretenden Formen sich die leiblichen Wandlungen innerhalb dieser einzelnen Formen, das Vorhandensein gewisser die Veränderungen bedingender Sprachelemente in einer frühern Sprachperiode, das allmähliche Zurücktreten dieser einst so deutlichen Werkzeuge der Sprachentwickelung, kurz, der urkundliche Bestand einer relativ ältesten Sprachperiode als Grundlage der bis zur Gegenwart sich erstreckenden Neu- und Umbildungen aufweisen ließ. Man sieht, auf eine eigentliche Begründung und Erklärung, wie man sie bei Gegenständen der exacten Wissenschaften verlangt, oder wie sie die pragmatische oder genetische Darstellung der Geschichte erstrebt, zielt die historische Methode der Sprachwissenschaft nicht ab. Denn selbst wenn es möglich wäre, eine einzelne Sprachform, etwa die Bildung des Genitivs, in sichern und vollständigen urkundlichen Belegen bis zu den allerersten Anfängen der menschlichen Sprachbildung zurückzuverfolgen, wie es bisjetzt und für immer unmöglich ist dies zu leisten, weil keins der dazu nothwendigen schriftlichen Sprachzeugnisse auch nur annähernd so weit reichen kann, würde doch immer noch das eigentliche Warum der Form nicht damit berührt werden. Die Form würde auch in ihrer ursprünglichsten Gestalt als eine bloße Thatsache, unvermittelt und unbegreiflich stehen bleiben.

Und wirklich ist auch nur von außen her, jenseit des eigentlichen Gebiets der Sprachkunde, dieses „Warum" zu beantworten. Einmal durch die Ergebnisse der physiologischen Beobachtung und Begründung der sinnlich wahrnehmbaren Sprachvorgänge. Indem die Physiologie feststellt, unter welchen Bedingungen und durch welche Combinationen gewisse Laute nothwendig entstehen, bietet sie einen festen Grund für die Würdigung der sonst blos zufälligen Thatsache, daß eine gegebene Sprache eine gegebene Anzahl von Lauten und Lautcombinationen hat. Auch lassen sich die Veränderungen und Uebergänge der Laute, welche in der historischen Grammatik oder der Geschichte jeder Sprache den umfangreichsten Theil der gesammten Darstellung zu bilden berufen sind, von ihrer naturwissenschaftlichen Seite her allein verstehen, wobei als selbstverständlich angenommen wird, daß sich die Sprachwerkzeuge des Menschen von jeher in derselben Beschaffenheit befunden haben, wie wir sie jetzt kennen, daß also, wie die veranlassenden Ursachen von jeher dieselben gewesen sind, auch die Wirkungen immer sich gleichbleiben mußten.

Die Physiologie ist bekanntlich in ihrer exacten Ausbildung ein Erzeugniß der beinahe als eben erst begonnen zu bezeichnenden neuesten Methode der naturwissenschaftlichen Forschung, und innerhalb des so überaus reichen Materials dieser Wissenschaft sind einzelne Theile begreiflich verhältnißmäßig weniger sorgfältig und liebevoll durchgearbeitet wie andere. Die physiologische Erforschung der Sprachorgane gehört, wie allgemein zugestanden wird, zu den minder begünstigten Theilen der Wissenschaft, und erst in allerneuester Zeit ist den bahnbrechenden Andeutungen ihres einstigen Altmeisters Johannes Müller eine Anzahl speciellerer Untersuchungen gefolgt, unter denen freilich noch keine vollständige Uebereinstimmung erzielt ist. Daraus mag es sich erklären, daß unsere moderne Linguistik, die, soweit sie wirklich auf wissenschaftliche Geltung Anspruch machen kann, der historischen Schule angehört, insbesondere unsere deutsche Sprachforschung sich im großen und ganzen vielleicht etwas zu vorsichtig gegen die Heranziehung dieses unentbehrlichen Hülfsmittels verhalten hat, sodaß die Physiologen ihrerseits mit einigem Recht über die vornehm ablehnende Haltung der Linguistik ihren Ergebnissen gegenüber sich beklagen konnten. Zwar kann man in allen Arbeiten der eigentlichen Linguisten erkennen, daß auch sie das physiologische Element im Grunde nach seinem ganzen Werthe würdigen, indem sie sich z. B. die Gruppirung der Laute nach ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit, die Erklärung der Lautveränderungen, der sogenannten Wohllautgesetze u. dgl. durch eine Zurückführung auf natürliche Ursachen von jeher angelegen sein ließen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß es in den meisten Fällen ebenso unmethodisch wie unzureichend geschah, und daß man sich unbedenklich mit einem bloßen dilettantischen Rathen und Meinen begnügte, statt auf exacte und zusammenhängende Kenntniß der naturwissenschaftlichen Thatsachen zurückzugehen.

Es ist nicht schwer, zu sehen, daß auch die Physiologie das „Warum" doch nicht ganz, oder vielmehr nur bis zu einer sehr bestimmten Grenze zu beantworten vermag. Sie kann wol erklären, unter welchen sinnlichen Bedingungen ein Laut oder Lautcomplexe zu Stande kommen, aber nicht, welche Triebfedern den Willen bestimmen, die körperlichen Organe in dieser bestimmten Weise in Thätigkeit zu setzen. Ihre Aufschlüsse müssen durch zwei andere Wissenschaften ergänzt und in die Sphäre des Geistes erhoben werden, der die Sprache mit demselben Rechte wie dem Reiche der Natur angehört. Die Psychologie ist dazu berufen, die innern Vorgänge zu ermitteln und zu bestimmen, welche zu dem sinnlichen Ausdruck in der Sprache Veranlassung geben und diesen ebenso beherrschen und gestalten, wie umgekehrt wieder der geistige Inhalt der Sprache an ihren gegebenen sinnlichen Werkzeugen und Hülfsmitteln eine feste Schranke und den in seinen Grenzen unbedingt gültigen Regulator hat. Aber auch die Psychologie allein gibt noch nicht den letzten Schlüssel zu den Geheimnissen der wirklichen Sprache. Sie berücksichtigt nur, getreu ihrer sonstigen Aufgabe, das allgemein Mögliche in der Sprachbildung, die Sprachidee an sich, aber nicht die concrete Sprache. Diese als Organ eines bestimmten Volksgeistes wird sich nach den Entwickelungsgesetzen, die ihn selbst beherrschen, gestalten und erklären. Wenn die Geschichte oder die Culturgeschichte in ihrer höchsten und geistigsten Auffassung diejenige Wissenschaft ist, welche das concrete Dasein der Völker zu einer für den Geist faßlichen Einheit des Begriffs verwandelt, so wird sie es also auch sein, die man zur letzten Erklärung und Begründung der Sprachanschauungen verwenden muß. In ihrer Beziehung auf diesen einen bestimmten Gegenstand könnte man den Namen Völkerpsychologie für sie gelten lassen, der neuerdings öfter dafür verwandt und als Titel einer diesem Gegenstand gewidmeten besondern Zeitschrift schon gewissermaßen populär geworden ist. Es ist im Wesen dieselbe Art der Sprachbetrachtung und Sprach-

erklärung, die Wilhelm von Humboldt zuerst mit originel-ler Genialität auf die verschiedensten concreten Sprach-erscheinungen angewandt hat. Man hat seine Art der Forschung und Darstellung vorzugsweise als philosophisch bezeichnet und pflegt ihn als den Begründer und Meister der Philosophie der Sprache anzuerkennen. Versteht man die Bezeichnung „Philosophie der Sprache" richtig, so ist gegen diese Bezeichnung nichts einzuwenden, aber um jeden Gedanken an eigenmächtiges Construiren auszuschlie-ßen, wäre vielleicht der Name „Naturgeschichtliche Sprach-wissenschaft" geeigneter.

Eine Sprachwissenschaft, die vollständig dem Begriffe genügen soll, wie ihn der Stand der gegenwärtigen Geistes-bildung zu fassen vermögend und berechtigt ist, wird sich der geschichtlichen Methode in ihrer herkömmlich fest-gestellten Fassung, wie sie oben skizzirt wurde, als der nothwendigen Grundlage für die exacte Kenntniß und Gruppirung des Materials bedienen, sie wird die Phy-siologie benutzen, um zu einer klaren Einsicht in die Leib-lichkeit ihres Stoffs zu gelangen, sie wird endlich durch die Psychologie und Culturgeschichte die innern treibenden Kräfte der Sprache erkennen und bestimmen. Aus die-sem allen ergibt sich die genetische Methode, die wir als die allein berechtigte hinstellen dürfen, weil sie die um-fassendste ist.

Und in diesem Sinne ist Scherer's Buch als epoche-machend zu bezeichnen. Innerhalb des begrenzten Ge-biets, auf das es sich bezieht, ist es der erste Versuch, die Ergebnisse jener drei oder vier verschiedenen einseitigen Methoden der Sprachforschung innerlich miteinander zu verbinden und zu der Einheit eines auch den höchsten Anforderungen genügenden, wahrhaft wissenschaftlichen Prin-cips zu erheben. Da sich der Verfasser selbst, wie uns scheint, etwas zu kurz und abgerissen über das wahrhaft neue und fruchtbare Princip seiner Forschungen äußert, so haben wir es für gerathen gefunden, hier in unserer Weise den Versuch zu machen, den Kern der Sache, um die es sich handelt, etwas sichtbarer und handgreiflicher herauszuschälen. Denn seine Worte (S. IX):

> Die Entstehung unserer Nation, von einer besondern Seite angesehen, macht den Hauptvorwurf des gegenwärtigen Buchs aus. Durch physiologische Analyse und einheitliche Charakteristik bin ich zu einer Erklärung der Lautform unserer Sprache ge-langt, welche in das Ganze der menschlichen Persönlichkeit ein-führte, moralische Motive als wirksam aufzeigte und die un-bedingte leidenschaftliche Hingabe an ideale Ziele als das ge-waltige Fundament erscheinen ließ, das unserer Nation und Sprache den ersten individuellen Bestand verlieh —

drücken zwar den eigentlichsten Gehalt des Buchs dem-jenigen genugsam deutlich aus, der es aufmerksam gelesen oder der selbst schon die eigentliche Aufgabe und das höchste Ziel jeder sprachwissenschaftlichen Arbeit begriffen hat, können aber allen denen, für die beide Voraussetzungen nicht zutreffen, nicht genügen.

Es würde dem Standpunkt d. Bl. gänzlich zuwider-laufen, wollten wir das reiche Detail des Buchs auch nur durch eine zusammenfassende Uebersicht seiner hauptsächlich-sten Forschungen und Ergebnisse vorführen. Dies mag anderwärts Gelegenheit zu ausführlicher Untersuchung ge-ben, die, wie es sich von selbst versteht, ebenso oft sich zurückweisend wie zustimmend verhalten wird. Denn es kann nicht anders sein, als daß das Einzelne, von jedem Augpunkt gesehen, anders erscheint und daß dies Andere jedem, weil es das seine ist, als das richtigere gilt. Nur das eine ist zu wünschen, daß die Richtigkeit des Princips, welches alles Einzelne zusammenhält und beseelt, anerkannt, daß überhaupt der große Fortschritt gebührend gewürdigt werde, der durch eine Niederwerfung der unberechtigten und doch bisher so sehr respectirten Schranken zwischen den verschiedenen bisherigen Methoden der Sprachforschung dieser selbst unausbleiblich erwächst. **Heinrich Rückert.**

Ein Roman aus Cromwell's Zeit.

Von Gottes Gnaden. Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von Julius Rodenberg. Fünf Bände. Berlin, Gerschel. 1870. 8. 6 Thlr.

Julius Rodenberg hat in seinem letzten Roman: „Die neue Sündflut", uns in die Französische Revolution geführt; in diesem neuesten entrollt er uns Bilder aus der großen englischen Revolution, in deren Mittelpunkt Oliver Cromwell, das Haupt der Independenten und der spätere Lord-Protector, einer der interessantesten Charaktere der Geschichte, steht.

Seit der „Straßensängerin von London" sind wir der Romanproduction dieses Autors mit Theilnahme ge-folgt. Jedenfalls besitzt er zwei Eigenschaften, die ihn für die Behandlung des vorliegenden Stoffs besonders geeignet machen: die Gabe lebendiger Schilderung und die genaue Kenntniß englischer Zustände und Localitäten. Für einen Romandichter darf man die letztere nicht gering anschlagen; denn eigene Anschauung der Städte und Landschaften gibt der epischen Darstellung, für welche die Detailmalerei unerläßlich ist, erst Sicherheit der Umrisse und Treue des Colorits. Ohne lebendige Schilderung aber verwandelt sich die Romandichtung in eine nüchterne Chronik. Und doch soll sie in erster Linie auf unsere Phantasie wirken. Erst wenn diese gleichsam gefangen ist in jenem Zauberkreise von Gestalten, Bildern und An-schauungen, in welchen uns der Autor festbannen will: dann mag er sich auch an unsern Geist wenden und uns die bewegenden Gedankenmächte vorführen, welche die Handlung bestimmen.

Der historische Roman bietet indeß eine Klippe, welche selbst Walter Scott nicht immer glücklich vermieden hat: es fluten in ihm oft zwei Strömungen nebeneinander, die sich unvermischt halten, die Ueberlieferungen der Geschichte und die Thatsachen der freien Erfindung. In einem echten Kunstwerk aber darf es keinen derartigen Dualis-mus geben, und sollte er für den geschichtlichen Roman unvermeidlich sein, so dürfte immer von neuem die Frage nach seiner ästhetischen Berechtigung aufgeworfen werden.

Der Memoirenroman durchhaut diesen gordischen

en sehr einfach, indem er nur aufgeputzte, anekdotisch affirte Geschichte gibt. Die Erfindung beschränkt sich auf allerlei zufällige Verknüpfungen der gegebenen gnisse. Er nimmt dreist die großen Männer der geschichte beim Kragen, schiebt sie in den Vordergrund, tet ihnen mit der Laterne der geschichtlichen Anekdoten-, f- und Plauderliteratur ins Gesicht, und thut sich entlich viel darauf zugute, daß er auch noch die histo- n Kenntnisse seiner Leser erweitert und ihnen manches r unbekannte Detail mitgetheilt hat.

Es ist wol kein Zweifel, daß ein historischer Ro- je weiter er sich von diesem Memoirenroman entfernt, höher in künstlerischer Hinsicht steht. Die großen ner der Geschichte, so geeignet für die Tragödie, die uf ihre innersten Gedanken und letzten Zwecke richtet, n nicht die Helden des Romans sein, denn er muß hr ins Detail gehen, um nicht entweder das that- ch Bekannte zu fälschen oder die dichterische Freiheit Hingabe an die historische Ueberlieferung aufzuopfern. l dürfen sie in die Handlung mit eintreten als äsentanten der Epoche; wohl dürfen sie in das Ge- der frei erfundenen Helden mit eingreifen; aber e ausdauernde Theilnahme muß von Haus aus den n gewonnen sein, und die letzten Zwecke des Ro- sollen nicht außerhalb des Kreises der dichterischen dung fallen.

Die Geschichte darf in der Romandichtung weder eine erströmung für sich behaupten, welche immer als ein Arm erscheinen wird, noch gar die Zaubergärten Phantasie überfluten. Die Geschichte darf nur der ibruch sein für die freien Märchenbauten der Phan- Wo sie selbständig hervortritt, da verdirbt sie der n das Concept.

Wir wissen nicht, ob dies Ideal des geschichtlichen ms ganz erreichbar ist. Walter Scott ist ihm nur nigen Werken nahe gekommen, aber er schlug wenig- in allen den richtigen Weg ein. Gegen den neuen n von Julius Rodenberg müssen wir auch nach Seite hin einige Bedenken aussprechen. Rodenberg durchaus nicht in den großen Heerweg der Memoiren- ne ein; er weiß, worauf es für den Dichter an- t und daß die bloße Ausschmückung der Geschichte Geschäft für poetische Begabungen ist. Doch die n Persönlichkeiten und Ereignisse erweisen sich so ig, daß sie auf seiner Phantasiewelt lasten und von mittelter „Geschichtsklitterung", die sich chronikartig e erfundene Erzählung einschiebt, kann sich unser um so weniger fern halten, als sein Roman eine und weite Epoche umfaßt, die auf Erläuterung und pterstattung ein unabweisbares Recht hat, weil sonst istorische Rahmen ganz auseinanderfallen würde. oßen wir denn im Verlauf des Romans auf man- geschichtliche Actenstück, welches seine quellenmäßige ttung nicht verleugnet, und auch die Ereignisse in allgemeinen Umrissen werden uns mitgetheilt, etwa ner Chorus in Shakspeare's „Heinrich V." die Ver- ngsglieder zwischen den Begebenheiten der einzelnen einfügt.

Der Roman Rodenberg's beginnt ungefähr mit der cht bei Naseby und endet mit dem Tode des Lord-Protectors. Sein Rahmen umspannt also fast die ganze englische Revolution, mehrere Schlachten zwischen den königlichen und den Parlamentstruppen, den Kampf zwischen Heer und Parlament, die Entführung des Königs durch die Truppen, seine Gefangennehmung und Hinrichtung, die Streitigkeiten zwischen Presbyterianern und Independenten, die Kämpfe gegen König Karl II., Cromwell's Erhöhung. Schon eine farbenreiche Darstellung dieser Ereignisse würde mehrere Bände füllen. Um wie viel schwerer mußte dem Dichter die maßvolle Auswahl sein, welche überdies eine skizzirte Erzählung aller von der Fabel des Romans mehr in den Hintergrund gedrängten Ereignisse nicht ausschloß.

Ausnehmend gesteigert werden diese Schwierigkeiten durch die Macht von Cromwell's Persönlichkeit, der, wo er hervortritt, alles andere in den Schatten stellt. Und diese imponirende Macht abzuschwächen konnte noch weniger im Interesse des Dichters liegen.

Dennoch hat Rodenberg es versäumt, uns in das Allerinnerste von Cromwell einzuführen, uns die Conflicte in ihm, das Werden und Wachsen seines Ehrgeizes, mit jener psychologischen Wahrheit vorzuführen, deren der Tragödiendichter, der gerade nur auf diese innere Welt angewiesen ist, nicht entbehren kann, um so viel knapper auch die ihm zugemessene Form ist. Der Roman mit aller Fülle des äußern Lebens, das sich mit solchem Behagen ausbreiten kann, drängt zu leicht diese Fragen innerer Entwickelung in den Hintergrund. Wir sprechen hier nicht von dem psychologischen Roman, der gerade die Darstellung der Krisen des Seelenlebens zu seiner Aufgabe macht, sondern von dem historischen, der uns die großen Massentableaux der Weltbegebenheiten entrollt.

Rodenberg's „Cromwell" erscheint weder unbedeutend noch uninteressant; die düstere Energie des Charakters tritt fesselnd hervor; in keinem Zug desselben verleugnet sich der Mann, der seine Epoche beherrscht. Er ist als ein Mann aus Einem Gusse geschildert — und wenn die Historiker ihn der Heuchelei anklagen, der Dichter spricht ihn frei davon. Und doch liegt in den Thatsachen ein Problem, welches die Darstellung nicht löst. Der Freiheitskämpfer verwandelt sich in den Usurpator — das ist die einfache Formel für das Problem. Wir fragen nun: war der mit den Worten der Bibel, mit dem Schwerte Gideon's ausgerüstete Freiheitskämpfer von Haus aus nur die Maske für ehrgeizige Bestrebungen? Oder wann und wie vollzog sich jene großartige Umwandlung, die aus einem Gegensatz in den andern hinüberspringt? Und wie war dieser Uebergang überhaupt möglich, ohne daß das Gold bibelfester Ueberzeugung mit einem leichten Beisatz von Heuchelei legirt worden wäre? Auf diese Fragen bleibt uns der Roman Rodenberg's die Antwort schuldig. Der Dichter selber aber könnte antworten, daß eben Cromwell nicht der Held des Romans sei, wie dies ja auch gegen die Grundgesetze des geschichtlichen Romans verstoßen würde, daß er daher nicht die Verpflichtung habe, uns ein Seelengemälde des merkwürdigen Mannes zu entrollen, sondern nur, ihn uns vorzuführen, wo er in die Geschicke des eigentlichen Romanhelden entscheidend mit eingreift. Dieser Romanheld ist Frank Herbert, ein tapferer Kriegsführer Cromwell's, seiner Gesinnung nach

ein unerschrockener Republikaner, lange Zeit hindurch die rechte Hand des Gewaltigen, bis er sich gegen den Usurpator auflehnt, zur Verbannung verurtheilt, aber nach Cromwell's Tod wieder begnadigt wird. Seine Liebe zu Olivia, der Tochter des Ritters von Childerley, zieht sich wie ein rother Faden durch die Dichtung, und auch die zweite Heldin derselben, Manuella, entbrennt in Liebe für ihn. Frank Herbert ist eine tüchtige Charakterzeichnung; die edle jugendfrische Begeisterung des Freiheitshelden berührt wohlthuend mitten in Kämpfen, bei denen so viel Egoismus unter der Maske des Fanatismus sich verbarg. Es ist groß gedacht und eines Republikaners würdig, wie er die Hand Olivia's ausschlägt, als sie der König ihm entgegenführt. Und auch das fein ersonnene Gegenbild fehlt nicht. Als Oliver Cromwell für Frank Herbert um die Hand der schönen Olivia wirbt, im Krankenzimmer des verwundeten Ritters, der für seinen König gefochten hat, als mitten in die Werbung hinein von der Straße der Heroldsruf ertönt, der die Anklage des Königs verkündet, da zögert Olivia nicht, mit einem Aufschrei des Wehs sich von Herbert loszureißen und zu dem Vater hinzustürzen mit den Worten: „Hier ist mein Platz!" Erst Herbert der Rebell gegen den Usurpator erhält die Hand seiner Olivia, die das Los der Verbannung mit ihm zu theilen bereit ist. Nach der Begnadigung zieht sich Herbert auf das Grundstück seiner Väter zurück, und mit einer heitern versöhnenden Familienidylle, in welche auch der Genius des blinden Dichters Milton seine verklärenden Strahlen wirft, schließt Rodenberg das wildbewegte Gemälde der blutigen Revolution:

In der Einsamkeit war Milton wieder zum Dichter geworden, und seine beiden unsterblichen Werke, die der Trost, das Entzücken zahlloser Leser noch heute sind und immer bleiben werden, führten auch Frank Herbert zu seinen alten Idealen zurück, die während der langen Nacht seiner Auflehnung immer mehr sich in Fratzen und Gespenster und Ausgeburten des Fiebers verwandelt zu haben schienen, bis er gänzlich an ihnen irre geworden. „Es war unsere Leidenschaft", sprach er milde, „die sie verzerrte; sie selber leben ewig schön und ewig rein und werden sich einst erfüllen! Unser Irrthum war, an ihre Verwirklichung zu glauben, da wir die Welt einen Augenblick schimmern sahen in ihrem Glanze, der bald wieder schwand. Wir sollten lernen, daß alles Leben nur ein Werden, und daß es selbst in seinen höchsten Momenten noch den Gesetzen seines irdischen Ursprungs gehorcht. Wir meinten uns bestimmt, das Ziel zu erreichen; aber unsere Bestimmung war nur, es den Völkern zu zeigen und ihnen zuzurufen: dort, wiewol abermals von Wolken verhüllt, steht es, und dorthin geht der Weg!" — Milton und Cromwell! Das Licht des Dichters fiel auf die Gestalt des Helden, die immer einsamer, aber auch immer größer ward, je mehr sie in die Vergangenheit zurücktrat. „Möge die Nachwelt ihn richten", sagte Frank Herbert; „wir wollen ihn begreifen lernen." Und eines Tags, es war ein herrlicher Herbstnachmittag und es ging gegen den Abend, saß er auf dem Altan vor Merton Hall, in Milton's „Wiedergewonnenem Paradies" lesend. Mit freudig verklärtem Antlitz rief er Olivia, die, mit dem Knaben an der Hand, auf dem Rasen wandelte. Die untergehende Sonne vergoldete das Buch in Frank's Hand. „Lies!" sprach er; „lies!" Und sie las:

Eine Krone,
Goldprangend, ist ein Kranz von Dornen nur;
. . . . . .
Wer in sich selbst regiert, wer Leidenschaft,
Begierde, Furcht bezwingt, ist mehr ein König;
Und jedem Edeln ziemt solch Königthum.

„Das ist das Problem", sagte Frank Herbert; „wenn wir es gelöst haben, so werden wir alle frei sein und alle von Gottes Gnaden!" Die Hand der Geliebten legte sich sanft auf seine Schulter, und er, mit beiden Armen, drückte den Knaben fest an sein Herz.

Von den geschichtlichen Charakteren ist König Karl I. treffend, wenn auch mit flüchtigen Umrissen gezeichnet. Ueber Proceß und Hinrichtung gleitet der Dichter leicht hinweg; diese große Tragödie würde den Rahmen seines Gemäldes gesprengt haben. Dagegen führt er uns an die Leiche des Königs; er zeigt uns den treuen Ritter mit den Seinen am Katafalk, aber auch Cromwell, der sich insgeheim zur Leiche des gerichteten Fürsten schleicht; er schildert uns mit dem Pinsel eines Lessing das winterliche Begräbniß. Außerdem ist der jüngere Herzog von Buckingham als leichtsinniger Abenteurer und Verschwörer in kecken Umrissen gezeichnet; der Aufstand in Moorfields, die Entführung Manuella's, die Verkleidung als Clown eines Quacksalbers geben ausreichende Gelegenheit, den vermessenen Gentleman in verschiedenen Situationen von spannendem Interesse zu beobachten. Der soldatische Abenteurer Jürgen Joyce und der heuchlerische Puritaner Zedekiah Pickerling, ein Paar von Dioskuren, die meistens in feindlicher Constellation einander gegenübertreten, bleiben von Anfang bis zu Ende dem Romanleser treu und nehmen bis zur trefflich geschilderten Explosion am Schluß, die den schlimmen Heuchler in die Luft sprengt, ein selbständiges Interesse in Anspruch, indem die Situationen, in die sie gerathen, mit dem ganzen Behagen altenglischen Humors ausgemalt sind. Wir müssen sagen, daß uns dieser Humor oft zu breit ausgesponnen erscheint, daß er sich mit zu vielen Interpellationen an die Leser wendet, und daß dies bequeme Hin- und Herschlendern der Darstellung, das sich allerdings auf hervorragende englische Muster berufen darf, uns bisweilen ungeduldig macht. Mitunter finden sich indeß auch in den humoristischen Partien des Romans recht drollige Einfälle, wie wenn der wackere Joyce zwischen Manuella, dem Pferd, und Manuella, dem Mädchen, sich in eulenspiegelartiger Fragestellung befindet.

Breit hinein in die Haupthandlung des Romans, in die tragischen Katastrophen der Haupt- und Staatsactionen schiebt sich eine Episode, welche an die geschichtliche Thatsache anknüpft, daß Cromwell zuerst den Juden Aufenthaltsrecht in England gestattete und die Abgesandten der amsterdamer Gemeinde in officieller Audienz empfing. Manuella, das flüchtige Judenkind aus Amsterdam, das wir am Anfang des Romans als den verkleideten Begleiter Buckingham's finden, in einer Romantik, der es doch keineswegs an frivolem Beigeschmack fehlt, enthüllt sich später als eine edle leidenschaftliche Natur, die nach mancher Verirrung zuletzt wieder dem Familienkreise zurückgegeben wird. Das Haus des alten Juden Abraham in London, in welches einige wichtige Scenen des Romans verlegt sind, sowie die häuslichen Ceremonien des Judenthums sind recht treu und anziehend geschildert; auch die Verfolgungen der wandernden Gemeinde, die Gewitterscene auf dem Schloß des Ritters Tobias von Childerley und der Volksaufstand in London. Gleichwol ist das Judenthum für das Gemälde jener Zeit und ihrer kämpfenden Principien doch nur eine beiläufige, an die Sce-

geschobene Gruppe, sodaß die ausnehmende Bedeutung, welche der Autor in seinem Roman ihren Geschicken beimißt, uns etwas die richtigen Proportionen des Werks zu verschieben scheint. Der Romandichter ist zwar ungebundener als der Dramatiker, was die Auswahl unter den Gestalten der Phantasie betrifft, mit denen er ein großes geschichtliches Zeitgemälde beleben will. Doch wird sein Werk um so mehr den Eindruck eines Kunstwerks machen, je mehr sich in jeder einzelnen Gruppe irgendein die Zeit beherrschender Gedanke spiegelt.

Die Schilderungen Rodenberg's sind durchaus anschaulich und lebendig, oft von dichterischer Glut durchdrungen. Ueber seinen Landschaftsbildern schwebt ein echt lyrischer Hauch der Stimmung; die Idylle der englischen Schlösser, Parks und Dörfer tritt anmuthend vor uns hin. Zu großartigen Naturpanoramen bietet der Stoff des Romans keine Veranlassung. Daß Rodenberg auch derartigen Aufgaben gewachsen ist, beweist die prächtige Schilderung des Seesturms und der entfesselten Elemente gegen den Schluß des Werks.

Als Probe für die glänzende Architekturmalerei des Autors stehe hier die Beschreibung des Doms von Ely. Wir sehen ihn zuerst mit den Augen des Doctor Hewitt von außen:

Traurig sah Doctor Hewitt nach der Kathedrale hinüber, die jetzt dicht vor ihm in ihrer Hoheit stand. Der Mond, der von Osten darüber hinschien, hatte diesem Bau, der zu den edelsten Schöpfungen der mittelalterlichen Kunst gehört, sein volles Licht gegeben. Breit und ungehindert strömte die silberne Helligkeit schräg über das Portal und den hohen Glockenthurm, während die Spitzen der entferntern Thürme, die Zacken und Zinnen des gewaltigen Mittelbaues in der Luft zu glimmen schienen. Ein Theil der hohen Fenster mit ihren zierlichen Einfassungen war klar zu sehen wie am Tage; ein anderer Theil war von den blauen Mondesschatten bedeckt. Die Nischen, hier von blendendem Glanz erfüllt und dort von tiefer Dunkelheit, wechselten; in dem unsichern Schein, der sie bestrahlte, schienen die Zierathen an den Ecken und Wölbungen Athem und Seele, das zartumränderte Blätterwerk Bewegung zu haben und, wiewol von Stein, in Wind und Mondenlicht zu beben; in unbeschreiblicher Schönheit gliederte sich Stockwerk über Stockwerk, und während die kunstvollen Einzelheiten ein reiches Leben entwickelten, lagerte doch über dem Ganzen die hehre Pracht und Ruhe der Unbeweglichkeit.

Dann folgen wir in das verwüstete Innere:

Noch stand der majestätische Bau fest auf seinen Fundamenten, und unerschüttert in der Höhe waren die Rippen aus Stein, die das Gewölbe des Doms trugen. Noch stiegen, ein kühnes Bild frommer Sehnsucht, die normannischen Bögen, die sich auf mächtige Colonnaden und Säulen stützten; reich bekränzt mit Friesen von Laub und Kleeblättern standen die Tragbalken; leicht und freudig unter der Last, die auf ihnen ruhte, hoben sich die Pilaster und Bündel von schlanken Schäften, und vorspringend aus den zahllosen Ecken die Nischen und Baldachine voll hoher Pracht. Die ganze Fülle der englischen Gothik, vom Rundbogen bis zur höchsten, feinsten Vollendung des Spitzbogens, war vor dem Eintretenden, und der Mond, der durch die steinernen Gitter der hohen Fenster im Chore fiel, erfüllte den ungeheuern Raum der Kathedrale, die Schiffe, das Octagon und die Transsepten, die unaussprechliche Erhabenheit des Ganzen, mit einer ahnungsvollen Dämmerung. Doch die Glasgemälde, die einst in den Fenstern geglänzt, waren zerstört. Die Splitter lagen am Boden. Die kunstvoll eingelegten Platten aus farbigem Marmor, mit denen dieser einst bedeckt gewesen, waren aufgerissen. Die schöne Täfelung der Decke, das Gold und Blau, mit dem sie vormals bekleidet, hatte der Rauch geschwärzt. Gebrochen standen die alten Heiligen und Könige auf ihren Postamenten von Purbeckstein, den Erzvätern hatte man die Köpfe abgehauen, den Aposteln Arme und Beine, die Propheten in den Staub geworfen; die Seraphim und Cherubim, die „dextra Domini" und die Tauben mit Gelb übermalt und den Herrn selber, der über dem Altar in einer Glorie geschwebt, mit einer Tünche von Kalk beworfen. Ruhig flutete das Licht des Mondes über das Werk der Zerstörung hin; der hohe Chor, die massiven Säulen, die zierlichen Pilaster warfen ihre Schatten, aber über entweihte Gräber; und während alle „götzendienerischen" Zeichen und Inschriften verwischt worden, hatte man nur noch das Wappen Heinrich's VIII. über einer Thür des südlichen Chorflügels stehen lassen, und von Engeln getragen im Mondenlicht funkelnd, las man in Goldschrift die stolze Legende: „Gracia dei sum quod id sum. A. D. 1534." Von Gottes Gnaden bin ich das, was ich bin ...

Doch auch die mehr dramatisch hervortretenden Situationen sind mit Lebendigkeit ausgeführt. Eine der gelungensten ist diejenige, wo sich der republikanische Oberst Frank Herbert weigert, seine geliebte Braut Olivia, die ihm der König selbst zuführt, aus seinen Händen zu empfangen. Der König ist, halb freiwillig, halb gezwungen, dem Heere gefolgt, hat Cromwell und Fairfax in Childerley-Hall, umgeben von seinem glänzenden Hofstaat, empfangen. Auf den Wunsch des Königs singt Olivia, die kurz vorher dem Obersten Herbert ihre Liebe bekannt hat, ein schwermuthsvolles Lied, dessen ahnungsreiche Bedeutung sie selbst ergreift:

Olivia ward todbleich bis in die Lippen — ihrer Brust entrang sich ein Schrei — sie wäre zu Boden gesunken, wenn nicht Frank Herbert, der alles genau beobachtet, rasch sich Bahn gebrochen, herzugestürzt und die blonde Braut aufgefangen hätte. Wie im Zustand des Schlafs, sich selber unbewußt, schlang sie beide Arme fest um den Geliebten, als wolle sie denselben nie mehr lassen. Die Bestürzung ward allgemein. Doch diesen Augenblick benutzte der König, um hervorzutreten, während alle andern scheu von der Gruppe sich entfernten und einen Halbkreis schlossen um dieses Bild des höchsten Schmerzes und des höchsten Glücks. „Ich weiß", wandte der König sich zu Frank Herbert, der seine Worte nur halb hörte, wie Schall ohne Bedeutung — „man hat mir gesagt, mein tapferer, junger Oberst, daß Ihr dieses Fräulein liebt und daß sie Eure Liebe mit gleicher Empfindung erwidert. Der Vater, einer meiner getreuesten und loyalsten Unterthanen, hat den Fürsprecher, den Ihr beauftragt, um ihre Hand für Euch zu werben, zurückgewiesen, weil Ihr bisher einer mir feindlichen Partei angehört habt. Doch ich will meinen Unterthanen das Beispiel der Versöhnung geben; ich will meinen Anhängern zeigen, daß der König zuerst großmüthig sein kann gegen seine Widersacher. Der Knight von Childerley, der Euch die Geliebte verweigert, hat mir nicht verweigert, sie als meine Tochter betrachten zu dürfen. So belohn' ich zugleich die Treue meiner Freunde und verzeihe meinen Feinden. Die Sorge für ihr ferneres Wohl ist mein. Ihr habt die Fahne der Rebellion gegen mich erhoben; nehmt darum als Pfand des Friedens aus meiner Hand die Braut." Lange war, während der König gesprochen, Frank Herbert aus seiner Erstarrung erwacht. Mit dem rechten Arm die Geliebte fest umschlingend, erhob er sich zu seiner ganzen Höhe. Mit finsterm Blick maß er den König. „Sire", sagte er dumpf, „aus Euerer Hand kann ich das Mädchen, das ich liebe, nicht empfangen. Das edelste Gefühl meiner Brust würde dann entweiht, die ganze Zukunft mir vernichtet sein. Es wäre ein Handel, und man soll von Frank Herbert nicht sagen, daß er sich verkauft habe." — „Junger Mann!" sagte der König, mehr erstaunt als erzürnt; denn er konnte den Sinn seiner Worte kaum noch recht begreifen. Aber Frank Herbert fuhr fort: „Es war ein beseligender Traum, mit diesem Weibe, das ich geliebt, mich aus den Widersprüchen dieser Zeit zurückzuziehen und ein glückliches Leben, fern den Siegespreisen der Welt im Verborgenen, in der Dunkelheit zu leben. Aber als ein freier Mann! Diesen Traum habt Ihr

zerstört, Sire! Die Schönheit der Geliebten würde mich stets an die Erniedrigung des Augenblicks erinnern, wo ich meinen heiligsten Ueberzeugungen untreu ward, um sie zu gewinnen; ihr Lächeln würde Gift für mich sein, und mitten in ihren Umarmungen würde der Dämon des Hohns und der Verachtung mir zurufen: Sklave deiner Selbstsucht! Verräther deiner Schwüre! Denn wisset, Sire, es gibt ein Wesen, dem ich Treue gelobt, hoch über allen Königen und Schätzen dieser Welt, und dem ich Treue bewahren will, selbst vor der, die ich am meisten liebe: die Freiheit! Und auch das sollt Ihr wissen, Sire, daß es unter Euern Feinden Männer gibt, die zu ehrlich sind, Euch zu täuschen, und zu stolz, um Geschenke von Euch zu nehmen. Ich war ein reicher Mann und bin ein Bettler. Aber ich bin frei: ich stehe vor Euch wie jener Mucius, der ruhig über dem Lagerfeuer seine rechte Hand verbrennen ließ, um dem Etruskerkönig zu zeigen, was er von freien Männern zu erwarten habe." Frank Herbert schwieg; der König war ernst und nachdenklich geworden. Aber die Herren vom Hofe zogen ihre Degen; „Es ist Hochverrath!" riefen sie, „Majestätsbeleidigung." Der Knight von Chilberley war der erste, der Hand an den Obersten legen wollte. Doch dieser, während er mit der Rechten die Geliebte noch immer umklammert hielt, wies mit der Linken die Angriffe ruhig von sich. „Respectirt den Frieden des Königs!" sagte Karl I. mit tonloser Stimme; „habt Achtung vor dem Gastrecht!" Langsam nun und mit festem Schritt geleitete Frank Herbert die Geliebte zu einer Sammetbank an der Wand. Dort ließ er sie sorglam nieder. Sie schlug das Auge auf und heftete es mit einem Ausdruck unsagtlicher Liebe, trostlosen Kummers auf Frank. Dieser konnte den Blick nicht ertragen. Er wandte sich ab und preßte die Hand auf das Herz. So mag Laokoon gestanden haben, als er im Schmerz um das Vaterland, im Schmerz um die Kinder, im Schmerz um sich selber die gottgesandte Schlange an den Busen drückte. Dann warf er sich auf die Knie vor dem schönen bleichen Mädchen. „Du allein kannst die Größe meines Opfers ermessen, denn du allein weißt, wie sehr ich dich geliebt. Nun aber laß mich ziehen, Geliebte! Du sollst, wenn du dich meiner später erinnerst, an mich stets als an einen Mann denken, der dem Glücke lieber entsagen, als sich selber untreu werden wollte!" Wiewol gebrochen in seiner Seele, ging er doch einem Sieger gleich durch die Reihen der Cavaliere, deren Hand noch am Degengriff lag.

Der Roman Rodenberg's gehört jedenfalls zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete des historischen Romans schon deshalb, weil er in einer Epoche spielt, deren Gegensätze und Kämpfe noch die volle Sympathie der Gegewart haben.

Rudolf Gottschall.

Militärischer Büchertisch.

Unter den Werken militärischen Inhalts, welche uns neuerdings zugegangen sind, befinden sich wieder einige über den Krieg von 1866, die wir aber in keinem selbständigen Artikel mehr besprechen können. Wir stellen sie in unserer heutigen Uebersicht gleich voran:

1. Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußischen Mainarmee im Sommer 1866 vom Berichterstatter des „Daheim". Zweite und dritte Abtheilung. Mit Karten und vielen Illustrationen. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die erste Abtheilung dieses Werks schloß mit der Capitulation von Langensalza, nach welcher die drei Divisionen, welche der General von Falckenstein befehligte, erst den Namen Mainarmee erhielten und dem Feldherrn für seine weitern Operationen freie Hand gelassen wurde. Wir folgen der Darstellung derselben in der Bearbeitung des Verfassers mit Interesse, und haben uns schon früher anerkennend darüber geäußert. Das Buch ist für das größere Publikum geschrieben, aber auch Fachleute, obschon sie mit manchem Urtheil nicht einverstanden sein können, werden es gern lesen. Seitdem ist von bairischer Seite ebenfalls eine officielle Darstellung des Mainfeldzugs erschienen, welche als Muster einer solchen bezeichnet werden kann. Danach würde manche Kritik — und nicht blos in dem vorliegenden Werke — zu modificiren sein, wenn sie auch, wie wir hier Ursache haben zu glauben, inspirirt sein sollte.

Der Verfasser erzählt die taktischen Begebenheiten nach den Berichten und einzelnen Monographien, von denen wir manche auch schon früher erwähnt haben, und illustrirt sie, seine Leser im Auge, mit der lebendigsten Schilderung. Was er aber von dem „Misfallen in maßgebenden militärischen Kreisen (welchen?), wie dem so energischen Auftreten des Generals von Falckenstein", von „gewissen intimen Relationen", überhaupt von den Gegnern des Feldherrn sagt, wollen wir auf sich beruhen lassen. Die vor einiger Zeit erfolgte Entbindung Falckenstein's von seinem Generalcommando in Königsberg und seine Ersetzung wiederum durch General von Manteuffel hat auch in der Presse Anlaß genug zum Gerede gegeben; wir wissen aber bestimmt, daß Falckenstein bereits im Frühling ausgesprochen, daß er aus Familienrücksichten seinen Abschied nehmen werde, den er auf seinen wiederholten Wunsch im Spätsommer nicht einmal erhalten hat, indem er nur seiner Function enthoben wurde, sonst aber activer General von der Armee blieb. Folgen wir unserm Werke weiter. Mit vielem Geschick weiß der Verfasser das Interesse der Leser zu spannen und zu fesseln, er benutzt dazu einzelne Vorfälle, persönliche Soldatenerlebnisse und Charakterzüge; der Humor der Truppen wird geschildert, als sie bei Bronzell an der Stätte vorüberkamen, wo der berühmte Schimmel gefallen ist, das eigenthümliche Walten hervorgehoben, daß derselbe bairische General, Fürst Thurn und Taxis, vor welchem 1850 die Preußen ohne Schuß das Feld räumen mußten, jetzt mit seiner gesammten Cavalerie vor dem „Phantom der Preußen" geflohen war; dann wird der Marsch über die Rhön unter Strapazen und Hunger anschaulich dargestellt. Die Gefechte bei Kissingen und Aschaffenburg sind mit vielen Einzelheiten geschildert, dann folgt der Einzug in Frankfurt und die Abberufung Falckenstein's, über welche sich der Verfasser maßvoll äußert. Ebenso zurückhaltend spricht er von der bekannten frankfurter Contribution von 25 Millionen Gulden, welche der neue Oberbefehlshaber der Mainarmee, General von Manteuffel, wie wir hier lesen, „auf einem blauen durchgerissenen Briefbogen an die Regierungsbevollmächtigten der Stadt" verfügte. Eine volle Aufklärung über die ganze Contributionsangelegenheit ist noch zu erwarten. Für die Fortsetzung des Kriegs von seiten der Verbündeten hat dem Verfasser, wie er sagt, das

Material gefehlt; die schon erwähnte bairische Darstellung wird ihm solches hinreichend bei einer zweiten Auflage seines Werks liefern. Die Nachschrift desselben, welche die gegen ihn gerichteten Drohungen und Denunciationen bei der Staatsanwaltschaft und die ihm officiell zugegangene Warnung vor Zuchthausstrafe bespricht, hätte, da der Verfasser selbst ihren unangenehmen Eindruck vorhersieht und sie doch im Grunde nur seine eigene Person berührt, wegbleiben können.

Von seiten der Verlagshandlung ist das Werk glänzend ausgestattet worden, die eingefügten guten Porträts und zahlreichen Illustrationen, von denen viele vortrefflich gezeichnet sind, werden den Lesern sehr willkommen sein; wir zweifeln nicht, daß die Schrift ein großes Publikum finden wird oder wol schon gefunden hat.

2. Darstellung der deutschen Verhältnisse 1866 nach glaubwürdigen Quellen von W. von Trützschler. Dresden, Gebrüder Münchmeyer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Ueber die Grundgedanken, welche den Verfasser leiteten, gibt uns der Prospect vollen Aufschluß. Er wollte sich über die Parteien stellen und den Lesern ein klares Bild der allgemeinen Verhältnisse, welche den Krieg herbeiführten, sodann den Krieg selbst auf seinen drei Schauplätzen und endlich seine dauernden, tief eingreifenden Folgen vorführen und dabei soviel als möglich seinen vaterländischen sächsischen Verhältnissen Rechnung tragen. Darum hat er jeden sächsischen Soldaten, der sich im Kriege auszeichnete, namhaft machen, aber auch offen gegen solche Persönlichkeiten vorgehen wollen, die seiner Ansicht nach in jener schweren Zeit ihre Pflicht als Sachsen nicht erfüllt haben. Mit dieser vorwiegend specifischen Tendenz ist dem Buche die Bahn beschränkt, doch hat die Verlagshandlung innerhalb des gezogenen Kreises die Verbreitung durch das Erscheinen in Lieferungen und einen sehr geringen Preis erleichtert. Ob es dem Verfasser gelungen ist, einen Standpunkt über den Parteien zu gewinnen, können eigentlich nur ganz unparteiische Leser beurtheilen, und gibt es deren noch? Einen solchen Standpunkt in den Conflicten der Gegenwart zu erreichen und festzuhalten, ist auch dem redlichsten Streben sehr schwer, wie sich in dem vorliegenden Werke ebenfalls zeigt. Der Schluß desselben ist aber so patriotisch deutsch, daß er die Gesinnung des Verfassers in das beste Licht stellt. Allgemeine Betrachtungen über die Lage Deutschlands und Preußens vor dem Kriege von 1866 leiten die Darstellung des letztern ein; sie zeigen, wie Preußen durch seine getrennten Lande, seine ausgedehnten Grenzen und unfreundlichen Nachbarn, am Bundestage immer überstimmt, darauf angewiesen war, immer bewaffnet dazustehen und auf Abrundung und Zusammenlegung seiner Lande zu denken; kurz und bündig werden dann die Ursachen des Kriegs erzählt, mit richtiger Charakteristik die Heere, die sich bekämpften, geschildert, die sächsische Armee in ihrer trotz des fehlerhaften Wohlfeilheitsystems hohen Vollkommenheit am eingehendsten.

Bismarck und Beust erhalten einen eigenen Abschnitt, in welchem viel Treffendes in volksthümlicher Sprache gesagt ist; über Beust hätten wir nur mehr gewünscht. Doch kommt es nach. Der Verfasser fragt, ob Hr. von Beust, als er sich an Oesterreich anschloß, die einfachen historischen Thatsachen nicht gewürdigt habe, daß Preußen zwar in der Vergangenheit Sachsen genommen so viel es gekonnt und bedurft, daß Oesterreich es aber im Stiche gelassen, sobald es seine eigenen Interessen verlangten. „Es gehörte wol noch die Lehre von Königgrätz hinzu, um den Sachsen zu zeigen, daß für sie in einem Bunde mit Oesterreich kein Heil liegen kann." Eine andere, sehr begründete Frage, die der Verfasser aufwirft, ist: warum schickte Sachsen, das zum 9. Bundescorps gehörte, seine Armee nicht zu den Kurhessen und Nassauern, warum den Oesterreichern zu Hülfe, anstatt den Deutschen? „30000 Sachsen kriegsgerüstet im Thüringerwald aufgestellt, hätten den Baiern und den andern süddeutschen Truppen Zeit gegeben, sich vollständig zu mobilisiren und den Hannoveranern, sich auf sie zurückzuziehen. Preußen mußte dann größere Truppenmassen im Westen verwenden und konnte nicht den Krieg gegen die Bundestruppen als Nebensache betrachten."

Zur Darstellung des Kriegs übergehend, trägt das Werk dessen Begebenheiten mit voller Unparteilichkeit, nach beiden Seiten gerecht urtheilend, vor, einfach, auch den Laien verständlich, in populärer, zuweilen derber Sprache, nie trocken. Dabei gibt es dem nichtmilitärischen Leser auch die nöthigen Erklärungen, z. B. über Fechtart, Waffengebrauch, Schnellfeuer u. s. w. Mit Antheil lesen wir, was der Verfasser über die tapfere sächsische Armee berichtet:

> Das war der denkwürdige 18. Juni 1866, wo das königlich sächsische Heer das letzte mal als selbständiges auf vaterländischem Boden stand und ihn verlassen mußte. So weit hatte es die Beust'sche Politik gebracht, daß ein König sein Land verlassen, dessen Bewohner, die ihn verehrten, schutzlos dem Feinde preisgeben mußte; so weit hatte sie es gebracht, daß der Wohlstand des Landes auf Jahre hinaus zerrüttet wurde! Wer kann solche Politik in Schutz nehmen? Minister von Beust hat freilich das bessere Theil erwählt und allein Nutzen aus dem uns durch ihn betroffenen Elend gezogen.

Von den Kämpfen der sächsischen Armee, die ihnen, wie bei Königgrätz, zur hohen Ehre gereichen, hätten wir aber mehr zu lesen erwartet, auch statt der fremden, wenn auch noch so interessanten Berichte über diese Schlacht eine selbständige Darstellung derselben vom Verfasser vorgezogen.

Am Schlusse des Abschnitts, bei Gelegenheit der Einmischung Frankreichs, kommt er auf die Politik zu sprechen und äußert sich darüber sehr scharf. Die Engländer hätten zwar das schöne Sprichwort: Honesty is the best policy, befolgten es aber ebenso wenig als die andern. Die äußere Politik schließe Treue, Glauben, Offenheit und Wahrheit gänzlich aus und setze dafür Täuschung, Gewalt, Lüge und List. Das sei sehr schlimm, aber die Welt wolle es einmal nicht besser. Wohl dem Lande, wo die innere Politik nicht denselben Grundsätzen huldige; das könne man namentlich in Sachsen seit der Constitution sagen. „Sachsen würde ein sehr glückliches Land sein, wenn man uns statt der Soldaten — die Advocaten genommen hätte. Es gibt rühmenswerthe Ausnahmen, aber gleich Schmarotzerinsekten, die sich vom Blute anderer Thiere nähren, so leben die Advocaten vom Fette ihrer Mitmenschen — und nähren sich im allgemeinen recht gut davon." (!) Was er von persönlichen Erlebnissen während der preußischen Besetzung Sachsens ohne alle Animosität

erzählt, dient zur Beleuchtung der Zustände; seine Kritik der Friedensartikel zwischen Preußen und Sachsen kann natürlich von seinem Standpunkte aus keine beistimmende sein. Die Proclamation Napoleon's an die Sachsen von 1806 aber als Argument gegen Preußen zu benutzen, ist wunderlich: man sollte meinen, über Napoleon's Proclamationen an fremde Völker habe die Geschichte schon gerichtet. In dem Norddeutschen Bunde, wiewol er dessen Vortheile nicht verkennt, sieht der Verfasser nur ein erweitertes Preußen; die Bundesverfassung erläutert er mit Glossen, welche besonders diejenigen Artikel treffen, durch welche die staatliche Selbständigkeit der Bundesgenossen Preußens beschränkt wird. Er ist vor allem Sachse. Mit bitterm Hohn verfolgt er aber das Auftreten des sächsischen Advocaten Schraps im Reichstage; was er über dessen Jungfernrede sagt, ist eben so wahr als ergötzlich. Um so mehr und mit Recht erkennt er die Rede des Dr. Wächter, auch eines Sachsen, an, der auf eine gemeinsame Gesetzgebung dringt, gewiß aus dem Herzen jedes Deutschen gesprochen. Dabei nimmt er Gelegenheit, sich vom Standpunkt eines Nichtjuristen über Gesetze im allgemeinen, über das Wechselrecht und — wieder über die Advocaten in Sachsen auszusprechen. Mit der Annahme der norddeutschen Verfassung und einigen allgemeinen Betrachtungen, deren wir schon oben anerkennend gedacht, schließt das Werk, dem einige Illustrationen beigelegt und zum Verständniß der Kriegsbegebenheiten mehrere Kärtchen eingedruckt sind.

3. Unter der Fahne des zweiten Bataillons Franz. Erinnerungen aus dem Jahre 1866. Von Albrecht Kunth. Berlin, Weidmann. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein frischerer Ton, für die meisten Leser gewiß sympathischer als der in Vatke's Schrift (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1868) herrscht in diesen Erinnerungen. Beide Verfasser haben im Kaiser-Franz-Garde-Grenadierregiment den Krieg von 1866 mitgemacht, und der des vorliegenden Büchleins ist lange zweifelhaft gewesen, ob er dem Drängen mehrerer Freunde, da über das erste und Füsilierbataillon des Regiments Berichte von Vatke und Jakobi erschienen, auch die Erlebnisse des zweiten Bataillons darstellen solle. Daß er sich dazu entschlossen, ist dankbar anzuerkennen. „Objective Darstellung, ohne Kritik wie etwas besser hätte gemacht werden können, war mein Princip bei der Abfassung", heißt es in der Vorrede, und er ist diesem Princip treu geblieben.

Zum Vorzuge gereicht der kleinen Schrift der frische Soldatenhumor, mit welchem die Erlebnisse vom Ausmarsch aus der Kaserne an bis dahin, wo der Ernst des Kriegs eintrat, erzählt sind, und der männliche, nie zu weichlichen Klagen und schwermüthigen Betrachtungen hinabsinkende Ton, welchen der Verfasser auch da festhält, wo er die Mühseligkeiten, Leiden und Entbehrungen schildert, welche der Soldat erduldet hat, endlich die Anschaulichkeit, mit welcher dem Leser die Gefechtsscenen, die der Verfasser selbst erlebt und durchkämpft, vorgeführt werden. Daß er in seiner Stellung als Unteroffizier keinen Ueberblick über das Ganze gewinnen konnte, ist natürlich; er gibt auch nur den Eindruck, den er damals empfangen hat, und läßt sich nicht darauf ein, ihn später aus größern Werken zu corrigiren; wir stimmen ihm darin vollkommen bei. So machte das Gefecht bei Alt-Regnitz auf das Bataillon, welchem er angehörte und das dort so furchtbare Verluste erlitten hat, durchaus nicht den Eindruck eines Siegs, und die Mannschaft hörte erst später zu ihrer Ueberraschung, daß ein solcher erfochten worden sei. Bei Königgrätz kam das Bataillon zwar noch in das feindliche Feuer, aber selbst nicht mehr zum Gefecht. Der Verfasser wurde später von der Cholera befallen und in ein Lazareth gebracht. Die Schilderung des hier Erlebten ist ergreifend. Er genas von der schrecklichen Krankheit und konnte sich schon nach 14 Tagen einem Transport von Reconvalescenten anschließen, der auf der Eisenbahn nach Prag geschickt wurde. Dankbar gedenkt er des trefflichen und liebreichen Waltens der Nonnen im Lazareth:

> Eine von ihnen hatte, da die Küche unter männlicher Leitung viel zu wünschen übrigließ, sich unserer erbarmt und war als Obercommandantin mit dictatorischer Gewalt in die Küche eingetreten; mehrere Soldaten waren ihr zur Verfügung gestellt, und als executive Gewalt, d. h. zum Hinauswerfen Unverschämter, wurde ihr in Gestalt eines Sergeanten ein männlicher Beistand gegeben. Es war eine Dame in mittlern Jahren, die alsbald die musterhafteste Disciplin und angenehm schmeckende Speisen herstellte. Ich wollte später nicht scheiden, ohne der liebenswürdigen Dame gedankt zu haben, und als ich ihr zum Abschied die Hand reichen wollte, sagte sie mit sonderbar wehmüthigem Ausdruck in dem weichen österreichischen Dialekt: „Verzeihen's Herr, ich darf halt keinem Mann die Hand geben, aber kommen's glücklich nach Hause!" Das ist denn auch geschehen.

Die beiden letzten Abschnitte: „Prag" und „Der Rückmarsch", sind in lebendigem Nachgefühl der freudigen Stimmung geschrieben, welche damals die heimkehrenden Sieger erfüllte. Eine angefügte Tabelle über den zeitweiligen Bestand der Compagnien läßt ersehen, daß das Bataillon mit 1025 Mann ausmarschirt und nur mit 666 Mann, also nur ⅔ seiner Stärke, wieder eingerückt ist.

Ein paar militärwissenschaftliche Werke, die uns zur Besprechung in d. Bl. zugegangen sind, können wir hier nicht eingehend analysiren, weil das in Fachjournalen geschehen muß, doch wollen wir unsere militärischen Leser wenigstens auf dieselben aufmerksam machen:

4. Leitfaden zur Auffassung des Wesens, der Bedeutung, der Darstellungsweise und des Studiums der Kriegsgeschichte. Von C. Renouard. Kassel, C. Luckhardt. 1868. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wir empfehlen diese Anleitung allen, welche kriegsgeschichtliche Arbeiten unternehmen wollen. Nicht selten gehen militärische Schriftsteller oder solche, die es werden wollen, ziemlich leichtsinnig an das Werk, zuweilen auch ex officio, ohne die nöthige Befähigung dazu zu haben. Bei der aufmerksamen Würdigung der vorliegenden Schrift könnte freilich mancher von seinem Vorhaben, Kriegsgeschichte zu schreiben, abgeschreckt werden; wir würden das aber für keinen Verlust in der Militärliteratur halten. Der Verfasser hat sich selbst durch schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte einen vortheilhaft bekannten Namen gemacht, auch ist in Nr. 38 d. Bl. f. 1866 ein Werk von ihm mit der Anerkennung, die es verdient, besprochen worden. Er hat also schon das Recht, sich über die Behandlung und das Studium der Kriegsgeschichte zu äußern. Die Erfahrungen, welche er

darin seit einer langen Reihe von Jahren gemacht hat, sind in dieser Schrift niedergelegt: sie ist das Resultat ernster Studien, logisch geordnet, philosophisch abgefaßt, und in Abschnitte gegliedert, mit deren Eintheilungsgründen wir vollkommen einverstanden sind.

Das erste Kapitel gibt die Begriffsbestimmungen, Quellen und Elemente aus dem Gebiet der Kriegsgeschichte. Wir heben den §. 2: „Kriegsgeschichtsforschung und deren Quellen", als besonders wichtig hervor, weil darin die verschiedenen Arten von Quellen nach ihrem relativen Werth sehr richtig beurtheilt werden und die Benutzung der Quellen gar zu oft durch mangelhafte Würdigung ihrer Zuverlässigkeit zu falschen Resultaten führt. Im zweiten Kapitel werden die Zielpunkte aus dem Gebiete der Kriegsgeschichte bezeichnet; §. 12: „Die Kritik in der Kriegsgeschichte", ist der Beachtung vorzüglich zu empfehlen. Das dritte Kapitel behandelt die Darstellungsweise des Kriegsgeschichtschreibers und enthält sehr beherzigenswerthe Winke über den Stil und den Einfluß, welcher der Phantasie zu gestatten ist. Das letzte Kapitel endlich ist eine Anleitung zum zweckmäßigen und fruchtbringenden Studium der Kriegsgeschichte. Es wäre vielleicht als drittes Kapitel zu bringen gewesen, da das Studium doch der schriftstellerischen Arbeit vorausgehen muß. Mit dem Inhalt des Kapitels wird jeder, der sich ernstlich mit dem Studium der Kriegsgeschichte beschäftigt, einverstanden sein und noch manche Anweisung darin finden, die er mit Nutzen befolgen kann.

Uns war es erfreulich, in unserer Zeit, die nach dem Dichterausspruche „nicht Zeit hat", auch nicht zum gründlichen Lernen und Lehren, einmal wieder einem Werke zu begegnen, das nicht auf der Oberfläche seines Gegenstandes mit Phrasen dahinflattert, sondern sich in denselben vertieft und ein klar gestecktes Ziel mit Ernst zu erreichen strebt. Wir wünschen ihm eine fleißige Benutzung.

5. Das französische Heerwesen. Eine ausführliche Schilderung nach amtlichen französischen Quellen von Hermann Pfister. Erste bis dritte Abtheilung. Mit vielen Beilagen. Kassel, C. Luckhardt. 1867—68. Gr. 8. 2 Thlr.

Das französische Heer ist, wie der Verfasser im Vorwort sagt, in diesem Buche nur vom sachlich wehrmännischen Standpunkt betrachtet; Mängel und Vorzüge, sowie „den geistigen Inhalt" dieses Heers zu betrachten, hat der Autor verschmäht. Wir hätten aber gerade seine Ansichten darüber zu hören gewünscht, da wir zu glauben berechtigt sind, daß er sich solche, und wohlbegründete, gebildet hat. Uns ist Gelegenheit geworden, seine Leistungen auf mehrern Stadien seiner militärischen Laufbahn zu würdigen, auch haben wir seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die nicht erst mit dem vorliegenden Werke begonnen hat, unsere Aufmerksamkeit geschenkt, sodaß wir zu unserer obigen Annahme wol Grund haben. Er hat sich aber bei seiner neuesten Arbeit diese Beschränkung auferlegt, und wir müssen uns an das Gebotene halten. Das Werk ist auch schon in der militärischen Presse rühmlich anerkannt worden und wir können uns diesem Urtheil nur anschließen. Da es eben nur vom Standpunkte des Fachmanns geschrieben ist, können wir es, wie oben schon gesagt, in d. Bl., welche das allgemeine Interesse im Auge behalten müssen, nur anzeigen; doch wollen wir auch das größere Publikum darauf aufmerksam machen, weil es möglichst genaue Belehrung bietet, wie es mit der neuorganisirten Kriegsmacht unsers Nachbars im Westen steht, der sich aus lauter Friedensliebe bis an die Zähne bewaffnet und uns diese, wahrscheinlich auch aus Friedensliebe, bei jeder Gelegenheit knirschend zeigt. Der Verfasser hat das Werk im Jahre 1866 begonnen und 1867 vollendet, seitdem hat Frankreich seine Wehrverfassung weiter und theilweise in neuen Bahnen entwickelt.

Um das als so brauchbar bewährte Buch vor dem Veralten zu schützen und den Besitzern desselben, welche darin auf jede den Stoff betreffende Frage Antwort finden sollen, sind nun Verfasser und Verleger höchst zweckmäßig übereingekommen, durch periodisch in größern und kleinern Pausen erscheinende zwanglose Hefte das Werk auf dem Laufenden zu erhalten. Das erste dieser Ergänzungshefte liegt bereits seit Anfang 1868 vor, und der bleibende Werth des Buchs, den wir anerkennen, ist durch diese Maßregel, wenn sie weiter durchgeführt wird, vollkommen gesichert. Ein zweites Ergänzungsheft, in welchem das neueste im Gesetzgebenden Körper berathene und von der Regierung publicirte Wehrgesetz, die Contingentsbestimmung, die Aufhebung des Dotationsfonds, die Elitencompagnien bei der Infanterie, die Musikchöre bei der Cavalerie und Artillerie, die definitive Organisation der Mobilgarde u. s. w. besprochen werden soll, wird wol nicht lange auf sich warten lassen.

Karl Gustav von Bernek.

Sociale Literatur.

1. Staat und Volksbildung in ihrer Wechselwirkung von R. Bünger. Altona, Mentzel. 1869. 8. 12 Ngr.
2. Die Lösung der socialen Frage durch Gewerkvereine und Arbeiterschaften. Berlin, Löwenstein. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. Ein Vortrag von C. Abel. Berlin, Dümmler. 1869. 8. 5 Ngr.
4. Das Spiel. Von J. H. Frerichs. Norden, Soltau. 1868. Gr. 16. 6 Ngr.

Als um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts die epochemachende Richtung der Encyklopädisten das Zeitalter Ludwig's XV. und damit die gebildete Welt Europas in eine wohlthätige Krise geistigen Lebens versetzte, ahnte wol niemand, daß sich aus den Niederschlägen encyklopädischer Denkart ein neuer Grundstoff der Gesellschaft bilden würde. Aus den verschiedenartigsten Gebieten kamen sie, die d'Alembert, Diderot, Rousseau, Holbach, und durchsäuerten mit der ätzenden Säure des Verstandes, des exacten Wissens und dem schmackhaften Zusatz des Witzes den alten Teig der Weltanschauung des vorangegangenen Säculums. Aber in einen Brennpunkt mündeten alle diese Bestrebungen: die göttliche Vernunft, die alle

geistigen Gebiete vom Wahn befreien sollte, ward die Schutzgöttin der Partei: ein souveräner Kosmopolitismus dictirte die Gesetze des freien Geistes der ganzen gebildeten Welt ohne die Schranke des nationalen Sondergefühls. Es war die Pionnierarbeit für das sociale Bollwerk, das die Revolution der modernen Gesellschaft errichtet hat.

Wie ähnlich der kühnen Arbeit der Encyklopädisten gemahnt uns nicht die rührige Emsigkeit moderner Geister an die wegebahnende Thätigkeit der Franzosen, die wir jetzt lächelnd zum Rococo stellen! Auch unsere Zeit ist im Werden, seit der Restauration ringt das Jahrhundert unaufhaltsam nach Durchklärung seiner vielfach verworrenen Zustände, wie nach Erklärung seiner selbst. Die thätige und doch gern reflectirende Zeit der Triumphe der exacten Wissenschaft strebt auch für die historischen Wissenschaften in die Breite nach Popularität, in die Tiefe — nach Beziehungen zum Leben des Volks. Ganz unähnlich der vormärzlichen Zeit, in der die Wissenschaft gesondert vom großen Publikum referirte und forschte, und die Presse, auch wo sie nicht einen Knebel im Munde hatte, dem Theater und den bildenden Künsten mehr Berechtigung und Raum einräumte als den Interessen des Staats, hat sich jetzt die Wissenschaft — zumal die exacte — die Bluse angezogen und ist ein willkommener Gast auf den Tischen der Ouvriers und der Kleinbürger geworden. Aber nur diejenige wissenschaftliche Behandlung findet vor den Augen des gesunden Menschenverstandes Gnade, die im Brennpunkt nationalen Lebens ihre Strahlen ausmünden läßt. War die deutsche Wissenschaft bislang kosmopolitisch, zehrten alle Nationen von ihrem Reichthum, so hat sich der deutsche Geist, der anfängt sich sein Haus auszubauen, mit Vorliebe dem nationalen Gedanken zugewendet. Und dies ist's gerade, wo wir hinaus wollen. Wir sind eben — man verzeihe uns den Hochmuth — der Meinung, unser Volk werde der Bildung des neuen Zeitalters so den Stempel aufdrücken, wie es vor hundert Jahren die französischen Encyklopädisten mit dem ihren gethan. Alle jene culturgeschichtlichen und wirthschaftlichen Fragen, denen ein begabtes Volk, sobald es sich fühlt, die liebevollste Sorgfalt in Wort und Schrift zuwendet, treten jetzt dem Referenten d. Bl. in unabsehbarer Reihe vor die Augen.

Vor 30 Jahren wären Büchertitel wie „Staat und Volksbildung in ihrer Wechselwirkung", oder „Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise" Unica auf dem Büchermarkt gewesen, die die Zahl der Krebse auf den Ostermessen erklecklich vermehrt hätten. Jetzt werden wir über die Nothwendigkeit einer freien Bewegung im geistigen Leben, im Handel und Verkehr, über das Bedürfniß einer bessern Volksbildung, über das jüngst heftig debattirte Verhältniß der Schule zur Kirche u. a. m. in einer klaren Darstellung, die sich augenscheinlich nach dem Studium Mill's gebildet hat, belehrt. Der Autor von „Staat und Volksbildung" (Nr. 4) ist ein bisher unbekannter: es ist R. Bünger. Ganz unähnlich der schriftstellerischen Jugend, die mit Vorliebe neue Ideen zu Markte trägt und gern neue weltbesserische Systeme aufstellt, äußert sich Bünger wie ein alter Veteran vom Kiel, wie ein gut geschulter Eleve der britischen Essayisten dahin: „man müsse, statt jetzt noch zu viele Gesetze zu machen, das beseitigen, was früher zu viel gethan ist." Es ist ein freier Sinn, der sich eine edle und männliche Sprache geschaffen hat, in des Autors anregendem Werk.

Schärfer noch als Bünger deutet der Verfasser der „Lösung der socialen Frage" (Nr. 2) an, daß er in die gute Schule der englischen Nationalökonomen gegangen ist. „Keine Gesellschaft ist blühend und glücklich zu nennen, deren weitaus größerer Theil Arme und Elende sind" — dieser Satz Adam Smith's gilt auch dem deutschen Beantworter der socialen Frage als Richtschnur. In den Gewerkvereinen und Arbeiterschaften sieht der anonyme Autor das Material zu einem großen Arbeiterverband, der die beiden Extreme der Schulze-Delitzsch'schen Selbsthülfe, wie das der staatlichen Arbeitsorganisation, wie sie Lassalle gepredigt, vermeiden soll. Wir freuen uns, bei aller Abneigung des Anonymus vor der Lassalle'schen Theorie, daß er dem großen Agitator die Gerechtigkeit widerfahren läßt, der erste Praktiker gewesen zu sein, der die Lehre vom Arbeitslohn zum Ausgangspunkt seiner Agitation erhob. Ueberhaupt scheint uns der Verfasser aus dem Lager der weiland Lassalleaner zu kommen, die ihre Rüstwaffen wol der Suade ihres Urhebers, nicht aber ihren Feldzugsplan demselben verdanken. Es ist zumeist die berliner Arbeiterschaft, die entgegen der wiener altlassalleanischen Partei die Idee der Gewerkvereine acceptirt und dieser Idee durch fünf Beschlüsse eine Form, ein allerdings noch wesentlich auszuführendes Statut gegeben hat (vgl. S. 50 fg.). Es regt sich allerorten im Tiers Etat: die Encyklopädie des 19. Jahrhunderts wird die Arbeiterfrage zur Grundfrage der neuen gesellschaftlichen Ordnung machen müssen; der Staat aber wird sich einer Forderung der von uns soeben besprochenen Richtung nicht mehr lange verschließen können: der berechtigten Forderung von Gewerbekammern.

Ist die sociale Frage anerkannt von höchster praktischer Bedeutung, so hat das Gebiet der Sprachforschung das Vorurtheil gegen sich, einem idealen Weg der deutschen Volksseele nachzuspüren. Aber dieser scheinbar ideale Weg führt zu dem sehr reellen Ziele des Ausgleichs mit fremden Nationen und des „Erkenne dich selbst" für den deutschen Charakter. Denn nichts ist geeigneter, einer Nation ein plastisches Bild von sich selbst zu geben als der Spiegel der Sprache. Einen solchen Miniaturspiegel hält uns Abel (Nr. 3) in seinem Vortrag vor, der in anmuthigem Redefluß den Sprachgeist dreier Nationen, der deutschen, französischen und britischen, charakterisirt. Wir lernen die psychologischen Eigenthümlichkeiten der drei Völker in trefflicher Federzeichnung an der Hand von zwei oder drei Vocabeln kennen. Die Verlagshandlung, die mit rühmenswerther Vorliebe den Essays Grimm's und Steinthal's Heimatsrechte in der Lesewelt verschafft hat, hat sich mit dem Vertrieb des Abel'schen Vortrags ein neues Verdienst um die Interesse-Anregung für die Sprachwissenschaft erworben.

Und wie wir den Gesetzen in der Sprache nachforschen, so lehrt uns auch Frerichs (Nr. 4) das Gesetz im Spiele des Menschen ahnen. Je mehr man sich von competenter Seite bemüht, die Theorielosigkeit der Zufälligkeit von den Dingen abzustreifen, je mehr man lernt,

n ethisches Gesetz in den Erscheinungen aufzufinden, sto freudiger wird man ein Büchelchen willkommen ißen, das wie das vorliegende sich bestrebt, der Bedeutung s Spiels nachzuforschen, mit dessen Autor wir gestehen üssen: selbst das Schöne entsteht als Spiel. „Wer hafft, um schaffend sich der eigenen Kunst zu freuen, der spielt; und ob das Werk, das er erzeugt, für eine Ewigkeit geboren sei, für ihn ist seine Kunst ein süßer Zeitvertreib — ein Spiel.“ Nur eine gefährliche Klippe scheint uns Frerichs nicht ganz vermieden zu haben: er hat zu viel mit allerlei Citaten gespielt!

Franz Hirsch.

Bibliographie.

Allerlei mit Krebsnasen. Aufgetischt vom Prinz Carneval III. (Louis ulius.) Leipzig, Matthes. 16. 15 Ngr.

Andresen, K. G., Ueber die Sprache Jacob Grimm's. Leipzig, ubner. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Are's Isländerbuch. Im isländischen Text mit deutscher Uebertzung, Namen- und Wörterverzeichniss und einer Karte zur Beässung der Germanisten bei der 27sten deutschen Philologenversammlung Kiel 27.—30. September 1869 herausgegeben von T. Möbius. Leipzig, ubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Bahnsen, J., Zum Verhältniß zwischen Wille und Motiv. Eine taphysische Beruntersuchung zur Charakterologik. Stolp, Eschenhagen. 70. Gr. 8. 8 Ngr.

Barnard, F. A. P., Die neuern Fortschritte der Wissenschaften bst einer Prüfung der angeblichen Identität der geistigen Thätigkeiten d der physikalischen Kräfte. Eine Eröffnungsrede gehalten zu Chicago August 1868. Aus dem Englischen übersetzt von G. A. v. Klöden. rlin, Weidmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Baudissin, Graf W., Die Stiefkinder. Roman. 3 Bde. Stuttgart, ëner. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Baumgarten, M., Herr Generalsuperintendent Dr. W. Hoffmann in rlin vor den Richterstuhl der deutschen Christenheit gestellt. Berlin, G. rimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Berger, Marie, Weiße und rothe Rose. Erzählung. Halle, Mühlann. 1870. 8. 1 Thlr.

Berger, T. O., Evangelischer Glaube, römischer Irrglaube, welter Unglaube. 1ster Thl. Gotha, F. A. Perthes. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. Ngr.

Neue Beweise, dass die Erde sich nicht nach Newton's Gravitationsetz um die Sonne bewegen kann! Aus den nachgelassenen Papieren es deutschen Physikers. München, Gummi. Gr. 8. 5 Ngr.

Bolffier, G., Cicero und seine Freunde. Eine Studie über die röische Gesellschaft zu Cäsar's Zeit. Deutsch bearbeitet von E. Doehler. pzig, Teubner. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bolanden, E. v., Raphael. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bölte, Amely, Ein Thron und kein Geld. 2 Bde. Leipzig, Matus. 8. 2 Thlr.

Bremer Frederike, Gesammelte Schriften. Aus dem Schwedin. Erster Band. Skizzen aus dem Alltagsleben. Die Töchter des ästdenten; Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verin. Ote Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Buchenthal, G., Wiesenblumen. Gedichte humoristischen Inhalts chlesischem Land-Dialekt. Glatz, Sauer. 8. 10 Ngr.

Buchner, W., Deutsche Ruhmes-Halle. 1ste Lief. Alexander von mboldt. Ein Lebensbild. 1ste Hälfte. Lahr, Schauenburg. Gr. 16. Ngr.

Byron, Jung Harold's Pilgerfahrt. Aus dem Englischen metrisch rsetzt von F. Schmidt. Berlin, Stempelmann. 16. 15 Ngr.

Catullus, C. V., Dichtungen, in rein deutschem Gewande von J. Delagrise. Nebst Einleitung und sachlichen Erläuterungen, hauptlich von M. Haupt, aus dessen Leipziger Vorlesungen über Catull. nstedt, Bruhn. 1870. 8. 20 Ngr.

Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und erer Zeit. Eine Auswahl für das Volk aus dem „Neuen Pitaval“. earbeitet und herausgegeben von A. Bollert. 6ter Bd. Leipzig, khaus. 1870. 8. 15 Ngr.

Dolff, H. K. H., Dante Alighieri und die göttliche Komödie. Eine ie zur Geschichte der Philosophie und zur Philosophie der Geschichte. pzig, Teubner. 8. 24 Ngr.

Denffer, A. v., Mein Kranz und meine Burg. Neue Gedichte aus a. Riga, Macmeister u. Brutzer. 8. 12½ Ngr.

Dub, J., Kurze Darstellung der Lehre Darwin's über die Entstehung Arten der Organismen mit erläuternden Bemerkungen. Stuttgart, E. weizerbart. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Field, J., Das Blockhaus. Eine Erzählung aus dem westlichen rika. Neu-Ruppin, Oehmigke. Br. 8. 27½ Ngr.

Frohschammer, J., Zur Würdigung der Unfehlbarkeit des Papstes der Kirche. Zugleich zur Beurtheilung der Schrift: „Der Papst und Concil“ von Janus. München, Ackermann. 8. 4 Ngr.

Gasparin, Graf A. v., Die Familie, ihre Pflichten, ihre Freuden ihre Schmerzen. Autorisirte deutsche Ausgabe, übersetzt von A. Scholz. Bd. Gütersloh, Bertelsmann. 1870. 8. 1 Thlr.

Gaupp, Das Sanitätswesen in den Heeren der Alten. Blaubeuren, old. Gr. 4. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., Die Blauen und Gelben. Venezuelanisches Charakld aus der letzten Revolution von 1868. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Glück auf! im Fürstenhause. 2 Bde. Berlin, A. Duncker. 1870. 8. lr.

Grützner, M. C., Ein geharnischtes Idyll. Zürich, Schabelitz. 8. gr.

Haffner, K., Was sich die Kammerzofen erzählen. Roman. 3 Bde. , Müller. 1870. 8. 2 Thlr.

Hacklander, F. W., Hinter blauen Brillen. Humoristische Novelle. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 20 Ngr.

Heller, K. B., Darwin und der Darwinismus. Wien, Beck. Gr. 8. 8 Ngr.

Heyse, P., Gesammelte Novellen in Versen. 2te, aufs Doppelte vermehrte Auflage. Berlin, Hertz. 1870. 8. 2 Thlr.

Hoefer, E., In doloribus. Tagebuchblätter eines Verschollenen. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 20 Ngr.

Hoffweiler, G. F. v., Sicilien. Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit. Leipzig, A. Dürr. 1870. Imp.-4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Hüffer, F., Der Troubador Guillem de Cabestanh. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Heimann. Gr. 8. 15 Ngr.

Jahn, G., Das schöne Luisle, oder dreimal verlobt. Eine Erzählung. Halle, Mühlmann. 1870. 8. 20 Ngr.

Jahr, G. H. G., Die wichtigsten Zeitfragen. 1ster Bd. Die Natur, der Menschengeist und sein Gottesbegriff. Oder: Versuch einer antimaterialistischen Schöpfungstheorie nebst kritischen Besprechungen der Lehre des Materialismus. Leipzig, Literarisches Institut. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inama-Sternegg, K. T. v., Die Tendenz der Gross-Staatenbildung in der Gegenwart. Eine politische Studie. Innsbruck, Wagner. 8. 12 Ngr.

Kiel, E. J., Anfangsgründe der Volkswirthschaft. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Köller, E., Klatschereien. Drei Geschichten. Jena, Costenoble. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kühn, F., Erzählungen. 4 Bde. Neu-Ruppin, Oehmigke. Gr. 16. à 22½ Ngr.

Lauffer, G., Bedeutung und philosophische Grundlage von Fröbel's Pädagogik. Berlin, C. Heymann. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Lederer, I., Sagen und Geschichten aus Böhmen. Pilsen, Maasch. Gr. 16. 6 Ngr.

Luthardt, C. E., Die Ethik des Aristoteles in ihrem Unterschied von der Moral des Christenthums. I. Die Güterlehre. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Gr. 4. 15 Ngr.

Oberdick, J., Die römerfeindlichen Bewegungen im Orient während der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Christus (254—274.) Ein Beitrag zur Geschichte des römischen Reiches unter den Kaisern. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Otto, Louise, Privatgeschichte der Weltgeschichte. 4ter Bd. Einflußreiche Frauen aus dem Volke. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Pilgram, F., Grundlagen, neue, der Wissenschaft vom Staate. Berlin, Mittler u. Sohn. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis). Fortgeführt von A. Bollert. Neue Serie. 4ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Planck, K., Grundzüge der organischen Naturansicht, als Einleitung zur Anthropologie. Ulm. Gr. 4. 7 Ngr.

Planck, K. C., Gesetz und Ziel der neueren Kunstentwicklung im Vergleiche mit der antiken. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.

Pletzer, A. F., Bilder aus dem Süden und zerstreute Blätter aus dem Nachlasse. Bremen, Heyse. 1868. Gr. 8. 4 Thlr.

Sacher-Masoch, Die geschiedene Frau. Passionsgeschichte eines Idealisten. 2 Bde. Leipzig, Kormann. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Aus dem Tagebuche eines Weltmannes. Causerien aus der Gesellschaft und der Bühnenwelt. Leipzig, Kormann. 8. 1 Thlr.

Schade, Geschichtskalender. Anklam, Dietze. 8. 7½ Ngr.

Scherer, G., Gedichte. 3te vermehrte Aufl. Leipzig, A. Dürr. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmick, H., Mittheilungen aus dem englischen Schulleben. Bonn, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmoller, G., Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert. Statistische und nationalökonomische Untersuchungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. 8. 2 Thlr.

Stille, Hermine, Im Frühling. Lenzlieder von verschiedenen Dichtern in Original-Compositionen für Sopran von Abt, Hiller, Jensen, Kiel, Reinecke, Taubert, Tottmann. Leipzig, Arnold. Fol. 12 Thlr.

Tennyson, A., Ausgewählte Dichtungen. Metrisch übertragen von H. A. Feldmann. Mit einem Vorworte von Eman. Geibel. Hamburg, Grüning. 1870. 16. 22½ Ngr.

— — Enoch Arden. — Godiva. Aus dem Englischen übertragen von H. A. Feldmann. Hamburg, Grüning. 1870. 16. 15 Ngr.

Van mienen Keenich Willem. Van'n oll'n Rümärker. 2te Auflage, unveränderter Abdruck. Jena, Costenoble. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Voigt, H., Aeolsharfe. Lyrische Nachklänge aus Gottes Wort. Berlin, Rauh. 16. 18 Ngr.

Wegele, F. X., Friedrich der Freidige, Markgraf von Meißen, Landgraf von Thüringen und die Wettiner seiner Zeit. (1247—1325.) Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reiches und der wettiner Länder. Nördlingen, Beck. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Bibelwerke aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Bibel.

Mit Holzschnitten

nach Originalzeichnungen von Bendemann, Overbeck, Rethel, L. Richter, Schnorr von Carolsfeld, Steinle, Strähuber u. a.

In Groß-Quart. Geh. 7⅓ Thlr. Geb. in Halbfranz 9⅓ Thlr., in Leder 10 Thlr., in Chagrinleder 11 Thlr. (Auch in 30 Lieferungen zu je 7½ Ngr. zu beziehen.)

In Folio. Geh. 15 Thlr. 18 Ngr. Geb. in Chagrinleder 20 Thlr. 18 Ngr. (Auch in 125 Lieferungen zu je 3¾ Ngr. zu beziehen.)

Das Neue Testament apart. Groß-Quart. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Chagrinleder. 4 Thlr. 14 Ngr.

Hausbibel.

In Klein-Quart. Geh. 3⅓ Thlr. Geb. in Halbfranz 4 Thlr., in Leder 5 Thlr., in Leder mit Goldschnitt 5⅓ Thlr., in Chagrinleder 6 Thlr. 5 Ngr. und mit 2 silbernen Schließen 11⅓ Thlr.

Das Neue Testament und der Psalter.

Mit Photographien

nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands.

In Octav. Cart. 4 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Chagrinleder 6 Thlr. und mit 2 silbernen Schließen 7 Thlr. 4 Ngr.

Das Neue Testament apart. Cart. 4⅓ Thlr. Geb. in Chagrinleder 5⅓ Thlr. und mit 2 silbernen Schließen 6⅔ Thlr.

Der Psalter apart. Cart. 14 Ngr. Geb. 22 Ngr.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von Friedrich Adolph Strauß und Otto Strauß.

Mit hundert Bildern

nach Zeichnungen von Halbreiter, Bernaz u. a., drei Karten, und einem Titelbilde von Strähuber.

In Groß-Quart. Geh. 9 Thlr. Geb. in Leinwand 11⅓ Thlr., in Chagrinleder 12½ Thlr. (Auch in 34 Lieferungen zu je 8 Ngr. zu beziehen.)

Diese aufs würdigste ausgestatteten, von den hervorragendsten deutschen Künstlern illustrirten Bibelwerke (früher Verlag der Bibelanstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) sind besonders als Fest- und Weihegaben zu Weihnachten und Ostern, bei Jubiläen, Hochzeiten, bei der Confirmation u. s. w. zu empfehlen und in einfachen wie in kostbaren Einbänden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Meyers Konversations-Lexikon.

Zweite illustr. Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52. Tausend.

15 Leinwandbände, mit Atlas und Register, 37½ Thlr.

Auch in Umtausch gegen alte Aufl. von Brockhaus, Pierer und Meyer.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Hermann Hettner.

In drei Theilen. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh.

Erster Theil: Die englische Literatur von 1660 bis 1770. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Theil: Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dritter Theil: Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch: Vom westphälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen, 1648 bis 1740. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrich's des Großen. Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Drittes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Preis 2 Thlr.

Die zweite Abtheilung des dritten Buches, mit welcher das ganze Werk geschlossen ist, befindet sich bereits unter der Presse und erscheint im Laufe der nächsten Zeit.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illustrirtes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34¼ Thlr.
Volksausgabe von Schödler in 2 Leinwandbänden. 6½ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die architektonischen Stylarten.

Eine kurze, allgemeinfassliche Darstellung der charakteristischen Verschiedenheiten der architektonischen Stylarten. Zur richtigen Verwendung in Kunst und Handwerk. Für Architekten, Maler, Bildhauer, Stukkateure, Bauschulen, Baugewerkschulen, Bauhandwerker, Modellirer, Metallarbeiter etc. sowie zur Belehrung für gebildete Freunde der Kunst und Architektur.

Von **A. Rosengarten**,
Architekt.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 638 Illustrationen in Holzstich. Royal-Octav. Fein Velinpapier. Geh. Preis 4 Thlr.

In englisches Leinen gebunden. Preis 4 Thlr. 10 Sgr.

(Hierzu eine Beilage.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage

zu Nr. 50 der

Blätter für literarische Unterhaltung von 1869.

Feuilleton.

Notizen.

Friedrich Gerstäcker erklärt sich in der „Gartenlaube" gegen die Bewilligung einer lebenslänglichen Pension, die der Vorstand der Schiller-Stiftung dem Schriftsteller Alexander Jung in Königsberg gewährt hat. Er behauptet, Jung habe nur Broschüren über Gutzkow geschrieben. Ehe Gerstäcker in dem gelesensten deutschen Blatt in solcher Weise über einen Autor aburtheilte, wäre es wol seine Pflicht gewesen, sich genauer über die bisherige literarische Thätigkeit desselben zu unterrichten. Wir wollen seiner Unkenntniß hier durch Anführung von Alexander Jung's zum Theil bei den ersten deutschen Verlegern erschienenen Schriften nachhelfen. Hierin liegt zugleich die beste Widerlegung seines unberechtigten Einspruchs. Auf schönwissenschaftlichem Gebiete, das hier zunächst in Frage kommt, hat Jung eine von der Kritik sehr anerkannte Novelle: „Der Bettler von St.-James-Park" (1850) und einen fünfbändigen Roman: „Rosmarin oder die Schule des Lebens" (1862) verfaßt, der reich ist an anziehenden Bildern und geistreichen Reflexionen über die verschiedensten Zeiterscheinungen. Wenn beide Werke nicht gerade populär geworden sind, so spricht dies durchaus nicht gegen ihr Verdienst. Man weiß ja, welchem Mittelgut oft die Ehre der Popularität zutheil wird. Von Jung's Gedichten erwähnen wir seine Epigramme: „Elixire gegen die Flauheit der Zeit" (1846); von seinen zahlreichen literarhistorischen Schriften seine eingehende, bei Cotta erschienene Monographie: „Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart" (1848). Früher hatte er, als eifriger Vorkämpfer der modernen Richtung, „Briefe über die neueste Literatur" (1837) und „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen" (1842) erscheinen lassen. Einen andern Kreis seiner Schriften bezeichnen die socialen Studien: „Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit" (1844), „Königsberg und die Königsberger" (1849), „Das Geheimniß der Lebenskunst" (1858) u. a. Ueberall zeigt sich Jung als ein wackerer, edler Charakter, ein Mann von Geist, Bildung und höherm Streben. Geboren 1799, hat er bereits jetzt sein siebzigstes Jahr erreicht. Man darf von Gerstäcker nicht verlangen, daß er am Mississippi oder in Peru und Ecuador sich eine genaue Kenntniß der neuen deutschen Literatur aneignet, aber wohl, daß er nicht aus Unkenntniß gegen einen würdigen Literaturveteranen, der sich überdies in bedrängten Verhältnissen befindet, ins Feld rückt und ihm die wohlverdiente nationale Auszeichnung, die in einer Schillerpension liegt, durch gehässige Bemerkungen verbittert.

Der „Illustrirte Kalender für 1870, Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe" (Leipzig, Weber) gibt wie seine Vorgänger eine genaue Uebersicht alles Hervorragenden in diesen Gebieten, was sich im Laufe des letzten Jahres geltend gemacht hat. Wir wollen hier nur die Porträts erwähnen, deren reichhaltige Galerie hinlänglich darlegt, wie den verschiedensten Interessen in der umfassenden Uebersicht Rechnung getragen ist. Der Kalender bringt die Bilder von Marquis von Lavalette, von der Exkönigin Isabella, Marschall Serrano, Minister Gladstone, Christian Friedrich Schönlein, Thakombau, König der Fidschi-Inseln, Hauptmann Koldewey, Dr. Petermann, Wilhelm Griesinger, Edmund Hoefer, Franz Pfeiffer, Gustav Kühne, Bonaventura Genelli, Eduard Hildebrandt, Eduard Devrient, Frau Peschka-Leutner, Hans von Bülow, Hector Berlioz. Ein eingehender statistischer Kalender und sorgfältige Nekrologe orientiren über eine Fülle von Daten aus dem letzten Jahre. Von den übrigen Kalendern erwähnen wir: „Trewendt's Volkskalender für 1870", ein Kalender, der durch seinen gemüthlichen Grundton eine große Verbreitung gefunden hat. Diesmal ist er mit dem Bild des verstorbenen Herausgebers geschmückt, dem Karl von Holtei in schlesischer Mundart ein rührendes Gedicht widmet.

Der tausendeinundvierzigste Band der „Collection of British authors" von Bernhard Tauchnitz enthält die „Doubtful plays of William Shakspeare" in einem Bande, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Max Moltke. Von den 15 Stücken, welche Shakspeare mit geringerm oder größerm Recht zugeschrieben werden, hat Moltke die folgenden sechs: „King Edward III.", „Thomas Lord Cromwell", „Locrine", „A Yorkshire tragedy", „The London Prodigal", „The birth of Merlin" ausgewählt, weil diese nach seiner festen Ueberzeugung die unzweifelhaften Spuren von Shakspeare's Autorschaft an sich tragen. Jedenfalls sind einige dieser Stücke interessant, und da die heutige Shakspeare-Kritik selbst Dramen wie „Timon von Athen" als ganze Werke dem Dichter abspricht, so ist es nicht mehr als billig, daß andere Dramen von außen herein in die Lücke treten. Vollständige Klarheit wird über die Autorschaft der recipirten und der apokryphischen Stücke doch nicht zu erreichen sein.

Max Moltke gibt außerdem W. Shakspeare's „Ausgewählte dramatische Werke" in deutscher Volksausgabe heraus (Leipzig, Gebhard), in Format, Druck und Papier ganz gleich der Hempel'schen Nationalbibliothek deutscher Classiker. Die Ausgabe wird achtzehn Dramen Shakspeare's enthalten; man darf der getroffenen Auswahl nur zustimmen. Die Uebersetzung ist dieselbe, wie in der in 15000 Exemplaren verbreiteten, im hiesigen Shakspeare-Verlage erschienenen Ausgabe in einem Bande; doch ist sie durchgesehen, vielfach verbessert und berichtigt; die erste Lieferung enthält „Romeo und Julie" und „Othello" mit kurzen Einleitungen.

Ebenfalls eine erste Lieferung liegt vor von der „Schiller-Halle. Alphabetisch geordneter Gedankenschatz aus Schiller's Werken und Briefen. Im Verein mit Gottfried Fritzsche und Max Moltke herausgegeben von Moritz Zille (Leipzig, Brockhaus, 1870). Alle Schiller'schen Aussprüche sollen hier gesammelt werden, namentlich auch mit Berücksichtigung seiner Prosaschriften, seiner Briefe; die Urtheile über seine Zeitgenossen sollen sämmtlich mitgetheilt werden. Die „Schiller-Halle" ist mit großem Fleiß aufgebaut, ihre Nischen sind mit den entsprechenden Bildern geschmückt. Ob die Herausgeber indeß hier und dort nicht allzu gewissenhaft zu Werke gehen, wenn sie z. B. über „Antwerpen" acht Stellen aus der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" mittheilen, möchten wir ihnen doch zu bedenken geben. Dergleichen Thatsächliches gehört doch nicht zur Charakteristik des Schiller'schen Genius! Freilich mag die alphabetische Anordnung nach Stichworten, die nicht immer zweifellos erkennbar sind, zur Aufnahme mancher entbehrlichen Stelle verleiten; da aber gerade auf dieser alphabetischen Einreihung des weit zerstreuten Stoffs die Idee und der praktische Gebrauchswerth der „Schiller-Halle" beruht, muß man wol hier und da auch einen bloßen Füllstein mit in den Kauf nehmen.

Anzeigen.

Festgeschenke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Nationalliteratur.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von Pfeiffer. I.—VIII. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1⅓ Thlr.

I. **Walther v. d. Vogelweide**, hrsg. v. Pfeiffer, 2. Aufl.; II. **Kudrun**, hrsg. v. Bartsch, 2. Aufl.; III. **Das Nibelungenlied**, hrsg. v. Bartsch, 2. Aufl.; IV. V. VI. **Hartmann von Aue**, hrsg. v. Bech; VII. VIII. **Gottfried's von Strassburg** Tristan, hrsg. v. Bechstein.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Goedeke und Tittmann. 1.—3. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1⅓ Thlr.

1. **Liederbuch**; 2. 3. **Schauspiele.**

Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Goedeke und Tittmann. 1.—3. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1⅓ Thlr.

1. **Opitz**, Ausgewählte Dichtungen; 2. **Fleming**, Gedichte; 3. **Logau**, Sinngedichte, hrsg. v. Eitner.

Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. 1.—27. Band. Jeder Band geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

1. **Schleiermacher**, Reden über die Religion, hrsg. v. Schwarz; 2. **Klopstock**, Oden, hrsg. v. Düntzer; 3. 4. **Musäus**, Volksmärchen der Deutschen, hrsg. v. Moritz Müller; 5. 6. **Kortum**, Die Jobsiade, hrsg. v. Ebeling; 7. **Schulze**, Die bezauberte Rose u. Tagebuch, hrsg. v. Tittmann; 8. **Lessing**, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, hrsg. v. Hettner; 9. **Wieland**, Oberon, hrsg. v. Köhler; 10. 11. **Maler Müller**, Dichtungen, hrsg. v. Hettner; 12. **Körner**, Leier und Schwert, Zrinp, Rosamunde, hrsg. v. Gottschall; 13. 14. **Forster**, Ansichten vom Niederrhein, hrsg. v. Buchner; 15. **Herder**, Der Cid, hrsg. v. Julian Schmidt und Karoline Michaëlis; 16. **Beume**, Spaziergang nach Syrakus, hrsg. v. Oesterley; 17. 18. **Wilhelm Müller**, Gedichte, hrsg. v. Max Müller; 19. 20. **Goethe**, Faust, hrsg. v. Carriere; 21. 22. **Bürger**, Gedichte, hrsg. v. Tittmann; 23. 24. 25. **Herder**, Ideen zur Geschichte der Menschheit, hrsg. v. Julian Schmidt; 26. **Voß**, Luise und Idyllen, hrsg. v. Goedeke; 27. **Schleiermacher**, Monologen und Die Weihnachtsfeier, hrsg. v. Schwarz.

Biographie, Briefe, Memoiren.

C. C. J. Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe. Von Nippold. 1. und 2. Bd. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Briefe von Alexander von Humboldt an Freiherr von Bunsen. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Im Ural und Altai. Briefwechsel zwischen **Alexander von Humboldt** und **Graf Cancrin.** Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 4 Thle. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. 6. Aufl. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅔ Thlr.

Klippel, Das Leben des Generals von Scharnhorst. 1. und 2. Theil. Geh. 3½ Thlr.

König Jérôme und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von **Ernestine von L.** Geh. 1⅓ Thlr.

Joachim Nettelbeck. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet. 3. Aufl. 2 Thle. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.

Elise Polko, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Literatur- und Kunstgeschichte.

Carriere, Das Wesen und die Formen der Poesie. Geh. 2⅔ Thlr.

—— Aesthetik. 2 Thle. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

—— Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung. 1.—3. Bd. Geh. 10⅔ Thlr. Geb. 11 Thlr. 25 Ngr.

Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie. 2 Bde. Geh. 5⅓ Thlr. Geb. 6⅔ Thlr.

Eckermann, Gespräche mit Goethe. 3. Aufl. 3 Bde. Geh. 3 Thlr. Geb. 4 Thlr.

Graeser, Handbuch der neuern französischen Literatur. 2 Bde. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Lewes, The Life of Goethe. 2d. ed. 2 vols. Geh. 3 Thlr. Geb. 3⅓ Thlr.

Oppermann, Ernst Rietschel. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

F. von Raumer, Handbuch zur Geschichte der Literatur. 4 Bde. Geh. 5⅓ Thlr.

Rosenkranz, Diderot's Leben und Werke. 2 Bde. Geh. 5 Thlr. Geb. 5⅔ Thlr.

A. von Wolzogen, Rafael Santi. Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

Illustrirte Prachtwerke.

Goethe-Galerie von **Pecht** und **Ramberg.** 50 Stahlstiche mit Text.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 15⅓ Thlr., in Lederband 16⅔ Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Lessing-Galerie von **Pecht.** 30 Stahlstiche mit Text.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 10 Thlr., in Lederband 11 Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Schiller-Galerie von **Pecht** und **Ramberg.** 50 Stahlstiche mit Text.
Octav-Ausgabe in Leinwandband 5 Thlr., in Lederband 6 Thlr.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 15⅓ Thlr., in Lederband 16⅔ Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Neue Shakspeare-Galerie. 45 Stahlstiche mit Text.
Quart. In Leinwandband 13 Thlr., in Lederband 14 Thlr.

Die Frauen der Bibel. 56 Stahlstiche mit Text.
Quart. Drei Folgen. Jede Folge in Leinwandband 5 Thlr. 22 Ngr.

Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings. 18 Blätter, lithogr. v. Koch.
Imperial-Querfolio. In Carton 25 Thlr.

Illustrirter Handatlas zur Länder- und Völkerkunde. 22 Blätter in Stahlst.
Folio. Cart. 6 Thlr. 20 Ngr.

Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.
Quart. In Leinwandband 11⅓ Thlr.

Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862. Zwei Bände.
Quart. In Leinwandband 9 Thlr.

Ruß, Durch Feld und Wald. Mit Illustrationen von Kretschmer.
Großoctav. In Leinwandband 4 Thlr.

Schulze, Die bezauberte Rose. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Baumgarten.
Quart. In Leinwandband 5⅔ Thlr., in Lederband 8 Thlr.

Encyklopädische Werke.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Elfte Auflage. 15 Bände. Geheftet 25 Thlr. Gebunden in Leinwand 29 Thlr., in Halbfranz 30 Thlr. (Auch in 150 Heften zu 5 Ngr. oder in 15 Bänden zu 1⅔ Thlr. zu beziehen.) Ausgabe auf Velinpapier geheftet 37½ Thlr., gebunden 45 Thlr.

Bilder-Atlas. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Zweite Auflage. 500 Tafeln in 100 Lieferungen. 1.—22. Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon. Zweite Auflage. 4 Bände. Geheftet 6⅔ Thlr. Gebunden in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon. Neue wohlfeile Ausgabe. 7 Bände. Geheftet 11⅔ Thlr. Gebunden 13 Thlr. 16 Ngr.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite Auflage. 3 Bände. Geheftet 10 Thlr. Gebunden 11½ Thlr.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Von **K. F. W. Wander.** Erster Band. Geheftet 10 Thlr. Gebunden 10⅔ Thlr. (Erscheint in Lieferungen zu 20 Ngr.)

Das Staats-Lexikon. Von **Rotteck** und **Welcker.** Dritte Auflage. 14 Bände. Geheftet 44 Thlr. 24 Ngr. Gebunden in Halbfranz 49 Thlr. 14 Ngr.

Politisches Handbuch. Staats-Lexikon für das deutsche Volk. In Lieferungen zu 10 Ngr. 1.—6. Lieferung.

Theologie und Erbauungsbücher.

Bibel-Lexikon. Herausgegeben von **Schenkel.** 1. und 2. Band. Jeder Band geh. 2⅔ Thlr., geb. 3 Thlr. (Erscheint in Lieferungen zu 10 Ngr.)

Bunsen's Bibelwerk. In 3 Abtheilungen. 9 Bde. 8.
I. Uebersetzung und Erklärung. 4 Thle. Geh. 10 Thlr. Geb. 11⅓ Thlr.
II. Bibelurkunden. 1., 3. und 4. Thl. Geh. 5⅓ Thlr. Geb. 6⅔ Thlr.
III. Bibelgeschichte. Geh. 1⅔ Thlr. Geb. 2 Thlr.

Bunsen's Uebersetzung des Neuen Testaments. Geh. 15 Ngr. Geb. in Leinwand 24 Ngr., in Leder 1 Thlr.

Aus den Papieren einer Verborgenen. 2. Aufl. 2 Thle. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 16 Ngr.

Für stille Morgenstunden. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.

Hausaltar. Eine Sammlung von Kirchenliedern, in mehrstimmigem Tonsatz mit Pianofortebegleitung, von Volckmar. Cart. 2 Thlr.

Renan, Die Apostel. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.
—— Paulus. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅔ Thlr.

Schwarz, Predigten aus der Gegenwart. Vier Sammlungen. Jede Sammlung geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.
—— Zur Geschichte der neuesten Theologie. 4. Aufl. Geh. 2⅔ Thlr. Geb. 3 Thlr.

Strauß, Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet. 2. Aufl. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Gedichte.

Album der neuern deutschen Lyrik. 7. Aufl. Geb. 1⅔ Thlr.
Gregorovius, Euphorion. Cart. 1 Thlr.
Hammer, Schau um dich und Schau in dich. 17. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Zu allen guten Stunden. 3te Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Fester Grund. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Auf stillen Wegen. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Lerne, liebe, lebe. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hölty, Gedichte. Geb. 1 Thlr. 24 Ngr.
Müller, Wilhelm, Ausgewählte Gedichte. Cart. 20 Ngr.
Das Nibelungenlied. Uebersetzt von **Bartsch.** Geb. 1⅔ Thlr.
Ossian's Finnghal. Uebersetzt von **Ebrard.** Cart. 1 Thlr.
Schulze, Die bezauberte Rose. 11. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Sturm, Gedichte. 3. Aufl. Geb. 1⅔ Thlr.
—— Neue Gedichte. Geb. 1⅔ Thlr.
—— Fromme Lieder. 6. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Fromme Lieder. Zweiter Theil. 2te Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Für das Haus. Geb. 1⅔ Thlr.
—— Zwei Rosen. Geb. 16 Ngr.
—— Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geb. 1 Thlr.

Dramen.

Gottschall, Dramatische Werke. 6 Bdchn. Geb. (in 2 Bänden) 3½ Thlr.
Gutzkow, Dramatische Werke. 20 Bdchn. Geb. (in 5 Bänden) 8 Thlr.
—— Zopf und Schwert. Min.-Ausg. Geb. 24 Ngr.
—— Uriel Acosta. Min.-Ausg. 3. Aufl. Geb. 24 Ngr.
Kalidasa, Sakuntala. Uebersetzt von **Lobedanz.** 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Urvasi. Uebersetzt von **Lobedanz.** Geb. 26 Ngr.
Shakespeare, Dramatische Werke. Uebersetzt von **Bodenstedt, Delius, Freiligrath, Gildemeister, Herwegh, Heyse, Kurz, Wilbrandt.** Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.** In 38 Bdchn. 1.—24. Bdchn.; jedes geheftet 5 Ngr., cartonnirt 7½ Ngr.
1. Othello. 2. König Johann. 3. Antonius und Kleopatra. 4. Die lustigen Weiber von Windsor. 5. Viel Lärmen um Nichts. 6. König Richard der Zweite. 7. Macbeth. 8. 9. König Heinrich der Vierte, zwei Thle. 10. Romeo und Julia. 11. Coriolanus. 12. Timon von Athen. 13. König Heinrich der Fünfte. 14. Der Kaufmann von Venedig. 15.—17. König Heinrich der Sechste, drei Thle. 18. Ein Sommernachtstraum. 19. König Richard der Dritte. 20. König Lear. 21. König Heinrich der Achte. 22. Titus Andronicus. 23. Was ihr wollt. 24. Die beiden Veroneser.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Drei Bände.

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

Erster Band: Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien.

Zweiter Band: Lateinische Sommer. (Schilderungen aus Latium.)

Dritter Band: Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien.

Gregorovius' Schilderungen aus Italien, bereits in zweiter Auflage erschienen, gehören anerkanntermaßen zu den besten neuern Werken über dieses Land und seine Bewohner.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Textrevision von **Heinrich Kurz.**

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr. | H. v. Kleist, 2 Bände. 1⅙ Thlr.
Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr. | Chamisso, 2 Bände. 1½ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die biblische Geschichte

in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Religionsgeschichte.

Ein biblisches Lehr- und Lesebuch für die reifere Jugend.

Von

Bernhard Bähring,

evang.-pred. Pfarrer.

Erste Abtheilung: Das Alte Testament.

8. Geh. 20 Ngr.

Bähring's „Biblische Geschichte", mit umsichtiger Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Forschungen bearbeitet, wird dazu beitragen, diesen wichtigsten Zweig des christlichen Religionsunterrichts Lehrern und Schülern werthvoller und fruchtbringender zu machen. Sie ist zum Gebrauch in Schullehrerseminarien, Lateinschulen, Gewerbschulen, höhern Privatinstituten und Töchterschulen bestimmt, empfiehlt sich aber auch zu gemeinsamer Lektüre in gebildeten Familien. Die zweite Abtheilung, das Neue Testament, folgt binnen kurzem.

Für Weihnachten.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Robert Burns, Lieder und Balladen. Deutsch von **Adolf Laun.** Preis geh. 20 Sgr. Fein in Goldschnitt geb. 1 Thlr.

Sogleich nach Veröffentlichung in der deutschen und englischen Presse günstig beurtheilt.

Berlin, December 1869.

Verlag von **Robert Oppenheim.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von

Ernst Klein.

[Mit einem Vorwort von **Michael Horváth.**

Zweiter Band.

Die Zeit der Könige aus verschiedenen Häusern von 1301 bis 1457.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

(Der erste Band kostet geh. 2 Thlr. 20 Ngr., geb. 3 Thlr.)

Das Fessler'sche Werk «Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen», allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt und seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint jetzt in zweiter Auflage und zeitgemässer Umarbeitung, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth. Infolge der gedrängtern Darstellung sowie der zweckmässigern Druckeinrichtung war es möglich, den Umfang sehr zu beschränken, den Preis mithin wesentlich billiger zu stellen.

Ausser in Bänden kann das Werk auch in Lieferungen zu je 20 Ngr., deren bisjetzt 9 erschienen sind, durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas

in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869:

Complet in Mappe 12⅔ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte

von Deutschland.

Zweite Auflage von 1869.

13 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton, 6 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

SHAKSPEARE.

JULIUS CAESAR,

ANNOTÉ PAR

CHARLES GRAESER.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese Ausgabe von Shakspeare's „Julius Cäsar", durch Karl Graeser, den bekannten Verfasser vielverbreiteter Lehrbücher, mit mehr als 800 erklärenden Anmerkungen in französischer Sprache versehen, ist für Uebersetzungsübungen eingerichtet und kann auch deutschen Schulen als praktisches Lehrmittel empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 16. December 1869.

Inhalt: Zwei Jahrgänge des „Historischen Taschenbuchs". Von Karl Zimmer. — Zur Kunstwissenschaft. Von Adolf Zeising. — Zur Sagenliteratur. Von Reinhold Bechstein. — Historische Romane. — Ein Prachtwerk über Sicilien. — Feuilleton. (Notizen; Blanschandin, ein deutsches Rittergedicht.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei Jahrgänge des „Historischen Taschenbuchs".

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Achter und neunter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1867—68. 8. Jeder Jahrgang 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn man seit 39 Jahren das „Historische Taschenbuch" in seinem Bestreben mit Aufmerksamkeit zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, so darf man sich wol zu dem Urtheil für berechtigt ansehen, daß es demselben in keinem Jahrgang an Rührigkeit des Schaffens gemangelt habe, wenn ihm auch, wie leicht erklärlich ist, nicht jeder Jahrgang Früchte getragen, die insgesammt als vollkommen gezeitigt und ausgebildet befunden werden konnten. Aber dessenungeachtet bleibt das „Historische Taschenbuch" eine wahre Fundgrube für historisches Lernen und Wissen, ein Werth, der um so höher anzuschlagen ist, als die Geschichtskenntnisse selbst im Kreise gebildeter Laien noch immer viel zu wünschen übriglassen. Mußten wir doch vor kurzem noch in einer Wahlversammlung von einem Sprecher, der die Schul- und Universitätsjahre noch nicht so gar lange hinter sich hatte, die, wie er meinte, imponirenden Worte vernehmen: „Preußen war schon im Mittelalter die Stütze des Protestantismus." Doch lassen wir das, und sehen wir vielmehr zuvörderst durch Mittheilung des Inhaltsverzeichnisses, welche Früchte im Jahre 1867 unserm Taschenbuche in den Schos gefallen sind:

1. Die Absetzung der Herzoge von Mecklenburg und die Einsetzung Wallenstein's zum Fürsten des Landes. Ein Beitrag zur Politik des Hauses Habsburg im Dreißigjährigen Kriege von Johann Paul Hasse.
2. Ali Pascha von Janina. Ein Beitrag zur Geschichte der Orientalischen Frage. Von Karl Mendelssohn-Bartholdy.
3. Die sagenhafte und symbolische Thiergeschichte des Mittelalters. Von Eduard Kolloff.
4. Kaiser Paul I. vor und nach seiner Thronbesteigung. Eine Hofgeschichte als psychologische Studie. Von Johann Heinrich Schnitzler.
5. Immanuel Kant. Eine culturgeschichtliche Studie. Von Karl Biedermann.
6. König Jakob II. und Anna Hyde. Von Friedrich von Raumer.

Wer weiß es nicht, daß die Literatur über den Dreißigjährigen Krieg eine wahrhaft massenhafte geworden ist. Die besten Uebersichten, die wir über dieses so weite Feld der Geschichtsliteratur besitzen, gibt Barthold in seiner „Geschichte des großen deutschen Kriegs" (1843, II, 645—652) und die augsburger „Allgemeine Zeitung" in ihren „Ergänzungsblättern" (1845, Novemberheft). Und was ist seitdem nicht bis auf Schreiber's „Maximilian der Katholische u. s. w." (München 1868) über diese unglückselige Katastrophe des deutschen Vaterlandes theils aus Archiven, theils aus staatlichen und privatlichen Quellen veröffentlicht worden! Wie erschrak aber auch der nach Quellen in München suchende Gfrörer, als er der Massen von Folianten und Fascikeln in den Archiven ansichtig ward, die noch Unbekanntes über den Dreißigjährigen Krieg enthielten. An Fleiß hat es in der That nicht gefehlt; aber dennoch sind Lücken vorhanden, deren Ausfüllung, zumal dem Historiker von Fach, wünschenswerth erscheint. Und eine solche Lücke auszufüllen, ist dem Verfasser der zuerstgenannten Monographie in ausgezeichneter Weise gelungen; sie bildet eine unentbehrliche Ergänzung zu Konrad Richard's Schrift: „Die maritime Politik der Habsburger im 17. Jahrhundert" (Berlin 1867). Die von dem Verfasser behandelte Frage war bisjetzt eine so gut wie unerledigte, und Barthold nannte in seinem obengenannten Werke die Meinung, daß Oesterreich an der Ostsee eine Seemacht zu gründen beabsichtigt habe, eine frevelhafte Verleumdung.

Unser Verfasser hat ebenso wie Richard dargethan, daß Oesterreichs Politik unverkennbar auf die Gründung einer Seemacht in der Ostsee gerichtet war: Wallenstein war bezüglich der Belagerung und gehofften Eroberung von Stralsund völlig im Klaren. Vor allem aber und um jeden Preis mußten die mecklenburger Herzoge

vertrieben und ein Mann von Energie und fester Anhänglichkeit an die Politik Oesterreichs an ihre Stelle gesetzt werden: und dazu schien niemand geeigneter zu sein als Wallenstein. Denn wer hätte damals am österreichischen Hofe in ihm den später so gefährlichen Verräther gewittert? Und schien es nicht ein vortreffliches Mittel zu sein, den ehrgeizigen Feldherrn für immer an die österreichische Politik an der Ostsee dadurch zu fesseln, daß man ihm die mecklenburgische Herzogskrone aufs Haupt setzte? Die wahrhaft schmachvolle Vergewaltigung der mecklenburger Fürsten von seiten des österreichischen Hofes hat unser Verfasser insbesondere vom staatsrechtlichen Standpunkt aus ungleich befriedigender dargestellt, als man in den betreffenden Geschichtswerken zu lesen gewohnt ist, besonders in denjenigen, gegen die auch unser Verfasser eine Lanze bricht, die den katholischen Standpunkt für den allein richtigen erklären und die einschlägige Literatur der Protestanten als „verfälscht und verunstaltet" verdächtigen.

Der Aufsatz des Verfassers ist eine tüchtige Studie, die er zum Zweck der Aufklärung und richtigern Auffassung einer der schmachvollsten Episoden des Dreißigjährigen Kriegs dem „Historischen Taschenbuch" geliefert hat. Wir empfehlen dieselbe nicht blos den Historikern von Fach, sondern überhaupt allen Freunden der Geschichtswissenschaft.

Die zweite Abhandlung beginnt mit den Worten:

Die Orientalische Frage datirt nicht von gestern. Sie besteht, seit die Türken in Europa gelagert sind, seit unter die europäische Völkerfamilie, die nach Civilisation strebt, eine Schar von Barbaren eingedrungen ist, deren erster heiligster Grundsatz Bekämpfung der Andersgläubigen durch das Schwert, und deren bloße Existenz somit eine fortwährende Drohung für den europäischen Frieden ist.

Während wir aber im 19. Jahrhundert aus guten Gründen des Glaubens sind, daß die Orientalische Frage, die wie ein Damoklesschwert über dem Frieden Europas hängt, in ihrer Lösung durch die Eifersucht der europäischen Großmächte gehindert wird — diese Erscheinung tritt freilich schon im 15. Jahrhundert wenigstens in Bezug auf Oesterreich und Frankreich hervor —, hatten die Schriftsteller und Diplomaten des 16. Jahrhunderts eine allerdings von der gegenwärtigen ganz verschiedene Ansicht. Denn, schrieb der Venetianer Marino Cavalli im Jahre 1560, die Türken würden nicht so groß geworden sein, wenn Gott nicht wegen unserer Sünden das Gebet der Türken für den Sieg des Großherrn und die Uneinigkeit der Christen erhört hätte. Nun, das Gebet der Türken ist bis auf diesen Tag erhört worden. Daraus wird es aber auch erklärlich, wie der berüchtigte Albanese, Ali Pascha von Janina, ein wahres Scheusal von religiösem Fanatismus und unmenschlicher Grausamkeit — endlich hingerichtet durch die Türken 1822 — beinahe ein ganzes Menschenalter hindurch eine gräßliche Rolle spielen konnte: die entgegengesetzten Strömungen der orientalischen Politik der Engländer und Franzosen stießen in ihm aufeinander; die erstern schützten und gebrauchten ihn gegen die letztern, bis ihn der Aufstand der Griechen in das verdiente Verderben stürzte, indem die Türken seine Perfidie endlich durchschauten und sich gegen den albanesischen mächtig gewordenen Häuptling dergestalt ermannten, daß sie den entscheidenden Kampf wagten und den ebenso gehaßten als gefürchteten Rivalen des Sultans — denn zu diesem hatte sich Ali emporgekämpft aus dem Elend, in welches seine Familie gestürzt worden war — glücklich überwältigten. Der älteste Theil der gegenwärtigen Generation erinnert sich gewiß noch der zahlreichen Berichte, die man namentlich während des zweiten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts in den Zeitungen las über die Kämpfe, die Ali gegen seine Feinde bestand, und da sie insbesondere für die Türken nicht selten zum Nachtheil ausschlugen, so erhielt Ali im Abendlande aus Haß gegen alles Türkische eine gewisse Popularität, selbst Theilnahme. Die Geschichtschreibung hat aber bereits über den Wütherich zu Gericht gesessen, und unser Verfasser hat sich unleugbar ein Verdienst erworben, daß er auf Grund ziemlich zahlreicher Werke, die sich theils mittelbar, theils unmittelbar mit Ali beschäftigen, die aber nur den Fachgelehrten bekannt sind, auch dem größern gebildeten Publikum ein getreues Bild von Ali und den Zeitverhältnissen vorzulegen bemüht gewesen ist. Für das Werthvolle der Arbeit bürgt des Verfassers Name.

Bis zum Jahre 1863, wo in Athen das erschöpfende Werk über Ali von dem Griechen Kustonikas erschien, bildeten die vorzüglichste Quelle die „Memoiren des Ibrahim Manzour Effendi" (Paris 1827), eines geborenen Franzosen, des Geniecommandanten Ali's.

Auf ein ganz anderes und zugleich recht anziehendes Gebiet führt uns der Verfasser der dritten Monographie; wir haben dieselbe, theils von ihrem Gegenstande, theils von ihrer Darstellungsweise nicht nur angezogen, sondern gefesselt, in einem Zuge durchgelesen. Man sieht es übrigens beim ersten Anblick der Arbeit nicht an, welche Studien sie voraussetzt; der Verfasser hat offenbar — trotzdem, daß ihm der Physiologus (zuerst 494 n. Chr. erwähnt) vorzügliche Dienste zu leisten vermochte — manches Buch aufsuchen und studiren müssen, das dem Nichteingeweihten entweder unscheinbar vorkommt oder seines Erachtens in den Winkel der Vergessenheit gehört. Dafür haben wir aber auch einen schönen Beitrag zur Symbolik der Thierwelt erhalten, die, ihren Ursprung dem Oriente verdankend, ihren Weg — manches aus der altclassischen Welt aufnehmend — mit eigenthümlicher Färbung in das christliche Mittelalter fand, ausgeprägt in der gelehrten Theologie, in der Poesie und Kunst. Aus dem Symbol aber, dessen ursprüngliche Bedeutung verloren ging, entwickelte sich der Aberglaube. Zur Charakteristik des Aufsatzes theilen wir folgende Stelle hier mit:

Der Storch ist ein berühmter Vogel und verdient die meisten Huldigungen, die man ihm von jeher und allenthalben erwiesen. Die semitische Sprache benannte den Storch chasid, d. h. einen frommen, gutthätigen Vogel, und als solcher galt er im Alterthum allgemein. Die Aegypter verehrten ihn sowol wegen seiner Zärtlichkeit für die junge Nestbrut, als wegen seiner Feindseligkeit gegen die Schlangen der Nilflut. Bei den Römern wie bei den Griechen war der Storch das Sinnbild der kindlichen Liebe, der Keuschheit, der Gattentreue und Dankbarkeit. Man glaubte, daß die jungen Störche ihre bejahrten Aeltern ebenso sorgsam und liebevoll verpflegten, als sie von ihnen in der Jugend gepflegt und gefüttert worden. (Aristophanes und selbst die athenensische Gesetzgebung zeigen Spuren dieses Glaubens.) Auch als Weissagevogel ward der Storch angesehen, indem er Feuersbrünste vorausmerken und vor Gefahren warnen sollte. In Griechenland und Kleinasien galt das Ankommen des ersten Storchs für ein glückliches Ereigniß, und es

diese gute Botschaft andern ansagen konnte, durfte von ihnen ein kleines Geschenk verlangen.... Die Thierbücher des Mittelalters verleihen dem Storche folgende Eigenschaften und Attribute: mit dem Klappern seines Schnabels gibt er seinen Willen zu erkennen; mit Heulen und Zähneklappern drücken die Verdammten ihren Schmerz aus. Die Störche verkündigen den Frühling und bekämpfen die Schlangen; die Schlangen sind die gottlosen Gedanken, welche der Mensch abwehren soll. Die junge Storchbrut im Neste, welcher die Schlange auflauert, bedeutet die unschuldigen Seelen gegenüber den Listen und Nachstellungen des Teufels. Die alten Störche wandern übers Meer nach den Hochebenen Asiens; der Weise, den eiteln Lärm und Glanz der Welt verachtend, strebt nur nach Höherm. Man rühmt die Liebe des Storchs zu seinen Jungen und die dankbare Pietät, womit diese ihre altersschwachen Aeltern pflegen; sie rupfen ihre alten Federn aus und hüten sie ebenso lange, als sie selbst gehütet worden. So handeln die hohen geistlichen Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen, sie rupfen ihnen die Federn der Flatterhaftigkeit und des lockern Weltsinns aus und nähren sie mit guten Lehren. Diese bezeigen hinwiederum ihre Dankbarkeit gegen ihre Obern dadurch, daß sie ihnen mit allen Kräften beistehen und die gebührliche Abwartung ihres geistlichen Amts erleichtern.

Indem wir schließlich zwei kleine Irrthümer (S. 183 und 185) des Verfassers erwähnen: — „schon bei Homer ist das innige Verhältniß zwischen Roß und Reiter(?) lebendig angedeutet" (Homer und sein Zeitalter kennen noch keine Reiter), und „Cäsar, der in seine Militärberichte Schilderungen merkwürdiger Thiere einstreut" (es muß heißen: in seine ethnographischen Berichte) —, so wollen wir damit nur die Aufmerksamkeit beurkunden, mit der wir seine Arbeit gelesen haben.

Das tragische Sujet, Paul I. von Rußland und sein Ausgang, mit dem sich in recht gründlicher Weise die vierte Monographie beschäftigt, haben bereits große und kleine Historiker und Memoirenschreiber so vielfach behandelt, daß allem Anschein nach wenig Aussicht übriggeblieben ist, ihm eine neue Seite abzugewinnen. Indeß unser Verfasser hat doch eine solche gefunden: die psychologische, d. h. der Verfasser sucht aus historischen Thatsachen und aus den Verhältnissen, unter denen der Unglückliche als Thronerbe so lange lebte, den Beweis abzuleiten, daß dieselben auf sein Seelenleben einen überwältigenden Einfluß geäußert und ihm eine anfangs von niemand auch nur im entferntesten vermuthete Richtung gegeben hätten, die ihn schließlich ins Verderben stürzen mußte. Das Resultat, zu dem der Verfasser gelangt, stimmt im wesentlichen mit Lamartine's Ansicht überein und lautet in Kürze folgendermaßen:

Paul I. war weder geistig bornirt noch von bösem Willen erfüllt; sein Wissen war ausgedehnt, sein Herz gefühlvoll, sein Sinn gerade, ja seine Instincte waren edel und großherzig. Sein ganzes Unglück war, 40 Jahre lang in einer Abgeschiedenheit von andern Menschen und im Schrecken vor seiner Mutter gelebt zu haben, unaufhörlich befürchtend, sie möchte ihm den Thron, die Freiheit, ja das Leben rauben. Aus einem solchen langen Druck ohne Uebergang zur Allgewalt gelangen, das war ein Stoß, dem sein Verstand nicht zu widerstehen vermochte.

Am Schlusse wollen wir noch bemerken, daß der Verfasser an einigen Stellen namhaften Schriftwerken gegenüber theils berichtigend, theils widersprechend aufgetreten ist, sodaß auch der Fachhistoriker von dessen vorliegender Monographie Notiz zu nehmen haben wird.

Bei der Abhandlung, welche in unserm Taschenbuche die fünfte Stelle einnimmt, stoßen wir auf ein Thema, zu dessen Behandlung der Verfasser, wie die wissenschaftlich Welt schon längst weiß, das Rüstzeug in nicht gewöhnlicher Stärke besitzt. Und mag man ihm in dem vorliegenden Falle beistimmen oder nicht, so glauben wir doch unbedenklich die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß seine Abhandlung, trotz ihres geringen Umfangs, von keinem Culturhistoriker, zumal wenn er das Gebiet der Philosophie betritt, unbeachtet bleiben darf. Die Grundlage, auf der die Beweisführung aufgebaut ist, muß in folgenden Worten gefunden werden:

Auch die bedingenden Ursachen eines philosophischen Systems sind nicht blos in dem innern, originären Denkprocesse des Philosophen selbst oder allenfalls in seiner bewußten Anknüpfung an vorausgegangene Systeme zu suchen, sondern auch in gewissen, vielleicht selbst unwillkürlichen und mehr nur instinctartigen Anregungen, welche der Denker aus bestimmten Ereignissen des äußern Lebens oder aus der ganzen sittlichen und geistigen Atmosphäre seiner Zeit empfing.

Der Grundgedanke für das behandelte Thema ist demnach: ein Kant war nur durch einen Friedrich den Großen und seinen Einfluß auf die Zeit möglich. Die Elemente zu diesem Gedanken finden sich schon angedeutet in Franz Kugler's „Leben Friedrich's des Großen" von S. 410 an (2. Aufl.). Wir empfehlen unsern Lesern die Beweisführung, soweit sie sich lediglich auf Kant bezieht, zur eigenen Lektüre. Niemand wird sie ohne Interesse lesen.

Die letzte Abhandlung, welche den ehrwürdigen Begründer des „Historischen Taschenbuchs" zum Verfasser hat, wirft ein grelles Licht auf die Familie der Stuarts: ihr Untergang war eine verdiente Rache, mit der das Schicksal sie bis auf ihren letzten Sproß verfolgte. Am Schlusse legt der greise Verfasser mit den Worten des englischen Historikers Godwin sein historisches Glaubensbekenntniß denjenigen gegenüber ab, die in der Geschichtschreibung nur Objectivität gelten lassen wollen:

Ich mag nicht, daß man von mir annehme, ich habe weder Empfindungen noch Gemüthsbewegungen, wenn Ereignisse von hoher Güte oder großer Schuld vor meinen Augen vorübergehen. Ich wünsche vielmehr, daß man mich für so fühlend als denkend halte. Nennt man aber Unparteilichkeit, das Gute und Böse so zu behandeln, als sei dazwischen gar kein Unterschied, so weise ich derlei Unparteilichkeit von mir und verleugne sie.

Wer eine gewisse in der Gegenwart hochangesehene Geschichtschreibung genauer kennt, wird der Ueberzeugung sein, daß derselben durch obige Stelle ein scharfer und zugleich verdienter Hieb beigebracht werden sollte.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem zuletzt erschienenen Jahrgang (1868) zu. Sein Inhalt ist folgender:

1. Das Verkehrsleben im Alterthum. Von Heinrich Stephan.
2. Danzig das nordische Venedig. Eine deutsche Städtegeschichte. Von Hans Prutz.
3. Das bürgerliche Wohnhaus in seiner geschichtlichen Wandlung. Von A. von Eye.
4. Die beiden Foscari. (Wahrheit nicht Dichtung.) Von Karl Hopf.

Die Abhandlung, die nicht blos ihrer äußern Stellung nach, sondern auch ihrem innern Werthe gemäß den ersten Rang einnimmt, gibt uns zu folgenden Betrachtungen Veranlassung. Die postalische Literatur Deutschlands ist seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht gerade arm zu nennen — von Beust eröffnet 1747 den Reigen —,

doch behandelt sie vorzugsweise theils die administrative, theils die rechtliche, theils die finanzielle und statistische Seite der Posten, während die Frage über die geschichtliche Entwickelung des Postwesens nur sehr oberflächlich berührt wird *), sodaß wir in dieser Beziehung von dem allerdings vorzüglichen Werke des Franzosen Guérard (1844) abhängig waren. Erst im Jahre 1858 gab Alexander Flegler in Nürnberg durch ein höchst lesenswerthes Programm, nachdem bereits von Vieban in der „Deutschen Vierteljahrschrift" vorangegangen war, der historischen Forschung einen neuen Impuls mit der bescheidenen Bitte: „seine Schrift möge zu genauern Forschungen über diese so gewichtige Seite gesellschaftlicher und völkerrechtlicher Beziehungen einladen". Und seine Bitte ist nicht unbeachtet geblieben. Denn 1868 erschien das bis dahin in der deutschen Geschichtsliteratur einzig dastehende Werk von dem bairischen Postbeamten Eugen Hartmann unter dem Titel: „Entwickelungsgeschichte der Posten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit besonderer Beziehung auf Deutschland" (Leipzig und München); dieses Werk darf unbedingt das Verdienst in Anspruch nehmen, unsere Literatur auf diesem Gebiet zum guten Theil von der französischen unabhängig gemacht zu haben, und die vorliegende Abhandlung Stephan's hat diese Unabhängigkeit in ausgezeichneter Weise gefördert, trotzdem daß sie sich vorzugsweise mit dem Alterthum beschäftigt. Obschon aber dieselbe an Umfang, wie natürlich, Hartmann's Werke bedeutend nachsteht, so besitzt sie doch Vorzüge und Ueberlegenheiten, die in der Persönlichkeit ihres Verfassers begründet sind; derselbe bekundet eine gründliche und ausgebreitete Bekanntschaft mit der altclassischen Literatur; zahlreiche und ausgedehnte Reisen haben die Summe seiner Kenntnisse in vorzüglichem Grade vermehrt und langjährige praktische Erfahrungen seinen Blick geschärft. Seiner Gewandtheit ist es ja neuerdings auch gelungen, mit dem zähen und mistrauischen, aber nicht minder schlauen Rom einen Postvertrag im Interesse der preußischen Regierung abzuschließen.

Wenn man auch nur einen flüchtigen Blick auf die Entwickelungsgeschichte der Posten wirft, so findet man, daß sie von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart gleich einem Faden eingewebt ist in die große Culturgeschichte der menschlichen Gesellschaft; und da die Postanstalten, oder was immer für Verkehrsanstalten sonst an deren Stelle traten, als ein nothwendiges Product des menschlichen Verkehrs im kleinen wie im großen sich darstellen, so ist es natürlich, daß ihre Entwickelungsphasen genau in den Rahmen der Weltgeschichte — alte, mittlere und neuere — sich einfügen. Stängel sagt mit Recht:

> Und ist die Post eine Anstalt, welche in die socialen Verhältnisse tief eingreift, werden durch dieselbe Staatsverwaltung, Industrie, Handel und Civilisation wesentlich gefördert, ward die Bedeutsamkeit der Postanstalt seit ihrer Erfindung fort und fort erkannt, ward sie schon mit ihrem Beginn als ein wichtiges polizeiliches Institut aufgefaßt und in dieser Eigenschaft zum Regal erhoben, so ergibt sich aus der Natur dieses Instituts von selbst, daß auch die Wissenschaft mit demselben sich beschäftige.

Daß nun unser Verfasser sich durch seine Monographie ein anerkennungswerthes Verdienst um die Culturwissenschaft erworben habe, sprechen wir um so lieber, ja um so dankbarer aus, je größer die Belehrung und der Genuß gewesen ist, der uns bei der Lektüre derselben zutheil geworden; jedem Culturhistoriker wird dieselbe eine willkommene Erscheinung sein, insbesondere dem, der mit der Geschichte Roms sich beschäftigt. Wir selbst aber gestatten uns noch folgende Bemerkungen. Hat auch unser Verfasser dem altgriechischen Verkehrsleben, soweit es eine Vergleichung mit postalischen Einrichtungen zuläßt, eine ungleich gründlichere und ausführlichere Untersuchung und Darlegung zutheil werden lassen, was der Zweck seiner Monographie wie seine Kenntnisse erklärlich machen, als dies in Hartmann's Werke geschehen ist, so dürften doch nachstehende Hinweisungen nicht zwecklos erscheinen, zumal die Quellen überhaupt ebenso spärlich an Zahl als an Umfang sind; ihr Werth besteht zum großen Theil nicht sowol in ihrem unmittelbaren Gehalt, als vielmehr in der Möglichkeit, wohlbegründete Schlüsse aus ihnen ziehen zu dürfen. Abgesehen von Thucydides und Strabo — die Stellen aus Plato, die man zuweilen angeführt findet, bieten für den vorliegenden Zweck keine Ausbeute —, zwei Schriftstellern, die zur Zeichnung eines Bildes des griechischen regelmäßigen Verkehrslebens recht genau betrachtet sein wollen, glauben wir besonders auf Suidas *) aufmerksam machen zu müssen, und nicht minder auf Böckh's „Urkunden über das Seewesen des attischen Staats" (z. B. S. 75) und endlich auf Friedrich Hermann's „Griechische Staatsalterthümer", wo die ältern archäologischen Werke, die nicht ganz unergiebig für den in Rede stehenden Zweck erschienen, zusammengestellt sind. Da sowol unser Verfasser als auch Hartmann hier und da Blicke in staatliche Gebiete thun, die nicht innerhalb der Grenzen ihrer Arbeiten liegen, so sei erwähnt, daß beide Verfasser das höchst merkwürdige Postwesen der alten Peruaner so gut wie ganz unerwähnt gelassen haben; unser Verfasser spricht zwar in einer Anmerkung davon, aber ganz beiläufig und kurz. Sie scheinen also beide die aus den Quellen geschöpfte längere Darstellung Prescott's in seiner „Geschichte Perus", Bd. 1 nicht gekannt zu haben. Ebenso wollen wir die Verfasser darauf aufmerksam machen, daß auch die Mongolen ein Postinstitut besaßen und damit im 15. Jahrhundert den Russen ebenso lästig fielen, wie die Römer ihren Provinzialen. Ermann's „Archiv", II, 304 ig. gibt darüber nähere Auskunft.

Wenn wir die zweite Abhandlung „Danzig das nordische Venedig", und die vierte: „Die beiden Foscari" nur kurz denjenigen empfehlen, die dergleichen Specialstudien treiben, so thun wir dies deshalb, um für die recht gediegene und anziehend geschriebene Monographie: „Das bürgerliche Wohnhaus in seiner geschichtlichen Wandlung", den würdigen Raum zu erübrigen. Beim ersten Anblick hat das Thema, das der Verfasser behandelt, etwas Unscheinbares; unterwirft man es aber einer sorgfältigen Betrachtung, so erkennt man bald seine Bedeutung und lernt es schätzen. Denn auch das Wohnhaus ist ein sociales Culturproduct; und sieht es die Culturgeschichte für einen der Wissenschaft würdigen Gegenstand an, so

*) Dies gilt auch von der Schrift Stängel's: „Das deutsche Postwesen in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung" (Stuttgart 1844).

*) Die ausgezeichneten Register der Ausgabe von Hemsterhusius lassen die bezüglichen Stellen leicht auffinden.

erforschen, was und wie die Menschen einstens aßen und tranken oder wie sie sich kleideten, so darf dieselbe Wissenschaft auch ohne Bedenken die Frage in ihren Bereich ziehen: wie wohnte einstens unter dem unabweisbaren Einflusse der Natur und der Bildungsstufen die Menschheit, wie ihre verschiedenen Völkerstämme? Unser Verfasser geht an der Hand der neuesten Forschungen und ihrer Resultate die Phasen durch, welche der Bau der menschlichen Wohnungen von den Troglodytenhöhlen an bis zu den gewaltigen Luxusbauten der Römer durchlief — Assyrien, Babylonien, Aegypten und Griechenland*) sind natürlich ebenfalls ausführlich in Betracht gezogen —, um dann in eine ganz neue Periode, in die des Mittelalters einzutreten, ohne sich dabei der Führung anderer bedingungslos anzuvertrauen; und seine individuellen Ansichten und Urtheile zeigen eine Selbständigkeit, wie sie nur durch eigenes Studium gewonnen wird.

Im Interesse unserer Leser theilen wir das Wesentliche aus der schönen Episode mit, welcher „Der Bauriß des Klosters St.-Gallen vom Jahre 820" (herausgegeben von Keller, Zürich 1844) zu Grunde liegt. Der Bauplan ist vielleicht nur als ein idealer anzusehen, aber dessenungeachtet als ein charakteristisches Bild zu betrachten, welches die damalige Zeit gleichsam in sich trug und entwarf, wenn es galt, ein Werk bürgerlicher Architektur auszuführen:

Das Kloster gewährt den Anblick eines Städtchens mit etwa 40 verschiedenartigen Gebäuden und zahlreichen, gerade angelegten Gassen. Wir haben da außer der Hauptkirche und zwei kleinern für das Krankenhaus und die Novizenschule die Abtswohnung, die Clausur oder die eigentliche Wohnung der Mönche, verschiedene Schulen, eine Bibliothek, drei Gasthäuser für vornehme Fremde, für arme Reisende und Pilger**) und für fremde Klostergeistliche, Wohnungen für Arzt, Armenpfleger, Pförtner, Gärtner u. s. w., ein Handwerks- und ein Arbeitshaus, Speicher, eine Fruchtdarre, eine Kornstampfe und Mühle, Ställe für größere Hausthiere und für Federvieh, einen Hof, einen Gemüsegarten, einen Begräbnißplatz und mehreres andere. Das Haupthaus, die eigentliche Wohnung des Abts, ist durch eine Querwand in zwei gleiche Räume getheilt, von welchen der eine die Wohnstube, der andere das Schlafzimmer abgibt. In beiden befinden sich, an der Scheidewand gegeneinandergestellt, zwei ansehnliche Heizapparate, Oefen oder Kamine. Angedeutet sind auf dem Plane diese Heizapparate stets durch einen runden Vorsprung, der eher auf einen gemauerten Ofen weisen könnte, wie ihn bereits nach Ulfila's Zeugniß die Gothen kannten. Die Ausrüstung der Wohnstube besteht außerdem aus zwei Schränken an der Südwand, einem gegenüberstehenden Tische und zwei Bänken an den beiden andern Wänden. Im Schlafzimmer befinden sich nicht weniger als acht Betten, ein größeres alleinstehendes in der Nähe des Ofens, vielleicht das des Abts, die übrigen wahrscheinlich für Gäste bestimmt längs der Wand aneinandergereiht. Vom erstgenannten Raume führt ein Gang in die Kirche, vom zweiten zum requisitum naturae. Im obern Stock sind Kammern und ein Studirzimmer angebracht. Die Malerei an den Wänden wurde von kunstfertigen Mönchen aus Reichenau besorgt. Von den kostbaren Teppichen, Ruhepolstern, Gefäßen und Glas oder edlem Metall und anderm Geräthe, womit die Aula reichlich versehen war, ist in den Schriften des Klosters öfters die Rede. Unten in der Bibliothek befand sich das Schreibzimmer, wo Mönche Handschriften herstellten (ward zuweilen auch als Strafpensum aufgegeben), mit sieben Tischen an den nach außen führenden Wänden durch sechs zwischenliegende Fenster erleuchtet und so tief herabreichend, daß sie das Licht unmittelbar auf die Tische werfen. Oben ist der Büchersaal. Die Clausur befindet sich an der Südseite der Kirche. Dieses Wohnhaus der Mönche enthält zwei übereinander aufgeführte große Säle, der untere ist heizbar für den Aufenthalt am Tage bestimmt, der obere, das Schlafgemach, mit Betten und Wandbänken besetzt. Mehrere Nebengebäude, ein Bad, ein Waschhaus u. s. w. stehen damit in Verbindung. Ein ähnliches Gebäude lehnt sich an die Südseite des Kreuzgangs, unten einen mit langen Sitzen und Tischen durchzogenen Speisesaal, oben den Aufbewahrungsort für die Kleider enthaltend. Mit der Küche, in deren Mitte ein großer, gewölbter Herd mit vier Oeffnungen für einzusetzende Töpfe sich befindet, hängt durch einen längern Gang wiederum ein Gebäude zusammen, welches die Bäckerei und Brauerei des Klosters in sich schließt. Die innere, für die dem Klosterleben bestimmten Zöglinge eingerichtete Schule ist der Clausur ähnlich angelegt. Unter den Gemächern befinden sich das heizbare Schulzimmer und der Schlafsaal, die Krankenstube, die Wohnung für die Lehrer, der Speisesaal und Kammern: Küche und ein Badezimmer fehlen auch hier nicht. Der Schullehrer hat seine Wohnung in der Nähe an die Kirche angebaut, ein Wohn-, Studir- und ein Schlafzimmer nebst einem zweiten heizbaren Raum, der in das Gotteshaus führt. Im Gasthause für vornehme Fremde befanden sich außer einem großen Gast- und Speisesaal vier heizbare Schlafgemächer, Kammern für die Dienerschaft, und Ställe für die Pferde; außerdem gehörten zu diesem Gasthause noch eine besondere Küche, eine Bäckerei, Brauerei u. s. w. Das Gasthaus für arme Reisende und Pilger zeigt sich im ganzen zwar ähnlich, aber viel einfacher eingerichtet. Selbst der Abort fehlt, der sonst immer mit dem Schlafzimmer in Verbindung steht. Die Wohnung der Aerzte ist ein von drei Seiten umbautes Gemach: es befinden sich in demselben besondere Räumlichkeiten für schwere Kranke, für die Apotheke und für den jedesmaligen Arzt, der aus der Zahl der Mönche genommen ward. Das Haus der Handwerker, die für den Bedarf des Klosters arbeiteten, war ähnlich eingerichtet, doch umfangreicher und mit zwei beleuchteten Mittelräumen versehen.

Die ernsten Betrachtungen, die der Verfasser am Schlusse seiner schönen Arbeit, die sich bis auf unsere Zeit erstreckt, angestellt hat, und die Vergleichungen der Gegenwart mit der Vergangenheit empfehlen wir der Aufmerksamkeit unserer Leser. Karl Zimmer.

*) Die interessante Schrift: „Die Wohnhäuser der Hellenen. Nach den Quellen dargestellt von Winckler" (Berlin 1868), konnte dem Verfasser noch nicht bekannt sein.

**) Wer Veranlassung gehabt, Klosterrechnungen des Mittelalters durchzugehen, wird wissen, daß dieser Aufwand sehr bedeutend, selbst ruinirend war, und gegen den vornehmen Besuch, der nicht selten sogar plünderte, suchten sich manche Klöster durch Privilegien zu schützen.

Zur Kunstwissenschaft.

1. Deutsche Kunststudien von Hermann Riegel. Hannover, Rümpler. 1868. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hermann Riegel, der sich den Freunden der Kunst und Kunstwissenschaft bereits durch seinen „Grundriß der bildenden Künste", wie durch seine Werke über Cornelius und Carstens auf das beste empfohlen hat, bietet ihnen hier eine Sammlung ästhetischer, kritischer und kunsthistorischer Aufsätze, welche durch die Fülle und Mannichfaltigkeit ihres größtentheils der neuern und neuesten Kunstentwickelung entnommenen Inhalts und durch die umsichtigen und anregenden Urtheile über die darin behandelten Gegenstände gleichfalls geeignet sind, in weiten

Kreisen ein lebhaftes Interesse für sich zu erwecken. Gerade die Vielseitigkeit und Verschiedenartigkeit dessen aber, was in ihr zusammengestellt ist, macht es dem Berichterstatter ungemein schwierig, ja, wenn er sich kurz zu fassen hat, geradezu unmöglich, sich über sie nur einigermaßen befriedigend in näher eingehender Weise auszusprechen. Ein Buch, das uns zunächst „die Spuren der Römer auf deutschem Boden" verfolgen läßt, das sich alsdann in einer Reihe von Aufsätzen mit einer Anzahl älterer deutscher Architekturwerke, namentlich mit der Goldenen Pforte zu Freiberg, den Domen zu Speier, Worms und Mainz, den Schlössern Stolzenfels und Rheineck, der Liebfrauenkirche zu Arnstadt, und mit dem, was neuerdings für ihre Restauration geschehen ist, beschäftigt, welches sodann eine Reihe moderner Bauten und Bauunternehmungen, wie den neuen Dom und die Königsgruft zu Berlin, die neue Börse daselbst, die Friedenskirche zu Potsdam, das Humboldt'sche Schloß zu Tegel, das Museum zu Köln, die Werke des „monumentalen Neu-München" und insbesondere die Arbeiten von Klenze die Revue vor uns passiren läßt, welches hierauf G. Schadow's Polyklet und eine Anzahl neuerer Bildhauerwerke von Rietschel, Wolff, Drake, Schilling und Begas zu Gegenständen verschiedener Betrachtungen macht, welches hiernach in dreizehn verschiedenen Aufsätzen zunächst zwei ältere Gemälde (den Boßweiler Altar zu Speier und das Deckenwerk des Paul Veronese zu Berlin), dann die auf Dante bezüglichen Leistungen der neuern deutschen Malerei, ferner eine Reihe hervorragender Meister, wie Cornelius, Genelli, Rahl, Rethel, F. Wagner, Koch, Schirmer, Bleibtreu, Camphausen, Knaus, Overbeck, Rustige, Plüddemann, Schrader u. s. w., charakterisirt und sich endlich auch noch über die jüngste berliner Kunstausstellung und einige allgemeine Themata, z. B. über das Verhältniß zwischen Kunst und Staat, über die zweite „Wiedergeburt" (Renaissance) und über ultramontane Kunstschreiberei, ausspricht — ein Buch von so massenhaftem und mannichfachem Inhalt regt selbstverständlich in dem, welcher darüber berichten soll, der Fragen und Interessen so viele und verschiedenartige an, gibt in so unzähligen Fällen einerseits zu beifälligen Urtheilen, andererseits zu Zweifeln oder Entgegnungen Veranlassung, daß man schließlich mindestens ein gleich starkes Buch schreiben müßte, wenn man alle durch dasselbe angeregten Ideen zum Ausdruck bringen wollte. Unter solchen Umständen bleibt dann nichts übrig, als nur kurz auf einiges Wenige, was gerade aus der Masse des Erörterungswerthen hervortritt, hinzudeuten, und auch wir müssen uns hier mit einigen derartigen Andeutungen begnügen.

Unter den auf die Architektur bezüglichen Aufsätzen sind besonders die über die Dome von Speier, Worms und Mainz von allgemeinerm Interesse, sofern der Autor bei dieser Gelegenheit zugleich seine Ansichten über die wesentlichen Unterschiede der antiken und der mittelalterlichen Baukunst darlegt. Wir haben sie mit großer Befriedigung gelesen und in allem Wesentlichen die Ideen des Verfassers mit den unserigen übereinstimmend gefunden, namentlich darin, daß er die entscheidenden charakteristischen Eigenschaften beider Ausdrucksformen nicht blos, wie es neuerdings so häufig geschieht, aus rein äußerlichen, allerdings auch beachtenswerthen Einflüssen, wie Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w., sondern aus dem innersten Kern der die Zeit und das Volk beherrschenden Gott- und Weltanschauung ableitet und aus ihnen zugleich die Vorzüge, die sie voreinander haben, wie die Mängel, die ihnen anhaften, ohne einseitige Bevorzugung der einen oder der andern in das rechte Licht setzt. Nur in einigen Nebenbemerkungen vermag ich ihm nicht beizustimmen. So sagt er z. B. da, wo er der durch die Kühnheit und Energie des Geistes auf das höchste gesteigerten technischen Vollendung der Gothik gedenkt: als ein Ausfluß romantischer Ueberschwenglichkeit müsse der oft gebrauchte Vergleich erscheinen, daß die gothischen Dome wie eine versteinerte Musik daständen; denn wenn selbst alle übrigen Vergleichungspunkte zutrafen, so fehle doch der Kunst des Spitzbogens durchaus dasjenige, was wir in der Musik die Melodie nennen. So viel mir bekannt, ist jener Vergleich nicht blos auf die Gothik insbesondere, sondern auf die Architektur überhaupt angewandt, und erinnere ich mich kaum eines Aesthetikers, der ihn nicht in diesem Sinne acceptirt und gutgeheißen hätte. Es muß also doch wol etwas Treffendes in ihm liegen, was sich nicht als ein bloßer Ausfluß romantischer Ueberschwenglichkeit abfertigen läßt. Nach meiner Ueberzeugung spricht sich in dieser Vergleichung sogar nicht blos ein poetisches Bild, sondern eine wirklich wissenschaftlich bedeutsame und wissenschaftlich zu begründende Analogie beider Künste aus, welche ganz besonders geeignet ist, dasjenige, was beide inmitten ihrer Verschiedenheit Gemeinsames und Gleichartiges besitzen, zu klarem Bewußtsein zu bringen und zugleich ihren unverkennbar ähnlichen Eindruck auf Gemüth und Stimmung zu erklären. Wenn Riegel den Vergleich deshalb nicht gelten lassen will, weil der Gothik die Melodie fehle, so ist dagegen zu erinnern, daß ja der Vergleich selbst das flüssige, successive Moment der Musik auf die Architektur nicht mit angewandt wissen will, indem er eben letztere als eine „versteinerte" oder auch wol „gefrorene" Musik bezeichnet, also nur das in Betracht zieht, was sich ebenso wohl simultan im Raume, wie successiv in der Zeit darzustellen vermag. Außerdem aber fehlt es der Architektur, wenngleich sie in ihrem rein objectiven Zustande ohne Successivität ist, doch in der Art und Weise, wie sie auf das Subject wirkt und von diesem angeschaut wird, also gerade in dem, was an ihr das Aesthetische ist, an solchen Elementen, welche der Melodie in der Musik entsprechen, keineswegs. Vielmehr macht jede Linie in ihr, indem sie vom Auge in ihren Hebungen und Senkungen, Neigungen und Abneigungen verfolgt wird, auf dieses ganz entschieden einen gleichartigen Eindruck wie das Auf- und Niedersteigen der Töne in der Melodie, und es beruht dieser gleichartige Eindruck auch auf gleichartigen Ursachen. Mit besonderer Deutlichkeit empfangen wir diese Wirkung von den Linien der Profilirung; aber auch die Lineamente, welche die Eintheilung und Gliederung der Räume bewirken, entbehren dieses Effects nicht, nur daß bei ihnen mehr als bei jenen ein gleichzeitiges Zusammenwirken mehrerer Linien stattfindet, wie uns ja auch in der Musik die Melodie selten isolirt, sondern in harmonischer Verbindung mit andern entgegentritt. Was aber hier von den Linien

der Architektur überhaupt gesagt ist, gilt doch jedenfalls auch von denen der Gothik und des Spitzbogenstils. Läßt sich auch vielleicht gegen die Profilirung des äußern Umrisses der gothischen Bauwerke sagen, daß ihre Linien zu oft und zu schroff unterbrochen erscheinen, zu sehr der Continuität ermangeln, um einen vorherrschend melodiösen Eindruck zu machen, so kann man es doch sicherlich nicht von denjenigen Lineamenten und Formen behaupten, welche das Auge successiv zu verfolgen veranlaßt wird, wenn man durch das Portal in das Innere eines Doms tritt und den Blick an den Pfeilern empor bis zu den Gewölbeknäufen oder die Halle entlang bis zum äußersten Abschluß des Chors gleiten läßt. Hier ist nicht nur Rhythmus und Melodie, sondern es fehlt selbst in den Abstufungen sich begegnender und gegenseitig temperirender Lichter und Schatten an mannichfachen Klangfarben nicht. Uebrigens ist noch in Erwägung zu ziehen, daß es ja auch in der Musik Schöpfungen gibt, in denen die Melodie keineswegs die dominirende Rolle spielt, ja Compositionen, die in der Zusammenstellung der Formen wie von seiten ihres Gehalts gerade mit der Compositionsweise der Gothik die augenfälligste Aehnlichkeit haben, wie z. B. in der Fuge das Uebereinandergreifen der Stimmen in der Darstellung des gemeinsamen Motivs entschieden an das Uebereinanderthürmen der Spitzgiebel und Fialen am Aeußern der gothischen Dome erinnert.

Bei Besprechung der rheinischen Dome bietet sich dem Verfasser Gelegenheit, mehrmals auch seine patriotische Gesinnung zu bekunden, indem er der Zerstörungen gedenken muß, welche dieselben unter den Invasionen der Franzosen erlitten haben. Er sagt:

Dem gerechten Zorn und tiefen Abscheu vor den Mordbrennerthaten der Jahre 1689 und 1794 mag man verzeihen, wenn in unserer Zeit immer und immer wieder an diese Greuel erinnert wird, denn nicht ohne den größten Schmerz kann ein fühlender Mensch, ein Deutscher, der ein Herz für sein schönes Vaterland und dessen große Geschichte hat, vernehmen, wie das Reich damals nicht nur gräßlich verhöhnt, nein, wie geradezu das an sich Schlechte, der bewußte böse Wille sein heilloses Spiel mit einem schuldlosen Lande trieb. Es ist stets eine neue Mahnung, Herz und Auge auf dem rechten Fleck zu behalten und in jedem Augenblicke bereit zu sein, zu Wehr und Waffen zu greifen, denn sind auch Ludwig XIV. und das Directorium dahin — die Franzosen sind geblieben.

Mit lebhaftem Interesse haben wir des Verfassers Mittheilungen über die neue Börse zu Berlin und die Baupläne zum projectirten Dom daselbst gelesen; nur hat er uns mit seinen Einwänden gegen die großartigen Dimensionen des genialen Stüler'schen Entwurfs nicht zu überzeugen vermocht. Er meint, für eine protestantische Gemeinde sei ein so riesenhafter Bau unbrauchbar. Hier sei die Predigt der Kern der kirchlichen Erbauung, ein Raum von 20000 Quadratfuß Grundfläche und 400 Fuß Höhe sei aber von keinem Prediger auszufüllen, woraus folge, daß eine protestantische Kirche überhaupt nur eine mäßige Größe haben dürfe. Dagegen möchten wir die Frage aufwerfen: Soll und muß sich denn der Protestantismus durchaus auf den bisherigen Cultus beschränken? Wäre es nicht höchst wünschenswerth, wenn er auch der Kunst wieder eine bedeutendere Mitwirkung zur Erbauung einräumte? Wird er nicht erst hiermit seine Sendung zu vollenden und aus der gegenwärtigen Spaltung wieder eine gemeinsame deutsche, von Rom unabhängige Kirche herbeizuführen vermögen? Und wird es nicht für eine solche Eventualität der großartigsten Räumlichkeiten bedürfen? Aber auch für die gegenwärtigen Verhältnisse scheint uns in einer Stadt von der Bedeutung Berlins eine Metropolitankirche von möglichst großen Proportionen ein wesentliches Bedürfniß zu sein; denn abgesehen von dem eigentlichen Gottesdienst, bedarf man doch einer solchen auch zu größern Feierlichkeiten, und zu solchen werden sich voraussichtlich in der Folge mehr und mehr Gelegenheiten bieten. Seien wir also froh, wenn die Baukunst hierzu frühzeitig die würdigen Räume schafft.

Bezüglich der Aufsätze über Bildnerei und Malerei, welche sämmtlich für den feinen Kunstsinn und die tüchtige Kennerschaft des Autors Zeugniß ablegen, wollen wir uns nur eine Bemerkung über die historischen Landschaften erlauben. Riegel legt denselben mit besonderer Beziehung auf die biblischen Landschaften von Schirmer einen hohen Werth bei, und wir sind weit entfernt, die mannichfachen Schönheiten dieser Arbeiten, wie verwandter Compositionen von Koch und der trefflichen Odyssee-Landschaften von Preller, in Abrede oder Zweifel stellen zu wollen. Gleichwol können wir nicht unterlassen, der Gattung überhaupt gegenüber unsern Bedenken Ausdruck zu geben. Wir haben erst kürzlich Gelegenheit gehabt, die ganze Reihe der biblischen Landschaften von Schirmer zugleich mit noch andern Landschaften desselben Meisters zu sehen, und so sehr wir bei der Mehrzahl der erstern die wohldurchdachte und warmempfundene Anpassung des Landschaftlichen an das historische Motiv anerkennen mußten, konnten wir uns doch nicht verhehlen, daß der ästhetische Genuß an den nicht mit solchen historischen Motiven ausgestatteten Landschaften ein reinerer, unmittelbarerer, naturgemäßerer war. Im Vergleich mit diesen, welche die Erklärung ihres Charakters und ihrer Wirkung unmittelbar in sich selbst trugen und durchaus den Eindruck naiver, in Anlage und Durchführung entschieden einheitlicher Schöpfungen auf uns machten, fühlten wir an jenen stets eine gewisse Berechnung, eine Bemühung, zwei verschiedene Daseinssphären, wie die Natur und das Menschenleben, die sich erfahrungsmäßig weit öfter antagonistisch oder gleichgültig als sympathisch zueinander verhalten, in einen künstlichen Zusammenhang zu bringen; und so wie wir uns dieser Absicht bewußt wurden, konnten wir uns auch einer gewissen Verstimmung nicht entziehen, um so weniger, als wir uns sagen mußten, daß doch die Lösung dieser Aufgabe im allgemeinen keine besonders schwierige ist, vielmehr in den meisten Fällen so nahe liegt, daß sich auch ein mittelmäßiges Talent in der Auffindung des zueinander Passenden nicht wohl vergreifen kann. Und hierzu kommt noch etwas. Indem man bei derartigen Compositionen über einen thatsächlich bestehenden Dualismus hinauszukommen sucht, verfällt man fast mit Nothwendigkeit einem andern, der in Kunstwerken weit unangenehmer empfunden wird als jener, nämlich demjenigen, der in der Zweideutigkeit oder Zwitterhaftigkeit einer Kunstgattung liegt. Sofern überhaupt die Kunst in ihren Schöpfungen die der Natur zu überbieten vermag, erreicht sie es gerade dadurch, daß sie ihre Kräfte auf die Darstellung gewisser mehr oder minder streng voneinander

geschiedener Gebiete des Gesammtseins concentrirt, daß sie sich demgemäß in eine Kunst von sichtbaren und hörbaren Gebilden, als bildende Kunst wieder in Baukunst, Plastik und Malerei, und als Malerei wieder in Historienmalerei, Genremalerei, Landschaftsmalerei u. s. w. scheidet. Was nun aber ist die historische Landschaft? Ist sie vorherrschend Landschaft oder Geschichtsbild? Offenbar soll sie prävalirend das erstere sein. Aber was ist die Folge davon, wenn dieser Forderung genügt wird? Das Geschichtliche in ihr sinkt nach seiner Größe und Ausführung nothwendig zu einer staffageähnlichen Erscheinung herab. Gleichwol soll dieselbe nicht blos einen allgemeinen, genreartigen, alltäglichen Vorgang, sondern einen besondern, individualisirten, historischen Einzelact darstellen, und, was noch mehr sagen will, dieser Einzelact soll uns zugleich als derjenige erscheinen, welcher das Landschaftliche des Bildes in seiner Totalität wie in seinen Einzelheiten, in seinem grundwesentlichen Charakter wie in seiner momentanen Stimmung bedingt und bestimmt. Wird aber nicht hierdurch die Landschaft an sich nothwendig zur Nebensache herabgedrückt? Werden wir nicht genöthigt, das eigentliche Motiv des Bildes dennoch in dem geschichtlichen Act zu erblicken? Und werden wir nicht, indem wir dieser Nöthigung nachgeben, die blos staffageartige Darstellung desselben nothwendig dürftig und ungenügend finden, ja es als eine Umkehrung des naturgemäßen Verhältnisses herausfühlen müssen, daß wir die eigentliche Darstellung des bestimmenden Geschichtsacts nicht in diesem selbst, sondern in der ihm zum Hintergrunde dienenden Landschaft aufsuchen sollen? Wie groß auch die Kunst des Meisters sei, er wird diesen Widerspruch nie ganz zu lösen vermögen, und darum wird es sehr gerathen sein, im Anbau dieser Gattung mit Vorsicht zu verfahren.

Mit besonderer Freude haben wir den Aufsatz über „Ultramontane Kunstschreiberei" gelesen. Es erhellt daraus, daß denn doch der Verfasser die Abhängigkeit gewisser Kunstleistungen vom kirchlichen Dogma und einer bestimmten Confession nicht in so ernstlichem Sinne nimmt, als es, nach einigen Aeußerungen in seinem Werk über Cornelius zu schließen, den Anschein hatte. Er bekämpft vielmehr hier die in ultramontanen Kunsttheorien geltend gemachten Grundsätze, daß die einzig wahre Quelle wahrer Kunst der Glaube sei, und daß das Heiligthum des Glaubens einzig und allein von der römischen Kirche bewahrt werde, in höchst energischer Weise und macht dafür den andern Grundsatz geltend, daß die einzige und untrügliche Quelle der Kunst die poetische Begeisterung sei. Auch in andern Aufsätzen, z. B. bei seiner Beurtheilung der Steinle'schen Wandmalereien und ähnlicher Productionen, hat er sich in gleichem Sinne ausgesprochen.

2. Studien zur Kunstgeschichte und Aesthetik. I: Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst. Von Hugo Freiherrn von Blomberg. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Monographien wie die vorliegende, welche sich zur Aufgabe machen, irgendein einzelnes Object der künstlerischen Darstellung von allgemeinerer Bedeutung nach den verschiedenen Phasen seiner Behandlung durch alle Stadien der Kunstgeschichte zu verfolgen, tragen ebenso sehr zur Förderung der Kunstwissenschaft selbst wie zur Belehrung des sich für Kunst interessirenden Publikums bei, und sind daher, sofern sie ihrer Aufgabe genügen, von beiden Seiten als dankbar aufzunehmende Erscheinungen zu begrüßen. Der Verfasser der obengenannten Schrift hat sich dazu ein mit dem Schönen scheinbar in Widerspruch stehendes, gleichwol aber in der Kunst sehr bedeutsames und weitgreifendes Thema gewählt, und wir dürfen ihm das Zeugniß geben, daß er dasselbe mit Geist und Sachkenntniß behandelt hat. Er erblickt den Kern dessen, worin sich die künstlerische Darstellung des Diabolischen bekundet, in dem Gedanken: „das Böse im weitern wie im engern Sinne durch das Häßliche, ja unter Umständen durch das Monströse, also die innere Misform durch äußere zur Darstellung zu bringen"; und er macht hierzu die Bemerkung, dieser Gedanke scheine das Einfachste zu sein, was es gebe; nichtsdestoweniger habe er keineswegs von Anfang an im Bewußtsein der Kunst gelegen, sondern er habe sich erst nach und nach entwickelt, habe eine förmliche Geschichte und sei in seiner vollen Klarheit erst mit der höchsten Entwickelungsstufe der Kunst zur Blüte gelangt, ja überhaupt erst mit dem Beginn der germanisch-christlichen Weltanschauung ins Bewußtsein getreten.

In allem, was die vorchristliche Zeit der Darstellung des Diabolischen etwa Aehnliches bietet, erblickt er daher nur unvollkommen ausgebildete Vorspiele, und in den Belegen und Gründen, die er im ersten Abschnitt für diese Ansicht beibringt, liegt wirklich viel Ueberzeugendes. Aufgefallen ist uns jedoch, daß er allzu flüchtig über die dahingehörigen Elemente in den Traditionen der Hebräer hinweggeht, ja der Schlange des Paradieses gar keine Erwähnung thut; und noch weniger rechtfertigen läßt es sich, daß auch des Ahriman der alten Perser, des Beherrschers der Finsterniß und des Urquells alles Bösen, sowie des ihm zugesellten Reichs der bösen Geister und des ihm geweihten Thiergezüchts und Ungeziefers mit keinem Worte gedacht ist — Gestalten, die offenbar zu den verwandtesten Vorläufern des Teufels und seiner Gesellen gehören und nicht wohl unerwähnt bleiben durften, wenn sie auch nur eine poetische, nicht plastische Ausbildung erfahren haben.

Sehr viele treffende Bemerkungen enthalten die nächstfolgenden Abschnitte, in denen die christlichen Ausgangspunkte und die Behandlung des Diabolischen bis Dante besprochen werden. Besonders anschaulich und lebendig ist die Schilderung der dämonischen Gestalten, wie sie sich nach und nach in der Ornamentik und in den Verschlingungen kalligraphischer Verzierungen ausbilden und aus bloßen Schnörkeln und Lineamenten zu selbständigen und frei sich bewegenden Gebilden werden. Er sagt:

Es währt nicht allzu lange, bis jene Köpfe und Beine sich zu bizarren Drachen- und Vogelkörpern zusammenziehen, die deutlicher durch Farbe und Contour aus dem Linienwirrwarr sich herausfinden lassen. Eine Weile hängen sie noch, abgezogenen Häuten gleich, leblos und träge, in den Schlingen des Riemengeflechts (bis ins 13. Jahrhundert). Aber allmählich gewinnen sie Physiognomie und Lebensfähigkeit. Sie kriechen und klettern, sie beißen grimmig in das Ornamentenwerk, das sie nur noch lose in seinen Ringeln trägt. Und nun haben sie sich befreit, sie laufen zwischen den Ueberschriften, neben den Zeilen herum über das ganze Blatt und schaukeln sich dämonisch-äffisch auf den langen Schweifen der Initialen. Ja, endlich schlüpfen sie und flattern sie gar heraus aus dem Baum

und Verschluß der heiligen Bücher, und an Dachrinnen und Säulenknäufen, unter Schlußsteinen und Consolen sich einnistend, beginnen sie ein selbständiges plastisches Dasein. Ein wunderliches Geschlecht, das seinen Buffon noch erwartet, aber verdiente! Bald aus Unke, Krebs und Fledermaus, aus Storch und Sperber, aus Zwerg, Bock und Wappenlöwe gemischt, bald völlig unbenennbar; hier bestialisch wild, dort possenhaft menschlich, scheint es mehr als ein anderes Gebild alter und neuer Zeit geeignet, jenen Höllenpöbel zu bilden, von dem wir an einer andern Stelle gesprochen haben. Und in Wahrheit, so thut es. Während für die hohen Würdenträger der Unterwelt im ganzen die Menschengestalt mit (mehr oder minder) antiker Ausschmückung maßgebend bleibt, stellt die nordische Phantastik von jetzt an ein für allemal das Contingent der niedern Regionen, jedoch nicht ohne endlich auch dreist und mächtig in die vornehmern einzudringen.

In den folgenden Abschnitten weiß der Verfasser die Schwierigkeiten, die ihm aus dem bei aller Mannichfaltigkeit doch immerhin gar zu gleichförmigen Stoff erwachsen, weil mit der Steigerung der aufgebotenen Mittel nicht immer auch eine Erhöhung des Interesses verbunden ist, nicht überall mit gleichem Glück zu bewältigen, und demzufolge verfällt auch seine Darstellung abwechselnd ins Trockene und gewaltsam Aufgeschraubte. Auch läßt er uns mehrfach jenen Uebelstand empfinden, der freilich von Schriften, die zugleich populären und wissenschaftlichen Ansprüchen genügen möchten, fast unzertrennlich ist. indem er sich stellenweise allzu sehr mit allgemeinen Schilderungen begnügt, wo man eine exacte Mittheilung positiver Einzelheiten zu erhalten wünschte, an andern Stellen dagegen trockene Details durch eine ihnen unangemessene Würzung mundgerecht zu machen sucht. Immerhin gibt die Schrift über die verschiedenen Formen, in denen das höllische Princip nach und nach von Dante, Orcagna, Fiesole, Martin Schön, Bosch, Breughel u. s. w. bis in die Neuzeit herein eine künstlerische Darstellung erfahren hat, eine reichhaltige und interessante Uebersicht.

Adolf Zeising.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Sagenliteratur.

Deutsche Heldensagen des Mittelalters. Erzählt und mit Erläuterungen versehen von Albert Richter. Zwei Bände. Mit zwei in Kupfer radirten Compositionen von W. Georgy. Leipzig, Brandstetter. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Keinem Aufmerksamen wird die Wahrnehmung entgehen, daß von Tag zu Tag die Theilnahme an unserer ältern Literatur und Sagenwelt sich verbreitert und vertieft; und diese Theilnahme hat längst aufgehört eine bloße Schwärmerei oder eine müßige Neugier zu sein. Hoch erfreulich aber ist nicht minder der zunehmende Eifer der Gelehrten und Fachmänner, die Wege zu bahnen, welche zu jenen verborgenen Schätzen hinleiten. Dem Kreise der Werke, welche es sich zur Aufgabe setzen, die Lesewelt, die mehr sucht als flüchtige Unterhaltung, in die altdeutsche Dichtung einzuführen und zugleich zu einer eingehendern Beschäftigung mit dieser Literatur anzuregen, will sich das vorliegende Buch Albert Richter's zugesellen.

Eine doppelte Aufgabe ist in diesem Buche vereinigt, wie schon der Titel uns erkennen läßt: die deutschen Heldensagen sind hier „erzählt", und zugleich sind sie „mit Erläuterungen versehen".

Bescheiden bekennt der Erzähler von sich, seines Eigenen sei wenig in dem Buche, und darum bitte er im Vertrauen auf den Werth des Erzählten um eine freundliche Aufnahme seines Werks. Aber wenn auch in der That bei einer solchen Nacherzählung die Bemühung nur eine reproductive ist, so ist das Verdienst deshalb nicht geringer und ein Urtheil über das Geleistete nicht ausgeschlossen. Es ist gar nicht so leicht, wie es vielleicht manchem erscheinen mag, eine alte Dichtung so wiederzugeben, daß der Anklang an das Original erhalten bleibt und zugleich der flüssige Erzählungston der heutigen Prosa getroffen wird. Wir haben uns überzeugt und gestehen es mit Freuden, daß Richter seine Aufgabe in glücklichster Weise löste. Vor allem hat uns die Einfachheit seiner Darstellung angesprochen. In meist kurzgebauten Sätzen schreitet die Erzählung fort. Die Reden der Personen wechseln lebendig ab mit dem Berichte des Geschehenen. Weder gezierte Wendungen noch deutschthümelnde Ausdrücke sind zu vermeintlichem Schmucke angebracht, sondern der Erzähler tritt zurück und vergönnt dem Inhalt seine eigene Wirkung und Gewalt.

Bei einigen Dichtungen, welche nicht nur nach ihrem Gehalt, sondern auch nach ihrer Ausführung von hohem dichterischen Werthe sind, hat der Erzähler sich mit Recht möglichst streng an den Wortlaut des Gedichts gehalten. Andererseits stimmen wir ihm ebenfalls bei, daß er bestrebt war, bei den Gedichten, welche als Erzeugnisse späterer Zeiten mit manchem Ungehörigen geschmückt oder nach dem Urtheile unserer Tage verunziert wurden, soviel als möglich die Sage in ihrer Reinheit herzustellen und die für unsern Geschmack unnöthigen Wiederholungen und langweiligen Beschreibungen zu unterdrücken. Aber sonst hat Richter die Ueberlieferung nicht angetastet. Dabei war er darauf bedacht, die besten der vorhandenen Texte zu Grunde zu legen und die übrigen mindestens zu Rathe zu ziehen.

Die beigegebenen „Erläuterungen" sind nur zu geringstem Theile Erklärungen zu den Einzelheiten des Erzählungstextes, sondern auf die Erzählungen folgende und Einleitungen vertretende Excurse über die Sagen, ihre mythologischen und historischen Bezüge, über ihre literarischen Niederschreibungen und ihre Dichter, über die culturgeschichtlichen Momente in den Dichtungen, welche zum Verständniß nothwendig zu berühren waren. Hier sind auch die skandinavischen Sagengestaltungen berücksichtigt und öfters ihrem Wortlaut nach mitgetheilt. Richter bekennt, daß er in diesen seinen „Erläuterungen" auf den Schultern eines Grimm, Uhland, Goedeke, Koberstein, Wackernagel, Ettmüller, Raßmann und manches andern verdienstvollen Forschers stehe. Auch hier müssen wir ihm das Zeugniß geben, daß er die umfangreiche gelehrte Literatur sehr fleißig und umsichtig benutzte und die hauptsächlichsten Ergebnisse geschickt verwerthete und zum Ge-

meingut machte. Daß hier und da Aeußerungen vorkommen, denen man eine andere Fassung wünschte oder die selbst den Widerspruch herausfordern können, das liegt in der Natur eines solchen Werks. Außer der allgemeinen Benutzung vorliegender und zugänglicher Arbeiten läßt Richter öfters seine Gewährsmänner selbst reden, vor allen Uhland, dann Vilmar, Pfeiffer, Bartsch, Gustav Freytag u. a. Sind diese Stellen außer ihrem gewichtigen Inhalt auch besonders beachtenswerth und anziehend durch ihre Form, so billigen wir solche Entlehnungen durchaus; doch konnten wir uns bei der Lektüre des Gedankens nicht erwehren, als habe der Verfasser hier doch etwas enthaltsamer sein dürfen, zumal ihm selbst eine gewandte Diction zu Gebote steht.

Die Einleitung handelt im allgemeinen von der „Deutschen Heldensage", von ihrer Entstehung, von ihren mythischen und geschichtlichen Elementen. Dazu gesellt sich ein drittes: ihr sittlicher Gehalt. Vor allem ist es die deutsche Treue, die in der Heldensage ihre schönste Verherrlichung findet, eine Treue so fest, so unerschütterlich, daß sie, wie es in den Sagen selbst, z. B. an dem grimmen Hagen oder an Kriemhilde hervortritt, nach anderer Seite hin sogar zur Härte und Grausamkeit werden kann. Um das Wesen dieser Treue seinen Lesern verständlich zu machen, theilt der Verfasser im voraus einiges von den Gesetzen und Sitten der alten Deutschen mit, berührt die Gefolgschaft und Waffenbrüderschaft und die daraus entspringende Blutrache. Dann wendet er sich den verschiedenen Sagenkreisen zu, bespricht die Ausbreitung der Sagen, ihre Verbreitung beim Volke, ihre Verwerthung durch die Fahrenden Sänger, ihr allmähliches Sinken und ihr geringes Fortleben in der Neuzeit. Mit folgenden Sätzen beschließt Richter seine Einleitung:

> Die herrlichen, die Heldensage betreffenden Gedichte des Mittelalters waren bis zum 18. Jahrhundert völlig vergessen. Als sie damals endlich aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen wurden, gab es wol Männer, die ihren Werth erkannten und für den Abdruck derselben Sorge trugen. Andere jedoch wollten darin nichts finden als ein Zeugniß für die Roheit und Ungebildetheit des Mittelalters. Sprach sich doch selbst der große König Friedrich II. von Preußen, der sich ja leider durch seine Hochschätzung des Französischen und seine Verachtung alles Deutschen auszeichnete, und dem man einen Abdruck jener Gedichte zugeschickt hatte, dahin aus, daß er solche Bücher nicht in seiner Bibliothek aufstellen werde, da sie keinen Schuß Pulver werth seien, und daß man solche Sachen lieber hätte ungedruckt lassen sollen. Es ist aber anders geworden. Dank der fleißigen Forschung und unverdrossenen Arbeit gelehrter Männer, unter denen die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm als die hellsten Sterne glänzen, hat das deutsche Volk erkannt, daß in der deutschen Heldensage das kostbarste Vermächtniß deutscher Vorzeit uns hinterlassen ist, ein Vermächtniß, das werth ist, daß man sich liebevoll darein versenke und aus ihm schöpfe: Hochachtung vor der deutschen Vergangenheit, Begeisterung für deutschen Ruhm und deutsche Größe. Solches zu wirken, möchte auch das vorliegende Buch sein Theil beitragen.

Der erste Band enthält die Nacherzählung von vier der schönsten und wichtigsten Heldengedichte. Es sind: „Die Nibelungen", „Walther und Hildegund", „Der hörnene Siegfried" und „Gudrun". Die „Nibelungen" sind unter allen diesen Erzählungen am bekanntesten. Gar manchem aber wird diese Darstellung in Prosa willkommen sein, ehe er zur Lektüre einer dichterischen Uebersetzung oder des Urtextes selbst schreitet. „Walther und Hildegund" ist uns, abgesehen von einem deutschen Bruchstück jüngerer Zeit, nur in einem lateinischen Gedicht, dem bekannten Waltharius, aus dem 10. Jahrhundert bekannt, welches auch öfters in poetischer Form übertragen wurde. Richter nimmt in seinen Erläuterungen Gelegenheit, sich über die Poesie der Geistlichen in jener Zeit und insbesondere auch über die lateinische Dichtung zu verbreiten, ein Thema, welches in den deutschen Literaturgeschichten öfters ganz übergangen oder nur in kurzen Andeutungen behandelt zu werden pflegt.

Die andern, meist kleinern Dichtungen enthält der zweite Band: „Dietrich's erste Ausfahrt", „Sigenot", „Eckes Ausfahrt", „Biterolf und Dietleib", „Laurin", „Der Rosengarten", „Dietrich's Flucht", „Alphart's Tod", „Die Rabenschlacht": alle diese werden uns wie die Stücke des ersten Bandes in Nacherzählung gegeben, dagegen ist das folgende „Hildebrandslied" in den vorliegenden poetischen Fassungen mitgetheilt: zuerst eine Uebersetzung des berühmten althochdeutschen Liedes, welche im einzelnen nicht überall gebilligt werden kann, und sodann das bekannte Volkslied vom alten Hildebrand aus dem 16. Jahrhundert, vermuthlich nach dem Texte in Uhland's Volksliedern. Hierauf folgt „Ermenrich's Tod" in der poetischen Uebersetzung von Ettmüller, und den Beschluß bildet „Dietrich's Ende", eine Mittheilung der verschiedenen Darstellungen vom Ende dieses Haupthelden, des Mittelpunktes eines großen Sagenkreises.

Inmitten unserer Literatur ist die dichterische Verherrlichung unserer Heldensage ein besonderes, für sich abgegrenztes Gebiet, aber dieses Gebiet ist weit und herrlich. Auch nach Uhland's meisterhafter Darstellung ist jedem, der sich in diesem Gebiet zu ergehen wünscht, das Buch von Richter mit seinem reichen Inhalt angelegentlich zu empfehlen, vor allem der heranwachsenden Jugend. Unter den nacherzählten Dichtungen erfreuen sich nur die „Nibelungen" und die „Gudrun" einer gewissen Popularität: sie werden gern und viel auch in der alten Sprache gelesen. Dagegen ist der Zugang zu den andern Gedichten erschwert; nicht leicht wird sich ein Laie in einer nur den Genuß erstrebenden Lektüre von den Originalen befriedigt fühlen. Und darum eben soll eine solche Nacherzählung den edeln Kern herausschälen.

In seinen Erläuterungen hat der Verfasser nach Verständlichkeit gestrebt, er vermeidet mit besonderm Geschick die Ausdrücke der Schule, ja er entsagt allen literarischen Nachweisungen und Citaten. In dieser Beziehung will ich einen Wunsch nicht unterdrücken, den ich erfüllt sehen möchte in einer zu hoffenden zweiten Ausgabe. Wenn das Buch auch für weitere Kreise bestimmt ist, so könnten doch kurze bibliographische Verweisungen auf vorhandene Ausgaben der Texte angebracht werden, ohne den populären Charakter zu beeinträchtigen. Gar mancher Leser wird sich durch das Buch, durch die Nacherzählungen wie durch die Erläuterungen angeregt fühlen, dem Gegenstande noch weitere Aufmerksamkeit zuzuwenden, was ja des Verfassers Wunsch ist. Bei „Nibelungen" und „Gudrun" kann sich jeder leicht über Ausgaben anderwärts belehren lassen, aber bei den andern weniger bekannten

Dichtungen wird ihm ein Fingerzeig von seiten des Verfassers willkommen sein.

Das gutausgestattete Buch hat einen besondern Schmuck erhalten durch zwei Radirungen des bekannten Landschafters Wilhelm Georgy. Die eine stellt Siegfried's Tod, das zweite Gudrun dar. Das Landschaftliche ist in der bekannten zierlichen Weise Georgy's aufgefaßt und ausgeführt, die Figuren scheinen uns weniger gelungen.

Reinhold Bechstein.

Historische Romane.

1. Das Geheimniß des Fürstenhauses. Historischer Roman von Georg Hiltl. Zwei Theile. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

An Gewandtheit fehlt es unsern neuesten Romandichtern nicht; das muß man ihnen lassen. Wer hätte früher daran gedacht, daß sich aus der so überaus nüchternen Zeit Friedrich's I. von Preußen ein so lebendiges Bild eines von tiefen politischen Interessen und von den mannichfaltigsten Intriguen durchfurchten Hoflebens herstellen und das damalige kleine unscheinbare Berlin zur Stätte von romantischen Abenteuern gemacht werden könnte, in denen österreichische Jesuiten die keckſten Wagnisse ausüben, belauscht und verfolgt werden, um dann wieder Gegenmachinationen zu beginnen, die auf nichts Geringeres hinauslaufen als auf die Gewinnung des Kurfürsten für die katholische Sache und seine Verlockung zum Religionswechsel um den Preis der Königskrone! In den dürftigen Straßen an der Spree in der Nähe des Schlosses und auf den sandigen Steppen der Mark spielen sich Scenen ab, die an Walter Scott's reichste Romandichtungen erinnern.

Wilibald Alexis hat zwar auch schon gezeigt, daß aus der Geschichte des alten brandenburgischen Staats bedeutungsvolle Interessen zu entnehmen sind, und seine landschaftlichen Schilderungen zeigen, daß auch in den Fichtenwäldern der Mark und auf ihrem Sandboden viel Poesie wohnt, wenn man nur das Auge dafür hat; er hielt sich aber immer gewissenhaft an den Charakter der Zeit, welche er zu schildern unternahm, und ließ ihr ihren eckigen mittelalterlichen Stil. Unsere neuern Romandichter setzen sich darüber leichtfertig hinweg und übertragen frischweg die Denk- und Anschauungsweise unserer Zeit in die Vergangenheit, um etwas Interessantes zu liefern.

In solcher Weise ist Mützelburg mit der Zeit Friedrich des Großen umgesprungen, wir haben in seinem „Engel des Friedens" den großen König als romantischen Vater, und Lessing als Theilhaber an kecken Liebesgeschichten, Intriguen und Befreiungsversuchen agiren sehen müssen; und jetzt bietet uns Georg Hiltl in ähnlicher Weise ein Romanschauspiel dar, in dem wir den geistesarmen Gemahl Sophie Charlottens nicht nur als großen Politiker, sondern selbst als kühnen Kriegshelden bewundern sollen. Gegen eine solche Behandlung der Geschichte müssen wir Protest einlegen. Die geschickt angelegte und lebhaft ausgeführte Erzählung hat uns unterhalten, aber die Verherrlichung dieses Perrükenfürsten, der bei steter Abhängigkeit von Oesterreich keine andern Gedanken hatte, als die Nachahmung der großen Höfe und die Erwartung der Königswürde, damit er nicht von Sachsen und dem Oranier Wilhelm, der sich zum König von England zu machen wußte, verdunkelt würde, muß uns abstoßen, und wir können selbst ein satirisches Lächeln darüber nicht unterdrücken, daß auch dieser Hohenzoller im Felde die großen kriegerischen Eigenschaften seines Geschlechts entfalten soll. Dazu war der kleine, verwachsene Mann nie geeignet. Sein größtes Verdienst bestand in der Aufnahme der französischen Flüchtlinge, der Beschützung freisinniger Gelehrter und der Begünstigung Schlüter's.

Georg Hiltl hat die Lehnin'sche Weissagung, welche unter Friedrich I. geschmiedet wurde, zu einem Haupthebel seines Romans gemacht, indem er ihren Ursprung dem Plane der Jesuiten zuschreibt, durch ein heimliches Vergraben und mysteriöses Auffindenlassen dieses für die Hohenzollern verheißungsvollen Gedichts auf den König zu wirken, wobei dieser aber wieder zum Heros, der sich über derlei Schmeicheleien hinwegsetzt, aufgepufft wird. Hiltl hätte dabei aber doch in Betracht ziehen sollen, daß am brandenburger Hofe die Weissagungen, welche den Hohenzollern die Königskrone verheißen haben, eine große Rolle spielten. In der officiellen Schrift des Ceremonienmeisters und Hofpoeten Besser, durch welche das große Ereigniß der Krönung in Königsberg der Mit- und Nachwelt verkündet wurde, sind sie besonders angeführt. Zuerst hat ein Kurfürst selbst, Joachim I., durch astrologische Forschung seinem Hause das Prognosticum gestellt, daß es zu königlicher und in der ganzen Christenheit höchster Würde gelangen werde. Es ist also auch schon die Kaiserkrone eingeschlossen. Sodann werden zwei Dichter als Propheten angeführt. Weil Friedrich in Königsberg geboren wurde, prophezeite ihm, obgleich schon der Prinz Emil vor ihm da war, der preußische Dichter Dach, daß er der Fürst des Landes werden würde, und der pommersche Dichter Bödecker schrieb in einem lateinischen Gedicht auf die Geburt des Prinzen: „Die Musen prophezeien dir, du wirst ein König werden." Gegen solche Verkündigungen verblaßt die Lehnin'sche Weissagung, deren Andeutungen sehr allgemein und nur des Schlusses wegen interessant sind, in welchem die neue Einheit Deutschlands durch den preußischen König, aber auch zugleich die Herstellung der alten Macht und des frühern Glanzes der katholischen Kirche verkündet wird. Joachim's Weissagung war deshalb jedenfalls werthvoller für einen Mann wie Friedrich I., und an ihn mußte er erinnern, als man ihm die Jesuitenkomödie der Lehnin'schen Weissagung vorspielen wollte.

Aus dieser Thatsache mag Hiltl ersehen, daß es doch sehr nützlich für Romandichter sein kann, wenn sie sich ein wenig mehr um die Geschichte bekümmern, als es heutzutage zu geschehen pflegt. Sein als Erzählung recht interessanter Roman wäre ungleich gehaltvoller geworden,

wenn er einen festern historischen Kern erhalten hätte. Auch das Verhältniß der beiden Minister, Danckelmann und Wartenberg, wäre schärfer hervorgetreten, wenn der erstere als das Haupt der damaligen Feudalpartei geschildert und die von ihm vertretetene kurbrandenburgische Politik in ihrem damaligen wahren Wesen charakterisirt worden wäre. Sie hat unter allen preußischen Fürsten gegen die Hingebung des Staats an die großen deutschen Interessen gekämpft, und würde jetzt noch in Kraft sein, wenn nicht die jüngsten Ereignisse Preußen gewaltsam auf die Bahn seiner deutschen Entwickelung gedrängt hätten. In dem Streben und Trachten des Grafen Bismarck haben sich beide Richtungen auf merkwürdige Weise vereinigt, was auch noch zu einer schärfern Ausprägung des deutschen Elements in Preußen führen muß. Erst dann kann die Weissagung Joachim's I. und des fingirten Abts von Lehnin vollständig in Erfüllung gehen.

2. Die Spionin. Roman aus der Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs von Adolf Schirmer. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Für den amerikanischen Bürgerkrieg des Jahres 1863 jetzt schon die Romantik in Bewegung setzen, ist für einen deutschen Dichter ein etwas kühnes Unternehmen. Schirmer versichert zwar, daß er Amerika aus eigener Anschauung kennt und die geschichtlichen Werke von Greely, Nichols, Richardson über den Krieg sorgsam benutzt hat; dieses Studium reicht aber doch nicht für die Schilderung von Kriegsereignissen aus, in denen die Individualitäten der verschiedenen dabei in Betracht kommenden amerikanischen und fremden Volkselemente nur dann richtig charakterisirt werden können, wenn man sie selbst in Bewegung gesehen, also den Krieg mitgemacht hat, oder wenn so viele Denkwürdigkeiten darüber vorliegen, daß sie der Phantasie des Dichters zur sichern Grundlage dienen können. Schirmer hat eine recht geschickte und anregende Erzählung zu Stande gebracht, in welcher er das Wagniß einer jungen Dame, Miß Alice Palmer, die für die Union Spiondienste leistete, verherrlicht (solche Dienste sind historisch beglaubigt, und von einer solchen Dame sprachen nach dem Kriege alle amerikanischen Zeitungen), und es ist auch der Gang des Kriegs in seiner letzten Entwickelung sehr gut und richtig in dem Roman dargestellt; aber mit diesem historischen Theil wird dem gewöhnlichen Leser wenig gedient sein, er verlangt nur Romantik, spannende Scenen und eine lebhafte Charakterentwickelung.

Die geschichtlichen Ereignisse dürfen immer nur den Hintergrund der Entwickelung bilden, und alle Dichter, die zu viel von dem historischen Stoff aufnehmen, verfehlen ihren Zweck. Dieser Vorwurf trifft auch A. Schirmer, und er befindet sich in großem Irrthum, wenn er glaubt, sich durch seine gewissenhafte Darstellung des amerikanischen Kriegs ein Verdienst erworben zu haben. Wer sich über diesen unterrichten will, liest historische Werke darüber und kümmert sich nicht um die „Spionin". Der Romandichter muß deshalb immer nur die Masse seiner Leser im Auge haben und diese zu befriedigen suchen. Hierzu fehlt der „Spionin" das durchgehende amerikanische Colorit, wie es in Sealsfield's Dichtungen so genial hervortritt und selbst in den nicht so geistvollen Schilderungen von Ruppius so anziehend wirkt; A. Schirmer hat sich seine Charaktere nach Abstractionen construirt und dann nach einem bestimmten, auf bestimmte Situationen und Effecte berechneten Plane in Bewegung gesetzt. Das gibt wol ungefähr einen lesbaren Roman, aber noch lange keine lebenvolle Dichtung. Der Ueberfall eines Eisenbahnzugs durch Guerrillas, die Empörung der Schwarzen auf einer Plantage im Süden, die gefahrvollen Spionendienste eines Negers, der Miß Palmer's Depeschen an die Unionisten von Richmond aus besorgt, die verschiedenen Gefahren und Rettungen der kühnen jungen Dame sind gut und unterhaltend geschildert; aber in der Entwickelung der Liebesempfindungen und Leidenschaften vermissen wir den zündenden Funken der Genialität. Dabei erscheint vieles matt, steif und unlebendig, und Schirmer müßte tiefere psychologische Studien und größere Anstrengungen im Dichten machen, wenn er als Poet wirken will. Er muß die Trivialität in der Darstellung der Empfindungen wie in der Sprechweise seiner Liebespaare überwinden lernen und nach origineller Kraft streben, um Geist und Herz seiner Leser vollständig fesseln zu können. Bisjetzt gelingt ihm dies nur in der Situationsromantik, die er mit großer Fertigkeit handhabt.

3. Der Scharfrichter von Rothenburg. Charakteristische Erzählung von Georg Scheurlin. Berlin, Janke. 1869. 8. 20 Ngr.

Daß sich unsere Dichter noch immer nicht von der alten Henkerromantik befreien können! Uns dünkt, sie ist so verbraucht, daß sie selbst einen Abscheu davor haben müßten, sich darin herumzutummeln. Der Stoff aus der Chronik von Rothenburg, einer ehemaligen Reichsstadt „ob der Tauber", die zu verschiedener Zeit Schauplatz der Reichskriege wurde, welcher dem Dichter Veranlassung zu dieser Erzählung gegeben hat, ist wesentlich humoristischer Natur und hätte, wenn er danach behandelt worden wäre, eine recht artige Novelle im guten alten Stil geben können. Er besteht nämlich darin, daß, nachdem die Schweden sich eine Zeit lang in der Stadt festgesetzt und dann genöthigt wurden, sie zu räumen, Tilly dieselbe eingenommen hatte und um den Preis der Schonung der Bürger die Köpfe ihrer Rathsherren forderte, der Scharfrichter des Orts aber den Dienst verweigerte, und daß darauf Tilly sich mit einer starken Kriegssteuer begnügte, vorher jedoch die Bedingung stellte, daß einer der Rathsherren den mit Wein gefüllten großen Kaiserpokal in Einem Zuge leere. Es fand sich auch ein biderber Trinker, der das lebensgefährliche Wagniß unternahm und dadurch die Stadt rettete.

Das ist ein ganz artiges Ereigniß für die Novellistik. Wenn man aber die Erzählung desselben mit der Schauergeschichte einer Kindesmörderin und deren Hinrichtung und der Flucht des Henkersohns aus seinem geächteten Stande erkaufen muß, so schaudert einem selbst vor dieser Art Poesie, die mit Spieß und Cramer abgethan sein sollte. Der Verfasser könnte wol Besseres leisten als solche werthlose Reproductionen einer der Vergessenheit anheimgefallenen Literaturepoche.

Ein Prachtwerk über Sicilien.

Sicilien. Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit von G. F. von Hoffweiler. Mit 36 Originalzeichnungen von Adolf Metzner. Leipzig, A. Dürr. 1870. Imp.-4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wer von Sicilien ein klares, in scharfen Umrissen gezeichnetes Bild erhalten, wer sich die Geschichte der Insel, ihre malerischen Schönheiten, die Trümmer der alten Städte in gediegener, nirgends überschwenglicher Darstellung vorführen lassen will: dem können wir das Hoffweiler'sche Prachtwerk empfehlen. Die Metzner'schen Zeichnungen erläutern den Text vortrefflich; die Veduten der Städte, Ruinen und Landschaften sind mit echt malerischem Gefühl aufgenommen, und geben durchweg ein charakteristisches Bild, aus dem man auch die landschaftliche Schönheit meistens mit voller Klarheit herausempfindet.

Der eigentlichen Reiseschilderung ist eine allgemeine geographische und geschichtliche Uebersicht der Insel vorausgeschickt, welche den großen Rahmen bildet, in den sich später ungezwungen die Einzelschilderung einfügt. Die Reisenden betreten den Boden Siciliens in Palermo:

> Meer, Gebirg und Ebene vereinigen sich, um Palermo zu einer einzigen Stadt zu machen. Mit ihren Kuppeln und Thürmen liegt sie frei und lustig in dem Thal voll überquellender Fruchtbarkeit, dem die Sarazenen, sei es seiner Gestalt oder seines Reichthums wegen, den Namen: goldene Muschel, conca d'oro gegeben haben. In mäßiger Entfernung wird es halbkreisförmig von schroffen, zackigen Bergen eingefaßt, und wie zum Schutze von Golf und Stadt ragen links der Monte Catalfano, rechts der Pellegrino ins Meer hinein, beide ganz isolirt und von der Bergkette durch dazwischenliegende Thäler getrennt.

Die Schilderung von Palermo berücksichtigt alles Geschichtliche und Kunstgeschichtliche und gibt von den hervorragenden Bauwerken der Stadt ein anziehendes und klares Bild. Zunächst machten die Reisenden einen Ausflug an der Nordküste der Insel über Bagaria und Termini nach Cefalu. Die Villa Pelargonia mit ihrer maurischen Plastik und ihrem Carnevalsmuseum wird uns mit Goethe's Worten geschildert. Hinter Termini findet der Alterthumsforscher das breite, mit Kornfeldern bedeckte Plateau, auf welchem das alte Himera lag, berühmt wegen des glorreichen Siegs, den hier die vereinigte Macht der sicilianischen Griechen über die Barbaren erfocht. Wie immer gibt der Verfasser hier eine quellenmäßige Darstellung der Schlacht und ihrer Bedeutung für die damalige Geschichte.

Die Haupttour der Reisenden ging indeß von Palermo über das viel geschilderte Monreale nach Calatafimi. Bei der Beschreibung von Alcamo werden dem ältesten sicilianischen Dichter, Cialto d'Alcamo, einige Worte der Erinnerung gewidmet. Citate aus seinen Gedichten sind indeß nicht der einzige dichterische Schmuck der Darstellung. Auch Pindar wird vielfach citirt; Theokrit's Idyllen helfen uns später das alte Syrakus in wärmere Beleuchtung rücken, Verse aus Ovid und Platen feiern den Pergusischen See, wo die blumenpflückende Proserpina von dem finstern Gotte der Unterwelt geraubt wurde.

Von Calatafimi traten die Reisenden zunächst ihre Wanderung zu den Trümmern des schicksalsreichen Segeste an und begaben sich dann zunächst nach Marsala, dem alten Lilybäum, dem westlichsten Punkte der Insel, von wo Garibaldi's großartiger Befreiungskampf seinen Ausgang nahm. Vorbei an den Ruinen von Selinunt ging es dann nach Girgenti; die Geschichte des alten Agrigent und seine Topographie wird uns eingehend dargelegt.

Bis dahin ging die Reise entlang dem Strand, nur wenig landeinwärts zu den classischen Stätten einbiegend. Um einen Blick in das Innere der Insel zu erlangen, machten die Reisenden nun den Umweg über Castrogiovanni, das alte Enna, nach Syrakus, zum Theil über wohlangebaute, fruchtbare Landstrecken, welche die Erinnerung wachrufen an die vergangene Herrlichkeit der von habgierigen Proconsuln geplünderten „Kornkammer Italiens". Die Schilderung von Syrakus bildet den glänzenden Mittelpunkt des Werks. Die Topographie der alten Herrscherstadt, die Hauptereignisse aus ihrer Geschichte, namentlich die Belagerung durch die Athenienser, werden mit treuer Anlehnung an die alten Quellen eingehend dargestellt. Die Vergangenheit tritt lebendig vor uns hin und läßt uns die ärmliche bedeutungslose Gegenwart der neuen Stadt vergessen. Die Tour nach Catania, die anschaulich geschilderte Besteigung des Aetna und die Wanderung durch die zweite Hauptstadt der Insel, Messina, bilden den Abschluß der Reise.

Da Sicilien zu jenen unglücklichen Ländern gehört, welche an ihrem geschichtlichen Ruhm zehren, während die Gegenwart meist nur Unerquickliches, für den Nationalökonomen und für den Freund der Menschheit Unerfreuliches bietet, so tritt von selbst in der Schilderung der Insel das Archäologische, Antiquarische, Geschichtliche in den Vordergrund. Und wären nicht die malerischen Buchten der Küsten mit ihren schroffen Uferbergen, wäre nicht der majestätische Feuerberg, der fast den ganzen Osten der Insel beherrscht, so würde auch der Reiz landschaftlicher Schönheit fehlen, der mit dem Mangel eines frischen Culturlebens allein aussöhnen kann. Das Hauptverdienst des Hoffweiler'schen Werks, dessen Verfasser aus dem Pseudonym schwer herauszuerkennen sein dürfte, besteht in der geschickten Verschmelzung der Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit zu einem harmonischen und maßvollen Gesammtbilde.

Feuilleton.

Notizen.

Die Uebersetzung von „Milton's poetischen Werken" von Adolf Böttger (Leipzig, Ph. Reclam jun.), ist in dritter durchgesehener Auflage erschienen. Außer dem „Verlorenen Paradies" und dem „Wiedergewonnenen Paradies" enthält sie die Gedichte „L'Allegro", „Il penseroso", „Lycidas", die dramatischen Studien „Comus" und „Samson Agonistes" und das Gedicht: „An Shakspeare". Die Vorzüge der Böttger'schen Uebersetzungen, der leichte Fluß, die elegante Form sind hinlänglich bekannt und bewähren sich auch in der Uebersetzung des genialen englischen Dichters.

Von dem Lieferungsroman: „Das Testament von St.-Helena" von Ottfried Mylius liegen die ersten sechs Lieferungen vor (Stuttgart, Vogler und Beinhauer, 1869). Der Stoff des Romans ist das Vermächtniß des großen Napoleon an seinen Sohn und Nachfolger, jedenfalls ein zeitgemäßer Stoff. Es ist bekannt, daß die Romane von Ottfried Mylius, wenngleich sie die volksthümliche Gestalt des Lieferungsromans bevorzugen, durchaus nicht mit der Fabrikarbeit zu verwechseln sind, die in diesen fliegenden Heften das Lesepublikum überflutet, sondern daß sie auf einer tüchtigen historischen Grundlage ruhen und ebenso pikante wie glänzende Sittengemälde vorführen.

Das im Payne'schen Verlag erscheinende „Neue Blatt", eine Zeitschrift mit Illustrationen, ist dem deutschen Publikum, welches die Inserate der Zeitungen oft mehr als ihren Text zu lesen pflegt, kein Fremdling mehr; denn wie seiner Zeit der „Salon" hat es sich in englisch-amerikanischer Weise durch eine Fülle von Anzeigen empfohlen, deren Form schon die Aufmerksamkeit und die Neugierde erregen mußte. Dem Kenner empfiehlt sich die neue illustrirte Zeitschrift, welche die frühern derartigen Blätter des Payne'schen Verlags in sich vereinigt, durch den Namen des Redacteurs Paul Lindau, der mit Recht zu unsern pikantesten Feuilletonisten gezählt wird. Auch zeigt die Probenummer mannichfaltigen Inhalt und namhafte Mitarbeiter, deren Mitwirkung durch die zahlreichen Beziehungen des Herausgebers der Zeitschrift jedenfalls auf die Dauer gesichert ist.

Literarische Vorlesungen verschiedener Art haben in jüngster Zeit wieder dazu beigetragen, unsere Autoren mit dem Publikum in persönliche Beziehungen zu bringen. Freilich haben sich auch vielfache Stimmen gegen diese Sitte erhoben und dieselbe als Unsitte bezeichnet — wir glauben mit Unrecht. Die Dichter dürfen in einer der Poesie nicht allzu holden Zeit, in welcher namentlich das gedruckte Dichterwort nur zu leicht übersehen wird und einer unrühmlichen Vergessenheit anheimfällt, der es doch gerade durch Gutenberg's Kunst entgehen will, sich nach andern Mitteln der Oeffentlichkeit umsehen, um die Theilnahme des Publikums zu erregen und wach zu halten. Das gedruckte Wort hat den unbegrenzten Kreis der Verbreitung voraus; aber das gesprochene Wort bleibt immer die lebendigste Vermittelung zwischen der schaffenden und aufnehmenden Phantasie. Die Rückwirkung öffentlicher Vorträge auf jene erste buchhändlerische Verbreitung ist nicht gering zu achten. So sind Wilhelm Jordan's „Nibelunge" (Frankfurt, Selbstverlag) bereits in zweiter Auflage erschienen, die nicht so elegant wie die erste ist, aber in handlicher Form und bei weitem billiger sich an das große Publikum wendet. Wir zweifeln, daß ohne die oratorische Propaganda des Dichters das Gedicht so rasch eine zweite Auflage erlebt haben würde. Wilhelm Jordan hat neuerdings in Dresden und Prag Gesänge des zweiten Theils der „Nibelungen" mit Erfolg vorgetragen. Dem Vernehmen nach will Jordan jenseit des Oceans seine rhapsodischen Vorträge fortsetzen; in amerikanischen Blättern finden sich bereits Ankündigungen und Berichterstattungen über das Werk. Ob die „Nibelungen" den praktischen Deutschamerikanern, denen alles Sagenhafte fern liegt, so sympathisch sein werden, wie den Yankees die Skizzen, welche Dickens aus seinen humoristischen Romanen vortrug, muß die Zukunft lehren.

Der Vorgang von Dickens hat inzwischen einen deutschen Romanschriftsteller ermuthigt, ebenfalls mit Vorlesungen einzelner Partien aus seinen Romanen vor das Publikum zu treten. Friedrich Spielhagen hat den Berlinern Ernstes und Heiteres aus seinen Werken vorgelesen. Beeinträchtigt wurden diese Vorträge durch den fragmentarischen Charakter, der einzelnen Schilderungen aus Romanen nothwendig anhaften muß. Andere Vorträge hat neuerdings in Berlin Arnold Ruge gehalten, der sich in solcher Weise nach langer Verbannung wieder in Preußen einführte. Der radicale Junghegelianer mit seiner unverwüstlichen Frische charakterisirte in allgemeinen Umrissen die Geschichte der „neuen Zeit".

Ueber die ersten drei Lieferungen von C. Reclam's „Der Leib des Menschen" (Stuttgart, Thienemann), eines ebenso geistreich gedachten als sorgfältig gearbeiteten und geschmackvoll ausgestatteten Werks, haben wir uns zur Zeit des Erscheinens eingehend in Nr. 1 d. Bl. ausgesprochen. Sobald das Ganze vollendet vorliegt und uns auch über den Grad der Erschöpfung des weitschichtigen Themas ein Urtheil gestattet ist, werden wir den interessantesten Inhalt der einzelnen Kapitel unsern Lesern vorführen. Einstweilen muß es genügen, bemerkt zu haben, daß noch 1½ Lieferungen der Besprechung des „Nervenlebens" gewidmet sind, auf die dann die Darstellung des „Sinnenlebens" folgt, zunächst die „Sinne" im allgemeinen, dann der „Tastsinn", das „Hören", „Sprache und Gesang", „Geruch und Geschmack", und daß in der zwölften Lieferung dann erst mit der Lehre von der „Verdauung der Speisen" der Anfang gemacht wird. Es ist ohne Zweifel richtig, daß es höhere und niedere Grade der Bildung gibt und geben muß, und daß demgemäß die Ansprüche verschieden sind, welche das Leben an den einzelnen und der einzelne an das Leben macht und machen darf. Ebenso richtig und mit logischer Consequenz aus diesen Thatsachen gefolgert ist es, daß das Leben in demselben Maße an Weisheit, Stärke und Schönheit gewinnt, also inhalts- und genußreicher wird, als sich sein Besitzer die höhern Grade der Bildung zu eigen zu machen verstanden hat. Der höher und wahrhaft Gebildete, der Wissende in des Wortes ganzer und edler Bedeutung, hat einen Standpunkt über den Anfechtungen des trivialen Werkeltagslebens gewonnen und ist mit seiner sichern Einsicht in das Wesen der Dinge in den Besitz jener Unabhängigkeit getreten, deren keineswegs neue Erkenntniß jener dem schönen Ausspruche berechtigt hat: „Bildung macht frei." Das Anstreben dieser zunächst innern und individuellen Freiheit muß das erste Ziel aller Menschen werden, denn nur dadurch wird das weitere große Ziel in erreichbare Nähe gerückt: die Freiheit sämmtlicher Institutionen, die Freiheit für alle, die universelle Freiheit des Menschengeschlechts. Man wird uns nicht misverstehen, wenn wir betonen, daß es in allen Culturstaaten als Cardinalaufgabe erkannt ist, die Bildungsmittel freizugeben und jedermann zugänglich zu machen, also jenen von Dichtern und Denkern vielgepriesenen Zustand anzubahnen, der ohne innere Freiheit der einzelnen, d. h. ohne Bürgertugend aller nur — Anarchie wäre. Von diesem Standpunkt aus haben wir das Recht und die Pflicht, Reclam's verdienstliches Werk allen nach Bildung Verlangenden zu empfehlen und von allen, die auf den Ehrentitel Gebildeter Anspruch erheben, zu verlangen, daß sie sich dem ernstlichen Studium solcher Bücher nicht verschließen.

Blanschandin, ein deutsches Rittergedicht.

Wie zahlreich auch die Gattung der höfischen Erzählungen, der Ritterromane unsers Mittelalters, vertreten ist, so sind doch bei weitem nicht alle diese Erzeugnisse der ehemaligen Unterhaltungsliteratur auf uns gekommen. Haben sich doch vielgerühmte Dichtungen jener Zeit, die auch uns bedeutend erscheinen, nur in wenigen Handschriften, ja mitunter nur in einer einzigen Handschrift vorgefunden, wissen wir sogar von manchem Dichter oder von seinen Werken nur durch literarische Zeugnisse, wie sollte da nicht manches andere Buch der Pietätlosigkeit, der Schere des Buchbinders, der Pergamentbedürftigkeit der

Goldschläger zum Opfer gefallen sein, dessen Verfasser mit Stillschweigen übergangen wurde? Bei der Beliebtheit und einflußreichen Wirksamkeit der altfranzösischen Dichtung in Deutschland können wir als ausgemacht annehmen, daß fast jedes dieser ausländischen Erzeugnisse bei uns einen Uebersetzer oder freien Umdichter gefunden habe, selbst wenn uns die deutschen Nachahmungen nicht zu Gebote stehen sollten. Davon gibt uns aufs neue einen Beweis ein kürzlich gemachter Fund eines deutschen Gedichtbruchstücks. Vor einigen Jahren gab der bekannte Michelant einen französischen Roman „Blancandin et Orgueilleuse d'Amour" heraus. Eine deutsche Bearbeitung aber war nicht bekannt. Da veröffentlicht jetzt im vierzehnten Bande von Pfeiffer's (Bartsch's) „Germania" (Jahrg. 1869, S. 68 fg.) Joseph Haupt Bruchstücke eines mitteldeutschen Gedichts, welche von einer wiener Handschrift abgelöst wurden, an der sie als Rückenbänder aufgeklebt waren, und welche selbst in ihrem geringen Umfange sich als Bearbeitung jenes französischen Werks erweisen, zumal der Name Blanschandin glücklicherweise verhältnißmäßig oft vorkommt. Eine Vergleichung hat ergeben, daß der deutsche Dichter, wie es überhaupt in solchen Fällen zu geschehen pflegt, bei weitem ausführlicher ist als sein französisches Original. Haupt setzt diese handschriftlichen Ueberreste nach dem Schriftcharakter in die Mitte des 13. Jahrhunderts; das scheint uns zu früh, denn es finden sich in der Sprache des Dichters Formen, welche sein Werk in die zweite Hälfte des Jahrhunderts weisen. Nicht allein die Handschrift, auch der Dichter gehört den mitteldeutschen Gegenden an; es lassen sich für letzteres noch mehr Gründe geltend machen, als Haupt angibt. Es hätte auch hinzugefügt werden können, daß der vorderhand noch unbekannte Dichter der Schule Gottfried's von Strasburg zuzurechnen ist.

Wenn auch nicht alle solche Rittergedichte vollständige Bekanntmachung verdienen, so würde die Auffindung einer ganzen Handschrift und dann deren Abdruck gerade bei diesem deutschen Blanschandin willkommen sein, weil wir sonst höfische Dichtungen dieser Art von Dichtern Mitteldeutschlands fast gar nicht besitzen, da diese vorzugsweise geistliche Stoffe zu behandeln liebten.

Bibliographie.

Album polnischer Volkslieder der Oberschlesier. Uebertragen von E. Erbrich. Breslau, Gebhardt. 8. 10 Ngr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1870. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie, unter persönlicher Redaction des Vorsitzenden Dr. R. Fincken stein. 7te Folge. Breslau, Mälzer. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Aphorismen aus den Papieren eines Verstorbenen. Ein Andenken für seine Freunde. Nürnberg, v. Ebner. 8. 1 Thlr.

Avé-Lallemant, F. C. B., Die Mechulle-Leut'. Ein Polizeiroman. 2te Aufl. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 3 Thlr.

Baader, F. v., Die Verfassung der christlichen Kirche und der Geist des Christenthums. Blitzstrahl wider Rom, aus den Jahren 1838—1840. Erlangen, Deichert. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bähring, B., Die biblische Geschichte in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Religionsgeschichte. Ein biblisches Lehr- und Lesebuch für die reifere Jugend. Erste Abtheilung: Das Alte Testament. Leipzig, Brockhaus. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Beck, A., Geschichte des gothaischen Landes. 2ter Bd. Geschichte der Stadt Gotha. Gotha, Thienemann. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Benoit, G. v., Darstellung der Locke'schen Erkenntnißtheorie verglichen mit der Leibnitzischen Kritik derselben. Eine von der philosophischen Fakultät der Hochschule zu Bern gekrönte Preisschrift. Bern, Dalp. Gr. 4. 24 Ngr.

Bernhardi, W., Schulze und Müller auf dem Concil im römischen Keller. Zeitgemäße Humoresken. Berlin, Bergmann. Gr. 16. 2½ Ngr.

Blanckarts, M., Gedichte. Düsseldorf, Budich. 1870. 16. 20 Ngr.

Bruchbach, G., Wegweiser durch die Geschichte der Pädagogik. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 15 Ngr.

Busch, W., Schnurrdiburr oder die Bienen. München, Braun u. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Callisch, R., Der Naumburger Fürstentag 1561. Ein Beitrag zur Geschichte des Lutherthums und des Melanchthonismus aus den Quellen des königl. Hauptstaatsarchivs zu Dresden. Gotha, F. A. Perthes. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Carlberg, G., Ueber Gesangskunst und Kunstgesang. Eine populäre Abhandlung. Wien, Hartleben. 1870. 8. 10 Ngr.

Cassel, P., Zwei Freunde. Eine Sommer-Erinnerung. Elberfeld, Langewiesche. 16. 7½ Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 8ter Bd.: Gottfried's von Strassburg Tristan. Herausgegeben von R. Bechstein. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Concil und Jesuitismus. Brennende Fragen zur Orientirung für das deutsche Volk. Von einem schwäbischen Theologen. Stuttgart, Vogler u. Weinhauer. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Cron, Clara, Goldene Mitte. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 16. 1 Thlr.

Daul, A., Leitsterne im Leben und Lieben der Frauen. Eine Shakespeare-Anthologie in 4 Bdchn. Leipzig, Matthes. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ebeling, E., Fantasia. Gesammelte Märchen, Legenden und Sagen. Berlin, Winckelmann u. Söhne. Br. 8. 22½ Ngr.

Eckardt, J., Russlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Drei russische Urtheile übersetzt und commentirt. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eckardt, L., Josefine. Drama. Mannheim, Schneider. 1869. 8. 15 Ngr.

Eckstein, E., Schach der Königin! Humoristisches Epos. Stuttgart, Kröner. 1870. 8. 1 Thlr.

Fontane, T., Der deutsche Krieg von 1866. 1ster Bd. Der Feldzug in Böhmen und Mähren. 1ster Halbd. Bis Königgrätz. Berlin, v. Decker. 1870. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Grote, L., Leibniz und seine Zeit. Populäre Vorlesungen. Hannover, Brandes. Gr. 8. 2 Thlr.

Harweck, G. A., Johann Heinrich Pestalozzi. Ein Vortrag. Halle, Reichardt. 8. 2½ Ngr.

Hehn, V., Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Berlin, Gebr. Borntraeger. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Hymnen des Rig-Veda im Samhita- und Pada-Text herausgegeben von Max Müller. Das erste Mandala zum Gebrauch für Vorlesungen. Leipzig, Brockhaus. Fol. 2 Thlr. 15 Ngr.

Klinck, F., Unter dem letzten Weifenkönig. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1870. 8. 3 Thlr.

Kolbe, A., Deutsche Literatur und Wissenschaft nach ihrem Verhältnisse zum Christenthum. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 3⅓ Ngr.

Leitner, L. G. Ritter v., Herbstblumen. Neue Gedichte. Stuttgart, Kröner. 1870. 8. 20 Ngr.

Liliencron, R. v., Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert. Nachtrag enthaltend die Töne und das alphabetische Verzeichniß. Leipzig, Vogel. Lex.-8. 1 Thlr.

Menzel, W., Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. 2 Bde. Leipzig, Fues. Gr. 8. 4 Thlr.

Mühlbach, Louise, Damen-Almanach. Leipzig, Dürr'sche Buchh. Gr. 16. 2 Thlr. 12 Ngr.

Mühry, A., Ueber die Lehre von den Meeresströmungen. Untersuchungen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Untersuchungen über die Theorie und das allgemeine geographische System der Winde. Ein Beitrag zur Begründung einer rationellen Lehre von den Luftströmen für den Gebrauch der Klimatologie und der Nautik. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Oesterley, H., Die Dichtkunst und ihre Gattungen. Ihrem Wesen nach dargestellt und durch eine nach den Dichtungsarten geordnete Muster-Sammlung erläutert. Mit einer Vorrede von K. Goedeke. Breslau, Leuckart. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Pinoff, Minna, Die Lösung der Existenzfrage der Frau als Grundbedingung für die sittliche und geistige Gleichberechtigung der Frau. Anhang: Denkschrift zum Zwecke der Errichtung von Gewerbeschulen für Frauen. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Raimund, G., Novellen. 6ter Bd. Hannover, Rümpler. 1870. 8. 15 Ngr.

Reinhard, L., Zum Allerwelts-Pfaffenkongreß genannt ökumenisches Concil. (8. December 1869.) Coburg, Sendelbach. Gr. 8. 8 Ngr.

Rig-Veda-Pratisakhya, das älteste Lehrbuch der vedischen Phonetik. Sanskrittext mit Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben von Max Müller. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 10 Thlr.

Robiano, Louise Gräfin v., Dur und Moll. Erzählungen für Jung und Alt. 1ster bis 3ter Bd. Zerbst, Römer u. Sitzenstock. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Scartazzini, J. A., Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke. Biel, Steinheil. Br. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schiller-Halle. Alphabetisch geordneter Gedanken-Schatz aus Schiller's Werken und Briefen. Im Verein mit G. Fritzsche und Max Melike herausgegeben von M. Zille. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Sturm, J., Lieder und Bilder. Neue Dichtungen. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tempeltey, E., Friedrich Rückert. Festrede zur Enthüllung des Rückert-Denkmals in Neuses. Coburg, Riemann. Gr. 8. 4 Ngr.

De Theerschwêêler. 'Ne eenfache Dörpgeschichte ut Mark Brannenborch. Van ull'n Rümärker. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Traeger, A., Gedichte. 7te, neuvermehrte Auflage. Leipzig, Keil. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Trautmann, W., Geschichte und Technik der enkaustischen Malerei. Breslau, Gebhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Trendelenburg, A., Kuno Fischer und sein Kant. Eine Entgegnung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 8 Ngr.

Vagt, Lina, Reflexe der Zeit. Novellen. 2ter Bd. Zerbst, Römer u. Sitzenstock. 8. 1 Thlr.

Virchow, R., Gedächtnissrede auf Carl Mayer. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 5 Ngr.

Walchner, F. H., Politische Wahrheiten. Gesammelt für das deutsche Volk. Carlsruhe, C. Müller. Gr. 16. 7½ Ngr.

Waldstedt, G., Herzensklänge. Gedichte. Leipzig, Kormann. 1870. 8. 18 Ngr.

Yonge's, Miß, Ausgewählte Erzählungen. Nach dem Englischen. VIII.: Die Jünger des heil. Johannes. Nach dem Englischen von P. Neander. Autorisirte deutsche Uebertragung. Gotha, Schloßmann. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und **W. Häring (Willibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Volbert.**

Neue Serie. Vierter Band. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Die Fenier-Verschwörung. (1867—68.) — Der Buchbindermeister Ferdinand Wittmann. (Wollin und Posen. Sechsfacher Giftmord. 1862—68.) — Timm Thode, der Mörder seiner Familie. (Schleswig-Holstein. Achtfacher Mord. 1866—68.) — Der Bootsmann Paulino Torio aus San-Tomas. (Hamburg. Mord. 1865—67.) — Miles Weatherbill. (England. Mord. 1868.) — Der Wilderschütz Hermann Klostermann. Westfalen. 1867—68.) — Die Selbstanzeige der Witwe Kruschwitz in Gassen. Niederlausitz. Arsenikvergiftung oder eingebildeter Giftmord? 1869.) — Der Tod des Rentier Peter Tizier. (Niort im Departement Deux-Sèvres. Arsenikvergiftung. 1865—68.)

Auch dieser neue Band des bekannten Werks zeichnet sich durch interessante Auswahl der Fälle sowie durch klare, sachliche, für den Juristen wie für das größere Publikum gleich anziehende Darstellung aus und schließt sich damit der langen Reihe seiner Vorgänger würdig an.

Das Werk kann außer in ganzen Bänden zu 2 Thlr. auch in vierteljährlichen Heften zu 15 Ngr. bezogen werden.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Textrevision von **Heinrich Kurz.**

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr. | H. v. Kleist, 2 Bände. 1⅙ Thlr.
Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr. | Chamisso, 2 Bände. 1⅙ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber das Sehn und die Farben.

Eine Abhandlung

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Julius Frauenstädt.**

8. Geh. 20 Ngr.

Die Schopenhauer'sche Theorie vom Sehen und den Farben bildet einen integrirenden Bestandtheil seines Systems, in welchem sie zu der im ersten Buch von „Die Welt als Wille und Vorstellung" dargelegten idealistischen Erkenntnißtheorie gehört; sie nimmt außerdem der Newton'schen und Goethe'schen Farbentheorie gegenüber eine selbständige Stellung ein.

In die vorliegende dritte Auflage der Schrift wurden alle diejenigen Verbesserungen und Zusätze aufgenommen, welche Schopenhauer selbst in das von ihm hinterlassene Handexemplar der zweiten Auflage eingeschrieben hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien der sechste Band des Werks:

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk

aus dem „Neuen Pitaval".

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Volbert.**

Jeder Band (20 Bogen Octav) 15 Ngr.

Inhalt des sechsten Bandes: Karl Ludwig Sand, der Mörder des Dichters August von Kotzebue. — Das papistische Complot. — Zur Geschichte der englischen Highwaymen. — Der Raubmörder Franz Schaff. (Berlin.) — Der Kammerassessor von Jahn. — Ein Gelöbniß von drei Dieben. (Berlin.) — Rudolf Kühnapfel, der Mörder des Bischofs von Ermeland. — Urban Grandier. — Jean Calas.

Durch seinen spannenden Inhalt und außerordentlich wohlfeilen Preis empfiehlt sich dieses rasch beliebt gewordene Volksbuch den weitesten Kreisen zum Privatbesitz.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Meyers Konversations-Lexikon.

Zweite illustr. Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52. Tausend.

15 Leinwandbände, mit Atlas und Register, 37½ Thlr.

☞ Auch in Umtausch gegen alte Aufl. von Brockhaus, Pierer und Meyer.

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Berühmte Liebespaare.

Von

F. von Hohenhausen.

Mit 18 Porträts.

8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illustrirtes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34¼ Thlr.
Volksausgabe von Schödler in 2 Leinwandbänden. 6½ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 52. — 23. December 1869.

Inhalt: Hegel als Säcularphiloſoph. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Kunſtwiſſenſchaft. Von Adolf Zeiſing. (Beſchluß.) — Deutſche Memoiren und Biographiſches. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Die „Revue des deux mondes" und der neuere deutſche Roman.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Hegel als Säcularphiloſoph.

1. Hegel als deutſcher Nationalphiloſoph von Karl Roſenkranz. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Hegel's Naturphiloſophie und die Bearbeitung derſelben durch den italieniſchen Philoſophen A. Véra. Von Karl Roſenkranz. Berlin, Nicolai. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

In das Jahr 1870 fällt Hegel's Säcularfeier — hegt das heutige Geſchlecht noch hinlängliche Theilnahme für die Philoſophie, um in Hegel den bedeutenden nationalen Denker zu feiern?

Die Conſtellation iſt den Metaphyſikern heutigentags nicht mehr günſtig. Das Zeitalter der exacten Wiſſenſchaften hat ſich losgeſagt von den ſogenannten Träumereien der Philoſophen und betont ausſchließlich das Princip der Arbeitstheilung. Die Thatſache iſt das ἓν καὶ πᾶν, das A und O der Epoche. Die Erhebung in den allgemeinen Gedanken erſcheint als ein willkürliches Spiel des Geiſtes, die ſyſtematiſche Architektonik als ein Aufbau ohne innere Nöthigung. Der Nachweis durch den Augenſchein, das Experiment und die Berechnung in den Naturwiſſenſchaften, in der Geſchichte das Actenſtück und das Protokoll erlangen vorzugsweiſe Geltung. Man fürchtet in jeder Verallgemeinerung eine Verfälſchung und ſteht der Metaphyſik und Logik gegenüber auf dem Standpunkte des Mephiſtopheles. Auf der ganzen Linie triumphirt der Materialismus, der, ſoweit er ſyſtematiſch auftritt, nichts iſt als die Zurückführung der Naturwiſſenſchaften auf einige abſtracte Begriffe, höchſtens eine Philoſophie des Chemismus, wie die Lehre vom Stoffwechſel. Nicht jene Begriffe haben ihm ſo große Verbreitung verſchafft, ſondern ſein Reſpect vor den Thatſachen, zu denen er nur einen allgemein verſtändlichen Commentar ſchreibt. Er iſt gleichſam der Spiritus, den die Naturwiſſenſchaften aus ſich ſelbſt entbunden haben, und indem er gleichzeitig die ſchlagkräftige Polemik gegen eine der Gegenwart gänzlich entfremdete Wunderwelt übernimmt, kommt er der weitverbreiteten Zeitſtimmung entgegen und wirbt ſich Bundesgenoſſen im weiten Reiche der Aufklärung, deren Anhänger ſich niemals mit der philoſophiſchen Reconſtruction der theologiſchen Dogmen befreunden konnten. Der Materialismus iſt eine Populärphiloſophie; er hat mit der Philoſophie Hegel's keinen innern Zuſammenhang mehr. Doch auch die ſtrengern philoſophiſchen Schulen verfolgen andere Richtungen. Die meiſten Anhänger hat Schopenhauer, und daß dieſe für Hegel keine ſonderliche Verehrung zeigen, iſt einleuchtend, wenn man an das Urtheil des frankfurter Philoſophen denkt, welcher Hegel einen Charlatan nannte. Eine Art von Concordanz zwiſchen Hegel und Schopenhauer hat indeß neuerdings E. von Hartmann verſucht. Die Herbartianer, welche ſich im engern Kreiſe noch immer thätig zeigen und verſchiedene Disciplinen philoſophiſch befruchten, nicht ohne dabei die Schranken zu durchbrechen, welche der vielfach engherzige Standpunkt des Meiſters ſeiner Gedankenwelt gezogen hat, ſind Erbfeinde Hegel's von Anfang an. Die Männer der „vielen Realen" dürfen überhaupt kein einheitliches Princip in der Philoſophie dulden. Die neuen Theiſten, die Schule des jüngern Fichte, haben wol die Hegel'ſche Dialektik in ihre Beweisführungen mit aufgenommen; aber ſie vermeinen doch ſo weit über ihn hinaus zu ſein, daß für ſie die Kategorien Hegel's nur abgetragene Kinderſchuhe ſind.

Wo ſind alſo die Getreuen, die ſich um das verlaſſene Banner ſammeln? Sind es nur die wenigen Docenten auf den preußiſchen Hochſchulen, welche noch die Lehren Hegel's vortragen? Sind es vereinzelte Junghegelianer, wie Arnold Ruge, die noch immer das Syſtem in ihrer Weiſe commentiren? Sind es die Literarhiſtoriker und Kritiker, die noch mit Hegel's Maßſtäben zu meſſen lieben? Wohin iſt die Blütenzeit Hegel'ſcher Staatsphiloſophie, als jeder preußiſche Beamte mehr oder weniger vom Geiſte Hegel's durchdrungen ſein mußte, um bei ſeinen Examinatoren Gnade zu finden, wo der Anſpruch auf Bildung

nothwendig mit der Kenntniß des Hegel'ſchen Syſtems verknüpft ſein mußte? Wohin iſt jene zweite Epoche, in welcher die moderne Literatur vom Hegel'ſchen Geiſt durchdrungen war, wenn ſie auch die Acten ſeiner Philoſophie mit ſelbſtändiger Souveränetät veränderte, die Epoche der Jungdeutſchen und Junghegelianer, welche aus Hegel das Evangelium politiſcher und religiöſer Freiheit ſchöpften?

Es iſt wahr, die Antwort auf alle dieſe Fragen würde etwas von jener elegiſchen Reſignation athmen müſſen, welche darüber ſich ausſeufzt, daß die ſchönen Tage von Aranjuez vorüber ſind. Hegel iſt nicht mehr Mode. Aber hat er deshalb aufgehört, eine Großmacht des deutſchen Geiſtes zu ſein? Iſt er nur noch ein wunderlicher Alter vom Berge, deſſen Schrullen dem jüngern Geſchlecht ſehr komiſch vorkommen, deſſen Unbegreiflichkeiten ihm gleichgültig und nicht mehr der Löſung werth erſcheinen? Gehört er nur noch zum Kanonenfutter der Cultur- und Literaturgeſchichten, welche ihre Seiten à tout prix mit großen Männern füllen müſſen?

Auch dieſe Fragen dürfen verneint werden. Wer auf ſeine Nation einen ſolchen Einfluß ausgeübt hat, wie Hegel, der bleibt eine geiſtige Größe derſelben. Auch mißt ſich dieſer Einfluß nicht nach der Kenntniß, die jeder einzelne von den Schriften des Philoſophen hat. Durch hundert Adern und Aederchen hat ſich Hegel's Genius in unſerer ganzen Cultur verbreitet; ſeine in der Luft mehrerer Jahrzehnte liegenden Gedankenſtoffe haben ſich dem Geiſt der Nation in oft unmerklicher Weiſe infiltrirt; ſeine Anregungen, ſeine oft umgedachten Gedanken beleben die ſchöne Literatur, die Politik des Tags, die ganze Geiſteswelt der Gegenwart noch immer; die widerſtrebenden Gegner ſelbſt ſtehen unter ſeinen Einflüſſen; fremde Nationen, die Engländer, die Italiener, die Franzoſen, eignen ſich mit Eifer ſeine Geiſteswerke an. Seit der Kant'ſchen Philoſophie hat keine andere eine ſo weitreichende Bedeutung gewonnen, ſo die ganze Atmoſphäre des Jahrhunderts geſättigt. Von dieſem Standpunkte aus wird im Jahre 1870 die Säcularfeier Hegel's unternommen; von ihm aus hat Karl Roſenkranz ſeine neueſte Schrift: „Hegel als deutſcher Nationalphiloſoph" (Nr. 1) geſchrieben.

Roſenkranz, ein ausnehmend regſamer, faſt allſeitig gebildeter Denker, gehörte von jeher zu den eifrigſten Propagandiſten des Hegel'ſchen Syſtems und nahm, indem er daſſelbe gegen die Rechte wie gegen die Linke der Schule vertheidigte, ſeinen anerkannten Platz in der Mitte derſelben ein. Daß eine Fortbildung des Syſtems nicht außerhalb ſeiner Intentionen liegt, hat er mehrfach durch eigene ſyſtematiſche Schriften, die einen weitern Ausbau und theilweiſen Neubau des Syſtems bezwecken, bewieſen; aber gegen die Auslegungen reactionärer Dogmatik wie gegen die Kritik des fortſchreitenden Radicalismus hat er Hegel ſtets vertheidigt und ihm gleichſam die Bahn auf jener mittlern Linie angewieſen, welche in der Phyſik bei entgegenwirkenden Kräften durch das Parallelogramm der Kräfte bezeichnet wird. Auch in ſeinem neueſten Werk iſt dieſes Beſtreben unverkennbar; Roſenkranz war ſchon im Jahre 1844 in ſeinem „Leben Hegel's" als Biograph des Philoſophen aufgetreten. Die Verlagsbuchhandlung machte ihm den Vorſchlag, zur erſten Säcularfeier Hegel's eine Umarbeitung dieſer Biographie vorzunehmen. Hierzu konnte er ſich aber nicht entſchließen, weil dies Buch eine wahrhafte Biographie, ein ſtreng in ſich geſchloſſenes, wohlgeordnetes Ganzes iſt, das er durch eine Umgeſtaltung, die ſich tiefer, als es von ihm damals geſchehen konnte und durfte, auf die Kritik der Philoſophie Hegel's eingelaſſen hätte, nur verdorben haben würde. Er zog es daher vor, eine Schrift über Hegel als deutſchen Claſſiker abzufaſſen, zu welcher ihm Profeſſor Haym ſchon 1857 durch ſein Buch „Hegel und ſeine Zeit" die Anregung gegeben hatte, indem Roſenkranz das Bedürfniß fühlte, dieſer Anklageſchrift eine Vertheidigungsſchrift entgegenzuſtellen. Die jetzige Ausführung des Werks iſt indeß eine ganz ſelbſtändige und hat zum Leben Hegel's das Verhältniß einer Ergänzung; von dem biographiſchen Element nimmt ſie nur das auf, was zur Erklärung des literariſchen nothwendig iſt. Mit Haym's Buch hat ſie nichts mehr zu thun, obwol es einigemal erwähnt wird. Roſenkranz vertheidigt in dieſer Schrift Hegel nicht blos gegen Haym, ſondern gegen alle ſeine Gegner.

Das Werk iſt geiſtvoll und mit jener Eleganz geſchrieben, welche alle Werke von Roſenkranz auszeichnet, die aber hier beſonders berechtigt iſt; denn wir haben es hier mit einer Oraison funèbre, mit einer gleichſam monumentalen Verherrlichung des Philoſophen zu thun, die in das Piedeſtal ſeines Denkmals die ſäcularen Inſchriften ſchreibt. Der Beweis der nationalen Bedeutung darf hier den oratoriſchen Schwung nicht verſchmähen; das Facit eines großen Wirkens darf mit einer gewiſſen Begeiſterung gezogen werden, der Genius der Feſtrede muß eine derartige Säcularſchrift durchdringen. Ja, wir ſind im Gegentheil der Anſicht, daß die Abſchnitte, welche den Grundcharakter der Schrift am beſtimmteſten ausprägen, etwas zu ſehr gegen die kritiſche Entwickelung, die ſich an den äußern Lebensgang anlehnt, zurücktreten. Zu jenen Abſchnitten rechnen wir namentlich diejenigen, welche Hegel als Kritiker, als Stiliſten, ſein Verhältniß zu ſeinen philoſophiſchen Zeitgenoſſen, ſeine Stellung in der deutſchen Literatur, ſein Verhältniß zur Weltliteratur und die Zukunft ſeines Syſtems behandeln. Die Analyſe der einzelnen philoſophiſchen Werke, welche den eigentlichen Kern des Werks bildet, wird in der geiſtreich verſtändnißvollen Darſtellung von Roſenkranz ausnehmend viel dazu beitragen, einen meiſt nur aus zweiter Hand gekannten Philoſophen in weitern Kreiſen einzubürgern; aber ſie ſcheint uns, für den Zweck des Werks, hier und dort zu ſehr ins Detail zu gehen und dürfte in einzelnen Entwickelungen auch auf Widerſpruch ſtoßen. Hegel's Thätigkeit als Publiciſt und Zeitungsredacteur, als Gymnaſialdirector und Gymnaſialredner hat jedenfalls ihren Werth für die Biographie des Denkers, konnte aber füglich übergangen werden, wo es ſich um ſeine allgemeine nationale Bedeutung handelt. Der polemiſche Zug dagegen, der dem Werke von anderer Seite zum Vorwurf gemacht worden iſt, ſcheint uns ſeine volle Berechtigung zu haben. Hegel's Bedeutung als Nationalphiloſoph wird von den Gegnern auf das entſchiedenſte beſtritten, ſie muß ihnen abgekämpft werden Schritt für Schritt; was iſt da natürlicher, als daß der Vertheidiger zu einer kriegführenden

Macht wird? Daß die von Haym formulirten Anklagen, die aus der Stimmung einer ganzen Epoche hervorgegangen waren, ſtillſchweigend mit aufgenommen und widerlegt worden, liegt in der Natur der Sache; doch weit gewichtiger iſt das Beſtreben, Hegel über die andern hervorragenden Philoſophen, als den echten Erben Kant's, der gleichſam das Geſetz des königsberger Denkers erfüllt hat, herauszuheben, während in erſter Linie Schopenhauer, der in der Reihe zwiſchen Kant und ſich nur geiſtige Nieten erblickt, in zweiter Linie Herbart auf dieſe Erbſchaft entſchiedenen Anſpruch erheben. Der Kritik, mit welcher Roſenkranz die andern philoſophiſchen Großmächte der Deutſchen herunterzudrücken ſucht, damit Hegel ſich eine Kopfeslänge über dieſelben erhebe, fehlt es nicht an Schärfe und vielfach einleuchtender Begründung. Die Prioritätsſtreitigkeiten mit Schelling, auf welche Roſenkranz hier wiederum zurückkommt, gehören mehr in die Biographie Hegel's als in dieſe mit bengaliſcher Flamme beleuchtete Apotheoſe des „Claſſikers". Im übrigen wirft Roſenkranz Schelling den fortwährenden Wechſel der Standpunkte, den Mangel an Einheit in ſeiner erſten Philoſophie, in ſeiner zweiten bei allem Tiefſinn eine grübleriſche Phantaſtik vor; er rühmt in der Philoſophie der Mythologie und der Offenbarung großartige Conceptionen, glänzende Schilderungen, nennt aber die ganze Arbeit eine verfehlte, weil in dieſer Theogonie, welche das Werden Gottes in der Menſchheit darſtellen will, die Thatſachen der Geſchichte durch die vorausgeſetzten, unzulänglichen Kategorien einer geſchraubten Metaphyſik erklärt werden. Das gnoſtiſche Syſtem Baader's, des antirevolutionärſten Philoſophen, wird von Roſenkranz mit treffenden Wendungen charakteriſirt; er hebt hervor, daß ſeine Naturphiloſophie durch die Theologie corrumpirt iſt. Iſt es doch Baader's Princip, daß in Gott die Natur urſprünglich eine ganz andere geweſen ſei, als ſie jetzt in ihrer empiriſchen Exiſtenz nur iſt, daß die Urſache dieſer Veränderung im Böſen liege. Die gegenwärtige Natur iſt nicht mehr res integra, ſie iſt brandig, mit ihren Vulkanen, Stürmen, Paraſitenpflanzen und Paraſitenthieren, Krankheiten, Gletſchern, Wüſten ein Werk der gefallenen Größe. Dagegen hebt Roſenkranz hervor, daß das, was Baader das Irritirende, das Widergöttliche, das Infernale in der Natur nennt, mit dem Rationalen ſo eng verflochten iſt, daß es von ihm nicht getrennt werden kann. Von Krauſe meint Roſenkranz, daß ſeine ganze praktiſche Philoſophie von dem ſublimirten Geiſt der maureriſchen Aſſociation durchzogen ſei. In ihrem Gehalt ſei ſie nicht originell genug und in der Form zu geſchmacklos und ſonderlinghaft, als daß ſie auf die Nation eine lebendige, mehr als vorübergehende Wirkung zu üben vermocht hätte. Die Herbart'ſche Philoſophie kritiſirt Roſenkranz mit großer Schärfe, wie ja auch die Herbartianer gegen das Hegelthum einen permanenten Krieg führen; er hebt ihre Lücken, den Mangel einer Naturphiloſophie hervor, nennt ſie eine durch und durch künſtliche Welt, die man als ein merkwürdiges Product menſchlichen Scharfſinns bewundern könne, die aber unfähig ſei Gemeingut einer Nation zu ſein. Er faßt die Gründe, weshalb ſie keine univerſelle Bedeutung erlangen könne, in folgender Weiſe zuſammen:

1) Weil ſie in ihrem Princip, der Hypotheſe der realen Weſen, zu myſteriös und unbeſtimmt iſt; 2) weil das Princip in der Ausgeſtaltung der beſondern Wiſſenſchaften latent bleibt, mithin eine ſyſtematiſche Organiſation nicht erreicht wird; 3) weil die Intelligenz des Menſchen zu einem mechaniſchen Proceß der Vorſtellungen degradirt und die über alle Vorſtellungen hingreifende Macht der ſubjectiven Freiheit vergeſſen wird; 4) weil Herbart in der praktiſchen Philoſophie die Freiheit des Willens als autonomiſche leugnet, die ja die Aufnahme der Motivation nicht, wie er irrig glaubte, hindert; 5) weil er zwar von der Nothwendigkeit des religiöſen Glaubens an vielen Orten ganz unzweideutig ſpricht, ſich aber gegen eine genaue Beſtimmung des Begriffs Gottes in der Religion mit ſcheuer Vorſicht ablehnend verhalten hat.

Die praktiſche Philoſophie Herbart's erſcheint uns indeß zu wegwerfend behandelt; ſie hat große Vorzüge vor der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie. Man mag die Willkür einzelner Beſtimmungen zugeben; aber ihre ſociale Tragweite iſt größer.

Schopenhauer's Syſtem, welches Roſenkranz ein Aggregat von geiſtreichen Anſichten nennt, in dem er den claſſiſchen Ausdruck des Ekels an aller Philoſophie findet, wird ebenfalls aufs ſchärfſte kritiſirt. Die Domäne Schopenhauer's iſt dieſer Kritik zufolge das Geiſtreiche, aber das Geiſtreiche genüge nicht, wo es ſich um den Beweis der Wahrheit handelt. Wie Herbart wird auch Schopenhauer auf Grund von fünf Anklagepunkten des philoſophiſchen Throns entſetzt. Gleich der erſte Punkt iſt uns indeß nicht einleuchtend. Schopenhauer ſoll das Wort „Wille" in einem Umfang gebrauchen, der ihm gar nicht zugeſtanden werden könne. Wille ſei nur bei denkenden, ſelbſtbewußten Subjecten möglich; Schopenhauer verſtehe darunter Bewegung, natürliche Selbſtgeſtaltung, Trieb, und verfälſche das Wort. An einer andern Stelle nimmt Roſenkranz Hegel in Schutz, wenn er von dem vorgefundenen Sprachgebrauch abweicht. Er habe dann immer ein Bewußtſein über ſeine Neuerung und bemühe ſich, dieſelbe zu motiviren. Wenn er ſich einmal über den Sinn des neuen Terminus ausgeſprochen, warum ſolle es ihm dann nicht geſtattet ſein, ihn der Kürze halber zu gebrauchen. Wir meinen, was dem einen recht, iſt dem andern billig. Schopenhauer erklärt ſeinen Begriff des „Willens" und hat alſo das Recht, ihn in dem einmal angenommenen Sinne anzuwenden. Es handelt ſich freilich dabei nicht um bloße Terminologie, ſondern um ein philoſophiſches Princip: Roſenkranz behauptet, zum Willen gehört die Vorſtellung; Schopenhauer ſagt, der Wille ſteckt ſich auf ſeinen höhern Stufen die Intelligenz wie eine Laterne an, um ſich beſſer in den complicirten Verhältniſſen zurechtfinden zu können. Das iſt ein tiefer principieller Widerſpruch, der nicht durch die Kritik eines Worts gelöſt werden kann. Wir vermiſſen übrigens in allen dieſen Punkten eine Würdigung von Hartmann's „Philoſophie des Unbewußten", welche über viele ein neues Licht verbreitet. Schließlich faßt Roſenkranz alle Punkte zuſammen, welche die Superiorität Hegel's über ſeine Nebenbuhler ſichern:

1) Daß er in der geſammten Philoſophie den Zuſammenhang mit Kant feſtgehalten; 2) daß er eben deswegen den Begriff der Vernunft, das ſeiner Wahrheit ſelbſtgewiſſe Denken, als Princip an die Spitze geſtellt und weiterhin durchgeführt hat; 3) daß er, wozu keiner jener Philoſophen gekommen, eine vollſtändige Philoſophie der Natur entwickelt und ihr eine feſte

Stellung inmitten seines Systems gegeben hat; 4) daß der Begriff des Geistes, der den der Vernunft und der Natur in sich aufhebt, durch die Unterscheidung in den subjectiven, objectiven und absoluten zum ersten mal einheitlich und übersichtlich organisirt ist. Die Unbestimmtheit und Unsicherheit, die bis auf Hegel in dieser Sphäre herrschte, hat an jener Unterscheidung nunmehr für immer einen klaren terminus a quo gefunden. 5) Die Kritik der historischen Philosophie, deren Unruhe bei jenen Philosophen so oft den Fluß der dialektischen Continuität durchbricht, ist von Hegel in seiner „Geschichte der Philosophie" zu einem Moment des Systems selbst als die Geschichte des denkenden Selbstbewußtseins gemacht worden, das sich seiner immanenten Genesis aus dem Proceß der Weltgeschichte erinnert. 6) Hegel hat den Unterschied zwischen der Philosophie und den positiven Wissenschaften insofern aufgehoben, als er die Philosophie selbst durch die Dialektik zu einer methodischen, lehr- und lernbaren Wissenschaft gemacht und die Totalität des Wissens nicht nur in einem allgemeinen encyklopädischen Zusammenhange, vielmehr auch jede Wissenschaft für sich in ihrer Besonderheit dargestellt hat. 7) Die Weltanschauung Hegel's schließt sich innerlich derjenigen an, die von Lessing und Winckelmann, Kant und Herder, Goethe und Schiller bei uns begründet worden, während die jener andern Philosophen durch Excentricitäten, ja Abnormitäten, mehr oder weniger aus derselben herausschwankt. Dieser Zusammenhang ist nun auch der Grund, weshalb die Darstellung des Hegel'schen Systems sich in Sprache und Stil am innigsten der unserer großen Classiker als eine selber classische anschließt, durch welche die philosophische Anlage der deutschen Nation bisjetzt zur höchsten Form ihrer Entwickelung gelangt ist.

Noch eine ergänzende, der Gegenwart besonders naheliegende Parallele bringt die Vorrede. Wir haben vor kurzem eine Humboldt-Feier gehabt; wie stellt sich die Hegel-Feier zu dieser? Für einen geistreichen Vergleich zwischen Hegel und Humboldt besitzt Rosenkranz das erforderliche Rüstzeug. Auch enthalten die wenigen Seiten, die er dem großen Naturforscher widmet, manches Neue, was wir in den officiellen Lobreden desselben vermissen. Er nennt ihn als Reisenden den deutschen Herodot Amerikas, als Mann der Wissenschaft den deutschen Demokrit. Den ersten Theil des Humboldt'schen „Kosmos" nennt er ein empirisches Gemälde der Natur, wie der platonische „Timäus" ein speculatives Gemälde derselben sei; der zweite Band enthalte noch geistvolle Blicke und anmuthige Schilderungen, während sich die spätern in unfruchtbares Detail verlieren. Rosenkranz nennt es eine ungerechte Beeinträchtigung der Verdienste Humboldt's, immer nur bei seinem „Kosmos" stehen zu bleiben, statt seiner andern Arbeiten in gleichem Maße zu gedenken. Noch seltsamer sei es, wenn man ihn dadurch zu verherrlichen meine, daß man ihm eine Verachtung der Philsophie andichte, die er nie besessen habe. Rosenkranz gibt überzeugende Beweise, wie eingehend sich Humboldt mit philosophischen Studien beschäftigt hat. Dann geht er über zu der Parallele, die wir oben ankündigten:

Zwischen Humboldt und zwischen Hegel bestand gar kein persönliches Verhältniß. In der Geschichte der deutschen Prosa aber haben sie eine Beziehung zueinander. Die descriptive Prosa der Naturschilderung wurde von Humboldt zu classischer Eleganz fortgebildet; während Hegel die dialektische Prosa der speculativen Erkenntniß zwar nicht zur Eleganz, wol aber zur plastischen Kraft erhob. Größe der Conception, schöne Gliederung der Composition, sorgfältige Besonnenheit der Detailausführung, prägnanter Ausdruck des Einzelnen, sodaß die männliche Würde der Sprache auch in der Region des abstracten Begriffs eine gewisse Anschauung nicht verliert, endlich Innigkeit des philosophischen Pathos, das ist die Charakteristik des Hegel'schen Stils. Es werden andere Zeiten, andere Zustände der Cultur kommen. Es werden andere Naturforscher, andere Philosophen ihre Zeitgenossen mit ihren Entdeckungen und Gedanken beschäftigen. Wenn in spätern Jahrhunderten, wie Macaulay prophezeit hat, die Brücken über die Themse von neugierigen Reisenden als Ruinen werden besucht werden, wie, möchte ich hinzusetzen, jetzt etwa die Reste der 40 Brücken, die einst über den schönen Phasisstrom des Goldlandes Kolchis führten, das nun wieder mit Urwäldern bedeckt ist, dann wird man an Humboldt und Hegel so zurückdenken, wie wir an Columbus und Baco von Verulam. Dann aber wird man auch einsehen, daß der „Kosmos" das eine und die „Encyklopädie" das andere Extrem sind, die von einer gemeinschaftlichen Einheit getragen werden. Wenn jener liebevoll an die äußere Form der Erscheinung in ihrer ganzen Breite sich anschmiegt, so gräbt sich diese mit entschlossenem Muthe in das innere Wesen der Phänomene ein. Die mit einer gewissen Lockerheit sich häufende Beschreibung und die mit streng logischer Bündigkeit sich organisirende Systematik ergänzen einander.

Wie wir sehen, kommt Rosenkranz immer auf den Stilisten Hegel zurück, um ihm einen Platz unter den Classikern deutscher Prosa zu sichern. Hier wird er auf den Hauptwiderspruch stoßen; denn gerade der Stil Hegel's erfreut sich als dunkel, verworren, schwerfällig nicht des besten Rufs. Rosenkranz rühmt die Deutschheit seiner Terminologie, vertheidigt sie gegen die Anklage des Jargon, nennt sie die einzig classische, weil sie als eine sorgfältig gewählte, einfache, geschmackvolle durch das ganze System gleichmäßig hindurchgeführt sei. Bezeichnend ist sie jedenfalls, geschmackvoll aber können wir das Ansichsein, das An-und-für-sich-sein u. s. w. nicht gerade finden. In der Periodologie rühmt Rosenkranz die einfachen Constructionen von positiver dogmatischer Form und den methodischen Gang, der sich im Periodenbau spiegelt. Die Composition nennt er classisch, die Ausführung geschmackvoll und vertheidigt Hegel's Schreibart gegen den Vorwurf, ein speculatives Abracadabra zu sein, das kaum der eingeschulte Mystagog verstehen könne.

Es ist keine Frage, daß Hegel's Stil sich durch originelle Kraft des Ausdrucks und eine oft höchst kühne und doch bezeichnende Bildlichkeit auszeichnet. Namentlich in der „Phänomenologie" fehlt es nicht an Offenbarungen des Gedankens in der Gestalt dichterischen Schwungs, in der Form der prophetischen Geste. Sein Stil hat Muskeln; aber er verräth auch die Anstrengung des geistigen Turnens. Er ist eine fortwährend geistige Arbeit, die nur selten zur classischen Klarheit durchdringt. Es gibt in der „Phänomenologie" und „Logik" Stellen, die das Nonplusultra von abstruser und schwerverständlicher Gedankenspinnerei sind und die in der That einen abschreckenden Eindruck machen. Dies zeigt sich namentlich bei einigen forcirten Uebergängen durch die Défilés des Gedankens, wo die dialektische Methode eine Vermittelung verlangte, mochten die Begriffe auch dabei biegen oder brechen. Auch glauben wir oft einem Lustgefecht der Begriffsschatten beizuwohnen, der sich ins Bodenlose verliert und wo die sprachlichen Leiber ganz ins Schemenhafte zerrinnen. Dagegen gibt es in allen Schriften Hegel's zahlreiche Abschnitte, in denen sich eine unnachahmliche Prägnanz des Stils, Größe der Gedanken in entsprechendem Ausdruck ausgeprägt, schwunghafte Bewegtheit der Darstellung und jene stilistischen Treffer finden, die sich weiter forterben und in den Sprach- und Gedankenschatz der Nation übergehen.

Man kann daher Rosenkranz beistimmen, wenn er, die Stellung Hegel's in der deutschen Literatur erörternd, sagt:

Wie auf Klopstock's Vorgang in der deutschen Poesie, so folgte auf Kant in der deutschen Philosophie eine Sturm- und Drangperiode, deren Thyrsusschwinger Fichte und Schelling waren. Und wie jene sich in Goethe zur idealen Composition beruhigte und verklärte, so diese in den Werken Hegel's, der den Schluß jener classischen Epoche ausmacht. Die Sprache Hegel's ist mit allen Elementen gesättigt, welche das deutsche Volk von der Mystik des Mittelalters an bis zur Aufklärung durchlaufen war. Sie hat von unsern großen Dichtern, Historikern und Naturmalern die Kunst der Beschreibung aller möglichen Gegenstände und Zustände gelernt, sodaß sich ihr nichts versagt. Einfach, anspruchslos, ruhig, wie es der Wissenschaft geziemt, dringt sie unwiderstehlich in alle Gebiete. Der ganze Wortvorrath der deutschen Zunge wird in ihr lebendig. Von der Goethe'schen und Schiller'schen Dichtung hat sie einen poetischen Hauch überkommen, der die Phantasie neben dem Verstande zu ihrem Recht gelangen läßt. Kant hatte auch eine außerordentliche Phantasie, theils reproductiv, theils productiv, letzteres aber nur in einzelnen Vergleichen und im heitern Witz, in dessen naivem Spiel er glänzte. Bei Hegel war aber eine wirklich poetische Intuition vorhanden, die sich in seiner gesammten Composition fühlbar macht, und von welcher die originellen und großartigen Verbildlichungen sowie die kecken humoristischen Wendungen, die bei ihm mitten aus der abstracten Dialektik hervorbrechen, nur ein untergeordnetes Moment sind.

Die Entwickelungen, welche Rosenkranz von den einzelnen Werken Hegel's gibt, können wir hier nur mit wenigen Bemerkungen begleiten; sie sind sehr interessant, lehrreich und namentlich empfehlenswerth für alle, denen diese Werke bisher fremd geblieben sind. Der Standpunkt ist fast durchweg der apologetische. Nur in einzelnen Disciplinen, wie in der „Aesthetik", beiläufig vielleicht der einflußreichsten von allen, wird auf die nothwendige Ergänzung durch eine „Aesthetik des Häßlichen" hingewiesen, die ja Rosenkranz selber ausgearbeitet hat. Am schwierigsten fällt wol die Vertheidigung der „Phänomenologie" gegen den Vorwurf, „daß sie eine durch Geschichte verwirrte Psychologie, eine durch Psychologie zerrüttete Geschichte sei, daß sie den Begriff der Wissenschaft durch historische Elemente versetzt und verunreinigt habe". Rosenkranz sagt:

Gegen diesen mit so vieler Emphase von jeher vorgebrachten Einwurf ist zunächst zu erinnern, daß Hegel innerhalb der „Phänomenologie" nirgends den Namen eines Philosophen oder den eines Volks, einer Begebenheit nennt. Er selber läßt sich jeden Standpunkt in seiner relativen Absolutheit charakterisiren. Nichtsdestoweniger ist es unverkennbar, daß er oft ganz bestimmte geschichtliche Erscheinungen ins Auge faßt. Nimmt er sie aber zufällig auf, wie wir etwa irgendein Beispiel auswählen, einen abstracten Satz durch eine concrete Vorstellung zu verdeutlichen? Keineswegs, sondern wir sehen, daß er diejenige Erscheinung fixirt, die in der Weltgeschichte als der classische Typus des Standpunktes gelten kann, der geschildert werden soll. Er entnimmt aus ihm die Farben, weil sie die zutreffendsten, die ausdrucksvollsten sind. Die eigenthümliche Verschmelzung dieser im Hintergrund stehenden Anschauung mit dem im Vordergrund stehenden Begriff der besondern Stufe des Bewußtseins erzeugt jenen außerordentlichen Reiz der Darstellung, welchen die „Phänomenologie" von jeher auf Gemüther geübt hat, die gebildet genug waren, ihn zu genießen.

Dieser Entgegnung zufolge dient das Geschichtliche nur dazu, die einzelnen Stufen des fortschreitenden Bewußtseins zu illustriren. Es ist dies indeß nur dieselbe Fiction, welche der Selbstbewegung des Begriffs zu Grunde liegt. In Wahrheit steht die historisch gegebene Anschauung nicht im Hintergrunde, sondern aus ihr erst gestaltet der Philosoph die verschiedenen Stufen des Bewußtseins. Das Hereinspielen des historischen Moments in das begriffliche rückt die Phänomene in ein gewisses Zwielicht.

Klarer, durchsichtiger, trotz einzelner Verdunkelungen, ist die „Logik", ein Krystallpalast des Begriffs, von schönster Architektonik, trefflichen Dimensionen, gediegener Fügung, vielleicht das speculative Meisterwerk der Neuzeit. Mit Recht hebt Rosenkranz die Eleganz hervor, mit der sie ihre Probleme behandelt: „Die Kunst, mit welcher Hegel den Begriff behandelt hat, ist noch wenig gewürdigt worden." Ueber das Wesen und Unwesen der Hegel'schen Methode gibt Rosenkranz treffende Auskunft.

Am wenigsten genügen, trotz einzelner glänzender Partien, Hegel's „Rechts- und Religionsphilosophie" der Gegenwart. Rosenkranz vertheidigt den tiefen Begriff, daß Hegel im Staat die realisirte Sittlichkeit erblickt, gibt aber viele Außenwerke des Systems preis, nennt die ganze Eintheilung des Rechts unvollkommen u. s. w. Auch macht er darauf aufmerksam, wie der Fortschritt der Zeit Hegel in gar manchen Punkten, z. B. in der politischen Bildung der Massen, thatsächlich überflügelt hat. In der That ist die von Hegel verworfene politische Atomistik in dem jetzt in ganz Europa geltenden allgemeinen directen Wahlrecht zu einer thatsächlichen Geltung gekommen, deren Berechtigung der Philosoph jetzt hätte begründen müssen.

Hegel's „Psychologie" wird von Rosenkranz überschätzt; auf diesem Gebiete sind seit Hegel große Fortschritte gemacht worden. In Bezug auf die „Religionsphilosophie" nimmt Rosenkranz eine apologetische Stellung ein; er sucht wie immer den Hegel'schen „Theismus" hervorzukehren. Eine Concordanz der Hegel'schen Anschauungen auf diesem Gebiete ist schwer. Die Grundanschauung liegt unverkennbar in den Schlußkapiteln der „Phänomenologie" ausgesprochen, in denen er behauptet, daß die Religion die Wahrheit in der Form der Vorstellung habe, das absolute Wissen aber erst in der entsprechenden Form des Begriffs. Rosenkranz beruft sich zur Erläuterung wesentlich auf die „Religionsphilosophie"; doch mit dieser Berufung muß man vorsichtig sein. Hegel's Religionsphilosophie ist speculative Kritik der gegebenen Dogmen; nur in seinen großen selbständigen Werken findet man die von diesen unabhängige Anschauung des Denkers. Das Christenthum erscheint als die absolute Religion; deshalb müssen alle seine Dogmen einen vernünftigen Inhalt haben, wenn man sie der Form der Vorstellung entkleidet. Daß man diese Form aber nicht ohne Gefährdung des Inhalts selbst von ihm losscheiden kann, das beweist wol die speculative Fassung der Dreieinigkeit, welche einen Glaubensartikel in ein logisches Schema auflöst oder höchstens in philosophische Systematik. Für den Gläubigen liegt aber die Beseligung gerade in der Vorstellung, in dem Bilde, welches das Gefühl erwärmt. Eine wahre Religionsphilosophie muß nicht das Dogma in logischen Begriff auflösen, das ist nur eine neuplatonische Spielerei. Sie muß eine Kritik des Gefühls und der Phantasie geben, welche die Dogmen schafft — und das war die nothwendige Ergänzung, welche in Feuerbach's religionsphilosophischen Studien liegt. Die Vernunft kann die Dogmen der Religion niemals decken —, dagegen lehnt sich der alte Protest auf: Credo, quia absurdum est. Die Religionsphilosophie ist in Hegel's

Gedankenwelt nur ein Accessorium, weil sie sich an Gegebenes anlehnt. Man darf aus ihr keine Waffen entnehmen, um Hegel's Weltanschauung im ganzen und großen zu kennzeichnen, und ist eine Concordanz zwischen ihr und den andern Werken unmöglich, so müssen wir den Schwerpunkt des Systems in den letztern suchen.

Flüchtig geht Rosenkranz über die „Naturphilosophie" hinweg, da er dieselbe früher zum Gegenstand einer selbständigen Schrift gemacht hat (Nr. 2). Die Naturphilosophie Hegel's ist am meisten in Verruf; theils verwickelt man sie in den Sündenfall der in geistreich schimmernden Analogien sich ergehenden Schelling'schen Naturphilosophie; theils klagt man sie eigener grober Verstöße gegen die thatsächliche Wahrheit der Naturwissenschaften an. Das letztere nur dann mit Recht, wenn sie bereits erkannte Wahrheiten ignorirt. Spätere Entdeckungen vorauszuwissen, ist für den Philosophen unmöglich; er erhebt die Wirklichkeit in den Begriff, soweit die Zeitgenossen sie beherrschen. Freilich spielt das Reich des Zufälligen, das sich gegen den Begriff sträubt, in der Natur eine große Rolle, und der Philosoph geräth in Gefahr, dort Nothwendigkeit zu suchen, wo nur der Zufall herrscht. Hegel selbst sagt: „Die Würde der Wissenschaft muß man nicht darein setzen, daß alle mannichfaltigen Gestalten begriffen, erklärt seien, sondern man muß sich mit dem begnügen, was man in der That bisjetzt begreifen kann. Es gibt vieles, was noch nicht zu begreifen ist, das muß man in der Naturphilosophie zugestehen." Wenn Hegel die irrthümlich vor Entdeckung der Planetoiden in unserm Planetensystem angenommene Lücke begrifflich zu erklären sucht, so hat man ihm daraus einen großen Vorwurf gemacht und von diesem schwachen Punkt aus seine ganze Philosophie zu erschüttern geglaubt. Mit Unrecht! Thatsachen kann der Philosoph nicht aus dem Aermel schütteln; das empirische Wissen kann er nur aufnehmen, nicht ersetzen. Wenn er einen Irrthum in den Thatsachen, der zu seiner Zeit noch Geltung hat, begrifflich hypostasirt, so ist seine Schuld dabei eine geringe, und es bleibt immer das Streben die Hauptsache, Vernunft in der Natur zu suchen und zu enthüllen. Die Schelling'sche Schule verwechselte das Geistreiche mit dem Wahren; die heutigen Physiker erklären die Erscheinungen häufig durch Hypothesen und abstracte Begriffe, denen die logische Nothwendigkeit fehlt. Hegel war auf dem rechten Wege auch in der Naturphilosophie, und es ist erfreulich, daß ein ausländischer Philosoph wie Véra dieselbe sich aneignet und so klar und eingehend commentirt.

August Véra ist, wie wir von Rosenkranz erfahren, am 4. Mai 1817 zu Amelia in der Provinz Umbrien geboren und lebt gegenwärtig als Professor der Philosophie in Neapel. Seine Doctordissertation war (1845): „De Platonis, Aristotelis et Hegelii de medio termino doctrina." Im Jahre 1840 schon hatte er einen Artikel über die Logik von Hegel in der „Revue de Lyon" geschrieben. Im Jahre 1855 gab er seine „Introduction à la philosophie de Hegel" heraus und versuchte es, den Engländern in englischer Sprache durch seine Schrift: „Inquiry into speculative and experimental science", Geschmack für die Hegel'sche Philosophie beizubringen. Im Jahre 1859 gab er eine Uebersetzung und Commentirung der Hegel'schen „Logik" heraus: „Logique de Hegel, traduite pour la première fois et accompagnée d'une introduction et d'un commentaire perpetuel." Er legte darin den Text der Hegel'schen „Encyklopädie" zu Grunde und fügte demselben Erläuterungen aus Hegel's großer dreibändiger „Logik" und eigene Aufklärungen bei. Rosenkranz sagt von dieser Schrift:

> Man muß bedenken, was es heißt, Hegel ins Französische zu übersetzen, um das ganz außerordentliche Sprachtalent Véra's nach Verdienst zu würdigen. Aber auch nur einem Manne, der so tief wie er in Hegel's Gedanken eingedrungen ist, der sich so ganz in ihn hineingelebt hat, konnte dies Wagniß mit solchem Erfolg glücken. Es klingt vielleicht sonderbar, allein es ist buchstäblich wahr, daß Hegel's Gedanken in dem französischen Ausdruck oft an Deutlichkeit gewonnen haben, was sie an Originalität der deutschen Sprachwendungen einbüßen mußten. Die französische Sprache zwingt unerbittlich zur logischen Ordnung des Satzes. Der Verstand kann sich im Französischen nicht verleugnen, auch wenn er es möchte. Die Folge davon ist allerdings eine große Einförmigkeit des Periodenbaues, die aber dem Verstande günstig ist, weshalb ja auch die neuere Diplomatie, nachdem die lateinische Sprache für sie in Abgang gekommen war, die französische zu ihrem Instrument machte. Wer jetzt noch klagen sollte, daß er Hegel in der deutschen Sprache nicht zu verstehen vermöge, dem kann man nunmehr Véra's Uebersetzung empfehlen. Diese muß er verstehen, versteht sich, wenn er den zu philosophischer Erkenntniß überhaupt nöthigen Verstand mitbringt.

Im Jahre 1863—65 brachte er die Uebersetzung und Commentirung von Hegel's „Naturphilosophie" zu Stande: „Philosophie de la nature de Hegel, traduite pour la première fois et accompagnée d'une introduction et d'un commentaire perpetuel" (3 Bde., Paris 1863—66). Diese Uebersetzung und die geistreiche Einleitung Véra's veranlaßten Rosenkranz zu seiner Schrift, welche die verkannte Bedeutung der Hegel'schen Naturphilosophie in das rechte Licht zu setzen sucht, einzelne Punkte, namentlich die Theorie der Farbe, eingehend im Goethe-Hegel'schen Sinne erörtert, dann einige Bedenken gegen Hegel und Véra ausspricht und eine systematische Organisation der Naturwissenschaften etwas abweichend von dem Hegel'schen Grundplan versucht.

Wir werden uns freuen, wenn das Jahr 1870 beweist, daß Rosenkranz nicht unrecht hatte, Hegel einen Nationalphilosophen zu nennen, insofern die Theilnahme der Nation an der Säcularfeier des Denkers ihm dies Diplom in vollgültiger Weise ausstellt.

Rudolf Gottschall.

Zur Kunstwissenschaft.

(Beschluß aus Nr. 51.)

3. Kunsthistorische Studien von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Die hier von Lübke zu einem umfangreichen und gehaltvollen Buche zusammengestellten Arbeiten sind ihrer Entstehung und Haltung nach zwiefacher Art. Die meisten derselben gehören jenen Darstellungen an, welche nicht sowol den Ausbau der Wissenschaft als solcher, sondern zunächst die Belehrung und Bildung des für den Fortschritt der Wissenschaften sich interessirenden Publikums bezwecken und demselben einzelne Partien aus dem Gesammtgebiet derselben in Form populärer Vorträge oder Zeitschriftenartikel leichter zugänglich zu machen suchen; die übrigen, der Zahl nach drei, sind „Studien" im ursprünglichen Sinne des Worts, d. h. Mittheilungen selbständiger kunsthistorischer Forschungen, allerdings auch in eine jedem Gebildeten zugängliche Form eingekleidet, aber doch nicht blos für diesen Zweck, sondern um einer Erweiterung der Kunstgeschichte als solcher willen geschrieben und daher auch für den Fachmann von Wichtigkeit. In die erste Kategorie fallen zunächst drei Aufsätze biographisch-charakteristischen Inhalts, in denen uns das Leben und Wirken dreier Koryphäen aus der Blütezeit der italienischen Kunst, nämlich das Michelangelo Buonarotti's, Tizian Vecellio's und Paolo Veronese's, geschildert werden; sodann zwei verwandte Artikel, welche „Die moderne berliner Plastik" und „Cornelius" zum Gegenstande haben; ferner ein Essay unter dem Titel: „Die Frauen in der Kunstgeschichte", und endlich ein Ausschnitt aus der Geschichte der Architektur: „Der gothische Stil und die Nationalitäten." Arbeiten der letztern Art sind: „Eine Reise nach Mecklenburg", welche eine Beschreibung und Würdigung der zu Schwerin, Wismar, Dobberan und Rostock befindlichen, für die Kunstgeschichte wichtigen Bauwerke aus alter und neuer Zeit enthalten, und zwei Aufsätze, welche die Geschichte der Kunstindustrie in der Schweiz betreffen, nämlich: „Die alten Oefen der Schweiz" und „Die alten Glasgemälde der Schweiz".

Die Charakteristiken der drei italienischen Meister sind mit allgemein ansprechender Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschrieben, und sind trefflich geeignet, dem Leser vom eigentlichen Kern und Wesen dieser Künstler wie von ihren Lebensschicksalen und Leistungen in weder allzu weitem, noch allzu engem Rahmen ein wahrheitsgetreues, aus unbefangener Anschauung hervorgegangenes Bild zu liefern. Insbesondere empfehlen sie sich dadurch, daß sie in allem erkennen lassen, daß sie nicht aus der Feder eines in seiner Anerkennung oder Verwerfung leicht zu weit gehenden Specialisten, sondern aus der eines Autors geflossen sind, der, wie wenig andere, mit freiem Ueberblick die gesammte Kunstgeschichte beherrscht und von einem universellen Standpunkte aus besonders dazu qualificirt ist, auch das einzelne ebenso wol in seiner Größe wie in seiner Begrenztheit aufzufassen. Wenn gleichwol die Darstellung hier und da mehr eine enthusiastische als kritische Färbung annimmt, so ist dies theils durch die hohe Bedeutung der geschilderten Meister gerechtfertigt, theils in dem Umstand begründet, daß die Aufsätze ursprünglich als Text zu einem photographischen Album geschrieben sind, bei dem es vor allem darauf ankam, im Leser Liebe und Verständniß für die von ihnen mitgetheilten Werke zu erwecken. Gleich vorurtheilsfreien Urtheilen begegnen wir in den Arbeiten über die Repräsentanten der modernen berliner Plastik (Gottfried Schadow, Tieck, Rauch, Drake, Rudolf Schadow, Wredow, Bläser, Kiß, Kalide, A. Bischer, Schievelbein, Wolff, Wichmann, Begas, Rietschel u. s. w.) und den Altmeister der neuern deutschen Malerei, Cornelius. In Betreff des letztern bezeugt der Autor dies unter anderm dadurch, daß er trotz der Verehrung, die er dem Meister um der Größe und Erhabenheit seiner Intentionen und Compositionen willen zollt, gleichwol über die coloristischen Leistungen desselben in unbeschönigter Weise seine Misbilligung ausspricht.

Ueber „Die Frauen in der Kunstgeschichte", sofern man darunter diejenigen versteht, welche sich selbstthätig an der Entwickelung der bildenden Künste betheiligt haben, hat und weiß der Autor nicht viel zu sagen. Aus einem kurzen Ueberblick, den er über ihre Leistungen in der Architektur, Sculptur und Malerei gibt, geht hervor, daß dieselben im großen und ganzen nicht hoch anzuschlagen sind. Er beklagt dies nicht. Solange sie vortreffliche Töchter, Gattinnen und Mütter seien, meint er, sei es leicht zu verschmerzen, wenn sie keine Rafaels und Michelangelos werden. Nichtsdestoweniger erkennt er die hohe und weitgreifende Bedeutung, welche die Frauen für die Kunstgeschichte besitzen, aus vollem Herzen an; doch versteht er darunter „nicht die Frauen, welche gemalt haben, sondern die, welche sich haben malen lassen". „Das — fährt er fort — scheinen mir die wahren Frauen in der Kunstgeschichte, die Licht- und Glanzpunkte, ohne welche alles ein graues Einerlei bliebe, ohne welche nie einem Künstler die Erscheinung der Schönheit aufgegangen wäre." Diese Frauen bilden denn auch das eigentliche Thema dieses Aufsatzes; doch beschäftigt sich der Verfasser weniger mit den wirklich historischen Repräsentantinnen des weiblichen Geschlechts, sofern sie von der Kunst dargestellt sind, als vielmehr mit den in den verschiedenen Kunstepochen den Künstlern vorschwebenden „weiblichen Idealen", und auch von diesen führt er die der alten Kunst nur in ganz flüchtigen Andeutungen an uns vorüber, ja schließlich beschränkt er sich auch bezüglich der mittelalterlichen und modernen Frauenideale auf eine Beleuchtung des speciell christlichen Ideals, sodaß eigentlich eine Uebersicht über die Entwickelungsstufen in der Darstellung der Madonna den Hauptgegenstand der Betrachtung bildet. Der Inhalt dieses Aufsatzes entspricht also seinem Titel nur in sehr beschränkter Weise.

Die Abhandlung: „Der gothische Stil und die Nationalitäten", enthält eine lehrreiche Zusammenstellung und Charakteristik der wesentlichen Modificationen, welche die gothische Architektur unter dem Einfluß der verschiedenen Nationen, die besonders an der Ausbildung dieses Stils mitgearbeitet haben, erfahren hat. Nur in Einem Punkt vermögen wir hier dem Verfasser nicht ganz beizustimmen.

Auf Grund einzelner Thatsachen, z. B. daß selbst Juden und Mauren in gothischem Geschmack gebaut haben, bezeichnet er es als eine moderne Schwärmerei, wenn manche geneigt seien, in der Gothik die ausschließliche Verkörperung specifisch-christlicher Anschauung zu erblicken, und sucht seinerseits die Entstehung des gothischen Stils in Frankreich und sein Hervorgehen aus der romanischen Architektur lieber aus politischen Zuständen, namentlich aus der Centralisation der französischen Königsmacht und dem damit zusammenhängenden Aufblühen des Bürgerthums, wie es unter Philipp August vor sich ging, als aus religiösen und insbesondere christlichen Motiven zu erklären. Hiermit scheint uns der Autor den Ursprung der Gothik doch nicht tief genug zu fassen. Die ersten Keime zu derselben liegen jedenfalls nicht in der Zeit, während welcher sie ins Leben getreten, sondern bereits in den ersten Anfängen der christlichen Kirchenbaukunst überhaupt. Daß aber diese gerade die Basilikenform für sich wählte, dieselbe mehr und mehr für den christlichen Cultus ausbildete, von ihr aus zum romanischen Stil fortschritt und endlich von diesem zum gothischen Stil überging, das hatte seinen Grund offenbar nicht blos in gewissen äußerlichen Zufälligkeiten, sondern hauptsächlich im innersten Sein und Wesen des Christenthums selbst, namentlich in seiner Richtung auf das Ueberirdische, Jenseitige, in seiner Betonung des Innerlichen, Seelischen dem Aeußern, Materiellen gegenüber, in seiner Vorliebe für das Wunderbare, Mystische, Unerfaßliche gegenüber dem Natürlichen, Lichtvollen, Leichtüberschaulichen, und es war nichts anderes als die organische Weiterbildung und successive Steigerung dieser Grundtriebe der christlichen Weltanschauung, daß sich der Horizontalismus der antiken Baukunst immer mehr zum Verticalismus, der Außenbau zum Innenbau, die Einfachheit und Uebersichtlichkeit der Formen zu immer größerer Mannichfaltigkeit und Verschlungenheit umbildete, bis endlich im gothischen Stil das Höchste geleistet wurde, was überhaupt in dieser Richtung zu leisten war.

Daß es der altchristlichen Architektur gelang, schließlich in der Gothik ihren Gipfel zu erreichen, dazu mußten allerdings auch mannichfache Wendungen des Profanlebens mitwirken; aber je entschiedener dieses unter den Einflüssen des kirchlich-religiösen Lebens stand, um so mehr müssen auch diese Einwirkungen aus jenem Urquell abgeleitet werden. So sind zwar die Hebung der Königsmacht und des Bürgerthums in Frankreich unleugbar mit Lübke unter die mächtigsten Hebel der zur Gothik fortschreitenden Kirchenbaukunst zu rechnen; trotzdem sind sie nur secundäre Erscheinungen, welche sich aus, in und mit den ihnen vorangehenden und gleichzeitigen Bewegungen von vorherrschend religiösem und kirchlichem Charakter, namentlich aus dem sich immer mehr centralisirenden Aufbau der römischen Hierarchie, aus den Kämpfen zwischen Kaiser- und Papstthum und aus den die Phantastik auf das höchste steigernden Kreuzzügen entwickelten. Daß die Franzosen die ersten waren, welche gothische Bauwerke ausführten, war einerseits allerdings in der größern Erregbarkeit und Beweglichkeit des französischen Nationalcharakters, andererseits aber auch darin begründet, daß gerade die kirchlich-religiösen Strömungen, welche in der Entstehungszeit der Gothik stattfanden, in Frankreich am frühesten und lebhaftesten sich geltend machten. Waren doch auch die Kreuzzüge selbst von Frankreich ausgegangen, und zwar gerade von denjenigen Gegenden, wo auch die Gothik ihre erste Ausbildung fand. Den innigen Zusammenhang dieser Erscheinungen hat auch Lübke selbst in andern seiner Schriften anerkannt. Besteht aber ein solcher, dann ist nicht wohl einzusehen, warum die Ansicht, welche die Gothik ihrem eigentlichen Kern und Wesen nach mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln aus der damaligen Culmination der christlichen Gott- und Weltanschauung ableitet, blos eine moderne Schwärmerei sein soll. Nennt sie doch Lübke selbst am Schluß dieses Aufsatzes die „höchste Verkörperung der mittelalterlichen Lebensanschauungen" und inmitten der Mannichfaltigkeit ihrer Ausbildung bei den verschiedenen Nationen den „treuen Ausdruck der christlichen Cultur im Gegensatze der antiken".

Unter den drei Aufsätzen, welche Studien im strengern Sinne des Worts sind, ist der, welcher über „Die alten Glasgemälde der Schweiz" handelt, abgesehen von einigen Erweiterungen, bereits 1866 als eine selbständige Monographie erschienen, weshalb wir hier darüber hinweggehen können. Ein allgemein beachtenswerthes Seitenstück zu ihm ist der über „Die alten Oefen der Schweiz", welcher zuerst für die „Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich" geschrieben ist und als eine sehr verdienstliche Bereicherung der Fachliteratur anerkannt werden muß, aber auch von den Laien mit Interesse gelesen werden wird. Er enthält zunächst kurze Mittheilungen über die Geschichte der Feuerstätten und Heizungsvorrichtungen überhaupt, über die religiöse Bedeutung des Herdes bei den alten Völkern, über das Hypokaustum in den warmen Bädern der Römer, über die tragbaren Feuertöpfe, Pfannen und Kohlenbecken, deren sich schon die alten Hebräer zur Erwärmung bedienten und die noch heute bei den Persern, den Römerinnen und anderwärts in Gebrauch sind, über abergläubische Vorstellungen und Sitten, welche sich an die Oefen bei den alten Germanen knüpften, über die verschiedene Bedeutung und Verbreitung der Oefen einerseits und der Kamine andererseits, über die Etymologie des Wortes „Ofen", über die ältesten Heizvorrichtungen bei unsern Vorfahren u. s. w., um sich endlich in ausführlicher Darstellung über sein eigentliches Thema, die Oefen in der Schweiz, namentlich die des Cantons Zürich und der nächsten Umgebung, zu verbreiten. Von dem ungemein reichen und interessanten Material, welches hier zuerst in systematischer Zusammenstellung in die Kunst- und Culturgeschichte eingeführt wird, können wir hier keine Uebersicht geben. Nur so viel sei angedeutet, daß Lübke in der Geschichte der schweizer Kachelöfen, soweit sie ein kunstgeschichtliches Interesse bieten, drei Stadien unterscheidet, obwol dieselben nicht durchaus nacheinander, sondern theilweise nebeneinander geherrscht:

In der ersten Epoche erscheint der Ofen rein als architektonisches Werk behandelt und mit plastischen Gliederungen ausgestattet. Seine Gesammtform ist meistens rund; doch kommen auch einfache viereckige vor. Seine farbige Erscheinung ist in der Regel monochrom, da die Kacheln fast durchgängig nur die grüne Bleiglasur zeigen. Das zweite Stadium macht den Ofen zu einem plastischen Kunstwerk. Gesammtform und einfarbige Glasur bleiben zumeist unverändert; aber die Kacheln erhalten

in stark vortretendem Relief allerlei figürlichen Schmuck. Sodann folgt die dritte Entwickelungsstufe, die den Ofen völlig in die Hände der Malerei gibt. In demselben Maße als das plastische Element in Gliederungen und Verzierungen zurückgedrängt wird, nimmt die reiche Farbenpracht zu und gewinnt den Ausdruck einer heitern Polychromie. So spiegelt sich der naturgemäße Fortschritt von der Architektur zur Plastik und von dieser zur Malerei auch in der Geschichte des Ofens.

Unter den architektonischen Grundformen begegnet man vorzugsweise dem Kreise, dem rechtwinkeligen oder abgestumpften Viereck, dem Sechseck und dem Achteck. Die plastischen und malerischen Darstellungen bewegen sich so ziemlich auf allen Gebieten der bildenden Kunst. Besonders häufig sind allegorische Bilder, Scenen aus der Mythologie, der heiligen und Profangeschichte, namentlich solche, die sich auf die Befreiung der Schweiz beziehen, Landschaften, Schäferscenen, Bilder aus dem häuslichen Leben, Darstellungen der Lebensalter und Jahreszeiten u. s. w. Nicht wenige derselben zeugen von Sinnigkeit und Humor, manche von strengen, manche von lockern Sitten, und die meisten derselben erhalten in gereimten Sprüchen und Unterschriften mehr oder minder charakteristische, hier und da recht ergötzliche Erläuterungen. In einem historischen Bilde, welches sich auf die Gründung Roms bezieht, werden z. B. die beiden Gründer also geschildert:

Beide Brüder kondten sich
Im Regieren nicht vertragen,
Romulus ward König glich,
Remus aber tod geschlagen.

Ein sehr dankenswerther Beitrag zur Kunstgeschichte ist auch die zuerst 1852 im „Deutschen Kunstblatt" von F. Eggers veröffentlichte „Reise in Mecklenburg", durch welche zuerst in weitern Kreisen die Aufmerksamkeit auf die Leistungen alter und neuer Architektur, in dem bis dahin fast unbeachtet gebliebenen Lande gelenkt wird. Von neuern Werken wird besonders das im 16. Jahrhundert begonnene, neuerdings von Demmler und Stüler vollendete schweriner Schloß besprochen und als ein Bauwerk ersten Rangs gewürdigt; an ältern Gebäuden bilden besonders der Dom zu Schwerin, die Marien-, Georgen- und Nikolaikirche zu Wismar, das Cistercienserkloster zu Dobberan und endlich die Petri-, Jakobi-, Nikolai- und Marienkirche zu Rostock die Gegenstände einer eingehenden Schilderung und Charakteristik. Die Ergebnisse der hier niedergelegten Detailforschungen sind jetzt bereits nach ihren allgemeinen Grundzügen in die allgemeine Kunstgeschichte aufgenommen; immerhin ist es erwünscht, sie in dieser Sammlung in ihrer Specialausführung wiederzufinden. Man erfährt daneben auch manches von culturgeschichtlichem Interesse, z. B. folgende komische Grabschrift aus der Klosterkirche zu Dobberan:

Hier rauhet Ahlke Ahlke Pott;
Bewahr my lese Herre Gott,
Als ick dy wull bewahren,
Wenn du wärst Ahlke Ahlke Pott
Und ick wär leve Herre Gott —

und eine zweite, noch derbere in einer Seitenkapelle derselben Kirche:

Wieck, düvel, wyck; wiek wyt van my;
Ick scheer my nich en Haar üm dy,
Ick bün ein Mekelbörgsch eddelmann,
Wat geit dy düvel myn suben an?
Ick sup mit mynen Herrn Jesus Christ,
Wenn du düvel ewig dörsten müst,
Un drink met öm söet Kolleschal,
Wenn du sittst in der Höllen qual.
Drüm rahd' ick: wyk, lop, rönn un gah,
Esst by dem düvel ick toschlah.

4. Kunst und Kunstgewerbe vom frühesten Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur leichten Orientirung in Fächern und Schulen, Meistern, Nachahmungen, Mustern, Technik, Zeichnen und Literatur. Von Franz Trautmann. Nördlingen, Beck. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Jedem Freunde der Kunst und Kunstindustrie, insbesondere allen Sammlern auf diesem Gebiet ist bekannt, wie schwer es oft ist, sich über irgendeinen Gegenstand die erwünschte Aufklärung zu verschaffen. Gilt es z. B., zu irgendeinem interessanten, aber irgendwie problematischen Erzeugniß dieser Art die Zeit der Entstehung, den Namen des Meisters, die besondere Art und Weise der Anfertigung u. dgl. aufzufinden, so erwachsen nicht selten sogar dem geübten Kenner daraus bedeutende Schwierigkeiten, noch weit öfter aber befindet sich der Dilettant in der Lage, lange Zeit ohne irgendeinen glücklichen Erfolg da und dort nach einer Auskunft umhertappen zu müssen. Die allgemeinen Encyklopädien bieten in dieser Beziehung gewöhnlich darum keine ausreichende Hülfe, weil sie sich nicht auf alle möglichen Specialitäten einlassen können; die Nachrichten über diese aber sind in einer solchen Masse von Einzelwerken zerstreut, und diese selbst obenein oft so wenig bekannt und schwer zu haben, daß sie gerade dem, der ihrer bedarf, in der Regel nicht zu Gebote stehen; und endlich die großen Künstlerlexika lassen den Suchenden darum häufig im Stich, weil er eben nicht weiß, unter welchem Namen er das ihm zu wissen Nothwendige aufsuchen soll.

Diese Uebelstände hat auch der Autor des obengenannten Buchs bei seiner langjährigen Thätigkeit auf dem bezeichneten Gebiet, z. B. bei seiner Mitwirkung an den Arbeiten für das bairische Nationalmuseum, oft genug zu empfinden gehabt, und in diesem Gefühl eines wirklich vorhandenen Bedürfnisses hat er sich entschlossen, auf Grund seiner Erfahrungen selbst ein solches Buch auszuarbeiten, wie es ihm in frühern Zeiten gar oft sehr erwünscht gewesen wäre. In dem hier angezeigten Hand- und Nachschlagebuch liegt dasselbe jetzt dem kunstliebenden Publikum fertig vor, und wer sich nur einigermaßen eine Vorstellung davon machen kann, welche unsagliche Arbeit und Mühe die Zusammensuchung des dazu nöthigen Materials aus unzähligen zerstreuten Quellen und Hülfsmitteln gemacht haben muß, wird sich ihm dafür sicherlich zu lebhaftem Dank verpflichtet fühlen.

Um dem Buche eine solche Einrichtung zu geben, welche den Kunstliebhabern die gewünschte Erleichterung gewährt, hat der Verfasser die bisherige Anordnung und Suchweise völlig umgestellt, d. h. er hat das gesammte Kunst- und Kunstgewerbegebiet der dem unserigen vorangegangenen Jahrhunderte in seine wesentlichen Fächer und Begriffe aufgelöst, dieselben alphabetisch geordnet und dann in jeder dieser einzelnen Abtheilungen die einschlägigen Meister von höherm Belang wieder alphabetisch vorgeführt, und zwar mit besonderer Rücksichtnahme auf ihr Vor-

kommen in oft vielen verschiedenen Richtungen, mit Kennzeichnung von Zeit, Ort und Arbeitsart und zugleich mit häufiger Angabe der Producte, durch welche sie sich notorisch machten.

Wer also über irgendein Werk der Kunst oder der Kunstindustrie Auskunft zu erhalten wünscht, hat zunächst entweder nur dessen materiellen Stoff, oder dessen Begriff, oder den Gegenstand, welchen es darstellt, kurz, eine der Seiten, die in der Regel seinen Namen bedingen, in Betracht zu ziehen und demgemäß im Buche aufzuschlagen, z. B. bei einem Werk aus Elfenbein: „Elfenbeinschnitzerei", bei einer alten Miniature: „Manuscriptmalerei", bei einer Landschaft: „Landschaft" u. s. w. In einer oder der andern dieser sich unmittelbar von selbst darbietenden Kategorien wird er dann mit Leichtigkeit das ihm dienliche Material in einer leicht zu überschauenden Uebersicht beisammenfinden. Zu noch besserer Orientirung hat der Verfasser jedem der einzelnen Artikel kurze Notizen über Wesen, Technik, historische Entwickelung und sonstige Eigenthümlichkeiten der darin behandelten Kunstgattung vorangestellt und außerdem Uebersichten über die besonders beachtenswerthen Erscheinungen der darauf bezüglichen Literatur hinzugefügt. Auf eine erschöpfende Vollständigkeit darf man allerdings hierbei keinen Anspruch machen; aber von dem Wesentlichsten und Hervorragendsten wird man selten etwas vermissen, und für minder distinguirte Erscheinungen wird man, wenn nicht unmittelbaren Aufschluß, doch jedenfalls mannichfache Hinweisungen auf Hülfsmittel, welche weitere Belehrung zu geben vermögen, vorfinden.

Was vielleicht von manchem am ersten als ein Mangel empfunden werden dürfte, ist der Ausschluß aller derjenigen Kunstzweige, welche sich erst im gegenwärtigen Jahrhundert entwickelt haben, z. B. der Lithographie, Photographie, Galvanoplastik, des Oelfarbendrucks u. s. w. Vielleicht läßt sich der Verfasser herbei, diesem Bedürfniß in einem dem gegenwärtigen Werk sich anschließenden besondern Buche entgegenzukommen. **Adolf Zeising.**

Deutsche Memoiren und Biographisches.

1. Tagebuch des Erich Lassota von Steblau. Nach einer Handschrift der von Gersdorff-Weicha'schen Bibliothek zu Bautzen herausgegeben und mit Einleitung und Bemerkungen begleitet von R. Schottin. Halle, Barthel. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Cardinal und Erzbischof Albrecht II. von Mainz und Magdeburg, Administrator des Bisthums Halberstadt, Markgraf von Brandenburg, und seine Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Reformationsgeschichte. Jahr 1514—1545. Mit 82 Urkunden und Beilagen von Jakob May. Erstes bis achtes Heft. München, Franz. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.
3. Clemens XIV. Ein Lebens- und Charakterbild von Karl Uschner. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Name des Erich Lassota von Steblau wird den meisten Lesern ebenso unbekannt sein, wie er es dem Referenten war, ehe er sein Tagebuch (Nr. 1) in die Hand nahm. Dieses aber gewährt den Einblick in ein geschichtlich nicht unwichtiges Leben, und was mehr ist, in das Detail von Ereignissen und Zuständen, die aus anderweitigen Quellen wenig gekannt oder nicht von dieser Seite her gesehen worden sind. Insofern kann man seine Veröffentlichung, wie der Herausgeber richtig bemerkt, nicht blos nicht für überflüssig, sondern für einen nicht ganz unwesentlichen Beitrag zur Kenntniß des ausgehenden 16. Jahrhunderts gelten lassen. Da unsere deutsche historische Literatur gerade an Memoiren, und was damit verwandt ist, zu jeder Zeit arm war, so bietet das Schriftchen auch schon deshalb ein besonderes Interesse. Denn diese in Tagebuchform gehaltenen Aufzeichnungen sind zwar theilweise so knapp und aphoristisch, daß sie wirklich nur, wie ein naives Tagebuch, als dem Schreiber allein verständliche Erinnerungszeichen für die Zukunft betrachtet werden müssen, theilweise aber nehmen sie den Anlauf zu einer oft in größter epischer Breite verlaufenden Darstellung des Gesehenen und Erlebten, die offenbar, wenn auch nicht in dieser Form, dazu bestimmt war, andern mitgetheilt zu werden oder zu einem geschichtlichen Werke als Unterlage zu dienen.

Was den Autor betrifft, so ist von dem Herausgeber außer dem, was das Tagebuch reichlich genug bietet, nicht viel zu ermitteln gewesen. Nicht einmal wann er geboren und gestorben ist, hat sich auffinden lassen, nur so viel, daß er 1567 die Lateinische Schule in Görlitz besuchte und 1611 noch am Leben war. Auch seine Landsmannschaft ist nicht ganz festgestellt; es ist wahrscheinlich, daß er der bekannten schlesischen Adelsfamilie Lassota, Lesota, Lasata von Steblow angehörte, aber mit Gewißheit steht auch das nicht fest. Nicht einmal seine Confession ist zu erkennen, und das ist ein Punkt, der wol einer kurzen Beachtung werth ist.

Gewiß, die landläufige Auffassung der damaligen confessionellen Zustände in Deutschland ist nämlich eine grundfalsche. Weil der Dreißigjährige Krieg als Religionskrieg gilt und es auch in gewissem Sinne war, weil am Ende des 16. Jahrhunderts sehr viele grobe Polemik von Katholiken gegen Protestanten und umgekehrt, und wieder unter Lutherischen und Calvinischen auf Kanzeln und Kathedern, namentlich aber in der gelehrten und Tagespresse in die Welt geschleudert wurde, weil es hüben Jesuiten und bald auch Kapuziner, drüben Hofprediger und Pastores primarii gab, soll auch der Geist des deutschen Volks gleichsam als seine damalige eigentliche Substanz das confessionelle Sonderinteresse gehegt haben. Wer aber nur etwas tiefer in das Gemüth und die Art der damaligen Menschen hineinblickt, weiß, daß es ganz anders stand. Ein pietätvolles oder gewohnheitsmäßiges Festhalten an der einmal gegebenen confessionellen Position existirte mit größerer Zähigkeit als etwa 100 oder gar 200 Jahre später, auch erregen einzelne Uebergriffe und Excesse der Fanatiker auf beiden Seiten entweder Fanatismus oder Zornesausbrüche des gekränkten Theils; aber im ganzen und großen war bei allen Klassen der Nation

eine Art von passiver Duldsamkeit verbreitet, die selbst heute nicht überall und nicht immer in der damals entschieden verkündeten und praktisch durchgeführten Absicht, friedlich mit dem Andersgläubigen zu leben, aufzutreten wagt. Die Hetzereien der Pfaffen berührten die mittlern und höhern Stände am wenigsten, außer wo politische Interessen sich damit verflochten. Diese brachten manche sonst mäßig denkende Gemüther aus dem Gleichgewicht und stempelten sie aus Ehrgeiz oder Eigennutz zu Werkzeugen einer Propaganda, welche die eigenen Glaubensgenossen am meisten verabscheuten. Daher dürfen auch jene so überaus zahlreichen Conversionen in dieser Zeit und in diesen Schichten der Gesellschaft, wovon unsere neokatholischen Fanatiker so gewaltigen Lärm machen, keineswegs als Zeichen der Zuspitzung der confessionellen Interessen gelten. Wären sie ehrlich genug die Wahrheit zu sagen, oder auch gebildet und unbefangen genug sie zu sehen, so würden sie es für gerathener finden davon zu schweigen. Denn ohne Frage hat zwar numerisch die katholische Kirche damals den Vortheil in der Rechnung davon getragen, aber blos darum weil die katholischen Höfe und Staaten, vor allem der kaiserliche, dann der spanische, in zweiter Linie selbst der polnische und die der kleinern italienischen Fürsten das eigentliche und einzige Reizmittel der Conversion waren, dem die Protestanten kein gleiches entgegenstellen konnten. Katholischerseits verlangte man damals auch gar nichts weiter von dem anständigen und gebildeten Convertiten, als daß er das äußere Decorum wahre: den gemeinen Fanatismus des Renegatenthums ließ man jenem durch niedere Geburt und Stand an sich schon verächtlichen Troß, aus dem sich die Patres aller Sorten rekrutirten. Auch diese konnte man nicht entbehren, ja man fürchtete sie in ihren verschiedenen Eigenschaften als Führer des Volks und als anmaßliche Beherrscher der Gewissen bis hinauf zu den Höchstgestellten; aber nebenbei entschädigte man sich doch durch eine herzliche Verachtung ihres plebejischen Treibens. Man denke nur an das Musterbild eines Convertiten, dieses Schlags, den nachherigen Cardinal Khlesl, und man wird zugeben, daß mit dem Gesagten die Ansicht und Stimmung der bessern katholischen Gesellschaft dieser Tage getreu ausgedrückt ist.

So bleibt es denn auch für unsern Erich Lassota nichts Verwunderliches, daß er seinen confessionellen Standpunkt nirgends herauskehrt, obgleich er oft genug Veranlassung dazu gehabt hätte. Wahrscheinlich ist er aber Lutheraner gewesen, wie eine gelegentliche Aeußerung darthut, die der Herausgeber auch bei der Besprechung dieser Frage im Vorwort erwähnt, ohne eine Entscheidung zu wagen, weil er eben jenes indifferente oder tolerante Element der Zeithaltung übersieht. Dies Lutherthum hindert aber unsern Helden so wenig wie Tausende seiner Glaubens- und Standesgenossen, in die Dienste specifischer Katholiken zu treten; ohnedem war sein Oheim von mütterlicher Seite Fürstbischof in Breslau. Zuerst versuchte er sein Glück in einem deutschen Regiment, das Philipp II. von Spanien durch den Grafen Ledron werben ließ. In ihm machte er den Feldzug von 1580 mit, der Portugal für Spanien eroberte. Eine interessante und genauer erzählte Episode daraus bildet die Eroberung der Azoren durch eine spanische Flotte mit Landungstruppen, darunter auch dies tapfere deutsche Regiment.

Davon heimgekehrt, trat er in die Dienste des Kaisers Rudolf und seines Bruders, des Erzherzogs Maximilian, der damals seine schon einmal mißglückten Versuche auf die polnische Krone eifriger als je betrieb. Auch dabei wirkte Lassota als Kriegsmann, aber auch als Diplomat, leider in dem einen ebenso unglücklich wie in dem andern. Aber das Vertrauen seiner hohen Gönner verlor er doch nicht: in einer Specialmission an den russischen Zaren machte er 1590 die damals noch bedenkliche Seereise von Lübeck nach Narwa, litt aber nahe bei letzter Stadt Schiffbruch und fiel den Schweden, die Estland besetzt hielten, in die Hand. Mit Recht vermutheten sie, daß seine Mission eigentlich gegen sie gemünzt sei, und er wurde deshalb als Staatsgefangener behandelt und nach Schweden selbst gebracht. Dort theilweise hart, theilweise sehr freundlich behandelt, ließ er sich sein Geheimniß nicht entreißen, fand aber Gelegenheit, Land und Leute aufs genaueste kennen zu lernen. Der König Johann und sein Bruder, der Herzog Karl von Südermannland, der nachherige Karl IX., interessirten sich im Guten und Bösen aufs angelegentlichste für ihn. Der Verkehr mit ihnen, den das Tagebuch mit actenmäßiger Genauigkeit gibt, sowie mit fast allen hochgestellten Staatsmännern und einer Menge anderer Personen gibt frische und farbige Bilder der damaligen Zustände in Stockholm, wie wir sie nirgends anders finden. Im Jahre 1592 wurde er endlich als gänzlich unausknöpfbar entlassen, und schon 1594 von Kaiser Rudolf wieder mit einer heikeln Mission betraut. Die zaporoger Kosacken am Dnjepr waren angeblich bereit, einen Allianz- und Subjectionsvertrag mit dem Hause Oesterreich zu schließen. Bei der nicht unbedeutenden Kriegsmacht dieses Kosackenstammes war das eine willkommene Hülfe gegen die Türken, deren Macht gerade im Zenith stand; aber auch gegen Polen konnte man diese Verbündeten brauchen. Ein gewisser Chlopitzki, der sich für ihren Hetman ausgab, hatte das alles in Wien so verlockend dargestellt, und Lassota sollte nun an Ort und Stelle die Sache in Ordnung bringen. Leider aber erfuhr er dort, daß Chlopitzki ein mandatloser Abenteurer, zwar auch Kosack, aber nicht Hetman, sondern ein bloßer Major (um heutige Chargenamen zu gebrauchen) sei. Die Kosacken, in deren höchst originelles Staats-, Kriegs- und Familienleben wir anschaulichst eingeführt werden, ließen sich zwar endlich zu einer Art von Allianzvertrag bewegen, doch hat er keine ersichtlichen Folgen gehabt.

Noch später erscheint Erich Lassota auf dem hohen Posten eines Obersten der Landesdefension in dem kaiserlichen Ungarn, also etwa Generalcommandant; aber von da verschwindet er, da auch sein Tagebuch nach jener Mission zu den Zaporogern lückenhaft wird.

Das zweite der erwähnten biographischen Werke, das Leben des bekannten Cardinals Albrecht von Brandenburg, Erzbischofs von Mainz und Magdeburg, von Jakob May (Nr. 2), ist noch unvollendet; trotz des großen Umfangs, den es bisher erreicht hat, findet sich schon in den ersten Heften derjenige Theil der Aufgabe gelöst, der durch die innere Bedeutung der darin sich abwickelnden Ereignisse den

eigentlichen Gehalt im Leben des dargestellten Kirchenfürsten bildet. Bis zum Jahre 1520 hatte der dreißigjährige Albrecht schon an den beiden größten Ereignissen seiner Zeit, nur in verschiedener Weise, sich mithandelnd betheiligt. Er war es bekanntlich, der die mittelbare Veranlassung zum Ablaßstreit und so den äußern Anstoß zur Reformation gab. Denn sein Schützling ist jener Tetzel gewesen, den man sich freilich nur schwer in Verbindung mit einem so hochgebildeten, ganz von dem feinsten Kunst- und Literaturinteresse erfüllten, von lauter Schöngeistern umgebenen Fürsten wie Albrecht denken kann. Aber der Geldbeutel bringt noch ganz andere Mesalliancen zu Stande. Denn darum handelt es sich ja doch bei der ganzen Sache, die Albrecht, wie sein geistlicher Oberherr Leo, als eine bloße Finanzspeculation betrachtete. Unser Biograph bringt über diese bekannten, aber auch niemals genug auszukennenden Dinge nichts wesentlich Neues vor. Er hat das allmählich aufgetauchte Material benutzt, auch einige bisher in dieser Gestalt nicht bekannte Actenstücke, vornehmlich aus den münchener Archiven abdrucken lassen, aus denen wir ersehen, was wir anderswoher schon wußten, daß die Herzoge von Baiern sich entschieden weigerten, die von Albrecht bestallten Ablaßprediger in ihren Landen zuzulassen. Wenn man aber den nackten finanziellen Punkt bei der Sache erwägt, den die damaligen Staatsleute so gut wie etwa die heutigen zu taxiren wußten, und dazu noch, daß Albrecht 1514 in Mainz den Sieg über einen bairischen Gegencandidaten erhalten hatte, so erscheint das Verfahren der bairischen Fürsten keineswegs als ein Ausfluß besonders erleuchteter oder frommer Gesinnung.

Die andere Begebenheit von weltgeschichtlicher Dimension, an der Albrecht betheiligt war, ist die Wahl Karl's V., jene verhängnißvolle Wahl, in der sich die Geschicke Deutschlands auf so lange hin dem Verderben zuneigten, indem dadurch das größte Nationalunglück, das uns auf ethischem Gebiete treffen konnte, die confessionelle Spaltung des Volks, herbeigeführt wurde sowie das nicht minder große auf dem politischen Gebiete, die Herabwürdigung der Reichsinstitutionen zu einem Instrument in der Hand einer fremden Großmacht. Mochte diese nun Spanien oder Oesterreich heißen, sie blieb immer gleich fremd und das Reich immer gleich unheilvoll an sie gekettet. Ob die Wahl Franz' von Frankreich, die damals — und auch jetzt noch — vom sogenannt patriotischen Standpunkt als ein Verrath an Deutschland dargestellt zu werden pflegte, in dieser Hinsicht Schlimmeres hätte bringen können, mag unerörtert bleiben. So viel ist sicher, daß der einzig denkbare Kroncandidat weder ein Spanier noch ein Franzose war, wenn es auch nicht gerade der in keiner Weise dafür geeignete Kurfürst Friedrich von Sachsen zu sein brauchte. Albrecht war der eifrigste Partisan für Karl. Er stand hier unter dem Einfluß der traditionellen hohenzollernschen Hauspolitik, die sich ein möglichst enges Zusammengehen mit dem als legitim geltenden Kaiserhause, dem habsburgischen, zum Grundsatz gemacht hatte. Aber es wirkte auch noch anderes auf ihn: so die natürliche Rivalität gegen Kurtrier, dessen Erzbischof Richard von Greiffenklau die Seele der französischen Machinationen war, und endlich auch noch die leidige Handsalbe. Man wußte schon von ihrem Einfluß auf Albrecht, aber hier wird aus dem ansbachischen Archiv ein Actenstück mitgetheilt, worin Karl an Albrecht 10000 Gulden jährlicher Pension verspricht, am Tage der Erwählung des erstern durch die Fugger zahlbar.

Bei dem weitläufig angelegten Werk fällt es auf, daß die benutzten Quellen, außer den beigedruckten Archivalien, nicht angegeben sind; so viel wir sehen, hat der Verfasser sehr fleißig gearbeitet, aber es ist ihm doch manches von dem Neuesten entgangen. Die Erzählung ist in lobenswerther Einfachheit gehalten, aber zu breit angelegt, zu sehr nach allen Seiten ausgreifend. Der Standpunkt scheint der eines gebildeten Katholiken, wie sie leider in unserer deutschen historischen Literatur jetzt so selten geworden sind. Das viel gescholtene 18. Jahrhundert brachte überall und auch in Baiern zahlreichere Vertreter dieser echt christlichen Milde und Gerechtigkeit der Auffassung und des Urtheils hervor. Aber das gilt jetzt für Josephinismus, und der ist bei unsern katholischen Fachgenossen verrufener als die bösartigsten Ketzereien, und zwar von ihrem Standpunkt und ihren Tendenzen aus mit Recht.

Karl Uschner's „Clemens XIV." (Nr. 3) hätten wir eigentlich hier zu erwähnen keine Veranlassung. Gegenstand und Behandlungsweise fallen außerhalb des Kreises, dem das bisher Besprochene angehört. Was uns allein ein gewisses Interesse einflößt, ist, daß, wie der Titel sagt, dies die zweite Auflage eines 1847 erschienenen Werks ist. Da in Deutschland zweite Auflagen geschichtlicher Bücher immerhin zu den Seltenheiten gehören, so verlohnt es sich wol der Mühe, einen Augenblick nachzudenken, woher diesem eine solche Auszeichnung zutheil wurde. Offenbar doch weniger wegen seines thatsächlichen Inhalts als wegen des Standpunktes des Verfassers, der sich als entschiedenen und aufrichtigen Feind der Jesuiten bekennt und in seinem Helden nichts anderes als einen Märtyrer für die Sache der Vernunft und des Rechts sieht. Neuere urkundliche Ergebnisse haben bewiesen, daß Ganganelli, wenn er auch kein Jesuitenfreund, wie manche seiner Vorgänger und Nachfolger, gewesen ist, doch noch weniger jener abstracte Held der Aufklärung war, zu dem er hier gestempelt wird. Doch scheint dies dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Die „Revue des deux mondes" und der neuere deutsche Roman.

Im zweiten Novemberheft dieses Jahrgangs bringt die „Revue des deux mondes" wieder einmal aus der Feder Saint-René Taillandier's eine Studie: „Le Roman et la société allemande", welche beweist, daß der bewährte Kritiker, trotz der längern Unterbrechung in seinen Darstellungen zeitgenössischer deutscher Literatur, nicht aufgehört hat die literarische Entwickelung jenseit des Rhein mit unermüdlicher Theilnahme zu verfolgen. Seine Studie gilt zwar nicht den neuesten Werken unserer Romanschriftsteller, nicht „Hammer und Amboß" von Spielhagen, nicht dem „Landhaus am Rhein" von Berthold Auerbach, Werken, über welche eine spätere Beurtheilung in Aussicht gestellt wird; aber Auerbach's „Auf der Höhe", Levin Schücking's „Verschlungene Wege" und „Schloß Dornegge, oder der Weg zum Glück", „Unüberwindliche Mächte" von Hermann Grimm und die frühern Romane von Spielhagen, auf Grundlage seiner gesammelten Werke, werden in einer ebenso anregenden wie geistreichen Weise besprochen, welche von neuem beweist, daß Saint-René Taillandier nicht blos den Schaum deutscher Tageskritik für die Franzosen abschöpft, sondern auch sich in die Entwickelung unserer Literatur und ihre innern Zusammenhänge mit eingehendem Eifer hineingearbeitet hat.

Schon die allgemeine Einleitung des Essay enthält viele treffende Bemerkungen von großer Tragweite für die neuere europäische Literatur. Taillandier sagt: „Wenn uns aus der Fremde Werke der Phantasie, Romane oder Gedichte, zukommen, die durch hinlänglich große Erfolge unserm Studium empfohlen werden, so flößen sie uns eine doppelte Neugier, ein doppeltes Interesse ein, zunächst das literarische Interesse, dann ein Interesse, das man das historische nennen kann. Finden sich unter diesen so lebhaft empfangenen oder so eifrig besprochenen Werken solche, die den Hausschatz der europäischen Literatur bereichern? Zählt das Schatzkästlein der Poesie einen Edelstein mehr? Haben wir wenigstens Verheißungen zu registriren? Finden sich Erzählungen, Gemälde, Episoden, die ein erfinderisches Talent bekunden? So fragt das literarische Interesse, ein Interesse, das immer sehr lebhaft ist bei allen, welche dem Cultus der Kunst treu geblieben sind, um so lebhafter, als die allgemeinen Verhältnisse ihm weniger günstig sind. Die Talente erschöpfen sich, die Meister verschwinden, Volksthümlichkeit wird nur den Werken zutheil, in denen der Skandal vorherrscht; die letzten Hüter einer freien selbstgenügsamen Literatur haben es mit einem gleichgültigen Publikum zu thun; mitten in der schwülen Atmosphäre der Zeit kann, wenn man den bekümmerten Gemüthern glauben darf, nur noch die Frivolität oder die Gewaltsamkeit Platz finden. Lesen wir daher einige der Werke, die sich die Gunst unserer Nachbarn erworben haben; es wäre so schön, irgendwo eine originelle Ader, ein Zeichen der Verjüngung, ein Licht in der Dämmerung zu finden. Wird diese Hoffnung getäuscht, so hält doch noch eine andere Neugier unsere Spannung aufrecht. Diese Werke, mit denen wir uns beschäftigen wollen, hat Deutschland mit Theilnahme gelesen; mögen sie uns nun gefallen oder nicht vom Standpunkt der Kunst aus, sie werden uns von dem der Zeitgeschichte interessiren. Es sind vielleicht keine Meisterwerke, gewiß aber Urkunden der Zeit. Deutschland beschäftigt sich seit zwanzig Jahren wie wir mit den großen und verhängnißvollen Problemen des 19. Jahrhunderts. Auch dort beunruhigen die entgegengesetzten Principien, die sich die moderne Gesellschaft streitig machen, edle Gemüther und erregen die Leidenschaften; auch dort, auf einem ganz verschiedenen Boden und unter ganz verschiedenen Formen, sieht man im Kampf begriffen das ancien régime und den modernen Geist, Recht und Macht, Liberalismus und Demokratie, abergläubische Reaction und jakobinischen Fanatismus. Die Darsteller der deutschen Gesellschaft in diesen letzten Jahren konnten nicht der allgemeinen Aufregung entgehen: welches ist das Resultat ihrer Beobachtungen? Welche Gestalten führen sie auf die Bühne? Mit welchen Zügen statten sie ihre Modelle aus? Durch welche Gemälde haben sie die Aufmerksamkeit gefesselt? Was hat man an ihren Gemälden gelobt, was getadelt? Diese Fragen, die sich dem Geist ganz natürlich darbieten, sind derartig, daß sie die Neugier der Kritik erregen; man muß es versuchen, darauf zu antworten, man muß zeigen, daß die Literaturgeschichte von Tag zu Tag in engern Zusammenhang mit der politischen und socialen Geschichte tritt."

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wirft der französische Kritiker einen flüchtigen Rückblick auf die Entwickelung des deutschen Romans seit 1848, und erwähnt die Romane Gutzkow's mit ihrer epischen und encyklopädischen Bedeutung. Um zu beweisen, daß von den Romanschriftstellern, welche jetzt in Deutschland Mode sind, alle Gegenstände behandelt werden, Moral, Politik, Aesthetik, selbst die Wissenschaft und ihre kühnen Theorien, führt er den Roman von Robert Byr an: „Der Kampf ums Dasein", in dem sogar der Darwinismus behandelt sei, und der doch dramatische Vorzüge bewähre und die Spannung der Leser fünf Bände hindurch wach erhalte.

Von dem Viergestirn der neuen Romanschriftsteller, die Taillandier eingehender behandelt, sind zwei, Berthold Auerbach und Levin Schücking, wie er sagt, schon durch allgemeine mit Recht geschätzte Werke bekannt und repräsentiren das literarische Geschlecht, welches dem Jahr 1848 vorausging. Die beiden andern sind für Frankreich Neulinge, obgleich in ihrem Vaterlande schon berühmt. „Der eine ist Friedrich Spielhagen, ein poetisches Herz, ein glühendes Gemüth, welches die socialen Verhältnisse seiner Zeit mit kühnem Schwung schildert, abwechselnd von durchdringender Psychologie, von dramatischer Kraft der Darstellung, ein bitterer Spötter, vor allem mit stürmischer Phantasie begabt, und trotz seiner Sympathien und Leidenschaften ein ziemlich unparteiischer Maler des großen Kampfes, den er uns vorführt. Der andere ist Hermann Grimm, ein liebenswürdiges Talent, ein gemäßigter Geist, ein aufmerksamer und gewissenhafter Beobachter, der würdig einen großen Namen trägt."

In der Analyse der einzelnen Romane befindet sich Taillandier fast durchweg in Uebereinstimmung mit dem Urtheil, das in d. Bl. über die betreffenden Werke gefällt wurde, nur den Grimm'schen Roman ausgenommen, den der französische Kritiker günstiger beurtheilt. Bei der Kritik von Auerbach's Roman legt er den Hauptaccent auf die Reflexionen der bereuenden Gräfin Irma auf der Höhe, und nennt sie eine Magdalene oder eine Lavallière des Pantheismus. Er macht dem Autor zum Vorwurf, daß diese Blätter der Gräfin einen pantheistischen Mysticismus athmen, während, trotz der philosophischen Formeln des Autors, alles, was in den Ergüssen der Bereuenden rührend erscheint, die Gewissensbisse, das Bedürfniß der Reinigung, das Streben nach einem neuen Leben, im Grunde christlich sei. Allerdings hat Spinoza die Reue nicht als eine Tugend anerkannt, und ein gewisses Schwanken in der Darstellung der Gedanken und Empfindungen der gräflichen Büßerin ist unverkennbar; doch siegt zuletzt das Versenken ins All.

Weiterhin bei der Charakteristik Spielhagen's macht Taillandier eine Bemerkung, die in Bezug auf Auerbach's Spinozismus eine rückwirkende Kraft hat: „Fast alle Phantasieschöpfungen in Deutschland — ich spreche von denen, die einen Werth haben — hängen mehr oder weniger mit einer philosophischen Doctrin zusammen. An jede Denkergruppe könnte man eine Gruppe von Dichtern oder Romanschriftstellern anreihen. Spielhagen macht keine Ausnahme von dieser Regel. Sein Geist ist zu forschend, zu durchdringend, er hat seine Leser zu sehr ergriffen, er verachtet zu sehr die französischen Fabrikromane, wie er sagt, diese Romane von zehntem Rang, deren Uebersetzungen den deutschen Literaturmarkt überschwemmen, er hat zu hohe Ziele, um nicht seine Romane nach einer gewissen Grundidee der Welt und des Lebens zu entwerfen. Und welches ist die philosophische Doctrin, von welcher Spielhagen begeistert ist? Er sagt es nicht, aber ich glaube daran nicht zweifeln zu dürfen. Es ist die

Doctrin Arthur Schopenhauer's." Daß Auerbach unter den Einflüssen Spinoza's steht, von denen sich gelegentlich nicht einmal seine Dorfhelden frei machen, ist wol noch unwidersprechlicher wie Spielhagen's Abhängigkeit von Schopenhauer, von dessen Philosophie Taillandier bei dieser Gelegenheit den Franzosen eine prägnante Skizze gibt. Er hätte hier ohne Frage auf Max Ring's Roman „Ein verlorenes Geschlecht" hinweisen können, in welchem ein Vertreter der Schopenhauer'schen Philosophie zu den Helden gehört. Des Kritikers Gesammturtheil über den Roman Auerbach's lautet sehr günstig: „Sowol in Bezug auf den politischen wie auf den religiösen Standpunkt folgt dies Buch, dessen dramatisches Interesse nicht einen Augenblick ermüdet, einer erhabenen, heitern, versöhnlichen Inspiration. Wenn sich schwere Irrthümer mit hereinmischen, so sind es Irrthümer, welche noch die edle Unruhe eines nach dem Guten und Bessern strebenden Geistes bekunden. Wir mögen in allen zeitgenössischen Literaturen suchen, wieviele von den Romanen, welche die Menge verschlingt, welche sechs Auflagen in drei Jahren erleben, von denen man so schnell zwölftausend Exemplare abgesetzt hat — erheben die Phantasie so «auf die Höhe»?"

Freundlich ist auch das Urtheil über Schücking. Gerade ein Roman wie „Schloß Dornegge", von dem Taillandier eine ansprechende Analyse gibt, hätte indeß den Tadel der Compositionsweise wesentlich modificiren sollen. Er sagt: „Levin Schücking ist kein origineller Künstler, kein Meister der Erfindung und der Sprache; ich sehe in ihm einen derjenigen Männer, die, von eifrigem Streben erfüllt, ohne gewaltsam die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, doch beständig ihren Platz behaupten und zuletzt einer Literatur zur Ehre gereichen. Ein liebenswürdiger Erzähler, von gewandter Phantasie, regt er an, interessirt, und wenn er nicht hohe philosophische Ansprüche macht, so hat er doch immer Sinn für gesunde Ideen. Was ihm fehlt, ist die Kunst der Composition, die Kunst einen Plan zu ersinnen und geradeswegs zum Ziele zu führen. Er geht, er kommt, er verirrt sich; ich weiß wol, daß er sich wiederfindet, aber wo ist die Harmonie seines Werks? Wie er den Leser, wie er sich selbst beim Schreiben unterhält, bemerkt er nicht seine Abwege, seine Leichtigkeit wird ihm zur Falle. Oft erscheint anfangs eine originelle Idee, der Eintritt in die Handlung ist verheißungsvoll, die Erzählung fährt fort, immer lebhaft, anmuthig, fesselnd. Doch was ist aus der Idee geworden? Man weiß es nicht mehr genau, und wenn sie wiederkommt, dachte man nicht mehr daran."

Ein großer Theil dieser Vorwürfe paßt offenbar nicht auf Schücking's „Schloß Dornegge" und wird auch von Taillandier bei der Analyse dieses Romans nicht wiederholt. Als den Grundgedanken desselben spricht der französische Kritiker aus, daß die wahre moralische Freiheit nicht darin besteht, sich von allen Pflichten loszureißen, sondern dieselben zu erkennen und sich ihnen frei zu unterwerfen. Wir meinen, daß dieser Grundgedanke in „Schloß Dornegge" ohne große Abwege und Seitensprünge durchgeführt ist. Mit Recht hebt Taillandier auch die politischen Porträts in den Schücking'schen Romanen hervor, in denen die Satire auf die alte Aristokratie und die Kriegserklärung gegen die letzten Repräsentanten der feudalen Gesellschaft ohne das geringste Gefühl des Hasses mit Behagen und Heiterkeit sich ausspricht. Auch findet Taillandier in „Schloß Dornegge" die Bestätigung für seine Behauptung vom Zusammenhang des modernen deutschen Romans mit philosophischen Doctrinen. Da ist der Baron Nesselbrook, einst eine Zierde der feudalen Schule, eine Mischung von Joseph de Maistre, von Bonald, Lamennais und Haller, ein Romantiker, in welchem sich der Enthusiasmus für das Mittelalter mit ultramontanen Leidenschaften vereinigt, der aber, als er die innere Leere seiner Theorien erkennt, ins Gegentheil umschlägt, Materialist und Misanthrop wird. Diesem theoretischen Atheisten steht der praktische gegenüber, der Graf von Montenglaut, ein Anhänger der Philosophie der Feuerbach und Stirner, Büchner und Vogt, welche, wie Taillandier seufzt, glänzende Geister in ein nur zu gutes Französisch übersetzt haben.

In Friedrich Spielhagen sieht Taillandier den Vertreter einer jüngern stürmischern Generation. Sehr scharf nimmt er die „Problematischen Naturen" mit, denen er den Mangel eines festen Princips und einleuchtender Klarheit vorwirft. Dem zweiten Roman „Durch Nacht zum Licht" wirft der Kritiker einen zum Theil melodramatischen Inhalt, unmögliche Abenteuer und eine explodirende realistische Gewaltsamkeit vor, namentlich aber, daß diese Helden durch Betheiligung an Straßenaufständen von ihrer innern Zerfahrenheit und Ohnmacht geheilt werden. Der Haß gegen den Adel, der in dem Romane „Die von Hohenstein" culminirt, führt Taillandier bei Spielhagen auf Eifersucht und Neid zurück und citirt für diese Behauptung Julian Schmidt, der es ja liebt, die Musen immer durch moralische Censuren zu hofmeistern.

Der Erfindung Hermann Grimm's in den „Unüberwindlichen Mächten" wirft der Kritiker Mangel an Geschicklichkeit und allzu große Subtilität vor, doch rühmt er die moralische Tendenz, welche gerade den Sieg des Willens über die äußern unüberwindlichen Mächte darlege. Besonders hebt er die Scene aus dem Roman hervor, in welcher nach der Schlacht von Königgrätz die Verwundeten in der Kirche sich über die Befreiung Deutschlands unterhalten. „Die Scene ist schön und poetisch, sie hat einen großen Erfolg erlangt. Diese Verwundeten, diese Sterbenden, die im Schatten einer alten Kirche aufwachen, um zum letzten male die Befreiung ihres Vaterlandes zu begrüßen, werden ihrerseits mit dem Beifall von ganz Norddeutschland begrüßt. Man kann diese Scene als eine Urkunde betrachten: so war die Stimmung des öffentlichen Geistes nach 1866, dies sind die moralischen Stimmungen, von denen Preußen Nutzen gezogen hat."

Nachdem sich Taillandier so lange mit den deutschen Romanschriftstellern beschäftigt und den Nachbarn jenseit des Rhein so manches Compliment gesagt hat, fühlt er die Nothwendigkeit, sich bei seinen Landsleuten zu entschuldigen und den Franzosen die unerläßliche Ueberlegenheit auch auf dem Gebiet des Romans zu sichern. Er sagt: „Die Werke, die wir eben geprüft haben, sind gewiß keine Meisterwerke. Welches immer die Verdienste von Berthold Auerbach und Levin Schücking, von Friedrich Spielhagen und Hermann Grimm sein mögen, ich glaube nicht, daß sie in Bezug auf Feinheit und Sauberkeit der Kunst mit den Meistern der französischen Schule wetteifern können. Der Tiefe Auerbach's, der Beweglichkeit Schücking's, der Leidenschaft Spielhagen's, der Correctheit Grimm's können wir siegreich die kühne Beredsamkeit einer George Sand, die nüchterne und selbstgewisse Kunst eines Merimée, die graziöse Anmuth Octave Feuillet's, die poetische Eleganz Jules Sandeau's, den muntern Geist Edmond About's, die glänzende Kraft von Victor Cherbuliez entgegenstellen. Deutschland hat sich indeß nicht zu beklagen. Wenn diese Romane in mehrfacher Hinsicht die Kritik herausfordern, so haben sie doch in unsern Augen mindestens ein hohes Verdienst: sie sind immer eine Studie des Menschen und ein Gemälde unserer Zeit." Weiterhin sagt der Kritiker: „Es findet sich mehr Geist, mehr Kunst, mehr Leidenschaft bei den französischen Schriftstellern, und mahnt die Deutschen, zu bewahren, was ihnen eigenthümlich ist, die philosophische Inspiration."

Wir meinen, es liegt in der Natur der Sache, daß Romane von tieferm philosophischen Inhalt nicht so nett und sauber in der Form sein können wie französische Lebensstudien. Gleichwol wollen wir auf den Streit um den Vorzug deutscher und französischer Romandichtung nicht weiter eingehen, sondern mit Dank anerkennen, daß französische Kritiker sich so ernstlich und eingehend mit neuer deutscher Literatur beschäftigen.

Bibliographie.

Publicistische Abhandlungen zum Verständniß der Gegenwart. I. Bundestag und Reichstag und Preußens Stellung zu beiden. Celle, Schulze. Gr. 8. 3 Ngr.

Achawa. Sammlung von Erzählungen, Gedichten, Abhandlungen ꝛc. Herausgegeben von L. Adler, Falkenheim, L. A. Frankl ꝛc. 1ste Lief. Alzey, Weiß. 1870. 8. 3 Ngr.

Cowper's, W., ausgewählte Dichtungen. Uebersetzt von W. Borel. Leipzig, Naumann. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Anzeigen.

Illustrirte Weihnachts- und Neujahrsgeschenke.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

2. Sammlung.] **Illustrirtes Weihnachts-Album.** [1868.

Gallerie von 60 Illustrationen aus dem Gebiete der Architektur, Sculptur und Malerei. Nach Originalen berühmter Meister. In allegor. Umschlag in Farbendruck. — Preis in elegantem Cartonband 2 Thlr.

Hausschatz der
Länder- und Völkerkunde.

Geographische Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur. Von Dr. Alexander Schöppner. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Dr. S. Ruge. Mit 32 Ansichten in Tondruck und 46 in den Text gedruckten Abbildungen. — Preis 5 Thlr. 10 Ngr. Geb. 6 Thlr. In Prachtband mit Goldschnitt 6 Thlr. 10 Ngr.

Illustrirte
Kriegs-Chronik.

Gedenkbuch an den Feldzug von 1866 in Deutschland und Italien. Mit 200 Illustrationen nach Originalzeichnungen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. In eleg. Umschlag brosch. 3 Thlr. 15 Ngr. In engl. Einband 4 Thlr. 15 Ngr. Pracht-Ausgabe 15 Thlr.

Die
Geologie der Gegenwart.

Von Prof. Bernhard von Cotta. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. — Preis 2 Thlr. 15 Ngr. In engl. Einband 3 Thlr.

Thierleben der Alpenwelt.

Von F. v. Tschudi. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Mit 24 Illustrationen nach Originalzeichnungen von G. Rittmeyer und W. Georgy. 8. Auflage. — Preis 2 Thlr. In engl. Einband 2 Thlr. 15 Ngr.

Haustheater.

Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise. Von Roderich Benedix. Dritte, vermehrte Auflage. — Preis 2 Thlr.

Inhalt: Der Weiberfeind, Lustspiel. — Unerschütterlich, Vorspiel. — Entsagung, Lustspiel. — Eigensinn, Lustspiel. — Der Proceß, Lustspiel. — Die Lügnerin, Lustspiel. — Die Eifersüchtigen, Lustspiel. — Die Hochzeitsreise, Lustspiel. — Die Künstlerin, Lustspiel. — Die Phrenologen, Lustspiel. — Angela, Liederspiel. — Der Sänger, Liederspiel. — Die Dienstboten, Lustspiel. — Nein, Lustspiel. — Das Dienstmädchen, Genrebild. — Die Großmutter, Genrebild. — Ohne Paß, Lustspiel. — Die Prüfung, Lustspiel. — Der Dritte, Vorspiel. — Der Mädchen Waffen, Vorspiel. — Der Phlegmaticus, Lustspiel. — Günstige Vorzeichen, Lustspiel.

Meine Erinnerungen an
Felix Mendelssohn-Bartholdy,
und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. Mit dem Porträt (Büste) Mendelssohn-Bartholdy's in Stahlstich. Preis 2 Thlr.

25. Jahrg.] **Illustrirter Kalender für 1870.** [1870.

Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Mit Titelbild, 62 in den Text gedruckten Abbildungen, 12 Sternkarten, 12 Monatsvignetten und einer Eisenbahnkarte von Mittel-Europa. — Preis 1 Thlr. In engl. Einband 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Textrevision von Heinrich Kurz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr. | H. v. Kleist, 2 Bände. 1⅙ Thlr.
Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr. | Chamisso, 2 Bände. 1⅓ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illustrirtes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34¾ Thlr.
Volksausgabe von Schödler in 2 Leinwandbänden, 6½ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Für Lesegesellschaften und Museen, Familiencirkel, öffentliche und Privatbibliotheken, Hotels und Conditoreien.

Abonnements auf die seit 1843 in Leipzig erscheinende

Illustrirte Zeitung für 1870

Wöchentlich eine Nummer von 16 Folioseiten,

werden in allen Buch- und Kunsthandlungen, bei allen Postanstalten und Zeitungsexpeditionen sowie in der Unterzeichneten zum vierteljährlichen Pränumerationspreis von 2 Thalern angenommen.

Leipzig, Expedition der Illustrirten Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lieder und Bilder.

Neue Dichtungen

von

Julius Sturm.

Zwei Theile.

8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr. Geb. 2 Thlr.

(Jeder Theil einzeln geh. 24 Ngr., geb. 1 Thlr.)

Eine neue Gabe des beliebten Dichters Julius Sturm, dessen frühere Dichtungen in wiederholter, zum Theil, wie die „Frommen Lieder", bereits in sechster Auflage erschienen, darf der freundlichsten Aufnahme sicher sein. Die beiden Theile sind auch jeder einzeln mit besonderm Titel zu haben und in ihrer zierlichen Ausstattung besonders als poetisches Festgeschenk zu empfehlen.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Gedichte. Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Fromme Lieder. Sechste Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Fromme Lieder. Zweiter Theil. Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
Für das Haus. Liedergabe. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Zwei Rosen oder Das hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Meyers Konversations-Lexikon.

Zweite illustr. Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52. Tausend.

15 Leinwandbände, mit Atlas und Register, 37½ Thlr.

Auch in Umtausch gegen alte Aufl. von Brockhaus, Pierer und Meyer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die biblische Geschichte

in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Religionsgeschichte.

Ein biblisches Lehr- und Lesebuch für die reifere Jugend.

Von

Bernhard Bähring,
evang.-prot. Pfarrer.

Erste Abtheilung: **Das Alte Testament.**

8. Geh. 20 Ngr.

Bähring's „Biblische Geschichte", mit umsichtiger Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Forschungen bearbeitet, wird dazu beitragen, diesen wichtigsten Zweig des christlichen Religionsunterrichts Lehrern und Schülern werthvoller und fruchtbringender zu machen. Sie ist zum Gebrauch in Schullehrerseminarien, Lateinschulen, Gewerbschulen, höhern Privatinstituten und Töchterschulen bestimmt, empfiehlt sich aber auch zu gemeinsamer Lektüre in gebildeten Familien. Die zweite Abtheilung, das Neue Testament, folgt binnen kurzem.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas

in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.

Complet in Mappe 12½ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte

von Deutschland.

Zweite Auflage von 1869.

13 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton, 6 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google